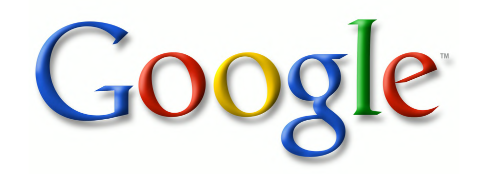


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

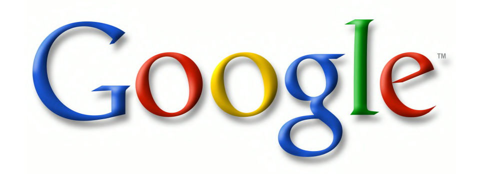
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

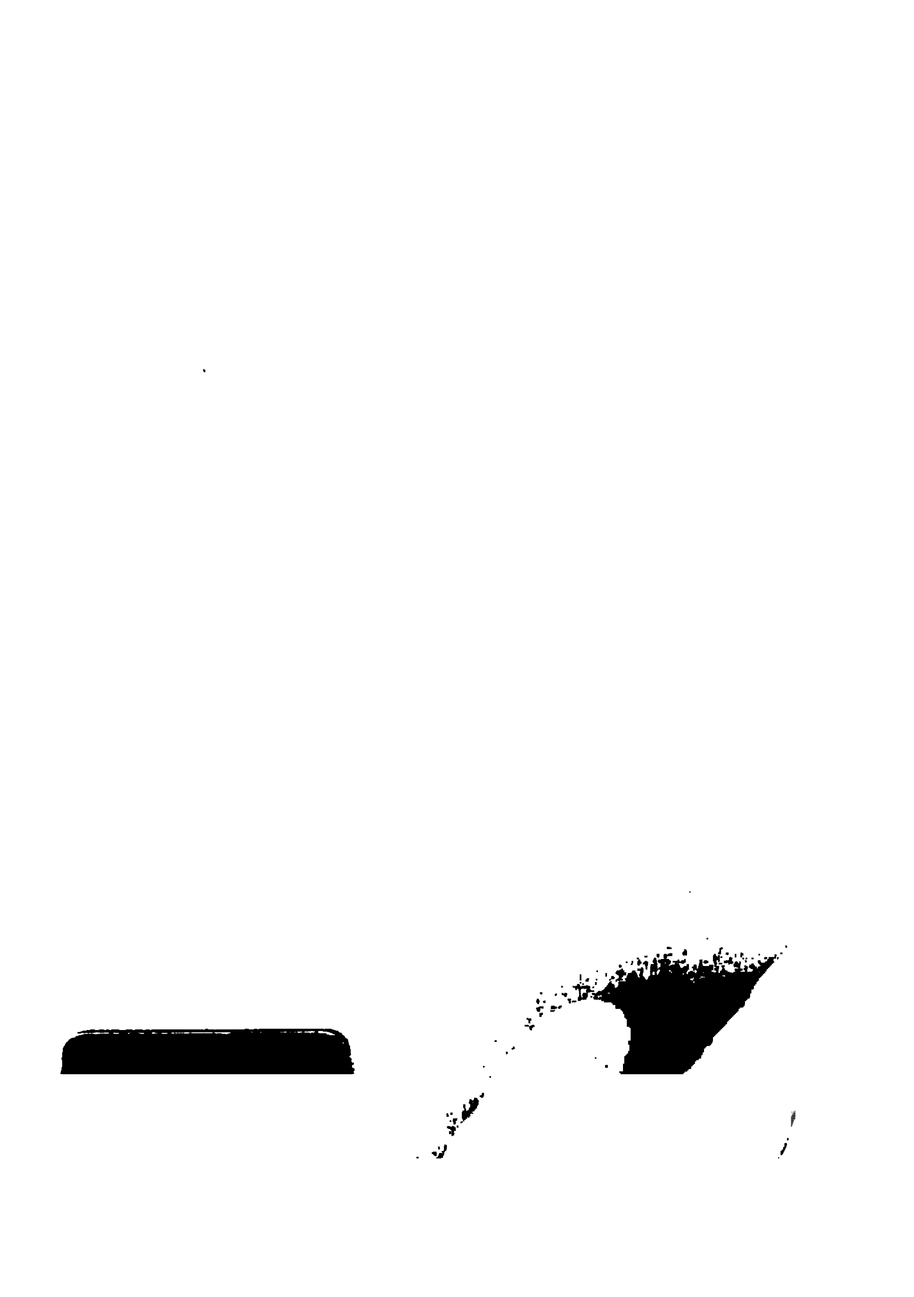
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06829758 3











Allgemeine

Realencyclopädie

oder

Conversationslexicon

für das

katholische Deutschland.

Bearbeitet

von einem Vereine

katholischer Gelehrten

und herausgegeben

von

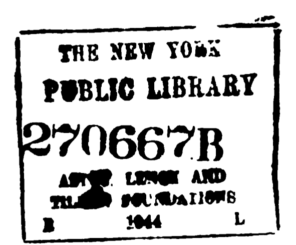
Dr. Wilhelm Binder.

Zehnter Band.

Tenedos — Zwolle.

Regensburg, 1849.

Verlag von Georg Joseph Manz.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
270667B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1944 L

Allgemeine

Realencyclopädie

oder

Conversationslexicon

für das

katholische Deutschland.

Bearbeitet

von einem Vereine

katholischer Gelehrten

und herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Binder.

Zehnter Band.

Tenedos — Zwolle.

Regensburg, 1849.

Verlag von G. Joseph Manz.

Nachwort.

Unsere beiden Supplement-Bände (von denen die zwei ersten Hef ebenfalls bereits ausgegeben sind) enthalten das Fehlende und führe die behandelten Gegenstände bis auf den neuesten Standpunkt fort; di Vollendung der Form aber muß freilich späterer Zeit vorbehalten bleiben

Trete denn nun das beendigte Werk, mit seinem Guten wie Mangel haften, hinaus in die katholische Welt deutscher Zunge! Wenn un nur das Zeugniß nicht versagt wird, daß wir zur Förderung der Sach unserer heiligen Kirche und ächt christlicher Wissenschaft einige brauchbar Bausteine geliefert haben: dann werden auch Belehrungen da, wo wir i der Wahl der Mittel zu unserem Zwecke geirrt haben, wo unsere Kräft geringer als unser Vorsatz erfunden worden sind, wo Mackel und Unvoll kommenheiten sich zeigen, von uns mit Freuden angenommen und für di Zukunft gewissenhaft benützt werden.

Augsburg und Regensburg, den 18. August 1849.

Redaction und Verlagshandlung.
Dr. W. Binder. G. J. Manz.

T.

Tenedos, (jetzt Bogdscha-Adassi, zum türkischen Ejalet Dschesair gehörig), eine Insel an der Küste von Troas im ägeischen Meere mit einem Tempel des Apollo, war stets der Schlüssel des Hellespont und erlangte schon in der Belagerung von Troja hohen Ruhm, indem die Griechen hier ihre Flotte verbargen und so die Trojaner glauben machten, sie wären mit derselben abgezogen. Berühmt waren im Alterthume die Töpferwaaren von T. und noch jetzt der dortige Muskatellerwein, womit die 7000 Einwohner der Hauptstadt Tinedo beträchtlichen Handel treiben. Hier 1807 Seesieg der Russen über die Türken und der Griechen 11. November 1822.

Teneriffa, die größte und bevölkertste der canarischen Inseln, im atlantischen Meere, liegt beinahe in der Mitte dieses Inselhaufens, zwischen den Inseln Canaria und Gomera, hat einen Flächenraum von 62 □ Meilen und 120,000 Einwohnern, meistens spanischen Ursprungs. Die Insel ist ziemlich fruchtbar u. reich, hat ein mildes, angenehmes und gesundes Klima, eine trockene reine Luft und schöne malerische, reizende und ungemein fruchtbare Gegenden, besonders auf der Nordseite. Sie ist durch unterirdisches Feuer entstanden, beinahe ganz bergig; große Bergrücken, wovon einige einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind, ziehen sich in verschiedenen Reihen hin; meistens nackte, gräuliche, steile Felsenberge erheben sich bis gegen die Wolken und über alle ragt der berühmte Spitzberg (Pic de Teyde, 11,424 Fuß) hervor. Der Boden wird durch mehre, meistens unbedeutende, Küstenflüßchen bewässert. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: köstlicher Wein von verschiedenen Arten und in ziemlicher Menge, Weizen, Mais, Zuckerrohr, Bohnen, Kartoffeln, vortreffliches Obst, Färbermoos und viele andere nutzbare Pflanzen. Die Viehzucht ist ziemlich gut; die Einwohner treiben sehr starken Handel. Die Ostindienfahrer pflegen hier gewöhnlich anzulegen, um Erfrischungen einzunehmen. Viele Einwohner wandern jährlich aus. Die Hauptstadt ist Santa Cruz, mit 9000 Einwohnern, Sitz des Gouverneurs und der Haupthafen der canarischen Inseln.

Teniers, Vater und Sohn, zwei berühmte niederländische Maler. 1) T., David, der Aeltere, geboren zu Antwerpen 1582, lernte bei P. P. Rubens u. arbeitete 10 Jahre zu Rom unter A. Elzheimer. Er war der Erfinder seiner eigenen Manier in kleinen Gemälden von vielen Figuren, welche Vergnügen und Freude mit ungemein viel Geschmack und Wahrheit vorstellen, als: Trinkgesellschaften, Dorffeste, Wachtstuben &c. Sein Tod erfolgte zu Antwerpen 1649. Ihn übertraf noch sein Sohn 2) T., David, der Jüngere, geboren zu Antwerpen

1610, von seinem Vater und ebenfalls in Rubens Schule gebildet. Er malte namentlich Bauernscenen, auch Wachtstuben, alchymistische Laboratorien, sowie Schlachten und Thierstücke, nicht eben in edler und geistvoller, aber lebendig malerischer Auffassung, mit leichtem und keckem Pinsel und schönem Colorit. Er wurde Direktor der Akademie zu Antwerpen und starb zu Brüssel 1690. Seine sehr verbreiteten und geschätzten Gemälde sind in zahlreichen Stichen bekannt.

Tenne, s. Scheune.

Tennecker, Christian Ehrenfried Seyfert von, geboren zu Bräunsdorf bei Freiberg 1770, hieß eigentlich Seyfert, nahm aber den Namen v. T. von seiner Mutter an, studirte in Dresden Thierarzneikunde, ward dann Unterbereiter an der Akademie in Dresden, trat 1791 als Lieutenant in das neu errichtete sächsische Husarenregiment ein, nahm 1799 seinen Abschied, ward sodann koburgischer Stallmeister, begleitete eine Zeit lange eine Gesellschaft Kunstreiter als Stallmeister, war dann Vorsteher eines Instituts der Pferdearzneikunde in Leipzig und trieb dort einen starken Pferdehandel. Im Oktober 1806 ward er Direktor des sächsischen Militär-Fuhrwesens, 1810 Hauptmann, 1815 Major, 1817 Direktor der Thierarzneischule in Dresden u. starb 1839. Schriften: Der Taschenschmid und Taschenpferdearzt, aus dem Englischen, 12. Aufl. Lpz. 1826; Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht, Mannheim u. Leipzig 1797—1800, 6 Hfte.; Der Fahnenschmid im Kriege, ebd. 1798; Handbuch der praktischen Heilmittellehre für Roßärzte, ebd. 1799—1800; Taschenbuch für Pferdeliebhaber, ebd. 1800—1803, 3 Bde.; Der Roßarzt, Tübingen 1803—1804, 2 Bde. (6 Thle.); Die Hausthiere, Lpz. 1805, 2 Bde.; Handbuch der niedern Roßkunst, ebd. 1805; Geschichte eines Racenpferdes, ebd. 1803; Lehrbuch der Veterinärchirurgie, Prag 1819—21, 3 Bde.; Lehrbuch der Erkenntniß und Heilung bei Verletzungen an Pferden, Altenburg 1821; Praktisches Lehrbuch der Hufbeschlagskunde, ebd. 1821; Lehrbuch der Gestütewissenschaft, Prag 1820; Unterricht in der Zäumung, Beschirrung und Bespannung der Wagenpferde, Lpz 1831, u. m. a.

Tennemann, Wilhelm Gottlieb, ein verdienter und mit Recht geachteter deutscher Philosoph, geboren 1761 zu Kleinbrembach bei Erfurt, studirte auf der dortigen Universität und nachher zu Jena, wo er sich 1788 habilitirte und 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie wurde. 1804 wurde er als ordentlicher Professor nach Marburg berufen und starb daselbst 1819. Man hat von ihm: Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit, Jena 1791; System der platonischen Philosophie, Lpz. 1792—95, 4 Bde.; Geschichte der Philosophie, ebd. 1798—1819, 11 Bde. (unvollendet, n. Aufl. von Wendt, ebd. 1829); Grundriß der Geschichte der Philosophie, ebd. 1812, 4. Ausg. 1825. Uebersetzungen: Hume, Untersuchung über den menschlichen Verstand, Jena 1793; Locke, Versuch über den menschlichen Verstand, ebd. 1795—97, 3 Thle.; Degerando, vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie, Marburg, 1806 f., 2 Bde. Vgl. Wagner, Memoria Tennemanni, Marb. 1819.

Tennessee, einer der Freistaaten der nordamerikanischen Union, mit 1884 □M. und 840,000 Einwohnern, darunter 184,000 Sklaven, zwischen Kentucky, Virginia, Nordcarolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Arkansas und Missouri, durch das Cumberlandgebirge in Ost- und West-T. getrennt. Im Osten herrscht Gebirgsboden, durchbrochen von vielen üppigen Thälern, vor; die Mitte ist hügelig, aber nicht ohne Fruchtbarkeit, die in dem theils sanft gewellten, theils flachen Westen zur Ueppigkeit wird. Die westliche Gränze berührt der Mississippi; im Innern sind der Tennessee und Cumberland die Hauptströme. Der Acker- und Plantagenbau, die Obst- und Viehzucht liefern die reichsten Ergebnisse. Dichte Waldungen sind im Süden und Osten, mit herrlichen Bauhölzern, Bergen, Wild und Geflügel aller Art. Die reichen Mineralschätze werden nicht genügend gehoben. Die Industrie macht schnelle Fortschritte. Der Handel hat an den Dampfschiffen einen mächtigen Hebel gefunden. Zu den Ansiedlern, welche seit 1765 von Virginia und Carolina aus sich hier niederließen, haben sich Deutsche,

Schweizer u. Engländer gesellt. Die Baptisten u. Presbyterianer zählen die meisten Anhänger. Es bestehen 5 Colléges, 24 lateinische Schulen, 262 Elementar- u. Volksschulen. Die Legislatur versammelt sich in der Hauptstadt Nashville. Im Jahre 1842 betrug die Staatseinnahme 660,338 Dollars, die Staatsausgabe 470,848 Dollars, die Staatsschuld 3,163,515 Dollars.

Tenor (vom lat. tenor, Inhalt, weil in den alten Motetten der Inhalt des Stücks in dieser Stimme vorgetragen seyn soll), die hohe männliche Stimme im gewöhnlichen Umfange von c der kleinen Octave bis g in der eingestrichenen Octave; als Solo-T. aber, oder hoher T., bis a oder b, wohl auch c der eingestrichenen Octave. Diese Höhe ist jedoch meistens schon Falset, selten Bruststimme und es gehört viele Kunst dazu, wenn der Sänger den Uebergang in das Falset (s. d.) so wenig bemerkbar, wie möglich, machen will. Der T., als eine der vier Hauptgattungen der menschlischen Stimme, ist im gewöhnlichen, vierstimmigen Gesange die zweite Mittelstimme, im vierstimmigen Männergesange aber führt er als erste Stimme die Hauptmelodie und als zweite die höhere Mittelstimme. Ihr Schlüssel ist der C-Schlüssel, genannt T.-Schlüssel, T.-Zeichen; er steht auf der vierten Linie und bezeichnet daselbst das c. Gebraucht man statt dessen den G-Schlüssel, so werden die Noten eine Octave tiefer gesungen. Der erste und zweite (hohe und tiefe) T. in den Opern unterscheiden sich nach obiger Andeutung durch ihre mehr oder minder hohe Stimmlage.

Tenos, eine der Cykladen (s. d.).

Tenotomie, s. Sehnendurchschneidung.

Tentzel, Wilhelm Ernst, ein verdienter Historiker und Literator, geboren zu Arnstadt 1659, studirte zu Wittenberg, wurde in Gotha 1685 Lehrer am Gymnasium und Aufseher des Münzkabinets und der Kunstkammer, kam 1702 als Rath und Historiograph nach Dresden, erhielt aber schon im folgenden Jahre seine Entlassung und starb den 24. November 1707 in Dürftigkeit. Seine besten Schriften sind: De disciplina arcani und Exercitationes selectae, Leipzig 1692. Seine bekannten Journale: Monatliche Unterredungen, Lpz. 1689—99, 10 Bde. und deren Fortsetzung: Curieuse Bibliothek, ebd. 1704—1706, 3 Bde., enthalten viel Nützliches für den Literator und Historiker. Auch um die Numismatik, besonders die Kenntniß der sächsischen Münzen, machte er sich verdient. In einer besondern Abhandlung bewies er, daß von dem „Te Deum laudamus“ weder Ambrosius, noch der heil. Augustin die Verfasser sind.

Tenute, in der Musik: das Aushalten eines Tones, ein Ruhepunkt im Tonstücke, die Fermate (s. d.).

Teos, jetzt Bodrun, im Alterthume eine der vorzüglichsten Städte des jonischen Bundes in Kleinasien, gegenüber der Insel Samos, mit einem Hafen, war die Vaterstadt des Anakreon (s. d.).

Teplitz, Stadt und berühmter Badeort im Leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, mit 4000 Einwohnern, liegt in einem geräumigen Thale, zunächst von Hügeln umgeben, die sich in weiten Kreisen zu schön gestalteten Bergen erhöhen, in einer höchst anmuthigen und malerischen Gegend. Die Stadt hat die Gestalt eines regelmäßigen Vierecks, mit drei Thoren und einen Umfang von beinahe ½ Stunde. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das fürstliche Schloß mit dem anstoßenden großen Garten und dem Theater, das 1806 erbaute Rathhaus am Markte, die Dekanatskirche, das von Kaiser Alexander erbaute goldene Kreuz, der Gartensaal, das Herrenhaus, die Kreuzkapelle mit dem Kirchhofe, auf welchem das Grabmal des Dichters Seume (s. d.) sich befindet. — Die Heilquellen, welche sich theils in der Stadt, theils in dem mit dieser durch eine Reihe schöner Häuser verbundenen, Dorfe Schönau befinden, gehören zu den naturwarmen, schwach alcalinischen, deren Ursprung ein vulkanischer ist und deren Geburtsstätte, nach dem Temperaturverhältnisse zu schließen, etwa 5075 Fuß tief im Urgebirge gesucht werden dürfte. Die Tradition von der Entdeckung der Hauptquelle durch den Ritter Kolostug, einen Vasallen des Herzogs Przemysl, der in der Nach-

barschaft wohnte, lautet also: Eines Tages trieben seine Hirten die Schweinheerde in diese Gegend und mehre Schweine fanden ihren Tod in der heißen Fluth. Diese Entdeckung veranlaßte den Ritter, sich hier eine Burg zu erbauen. Der Sage nach soll sich diese Begebenheit im Jahre 762 n. Chr. ereignet haben, wie dieses der am Stadtbade befindliche Gedenkstein besagt. Um die Burg des Kolostug versammelten sich bald mehre Ansiedler, welche die Heilkraft der Quelle erkannten, so daß eine Art Gasse, in der Landessprache „Ulice" genannt, entstand und, da die Quelle heiß war, so bekam die Gasse den Namen der warmen Gasse, „tepla ulice," woraus durch Abkürzung Teplic, und später Teplitz gebildet wurde. — Die chemischen Bestandtheile dieser, in quantitativer und qualitativer Hinsicht kaum, wohl aber bezüglich der Temperatur (von 21 — 30°) verschiedenen, Quellen bestehen in geringerer Menge aus Kali- und Natronsulfat, Natroncosbonat und Phoshat, Fluorsiliciumnatrium, Chlornatrium, Strontiancarbonat, Kalk- und Magnesiacarbonat, Manganoxydul- und Eisenoxydulcarbonat, basisch phosphorsaurer Thonerde, Kieselerde, Quellsäure und in geringerer Menge aus Kohlensäure, Sauer- und Stickstoff. Zufolge dieser chemischen Constitution beurkundet das T.er Mineralwasser auflösende, schmelzende, zersetzende und stärkende Wirkung auf den menschlichen Organismus, die, in Verbindung mit der natürlichen Wärme, einen reizenden, flüchtigen und durchdringenden Charakter annimmt. — Heilförderlich erweist sich dasselbe bei reizloser und chronischer Gicht und Rheumatismus und deren Produkten, insoweit jene auf gestörter Thätigkeit der abscheidenden Apparate beruhen u. diese Funktionen durch den Gebrauch desselben wieder geweckt und bethätigt werden; unter gleichen Verhältnissen bei Skropheln, bei Hautausschlägen, sobald solche gerade nicht in allgemeiner Säftemischung ihren Grund haben — so namentlich bei Krätze und verschiedenen Flechten; bei Geschwüren, die auf gichtischer Säftemischung beruhen, oder nach zurückgetretenen Hautausschlägen entstanden sind; bei Quecksilberkrankheit; bei verschiedenen Formen von Augen- und Ohrenkrankheiten, wenn sie Symptome von Gicht- und Skropheldyskrasie sind und einen passiven Charakter an sich tragen. Nachtheilig wirkt die T.er Therme bei Krankheiten mit vorwaltend activem, plethorischem Charakter, bei Blutflüssen, Entzündungen und fieberhaften Zuständen, bei wahrer Vollblütigkeit und bedeutenden Congestionen nach Kopf und Brust; bei Vereiterung innerer Organe mit Neigung zur Zersetzung, Wassersucht und Zehrfieber, bei krebshaften Leiden des Magens und organischen Herz- und Gefäßkrankheiten. Die Anwendung dieses Wassers ist fast lediglich eine äußere. Je nach dem beabsichtigten Heilzwecke gebraucht man es bald als heißes (32 — 38° R.) — um den Organismus zu lebhafter Reaction anzuregen und Krankheitsstoffe beweglich zu machen — bald als warmes (29 — 31° R.) — um die Haut sanft zu beleben, um die Ab- und Aussonderungen gelind anzuregen, — bald als laues Bad (25 — 28° R.), um eine gesteigerte Reizbarkeit der Haut herunterzustimmen. Man gebraucht das T.er Wasser in der Form von Ganz-, Halb-, Fuß- und Handbädern, oder als Douche. Auch Moorbäder werden daselbst seit der neuesten Zeit gebraucht. Die Dauer des Aufenthaltes in einem Bade variirt, je nach der Natur der Krankheit und den constitutionellen Verhältnissen des Kranken, zwischen 15 — 40 Minuten. Zu einer Badekur ist gewöhnlich ein Zeitraum von 3 — 6 Wochen erforderlich. Der innerliche Gebrauch dieser Therme, früher — im 15. und 16. Jahrhunderte — gebräuchlich, wurde auch in der neuesten Zeit wieder aufgegriffen und als eine sehr kräftige Unterstützung der Badekur befunden. Speziell ersprießlich fand man denselben zur Beförderung der Darm- und Nierenexcretionen bei Gicht und Dyskrasien, so wie zur Lösung hartnäckiger Lungen- und Luftröhrenkatarrhe. Gewöhnlicher wird mit einer Badekur zu T. der innerliche Gebrauch anderer Mineraltrinkwasser verbunden. In mehrfacher Beziehung mit Bad Gastein (s. d.) verwandt, dient T. in solchen Fällen, wo nachträglich noch auf die äußere Haut gewirkt werden soll, zur Nachkur und dies am häufigsten nach dem Gebrauche der Karlsbader und Marienbader Mineralquellen. μ.

Teppiche nennt man Decken auf Tische, Stühle, Betten, Sopha's, Pianofortes, Fußböden u. s. w., welche in verschiedenen bunten Farben, meist von Wolle, zuweilen mit Baumwolle und Leinen gemischt, auf dem Webstuhle verfertigt sind und die ursprünglich in Persien und der Türkei, dann aber auch in England, Frankreich, Belgien, Deutschland ꝛc. fabrizirt wurden. Von den in Europa verfertigten T.n zeichneten sich stets und bis auf die jetzige Zeit die französischen, sowohl durch ihre schönen Farben als durch außerordentliche Feinheit der Muster aus, und erst in neuerer Zeit sind in Deutschland T.-Fabriken entstanden, welche Nichts zu wünschen übrig lassen, obgleich ihr Erzeugniß dem besten französischen nicht beikommt; man hat sich in Deutschland besonders deßhalb nicht mit Herstellung vorzüglicher T. beflеißigt, weil solche zu theuer zu stehen kommen und nur selten bezahlt werden. Man verfertigt die T. in den verschiedensten Gattungen und Preisen, sowohl sammetartig, als glatt, theils in ganzen Stücken, theils abgepaßt mit Bordüren, meist mit schönen vielfarbigen Mustern, Blumen, Landschaften u. s. w. Außer den wollenen hat man auch seidene, baumwollene, Roß- und Kuhhaarene und Wachstuch-T. und T.-Zeuge. Eine besondere Art der geringeren T., aus ordinärer Wolle und Leinengarn gewebt, sind die Tyroler, welche theils im Pusterthale, die meisten aber in Nördlingen in Bayern fabrizirt und von Tyrolern im Auslande verkauft werden.

Terceira, die vornehmste unter den azorischen Inseln (s. d.), nordwestlich von St. Miguel, mit 10½ □ Meilen und 40,000 Einwohnern, hat ein angenehmes, sehr mildes Klima, ist durch unterirdisches Feuer entstanden, bergig und rings umher von steilen Felsen und Klippen umgeben. Ihr Boden ist wohlbewässert und fruchtbar, auch gut angebaut; er trägt ungemein vielen Weizen, auch Mais, Obst, geringen Wein; das Rindvieh ist ungemein schön und groß, ja, größer als irgendwo in Europa; Schafe, Wildpret, Geflügel und treffliche Fische sind in Menge vorhanden. Die Insel leidet oft von Vulkanen und Erdbeben. Die Einwohner sind die gebildetsten unter den Bewohnern der azorischen Inseln und zeichnen sich durch ihre verfeinerten Sitten aus. Sie treiben nur wenig Handel, dessen wichtigster Gegenstand der Waid ist. Die Insel ist in die zwei Hauptmannschaften Angra u. Praya abgetheilt. Die Hauptstadt ist Angra.

Terceira, Herzog von, Graf von Villaflor, königlich portugiesischer Marschall und Pair, geboren um 1790 in Lissabon, trat sehr jung in Kriegsdienste, stieg bald im Befreiungskriege bis zum Stabsoffizier, war Oberst und Brigadier, als König Johann VI. starb, die Infantin Isabella als Reichsverweserin den Eid auf die Constitution leistete und Donna Maria von Don Pedro den Thron abgetreten erhielt. Zum Marescal del Campo ernannt, ward er gegen den Marquis de Chaves gesendet, drängte diesen zwei Mal über die spanische Gränze zurück und wurde Obergeneral der Nordarmee und im Juni 1827 militärischer Befehlshaber von Lissabon, jedoch bald von diesem Posten entfernt. Als eifriger Anhänger constitutioneller Grundsätze ward er, als 1828 Don Miguel die Regentschaft übernahm, mit Kälte aufgenommen, nur als Brigadier anerkannt, vom Pöbel insultirt und flüchtete auf ein englisches Schiff, mit dem er nach London ging. Als die constitutionelle Partei sich Oporto's bemächtigte, ging auch er dahin, kam aber zu spät und mußte nach England zurückkehren. Hier bereitete er die Unternehmung nach T. vor, bemächtigte sich dieser Insel im Juni 1829 und auch der Azoren, landete von da aus im Juli 1832 zu Oporto, dessen Vertheidigung er Anfangs allein, dann aber General Solignac führte, wurde zum Herzog von T. ernannt, ging nach Algarbien, maschirte im Juli 1833 mit dem Herzoge von Palmella mit einem kleinen Corps von 8000 Mann auf Lissabon, schlug mit 1500 Mann das 6000 Mann starke Heer Don Miguels unter Tellez Jordan vor Lissabon, worauf Lissabon den 24. Juli besetzt wurde. T. schlug darauf den Angriff Bourmont's auf Lissabon ab, durchbrach mit Saldanha gemeinschaftlich die festen Linien Don Miguels und warf ihn nach Santarea; aber, durch Zwistigkeiten geärgert, legte er das Commando über

die Armee nieder und zog sich nach Lissabon zurück, übernahm aber im Mai 1834 wieder den Oberbefehl über Oporto, reinigte mit dem spanischen General Rodil die nördlichen Provinzen von den Miguelistischen Parteien, worauf Don Miguel und Don Carlos, Infant von Spanien, Portugal verließen. Bei Don Pedro und der Königin Maria da Gloria sehr angesehen, wurde er eine Zeit lange Minister, dankte aber im März 1835 wieder ab. Als das Ministerium Bomfin die Charte von 1822 herstellte, sammelte er, als Haupt der Chartisten, mit Saldanha zur Gegenrevolution Truppen im Norden von Portugal, mußte sich jedoch im September 1837 unterwerfen. Als Haupt der Chartisten ward er, als 1842 die Charte Don Pedro's von 1826 wieder hergestellt wurde, Ministerpräsident, dankte aber bald wieder ab, blieb jedoch Oberbefehlshaber der Truppen in Lissabon, bald aber ward er (1843) wieder Ministerpräsident u. Kriegsminister, legte indeß erstere Stelle wieder nieder und behielt nur das Kriegsministerium. T. soll bei der Revolution von 1846 insgeheim viel Antheil an dem Sturze der beiden Brüder Cabral gehabt haben.

Terek, ein Fluß in Rußland, entspringt am Nordabhange des Kaukasus, am Berge Khoschi, fließt nordwestlich in einem engen Thale und durch die große Kabardah, dann östlich und in mehren Mündungen ins kaspische Meer. Die Hauptmündung ist Staroi-T. Sein Lauf beträgt gegen 110 Stunden.

Terentianus, Maurus, ein römischer Grammatiker, aus Karthago gebürtig, lebte zu Ende des ersten christlichen Jahrhunderts und schrieb: De literis, syllabis, pedibus et metris, herausgegeben in Putschius Grammat. rom. antiq.; in Wernsdorfs Poetae lat. min. und am besten von Santen und Lennep (Utr. 1825) und von Lachmann (Berl. 1836).

Terentius, Publius Afer, ein bekannter römischer Lustspieldichter aus dem 2. Jahrhunderte v. Chr. Von geringen Eltern 194 v. Chr. zu Karthago geboren, daher auch sein Beiname Afer, kam er, noch ganz jung, nach Rom als Sklave des Senators T.s Lucanus. Als dieser seine Fähigkeiten bemerkte, so ließ er ihn gut erziehen, in den freien Künsten unterrichten und sprach ihn auch bald frei, worauf er den Namen T. annahm. Er fing nun an, Komödien zu schreiben (seine Andria soll er schon im 18. Jahre gemacht haben), und erwarb sich dadurch bald die Achtung und Freundschaft der angesehensten Männer, eines Lälius, Scipio 2c. Jetzt besitzen wir noch sechs Lustspiele von ihm, die wegen der Feinheit und Eleganz der Sprache von den Freunden der römischen Literatur gerne gelesen werden. T. lernte dadurch, daß er mit den angesehensten Römern seiner Zeit in vertrauter Bekanntschaft stand, die Sitten der höheren Stände genau kennen. Auf einer Reise nach Griechenland litt er Schiffbruch und verlor dabei eine große Anzahl seiner Lustspiele (man setzt ihre Zahl auf 108), welches um so mehr zu bedauern ist, da die griechischen Originale des Menander, aus dem er sie copirt u. übersetzt hatte, ebenfalls verloren gegangen sind. Aus Gram über diesen Verlust soll er auch bald nachher in Arkadien, ungefähr 150 Jahre v. Chr. Geburt, gestorben seyn. Unter seinen älteren Auslegern sind Aelius Donatus, ein Sprachlehrer des 4. Jahrhunderts und Eugraphius, im 10. Jahrhundert, die merkwürdigsten. — Ausgaben: die älteste Mailand 1470 fol.; von R. Bentley (besonders in Hinsicht auf Metrik schätzbar). Cambg. und Lond. 1726. Amst. 1727, 1737. Berl. 1820; von Westerhov, Haag 1726. 2 Bde., neue Ausgabe, besorgt durch G. Stallbaum, Lpz. 1831. 6 Bde.; von J. K. Zeune, mit ausgesuchten Anmerkungen der früheren Herausgeber, Lpz. 1774 und mit neuem Titel, Königsb. 1787, 2 Bde.; die Zweibrücker 1786, 2 Bde., 2. Aufl. — mit Erläuterungen von B. F. Schmieder, R. A. Halle 1819. Eine ansehnliche kritische, von Brunck besorgte, Ausgabe erschien zu Basel 1797; von F. H. Bothe, Berl. 1806, von demselben als 4 Bd. der Poëtae scenici Latinorum, Halberst. 1822. Nach einer, auf der Universitätsbibliothek zu Halle befindlichen, Handschrift und mit angehängten, bis dahin noch ausgedruckten, Dictaten von Ruhnken durch P. J. Bruns, Halle 1811, 2 Bde.; von F. C.

G. Perlet, Lpz. 1827, 2. Aufl.; von Reinhardt (Lpz. 1827) Bothe (2 Bde. Mannheim 1837—38); die von Reinhold begonnene (2 Bde., Pasewalk 1838 —39); von Klotz (2 Bde., Lpz. 1838—40) und Vollbehr (Kiel 1846). Gute deutsche Uebersetzungen lieferten: Kindervater (2 Bde.), Jena 1799—1800), Köpke (Lpz. 1805), Wolper (2 Bde.), Prenzl 1825—28 u. Benfey (9 Bde., Tüb. 1837). Von Bedeutung sind für die Kritik und Erklärung Ritschl's „Parerga zu Plautus und T." (Lpz. 1845).

Ter Gouwe, s. Gouda.

Termin, ein Zeitraum, innerhalb dessen ein rechtliches Geschäft vorgenommen werden muß. Derselbe kann nur vom Richter bestimmt werden und ist, je nachdem die betreffende Vorladung an den Betheiligten ergeht, entweder ein arctatorischer, oder monitorischer. Bei ersterem ist mit der Versäumniß für den Ungehorsamen ein bestimmter Nachtheil verbunden, indem die Verurtheilung in contumaciam erfolgt (vgl. den Art. Contumaz); bei letzterem ist dieses nicht der Fall. Der arctatorische T. ist wieder ein peremptorischer, wenn der Nachtheil des Ungehorsams in dem Verluste eines bestimmten Rechtes, oder ein dilatorischer, wenn er in der Strafe der Kostenzahlung, oder sonst einer Geldstrafe besteht. — Dann versteht man unter T. auch einen bestimmten Zeitpunkt außerhalb des Prozesses, von dem gewisse Rechte abhängen, daher: T.us a quo, Anfangspunkt eines solchen Zeitraumes und T.us ad quem, Endpunkt desselben, Ziel, der die Dauer der Verbindlichkeit bestimmende Zeitpunkt. Diese Ausdrücke und Zeitpunkte kommen besonders bei der Berechnung fortdauernder Leistungen, der Früchte einer Sache und namentlich der Zinsen von Geldschulden vor.

Terminanten (von Terminiren, d. h. Einsammeln milder Gaben), heißen die Mitglieder der Bettelorden (s. d.).

Terminismus, gleichbedeutend mit Determinismus (s. d.).

Terminologie, der Inbegriff der Kunstausdrücke, die Kunstsprache, die Lehre von den Kunstwörtern (s. d.).

Terminus hieß in der Mythologie der Römer der Gränzgott, der von Numa Pompilius zum Schutze des Eigenthums eingeführt wurde. Ihm wurde alljährlich am 21. Februar ein Fest, die Terminalia, gefeiert, wobei dem Gotte Kuchen, Brei und Feldfrüchte geopfert wurden.

Termiten (Termitini), eine Familie aus der Insektenordnung der Netzflügler (s. Insekten), unter dem Namen der weißen Ameisen als sehr schädliche und zerstörende Thiere bekannt. Sie leben in den Tropenländern in großen Gesellschaften zusammen und richten, besonders an Holzwerken, außerordentliche Verwüstungen an; sie haben kurze, perlschnurförmige Fühler und 4 gleich große Flügel, die von wenigen Adern durchzogen sind. Jede Gesellschaft der T. besteht aus folgenden Individuen: 1) Die Larven oder Arbeiter, welche ungeflügelt sind, den zahlreichsten Theil ausmachen und das Geschäft des Bauens und die Ernährung der Jungen zu besorgen haben. 2) Die Nymphen oder Puppen, die von den vorigen durch kurze Flügelstummel unterschieden sind. 3) Die Soldaten, ungeflügelte u. geschlechtslose Individuen (nach Anderen männliche Larven), welche für die Vertheidigung der Wohnungen bestimmt sind; sie bilden nur den hundertsten Theil der Arbeiter, sind aber größer, als diese und mit stärkeren Kiefern versehen. 4) Geflügelte Männchen und 5) geflügelte Weibchen. Larven, Nymphen und Soldaten sind fast immer blind, die geflügelten Männchen und Weibchen aber haben große Augen. Die Wohnungen der T. sind von verschiedener Gestalt; am berühmtesten sind die Bauten der schrecklichen (alles verwüstenden) T. (Termes fatalis), welche oft eine Höhe von 12—15 Fuß innerhalb 3—4 Jahren erreichen, obwohl das Thierchen kaum 3 Linien Länge hat. Diese Bauten sind ganz aus Erdklümpchen aufgeführt und stehen gewöhnlich haufenweise beisammen, so daß man sie von der Ferne für ein Dorf der Wilden halten kann. Da die T. das Licht scheuen, so führen sie ihre Bauten von Innen auf, weßhalb die kleinen Baumeister von Außen nicht sichtbar sind.

Der obere Theil des Gebäudes trägt eine gewölbte Kuppel, welche nicht bewohnt wird; im untern Theile sind: das königliche Gemach, die Wohnungen für die Jungen, die Proviantmagazine und zahlreiche Gänge enthalten. Das königliche Gemach liegt in der Mitte, auf gleicher Höhe mit der Erde; es hat im Anfange nur 1 Zoll Länge, wird jedoch, sowie die Königin an Dicke zunimmt, bis auf acht und mehre Zolle erweitert. Hier wohnt die Königin und ihr Gemahl; beide können das Gemach wegen der engen Eingänge, durch welche nur die kleinen Arbeiter zu kriechen vermögen, nicht verlassen. Um dieses Gemach ringsherum liegt eine Menge von Zimmern und Kammern, welche der Dienerschaft zum Aufenthalte angewiesen sind. Nach ihnen finden sich die Brutanstalten, in denen immer Eier und Junge sind und die Magazine, wo Holzsplitter, Gummi und verdickte Pflanzensäfte aufgehäuft werden; beide Lokalitäten reichen fast bis zur Kuppel hinauf. Zur größern Sicherung vor Feuchtigkeit, die allenfalls durch Schadhaftwerden der Kuppel eindringen möchte, werden die Gemächer noch eigens mit einem flachen, undurchbohrten Dache versehen. Von den Kammern aus gehen nach allen Richtungen hin unterirdische Gänge, deren manche 1 Fuß im Durchmesser haben. Von da aus dringen die T. in menschliche Wohnungen ein und verwüsten dort Alles, was ihrem Bisse nachgibt: Hausgeräthe, Kleider, Wäsche, Balken, so daß dann Nichts weiter übrig bleibt, als das Haus zu verlassen, welches nicht selten dermaßen zernagt wird, daß es der erste kräftige Windstoß einstürzt. So soll die prachtvolle Residenz des Generalgouverneurs von Ostindien zu Kalkutta durch die Angriffe dieser Thiere jetzt ihrem Verfalle nahe seyn. Ein englisches Linienschiff, der Albion, welches von den T. in Angriff genommen wurde, konnte sich auf der Heimfahrt nur wegen seiner festen Zusammenfügung vom Untergange erhalten, mußte aber im Hafen abgebrochen werden. Wenn diese Thiere ihre letzte Verwandelung überstanden haben, fliegen sie Abends oder über Nacht zu Millionen aus ihren Lehmhütten als Männchen und Weibchen hervor, verlieren aber schon bei Sonnenaufgang die Flügel, fallen zu Boden und werden dann den Menschen, Säugethieren, Vögeln, Amphibien und anderen Thieren zur Beute. Einzelne der ausgeflogenen Weibchen werden von den zurückgebliebenen Larven gefangen und in den königlichen Gemächern der Bauten untergebracht. Die Königin hat nur das Geschäft, Eier zu legen; ihr Hinterleib schwillt bald durch die unzähligen Eier zu solcher Größe an, daß das Thier 1500 bis 2000 Mal größer ist, als die anderen T.n. Nach und nach gewöhnlich innerhalb 24 Stunden, legt sie 60 bis 80,000 Eier, welche von den Arbeitern in die Brutanstalten geschafft werden. Den Soldaten liegt die Beschützung der Gebäude ob; sie eilen, wenn der Bau beschädigt wird, sogleich hervor und fallen den Feind wüthend an, beißen mit ihren starken Kiefern selbst den Menschen so heftig, daß das Blut hervordringt und lassen nicht los, wenn man sie auch in Stücke zerreißt. Sobald die Gefahr vorüber ist, eilen Tausende von Arbeitern mit Erdklümpchen im Maule herbei, um die beschädigten Theile auszubessern. Von einigen Völkerschaften werden die T. roh oder auch geröstet gegessen. C. Arendts.

Ternaux, Guillaume Louis, Baron von, geboren zu Sedan 1763, Sohn eines Kaufmanns, ward sehr jung Theilnehmer an des Vaters Geschäft u. schon 1780 alleiniger Chef derselben. Er brachte die damit verbundene Fabrik in wenigen Jahren in den größten Flor und gründete mehre ähnliche Unternehmen; führte zuerst in Frankreich Spinnmaschinen ein, verbesserte die Schafzucht, erfand z. B. eine hydraulische Maschine, die Tücher zu appretiren und einen kreisförmigen Klöppel, der in 12 Minuten einen Unterrock webt. Paris war der Hauptplatz seiner Unternehmungen; außerdem hatte er zu Rouen, Havre, Bayonne, Bordeaux, Genua, Livorno, Neapel und Petersburg Handelshäuser und zu Louviers, Sedan &c. Fabriken. 6000 Arbeiter waren oft in seinen Fabriken, 120—150 Personen in seinem Handelsgeschäfte thätig. Als er 1794 mit Lafayette das constitutionelle Königthum erhalten wollte, mußte er auswandern, schlug aber das Anerbieten, in den Niederlanden Fabriken zu errichten, aus, weigerte sich auch zugleich,

zurückgekehrt, für das lebenslängliche Consulat und für das Kaiserreich zu stimmen. Ergeben folgte er den Bourbons 1815 nach Gent und Ludwig XVIII. erhob ihn dafür zum Baron. Er wurde Oberst der Nationalgarde, Mitglied des Seinedepartementsraths, des Comité cantonal, des öffentlichen Unterrichts, des Munizipalitätsrathes, der Commission für die neue Finanzordnung u. 1818 u. 19 Deputirter des Seinedepartements. Auch für die Agricultur war er thätig und namentlich verdankt man ihm die Einführung der Silos und die der Kaschemirziegen in Frankreich, deren er 1500 in Kaschemir aufkaufte, von denen er 1819 nur 255 frank nach Frankreich brachte; doch zeugten die Erhaltenen Junge und er lieferte von ihrer Wolle T.-Shawls. Aber bald arteten diese Thiere aus, die T.-Shawls wurden indessen noch ferner aus anderer feiner Wolle gefertigt. T. starb 1833 zu St. Ouen.

Terni (Interamna, von der Lage zwischen den beiden Armen des Nar), Stadt im Kirchenstaate, an der Straße von Foligno nach Rom, mit 9000 Einwohnern und einem Bischofssitze. Schon zu Numa's Zeit gegründet, wurde es bald mächtig, litt aber im Bürgerkriege zwischen Marius und Sylla beträchtlich. Der Geschichtschreiber Cornelius Tacitus, die Kaiser Tacitus und Florianus sind hier geboren. Hier hat sich die Bereitung des Weins ganz in der Weise der Alten erhalten, gutes Trinkwasser aber hat man erst seit 1840. Von Alterthümern finden sich hier: Reste eines Amphitheaters im bischöflichen Garten, eines Sonnentempels in der Kirche St. Salvatore; eines Herkulestempels in den Zellen des Collegiums von Siro, von alten Bädern in der Casa spada. Sehenswerth ist außerdem der, 4 Miglien entfernte, außerordentlich schöne Wasserfall des Velino (Caduta delle marmore), das Werk des Römers Marcus Curius Dentatus, der 671 den Velino hieher durch einen Felsen in den 1000' tiefer gelegenen Nar leitete.

Terpander, ein griechischer Skoliendichter, aus Antissa, um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr, verfertigte für verschiedene Instrumente Gesänge, brachte neue Rhythmen in die Dichtkunst, vervollkommnete den Gesang der homerischen Dichtungen, und bezog die Lyra mit 5 Saiten, weßwegen ihn aber die Ephoren mit einer Geldstrafe belegten. Er erhielt in den pythischen Spielen vier Mal den Preis in der Musik und schrieb Proömien, eine Art von Oden in heroischen Versen, die zur Lyra gesungen und zum Lobe der Götter bestimmt waren. Die, unter seinem Namen vorhandenen, wenigen Bruchstücke hat Schneidewin im „Delectus poesis Graecor. elegiacae, iambicae, melicae" (Abtheilung 3, Göttingen 1839) erläutert.

Terpentin (Terebinthina), ist das dickflüssige, mit ätherischem Oel verbundene, Harz mehrer Gattungen von Nadelhölzern, welches durch Einschnitte in den Stamm derselben gewonnen wird. Die verschiedenen Sorten unterscheiden sich durch Consistenz, Farbe und Geruch; alle haben einen erwärmenden, scharfen, bitterlichen Geschmack. Durch Erwärmen wird der T. dünnflüssig; bei der Destillation geht das T.-Oel über und hartes Harz, welches gekochter T. genannt wird, bleibt zurück. Er brennt mit heller, stark rußender Flamme; in starkem Weingeiste, in Aether und in ätherischen Oelen löst er sich vollständig auf. Man gebraucht den T. zu Harzseifen, zu Siegellack, zu Lacken, als Zusatz zu Wachsstöcken, zu Kitten, in der Medizin innerlich, sowie äußerlich zu Pflastern. — Der feinste T., der jedoch nicht in den deutschen Handel gelangt, ist der von Chios, welcher aus der Pistacia Terebinthina Linn. fließt. Als beste Sorte führt man in Deutschland den venetianischen oder Lärchen-T., Terebinthina Veneta seu laricina, klar, durchsichtig, zähe, weißlich oder gelblich; Geruch angenehm harzig. — Durch die Destillation des T.s wird das T.-Oel (Oleum Terebinthinae) gewonnen; benützt man jedoch zur Darstellung Wurzelstöcke und Zweige von Fichten, so erhält man das *Kienöl*, Pechöl oder deutsche T.-Oel, *Oleum pinis terebinthinae Germanicum*. Werden diese verschiedenen *Sorten sorgfältig bereitet, so sind sie wasserhell*, dünnflüssig, von durchdringendem

Geruch und scharfem, terpentinartigem Geschmacke. An der Luft wird das T.=Oel nach und nach gelb und harzhaltig. In absolutem Alkohol, in Leinöl und Mohnöl löst es sich in jedem Verhältnisse auf; Weingeist von 0,84 löst jedoch nur 13½ % auf. Man gebraucht das T.=Oel theils roh, theils rektifizirt zu T.=Firnissen, zum Deckgrunde beim Kupferstechen, in der Glas= und Porzellanmalerei, zum Aufweichen von Kautschuk, zum Fleckausmachen, in der Feuerwerkerei, zur Bereitung der Fußbodenwichse, mit Weingeist zu Leuchtgas, zu Arzneien ꝛc. — Der sogenannte gekochte T., Terebinthina cocta, ist der bei der Destillation des T.s in der Blase bleibende Rückstand. Er ist graugelb, hart, zerreiblich und zu manchen Firnissen brauchbar.

Terpodion, ein musikalisches Tasten=Instrument, erfunden von dem Instrumentenmacher Johann David Buschmann aus Friedrichsrode bei Gotha, 1818. Die tafelförmige Piano=Forte=Gestalt ist bequem und nimmt wenig Raum ein. In Tonhöhe und Tontiefe hat es einen Umfang von 6 Oktaven. Der innere Bau besteht aus Holzstäben, welche durch die Friktion einer Walze vibriren und einen sehr schönen Ton erzeugen, der einem Vereine von Blas= und Saiten=Instrumenten gleicht und denselben gleichmäßig vom leisesten Piano bis zur bedeutenden Stärke sich anschwellen und eben so gleichmäßig verschwinden lassen. Diese ganze Modulation der Töne ist aber nur allein dem willkürlichen Drucke der Finger anvertraut und daher dem Aeolodikon, oder der Physharmonika nicht zu vergleichen. Der Charakter des Instruments eignet sich, nach dem Urtheile einiger Kunstkenner, blos für gediegene Compositionen, für Choräle und kirchliche Musikstücke. An Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit der Töne aber sollte es alle anderen, bisher erfundenen, Instrumente übertreffen, mehr noch durch das bewunderungswürdige Ebenmaß der Töne unter einander.

Terpsychore, d. h. die Tanzfrohe, eine der neun Musen (s. d.).

Terra cotta (ital.), gebrannte Erde. Man bezeichnet mit diesem Ausdrucke Antiken, Gefäße, Reliefs, runde Bildwerke aus gebrannter und getrockneter Erde, d. i. Thon, welche schon in der ältesten Zeit der griechischen Kunst vorkommen und später als Prachtstücke erscheinen. Man hat deren lufttrockene, einfach gebrannte, gebrannte mit blos aufgesetzten, mit eingebrannten, mit theils eingebrannten, theils aufgesetzten Farben und mit reicher Vergoldung. Vergl. Bassi relievi in terra cotta, Rom 1785; Descr. of the collection of ancient Terracottas in the Brit. Museum, London 1810.

Terra firma, d. h. Festland, hießen 1) bei den Venetianern früher die Besitzungen derselben auf dem Festlande von Italien, dazu das Herzogthum Venedig, ein Theil der Lombardei, das Gebiet von Treviso ꝛc. — 2) Das nördliche Küstenland von Südamerika, jetzt meist zu Columbia gehörig. — 3) Die Landenge von Panama.

Terracina (im Alterthume Anxur, Trachina), eine unvergleichlich schön gelegene Stadt im Kirchenstaate, an der Straße von Rom nach Neapel, am Ausgange der pontinischen Sümpfe, nahe der Gränze und dicht am Meer, mit 7000 Einwohnern und einem Bischofssitze. Von den Volskern gegründet, von den Griechen erobert, wurde es 425 u. c. römische Colonie u. bedeutende Seestation. Die alte Stadt stand wahrscheinlich oben auf dem Felsen. Die Kathedrale, von byzantinisch=italienischer Bauart, soll an der Stelle oder in der Nähe eines Apollotempels errichtet seyn, dem die Säulen des Baldachins im Innern angehörten. Gräben, Wasserbehälter und polygonales Mauerwerk findet man um die Stadt. Das Gemäuer auf dem vorspringenden Felsen erklären Einige für Ueberreste des, vom Consul Posthumius erbauten, Tempels des Jupiter Anxur, Andere aber für die Burg des Gothenkönigs Theodorich. — Vom alten, von Antoninus Pius erbauten, nun versandeten Hafen sieht man noch die Form und die Ringe, daran die Schiffe befestigt wurden. — Auf dem Marktplatze eine antike Tafel mit Lobinschrift auf Theodorich, als Wiederhersteller der Via Appia und Austrockner der Sümpfe. In der Villa Pius VI.

ne herrliche Aussicht, wie überhaupt auf allen hervorragenden Punkten. Die uft, wie leuchtend auch der Himmel, ist indeß nicht sonderlich gesund; die Vegetation aber ganz südlich und entzückend.

Terrain, überhaupt: das Erdreich, der Grund und Boden, die Feldung; namentlich in der Taktik das Feld, worauf zwei feindliche Armeen gegen einander periren. Ein coupirtes T., ein Platz, von Gräben, Flüssen, Gebüschen ꝛc. urchschnitten. Daher: T.-Lehre, militärische Benützung des Bodens, sei es m Angriffe, oder zur Vertheidigung, ist demnach ein Haupttheil der praktischen Kriegskunde.

Terrasse (Erdstufe, Rasentreppe), 1) in der Gartenkunst eine Ebnung iler Abhänge in Stufen, an deren Wände man nützliche Bäume setzt und vor lchen den sonnigen Boden zur höchsten Gartenkultur benützt, allenfalls auch it Mauern unterstützt, damit die T. nicht durch Abschwemmung ihre Erde vere. Dann ein erhabener Platz in einem Lustgarten, der an ein Wohn- oder sthaus gränzt, entweder eine Mauer, oder Böschung zum Schutze erhielt und it Rasen oder duftenden Kräutern und Pflanzen an den Seiten bepflanzt urde. — 2) In der Malerei der, aus einem Stück Erdreich bestehende, Vorergrund eines Gemäldes. — 3) In der Baukunst ein, gewöhnlich mit Stein- der Bleiplatten belegtes, flaches Dach. — 4) Bei den Bildhauern eine hlerhafte Stelle im Marmor, deren Risse einer guten Politur hinderlich sind.

Terreneuve, s. Neufundland.

Territorialrechte heißen insgemein alle Rechte über Grund und Boden, Grundgerechtigkeiten, landesherrliche Rechte.

Territorialsystem bezeichnet im Kirchenrechte der Protestanten die, auf dem Grundsatze: „Cujus est regio, ejus est religio" (d. h. wessen das Land ist, dessen t auch die Religion) beruhende Ansicht, welche die Kirche, in so fern dieselbe ch auf dem Staatsgebiete befindet und vom Staate die Mittel zu ihrer Substenz empfängt, als diesem untergeordnet betrachtet. Demzufolge sind alle Rechte er Kirchengewalt, welche die protestantischen Landesherren besitzen, eigentliche Hoheitsrechte, welche demnach als ein Accessorium mit der Territorialhoheit ein Ganzes bilden. Nach diesem Systeme hätte also die protestantische Kirche blos en Herrn gewechselt und den geistlichen Monarchen mit einem weltlichen vertauscht. Obgleich nun, und nicht mit Unrecht, protestantischer Seits hiegegen vielfach geltend gemacht wurde, daß die Kirche, als eine für sich bestehende Gesellschaft, insofern sie im Staate erscheint, zwar dem Rechtsgesetze dieses unterworfen, nie aber dessen Eigenthum seyn könne und das T. vielfache Gegner gefunden hat: so beweist doch ein, auch nur oberflächlicher, Blick auf die Reformationsgeschichte (vergl. die Artikel Protestantismus und Reformation), aß die Vertheidiger des T.s wenigstens das sogenannte historische Recht auf hrer Seite haben.

Territorium, überhaupt jeder Grund und Boden, dann besonders das Gebiet, der Umfang eines Staates.

Terrorismus, Schreckenssystem, heißt jedes Regierungssystem, welches sich urch Furcht und Schrecken, sowie überhaupt durch gewaltthätige Maßregeln den Gehorsam der Untergebenen zu erzwingen sucht. Namentlich führte diesen Namen as, im Laufe der französischen Revolution 1793 von Marat u. Robespierre (s. dd.) in Ausübung gebrachte, tyrannische System, wodurch jeder einzelne Staatsbürger in einer beständigen Furcht erhalten wurde, unter dem Vorwande, am Besten des Staates in jedem Augenblicke Freiheit, Vermögen und Leben zu verlieren. Die Ausüber dieses empörenden Systems, das bis 1794 den 27. Juli, wo Robespierre gestürzt und hingerichtet wurde, wüthete und an dessen Stelle rst von da an das System der Mässigung trat, hießen Terroristen.

Tertiarier heißen die Mitglieder des dritten Ordens des h. Franciscus von Assisi; Personen *beiderlei Geschlechts, die zwar in* der Welt bleiben, aber sich *urch ein besonderes Gelübde verpflichten, einfach* u. tugendhaft leben zu wollen.

Sie versprechen insbesondere, Gottes Gebote zu halten und, wo sie sich verirren, Buße zu thun, kleiden sich einfach, ohne großen Kostenaufwand und Schmuck, entsagen aller Eitelkeit, bleiben fern von Gastmahlen, Schauspielen, Bällen etc. Sie üben nach Kräften die Nächstenliebe gegen Arme, Unglückliche, Kranke, Unwissende; empfangen jährlich wenigstens dreimal das h. Abendmahl, halten bestimmte Gebete, besuchen täglich das hl. Meßopfer, enthalten sich des Schwörens und aller Prozesse. Sie leben in der Welt, aber nicht nach der Welt, bekämpfen vielmehr die falschen Grundsätze und bösen Beispiele der Weltkinder durch frommen Sinn und Wandel. Die Mitglieder empfangen ein Abzeichen als Ordenskleid, nebst Gürtel, welche unter der bürgerlichen Kleidung verborgen getragen werden. Viele Tausende traten zu dem Orden und brachten ihn zu großem Ansehen; mehre Päpste bestätigten ihn; Kaiser Karl IV., König Ludwig von Frankreich, Elisabetha, Landgräfin von Hessen, gehörten ihm an. K. W.

Tertie, 1) der 60. Theil einer Sekunde; 2) siehe Terz.

Tertullianus, Quintus Septimius Florus, wurde um das Jahr 160 zu Karthago geboren, wo sein Vater als Centurio in einer römischen Legion diente. Von Natur aus reich begabt, erhielt er durch die Sorgfalt seiner Eltern eine sehr umfassende wissenschaftliche Bildung u. Unterricht in den Sprachen, worin er besonders in der griechischen große Fortschritte machte, so zwar, daß er sogar mehre Bücher in derselben verfaßte, die noch lange nachher im Umlaufe waren. Zunächst für den Staatsdienst bestimmt, widmete er sich dem Studium des römischen Rechts. Seine ungemeine Kenntniß in diesem Fache spricht sich allenthalben in seinen Schriften aus. Als Heide früher einem ziemlich wüsten Leben ergeben, lernte er nach seinem 30. Lebensjahre das Christenthum kennen, wurde besonders von der Standhaftigkeit der christlichen Martyrer tief ergriffen und trat gegen Ende des 2. Jahrhunderts zum Christenthume über. Er umfaßte jetzt den Glauben und die Kirche mit dem wärmsten Eifer. Aus seiner Feder floß von nun an eine Reihe von Schriften, in denen er die Juden, Heiden, Häretiker, besonders die Gnostiker, bekämpfte, aber auch anderen Zeitbedürfnissen der Kirche eine sehr löbliche Rücksicht schenkte. Er besaß ein herrliches Talent, ausgestattet mit den reichsten und mannigfaltigsten Kenntnissen und ein Gemüth voll Feuer und Empfindung; aber beide waren nicht harmonisch gepflegt und entwickelt worden und konnten darum der Kirche höchst nützlich, aber auch ebenso schädlich werden und sie wurden es auch wirklich. Von Natur aus bitter und düstern Sinnes, vermochte selbst das milde Licht des Christenthums diese Trübe nicht aufzuheitern und Hinneigung zu einem starren Rigorimus fesselte jegliche Aeußerung seines Wesens. Es bedurfte nur des äußern Anstoßes, um ihn zu Extremen, zu seinem und der Kirche Schaden, fortzureißen. Diesen Anstoß fand er in dem eben sich ausbreitenden Montanismus (s. d.), zu welcher Sekte er um 203, wenn nicht eher, übertrat. Von dieser Zeit an lehnte er sich wider die katholische Kirche auf. Es erschienen mehre Schriften, in denen er deren Grundsätze und Sitten verlacht und verspottet, während er den Lehren seiner Sekte Ansehen und Haltbarkeit zu geben sucht. Sein unruhiger, über alles Gemeinleben hinausstrebender Geist scheint ihn aber bald auch mit den Montanisten überworfen zu haben. Er bildete wenigstens eine eigene montanistische Partei, Tertullianisten genannt, deren es noch im 5. Jahrhunderte gab. Daß T. wieder zur Kirche zurückgekehrt sei, wurde von Einigen vermuthet, ist aber keine historisch beglaubigte Thatsache. Er erreichte ein hohes Alter und starb gegen 240. — Ueber den schriftstellerischen Charakter T.s haben Hieronymus, Lactantius, Vincentius von Lerin, Ducreux, Dupin, Schröckh, Stolberg, Katerkamp, Ritter, Bähr, Besnard, Möhler u. v. A. bald mehr, bald minder ausführlich gesprochen. Wir theilen hier das Urtheil Möhlers im Auszuge mit. „T.s Individualität als Schriftsteller ist in den schärfsten Zügen charakterisirt. Sein seltenes Talent, seine Gelehrsamkeit spricht aus allen Schriften; seine dialektische Kunst und unerschöpfliche Gemüthskraft setzt in Erstaunen. Sie machen das Wort in seiner streitfert-

n Hand zu einer scharfschneidenden Waffe und ihn, wo er sie, sich an die
rche anlehnend, für die Wahrheit führt, unüberwindlich. Was er schreibt, ist
ist tief gedacht: ein unerschöpflicher Reichthum an Ideen entsprudelt seiner leb-
sten, glühenden Phantasie; der Sprache ist er vollkommen Meister; er preßt
schonungslos und eng in seine Gedankenformen. Er überschüttet mit unge-
hnten Ausdrücken; mit überraschenden Wendungen treibt er den Leser vor sich
r, schlägt aber mehr, als er überzeugt. Doch ist er als Katholik noch ziemlich
ist und läßt das klare Bewußtseyn vorwalten. Aber als Montanist verschwendet
Witz und Satire für die Bekämpfung der Wahrheit; er schmäht u. tobt ohne
aß des gereizten Affektes, alle Sanftmuth ist dahin. Dabei ist sein Styl stets
konisch, sententiös; die Uebergänge rasch u. unvermittelt; der Ausdruck hält sich
an's Maß der Vorstellung; fast immer spricht er in Kraftausdrücken, in Hyperbeln,
nn er anklagt oder vertheidigt, lobt oder schimpft; dem Gegner, Katholiken oder
tretiker, macht er immer lächerlich. Wie sein Gemüth, so ist die Hast seiner
prache: immer gedrängt, dunkel; zwar bilderreich und blühend, aber eben wie
üthen der Wüste. Da er der erste lateinische Kirchenschriftsteller und ohne
rgänger war, so lag ihn noch keine fertige Sprache zur Hand; er mußte sich
se erst schaffen und bilden. Liebten nun die Afrikaner überhaupt einen eigenen
einischen Sprachbau, so war T. hierin afrikanischer, als Alle. Er latinisirt
iechische Wörter, gießt sich ganz neue lateinische, oder verunstaltet beliebig die
en. Darum seiner Schriften bizarres Ansehen. Indeß ist er eben hierin sehr
chtig geworden. Die afrikanischen und überhaupt die lateinischen Schriftsteller
hteten sich nach ihm und daher sein bedeutender Einfluß auf die Bildung der
misch-christlichen Kirchensprache." — Die Hauptausgaben von T.s Werken
d: Basil. 1521, 1539, 1550; Antv. 1579; studio et labore 12 L. de la Barre,
ris 1580; auctore de la Cerda, Paris 1624—30; diligentia N. Rigaltii, Paris
34; rec. Semler, Halae 1769—76; ed. F. Oberthür, Wirceb. 1780—81; ed.
illau, Mediol. 1821; cur. E. F. Leopold, Lips. 1839. Von deutschen Ueber-
ungen sind zu nennen: Apologetikus ꝛc., von A. Hinckelmann, Küneb. 1682;
ertheidigung der christlichen Religion gegen die Heiden, von J. F. Kleuker,
ankfurt 1797; Verjährungsrechte der Kirche gegen die Ketzer, Wien 1797;
on der Geduld, von C. Hedion, Straßburg 1516; Sämmtliche Schriften, von
A. von Besnard, Augsburg 1837 ff. Vergleiche, außer den bereits Angeführten,
zahlreichen Nachweisungen in: „Beredsamkeit der Kirchenväter," von M. A.
ickel und J. Kehrein, (Regensburg 1844—46, 4 Bde. 8.) 4 Bd. S. 325 f. ꝛc.

Terz oder **Tertie**, der dritte Ton vom Grundton aufwärts, wird in der
eneralbaßschrift mit der Ziffer 3 bezeichnet. Die T. heißt groß, wenn sie aus
ei großen Tonstufen besteht (c—e); klein, aus einer großen und einer kleinen
nstufe bestehend (c—es); vermindert, wenn sie zwei kleine Stufen in sich faßt
is, es), im Gesange aber schwer zu intoniren ist. Die s. g. übermäßige T.,
t zwei großen und einer kleinen Tonstufe, ist eine Quarte. Uebrigens bestimmt
T. die Beschaffenheit der Tonart, nämlich, ob sie Dur oder Moll ist. Nach
üller war sie bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts unbestimmt und schwan-
nd, dann nahm sie zuerst Glareanus, gestorben 1565, als Consonanz und Or-
ndo di Lasso (s. d.) brauchte sie zum Schlußakkord.

Terzerolen, s. Pistolen.

Terzett (ital. tercetto), ein Singstück für drei concertirende Stimmen,
reigesang, ausgeführt von drei gleichen, oder drei verschiedenen Stimmen, am
llkommensten vom Sopran, Tenor u. Baß. — Zuweilen versteht man unter T.
ch Instrumentalstücke für drei Stimmen, obgleich diese in der Regel Trio's
ißen. Die T.e stammen, wie alle vielstimmigen Musikstücke, aus Italien und
n ersten Versuch damit soll 1750 Lagroscino gemacht haben.

Terzine, eine italienische Versform, bestehend in dreizeiligen Strophen von
nffüßigen jambischen Versen, die durch die Reimstellung in der Art verkettet
d, daß der erste Vers mit dem dritten und der zweite mit dem ersten und drit-

ten der folgenden Strophe sich reimen, mithin in der Folge zwei Reime dreimal abwechselnd wiederkehren, bis die letzte Strophe vierzeilig schließt und der letzte Reim in der zweiten und vierten Zeile, also nur zweimal, gehört wird. Diese epische Rhythmenform ist nur in größeren Gedichten mit Erfolg zu verwenden. Die T. ist, neueren Untersuchungen zufolge, provenzalischen Ursprungs und eigentlich schon im Sonett enthalten, daher auch nicht Dante ihr Erfinder, sondern sie von ihm zuerst rein und würdig ausgebildet ist. In Spanien bediente der T. sich zuerst Juan Boscan Almogaver. Garcilaso, eigentlich Garcias Laso de la Vega, was Boscan's Nachfolger, jedoch auch Derjenige, welcher den von diesem gemachten Versuchen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die spanische Poesie einzuführen, eigentliche Begründung verschaffte. Die ersten deutschen T.n versuchte mit vielem Geschick Otto Heinrich Graf von Löben (Isidorus Orientalis, gestorben 1825), in seiner „Reise zum Parnaß".

Teschen, ein, dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich gehöriges, mittelbares Fürstenthum im österreichischen Schlesien, mit 34¼ □ M. und 220,000 Einwohnern, welches mit dem Herzogthume Bielitz und den Minderherrschaften und Gütern Deutschleuten, Friedeck, Oderberg, Reichwaldau, Dombrau, Roy u. Orlau den Teschener Kreis bildet. Nebst landwirthschaftlicher Benützung des Bodens und Viehzucht bieten auch der Bergbau auf Eisen und viele Kunstgewerbe Gelegenheit zu gutem Erwerbe, sowie der Handel an den vielseitigen Straßenverbindungen und durch die Lage dieses Kreises zwischen Provinzen, die einen verschiedenen Bedarf und Ueberfluß haben und Erzeugnisse mannigfaltiger Art zum Verkehre liefern können, nicht unwichtige Beförderungsmittel hat. — Die gleichnamige Hauptstadt, am rechten Ufer der Olsa, liegt in einem rauhen Klima, am Abhange der karpathischen Vorgebirge und zählt ohne Besatzung 7000 Einwohner. Drei ehemals feste, nun abgebrochene Thore führen zu eben so vielen Vorstädten. Das, auf einem abgesonderten, runden Berge stehende, vor Zeiten sehr feste fürstliche Residenzschloß liegt seit der Belagerung von 1647 in Ruinen. Der Brand von 1789 hat T. aus einer ungeregelten, polnischen Städten durchaus ähnelnden, Holzmasse in eine weit gefälligere Form umgegossen, wiewohl die neue Baukunst nicht im Stande war, allen Unregelmäßigkeiten oder Unbequemlichkeiten ganz abzuhelfen, die theils aus der beengten Berglage, theils aus dem Mißverhältnisse der Häuserbreite gegen ihre Tiefe oder Länge entstanden sind. Seit jenem Brande ist auch die älteste, seit 1211 gestandene, Pfarrkirche St. Magdalena ganz abgerissen und deren Platz, nebst dem des ehemaligen Kirchhofes und der Grüfte, zu einem Exercirplatze vor der Militärkaserne geebnet worden; man übersetzte die Pfarre in die ehemalige Dominikanerklosterkirche. Diese ist ein Mittelding zwischen gothischer und moderner Bauart, ursprünglich schmal, in Form eines Kreuzes erbaut, hat theils alte Spitzwölbungen, theils kuppelartige Wölbungen und Chöre. Die Kirche der Barmherzigen ist ein lichtes, solides Gebäude; die der Protestanten ein sehr würdiges Werk in großem majestätischem Style. Noch sind die ältesten Kirchen des Ortes: die Schloßkapelle, ein kleines gothisches Oval, wahrscheinlich der erste heidnische Ortstempel; die Spital- und Dreifaltigkeitskirche, um welche beide die allgemeinen Begräbnißplätze liegen; die neu hergestellte Gymnasial-, ehemals Jesuitenkirche, ein einfach verziertes, niedliches Gotteshaus; endlich jene des Elisabethiner-Frauenklosters. — Außer dem Kreisamte und dem Landrecht ist hier die Cameral-Verwaltung des Herzogthums T. — Bildungsanstalten sind: ein katholisches Gymnasium, mit einer öffentlichen Bibliothek von 12,000 Bänden, Sammlungen von Mineralien, Naturalien, Münzen ꝛc., welches sein Daseyn dem, um T. so hochverdienten, Propste und Gymnasial-Präfecten Scherschnick verdankt; ein protestantisches Gymnasium bei der protestantischen Kirche, mit einer theologischen Lehranstalt u. Alumnäum; ein wohl dotirtes freiherrlich Czeleszta'sches Stift für 10 adelige oder bürgerliche Jünglinge; eine Normalhauptschule ꝛc. An Wohlthätigkeitsanstalten hat T. ein Spital der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen u. eines für bürgerliche Arme. — Hier 13. Mai

1779 Friedensschluß, wodurch der bayerische Erbfolgekrieg (s. d.) beendigt wurde.

Tessin, südlichster Kanton der Schweiz, zwischen dem Walliserlande, Uri und Graubündten, der Lombardei und den sardinischen Staaten, hat einen Flächenraum von 54,4 □M. und eine Volkszahl von 110,744 Seelen. Das Land senkt sich vom St. Gotthard ziemlich steil zum Luganersee (von 8000′ bis zu 832′ über dem Meere) herab und besteht fast ganz aus Urgebirg, dessen höchste Spitze der Chimone di Chironico ist. Herrliche, tief eingeschnittene Thäler durchziehen es nach allen Richtungen. Unter den zahlreichen Flüssen ist der beträchtlichste der Tessin (Ticino); er durchströmt das Valle Levantina, begleitet von der berühmten Gotthardstraße. Ein Busen des Lago Maggiore und der See von Lugano gehören diesem Kanton. Das Klima ist in den höhern Alpengegenden ziemlich rauh, in den südlicheren Theilen aber mild und dem italienischen sich annähernd. Ueberhaupt erinnern Himmel, Vegetation, Menschen, Sitten, Bauart an die unmittelbare Nachbarschaft des Südens. — Der Boden ist sehr fruchtbar; dessenungeachtet reichen die Getreideernten nicht immer für den Bedarf hin, einerseits weil die Felsenstriche einen so ansehnlichen Theil des Kantons einnehmen, anderseits weil der Anbau zumeist in den schwachen und unkundigen Händen der Frauen ist, indeß die Männer, einem eigenthümlichen Hange folgend, als Kaminfeger, Glaser, Maler, Steinschneider, Chocolademacher, Fuhrleute und Hirten Deutschland, Frankreich, Holland und England durchziehen. Am häufigsten werden Mais, Roggen, Gerste, Hirse und Kartoffeln gezogen. Wein wird im Ueberflusse gepreßt, Tabak kommt gut fort, der Feigen-, Oliven- und Pomeranzenbaum gedeihen in freier Luft. Große und zahlreiche Waldungen von Nadelholz, bedecken die Säume der Berge; in den Tiefen findet man die schönsten Kastanienwälder. Das Hornvieh ist nicht so schön, wie in der übrigen Schweiz, ausgezeichnet aber sind die Hämmel und Ziegen. Die T.er Maulthiere werden sehr geschätzt. Die Zucht der Seidenwürmer ist ein Hauptindustriezweig des Landes. Die Gewässer sind sehr fischreich. Von wilden Thieren gibt es Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Dachse, Murmelthiere, Gemsen, Adler, Geier ꝛc. Das Mineralreich liefert Krystall, Lavezstein und Marmor. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation einiger Seidenwaaren und Strohgeflechte, auf Käserei, Holzarbeiten und die Verfertigung von allerhand Geräthschaften aus Lavezstein. Der Durchgangshandel mittelst der St. Gotthardsstraße ist ziemlich bedeutend. — Die Einwohner, italienischer Sprache und Abkunft, zeigen in ihrem Charakter schon viel von der Indolenz des Südländers. In konfessioneller Beziehung gehören sie zur katholischen Kirche und stehen unter den Bisthümern Como und Mailand. Es existiren mehre Unterrichtsanstalten und Gelehrtengesellschaften, auch besitzt jedes Kloster seine Bibliothek, worunter einige treffliche sich befinden. Doch erzeugte der Kanton bisher weniger eigentliche Gelehrte als Künstler, und die ganze übrige Schweiz würde Mühe haben, so viele Maler, Bildhauer und Architekten aufzuweisen. Die Verfassung ist demokratisch, oberste gesetzgebende Gewalt der Große Rath, die höchste vollziehende Behörde der Staatsrath. Zum Bundeskontingente stellt T. 3322 Mann. — Der Kanton, der 18. in der Reihenfolge, umfaßt 8 Bezirke. Für den Hauptort gilt das Städtchen Bellinzona (Bellenz) an einem Engpasse des Tessin, welchen es durch seine drei festen Kastelle vollkommen schließt. 1500 E. Noch sind zu erwähnen Locarno am Lago Maggiore mit 1800 E. und Lugano am See gleichen Namens, mit einem Collegium, einem Theater, Fabriken, Weinniederlagen und bedeutenden Viehmärkten. 4500 E. — Das Gebiet von T., im Mittelalter ein Theil der Lombardei und später im Besitze der Herzoge von Mailand, kam nach den blutigen Kämpfen von 1466—1512 unter die Herrschaft der Schweizer, die es unter dem Namen der „Ennetburgischen Vogteien" durch Landvögte verwalten ließen. Die Einwohner wurden kraft des Eroberungsrechtes bis 1798 als unterthänig behandelt und hatten keinen Theil am Genusse der republikanischen Freiheit. Erst unter der helve-

tischen Verfassung bildeten sich aus diesen Vogteien die Kantone Bellenz und Lugano, welche 1803 in den Kanton T. zusammenschmolzen. Dieser hat seitdem mehrmal seine Verfassung abgeändert. Der Radikalismus faßte zur Zeit auch hier festen Fuß und erwirkte den Großrathsbeschluß vom 28. Juni 1848, welcher, ohne den Papst oder auch nur das Volk zu befragen, neun der reichsten Klöster des Landes aufhob. Neuerlichst führten die T.er, indem sie auf ihrem Gebiete völkerrechtswidrig die lombardischen Flüchtlinge zu Einfällen in das Nachbarland sich rüsten und sammeln ließen, ernstliche Zerwürfnisse mit Oesterreich herbei. Die oberste Bundesbehörde sah sich endlich gezwungen, um diesem Unfuge zu steuern und die Neutralität der Schweiz zur vollen Wahrheit zu machen, eidgenössische Truppen in den Kanton einrücken zu lassen. mD.

Test-Akte, die. Diese würdige Zwillingsschwester der, kurz vor derselben erlassenen Corporationen-Akte, gegen alle Dissentirenden gerichtet und Alle, welche das Abendmahl nach dem Ritus der Hochkirche zu empfangen sich weigerten, von den Stellen in Gemeinde-Corporationen ausschließend — erschien unter der Regierung Karls II., der bekanntlich den, zur Zeit der Republik herrschenden, Calvinismus verdrängte und die Hochkirche wieder restaurirte. Diese Akte, zunächst gegen Katholiken gerichtet, in ihrer Wirkung aber auch alle Non-Conformisten oder Dissenters treffend, verlangte von allen bürgerlichen, wie militärischen Beamten die Ablegung des Eides der Suprematie — d. h. der Anerkennung des Monarchen als weltliches und geistliches Oberhaupt des Staates, wie der Desavouirung der Schlüsselgewalt des Papstes und des Huldigungseides; die Unterschreibung einer Erklärung gegen die Transsubstantiation und die Theilnahme am Abendmahl nach dem Ritus der Episkopalkirche. Erst im J. 1828 ward dieses schmähliche Gesetz, welches den tyrannischesten Gewissenszwang ausübte, nicht sowohl aufgehoben, als vielmehr durch eine weniger harte Bestimmung ersetzt. Das Parlament und die Regierung Georgs IV. erließen nämlich eine Bill, welche in so weit die genannten intoleranten Gesetze abrogirt, als diese die Nothwendigkeit der Theilnahme am Abendmahle (nach hochkirchlichem Ritus) als einer Qualifikation zu gewissen Aemtern und Stellen, auferlegten. Damit jedoch nur Hochkirchliche ein Amt erhalten können, wird lediglich die unumwundene Form der „Teste" durch eine andere Verklausulirung ersetzt. Da die protestantische Episkopalkirche von England und Irland und die protestantische presbyterianische Kirche von Schottland und deren respektive Doktrin und Disciplin durch die Gesetze dieses Königreichs für beständig, unabänderlich und strengstens eingeführt sind und da es gerecht und billig ist, daß bei der Aufhebung solcher Theile der erwähnten Akte (T.- u. Corporationen-Akte), welche die Nothwendigkeit der Theilnahme am Abendmahl, als einer Qualifikation zu einem Amte, vorschreiben, eine Erklärung in der folgenden Bedeutung substituirt werde, sei hiemit verfügt, daß jeder Communal- und Magistratsbeamte . . . innerhalb eines Monats vor oder nach seiner Amtseinführung anfertige und unterschreibe die folgende Erklärung: „Ich N. N. bekenne, bezeuge u. erkläre hiermit feierlich vor Gott, auf den wahren Glauben eines Christen, daß ich niemals die mir durch das Amt . . . verliehene Macht oder Autorität oder Einfluß ausüben werde zur Verletzung oder Schwächung der protestantischen Kirche, wie sie gesetzlich in England eingesetzt ist; zur Störung in dem Besitze irgend welcher Rechte oder Privilegien, zu welchen diese Kirche oder deren Bischöfe und Klerus gesetzlich berechtigt sind, oder seyn mögen." Die Akte verfügt ferner, daß kein Marineoffizier bis zum Range eines Contreadmirals, kein Militär bis zum Range eines Generalmajors in der Armee und Obersten in der Miliz, ebenso kein Beamter in der Zoll- und Accisevewaltung und kein Postbeamter zur Ausstellung des besagten Reverses verpflichtet seyn solle. Die, im Jahre 1829 eingetretene, Emancipation der Katholiken durch den sogenannten „Roman. Katholic. Relief. Act." (10 Georg IV. c. 7) hob auch diese mildere Form der Test- und Corporationen-Akte auf u., mit Ausnahme einiger wenigen höchsten Stellen in der Regierung, konnten fortan Katholiken und Dissenters zu

n Aemtern, auch in der Munizipalverwaltung, zugelassen werden. Die letzten
te der Intoleranz räumte vollends die im Jahre 1846 erlassene Akte „um Ihrer
jestät Unterthanen von gewissen Strafen und Unfähigkeiten in Folge religiöser
schen zu befreien" hinweg. Wir erwähnten oben des Suprematieeides und
ssen noch einmal auf denselben zurückkommen. Der Suprematieeid führt mit
echt diesen Namen; er sollte Non-Suprematieeid heißen, wie aus seiner Fassung
rgeht: „Ich N. N. gelobe, daß ich von Herzen verabscheue, verachte und
hwöre, als lästernd und häretisch jene fluchwürdige Doktrin und Satzung,
welcher vom Papste oder irgend einer andern, vom römischen Stuhle aus-
nden, Autorität exkommunicirt, oder beraubte Fürsten von ihren Unterthanen,
haupt von Jedermann abgesetzt oder ermordet werden können. Und ich er-
, daß kein fremder Fürst, Person, Prälat, Staat oder Potentat hat oder
n sollte irgend welche Jurisdiktion, Gewalt, Superiorität, Machtvollkom-
heit, geistliche oder kirchliche Autorität innerhalb dieses Königreichs. So wahr
Gott helfe." Nicht blos solche, die sich um eine Stelle bewarben, sondern
Unterthanen mußten auf Verlangen diesen Eid leisten, welche Bestimmung
im Jahre 1791 aufgehoben ward; zugleich wurde ein anderer, gegen die
gerliche u. weltliche Autorität des Papstes gerichteter, Eid eingeführt, welchen
ein Amt sich bewerbende Katholiken dem Suprematieeide substituiren konnten.

Testament oder letzter Wille (ultima voluntas), ist die, von Jemanden nach
bestehenden Gesetzen geschehene, letztwillige Verordnung über seinen Nachlaß,
einer bestimmten Erbeinsetzung, und unterscheidet sich von einem Codicill
.) darin, daß ersteres die unmittelbare Erbeinsetzung, letzteres aber nur andere
willige Dispositionen und gemeiniglich nur Verfügungen über einen Theil der
assenschaft enthält. Die testirende Person heißt der Erblasser und das,
solche Art erworbene, Vermögen Erbschaft. Ein jedes T. hat die Eigen-
t, daß der Erblasser bei Lebzeiten nicht an seinen bereits errichteten letzten
en gebunden ist, vielmehr solchen zu jeder Zeit, bis zu seinem Tode, aufheben
darin Aenderungen vornehmen kann. Wirksamkeit erhält ein T. erst mit
erfolgten Tode des Testators. Ein zurückgenommenes T. heißt testamentum
um. Erklärt jedoch der Testator in dem zweiten das erste für ein Codicill,
lt auch dieses als solches. Außerdem bleibt das ältere, einmal rumpirte T.
ültig, auch wenn das zweite wieder rumpirt werden sollte. Durch ein Codi-
kann in der Regel kein T. aufgehoben werden, weil dadurch der wesentliche
lt des T.s, die Einsetzung der Erben, nicht erreicht werden kann. Eine
nahme findet jedoch nicht statt, wenn in einem Codicill Intestaterben (s. d.)
setzt sind, die im T.e übergangen waren, wobei jedoch Zeugen ihre Angaben
h zu bekräftigen haben. Ein T., wenn es gültig seyn soll, setzt voraus, daß
Testator fähig gewesen sei, ein solches zu machen; er muß daher 1) bei ge-
em Verstande, 2) nicht durch das Gesetz hiezu für unfähig erklärt, 3) nicht
erjährig und 4) muß das T. selbst in der gehörigen, gesetzlich vorgeschrie-
n, Form abgefaßt seyn. Ueberhaupt muß sich derjenige, welcher ein T. er-
en will, genau nach der, in jenem Lande, in dem er sich befindet, üblichen
für T.e vorgeschriebenen Form richten. Das T. ist entweder ein münd-
es, wenn der Erblasser dem Gerichte seinen letzten Willen zu Protokoll er-
und das, auf diese Weise abgefaßte und von dem Erblasser eigenhändig
rschriebene, T. bei Gericht hinterlegt wird (ein gerichtliches); oder es ist ein
iftliches und zugleich außergerichtliches, wenn der Testator seine letzt-
ige Verordnung über seine Verlassenschaft eigenhändig, deutlich und bestimmt
ftlich abfaßt, oder einen von ihm gefertigten Aufsatz durch seine Unterschrift
Besiegelung als seine T.s-Verfügung genehmigt. Zu einem außerordentlichen
werden sowohl nach dem römischen Rechte, als nach den besonderen Landes-
tzen sieben Zeugen, gegen welche kein Verdacht stattfindet, daß sie ein falsches
gniß ablegen könnten und gegen deren Gültigkeit überhaupt keine gegründete
wendung gemacht werden kann, erfordert. Das kanonische Recht nimmt ein

T. als gültig an, wenn es in Gegenwart des Pfarrers und zweier Zei
gefaßt worden ist. Es gilt aber dieß nur bei den privilegirten T.en der G
und bei Vermächtnissen ad pias causas, bei welchen sogar der Abzug der
Falcidia nicht stattfinden soll. Ebenso verordnet das kanonische Recht,
welche zu Gunsten der Kirche oder frommer Anstalten errichtet word
gleich militärischen T.en, auch vor zwei Zeugen gemacht, gültig sind. Sc
sollten in Ansehung der Kirche auch dann in Kraft bestehen, wenn sie
anderer Rücksicht ungültig wären. Auch sollen Kinder, die noch unter v
Gewalt stehen, selbst über ihr peculium profectitium mit Einwilligung de
für die Kirche und fromme Anstalten (donatio mortis causa) gültig
dürfen. Ferner ist durch das kanonische Recht bestimmt, daß, was nach
mischen Rechte mehr als zweifelhaft seyn würde, der Pflichttheil und di
lianische Quarte zugleich abgezogen werden können, Falls nicht Kinder sel
Kindern substituirt worden sind. Endlich sind Erben aus unerlaubten
lungen ihrer Erblasser zur Schadloshaltung des Verletzten, nicht blos so
reicher daraus sind, sondern so weit die Erbschaft reicht, verbunden. N
die ganze Handlung mit den vorgeschriebenen Solennitäten vollzogen w
hat ein außergerichtlich abgefaßtes T. gültige Kraft. — Von der aktiv
Fähigkeit sind ausgeschlossen: 1) Jene, welche den freien Gebrauch ihres
und Verstandes nicht haben, z. B. Wahnsinnige (furiosi), ausser in lich
schenräumen; gleichgestellt sind diesen die prodigi; 2) Jene, denen das
Alter abgeht; 3) Unmündige, welche selbst nicht unter Autorität des
testiren können; 4) welche noch unter väterlicher Gewalt stehen und kein
Vermögen besitzen; diese, wenn sie 14 Jahre alt sind, können aber b
jenes Vermögen verfügen, über welches ihnen das vollkommene Eigenth
(peculium castrense und quasi castrense) zusteht; 5) welche als bürger
erklärt sind, sowie alle Jene, denen die T.s-Fähigkeit zur Strafe entzoger
die einzelnen Ordensgeistlichen in Klöstern, sobald sie Profeß abgelegt h
insbesondere die Bettelmönche, wegen des Gelübdes der freiwilligen Armu
Schreibens Unkundige, Taubstumme und Stumme hielt man bisher, wege
gels, ihren Willen gehörig zu erklären, gleichfalls für unfähig, ein T. z
ten; da aber heut zu Tage durch die Taubstummen-Institute für die
der Taubstummen hinreichend gesorgt ist, so verhält sich jetzt in Betr
die Sache an manchen Orten anders. Lege intestabiles sind: Hochv
Apostaten, Blutschänder, offenbare Wucherer und alle zum Tode verurthei
brecher. Mangelhaft ist die Erklärung des letzten Willens: a) wegen Z
ein direkter Zwang macht ein T. ipso jure ungültig, ein indirek
nur per exceptionem. b) Macht der dolus eine letztwillige Verfügung
jedoch nur per exceptionem; eine bloße Ueberredung, sobald sie nicht d
rakter von Zwang oder dolus annimmt, hat auf die Gültigkeit einer sol
ordnung keinen Einfluß. Wesentlich ist bei jedem T.e die Erbeinsetzung (
institutio), d. i. Ernennung eines Nachfolgers in das Vermögen und in d
beruhenden Verbindlichkeiten. Die Fähigkeit, zum Erben eingesetzt zu
(testamenti factio passiva) beruht im Allgemeinen auf der Fähigkeit, te
können (testamenti factio activa). Ausnahmsweise können, nach dem r
Rechte, als Erben eingesetzt werden: a) Sklaven, indem sie mit der E
von dem Testator, dessen Sklaven sie sind, die Freiheit erlangen; b) die
licher Gefangenschaft Befindlichen; c) Soldaten können auch Personen a
einsetzen, welche nicht testamenti factio haben; d) ungewisse Perso
gleichfalls fähig, als Erben ernannt zu werden; dagegen können überh
jene Personen nicht als Erben eingesetzt werden, welche in einem Sta
Erwerbe des Eigenthumes ausgeschlossen sind. Personen, welche als Er
gesetzt werden müssen, heißen Notherben. Nach dem neuesten Rech
Nichts auf den Ort an, wo die Erbeinsetzung geschieht, auch wird es al
gültig betrachtet, ob sie in der befohlenen, oder in einer andern Schre

gefaßt ist. Eine orthographisch fehlerhafte Schreibart hat auf die Gültigkeit der Einsetzung keinen Einfluß. Der Erbe kann sogar, ohne genannt zu seyn, beschrieben werden, nur muß die Beschreibung klar und deutlich seyn, so daß man mit Gewißheit daraus entnehmen kann, wer der Erbe sei. Die Uebertragung der Erbeinsetzung an Dritte ist durchaus unstatthaft. Die Ernennung eines oder mehrerer Erben, sowie die Bestimmung der einzelnen Erbtheile hängt von der Willkür des Erblassers ab. Sind von ihm keine Erbportionen festgesetzt, so werden diese dadurch ausgemittelt, daß man die Erbschaft durch die Zahl der Erben dividirt. Zwei verbunden genannte Erben werden jedoch hiebei für Einen Kopf gerechnet. Hat der Erblasser die Hinterlassenschaft nicht durch Bruchtheile erschöpft, so muß der Rest unter die genannten Erben vertheilt werden, (nemo pro parte testatus, pro parte intestatus discedere potest). Der Erblasser kann auch mehre Erben auf oder nacheinander einsetzen, was substitutio (s. d.) heißt. Dabei kann nicht nur Einer Mehren, sondern es können auch Mehre Einem substituirt werden. Hat der Testator nur Einen Erben ernannt und diesem keinen andern substituirt, so tritt nach des Ersteren Ableben die Intestaterbfolge ein. Sind aber mehrere substituirte Erben ernannt, so tritt nach dem Ableben des Einen nicht die Intestaterbfolge für dessen Erbtheil ein, sondern die noch lebenden substituirten Erben theilen sich in des Verlebten Erb-Portion, (jus accrescendi). Den geistlichen Personen steht theils nach besonderen Landesgesetzen, theils, weil ihre T.e der Form nach zur Classe der privilegirten gehören, die Befugniß zu, über ihre Verlassenschaften durch eigenhändige Scriptur, auch ohne sieben Zeugen, zu testiren und solche T.e (testamenta canonica) sind gültig, wenn nur in Ansehung der Form alles Erforderliche beobachtet und solche von den geistlichen Testatoren eigenhändig unterschrieben und mit ihrem Privatsiegel besiegelt worden sind. — Nur die Bischöfe waren Anfangs hinsichtlich des letztwilligen Dispositionsrechtes beschränkt und ihr peculium clericale verblieb, nach Abzug des Privatvermögens, der Kirche eigenthümlich. Nach der Theilung des Kirchengutes wurde dieser Grundsatz auch auf jeden Kirchenbenefiziaten angewendet, und so entstand der Unterschied zwischen dem Privatvermögen eines Klerikers, welches nach der gemeinschaftlichen Erbfolge vererbt wurde und dem im Dienste der Kirche Errungenen. Das Recht der Kirche, nach welchem bei Abgang eines T.s diejenige Kirche, an welcher der verstorbene Weltgeistliche angestellt war, denjenigen Theil seines Vermögens, den derselbe im Dienste der Kirche erworben hatte, oder, wenn er an mehren Kirchen angestellt war, diese solchen pro rata erbten, ist nun in den meisten Staaten als erloschen erklärt und nach den bestehenden landesherrlichen Gesetzen tritt auch beim peculium clericale die Intestaterbfolge ein. — Die geistlichen Corporationen der Religiosen erben die Verlassenschaft ihrer Professen, sofern diese nicht vor Ablegung ihres Professes testirt haben. Durch die Antretung der Erbschaft erhält der Erbe ein dingliches Recht darauf, da er vorher nur ein jus ad rem hatte. Es steht ihm aber frei, die Erbschaft anzutreten, oder nicht, und er kann im ersten Falle mittelst des gesetzlich zu errichtenden Inventars seine rechtlichen Obliegenheiten auf die Kräfte der Verlassenschaft beschränken. Von dem Erben unterscheidet sich der Legatar (s. Legate), dem nur ein besonderer Theil der Verlassenschaft als Geschenk von dem Erblasser zugedacht worden ist.

Testament, Altes und Neues, s. Bibel.

Teste, Jean Baptiste, geb. 1780 zu Bagnols, erzogen zu Lyon, ward Repräsentant von Valence, ging dann mit seinem Vater nach Italien, wurde mit demselben verhaftet, doch bald darauf bei der Verwaltung der Armee angestellt. Später kehrte er nach Frankreich zurück, wurde in Bagnols Municipalsekretär, ging dann nach Paris und studirte Rechtswissenschaft, ward 1801 Advokat und Lehrer an der Rechtsakademie zu Paris. 1807 ging er nach Nismes, kam 1815 beim Ausbruche der Unruhen daselbst nach Paris, führte die, ihm vom Kaiser übertragene, Beruhigung von Nismes mit Gewandtheit aus, wofür ihn dieser zum

Generallieutenant der Lyoner Polizei ernannte. Von den Lyonern zum Repräsentanten der Kammer erwählt, mußte er auf Fouché's Befehl auf seinem Posten in Lyon bleiben. Nach der zweiten Restauration ging T. nach Belgien, woraus er 1817, in Folge einer Vertheidigung des Journals „Mercure surveillant“, auf russische und österreichische Anklage verbannt wurde, später jedoch dahin zurückkehren durfte. 1830 erst durfte er nach Frankreich zurückkehren, ward Generallieutenant der Lyoner Polizei und Deputirter, endlich 1834 im November Handelsminister; doch war er der Erste, der hier nach drei Tagen abdankte und zu seiner frühern Stelle zurückkehrte. Justizminister im Ministerium vom 10. Mai 1839, gab er wegen der Dotationsfrage des Herzogs von Nemours seinen Abschied. 1840 wurde er, nach Thiers Sturze, Minister der öffentlichen Bauten. Er legte indessen diese Stelle im Dezember 1843 nieder und erhielt dafür das Amt eines Präsidenten am Cassationshofe u. die Pairswürde. Im Mai 1847 kamen Briefe des Generals Cubières an den Tag, welche T. beschuldigten, daß er während seiner letzten ministeriellen Amtsthätigkeit die Concession einer Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der Steinsalzminen zu Gouhenans nur auf das Versprechen einer bedeutenden Schenkung an Aktien ertheilt habe. Die Sache gelangte zur gerichtlichen Untersuchung vor den Pairshof und durch den Bericht desselben wurde die Mitanklage des ehemaligen Ministers für gerechtfertigt erklärt.

Tetanus, s. Starrkrampf.

Tethys, eine Tochter des Uranos und der Gäa, ward mit ihrem Bruder, dem Okeanos, vermählt und ist daher die älteste, erhabenste Meeresgöttin. Sie ward von ihm Mutter der Flüsse: Nilos, Alpheus, Eridanos und anderer in großer Menge; dann der Okeaniden: Pitho, Doris, Elektra, Kalirrhoe ꝛc., gegen 3000, alle von göttlicher Schönheit. Ihre Enkelin, von der Doris, war Thetis, welche nicht mit der obigen zu verwechseln ist.

Tetrachord, in der Musik der Griechen eine Leiter von vier Tönen oder Saiten, deren zwei äußerste gegen einander eine Quarte klingen. Zur Theilung ihres Tonsystems bedienten nämlich die Griechen sich ihrer T.en, wie wir uns der Oktaven bedienen. Nach von Drieberg's Bemerkung (Wörterbuch der griechischen Musik) nannten sie T. in einem jeden Geschlechte das System der Quarte, sobald es von festen Klängen, oder, nach unserer Benennung, von der Tonika, Dominante und Unterdominante begränzt wird. Mithin bilden die vier Klänge von der Dominante zur Tonika, oder von der Tonika zur Unterdominante ein T. Die Lage der vier Klänge aber ist in jedem Geschlechte verschieden und dieß heißt bei den Griechen die Theilung des T.s. Die T.e aber bekommen wieder verschiedene Namen, nach den Geschlechtern und nach der Lage im gemeinschaftlichen Grundsysteme. In erster Beziehung heißen sie diatonische, chromatische, enharmonische und vermischte T.e; nach ihrer Lage aber Hypaton, Meson, Synemmenon, Diezeugmenen und Hyperboläon.

Tetraëder (Vierflächner), eine Krystallgestalt des tesseralen Systems (s. Krystalle), ist von vier gleichseitigen Dreiecken gebildet und hat sechs Kanten und vier Ecken gleicher Art. Die Kantenwinkel messen 70° 31′ 44″, die Hauptaxen gehen durch die Mittelpunkte der Kanten und seine krystallographische Stellung ist auf einer Kante. Das T. ist die Hälfte (Hemiedrie) des Oktaëders (Achtflächners) und entsteht aus diesem, wenn dessen vier abwechselnde Flächen so wachsen, daß die vier anderen verschwinden. Je nachdem von den acht Flächen des Oktaëders diese oder jene vier abwechselnde durch Wachsen zu einem T. werden, können zwei T. entstehen, die einander gleich sind und sich nur durch ihre Lage zu einander unterscheiden, indem das eine gegen das andere um 90° gedreht ist und wovon das eine als linkes, das andere als rechtes bezeichnet werden kann. Das T. kann entstehen aus allen Gestalten des tesseralen Systems, wenn daran von den Flächen (Abstumpfungsflächen von den Ecken), welche zum Oktaëder führen, nur die abwechselnden Hälften auftreten. Es wird demnach gebildet aus dem Hexaëder (Würfel) durch Abstumpfung der abwechselnden Ecken und geht in den

Würfel wieder über durch Abstumpfung der Kanten. Durch Abstumpfung der Ecken des T.s werden die Flächen des zweiten T.s gebildet. Wenn nun die Flächen beider gleiche Größen erlangen, so entsteht das Oktaëder. Das Rhombendodekaëder (Rautenzwölfflächner) wird am T. gebildet, wenn man eine dreiflächige Zuspitzung der Ecken von den Flächen aus so anbringt, daß jede Zuspitzungsfläche zur gegenüberliegenden Kante des T.s unter einem rechten Winkel geneigt ist; das T. entsteht dagegen am Rhombendodekaëder, wenn die abwechselnden dreiflächigen Ecken abgestumpft werden. — Von den Mineralien, welche als T. krystallisirt vorkommen, müssen genannt werden: die Fahlerze, Helvin und Boracit. C. Arendts.

Tetralogie, s. Trilogie.

Tetrameter (gr.) viergliederig, vierfüßig; jeder, aus vier einfachen oder Doppelfüßen bestehende Vers; daher daktylischer, jambischer, trochäischer T. u. s. w. Vergl. Trimeter.

Tettenborn, Friedrich Karl, Freiherr von, geboren 1778 zu Tettenborn im Badischen, studirte erst Forstwissenschaft, trat 1794 als Cadet in österreichische Dienste und stieg im Revolutionskriege bis zum Rittmeister. 1805 stand er mit bei Ulm und schlug sich mit dem Erzherzog Ferdinand durch; 1808 begleitete er den Fürsten von Schwarzenberg als Adjutant nach Petersburg und zeichnete sich in der Schlacht bei Wagram so aus, daß ihn der Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Nach dem Frieden folgte er dem Fürsten von Schwarzenberg nach Paris, wo er sich bei dem Brande des schwarzenbergischen Pavillons sehr thätig bewies. Bei dem Ausbruche des Krieges von 1812 trat er als Oberstlieutenant in russische Dienste, führte eines der Partisancorps, drang beim Rückzuge der Franzosen zuerst mit seinen Kosaken bei Wilna ein, ging, zum Obersten befördert, zuerst mit einem fliegenden Corps über die Weichsel und die Oder und überraschte am 20. Februar 1813 mit Czernitscheff Berlin. Von dort aus zog er gegen Hamburg, war am 14. März in Ludwigslust, wo der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sich sogleich gegen die Franzosen erklärte und rückte am 18. März in Hamburg ein, welches er erst am 30. Mai wieder verließ. T. trat nun unter Wallmodens Commando, nöthigte am 15. Oktober Bremen zur Uebergabe und focht dann unter dem Kronprinzen von Schweden gegen die Dänen. Nach dem Frieden mit Dänemark brach er gegen den Rhein auf (24. Januar 1814) und unterhielt mit seinem leichten Corps die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Allirten. 1818 trat T. in badische Dienste, leitete die Unterhandlungen zwischen Baden und Bayern und wurde 1819 Gesandter in Wien, als welcher er daselbst 1845 starb. Vergl. K. A. Varnhagen v. Ense, Geschichte der Kriegszüge des Generals T., Stuttgart 1815.

Tetuan, schöner und reicher Handelsplatz in der Provinz Hasbet des marokkanischen Reiches Fez, unfern der Ausmündung des Flusses Martil ins Mittelmeer und am Abhange eines Hügels erbaut, der ein starkes Kastell trägt. Die Stadt selbst umgeben gute, mit Thürmen flankirte Mauern; sie enthält 30 Moscheen, deren im Range vornehmste von großem Umfange und imposanten Aeußern ist, und sieben Synagogen. Unter den Einwohnern, 16,000 an der Zahl, befinden sich über 4000 Juden, welche in dem abgeschlossenen Millah (Judenviertel) ihre Häuser haben. Die Frauen von T. genießen den Ruf, die anmuthigsten in der Berberei zu seyn. Die Stadt treibt starken Verkehr mit Frankreich, Spanien und Italien, namentlich in Wolle, Gerste, Wachs, Leder, Häuten, Schuhen, Matten, Orselje, Hornvieh, Maulthieren und Eßwaaren. Dem Binnenhandel werden Seidenwaaren, Schießpulver, Feuergewehre, Gefäße von gebrannter Erde, Dachziegel und Tabak geliefert. Die Umgebungen von T. sind reizend und vortrefflich angebaut; besonders geschätzt werden die Trauben der benachbarten Weinberge, sowie die Apfelsinen dieser Gegenden unbezweifelt die besten in der Welt sind. — T. hieß bei den alten Amarzirghen Tetteguin und bei den Römern Jagath. mD.

Tetzel, Johann, geboren zu Leipzig, studirte daselbst die Theologie und trat 1489 in dem dortigen Paulinerkloster in den Dominikanerorden. Als im J. 1502 Papst Leo X. zum Bau der Peterskirche in Rom einen allgemeinen Ablaß ausschrieb, beauftragte er den Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz mit der Verkündigung desselben durch ganz Deutschland und dieser wählte T. zu seinem Untercommissär für seine Bisthümer Mainz, Magdeburg und Halberstadt. Wie ernst es dem Kurfürsten Albrecht war, mit Vorsicht und Gewissenhaftigkeit das ihm vom Papste übertragene Werk auszuführen, beweist der Umstand, daß er selber einen weitläufigen Unterricht für seine Untercommissarien verfaßte, worin er sie unterrichtete über des Papstes Auftrag und Absicht, den Zweck des Ablasses, die gewissenhafte Verwahrung, Verrechnung, Ablieferung und Verwendung der Gelder. Albrecht's Klugheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sind zu bekannt, als daß nicht von hier aus auch ein günstiges Licht auf T. fallen sollte. So unzählige Male diesem auch nachgesagt wurde, daß er den Ablaß mit marktschreierischen Anpreisungen an die Leute gebracht habe: so ist hiefür bis diesen Tag eben so wenig ein Beweis beigebracht worden, als für das Brandmal eines unsittlichen Lebens, das seine Feinde ihm aufzudrücken nicht müde werden. Daß T. einen richtigen Begriff vom Ablasse hatte, dafür sprechen zwei Dokumente, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Als Luther (s. d.) sich 1517 an den Erzbischof von Mainz, als den Ordinarius von Wittenberg, um Abhülfe gegen die Ablaßprediger und namentlich gegen T. wandte, weigerte sich die angegangene Behörde keineswegs, den Thatbestand auf dem geeigneten Wege zu ermitteln; allein, anstatt dessen Herstellung abzuwarten und sich bis dahin zu beruhigen, brach Luther plötzlich los und veröffentlichte, gegen die Bitten erfahrener Männer, ja gegen sein gegebenes Versprechen, am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen über den Ablaß durch Anschlagen derselben an der Schloßkirche zu Wittenberg, um sie schnell zu verbreiten, da Tags darauf das Allerheiligenfest stattfand, genannte Kirche aber den Titel Allerheiligenkirche führte, mithin ihren Jahrestag feierte und vieles Volk zu erwarten war. Diese Thesen, welche neben manchem Wahren auch viele offenbare Irrthümer, namentlich in der Lehre vom Ablasse, enthalten, erregten ungeheueres Aufsehen bei den Ablaßfeinden unter dem Klerus, wie bei den dem Christenthume überhaupt feindlich Gesinnten, so daß Luther anfänglich selbst erschrack. Aber, eingenommen gegen T. durch lügenhafte Volksmährchen, durch Eifersucht gegen den Dominikanerorden und dessen so gesuchte Beichtstühle, daß die der Augustiner, besonders in Wittenberg, gar verödet waren; der Unmuth gegen allen Widerspruch, die Aufmunterung seiner Freunde und der Kitzel des Ruhmes erstickten alle Besinnung und alles bessere Gefühl in Luther. Als nämlich T. den lutherischen Thesen ebenfalls zwei Reihen von Thesen, die erste mit 106, die andere mit 50 entgegenstellte, welche die kirchliche Lehre vom Ablasse ganz richtig darstellen, sodann von der Gewalt des Papstes und der Auktorität der Kirche handeln und sich dabei von allen Ausfällen gegen Luther sorgfältig frei erhielt, ja, nicht einmal dessen Namen nannte, achtete letzterer die schonende Behandlung, deren er sich von T. zu erfreuen hatte, so wenig, daß er eine Schrift unter dem Titel „Freiheit des Sermons" veröffentlichte, worin er T. gröblich beschimpfte und von diesem sogleich in pöbelhafte Ausfälle gegen den Papst selbst überging. Man hat eingewendet, daß es noch nicht ausgemacht sei, ob T. seine Thesen gegen Luther selbst verfaßt habe, wahrscheinlich habe sie sein Lehrer, Konrad Wimpina, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, verfertigt. Ist aber hiemit T.'s Unwissenheit, von der Luther so großen Lärmen machte, bewiesen? Im Gegentheil, denn T. vertheidigte wenigstens fragliche Thesen so gut, daß er Licentiat und hierauf Doktor der Theologie wurde. Bekanntlich aber ist die Vertheidigung von Thesen schwieriger, als ihre Abfassung. Diese Thesen nun verbrannten die Studirenden Wittenbergs, worin kein vernünftiger Mann einen Beweis gegen T. suchen wird; es sollte eine Ehre für Luther darin liegen, der wohl Nichts von diesem unbesonnenen Schritte der Jugend ge-

wußt haben mag. Jedenfalls ist es Lüge, wenn einige Protestanten behaupten, T. habe vorher Luther's Thesen verbrannt; denn Luther sucht die Studirenden an verschiedenen Stellen seiner Briefe zu entschuldigen, sagt aber nicht das Geringste von jenem vorgeblichen Vorgange T.'s, worin doch die erste u. gegründetste Entschuldigung gelegen wäre. Jetzt erst verbrannte T. Luther's Sätze. Eine Lüge ist es, wenn man sagt, Leo X. selbst habe T.'s Ablaßlehre in einer eigenen Bulle verdammt; denn das Bullarium magnum Romanum enthält eine solche Bulle nicht. Oder gaben etwa, wie ebenfalls vielfach angeführt worden ist, die intelligentesten geistlichen Fürsten der Lehre Luther's vom Ablasse ihren Beifall? Es ist wahr, Lorenz von Bibra, Fürstbischof von Würzburg, hielt Vieles auf Luther, aber nur, so lange er dessen Streit als Gewissens- und Gelehrtensache ansah. Der Bischof Adolph von Merseburg nannte in einem Schreiben vom 28. Hornung 1520 Luther einen „trefflichen Doktor." Dennoch aber schrieb er ihm: „Ich wünschte von Herzen, daß Du u. alle Anderen, die sich für Lehrer der christlichen Religion ausgeben, sich nicht bewegen ließen, mit giftigen Stacheln so um sich zu beißen u. stechen, sondern vielmehr säuberlich thaten, aus einer göttlichen Liebe. Ich kann auch die Ursache, warum Du den Papst so hart angreifest u. schiltest, nicht fassen, ja ich habe groß Mißfallen daran. Auch weißt Du wohl, aus was Kühnheit Du solches fürnimmst u. wie es angenommen werde. Du hättest meines Erachtens, nach Deiner großen Geschicklichkeit, anstatt gedachter Büchlein, etwas Nützlicheres gemeiner Liebe u. Heil, ohne Zweifel können schreiben. Ermahnen Dich derhalben, Du wolltest solches thun, jetzt und fürder zu aller Zeit und das Schelten und Schmähen nachlassen und gar desselben Dich äußern." — Kurfürst Albrecht von Mainz schrieb an Luther am 25. Februar 1520: „Daß Du aber fürgibst, Du lehrest die Wahrheit, wie Du sie in der heiligen Schrift gelesen und daraus gelernt hast, können wir nicht strafen; doch, soferne Du solches thust mit Gottesfurcht und Sanftmuth, nicht mit Schelten und Lästern, nicht erregest noch Ursache gebest zu Ungehorsam wider die gemeine Gewalt und Autorität der Kirche. — Kommst Du diesem nach, so ist Dein Rath oder Werk aus Gott und wird ohne Zweifel löblich und nützlich seyn und daß ich mit Dir (wie Gamaliel mit den Juden) rede, wird es fest bleiben, also, daß es Niemand wird dämpfen mögen. Geht aber Dein Werk aus Neid, Vermessenheit u. Stolz, Andere zu schmähen u. zu lästern, so ist's gewißlich aus Menschen und wird leichtlich von ihm selbst untergehen. Denn wir wissen, daß es Niemand jemals ohne gewisse Gefahr abgangen ist, so er Gottes Gnaden und Wohlthaten mißbraucht und sich wider die Wahrheit und Gott selbst gesetzt hat. Derselbe Gott verleihe uns, Dir und allen Christen, daß wir recht u. aufrichtig handeln. Gehab Dich wohl in Christo." — Die Hauptwaffe aber gegen T. hat man immer darin gefunden, daß er selbst von seinem Vorgesetzten, dem geheimen päpstlichen Kämmerer, Karl von Miltitz, hart angelassen und dieser Tadel sogar von dem Papste selbst anerkannt wurde. Dieß verhielt sich aber so. Leo X. sandte, in seinem friedliebenden Sinn u. in friedfertiger Absicht, besagten Miltitz im Jahre 1519 an Luther, um den Streit auf gütlichem Wege beizulegen. Aber, wie sehr sich der heilige Vater dießmal vergriffen hatte, sah er nur zu spät ein. Miltitz, ein Lebemann und oberflächlicher Kopf, hoffte mit zwei Mitteln den ihm nicht ganz unbekannten Luther zu gewinnen, indem er dessen Ehrgeize und seiner Heftigkeit schmeicheln und sich mit seiner Genußsucht näher einlassen wollte. Für den ersten Zweck fiel er ungemessen über den armen T. her, der bisher mit Ehren bestanden und sich keines Vergehens bewußt war und nicht anders glauben konnte, als, daß er auf gesetzlichem Wege sich nur des Schutzes seiner Vorgesetzten zu erfreuen haben werde. Kein Verhör, keine Untersuchung stellte Miltitz an, keine Rechtfertigung verlangte er. Luther sollte über T. triumphiren und darüber der Streit geschlichtet seyn. Wie berichtet, so gerichtet; der Papst selber stimmte in Vorwürfe gegen T. ein und eine solche Behandlung stürzte den Armen in eine Krankheit und beschleunigte seinen Tod, der im August 1519 in dem Paulinerkloster zu Leipzig erfolgte, wohin T. bald nach der Leipziger Dispu-

tation zurückgekehrt war und in dessen Kirche er auch beigesetzt wurde. Luther bemitleidete T. selber und suchte ihn in einem Briefe zu trösten, was beiden zur Ehre gereicht, uns aber einen Blick in den Zusammenhang der Sache und vielleicht in Luthers bessere, aber niedergehaltene Ueberzeugung gestattet. — Diese Ungerechtigkeit eines Miltitz führte Luthern ebensowenig zur Gerechtigkeit, als beider Zechgelage und Scherze zur ernsten, bessern Einsicht. Beide betrogen sich, verspotteten sich hierauf und beschimpften sich zuletzt; die offenbarste Apologie des unter der Erde ruhenden T. (Vgl. Neue Sion 1846, Nr. 24 u. 25).

Teucer, s. Teukros.

Teufel, der, hat in der heil. Schrift verschiedene Namen und Benennungen, als: Satan, Belial, Beelzebub, der große Drache, die alte Schlange, Fürst dieser Welt, Fürst der Finsterniß, Gott dieser Zeit, der Böse, Lügner, Mörder von Anbeginn, Asasel, Asmodi, Fürst der Dämonen. Alle diese Bezeichnungen kommen eigentlich nur dem höchsten und ersten der gefallenen Engel zu; doch heißen zuweilen auch die anderen oder niederen der bösen Geister T., gewöhnlicher aber Engel des T.s, Anhang Satans, Samen der Schlange. — An das Daseyn böser Geister mit ihren Infestationen glaubten auch heidnische Völker, z. B. die Griechen (Arist. Mir. auscult. c. 166. Cfr. Hom. Od. IV. 64; V. 396) und die alten Parsen, welche den Satan gar für das Urprinzip des Bösen hielten und ihm den Namen Ahriman beilegten, welchen sie dann bildlich als einen großen Drachen mit langen Armen und Füßen und mit weit ausgestreckter Zunge darstellten. Der auf Sabäismus beruhende Parsismus hat überhaupt bezüglich seiner Lehre von den bösen Geistern sehr viel Aehnlichkeit mit der christlichen Doktrin von den gefallenen Engeln. Denn, gleichwie nach der christlichen Glaubenslehre der T. den Menschen physische und moralische Uebel bereitet, also sendet, nach der Lichtreligion der Parsen, Ahriman von seinem Wohnorte der Urfinsterniß im Innern der Erde Böses in die Welt, verbreitet von da aus Lügen und Unwahrheiten, Krankheiten und Ungemach aller Art. Und gleichwie im Systeme des Christenthums der T. einen Anhang, verschiedene niedere böse Geister um sich hat, also hat auch Ahriman die Dews als Gehülfen und Gesellen seiner Bosheiten. Und gleichwie endlich, nach der positiven Offenbarung des Alten und Neuen Testaments, der T. die ersten Menschen, Adam u. Eva, verführte: also wurden auch nach dem Parsismus die ersten Menschen, Meschia und Meschiane, von Ahriman zum Genusse unreiner Thiere und zur Verehrung der bösen Unterkräfte, der Dews, verführt, so daß sie dadurch dem Bösen und der Sterblichkeit anheim fielen. Bei all dieser Uebereinstimmung des Parsismus u. des Christenthums über die bösen Geister aber weichen beide Systeme hierin doch wieder wesentlich von einander ab. Denn nach ersterem ist Ahriman ein ewiges böses Prinzip, das mit seinen Dews endlich gebessert und durch Feuer gereinigt wird; nach letzterem aber ist der T. ein Geschöpf, das anfänglich gut war, durch den Mißbrauch seiner Freiheit aber gefallen und nun unverbesserlich und unerlösbar ist. — An der Wirklichkeit des T.s und der T. kann der Christ nicht zweifeln. Denn Christus, seine Apostel und die Kirche reden von ihnen, als in Wirklichkeit bestehenden, auf das allerdeutlichste u. positivste. Die Sätze, die über sie unwiderleglich feststehen, reduciren sich auf folgende: 1) die Teufel sind Geschöpfe, persönliche, rein geistige Wesen; 2) sie waren Anfangs gut und wurden aus eigener Schuld durch den Mißbrauch ihrer Freiheit böse; 3) sie sind incorrigibel und unerlösbar; 4) die gefallene Geisterwelt oder die T. bilden kein organisirtes Ganzes, keine *πολιτεία*, keine Idee, wie die Manichäer gemeint haben. In der Hölle, dem Wohnorte der T., gibt es also keine Subordination der niederen T. unter den höhern, keine Ordnung, sondern nur eine chaotische Grauenhaftigkeit, ein ewiges Tohu und Bohu, ein beständiges Wüst und Leer. 5) Die T. stehen in Beziehung zur materiellen Welt und können die Menschen versuchen, an Leib und Seele beschädigen und sogar „besitzen". Die Behauptung, „die Besessenen", von denen die Schrift spricht, seien nur Lunatiker, Melancholiker, Tolle, mit außerordentlichen hartnäckigen Krankheiten heim-

gesuchte Menschen gewesen, ist unstatthaft. — Den Beweis für die Wahrheit dieser Sätze hat die Dogmatik und die Exegese zu führen, was auch bei den zahlreichen und klaren Schrifttexten des Alten und Neuen Testaments leicht ist. Wie weit sich die Gewalt des T.s über die Menschen erstrecke, läßt sich nicht bestimmen. Gewiß ist aber, daß sowohl die irren, welche dem T. u. seinem Anhange jeden Einfluß auf das sichtbare Universum absprechen, als auch die, welche seine Macht zu weit ausdehnen. Leute der ersten Classe gibt es heut zu Tage in Menge und solche der zweiten Art gab es im Mittelalter, in welchem die Christen fast allgemein in einen ängstlichen und niederdrückenden dämonischen Aberglauben versanken, indem sie alle Ketzerei, allen Unglauben und jede neue Entdeckung in Physik, Astronomie ꝛc. dem T. zuschrieben. Es dürfte auch hier ein juste milieu geben, das weder alles Unheil dem T. in die Schuhe schiebt, noch alle und jede dämonische Influenz auf die Menschheit in Abrede stellt. Von der Reformation des 16. Jahrhunderts hätte man erwarten sollen, daß sie das Uebertriebene und Abergläubische über die Lehre von den T.n beseitigen würde. Allein gerade durch sie wurde es in dieser Hinsicht um Nichts besser, ja, nachgerade schlimmer. Denn gegenseitig machten sich Katholiken und Protestanten den Vorwurf einer Abstammung vom T. und Niemand sprach stärker und wiederholter von ihm als — Luther. Die symbolischen Bücher der Protestanten setzen übrigens über die T. Nichts fest, zum Beweise, daß sie in diesem Punkte übereinstimmend mit den Katholiken gelehrt haben. — Sender hat das Verdienst, den unter dem Volke herrschenden dämonischen Aberglauben entfernt, — und das Mißverdienst, die biblische Dämonologie bei Vielen erschüttert zu haben. Z. A.

Teufelsbrücke, eine kühn angelegte Brücke über den Fluß Reuß, im Schweizer-Canton Uri, bildet einen vollkommenen Halbkreis, hat von einem Ende bis zum andern 50 Schuh und das Wasser läuft 70 Schuh tief unter ihr weg.

Teufelsmauer oder Pfahlgraben, 1) eine römische Verschanzungslinie gegen deutsche Völker, von der jetzt noch Spuren übrig sind. Sie besteht aus tief versenkten Pfählen, mit dazwischen eingelegtem Flechtwerk (meist aus Kaiser Hadrian's Zeiten), theils aus einer hohen u. dicken Mauer (Pfahlgrabenmauer, T., aus Probus Zeiten). Den Anfang des Pfahlgrabens findet man in der Gegend von Kelheim, bei der Einöde Haderfleck an der Donau; er geht bis in die Gegend von Dinkelsbühl, nach Pfahlheim; eine andere Linie beginnt unweit Abensberg und geht nach der Donau, aber auch nach dem Rheine zu. Nach Anderen begann der Wall in der Wetterau, unweit Wiesbaden, lief längs dem, die Höhe genannten, Gebirge gegen Nordosten neben Homburg, Friedberg, bis Grüningen fort, wo er sich südöstlich neigte; nach noch Anderen aber gehörten zu den decumatischen Feldern der Strich von Basel am rechten Rheinufer abwärts, längs diesem Strome. Die Ueberreste treten bald mehr, bald weniger vor, geben bald Fahrwege, bald Fußsteige ab, haben gemeiniglich in der Entfernung von halben Stunden Reste von Thürmen, dienen zu Grundmauern von Gebäuden ꝛc. und lassen sich auf eine Strecke von 80 Meilen verfolgen. — 2) Eine Kette von wunderbar gebildeten Sandsteinfelsen auf dem Heidelberge, im Distrikte Blankenburg des Herzogthums Braunschweig, zieht sich von Nordwest nach Südost bis Quedlinburg u. verliert sich erst in der Gegend von Ballenstädt im Herzogthum Anhalt. Wahrscheinlich sind diese Sandsteinfelsen die Kerne von Bergen gewesen, das Erdreich ist abgewaschen worden und die Felsen als Gräten zum Vorschein gekommen. Jetzt bilden sie fast immer die Gipfel lange sich fortstreckender Berge.

Teukros, 1) Sohn des Skamandros und der Idaea, ältester König von Troas; seine Tochter, Butea, ward Dardanos Gattin. — 2) T., ein Halbbruder des Ajax Telamonios, von der Hesione geboren. Er kämpfte mit Ajax vor Troja, woselbst von seinen Pfeilen über 30 Helden fielen. Als Ajax entweder von Odysseus aus dem Wege geräumt war, oder sich selbst entleibt hatte, kehrte T. nach Hause zurück, ward aber von seinem Vater verstoßen, weil er den Bruder nicht gerächt hatte.

Teut, s. Thuisko.

Teutoburgerwald, ein Waldgebirge im Paderbornischen, berühmt durch die merkwürdige Schlacht, welche hier im Jahre Christi 11 das römische Heer unter Varus gegen die Deutschen unter Arminius (s. d.) verlor und wo jenes ganz vernichtet wurde. Wahrscheinlich umfaßte jener Wald einen weit größern Bezirk, als den wir heut zu Tage unter dieser Benennung kennen und der Arminius-(Hermanns-) Berg, der Varen- (Varus-) Busch, der Blutbach u. m. a. gehören unstreitig mit zu der Gegend, welche das Schlachtfeld damals einnahm. Nicht weit davon befindet sich auch das Schlachtfeld, wo später im Jahre 783 Karl der Große die Sachsen unter Wittekind schlug.

Teutonen, ein kriegerisches, germanisches Volk, welches mit den Cimbern, Ambronen und Tigurinern 113 v. Chr. sich gegen Italien wandte. Woher sie gekommen, ist ungewiß, wahrscheinlich waren sie germanischen Ursprungs. Nachdem von ihnen und ihren Verbündeten die Römer mehre Niederlagen erlitten, wurden sie endlich 102 v. Chr. von Marius bei Aix im jetzigen Frankreich besiegt.

Teutsch, Teutschland rc., s. Deutsch, Deutschland.

Texas, ein, zu der nordamerikanischen Union gehörender, im Westen von Louisiana gelegener Freistaat, zieht sich längs des Golfes von Merico, von der Mündung des Sabineflusses bis zur Mündung des Rio Grande und an letzterem Strome aufwärts bis zur Quelle desselben, erstreckt sich von 26° 5′ bis 42° nördlicher Breite und von 16° 25′ bis 25° 45′ westl. Länge und umfaßt nach Bromme's Berechnung 257,600 englische □ Meilen oder 164,764,000 Acres. Das Land ist an der Küste eben und meist Prairieland, hinter der Ebene erhebt sich ein Halbzirkel von rollendem und hügeligem Lande, das frei von Sümpfen und lästigen Insekten ist und wo Fieberkrankheiten, die häufig an der Küste vorkommen, ganz unbekannt sind. Die Gebirge von T. sind meist von neuerer Kalksteinformation, daher nicht steil, sondern mehr hügelförmig und theilweise mit glatten Hochebenen gekrönt. Zahlreiche Flüsse durchströmen das Land: der Sabine bildet die östliche Gränze und ist für Dampfboote 80 Meilen aufwärts fahrbar; holzreiche und fruchtbare, nur selten der Ueberschwemmung ausgesetzte, Ländereien bilden seine Ufer. Der Neches entspringt unter 32° 30′ n. Breite, wird durch mehre kleinere Flüsse verstärkt und mündet in den Sabinesee, sein Hauptarm ist der Angelina. Der Trinidad, von 250 Fuß mittlerer Breite und 8—10 Fuß Tiefe, hat sandige oder thonartige Ufer und mündet in die Galvestonbai; ihm folgt der, bei Lynchburg in den nordwestlichen Theil der Galvestonbai mündende, San Facinto. Die übrigen bedeutenden Ströme des Landes sind: der Brazos, größter Fluß des Binnenlandes; Colorado, La Barca, Guadelupe, San Antonio, Nueces und der, im fernsten Westen entspringende Rio Grande; sie münden alle in den Meerbusen von Merico. Die Küste des Landes ist durchschnitten und eingebuchtet, reich an Haffs und Lagunen, welche durch kleine Inseln und sandige Nehrungen vom merikanischen Golfe geschieden werden. Nur eine Bucht, die Galvestonbai, ist von Bedeutung; vor ihr zieht sich die 30 Meilen lange, 3—5 Meilen breite Insel Galveston oder San Louis mit der Stadt Galveston hin. Andere Baien sind: die West-Matagorda-, Aransagua- und Corpus Christi-Bai. — Das Klima von T. ist im Allgemeinen gesünder, als in den südwestlichen Staaten Nordamerika's. Wenig Regen fällt vom März bis Oktober; während dieser Zeit herrscht große, nur durch erfrischende Winde abgekühlte Hitze, die von 3 oder 4 Uhr Nachmittags bis zu Sonnenuntergang am stärksten ist. Der Winter ist leicht, unbedeutend der Schneefall im Oberlande, dabei aber schneller Temperaturwechsel, so daß die Winter Nichts weniger, als angenehm sind. Die Regengüsse dauern während des Oktobers und Novembers; geringer ist die Regenmenge in den folgenden Monaten. Herrschende Krankheitsformen sind Erkältungen, Wechsel- und Gallenfieber, Verdauungsbeschwerden und Fieberschauer. Dem europäischen Einwanderer muß Mäßigkeit in Allem die erste Lebensregel seyn, wenn er in diesem Lande, bei einem so schnellen Wechsel der

Temperatur, gesund bleiben will. Die texanische Pflanzenwelt bietet alle Produkte dar, welche die nordamerikanische Union aufweist. Eine eigenthümliche Erscheinung ist das lange, spanische Moos, welches viele Bäume bedeckt und in großen, leicht vom Winde bewegten Streifen herumflatternd, den Baum wie mit einem silbernen Mantel umhüllt erscheinen läßt. Alle Getreidearten gedeihen in T. vortrefflich: Baumwolle, Tabak, Hanf und Flachs im Norden, Zucker, Kaffee, Reis und Indigo im Süden werden bald die Hauptausfuhrartikel bilden. An Thieren bietet das Land alle Arten, welche das benachbarte Louisiana und Arkansas besitzen. Wenig bekannt ist noch der Mineralreichthum: Silber hat man in verschiedenen Gegenden gefunden; der Colorado führt Goldsand und in der Nähe seiner Quellen entdeckte man gediegenes Gold; Kupfer kommt in mehren Gegenden vor und unter 33° nördl. Breite befindet sich zwischen dem Trinidad und Brazos eine kupferreiche Strecke; Blei geht an mehren Orten zu Tage. Das verbreiteste Metall ist Eisenerz und große Eisensteine, die 50—60 pCt. reines Eisen enthalten, werden am oberen Trinidad gefunden. Salzquellen und Salzseen sind eine häufige Erscheinung, wie man auch Steinkohlen von vorzüglicher Qualität antrifft. Ackerbau, der in Plantagen- und gewöhnlichen Ackerbau zerfällt, bildet, nebst der Viehzucht, die Hauptbeschäftigung der Texaner. Ein Hauptzweig der Agrikultur ist der Anbau der Baumwollstaude; ein Acker trägt in der Regel 1000—2000 Pfund Baumwolle und der Ballen von 500 Pfund wurde in den letzten Jahren durchschnittlich mit 35 Dollars bezahlt. Die texanische Baumwolle übertrifft an Länge und Feinheit die besten Sorten der V. St., mit Ausnahme der Sea-Islandbaumwolle. Tabak, Zucker und Mais werden fleißig gebaut, die Kartoffel gedeiht sehr gut und wird in Menge gezogen, Yams, Bataten und die Maniokpflanze geben reiche Erndten. Für Handwerker bietet T. ein weites Feld dar, denn Kunst- und Gewerbefleiß haben noch wenige Fortschritte gemacht, Bauhandwerker finden besonders reichen Verdienst, Luxusartikel werden aus Europa und den V. St. eingeführt, während die höhere Industrie Nordamerika's bereits auch hier Boden gefaßt hat und mit jedem Jahre neue und größere Etablissements begründet. In der Handelswelt wird das Land einst eine große Rolle spielen; seine ersten Häfen sind: Matagorda, Trespalacios, Lamar, Sabine und St. Augustin, vor allen aber der Hauptafen Galveston, in dem sich bereits 1840 die Zölle auf eine Million Gulden beliefen. 1842 betrug die Einfuhr in T. 1,700,000 Dollars und schon im Jahre 1842 hatte die Ausfuhr die Einfuhr um 500,000 Dollars überstiegen; die Baumwollenausfuhr allein betrug an 1½ Million Dollars. Einige Hauptstraßen durchziehen den rasch aufblühenden Freistaat, zahlreiche Postämter sind begründet und Dampfboote fördern den Personen- und Handelsverkehr auf den größeren Strömen; bald werden Eisenbahnen, Kanäle und Postverbindungen das Land nach allen Seiten hin durchschneiden und jetzt schon braust das Feuerroß von Austinia über Liverpool nach Bolivar am Brazos hin, die Galvestonbai mit dem Brazos verbindend. — Die Verfassung des Staates ist nach jener der V. Staaten gemodelt: die legislative Macht ist in einer Generalversammlung vereinigt, welche aus einem Senat und einer Repräsentantenkammer besteht, beide sind vom Volke abhängig. Die richterliche Gewalt ruht auf einem Haupt- und Obergerichte und der Staat ist in 5 richterliche Distrikte eingetheilt; ein, alle 3 Jahre zu wählender, Präsident hat die vollziehende Gewalt; die Abgaben sind verhältnißmäßig gering. Das Land ist in 30 Cantons eingetheilt, Hauptstadt ist Austin am Colorado, nicht weit von den Ansiedelungen des Mainzer Vereines gelegen; die ansehnlichsten Städte sind bis jetzt: Galveston (7000 Einwohn.), Harrisburg (4000 Einw.) und Berar (1200 Einw.). — Geschichte von T. u. den deutschen Ansiedelungen im Lande. T. (in der Sprache der Commanches-Indianer Paradies bedeutend) sah schon 1692 spanische Colonisten, welche Berar am St. Antonio und später auch Goliad gründeten; das übrige Land blieb, außer einzelnen Militärposten, unbevölkert und die spanische Regierung war gewohnt, das merikanische

Gränzland als eine Wüste zu betrachten und zu behandeln, daher verbot sie, aus Furcht vor dem gefährlichen nordamerikanischen Nachbar, jede Einwanderung in dasselbe. Mexiko erkämpfte seine Unabhängigkeit von Spanien und T. wurde ein Glied der mexikanischen Föderativrepublik. Die Regierung Mexiko's verfolgte eine andere Politik, als die spanische, förderte die Einwanderung nach T. in jeder Weise u. vertheilte das unbebaute Land an sog. Empressarios (Unternehmer), die sich anheischig machten, eine bestimmte Zahl von Familien anzusiedeln. Die Ansiedler waren die ersten 10 Jahre von Abgaben frei, erlangten nach einem Jahre schon Wahlrecht und Wählbarkeit und konnten Werkzeuge und Waaren zollfrei einführen. **Moses Austin** aus Durham in Connecticut und sein Sohn, L. F. Austin, waren die ersten Empressarios, denen bald mehre folgten und 1830 war beinahe schon die größte Hälfte von T. an solche Unternehmer vertheilt. Die Einwanderung zahlreicher Nordamerikaner drängte das altspanische Element zurück und das Verlangen, von Mexiko unabhängig zu seyn, erstarkte in den Texanern immer mehr. Am 2. März 1836 erklärte sich T. für unabhängig von Mexiko; die Texaner unter Houston schlugen am 21. April 1836 am Jacinto-Flusse die Mexikaner, nahmen deren Präsidenten, General Santa Anna, gefangen und erwarben sich mit diesem Siege die Unabhängigkeit. Den 7. März 1836 hatten die Abgeordneten aus ganz T. die jetzige, höchst freisinnige, Verfassung des neuen Staates angenommen und seit dem 19. Juni 1845 ist T. der nordamerikanischen Union beigetreten. Seit der Unabhängigkeit T. von Mexiko nahm die Auswanderung nach diesem Lande immer mehr zu: Angloamerikaner, Franzosen, Irländer wanderten ein und auch für Deutsche sollte es in neuester Zeit ein vielfach gepriesener, aber auch viel geschmäheter Zielpunkt gemeinsamer und geregelter Auswanderungen werden, welche leider den Erfolg nicht gerechtfertigt haben, den sie anfänglich versprachen. — Im Jahre 1842 bildete sich in Deutschland ein, aus fürstlichen und adeligen Personen bestehender Verein, der vorerst den Zweck hatte, sich Kenntnisse über die Verhältnisse der Republik T. zu verschaffen; **nur** in dem Gründer des Vereines, Grafen Karl zu Castell und einigen Gleichgesinnten, war die Idee des Unternehmens, wie sie später öffentlich ausgesprochen wurde, zum Bewußtsein gekommen. Graf Boos-Waldeck übernahm die erste Mission des Vereins, um die texanischen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen, erwarb in dem Lande ein günstig gelegenes, 2200 Morgen großes, Stück Land und gründete eine Pflanzung, Nassau-Plantage genannt. Graf Boos rieth dem Vereine, seine Kapitale in vereinzelten Pflanzungen anzulegen, welche bei dem, durch Einwanderung steigenden, Bodenwerth sich am besten rentiren würden. Die Gründer des Vereines gingen aber auf diese Vorschläge nicht ein und Boos-Waldeck trat aus dem Vereine aus. Seine Gründer übernahmen nun von **Bourgois d'Orvanne** einen, diesem Manne von dem texanischen Congreß bewilligten Grant (Stück Landes) zur Colonisation. Prinz Karl von Solms-Braunfels ging nun mit Herrn Bourgois d'Orvanne als Generalcommissär des Vereines nach T. und der Verein erließ (1844) sein Programm, worin er seinen Zweck in folgenden Worten bezeichnete. „Ein Verein hat sich gebildet, dessen Zweck es ist, die deutsche Auswanderung, so viel als möglich, nach einem einzigen, günstig gelegenen Punkte hinzuleiten, die Auswanderer auf der weiten Reise und in ihrer neuen Heimat zu unterstützen und nach Kräften dafür zu wirken, daß ihnen jenseits des Meeres eine neue Heimat gesichert werde." Im ersten Jahre (1844) vertrauten sich der Leitung des Vereines, welcher nun auch von dem Consul H. Fischer unter harten, und ungünstigen Bedingungen einen zweiten Grant erworben hatte, 150, im zweiten Jahre (1845) aber 2000 Familien, meist Nassauer, Kurhessen und Württemberger, an. Die Einwanderer des ersten Jahres bildeten den Kern der neubegründeten Stadt Neu-Braunfels, am westlichen Ufer des Guadelupe gelegen, die rasch aufblüht und auf der Stufe eines so regen Verkehrs bereits steht, daß die Amerikaner *einstimmig ihr eine große Zukunft* prophezeien. Die Einwanderer des Jahres

1845 gründeten an den Ufern des Piedernales, eines Nebenflusses des Colorado, die Stadt Friedrichsburg, in einer an Wald und Wiesen reichen, durch Schönheit der Landschaft und Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichneten Gegend. Auch im Jahre 1846 war die deutsche Auswanderung nach T. unter dem Schutze des Mainzervereins ziemlich stark; doch wurde der Verein von der deutschen Presse heftig angegriffen und theilweise mit Recht der Nichterfüllung seiner Verbindlichkeiten gegen die Auswanderer angeklagt, wenn gleich die harten Beschuldigungen, die sogar auf weißen Sklavenhandel und gemeine Prellerei hinausliefen, unhaltbar und tadelnswerth waren. Nicht zu verkennen ist, daß in dem Vereine häufig genug Rath- und Taktlosigkeit geherrscht hat und seinen Beamten die nöthige Kenntniß der texanischen Verhältnisse mangelte. So nur konnte es geschehen, daß die Einwanderer des Jahres 1845 in dem höchst ungesunden Küstenorte Indiapoint, an der La Baccabai, so lange liegen blieben, anstatt auf die hochgelegenen Vereinsländereien gebracht zu werden und ansteckende Seuchen, Hunger und Elend viele deutsche Auswanderer hinwegrafften, während Ueberfälle mord- und beutelustiger Indianer im Innern des Landes so manchen wackern Deutschen zum Opfer forderten. Ueberhaupt hat sich der Sklavenstaat T. bis jetzt als ein, für deutsche Auswanderer nicht geeignetes, Land erwiesen; viele Deutsche sind von dort zurückgekehrt und Schreiber dieser Zeilen hat aus dem Munde von Zurückgekehrten sowohl, als aus brieflichen Mittheilungen, höchst traurige Schilderungen jenes, eine Zeit lange so gepriesenen, Landes erhalten. Die deutsche Auswanderung nach T. hat sehr abgenommen; die Vereinsunternehmungen, welche so große pekuniäre Opfer forderten und deshalb von einigen hohen Mitgliedern des Vereins mit nicht besonders freundlichen Augen angesehen wurde, scheint ihr Ende gefunden, oder wenigstens von den wichtigen Ereignissen der Gegenwart gänzlich in den Hintergrund gedrängt zu seyn. C. Pfaff.

Texel, eine kleine, zu der Provinz Nordholland des Königreichs der Niederlande gehörige, Insel von ½ Meile Länge und nur durch das Mars Diep von der nördlichen Spitze der genannten Provinz getrennt, liegt in der Nordsee und hat auf der Ostseite die bequeme moskowische Rhede, wo sich die holländischen Ostindienfahrer versammeln und welche, durch eine Verwechselung des Sprachgebrauches, ebenfalls der T. genannt zu werden pflegt. Die Einwohner (etwa 6000 in sechs Dörfern) leben hauptsächlich von Schafzucht (30,000 Stücke) und verfertigen die berühmten grünen Texelerkäse. Auch treiben sie starken Tabaksbau und Austernfischerei.

Tezel, s. Tetzel.

Thaarup, Thomas, ein geschätzter lyrischer und dramatischer Dichter der Dänen, geboren 1749 zu Kopenhagen, war Lehrer an der Seekadettenakademie, Mitglied der Theaterdirektion und starb 1821 zu Smidstrup bei Hirschholm (Seeland), wo er seit 1800 lebte. Seine Dramen, „Erntefest" u. „Peters Hochzeit," sowie seine „Lieder" werden am meisten geschätzt.

Thaddäus, s. Judas 2)

Thaer, Albrecht Daniel, Arzt und berühmter Agronom, geboren den 14. Mai 1752 zu Celle, wo sein Vater Hofmedikus war, erhielt Privatunterricht, kam 1766 auf die Schule in Celle, 1769 aber auf die Universität Göttingen, wo er Philosophie und Medizin studirte und 1774 zum Med. Dr. promovirt ward. Er ließ sich nun als praktischer Arzt in Celle nieder, ohne besonderes Glück zu machen. 1776 unternahm er eine Reise nach Berlin. Nach seiner Rückkehr erlangte er bald große Praxis; 1778 wurde er Stadtphysikus und Zuchthausarzt, 1780 Hofmedikus. Schon hatte ihn seine Neigung zur Blumenkultur geführt, als er 1786, nach seiner Verheirathung, sich ein großes Stück Gartenland kaufte und nun Gartenkunst praktisch betrieb, bald aber, mehr und mehr Ländereien ankaufend, zur Landwirthschaft überging. Mittlerweile hatte er noch immer ärztliche Praxis ausgeübt und war 1796 zum großbritannischen Leibarzt ernannt worden. Durch die, von ihm herausgegebenen, landwirthschaftlichen Schriften hatte er sich

schon im Beginne dieses Jahrhunderts europäischen Ruf erworben, so daß er 1802 auf seinem kleinen Landgute ein landwirthschaftliches Lehrinstitut, die erste derartige Anstalt in Deutschland, errichtete, um den, von allen Seiten zu ihm kommenden, jungen Männern den gewünschten Unterricht zu verschaffen. Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen verscheuchte T. und 1804 trat er als geheimer Kriegsrath in preußische Dienste und erhielt einen Theil des Amtes Wollup in Erbpacht, an dessen Statt er aber alsbald das Rittergut Möglin in der Mittelmark ankaufte. 1807 errichtete er auf diesem eine landwirthschaftliche Lehranstalt; 1809 wurde er als berathender Staatsrath ins Ministerium des Innern berufen, behielt aber seinen bleibenden Wohnsitz in Möglin; 1810 wurde seine Lehranstalt mit der neuerrichteten Universität in Berlin in Verbindung gesetzt; Thaer selbst wurde zum außerordentlichen Professor der Kameralwissenschaften an der Universität ernannt, mit der Aufgabe, im Winter in Berlin Vorlesungen zu halten. 1811 gründete er seine nachmals sehr berühmt gewordene Schäferei in Möglin; 1816 wurde er zum Generalintendanten der königlichen Stammschäfereien ernannt; 1819 legte er seine Professur an der Universität nieder, wurde zum geheimen Oberregierungsrathe ernannt und erhielt für seine Lehranstalt das Prädikat einer „Königlichen Akademischen Lehranstalt des Landbaus". Im J. 1824 feierte er sein Doktor-Jubiläum, von allen Seiten mit Beweisen der Anerkennung seiner Leistungen erfreut. In den folgenden Jahren setzte er seine Lehrvorträge noch fort, aber häufig durch Kränklichseyn unterbrochen; er starb, nach längern Leiden, am 26. Okt. 1828. — T. hat sich große Verdienste um die Landwirthschaft erworben durch die Verbesserungen, die er in derselben einführte und nicht nur den Zöglingen seiner Lehranstalt mittheilte, sondern auch durch den Druck bekannt machte. Stets war er auf dem literarischen Felde thätig, ja, während der Kriegsjahre war seine Wirksamkeit fast gänzlich auf die Abfassung werthvoller landwirthschaftlicher Schriften beschränkt. — Seine wichtigsten Werke sind: „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft", 4 Bde., Berlin 1810—1812, neue Aufl. 1822 und 1837, wurde nachgedruckt und ins Französische und Dänische übersetzt; „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft", 5 Bde., Hannover 1798—1804; „Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft", 4 Bde., Berlin 1811 und 1812, deren Fortsetzung „die Möglin'schen Annalen der Landwirthschaft" bilden, die von 1823 an von Professor Körte herausgegeben wurden; „Handbuch für die feinwollige Schafzucht", Berlin 1811. — Vergl. Wilhelm Körte: Albrecht T., Leipzig 1839. E. Buchner.

Thalberg, Sigmund, einer der ausgezeichnetsten neueren Claviervirtuosen, geboren zu Genf 1812, kam jedoch schon in seiner frühen Jugend nach Wien, wo er sich, bei bedeutender Anlage, durch Sechter und Hummel bald so vollständig auf dem Pianoforte ausbildete, daß sein Spiel in Concerten, als er kaum das Knabenalter überschritten hatte, schon allgemeine Bewunderung erregte. Bald brachte er durch unablässiges eifriges Studium und Beachten der großen Muster es zu solcher Vollkommenheit, daß man ihn unbedenklich unter die ersten Virtuosen auf diesem Instrumente zählen kann. Sein Spiel ist glänzend und feuerig; er überwindet mit Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten, welche die heutige, größtentheils auf brillirenden Effekt berechnete, Compositionsweise für dieses Instrument bietet; dabei weiß er aber auch in den Geist des Componisten zu dringen und er excellirt vorzüglich in dem delikaten und geistvollen Vortrage Beethovenscher Compositionen, die er in mehren Concerts spirituels in Wien mit rauschendem Beifalle vortrug. Schon frühzeitig trat er auch als Componist für sein Instrument auf und bewährte dazu durch mehre gediegene Compositionen größern Umfanges seinen entschiedenen Beruf. 1830 machte er eine Kunstreise nach Deutschland und imponirte an deutschen Höfen durch sein vortreffliches Spiel; 1834 ward T. zum k. k. Kammervirtuosen ernannt. Während des Aufenthaltes des Kaisers Ferdinand in Teplitz und der Zusammenkunft daselbst mit dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen begab sich T. ebenfalls dahin und

durfte sich mehrmals vor den Monarchen hören lassen. Zu Ende 1835 reiste T. nach Paris, ließ sich daselbst mehrmals, sowohl bei Hofe, als auch an anderen ausgezeichneten Orten, hören und wurde mit allgemeiner Anerkennung seines Talentes überhäuft. Von Paris begab sich T. nach London, sowie überhaupt in die vorzüglichsten Hauptstädte Europa's, wo ihm überall derselbe Beifall zu Theil wurde.

Thaler ist die allgemeine Benennung aller größeren, über 1 Loth wiegenden, deutschen Silbermünzen, die sich als Daler, Daalder, Tallaro, Dollar ꝛc. auch über andere Länder und selbst bis nach Amerika verbreitet hat. — Das Wort soll von den 2 Loth schweren Silbermünzen herrühren, welche, die Herren von Schlick aus der Ausbeute einer, bei Joachimsthal in Böhmen entdeckten, reichen Silbergrube in großer Menge schlagen ließen, die mit dem böhmischen Löwen und dem heiligen Joachim bezeichnet waren und Joachims-T., Schlicken-T. und Löwen-T. genannt wurden. Andere erklären dagegen das Wort T. für eine Zusammenziehung von Talent-Stücke und glauben, daß es so viel als Solidi, Großmünzen von 1 Mark, bedeutet habe. Man unterscheidet nach Vaterland, Werth und Gepräge sehr viele deutsche und andere Münzsorten dieser Art, wie, Reichs-T., Species-T., Kronen-T., Brabanter-T., Löwen-T., Alberts-T., spanische T. oder Piaster, von denen größtentheils in besonderen Artikeln gehandelt wird. Der eigentliche T. aber ist in Deutschland eine, in Silber wirklich geprägte, oder auch eine ideale Münze, an Werth von 24 guten Groschen, 30 Silber- oder Neugroschen, 105 Kreuzern, 48 Schillingen, 72 Grooten ꝛc.

Thales, ein berühmter griechischer Philosoph, geboren zu Milet um das Jahr 640 v. Chr., von vornehmen Eltern, verwaltete in seinen früheren Jahren öffentliche Ehrenämter, legte sie aber bald nieder, um sich ganz der Philosophie zu widmen und sammelte sich auf Reisen nach Kreta, Phönizien und Aegypten mannigfaltige Kenntnisse in der Geometrie und anderen Wissenschaften. Nach seiner Rückkehr wurde er zu den sieben Weisen gerechnet und seine Aussprüche hochgeachtet. Den Joniern soll er den Vorschlag gethan haben, sich unter sich gegen Persien zu verbinden und Teos zum Mittelpunkte des Bundesstaates zu machen. Auch hielt er die Einwohner von Milet vom Bündnisse mit Krösus gegen Cyrus ab. Nach der gewöhnlichen Meinung starb T. in der 58. Olympiade, ungefähr 548 v. Chr., als Zuschauer der olympischen Spiele, vor Hitze, Durst und Altersschwäche. Seine philosophischen Lehren theilte er mündlich mit. Das Wasser oder die Flüßigkeit hielt er für das Prinzip aller Dinge. Die Erde kam ihm daher als ein verdichtetes, die Luft als ein verdünntes Wasser vor und das Feuer wie eine verdünnte Luft. Durch Verdichtung und Verdünnung des Wassers erklärte er alle Naturerscheinungen. Er legte jedoch demselben ein Prinzip der Thätigkeit bei, welches er das Göttliche oder die Weltseele nannte. Auch füllte er die Welt mit Aeonen oder Seelen an und legte sogar leblosen Dingen eine Seele bei. Jedoch sind, bei dem Mangel an Nachrichten, die Philosopheme des T. sehr unsicher, sowie seine physikalischen und astronomischen Kenntnisse. Man glaubt gemeiniglich, daß er das Jahr zuerst in 365 Tage getheilt habe, sowie er auch eine Sonnenfinsterniß vorhersagte. Merkwürdig ist es auf jeden Fall, daß die, von ihm gestiftete, jonische Schule anfing, die Gestirne als bloße Körper u. nicht, nach dem Volkswahne, als göttliche Wesen zu betrachten. Seine vorzüglichsten Schüler waren Anaximander (s. d.) und Pherecydes (s. d.). Vgl. Göß, „Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie und über das System des T." (Erl. 1794); Tiedemann, „Griechenlands erste Philosophen" (Lpz. 1780) und Ritter, „Geschichte der jonischen Philosophie" (Berl. 1821).

Thalia, eine der 9 Musen (s. d.), die Muse der Lustspiele und geselligen Gelage.

Thamor oder **Thadmor**, s. Palmyra.

Thamyris, ein aus Thrakien gebürtiger König der Skythen, wegen seiner Schönheit sowohl, als wegen seiner Talente für Musik und Dichtkunst berühmt.

Stolz auf diese Vorzüge, soll er selbst die Musen zum Wettkampfe aufgefordert haben u., besiegt, für seine Vermessenheit mit Blindheit gestraft worden seyn. In den pythischen Spielen hatte er vorher den Sieg davon getragen, auch wird er für den Erfinder der dorischen Tonart ausgegeben.

Than, war früher in Schottland der Titel der vornehmsten Häuptlinge.

Thapsakos, alte Handelsstadt in Chalibonitis, am Westufer des Euphrat, Gränzort des Salomonischen Reiches. Eratosthenes machte sie zum Mittelpunkte seiner Messungen in Asien; Seleukos Nikator nannte sie Amphipolis; nach Anderen ist T. das spätere Zenobia; jetzt Deer oder Deier.

Tharand (früher Granaten genannt), Städtchen mit 1800 Einwohnern, im Dresdener Kreise des Königreichs Sachsen, an der Weiseritz, in schöner Umgebung, hat eine forst- und landwirthschaftliche Anstalt und ein 1792 angelegtes Bad, welches sein Wasser aus zwei mineralischen Brunnen, der Sidonien- und Heinrichsquelle, empfängt. An der Seite der Stadt liegen auf einem freistehenden Felsen die Ruinen des Schlosses Tharand, vergl. (Cotta): „T. und Umgebung" 1834; Plitt: „Die Mineralquelle zu T." 1836.

Thargelia, ein, am siebenten Tage des Monats Thargelion zu Ehren des Apollon und der Artemis zu Athen gefeiertes Fest. Ein feierlicher Umzug und Wettstreit fand Statt, zugleich wurden die Adoptivkinder eingetragen. Den Tag vorher ward die Stadt gereinigt und entsühnt, indem zwei Personen, die eine für die Männer, die andere für die Frauen Athens mit Ruthen von Feigenholz getödtet, verbrannt und ihre Asche in das Meer gestreut wurde. Dieß Opfer fand wahrscheinlich bloß nach schweren Unglücksfällen Statt. Siehe Bode, Geschichte der lyrischen Dichtkunst der Hellenen.

Thasos (jetzt Tasso), eine Insel des ägäischen Meeres, an der Küste von Thracien, wurde zuerst von den Phöniziern, dann von den Pariern angebaut und war im Alterthume berühmt, durch ihren Wein und Goldbergwerke. In neuester Zeit hat man mehre wichtige Alterthümer daselbst aufgefunden.

Thassilo, der Name von 3 bayerischen Herzogen. Vgl. die Art. Agilolf und Bayern.

Thatbestand (Corpus delicti), heißt im Strafrechte der Inbegriff aller Umstände und Merkmale, welche zu dem Wesen und Begriffe eines Verbrechens gehören. Man unterscheidet allgemeinen und besondern T. Jener bezieht sich auf die Merkmale, welche einer Handlung überhaupt den Charakter eines Verbrechens geben; dieser auf Umstände, welche die Handlung zu einer bestimmten Art von Verbrechen machen. Ferner der subjektive T. umfaßt alle diejenigen Erfordernisse, welche in Ansehung der Person des Verbrechers vorhanden seyn müssen (z. B. Zurechnungsfähigkeit); der objektive dagegen die vereinigten Voraussetzungen der Form und des Gegenstandes von dem in Frage stehenden Verbrechen.

Thatsache heißt überhaupt Alles, was in Zeit und Raum wirklich geschehen ist. Die bewußte Auffassung von T.n ist die Erfahrung und es ist Grundsatz des Empirismus, nur das anzuerkennen, was sich durch T.n belegen läßt. — In der Jurisprudenz ist die T. die materielle Grundlage eines Rechtsstreites und richterlichen Urtheils. Zur Anwendung der Gesetze ist vollständige Kenntniß der T.n in den einzelnen Fällen erforderlich, jedoch nur juristische (nicht apodiktische, mathematische, moralische) Gewißheit, d. i. diejenige, welche als solche nach den, von den Gesetzen aufgestellten, Grundsätzen angenommen wird, wenn diese Gesetze auch mehr oder weniger zur Gewißheit fordern, als der, blos vom natürlichen Erkennungsvermögen geleitete Mensch.

Thau nennt man die bekannte wässerige Flüssigkeit, welche sich nach, zuweilen schon vor Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang, am reichlichsten vor Mitternacht, hauptsächlich auf Gräsern und Pflanzen niederschlägt. Er besteht aus reinem Wasser mit etwas aus der Luft aufgenommener Kohlensäure. Je mehr ein Körper fähig ist, Wärme durch Ausstrahlung zu verlieren, desto reich-

andeln sich auf ihm die atmosphärischen Dünste in Wasser, d. h. desto
eckt er sich mit T. Dieß ist besonders bei Pflanzen und Grastheilen
weniger bei Hölzern, Zeugen, Steingutgefäßen, und polirte Metalle,
:ig Strahlungsvermögen besitzen und sich daher nicht abkühlen, bleiben
: trocken. Da die Abkühlung der Körper nur in ruhigen und hellen
n Statten geht, so erklärt es sich, warum bei bedecktem Himmel sich
det. Aus demselben Grunde trifft man unter Bäumen keinen T. —
r ist derjenige Zustand der Atmosphäre, in welchem ihr freier Wärme-
cht, das Eis und den Schnee zu zerschmelzen. Im Sommer befindet
mosphäre in unserem Klima und selbst viel weiter nach Norden hin-
r in einem Zustande, bei welchem das Eis schmilzt; im Winter aber
:entheils der umgekehrte Fall statt. Im Allgemeinen ist es die Wärme
nstrahlen, welche die Atmosphäre in den Zustand setzt, der das Eis
n bringt; aber sie ist es nicht allein; auch die aus warmen und feuchten
herwehenden Süd- und Westwinde, die man daher auch T.-Winde nennt,
ien Zustand hervor. Wenn dieß nicht wäre: wie könnte es bei uns und
:dlicheren Ländern in den Monaten so oft thauen, die dem Stande der
ch die strengsten sind? In den kalten Theilen der gemäßigten Zonen
ein Frost ununterbrochen den ganzen Winter hindurch an, sondern es
. mit Schnee und Eis ab. Beim Froste weht entweder Nord- oder
sobald sich aber der Wind nach Süden oder Westen dreht, ändert sich
ratur der Atmosphäre. Nach anhaltender strenger Kälte gefriert es,
schon der Wind nach Süden umgedrehet hat, dennoch einen, ja bis-
: zwei Tage fort, weil der Südwind selbst über beeisete Gegenden
obei er seinen Wärmestoff fast ganz abgesetzt hat und nun erst durch
Wehen die erkalteten Gegenden durchwärmt. Nicht selten ist es der
eben, wenn die Temperatur der Luft zum Thauen geeignet ist, der
n wieder aus einer kalten Gegend wehet. — Das Aufthauen des Eises
:ees erfolgt blos auf die Art, daß der sie berührende, luftförmige,
:r feste Körper seinen freien Wärmestoff an ihnen absetzt. Dieß thut
.-Wind; da er aber, als ein elastisch flüssiges Wesen, den Schnee und
iicht in so vielen Punkten berührt, wie eine tropfbare Flüssigkeit, z. B.
schmelzen auch Eis und Schnee in der Luft nicht so schnell, wie im
n gleicher Temperatur, weil ihnen dieses, wegen der größern Menge
rungspunkte, auch mehr Wärmestoff zuführen kann. Feste Körper, zu-
, die den Wärmestoff stark leiten, z. B. Metalle, Steine, Erden ɪc.
ielleicht, wenigstens unter gewissen Umständen, Schnee u. Eis in noch
unkten, leiten ihnen also noch mehr Wärme zu und befördern das
noch mehr. Hierauf gründet sich eine Gewohnheit der Bewohner des
n Chamouni, welche de Saussure bemerkte und nach welcher man,
Begthauen des Schneees im Frühjahre zu befördern, damit die Felder
den können, die Oberfläche desselben mit einer schwarzen Gartenerde
Uebrigens ist der Grad der Temperatur, welchen die Atmosphäre haben
n es thauen soll, unter allen Himmelsstrichen beständig derselbe; doch
wahrgenommen, daß das schmelzende Eis beim T. um ½ eines reau-
Thermometergrades wärmer ist, als das Eis im Entstehen und dieses
deßwegen, weil schon Wärmestoff eingedrungen ist.

:maturg, deutsch Wunderthäter, ist der Beiname mehrer Heiligen
hrer; namentlich führte denselben Gregor, Bischof von Neucäsarea (s.
II.) 1), Bd. IV., S. 1002.

:messer oder Drosometer, ist ein Werkzeug, womit die Menge des
:n Thaues gemessen wird; es besteht aus einer Wage, an dem einen
Wagebalkens mit einer Platte, welche den Thau vorzüglich gut aufnimmt,
: Ende mit einem Gegengewichte, welches nicht so leicht bethaut wird.

no, die Gattin des Philosophen Pythagoras, wahrscheinlich aus Kro-

tona, sowohl durch ihre edlen Gesinnungen und ihren rechtschaffenen Wandel, vorzüglich aber dadurch bekannt, daß sie sich zuerst als Philosophin unter den Griechinnen auszeichnete. Man hat von ihr 3 Briefe und einige Fragmente, die jedoch für unächt gehalten werden. Herausgegeben sind dieselben von Gale in den „Opuscula mythologica" (Amsterdam 1688); von J. Ch. Wolf in „Mulierum graec. fragmenta" (Göttingen 1739, 4.) und von Grimm, zugleich mit Wieland's deutscher Uebersetzung (Duisburg und Leipzig 1791). Vgl. Wieland, über die pythagoräischen Frauen, in seinen Werken, Band 24.

Theate, s. Chieti.

Theater (θέατρον) hieß bei den alten Griechen der Ort, von welchem an festlichen Tagen die Schauspiele angesehen, oder auch Reden angehört wurden; denn es dienten die T. gleichfalls zu Versammlungen, um über Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. Die eigentliche Bühne verstanden weder Griechen, noch Römer darunter, wohl aber öfter das gesammte Gebäude. Auch kommt das Wort bei keinem griechischen Profanschriftsteller in der Bedeutung von Schauspiel vor, wohl aber in einer Stelle des neuen Testaments (1. Korinth. 4, 9), wogegen es von Quintilian figürlich zur Bezeichnung der Zuschauer und von Cicero eben so figürlich als Ort und Gelegenheit, sein Talent geltend zu machen, gebraucht wird. Wir verstehen unter T. sowohl das ganze Gebäude, als den Schau- u. Handlungsplatz, wo vor den Augen der Zuschauer die Handlung vor sich geht, dann uneigentlich die Gesammtheit der theatralischen Stücke, theils einzelner Dichter, theils die eines ganzen Volks. In diesem Sinne ist von dem Theater Goethe's, Schiller's u. A. und von dem Theater der Deutschen, der Franzosen u. A. die Rede. — Die ersten T. der Griechen waren kunstlose, von Baumzweigen errichtete Hütten; Thespis bediente sich zur Darstellung seiner höchst unvollkommenen Stücke eines Wagens, Susarion (562 v. Chr.) eines Brettergerüstes. Dann erbaute man hölzerne T. und, als ein solches bei der Darstellung eines Drama's von Pratinas einstürzte, erhielt Athen das erste steinerne T. zur Zeit des Themistokles, nämlich das berühmte T. des Bacchus, welches allen späteren griechischen T.n zum Muster diente. Griechische Colonien besaßen indeß schon früher T. aus Stein, von welchen das zu Adria das älteste, uns bekannte, ist. Die Griechen bauten ihre T. im Halbzirkel, dessen beide, in parallel laufenden Linien etwas verlängerte, Enden durch ein Quergebäude verbunden wurden. Die drei Haupttheile desselben waren: das T., d. i. der halbrunde Platz mit den Sitzen für die Zuschauer, in zwei bis drei Stockwerken stufenweise über einander, die Stufenreihe in keilförmige Abschnitte getheilt; dann im Quergebäude die Scene, d. i. der Platz für die Schauspieler und, in der Mitte zwischen dieser und den Sitzen der Zuschauer, die Orchestra. Hiernach lag die Scene dem Zuschauerplatze gegenüber und theilte sich in die hintere (eigentliche) und vordere Scene (προσκήνιον), wo die Schauspiele dargestellt wurden. Die hintere Scene diente also als Wand oder Mauer dem Proskenion zum Hintergrunde, hatte in der Mitte eine große Thür und zu beiden Seiten kleinere Thüren. Jene bezeichnete den Aufenthaltsort der Hauptperson des Stücks; die Seitenthüre zur Rechten in einem Drama den Ort des zweiten Rollenspielers, in der Tragödie aber ein Wirths- oder Fremdenhaus und die zur Linken war im Drama für die unterste Rolle bestimmt, in der Tragödie jedoch ein Gefängniß. Um nun die Scene zu verändern, war neben jeder Seitenthüre eine dreieckige, um eine Spindel zu drehende, Maschine angebracht. Die an der rechten Seite diente zur Veränderung des Orts, indem sie Gegenstände außerhalb der Stadt, die zur Linken aber Theile der Stadt selbst oder des Hafens vorstellte; durch die Umdrehung beider veränderte sich die ganze Gegend. Diese Maschinen führten den Namen Periaktoi (Drehmaschinen) und waren zuweilen auch mit Ansichten eines Meeres, Gebirgs u. dergleichen, oder mit Gemälden auf Tuch oder Bretern versehen, welche Katablemata (Ueberzüge) hießen. Neben den Drehmaschinen traten wieder zwei Seitenwände (Paraskenia) vor, deren jede eine Thür hatte. Die eine führte

die andere vom Lande auf die Bühne. Gleichergestalt führte zwi-
rscene und den Treppen zum Platze der Zuschauer an jeder Seite
in die Orchestra. Der eine war für die Schauspieler, die vom
hafen, oder aus der Stadt kamen; der andere für die aus der Fremde
on der Orchestra gelangten sie vermittelst kleiner Treppen auf die
: Scene selbst aber unterschied sich in die tragische, geschmückt mit
men u. s. w.; in die komische, Privatgebäude vorstellend und in
irische, mit Bäumen, Bergen, Höhen. — Die zweite Abtheilung
ihr vorderer Theil, bildete das Proskenion. Im Vordergrunde
nd sich das Logeion, nach Hesychius u. dem Etymologicum Mag-
t, auf welchem die Schauspieler ihre Rollen hersagten und der ein-
er dem Fußboden des Proskenions, bedeutend aber, d. i. nicht weni-
und nicht mehr als zwölf Fuß, über dem der vorliegenden Orchestra
Die Wand unter dem Logeion, welche dasselbe von der Orchestra
Sitzen der Zuschauer gegenüber, war mit Statuen und Säulen ver-
Hyposkenion. Auf dem Logeion erschienen blos die Schauspie-
ren theatralischen Künstler aber auf der Orchestra, woselbst sich ein
, Thymele genannt. Die Orchestra war nämlich der beständige
r Sänger des Chors, die nach dem erwähnten Altare Thymeliker
Platz für die Zuschauer, das θέατρον, und die Orchestra waren
die Scene hingegen und die hinter derselben befindlichen Gemächer,
rung des theatralischen Apparats, bedeckt. Ein daselbst vorhandener
diente sowohl zu den Einübungen des Chors, als zum Aufenthalte
r bei unvermuthet einfallendem Regen. — Die vorerwähnten Theile
tehender Art zu ordnen. Vor dem Platze der Zuschauer, mit seinen
höhten Sitzreihen, befand sich die Orchestra mit dem Altare Thymele.
tra wurde durch eine, mit Statuen und Säulen verzierte, Wand
) von dem Proskenion geschieden, dessen vorderster Theil Logeion hieß
zwölf Fuß über der Orchestra erhöht war. Hinter dem Logeion
wenig niedriger liegenden Fortsetzung (Proskenion überhaupt) kamen
lügel der Scene, jeder mit einer Thüre und im Hintergrunde die
mit einer Thüre in der Mitte und mit zwei anderen, rechts und
welchen die Drehmaschinen angebracht waren und endlich folgten die
ächer und der Säulengang. — Die römischen T. gestalteten sich
hischen. Anfänglich sehr kunstlos, wurden sie auch von Holz gebaut
endigtem Schauspiele niedergerissen. Marcus Aemilius Lepidus soll
mit Sitzen für die Zuschauer erbaut haben. Es ist jedoch nicht
wie Livius berichten konnte, „daß nach einem Dekret des römischen
T., als den Sitten nachtheilig, um das Jahr der Stadt Rom 592
wurde, mit dem Zusatze „populusque aliquamdiu stans ludos specta-
k mußte eine Zeit lange stehend zuschauen)", wenn früher keine Sitze
ewesen wären. Und da Pompejus das erste steinerne T. während
n Consulats (55 v. Chr.) bauen und auch zuerst die Wege und
den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten ließ, so ergibt sich, daß lange
schon Sitze vorhanden gewesen sind. Die Bauart der eigentlichen
er stimmte größtentheils mit jener der Griechen überein. Die Theile
ren: Scena, Postscenium, Proscenium, Pulpitum und Orchestra, diese
il der Cavea. Letztere ist nämlich der ganze Platz, wo die Zuschauer
vordersten Reihen hießen cavea prima oder ima, die mittleren cavea
hintersten cavea ultima oder summa. Die Bänke oder Sitze (cunei,
ren durch die, an den Seiten hinaufgehenden, Treppen keilförmig ge-
einander erhöht und an die verschiedenen Stände vertheilt. Die vor-
:, hier die Orchestra genannt, war für die Senatoren und fremden
bestimmt; hinter denselben nahmen die Ritter vierzehn Reihen ein
cim ordines, *zur Zeit des Cicero)*, und das Volk die übrigen. Die

Eingänge zu diesen Sitzreihen waren entweder in der Mitte einer jeden Abtheilung, oder von der Aussenseite, oder auch von der Orchestra aus angelegt. Hinter der obersten Abtheilung der Sitze befand sich auch ein Säulengang. — Die Scene (Scena), gleichbedeutend mit jener der Griechen, war so breit, als der Durchmesser der Orchestra und, nach Beschaffenheit der Stücke, mit Statuen, Säulen und Gemälden geziert. Wahrscheinlich dienten die Statuen und Säulen nur in Tragödien; in Lust- und Satyrspielen wurde wohl ein, mit Privatgebäuden oder ländlichen Gegenden bemalter, Vorhang herabgelassen, der jene verdeckte. Die zum Aufziehen und Herablassen des Vorhanges dienende Maschine hieß Exostra. — Wurde die Scene aber, wie bei den Griechen, vermittelst gewisser Maschinen verändert, so nannte man sie scena versatilis; zog man die Dekorationen bei Seite, scena ductilis. Auch hatte die Scene eine Mittelthüre, die königliche u. zwei Seitenthüren, die eine zur Rechten, die andere zur Linken u. Hospitalia, die Wohnungen der Fremden, genannt. Proscenium aber ist der vordere Theil der Scene, von welchem die Schauspieler auf das Pulpitium, griechisch Logeion, d. i. auf den Platz traten, wo sie ihre Rollen recitirten. Doch war dieser Platz größer und tiefer, als der griechische, weil auf demselben auch die Tänzer erschienen, welche bei den Griechen auf der Orchestra ihren Platz hatten. Postscenium war der Ort hinter der Bühne, zum An- und Auskleiden der Schauspieler und zu Allem, was schicklicher Weise vor den Augen der Zuschauer nicht vorgehen durfte. Auch hinter der Scene befand sich ein Säulengang (porticus), als Zufluchtsort der Zuschauer bei einfallendem Regen (wenn dieß nicht der nämliche, oben erwähnte, hinter den obersten Sitzreihen ist); denn der Zuschauerplatz war noch unbedeckt und wurde erst später mit purpurgefärbten oder anderen Tüchern, mit ausländischer feiner Leinwand u. dgl. überzogen, die Hitze aber auf künstliche Weise durch Wasserstaub, oft mit Wein und Krokus vermischt, gemildert. — Die heutigen T., öffentliche, zur Aufführung der Schauspiele und Opern für eine große Menge Zuschauer bestimmte Gebäude, erfordern zu ihrer Errichtung insbesondere eine gründliche Kenntniß der Perspektive, Mechanik und Akustik, da unser Theaterwesen auf einer, von jener der Griechen und Römer ganz verschiedenen, Stufe steht. Die Haupttheile des T.s sind indeß auch hier: die Schaubühne, wo die Stücke dargestellt werden und der Schauplatz, wo die Zuschauer sich befinden. Erstere hat eine Vorbühne, Vorscene, Proscenium, als vordere, äußerste Begränzung, die von der eigentlichen Bühne durch den Vorhang und von den Zuschauern durch das zwischen inne befindliche, tiefer liegende, Orchester geschieden wird. Zur Seite der Schaubühne sind bewegliche Coulissen, welche die Dekorationen bilden und in der Höhe die Soffiten, als Decken der Säle und Gemächer, oder zur Darstellung der Luft. Hinter der Bühne befinden sich Zimmer zum Ankleiden der Schauspieler und zu dem sonstigen theatralischen Apparate. Den Hintergrund schließt ein Vorhang und die Beleuchtung erfolgt theils von der Seite, theils von vorn durch Lampen. Die Theile des Schauplatzes sind: das Parquet, Parterre, Amphitheater, die Logen und Galerien. Die Größe der Schaubühne und des Schauplatzes hängt von eigenthümlichen Verhältnissen ab und, wenn auch für die innere Form keine allgemeine Regel besteht, so ist doch der Halbzirkel größtentheils als die geeignetste für das Sehen und Hören befunden. Die Benennungen sonstiger zum Theaterwesen erforderlichen Apparate, Maschinen u. dergl. sind an ihren Orten erklärt und dort nachzusehen; über die im T. aufgeführten Stücke aber handeln die Artikel: Schauspiel, Lustspiel, Oper &c.

Theatercoup, s. Coup.

Theaterdichter, Einer, der für die Bühne dichtet, d. i. dramatische, für die Darstellung auf der Bühne bestimmte und geeignete, Gedichte schreibt. Er ist entweder unabhängig vom Theater, oder bei einem derselben angestellt. In diesem Falle ist er auch zur Anfertigung von Gelegenheitsgedichten für die Bühne und zum Bearbeiten älterer und neuerer Stücke von Anderen, nach Maßgabe der Fähig-

keit der Schauspieler zur Darstellung und des Umfangs des Theaters, bei welchem er angestellt ist, verpflichtet.

Theatiner, auch Cajetaner, Pauliner u. apostolische Kleriker von der göttlichen Providenz genannt, ein geistlicher Orden, 1522 gestiftet von Johann Peter Caraffa, Anfangs Erzbischof zu Theate, dann Dechänt des Cardinalcollegiums und später Papst unter dem Namen Paul IV.; als Mitstifter kann ein gewisser Cajetan von Thiernäis, ein vornehmer Venetianer, angesehen werden. Die Mitglieder desselben sind regulirte Kleriker, welche kein Eigenthum besitzen dürfen, sondern von Almosen leben müßen. Die Beförderung des Missionswesens ist ihr Hauptzweck; dabei sind sie zur Aushülfe in der Seelsorge und zur Pflege der Kranken verpflichtet. Sie legen die drei feierlichen Gelübde der Regel des heiligen Augustinus ab. — Der Orden wurde 1527 von Papst Clemens VII. bestätigt und verbreitete sich bald über ganz Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland und Polen, mit Missionen in Cirkassien, Georgien, der Mongolei und Tatarei. Papst Sixtus V. verwandelte 1588 die ursprünglich aristokratische Verfassung des Ordens durch Erwählung eines Generals in eine monarchische. — Neben den Mannsklöstern gibt es auch weibliche, deren Mitglieder Theatinerinnen heißen und die sich hauptsächlich mit der Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigen.

Theben oder Thebä. 1) T., auch Diospolis magna, die alte Hauptstadt von Oberägypten, welches von ihr den Namen Thebais erhielt. Sie war die älteste Hauptstadt des alten Aegyptens und die Residenz der Könige des thebaischen Reiches in Oberägypten, welches, älter als das memphitische in Mittelägypten, lange neben diesem blühete und zuletzt mit demselben vereinigt wurde. Alte griechische Schriftsteller nennen bald den Osiris, bald den Busiris als Erbauer dieser Stadt. Sie enthielt eine Menge prächtiger Gebäude von kolossaler Größe, von denen sich bis auf unsere Zeiten Ueberbleibsel erhalten haben, u. hatte nach Homer 100 Thore, daher auch Hekatompylos genannt. Ein dortiger Tempel hatte 14 Stadien (mehr als $\frac{1}{10}$ einer deutschen Meile) im Umfange, eine Höhe von 45 Ellen und 24 Fuß dicke Mauern und war inwendig auf das reichste mit kostbaren Steinen, mit goldenen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen ausgeschmückt. Noch jetzt führen 8 große Zugänge zu dessen Ruinen. Außer anderen Ruinen dieser Stadt sind auch die Gräber der Könige, von denen Denon 8 besuchte, merkwürdig. T. blühte noch fort, als es schon nicht mehr die Residenz von Königen war, wurde jedoch von Kambyses gänzlich zerstört. Es erholte sich aber wieder u. ward unter den Ptolemäern nochmals eine der reichsten u. blühendsten Städte, allein endlich durch Ptolemäus Lathurus, gegen den es sich empört hatte, 82 v. Chr. erobert und fast ganz zu Grunde gerichtet. Schon Strabo fand nur noch ein paar elende Dörfer an der Stelle der ehemaligen Paläste. — 2) T., eine der ansehnlichsten und berühmtesten Städte Griechenlands, in Böotien, am Flusse Ismenos. Für den ersten Erbauer derselben wird insgemein Cadmus (im Jahre der Welt 2520) gehalten, welcher wenigstens die Oberstadt oder Burg, Cadmäa, anlegte. Die Erweiterung und Umgebung der Stadt mit Mauern hatte man dem Amphion zu verdanken, der, weil er durch seine mächtige Beredtsamkeit die zerstreuten Bewohner der Wälder und Gebirge aus der Nähe hierher zu ziehen wußte, in der Mythologie zu dem Rufe kam, durch seine Leyer selbst die Steine in Bewegung gesetzt zu haben. T. gehörte wegen seiner günstigen Lage und seiner innern Stärke zu den fruchtbarsten Städten Griechenlands. Ackerbau und Handlung lagen ganz in ihrer Gewalt; sie war das Oberhaupt von den meisten kleineren u. größeren Städten Böotiens; dieses stand ganz unter T.s Leitung. In ihrem Umfange hatte sie sieben Thore (eben daher wurde sie auch Heptapyle genannt) und faßte 40—50,000 freie Menschen. In Rücksicht ihrer Sitten und ihres Charakters hatte man freilich nicht die beste Meinung von den Thebanern; sie galten, sowie überhaupt die Böotier, für unmäßig, schwelgerisch, plump und ungesittet. Ueber T.s ältere

Geschichte, sowie über seine innere Staatsverfassung herrscht eine ziemliche Dunkelheit. 37 Jahre vor der Zerstörung Troja's belagerten Polynikes, Adrastus u. Mehre T., welches Unternehmen der „Krieg der Sieben wider T." genannt wird. Nach des Xantus, des letzten Königs, Tode (er blieb im Zweikampfe mit dem Athener Melanthus) fingen die Thebaner an, eine freie Republik zu bilden, während welcher sie mit den Platäensern und Atheniensern, wiewohl immer zu ihrem Nachtheile, in steter Feindschaft lebten. In dem berühmten Kriege mit Xerxes war T. unedel genug, sich von dem übrigen Griechenland abzusondern und schon bei Vertheidigung des Passes von Thermopylä, vorzüglich aber in der Schlacht bei Plataa, hatte es sehr unrühmliche Beweise seiner Verworfenheit gegeben, so daß nun auch das Heer des übrigen siegenden Griechenlands vor T. rückte, wo die Oberhäupter ausgeliefert werden mußten und überhaupt T.s Oberherrschaft in Böotien einen empfindlichen Stoß erhielt. Nur erst in dem peloponnesischen Kriege, wo es mit den Lakedämoniern gemeinschaftliche Sache machte, wurde es an den Athenienseru gerächt. Aber dieses dauerte nicht lange. T., das nur zu bald die Uebermacht Sparta's fühlte, suchte Athen sich wieder zum Freunde zu machen, schloß mit diesem ein Bündniß und lieferte in dieser Verbindung den Spartanern mehre wichtige Treffen, in deren einem diese ihren berühmten Anführer, Lysander, verloren. Allein, trotz mehrer ruhmvoll errungenen Schlachten, schien doch auf einmal seine ganze Kraft gesunken; in dem, endlich zwischen den Griechen und dem persischen Könige geschlossenen, Frieden mußte T. aller Gewalt über die böotischen Städte entsagen und es sah sich schon ganz gedemüthigt, ja, durch die Verrätherei eines seiner Oberhäupter, Leontiades, wurde es endlich von den Spartanern überlistet, die sich des Schlosses Cadmäa bemächtigten. Die Spartaner hatten dieses Schloß schon beinahe 3 Jahre inne, als auf einmal eine Verschwörung, die schon lange im Geheimen vorbereitet gewesen war, ausbrach und die gänzliche Befreiung T.s zur Folge hatte, welches nach mehrjährigem Kriege endlich in der, zur Bezweckung eines allgemeinen Friedens gehaltenen, allgemeinen Versammlung der griechischen Staaten durch Epaminondas Geist und Muth sich Sparta entgegenstellen konnte, dafür zwar von des letztern König, Agesilaus, von jenem allgemeinen Frieden ausgeschlossen, aber nun auch in der, für T. und für die Geschichte unvergeßlichen, von Epaminondas gelieferten, Schlacht bei Leuktra auf's fürchterlichste gerächt und dadurch auf einmal neben Athen und Sparta als Staat erster Größe erhoben wurde. Zwar wurde es darüber sehr angefochten; allein so lange Epaminondas u. Pelopidas, diese zwei unzertrennlichen Freunde, an seiner Spitze standen, erhielt sich T. in dem größten Ansehen, erwarb sich die ansehnlichsten Bündnisse, auch mit den Persern 2c. Allein mit dem Tode dieser beiden Helden (Epaminondas fiel vier Jahre später, als Pelopidas, in dem Treffen bei Mantinea, im dritten Jahre der 104. Olympiade) sank auch auf einmal das Glück und die Hoheit T.s. Es führte noch den sogenannten heiligen Krieg wider die Phocenser, wozu es endlich den König Philipp von Makedonien zu Hülfe rief, allein bald selbst dessen Gewalt fühlte und endlich, da es sich gegen diesen mit den Atheniensern verband, durch die Niederlage bei Chäronea gezwungen wurde, makedonische Besatzung einzunehmen. Nach Philipp's Tode wollte T. sich auf's Neue in Freiheit setzen; allein Alexander der Große schlug die Thebaner (3615) gänzlich und zerstörte die Stadt so, daß sie ganz der Erde gleich gemacht wurde; blos das Haus, wo der berühmte Dichter Pindar (100 Jahre zuvor) gewohnt hatte, ließ er verschonen. Zwar wurde sie nachher von Kassander wieder auferbaut, aber nie gelangte sie wieder zu ihrem vorigen Glanze, bis sie endlich mit den übrigen griechischen Städten in der Römer Gewalt kam, wo sie einen ganz unbedeutenden Ort ausmachte, so daß unter Antoninus Pius nur noch das Schloß stand. Jetzt ist der Ort nur ein unansehnliches Dorf, Namens Stiva, im griechischen Gouvernement Attika, mit 2000 Einwohnern, mehren Alterthümern und Bädern. — T. war die Vaterstadt vieler berühmten Männer: Herkules wurde hier geboren; Bacchus war (wenigstens von Seite seiner Mutter, Semele) ein

net; Amphion, Pindar, Cebes, Epaminondas, Pelopidas sind Namen, die denkwürdig bleiben werden.

Thebsa, von Arabern bewohnte Stadt im alten Numidien, 80 Lieues entfernt vom . mit den großartigen, zum Theil noch wohlerhaltenen Ruinen des römischen esta. Diese zu untersuchen ordneten die Franzosen 1842 und 1846 von aus eigene militärische Rekognoszirungen an. Nach dem Umfange, den te T. gehabt hat, mochte es gegen 40,000 Einwohner zählen. Noch steht nische Veste aufrecht, in rechteckiger Form, mit ihren 14 Thürmen aus Quadersteinen erbaut. Sie hat zwei Thore, von denen eines sich in einem en Triumphbogen von korinthischer Ordnung öffnet. Das Denkmal wurde en Septimus Severus († 211) errichtet. Im Innern der Veste findet nen völlig erhaltenen Tempel, dessen Portikus aus acht Säulen von rothem or besteht. Der Circus, die Basilika, die Wasserleitungen sind gleichfalls tände, die des Studiums eines geübten Archäologen würdig sind. Eine Stadt, Lamboesa, westlich von T., enthält eine noch größere Anzahl Denkmale, wie Triumphthore, Tempel, Paläste, Wasserleitungen und eine rdentliche Menge von Inschriften. Hier hatte eine ganze Legion ihr Lager. Mit Cirta und Carthago waren diese Städte durch Heerstraßen den. — Revue archéologique, August 1847. mD.

Theden, Johann Christian Anton, ein ausgezeichneter Chirurg, geboren . September 1714 zu Steinbeck, einem Dorfe bei Wismar, Sohn unver- er Eltern, sollte ein Handwerk erlernen, kam dann aber, seinem Wunsche zu einem Wundarzt in Bützow in die Lehre und verweilte später als rztlicher Gehülfe in Rostock, Hamburg, Lübeck und Danzig. In letzterer wurde er Eskadronschirurg; 1742 nach Berlin versetzt, zog er die Aufmerk- seiner Vorgesetzten auf sich und wurde als Oberarzt in den Feldlazarethen eiten schlesischen Krieges angestellt; drei Jahre später kam er als Pen- hirurg nach Berlin zurück und widmete sich nun mit großem Eifer dem haftlichen Studium der Anatomie und Chirurgie. 1758 wurde er entsarzt der königlichen Artillerie und bei dem Ausbruche des sieben- n Krieges erhielt er die Stelle als erster Generalchirurg, in welcher haft er sich durch seine thätige Leitung und Verbesserung des Feld- wesens sehr verdient machte. Er starb den 21. Oktober 1797. — t sich durch die Mittheilung seiner wichtigsten Erfahrungen bleibende aste um die Chirurgie erworben. Seine wichtigste Schrift ist: „Neue kungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneikunst und elahrtheit.“ 3 Thle. Berlin 1771—1795. E. Buchner.

Thee sind die zusammengerollten und getrockneten Blätter des chinesischen auches, Thea Chinensis Sims., welcher in China, Japan und dem ganzen hen Theile der hinterindischen Halbinsel wild wächst, aber besonders in iden ersten Ländern sorgfältig angebaut wird. Linné nahm 2 Hauptarten lanze an, nämlich den grünen, Thea viridis und den schwarzen, T. Bohea, nen die erstere eine rundblätterige Blumenkrone und lanzettförmige, ebene hat, welche dreimal so lang sind als breit, wogegen die letztere eine ätterige Krone und elliptische, etwas runzelige Blätter hat, die doppelt so ls breit sind. Man vermuthet jedoch mit Recht, daß dieses nur Spiel- einer und derselben Pflanze sind, deren es in China gewiß noch viele an- bt, die durch Boden, Lage, Verschiedenheit der Cultur rc. entstanden sind; rs scheint die Unterscheidung nach der Anzahl der Blumenblätter ganz ig zu seyn, da man nicht selten an dem nämlichen Strauche Blüthen mit 3 und 9 Blumenblättern finden soll. Der Strauch erreicht eine Höhe von ß; man läßt ihn jedoch nicht so hoch werden, weil dadurch die Einsamm- rschwert werden würde. Man schneidet zu dem Ende, wenn die Pflanze hr alt ist, den Gipfel ab, worauf sie von der Wurzel aus mehre Zweige und nach 7—8 Jahren, wo der Strauch eine Höhe von 5—6 Fuß er-

reicht hat, indem er sehr langsam wächst, werden die längsten Zweige an der Wurzel abgeschnitten, so, daß er nicht über 6 Fuß hoch wird. Die Farbe des Hauptstammes ist graulich-braun, die der schwächeren Aeste kastanienbraun und das harte Holz hat einen eigenthümlichen Geruch. Die kurz gestielten, eirund-lanzettförmigen oder länglich-elliptischen, steifen, glatten, glänzend dunkelgrünen Blätter, mit sägeförmig gezahntem Rande, sind 2—3 Zoll lang u. ungefähr einen Zoll breit und stehen abwechselnd an den Aesten, die von jungen Trieben sind zart und schwach behaart. In den Blattwinkeln stehen einzeln, selten paarweise, die weißen, rosenförmigen, kurzgestielten Blüthen, welche keinen hervorstechenden Geruch haben. Wenn sie 6 oder 9 Blumenblätter haben, so sind die inneren meist größer, als die äußeren. Auf dem Blumenboden stehen eine große Anzahl fadenförmiger Staubfäden mit zweifächerigen Staubbeuteln, welche weit kürzer sind, als die Kronenblätter. Aus der Blüthe entwickelt sich eine, aus 3 rundlichen, zwei- oder einsamigen Kapseln bestehende Frucht, deren rundliche, glatte, dürre, braune Samen die Größe einer Haselnuß erreichen u. einen öligen, bitterlich schmeckenden Kern enthalten. Die Blätter werden nicht eher eingesammelt, als bis die Pflanze 3 Jahre alt ist; man geht dabei mit der größten Sorgfalt zu Werke, indem die Arbeiter ganz rein gewaschene Hände haben müssen, die Blätter einzeln mit den Händen abpflücken und sogleich nach ihrer Größe und Zartheit sortiren. Wie oft das Einsammeln jährlich geschieht, hängt hauptsächlich von dem Alter des Strauches ab; gewöhnlich findet es viermal, im Februar, Ende April, im Juni und August statt. Die erste Ernte gibt die beste, die späteren immer geringere Sorten. Ueber das Verfahren bei der Bearbeitung der Blätter weiß man sehr wenig Zuverlässiges und die darüber nach Europa gekommenen Nachrichten weichen immer mehr oder weniger von einander ab. Das Sicherste, was davon bekannt ist, dürfte Folgendes seyn. Die T.-Bauern bringen die Blätter frisch zu Markte, wo sie ihnen von Personen abgekauft werden, die sich nur mit dem Trocknen oder Rösten beschäftigen und sie dann an die eigentlichen T.-Händler verkaufen, die den T. durch Weiber und Kinder sortiren, noch einmal trocknen u. dann in Kisten packen lassen. Bei dem Trocknen oder Rösten wird auf verschiedene Weise verfahren, wodurch, in Verbindung mit den verschiedenen Spielarten der Pflanze, hauptsächlich die große Menge T.-Sorten entstehen, die man in China hat, von denen die feinsten gar nicht in den Handel kommen. Auch entstehen durch das verschiedene Verfahren beim Rösten die beiden Hauptgattungen nach der Farbe des in den Handel kommenden T.s, nämlich der schwarze und der grüne. Das Rösten geschieht auf eisernen Platten oder in flachen Pfannen über einem mäßigen Feuer; sie werden dabei mehre Male schnell umgewendet, hierauf auf Matten geschüttet und mit den Händen im Ganzen gerollt; bei sehr feinen Sorten aber rollt man jedes Blatt einzeln. Sie werden dann noch ein oder mehre Male über schwächeres Feuer gebracht und nach dem Ausschütten wieder gerollt, bis sie abgekühlt sind. Soll der T. jedoch schwarz werden, so legt man die frischen grünen Blätter auf eiserne Siebe, auf denen man sie mit heißen Wasserdämpfen durchziehen läßt; dann läßt man sie noch einige Zeit aufgehäuft liegen, so, daß sie in eine Art schwacher Gährung kommen u. hierauf wird dann erst das Rösten vorgenommen. Durch dieses Verfahren verliert der T. viel von den scharfen und adstringirenden Bestandtheilen der Blätter, während das Aromatische und der angenehme Geruch, der sich durch das Rösten erst entwickelt, nicht darunter leidet. Der schwarze T. hat daher einen angenehmeren Geschmack und ist auch der Gesundheit weniger nachtheilig, als der grüne. Die weißen Spitzen, welche man besonders an den Blättern mancher schwarzen T.-Sorten bemerkt, sind nur die feinen Härchen der jungen Blätter, welche wahrscheinlich bei manchen Spielarten der Pflanze, oder in manchen Arten und Gegenden länger, als bei anderen sind, so, daß sie über die Blätter hervorragen. Ganz mit Unrecht aber hat man zuweilen diese weißen *Spitzen für Blüthen gehalten* und solchen T. auch wohl Pekko-Blüthen-T.

t. Der Abfall, die verwelkten und verdorbenen Blätter und die Stiele
mit einem kleberigen Stoffe gemischt, in länglich viereckige Formen gedrückt
: Ofen getrocknet und heißen dann Backstein- oder Ziegel-T., welcher
er Menge von den meisten Völkerschaften des nördlichen Asiens ver-
wird, für die er sogar ein Hauptnahrungsmittel ist. Daß man den
T. in China zuweilen auf Kupferplatten röstet, um ihm eine schönere
u geben, soll eine, von der englisch-ostindischen Compagnie erfundene, Fabel
m die, von den Engländern damit vorgenommenen, Verfälschungen den
t aufzubürden. Vor dem Einpacken in Kisten vermischen diese manche
te noch mit wohlriechenden Blüthen anderer Pflanzen, um ihren Wohl-
zu erhöhen. In China sind es besonders die 5 Provinzen Fokien,
Kiang-nan, Kiang-si und Che-kiang, welche den T. für den auswärtigen
liefern und von diesen liefert Fokien vorzugsweise schwarzen und Kiang-
nen T. Außerdem baut aber fast jede chinesische Provinz ihren eigenen
Es wird jedoch auch aus den zwischen China, Siam und Birma
n Staaten der Schan, welche auf beiden Seiten des Flusses Mekhong
t hinziehende T.-Wälder haben, mit Maulthierkaravanen T. nach der
hen Provinz Yünnan geholt, besonders eine geringe Sorte schwarzer.
ton wird der T.-Handel auf folgende Art betrieben: Wenn die T.-
n, die auf großen Jonken aus den T. bauenden Gegenden nach Canton
, angelangt sind, werden die, stets in Matten emballirten, Kisten in die
am Ufer liegenden Magazine der Hongkaufleute gebracht. Dieß sind
ite, luftig gebaute und mit vielen großen Hallen versehene Gebäude.
in Kaufmann T. kaufen will, läßt er sich im Magazine 20—30 Kisten
igen Tausenden öffnen und ausschütten, um den ganzen Inhalt derselben
hen zu können. Der Käufer riecht den T. an und nimmt von jeder Kiste
nd voll, die er auf einen Teller legt; diese Proben werden dann unter-
r gemischt und von diesem Gemenge eine Probe mit nach Hause ge-
, wo der Käufer sie genauer untersucht. Bei den großen Massen, welche
isch-ostindische Compagnie von diesem Artikel kauft, hatte sie stets die
it und nahm die besten Partien an sich, während die Nordamerikaner
echteren kauften, denen sie oft durch neue Signaturen einen bessern Namen
weßhalb sie ihn wohlfeiler, als die Engländer, verkaufen konnten. Man
t, daß China jährlich 500 Millionen Pfund T. erzeugt, wovon es 400
en Pfund selbst verbraucht und 100 Millionen Pfund ausführt. Die
Ausfuhr ist nach England, wo die englisch-ostindische Compagnie von
s Monopol des T.-Handels hatte und durch alle mögliche Mittel, trotz
egen erlassenen Verbote der Regierung, den Preis nach Willkür zu steigern
bis endlich 1834 auch Privatkaufleuten erlaubt wurde, T. nach England
ren, wodurch die Einfuhr bedeutend zunahm. Im Jahre 1837 wurden
and selbst verbraucht: 37,556,000 Pfund und ausgeführt 4.600.000 Pf.;
ertrag vom 6. April 1836 bis 5. April 1837 belief sich auf 4,603,000 Pf. St.
e der, durch die Compagnie früher hoch hinauf getriebenen, Preise wurden
: des Monopols in England jährlich noch 5 Millionen Pfund Schlehen-
henblätter für chinesischen T. verkauft. Nach England kaufen die Ver-
Staaten von Nordamerika den meisten T., jährlich über 20 Millionen
wovon sie 2 bis 2½ Millionen Pfund nach Europa senden und das
selbst verbrauchen. Frankreich führt nur jährlich etwa 250,000 Pfund
lland gegen 2,800,000 Pfund, Hamburg fast 2,000,000 Pfund, Bremen
Pfund, der deutsche Zollverein führte 1836 3250 Zentner ein, wovon
Preußen allein kommen und die Durchfuhr betrug nur 1190 Centner.
Rußland geht viel T. über Kiächta, wo ihn die russischen Kaufleute mit
zahlen; die Einfuhr hatte 1836 in Kiächta einen Werth von 7,953,447
doch wird dieselbe durch den Gewinn der Kaufleute und durch die bedeu-
andfracht sehr *gesteigert, so daß 1837 allein* auf der Messe in Nischnei-

Nowgorod für 17,949,050 Rubel T. abgesetzt wurde. Odessa führte 1837 für 407,000 Rubel ein. Außerdem geht noch jährlich für ungefähr 250,000 Gulden Conventionsmünze von China nach Cachemir, Afghanistan und dem Pendschab. Den über Rußland zu Lande nach Europa kommenden T. nennt man gewöhnlich Karawanen-T. und behauptet, er sei im Allgemeinen viel besser, als alle zu Wasser kommenden Sorten, indem diese durch den Seetransport viel von ihrer Güte verlieren sollen. Dieß ist aber durchaus nicht der Fall und der Wassertransport könnte höchstens früher, wo er doppelt so lange dauerte, als jetzt, nachtheilig geworden seyn. Gegenwärtig kommt der T., auf das Sorgfältigste verpackt und meist in großen Massen in Metall luftdicht verschlossen, in 120 Tagen von Canton nach Europa, also in viel kürzerer Zeit, als zum Landtransport über Rußland nöthig ist, während die Schiffe sonst 8—9 Monate brauchten und so unvollkommen gebaut waren, daß sie unterwegs meist ganz leck wurden. Allein, weil die Fracht auf dem Landtransporte sehr bedeutend ist, so, daß wohlfeile Sorten dadurch außer Verhältniß vertheuert werden würden, so werden meist nur die feineren Sorten auf diesem Wege ausgeführt, welche die hohen Spesen besser tragen und so ist es allerdings nicht unrichtig, daß der Karawanen-T. im Durchschnitte besser ist, als der auf dem Wasserwege ankommende. Der erstere ist nichts Anderes, als eine feine Sorte Pekko, gewöhnlich mit weißen Spitzen, welche in Rußland besonders beliebt ist, oder ein feiner Souchong. — In diesem Jahrhunderte hat man den T. auch mit gutem Erfolge in anderen Ländern angebaut, um wo möglich, den Chinesen, denen er meist mit baarem Gelde bezahlt werden muß, da sie verhältnißmäßig wenig europäische Waaren kaufen, nicht immer dafür zinsbar zu bleiben. Zuerst pflanzte man im Jahre 1812 in Brasilien T.-Sträucher an und ließ Chinesen, welche mit dem Anbau und der Bearbeitung bekannt waren, herüberkommen. Anfangs zeigte sich kein besonderer Erfolg, allein seit 1825 hat sich der Anbau in mehren Provinzen so sehr verbreitet, daß das Land jetzt fast seinen Bedarf selbst erbaut. Auch schickte die französische Regierung einen geeigneten Mann nach Rio Janeiro, um die Cultur der Pflanze zu studiren u. sie, wo möglich, nach dem südlichen Frankreich zu übersiedeln, wo man seitdem auch in der That Versuche damit gemacht hat, wenn auch bis jetzt noch mit keinem besondern Erfolge. In Java, wo viele Chinesen leben, hat man den Anbau seit ungefähr 20 Jahren eingeführt und von Seiten der Regierung mit Eifer unterstützt, so, daß bereits seit 1834 von dort kleine Partien T. nach Amsterdam gebracht worden sind. Der grüne soll sogar den chinesischen noch an Geschmack übertreffen, der schwarze aber geringer seyn, wahrscheinlich, weil man in der Bereitungsart desselben noch Fehler macht. In Assam machten die Engländer die ganz unerwartete Entdeckung, daß die Wälder eine Menge T.-Sträucher enthielten, die noch nie benützt worden waren. Man ließ daher Leute aus China kommen, legte förmliche Pflanzungen an und im Jahre 1839 kam bereits eine kleine Sendung Assam-T. nach London, der, wahrscheinlich mehr aus Neugierde, zu hohen Preisen verkauft wurde. Man bereitet dort besonders schwarzen T. Auch im englischen Ostindien hat man in der neuesten Zeit angefangen, T. anzubauen und die Regierung hat jetzt eine Summe von 100,000 Rupien jährlich ausgesetzt, um den Anbau desselben zu befördern. Die Schwierigkeit der Erzeugung guten T.s in außerchinesischen Ländern scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß die Arbeiter nicht so leicht an die außerordentliche und selbst peinliche Sorgfalt zu gewöhnen sind, welche die Chinesen beim Einsammeln und Trocknen beobachten und die, wenn auch in mancher Hinsicht übertrieben, doch meist nöthig zu seyn scheint, um eine gute Waare hervorzubringen. — In China unterscheidet man eine große Menge Theesorten, deren Aufzählung hier um so weniger nöthig seyn dürfte, als man in Europa keine Notiz davon nimmt und mehre derselben, besonders die feinsten, gar nicht zu uns kommen. — Die chemischen Bestandtheile des T.s sind hauptsächlich: Gerbstoff und ein eigenthümlicher, von Oudry 1827 entdeckter und Thein genannter Stoff, der ihm wahrscheinlich die sanft erwär-

mende und in feuchten Klimaten und Jahreszeiten so wohlthätig wirkende Kraft gibt. Das Thein ist in 35 — 40 Theilen Wasser von 10 Grad Wärme, in Alkohol aber in allen Verhältnissen auflöslich; in ersterem krystallisirt es in Gestalt von zarten, seidenglänzenden Prismen, in letzterem von Sternen, Schwämmen oder Federn. Es ist geruchlos und schmeckt bitterlich gewürzhaft. Man muß den T. immer in sehr gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren, so daß er eben so sehr vor der Einwirkung der Luft, als der des Lichts geschützt ist. Verfälschungen desselben kamen besonders früher häufig vor, welche theils schon in China, theils von den Engländern vorgenommen wurden. In China soll man schon zum Aufguß benützte Blätter getrocknet und unter guten T. gemischt haben; auch soll man dort schlechte, unansehnliche Sorten mit Indigo, Bleiweiß und einer Wurzel, Turmerin genannt, schön grün färben. Die schlimmsten Betrügereien aber wurden in England damit gemacht, indem man Schlehen-, Weißdorn-, Eschen- und andere Blätter mit Kupferauflösungen grün färbte 2c. Diese Verfälschungen kommen jedoch gegenwärtig wohl nur noch selten vor; auch hat die englische Regierung stets alles Mögliche gethan, um sie zu unterdrücken und öfter große Quantitäten solchen verfälschten T.s verbrennen lassen.

Theer (Pix liquida), eine dickflüssige, braune Masse von starkem, durchdringendem nicht unangenehmem Geruch, die aus dem Harze der Nadelholzbäume durch eine niederwärts gehende Destillation in den Theerschwellereien in eigenen Theeröfen gewonnen wird. Das harzige Holz und besonders die Wurzeln werden in den Ofen gefüllt und angezündet. Da die Verbrennung, vermöge der Construktion des Ofens, sehr langsam vor sich geht, so hat das Harz Zeit, mit Oel und Rauch geschwängert, auf den Boden des Ofens herabzutropfen, von wo es in einer Rinne abfließt und in einen äußern Behälter geleitet wird. Den besten, dünnsten und hellsten T. nennt man Wagentheer, den dicksten Schiffstheer, eine mittle Sorte wird Rad- oder Mitteltheer genannt. In den deutschen Waldgegenden wird viel T. gewonnen. Den meisten und besten aber liefert Schweden, dann Rußland und Nordamerika. Die hauptsächlichste Anwendung des T.s ist zum Anstreichen (Theeren) des Holz- und Tauwerks an den Schiffen, außerdem auch zu Wagenschmiere und dergleichen. Das, bei der Theerbereitung zuerst abfließende, dünne, bräunliche, säuerliche Wasser wird Theerwasser oder Theergalle genannt und besonders zum Putzen des Messings benützt.

Theilbarkeit ist 1) in der Physik diejenige Eigenschaft der Körper, vermittelst welcher sie sich in mehre kleinere Theile zerlegen lassen. Die T. in wirkliche zählbare Theile hat zwar bald ihre Gränzen, anders aber ist es mit der chemischen und physischen T., die außerordentlich groß ist: so das Licht, die Wärme, der Aether; doch gehören diese Stoffe, sowie der Blumenduft, nur uneigentlich hierher, da sie, als unwägbar, keine eigentlichen Körper sind. — 2) In der Mathematik heißt T. einer ganzen Zahl durch eine andere solche die Eigenschaft der erstern, daß sie sich durch die zweite ohne Rest dividiren läßt. Eine Zahl ist z. B. durch 3 oder durch 9 theilbar, wenn die Summe aller Ziffern derselben (Quersumme) durch 3 oder durch 9 theilbar ist.

Theilmaschinen sind mehr oder minder kunstvolle Vorrichtungen, entweder Längen in eine beliebige Anzahl gleicher Theile, oder Kreise (oder auch nur Theile derselben) in ihre Grade und Minuten zu theilen und zwar viel genauer, als es aus freier Hand mittelst geometrischer, durch Zirkel und Lineal ausgeführter, Construktionen möglich seyn würde. — Es gibt demnach Kreistheil- u. Längen-T. Berühmt gewordene Maschinen ersterer Art sind: die von Ramsden verfertigte, womit er die Sextanten für die englische Marine eben so genau als schnell, theilte und die von Reichenbach in München, welche sich jetzt im polytechnischen Institute zu Wien befindet; ferner die, der Reichenbach'schen nachgebildete, von Oertel in München; die in Pistor's mechanischem Institute zu Berlin und einige andere. In der Hauptsache bestehen sie aus großen, sehr massiven und höchst genau gearbeiteten Kreisen, mit einer, auf ihrem Rande aufgetragenen, möglichst absolut richtigen

wegen; zugleich bat auch der Jüngling, dem sie als Braut bestimmt war, Alles auf, um ihre Liebe zu gewinnen. Endlich gingen alle Bekannte vereint die heilige Jungfrau an, um sie zur Einwilligung in die Wünsche ihrer Familie zu bewegen. Als alle diese Mittel Nichts halfen, wandte man sich an die Obrigkeit, welche ihr mit der Schärfe der Gesetze drohte. T. siegte aber über alle diese Anfälle und sah Jene als ihre grausamsten Feinde an, die sich den Anschein der größten Zärtlichkeit für sie gaben. Da sie sich endlich etwas freier erblickte, entrann sie den Händen ihrer Verfolger und kam zu dem heil. Paulus, um da einigen Trost zu finden. So verließ sie, was ihr am theuersten auf Erden war und suchte nur Jesus den Gekreuzigten, den sie jedem Erdengute vorzog. Der Jüngling, dem sie zur Ehe versprochen war, ließ sie aller Orten aufsuchen, theils um seine Leidenschaft zu befriedigen, theils auch, um sich wegen der, wie er sich einbildete, erlittenen Beschimpfung zu rächen. Da er sie endlich entdeckte und ihre Widersetzlichkeit durch Nichts besiegen konnte, gab er sie als Christin bei der Obrigkeit an, damit sie zu den wilden Thieren verdammt würde. T. blieb unerschütterlich. Sie wurde nackt im Amphitheater ausgestellt; allein sie war bekleidet mit dem Gewande der Unschuld und die ihr zugefügte Schmach ward für sie eine Gelegenheit der Verherrlichung und des Triumphes. Ohne Furcht mitten unter den Leoparden, Löwen und Tigern, erwartete sie mit heiliger Ungeduld den Augenblick, wo sie von den furchtbaren Thieren, deren Gebrüll alle Zuschauer mit Schrecken erfüllte, in Stücke zerrissen würde. Allein die Löwen und Leoparden lagerten sich, ihre Wildheit vergessend, zu ihren Füßen hin und leckten dieselben, als wollten sie der Heiligen hiedurch ihre Verehrung bezeigen. Man reizte sie auf alle Art; allein sie wichen zurück, ohne der Dienerin Gottes das mindeste Leid anzuthun. Dieses wunderbare Ereigniß wird von mehren der vorzüglichsten Kirchenväter, unter Anderen auch von dem heil. Ambrosius erzählt, der sich hierüber mit jener, ihm so eigenthümlichen, ebenso einfachen, als kraftvollen Beredtsamkeit ausspricht. — Ein anderes Mal ward die heil. T. durch einen sichtbaren Schutz des Himmels aus den Feuerflammen gerettet, durch die sie unversehrt wandelte, wie durch einen sanften Frühlingswind. Der heil. Gregor von Nazianz, der heil. Methodus und andere Schriftsteller, welche dieses Wunder erfuhren, fügen noch bei, daß die Heilige aus mehren anderen Gefahren, welche ihr die Wuth ihrer Verfolger bereitet hatte, unversehrt hervorgegangen sei. T. begleitete den heil. Paulus auf mehren seiner apostolischen Reisen, um sich nach einem so vollendeten Muster in der christlichen Vollkommenheit zu bilden. Der heil. Chrysostomus, der heil. Gregor von Nazianz, der heil. Augustin und andere kirchliche Schriftsteller legen ihr den Namen „Jungfrau u. Martyrin“ bei. Ihre erduldeten Leiden haben ihr diese zweite Benennung erworben, obgleich Beda in seinem Martyrologium sagt, sie sei in Frieden gestorben. Dieser letztern Meinung sind mehre gewichtvolle Schriftsteller beigetreten. Die Heilige brachte ihr übriges Leben in stiller Zurückgezogenheit zu. Sie starb in Isaurien und wurde zu Seleucia, der Hauptstadt dieses Landes, begraben. Auf ihrem Grabe wurde unter den ersten christlichen Kaisern eine Kirche erbaut, die ihren Namen trug. Es walleten Pilger von allen Seiten dahin und, wie uns Theodoret, der heil. Gregor von Nazianz und andere Schriftsteller berichten, geschahen daselbst viele Wunder. Die Kathedralkirche von Mailand ist unter dem Namen der heil. T. geweiht und man hat darin lange Zeit einen Theil ihrer Reliquien aufbewahrt. Jahrestag: 23. September.

Thelluson, Peter, ein Genfer von Geburt, Kaufmann in London, gestorben 1797 zu Pastow (Kent), verfügte über sein Vermögen so, daß seine Wittwe und Kinder (3 Söhne und 3 Töchter) etwa 100,000 Pfund Sterling erhielten, das Uebrige, welches mehr als 600,000 Pfund betrug, Exekutoren mit der Bestimmung anvertraut wurde, es während der Lebzeit seiner drei Söhne u. deren Söhne aufzuhäufen und dann den, davon erkauften, Grundbesitz dem ältesten männlichen Nachkommen seiner Söhne zu überlassen. Das Testament ward von den Erbe

aber durch das Oberhaus am 25. Juni 1805 für rechtsgültig erklärt;
ward bestimmt, daß eine solche Anhäufung des Vermögens auf 21
änkt seyn sollte und dieses, wenn sich kein Erbe, wie ihn das Testa-
at, vorfindet, zum Tilgungsfond geschlagen werden solle.
, jeder Gegenstand der Behandlung, der Hauptgedanke einer Rede oder
dlung, die Aufgabe zu einer solchen. In der Musik der Grundge-
Tonstücks, oder der, in mancherlei Wendungen und Tonarten durchge-
tsatz, oder jede Melodie, über welche ein Tonstück komponirt wird,
o genannt. — Bei den alten Griechen bezeichnete T. den ausgesetzten
bestimmte Belohnung; daher θηματικοί, die in (auch musikalischen)
den vorher ausgesetzten Preis erhielten und θηματικοὶ ἀγόνες,
, dergleichen Wettstreite um einen bestimmten Preis, der gewöhnlich
i, Weihkesseln, Opferschalen bestand. Diese, wie andere Realkampf-
n sowohl in der ältern, als in der neuern Zeit statt und wurden,
zeskränze, entweder in den Tempeln, oder in den Häusern der Sieger
den Verstorbenen wohl auch in die Grabmäler mitgegeben.
, eine Titane, zweite Gattin des Zeus, dem sie die Horen und die
r. Sie ist das personifizirte Recht und Gesetz und wird daher als
Gerechtigkeit verehrt. Die Darstellung derselben, mit verbundenen
Schwert und Wagschale in den Händen, ist durchaus neu; denn, so
ihr Dienst war, ist doch keine Antike von ihr auf uns gekommen.
tokles, einer der berühmtesten atheniensischen Feldherrn, geboren zu
v. Chr. Anfangs wegen seiner Ausschweifungen von seinem Vater,
erbt, suchte er nun den Schandfleck auszuwischen. Er that sich im
r Corcyra hervor, befreite das Meer von den Seeräubern, aber am
n machte er sich in dem Kriege wider die Perser. Zum Feldherrn
erwählt, bot er, da des letztern Armee in Phokis Alles durch Feuer
't verwüstete, nun Allem auf, steckte sich hinter das Orakel, das ihnen
os hinter hölzernen Mauern (Schiffen) verkündete und nun, nachdem
s durch eine falsche Nachricht hatte täuschen lassen, griff er den, in
: eindringenden, Feind mit solchem Vortheile an, daß er in der Schlacht
is (480 v. Chr.), den vollständigsten Sieg erfocht. T. ließ nun
den Einwendungen u. Gegenarbeiten der Spartaner, die er zu täuschen
Neue befestigen, der Hafen Piräos wurde in Stand gesetzt und so
ft der Athenienser auf dem Meere desto stärker befestiget. Dennoch
on Neid und Eifersucht verfolgt, aus seiner Vaterstadt verbannt und
n Feinden, zu des Xerxes Sohn und Nachfolger, Artaxerxes, welcher
von 200 Talenten auf seinen Kopf gesetzt hatte, gab sich selbst an
nun auch jene Prämie, indem ihn Artaxerxes mit Freuden aufnahm
Folge zum Anführer der persischen Armee wider sein eigenes Vaterland
te. Da aber T., nach langen und vielen Zögerungen, diesem An-
länger ausbeugen konnte, so nahm er Gift (466 v. Chr.), um nicht
aterlande zum Verräther zu werden. Sein Leben wurde von Plutarch
us Nepos beschrieben. Man hat unter seinem Namen noch 21 Briefe,
heit jedoch schon von Bentley nachgewiesen wurde. Ausgaben davon
n Schöttgen (2. Aufl., Leipzig 1772) und Bremer (Lemgo 1776).
ıburg, „De epistolarum Themistoclis authentia" (Halle 1827).
: (engl. Thames), der größte Fluß Englands. Häufig wird die Isis
iptarm der T. betrachtet, die in der Grafschaft Gloucester, westsüd-
Cirencester, entspringt und durch die Grafschaft Wilts, zwischen Berks
fließt und südöstlich von Oxford, mit dem Thame vereinigt, die T.
ie die Gränze weiter bildet zwischen den Grafschaften Berks und
ks und Buckingham, Midlesex und Surrey, Essex und Kent und in
dung in die Nordsee fließt. Die Länge vom Ursprunge der Isis be-
0 Stunden, von der Vereinigung 60 — 70 Stunden. Der Lauf ist

mit Windungen gegen Süden u. Norden, hauptsächlich gegen Osten. Schiffbar ist der Fluß von Lechdale, auf 66 Stunden; die Fluth bringt bis Richmond, 25 Stunden weit, ein. Für Englands und insbesondere Londons Handel ist der Fluß von der größten Wichtigkeit. Es stehen mit demselben viele Kanäle in Verbindung, wodurch der Verkehr sehr befördert wird. So verbindet der Thames-Severnkanal den Severn mit der Isis; der Great-Jonctionkanal mit den nordwestlichen, sehr verzweigten Kanälen gegen Birmingham und Manchester hin. — Weltberühmt ist der, von Brunel (s. d.) unterhalb der T. zur Verbindung der beiderseitigen Ufer ausgeführte Tunnel (s. d.).

Thénard, Ludwig Jakob, Baron, Chemiker, geboren 14. Mai 1777 bei Nogent-sur-Seine, Departement der Aube, kam frühzeitig nach Paris, wo er studierte und sich mit solchem Eifer der Chemie widmete, daß er bereits 1797 Repetitor derselben an der polytechnischen Schule ward. 1803 wurde er Professor der Chemie am Collége de France, später an der polytechnischen Schule und an der Universität; 1810 erhielt er die, durch Fourcroy's Tod erledigte, Stelle eines Mitglieds des Instituts. 1825, bei Gelegenheit der Krönung Karls X., wurde T. zum Baron erhoben; 1833 erhielt er die Pairswürde; 1837 legte er seine Professur an der polytechnischen Schule und 1840 auch an der Universität nieder. T. hat manche werthvolle chemische Untersuchung geliefert. Sein Hauptwerk ist: „Traité de chimie élémentaire théorique et pratique“ 4 Bde. Paris 1833—1836; wurde in Brüssel dreimal nachgedruckt und wurde auch übersetzt ins Deutsche, Italienische und Spanische. — Mit Gay-Lussac gab er heraus: „Recherches physico-chimiques“ 2 Bde. Paris 1810. E. Buchner.

Theobald, der Heilige, Einsiedler, aus dem Geschlechte der Grafen von Champagne stammend, wurde 1017 zu Provins in der Landschaft Brie geboren und erhielt in der Taufe den Namen T., von dem Erzbischofe von Vienne, seinem Oheime, der seiner Tugenden wegen in hohem Ansehen stand. Seine Jugend bewahrte er rein vor den Verderbnissen der Welt und, je mehr man ihn zum Irdischen hinzuziehen sich bemühte, desto sorgfältiger floh er jede ihm gelegte Schlinge. In diesen höheren Gesinnungen ward er besonders durch das Leben der Väter aus der Einöde gestärkt, die er zu seiner Belehrung auf dem Tugendwege eifrig las. Er verspürte auch bald ein glühendes Verlangen in sich, diesen Beispielen der Vollkommenheit nachzufolgen. Ohne Unterlaß sehnte er sich nach der Glückseligkeit, welche diese Heiligen in der Einsamkeit und in der steten Unterhaltung mit Gott durch ununterbrochenes Beten und Betrachten genossen. Er besuchte daher öfters einen frommen Einsiedler, mit Namen Burkhard, welcher auf einer kleinen Insel der Seine lebte und übte sich unter dessen Anleitung im Fasten, Wachen und anderen zur Vollkommenheit erhebenden Bußwerken. Vergeblich bemühte sich sein Vater Arnulph, ihn durch vortheilhafte Heirathsanträge und durch das Versprechen glänzender Stellen bei Hofe, oder im Kriegsheere, an die Welt zu fesseln. T. ließ sich durch diese Aussichten nicht gewinnen, sondern hielt seine Blicke fest auf die ewigen Güter gerichtet. — In einem, damals zwischen Kaiser Konrad dem Salier und Eudo II., Grafen von Champagne, Chartres, Blois und Tours, wegen des Königreiches Burgund ausgebrochenen, Kriege stellte Arnulph seinen Sohn T. an die Spitze der Kriegsschaaren, die er seinem Verwandten zur Hülfe schickte. Dieser Auftrag mißfiel dem Heiligen überaus; er erklärte daher seinem Vater, daß ihn ein früheres Gelübde verbinde, die Welt zu verlassen und er erhielt auch endlich die Gewährung seines sehnlichsten Wunsches. Die Abtei zum heiligen Remigius in Rheims war zu seiner stillen Wohnstätte bestimmt. Begleitet von seinem Freunde Walther, zog er, bald nach erlangter Einwilligung seines Vaters, nach diesem Ordenshause. Bei ihrer Ankunft entließen sie ihre Bedienung; statt aber in das Kloster zu treten, vertauschten sie ihre Kleider gegen die Lumpen zweier Bettler und entflohen heimlich nach Deutschland, wo sie sich in dem Petinger Walde in Schwaben niederließen und Zellen erbauten. Da sie von Burchard gelernt hatten, das beschauliche Leben

Punkten festhält, schiebt das Lineal mit seiner, etwas längern, Hülse gleichfalls auf den Stift und trägt die normale Theilung der Messingscheibe auf sie auf, was sich schnell genug bewerkstelligen läßt. Sollte man größere Scheiben zu theilen haben, als die Messingscheibe selbst ist, so kann man zuvor eine kleine Scheibe mit der Maschine theilen, diese über die größere, zu theilende, legen und von ihr die Theilung mittelst des nämlichen Lineals auf die größere übertragen. Noch ungleich häufiger, als die Kreistheilung, ist für den Physiker die geradlinige Theilung dringendes Bedürfniß, indem die Verfertigung von Scalen aller Art in zahllosen Fällen erfordert wird. Für diesen Zweck kann man sich einer einfachen, bequemen und zugleich hinlänglich genauen, von Baumgartner angegebenen T. bedienen. Um mehre Zwecke zu erreichen, würde es gut seyn, auf die eine, schmale Seite des Maßstabes ein bekanntes Maß, z. B. Pariser oder rheinländische Linien und auf die andere Millimeter auftragen zu lassen, um hiernach Scalen von fester Größe der Theile zu verfertigen, wie sie unter anderen für Barometer erfordert werden. Die zu theilende Scala wird auf denjenigen Stab gelegt und durch die genannten zwei geneigten Klemmschrauben auf demselben festgehalten, an dessen Seite sich der Normalmaßstab nicht befindet und man übersieht bald, daß man Scalen von willkürlicher Länge auf diese Weise theilen kann, da es gestattet ist, sowohl die zu theilende Scale, als auch den Maßstab, willkürlich hinauf, erstere auch hinabzuschieben; endlich auch, um die Theilung mit Genauigkeit von dem Normalmaßstabe auf die zu verfertigende Scale überzutragen, ist noch ein Anschlaglineal erforderlich. — Wie bewundernswürdig fein und genau übrigens in jetziger Zeit die Theilungen an geodätischen, astronomischen und physikalischen Meßwerkzeugen von den Mechanikern hergestellt werden, kann man an den Kunstprodukten der mechanischen Werkstätten von Merz und Mahler in München, Plößl in Wien, Pistor und Martins in Berlin, Breithaupt in Kassel u. a. m. auf die überzeugendste Weise wahrnehmen.

Theismus, s. Deismus.

Thekla, die Heilige, Jungfrau u. Martyrin, aus Isaurien oder Lykaonien gebürtig und von dem heil. Isidor von Pelusium, sowie von allen Griechen die erste Martyrin genannt, war eine der schönsten Zierden des apostolischen Jahrhunderts. Der heil. Methodius sagt von ihr, daß sie in der Weltweisheit sehr bewandert gewesen; daß sie alle Fächer der schönen Wissenschaften durchwandert und sich ebenso kraftvoll und beredt, als anmuthig und leicht ausgedrückt habe. Sie sei, fügte er noch bei, von dem heil. Paulus zum Christenthum bekehrt worden und habe sich große Kenntnisse in der Religion erworben. Er lobt ihre glühende Liebe für den Heiland, die bei mehren wichtigen Gelegenheiten und vorzüglich in den Kämpfen sich bewährte, welche sie mit einem Muthe und einer Körperkraft bestand, die ihrer Seelengröße würdig waren. Die Bekehrung der heil. T. wurde, nach Angabe des heil. Augustin, des heil. Epiphanius, des heil. Ambrosius und mehrer anderen Kirchenväter, zu Ikonium durch die Predigten des heil. Paulus bewirkt. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß sie um das Jahr 45 nach der Geburt des Heilandes das Christenthum angenommen habe. Aus den Reden des Apostels leuchtete ihr die ganze Erhabenheit der Jungfräulichkeit ein und sie beschloß darum, in einem noch zarten Alter, diesem Stande den Vorzug zu geben und entsagte einer vortheilhaften Verbindung, welche ihre Eltern für sie ersehen hatten. „Sie begann," sagt der heil. Gregor von Nyssa, „ihr Opfer damit, daß sie ihr Fleisch ertödtete, strengen Bußwerken sich unterzog, in ihrem Herzen alle irdischen Neigungen unterdrückte und ihre Leidenschaften durch einen, der Sinnenlust entgegenstrebenden, Wandel der Macht des Geistes unterwarf, so daß sie nur der Leitung der, durch Gottes Gesetz erleuchteten und gekräftigten, Vernunft folgte. Die Welt war für sie gestorben, sowie sie der Welt gestorben war. Die Eltern der jungen Dienerin Gottes, den Beweggrund ihrer außerordentlichen Lebensweise nicht kennend, wandten Drohungen, Liebkosungen und alle möglichen Mittel an, um sie zur beabsichtigten Verehelichung zu be-

wegen; zugleich bat auch der Jüngling, dem sie als Braut bestimmt war, Alles auf, um ihre Liebe zu gewinnen. Endlich gingen alle Bekannte vereint die heilige Jungfrau an, um sie zur Einwilligung in die Wünsche ihrer Familie zu bewegen. Als alle diese Mittel Nichts halfen, wandte man sich an die Obrigkeit, welche ihr mit der Schärfe der Gesetze drohte. T. siegte aber über alle diese Anfälle und sah Jene als ihre grausamsten Feinde an, die sich den Anschein der größten Zärtlichkeit für sie gaben. Da sie sich endlich etwas freier erblickte, entrann sie den Händen ihrer Verfolger und kam zu dem heil. Paulus, um da einigen Trost zu finden. So verließ sie, was ihr am theuersten auf Erden war und suchte nur Jesus den Gekreuzigten, den sie jedem Erdengute vorzog. Der Jüngling, dem sie zur Ehe versprochen war, ließ sie aller Orten aufsuchen, theils um seine Leidenschaft zu befriedigen, theils auch, um sich wegen der, wie er sich einbildete, erlittenen Beschimpfung zu rächen. Da er sie endlich entdeckte und ihre Widersetzlichkeit durch Nichts besiegen konnte, gab er sie als Christin bei der Obrigkeit an, damit sie zu den wilden Thieren verdammt würde. T. blieb unerschütterlich. Sie wurde nackt im Amphitheater ausgestellt; allein sie war bekleidet mit dem Gewande der Unschuld und die ihr zugefügte Schmach ward für sie eine Gelegenheit der Verherrlichung und des Triumphes. Ohne Furcht mitten unter den Leoparden, Löwen und Tigern, erwartete sie mit heiliger Ungeduld den Augenblick, wo sie von den furchtbaren Thieren, deren Gebrüll alle Zuschauer mit Schrecken erfüllte, in Stücke zerrissen würde. Allein die Löwen und Leoparden lagerten sich, ihre Wildheit vergessend, zu ihren Füßen hin und leckten dieselben, als wollten sie der Heiligen hiedurch ihre Verehrung bezeigen. Man reizte sie auf alle Art; allein sie wichen zurück, ohne der Dienerin Gottes das mindeste Leid anzuthun. Dieses wunderbare Ereigniß wird von mehren der vorzüglichsten Kirchenväter, unter Anderen auch von dem heil. Ambrosius erzählt, der sich hierüber mit jener, ihm so eigenthümlichen, ebenso einfachen, als kraftvollen Beredtsamkeit ausspricht. — Ein anderes Mal ward die heil. T. durch einen sichtbaren Schutz des Himmels aus den Feuerflammen gerettet, durch die sie unversehrt wandelte, wie durch einen sanften Frühlingswind. Der heil. Gregor von Nazianz, der heil. Methodus und andere Schriftsteller, welche dieses Wunder erfuhren, fügen noch bei, daß die Heilige aus mehren anderen Gefahren, welche ihr die Wuth ihrer Verfolger bereitet hatte, unversehrt hervorgegangen sei. T. begleitete den heil. Paulus auf mehren seiner apostolischen Reisen, um sich nach einem so vollendeten Muster in der christlichen Vollkommenheit zu bilden. Der heil. Chrysostomus, der heil. Gregor von Nazianz, der heil. Augustin und andere kirchliche Schriftsteller legen ihr den Namen „Jungfrau u. Martyrin" bei. Ihre erduldeten Leiden haben ihr diese zweite Benennung erworben, obgleich Beda in seinem Martyrologium sagt, sie sei in Frieden gestorben. Dieser letztern Meinung sind mehre gewichtvolle Schriftsteller beigetreten. Die Heilige brachte ihr übriges Leben in stiller Zurückgezogenheit zu. Sie starb in Isaurien und wurde zu Seleucia, der Hauptstadt dieses Landes, begraben. Auf ihrem Grabe wurde unter den ersten christlichen Kaisern eine Kirche erbaut, die ihren Namen trug. Es walleten Pilger von allen Seiten dahin und, wie uns Theodoret, der heil. Gregor von Nazianz und andere Schriftsteller berichten, geschahen daselbst viele Wunder. Die Kathedralkirche von Mailand ist unter dem Namen der heil. T. geweiht und man hat darin lange Zeit einen Theil ihrer Reliquien aufbewahrt. Jahrestag: 23. September.

Thellusson, Peter, ein Genfer von Geburt, Kaufmann in London, gestorben 1797 zu Pastow (Kent), verfügte über sein Vermögen so, daß seine Wittwe und Kinder (3 Söhne und 3 Töchter) etwa 100,000 Pfund Sterling erhielten, das Uebrige, welches mehr als 600,000 Pfund betrug, Exekutoren mit der Bestimmung anvertraut wurde, es während der Lebzeit seiner drei Söhne u. deren Söhne aufzuhäufen und dann den, davon erkauften, Grundbesitz dem ältesten männlichen Nachkommen seiner Söhne zu überlassen. Das Testament ward von den Erben

in das Gefängniß zurück, wo ihn Gott in der folgenden Nacht wunderbar seinen Engel tröstete. In dem dritten Verhöre, das T. bestand, bekannte ns mit demselben Muthe. Der Richter verurtheilte ihn, lebendig verbrannt rden, was auch (306) geschah. Die Christen entrissen des Heiligen Leib lammen und verehrten ihn mit gläubigem Gemüthe. Jahrestag: der vember.

heodor, Name zweier römischer Päpste. 1) T. I., ein Grieche, t im Jahre 642, verwarf den Typus des Kaisers Konstans, wodurch Kaiser über die schon verdammte Lehre der Monotheliten Stillschweigen gte, wie es vor ihm Heraklius gethan hatte. Der Unterschied zwischen kthesis und dem Typus besteht darin: In der Ekthesis verbietet Kaiser klius zu lehren, daß es in Christo weder eine, noch zwei Wirkungen gebe. kthesis bekennt aber nur einen Willen. In dem Typus, durch welchen die is aufgehoben wurde, wird verboten, weder von einem oder zwei Willen, on einer oder zwei Wirkungen in Christo zu reden. So warfen sich he Herren zu Richtern in Religionssachen auf, unter dem falschen Scheine, rieden u. die Eintracht zwischen den Katholiken u. Monotheliten zu erhal-er herzustellen. — Der Tod des Papstes T. verursachte bei den Römern Trauer. Er war der erste Papst, welchem man den Titel: „Summus Pon- „Höchster Priester" beilegte und der letzte Papst, den ein Bischof, Vik-on Carthago, „Bruder" nannte. Obschon übrigens die Bischöfe jetzt apst „Vater" nennen, so werden sie doch vom Papste „Brüder" genannt. zirte die Kirche 6 und ein halbes Jahr. — 2) T. II., ein Römer, wurde hre 896 erwählt, verwaltete die Kirche aber nur 20 Tage. Er war nüch-n seinem ganzen Wesen, freigebig gegen die Armen, geliebt von der Geist-t u. ein Freund des Friedens. In der kurzen Zeit, die er auf dem päpst-Stuhle saß, stiftete er viel Gutes. Er berief die vertriebenen Bischöfe zu-setzte die, vom Papste Formosus ordinirten, Geistlichen in ihre Würden nd ließ den Körper dieses Papstes, welchen die Fischer gefunden hatten, in rabstätte der Päpste feierlich zurückbringen.

Theodora, 1) Gemahlin des Kaisers Justinian, war weder ihrem Stande, ihrer Lebensart nach zu dieser Würde berechtiget. Ueber ihre Abkunft igen alle damaligen Schriftsteller; nur der einzige Prokopius nennt ihren Acacius, der die Aufsicht über die wilden Thiere bei den Phrastern zu antinopel gehabt habe. Er starb unter Anastasius und diese seine Tochter lte, auf das Anrathen ihrer Mutter, den Stand einer Schauspielerin, aber dabei ein eben nicht geordnetes Leben. Justinian erblickte sie einmal wurde so heftig für sie eingenommen, daß er sie sogleich an seinen Hof zog. eich noch nicht Kaiser, wollte er sie doch damals schon ehelichen; nur seine er Vigilantia und des Kaisers Justinus Gemahlin, Euphemia, sowie über-die römischen Gesetze waren seinem Vorhaben zuwider; dennoch wußte er jener Tode den Kaiser Justin zu einem Gesetze zu bewegen, wodurch die eines römischen Patriziers auch mit einer solchen Person gebilligt wurde Justinian vermählte sich mit ihr. Als dieser nun nachher die Regierung t, hatte T. ihn ganz in ihrer Gewalt; sie verleitete ihn zu vielen Thorheiten, elen Ungerechtigkeiten; sie selbst, eine rachgierige Person, bereitete sehr Vielen Untergang und ihr Stolz, mit welchem sie die vornehmsten Staatsbedienten idelte, war unerträglich. Indessen hat das schöne Geschlecht dieser Patronin Menge vortheilhafter Gesetze u. Privilegien für die Weiber, die Justinian's zbuche einverleibt sind, zu verdanken. — 2) T., dritte Tochter Kaisers Kon-n XI., wurde von ihrem Schwager, Romanus III. Argyrus, vom Hofe ver-t und brachte ihr Leben in einem Kloster bis 1042 zu. Sie wurde, zu-mit ihrer Schwester Zoa, nach dem Tode von Michael Calafates zur Kai-ausgerufen. Nach dem Tode des Gemahles ihrer Schwester, Konstantinus machus, regierte T. allein das griechische Reich zwei Jahre lange, mit der

Geschicklichkeit eines Mannes, so daß sich das Ansehen desselben schnell hob. Sie starb 1056, im 70. Lebensjahre und mit ihr erlosch die Familie Basilius des Makedoniers.

Theodoret. 1) T., der Heilige, Priester und Martyrer. Unter der Regierung Julians des Abtrünnigen war dessen Oheim, ebenfalls Julian genannt, Statthalter des Orients, wovon Antiochia die Hauptstadt war. Als dieser in Erfahrung brachte, daß viele goldene und silberne Gefäße in dem Schatze der Hauptkirche der Katholiken sich befänden, verwies er alle Geistliche der Stadt in die Verbannung, um sich dieses Schatzes desto leichter bemächtigen zu können. Der heil. Priester T., der während der Regierung des Kaisers Konstantius eifervoll an der Zerstörung des Götzenthums gearbeitet und auf den Grabstätten der Martyrer Bethäuser und Kirchen erbaut hatte, war als Verwahrer der, zum heil. Opfer bestimmten, Gefäße aufgestellt. Er wollte das ihm Anvertraute nicht verlassen und versammelte sofort die Gläubigen, um sich zu unterrichten und für sie das heil. Opfer darzubringen. Der Comes Julian ließ ihn daher verhaften und, die Hände rückwärts gebunden, vor sich führen. Auf die ihm gemachten Vorwürfe, daß er die Bildsäulen der Götter umgestoßen und unter der vorhergehenden Regierung Kirchen gebaut habe, antwortete der heil. Priester dem Statthalter: er selbst habe ja einst den Gott der Christen angebetet u. sich durch die Lostrennung vom Christenthume des frevelhaftesten Meineides schuldig gemacht. Uebrigens gestand er unerschrocken Alles ein. Julian, hierüber erbittert, ließ ihm die Fußsohlen mit Ruthen streichen, in's Angesicht schlagen und dann, an vier Pfähle gebunden, Arme und Schenkel mit Stricken u. Spannhebeln auseinander ziehen. Während dieser ganzen Zeit verspottete ihn Julian; der Märtyrer aber ermahnte ihn, sich zu bekehren und dem wahren Gotte und seinem eingebornen Sohne Jesus Christus, durch den Alles gemacht worden, was gemacht ist, die Ehre zu geben. — Nachdem der Bekenner diese erste Peinigung muthvoll bestanden, folgten noch weitere, so daß sein Blut von allen Seiten herabfloß. Unter allen diesen grauenvollen Qualen erhob der Heilige die Augen gen Himmel, betend zu Gott: er wolle seinen Namen verherrlichen in alle Ewigkeit und plötzlich stürzten die Henkersknechte mit dem Angesichte zur Erde, worüber selbst der Comes erschrack. Sogleich aber entflammte wieder seine Wuth und er gab Befehl, den Leib des Märtyrers mit Fackeln zu brennen. Die Henker weigerten sich aber dessen, indem sie sagten, sie hätten Engel mit T. sich unterhalten gesehen. Julian, hierdurch noch grimmiger, befahl, den heil. Priester sogleich ins Meer zu stürzen. Da sagte T.: „Gehet mir voran, ihr Brüder, ich werde, den Feind besiegend, euch folgen." Auf Julians Frage, wer denn dieser Feid sei, versetzte der Heilige: „Der Satan ist dieser Feind, für den du kämpfest. Jesus Christus, der Heiland der Welt, gibt den Sieg." Hierauf erklärte er, wie Gott sein Wort in die Welt gesandt, wie das Wort die menschliche Natur angenommen in dem Schooße einer Jungfrau, um die Menschen zu erlösen durch sein Leiden und seinen Tod. Julian, der seine Wuth nicht mehr einhalten konnte, bedrohte T. mit dem plötzlichen Tode, worauf dieser entgegnete: „Das ist eben, was ich verlange, du aber wirst auf deinem Bette sterben unter schrecklichen Qualen. Dein Gebieter, der sich schmeichelt, die Perser zu besiegen, wird selbst überwunden werden; eine sichtbare Hand wird ihm das Leben nehmen und er wird das Land der Römer nicht mehr sehen." Der Heilige wurde hierauf durch einen Urtheilsspruch des Statthalters im Jahre 362 enthauptet. — Am Tage der Hinrichtung dieses Heiligen begab sich Julian, gemäß des vom Kaiser erhaltenen Befehls, in die Hauptkirche von Antiochien, um den Kirchenschmuck wegzunehmen. Ihn begleiteten zwei andere Abtrünnige, Felix und Elpidius, welche beide angesehene Stellen am Hofe bekleideten. Die heiligen Gefäße wurden auf die schändlichste Weise entweihet, allein die Verruchtheit dieser Abtrünnigen blieb nicht ungestraft; die folgende Nacht brachte Comes Julian in den fürchterlichsten Unruhen zu. Des andern Tages frühe legte er dem Kaiser ein Verzeichniß aller, den Christen abge-

tenen, Habschaft vor und erzählte, wie er mit T. verfahren sei. Der Kai-
der sagte ihm offen, wie er gar nicht billige, daß man die Christen ihrer
ion wegen umbringe. Am Abende verspürte Julian in den Eingeweiden
heftigen Schmerz; seine Gedärme gingen in Fäulniß über und der Auswurf
atur brach hervor durch den Mund. In den faulenden Körpertheilen ent-
eine ungeheuere Menge Gewürmes und keine Kunst der Aerzte vermochte
zu schaffen. Der Unglückliche erkannte nun seine Gottlosigkeit, deren
er litt und beschwor seine Frau, die eine Christin war, für ihn zu beten
eten zu lassen. Auch ersuchte er inständig den Kaiser, den Christen ihre
n wieder zu geben. Allein der Kaiser wollte nicht in sein Begehren wil-
und, als der unglückliche Comes noch mehr darauf drang, mit dem Beisatze:
ıbe das Christenthum nur aus Gefälligkeit verlassen," erwiderte ihm Julian
ie Worte: „Du bist den Göttern nicht getreu gewesen, darum leidest du
se Schmerzen." In den letzten drei Tagen verbreitete sich aus Julian's
vollem Leibe ein solcher Gestank, daß er ihn selber nicht ertragen konnte.
Strafgericht, das sich so offenbar an dem abtrünnigen Statthalter be-
, traf auch dessen beide Gefährten, Felix und Elpidius, die gleichfalls auf
mselige Weise endigten. Der Kaiser selbst ward in Persien von einem,
unbekannte Hand geschleuderten, Pfeile getroffen und tödtlich verwundet,
er in Wuth und Verzweifelung den 26. Juni 363 starb. So ging die
rsagung des heil. Märtyrers in Erfüllung. Die Kirche feiert sein Andenken
. Oktober. — 2) T., Bischof von Cyrus in Syrien, geboren zu
hien im Jahre 393, wurde im Kloster des heil. Eutropius erzogen und
den Theodorus von Mopsuestia (s. d.) u. den Johann Chrysostomus
rern in der Beredtsamkeit u. Exegese. Bei diesen Lehrern wurde er, in Ver-
ig mit ausgezeichneten Naturgaben und einem unermüdeten Fleiße, bald
der gelehrtesten und beredtesten Männer seiner Zeit. Besonders zeichnete
durch seinen freien, richtigen Geschmack in der Schrifterklärung und in
eistlichen Beredtsamkeit auf eine vorzügliche Weise aus, sowie er auch
Kam von edlem Charakter und hoher Frömmigkeit war. Im Jahre 420
er auf den bischöflichen Stuhl von Cyrus erhoben. Weil er indessen bei
estorianischen und eutychianischen Streitigkeiten über die zwei Naturen in
o sich der nestorianischen Reaktion anschloß (s. d. Art. Nestorianer),
er zwar auf der Räubersynode (s. d.) seines Amtes entsetzt und in
ster gesteckt, nachher aber auf dem Concilium zu Chalcedon als rechtgläubig
nnt. In seinen Werken (herausgegeben von Sirmond und Garnier, 5
Paris 1642 und 1648 und von Schulze und Nösselt, 10 Bde., Halle
finden sich treffende Erklärungen schwererer Bibelstellen. In seiner Kirchen-
hte, die einen Zeitraum von etwa 100 Jahren begreift (v. J. 325—429),
er bedächtlich der Versuchung aus, seinen Erzfeind Cyrillus zur Schau
len. Seine Briefe enthalten manche schätzbare Beiträge zur Geschichte
Zeit und zu seiner eigenen. Unter dem Titel „Philotheus s. historia reli-
beschrieb und lebte er hauptsächlich die Vorzüge des anachoretischen Le-
Seine 10 Predigten von der Vorsehung (deutsch von J. M. Feder, Würz-
788) gehören zu den besten aus der ältern christlichen Periode.

heodorich, 1) der Große, König der Ostgothen, Sohn des Theodomir,
Anführers der Gothen, 455 nahe bei Wien in Pannonien geboren, erhielt
fe zu Konstantinopel, wohin er, noch ganz jung, als Geisel geschickt wor-
ır, eine gute Erziehung und, nachdem er durch den Tod des Anführers
ndern gothischen Stammes das Oberhaupt aller Gothen geworden, machte
i griechischen Kaiser Zeno den Vorschlag, mit seinen Gothen Italien zu
ı, das jetzt Odoaker, ein deutscher Heerführer, seit 476 eingenommen hatte.
der die Gothen von seinen Staaten entfernen wollte (sie wohnten im
n Ungarn, der Moldau und Walachei und konnten daher Konstantinopel
unruhigen), gab seine Einwilligung sehr gerne dazu und 489 erhob sich

der Zug. T., als Anführer an der Spitze des Volkes, überstieg mit vieler Mühe die Julischen Alpen und schlug das Heer, das ihm Odoaker entgegenstellte, zu drei verschiedenen Malen. Dieser selbst vertheidigte sich in Ravenna auf's Aeußerste und hielt sich bis 493. Allein länger konnte er der Gewalt der Gothen nicht widerstehen. T. nahm Ravenna ein und ward durch diesen Sieg Beherrscher Italiens, Odoaker aber bald darauf von ihm selbst ermordet, weil er sich (wenigstens wurde dieses zum Vorwande gebraucht), in eine Verschwörung gegen ihn eingelassen hatte. Man kann, ungeachtet diese letzte Handlung einigen Schatten auf T.s Charakter wirft, dennoch behaupten, daß kein anderer Anführer barbarischer Stämme den T. an Weisheit und großen Regententugenden übertroffen habe und daß die Italiener nicht Unrecht hatten, wenn sie während seiner Regierung die glücklichen Zeiten des Trajan und der Antonine wiedergekehrt glaubten. T. überließ seinen Gothen beträchtliche Ländereien und bestimmte sie allein zum Kriegsdienste; den Eingeborenen des Landes blieben die Künste des Friedens und die wissenschaftliche Cultur. Sie wurden nach ihren ursprünglichen Gesetzen gerichtet und der König ahndete nachdrücklich jeden Schimpf, den ein Gothe einem Italiener anthat. Aber auch die Gothen lebten als freie Männer und behielten ihre alten Gesetze bei. Die alten Denkmäler der Kunst wurden sorgfältig wider den Untergang bewahrt und die Gelehrten fanden an T.s Hofe eine glänzende Aufnahme. Ueberall war Wohlstand und Sicherheit im Reiche und sein kluger und gelehrter Staatsminister, Cassiodorus, trug das Seine ebenfalls dazu bei. Nur die letzten Regierungsjahre waren nicht ganz glücklich. T. gehörte zu der Sekte der Arianer und, ob er gleich gegen die übrigen katholischen Christen alle mögliche Toleranz bewies, so wurde er doch bitter von ihnen gekränkt u. dadurch zu größerer Strenge gegen sie gleichsam aufgefordert. Während dieser unseligen Religionszwiste glaubte T. eine Verschwörung gegen sich in Rom angesponnen. Mehre Senatoren wurden verhaftet und unter ihnen befand sich der Gelehrte Boethius, den T. bisher mit der zärtlichsten Freundschaft behandelt hatte und ließ ihn unter grausamen Martern hinrichten (524). Auch dem Schwiegervater des Boethius, dem Symmachus, widerfuhr ein Jahr darauf dasselbe Schicksal. Die edelste Reue bezeugte T. über diese Thaten dadurch, daß er bald nachher darüber in einen tiefsinnigen Gram verfiel, der ihm am 30. Aug. 526 das Leben raubte. Ihm folgte sein 10jähriger Enkel Athalarich unter Vormundschaft seiner Mutter Amalevinth, aber die Nationaluneinigkeit der Gothen machte Justinian's Feldherrn Narses (552) möglich, Italien zu erobern und der Namen der Gothen erlosch in Italien. — 2) T. I., König von Austrasien, der älteste Sohn Chlodwigs des Großen, bekam von den Ländern seines Vaters das Gebiet der ripuarischen Franken und der Alemannen, an den beiden Ufern des Rheins und alle östlichen Distrikte von Gallien. Er residirte zu Metz, überwand die Thüringer u. starb 534. Auf ihn folgte sein Sohn Theodebert. Den Alemannen gab er ein Gesetzbuch, aber die Form, in der wir es noch haben, ist von Chlotar I. Auch die Bayern bekamen von ihm Gesetze. — 3) T. II., König in Burgund und Austrasien, Sohn von Childebert II., geboren 587, bekriegte auf Anstiften seiner Großmutter, Brunehilde, seinen Bruder Theodebert II. und hernach Chlotar II., verband sich aber mit letzterem und schlug seinen Bruder bei Toul und Tolbiac, ließ ihn 1611 tödten, eroberte Köln u. nahm ganz Austrasien in Besitz. Er starb plötzlich zu Metz. — 4) T. III., König von Frankreich, Sohn von Chlodwig II. und Bruder Childerich's und Chlotar's III., wurde 670 durch den Majordomus zum Könige von Neustrien erwählt, aber bald darauf von seinem Bruder Childerich in ein Kloster gesteckt, nach dem Tode desselben aber aus demselben wieder geholt u. wieder in seine Staaten eingesetzt. Er starb 690, im 39. Jahre. Auf ihn folgte sein Sohn Chlodwig III. — 5) T. IV., König von Frankreich, Dagoberts Sohn, wurde 721 von Karl Martell auf den Thron gesetzt und starb 737 im 25. Jahre.

Theodorus, 1) T. aus Cyrene, ein griechischer Philosoph, Schüler des

jüngern Aristippus, eines Enkels des ältern. Er wird durch die Beinamen Ἄϑεος und Θεός von dem Mathematiker T. unterschieden, welcher unter Sokrates Lehrern genannt wird. Den ersten der angeführten Beinamen erhielt er wegen seiner Gotteslängnung, der andere war mehr ein Spottname. Seinen Atheismus hat er in einem verloren gegangenen Werke vorgetragen, woraus, nach Diogenes Laertius Epikur das Meiste genommen haben soll. Es ist aber nicht entschieden, ob er wirklich geläugnet habe, daß Gott sei, oder ob er nur die Vorsehung desselben bestritten, oder ob er gar nur die griechischen Götter blos für große und mächtige Personen der Vorwelt gehalten habe. Er soll durch Gift umgebracht worden seyn. Von seiner Gesandtschaft an den Lysimachus erzählt Cicero Quaest. Tusc. I. 43 und Diog. Laert II. 102 Verschiedenes. — 2) T., Bischof von Mopsuestia in Cilicien, aus Antiochien gebürtig, ein Kirchenlehrer u. überhaupt einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, hatte den Nestorius zum Schüler und starb 429. Er theilte die Ansichten des Pelagius und gilt daher auch für den Stifter des Pelagianismus und für den Begründer des Nestorianismus, weßhalb er auf dem fünften ökumenischen Concil zu Konstantinopel im Jahre 533 verdammt wurde. Von seinen exegetischen Werken sind nur Fragmente vorhanden; seinen Commentar über die zwölf kleinen Propheten gab Angelo Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio“ (2 Bde., Rom 1827) heraus; eine Ausgabe der sämmtlichen Werke T.s besorgte Wegnern (Bd. I., Berlin 1834). Vgl. O. F. Fritzsche, „De Theodori Mopsuest. vita et scriptis“ (Halle 1837).

Theodosius, 1) T. I., Flavius, mit dem Beinamen der Große, Sohn des kaiserlichen Feldherrn T., den Gratian 376 hatte hinrichten lassen, geboren 336 zu Cauca im nördlichen Spanien, zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit bei vielen Gelegenheiten aus, wurde den 19. Januar 379 zu Sirmium als Cäsar Augustus des Orients und Mitregent des Kaisers Gratian ausgerufen und ließ sich 380 zu Thessalonich taufen. Unmittelbar darauf trieb er die, über die Donau in das römische Reich eingedrungenen Hunnen, Alanen, Sarmaten und Gothen zurück und nöthigte sie 382 zum Frieden. Eben so glücklich war er gegen die Ostgothen 386 und gegen die Perser. Indessen hatte Gratian 383 durch Maximus sein Leben verloren, den T. Anfangs sogar als rechtmäßigen Mitregenten anerkennen mußte, bis endlich sein Angriff auf Valentinian II. ihm Gelegenheit gab, gegen denselben die Waffen zu ergreifen. Er besiegte ihn 388, übergab Valentinian II. das abendländische Kaiserthum und ließ den, zu Aquileja gefangenen, Maximus hinrichten. Nach der Ermordung Valentinians aber 392 durch Arbogast, der an seine Stelle einen Rhetor, Namens Eugenius, einsetzte, überwand T. diesen Usurpator u. ward dadurch Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches. Er starb indessen schon den 17. Januar 395 zu Mailand. — T. regierte höchst rühmlich; daß er aber kein Staatsmann war, bewies die unglückliche Theilung des römischen Reiches, das später sich nicht wieder vereinigte, unter seine Söhne Arkadius und Honorius. Vgl. den Artikel Oströmisches Kaiserthum. — 2) T. II., oströmischer Kaiser, Sohn des Arkadius und der Eudoxia und Enkel des Vorigen, geboren 401, folgte seinem Vater den 1. Mai 408, stand aber unter der Vormundschaft seiner Schwester Pulcheria, die das Reich mit Nachdruck und Festigkeit verwaltete. Auch nachdem er mündig geworden, fuhr sie fort, den größten Theil der Staatsgeschäfte zu führen und auf ihr Anrathen heirathete T. die Tochter des Weltweisen Leontius, Athenais, die in der Taufe den Namen Eudoxia erhielt. Nach der Theilung mit Valentinian III. behielt T. Westillyrien vom occidentalischen Reiche (423). Glücklich gegen die Perser, erkaufte er von Attila den Frieden unter schmählichen Bedingungen. Er starb kurz darauf den 28. Juli 450. Von ihm hat der Codex Theodosianus (s. d.) den Namen erhalten, weil die Sammlung dieser Gesetze unter seiner Regierung (438) öffentlich bekannt gemacht wurde. Auf ihn folgte Martianus.

Theodosius, der Heilige, Klostervorsteher und Erzvater der Mönche, im Jahre 423 zu Marissa, einer kleinen Stadt in Kappadocien, aus einer frommen

Familie geboren, wurde schon von früher Jugend an auf den Weg aller Tugenden geleitet und zeigte eine große Vorliebe für das Studium u. ernste Betrachtungen, welche Eigenschaft ihm schon frühzeitig das Amt eines Vorlesers in der Kirche verschaffte. Dieses Geschäft, dem er mit vieler Andacht und Erbauung vorstand, trug dazu bei, das Wort des Herrn um so inniger in sich aufzunehmen, das Liebliche desselben um so tiefer zu empfinden und eine Abneigung gegen alles Irdische zu erlangen. Er beschloß, sich gänzlich Gott zu weihen, verließ sein Vaterland und pilgerte nach Jerusalem, auf welcher Reise er in Antiochia die Straße verließ, um dem hl. Simon Stylites (s. d.) einen Besuch zu machen. Dieser, der ihn nie gesehen, rief ihm entgegen: „T., Diener Gottes, sei mir willkommen". T. erstaunte, daß er gekannt sei und beugte sein Angesicht zur Erde. Simon aber rief ihn zu sich hinauf, umarmte ihn, gab ihm manchen guten Rath und sagte ihm die Ereignisse seines künftigen Lebens voraus. Durch die frommen Ermahnungen dieses Gottesmannes gestärkt, setzte T. seine heilige Wanderung fort und erreichte Jerusalem, wo neue Sorgen auf ihn einstürmten. Er fühlte Neigung zur Einsamkeit und sich doch zu schwach dazu; denn, so tugendhaft er auch war, noch fehlte ihm die Stärke des Gemüths, welche vonnöthen ist, um in der Einsamkeit allen Angriffen des Geistes der Finsterniß begegnen zu können. Daher wählte er das klösterliche Leben und begab sich zu einem frommen Mönche, Longin, der für sehr bewandert in den Wegen der Vollkommenheit angesehen wurde und machte hier auch schnelle Fortschritte in der Tugend. Anfangs übernahm er aus Gehorsam die Aufsicht über eine am Wege von Bethlehem gestiftete Kirche, zog sich aber bald in eine, unfern auf einem Berge gelegene, Höhle zurück, weil er befürchtete, das Gift der Eitelkeit möchte durch die ihm ertheilten Lobeserhebungen sein Herz anstecken. In dieser stillen Abgeschiedenheit von allen, oft die Seelenruhe störenden, Sinnengegenständen brachte er das Fleisch durch lange Nachtwachen und strenge Fasten unter die Herrschaft des Geistes. Einige Gemüse und wilde Kräuter waren seine ganze Nahrung, und dreißig Jahre lange enthielt er sich gänzlich von allem Brodgenusse. — Mehre, von gleicher Sehnsucht, Gott zu dienen, ergriffen, versammelten sich nun um den frommen Einsiedler, von denen er jedoch Anfangs nur sechs bis sieben als Jünger aufnahm. Bald aber vermehrte sich die Genossenschaft, indem er sich aus Liebe für das Heil Anderer bewogen fand, keinen, bei dem er Anlagen bemerkte, abzuweisen. Da nun die Höhle sie nicht Alle fassen konnte, erbaute er nahe bei Bethlehem ein großes Kloster, welches bald von tugendhaften Ordensmännern angefüllt wurde. Mit dem Kloster standen drei andere Gebäude in Verbindung, wovon das eine für die Kranken, das andere für die Greise und das dritte für die Einsiedler bestimmt war, die sich ohne besondern Beruf von Oben in die Wüste zurückgezogen hatten und dann, erneuert an Geist, zurückkehrten. In diesen drei Häusern herrschte bewunderswürdige Ordnung; man suchte da mit der zärtlichsten Sorgfalt den geistlichen und leiblichen Bedürfnissen der leidenden Menschheit abzuhelfen. Nebst diesen waren auch noch mehre Häuser zur Beherbergung der Fremden erbaut, wo sie für Leib und Seele Erquickung fanden. Im Kloster herrschte eine so heilige Zucht und eine so innige Verbindung durch wechselseitige Liebe, daß man hätte glauben mögen, alle Brüder seien eben so viele Engel in sterblicher Hülle. Im Umfange des Klosters standen vier Kirchen. Die erste war für die Brüder, welche griechisch redeten; die zweite für die Armenier, mit denen die Araber und Perser vereinigt waren; die dritte für Alle, welche aus den nördlichen Ländern und noch weiter her kamen und die slavische Sprache redeten; die vierte für Jene, welche ihre Fehler durch Bußübungen sühnten. T. stand in engem Freundschaftsbunde mit dem hl. Sabas, welcher auch in Palästina lebte und viele Einsiedler auf die Wege der Vollkommenheit leitete. Sallust, Bischof von Jerusalem, welcher das Verdienst dieser zwei großen Männer kannte, wollte ihrem Eifer und ihrer Liebe einen größern Wirkungskreis eröffnen; deßwegen ernannte er den Sabas zum Vor-

steher aller Einsiedler und den T. zum Vorsteher aller Klöster in Palästina; daher erhielt auch dieser letztere den Namen Cönobiarch. — Beide Heilige hatten die Ehre, da sie durch treue Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche stets vereint waren, als Vertheidiger derselben verfolgt zu werden. — Kaiser Anastasius, der die Eutychianer schützte, hatte den Patriarchen Elias von Jerusalem, welcher die gottlosen Irrlehren verabscheuete, des Landes verwiesen und einen irrgläubigen Mönch, Namens Severus, auf dessen bischöflichen Stuhl erhoben; zu gleicher Zeit hatte er auch an die Syrer einen Befehl ergehen lassen, diesem Eingedrungenen zu gehorchen und mit ihm Kirchengemeinschaft zu pflegen. T. und Sabas weigerten sich aber dessen, selbst auf die Gefahr, in des Kaisers Ungnade zu fallen, und blieben stets dem Elias und dann Johannes, des erstern rechtmäßigem Nachfolger, zugethan. Sie hatten sogar den Muth, sich laut und öffentlich zur Vertheidigung der beiden verfolgten Patriarchen auszusprechen. Anastasius, der die Folgen eines gewaltsamen u. Aufsehen erregenden Schrittes fürchtete, suchte durch Arglist seinen Zweck zu erreichen. Er schickte dem T. eine beträchtliche Geldsumme, unter dem Vorwande, ihm ein Mittel zu geben, den Armen kräftiger beistehen zu können; in der That aber gedachte er, den Heiligen dadurch für seine Absichten zu gewinnen. T. stellte sich, als merke er die ihm gelegte Schlinge nicht, nahm die Summe und vertheilte sie unter die Armen. Einige Zeit nachher ließ ihn der Kaiser bitten, ein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, in welchem die zwei Naturen Jesu Christi nicht von einander unterschieden waren. Der Heilige weigerte sich aber dessen und richtete sogar einen Brief an Anastasius, worin er die Spitzfindigkeiten der Eutychianer enthüllte und auf das Bündigste widerlegte. Der Kaiser antwortete in einem ehrerbietigen Schreiben, worin er, nach dem Geständnisse seines Fehlers, erklärt, daß sein einziges Verlangen dahin gegangen sei, den Frieden in der Kirche wiederhergestellt zu sehen. — Unglücklicher Weise waren diese guten Entschlüsse nur von kurzer Dauer. Anastasius erließ bald wieder neue Verordnungen, zu deren Vollziehung überall hin Soldaten geschickt wurden. T. ließ sich dadurch nicht schrecken, sondern ermahnte die Gläubigen, unerschütterlich bei den, auf den vier ersten allgemeinen Concilien entschiedenen, Lehren zu beharren. Die Worte des ehrwürdigen Greises erhielten durch ein bei dieser Gelegenheit gewirktes Wunder neue Kraft. Eine Frau wurde nämlich von einem schauderhaften Krebse plötzlich geheilt, da sie des Heiligen Kleid, als er aus der Kirche ging, berührte. Anastasius erließ zwar in seinem Zorne einen Verbannungsbefehl gegen den muthvollen Glaubensvertheidiger; allein, da er bald darauf starb, würde der heil. T. von dem Kaiser Justin zurückberufen. Der Heilige lebte nach seiner Rückkehr aus der Landesverweisung noch 11 Jahre, deren letztes er in einer sehr schmerzlichen Krankheit mit heldenmüthiger Geduld zubrachte. Als ihm in dieser Lage Jemand den Rath gab, er möge den Himmel um einige Linderung seiner Schmerzen anflehen, erwiederte er: „Nein, nein, ein Solches würde ein Zeichen der Ungeduld seyn und mir meine Krone rauben.“ Endlich entschlief er im Jahre 529, im hundert fünften seines Alters. Der Patriarch wohnte mit den Christen der ganzen Umgegend dem Leichenbegängnisse bei. Die Kirche feiert sein Andenken am 11. Januar.

Theodotus von Byzanz, von seinem Gewerbe der Gerber genannt, dabei aber in mancherlei Wissenschaften wohl unterrichtet, stellte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die häretische Behauptung auf, Jesus Christus sei bloßer Mensch, um dadurch den Vorwürfen der Christen, die er sich durch seinen Abfall vom Christenthume bei den Verfolgungen zugezogen hatte, zu entgehen. Der hl. Papst Viktor schloß ihn daher zu Rom, wohin er sich von Byzanz aus begeben hatte, aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Dessen ungeachtet fand seine Lehre viele Anhänger (Theodotianer), welche behaupten, daß dieselbe von den Aposteln an bis zum Pontifikate des Zephyrin bestanden habe; von diesem erst sei die Lehre der Kirche verfälscht worden, da er die Gottheit Jesu Christi zu

einem Lehrsatze erhoben habe. Die Rechtgläubigen widerlegten diese Einwendungen durch das Zeugniß der heiligen Schrift, durch die Hymnen und Gesänge, welche die Christen schon beim Anfange der Kirche verfaßten, durch die Schriften kirchlicher Schriftsteller vor Viktor, wie des hl. Justinus, des Miltiades, des heil. Irenäus, Clemens von Alexandrien, Melitus, die alle die Gottheit Jesu gelehrt und vertheidigt hatten, endlich durch den, von Viktor, gegen T. ausgesprochenen, Bannfluch selbst. — Um diesen unwidersprechlichen Beweisen zu begegnen, strichen die Theodotianer Alles aus der heil. Schrift weg, was ihrer Lehre im Wege stand und verbanden mit diesen Verfälschungen alle Spitzfindigkeiten einer streitsüchtigen und kleinlichen Logik, indem sie, wie alle Häretiker in der heiligen Schrift forschten, nicht, um das Wort Gottes zu finden, sondern um vorwitzig nachzugrübeln, mit welcher syllogistischen Figur sie ihre Ketzerei behaupten wollten. — Sie begründeten ihre ketzerischen Behauptungen mit allen Stellen der heil. Schrift, in welchen Jesus Christus als Mensch redet, unterdrückten aber alle andere, in welchen seine Gottheit erscheint. — Einer der vorzüglichsten Jünger T.s von Byzanz war Theodot der Trapezite, oder der Wechsler genannt, der zu den Irrlehren seines Meisters noch die neue hinzufügte: daß Jesus Christus nicht nur bloßer Mensch, sondern noch geringer, als Melchisedech, der König und Priester von Salem, gewesen sei und die Sekte der Melchisedechiten stiftete. Asklepiades und die Anderen, welche zu den vorzüglichsten Anhängern T.s gehörten, stifteten keine eigene Sekten.

Theognis, ein vorzüglicher gnomischer Dichter der Griechen, 550 v. Chr. in Megara geboren, lebte in der Folge als Verbannter in Theben und starb wahrscheinlich im Jahre 470. Man hat von ihm 1238 Gnomen oder Lobsprüche, die wohl ehedem einen andern Zusammenhang hatten und einzelne Verse aus mehren, vielleicht zwei, besonderen Gedichten sind. Man schätzt sie mehr wegen ihres sittlichen, als dichterischen Gehalts. — Durch gute Ausgaben haben sich namentlich J. Bekker (Leipzig 1815 und Berlin 1827), Welcker (Frankf. 1826), Schneidewin im „Delectus poetarum eleg. graecorum" (Göttingen 1838), und Orelli (Zürich 1840), verdient gemacht. Gute deutsche Uebersetzungen besitzen wir von W. E. Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826), sowie von demselben in einer besondern Bearbeitung (Bonn 1834) und von Thudichum (Frankf. 1828). Von besonderer Wichtigkeit sind die Untersuchungen in dem Werke „Theognis restitutus. The personal history of the poet Theognis, deduced from an analysis of his existing fragments" (Malta 1842) und von Bergk, „Ueber die Kritik des T.", im „Rheinischen Museum für Philologie" (neue Fol., 3. Jahrg., Frankf. 1843—44).

Theogonie, eigentlich die Beschreibung der Genealogie der Götter; dann auch bei den griechischen Dichtern überhaupt die Beschreibung des Ursprunges der Welt. Der Aelteste, der eine T. geschrieben hat, ist Hesiodus (s. d.).

Theokratie (wörtlich Gottesherrschaft), heißt diejenige Regierungsform eines Staates, bei welcher Gott selbst als der oberste Regent und die bestehenden Gesetze als unmittelbare Befehle Gottes betrachtet werden. Die T. war im Alterthume eine mehrfach vorkommende, namentlich aber durch die Verfassung des jüdischen Staates (s. d.) berühmt gewordene Regierungsform. Nach dem mosaischen Gesetze war Jehova das höchste Oberhaupt des jüdischen Staates und in seinem Namen und als seine Stellvertreter regierten Moses, Josue u. nach ihnen die Richter (s. dd.).

Theokrit, der Meister des idyllischen Gedichtes der alten Griechen, geboren zu Syrakus, lebte 280 v. Chr. Er zog nach Aegypten, ward von den Königen Ptolemäus Lagi und Philadelphus iu Ehren gehalten, kehrte aber nach Syrakus zurück, wo er von Hiero II. wegen einer beleidigenden Aeußerung mit dem Tode bestraft worden seyn soll. Wir besitzen von ihm noch 30 Idyllen und ländliche Gemälde, unter denen sich jedoch mehre befinden, welche wahrscheinlich von an-

rfassern herrühren. Obgleich er für uns der älteste Idyllendichter ist,
er doch nicht der erste in dieser, in Sicilien entsprungenen und ausge-
Gattung. Die meisten seiner Idyllen haben eine dramatische Form und
Wechselgesänge sangkundiger Hirten. Durch den dorischen Dialekt, in
ichtete, erhält seine Sprache einen kräftigen Wohllaut und die vollen
er griechischen Sprachmusik sind der ländlichen Natureinfalt sehr ange-
Ausgaben: zuerst (vermuthlich) Mail. 1481; neuere: von D. Heinsius,
1604; J. J. Reiske, Wien 1765 ff., 2 Bde.; Warton, Orf. 1770,
Valckenaer, Leyden 1779; L. F. Heindorf, Berlin 1810, 2 Bde.; G.
Leipzig 1819; J. A. Jakob, Halle 1824, 1 Bd.; Gail, Paris 1828,
Wüstemann, Gotha 1830. Uebersetzungen: von Lindemann, Berl. 1793;
Altenb. 1784 (2. Ausgabe); J. H. Voß, Tübingen 1808; Einzelnes auch
berg.

ologie (griech. θεολογία, Gotteskunde, von θεολογεῖν, das, abstam-
n θεολόγος, [θεός, λέγω] d. i. Gotteskundiger, Gottlehrer,
als: sich als Theologen, d. i. als Gotteskundiger im Lehren
t und göttlichen Dingen zeigen. Gewöhnlich sagt man: „θεολογία ist
ls λόγος περὶ τοῦ θεοῦ," welche Erklärung zwar richtig, aber nicht
genau ist, Gotteskunde, objektiv: Gotteslehre, worin die Got-
sich ausspricht. Nicht Jeder, der über Gott spricht, stellt als Theolog sich
rn nur ein Solcher, der in diesem Sprechen Kunde (scientia) offenbaret. Mit
te „Kunde" wird auf ein Erkennen hingedeutet, das man vorzugsweise ein
aftliches nennt, wenn gleich erst genauere Bestimmung zu geben ist, ob
t und göttlichen Dingen eine wissenschaftliche Erkenntniß möglich sei, oder
leber den Begriff T. pflegt man verschiedene, einander verwirrende Er-
n zu geben. Wir entwickeln den Begriff in folgender Erklärung: 1) T.
Beziehung zur Religion und zwar in welcher Beziehung? — a) Die
ist in ihrer Allgemeinheit und in allen Arten ihrer Erscheinung: der
es Menschen an eine übermenschliche Macht, die als eine, entweder
m Monotheismus) singuläre, oder (nach dem Polytheismus) unter mehre
ividuen (Gottheiten) vertheilte, Einfluß auf sein Lebensschicksal hat; mit
Glauben sich (theoretisch) gewisse Vorstellungen von jener Macht oder
ächten u. (praktisch) das Bestreben verknüpft, diese Macht oder Mächte
igt zu machen durch Verehrung, durch Befolgung gewisser Regeln des
s. Was also für die Religion das Theoretische ist (Glaube an die
chliche Macht und Vorstellungen davon), dem entspricht auf der andern
s, was man T. nennt; und wie jenes Theoretische (der theoretische Theil)
zion zugleich praktische Beziehung hat, so hat auch die T. praktische Be-
und praktische Tendenz. b) Die Religion ist dem Menschen nicht ange-
wenig als man von angeborenen Ideen reden kann); wohl aber ist
Grunddisposition (die geistige Natur), durch welche die Religion in ihm
et ist, angeboren. Diese Grunddisposition bildet sich zu bestimmten Vor-
n u. den ihnen entsprechenden Neigungen u. Gefühlen erst bei den Ein-
n, welche auf den Menschen, mittelst Unterricht und Erziehung, von
Menschen — die bereits bestimmte religiöse Vorstellungen haben — über-
c) Wie die religiösen Vorstellungen ursprünglich sich unter den Menschen
haben, so daß ein Fonds solcher Vorstellungen in Voraltern für Nach-
entstand und ob diese Vorstellungen monotheistisch, oder polytheistisch ge-
ien, das ist ein historisches Problem. — Alle aufgeklärten Menschen
darin überein, daß der Monotheismus die höchste Stufe sei, die der, im
hen Gemüthe prädeterminirte, Glaube an Göttliches erreichen könne. — Der
eismus allein stimmt zu der Idee der Welt als eines Ganzen und die
rei beweist ihre Mischung des Göttlichen und Weltlichen; nur die Un-
, beides von einander zu trennen, zeigt mithin einen tiefern Grad geistiger
Ob nun das Vollkommene (der Monotheismus) das Frühere gewesen

sei, das hier oder da in das Unvollkommene (den Polytheismus u. Götzendienst) ausartete, oder ob die Menschheit sich erst aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen emporgearbeitet habe: das, sagten wir soeben, ist ein historisches Problem. Die mosaische Urgeschichte in unseren heiligen Büchern setzt als das Ursprüngliche das Vollkommene und läßt es ermittelt werden durch Offenbarung, durch Mittheilung, die der Schöpfer den, von ihm geschaffenen, Menschen selbst machte. Die heilige, in den alttestamentlichen Büchern enthaltene, Geschichte zeugt dann ferner, wie der Monotheismus sich in der Familie Abrahams erhalten habe und auf des wahren Gottes eigene Veranstaltung durch Moses zum Einigungsbande der — zu einem Volke vereinigten — Nachkommen Abrahams gemacht worden sei. So ruhte denn der Monotheismus des Judenvolks auf Geschichte; er blieb darauf ruhen u. es bedurfte für dasselbe Volk einer rationellen Deduction des Gottesglaubens — also einer T., sofern sie diese Deduction zu liefern hat, — nicht, wenn nur jene Geschichte geglaubt wurde. — Doch ist es Thatsache, daß die Juden in den nachexilischen Zeiten Spekulation und gewisse, durch die Einbildungskraft erzeugte, Ideen mit ihrem Gottesglauben verbanden; weßhalb man auch von einer „T. der späteren Juden" spricht. Resultate dieser sogenannten T. sind z. B. die Lehre von der Weltschöpfung durch die (personificirte oder hypostatirte?) Sophia (Weisheit), oder durch das Mimra (d. i. Wort Gottes); die Lehre von den Sephirot (Ausstrahlungen, Personification der göttlichen Eigenschaften, die, wie besondere Kräfte, von Gott ausgehen und in ihn wieder zurückgehen), von den Engeln u. ihren Ordnungen, die Dämonologie und gewisse, mit der Lehre von der Todtenauferstehung verknüpfte, christliche Meinungen. Einfluß auf diese T. sollen, den Ergebnissen gelehrter Forschungen zu Folge, gehabt haben der Parsismus und Ideen aus der platonischen Philosophie. Genauere Kenntnisse dieser T. werden geschöpft aus den apokryphischen Schriften des alten Testaments, aus den Schriften des Philo und Josephus, aus dem vierten Buche Esra, aus den Targumim des R. Onkelos u. R Jonathan, aus dem Buche Sohar, und dem Talmud. Schon hier gibt sich uns zu bemerken, daß die T. die religiösen Vorstellungen (das, was wir oben den theoretischen Theil der Religion [und der Religionslehre] nannten) weiter ausbildet, als es zur Religion (Behufs ihrer Praxis) nothwendig ist; und wir werden diese Bemerkung weiter unten noch durch schärfere Reflexion modifiziren. d) Auch bei den Griechen hieß die Lehre von den Göttern T.; sie hatte hier drei Zweige getrieben: α) die T. der Dichter (theologia mythica), d. i. die mythischen Erzählungen und Dichtungen, welche die Dichter über die Götter, ihre Zeugungen, Erscheinungen, Handlungen u. dgl., geschaffen hatten; β) die T. der Staatsmänner (theologia politica), d. i. die Bestimmungen, welche der Staat und Staatsmänner in Betreff des Glaubens an die Götter festgesetzt hatten; γ) Die T. der Philosophen (theologia physica), d. i. die Lehre von der Natur der Götter, welche Philosophen (Physiker), in Gemäßheit ihrer Spekulation und Philosopheme über den Ursprung der Welt, aufgestellt hatten. S. Cic. de Nat. Deor. lib. 3, c. 21; Augustin. de civ. Dei lib. 6, c. 5. — Auch über den Monotheismus haben Dichter, Staatsmänner, Naturforscher gewaltet (die Religion tendirt zum Dichter u. der Dichter erhebt sich gern, wie der Religiöse, zum Uebersinnlichen; der Staat entlehnt sich Autorität aus der Religion u. sanctionirt gern Glaubensformeln, welche ihm die Eintracht der Bürger und deren Gehorsam gegen ihre Oberen gewährleisten und der Philosoph sucht immer noch seinen Gottesglauben mit Physik u. Kosmologie in Harmonie zu bringen). — 2) Wie verhalten sich christliche Religion und T. zu einander und was ist T. im Christenthum? Das Christenthum ist a) Religion (monotheistische Religion) und hat also in objektiver Darstellung, als Religionslehre oder als religiöse Lehre, einen theoretischen, bestimmte Vorstellungen von Gott und dem Göttlichen in seiner Beziehung auf den Menschen enthaltenden u. einen praktischen, für das Streben und Handeln des Menschen, in Gemäßheit jener Vorstellungen

cht gesetzt, sofern er Christum als Gottmenschen, als das fleischgewordene darstellt. Deshalb nun heißt eben Er vorzugsweise der Theologe, d. i. ottlehrer, der Das aufzeigt, was von Gott Kunde und Manifestation gibt. die Ueberschrift der Apokalypse, welche Ueberschrift so lautet: Ἀποκάλυψις νου τοῦ θεολόγου) — In der Vorstellung vom ewigen Sohne Gottes vom ewigen Geiste Gottes zugleich mit enthalten, wiewohl sie in der nthumslehre auch noch besonders hervortritt, wie soeben gezeigt wurde; konnten Athanasius (orat. 2. contra Arianos) und mit ihm andere Kirchen- sagen: T. sei die Lehre von der heil. Dreieinigkeit und Petrus dus (succ. 12.) konnte die ganze christliche Lehre, ihren theoretischen Theil b. T. nennen, weil dieselbe Lehre auf die Selbstoffenbarung Gottes, die Offenbarung des dreipersönlichen Wesens ist, sich bezieht. — c) Das Chri- m ist sonach T., aber doch nicht wissenschaftliche (scientifische, spekulative, atische), sondern populäre, d. i. auch dem gemeinern Verstande faßliche, nn die Beweise für selbige sind nicht spekulative Sätze, sondern Geschichte Thatsachen; für die Gottheit Christi insbesondere dessen Auferstehung von odten, nach Rom. 1, 4. u. a. St. Auch die Lehre von Gottes Eigen- en ist im Christenthume populär und praktisch. — d) Wird die Christen- llehre in systematischer Form mit reflexionsmäßigen Distinctionen und Be- estimmungen dargestellt, etwa nach Weise der Scholastiker, so ist diese Form nur Form und nicht das, wodurch die Lehre selbst zur T. würde. T. ist, sagt, die Lehre selbst; sie ist auch an sich schon systematisch und erscheint so in jedem Volkskatechismus, wenn sie nach ihrem Geiste in Sätzen dar- wird. Man sagt zwar scholastische T., das heißt aber nur: die christliche die eine T. ist, dargestellt in scholastischer Form. — e) Wie es zwar scheint, an den Namen „T." auch auf die Darstellung der Christenthums- , also auf die Form der letztern übergetragen, sofern man z. B. von katho- und von protestantischer T. spricht. Diese Benennungsweise sagt aber um nur soviel, als: die christliche Gotteslehre nach katholischer, nach pro-

Testamente der Geist als Hypostase erwähnt wird, so ist das nur hebraisirende Personification. Dessen ungeachtet dürfen die Christgläubigen immerhin getauft werden „auf den Namen des Vaters, Sohns u. des heiligen Geistes;“ denn damit wird etwas ganz Anderes gefordert, als Glaube an einen dreipersönlichen Gott. β) Es gibt keine Sakramente im katholischen Sinne; die Macht, Sünden zu vergeben hat Christus Menschen weder mittheilen können, noch wirklich mitgetheilt; die Stellen, aus denen das Gegentheil gefolgert wird, haben einen ganz andern Sinn. γ) Wenn die Apostel Christi Tod als Opfertod darstellen, so ist dieß Accommodation zu jüdischen und heidnischen Opferideen. δ) Auf Christi eigene Worte kann man sich nirgends berufen, da wir seine authentischen Worte in den Evangelien nicht haben; man muß nur den Geist seiner Lehre fassen, die übrigens nur vernünftige Moral, ohne Dogmen, ist. ε) Die Lehre von der Auferstehung ist nur Symbolisirung der Unsterblichkeitsidee und was vom künftigen Gerichte im Neuen Testamente vorkommt, das ist aus der jüdischen Messiaslehre entlehnt. — So bleibt als urchristliche T. nur reiner Theismus zurück; das ganze Christenthum reduzirt sich auf Glauben an Gott, Pflicht und Unsterblichkeit. Von diesen Ideen muß alles Positive getragen werden, wenn es sich mit dem menschlichen Geiste vermählen soll. — f) Neben der positiven Gotteslehre (der Dreieinigkeitslehre) statuirn auch die katholischen Lehrer eine Gotteslehre der natürlichen Religion: die Lehre von Gott, dem Schöpfer aller Dinge. Sie stellen Vernunftbeweise für das Daseyn Gottes auf und bezwecken, daß wir zur Kenntniß der Eigenschaften Gottes kommen: via causalitatis, indem wir die wesentlichen Eigenschaften und Vorzüge der geistigen Natur auch in ihrem Schöpfer vorhanden denken; via eminentiae, indem wir sie uns in Gott, als in ihrer höchsten Vollkommenheit, vorhanden denken; via negationis, indem wir alle Beschränktheit davon hinwegdenken. Von dieser Vernunft-Gotteslehre, auf welche, wie gesagt, der Rationalismus die ganze christliche Gotteslehre reducirt, fragt sich nun, ob sie T. sei und ob überhaupt eine wissenschaftliche (spekulative) T. möglich sei. — Kant (in der Kritik der reinen, theoretischen Vernunft) hat dieß geläugnet aus folgenden Gründen: a) ein theoretischer Beweis für das Daseyn Gottes ist nicht möglich. Wir können weder aa) nach dem sogenannten kosmologischen Beweise darthun, daß die Welt ein Gewordenes, also von einem andern Wesen Geschaffenes, sei; noch bb) nach dem sogenannten physikotheologischen Beweise, aus der zweckmäßigen Einrichtung der Welt auf einen intelligenten Urheber der Welt schließen; denn wir kennen die Welt nicht, wie sie an sich ist, sondern nur so, wie sie uns als Reflex unserer sinnlichvernünftigen, also beschränkten, Erkenntnißweise erscheint. Nach unserer Erkenntnißweise unterscheiden wir zwar zwischen Nothwendigem u. Zufälligem, beziehen wir Wirkungen auf Ursachen, Mittel auf Zwecke; aber das ist nur unsere sinnlichvernünftige Betrachtungsweise, den Erscheinungen gegenüber, woraus keine Bestimmung für das Wesen der Welt selbst, wie sie für sich, an sich existirt, folgt. — Der Glaube an Gott, fährt Kant fort, hat nur einen moralischen Grund, sofern das strenggebildete Pflichtgesetz uns zu Aufopferungen für die Pflicht und zu strenger, alle Vortheile hintansetzender, Tugend nicht verpflichten könnte, wenn uns damit nicht zugleich eine, der Tugend angemessene, Glückseligkeit verbürgt würde; es muß also ein Wesen vorhanden seyn, das, allmächtig, heilig, gerecht, allweise, einst Tugend u. Glückseligkeit in Harmonie bringt und das höchste Gut realisirt. — Der Glaube an Gott ist also kein theoretischer; er ist Tugend — Er dringt sich aber dem Menschen auf, weil das Moralgesetz sich ihm aufdringt. — g) Das Wesen Gottes erkennen wir nicht. Wir denken uns nur in ihm die Eigenschaften, die er haben muß, wenn er das höchste Gut wirklich machen soll. Wir denken uns seine Eigenschaften analogisch, wie sie Analogie haben zu der geistigen Natur des Menschen und deren Kräften, und denken sie uns als unendliche, schrankenlose Vollkommenheiten; die Idee der Unendlichkeit schöpfen wir aus unserer Vernunft, können uns aber von derselben keine positive Vorstellung machen, sondern sie nur denken

als Negation des Endlichen. Wollen wir uns Vorstellungen für die Einbildungskraft davon machen, so können wir nur symbolisiren. — Vgl. den Art. Symbol. Eine T. als Wissenschaft, als Erkenntniß Gottes ist also überall nicht möglich; wir können nie aus der Einrichtung unserer Vernunft darthun, daß wir, als moralische Wesen, einen Gott voraussetzen müßen." So weit Kant. Sein moralisches Argument ist häufig mißverstanden worden. Man sagte, sein Beweis setze das schon voraus, was bewiesen werden solle, und wovon er selbst sage, daß es theoretisch nicht bewiesen werden könne, nämlich, daß Gott Urheber des Moralgesetzes sei. Ferner das Daseyn Gottes und der Glaube an denselben ruhe auf zu seichtem Grunde, wenn er nicht auf die Tugend und die Gewissenhaftigkeit des Menschen gebaut werden solle. — Wie dem aber auch sei, so ist doch wohl gewiß, daß der Gottesglaube im Menschen aus dessen moralischer Natur entspringt, sofern diese ihn nöthigt, eine andere rechtliche Ordnung, als die Ordnung der Sinnenwelt ist, als reell zu denken und es als gewiß festzustellen, daß Gutes und Böses nicht einerlei sei. Die Kantische Lehrmeinung aber, daß unserer Unterscheidung zwischen Ursache und Wirkung, Zweck u. Mittel gar keine Objektivität zukomme, ermangelt der vollständigen Begründung. Die Zweckmäßigkeit der Welt ist etwas Objektives. Es beziehen sich in der Welt Mittel auf Zwecke nach einer Disposition, die nicht von den blindwirkenden Kräften der Materie, sondern nur von einem denkenden Geiste ausgegangen seyn kann. Die, in der materiellen Welt wirkende, Vernunftmäßigkeit und das Sittengericht in uns, das uns verdammt, wenn wir von der Regel des Rechts abgewichen sind — nöthigen uns, Recht und Ordnung als von einem ewigen, über Alles erhabenen, Wesen gehalten und getragen zu denken. — g) Eine eigene T. gestaltet sich der Pantheismus, die Lehre, daß Gott und Welt wie Seele und Leib vereint sind. Ihm, wie er uns in seiner neuesten Gestalt vorliegt, zufolge wird gelehrt: das Ich constituirt sich, mittelst Expansion und Contraktion und Durchkreuzung beider Kräfte, zum Selbstbewußtseyn eben so, wie die Natur, in der sich ebenfalls Ideales in das Reale umbildet; die Natur ist Subjektivirung, wie das Ich, nur hier das im Reellen (Materiellen), was dort im Ideellen (Geistigen). Das Geistige ist vorgebildet in den Prozessen der Naturbildung. Aus der Natur emergirt der Geist und in ihm, im Menschengeiste, erkennt die Natur sich mit lebendiger Erkenntniß selbst. Der Naturgeist wird im Menschen lebendiger Geist; dasselbe in höherer Potenz, was er auf den verschiedenen Stufen der Naturentwickelung in niederer Potenz war. Gott, die Einheit von Natur u. Geist, evolvirt sich so aus seinem, nicht intelligenten, aber den Keim der lebendigen Intelligenz in sich einschließenden, Grunde zur selbstbewußten Intelligenz, oder zum Geiste. Die Natur ist also die Offenbarung Gottes und die höchste Aeußerung dieser Offenbarung ist der Mensch. Und so haben wir das wissenschaftlich und spekulativ, was in der Christenthumslehre durch die Dogmen von der Menschwerdung Gottes, vom Sterben und Wiederauferstehen des Gottmenschen und von der Dreieinigkeit angedeutet worden ist. — (Vgl. d. Art. Symbol.) — Wir wollen gegen diesen Pantheismus nur einige Einwendungen machen. α) Diese Lehre vergleicht das Ich mit der Natur, indem sie sich zwei Kräfte und Tendenzen erdichtet, aus denen das Ich constituirt werden soll, eine Kraft u. Tendenz, sich in's Unendliche auszubreiten und eine andere, sich zu contrahiren und dann ebenso in die Natur zwei solche Kräfte setzt, um Natur und Geist identisch machen zu können. Alles, was sodann als Magnetismus, Elektricität, Galvanismus und, in höherer Potenz, als Sensibilität, Irritabilität, chemischer Prozeß der Selbstbewegung des Geistes verähnlicht wird; das wird nun durch poetische Fiktion und Allegorie dem Geiste ähnlich vorgestellt. Die ganze Identitätsphilosophie ist nur poetisches Spiel, objektiver Wahrheit völlig ermangelnd. β) Die Resultate dieses Philosophems sind empörend. Sein Gott ist nichts Anderes, als das platonische Weltthier. Es setzt in den Menschen, der den höchsten Gipfel der Gottesoffenbarung seyn soll, das Böse als ebenso nothwendig, wie

das Gute; es nimmt dem Menschen die individuelle Unsterblichkeit hinweg, zumal, wenn es, nach Hegel, nur die auf Erden zu Stande kommen sollende Rechtsverfassung, den ethischen Staat, als den letzten Zweck, für den die Menschengeister vorhanden waren, übrig läßt. Es weiß von keinem Gott, der die Menschen nach ihren Gesinnungen und Thaten richten wird, da es nur einen Gott gesetzt, der halb vernunftlos und der Naturnothwendigkeit unterworfen, halb vernünftig und zwar vernünftig erst durch die Menschen und in seiner höchsten Offenbarungsweise erst von diesen abhängig ist. Sapienti sat. Dr. Wilke.

Theomantie hieß bei den Alten diejenige Art der Wahrsagung, wo ein Gott selbst den Menschen zukünftige Dinge eingab. Sie unterschied sich von den Orakeln dadurch, daß diese als öffentliche, an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten angebrachte, Weissagungsanstalten angesehen wurden; jene aber als außerordentliche Weissagungen, die dem Theomanten (so hieß derjenige, dem ein Gott Etwas eingab), überall zu Theil werden konnten. Dieser Theomanten gab es besonders 3 Classen: 1) die Besessenen (s. d.); 2) die Enthusiasten (Enthusiastae, Theopneustae), die einen gewissen Enthusiasmus vorgaben, in den sie die Gottheit versetzt habe; 3) die Ekstatiker, d. h. solche, die in eine Entzückung oder Ekstase fielen. Sie lagen, gleich einem Todten oder Schlafenden, ohne Empfindung und Bewegung da und wenn sie wieder zu sich kamen, erzählten sie die seltsamsten Dinge von dem, was sie gehört und gesehen haben wollten.

Theon, 1) T. aus Smyrna, ein berühmter Mathematiker, lebte unter den beiden Kaisern Trajan und Hadrian, ums Jahr Christi 117. Er war ein Platoniker und schrieb, wie der Titel auf alten Handschriften lautet: „De iis, quae in mathematicis ad Platonis lectionem utilia sunt." Hievon ist nur ein Stück übrig, worin er von der Rechenkunst u. Tonkunst handelt; Ausgabe von Bulliald, Paris 1622 und von Gelder, Leyden 1827 — 2) T. aus Alexandrien, ein berühmter Mathematiker und Mitglied des Museums in seiner Vaterstadt, wurde nicht weniger durch seine gelehrte Tochter Hypatia (s. d.), als durch seine eigenen mathematischen und astronomischen Bemühungen berühmt. Er beschrieb eine Sonnenfinsterniß, die er im Jahre Christi 365 beobachtete. Wie lange er nachher noch gelebt habe, ist unbekannt. Von seinen Schriften haben wir noch: „Recensio elementorum Euclidis; „Fasti graeci priores" und „Fragmenta, commentarii in Ptolemaei canonem expeditum s. recensionem chronologicam regum a Nabanassaro ad Antoninum Pium;" „Scholia in Artum" (sind interpolirt); „Commentarius in magnam Ptolemaei syntaxin." Vergl. „Obss. in Theonis fastos graecos priores et in ejusdem fragment. in expeditos canones etc.," Leyden 1735, 4.

Theophanie hieß bei den alten Griechen die Erscheinung eines Gottes und Theophant derjenige, der eine solche Erscheinung hatte. — Auch hießen T.n gewisse Feste, welche einzelne Städte zum Andenken, daß sich ihnen Götter geoffenbart hatten, feierten. Berühmt war namentlich die T. zu Delphi, zum Andenken an die dort stattgehabte Erscheinung des Apollo. — Auch in der christlichen Kirche nannte man später die Erscheinung Christi in der Welt T.

Theophilanthropen nannte man eine, in Folge der Verwerfung des Christenthums, in der ersten französischen Revolution unter dem Schutze des Direktoriums 1796 in Paris zusammengetretene Gesellschaft, bestehend aus einigen verheiratheten Priestern, ehemaligen Clubbisten, Jakobinern und Rednern der Sektionen. Anfangs waren es nur 5 Familienväter: Chemin, Mareau, Janes, Hauy und Mandar, bald aber vergrößerte sich ihre Anzahl und Reveillère le Paux, einer der 5 Direktoren, trat an ihre Spitze. Vom Direktorium begünstigt, nahmen sie allmälig 10 Pfarrkirchen ein und auch in den Provinzialstädten fanden die T. oft Gleichgesinnte. Sie bekannten sich zu einem puren Deismus und ihre abgeschmackten Liturgien waren ebenso wenig ansprechend. Sie konnten weder gegen das Christenthum, noch gegen den Indifferentismus bestehen und verfielen daher,

vom Spotte der öffentlichen Meinung verfolgt, nachdem eben der Reiz der Neuheit verschwunden war und der erste Consul ihnen erklärte, sie dürften ihren Cultus nicht ferner in den Kirchen, als Nationalgütern, halten (1802).

Theophrastus, ein berühmter griechischer Philosoph, geboren 370 v. Chr. zu Eresus, einer Seestadt auf der Insel Lesbos, erhielt sorgfältigen Unterricht in seiner Vaterstadt und kam dann nach Athen, wo er Plato's und nach dessen Tode Aristoteles Schüler ward. Er machte große Fortschritte in Philosophie und Beredsamkeit, namentlich in letzterer, so daß sein eigentlicher Name Tyrtamus in T. (der göttlich Sprechende) verändert wurde. Nach des Aristoteles Tod wurde T. Haupt der peripathetischen Schule und soll bis an 2000 Schüler gehabt haben. Sein Ruhm verbreitete sich so sehr, daß er von Ptolomäus nach Aegypten und von Kassander nach Macedonien einen Ruf erhielt; an des letztern Hofe lebte er auch einige Zeit. Das Ansehen, das er in Athen genoß, sprach sich besonders in der Theilnahme aus, die sich bei seinem Tode kund gab. Er starb in hohem Alter, 285 v. Chr. T. umfaßte, wie alle Peripathetiker, das gesammte Gebiet des menschlichen Wissens, vorzüglich aber die Naturlehre und in dieser besonders die Pflanzenkunde, als deren wissenschaftlicher Begründer er zu betrachten ist; besonders bereicherte er die Pflanzen-Physiologie und Pathologie, während er im Ganzen nur 500 Pflanzenarten beschreibt und dieß ungenau und daher undeutlich. — Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind nur wenige auf uns gekommen, deren bekannteste sind: „Characteres;“ „περὶ τῆς τῶν φυτῶν ἱστορίας“ und „περὶ φυτικῶν αἰτιῶν“. Seine noch vorhandenen Werke sind in zahlreichen Ausgaben erschienen, deren älteste Venedig 1495. E. Buchner.

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theopneustie, s. Inspiration.

Theopompus aus Chios, ein griechischer Geschichtschreiber im 4. Jahrhundert vor Christo, Schüler des Isokrates, als welcher er auch die rhetorische Kunst auf Geschichtschreibung anwendete. Wegen seiner Strenge und Wahrheitsliebe haben ihn Spätere als schmähsüchtig dargestellt. Er machte einen Auszug aus Herodot; schrieb griechische Geschichte als Fortsetzung zu Thukydides und die Geschichte Philipps. Seine Fragmente, die Photius zum Theile noch vollständig kannte, sind gesammelt von Wichers, Leyden 1829; von Theiß (Nordhausen 1837) und zuletzt von Müller in den „Historicorum graec. fragmenta,“ Paris 1841, bearbeitet. Vergl. Aschbach, „De Theopompo Chio historico,“ Frankfurt 1823 und Pflugk, „De Theopompi vita et scriptis,“ Berlin 1827. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist der Lustspieldichter Theopompus aus Athen, der zur Zeit des Aristophanes blühte und eine große Anzahl Komödien verfaßte, von denen wir noch 20, theils blos den Titeln nach, theils aus einigen Bruchstücken kennen, welche Meineke in den „Fragmenta poëtarum comicorum graec.“ zusammengestellt hat.

Theorem, s. Lehrsatz.

Theorie (griechisch), bezeichnete ursprünglich die Spekulation, d. i. die Untersuchung und Erkenntniß übersinnlicher Dinge; jetzt versteht man darunter die wissenschaftliche Erkenntniß eines, blos durch Nachsinnen herausgebrachten Gegenstandes, die bloße Wissenschaft, ohne wirkliche Ausübung, entgegengesetzt der Praxis, welche sich blos mit Ausübung und Anwendung jener, durch Nachsinnen herausgebrachten, Gegenstände beschäftigt. Theoretiker heißt daher der, welcher eine Sache blos vernunftmäßig, ohne weitere Rücksicht auf die Nutzwendung (Praxis) betrachtet, oder derjenige, welcher die bloße T., nicht aber die Anwendung derselben versteht. Theoretisch, betrachtend, anschauend, der bloßen Erkenntniß nach, im Gegensatze von praktisch; so spricht man z. B. von theoretischer und praktischer Bildung in Musik, Poesie, Malerei &c.

Theosophie, die angeblich höhere Erkenntniß von Gott in der Geisterwelt, welche den Auserwählten auf übernatürlichem Wege, also durch unmittelbare Offenbarung, enthüllt werde und den Theosophen in den Stand setzen soll,

übernatürliche Wirkungen hervorzubringen; in letzterer Beziehung heißt die T. auch Theurgie. Die T. ist eine Art von Vernunftmysticismus, oder dieser selbst, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer eine philosophische Form annimmt. Die Theosophen treten durch ihre phantastische Auffassung des Göttlichen von dem Gebiete der Wissenschaft in das Reich der Dichtung hinüber und verwirren sich darin, daß sie nur das Ewige mittelst ihres Geistesauges unmittelbar, aus höherer Erleuchtung, schauen können u. auch wirklich zu schauen glauben, während es doch nur das Bild einer exaltirten oder ihre Natur prädominirenden Phantasie ist, das ihnen erscheint. Daher finden wir namentlich unter den Morgenländern eine Menge von T. u. selbst in der Philosophie spielten die theosophischen Visionen eine bedeutende Rolle, so z. B. bei Jamblichus, Proklus ꝛc. Indeß findet man solche Erscheinungen auch im Abendlande, wie: Jakob Böhme, Swedenborg, St. Martin, Proli, Müller u. A. Ja, selbst in der Philosophie hat sich, namentlich im Schelling'schen Systeme, ein Hang zur T. neuerdings wieder deutlich gezeigt.

Theramenes, ein, theils durch seine Beredtsamkeit, theils aber auch durch seinen Antheil an den Revolutionen des athenienſischen Staats gegen das Ende des peloponnesischen Krieges, berühmter Athener. Er war ein Schüler des Sokrates, allein in seinem Charakter sehr schwankend, indem er es bald mit der einen, bald mit der andern Partei hielt u. daher auch den Namen Kothurnus (denn dieser mußte für jeden Fuß der Schauspieler passen) bekam. Er nahm für Alcibiades und dessen Zurückberufung starke Partei, beförderte die Einführung eines neuen Senats, trat aber nachher, als sich eine Gegenpartei bildete, eben wieder zu dieser demokratischen Partei, welche auch die Oberhand erhielt u. die Regierungsform des Solon wieder einführte. Durch ihn und Lysander wurden die 30 Tyrannen, wovon T. einer der vornehmsten war, eingesetzt, die nun auf's schändlichste gegen das Vermögen und das Leben ihrer Mitbürger wütheten. Er wurde nachher gezwungen den Giftbecher zu trinken.

Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheiten. Sie zerfällt, je nachdem sie die Heilung der einzelnen Krankheitsformen in Betracht zieht, in eine spezielle und in eine allgemeine, insofern sie die, aus der erstern gezogenen und verallgemeinten, bei der Heilung der meisten Krankheiten zur Berücksichtigung kommenden, Lehren zum Gegenstande hat. — Die Heilung ist ein Geschäft der Natur, das, ohne Zuthun der Kunst-, Naturheilung — (s. d.), oder theilweise, oder lediglich unter Mitwirkung der Kunst — Kunstheilung, künstliches Heilverfahren — vor sich geht, aber bedingt ist durch die, dem Organismus innewohnende und diesen bis zu ihrem Erlöschen erhaltende Kraft und im Besondern vermittelt werden kann durch Unterstützung dieser von Seiten der Kunst. Die Gesetze, nach welchen der Naturheilungsprozeß vor sich geht, sind sonach auch jene der Kunstheilung und reduciren sich in der Hauptsache auf folgende Momente: Entfernung der Krankheitsursache, Beseitigung des, im Organismus durch sie bewirkten und in funktioneller Störung der Organe ausgesprochenen, krankhaften Zustandes und seiner unmittelbaren Folgen — direkte Heilung; Versetzen der Krankheit auf einen weniger wichtigen, der Kunst zugänglichern, meistens äußern Theil des Körpers — Metastase; — Ersatz für einen untauglich gewordenen Organtheil, für den Fall unmöglicher Hebung des Uebels — symptomatische Kur. — Das Heilgeschäft ist in der Regel von mehr oder weniger stürmischen Bewegungen — Fieber, Reaktion — im Organismus begleitet, die als Heilbestrebungen der Natur zu betrachten sind, aber manchmal nicht kräftig genug sind, oder excessiv werden und, insofern sie zur Ausgleichung der funktionellen oder organischen Störung nicht zureichen, oder dem Leben Gefahr drohen, künstliche Eingriffe — im erstern Falle durch Steigerung, im letztern durch Reduction — nothwendig machen. Die Erreichung des Heilzweckes gelingt durch Mittel aus der gesammten körperlichen und geistigen Natur, insofern sie eine Einwirkung auf den menschlichen Organismus besitzen. Die Kunst der Auswahl der

eiß Heuristik, die entweder rationell ist, wenn sie sich auf die Erkenntniß des Bedürfnisses der kranken Natur und des damit on stehenden Heilmittels gründet, oder empirisch genannt wird, zum Heilzwecke bestimmten, Mittel eine besondere Beziehung oder Heil- uf ein bestimmtes Organ oder einen bestimmten Krankheitszustand des us haben — spezifisch sind. — Letztere bilden die Grundlage eigener ıen, der Iso- und Homöopathie (s. d.), dienen aber auch in ent- : Auswahl und Anpassung als direkte und indirekte Heilmittel der

μ.

esia von Jesu, die Heilige, Stifterin der unbeschuheten Carmeliterinnen, Avila in Altcastilien den 25. März 1515 geboren. Ihr Vater, Alphon- hez von Cepeda, war einer der angesehensten Edelleute des Landes Mutter, Beatrix von Ahumata, gehörte gleichfalls einer ausgezeichneten n. Diese tugendhaften Eheleute bildeten ihre zahlreiche Familie sorg- Frömmigkeit und Gottesliebe heran. Unter den verschiedenen Büchern, ıter seinen Kindern zum Lesen gab, fand T. besonderes Wohlgefallen an der Heiligen, die sie mit einem ihrer jüngeren Brüder, welchen sie be- ırtlich liebte, häufig las. Die Erzählung der Leiden, welche die Mär- ldeten und das ihnen dafür zu Theil gewordene Glück, ewig Gottes : Gegenwart zu genießen, entflammten so sehr den Eifer der zwei Kinder, ichts sehnlicher wünschten, als ihr Blut für den Glauben zu vergießen. s glühenden Verlangens, entflohen sie eines Tages aus dem väterlichen a unter den Mauren ihr Leben für den Glauben hinzugeben. Unterwegs zu Gott, er wolle sie immer mehr mit seiner göttlichen Liebe durch- nd das Opfer ihres Lebens aufnehmen. Beim Austritte aus der Stadt ihnen aber einer ihrer Oheime, der sie zu ihrer Mutter zurückführte, ıer ihre Entfernung äußerst bestürzt war. Da diese kindlich fromme reitelt worden, nahmen sich T. und ihr Bruder vor, dem Einsiedlerleben ommen, indem sie in ihrem Garten kleine Einsiedeleien zu erbauen sich

Von Jugend auf fand T. eine solche Lust am Gebete, daß sie beinahe : Einsamkeit aufsuchte, um desto freier dieser heiligen Uebung obliegen . Den Armen sprang sie freudig in ihrer Noth, so viel sie es vermochte, ıbte alle Werke eines mitleidigen und an fremdem Unglücke theilnehmen- ns. Als ihre Mutter starb, warf sie sich, ganz in Thränen zerfließend, Bildniß der allerheiligsten Jungfrau hin und flehete zu ihr, sie möchte terstelle an ihr vertreten. Diese Handlung, die sie mit großer Herzens- rrichtete, schien ihr eine der segenvollsten ihres ganzen Lebens gewesen denn sie zweifelte nicht, daß sie durch die Fürbitte einer so mächtigen in die unzähligen Gnaden erhalte, womit der Himmel sie überhäufte, in jenen Augenblicken, wo ihre Unschuld und ihre Treue angefochten Das Romanenlesen war die Ursache ihrer ersten Fehler u. hier bemerkt wie tadelnswerth die Sorglosigkeit jener Väter und Mütter sei, die nicht ı ihren Kindern entfernen, was sie zum Verderbnisse führt und sie nicht ınd anfeuert. Die Lauigkeit, der sich nun T. im Haschen nach den eiten hingab und die besondere Verbindung, die, Anfangs zwar unschuldig, er in Leidenschaften ausartend, das Heil der Seele gefährden konnte, en gottesfürchtigen Vater in große Besorgniß. Er gewahrte bald, daß igkeit aus der engen Verbindung mit einer ihrer Verwandten herrührte. er Mann und guter Vater wollte er indeß, jegliches Aufsehen vermeidend, einmal abbrechen. Er benützte daher die Verehelichung seiner ältesten um T. in ein Kloster in Avila zu bringen, wo mehre Töchter vornehmen erzogen wurden. Unter den Klosterfrauen befand sich eine, durch Be- eit ebenso, wie durch Frömmigkeit ausgezeichnete Jungfrau, die Vorsteherin ıängerinnen, welche T. so lieb gewann, daß sie nicht müde wurde, sie n und ihr mit dem *vollkommensten Vertrauen* ihr Herz öffnete und dieser

übernatürliche Wirkungen hervorzubringen; in letzterer Beziehung heißt die T. auch Theurgie. Die T. ist eine Art von Vernunftmysticismus, oder dieser selbst, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer eine philosophische Form annimmt. Die Theosophen treten durch ihre phantastische Auffassung des Göttlichen von dem Gebiete der Wissenschaft in das Reich der Dichtung hinüber und verwirren sich darin, daß sie nur das Ewige mittelst ihres Geistesauges unmittelbar, aus höherer Erleuchtung, schauen können u. auch wirklich zu schauen glauben, während es doch nur das Bild einer exaltirten oder ihre Natur prädominirenden Phantasie ist, das ihnen erscheint. Daher finden wir namentlich unter den Morgenländern eine Menge von T. u. selbst in der Philosophie spielten die theosophischen Visionen eine bedeutende Rolle, so z. B. bei Jamblichus, Proklus ꝛc. Indeß findet man solche Erscheinungen auch im Abendlande, wie: Jakob Böhme, Swedenborg, St. Martin, Proli, Müller u. A. Ja, selbst in der Philosophie hat sich, namentlich im Schelling'schen Systeme, ein Hang zur T. neuerdings wieder deutlich gezeigt.

Theramenes, ein, theils durch seine Beredtsamkeit, theils aber auch durch seinen Antheil an den Revolutionen des athenienfischen Staats gegen das Ende des peloponnesischen Krieges, berühmter Athener. Er war ein Schüler des Sokrates, allein in seinem Charakter sehr schwankend, indem er es bald mit der einen, bald mit der andern Partei hielt u. daher auch den Namen Kothurnus (denn dieser mußte für jeden Fuß der Schauspieler passen) bekam. Er nahm für Alcibiades und dessen Zurückberufung starke Partei, beförderte die Einführung eines neuen Senats, trat aber nachher, als sich eine Gegenpartei bildete, eben wieder zu dieser demokratischen Partei, welche auch die Oberhand erhielt u. die Regierungsform des Solon wieder einführte. Durch ihn und Lysander wurden die 30 Tyranen, wovon T. einer der vornehmsten war, eingesetzt, die nun auf's schändlichste gegen das Vermögen und das Leben ihrer Mitbürger wütheten. Er wurde nachher gezwungen den Giftbecher zu trinken.

Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheiten. Sie zerfällt, je nachdem sie die Heilung der einzelnen Krankheitsformen in Betracht zieht, in eine spezielle und in eine allgemeine, insofern sie die, aus der erstern gezogenen und verallgemeinten, bei der Heilung der meisten Krankheiten zur Berücksichtigung kommenden, Lehren zum Gegenstande hat. — Die Heilung ist ein Geschäft der Natur, das, ohne Zuthun der Kunst-, Naturheilung — (s. d.), oder theilweise, oder lediglich unter Mitwirkung der Kunst — Kunstheilung, künstliches Heilverfahren — vor sich geht, aber bedingt ist durch die, dem Organismus innewohnende und diesen bis zu ihrem Erlöschen erhaltende Kraft und im Besondern vermittelt werden kann durch Unterstützung dieser von Seiten der Kunst. Die Gesetze, nach welchen der Naturheilungsprozeß vor sich geht, sind sonach auch jene der Kunstheilung und reduciren sich in der Hauptsache auf folgende Momente: Entfernung der Krankheitsursache, Beseitigung des, im Organismus durch sie bewirkten und in funktioneller Störung der Organe ausgesprochenen, krankhaften Zustandes und seiner unmittelbaren Folgen — direkte Heilung; Versetzen der Krankheit auf einen weniger wichtigen, der Kunst zugänglichern, meistens äußern Theil des Körpers — Metastase; — Ersatz für einen untauglich gewordenen Organtheil, für den Fall unmöglicher Hebung des Uebels — symptomatische Kur. — Das Heilgeschäft ist in der Regel von mehr oder weniger stürmischen Bewegungen — Fieber, Reaktion — im Organismus begleitet, die als Heilbestrebungen der Natur zu betrachten sind, aber manchmal nicht kräftig genug sind, oder excessiv werden und, insofern sie zur Ausgleichung der funktionellen oder organischen Störung nicht zureichen, oder dem Leben Gefahr drohen, künstliche Eingriffe — im erstern Falle durch Steigerung, im letztern durch Reduction — nothwendig machen. Die Erreichung des Heilzweckes gelingt durch Mittel aus der gesammten körperlichen und geistigen Natur, insofern sie eine Einwirkung auf den menschlichen Organismus besitzen. Die Kunst der Auswahl der

letzteren heiß Heuristik, die entweder rationell ist, wenn sie sich auf die deutliche Erkenntniß des Bedürfnisses der kranken Natur und des damit in Relation stehenden Heilmittels gründet, oder empirisch genannt wird, sobald die, zum Heilzwecke bestimmten, Mittel eine besondere Beziehung oder Heilwirkung auf ein bestimmtes Organ oder einen bestimmten Krankheitszustand des Organismus haben — spezifisch sind. — Letztere bilden die Grundlage eigener Heildoktrinen, der Iso- und Homöopathie (s. d.), dienen aber auch in entsprechender Auswahl und Anpassung als direkte und indirekte Heilmittel der Allopathie. μ.

Theresia von Jesu, die Heilige, Stifterin der unbeschuheten Carmeliterinnen, wurde zu Avila in Altcastilien den 25. März 1515 geboren. Ihr Vater, Alphonsus Sanchez von Cepeda, war einer der angesehensten Edelleute des Landes und ihre Mutter, Beatrix von Ahumata, gehörte gleichfalls einer ausgezeichneten Familie an. Diese tugendhaften Eheleute bildeten ihre zahlreiche Familie sorgfältig zur Frömmigkeit und Gottesliebe heran. Unter den verschiedenen Büchern, die der Vater seinen Kindern zum Lesen gab, fand T. besonderes Wohlgefallen an den Leben der Heiligen, die sie mit einem ihrer jüngeren Brüder, welchen sie besonders zärtlich liebte, häufig las. Die Erzählung der Leiden, welche die Märtyrer erduldeten und das ihnen dafür zu Theil gewordene Glück, ewig Gottes beseligende Gegenwart zu genießen, entflammten so sehr den Eifer der zwei Kinder, daß sie Nichts sehnlicher wünschten, als ihr Blut für den Glauben zu vergießen. Voll dieses glühenden Verlangens, entflohen sie eines Tages aus dem väterlichen Hause, um unter den Mauren ihr Leben für den Glauben hinzugeben. Unterwegs flehten sie zu Gott, er wolle sie immer mehr mit seiner göttlichen Liebe durchdringen und das Opfer ihres Lebens aufnehmen. Beim Austritte aus der Stadt begegnete ihnen aber einer ihrer Oheime, der sie zu ihrer Mutter zurückführte, welche über ihre Entfernung äußerst bestürzt war. Da diese kindlich fromme Absicht vereitelt worden, nahmen sich T. und ihr Bruder vor, dem Einsiedlerleben sich zu widmen, indem sie in ihrem Garten kleine Einsiedeleien zu erbauen sich bemühten. Von Jugend auf fand T. eine solche Lust am Gebete, daß sie beinahe immer die Einsamkeit aufsuchte, um desto freier dieser heiligen Uebung obliegen zu können. Den Armen sprang sie freudig in ihrer Noth, so viel sie es vermochte, bei und übte alle Werke eines mitleidigen und an fremdem Unglücke theilnehmenden Herzens. Als ihre Mutter starb, warf sie sich, ganz in Thränen zerfließend, vor das Bildniß der allerheiligsten Jungfrau hin und flehete zu ihr, sie möchte nun Mutterstelle an ihr vertreten. Diese Handlung, die sie mit großer Herzenseinfalt verrichtete, schien ihr eine der segenvollsten ihres ganzen Lebens gewesen zu seyn; denn sie zweifelte nicht, daß sie durch die Fürbitte einer so mächtigen Beschützerin die unzähligen Gnaden erhalte, womit der Himmel sie überhäufte, besonders in jenen Augenblicken, wo ihre Unschuld und ihre Treue angefochten wurde. Das Romanenlesen war die Ursache ihrer ersten Fehler u. hier bemerkt sie selbst, wie tadelnswerth die Sorglosigkeit jener Väter und Mütter sei, die nicht Alles von ihren Kindern entfernen, was sie zum Verderbnisse führt und sie nicht zur Tugend anfeuert. Die Lauigkeit, der sich nun T. im Haschen nach den Welteitelkeiten hingab und die besondere Verbindung, die, Anfangs zwar unschuldig, zuletzt aber in Leidenschaften ausartend, das Heil der Seele gefährden konnte, setzten ihren gottesfürchtigen Vater in große Besorgniß. Er gewahrte bald, daß diese Lauigkeit aus der engen Verbindung mit einer ihrer Verwandten herrührte. Als kluger Mann und guter Vater wollte er indeß, jegliches Aufsehen vermeidend, nicht auf einmal abbrechen. Er benützte daher die Verehelichung seiner ältesten Tochter, um T. in ein Kloster in Avila zu bringen, wo mehre Töchter vornehmen Standes erzogen wurden. Unter den Klosterfrauen befand sich eine, durch Bescheidenheit ebenso, wie durch Frömmigkeit ausgezeichnete Jungfrau, die Vorsteherin der Kostgängerinnen, welche T. so lieb gewann, daß sie nicht müde wurde, sie anzuhören und ihr mit dem vollkommensten Vertrauen ihr Herz öffnete und dieser

treffliche Umgang verbannte allmälig aus T.s Herzen die bösen Neigungen, schwächte in ihr den Weltsinn und erweckte in ihrer Seele die Sehnsucht nach den himmlischen Gütern. Achtzehn Monate brachte T. in demselben Kloster zu und die darin erhaltene Bildung gewährte ihr viele Vortheile. Von nun an flehte sie in glühenden Gebeten zum Herrn, daß er sie erleuchte rücksichtlich ihrer zu treffenden Standeswahl. Indessen ward sie mit einer schweren Krankheit heimgesucht, wodurch sie genöthigt wurde, zu ihrem Vater zurückzukehren. Nach ihrer Genesung führte man sie zu ihrer Schwester auf das Land, damit sie sich da vollends erhole. Auf der Reise dahin besuchte sie ihren Oheim, Petrus Sanchez von Cepeta, einen Mann von geprüfter Tugend, der die wenigen Tage ihres Aufenthaltes benützte, um seiner Nichte eine bleibende Liebe zur Frömmigkeit einzuflößen. Durch das Lesen guter Bücher und durch gottselige Unterredungen erkannte sie fühlbarer, als jemals, wie die Welt nur eitel Thorheit sei und Alles gleich einem Traume vergehe. Ganz von diesem Gedanken ergriffen, dachte sie nach der Rückkehr in ihres Vaters Haus mit allem Ernste über das Geschäft ihres Seelenheiles nach. Durch die Briefe des heiligen Hieronymus ward sie allmälig so ergriffen, daß sie plötzlich ihrem Vater die Absicht, dem Herrn sich zu weihen, eröffnete; allein sie vermochte nicht, von ihm die gewünschte Erlaubniß zu erhalten. Auf alle ihre Bitten gab er ihr zur Antwort, sie möge warten bis nach seinem Tode, dann könne sie thun, was sie wolle. Indessen ging sie eines Morgens frühe zu den Karmeliterinnen, von der Menschwerdung, um sich unter die Novizen aufnehmen zu lassen. Dieser Schritt that ihrem Herzen sehr wehe, weil es sie große Ueberwindung kostete, ihren Vater zu verlassen. In dem Kloster befand sich eine ihrer treuesten Freundinnen, Namens Johanna Suarez, mit welcher in einem Hause zu wohnen für sie ein großer Trost war. Alle Uebungen des Hauses gereichten ihr zur innigsten Freude; mit demuthsvoller Unterwerfung verstand sie sich zu allen Dienstleistungen und fand sogar mehr Vergnügen an den Uebungen des Gehorsams, als sie je in der Befriedigung ihrer Eitelkeit empfunden hatte. Mitten in dieser Freude, während ihrer Prüfungszeit, hatte sie indeß manches Unangenehme zu erdulden; allein, da ihr Herz gänzlich der Pflicht hingegeben war, tröstete sie sich leicht wieder und legte im Monate November 1534 die Gelübde ab. Einige Zeit nachher ward sie wieder von einer gefährlichen Krankheit befallen. Ihr Vater ließ sie, da die Aerzte von Avila keinen Rath zu schaffen wußten, nach Bazeda bringen, wo Alles zur Herstellung ihrer Gesundheit aufgeboten wurde. Allein die Arzneimittel, weit entfernt, das Uebel zu heben, steigerten es so sehr, daß T. in kurzer Zeit am Rande des Grabes sich befand. Ihr Vater, der nun alle Mittel zur Genesung seiner Tochter fruchtlos sah, führte sie nach Avila zurück, wo am 15. August 1537 ein so heftiger Zufall sich einstellte, daß man sie für todt hielt. Sie fiel in eine Ohnmacht, die bei vier Tage dauerte, ohne daß sie das mindeste Bewußtseyn hatte. Endlich aber erwachte sie aus diesem Todesschlafe und ihr Erstes war, daß sie die hl. Sakramente begehrte. Sie beichtete und empfing den Leib des Herrn unter häufigen Thränen. — Gleichsam zu einem neuen Leben erwacht, verlangte T. so sehnlich wieder nach ihrem Kloster, daß sie es nicht länger aushalten konnte und sich, bei aller ihrer unsäglichen Schwäche, dahin tragen ließ. So brachte sie acht Monate schwankend zwischen Leben und Tod zu, bis sich ihre Krankheit in Etwas linderte; indessen blieb sie die drei folgenden Jahre hindurch an allen Gliedern gelähmt. Endlich brachte sie es wieder so weit, daß sie sich mühsam fortschleppen konnte und dafür dankte sie dem Herrn mit gerührtem Herzen. Ihre fernere Ergebenheit kräftigte so sehr ihren Muth unter den bittersten Schmerzen, daß sie, statt sich zu beklagen, immer bereitwilliger der Fügung des göttlichen Willens sich anheimstellte. An Gott denken, von Gott reden, war ihre größte Wonne, war ihre süßeste Unterhaltung, wenn sie eine gleichgestimmte Seele fand. — T. war 24 Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Bei der ersten Nachricht von seiner Krankheit war sie zu ihm hingeeilt, um in

der Nähe mehr für seine Genesung sorgen zu können; allein alle ihre Bemühungen waren vergebens; er starb nach einigen Tagen den Tod der Gerechten, schmerzlich beweint von allen seinen Kindern. Bei dieser Gelegenheit lernte sie einen frommen Diener Gottes aus dem Orden des heil. Dominicus kennen, dem ihr Vater die letzten Jahre seines Lebens zu beichten pflegte. Dieser Gottesmann hatte bald das Vertrauen der heil. T. erworben und Gott bediente sich seiner hauptsächlich, um ihrer Seele wieder die erlöschende Liebe zum Gebete einzuflößen. — Das Lesen der Bekenntnisse des hl. Augustin erweckte besonders kräftig in ihr das Vertrauen auf Gottes Güte. Da sie sich darin, wie sie sei, geschildert glaubte, so las sie dieses Buch mit hl. Neugier und wann sie an Augustin's Bekehrung kam, entströmten heiße Thränen der Reue ihren Augen. Indessen machte die Fülle der Gnaden, womit der Himmel diese reine Seele gleichsam überschüttete, der Dienerin Gottes viele Besorgniß. Sie fürchtete in Täuschung zu gerathen und die List und Fallstricke des bösen Feindes für himmlische Gnaden zu halten. In dieser Furcht suchte sie tugendhafte Personen, um sich bei ihnen Raths zu erholen und auf dem Wege der wahren Gottseligkeit zu sichern. Sie wandte sich zuerst an einen frommen Weltmann, Namens Franz von Salseda, der mit Recht im ganzen Lande für ein vollkommenes Tugendmuster gehalten wurde. Nebst diesem besprach sie sich mit dessen vertrautem Freunde, dem gottseligen Priester Daga, gelehrig jedes seiner Worte auffassend. — Auf den Rath der zwei frommen Diener Gottes offenbarte sie ihre Zweifel und Besorgnisse einem Vater aus der Gesellschaft Jesu, der ebenso durch seine Gelehrsamkeit, als Frömmigkeit ausgezeichnet war. Dieser beruhigte sie über die besonderen Führungen Gottes und der Friede kehrte zurück in ihre Seele. Um diese Zeit führte ihr Gott den hl. Franz von Borgia, den hl. Petrus von Alcantara und den gottseligen Pater Alvarez zu, aus deren weisem Rathe sie großen Seelengewinn zog. Diese Gottesmänner erkannten bald, daß T., in tiefer Demuth, in gänzlicher Hingebung an das Himmlische und in beständiger Buße dem leidenden Heilande folgend, von Gott auf außerordentlichen Wegen geführt und deßwegen auch mit ungewöhnlichen Gnaden von dem Himmel begabt werde. Wie nun die verschiedenen Prüfungen, wodurch Gott die hl. T. führte, ihre Tugend läuterten, so verbreiteten die ihr mitgetheilten himmlischen Gaben einen hohen Glanz über ihren tugendhaften Wandel. Aber weit entfernt, sich deßhalb zu erheben, ward sie dadurch immer mehr in der Demuth begründet. Die Gabe der Weissagung, der Erscheinungen u. Verzückungen befestigten in ihrem Herzen immer mehr die Verachtung der Welt und aller ihrer Güter und erhielten sie in dem reinsten Verlangen, mit Gott vereinigt zu seyn. Alle ihre Wünsche gingen einzig dahin, für ihn zu leiden, oder zu sterben. Dabei war sie, im Rückblicke auf ihre Jugendfehler, von Schmerz gleichsam zermalmt und bemühte sich, durch strenge Bußwerke und ununterbrochenes Gebet von Gott die Verzeihung zu erlangen, um allein und ganz ihm angehören zu können. Entflammt von heiligem Eifer für Gottes Ehre, wünschte T. die ursprüngliche Strenge ihres Ordens hergestellt, damit in demselben die glühende Liebe zur Abtödtung wieder aufflamme. — Ihre Beispiele gaben ihren Lehren neues Gewicht. Vorzüglich drang sie auf jene vollkommene Entäußerung seiner selbst, wodurch die Gott sich weihende Seele unaufhörlich sich bestrebt, dessen Willen zu thun. Sie versichert, daß, ungeachtet aller Schwierigkeiten, diese Tugend die größten Vortheile in ihrem Gefolge habe, indem sie frühe oder spät der Seele einen unzerstörlichen Frieden bringe. Der Armuth war sie mit ganzer Seele zugethan, ihren Lebensunterhalt verschaffte sie sich durch eigene Handarbeit. Bescheidenheit sprach aus ihrem ganzen Wesen und die Lauterkeit ihrer Seele leuchtete auf ihrem Antlitze. Man konnte sie nicht sehen, ohne die Züchtigkeit zu lieben, die eine keusche Anmuth über ihr ganzes Wesen verbreitete; ihr gefühlvolles Herz überquillte leicht von innigster Dankbarkeit bei jedem ihr erwiesenen Dienste. Redete sie von ihren Verfolgern, so geschah es immer mit der größten Ehrerbietung und Liebe. In allen Kümmernissen des Lebens be-

wahrte sie eine stets sich gleiche Geduld, ein unerschütterliches Vertrauen auf Jesus und einen unüberwindlichen Muth. Sie schien allen Vergnügungen des Lebens entsagt zu haben und Nichts auf dieser Erde zu erwarten, als beständige Leiden und Mühsale. Der Geist des Gebetes, in einer tiefen Demuth gewurzelt, war das große Mittel, dessen sich Gott bediente, um T. auf eine so erhabene Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Die Betrachtungen des Geheimnisses der Menschwerdung und des Todes Jesu waren für sie ein zärtlicher Gegenstand der Andacht und eine Quelle vieler Gnaden. Ebenso hatte sie zu dem allerheiligsten Altarssakramente eine überaus große Liebe und Verehrung. Aus ihrer Gottesliebe strömte auch jener glühende Eifer für die Bekehrung der Sünder. Ohne Unterlaß empfahl sie dieselben dem Herrn u. beschwor ihn unter Thränen, diese verirrten Schafe in die Hürde zurückzuführen. Auch ihre Schwestern forderte sie auf, mit ihr zu beten für das Heil der verirrten Seelen und für das Wohl der Diener des Allerhöchsten, welche an der Bekehrung und Heiligung der Völker arbeiten. — Nachdem die eifrige Dienerin Gottes mehre Jahre an ihrer Heiligung gearbeitet, konnte sie endlich dem schon längst sie drängenden Verlangen, für das Heil Anderer zu wirken, nicht mehr widerstehen. Ihr erster Gedanke war, ihren Orden zu verbessern. Sie wünschte sehnlichst, nach der ersten Einrichtung desselben zu leben; allein sie konnte dieses Verlangen nicht leicht befriedigen in einer Genossenschaft, die in manchen Stücken davon abgewichen war. Einst besprach sie diesen Gegenstand in Gegenwart ihrer Nichte, Maria Ocampe, die sie sehr liebte und die damals im Kloster der Menschwerdung ihren Aufenthalt hatte. Das fromme Mädchen bot der hl. T. sogleich tausend Dukaten zu ihrer Verfügung und bemerkte, daß sie mit dieser Summe allenfalls ein Haus erkaufen könne, um ihre Absicht zu erreichen; eine gottselige Wittwe von Avila, die hievon in Kenntniß gesetzt ward, trat gleichfalls dem hl. Werke bei. Ebenso stimmten der hl. Petrus von Alcantara, der hl. Ludwig Bertrand und der Diözesanbischof, die zu Rath gezogen wurden, in das heilsame Vorhaben. Ehe sie jedoch Hand an's Werk legen konnte, mußte sie die Erlaubniß ihrer Vorgesetzten einholen. Der Karmeliten-Provinzial gab auch wirklich seine Zustimmung, worauf man in Rom um ein Breve ansuchte. Kaum aber hatte sich die erste Nachricht hievon verbreitet, als von allen Seiten her wider den Provinzial Klagen sich erhoben, so zwar, daß er die ertheilte Erlaubniß zurücknehmen mußte. Und man kann sagen, daß T.s Vorhaben, eine Verbesserung einzuführen, fast einstimmig mißbilligt wurde. Die Frauen ihres Klosters, der Adel, der Magistrat und das Volk bemühten sich vereint, ihren Plan zu vereiteln und die Heilige wurde mit Vorwürfen und Schmähungen von allen Seiten angefeindet. — Während so die ganze Stadt wider die Dienerin Gottes in Gährung schien, erweckte Gott zu ihrer Vertheidigung einen frommen Priester aus dem Orden des hl. Dominicus, der sich nicht scheute, öffentlich als ihr Beschützer aufzutreten. Auch ihre Schwester, Johanna von Ahumada, kam ihr zu Hülfe und baute zu Avila ein Haus, das sie der hl. T. zu übergeben beabsichtigte. Während dieses Vorganges verlor die Schwester des Herzogs von Medina Celi, Namens Ludovica della Cerda, den Grafen Arias Pardo, ihren Gemahl, den sie zärtlich liebte. Dieser Verlust ging ihr so zu Herzen, daß sie in dem erdrückenden Schmerzgefühle nur noch bei T. Trost zu finden hoffte. Sie wandte sich daher an den Karmelitenprovinzial mit der Bitte, er möchte ihr die so ersehnte Trösterin nach Toledo schicken. T. reiste mit dessen Erlaubniß ungesäumt von Avila ab, das etwa 20 Stunden von Toledo entfernt ist und wohnte länger, denn sechs Monate, im Hause dieser Matrone, wo ihre Tugend einen so lieblichen Glanz verbreitete, daß die meisten Hausgenossen und sogar einige auswärtige Personen den Weg der Gottseligkeit betraten. Einige Zeit vor ihrer Rückkehr nach Avila waren im Kloster zur Menschwerdung, bei Gelegenheit der Wahl einer neuen Priorin, einige Zwistigkeiten entstanden. Mehre verlangten die heil. T. zur Vorsteherin; allein bei dem bloßen Gedanken an ein solches Amt erbebte sie schon und suchte auf

eine jede mögliche Weise diese Gefahr von sich abzuwenden. Sie schrieb dringend an die Klosterfrauen, welche ihr Augenmerk auf sie gerichtet hatten, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen und glücklicher Weise ward eine andere zur Oberin erwählt. An demselben Abende, wo T., von Toledo zurückkehrend, zu Avila ankam, trafen auch Nachrichten von Rom ein, nebst dem Breve zur Errichtung des neuen Klosters. Nachdem man Alles gehörig geordnet hatte, ward am heil. Bartholomäustage 1562 das Kloster zum heil. Joseph endlich gegründet. Das allerheiligste Altarssakrament wurde, mit erhaltener Ermächtigung, dahin gebracht und zu gleicher Zeit nahmen einige Mädchen das Ordenskleid. Von dieser Zeit an hatte T. mit namenlosen Hindernissen zu kämpfen, die ihr bei den beabsichtigten Verbesserungen entgegentraten; aber der Herr verlieh ihr den Sieg über alle ihre Feinde. Als Grundlage der Verbesserung stellte sie auf: eine beständige Abtödtung der Sinne und des Willens, anhaltende Uebung des Gebetes, ununterbrochenes Stillschweigen u. eine so unbedingte Armuth, daß die Genossenschaft Nichts hatte zu ihrem Leben, als was sie durch Handarbeiten verdiente, oder als milde Gabe von ihren Mitbürgern erhielt. Das Kloster zum heil. Joseph war bereits vier Jahre gestanden, als der Karmelitengeneral Rubeo eine Reise nach Spanien machte. Gleich bei der ersten Unterredung, die er mit der Heiligen pflog, ward er von Hochachtung und Bewunderung gegen sie erfüllt. Ihre Klugheit und ihr Eifer erfreuten und rührten ihn so sehr, daß er ihr bei seinem Abschiede erlaubte, nach eben dem Plane noch andere Klöster zu stiften. Zugleich übermachte er ihr Vollmachtsbriefe, die sie zur Gründung zweier Mannsklöster ermächtigten. Ungeachtet der vielfachen Verfolgungen und harten Bedrückungen, welche T. bei ihrem gottseligen Unternehmen zu bestehen hatte, dehnte sich ihre Verbesserung von Jahr zu Jahr mehr aus und sie zählte an verschiedenen Orten Klöster beiderlei Geschlechts, worin ihre Vorschriften zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen treu befolgt wurden. Wiewohl es keinem Zweifel unterworfen ist, daß der glückliche Erfolg dieser Unternehmung dem ganz besondern Beistande des Herrn zugeschrieben werden muß und daß jene vollendete Klugheit, die alle ihre Schritte begleitete, ein Geschenk des Himmels war, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß sie mit allen natürlichen Eigenschaften zur Ausführung dieser gottseligen Plane ausgerüstet war. Mit einer besondern Schärfe des Verstandes, dem bescheidensten Benehmen und einer ehrfurchtgebietenden Würde verband sie eine solche Vorsichtigkeit in ihren Reden, eine so einnehmende Sitteneinfalt, daß ihr bloßer Anblick schon alle Herzen gewann. — Endlich nahte der Augenblick, wo T. die Belohnung ihrer Arbeiten empfangen sollte. Sie hatte eben 1582 die Stiftung des Klosters Burgos vollendet und sich bereits auf dem Rückweg nach Avila begeben, als eine dringende Einladung der Herzogin von Alba an sie erging, im Vorübergehen bei ihr einzukehren. So krank sie auch war, begab sie sich dennoch 20. September nach Alba, wo sie mehre Stunden bei der Herzogin zubrachte u. dann nach dem Hause ihres Ordens abzog. Ihre Müdigkeit war unbeschreiblich und, da sofort ihre Uebel von Tag zu Tag zunahmen, ahnte sie die Herannahung ihres Endes. Am 30. September hatte sie einen Blutsturz; indessen wohnte sie doch noch an demselben Tage der heiligen Messe bei und empfing mit neuer Andachtsglut ihren Heiland. Von jenem Augenblicke an mußte sie im Bette bleiben bis zu ihrem Tode. Am 3. Oktober fühlte sich T. schwächer, als je und begehrte die heil. Sakramente, die sie Abends 9 Uhr mit der zärtlichsten Andacht empfing. Die Leiden ihres letzten Kampfes dauerten bis zum Morgen des andern Tages. Endlich entschlief sie, die Augen auf ein in der Hand gehaltenes Crucifix gerichtet, in dem Herrn, in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1582. Da aber in eben dieser Nacht zur Verbesserung des Kalenders zehn Tage ausgeschieden wurden, ward der, nach dem Tode der heil. T. folgende, Tag für den 15. Oktober angenommen und auch ihr Fest auf denselben gesetzt. Die Heilige war 68 Jahre alt und hatte 27 Jahre in dem Kloster von der Heimsuchung und 20 in den verschiedenen Ordenshäusern ihrer Verbesserung zugebracht. Ihr unverwester Leib liegt in

achtet immer unsichere Resultate. Eine lange Glasröhre ist an dem einen Ende offen, am andern umgebogen und mit einer ziemlich großen Kugel versehen. Diese Röhre wird mit Quecksilber so weit gefüllt, daß dieß in der Kugel etwa zur Hälfte steht. Die, in ihr über dem Quecksilber sich befindende, Luft dehnt sich bei Zunahme der Wärme aus und bewirkt ein Fallen des Quecksilbers in der Kugel und ein Steigen desselben in der Röhre; bei Abnahme der Wärme findet natürlich genau das Umgekehrte statt. Dieselben Erscheinungen können aber auch durch veränderten Druck der Atmosphäre erzeugt werden. Die Weingeist-T., eingerichtet wie die Quecksilber-T., lassen blos niedere Wärmegrade messen, da der Weingeist schon bei etwas hohen Graden verdampft. Das Quecksilber-T. ist das gebräuchlichste und man erhält es, wenn man eine wohlcalibrirte, enge Röhre mit einer an einem Ende angeblasenen Kugel nimmt, diese und den untern Theil der Röhre mit Quecksilber füllt, den obern Theil möglichst luftleer macht und oben zuschmelzt. Bei Zunahme der Wärme dehnt sich nun das Quecksilber aus und muß sich nach Oben erheben; bei Abnahme der Wärme zieht es sich zusammen und muß in der Röhre sinken. Um das Steigen und Sinken genau zu bestimmen, muß ein bestimmter Punkt angegeben seyn, auf den die Bewegungen des Quecksilbers bezogen werden und, um verschiedene T. in dieser Beziehung mit einander zu vergleichen, ist noch ein zweiter Punkt nöthig und beide müssen bei allen T.n genau auf gleiche Art bestimmt werden. Diese zwei Haupt- oder Fundamentalpunkte sind: der Frost- oder Gefrierpunkt und der Koch- oder Siedepunkt, von denen man jenen durch Eintauchen des T.s in gefrierendes Wasser oder aufthauenden Schnee, diesen durch Eintauchen in kochendes oder siedendes Wasser erhält. Alle Quecksilber-T. werden jetzt auf die angeführte Art verfertigt und unterscheiden sich von einander blos darin, daß nicht bei allen die Fundamentalentfernung, d. i. der Raum zwischen dem Frost- und dem Siedepunkte, in gleich viele Theile, welche Grade heißen, getheilt wird. Der untere Theil der Röhre, vom Frostpunkte bis an die Kugel, wird in eben so große Grade, als sie die Fundamentalentfernung enthält, getheilt. Die Grade über dem Frostpunkte heißen Wärmegrade, die unter demselben Kältegrade; jene werden in der Schrift mit +, diese mit — bezeichnet. Die Eintheilung, Scale genannt, wird entweder in die Glasröhre mit Flußspathsäure eingeätzt, oder auf einem besondern Glas-, Metall- oder Holzstreifen, auf welchem die Röhre befestigt ist, aufgetragen. Die vier gebräuchlichsten Arten des Quecksilber-T.s sind: 1) das Réaumur'sche oder das T. mit der achtzigtheiligen Scale, vorzüglich in Deutschland gebräuchlich; der Frostpunkt ist mit 0, der Siedepunkt mit 80 bezeichnet, z. B. + 10° R. heißt 10 Grade Wärme nach Réaumur; sowie — 18° R. 18 Grade Kälte nach Réaumur. 2) Das Celsius'sche oder Centesimal-T., oder das T. mit der hunderttheiligen Scale, vorzüglich in Schweden und Frankreich gebräuchlich, hat am Frostpunkte 0, am Siedepunkte 100 stehen. 3) Das in England vorzugsweise gebrauchte Fahrenheit'sche, dessen Fundamentalentfernung 180 Grade hat, welches aber am Frostpunkte nicht mit 0, sondern mit 32, am Siedepunkte nicht mit 180, sondern mit 212 bezeichnet ist. Es gibt nämlich auf dieser Scale zwei Gefrierpunkte, einen natürlichen, der mit dem Nullpunkte der beiden vorhergehenden Scalen zusammenfällt, weil er auf dieselbe Art bestimmt worden ist und einen künstlichen, als denjenigen Punkt, bis zu welchem das Quecksilber sinkt, wenn das T. in eine sogenannte kaltmachende Mischung aus Schnee und Salmiak getaucht wird und welcher 32 Grade unter dem natürlichen Frostpunkte liegt. Vom künstlichen Frostpunkte fängt man bei dieser Scale an zu rechnen; er ist daher mit 0, der natürliche aber mit 32, mithin der Siedepunkt mit 212 bezeichnet. 4) Endlich das, zum Theil in Rußland gebräuchliche de l'Isle'sche, dessen Fundamentalentfernung 150 Grade enthält und bei welchem der Siedepunkt mit 0 und der Frostpunkt mit 150 bezeichnet ist. Man muß daher die Grade einer Scale auf die einer andern zu verwandeln wissen. — Zur Bestimmung sehr hoher Grade von Hitze dienen die Pyrometer (s. d.). Um kleine Wärmeänderungen

genau bestimmen zu können, gebraucht man das Thermoskop (von Rumford) oder das Differential-T. (s. d.). Viel brauchbarer und daher auch wichtiger ist das sogenannte Maximum- und Minimum-T., welches die Bestimmung hat, den, während eines gewissen Zeitraums stattgefundenen, höchsten u. niedrigsten Temperaturgrad von selbst anzugeben; man nennt sie daher auch Thermometrographen. Sie liegen horizontal; das Maximum-T. ist mit Quecksilber gefüllt, das Minimum-T. dagegen mit gefärbtem Weingeist. In jenem befindet sich ein Cylinderchen von Eisen oder Fischbein, in diesem aber eines von Glas. Wenn sich nun das Quecksilber ausdehnt, so treibt es das eiserne Cylinderchen vor sich hin und läßt es, sobald das Quecksilber wieder zurückgeht, an der Stelle der stattgefundenen höchsten Temperatur liegen. Wenn sich der Weingeist zusammenzieht, so nimmt er das gläserne Cylinderchen mit fort (was die starke Adhäsion zwischen Glas und Weingeist verursacht), und läßt alsdann bei seinem Wiederausdehnen an der Stelle der stattgefundenen niedrigsten Temperatur liegen.

Thermopyle (gr. d. i. Warmthor), ein Engpaß am Oeta, welcher von Thessalien nach Lokris und Phokis führt, nach hier befindlichen, dem Herkules geweihten Bädern benannt, ist in der Geschichte als Versammlungsort der Amphiktyonen (s. d.) und durch den Heldentod des Leonidas (s. d.) berühmt.

Thersites, Sohn des Agrios, der häßlichste und bösartigste unter allen Griechen, die vor Troja waren, dessen Schmähsucht keinen verschonte. Er soll durch Achilles getödtet worden seyn, weil er der schönen Penthesileia, der Amazonenkönigin, welche Achilleus besiegte, die Augen ausstach; nach Anderen, weil er sagte, Achill habe mit dem Leichname der Königin unziemliche Dinge vorgenommen. Er war auf einem Gemälde der delphischen Lesche von Polygnotos, im Würfelspiel mit Palamedes, dem Erfinder dieses Spieles, abgebildet.

Thesaurus, 1) Sammlung verschiedener und zerstreuter Bemerkungen, Monographien ꝛc. nach den verschiedenen Wissenschaften: so ein T. theologicus, Venedig 1762, 16 Bde., 4.; T. theologico-philologicus, von Mentheu, Amsterdam 1701 f., 2 Bde. Fol.; Novus t. theologico philologicus, von Hasäus und Iken, Leyden 1732, 2 Bde. Fol.; T. antiquitatum graecarum von Gronov; T. antiquitatum romanarum von Grävius und desselben T. antiquitatum Italiae, Leyden 1704—1723, 30 Bde., und T. antiquitatum Siciliae, Sardiniae, Corsicae etc. ebendaselbst 1704—1725, beide zusammen 45 Bde. Fol.; T. antiquitatum roman. von A. H. de Sallengre, Haag 1716—1719, 3 Bde. Fol.; T. gemmarum vet., von Passeri, Rom 1781—1783, 3 Bde. Fol.; T. numismatum ant., Venedig 1683, 4.; T. antiquitatum germ. von Schilter u. v. A. — 2) T., s. v. a. Lexikon, als Sammlung aller in einer Sprache vorkommenden Wörter. In letzterer Bedeutung besonders die T.-ren der griechischen u. lateinischen Sprache von Stephanus und die lateinischen von Faber, Geßner, Forcellini, Curio u. A.

Theseus, Sohn des Königs Aegeus zu Athen (s. d.), ward bei seinem Großvater erzogen und kam erst im sechzehnten Jahre nach Athen, wo er jedoch schon so viel Kraft erlangt hatte, daß er den Fels, unter welchem als Erkennungszeichen seines Vaters Schwert verborgen war, aufheben konnte. Der Isthmus von Korinth, den er zu überschreiten hatte, war von Räubern belagert, welche er alle tödtete. (Siehe die Artikel Prokrustes, Kerkyon, Periphetes [dessen Keule er als Waffe gebrauchte], Sinis und Schiron); wie er auch den marathonischen Stier und die krommyonische wilde Sau erlegte. Er befreite die Athener von dem schimpflichen Tribute, den man dem Minos erlegen mußte, wozu ihm jedoch Ariadne (s. d.) verhalf. Er entführte sie hierauf, und verließ sie auf der wüsten Felseninsel Naxos. Nach seiner Rückkehr ordnete er die Angelegenheiten in Athen und begab sich dann mit Herkules auf den Argonautenzug, auf den Zug gegen die Amazonen, von welchen er sich die schöne Königin Hippolyta mitbrachte, die ihm den Hippolytos gebar. Dann schloß er Freundschaft mit dem Sohne des Zeus und der Dia, mit Pirithoos, raubte ihm die schöne Helena, in welche beide verliebt waren und die durch's Loos dem T. zufiel, worauf er sich nochmals mit

Pirithos verband, um auch diesem eine gleiche Schönheit zu verschaffen: das war Proserpina, welche zu holen die Helden in die Unterwelt hinabstiegen; doch, da sie sich ermüdet niedersetzten, blieben sie für ewig an dem Felsen haften. Die Geschichte wäre nun aus; da man sie aber später noch vielfältig ausmalte, so bedurfte man der beiden Helden und deßhalb mußte Herkules sie befreien, wobei Pirithoos das Gesäß einbüßte (nach Anderen auch T.), der daher Apygos zubenannt wurde. Pirithoos vermählte sich nun mit der schönen Hippodamia; auf seiner Hochzeit fiel das berühmte Gefecht der Lapithen und Centauren vor, in welchem die letzteren fast ganz vernichtet wurden. T. vermählte sich noch mit Phädra (s. d.), welche ihm den Demophon und Akamas gebar; auch aus seinen früheren Jahren sind mehre Kinder von ihm da: so ward Ariadne Mutter des Oenopion und Staphilos, welcher letztere jedoch besser Bacchos Sohn genannt wird; ferner gebar ihm die Tochter des Räubers Sinis, Perigune, den Menalippos. Auch von Helena schreibt man ihm die Iphigenia zu, welche Klytämnestra, nur um ihrer Schwester Schande zu verbergen, für die ihrige ausgegeben haben soll. Von Menestios aus seinem Reiche Attika, das erst durch ihn zusammenhängend, kräftig und groß geworden war, vertrieben, flüchtete er zu Lykomedes, ward aber durch diesen von einem Felsen herabgestürzt. Lange nachher ward, und zwar erst auf Befehl des Orakels, sein Leichnam aufgesucht und nach Athen gebracht; da aber verehrte man ihn als Gott und baute ihm einen prachtvollen Tempel von weißem Marmor, der noch jetzt fast ganz erhalten ist.

Thesis, ein gewisser angenommener Satz; namentlich ein Satz, der zum Gegenstand einer gelehrten Disputation gewählt wird (Streitsatz). In der Redekunst ein ganz allgemeiner Satz, ohne irgend eine Anwendung; er wird der Hypothesis entgegengestellt, die einen Satz mit näherer Anwendung auf Zeit und Umstände, Personen 2c. bezeichnet. In der Musik der Niederschlag oder der volle Takt, mit welchem ein Stück anfängt; die Benennung kommt daher, weil man den Anfang des Taktes mit dem Niederschlagen der Hand oder des Fußes bezeichnet.

Thermaphorien hieß ein Fest der Ceres (s. d.), das mit den eleusinischen Geheimnissen (s. d.) in Verbindung stand.

Thespiä, eine im Alterthum berühmte Stadt in Böotien, am Helikon, von Thespios, dem Sohne des Erechtheus erbaut, Vaterstadt des Praxiteles. Hier wurde zuerst der Dienst der Musen (daher diese Thespiades hießen), eingeführt. Von Xerxes zerstört, wurde die Stadt wieder aufgebaut. Hier 378 v. Chr. Schlacht zwischen den Lacedämoniern unter Phöbidas und den Thebanern, in der Phöbidas selbst fiel. Bei T. waren Quellen, die unfruchtbaren Weibern empfohlen wurden. Jetzt findet man noch Ruinen bei Rimocastro.

Thespis, ein alter griechischer Tragödienschreiber, aus Ikaria in Attika gebürtig, lebte ungefähr 500 Jahre v. Chr. Geburt. Zu seiner Zeit wurden die Trauerspiele durch Chöre von Musikern und Tänzern vorgestellt, welche unter dem Tanze Sololieder zu Ehren des Bacchus sangen. T. führte nun eine Person ein, die allemal zwischen den Gesängen des Chores eine Fabel von tragischer Art, oder etwas Aehnliches recitirte; diese nannte man Episode und eben daher hat man ihn auch für den Erfinder der Tragödie gehalten, die freilich in ihrem Entstehen höchst roh und unvollkommen gewesen seyn mag. Horaz sagt, daß dieser T. seine Schauspieler auf einem Karren umhergeführt habe, wo sie ihre Stücke vorgestellt und die Gesichter dabei mit Weinhefe, oder, wie Andere verstehen, mit Bleiweis und Zinnober beschmiert hätten. Der Karren des T. wird daher oft erwähnt, wenn man noch von der ersten Kindheit, in der sich das Trauerspiel befand, spricht. Von seinen Gedichten ist Nichts auf uns gekommen.

Thessalien, der nördliche Theil des alten Griechenlands, im Osten vom thermäischen Meerbusen begränzt, gegen Süden schneidet es der Oeta von Böotien und der Pindus im Westen von Epirus, gegen Norden der Olympos von Macedonien. Es war ein fruchtbares, romantisches Land, das von zahlreichen Flüssen

römt wurde, unter denen der Peneus, an dessen Ufern das paradiesische Tempe lag, der berühmteste ist. Es hatte ebenso üppige Saatfelder und ärten, als Viehweiden; vorzüglich berühmt war die thessalische Pferdezucht. ist mit am frühesten unter allen Theilen Griechenlands bevölkert worden. Die Aemonen oder Hämonen (von denen das Land auch Hämonia werden als die ältesten Bewohner genannt; dann wanderten Pelasger und ein: die letzteren unter Deukalion, im 6. Jahrhunderte vor Christo. Dort n auch die berüchtigten Centauren und die Lapithen, Bergvölker am Olym- Ossa. Die östliche Erdzunge, die sich weit in das ägäische Meer erstreckt, aus dem Gebirge Pelion, das die Giganten auf den Ossa thürmten, um mmel zu erstürmen. Auf dem Gipfel des Pelion (jetzt Petra) ist eine te Höhle, in der der Centaur Chiron, Achilles Lehrer, gewohnt haben soll. schienen zuerst in der alten Sage Achäus, Aeolus Dorus, als Stamm- r nach ihnen benannten, griechischen Völkerschaften und es bildeten sich nach ch mehre kleine Staaten, z. B. der von Jolkos, wo Aeson herrschte, der des Argonautenführers Jason; ferner Pythia, wo Peleus, Achilles Vater, e Myrmidonen herrschte und Pherä, das sich in späteren Zeiten zu einem en Reiche erhob. Hier war Admet (Alcestens Gemahl) einst König, zuletzt er der Tyrann. In Anthela bei Thermopylä waren die Herbstversamm- der griechischen Bundesstaaten der Amphiktionen. Philipp von Mace- machte sich zum Herrn von ganz T. und es blieb unter macedonischer aft, bis es in eine römische Provinz verwandelt wurde. Jetzt macht es em Namen Janjah einen Theil der europäischen Türkei aus. Die alten phen theilten das Land ein in: Thessaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und tis; statt der beiden letzteren findet man auch die Namen Magnesia und bia. Die merkwürdigsten Gebirge T.s sind: der Pindus, der Oeta, Ossa, lion und vor allen der Göttersitz Olympus an der macedonischen Gränze. en Flüssen sind die berühmtesten, außer dem Hauptstrome, dem Peneus oder s (jetzt Salympria), der sich durch das von den Schluchten des Olympos lossene Tempe in das Meer ergießt: der Apidanus, Achelous, Asopus percheios; unter den Städten, außer den genannten: Hellas, Trachin oder a, Pharsalus u. s. w. T. war das Mutterland mehrer der berühmtesten Heroen: Achilles, Jason, Philoktetes, Patroklus, Pirithous. Auch stand Rufe, Zauberkräuter in vorzüglicher Menge und Güte hervorzubringen und essalierinnen waren durch ihre Zauberkünste vor anderen so berüchtigt, daß is (eine Thessalierin) bisweilen so viel heißt als eine Zauberin oder Hexe.

Thessalonich war im Alterthume der Name der Stadt Salonichi (s. d.) cedonien.

Thetis, Tochter des Nereus und der Doris. Da dieser Nereide nach einem ulsspruche, größer werden sollte, als sein Vater, so mußte die Unsterb- it einem Sterblichen, mit Peleus (s. d.) vermählen, von welchem sie des Achilles wurde.

Theuerdank, ein berühmtes, altdeutsches, episches Gedicht, zuerst erschienen als dessen Verfasser sich Melchior Pfinzing, Geheimschreiber Kaiser ilian's u. gestorben als Propst zu Mainz 1535, nennt, das aber (wie Treitz- ins Weißkunig), größtentheils von dem genannten Kaiser selbst herrührt. ute Bearbeitung gibt es noch nicht. Das Gedicht ist eigentlich mehr sch und didaktisch und besingt in rauher Meistersängerweise T.s (Maxi-) Vermählung mit Ehrenreich (Maria von Burgund). T. muß, von old (der Ruhm) begleitet, viele Abenteuer bestehen gegen Fürwittig (die), Neidelhart (männlicher Gegner) u. A., besiegt sie, unternimmt einen g und gewinnt endlich Ehrenreich zur Gattin. Das Verständniß des wird durch die gehäuften Allegorien schwierig. Ausgaben: Die schon ngeführte Nürnberger von 1517, prachtvoll mit gemalten Holzschnitten, von Schäufelein in Fol.; *eine Augsburger von* 1519, ebenfalls Fol. Der

Druck dieser beiden Ausgaben, namentlich der erstern, wurde geraume Zeit für nicht mit beweglichen Lettern zusammengesetzt, sondern aus ganzen Tafeln bestehend gehalten, wogegen indessen zwei, in dem Werke selbst sich findende, Beweise streiten: 1) daß in dem Worte „schickhet" ein verkehrtes i (!) und sodann 2) im Register ein paar Buchstaben verschoben aufgefunden worden sind. Umgearbeitete Ausgabe von Burkhard Waldis, Frankfurt 1553—96 in 5 Ausgaben, und von Matth. Schultens im 17. Jahrhunderte. Die neueste Ausgabe ist von Haltaus, Quedlinburg 1836. Vgl. A. G. Titz, Ueber den T., Altdorf 1714; G. Köhler, de inclyto libro T., ebd. 1714, n. A. von Hummel, 1790.

Theuerung heißt überhaupt das Mißverhältniß, welches dadurch entsteht, daß der Preis die Hervorbringungskosten eines Gegenstandes (der Wolle, des Tuchs, der Leinwand, der Seidenwaaren, des Holzes, des Oels 2c.), im weitesten Sinne unverhältnißmäßig u. bei weitem übersteigt u. ist Folge von Handelsconjekturen. Besonders aber entsteht T. durch Mißverhältniß in Bezug auf den Preis des Getreides, als nach unserem Culturzustande des ersten aller Lebensbedürfnisse, von dem alle übrigen Preise mittelbar abhängen. Zu einem hohen Grade u. zum argen Mißverhältnisse gegen den Preis anderer Dinge gesteigert, wird die T. zur Hungersnoth und dieß Ereigniß eine wahre Calamität, ein Landesunglück. — Künstliche T. wird oft durch Aufkäufe Einzelner veranlaßt, um damit Wucher zu treiben u. ist mehr u. öfter ein Phantom, als eine Wahrheit. Vergl. übrigens den Artikel Getreidehandel.

Theurgie, die vorgebliche Wissenschaft, sich mit Geistern in Verbindung zu setzen und sich dieselben dienstbar zu machen; daher Theurg, Einer, der sich damit abgibt.

Thibaudeau, Antoine Claire, Graf von, ein sehr verdienter französischer Staatsmann und Geschichtsschreiber, geboren zu Poitiers 1765, studirte die Rechte und wurde Advokat und 1792 Mitglied des Nationalconvents, in dem er für den Tod des Königs stimmte. 1795 zum Präsidenten des Convents erwählt, bewies er sich sehr energisch bei den jakobinischen Unruhen am 12. Germinal und trug viel zur Vollendung und Einführung der Verfassung vom Jahre III. bei. Seine große Popularität machte, daß er damals von 32 Departements zugleich in den Rath der Fünfhundert gewählt wurde, dessen Mitglied er bis 1799 blieb. Nach der Revolution vom 18. Brumaire berief Napoleon ihn in den Staatsrath und 1808 wurde er in den Grafenstand erhoben und Präfekt von Bordeaux. Nach der Restauration wurde er als Königsmörder vertrieben, ging in die Schweiz und nachher nach Oesterreich, wo er ein Handelsgeschäft zu Prag gründete. Nach der Julirevolution kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Außer vielen, in den Zeitschriften der Revolutionsepochen zerstreuten, Aufsätzen schrieb er eine „Histoire du terrorisme dans le département de la Vienne" (Paris 1795) und im Verein mit Bourdon de la Crosnière „Recueil des actes héroiques et civiques des républicains franç.", Paris 1795. Großen Werth für die Revolutionsgeschichte haben seine „Mémoires sur la convention et le directoire" (2 Bde., Paris 1824; neue Auflage 1827) und „Mémoires sur le consulat et l'empire" (10 Bde., Paris 1835). Auch veröffentlichte er eine sehr lehrreiche „Histoire générale de Napoléon" (5 Bde., Paris 1827—28; deutsch, 5 Bde., Stuttg. 1827—30).

Thibaut, Anton Friedrich Justus, einer der genialsten deutschen Rechtsgelehrten, geboren zu Hameln im Königreiche Hannover 1774, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, habilitirte sich 1796 in Kiel und wurde zuerst 1798 Adjunkt der Juristenfakultät und 1799 ordentlicher Professor. Im Jahre 1802 folgte er einem Rufe nach Jena und 1805 nach Heidelberg, wo er bis zu seinem Tode, 1840, als ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, später mit dem Geheimrathstitel und mit dem Commenturkreuz des Zähringerlöwen beehrt, wirkte. — Nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft verlangte T., zur Sicherheit Deutschlands, Gleichheit des Rechtes und der Gesetze in allen, zum

deutschen Staatenbunde gehörigen Ländern, bei welcher Veranlassung Savigny als sein Gegner auftrat. Sein Haus war ein Tempel der Künste, namentlich der Musik (vergl. Palestrina, „Reinheit der Tonkunst", 2. Auflage 1826). Sein Hauptwerk ist „System des Pandektenrechts" (2 Bde., 8. Aufl. 1834). Außerdem „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts" (2. Aufl. 1806); „Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts" (2. Auflage 1806); „Ueber Besitz und Verjährung" (1802); „Civilistische Abhandlungen" (1814); „Archiv für civilistische Praxis" (mit Mittermaier und Löhr seit 1818 u. s. w.). Seinen „Nachlaß" gab C. J. Guyet heraus (2 Bde. 1804—42). Auch T.s Styl ist ausgezeichnet durch Präcision, Klarheit und Anmuth.

Thielau, Heinrich Erdmann August von, Landesältester der Oberlausitz und Mitglied der sächsischen Ständeversammlung, wurde den 11. Oktober 1798 zu Braunschweig geboren, besuchte preußische und sächsische Schulen, dann das Carolinum zu Braunschweig und die Universitäten zu Göttingen und Leipzig, während welcher Zeit er auch instruktive Reisen machte. Er trat erst in Braunschweigische, dann in sächsische Staatsdienste, widmete sich aber seit 1826 lediglich der Verwaltung seiner Güter und den ständischen Angelegenheiten. Seit 1833 hat er auf allen Landtagen, mehrmals als Vorstand und Referent der Finanzdeputation, mit hohem Einfluß und Auszeichnung gewirkt. Beredtsamkeit, dialektische und parlamentarische Gewandtheit und Unabhängigkeit der Gesinnung zeichnen ihn aus. Er ist weder systematischer Oppositionsmann, noch ministeriell und man findet ihn bald auf dieser, bald auf jener Seite, aber stets seiner Ueberzeugung, zuweilen auch wohl seiner Laune folgend. Sein Fehler ist Heftigkeit und Reizbarkeit und an diesem Mangel an Ruhe und Geduld scheiterte seine Wirksamkeit als Vicepräsident der zweiten Kammer auf dem außerordentlichen Landtage von 1847.

Thielmann, Johann Adolph, Freiherr von, k. preußischer Generallieutenant, geb. zu Dresden 1765, kam 1791 als Lieutenant zu einem sächsischen Husarenregimente und zeichnete sich im Rheinkriege bei mehren Gelegenheiten durch Muth und Geistesgegenwart aus. Er erhielt deßhalb den sächsischen Heinrichsorden. Im Feldzuge von 1806 war er Major, wohnte darauf der Belagerung von Danzig u. der Schlacht von Friedland bei und wurde hierauf Oberster und Adjutant des Königs von Sachsen, sowie 1809 Generalmajor. Mit 2000 Mann und weniger Cavalerie und Artillerie wehrte er den Oesterreichern anfänglich den Eingang nach Sachsen, u. zog sich endlich vor der Uebermacht ohne Verlust bis an die Saale zurück. Im französisch-russischen Kriege stand er bei der Hauptarmee und glücklich entging er den Gefahren an der Berezina. Der König von Sachsen erhob ihn hierauf in den Freiherrnstand und übertrug ihm die Vertheidigung Torgau's. Nach der Lützener Schlacht verließ er Torgau und trat zu den Alliirten über, kämpfte an der Spitze eines Freikorps in Sachsen und wirkte zur Vorbereitung der Leipziger Schlacht. Der Kaiser von Rußland verlieh ihm am Ende des Krieges mit Frankreich das Commandeurkreuz des Ordens vom heil. Georg. In der Schlacht von Waterloo befehligte er eine Division, wurde hierauf Militärgouverneur der westphälischen Provinzen und starb 1825 zu Koblenz.

Thiemo, der Heilige, Erzbischof von Salzburg, (erwählt 1088) der Abkömmling einer gräflichen Familie, wurde in der Schule des berühmten Klosters Niederaltaich gebildet u. erwarb sich, neben den Wissenschaften, auch ausgebreitete Kenntnisse in den mechanischen Künsten. Bevor er zur erzbischöflichen Würde erhoben wurde, war er Abt des Klosters St. Peter in Salzburg. Im Jahre 1101 legte er, in Folge verschiedener widriger Schicksale, sein bischöfliches Amt nieder und suchte zu Admont in der Nähe von Radstadt Schutz. Hierauf begab er sich nach Palästina, wo er den Martyrertod fand. T. war ein ausgezeichneter Bildhauer und noch jetzt zeigt man verschiedene Statuen der hl. Jungfrau

zu St. Peter in Salzburg, zu Admont, zu Radstadt, zu Altenmarkt u. a. O. als Werke von seiner Meisterhand. Vgl. d. Artikel Bildgießerei.

Thienemann, Friedrich August Ludwig, Naturforscher, geb. den 25. Dezember 1793 zu Gleina bei Freiburg an der Unstrut, Sohn eines Predigers, kam 1805 auf die Domschule in Naumburg, 1808 nach Schulpforta, studierte die Natur- und Heilkunde in Leipzig und wurde daselbst 1820 zum Dr. med. promovirt. Er bereiste nun Rußland und Norwegen und kehrte erst nach einem Jahre zurück nach Leipzig, wo er sich 1821 als Privatdocent niederließ. 1825 wurde er zum zweiten Inspektor des Naturalienkabinets in Dresden ernannt und hielt von 1826 an Vorlesungen am Blochmannschen Institut, und 1830 am Kadettenkorps; 1831 legte er seine Stellen nieder, und bezog in der Nähe von Dresden eine kleine Landbesitzung und lebte fortan nur den Naturwissenschaften, unternahm auch wiederholte Reisen in das nördliche Europa; 1840 wurde er wieder angestellt an der königlichen Bibliothek in Dresden. — T. hat, in Verbindung mit seinem ältern Bruder G. A. W. T. und mit E. Brohm (s. d.), geschrieben: „Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europa's mit Abbildung ihrer Eier," 5 Abtheilungen, Leipzig 1825—1838. — Ferner schrieb er: „Reise nach dem Norden Europa's," 2 Bde. Leipzig 1824—1827. — „Lehrbuch der Zoologie," Berlin 1828 ꝛc. E. Buchner.

Thierarzneikunde, Thierheilkunst, Zooiatrica, ist jene, auf theoretische Grundsätze, Erfahrungsregeln und praktische Fertigkeiten gegründete Lehre, welche die krankhaften Vorgänge und Entwickelungen im thierischen Organismus, sowie deren kunstgemäße Behandlung zum Gegenstande hat — Krankheits- und Heilungslehre, Zoopathologie u. Therapie — u. sich zugleich über die naturgemäße Lebensweise der Thiere, deren Wartung und Pflege — Diätetik, Gesundheitserhaltung — Prophylaktik — Fortpflanzung — Zucht — u. ökonomische Benützung verbreitet. In dieser vielseitigen Richtung gibt sie sowohl einen wichtigen Zweig der Heilkunde, als im Allgemeinen der Naturwissenschaft und Landwirthschaft ab, der, zu einer selbstständigen Doktrin erhoben, „Veterinärwissenschaft, ars veterinaria" heißt. Da aber die verschiedenen Thiergattungen in der Organisation, in der Funktion der einzelnen Organe und deren Wechselverhältniß, in der Lebensweise, sowie in der Empfänglichkeit zum Erkranken im Allgemeinen, der vorwaltenden Disposition zu eigenthümlichen Krankheitszuständen und deren eigenartigem Verlaufe und Stärke nicht minder, als in der größern oder geringern und eigenthümlichen Empfänglichkeit von einander abweichen, so zerfällt diese Wissenschaft in dieser Beziehung wieder in verschiedene Zweige, deren vornehmste sind: die Pferdeheilkunst (Hippiatrica), Maulthierheilkunst (Mulomedicina), die Rindviehheilkunde (Buiatrica), die Schaafheilkunst (Probatiatrica oder Oiiatrica), die Ziegenheilkunst (Aigiatrica), die Schweineheilkunst (Hyiatrica), die Hundeheilkunst (Kyniatrica), die Katzenheilkunst (Ailuriatrica), die Federvieh- Bienen- und Seidenraupenheilkunst u. s. w., aufzuführen sind. Das Studium der T. erfordert die nämlichen Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften, wie die Menschenheilkunde (s. Arzneikunde); Zootomie und Physiologie, die Lehre von dem Exterieur, die Hufbeschlagkunst und Gestütskunde, allgemeine Zoopathologie und Therapie, nebst Arzneimittellehre bilden ihre Grundlage, deren Ergebnisse die besondere Pathologie und Therapie, sowie deren Einzeltheile, die Veterinär-Chirurgie und Ophthalmologie (Augenheilkunde) sind. Dagegen unterscheidet sich die T. von der Menschenheilkunde besonders bezüglich der Krankheitserkenntniß, einmal, weil bei den Thierkrankheiten fast lediglich nur die objektiven Krankheitserscheinungen die hervortretenden sind, da dem Thiere die Wortsprache fehlt und dadurch die klare Mittheilung der subjektiven Gefühle fehlt, indeß diese auch beim Menschen durch Täuschung und übertriebene Empfindlichkeit die Veranlassung zu irriger Krankheitsbeurtheilung werden können; das andere Mal und vorzugsweise ist die Krankheitserkenntniß bei den Thieren leichter, als

beim Menschen, weil bei diesem die sensitive Lebenssphäre, seiner mannigfachen Lebensverhältnisse wegen, das irritable und rein vegetative Leben beherrscht und überwiegt, während das letztere beim Thiere das vorwaltende ist, sowie das Thier bei seiner gewöhnlich naturgemäßen Nahrungs- und Lebensweise, ohne direkte Krankheits- oder Schädlichkeitseinwirkung, in seiner Integrität verharret und Eindrücke sensitiver Art sich nicht überleben und überhaupt die Krankheiten bei den Thieren einer und derselben Gattung sich selten individualisiren. Der Schwierigkeit im Individualisiren einer und derselben Krankheit nach den verschiedenen constitutionellen und anderen Verhältnissen des menschlichen Organismus bei der Krankheitsbehandlung, dem thierischen, sich in dieser Beziehung fast stets gleich bleibenden gegenüber, hält der Umstand die Wage, daß nicht nur eine und dieselbe Krankheitsform bei den verschiedenen Thiergattungen wesentlichen Modifikationen unterliegt, sondern auch selbst schon, daß bei ihnen manche Arzneimittel in der Art und Stärke ihrer Wirkung variiren und sogar eine, oft ganz entgegengesetzte, Wirkungsweise hervorriefen und daß operative und manuelle Eingriffe bei den Thieren, ihres starken und oft gefährlichen Widerstandes willen, weit schwieriger auszuführen sind. — Wenn gleich in Hinsicht der Heilobjekte die Menschenheilkunde einen höhern Rang einnimmt, so ist doch die T. für die materielle Wohlfahrt des Staates von sehr hohem Belange und in ihrer Rückwirkung auf die erstere von unverkennbarem Werthe, denn sie vollendet, in Verbindung mit der erstern, ein abgeschlossenes Ganzes und begründet in der beiderseitigen Abstraktion das Interessanteste der gesammten Heilkunde: die, erst in der neuesten Zeit zu einer eigenen Doctrin erhobene, „vergleichende Krankheits- und Heilungslehre, die Naturgeschichte der Krankheiten.“ In diesen letzteren Rücksichten ist es sehr zu beklagen, daß manche Staaten noch so wenig das weitere Emporkommen dieser, theilweise noch in ihrer Kindheit liegenden, dabei aber noch von der Systemsucht der Menschenheilkunde freiern, auf reine Naturbetrachtung begründeten, Wissenschaft und des thierärztlichen Standes durch Gleichstellung in den Vortheilen, Rechten und Vergünstigungen mit der Menschenheilkunde und jener ihrer Vertreter zu fördern bemüht sind, während der Eifer streng wissenschaftlich gebildeter Aerzte für dieselbe die höchste Anerkennung verdient. — Die Geschichte der T. verliert sich, wie jene der Menschenheilkunde (s. Arzneikunde), in das Dunkel der frühesten Zeit. Man theilt sie in 4 Perioden. Die erste Periode, beginnend von der Zeit an, wo der Mensch, in den Besitz von Hausthieren gelangend, den eigenen Instinkt der Thiere, oder die, an sich oder an diesen gemachten Erfahrungen benützend, durch Anwendung von Heilmitteln ihren Krankheiten entgegenzuwirken bemüht war und hinabreichend bis zum 13. Jahrhundert, der Zeit des Wiedererwachens eines regern Eifers für die Wissenschaften. Dieser große Zeitraum trug sehr wenig zur wissenschaftlichen oder praktischen Förderung dieser Wissenschaften bei und stellte kaum mehr, denn auf unrichtige Beobachtung u. Vergleichung und meistens nur auf Aberglauben begründete, Heilmittel den Thierbesitzern und den, sich schon in den ältesten Zeiten vorfindenden, Thierärzten — thierärztlichen Empirikern — zu Gebote. Die erste Andeutung über Thierkrankheiten gibt das 2. Buch Mosis, 9. Kapitel und das 3. Buch, 22. Kap. Nach dem ägyptischen Zendavesta hatte die T. dort schon eine sehr frühzeitige Selbstständigkeit erlangt, denn in diesem ist schon eine Art Taxe enthalten; auch wurde daselbst im 3. Jahrhundert v. Chr. von dem, zum Buddhathum bekehrten, indischen Könige Asoka oder Piyadasi die heilende Hülfe bei erkrankten Thieren, so wie die Errichtung von Krankenhäusern für dieselben förmlich geboten. Indische Manuscripte über T. überkamen noch auf die neuere Zeit. In Griechenland hatte man mit Beginn der christlichen Zeitrechnung Thierärzte, die großes Ansehen genossen, deren Werke jedoch größtentheils verloren gingen und nur in Bruchstücken noch existiren; sie reichen blos bis zum 5. Jahrhunderte. Sämmtlich wurden dieselben im 10. Jahrhundert durch Kaiser Konstantin Porphyrogenitus gesammelt und man findet sie noch unter dem Titel: *Τῶν ἱππιατρικῶν βιβλία δύω*. Veterinariae medicinae

libri duo, a Joanne Ruellio, Basel 1538. Die darin genannten Schriftsteller sind vorzugsweise: Emalius von Theben (d. ä.), Stratonicus und Hieronymus aus Lybien, Absyrtus, Hippokrates, Hemerius, Pelagonicus, Theomnestes, Aemilius aus Spanien, Africanus, Anatostus, Archidemus, Agathotycleus, Baretius, Cassius, Demokritus, Erianes, Hierokles, Nephon, Pamphilus, Pelagonius, Pisterius aus Sicilien, Litorius von Benevent, Mago, Tiberius u A. Die römische Literatur dieser Zeitepoche bietet wenig Werthvolles. Unter den Schriften aus der damaligen Zeit, die meistens von Landwirthen verfaßt waren, sind die von Columella die werthvollsten und verdienen speziell hervorgehoben zu werden. Die zweite Periode der Veterinärgeschichte hebt mit Jordanus Rufus, dem Marschalk des gelehrten Kaisers Friedrich II. († 1250), ihrem ersten und wichtigsten Schriftsteller, an. Dessen Verdienst besteht vorzugsweise in einer ausgezeichneten Darstellung der Fehler der Füße. Minder werthvoll erscheinen die Schriften von dem fast gleichzeitig lebenden Albertus Magnus oder Albert von Bollstädt, Bischof von Regensburg. Einen interessanten Beitrag zu den Leistungen in der T. liefern die Schriften von Kaiser Friedrich II. und jene des griechischen Arztes Demetrius Pepagomenus über die Krankheiten der damals für die Jagd gebrauchten Falken. Im 14. Jahrhundert war Laurent Rufius (oder Ruzzius, Ruse 2c.), nach eigenen Beobachtungen bearbeitete, Hippiatrik die hervorragendste Erscheinung. Dieselbe diente lange Zeit in Italien, Frankreich u. a. a. O. als Hauptwerk für die Pferdeheilkunde. Das 15. Jahrhundert war in Italien minder fruchtbar an literärischen Leistungen; im 16. dagegen zeichneten sich im Fache der T. die Werke eines A. Magno, Caracciolo, Bonacossa, Cito u. A. besonders aus. In den übrigen Ländern ward bis zum 15. Jahrhundert die T. nicht zum Gegenstande literärischer Bestrebungen gemacht, wo in Spanien Alphons V. durch seinen Majordomus, Manoel Diaz, und mit Hülfe der besten Thierärzte des Landes ein Werk hatte zusammenstellen lassen, das unter dem Titel Libro de Albeyteria zu Saragoza 1495 erschien und mehrere Auflagen erlebte. Hieraus, wie aus dem bald darauf erschienenen Werke „Libro de Albeyteria por de la Reyna" und die, im 16. Jahrhundert darauf folgenden, Schriften von Andrado Lopez de Camora und Calvo erhellt zur Genüge, daß die T. in Spanien keinen unfruchtbaren Boden gefunden hatte. Die wenigen Schriften über T. und ihr geringer Werth lassen erkennen, daß dieselbe in Frankreich im 15. und 16. Jahrhundert nicht besonders gepflegt worden ist. Unbekannter noch war dieselbe zur damaligen Zeit in England. Meistens waren es Italiener, welche dort die T. ausübten. In Deutschland blieb diese Wissenschaft fast gänzlich unbekannt, bis, vom 11. Jahrhunderte an, Uebersetzungen aus der griechischen und lateinischen Veterinärliteratur ein regeres Interesse für dieses Fach verrathen. Nachdem gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Nothwendigkeit des Studiums der Anatomie erkannt worden war u. hierüber verschiedene Schriften, z. B. Volcher Koyter's vergleichende Anatomie, Nürnb. 1573—75; Joh. Heroard's Hippostéologie, Paris 1599 und endlich Ruini's vorzügliche Anatomia dell' infirmita dell' Cavallo, Bologna 1598 2c. erschienen waren, gewann in Deutschland die T. einen höhern Aufschwung, obwohl die Fortschritte immer noch gering waren, da die Ausübung nur von Stallmeistern, Schmieden und Hirten gepflogen wurde. Am meisten zur Belehrung und Aufklärung in diesem Fache trug Solleysel's „Le parfait Maréchal", Paris 1664, auch in's Deutsche übertragen, bei. Auch noch mehre Arbeiten aus dieser Zeit zeugen von einem wiedererwachten Sinne für das Studium der Natur und der Krankheiten der Hausthiere. Ein reger Eifer für die T. erwachte mit dem 18. Jahrh. bei dem wiederholten Weiterverbreiten der Rinderpest über den größten Theil Europa's. Die furchtbare Verheerung, welche diese Seuche anrichtete und die gränzenlose Verarmung in ihrem Gefolge machten den großen Mangel an einsichtsvollen Thierärzten sehr fühlbar und ließen noch nebenbei den Uebelstand besonders hervortreten, daß bisher nur die Pferde Gegenstand wissenschaftlicher und ärztlicher Bemühungen gewesen sind. Dabei erkannten die Regierungen die niedere Bild-

Beiträge über Pferdeseuche lieferten Lancisi (Raggiamento intorno all epi- da Cavalli, Neapel 1712) und einige italienische und spanische Schrift- Damals fing in England die Zucht der Vollblutpferde an, ausgebreiteter und s Land werthvoller zu werden, darum hob sich auch dort das wissenschaft- Streben in der T. Die dortigen Leistungen in der Literatur dieses Faches n zu den gelungeneren und hatten hauptsächlich Markham, Clarke, Gibson, und Bartlett zu Verfassern, die, wie die meisten ihrer Nachfolger, zuerst gen waren. Frankreich machte zu dieser Zeit wenig Fortschritte in der T. chte nichts Neues. Deutschland blieb ebenso zurück; dort lag die Ausübung wie im Mittelalter, in den Händen der Stallmeister, Stallknechte, Schmiede, , Abdecker und dergleichen und entbehrte aller Spuren wissenschaftlichen ps, was auch kaum anders möglich war, weil diejenigen, welche die thier- ze Praxis üben wollten, nirgends einen gesetzmäßigen Anhaltspunkt fanden. letztere Umstand ließ Bourgelat, Chef der Ritterakademie zu Lyon, den zur Errichtung einer besondern Unterrichtsanstalt fassen und unter Beihilfe ür den Flor des Ackerbaues sehr thätigen, Ministers Bertin durch Eröffnung sten Thierarzneischule zu Lyon am 1. Januar 1762 und der zweiten solchen lt zu Alfort bei Paris im Jahre 1765 verwirklichen. Wenn gleich die chtung dieser Anstalten und die in denselben eingehaltene Bildungsrichtung Unterrichtsweise weniger geeignet war, mehr praktische, als theoretische Thier- hervorzubilden, so gaben sie der T. doch neuen Aufschwung, denn es hatte ld die Schule zu Alfort europäischen Ruf erlangt und Aerzte aus allen rn herbeigezogen, die von Regierungen gesendet waren, um nach diesem Muster in der Heimath solche Institute einzurichten. So entstanden die Thierarz- ulen zu Turin, Padua, Neapel, Wien 1769, Kopenhagen 1773, Dresden Hannover 1780, München und Berlin 1790, London 1792, Madrid 1794, burg, Marburg, Stuttgart 1821, Karlsruhe, Würzburg, Zürich, Bern, erin, Scara in Schweden, Pesth, Wilna, Petersburg, Utrecht 1821, Tou- 1825, Cureghem bei Brüssel 1833 und in Abouzobal in Aegypten 1828. Organisation dieser Schulen hatte vieles, bei den meisten heute noch be-

sämmtlicher Hausthiere, Klinik, Seuchenlehre, gerichtliche und polizeiliche Thierheilkunde. Die dazu verwendete Studienzeit muß mindestens sechs Semester umfassen; in den französischen Schulen beträgt sie acht, in der Berliner Schule für Thierärzte erster Classe sieben, für die der zweiten Classe sechs Semester, wovon das letzte Jahr hauptsächlich dem klinischen Unterrichte gewidmet und alle Unterrichtszweige, die praktisch gezeigt oder geübt werden können, mit Demonstrationen und praktischen Uebungen verbunden seyn müssen, wozu den Lehranstalten die nöthigen Mittel und Einrichtungen nicht abgehen dürfen, namentlich: physikalische Instrumente, ein chemisches Laboratorium, ein Naturalienkabinet, ein botanischer Garten, Herbarien, Secirsäle, Sammlungen von Skeletten, eine complete Sammlung chirurgischer Instrumente und Bandagen, Schmiede und Hufeisensammlung, Apotheke mit pharmakologischer Sammlung, Krankenställe, freie und Rasenplätze und möglichst eine kleine Meierei. — Ein vollständiges Verzeichniß der Literatur der allgemeinen Seite dieses Gegenstandes findet sich im encyklopädischen Wörterbuche der medizinischen Wissenschaften von Busch, Dieffenbach, Hecker, Horn, Jungker, Leuk und Müller, Berlin 1845, 33. Bd. S. 509. μ.

Thierchemie, s. Chemie.

Thierdienst heißt die göttliche Verehrung gewisser Thiere, wie dieselbe bei mehren Völkern des Alterthums, namentlich bei den Aegyptern und Indiern, stattfand und noch jetzt in fast allen heidnischen Religionen vorkommt. Der Grund des T.s ist besonders in einer Symbolisirung und in der Dankbarkeit der Menschen gegen die Thiere zu suchen, indem die einen der verehrten Thiere das Land von verwüstendem und gefährlichem Ungeziefer befreiten, andere die menschlichen Arbeiten unterstützen. Indeß nicht alle Thiere, die man für heilig oder unverletzlich hielt, hatten auch einen Cultus. In Aegypten verehrte man theils ganze Thierarten (z. B. den Ibis, den hl. Käfer), theils einzelne Individuen als Repräsentanten der Gattung (z. B. den Apis, Mnevis 2c.). Sichere Beweise von Symbolisirung bei dem T. sind die thierköpfigen Gottheiten bei den Aegyptern, z. B. Anubis mit einem Hunds-, Osiris mit einem Habichts-, Isis mit einem Stierkopfe 2c. In Indien gibt es viele heil. Thiere, so die großen hindostanischen Affen, von denen ganze Schaaren von den Braminen mit ehrerbietigen Ceremonien gefüttert werden; der Elephant, als Symbol der Klugheit und Stärke (deren 8 sollen die Erde tragen); der Schwan; der Habicht, auf dem Wischnu reitet; der Käfer, dessen krumme Hörner u. Glanz der Flügel die Sonne und die Planeten darstellen sollen; der Rabe, als Symbol der Seelen der Verstorbenen (dem man Reiß streut); der Ochs, den Schiwa vorstellend; die Kuh, Symbol der Allmutter Bhawani (wer eine Kuh tödtet, wird mit dem Tode bestraft). — Das Heiligen gewisser Thiere für eine Gottheit, war auch der griechischen Religion nicht fremd und selbst die Griechen hielten Thiere heilig wegen ihres Nutzens für menschliche Werke: so die Athener den Stier, wegen des Ackerbaues. Auch die Litthauer und Preußen hatten einen T. Selbst der Aberglaube des christlichen Volkes bindet noch manches Heilige an die Thierwelt: so gilt der Rabe noch als weissagend; der Storch und die Schwalbe sollen das Ausbrechen einer Feuersbrunst in einem Hause verhindern, auf dem sie ihr Nest haben.

Thiere und Thierreich. Die Thiere bilden mit den Pflanzen das Reich der organischen oder belebten Naturkörper, die sich von den unorganischen oder leblosen Körpern, den Mineralien, dadurch unterscheiden, daß sie aus ihrer äußern Umgebung Nahrungsstoffe aufnehmen und diese in ihrem Innern zu Säften umgestalten; daß sie von Innen nach Aussen wachsen, unbrauchbare Stoffe abscheiden, ihres Gleichen hervorzubringen vermögen; daß sie für die verschiedenen Lebensverrichtungen eigens eingerichtete Werkzeuge, welche man Organe nennt, besitzen und daß sie dem Tode unterworfen sind. Scharf unterscheiden sich jedoch die Thiere wieder von den Pflanzen durch willkürliche Bewegung und Empfindung; in dem Thiere spricht sich eine gewisse Frei-

heit und Selbstständigkeit aus. Der Körper des Thieres steht nicht mehr, wie die Pflanze, organisch mit der Erde in Verbindung; die tellurischen Fesseln sind gelöst, weil das Thier, auf organische Nahrung hingewiesen, nur selten das ausreichende Quantum von Nahrungsstoff an Einer Stelle auffindet. Thiere, welche hievon eine Ausnahme machen, wie z. B. die Polypen und viele Weichthiere, haften nur mechanisch an dem Boden; sie besitzen immer Körpertheile, wie z. B. die Fangarme, welche ihrer Willkür in Bezug auf Bewegung unterworfen sind. Ausser den eben aufgeführten Hauptunterschieden zwischen Thieren und Pflanzen lassen sich aber noch andere Unterscheidungsmerkmale angeben. Erstere besitzen eine einzige Oeffnung zur Aufnahme der Nahrung, den Mund, während letztere hiezu keine sichtbare Oeffnung haben, sondern ihre Nahrung an verschiedenen Stellen ihres Körpers aufsaugen. Jene bedürfen zu ihrer Nahrung in der Regel nicht nur luftförmiger und flüssiger, sondern auch fester Stoffe; diese dagegen können nur luftförmige und flüssige Stoffe absorbiren, feste aber erst dann, wenn sie zuerst in flüssige Form übergeführt wurden. Ferner hat die Bildung der einzelnen Theile des Thieres nur in den ersten Lebensperioden statt; in den Pflanzen hingegen werden während der ganzen Lebensdauer immer wieder neue Theile entwickelt. Je höher und vollkommener die Formen der Thiere und Pflanzen auftreten, um so entschiedener offenbaren sich die Unterschiede zwischen ihnen; die niedersten Gebilde beider scheinen vielfach in einander überzugehen. Ob aber wirklich die Thierwelt in strenger Abgeschiedenheit und ohne allen Uebergang der Pflanzenwelt gegenüber steht, darüber sind die Ansichten der Naturforscher noch entgegengesetzter Art. Die Einen stellen die Behauptung auf, daß die niedrigsten Organismen nicht veränderlich zwischen Thier- und Pflanzen-Natur schwanken, sondern daß zwischen dem Thier- und Pflanzen-Reiche eine feste Gränze bestehe; die Anderen aber behaupten, daß ein wirklicher Uebergang von Thieren in Pflanzen stattfinde. Letzteres wollten besonders in der neuesten Zeit mehre ausgezeichnete Forscher im Bereiche der unvollkommensten Organismen beobachtet haben und zwar zwischen Infusorien (Infusionsthierchen) und Algen (kryptogamischen Gewächsen, größtentheils Wasser-Gewächsen). So beobachteten z. B. Kützing, Thuret und G. Fresenius an Algen (Ulothrix zonata und Chaetophora), daß die, aus dem Zusammenhange mit der Pflanze gelösten, Fortpflanzungszellen sich vollkommen wie Infusorien umherbewegten, dann aber, als sie zur Ruhe gelangt waren, anfingen zu keimen und wieder zur Alge wurden.*) Allen Körperwesen ist das Streben, sich in ihrem Bestande zu erhalten, eigen. Die Körper des unorganischen Reiches zeigen dieses Streben durch ihre Undurchdringlichkeit und Cohärenz an, in dem organischen Reiche drückt es sich in den Verrichtungen der Ernährung und der Fortpflanzung aus. Thiere und Pflanzen haben daher die Organe der Ernährung und Vermehrung gemein; da aber der Thierleib noch von dem Prinzipe der Empfindung und Willkür belebt wird, so müssen ihm auch noch Organe zukommen, welche als Träger des Empfindens, des Wollens und der Bewegung erscheinen. Diese letzteren Organe werden animalische oder thierische genannt, weil sie, den Thieren ausschließlich zukommend, nur dem thierischen Leben allein angehören; die ersteren Organe bezeichnet man als vegetative oder pflanzliche, um anzudeuten, daß sie sich auch in der Pflanze finden und daß im Thiere, neben dem eigentlichen Thierleben, auch sein erhaltender Grund, nämlich das Pflanzenleben vorhanden sei. — Die vegetativen Organe theilen sich in den Ernährungs-Apparat, der das Verdauungs-, Athmungs- u. Gefäßsystem in sich schließt und in den Fortpflanzungsapparat, der

*) Näheres über diesen äußerst wichtigen Gegenstand geben folgende Schriften: Unger, „Die Pflanze im Momente der Thierwerdung,“ 1843; Kützing, „Ueber die Verwandlung der Infusorien in niedere Algenformen,“ 1844; v. Siebold, „De finibus inter regnum animale *et vegetabile constituendis,*“ *1844.*

die Geschlechtsorgane in sich begreift. Das ganze Verdauungssystem besteht im Allgemeinen aus einem Kanal oder Schlauch (Darmkanal), der mit dem Munde beginnt und mit dem After endigt; alle Nahrung, welche das Thier durch den Mund aufnimmt, wird in diesem Kanal in der Weise umgeändert, daß die eigentlich ernährenden Stoffe für den Körper abgesetzt, die unnützen dagegen durch den After ausgeschieden werden. Der Darmkanal selbst besteht wieder aus der Speiseröhre, dem Magen, dem Dünn- und dem Dickdarm. Im Munde werden die Speisen mit Hülfe der Zähne zerkleinert oder gekaut und hiebei mit dem, aus den Speicheldrüsen abgesonderten, Speichel schlüpfrig gemacht, damit sie leichter durch den Schlund in die Speiseröhre hinabgleiten können. Diese, der Anfang des häutigen Darmkanals, geht entweder unmittelbar in den Magen über, oder bildet bei manchen Thieren, wie bei vielen Vögeln, den Kropf oder Vormagen. Im Magen werden die Speisen völlig zu einem Brei, dem Speisebrei (Chymus), unter Mitwirkung des sauern Magensaftes, aufgelöst. Die meisten Säugethiere stimmen im Bau des Magens mit dem Menschen überein; die Wiederkäuer jedoch besitzen einen vierfachen Magen, dessen erste Abtheilung, der Pansan, die größte ist. Hieran schließt sich der Netzmagen oder die Haube, ausgezeichnet durch sehr regelmäßig sechseckige Hauptzellen im Innern; dann der dritte Magen, wegen seiner blätterförmigen Falten der Blättermagen oder Psalter genannt; endlich der vierte Magen, welcher Labmagen heißt und ganz die Einrichtung der Mägen aller anderen Säugethiere hat. Unterhalb des Magens verengert sich der Darmkanal zu dem Dünndarm (Zwölffingerdarm), wo durch die Vermittelung der, von der Leber abgesonderten, Galle und des Bauchspeichels die Abscheidung des Speisebreies in den Speisesaft (Chylus) und Koth vor sich geht. Der rein ausgeschiedene Speise- oder Milchsaft wird von Säugeadern aufgesogen und dem Blute zugeführt, der Koth aber wird durch den Dickdarm vom After aus dem Körper entfernt. Durch das Athmen soll das Blut, welches auf seinem beständigen Kreislaufe durch alle Körpertheile unrein und dunkler gefärbt wurde, mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht und dadurch gereinigt werden. Hiezu dient das Athmungssystem, welches aus der Luftröhre und den Lungen besteht. Die Luftröhre, ein walzenförmiger Kanal, nimmt im Halse vor der Speiseröhre ihren Anfang und reicht bis zu der Lunge, in deren Nähe sie sich in zwei Aeste (Bronchien) für die beiden Lungenflügel spaltet. Diese beiden Lungen sind schwammige Gebilde und enthalten die feinsten Verzweigungen der Luftröhre. Das Blut kommt hier in eine allseitige, innige Berührung mit der atmosphärischen Luft, welche einen ihrer Bestandtheile, den Sauerstoff, an das Blut abgibt; dieses dagegen dunstet eine andere Luftart, die Kohlensäure, ab, welche beim Ausathmen aus dem Körper entfernt wird. Die Funktion, welche bei den Landthieren die Lungen ausüben, haben bei den Wasserthieren die Kiemen. Manche Amphibien besitzen Lungen und Kiemen und athmen durch beide zugleich. Bei den Insekten stellt das Athmungssystem eine Verbindung von Luftröhren (Tracheen) dar, welche sich im ganzen Körper verzweigen und durch Luftlöcher (stigmata), die Communikation der atmosphärischen Luft mit dem Blute vermitteln. Das Gefäßsystem besteht aus zwei Theilen, nämlich dem Herzen und den Capillar- oder Haar-Gefäßen; beide sind durch vielfach verästelte Gefäße mit einander verbunden. Die einen Gefäße leiten das, zur Nahrung des ganzen Körpers dienliche, Blut von dem Herzen nach allen Körpertheilen und heißen Arterien; die anderen führen das verunreinigte Blut zum Herzen zurück und werden Venen genannt. Bei jenen Thieren, welche mit einem Knochenskelete versehen sind, hat das Herz die bekannte Gestalt, ist von dicker, fleischiger Beschaffenheit u. führt immer rothes Blut; bei Thieren niederer Organisation dagegen findet es sich von sehr abweichender Gestalt und führt, statt des Blutes, nur einen mehr oder minder gefärbten Saft. Den Würmern fehlt das Herz ganz. Jenes der Säugethiere und der Vögel besteht aus zwei

orkammern u. zwei eigentlichen Herzkammern; die Fische besitzen ein Herz
t einer Vorkammer und einer eigentlichen Kammer. Bei den, durch Lungen
id Kiemen zugleich athmenden Amphibien besteht dieses Organ aus einer ein-
chen Herzkammer und aus zwei Vorhöfen oder Vorkammern. Die Insekten
tzen unmittelbar unter der äußern Bedeckung des Rückens ein röhrenähnliches
fäß, welches sich fast durch die ganze Länge des Körpers hinzieht, die Funktion
s Herzens hat und Rückengefäß genannt wird. Bei den höheren Thieren
die Blutcirculation eine doppelte; man unterscheidet nämlich einen großen
d einen kleinen Kreislauf. Sobald der Milch- oder Speisesaft abge-
ieden und dem Blute zugeführt wird, nimmt er auch alsbald die rothe Farbe
d übrige Beschaffenheit des letztern an. Dieses, der eigentliche, unmittelbare
ahrungsstoff für alle Theile des Körpers, besteht aus zwei Theilen, aus einer
ren Flüssigkeit, dem sogenannten Blutwasser und aus unzähligen rothen,
eibenförmigen Blutkörperchen, den Blutkügelchen oder Blutbläschen.
eine fortwährende Strömung wird durch abwechselnde Zusammenziehungen und
usdehnungen des Herzens verursacht, was in der Weise geschieht, daß, während
e Herzkammern sich zusammenziehen und das in ihnen enthaltene Blut in die
rterien treiben, die Vorkammern gleichzeitig sich ausdehnen und das, von den
enen herbeigeführte, Blut aufnehmen. Von der linken Herzkammer wird näm-
h das Blut in die bei ihr beginnende Schlagader (Aorta) gestoßen, welche
dann durch vielfache Aeste und Zweige (Arterien) im ganzen Körper vertheilt.
achdem das arterielle Blut überall den nothwendigen Nahrungsstoff abgesetzt
it, tritt es unmittelbar in die Venen über, welche sich aus allen Körpertheilen
letzt in einen oder mehre große Stämme (die Hohladern) vereinigen, vermittelst
ren nun das Blut in die rechte Vorkammer und von hier durch eine Klappe
die rechte Herzkammer gelangt. Dieser Kreislauf des Blutes wird der große
nannt. Aus der ersten Herzkammer wird das Blut durch die Lungenarterien
n Lungen zugebracht; von dort kehrt es gereinigt durch die Lungenvenen in die
nke Vorkammer zurück und geht dann in die linke Herzkammer über. Dieser
reislauf heißt der kleine. Die Fortpflanzung geschieht in der Regel dadurch,
aß das Thier Eier legt, aus welchen die Jungen nach einiger Zeit zum Vor-
scheine kommen. Lebendige Junge gebären vorzugsweise die Säugethiere und
nige der niedersten Thiere pflanzen sich auch durch Theilung und Knospen-
ildung fort; bei diesen hat man noch keine Geschlechtsorgane entdeckt. Den
hauptheil des Fortpflanzungsapparates der weiblichen Thiere bildet der
ierstock. Dieser bildet bei den Säugethieren einen rundlichen Körper, in
elchem die kaum sichtbaren Eichen liegen; bei den Vögeln ist er klein und trau-
enförmig und trägt die, gestielten Beeren ähnlichen Dotter, welche gereift durch
ne trichterförmige Röhre in den Eiergang gelangen, wo sie den Eiweißüberzug
nd die Kalkschale erhalten und dann als Eier durch die Cloake (eine blasen-
rmige Erweiterung des Darmkanals vor dem After), aus dem Körper kommen.
ie Eierstöcke der Insekten sind von mannigfaltiger Gestalt; alle aber haben die
rundform länglicher, blindendigender Schläuche, welche die aneinandergereihten
ierkeime einschließen u. sich nach hinten zu einem gemeinschaftlichen, nach Außen
ündenden, Eiergange vereinigen. Bei den männlichen Fortpflanzungsorganen
nd von besonderer Wichtigkeit die Hoden oder Testikeln, welche das
perma, eine stark riechende, schleimige Flüssigkeit, zur Befruchtung der Eier,
bsondern. — Die animalischen Organe zerfallen in das Nerven- und
innensystem und in das Knochen- u. Muskelsystem. Das Nerven-
ystem ist der Vermittler zwischen der Seele und dem Körper des Thieres. Es
esteht aus dem Gehirn, dem Rückenmark und den Nerven. Das Gehirn
t eine zähe, weiche Substanz, welche von drei Häuten umschlossen wird und
ei den, mit Knochenskelet versehenen, Thieren ihren Sitz in der Schädelhöhle
at; es zerfällt in das große und kleine Gehirn, von denen das erstere den
ordern Theil, das letztere den hintern Theil der Höhlung einnimmt. Als eine

Fortsetzung des kleinen Gehirns ist das Rückenmark zu betrachten, welches in dem Kanale der Wirbelsäule hinläuft und zu beiden Seiten Nerven ausschickt. Die Nerven stellen weiße, markige Fäden dar, die von gefäßreichen dünnen Scheiden umgeben sind. Sie haben ihren Mittelpunkt in dem Gehirne und in dem Rückenmark und verbreiten sich in alle Organe des Körpers. Man unterscheidet Sinnes-, Bewegungs- und Unterleibsnerven. Die Sinnesnerven entspringen größtentheils aus dem Gehirne und vermitteln durch ihre Fortsetzung in die Sinnesorgane die Wahrnehmung äußerer Gegenstände. Die Bewegungsnerven kommen größtentheils aus dem Rückenmarke und vermitteln durch ihre Fortsetzung in die Muskeln die willkürliche Bewegung. Die Unterleibsnerven machen eine besondere Form des Nervensystems (das Gangliensystem) aus; sie zeichnen sich durch stellenweise Anschwellungen (Nervenknoten, Ganglien) aus, stehen mit dem Gehirne und dem Rückenmarke in Verbindung, vermitteln die unwillkürliche Bewegung verschiedener Organe, z. B. die des Herzens, der Lungen und erregen nur im krampfhaft gereizten Zustande eine Empfindung. Ein ausgebildetes Nervensystem besitzen blos die höheren Thiere; bei niederen Thierformen verkümmert oder verschwindet das große Gehirn ganz; manchmal zeigt sich nur mehr ein Gangliensystem, oder auch blos zerstreute Nervenfäden. Das Sinnensystem bedingt die Wirksamkeit der Sinnesorgane, welche eine bestimmte Form der Wahrnehmung von der äußern Umgebung hervorbringen. Man unterscheidet den Tastsinn oder das Gefühl, den Geschmack, den Geruch, das Gehör und das Gesicht. Während der Sitz für den Tastsinn in jeder nicht allzuharten, nervenreichen Haut ist, sind für die übrigen Sinne die bekannten Organe vorhanden. Als Tastorgane dienen manchen Thieren auch noch andere Körpertheile, den Säugethieren z. B. die Oberlippe, die Nase, der Rüssel; manchen Vögeln die nervenreiche Schnabelhaut; den Insekten die Fühlhörner u. s. w. Nicht alle Thiere besitzen sämmtliche Sinnesorgane, auch ist die Bildung dieser nicht bei allen Thieren gleich. So ist die Zunge bei den meisten Vögeln, bei Amphibien und Fischen wegen ihrer hornartigen und knorpeligen Beschaffenheit nicht mehr brauchbar als Organ des Geschmackes. Das Geruchsorgan ist am vollkommensten bei den Säugethieren, bei den Vögeln dagegen schon minder ausgebildet und tritt bei den Amphibien und Fischen ganz zurück; andere Thiere, wie Schnecken, Krebse und die meisten Insekten, sind der Geruchsempfindung fähig, aber das Geruchsorgan selbst ist bei ihnen noch zweifelhaft. Vom Gehörorgane findet man bei sehr vielen Thieren wenig oder Nichts mehr nach außen, obwohl noch die innere Einrichtung des Ohres vorhanden ist; bei den meisten Mollusken und Insekten ist selbst keine Spur mehr von einem besondern Gehörapparat vorhanden, dennoch scheinen diese Thiere nicht ganz unempfindlich gegen den Schall zu seyn; bei den Zoophyten endlich und mehren anderen sehr niederen Thieren scheint dieser Sinn sogar gänzlich zu fehlen. Das Gesichtsorgan ist bei den Vögeln am ausgebildetsten, sowie auch das Auge der Säugethiere, welches mit dem des Menschen im Wesentlichen übereinstimmt, von der größten Vollkommenheit zeugt; bei vielen Insekten findet man zusammengesetzte u. einfache Augen und viele andere Thiere scheinen wieder ganz blind zu seyn, wie einige Krustenthiere, Eingeweidewürmer ꝛc. Manche Augen mögen, ihrem einfachen Baue nach zu schließen, nur auf Unterscheidung zwischen Licht und Finsterniß berechnet seyn, wie z. B. bei vielen Ringelwürmern. Bei mehren Infusorien findet man auf der Oberseite des Vorderkörpers einen oder einige Punkte, die man auch noch für Augen hält. Unter Knochensystem versteht man die härtesten und festesten Theile des Thierkörpers, welche den weichen Theilen zur Anlage und Stütze und bei der Bewegung als Hebel dienen. Es bildet gleichsam das Gerüst des ganzen Körpers der Wirbel- oder Skelettiere (Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische) und heißt, in seinem Zusammenhange betrachtet, das Gerippe oder Skelet. Die Knochen sind Anfangs nur Knorpel; nach und nach lagert sich aber in diesen phosphorsaure Kalkerde ab, was eine all-

[illegible]ilige Erhärtung herbeiführt. Alle Knochen, mit Ausnahme der Zähne, sind [illegible]on der sogenannten Beinhaut (Knochenhaut) überzogen, in welcher feine Ner[illegible]en u. Blutgefäße verlaufen, welche Nahrung zuführen; inwendig sind sie größten[illegible]theils hohl und mit einer ölig-fettigen Substanz, dem Marke, ausgefüllt. Der [illegible]estalt nach lassen sich die Knochen in drei Gruppen bringen und zwar: in [illegible]undliche, wie die Knochen der Hand- und Fußwurzel, der Kniescheibe; in Röhrenknochen, die Knochen der Gliedmassen; in flache, das Schulterblatt, [illegible]rustbein, die Rippen 2c. Die Darstellung des Knochenbaues der einzelnen Thier[illegible]lassen muß wegen der großen Mannigfaltigkeit, welche durch die verschiedene [illegible]ebensweise bedingt wird, dem anatomischen Theile der speziellen Beschreibungen [illegible]berlassen werden. Von dem Knochenskelete der Wirbelthiere müssen jene festen [illegible]assen der wirbellosen Thiere unterschieden werden, die meist nur nach Aussen [illegible]egen und den Muskeln und übrigen Weichtheilen als Anheftungspunkte und [illegible]tützen dienen. So ist z. B. das Skelet der Gliederthiere nur eine röhrenartige, [illegible]us mehren ringförmigen Abschnitten bestehende Hülle, welche in ihrem Innern [illegible]ie Muskel befestigt hält und die Extremitäten umschließt. Unter Muskel[illegible]system versteht man die Anordnung der fleischigen Theile im Thierkörper. Die [illegible]uskeln bestehen aus weichen, biegsamen, parallel neben einander liegenden Fa[illegible]ern, die wieder in kleinere und größere Bündel vereinigt sind. An den Enden [illegible]werden die Muskeln schmäler und gehen in Flechsen oder Sehnen über, [illegible]mittelst deren die meisten Muskeln an zwei verschiedenen Knochen befestigt sind. Durch besonders kräftigen Muskelbau zeichnen sich die Raubthiere aus, bei denen [illegible]ie Kau- und Schläfemuskeln stark entwickelt sind; ferner auch die geweih- und [illegible]hörnertragenden Säugethiere, deren Nackenmuskeln besonders starke Entwickelung [illegible]zeigen. Bei den Vögeln insgesammt sind die Brustmuskeln u. die übrigen, zur Bewegung der Flügel bestimmten, Muskeln besonders ausgebildet. Größere Mannigfaltigkeit bietet die Muskulatur der Amphibien dar; die schwimmenden [illegible]esitzen kräftige Seitenmuskeln zur Bewegung im Wasser; bei den Fröschen und Schlangen sind die Kopf- und Kiefermuskeln besonders stark entwickelt u. s. w. Bei den Fischen sind auch die Seitenmuskeln, welche überhaupt den größten Theil der Fleischmasse ausmachen, von stärkster Entwickelung. Unter den wirbel-losen Thieren zeigen die Gliederthiere, besonders die Insekten und Krustenthiere, eine starke Ausbildung des Muskelsystems. Sowohl im Thier- als Pflanzen-körper finden sich als chemische Haupt-Bestandtheile: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff; letzterer aber in ungleich größerer Menge bei den Thieren, als bei den Pflanzen. Diese chemischen Grundstoffe oder Elemente gehen im Thierkörper unter sich mannigfache Verbindungeu ein und bilden dadurch: thierische Säuren, wie Harn-, Gallen-, Butter-, Talg- und Oel-Säure; zuckerartige Substanzen, wie den Milchzucker; Extraktivstoffe, wie den Thierschleim, den Speichelstoff, den Thierleim 2c.; flüchtig-ölige Substanzen, wie im Moschus 2c.; fettig-ölige Substanzen, wie den Talgstoff (Stearin), den Oelstoff (Elaïn), das Wallrathfett (Cetin), das Butterfett (Butyrin) 2c. Die Thiere besitzen eine Seele; sie verleiht denselben Anschauungen äußerer Gegenstände, Gefühle des eigenen Zustandes, ein Erinnerungsvermögen an früher wahrgenommene Eindrücke und enthält den Grund zu solchen körperlichen Bewegungen, welche entweder durch diese Kräfte, oder durch den Instinkt veranlaßt werden. Urtheilskraft, Selbstbewußtsein u. Vernunft fehlen den Thieren. Dem Menschen liefert das Thierreich einen großen Theil seiner Nahrung und Kleidung, wie auch Arzneistoffe. Zur Nahrung dienen vorzüglich Säugethiere und zwar besonders die Wiederkäuer und das Schwein; von rohen Völkern werden selbst Schlangen und Spinnen gegessen. Zu Kleidungsstoffen wird das Pelzwerk der Raubthiere, die Wolle und das Leder der Wiederkäuer, die Seide der Seidenraupe gebraucht. Als Arzneistoffe sind wichtig: Moschus, Biebergeil, Zibeth, Leberthran, Ameisensäure 2c. Giftige Arten finden sich weder unter den Säugethieren, noch *unter den Vögeln.* — Was die geographische Verbreitung der

Thiere betrifft, so ist die Zahl der Gattungen, Arten und Individuen innerhalb der heißen Zone am größten; überdieß zeichnen sich die dort einheimischen Thiere im Allgemeinen durch bedeutendere Größe, mannigfachen Formenreichthum und Farbenpracht aus, wie wir an den Elephanten, Giraffen, Straußen und anderen Vögeln, Krokodilen, Riesenschlangen, Schmetterlingen und vielen anderen Thieren der Tropen-Gegenden sehen. Nicht wenige Thiere kommen nur gewissen Erdtheilen oder Länderstrichen eigenthümlich zu: so hat Amerika die Faulthiere, Gnäbelthiere, Ameisenbären, den Trompetervogel, die Colibri, die Klapperschlangen ꝛc.; Afrika seine Affen, als Paviane, Meerkatzen ꝛc., eine Elephantenart, die Giraffe, eine Löwenart und eine Straußenart; Australien das Schnabelthier und das Stachelthier u. s. w. — Die bekannten Arten von Thieren gibt man auf 114 — 120,000 an. Sie werden, nach der stufenweisen Entwickelung der vier organischen Systeme, welche der Empfindung, der Bewegung, der Ernährung und Vermehrung dienen, in vier Hauptgruppen getheilt, welche (nach Cuvier) Strahlthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Wirbelthiere heißen. **C. Arendts.**

Thierischer Magnetismus, s. Magnetismus.

Thierkreis, oder Zodiakus heißt eine der Ekliptik (s. d.), parallele Zone der Himmelskugel, deren Gränzen um 23° 28′ nord- und südwärts von der Ekliptik abstehen, die mithin eine Breite von 46° 56′ hat. Der Zodiakus enthält 12 Sternbilder, die mit den 12 Zeichen der Ekliptik (s. d.) einerlei Namen führen, die jedoch von jenen gar wohl zu unterscheiden sind. Während jedes Zeichen genau 30 Grade enthält, sind die Sternbilder selbst von ziemlich ungleicher Länge; es erstreckt sich nämlich:

das Sternbild:					hat also eine Länge von
Widder	von 28°	♈	„ 21°	♉	23 Graden
Stier	„ 18	♉	„ 22	♊	34 —
Zwillinge	„ 28	♊	„ 25	♋	27 —
Krebs	„ 18	♋	„ 12	♌	24 —
Löwe	„ 13	♌	„ 22	♍	39 —
Jungfrau	„ 26	♍	„ 6	♎	40 —
Wage	„ 7	♎	„ 27	♏	20 —
Skorpion	„ 25	♏	„ 20	♐	25 —
Schütze	„ 25	♐	„ 28	♑	33 —
Steinbock	„ 28	♑	„ 23	♒	25 —
Wassermann	„ 18	♒	„ 15	♓	27 —
Fische	„ 15	♓	„ 28	♈	43 —

Diese Vorrückung hat ihren Grund in dem Vorrücken der Nachtgleichen (s. d.). Im höchsten Alterthume standen gleichnamige Zeichen und Bilder beisammen. Den Namen T. hat diese Zone von dem Umstande erhalten, daß die meisten der 12 Sternbilder Thiere vorstellen. Die Alten hatten den Zodiakus als den Raum des gestirnten Himmels bezeichnet, innerhalb dessen der Lauf der Planeten, von der Erde aus gesehen, vor sich geht; allein man weiß jetzt, daß die vier neuen Planeten u. unter ihnen besonders die Pallas, sich in ihren geocentrischen Orten sehr weit von den Gränzen des T.es entfernen können. Gauß hat auf eine sehr sinnreiche Weise die Gränzen, welche die neuen Planeten erreichen können, bestimmt u. Harding hiernach seine schönen Charten der Zodiakalsterne entworfen. — Man findet die Ekliptik und den T. auf den Sterncharten sowohl, als auf den Himmelskugeln, gewöhnlich noch mit den Breitegraden verzeichnet. Ueber die astrologische Wichtigkeit des T.es vergleiche man die Art. Aspekten, Häuser und Nativität.

Thiermalerei, Thierstücke, sind malerische Darstellungen verschiedener Thiere, insofern diese den Hauptgegenstand ausmachen. Die künstlerische Bedeutung liegt hier allein in dem friedlichen oder feindlichen Verhältnisse derselben zu anderen Thieren, zu dem Menschen und zu der Natur, in welchem sich ihr eigenthüm-

her Charakter am entschiedensten ausspricht. Außerhalb dieser Beziehung erblicken ir Abbildungen der Thiere entweder nur im Gebiete des Praktischen, oder des in Wissenschaftlichen. Uebrigens können die Thiere, ihrem Charakter nach, in r Ruhe u. in der Bewegung, z. B. in Jagden und Kämpfen, abgebildet wer- en, oder auch als Allegorie dienen. Treffliche Thiermaler in den erwähnten ichtungen sind: Rubens mit seiner berühmten Löwenjagd; Johann Straet, Franz nyders, Johann Weeninx, Sohn des Johann Baptist, Wouvermann, Hondc- eter, Paul Potter, Adrian van der Velde, Johann Heinrich Roos, Gottfried ind und unter den heutigen insbesondere Friedrich Gauermann.

Thierry, Augustin, geboren zu Blois 1795, der Angehörige einer armen amilie, studirte zuerst in dem Collegium seiner Vaterstadt, trat 1811 in die ormalschule und wurde, nachdem er zwei Jahre daselbst gewesen, zum Professor t einem Provinzialcollegium ernannt. Die Invasion von 1814 führte ihn nach aris zurück, wo er sich als Sekretär und Schüler enge an den Grafen Saint imon (s. d.) anschloß. In diesem Verhältnisse betheiligte er sich 1815 an ssen Schriften und veröffentlichte 1816 auch eine selbstständige Arbeit „Des ations et de leurs rapports mutuels". Weil er die Träumereien des Meisters nsah und die politische Freiheit im Auge hatte, trennte er sich 1817 von Saint imon und wurde Mitarbeiter an dem, von Comte und Dunoyer redigirten, ournal „Censeur européen". Nachdem dieses Blatt eingegangen, betheiligte er ch an dem „Courrier français", in welchem er 1820 zehn Briefe über die franz- sische Geschichte veröffentlichte, die schon die Grundsätze seiner künftigen Wirk- amkeit enthielten und Aufsehen machten. Wie alle jugendliche, von Freiheitsideen rfüllte, Geister blieb auch T. während der Restaurationsepoche jedem öffentlichen Wirkungskreise fern. Dafür warf er sich mit größter Ausdauer auf geschichtliche Studien und erwarb sich nicht nur tiefe Kenntnisse, sondern auch selbstständige Ansichten über die Behandlung der Geschichtswissenschaft. Er fand in der eng- lischen und französischen Geschichte, der er sich besonders widmete, den Schlüssel für Gestaltung aller bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse in dem Gegensatze der erobernden zu den unterworfenen Racen. Die Prätensionen der Adels- und Dynastiengeschlechter fielen ihm vor diesen Untersuchungen zusammen. Er sah ferner ein, daß der äußerliche Pragmatismus, den die Geschichtsschreibung ge- wöhnlich verfolgt, durchaus die historische Wahrheit nicht an das Licht fördern önne. Von tüchtigen Forschungen, einer lebhaften Phantasie und allgemeiner Bildung unterstützt, wendete er sich darum einer ächt wissenschaftlichen, der gene- tischen Methode zu, die für die Engländer, wie Franzosen, neu war und von etzteren gewöhnlich die beschreibende oder pittoreske genannt wird. Das erste Resultat seiner ernsten Bestrebungen war die „Histoire de la conquête de l'Angle- erre par les Normands" 4 Bde., Paris 1825 und öfter; deutsch von Bolzenthal, 2 Bde., Berlin 1830—1831). Der Fleiß, wie die neue Anschauungsweise dieser Arbeit machten in England und Frankreich großes Aufsehen. In erweiterter Form ließ er hierauf die erwähnten Briefe unter dem Titel „Lettres sur l'histoire le France," Paris 1827 u. öfters, erscheinen. In Folge der anhaltenden Stu- ien verlor T. um diese Zeit fast gänzlich die Sehkraft und wurde noch außerdem on einer Nervenkrankheit heimgesucht. Er ertrug diese Leiden nicht nur mit phi- osophischem Muthe, sondern behielt auch die Begeisterung für die Wissenschaft und etzte seine Arbeiten an der Hand seiner Freunde fort. Im Jahre 1830 wählte nan ihn zum Mitgliede der Akademie. Von 1831—1835 hielt sich T. bald in en Bädern von Luxeuil, bald zu Vesoul bei seinem Bruder auf. Mit des letztern Beihilfe gab er 1835 „Dix ans d'études historiques" heraus, eine Reihe von trefflichen Aufsätzen, die aus seinen früheren Forschungen hervorgingen. Um diese Zeit rief ihn Guizot, der damals Minister des öffentlichen Unterrichtes war, nach Paris und übertrug ihm die Herausgabe eines „Recueil des monuments de l'histoire du tiers-état", welches Werk einen Theil der „Collation des docu- nents inédits *de l'histoire de France*" bilden wird. Im Jahre 1840 veröffent-

lichte T. „**Récits des temps mérovingiens, précédés de considérations sur l'histoire de France**", wobei er zugleich in der Vorrede sehr interessante Aufschlüsse über den Gang seiner Studien und über seine Persönlichkeit gab. Die Akademie erkannte ihm für das Werk einen ihrer Preise zu. Zu dem physischen Leiden T.s gesellte sich in den letzten Jahren noch der Verlust seiner nächsten Freunde: der Tod Armand Carrel's, des Philologen Fauriel und seiner Gattin, die ihn sämmtliche in seinen Arbeiten unterstützt hatten. — Seine Gattin Julie, geborene de Quérangal, starb am 10. Juni 1844. Dieselbe vermählte sich mit dem bereits erblindeten T. 1831 und machte sich in der literarischen Welt bekannt durch „**Scénes de moeurs aux 18me et 19me siécles**" mit einer Einleitung von ihrem Gatten, Paris 1836, sowie durch mehre geistvolle Aufsätze in der „**Revue des deux mondes**". — Amédé T., des Vorigen Bruder u. Geistesgenosse, war vor der Julirevolution Professor; nachher erhielt er durch seine Verbindungen mit den Doktrinairs das Amt eines Präfekten im Departement Saone. Er ist der Verfasser eines „**Résumé de l'histoire de la Guyenne**" Paris 1826 und einer trefflichen „**Histoire des Gaulois et de la Gaule sous la domination rom.**", 6 Bde., Paris 1828 und öfter.

Thiers, Louis Adolphe, berühmter französischer Staatsmann und Geschichtsschreiber, geb. zu Aix in der Provence 1798, Sohn eines Advokaten, wurde zu demselben Berufe bestimmt und begab sich, nach Vollendung seiner Studien, 1822 mit seinem Freunde Mignet nach Paris. Auf Empfehlung von Lafitte wurde ihm ein Antheil an der Redaktion des „**Constitutionnel**" übertragen. Er ließ eine, großes Aufsehen machende Schrift „**Les Pyrénées et le midi de la France 1823**" erscheinen und schrieb zugleich seine „**Histoire de la révolution de France**" 1823—1827, 10 Bde., deutsch öfter, die ein ausgezeichnetes stylistisches Talent beurkundete. Anfangs des Jahres 1830 gründete er mit Carrel und Mignet den radikalen „**National**", dessen Polemik gegen die Regierung die berüchtigten Juliordonnanzen hervorrief. Er befand sich unter den Ersten, welche die Protestation dagegen unterzeichneten und wirkte, so viel er Gelegenheit hatte, auf das Thätigste für die Revolution; er redigirte die Proklamation für den Herzog von Orleans und wurde, der erste Schritt zu seiner künftigen Erhebung, mit Scheffer nach Neuilly gesendet, um dem Herzoge die Regierung anzutragen. Lafitte machte ihn zum Unterstaatssekretär, seine Vaterstadt wählte ihn zum Deputirten und 1832 erhielt er das Portefeuille des Innern, das er, mit kurzer Unterbrechung, bis 1836 besaß, wo ihn der König zum Präsidenten u. Minister des Auswärtigen ernannte; indessen dauerte seine neue Stellung nur wenige Monate, weil der König sich mit der völlig liberalen Tendenz T.s, der damals entschieden der Linken angehörte, nicht befreunden konnte. In der Kammer bildete er die lebhafteste Opposition gegen die folgenden Ministerien namentlich 1840, so daß das Ministerium abdankte und der König sich genöthigt sah, mit T. ein neues zu Stande zu bringen. Damals war es, als T. wegen der orientalischen Angelegenheiten Europa in einen allgemeinen Krieg zu stürzen drohte und die Befestigung von Paris beantragte. Die Festigkeit des Königs bewog ihn aber das Portefeuille niederzulegen. Hiemit war ihm alle Aussicht auf jede fernere Theilnahme an der Regierung, wenigst auf die nächste Zeit, abgeschnitten. Er machte nun eine Reise nach Deutschland, um, Behufs seiner Geschichte des Kaiserreiches, dort die Schauplätze der Napoleonischen Schlachten in Augenschein zu nehmen. Von nun an bis zum Sturze der Dynastie Orleans beschränkte sich seine politische Thätigkeit auf eine oppositionelle Wirksamkeit gegen das Soult-Guizot'sche Ministerium in der Kammer, sowie durch das von ihm abhängige Journal „**Constitutionnel**". In allen bedeutenden politischen Fragen ergriff er bisher und ergreift er noch immer das Wort; indessen wollte es ihm nie recht gelingen, das frühere Zutrauen sich wieder zu erringen. Vielleicht, daß die nächste Zukunft ihn uns wieder an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zeigt, was um so wahrscheinlicher ist, als der neue Präsident der französischen Republik ihm eine nicht geringe Anzahl der auf

chen Stimmen verdankt. — Neben seiner politischen Thätigkeit hat T.
sächlich der Ausarbeitung seines neusten Werkes „Histoire du consulat
empire“ gewidmet. Als Redner entfaltet er glänzende Eigenschaften,
tsmann ist er gewohnt, rasch und ehrgeizig zu handeln; als Schrift-
chnet ihn, zumal in dem letzten Werke, Klarheit, Bestimmtheit, an-
und klassisch-einfache Darstellung aus, wobei die Gründlichkeit der
nirgends vermißt wird. In seinen politischen Ansichten hat er sich
s dem Juste milieu ziemlich genähert. Durch seine Frau im Besitze be-
Mittel, hat er sein Haus in Paris zum Vereinigungspunkte der geist-
nd feinsten Gesellschaft gemacht.

rsch, Friedrich Wilhelm, einer der ausgezeichnetsten deutschen
n, geboren zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut 1784, erhielt
len Unterricht durch Privatlehrer, besuchte hierauf die Schule zu Naum-
seit 1798 die Schulpforta; 1804 bezog er die Universität Leipzig,
Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber daneben auch eifrig mit der
Literatur, trat im Jahre 1807 in die Reihe der Kandidaten der Theo-
und folgte nun der Einladung zweier Liefländer nach Göttingen, wo er
ue seine philologischen Studien fortsetzte. Durch die Empfehlung des-
Hülfslehrer in Göttingen ernannt, empfand er sehr lebhaft den Mangel
gerechten, für den ersten Elementarunterricht geeigneten, griechischen
es und entwarf schon damals den Grund zu seiner später erschienenen
n Grammatik. 1809 ernannte ihn die philosophische Fakultät in
zum Doktor und kurz darauf wurde er zum Assessor derselben erwählt,
er sich durch eine Abhandlung über Plato's Gastmahl auch an der
s habilitirt hatte. Alsdann wurde er durch Ilgen's, seines ehemaligen
z Schulpforta, und Niethammer's Vermittelung als Professor an das
ete Gymnasium nach München berufen; allein die dort herrschenden
lten über Süd- und Norddeutschland verbitterten ihm die ersten Jahre
rtigen Aufenthaltes und er war selbst einem meuchelmörderischen Ver-
sein Leben ausgesetzt. Durch die, deßhalb für ihn erregte, Theilnahme
h seine Stellung an erfreulicher zu werden, wozu auch sein Umgang
i, Schelling u. A. wesentlich beitrug. Nach Jacobi's Abgange erhielt
Stellen am Lyceum und an der Akademie, übernahm den Unterricht der
rinzessinnen in der Geschichte der Literatur, gründete das philologische
ur Bildung von Lehrern für die gelehrten Schulen Bayerns und gab
ine Zeitschrift desselben unter dem Titel: „Acta philologica Monacens“
Band) heraus. Durch die Dresdener Antiken auf das Studium der
n Plastik näher aufmerksam gemacht, sowie durch seine Vorlesungen
, beschäftigte er sich seit 1812 vorzüglich mit archäologischen Untersuch-
d reiste deßhalb 1813 nach Paris; allein, durch die Nähe des Kriegs-
s von dort vertrieben, kehrte er in sein Vaterland zurück, begab sich
folgenden Jahre aufs Neue in jene Hauptstadt und übernahm daselbst
eferung der aus Bayern geraubten Kunstschätze. Durch Napoleon's
te Rückkehr von Elba darin unterbrochen, reiste er nach dessen zweiter
ng zum dritten Male nach Paris und beendigte nun das Geschäft so
ß er noch eine Reise nach England unternehmen konnte, wo er sich am
r das Museum zu London und die Elgin'schen Marmors interessirte.
Jahren 1822 und 1823 unternahm er eine archäologische Reise nach
deren Früchte er in seiner Reisebeschreibung und in seinen „Abhand-
er die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen“ niederlegte. So
h früher besonders bei den militärischen Uebungen der Studirenden im
Kriege, an welchem persönlich Theil zu nehmen er nur durch äußere
se abgehalten wurde, thätig gezeigt hatte, so trug er auch wesentlich zur
urt Griechenlands bei. Schon seit 1812 suchte er eine wissenschaftliche
ng zwischen Griechenland und Deutschland durch die Akademie in

München herzustellen, errichtete und leitete alsdann das Athenäum, eine Erziehungsanstalt für junge Griechen, welche sich in demselben zu den akademischen Studien in Deutschland vorbereiten sollten und erwarb sich durch diese segensreiche Wirksamkeit den Namen eines der ersten Philhellenen von Deutschland. Die Achtung und Dankbarkeit der Griechen für ihn sprach sich schon im Jahre 1814 während des Congresses zu Wien aus, wo ihn die ersten Männer jenes Volkes mit ausgezeichnetem Wohlwollen in ihre Kreise aufnahmen. Als hierauf der Aufstand der Griechen in der Moldau und Walachei zum Ausbruche kam, wollte T. auch durch Errichtung einer deutschen Legion an der Befreiung jenes Landes persönlich Antheil nehmen, ward aber daran durch seine staatsbürgerliche Stellung verhindert. 1831 machte er indeß selbst eine Reise nach Griechenland und gewann dort, nach der Ermordung des Grafen Kapodistrias, großen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, an denen er sehr lebhaft Antheil nahm. Durch das Vertrauen, das er in allen Ständen genoß, vermochte er die Erwählung des Prinzen Otto von Bayern zum Könige von Griechenland durchzusetzen, worauf er, von den Segnungen der Griechen begleitet, die ihm durch die Nationalversammlung und die Regierungscommission ihren lauten Dank aussprechen ließen, im September 1831 nach Deutschland zurückkehrte. Sein hierauf bezügliches wichtiges Werk „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver a sa restauration“ (2 Bde., Leipzig 1833), wurde zwar von einigen Seiten her, besonders in Rücksicht des Urtheils über Kapodistrias, in der Vertheidigungsschrift „Examen critique de l'ouvagre: „De l'état actuel de la Grèce“ (Leipzig 1835) angefochten, wird aber immer ein schätzenswerther Beitrag zur genauern Kenntniß jener Uebergangsperiode des heutigen Griechenlands bleiben. — Was nun die schriftstellerische Thätigkeit T.s bis in diese Periode seines Lebens anlangt, so hatte sich dieselbe besonders auf eine allseitigere Auffassung des Alterthums, nach der sprachlichen sowohl, als auch antiquarischen Richtung, erstreckt. Hieher gehören seine: „Griechische Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts“ (Leipzig 1812, 3. Aufl. 1826), worin die Syntax der griechischen Sprache, von der einfachsten Bildung bis zur größten Verschlingung der Sätze, nach gewissen gleichmäßigen Sätzen erörtert wird; ferner die Bearbeitung von Pindar's Gedichten (2 Bde., Leipzig 1820), die, außer den Einleitungen und Erläuterungen, eine deutsche Uebersetzung im Versmaße des Originals gibt, die in künstlerischer Hinsicht alle Beachtung verdient. Eine gleich günstige Aufnahme erfuhr seine Schrift „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen“ (München 1816—25, 4.; 2. Aufl. 1829). Ueber die Resultate seiner Reise nach Italien berichtete er theils in öffentlichen Blättern und gelehrten Zeitschriften, theils in einem eigenen Werke: „Reisen in Italien“ (Leipz. 1826). — Von jetzt an ging T.s Hauptbestreben dahin, die, schon früher häufig ausgesprochenen, Ideen über Erziehung und Bildung zur Humanität und über die geeignetesten Wege und Mittel dazu auch nach weiteren Kreisen hin zu verwirklichen und denselben gegen die gefahrdrohende Verflachung Geltung zu verschaffen. Deßhalb verschaffte er sich zunächst, von der Regierung aufgefordert, eine genaue Kunde von dem Zustande der Gymnasien Bayerns und theilte seine, freilich nicht immer erfreulichen, Erfahrungen in dem Werke „Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern“ (3 Bde., Stuttg. und Tübingen 1826—37) mit, wozu die Schrift „Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten“ (Stuttg. und Tübing. 1837), einen besondern Anhang bildet. Gegen das darin aufgestellte und durchgeführte Prinzip des Festhaltens an den classischen Studien, sowie gegen mehre, dadurch hervorgerufene, methodologische und pädagogische Streitfragen, erhoben sich als Vertheidiger des Realismus F. W. Klumpp (s. d.), in der Schrift „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit“ (2 Bde., Stuttg. 1829—30), der jedoch später seine frühere Ansicht bedeutend herabstimmte; in entschiedenerer Weise aber und nicht ohne leidenschaftliche Färbung Mager, in den Schriften „Die deutsche Bürger-

schule, bezüglich des Realschulwesens" (Bellevue 1840) und „Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürgergymnasiums" (Bellevue 1845), so wie Nagel in der „Idee der Realschule" (Ulm 1840). (S. Gymnasium und Realschulen.) Einen noch heftigern Streit entzündete T., als er in der Folge viele höhere Bildungsanstalten im westlichen Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien besuchte und sein, vielleicht nicht immer hinlänglich motivirtes, Urtheil in dem Werke abgab: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" (3 Bde., Stuttg. und Tübingen 1838). Eine Menge Gegner trat gegen ihn auf, unter denen die bedeutendsten der hessendarmstädtische Kanzler von Linde, Diesterweg u. Schmitthenner; sodann der württembergische Studienrath, dem sich das Lehrerpersonal anschloß, in der allgemeinen Schulzeitung von 1838, in der allgemeinen Zeitung von ebendemselben Jahre und in anderen Blättern. Mögen nun auch die Meinungen über diese bedeutsame Frage, die hier nur als historisches Moment berührt werden konnte, noch lange schwanken, so steht doch soviel fest, daß T. zur Läuterung und endlichen Lösung derselben wesentlich beigetragen hat. Auch war er der Erste, der für Besprechung und Berathung und gegenseitige Verständigung über die wichtigsten wissenschaftlichen und pädagogischen Punkte des höhern Schulwesens mit einigen anderen Freunden, namentlich F. Jacobs, bei dem Universitätsjubiläum zu Göttingen im Jahre 1837 die regelmäßigen Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner veranlaßte und durch seine persönliche Theilnahme, wie in Mannheim, Gotha und Dresden, dieselben zu beleben wußte. — T. ist noch immer ordentlicher Professor an der Universität zu München, mit dem Titel eines königlichen Hofraths. In dem, für die Universität so verhängnißvollen, Winter von 1847 — 48 bekleidete er die Würde eines Rektor Magnificus und, als am 9. Febr. 1848 derselben, in Folge bekannter beklagenswerther Vorfälle, die temporäre Schließung drohte, war er es hauptsächlich, der durch sein umsichtiges und würdevolles Benehmen den Sturm zu beschwichtigen wußte.

Thierstücke, s. Thiermalerei.

Thionville (deutsch Dietenhofen), Stadt und stark befestigte Festung im französischen Departement der Mosel, in einer Ebene am linken Ufer dieses Flusses, ist Sitz der Unterpräfektur, eines Civiltribunals, hat ein Collége und 8000 Einwohner, welche Gerberei, Leimsiederei, Leinwandweberei, Branntweinbrennerei und Hammerwerke betreiben. — Die Stadt ist schon sehr alt und schon im 9. Jahrhunderte wurden hier mehre Provinzial-Concilien gehalten. 1558 wurde sie von dem Herzog von Guise eingenommen, später den Spaniern wieder eingeräumt, 1639 wieder berennt, aber entsetzt, 1643 jedoch von den Franzosen unter dem Prinzen von Condé durch Capitulation erobert und neu befestigt, 1690 durch den pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. 1792 von den Oesterreichern und Emigranten belagert, mußten diese, nach einer, durch das Wetter schon schwierigen, Belagerung und wegen des Rückzugs der Preußen aus der Champagne, abziehen. 1814 wurde die Festung von den Hessen und Russen blokirt und ein Jahr darauf ebenfalls wieder durch die letzteren eingeschlossen.

Thisbe, eine junge Babylonierin, ist mit ihrem Geliebten, Pyramus, der Gegenstand einer schönen alten Sage. Beide nämlich, gegen den Willen ihrer Eltern, im geheimen Liebesverständniß mit einander, sahen und sprachen sich nur durch eine Lücke, die zwischen ihren beiden angränzenden Häusern war. Endlich aber beredeten sie sich zu einer Zusammenkunft außerhalb der Stadt, am Grabe des Ninus. T., welche zuerst kam, ward hier von einem herankommenden Löwen genöthigt, sich in eine Höhle zu verbergen, ließ aber in der Angst ihren Schleier fallen, den das Thier dann zerriß und sich wieder entfernte. Als Pyramus kam und den zerrissenen Schleier fand, glaubte er die T. selbst von einem wilden Thiere zerrissen und stürzte sich aus Verzweifelung in sein Schwert. Diese fand den Geliebten im Blute und durchbohrte sich mit demselben Schwerte. Ein

Grab bedeckte Weide und darüber ward ein Maulbeerbaum gepflanzt, der von nun an, statt der früheren weißen, rothe Beere trug.

Thoas, 1) T., Sohn des Borysthenes, der berühmte König von Taurien, bei welchem sich Iphigenia (s. d.) aufhielt, nachdem sie von Diana aus Aulis entführt worden war. — 2) T., ein Feldherr des Rhadamantos, erhielt von diesem Lemnos zum Geschenke und ward Vater der bekannten Hypsipyle. Als die Frauen von Lemnos alle Männer der Insel ermordeten, verbarg Hypsipyle ihren Vater; später aber wurde er doch entdeckt und nach Einigen ermordet, nach Anderen entfloh er auf die Insel Oenoe bei Euböa. — 3) T., Sohn des Andremon u. der Gorgo, war einer der Freier der Helena u. zog als solcher mit 40 Schiffen aus Aetolien vor Troja.

Thomas, der heilige Apostel Jesu, auch Didymus genannt, war ein Jude und, allem Anscheine nach, in Galiläa aus einer armen Familie geboren. Ihm ward das Glück, dem Heilande zu folgen, der ihn im Jahre 31 zum Apostelamte berief. Er scheint keine großen Kenntnisse besessen zu haben; allein durch seine Gutherzigkeit und die Einfalt seiner Seele, wie auch durch die Lebhaftigkeit seines Eifers, wußte er diese zu ersetzen. Einen Beweis hievon legte er ab, als Jesus in die Nachbarschaft von Jerusalem ging, um da den Lazarus von den Todten zu erwecken. Weil nämlich die Priester und Pharisäer den Heiland tödten wollten, suchten seine Jünger ihn von dieser Gegend abzuhalten und als Jesus ihnen erwiederte: „Doch lasset uns hinziehen“, da sprach T. zu den Mitjüngern: „Ja, lasset uns mit ihm gehen, auf daß wir mit ihm sterben“. So groß zeigte sich schon seine Liebe zu dem göttlichen Erlöser, noch ehe der heilige Geist über die Apostel herabgestiegen war. — Bei dem letzten Abendmahle kündigte Jesus seinen Aposteln an, er werde sie bald verlassen; um sie aber zu trösten, setzte er bei, er gehe hin, um in dem Hause seines Vaters ihnen eine Wohnung zu bereiten. T., der ihm aller Orten hätte folgen mögen, entgegnete ihm: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehest und wie könnten wir den Weg kennen?“ Da gab ihm Jesus Aufschluß in den kurzen, aber himmelvollen Worten: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater, als durch mich.“ In dieser Rede gab ihm der Heiland zu verstehen, daß er durch seine Lehre und durch sein Beispiel den Menschen den Weg des Heiles lehre; daß er der Urheber dieses Weges sei, durch welchen wir zu dem Leben gelangen, das er uns gezeigt; daß er der Lehrer der Wahrheit sei, der zum Leben führt; daß er auf Erden das Leben der Gnade ertheile und im Himmel eine ewige Glückseligkeit, die man auf diesem Wege und durch diese Wahrheit erlange. — Am Tage seiner Auferstehung erschien Jesus seinen Jüngern, um sie zu überzeugen, daß er lebendig aus dem Grabe hervorgegangen. T., der nicht bei den Uebrigen gewesen, wollte auf ihr bloßes Wort die Auferstehung des Erlösers nicht glauben und sagte: „Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meine Hand in seine Seite lege, so werde ich es nicht glauben.“ Der Herr, aus herablassender Liebe für diesen Apostel und sich erbarmend seiner Schwäche, erschien acht Tage darauf abermals seinen Jüngern, da sie alle beisammen waren. Er kam durch die verschlossenen Thüren in ihre Mitte, brachte ihnen den Friedensgruß und wandte sich zu T. mit den Worten: „Reiche deine Finger her und siehe meine Hände; reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite und zweifle nicht mehr, sondern glaube“. T., von der Auferstehung seines Erlösers überzeugt und vom Gefühle des beschämten Unglaubens durchdrungen, und voll der Freude und Verwunderung, rief aus: „Mein Herr und mein Gott! In diesen Worten betete der unglückliche Jünger jenen als wahren Gott an, dessen Menschheit er blos im Augenblicke schaute; er kennt dessen Allmacht in dem Siege, den er über den Tod und die Hölle davongetragen; huldiget jener Allwissenheit, vermöge welcher der Erlöser die verborgensten Falten unsers Herzens durchblickt und drücket seine ganze Liebesglut fürJesus aus. — Uebrigens liefert uns die Ungläubigkiet des hl. T. einen schönen Beweis der Auferstehung

unsers Heilandes und kräftiget wunderbarlich unsern Glauben an dieses Geheimniß. Daher sagt der heil. Gregor der Große: „Wir finden unsern Glauben mehr befestigt durch den Zweifel des heil. T., als durch die schnelle Zuversichtlichkeit der übrigen Apostel.“ Man weiß nicht, an welchem Orte der hl. T. gestorben sei. Die Lateiner begehen sein Fest am 21. Dezember, die Griechen aber am 6. Oktober.

Thomas, drei Heilige dieses Namens. 1) T. von Aquino, eine der ersten Zierden des Dominikanerordens im 13. Jahrhundert und einer der berühmtesten scholastischen Theologen, wegen seines philosophisch-spekulativen Geistes Doctor angelicus genannt, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Aquino in Calabrien u. wurde 1224 (26) auf dem Schlosse Roccasicca geboren. Sein Vater war Landulf, Graf von Aquino, Herr von Loretto und Belcastro, seine Mutter Theodora, eine geborene Gräfin von Theato. Schon in seinen ersten Kinderjahren bemerkte man an T., daß ihn Gott zu großen Dingen bestimmt habe; denn man sah an ihm nicht jene Leidenschaften und Fehler, welche das gewöhnliche Erbtheil der Kindheit sind. Die Unschuld seiner Sitten, die Heiterkeit seines Angesichtes, sein Gleichmuth, seine Sittsamkeit, seine Sanftmuth: mit einem Worte, sein ganzes Wesen verrieth, daß seine Seele damals schon mit den herrlichsten Segnungen des Himmels übergossen war. Kaum hatte das hoffnungsvolle Kind sein fünftes Jahr erreicht, so ward es vom Vater den Klostergeistlichen auf dem Berge Cassino übergeben, um von diesen den ersten Unterricht in den Wissenschaften und in der Religion zu erhalten. Die Lehrer erstaunten über die seltenen Fähigkeiten und die schnellen Fortschritte ihres Zöglings und der Abt des Klosters gab dem Vater den Rath, als der junge T. zehn Jahre alt war, ihn auf eine Hochschule zu schicken. Ehe er jedoch wieder aus dem elterlichen Hause entfernt werden sollte, wünschte der Vater ihn einige Monate bei der Mutter im Schlosse zu Loretto zu behalten. T. ward nun bald der Gegenstand der Bewunderung seiner ganzen Familie. Seine vortrefflichen Eigenschaften entfalteten sich unvermerkt vor den beobachtenden Blicken. Eingezogen, wißbegierig und fromm, hatte er seine ganze Zeit in Gebet, Studien und einige andere, ebenso ernste als nützliche, Uebungen eingetheilt. Seine größte Wonne war, bei seinen Eltern der Armen Fürsprecher zu seyn und häufige Almosen flossen durch ihn den Dürftigen zu. — Die Gräfin, von ihres Sohnes Liebenswürdigkeit besonders eingenommen, machte den Vorschlag, ihn seine wissenschaftliche Bildung im väterlichen Hause fortsetzen zu lassen, indem sie befürchtete, seine Unschuld möchte auf öffentlichen Schulen allzu großen Gefahren ausgesetzt seyn. Allein der Graf verwarf diese Erziehungsart, deren Vortheile nach seiner Ansicht jenen weit nachstanden, welche studirende Jünglinge aus wechselseitigem Wetteifer zögen. T. ward daher auf die neuerrichtete und zahlreich besuchte Universität nach Neapel geschickt. Bald gewahrte er aber, daß seine Tugend, unter den vielen Unordnungen und Lastern, die ihn umgaben, großen Gefahren ausgesetzt, nur durch die strengste Wachsamkeit geschützt werden konnte. Er vermied daher auf das sorgfältigste jede verdächtige Gesellschaft, und, während seine Mitschüler den Lustbarkeiten nachjagten, widmete er sich dem Gebete und den wissenschaftlichen Forschungen. Die Redekunst und Philosophie studirte er unter geschickten Lehrern und mit dem glücklichsten Erfolge. Ebenso arbeitete er an seiner geistigen Vervollkommnung. Mit jedem Tage schritt er weiter in der Wissenschaft der Heiligen, durch die Uebung des Gebets und aller guten Werke, die seine Demuth jedoch vor den Menschen zu verbergen wußte. — Die Jünger des vor 22 Jahren gestorbenen heil. Dominicus (s. d.) glänzten damals durch die Heiligkeit ihres Lebens als leuchtende Sterne in der Kirche Gottes. Mit einem dieser Geistesmänner hatte T. einige gottselige Unterredungen. Sein Eifer, sich Gott ungetheilt zu weihen, erglühte nun immer mehr und die göttliche Liebe flammte immer höher in seiner Seele. In dieser heiligen Gemüthsstimmung faßte er den Entschluß, in den Orden des heil. Dominicus zu treten. Sein Vater bot aber, als er dieses erfuhr, Allem auf, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Doch T.

beharrte unerschütterlich in demselben und legte im Jahre 1243 bei den Dominikanern zu Neapel das Ordenskleid an. — Um inzwischen den ihm in dieser Stadt bevorstehenden Kämpfen mit seinen ihm so theueren Gegnern zu entgehen, bat er seine Oberen, ihm einen andern Aufenthaltsort anzuweisen. Diese schickten ihn daher nach Rom und später nach Paris. Allein er konnte diese Stadt nicht erreichen; denn seine Brüder, Landulph und Raynald, die bei dem kaiserlichen Heere in Diensten standen, nahmen ihn auf dem Wege gefangen und brachten ihn auf das ihrer Familie gehörige Schloß Rocca-Sicca. Die Mutter suchte nun durch Ermahnungen, Bitten und Thränen ihren Sohn zur Wahl eines andern Standes zu bewegen. T. ward zwar innig gerührt durch der Mutter Schmerz, doch bemerkte er ihr mit bescheidener und ehrfurchtsvoller Festigkeit, er habe Alles wohl erwogen; sein Beruf komme gewiß von Gott und er sei entschlossen, was es ihn auch kosten möge, demselben zu folgen. Bei diesem Hinschwinden der letzten Hoffnung blieb die Mutter ihrer Gemüthsbewegung nicht mehr mächtig, sondern machte ihrem Sohne in heftigem Zorne bittere Vorwürfe, hieß ihn in enge Verwahrung bringen und erlaubte nur seinen zwei Schwestern, ihn zu besuchen und mit ihm zu sprechen. Diese, welche Anfangs ihren Bruder durch die zärtlichsten Zusprüche von seinem Vorhaben abzubringen suchten, nahmen zuletzt, durch seine salbungsvollen Reden über die Verachtung der Welt und die Liebe zur Tugend gerührt, selbst seine Gesinnungen an und widmeten sich der Gottseligkeit. — Indessen kamen Landulf und Raynald von dem Heere zurück und fanden bei ihrer Ankunft ihre Mutter ganz in Trostlosigkeit versunken, ihren Bruder aber noch eben so unerschütterlich bei seinem Entschlusse beharrend, wie vorhin. Gegen alles Gefühl der Menschlichkeit und Religion warfen sie nun den Heiligen in den Schloßthurm, ihn schmähend und mißhandelnd auf mannigfache Weise. Und da auch dieses nicht half, gebrauchten sie ein vom Geiste der Finsterniß ihnen eingegebenes schändliches Mittel. Sie führten nämlich eine der schönsten Buhlerinnen des Landes in sein Gemach und versprachen ihr eine große Belohnung, wenn sie ihn verführen würde. Diese Unglückselige bot nun Alles auf, was ein solches Weib durch List und Unverschämtheit vermag. T., obgleich bestürzt durch die Gefahr, welcher er seine Unschuld ausgesetzt sah, verlor den Muth nicht, sondern rief, in demüthigem Mißtrauen gegen sich selbst, den Gott der Reinigkeit um Beistand an. Dann ergriff er einen glühenden Brand, ging auf die Buhlerin los und jagte sie mit dieser Waffe zum Zimmer hinaus. Nach diesem Siege empfand er eine geheime Beschämung, daß er auf so demüthigende Weise versucht worden und dankte Gott kniefällig für den ihm ertheilten Beistand; er weihte sich von Neuem dessen Dienste und flehte mit thränendem Auge um die Gnade, niemals sich gegen die Tugend zu versündigen, welche ihm der höllische Feind zu rauben sich bemüht hatte. Bei zwei Jahre war T. in dem Schlosse Rocca-Sicca auf diese Weise eingekerkert. Papst Innocenz IV. und der Kaiser Friedrich II. verwendeten sich sogar für ihn und zuletzt nahmen auch seine Mutter und seine Brüder wieder menschlichere Gesinnungen gegen ihn an. Die Gräfin schien sogar nicht abgeneigt, heimlich die Flucht ihres Sohnes zu begünstigen. Die Dominikaner von Neapel benützten diese Stimmung, schickten einige Ordensbrüder verkleidet in das Schloß Rocca-Sicca, die den Heiligen, von einer seiner Schwestern in einem Korbe hinabgelassen, in ihren Armen empfingen und freudenvoll in ihr Kloster zurückführten. T. legte nun im folgenden Jahre die Gelübde ab. Da aber seine Mutter und seine Brüder unter verschiedenen Vorwänden diesen Schritt laut mißbilligten und ihre Klagen an den heil. Stuhl brachten, berief der Papst den jungen Ordensmann nach Rom, prüfte dessen Beruf und billigte, erstaunt über dessen hohe Gaben, die von ihm gewählte Lebensweise. Von jener Zeit an ward unser Heiliger nicht mehr durch seine Familie beunruhigt. Der Ordensgeneral, Johannes Teutonius, nahm den Heiligen auf einer Reise nach Paris zum Begleiter und schickte ihn dann nach Köln, um unter Albert dem Großen (s. d. Art. Albertus Magnus) Theologie zu studiren. T. machte außerordent-

liche Fortschritte, hielt aber aus Demuth seine hohen Kenntnisse verborgen. Doch bald wurden dieselben erkannt und von dem großen Albert mit dem schmeichelhaftesten Lobe erhoben, was jedoch in dem Heiligen nicht die mindeste Regung der Eitelkeit hervorbrachte. Nach der Weisung des, im Jahre 1245 zu Köln gehaltenen, Generalkapitels begleitete T. seinen Lehrer Albert den Großen nach Paris, um dort unter ihm seine Studien fortzusetzen und 1248 ward er mit Albert zum Lehrer in Köln ernannt. Schon durch seine ersten Vorlesungen erreichte T. den hohen Ruf seines Lehrers, obgleich er erst in seinem 22. Jahre war. Damals gab er auch seine Erklärungen über die Sittenlehre und über die anderen philosophischen Werke des Aristoteles heraus. Zu den heiligen Weihen, die er um diese Zeit erhielt, bereitete er sich durch glühende Andacht und mannigfache Werke der Gottseligkeit vor. Oft netzte er den Altar mit seinen Thränen und schien ganz in die Unendlichkeit der Liebe Jesu versenkt; aus seinem Angesichte strahlte die reine Flamme des Herzens. Zu Köln, Paris, Rom und in anderen Städten verkündigte er das Wort Gottes mit bewundernswürdiger Kraft und Salbung und bewirkte dadurch häufige Bekehrungen. — Die innige Theilnahme an dem Heile seiner ihm immer theuern Familie erweckte in ihm ein glühendes Verlangen, sie auf den Wegen der Gerechtigkeit wandeln zu sehen. Er arbeitete daher mit dem größten Eifer an ihrer Bekehrung und es gelang ihm, sie zur Ausübung der erhabensten Tugenden zu führen. Seine älteste Schwester weihte sich Gott in einem Kloster; die zweite heirathete den Grafen von Marsico, lebte eines tugendsamen Wandels und starb des Todes der Gerechten. Seine Mutter sühnte durch alle möglichen guten Werke die Fehler, wozu sie durch allzugroße Zärtlichkeit hingerissen worden und endigte heilig ihr Leben. Seine Brüder, Landulph und Reynald, starben ebenfalls, geläutert durch das Feuer der Trübsal, als wahre Christen. 1252 wurde T. nach Paris geschickt, um dort die Theologie zu lehren. Der Ruf, den er sich durch seinen umfassenden und tiefen Geist erworben hatte, zog eine unzählige Menge Zuhörer in seinen Lehrsaal. Zur Annahme der Doktorwürde konnte ihn nur der ausdrückliche Befehl seiner Oberen bewegen. Die Lehrer an der Pariser Hochschule hatten eine solche Verehrung für den Heiligen, daß sie in einem, unter ihnen entstandenen, Streite über einiges Außerwesentliche im heiligen Altarssakramente übereinkamen, an dessen Entscheidung sich zu halten. Nach demuthsvollem Gebete zu Gott um Erleuchtung, erörterte T. die ihm vorgelegte Frage mit einer solchen Geistesüberlegenheit, daß Jedermann seiner Meinung beistimmte. Die Gelehrten waren aber nicht die Einzigen, welche das seltene Verdienst des heil. T. erkannten. Der heil. Ludwig, König von Frankreich, hatte ein unbegränztes Vertrauen auf seine Einsicht und fragte ihn in den wichtigsten Staatsangelegenheiten um Rath. In Folge höhern Auftrages verfaßte T. mit Albert dem Großen und drei anderen Lehrern einige Vorschriften zur wissenschaftlichen Bildung der jüngeren Geistlichen. Bei seinen immer noch zu Paris fortgesetzten Lehrvorträgen gewann er Aller Herzen durch seine Leutseligkeit und Bescheidenheit. Später mußte er auch in Rom die Theologie vortragen. In seinen Vorträgen herrschte die Spekulation und Dialektik vor, mit der er aber auch die Mystik verband. Sein vorzüglichstes theologisches Werk: „Summa totius Theologiae tripartita" ist leider unvollendet geblieben. Für den dritten Theil ist Einiges aus seinen Vorträgen zusammengestellt worden, das Uebrige aus seinem Commentar zu Lombardus ergänzt worden. In dem hier aufgestellten, bedeutendsten und einflußreichsten aller scholastischen Systeme schloß sich T. entschieden an Augustinus an und zeigte sich nach dem Urtheile des, mit den Augustinischen Schriften so vertrauten Cardinal, Noris als der vorzüglichste Ausleger des heil. Augustinus; zugleich ist aber auch ein Einfluß Hugo's von St. Victor bemerkbar, den T. gleichfalls als seinen Lehrer betrachtete. Aus nicht zureichenden Gründen wurde diese größere Summa für ein, noch nicht durch T. der Oeffentlichkeit übergebenes, Werk gehalten und behauptet, es sei erst nach seinem Tode aus seinen Vorträgen aufgesetzt worden, was nur von dem dritten Theile gilt. Der zweite

27.667B

Theil besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die prima secundae mit der Ueb
schrift „de viritutibus et vitiis in genere" die allgemeine u. die secunda secund
die spezielle Moral in getrennter Darstellung enthält, während die anderen Sch
lastiker sie mit der Dogmatik verbanden. Zwar hatte schon Abälard davon ei
Ausnahme gemacht, aber mehr eine philosophische, als christlich-theologische Et
beabsichtigt. Der Vortrag in der Summe des heil. T. ist durchgehends in Frage
zuerst wird minder richtig geantwortet, dann rectifizirt. In der Einleitung h
er die Theologie als eine eigentliche Wissenschaft erwiesen, wiewohl sie auf G
schichte beruhe; denn den geschichtlichen Thatsachen liegen Ideen zum Grun
Der Theologie gebühre vor allen übrigen Wissenschaften der Vorrang,
sie eine von Gott eingegebene sei, welche auf Offenbarung Gottes beruhe u
dadurch sich von derjenigen Theologie unterscheide, welche ein Theil d
Philosophie sei. Im Kampfe mit den Ungläubigen, bemerkte er, mü
man das Gehaltlose ihrer Einwürfe darthun, mit den Häretikern
irgend eine, mit uns gemeinsame, Lehre anschließen und alsdann aus de
innern Zusammenhange aller auch die Wahrheit der verkannten darthun. E
herrliches Streben zeigt sich auch in dem, auf Veranlassung Raymunds v
Pennaforte für die Prediger in Spanien verfaßten, apologetischen Werke geg
die Muhamedaner und Juden. In seinen Commentaren zu biblischen Schrift
sind die Kirchenväter benützt und besonders das Dogma der Kirche und d
biblischen Grundideen oft tiefsinnig erläutert. — Alle kirchlichen Würden, we
ihn der Papst erheben wollte, unter diesen auch das Erzbisthum Neapel, schl
T. standhaft aus, blieb aber auf Verlangen des hl. Vaters immer an dess
Seite und erhielt dadurch Gelegenheit, das Wort Gottes in allen Städten,
denen sich der Papst aufhielt, zu verkündigen. Unter den verschiedenen Bekeh
ungen, welche er bewirkte, ist namentlich die zweier ausgezeichneten jüdisch
Rabbinen merkwürdig, die mehre Andere ihrer Glaubensgenossen nach sich zog
Der Heilige legte zuletzt, aus Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit, sein Leh
amt nieder und wollte endlich vom 6. Dezember 1273 bis zum 7. März d
folgenden Jahres, wo er starb, über theologische Gegenstände weder schreib
noch reden. Der Gedanke an die Ewigkeit erfüllte seine ganze Seele. Alle
während er in gänzlicher Abgeschiedenheit nur dem Gebete leben zu könn
glaubte, berief ihn Gregor X. auf das zu Lyon versammelte Concilium, wo d
Spaltung der Griechen gehoben und dem heiligen Lande Hülfe geschafft werd
sollte. Obgleich gebrechlich und krank, trat T. doch die ihm befohlene Reise a
begleitet von einem Ordensgenossen, der für ihn zu sorgen beauftragt war. I
deß verschlimmerte sich seine Krankheit zusehends; gleichwohl setzte er, obglei
seines nahen Todes gewiß, seinen Weg weiter fort. Zu Fossa-Nuova, ein
berühmten Cisterzienserabtei im Bisthume Terracina, ward aber das Fieber
heftig, daß er bleiben mußte. Bei seinem Eintritte ging er dennoch, seiner G
wohnheit nach, zuerst in die Kirche, das allerheiligste Altarssakrament anzubete
Seine Geduld, Demuth, Geistessammlung u. glühende Andacht erbauten währe
seines dortigen Aufenthaltes die ganze Genossenschaft, auf deren Verlangen
auch noch eine Erklärung des hohen Liedes in die Feder sagte. Da indeß
seine Schwäche immer zunahm, legte er noch unter vielen Thränen eine all
meine Beicht von seinem ganzen Leben ab und bereitete sich durch glühende A
dacht und tiefe Verdemüthigung zum Empfange der hl. Wegzehrung vor. Au
die letzte Oelung ließ er sich noch bei vollkommener Besinnung ertheilen u
antwortete selbst ganz deutlich auf alle dabei üblichen Gebete. Nach diesem l
er ruhig, in freudiger Erwartung seiner baldigen Auflösung, auf seinem Bet
dankte dann dem Abte und der Genossenschaft für die ihm erwiesenen Liebe
dienste, betete noch einige Augenblicke und entschlief kurz nach Mitternacht
dem Herrn, am 7. März 1274, in seinem 48. (50) Lebensjahre. Seine sterblic
Hülle ward in dem Dominikanerkloster zu Toulouse beigesetzt. Pius V. bef
1567, daß sein Fest an seinem Todestage gefeiert werden sollte, wie das der

Kirchenlehrer des Abendlandes, nämlich der heil. Ambrosius, Augustinus, Hieronymus u. Gregor des Großen. — Die Werke des hl. T., theils, wie wir schon oben gesehen haben, theologischen, theils philosophischen Inhaltes, erschienen: „Stud. et cura Vinc. Justiniani et Thom. Manriquez" (Rom 1570—1571, 17 Theile in 18 Bänden, Fol.); „Cura fratrum ord. praed." (Paris 1636 — 1641, 23 Bde.); die theologischen besonders: „Cura Bern. de Rubeis" (Bened. 1745—89, 20 Bde., 4.); mit dessen „Diss. crit. et apol. de gestis et scriptis ac doctrina S. Thomae Aquinatis", auch besonders gedruckt (ebendas. 1730, Fol.). Vgl. A. Touron „Vie de St. Thomas d'Aquin avec un exposé de sa doctrine et de ses ouvrages" (Paris 1731, 4.), Ludwig Carbone a Costacciario „Compendium absolutissimum totius summae theol. St. Thomae Aquinatis" (Ven. 1587, 8.); J. Cas. Alemanni „Summa theol. S. Thomae Aquinatis" (Paris 1840); „Summa St. Th., hodiernis academicorum moribus accommodata s. cursus theol.", ap. Car. Ren. Billuarti (Traj. ad Rh. 1769, 8.); „Philosophia ad modum D. Th. Aqu. explicata" p. Placid. Reutz (Köln 1723, 3 Bde., 8.); Pet. Zorn „De varia fortuna phil. Thom. Aquinatis" (in dessen „Opusc. sacra" Bd. 1.; Hörtel, Th. v. A. u. seine Zeit, nach Touron, Delecluze u. den Quellen, 8., (Augsb. 1846). — 2) T. von Villanova, Erzbischof von Valencia, wurde 1488 zu Fuenlana in Castilien geboren und erhielt seine Erziehung zu Villanova, woher er auch seinen Beinamen hatte. Mit einem milden Sinne gegen die Armen verband er in sehr früher Jugend beständige Abtödtung, die liebenswürdigste Bescheidenheit und Sanftmuth, ungetrübte Herzensreinheit, großen Abscheu gegen die geringste Lüge und eine besonders zärtliche Andacht gegen die allerseligste Jungfrau. Mit großer Auszeichnung machte er seine Studien zu Alcala und Salamanca und während der zwei Jahre, wo er die Moralphilosophie in letzterer Stadt lehrte, dachte er ernstlich über seinen künftigen Beruf nach und entschloß sich endlich, unter die Einsiedler des hl. Augustinus zu treten. In der Prüfungszeit erkannte man bald, daß er sich schon lange an die Bußstrenge, die Selbstverleugnung und an die Uebung der Beschaulichkeit gewöhnt hatte. Durch seine liebenswürdige Einfalt gewann er sich in kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner Mitbrüder. Kurz nach zurückgelegter Prüfungszeit erhielt er die heiligen Weihen; er las im Jahre 1520 am heil. Weihnachtsfeste seine erste hl. Messe. Der Gedanke, daß Gottes Sohn in Kindesgestalt erschienen, machte während des hl. Opfers einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er wegen der häufigen Thränen, die seinen Augen entströmten, einige Zeit einhalten mußte. Aehnliche Gefühle bemächtigten sich seiner öfters am Altare, besonders an den Festen, wo die Menschwerdung des Sohnes Gottes der Hauptgegenstand der frommen Andacht ist. Bald darauf bestimmten ihn seine Oberen zum Verkündiger des göttlichen Wortes und Ausspender des Bußsakramentes. Diese wichtigen Aemter erfüllte er mit so gesegnetem Erfolge, daß man ihn gewöhnlich Spaniens Apostel nannte. Mehre Male ward er zum Prior und drei Male zum Provinzial erwählt. — Seiner Gottseligkeit und hohen Kennntnisse wegen ward der Diener Gottes von Kaiser Karl V. zum Hofprediger erwählt und unter dessen Räthe aufgenommen. Bei mehren Gelegenheiten bewies ihm der Kaiser hohe Achtung und zog seinen Rath seinen eigenen Ansichten vor. Als das Erzbisthum von Granada erledigt worden, ernannte ihn der Kaiser für dasselbe, mit der Weisung, sich nach Toledo zu begeben. Der Heilige gehorchte zwar, allein nur in der Absicht, Alles aufzubieten, um diese hohe Würde von sich abzulehnen, was ihm endlich auch gelang. Einige Zeit nachher ward das Erzbisthum Valencia erledigt, das aber der Kaiser dem Heiligen nicht mehr antragen wollte, weil er dessen Abneigung gegen die kirchlichen Würden kannte. Es sollte ein Ordensmann von den Hieronymiten dazu erhoben werden. Inzwischen wurde doch das Ernennungsdekret für den Heiligen ausgefertigt. Der Kaiser fragte befremdet nach der Ursache dieses Verstoßes und der Geheimschreiber antwortete, er habe geglaubt, den Namen des T. von Villanova zu hören; allein er könne leicht die Sache berichtigen. „Nein," entgegnete der Kaiser, „ich erkenne hierin einen besondern

Wink der Vorsehung und wir müssen dem höhern Willen folgen." Er unterzeichnete daher das Ernennungs-Dekret und schickte es an den Heiligen, der damals als Prior dem Kloster zu Valladolid vorstand. T., sehr bestürzt über die so gefürchtete Erhebung, bemühte sich auf alle Weise, in seiner Verborgenheit leben zu können, allein sein Provinzial befahl ihm, kraft des Gehorsams und unter Strafe des Bannes, dem Willen des Kaisers sich zu unterwerfen. Die Bullen des Papstes Paul III. langten ohne Verzug an u. T. wurde von dem Erzbischof von Toledo geweiht. Des folgenden Morgens trat er sogleich den Weg nach Valencia zu Fuß und in einer unansehnlichen Ordenskleidung an, begleitet von einem Ordensbruder und zwei Bedienten. — Nach seiner Ankunft in Valencia bezog er eine Wohnung bei den Augustinern dieser Stadt und brachte daselbst mehre Tage in stiller Geistesversammlung zu, um den Segen des Himmels auf sich herabzuflehen, dessen er zur würdigen Erfüllung seiner Amtspflichten bedurfte. Dem Geiste der angelobten Armuth treu, entfernte er alle überflüssigen Kostbarkeiten und nahm am ersten Tage des Jahres 1545, auf bloßer Erde knieend, Besitz von seiner bischöflichen Kirche. Das Kapitel, seines Erzbischofs Dürftigkeit kennend, machte ihm zur Einrichtung seines Hauswesens ein Geschenk von 4000 Dukaten, das er mit Dank annahm, um es dem Spital zu schenken, welches mit Kranken überladen war und beträchtlicher Ausbesserung bedurfte. Das Erste, was er nach seiner Besitznahme that, war, daß er die Gefängnisse des Erzbisthums besuchte und sie heller und bequemer einrichten ließ. Zu dieser Veränderung bewog ihn sein mitleidiger Sinn gegen alle Unglücklichen. Die in seinen Klostermauern geübte Demuth begleitete ihn auch auf die hohe Ehrenstufe; alle Merkmale irdischer Größe waren ihm unerträglich. Selbst sein Ordenskleid legte er nicht ab. Sein Tisch war immer sehr einfach und er beobachtete unwandelbar die von seiner Ordensregel vorgeschriebenen Fasten. Sein Palast war wirklich ein Haus der Armuth; man sah darin nicht eine einzige Tapete. Nur wenn er krank war, bediente er sich der Leinwand, sonst schlief er oft auf einem Bündel Reisig und hatte einen Stein zum Hauptkissen. Treu in Erfüllung aller seiner Pflichten eines guten Hirten, besuchte er die Kirchen seines Sprengels, predigte in den Städten und Dörfern mit solchem Eifer und solcher Salbung, daß jedes Wort aus seinem Munde wie eine Flamme die Herzen durchglühte. Seine Predigten brachten solche wundervolle Wirkungen hervor, daß man ihn als einen von Gott erweckten Apostel und Propheten ansah, um die Sittenverbesserung des christlichen Volkes zu bewirken. Nachdem er sein Bisthum bereist hatte, versammelte er ein Provinzialconcilium, um weise Verordnungen zur Abstellung von Mißbräuchen zu machen, die sich besonders unter der Geistlichkeit eingeschlichen hatten. Alle, sich ihm entgegenstellenden, Schwierigkeiten besiegte er durch seine Geduld und sein Flehen zu Gott, um das Gedeihen seiner heilbringenden Bestrebungen. Als er wahrgenommen, daß seine Dienerschaft, um ihn nicht in seinen Andachtsübungen zu unterbrechen, Personen, die ihn um Rath fragen wollten, warten ließ, gab er den Befehl, ohne Verzug Alle anzumelden, die mit ihm zu sprechen begehrten, weil seine Liebe zur Abgeschiedenheit und Einsamkeit seiner Pflicht weichen müsse und, seit er das bischöfliche Amt angetreten, er aufgehört habe, sein eigener Herr zu seyn, um der Diener seiner Heerde zu werden. Man hatte von seiner Einsicht und Klugheit einen so hohen Begriff, daß man selbst in den schwierigsten Dingen seine Entscheidungen mit Ehrfurcht annahm. Wenn Hindernisse schwer zu besiegen waren, oder wenn es sich um die Bekehrung eines verhärteten Sünders handelte, nahm er seine Zuflucht zu Gott und damit seine Gebete desto wirksamer würden, verband er damit häufige Thränen, Almosen und bisweilen außerordentliche Bußwerke. Auf diese Weise bewirkte er die Bekehrung mehrer Personen, die bis dahin, gegen alle Ermahnungen taub, keinem Gnadenrufe folgen wollten. — Die ansehnlichen Einkünfte seines Erzbisthums verwendete er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Jeden Tag sah man an seinem Palaste mehre hundert Arme. Jeder empfing eine

Gabe an Brod und Wein und ein Geldstück. Er erklärte sich als Vater der Waisen. Arme Mädchen steuerte er zur Heirath aus. Für die Findelkinder trug er besondere Sorgfalt. Er belohnte diejenigen, welche sie ihm überbrachten, wie auch die sorgfältigsten Pflegerinnen. Eine Seestadt seines Sprengels wurde von Seeräubern geplündert. Sogleich ließ er sie mit Lebensmitteln u. mit Geld versehen zur Loskaufung der Gefangenen. Den Reichen suchte er ebenfalls den Wohlthätigkeitssinn einzuflößen, von dem er so sehr durchdrungen war, sie ermahnend, dahin zu streben, daß sie noch reicher an Barmherzigkeit würden, als sie es an irdischen Gütern seien. Der heil. T. ward dringend ersucht, auf dem Concilium von Trient zu erscheinen; allein seine leidenden Gesundheitsumstände hinderten ihn, an diesem wichtigen Werke selbst Theil zu nehmen. Indessen blickte er immer mit Schrecken auf seine ausgedehnten und wichtigen Hirtenpflichten. Man hörte ihn oft wiederholen, daß er niemals so sehr gefürchtet habe, aus der Zahl der Auserwählten ausgelöscht zu werden, als seit er zum bischöflichen Amte erhoben worden. Mehr, als einmal, hatte er zu Rom und am Hofe Versuche gemacht, um die Erlaubniß zu erhalten, sein Bisthum niederzulegen, die ihm aber nie gewährt wurde. Endlich gab ihm Gott die so sehnlich gewünschte Freiheit, indem er ihn zu sich berief. Es ward ihm die höhere Erleuchtung, daß er am Feste der Geburt der allerseligsten Jungfrau in das ewige Vaterland hinüberwandeln werde, welches denn auch wirklich zu seiner großen Freude in Erfüllung ging und zwar 1555, in seinem 67. Lebensjahre und in dem 11. seiner bischöflichen Amtsführung. Paul V. sprach ihn 1618 selig und Alexander VII. setzte ihn 1658 unter die Zahl der Heiligen. Sein Fest wird auf den 18. September gefeiert. — 3) T., Erzbischof von Canterbury, s. Becket.

Thomas von Kempen (a Kempis), mit seinem eigentlichen Namen T. Hammerken, geboren zu Kempen im Kölnischen 1380, der unsterbliche Verfasser des, nächst der hl. Schrift wohl am weitesten verbreiteten, Werkes von der Nachfolge Christi (de imitatione Christi), widmete sich frühzeitig mit großem Fleiße den theologischen Studien, namentlich dem Lesen der heilgen Schrift eben so wohl, als ascetischen Uebungen, kam in seinem 20. Jahre in das Kloster der Augustiner-Chorherren auf dem Berge der hl. Agnes unweit Zwoll in den Niederlanden und starb als Superior dieses Klosters 1471. Er gehört zu den edelsten Mystikern des Mittelalters. Rein, wie sein eigener Sinn u. Wandel war, suchte er auch in Anderen solche Reinheit des Herzens hervorzurufen und ladet in seinen zahlreichen praktisch-religiösen Schriften, voll freundlicher u. lieblicher Bilder, zum stillen Umgange mit Gott und Jesu ein. Dieselben bestehen in Predigten, Anreden, Ermahnungen, Gebeten, Liedern, ascetischen Abhandlungen, sind sämmtliche in lateinischer Sprache geschrieben und von dem Jesuiten Sommal (Antwerpen 1607, 4.) herausgegeben worden. Vorzüglich sind darunter seine Selbstgespräche der Seele „Soliloquia animae“ und sein Rosengarten „Hortulus rosarum“ zu erwähnen. Wenn er in seinem schon genannten Hauptwerke „De imitatione Christi“ den Tauler, in dessen „Nachfolge des armen Lebens Christi“, an Tiefe nicht erreicht, so übertrifft er ihn aber an Einfachheit, aus der eine wahrhaft volksthümliche Herzlichkeit spricht. Der stille Umgang mit Gott und Jesu Christo ist der Grundgedanke; dazu gelange man durch Zurückgezogenheit, würdigen Gebrauch der hl. Sakramente, unablässige Betrachtung der hl. Schrift und richtige Würdigung der Welt. Im Geiste aller Jahrhunderte findet er in der Eucharistie den Mittelpunkt alles christlichen und kirchlichen Lebens und verweilt darum hiebei am längsten. Mehrfach ist dem T. die Verfasserschaft dieser Schrift und, nicht ohne glänzende Gründe, abgesprochen worden und Viele hatten sich für den Kanzler Gerson (s. d.) als den Verfasser entschieden. Die neuesten Untersuchungen des Präsidenten von Grégory „De imitatione Christi et contemtu mundi et omniumque ejus vanitatum libri IV. codex de advocatis saec. XIII. Ed. II. cum not. et var. laett. curante equite G. de Grégory, Aquis Sext.“ (1833) haben indessen nachzuweisen gesucht, daß der Benediktinerabt Jo-

hannes Gersen a Canabaro (Cavaglia), der zu Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, Verfasser dieses Buches sei. Vgl. Silbert „Gersen, Gerson und Kempis, oder, ist einer von diesen dreien und welcher ist der Verfasser von der „Nachfolge Christi" ? (Wien 1828) und „Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, von G. v. Grégory", aus dem Französischen übersetzt von J. B. Weigl (Sulzbach 1832).

Thomas, St., 1) eine, zu den kleinen Antillen (s. d.) gehörige Insel, von nur 1½ □ Meilen, westlich in der Jungferngruppe, ist im Besitze der Dänen und hat 8000 Einwohnern welche, mit Ausnahme von 800 Weißen und 1500 freien Negern, sämmtliche Sklaven sind. Die Insel ist bergig u. eben nicht sehr fruchtbar, die Hitze steigt im Juni und Juli bis 31° R. und Orkane sind häufig. Die hauptsächlichsten Produkte sind Baumwolle u. Zucker. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf der südlichen Küste, hat einen sichern und bequemen Freihafen und 4000 Einwohner, welche bedeutenden Handel treiben. Außerdem gibt es auf der Insel noch zwei Missionsplätze der Herrnhuter, Neuherrnhut und Niesky, mit 1900 Einwohnern, im Jahre 1733 gegründet. Die Insel wurde zuerst 1648 von den Niederländern colonisirt, dann von den Engländern erobert und 1671 an Dänemark abgetreten. Im Jahre 1685 wurde daselbst eine brandenburgische Colonie angelegt. — 2) T., eine den Portugiesen gehörige Insel, im Meerbusen von Guinea, westnordwestlich vom Cap Lopez, ist gebirgig, heiß und ungesund, besonders in den Thälern; der Pic darauf ist gegen 1100 Fuß hoch, die Südspitze heißt Delgada, die Nordspitze, Morro-Corado. Die Berge sind bewaldet. Die Produkte sind: Schaafe, Ziegen, viel Schweine, Rindvieh, Zucker, Indigo, Baumwolle. Es zählt 20000 Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt, auch Anna-de-Chaves, steht an der Bucht auf der Nordspitze, mit einem kleinen, aber sichern Hafen, geschützt durch ein Fort, hat 3 Kirchen und 500 Häuser.

Thomaschristen, s. Nestorius und Nestorianer.

Thomasius, Christian, ein verdienstvoller Philosoph, geboren den 1. Jänner 1655 zu Leipzig, wo sein Vater, Jakob, gestorben 1684, sich als Lehrer der Beredtsamkeit und Rektor der Thomasschule durch mündlichen Unterricht und Schriften mannigfaltige Verdienste erwarb. Unter seiner Leitung studirte T. Philosophie und seit 1675 zu Frankfurt an der Oder die Rechte, kam 1679 nach Leipzig zurück und hielt nun daselbst juristische und philosophische Vorlesungen, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit so viele Feinde zu, daß er genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen, weil in Dresden ein Befehl zu seiner Verhaftung ausgewirkt worden war. Er wandte sich 1690 nach Halle, setzte auf der dasigen Ritterakademie seine Vorlesungen fort und der große Beifall, den er erhielt, gab die nächste Veranlassung zur Errichtung einer Universität in Halle, welche 1694 eingeweiht wurde. T. wurde auf derselben zweiter, in der Folge erster Rechtslehrer, königl. preußischer Geheimer Rath, Direktor der Universität und setzte seine wissenschaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme fort, bis zu seinem Tode, den 23. Sept. 1728. Die Verdienste des T. bestehen hauptsächlich darin, daß er mit gewichtigen Gründen den, damals in Deutschland herrschenden, religiösen u. philosophischen Aberglauben niederschlug und der deutschen Sprache in den Universitätsvorträgen und in gelehrten Untersuchungen das ihr gebührende Recht verschaffte. Den Glauben an Hexen und Gespenster, die Hexenprozesse und die Tortur bekämpfte er mit allen Waffen des Wissens, die ihm zu Gebote standen; in die Tiefen der spekulativen Philosophie drang er aber nicht ein. Man hat ihm dieses oft zum Vorwurfe gemacht, ohne zu bedenken, daß seine Absicht gar nicht dahin ging, sich in metaphysische Grübeleien einzulassen. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier nur die „Freimüthigen, jedoch Vernunft- und gesetzmäßigen Gedanken über allerhand, fürnämlich aber neue Bücher," Halle 1690, 8.; „Die Historie der Weisheit und Thorheit," Halle 1693, 3 Thle., 8.; „Die Ernsthaften, aber doch munteren und vernünftigen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene juristische Händel," Halle 1720—1721, 4

u., 4.; und „Die vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel," Halle 1723—1725, 3 Thle., 8. Vergl. H. Lunden, „Christian T., nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt," Berlin 1805.

Thompson, s. Rumford.

Thomson, 1) James, ein ausgezeichneter englischer Dichter, geboren 1700 zu Ednam bei Kelso (Schottland), studirte zu Edinburgh, ward in London durch das beschreibende Gedicht „The Winter" (1726) bekannt und ließ bis 1730 die sämmtlichen Jahreszeiten folgen. Unter seinen Tragödien fand „Tancred and Sigismunda" (1745) den meisten Beifall; seine letzte dichterische Arbeit war: „The Castle of Indolence," eine geistreiche Nachahmung Spencer's. Er starb zu Kewlane bei London 1748. Ob das Volkslied „Rule Britannia etc." in „Alfred" (1740) von ihm ist, oder von Mallet, ist ungewiß. Seine „Jahreszeiten" wurden häufig aufgelegt und mehrmals ins Deutsche übersetzt. — 2) T., Thomas, Professor der Chemie an der Universität Edinburgh, ward nach Beendigung seiner Studien Lektor der Chemie in Edinburgh, bereiste 1812 Schweden und ließ sich dann in London nieder, von wo er 1818 als Professor der Chemie an die Universität Glasgow berufen ward. — T. hat ein eigenes System der Chemie aufgestellt, das ihn mit Berzelius (s. d.) in Streit brachte und in Deutschland keinen großen Beifall fand. — Seine Hauptschriften sind: „A system of chemistry," 4 Bde., Edinb. und Lond. 1802, 6. Aufl., 1820, wurde übersetzt ins Deutsche und wiederholt ins Französische; „System of chemistry of inorganic bodies," 2 Bde., Edinb. u. Lond. 1831; „Chemistry of organic bodies," 2 Bde., Lond. 1838 und 1842, 2. Aufl. des 1. Bds., 1842; „An attempt to establish the first principles of chemistry by experiments," 2 Bde., Lond. 1825, übersetzt ins Französische &c. E. Buchner.

Thon nennt man verschiedene Erd- und Steinarten, welche die Eigenschaft haben, das Wasser einzusaugen, eine schlüpferige, fettig anzufühlende, plastische Masse damit zu bilden, die beim Trocknen ihren Zusammenhang behält, beim Brennen in starker Hitze aber bedeutend erhärtet und dann im Wasser nicht mehr erweicht. Die, am allgemeinsten auf der ganzen Erde verbreitete und im engern Sinne T. genannte, Art desselben ist der gemeine Töpfer-T., auch Tachet genannt, der sich in allen Weltgegenden, meist im aufgeschwemmten Lande unter der Dammerde in Lagern findet. Er kommt gelblich, röthlich, bläulich-grau, grau, oft auch streifig vor, ist undurchsichtig, von erdigem, glanzlosem Bruch, hängt stark an der Zunge u. entwickelt, angehaucht, einen eigenthümlichen Geruch. Er ist selten rein, sondern mehr oder weniger durch fremdartige Beimischungen, als Sand, Eisenoxydhydrat, Kohle &c. verunreinigt; auch enthält er zuweilen fein vertheilten, oder auch in größeren u. kleineren Brocken bestehenden Kalk; in letzterem Fall ist er zur Verfertigung von Geschirren unbrauchbar, weil der Kalk nach dem Brennen Feuchtigkeit anzieht, sich ausdehnt und die Geschirre zersprengt. Seine hauptsächlichste Verwendung ist zur Verfertigung der gemeinen Töpferwaaren und der Mauer- und Dachziegel; außerdem benützt man den weißen und hellgrauen T., weil er auch Fett einsaugt, zum Vertilgen von Fettflecken aus Zeugen und Holzwerk, namentlich aus den Stubendielen und den erstern zum Anstreichen des weißen Lederzeuges beim Militär.

Thonschiefer, s. Schiefer.

Thôr, heißt in der altnordischen Sprache und Mythologie der über Wolken und Regen gebietende, sich durch Wetterstrahl und rollenden Donner verkündigende Gott, dessen Keil durch die Lüfte fährt und auf die Erde einschlägt und in hochdeutscher Sprache Donar (Donner) genannt wird. Er ist Wodan's und der Erde Sohn. Er fährt entweder, oder geht zu Fuße, niemals kommt er reitend vor. Der donnernde Gott wird vorzugsweise als ein väterlicher aufgefaßt und, wie Zeus (Jupiter), mit langem Barte vorgestellt. Die alten Sprachen unterscheiden drei Akte der Naturerscheinung des Gewitters: das Leuchten, den Schall

und das Einschlagen. Dem blitzenden Gott wird rothes Haar, dem donnernden der Wagen, dem einschlagenden Geschoß und Waffe beigelegt, eigentlich keilförmige Steine, die er vom Himmel herabwirft. Die nordische Mythologie legt dem T. ausdrücklich einen wunderbaren Hammer zu. Vgl. Uhland: Der Mythus von Thor. Stuttgart 1836. x.

Thorah, (deutsch Gesetz) nennen die Juden den Pentateuch (s. d.), da dieser vorzugsweise den Gesammtinhalt des, dem Moses von Gott geoffenbarten, Gesetzes begreift.

Thorild, Thomas, ein ausgezeichneter schwedischer Schriftsteller, wurde 1759 zu Kongolf in Schweden geboren, war Privatdocent in Upsala, wurde 1792 wegen seiner politischen Schriften, besonders über Preßfreiheit, des Landes verwiesen, begab sich hierauf nach Kopenhagen, lebte daselbst längere Zeit als Privatgelehrter, wandte sich alsdann nach Lübeck nnd Altona, wurde zuletzt in Greifswald 1796 als Bibliothekar und Professor der schwedischen Literatur angestellt und starb daselbst 1808. Als Schriftsteller hat sich T. im Fache der Politik, Philosophie und Poesie ausgezeichnet. Außer den schon erwähnten Schriften nennen wir noch: „Ueber die natürliche Hoheit des weiblichen Geschlechtes“; sein Hauptwerk „Maximum sive Archimetria“, Berlin 1799; „Systema theologicum humanitatis,“ Greifswald 1803 u. 1804 und sein „Systema juridicum humanitatis naturale“, ebendaselbst. Eine Sammlung seiner poetischen Schriften ist noch nicht erschienen, allein seine übrigen Werke kamen gesammelt zu Upsala 1819 heraus. T. besaß eine lebendige Einbildungskraft und einen großen Reichthum an kühnen und kräftigen Bildern und seine Schriften sind reich an originellen Ansichten über Aesthetik, Philosophie und Politik. Ueber seinen Werth als philosophischer Schriftsteller vergl. Geijer, „Thorild, Tillika en philosophisk eller philosophisk Bekännelse“ Upsala 1822.

Thorkelin (Grim Johnsen), ein um die skandinavische Literatur hochverdienter Mann, 1752 auf Island geboren, machte 1786, nach Beendigung seiner Studien, zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch England, Irland und Schottland u. ließ sich dann auf der Universität St. Andrews nieder. Seine archäologischen Forschungen erhielten einen ungewöhnlichen Beifall und das Verdienstliche derselben wurde auch von der Regierung zur Ernennung zum geheimen Archivar des Königs, zum Staatsrathe und zum Ritter des Danebrogordens anerkannt. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Kongaerfda ok Bikis Stiörn“, (Successio regia et regni administratio) 1777; „Analecta“; „Statuta provincialia“; „Diplomatarium Arna-Magnaeanum“ 1786 und der Commentar zur „Orkeeyinga-Saga“ 1787. Auch bearbeitete er das wichtige Gesetzbuch „Magnus Lagobaeters Gulathings Laug“ und gab „Vafthrudis mal“ 1779, eines der vorzüglichsten Lieder der Edda und das angelsächsische Gedicht: „De Danorum rebus gestis sec. III. et IV.“ Kopenhagen 1815, 4. heraus.

Thorlacius, 1) T. Skule Thordsen, geboren auf Island 1741, starb als gewesener Rektor der lateinischen Schule zu Kopenhagen, mit dem Charakter und Range eines Justizrathes 1815. Außer seinem Antheile an der Herausgabe der Heimskringla, seiner Vorrede zum I. Theile der sämundinischen Edda und einigen kleinen Aufsätzen über Thor, über ein paar Runensteine u. s. w., bleibt er dem nordischen Philologen, Alterthumsforscher und Literaten durch seine musterhaften: „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae, Spec. I. — VII.“, Kopenhagen 1778 — 1799, wovon das 4., „Borealium veterum matrimonia cum Romanorum institutis collata“ auch besonders erschien, Kopenhagen 1785, theuer. Hauptsächlich wird ihm jeder kritische Forscher der alten poetischen und mythischen Denkmale für seine gründlichen Commentare über „Hakonar-Quida, den Grotta-Savngr, Havstlavng, die Thrósdrápa“ u. s. w. für immer dankbar seyn. — 2) T. Birger, dänisch Börge, des Vorigen Sohn, geboren zu Colding den 1. Mai 1775, Doctor und Professor der Theologie zu Kopenhagen, königl. Etatsrath und Ritter des Danebrogordens. Seine „Libri Sibyllistarum“, seine populären Aufsätze, das

...che, römische, nordische Alterthum betreffend und seine dänische Uebersetzung ... Sage von dem Normann Thorgils, sind auch in Deutschland rühmlich ... Hohes Verdienst um die altnordische Literatur aber hat er sich haupt... dadurch erworben, daß durch seine Liberalität die Herausgabe des 2. Theiles ... mundinischen Edda nach 30 Jahren endlich möglich geworden ist und daß ... auch die, im gleichen Gehalte bearbeitete, Fortsetzung der Heimskringla, ... die Herausgabe des IV. und V. Theiles (1813 und 1818, der III. ... schon 1783) ebenfalls nach einem Verlaufe von 30 und mehren Jahren ...anken hat.

...horn, Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirke Marienwerder der ... Westpreußen, am rechten Ufer der Weichsel, worüber eine 2500 Fuß lange ... Brücke führt, besteht aus der alten und neuen Stadt, hat drei katholische ... protestantische Kirchen, darunter die Marienkirche aus dem 14. Jahr... die Nikolaikirche von 1263, die Johanniskirche mit dem Denkmal des ...kus von Thorwaldsen, drei Klöster und gegen 13,000 Einwohner, welche ... Getreidbau, Holzhandel, Gerberei und Seifenfabrikation und Geschäfte in ...chen und Steckrüben treiben. — Erbaut von dem Hoch- und Deutschmeister, ... Balk, 1232, blühte T. rasch auf und trat 1263 zur Hansa, aus welcher ... neue Stadt stammt. In viele Fehden und Kriege mit den Polen, unter ... Schutzherrschaft es 1454 trat und den deutschen Rittern, später mit den ...den verwickelt, hatte T. viele Belagerungen auszuhalten, unter denen diejenige ... XII. von 1703 die verderblichste war. In Folge der Kirchenspaltung gab ... hier unaufhörliche Friedensstörungen, die endlich 1724 zu dem berüchtigten ... T. Blutbade führten, wobei der Präsident Rösner nebst 11 Personen ...tirt und die Stadt durch König August ihrer meisten Rechte beraubt ... 1793 kam T. an Preußen; 1807 ward es von den Franzosen be... und zum Großherzogthume Warschau geschlagen, 1813 aber gegen Russen ... Preußen geräumt, welche letztere es 1815 wieder besetzten, während die ... 1831 es als Operationspunkt gegen den polnischen Aufstand benützten. ... Geburtsstadt des berühmten Astronomen Kopernikus und des Physiologen ...ering (s. d.).

...horwaldsen, Bertel, der berühmteste Bildhauer der neuesten Zeit, Sohn ... armen Steinmetzen aus Island, zu Kopenhagen den 9. Nov. 1770 geboren, ... sich für die Kunst seines Vaters und ward auf die Zeichenakademie zu ...hagen geschickt, wo er sich bald so auszeichnete, daß er 1797 eine Pension ... Jahre erhielt, um in Rom zu studiren. Hier lebte er, ohne sehr bemerkt ...den u. schon im Begriffe, wieder abzureisen, als der Holländer Hope die ...hrung eines bisher wenig geachteten Modells: „Jason wie er das eroberte ... Vließ emporhält", in Marmor von ihm verlangte. Dieß entschied seinen ... Aufenthalt in Rom und seinen Ruhm. Hope wußte das Kunstwerk zu ... und fragte T., wie viel seine Ausführung in Marmor kosten würde? Die... verlangte 600 Zechinen, Hope aber versprach ihm 800 und gab ihm sogleich ...or, um ans Werk zu gehen. Dieser Jason steht noch in London; in Ko...gen besitzt man nur einen Gypsabguß von einer Copie in Bronze in ver... Maßstabe, welche dem Könige gehört. Nachdem nun einmal T. als ... anerkannt war, folgten Bestellungen auf Bestellungen, indem es unter den ... und Kunstfreunden Ehrensache wurde, eine Arbeit von seiner Hand zu ... Ihm, dem Ausländer und Protestanten, ward das Denkmal des Papstes ... VII. für die Peterskirche und die Präsidentschaft der Akademie St. Luca in ... übertragen. Er besuchte Kopenhagen 1819, 1830, 1838 und 1842, blieb ...tzte Mal daselbst und starb am 24. März 1844 plötzlich. Da er nicht ...rathet war und, eine natürliche Tochter ausgenommen, keine nahen Anver... ...e hatte, so setzte er sein Vaterland zum Erben ein und ein Museum in ...hagen vereinigt die von ihm geschaffenen, wie die gesammelten Schätze der ... und der Literatur. Der Hauptzug seines künstlerischen Wesens ist Rückkehr

zur antiken Anschauungsweise sowohl künstlerischer Aufgaben, als der Natur, Ernst, Einfachheit, Würde, Charakter und, so weit sie damit in Uebereinstimmung, Schönheit der Gestalten, Wahrheit der Bewegung und Vollendung in der Ausführung; für das Relief gewann er das griechische Gesetz wieder: die scharfe Umgränzung bei möglichst gehaltener Modellirung. In Marmor selbst hat er nur wenig ausgeführt und zuletzt selbst die Modelle, bei allzugroßer Ueberhäufung mit Bestellungen, durch Schüler unter seiner Aufsicht machen lassen. Rein poetischen Gegenständen, oder solchen, die der Mythologie, der Natur und alten Geschichte entnommen sind, war er am meisten gewachsen; für die christlichen Darstellungen fehlte ihm die dafür unerläßliche Wärme und Hingebung, wiewohl auch an dieser Stelle nichts Unwürdiges oder Unbedeutendes aus seiner Hand gekommen ist. Ganz durchdrungen von den Anforderungen des momentanen Styles, wußte er herrliche Denkmale zu entwerfen, entging indeß doch nicht bei allen den entgegenstehenden Schwierigkeiten. Werke: a) Darstellungen aus dem Leben und der Geschichte: Der Hirtenknabe bei Herrn v. Krauße auf Weißdruff von Dresden und an fünf anderen Orten; der Alexanderzug, zu Ehren Napoleon's für ein Zimmer des Quirinals in Rom entworfen, für die Villa Sommariva am Comer See in Marmor ausgeführt. b) Mythologische und poetische Darstellungen: Mercurius für den Herzog von Augustenburg (mehrmals wiederholt); Ganymed mit dem Adler für Lord Gower; Amor in vielen Lagen und Handlungen (der triumphirende bei Fürst Esterhazy); Venus mit dem Apfel der Eris für Lord Lucan; Adonis für den König von Bayern; die Grazien für den Herzog von Augustenburg; Reliefs-Anakreon für Graf Schönborn auf Reichartshausen; Tag und Nacht für Fürst Metternich und sonst sehr oft; Venus mit dem durch eine Biene verwundeten Amor; die Alter der Liebe; Darstellungen aus Homer's Ilias rc. c) Christlich-religiöse Darstellungen: der Taufstein für die Kirche zu Miklabye auf Island; die Predigt des Johannes, Fronton der Metropolitankirche zu Kopenhagen, ganze Figuren; Christus, Kolossalstatue in der Schloßkapelle zu Kopenhagen; dazu die 12 Apostel. d) Bildnisse und Bildnißstatuen: Kaiser Alexander von Rußland; Gräfin Ostermann; Prinzessin Amalie von Dänemark; Denkmal des Kopernikus zu Warschau; Grabdenkmal des Grafen Potocki in Krakau; des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in München; des Papstes Pius VII. in Rom; die Reiterstatue des Fürsten Poniatowsky, für Warschau bestimmt (aber seit der letzten Revolution entfernt); des Kurfürsten Maximilian I. in München; die Ehrenbildsäulen Schiller's in Stuttgart und Guttenbergs in Mainz, desgleichen Konradins von Schwaben in Neapel (erst nach des Meisters Tode von P. Schöpf ausgeführt) rc. Ganz besonders groß zeigte sich T. in Restauration von antiken Statuen und hat er durch die der Aegineten in München sich ein unerreichbares Verdienst erworben, so verdient die Herstellung des Alexander, der Musen, der Elpis u. v. a. nicht minder auszeichnende Erwähnung. Sein letztes Werk, an welchem er noch wenige Stunden vor seinem Tode arbeitete, war das Bildniß Luther's. Am 17. Sept. 1848 wurde in Kopenhagen das Thorwaldsen'sche Museum eröffnet, ein Kunsttempel, dem an Reichthum wohl kein anderer in der Welt zur Seite zu stellen ist, wenn man bedenkt, daß seine Schätze die Frucht eines einzigen Künstlerlebens sind: ein Leben, dessen Dauer in der nämlichen Fülle und Kraft man auf mehr als 100 Jahre anschlagen möchte, wenn man seine erhabene, in steter Frische und Lauterkeit erhaltene, Wirksamkeit betrachtet. — T.'s Werke sind in dem Museum mit einem seltenen Kunstsinn geordnet, so daß nicht blos Auge und Geist sich an der Unendlichkeit von hinreißenden Einzelnheiten erfreuen, sondern daß auch durch dieselben in ihrer Gesammtheit ein imponirender Eindruck hervorgebracht wird. Die vielen Gemächer, die dem Besucher unaufhörlich einen neuen Anblick von edler plastischer Schönheit gewähren und aus deren mannigfaltigen Statuen und Reliefs es sich so recht herausstellt, wie neu, eigenthümlich, graziös und großartig der Gedanke des großen Künstlers sich zur Form gestaltete; die

vraldvrs, mit den von Leben und Ausdruck beseelten Friesen und die Büsten, die durch ihren geistreichen und wahren Ausdruck in Erstaunen e unvergleichliche Christussaal und die Vorhalle mit den kolossalen Sta- k, im Vereine mit dem, in eben so edlem, wie originellem Styl dekorir- um, wo der Meister, umgeben von seinen unsterblichen Werken, in einem ren geschmückten Grabe ruht, dem Ganzen eine Größe, welche dieses zu einem der merkwürdigsten Kunsttempel der Welt macht. — Vgl. eine Werke, Kopenh. und Nordischer Telegraph 1848 Nr. 1.

t, Thaut oder Thut hieß bei den Aegyptern u. Phöniziern der Vater der aften, der zwischen Göttern u. Menschen stehende Heros, welchem die bei- genannten Völker alles Große und Bedeutsame zuschreiben, der ihnen aller Erfindungen war, gleich dem Hermes der Griechen, welcher aus ut oder Thot entstanden zu seyn scheint. Man glaubt, T. sei ein Col- me für das ganze Priestercollegium zu Memphis gewesen und sei von Sprache Unkundigen für eine Person genommen worden, der man die und Kultur aller der Wissenschaften und Künste danke, welche die ge- Priesterschaft (deren ausschließliches Eigenthum ja das höhere Wissen mden u. cultivirt hat. Gott des Handels war er, weil die Priester den auffallend begünstigten.

u, Jacques August de (Thuanus), ein talentvoller Staatsmann u. Geschichtsschreiber, geboren zu Paris 1553, stand schon 1576 in solchem Klugheit und Fähigkeit, daß er zu Verhandlungen mit dem Marschall ncy gebraucht wurde, ward Staatsrath und folgte nach dem Tage der m, 1586, Heinrich III., der ihm verschiedene Missionen nach England u. vertraute. Heinrich IV. fand in ihm einen treuen Diener und geschick- Händler. Im Jahre 1594 ward er Präsident des Parlaments, während ntschaft Generaldirektor der Finanzen, wohnte als Commissär der Con- schen du Plessis-Mornai und du Perron bei und reformirte mit letzterm rrichtswesen. Er starb 1617. Man kennt ihn als achtbaren lateinischen und bewundert die „Geschichte seiner Zeit“, welche mit der strengsten , Unparteilichkeit und genauesten politischen Kenntniß in gedrängter, ganter Sprache abgefaßt ist (7 Bde., London 1733). Auch verfaßte er m Geiste Memoiren. — Sein Sohn, François August de T., der er Tugenden und seines Geistes, ward durch Richelieu's Einfluß von htigen Geschäften fern gehalten und in die Verschwörung von Cinq-Mars leben. Er büßte dafür mit seinem Haupte 1642.

änen (Lacrymae) nennt man die von der Thränendrüse (s. Thränen- ge) abgesonderte, tropfbare Feuchtigkeit, deren Gehalt aus ungefähr ser und 4 ₰ festen Bestandtheilen besteht, welche letztere beim Ver- als fester Rückstand zurückbleiben. Ihr spezifisches Gewicht ist kaum ls jenes des Wassers. Sie enthalten viel Soda, sowohl in reinem, als rem, kochsalzsaurem und phosphorsaurem Zustande, nebst etwas phosphor- lkerde, auch sind sie mit Schleim vermengt, der von den Kanälen der ngsdrüse herrührt. Die Quantität des im gewöhnlichen Zustande ab- n Secretes ist verschieden, wie auch dessen Mischung inconstant. Was hafte Mischung — T.-Entmischung — betrifft, so ist diese durch Zerlegung noch so wenig dargestellt, als in pathologisch-physiologischer aufgeklärt; nur soviel ist bekannt, daß deren vorwaltender oder man- Schleimgehalt — scharfe T. — von einem krankhaften Zustande der tigen Gebilde abhängig ist. Die sich zuweilen in den T.-Kanälen bil- .-Steine sind namentlich aus den Salzen der T. zusammengesetzt und geronnenen schleimigen Stoff zu einer festen Consistenz vereinigt. Den r T. belangend, so ist es sicher, daß dieser sich nicht darauf beschränkt, pfel gegen den rauhen Eindruck der atmosphärischen Luft, so wie gegen rung der Augenlieder zu schützen und zu reinigen, sondern es steht der-

selbe noch in einer innigen dynamischen Verknüpfung mit der Funktion des Gesichtes. *μ.*

Thränensackfistel (Fistula sacci lacrymalis) nennt man ein jedes, mit der Höhle des Thränensackes communicirende, d. i. denselben durchbohrende Geschwür. Die Durchbohrung des Thränensackes findet auf geradem Wege statt, oder es besteht zwischen der äußern und innern Oeffnung ein Fistelgang; oft gibt es nur eine Oeffnung, manchmal deren mehrere, deren Ränder meistens mehr oder weniger wulstig, zusammengezogen und mit schwammigen Wucherungen besetzt sind. Sie charakterisirt sich durch den Ausfluß des Inhaltes — der Thränenflüssigkeiten — nach außen, oder durch Senken desselben nach innen in das unterliegende Zellgewebe und, für den ersten Fall, durch die Möglichkeit der Einführung einer Sonde in den Thränensack. Die Behandlung dieses Uebels ist bald eine medizinische, insofern dasselbe der Reflex eines allgemeinen Leidens ist, oder blos eine chirurgische, welche übrigens jedenfalls die Beseitigung des ursächlichen Grundübels zur Aufgabe haben muß. Der Heilerfolg ist fast immer ein zweifelhafter. *μ.*

Thränenwerkzeuge, Thränenwege, Organa lacrymalias, s. viae lacrymales, nennt man einen eigenthümlich geordneten, drüsigen und häutigen Apparat, dessen Funktion die Bildung und Fortleitung einer eigenthümlichen, dünnen und durchsichtigen Flüssigkeit, der Thränen (s. d.) ist. Die einzelnen Theile dieses Apparates sind: Die Thränendrüse, welche aus 2 selbstständigen Drüsen — der obern u. untern T.-Drüse, besteht, die aber auch wieder aus zusammengehäuften Drüsen zusammengesetzt sind. Sie liegt unter dem obern Augenlide in der Augenhöhle, dicht unter der obern Wand des Stirnbeins, gegen vorn u. außen über dem Augapfel. Auf ihrem untern Rande entspringen 7—10 sehr dünnhäutige, enge Ausführungsgänge, die nach vorn und abwärts laufen, in schräger Richtung die Bindehaut des Auges (s. d.) durchbohren und sich in seiner gebogenen Reihe nebeneinander, in der Nähe des innern Augenwinkels auf der innern Fläche des obern Augenlides öffnen. Diese Ausführungsgänge leiten die, von den T.-Drüsen abgesonderte, Feuchtigkeit nun auf die Oberfläche des Auges, von wo sie sich dann hinter dem untern Augenlide und besonders in dem innern Augenwinkel, dem sogenannten T.-See, ansammelt. Die T.-Punkte, kleine, am hintern Saume jedes Augenlides, etwa 2½ L. von deren innern Verbindung entfernt liegende Oeffnungen, die Mündungen der T.-Kanälchen, deren oberes senkrecht nach oben, das untere in gleicher Richtung nach unten in die Augenlider geht, sich sodann knieförmig erweitern, nach innen umbiegen und in den vordern und äußern Theil des Thränensackes einmünden. Dieser ist ein länglicher, hohler, in der T.-Beingrube liegender Schlauch, dessen oberer Theil ein stumpf abgerundetes, verschlossenes Ende bildet, unter welchem er die genannten T.-Röhrchen aufnimmt und dessen unteres, abwärts und schräg nach außen laufendes, im Umfange sich verjüngendes Ende in den häutigen T.-Kanal übergeht, welcher in schräger Richtung von oben und vorn nach unten und hinten durch den knöchernen, T.-Nasengang genannten, Kanal herabsteigt und sich in dem untern Nasengange, unter dem vordern Dritttheile der untern Nasenmuschel, mit einem bogenförmigen Spalt, der Nasenschleimhaut, öffnet. — Die T.-Punkte werden beim Schließen der Augenlidspalte in den T.-See eingetaucht, aus welchem sie die mit Schleim vermischte T.-Feuchtigkeit aufsaugen, die sodann, durch die T.-Kanälchen in den T.-Sack gelangend, von diesem in die Nasenhöhle entleert wird. Die Fortbewegung der T.-Flüssigkeit wird theils durch eine eigene Muskel und mittelst der mitgetheilten Bewegung des Schließmuskels der Augenlider, theils durch die progressive Verengerung des Nasenkanals, sowie vermöge ihrer eigenen Schwere gefördert. — Die T. sind mehrfachen dynamischen und organischen Krankheitszuständen unterworfen, die stets von mehr lästigen, als das Sehvermögenden störenden, Symptomen begleitet sind. *μ.*

Thran oder Fisch-T. ist das, aus dem Specke der Wallfischarten, Robben

rschiedener anderer Seethiere durch Ausschmelzen gewonnene flüssige Fett
Oel. Dieser Speck wurde früher am Orte des Fanges ausgeschmelzt; jetzt
geschieht dies nur noch an wenigen Orten, wie z. B. bei Neufundland.
hat gefunden, daß der Speck viel mehr T. gibt, wenn man ihn vor dem
n einer Art von Gährung unterwirft, indem sich dadurch das Fett viel
vom Zellgewebe und den Fleischtheilen trennt, wodurch sich der Ertrag um
n Fünftel vermehrt; doch verliert der T. dadurch allerdings etwas an der
ät. Der Speck wird daher an Bord der Schiffe in Stücke geschnitten
n Fässer gepackt, die man mit nach Hause nimmt und hier an die T.-
eien abliefert. Hier wird er zuerst in große Fässer geworfen, die anstatt
odens, ein enges Gitter haben, das die festen Theile nicht durchläßt und
welches der T. in andere untergestellte Fässer läuft, in denen man ihn
n läßt. Die zurückgebliebenen Stücke, welche noch viel T. enthalten, wer-
kupfernen Pfannen unter stetem Umrühren mit etwas Wasser ausgekocht,
äßt man den T. ablaufen, rührt ihn mit Wasser zusammen, um ihn von
leimigen Theilen zu befreien, läßt ihn eine Zeit lange stehen und zieht ihn
von dem dicken Bodensatze ab. Die, nach dem Schmelzen zurückbleibenden,
n Theile des Specks, die Grieven oder Speckfinken, werden als
futter, zur Bereitung von Leim und Salmiak und zum Düngen benützt;
te Bodensatz, der sich in den Trögen bildet, in denen man den heißen T.
n läßt, heißt in Holland und Norddeutschland Prutt und es wird dar-
achdem der reine T. davon abgeschöpft worden, von den Pruttkokers noch
ringer brauner T. gesotten. Bei manchen Verwendungsarten muß der T.
gereinigt werden, denn er erhält einen gelben Farbstoff, einen äußerst un-
hm riechenden Stoff und sehr viel Schleim. Außer dem Speck wird auch
n Lebern, besonders der verschiedenen Stockfisch- oder Gadus-Arten, bei
sie sehr groß und fett sind, namentlich des Kabliau und des Lengfisches,
wonnen, welcher Leber-T. heißt und fetter ist, als Wallfisch-T., das Leder
eidiger erhält, auch sich leichter klärt und besser brennt. Auch ist er in
r Zeit besonders dadurch wichtig geworden, daß man ihn in der Medizin
usgezeichnetem Erfolge gegen eingewurzelte rheumatische Uebel, Rhachitis,
hein u. s. w. sehr häufig anwendet, weßhalb er auch Gicht-T. genannt
In Deutschland gibt es bedeutende T.-Siedereien in Hamburg, Altona
remen; Hauptbeziehungsplätze dafür sind: in Dänemark Kopenhagen, in
gen Bergen, in Schweden Gothenburg (besonders für Härings-T.) in
nd Petersburg und Archangel rc. Der stärkste Verbrauch des T.s ist in
erberei, zur Bereitung des Juchtens, des sämischgaren und wasserdichten
, zum Einschmieren des sogenannten Fischleders, ferner zur Geschmeidig-
ng des Stiefel- und Wagenleders, beim Kalfatern der Schiffe, zur Berei-
von Schmierseife; er ist eines der besten Beleuchtungsmittel, verbrennt aber
hnell; er kann zur Bereitung von Leuchtgas verwendet werden; in Eng-
raucht man ihn zum Heizen der Zuckerpfannen; als Firniß gekocht, kann
n zu ordinären Anstreichfarben verwenden rc.

Thrasybulus, des Lykus Sohn, einer der berühmtesten Feldherrn der Athe-
, leistete im peloponnesischen Kriege seinem Vaterlande, besonders unter
ades, die trefflichsten Dienste, mußte aber dennoch, als Athen sich an die
monier ergab und durch die, von diesen eingesetzten 30 Tyrannen nieder-
t wurde, ins Exil gehen. Allein jetzt sammelte er eine kleine Zahl eben-
ertriebener Bürger, griff damit die Festung Phylen in Attika an, die er
roberte und, als nun jene Tyrannen an ihn schickten und ihm eine Stelle
m Collegium anboten, wies er dieses von sich, griff sie mit seinen nun ver-
n Truppen an, schlug sie mehre Male und zwang sie endlich, Athen zu
n. Bei allem dem zeigte sich dieser Ueberwinder der Feinde seines Vater-
ganz als großmüthiger Mann, indem er keinen verbannte, von Niemanden
Vermögen einzog und eine allgemeine Amnestie bekannt machen ließ, die

man das Gesetz der Vergessenheit nannte. So behielt er nun auch für Athen ein sehr großes Ansehen, ob er gleich demselben, da es nicht mehr die erste große Macht hatte, das nicht leisten konnte, was er ihm unter besseren Verhältnissen hätte leisten können. Als er endlich bei einem neuen Kriege mit Lacedämon schon wichtige Fortschritte gemacht und mehre der vornehmsten Städte für die Athenienser gewonnen hatte, landete er unter anderen zwischen Pamphylien und Cilicien und wurde von den Einwohnern der Stadt Aspendus verrätherischer Weise ermordet. Seinen Körper hatten sich die Athenienser doch wieder zu verschaffen gesucht u. ihn nach Athen gebracht, wo nachher sein Grabmal errichtet wurde.

Thrazien, hieß in den ältesten Zeiten bald das ganze Nordland, über Macedonien hinaus, dessen Gränzen man nicht kannte und das man sich gewöhnlich als ein rauhes Bergland dachte; bald, in späteren Zeiten, der Landstrich oberhalb Mazedonien, der östlich an das schwarze, südlich an das ägäische Meer und den Propontis gränzte und nordwärts bis an Mösien und das Gebirge Hämus sich erstreckte. Das Land war allergings ursprünglich, ehe es angebaut wurde, zum Theil rauh und die ältesten Bewohner, die Thrakier oder Traker (unter ihnen die Geten), ein wildes kriegerisches Volk; daher versetzte man dorthin den Boreas und hielt es für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land. Indessen siedelten sich schon in alter Zeit Griechen dort an und es mangelte dem Lande nicht an fruchtbaren Getreidefluren und fetten Weiden; es besaß reiche Metallgruben, auch Gold und Silber und die thrakischen Rosse und Reiter wetteiferten an Ruhm mit den thessalischen. Als thrakische Gebirge sind vor anderen zu merken, außer dem Hämus an der Gränze, das rhodopeische und pangäische. Unter den Strömen ist der größte und berühmteste der Hebrus, jetzt Mariza. Das ganze Land, als ein Theil des türkischen Reiches, heißt jetzt Rum-Ili oder Rumelien; in den älteren Zeiten war es theils mehren Herrschern unterworfen, theils mit Mazedonien verbunden, dann römische Provinz. Von nun an theilte es das Geschick Griechenlands und wurde im 15. Jahrhundert von den Türken unterjocht, die es noch jetzt unter dem Namen Rumelien (s. d.) besitzen.

Threnodie (griechisch) Klage oder Trauergesang, der lyrische Ausdruck eines ergreifenden Schmerzes, selbst der Verzweiflung an und für sich, ohne tröstende Hoffnung und daher wesentlich von der sanften und gemäßigten Elegie (s. d.) verschieden. Statt T. findet man im Ausonius threnos und verstärkt mit den Beiwörtern **flabilis, moestus, tristis.** Die griechischen θρῆνοι aber enthalten Klagen über den Verlust einer geliebten Person und sind ganz eigentlich Trauerelegien im elegischen Versmaße.

Thucidides, der erste große pragmatische Geschichtschreiber der Griechen, Sohn des Olorus und durch diesen mit Miltiades verwandt, sowie durch seine Mutter Hegesipyle ein Abkömmling der Könige von Thrazien, geboren zu Athen 470 v. Chr., war ein Schüler des Anaxagoras und des Redners Antiphon. Als er in seiner Jugend den Herodotus bei den olympischen Spielen seine Geschichte vorlesen hörte, feuerte dieses den Jüngling so an, daß auch er mit allem Eifer darnach strebte, ein tüchtiger Historiograph zu werden. Im peloponnesischen Kriege begleitete er das Amt eines Strategen, und führte die Aufsicht über die Goldbergwerke der Insel Thasos, während er sich selbst auf seinen Gütern in Thrazien aufhielt. Da er indessen dem belagerten Amphipolis nicht so schleunig zu Hilfe kam, als die Athenienser es gewünscht hatten, wurde er mit der Verweisung bestraft. Er schrieb hierauf zu Skaptesula in Thrazien seine Geschichte des peloponnesischen Krieges in acht Büchern, von welchen jedoch nur sieben vollendet sind, denn der Tod überraschte ihn beim achten, 411 v. Chr. Ausgaben: die erste Venedig bei Aldus 1502, Fol. Florenz bei Junta 1526, Fol. und öfter; Hauptausgabe von Wasse und Duker, Amsterdam 1731, Fol.; Gottleber, (herausgegeben von Bauer und Beck), Leipzig 1790, 1804, 4., London 1819, 4 Bde; Neptytos Lukas, Wien 1806, 10 Bde. (mit neugriechischem Commentar); J. B.

ck, Paris 1807, 12 Bde. (2. Ausgabe, 1814, 8 Bde.); E. T. Poppo, Leipzig
1 ff. 6 Bde; J. Bekker, Berlin 1821, 3 Bde. (Orf. 1821, 4 Bde.); F. Göller
pzig 1826, 2 Bde; deutsch von Heilmann, Lemgo 1760 (Ausgabe von Bredow,
Ausgabe 1823): Max Jacobi, Hamburg 1804—1806 f. 2 Bde; H. Müller,
nzlau 1828; Osiander, Stuttgart 1827. Ueber T. schrieben unter den Alten
arkellinos und Dionysios von Halikarnassos; unter den Neueren besonders
dwell, „Annales Thucydidei", Oxford 1702, 4.; Creuzer, Herodotos und T.,
pzig 1798; Krüger, Untersuchungen über das Leben des T., Berlin 1832; W.
scher, Leben, Werke und Zeitalter des T., Göttingen 1842.

Thümmel. 1) T., Moritz August von, ein geistvoller, sentimental-humo-
istischer deutscher Schriftsteller, geboren auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig
38, widmete sich, nachdem er zu Roßleben seine Schulstudien beendigt hatte,
f der Universität Leipzig der Jurisprudenz und machte, zugleich durch seine
undschaftliche Verbindung mit Gellert, Weiße, Rabener und Kleist, bedeutende
rtschritte in den schönen Wissenschaften. Bald nachdem er die Universität verlassen
te, trat er als Kammerjunker in die Dienste des Erbprinzen Ernst Friedrich von
chsen-Koburg, der ihn nach dem Antritte seiner Regierung zum geh. Hofrathe und
68 zum wirklichen geheimen Rathe und Minister ernannte. Diesem Posten
nd er rühmlichst bis zum Jahre 1783 vor, wo er sich von allen öffentlichen Ge-
äften zurückzog. Er legte zu Koburg eine Fabrik von kleinen steinernen Kugeln
, die durch ihren bedeutenden Erfolg ihm ein ziemliches Vermögen eintrug.
ch einer dreijährigen Reise, 1775—1777, durch Frankreich und Italien lebte
im Kreise seiner Familie, abwechselnd auf seinem Gute Sonneborn und in
tha. Er starb während eines Aufenthaltes in Koburg am 26. Oktober 1817.
in Styl ist meisterhaft, seine Darstellung voll Eleganz, Phantasie und Witz,
t selten üppig und lasciv; überall blickt der Lebemann und feine Weltmann
ch, glatt und kunstreich nachlässig. Sein ausgezeichnetstes Werk ist: „Reisen
die mittäglichen Provinzen von Frankreich", 9 Bde., 1791—1805 und neben
sem: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", prosaisch-komisches Gedicht 1764;
ßerdem die „Inoculation der Liebe" 1771 u. s. w. Sämmtliche Werke, 7 Theile
eue Auflage 1820). — 2) T. Hans, Wilhelm, Freiherr von, Bruder
s Vorigen, geb. zu Schönfeld 1744, gestorben als herzoglich sachsen-gothaischer
rklicher Geheimer Rath, Kammerpräsident und Obersteuerdirektor zu Altenburg
n 1. März 1834, machte sich um die Herzogthümer Sachsen-Gotha und Sach-
n-Altenburg hochverdient. Als ein Freund der Künste und Wissenschaften stand
mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung. Nach seinem
illen wurde er, ohne Sarg, unter dem Stamme seiner Lieblingseiche, auf sei-
m Landgute Nöldenitz, unweit Löbichau in sitzender Stellung eingesenkt.

Thüringen hieß ehedem ein mächtiges Reich in Mitteldeutschland; heut zu
ge ist es nur noch der Collektivname mehrer Länder in Obersachsen, zwischen
r Werra, Saale, dem Harze und Thüringer Walde. Die Sitze des alten Vol-
s der Thüringer reichten viel weiter (s. unten Geschichte). Der Landstrich,
lchen man gegenwärtig Th. heißt, ist größtentheils von sanft gerundeten, frucht-
ren Hügeln durchzogen, die sich gegen den Harz, das Eichsfeld und den Thü-
nger Wald hin zu Bergen erheben. Letzterer beginnt im Eisenach'schen und
rchzieht in einer Länge von 14 und in einer Breite von 2—4 Meilen die kur-
ssische Herrschaft Schmalkalden, das Gothaische, den abgetrennten Theil der
eußischen Provinz Sachsen, die Fürstenthümer Schwarzburg, die Herzogthümer
chsen-Meiningen und Koburg, die Fürstenthümer Reuß, und verbindet sich ge-
n Südosten durch einen Nebenzweig, der Frankenwald genannt, mit dem
chtelgebirge in Bayern und gegen Südwesten mit dem Rhöngebirge, während
ne nördlichen Ausläufer bis gegen den Harz hinstreifen. Der Thüringer Wald
scharfrückig, von 2400' Mittelhöhe (höchster Gipfel der Große Beerberg, 3064'),
d bis zum Kamme mit Forsten bedeckt, welche meist aus Fichten und Tannen,
einigen Gegenden auch aus Laubholz bestehen. Er hat schöne Thäler und bil-

det mit seinen Abhängen reizende Landschaften. Die am häufigsten vorkommenden Felsarten sind Porphyr, Granit und Thonschiefer. Das einzige Metall, welches man hier in bauwürdiger Menge findet, ist Eisen; einige Flüßchen führen Gold mit sich. Die Gewässer, welche dem Schooße des Thüringer Waldes entspringen, sind die Gera, Wipper, Ilm, Schwarza, Loquitz, Unstrut, Rodach, Haslach, Steinach, Itz, Werra, Hörsel und Leina. Der Hauptfluß T.s, die Saale, hat ihre Quelle am Fichtelgebirge in Bayern. — Das Land erzeugt alle gewöhnlichen Getreid- und Obstarten, Gemüse, Handelspflanzen und etwas Wein; der fruchtbarste Strich ist die „goldene Au". Die Bewohner nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Waldbenutzung, Bergbau, Eisenfabrikation und mancherlei andern Industriezweigen. Die Hauptstadt T.s ist Erfurt. Der König von Preußen, der Kurfürst von Hessen, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Meiningen, Altenburg und Koburg, die Fürsten von Schwarzburg und Reuß sind jetzt die Besitzer dieser Landschaft. — Geschichte. Als die Urbewohner T.s werden die Katten und Hermunduren von den Geschichtschreibern aufgeführt. Der Name der Thüringer kommt erst im 4. Jahrhunderte vor. Die Gränzen ihres Landes umfaßten gegen Norden einen großen Theil des Harzes, reichten von der Lahn bis zum Elbstrome, umschlossen östlich das ganze Osterland bis zur Elster wie das Voigtland, im Süden den ganzen Thüringer Wald, den Grabfeldgau, das Flußgebiet der fränkischen Saale bis zum Main, wie das der Werra im Süden und Westen bis zur Weser — Hessen, Westerwald und Wetterau. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts erscheinen die Thüringer unter den Hülfsvölkern Attila's; ihre Herrschaft reichte damals gegen Süden sogar in das einst von den Nariskern und den Markomannen bewohnte Land, in welchem der Fluß Reganus (Regen) fließt, also in die Oberpfalz und den bayerischen Wald herein. Von dort aus machten sie verheerende Einfälle in die Donauebene und eroberten Passau. Die Reihenfolge der thüringischen Könige ist sehr unsicher und ihre Namen scheinen mehr der Sage als der Geschichte anzugehören. Die ersten drei wenigstens, Chlodio, Merovig und Günther, sind unzweifelhaft mythische Personen. Nach ihnen läßt Gregor von Tours einen König Basinus regieren, dessen Söhne Baderich, Bertharich und Irminfried das Land unter sich theilten. Irminfried erschlug seine beiden Brüder und nahm ihr Reich in Besitz, verlor aber im J. 530 gegen die Franken und Sachsen die mörderische Schlacht an der Unstrut, worauf die Sieger das eroberte Land zerrissen. Nord-T., über den Harz bis an die Elbe sich erstreckend, wurde zu Sachsen, Süd-T., das heutige T. begreifend, zu Franken geschlagen. Das war das Ende des thüringischen Königthumes. Nach fränkischer Sitte ward T. in Gaue eingetheilt und anfänglich durch Grafen verwaltet. Um das Jahr 630 setzte König Dagobert I. einen Herzog, Namens Ratulf, ein, damit eine Macht gewonnen werde, welche die Angriffe der Hunnen und Slaven auf das Land kräftig abwehre. Aber dieser verband sich mit seinen slavischen Nachbarn und machte T. unabhängig. Seine Nachfolger, welche ihren Sitz meist zu Würzburg hatten, finden wir jedoch wieder unter fränkischer Oberherrlichkeit. Im 7. Jahrhunderte kam der heilige Kilian nach T. und taufte den Herzog Gosbert. Allein das Volk verharrte im Heidenthume. Erst dem heiligen Bonifazius gelang es, die segensreiche Lehre des Heilandes bleibend einzuführen. Er erbaute in Altenberge bei Gotha die erste christliche Kirche T.s und gründete in Ergesfurt (Erfurt) ein Bisthum. König Pipin löste das Herzogthum T. auf und übertrug die Verwaltung wieder Grafen. Bei der Theilung des fränkischen Reiches kam T. an Ludwig den Deutschen, und dieser ernannte einen neuen Herzog, Tachulf. Unter Ludwig dem Kinde kam die thüringische Herzogswürde an Otto den Erlauchten, Herzog von Sachsen, und nach seinem Tode im Jahre 912 an seinen Sohn, den nachmaligen deutschen König Heinrich I. Dieser machte den Raubzügen der Ungarn nach Sachsen und T. durch die Vertilgungsschlacht bei Merseburg für immer ein Ende (933). Heinrich's Sohn, Kaiser Otto I., war T.s letzter Her-

zog. Nach ihm treten in der Geschichte die Markgrafen und später die Landgrafen von T. auf. Als den Ahnherrn der letztern nennt man Ludwig mit dem Barte, einen fränkischen Ritter, welcher theils durch Ankauf, theils durch die Schenkungen des Kaisers Konrad II., seines Verwandten, bedeutenden Grundbesitz im Lande erwarb. Sein Sohn Ludwig der Springer erbaute die Wartburg und gründete das Kloster Reinhardsbrunn. Dem Geschlechte desselben entblühten Ludwig I, durch Kaiser Lothar 1130 zu der Würde eines Landgrafen von T. erhoben, Ludwig II., der Eiserne, Ludwig III., der Milde, Hermann I., der Sängerfreund, Ludwig IV., der Fromme, Heinrich Raspe endlich, welcher die Kinder seines 1227 in Palästina gestorbenen Bruders Ludwig und dessen Gemahlin, die heilige Elisabeth, statt sie als Vormünder zu beschützen, gewaltsam von der Wartburg verdrängte. Doch mußte er seinem Neffen Hermann II., als dieser 1239 mündig geworden war, die Regierung übergeben, erhielt sie aber wieder nach dem schon 1242 erfolgten Tode des jungen Landgrafen. Später trat er als Gegenkönig wider Friedrich II. auf und verwickelte dadurch T. in vielfache Fehde. Mit ihm erlosch 1247 das Haus der älteren Landgrafen. Nach seinem Ableben erhob sich ein heftiger Streit um das Thüringer Land, welches einerseits der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, aus dem Hause Wettin, ein Sohn Jutta's, der ältern Schwester Heinrich Raspe's, von der andern Seite Sophie, eine Tochter Ludwig des Frommen und der heil. Elisabeth, verwittwete Herzogin von Brabant, für ihr Kind in Anspruch nahm. So begann 1254 der verheerende Thüringer Erbfolgekrieg, welcher neun Jahre andauerte und erst 1263 dadurch beendigt wurde, daß Sophie die ansehnlichen Besitzungen in Hessen erhielt, welche die Landgrafen Ludwig I. und Hermann II. durch Heirath an ihr Haus gebracht hatten, während Heinrich dem Erlauchten T. zufiel. Dieser gab das Land seinem Sohne Albrecht dem Unartigen, berüchtigten Namens in der Geschichte, weil er, um mit seiner Beischläferin Kunigunde von Eisenberg sich verbinden zu können, seine edle Gemahlin Margarethe, Tochter Kaisers Friedrich II., ermorden lassen wollte. Die unglückliche Frau rettete sich noch zur rechten Zeit in ein Kloster, wo sie 1270 starb. Nicht zufrieden mit der gegen die Mutter verübten Unthat suchte Albrecht nun ihren Söhnen Heinrich, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann das thüringische Erbe zu verkürzen und einen beträchtlichen Theil desselben Apitz, dem Sohne Kunigunde's, zuzuwenden. Als aber jene das Land kräftig behaupteten, verkaufte er es um 12,000 Mark Silbers an den Kaiser Adolf von Nassau, welcher, um sich in den Besitz zu setzen, 1294 ein Heer wilden Raubgesindels in T. einrücken ließ. Auch Adolf's Nachfolger, Kaiser Albrecht I., trat, aufgereizt von den Eisenachern, mit Ansprüchen auf T. hervor und suchte diese mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Friedrich und Diezmann aber erfochten 1307 über die Kaiserlichen den Sieg bei Luka und befreiten damit das Land von den ungebetenen Gästen. Das Jahr darauf wurde Diezmann in Leipzig ermordet, und Friedrich der Gebissene gelangte durch dieses Ereigniß zum alleinigen Besitze T.s, Meißens und des Osterlandes. Ihm folgte, als er 1325 starb, sein Sohn Friedrich der Ernsthafte. Dieser kämpfte viele Fehden mit Vasallen und Nachbarn durch, und bekannt genug ist in der thüringischen Geschichte der Grafenkrieg (1342—45), wo die Grafen von Schwarzburg, Orlamünde, Weimar, Henneberg, Kirchberg und andere gegen den Landgrafen sich erhoben und seine Macht zu stürzen trachteten, aber unterlagen und mit großen Opfern sich den Frieden erkaufen mußten. Friedrich verließ das Zeitliche im J. 1349, und von seinen drei Söhnen brachte Friedrich der Strenge die Pflege Koburg, Balthasar das Amt Hildburghausen und Wilhelm mehre Güter im Plauen'schen an T. Nachdem sie 30 Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, theilten sie 1379 ihre Besitzungen in der Art, daß Friedrich das Osterland, Balthasar T. und Wilhelm Meißen erhielt. Des Zweitgenannten Sohn, Friedrich der Einfältige oder Friedfertige, starb 1440 kinderlos, und T. fiel nun an seine Vettern, den Kurfürsten Friedrich den

Sanftmüthigen von Sachsen und den Markgrafen Wilhelm von Meiße
Diese schritten 1445 zu einer Theilung, durch welche T. mit den fränkischen La
desiheilen und der Hälfte des Osterlandes an den Letztern kam. Sich für ve
kürzt haltend, begann Wilhelm einen heftigen Streit mit Friedrich, aus welche
ein verderblicher Bruderkrieg entbrannte, der erst 1451 im Frieden zu Naumbu
ausgeglichen wurde. In diese Zeit fällt auch der bekannte sächsische Prinzenrau
Wilhelm hinterließ bei seinem 1482 erfolgten Tode keine Kinder und T. wa
Erbe der Söhne Friedrich's des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, weld
1485 eine weitgreifende Landestheilung vornahmen. Bei dieser wurde die natü
liche Lage und Gränze der verschiedenen Bezirke nicht berücksichtigt, und sie leg
nebenbei den Grund zu dem buntesten Theile der Landkarte von Deutschland. D
Thüringer hatten aufgehört, ein Gesammtvolk zu seyn, und ihre Geschichte ve
schmilzt von nun an gänzlich mit der sächsischen, besonders mit der Geschichte d
Herzogthümer Ernestinischer Linie (s. Sachsen, Geschichte). Das durch d
beständigen Theilungen dieser Linie in eine Menge kleiner Territorien zerrisse
Land hat nie wieder einen gemeinsamen Herrn gehabt. Die Bewegungsmänn
in den sächsischen Herzogthümern lassen sich's in neuester Zeit zwar sehr angelege
seyn, die verlorne Einheit des Landes wieder herzustellen, aber in ihrem Sinn
nach welchem sie Einen Staat unter Einer Regierung (wo möglich mit republ
kanischen Formen) anstreben, wird die Idee wohl schwerlich realisirt werden. Da
gegen schien ein thüringischer Staatenverband in's Leben treten zu wolle
Bereits am 15. und 16. Dezember 1848 hatte auf Einladung des Reichskommi
särs v. Mühlenfels in Gotha eine Konferenz von Deputirten der verschieden
thüringischen Ministerien stattgefunden, allein die gründlichen Berathungen solle
große Schwierigkeiten für die Ausführung ergeben haben. An die Stelle dieses vereite
ten Planes ist, wie wir hören, ein anderer getreten, nämlich der, statt blos unter si
selbst, sich nunmehr mit dem Königreiche Sachsen in der Weise zu vereinigen, daß T
u. Sachsen für gewisse Angelegenheiten, z. B. für Gesetzgebung, Militärwesen rc. z
einem gemeinschaftlichen Landtage zusammentreten, für untergeordnete, mehr provinziel
Gegenstände aber ihre Sonderlandtage behalten. Zur Einleitung der Ausführung di
ses Planes war schon am 9. Jan. 1849 der großherz. weimar'sche Minister vo
Watzdorf nach Dresden gereist. Hier traf er den Minister von Meiningen, an desse
Widerspruch der erste Plan scheiterte u. leicht auch der zweite scheitern kann. — D
Vater der thüringischen Geschichte ist C. Sagittarius, dessen Handschrift
Klotzsch zu seiner „Thüringischen Geschichte" (Chemnitz 1772) benutzt hat. J.
Galetti: Geschichte T.s, Gotha 1782—1785, 6 Bände.; G. H. Riemann
T.s Geschichte, Kassel 1825; F. Wachter: Thüringische und obersächsische G
schichte, Lpz. 1826; H. Döring: Der Thüringer Chronik, Erfurt 1843; L. Bech
stein: T., III. Sektion des malerischen und romantischen Deutschlands. mD.

Thüringer Wald, s. Thüringen.

Thürme sind bekanntlich Gebäude von geringer Grundfläche mit bedeutend
Höhe. Die Grundfläche ist gewöhnlich rund, oder ein Quadrat, oder auch e
regelmäßiges Vieleck; der Thurm läuft nach oben entweder spitz, oder abgestump
zu. Die Bestimmung eines Thurmes ist nur in wenigen Fällen die, eine Wo
nung abzugeben, vielmehr eine Zierde und ein hoher Standpunkt zur Uebe
schauung der Umgegend (Kirch-T.), oder Befestigung und Vertheidigung ein
Platzes. Das Mittelalter baute gerne hohe Kirch-T. (z. B. Straßburger un
Wiener Münster) und T. auf den Burgen errichtet. Der Aufbau eines Thurm
richtet sich natürlich nach statischen Regeln; eine merkwürdige Ausnahme hiev
machen die T. zu Bologna und Pisa, welche schief gegen die horizontale Rich
ung stehen und von welchen die ersteren absichtlich so gebaut sind, der letzte
hingegen durch allmälige Senkung auf der einen Seite entstanden ist. — Wa
die T. als Befestigungswerke betrifft, so verwendete Montalembert (s. d
solche zu detachirten Forts um die Plätze, die er schwach befestigt annahm, od
die er gegen Annäherung schützen wollte. So sind seine Entwürfe zur Befesti

herbourg's berühmt geworden durch Einfachheit und Stärke. Erzherzog imilian wendete seine T. zur Herstellung vorbereiteter Schlachtfelder, zu schlägen und verschanzten Lagern an, glaubt aber mit Recht, dabei des Bollerns entbehren zu können, da seine Plateform allein mehr Geschütze auf Punkt bringt (alle 18), als ein großer Donjon Montalembert's. Außerdem erschanzte Lager nicht zur Defensive erbaut; die Offensive aus ihnen her- l die feindlichen Batterien vernichten. Gegen einen einzelnen Thurm kann mfassend wirken und überlegenes Feuer entwickeln; gegen eine Linie nicht. Da-) die Maximilian'schen T. billig u. einfach u. leisten, was der Zweck erfordert.

Thürmer, Joseph, ein tüchtiger Architekt, geboren 1789 zu München, er- urch eine Preisaufgabe 1817 die Mittel, Rom zu besuchen, bereiste 1818—19 nland (Ansichten von Athen und seinen Denkmalen, Rom 1823—26), ga- te in Rom: „Sammlung von Denkmalen und Verzierungen der Baukunst m, aus dem 15. und 16. Jahrhundert" (Dresden 1826—34) und wirkte 27 an der Bauschule zu Dresden, das er durch mehre Bauten, wie Post, wache ꝛc. schmückte. Er starb 1833.

Thugs heißt in Indien eine gewisse Classe von Raubmördern, die durch religiöse iche eng mit einander verbrüdert u. zum Morde, als zu einem Theile ihres Got- stes, verpflichtet sind. Sie treiben dieses Gewerbe schon seit dem 12. Jahrh. ingen bei der Klugheit, Umsicht u. dem strengen Halten ihres Gesetzes, keinen ler zu erdrosseln, lange der Aufmerksamkeit der englischen Regierung, bis it 1831 ebenso klug berechnete, als strenge, Maßregeln gegen sie ergriff.

Thugut, Franz Maria, Freiherr von, k. k. österreichischer Minister der rtigen Angelegenheiten, der Sohn eines k. k. Kameral- und Kriegskassever-) zu Linz, geboren daselbst 1736, absolvirte die Humaniora in dem Jesuiten- m seiner Vaterstadt. Schon damals prophezeiten ihm seine Lehrer eine de Laufbahn und erkannten als einen der herrschenden Züge in seinem ter seine feste Beharrlichkeit an einmal angenommenen, reiflich durchdach- sichten, die ihn durch alle Perioden seines Lebens ausgezeichnet hat. nfang des Jahres 1754 trat er in die, eben damals errichtete, orientalische ie unter dem bekannten Pater Franz; zugleich hörte er auf der Wiener tät von Martini die Rechte und von Liesganig die Mathematik, auf gründliches und gediegenes Studium Maria Theresia bekanntlich be- Werth legte und für angehende Staatsmänner günstige Vorbedeutungen 1755 wurde er als Sprachknabe zur Internuntiatur nach Konstantin- gesendet und drei Jahre darnach (1758) als Gränzdolmetsch in Essek lt. Zu dieser Zeit wollte er sich dem Militärdienste widmen und hatte ch schon einer Offiziersstelle versichert, konnte aber die Beistimmung seines dazu nicht erhalten. 1762 ging er mit dem Freiherrn von Penkler als er dritter Dollmetsch nach Konstantinopel. 1763 wurde er nach berufen, zum Hofsekretär in der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei t und später, nach einem Aufenthalte in Hermannstadt, als Geschäfts- in Konstantinopel angestellt. Daselbst rückte T. 1770 zum Residenten 771 zum Hofrath, Internuntius und bevollmächtigten Minister vor. Nun e höhere Sphäre versetzt, zog er bald die Aufmerksamkeit auf seine Ge- führung. Auch wurde er im nächsten Jahre (1772) nach dem zu gewo zwischen den russischen und türkischen Armeen erfolgten Waffenstill- dann zu dem, zu Fokſan und zu Bukarest abgehaltenen, Congresse be- ächtigt, bei welchem Oesterreich und Preußen als Vermittler erschienen. on aber der Waffenstillstand am 9. November desselben Jahres bis zum 20. 1773 verlängert worden war, brachen die Feindieligkeiten zwischen den bei- Mächten doch wieder aus und endeten mit dem Frieden von Kaynardsche Juli 1774. In diesem Jahre belohnte die Kaiserin Maria Theresia mit Erhebung in den Freiherrnstand die in ihrem Minister anerkannten Ver- ste. 1775 erwarb er sich neue und wichtige durch die Verhandlungen, welche

von Seite der Pforte die Abtretung der Bukowina an Oesterreich, wodurch die Verbindung Galiziens mit Siebenbürgen hergestellt wurde, zur Folge hatten. 1776 hatte die Gränzberichtigung mit der Pforte Statt. T. wurde dann auf sein Verlangen von dem Posten abberufen, an dem er sich über 20 Jahre in verschiedenen Kategorien ausgezeichnet, Beifall, Auszeichnung und Belohnung von seiner Monarchin u. den Alliirten eingeerntet und zugleich sich in einem hohen Grade die Achtung und Freundschaft seiner Amtscollegen erworben hatte. Er bereiste auf seine Kosten die Inseln und Küsten des Archipels, kam über Triest nach Wien zurück und unternahm eine diplomatische Reise durch Frankreich und Italien. 1778 beehrte ihn die Kaiserin Maria Theresia mit einer geheimen Sendung an Friedrich II. 1780 wurde er zum Gesandten in Warschau ernannt, wo er zwei Jahre verweilte. 1783 erfolgte, mit der ehrenvollsten Anerkennung seiner Verdienste um den Staat, seine Dekretirung zum geheimen Rath. Er ging sodann nach Paris, wo er vier Jahre verweilte, 1787 aber als Gesandter nach Neapel, welchen Posten er zwei Jahre später, seinem Wunsche gemäß, verließ. Er wurde dann als k. k. bevollmächtigter Hofkommissär in der Moldau und Walachei und bei der, unter dem Prinzen von Sachsen-Koburg und Suwarow vereinigten, Armee angestellt. Hier geschah es, daß, als er sich zufällig in den Laufgräben vor Giurgewo befand, die Türken eben in dieselben eindrangen. Obgleich sein Beruf ihn nicht nöthigte, an diesem Vorfall Theil zu nehmen, konnte man ihn doch nicht bewegen, sich zu entfernen. Er zog seinen Degen und bemühte sich, mitten im Feuer, die Soldaten durch Worte und Beispiel zum Widerstande anzueifern. 1791 ging er nach Brüssel und nach Paris mit Aufträgen in Bezug auf die beunruhigenden Fortschritte der französischen Revolution, die er gleich bei ihrem Ursprunge gewürdigt und deren Verbreitern und Verfechtern er den unversöhnlichsten Haß geschworen hatte. 1792 kam er nach Wien zurück und erschien noch in demselben Jahre mit dem Grafen Mercy bei der preußischen Armee unfern Luxemburg, von wo er nach Wien zurückkehrte. Hier ernannte ihn Kaiser Franz zuerst 1793 zum General-Direktor der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei, 1794 aber zum Minister der auswärtigen Geschäfte u. verlieh ihm 1796 das Großkreuz des St. Stephan-Ordens. Im Frühjahr 1798 wurde er zwar auf seine Bitte von der Leitung der auswärtigen Geschäfte enthoben, die dem Grafen von Cobenzl zu Theil wurde. Indessen führte seine zeitweilige Rückkehr an den kaiserlich russischen Hof T.'s erneuerte Theilnahme an den auswärtigen Geschäften herbei, denen er endlich im Oktober 1800 für immer entsagte. Drei Monate später darnach zog er sich von allen Staatsdiensten zurück und wurde vom Kaiser mit einem ansehnlichen Gnadengehalte und mit beträchtlichen Gütern in Kroatien belohnt. Seine, hierauf noch in Preßburg, in Kroatien, zuletzt aber in Wien verlebten, 17 Jahre der Ruhe waren einem kleinen Kreise von Freunden und dem Lieblingsstudium seiner Jugend, der orientalischen, vorzüglich der persischen Literatur gewidmet. Die Kraft seines Geistes äußerte sich, sowie in seinen Handlungen, so auch in seiner Schreibart, die sich besonders durch Bündigkeit, Umsicht und Gediegenheit auszeichnete. Jede, nicht durchaus nothwendige, Mittheilung für schädlich haltend, zog er sich gar oft den Vorwurf übertriebener Verschlossenheit zu. Die Grundsätze der französischen Revolution hatte er stets für unvereinbar mit der Sicherheit und dem Bestehen aller europäischen Staaten gehalten. Auch dann noch, als vereinzelter Widerstand u. falsche Maßregeln sie furchtbarer gemacht hatten, glaubte er nicht mit ihr transigiren zu können, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte. Es mußte ihm also zu keinem geringen Troste gereichen, daß er noch Zeuge der Begebenheiten von 1813 und 1814 seyn konnte. T. starb zu Wien den 28. Mai 1818. Er war nie verheirathet; seine Güter fielen daher der Krone wieder anheim.

Thuiskon, s. Tuisko.

***Thuja* Articulata**, der Lebensbaum, von den Arabern Harar genannt, *ist fast in ganz Algier verbreitet,* ohne übrigens irgendwo dichte Wälder zu bilden.

Holz dieses Baumes hat viele Aehnlichkeit mit dem der Ceder und scheint
e unverwüstlich zu seyn. Die Eingebornen gebrauchen es vielfach als
lz, ziehen Harz und Theer aus demselben, benützen die Rinde zur Be-
; ihrer Felle und die Blätter als Kataplasma. Die T. wächst sehr
wird ziemlich dick, aber nicht über 7 Metres hoch, und scheint bestimmt,
ine große Rolle in der Forstkultur der europäischen Südländer zu spielen,
sie mit Leichtigkeit auf einem kalkigen, trockenen, wenig fruchtbaren Boden fort-
so daß ausgedehnte Ländereien, die man nicht bewässern und zu anderm Anbaue
n kann, vortheilhaft mit dieser Baumart bepflanzt werden können. — Die
a Occidentalis, Canadische Ceder, ist in Nordamerika zu Hause. Ihre
iechenden Blätter sind als auflösendes, harn- und schweißtreibendes Mittel
iicinischem Gebrauche. Auch gegen Rheumatismen, so wie gegen Warzen,
rs Feigwarzen, bewähren sie sich als hülfreich. mD.

hule, ein Name, welchen die Alten einem, an der äußersten Gränze der
nach Norden gelegenen, Lande beilegten. Wahrscheinlich bezeichneten sie
nicht immer ein und dasselbe Land, oder dieselbe Insel damit, oder dachten
erhaupt gar kein bestimmtes Land darunter; daher auch die große Unge-
t und die abweichenden Meinungen der Gelehrten. Nach Pytheas sollte
e Insel seyn, 6 Tagereisen nördlich von Britannien. Manche dachten sich
er auch eine der schottischen Inseln; Andere und zwar die Meisten die nor-
be Küste, noch Andere Island. Letzterer Meinung ist auch Mannert.

hummim, s. Urim u. Thummim.

hunberg, Karl Peter, Botaniker, geb. den 11. Nov. 1743 zu Jönköping,
nz Smaland in Schweden, kam 1761 auf die Universität Upsala, wo er
esonders unter Linné's Leitung dem Studium der Naturwissenschaften
te. Nachdem er zum Med. Dr. promovirt war, unternahm er 1770 eine
schaftliche Reise nach Paris; im folgenden Jahre aber trat er in die Dienste
lländischen Compagnie und brachte drei Jahre auf dem Cap der guten
ung zu, von wo er zahlreiche Ausflüge in das Innere unternahm, um die
produkte desselben kennen zu lernen; 1775 begleitete er die holländische Ge-
chaft nach Japan; 1776 besuchte er die Insel Ceylon; 1778 nach Europa
gekehrt, erhielt er bald darauf die Professur der Botanik in Upsala; auf seinen
lag wurde an dieser Universität aus dem alten Königsgarten ein botanischer
n hergestellt. Er starb am 8. August 1798. — T. gehört zu jenen Män-
die durch ihre Reisen den empirischen Theil der botanischen Kenntnisse in
Maaße gefördert haben. — Er schrieb: Flora Japonica, 1784; Novae
orum species, Upsala 1781—1791. Die Beschreibung seiner Reise nach
i wurde übersetzt ins Deutsche und Französische. E. Buchner.

Thunfisch (Scomber Thynnus L. Thynnus vulgaris Cuv.), ein, besonders im
.- und schwarzen Meere, doch auch in der Nordsee und in den nordameri-
hen und chinesischen Gewässern lebender, sehr gefräßiger Raubfisch, auf dem
n stahlblau, am Bauche silberig von Farbe, der zwar gewöhnlich nur 1—2
groß ist, aber auch eine Länge von 8—10 Fuß und, da er sehr dick ist, ein
ht von 500—1000 Pfund und darüber erreicht. Er hält sich im Winter
Tiefe des Meeres auf, kommt aber im Frühjahre auf die Oberfläche und
dann in Schaaren, zuweilen selbst von mehren Tausenden, welche ein
ches Viereck bilden, besonders nach den Flußmündungen, um seine Eier,
cht größer als ein Hirsekorn sind, abzulegen. Er wird dann in den Küsten
Mittelmeeres und besonders Sardiniens und des südlichen Frankreichs (hier
ntlich bei Saint-Tropez im Vardepartement), dann auch an den italienischen
spanischen Küsten in großer Menge gefangen und der Fang ist an manchen
i ein großes Volksfest; in Sardinien werden sogar öffentliche Andachten
inen reichen Ertrag desselben gehalten. Das Wasser zwischen zwei Inseln
zwischen dem festen Lande und einer Insel wird dann durch große Netze in
ilungen und Kammern, die oft eine Stunde lang sind, getheilt; diese fangen

den Zug der Fische auf, die in der letzten Kammer, welche deßhalb die Todtenkammer heißt, mit Harpunen getödtet werden. Das Fleisch ist röthlich von Farbe, fest, nahrhaft und sehr schmackhaft; es wird in großer Menge eingesalzen und marinirt und besonders zur Verproviantirung der Schiffe benützt.

Thurgau, Kanton der Schweiz, gränzt gegen O. an den Bodensee, gegen S. an den Kanton St. Gallen, gegen W. an Zürich und gegen N. an den Rhein, welcher ihn von Schaffhausen und vom Großherzogthum Baden trennt. Der Flächeninhalt beträgt 15,6 □Meilen mit 82,623 Einwohnern, von welchen ⅘ Protestanten, ⅕ Katholiken sind. Das Land, eines der am wenigsten gebirgigen in der Schweiz, ist durchgängig von kleinen Hügeln und Thälern durchschnitten und hat ein sehr lachendes Ansehen. Ueberall Felder, Wiesen, Weinberge und Hölzchen. Im Süden des Kantons, je weiter vom Bodensee, erheben sich die Hügel zu Bergen (von welchen der höchste, der Hörnli, jedoch nur 3520′ erreicht) und die Gipfel und Abhänge derselben sind mit trefflichen Weiden und beträchtlichen Waldungen bedeckt. Die Hauptgewässer sind der Rhein, die Thur, nach welcher der Kanton benannt wurde, die Sitter und die Murg, Nebenflüsse der Thur. Der Bodensee dehnt sich an der Grenze, eingesäumt von reizenden Geländen, hin, und im Innern gibt es einige kleinere Seen, wie z. B. der von Steinegg und der Bichelsee. Das Klima ist sehr mild und der Boden fruchtbar. Es gedeihen Getreide, Obst Wein, Flachs, Hanf ꝛc. Die Viehzucht wird ziemlich stark betrieben; der Bodensee und die Thur führen sehr schmackhafte Fische. Das Mineralreich liefert außer Steinkohlen, deren Lager aber nicht mächtig genug sind, kein Produkt von Erheblichkeit. Der Handel ist sehr blühend, die Industrie sehr thätig und beschäftigt sich vornehmlich mit Verfertigung von Zwirn, Leinwand, Kattun, Musselin und andern gewebten Waaren. — T., im Bundesrange der 17te Kanton, hat eine demokratische Staatsverfassung. Die Souveränetät beruht in der Gesammtheit der Kantonsbürger. Die gesetzgebende und aufsehende Gewalt ist der große Rath, die höchste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde der kleine Rath. Ein Obergericht entscheidet in letzter Instanz über Civil- und peinliche Rechtsfälle. Ein Kirchenrath, aus beiden Konfessionen gewählt, hat die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten, ein Schulrath leitet das Schulwesen. Es bestehen mehre gelehrte Vereine. Das Bundeskontingent beträgt 2479 Mann. Eingetheilt ist der Kanton in 8 Bezirke, Hauptort: Frauenfeld, Städtchen am Abhange des Immen- oder Wellenberges an der Murg, mit 1500 Einwohnern und einem uralten Schlosse, dessen Thürme einen 60′ hohen Fels krönen. Weitere bemerkenswerthe Orte sind: das gewerbsame Arbon (Arbor felix) am Bodensee, die Benediktinerabtei Fischingen mit schöner Kirche, das Schloß Arenenberg, einst Wohnsitz der Königin Hortense, die Ruine Alttoggenburg, berühmt durch die Gräfin Ida von Toggenburg. — Man sieht im T. viele Ueberreste und Spuren der frühern Römerherrschaft. Was das Mittelalter unter diesem Namen begriff, umfaßte als Gau beinahe den vierten Theil der jetzigen Schweiz und war ein Bestandtheil des Herzogthums Allemanien. Von diesem trennte es Kaiser Heinrich IV. ab und übergab es der Verwaltung der Herzoge von Zähringen. Nach dem Aussterben derselben ward das Land den Grafen von Kyburg, dann dem Hause Oesterreich unterworfen, bis es 1460 von den Eidgenossen erobert wurde. Diese behielten aber die Freiheit wohlweislich für sich und behandelten die Einwohner als herrschaftliche Unterthanen, über welche sie Landvögte setzten, die in der Burg zu Frauenfeld ihren Sitz nahmen und sich nicht selten die ärgsten Erpressungen erlaubten. In die Rechte eines selbstständigen Kantons trat T. erst 1803. In neuerer Zeit (1838) machte es sich durch den energischen Widerspruch bekannt, welchen es Frankreich entgegensetzte, als dieses begehrte, daß der Prinz Ludwig Napoleon, der jetzige Präsident der französischen Republik, aus dem Gebiete des Kantons verwiesen werden solle. An den Schweizer Religionswirren nahm auch T. vielfachen Antheil. Auf der Badener Konferenz erklärte es sich entschieden gegen die Berufung der Jesui-

27. Juni 1848 beschloß der große Rath nach dem Antrage der
r Klosterkommission die Aufhebung sämmtlicher Klöster, mit Ausnahme
harinenthal bei Dießenhofen, nachdem früher schon (1836) das Vermögen
en Stiftungen unter die Verwaltung des Staates gestellt worden war.
phisch-statistische Darstellung des Kantons T., Zürich 1811. mD.
und Taxis, fürstliches Haus in Deutschland. Anherr desselben ist
della Torre, genannt der Riese, Herr von Valsassina und der Ri-
omo, im Herzogthume Mailand, welcher den Kaiser Konrad auf dessen
begleitete und 1147 in sarazenischer Gefangenschaft starb. Der Ge-
e Thurn (Torre, Turris) wird hergeleitet von der Erbtochter eines
Torre, mit welcher Martins Vater, Eriprand, ein fränkischer Ritter,
verbunden hatte. Dieser Eriprand oder Heribert war mit den bur-
Königen verwandt, und leitete seinen Stammbaum bis auf Karl den
ück. Martin II. della Torre wurde 1259 von den Mailändern zum
wählt, und ihm folgten in dieser Würde noch sieben seines Hauses, bis
ido della Torre 1312 den mächtigen Visconti's weichen mußte. Der
er Söhne, Lamoral I., ließ sich 1313 in dem Gebiete von Bergamo
m von dem ihm dort zugehörigen Berge Tasso (Dachsberg) auf dem
(Torre) oder seine Burg Cornello stand, den Namen del Tasso, später
n, und ward Begründer der Linie della Torre und Tassis. Lamoral's
oger I. von Thurn, Taxis und Valsassina trat 1452 als Oberjäger-
ie Dienste Kaiser Friederich's III. Er stiftete die niederländische Linie,
jetzt blühende fürstliche Haus. Selbe erhielt für Treue und Aus-
n dem niederländischen Unabhängigkeitskriege von Philipp II. das
ihr Wappen: Perpetua fide. Auch nach Frankreich gingen einige
Familie, wo sie sich de la Tour nannten. Den in Italien verblie-
i's rechnet man den berühmten Dichter Bernardo Tasso und seinen
ch berühmteren Sohn Torquato Tasso bei. — Durch Einführung, Er-
ind allmähliche Vervollkommnung eines der vier (nächst der Sprache)
lturmittel, der Postanstalt, hat das Haus T. und T. sich ein hohes,
genug anzuerkennendes Verdienst um die Menschheit erworben und
in unvergängliches ruhmvolles Denkmal gesetzt. Des genannten Roger I.
ohn, Gabriel, führte in Tirol, wo die gräfliche Linie des Taxis'schen
ch heute das Obersthofpostmeisteramt bekleidet, die Postanstalt ein.
ikel, Franz I., der unter Kaiser Maximilian I. am burgundisch-nieder-
Hofe lebte, unterhielt zuerst reitende Boten, mit Pferdewechsel, von
an die französische Gränze, und errichtete dann regelmäßige Reitposten
l nach Wien (s. Post). Er ward 1516 von Maximilian zu seinem
chen Postmeister ernannt. Die große Gemeinnützigkeit der Einrichtung
machte Rudolf II. dieselbe zu einer Reichsanstalt, und erhob Leonhard
d T. 1595 zum kaiserlichen Generaloberstpostmeister und 1608 in den
errenstand. Des Genannten Sohn Lamoral erhielt 1615 von Kaiser
das Generalpostmeisteramt erblich als Reichsmannlehen und bald nachher
räfliche Würde. Kaiser Ferdinand II. erklärte 1624 jenes Reichserbamt
risches Weiberlehen. Lamoral's Urenkel, Eugen Franz, erhielt 1680
Karl II. die spanische Fürstenwürde, und am 4. Oktober 1686 verlieh
llen seinen Nachkommen Kaiser Leopold I. den deutschen Reichsfürstenstand.
Franz verlegte zwischen den Jahren 1730 und 1735 seinen Wohnsitz
l nach Frankfurt am Main, und erbaute dort das schöne fürstliche
llexander Ferdinand erwirkte 1744 die Erhebung seines reichs-
Generalpostmeisteramtes zu einem Reichsthronlehen, und ward 1754
Virilstimme in den Reichsfürstenrath eingeführt. Wegen der ihm 1743
Regierung Kaiser Karls VII. übertragenen hohen Würde eines kaiser-
zipalkommissärs oder Repräsentanten des Reichsoberhauptes bei der all-
Reichsversammlung, welche nach ihm sein Sohn Karl Anselm und

sein Enkel **Karl Alexander** bis zur Auflösung des deutschen Reiches ebenmäßig bekeideten, nahm er 1748 seinen bleibenden Aufenthalt zu Regensburg. Im Jahre 1785 erkaufte Karl Anselm die reichs unmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen und Bussen für 2,100,000 Gulden, welche 1786 zur gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben wurden und dem Hause T. und T. Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des schwäbischen Kreises verschafften. Als durch die französischen Eroberungen die österreichischen Niederlande und die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer der taxischen Reichspost entzogen worden waren, gab der Reichsdeputationshauptrezeß von 1803 dem fürstlichen Hause zur Schadloshaltung das gefürstete Damenstift Buchau, die Abteien Marchthal und Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaft Schemmerberg, und die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten. Die Auflösung der Reichsverbindung, die Erhebung der Landeshoheit der rheinischen Bundesglieder zu voller Souveränität brachten der Reichspost gänzlich das Ende. Verschiedene von jenen Souveränen eigneten sich die Postverwaltung ausschließend zu, andere ließen sie dem Hause T. und T. als blos inländische Anstalt lehenweise und mit vollkommener Unterordnung unter ihre Staatshoheit. Von den Regierungen, welche den erstgedachten Weg einschlugen, leistete Preußen Entschädigung durch das als Thronmannlehen an T. und T. verliehene Fürstenthum Crotoszyn im Großherzogthume Posen, Bayern durch Grundgüter und Gefälle in der Stadt Regensburg und deren Umgebung (die ehemals fürstbischöflichen Herrschaften Wörth und Donaustauf) und in Unterfranken (Herrschaft Sulzheim), mit standesherrlichen Vorrechten und der Würde eines Kronoberstpostmeisters, Baden durch eine Jahresrente. In den deutschen Ländern, wo das fürstliche Haus das Postwesen behalten hat, droht diesem starke Beeinträchtigung durch die allenthalben sich verbreitenden Eisenbahnen, mehr noch durch den rücksichtslosen Konstituirungsgeist, welcher über die deutschen Ständeversammlungen gekommen ist, und durch alte Rechte und Verträge sich nicht binden lassen will. Das gegenwärtige Haupt der Familie ist der Fürst **Maximilian Karl**, geb. 1802. Er folgte 1827 seinem Vater Karl Alexander, vermehrte das Grundeigenthum des Hauses durch den Ankauf vieler und bedeutender Herrschaften, namentlich in Bayern (Brennberg, Falkenstein mit Neuhaus, Laberweinting, Zaizkofen, Neufahrn, Alteglofsheim, Haus, Rain ꝛc.), führte großartige Bauten aus (die Gruftkapelle, den Marstall und die Reitschule zu Regensburg (s. d.), das Sommerpalais in Donaustauf (s. d.), und legte eine werthvolle Gemäldesammlung an. Die in den Niederlanden, in Schwaben, Bayern, Tirol, Böhmen und Polen zerstreuten fürstlichen Besitzungen dürften zusammen 44 □ Meilen mit 140,000 Einwohnern und einem Ertrage von 1 Million befassen. — Die zweite Linie des Hauses T. und T. hat ihren Sitz zu Prag. Haupt derselben ist der Fürst **Karl Anselm**, geb. 1792. — J. **Chiflet**: Les marques d'honneur de la maison de Tassis, Anvers 1645; **Flacchio**: Génealogie de la maison de la Tour, Bruxelles 1709; **Aug. Krämer**: Rückblick auf das Leben Karl Alexander's, Fürsten von T. und T., Regensburg 1828; derselbe: Friedrich Wilhelm, Prinz von T. und T., Regensburg 1826; derselbe: Taxis Ehre, Regensburg 1823; **Klüber's** genealogisches Staatshandbuch. mD.

Thusis, gut eingerichtetes, im Jahre 1825 auf Aktien gegründetes Bade-Etablissement, im schweizerischen Kanton Graubündten, am südlichen Ende des Domletschger Thales, beim Eingange in den Felsenpaß Via mala, unweit Chur und nördlich von Adeer, 2510 Fuß über dem Meere gelegen. Das Wasser der dortigen Mineralquelle gehört zu den wirksameren Schwefelwässern und hat ein spezifisches Gewicht von 1,001. Nach der von Capeller angestellten Analyse enthalten 16 Unzen desselben: Schwefelsaures Natron Gr. 1,025, schwefelsaure Talkerde 0,775, schwefelsaure Kalkerde 0,312, Chlornatrium 0,062, kohlensaure Kalkerde 1,987, kohlensaures Eisenoxydul 0,062, harzigen Extraktivstoff 0,125, Kieselerde 0,120. Summe der festen Bestandtheile = 4468 Gr. Kohlensaures Gas

...0 Cub. Z., Sauerstoffgas 0,024 C. Z., Stickgas 0,502. Zusammen 1,296 C. Z. Es dient blos zum Badgebrauche bei Haut- und Gliederkrankheiten.

Thusnelde, s. **Arminius**.

Thyaden heißen auch die Mänaden (siehe den Artikel **Bacchus**), nach Thya, der Tochter des Kastalos, einer Priesterin des Bacchus, welche diesem zu Ehren zuerst Orgien feierte.

Thyestes, s. **Atreus**.

Thymian (herba thymi vulgaris), das blühende Kraut eines, in Südeuropa einheimischen u. bei uns in Gärten gezogenen Halbstrauches, mit aufrecht ästigen Stengeln, eiförmigen oder länglichen Blättern mit zurückgerolltem Rande, oben ... borstig, unten filzig; viertelförmigen, ährigen Blüthen u. gewürzhaftem Geruche und Geschmacke. Der T. wird gegenwärtig mehr als Küchengewürz, denn wie früher — als Heilmittel angewendet. Das im südlichen Frankreich daraus destillirte Oel gleicht in Geschmack und Geruch dem Kraute und wird zu Parfumerien, Eau de Cologne, Seifen, Pomaden rc. verwendet. Es ist von ... Farbe, wenn es nur einmal destillirt wurde; durch mehrmaliges Abziehen ... man es weiß.

Thyrsus, ein mit Epheuranken oder Weinreben umwundener Stab, ein Attribut des **Bacchus** (s. d.), welcher daher **Thyrsiger** hieß und den die Bacchanten an den Bacchanalien mit wüthender Begeisterung und, dem Bacchus ... Lieder singend, emporschwangen.

Tiara, 1) eine in Gestalt eines Kegels, oder ähnlich einem Türkenbunde geformte, mit herabhängendem Schleier gezierte Kopfbedeckung, deren sich früher die Könige und Personen des höchsten Ranges in Persien bedienten. — 2) Die ... Hauptzierde des Papstes. Dieselbe besteht aus drei über einander stehenden goldenen Kronen, nebst einem Kreuze von oben, mit zwei herabhängenden Bändern. Anfänglich war die T. nur eine Krone, indem Alexander III. zuerst, zum Zeichen seiner weltlichen Landeshoheit, die Inful mit einer Krone umgeben haben soll. Bonifacius VIII. fügte die zweite und Benedikt III., nach Anderen Urban V., die dritte hinzu.

Tiber (Tevere), ein Fluß im Kirchenstaat, entspringt auf den Apenninen, durchströmt mit seinem gelben Wasser in vielen Krümmungen den Kirchenstaat u. wird von Perugia an für Flüsse und Boote, von Rom an für größere Fahrzeuge schiffbar. Bei Rom ist er etwa 360′ breit; durch den vielen Schlamm, den er mit sich führt, erhöht er stets sein Bett, so daß Versuche, Antiken und andere Schätze aus demselben zu heben, gänzlich vereiteln mußten.

Tiberias, eine einst berühmte Stadt in Untergaliläa, im Stamme Zabulon, 4½ Stunden von Nazareth, 120 Stadien nördlich von Skythopolis, auf einer fruchtbaren, schmalen Ebene, am westlichen Ufer des galiläischen Meeres, welches an der Ostseite deren Mauern bespülte und von ihr den Namen des Sees Tiberias erhielt. Sie wurde von dem Vierfürsten **Herodes Antipas** prachtvoll erbaut und zur Hauptstadt von Galiläa erhoben und, dem Kaiser **Tiberius** zu Ehren, T. genannt. Die größtentheils fremden Einwohner erhielten viele Freiheiten und Vorrechte und die Fischerei auf dem See war wohl ein bedeutender Erwerbszweig für die Stadt. Nach der Zerstörung Jerusalems wurde T. der Hauptsitz der Gelehrsamkeit der wieder eingewanderten Juden; denn hieher kam der Sanhedrin (hohe Rath) von Sepphoris und von hier ging die **Mischnah** (s. d.) aus. Unter Kaiser Konstantin M. entstand hier eine **christliche** Kirche mit einem Bisthume, welches in den Kreuzzügen erneut wurde. Juden aus allen Ländern wohnten hier zusammen. Im Mittelalter erlangte T. eine besondere Wichtigkeit während der Kreuzzüge, indem es als eines der festesten Bollwerke der Kreuzfahrer galt und **Tancred** (s. d.) gründete hier zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ein eigenes Fürstenthum. Allein eine gänzliche Niederlage, welche die Christen am 4. Juli 1187 durch Saladdin in den Ebenen von T. erlitten, zog den Untergang der *Stadt und die Erschütterung* des christlichen Reiches im

Oriente nach sich. Noch jetzt sind die warmen Bäder von T., acht heiße Heilquellen, vorhanden. Man findet hier viele Trümmer. Etwas weiter nördlich liegt jetzt Tabaria oder Tubariyeh, wo viele Juden wohnen, welche eine religiöse Gesellschaft bilden. Die Stadt wurde in den neuesten Zeiten durch ein Erdbeben sehr verwüstet.

Tiberius, Claudius Nero, römischer Kaiser, war der Stiefsohn des Augustus, welcher, dem Willen des frühern Gatten der Livia Drusilla gemäß, der Vormund für den T. sowohl, als den Drusus war und Beide erzog. Da, großentheils durch die Ränke der Livia, nach und nach alle diejenigen hinstarben, welche die Nachfolger des Augustus in der Herrschaft hätten werden können, so ward T. immer mehr und mehr zu den Regierungsgeschäften gezogen. Bei Lebzeiten des Augustus focht er in Asien, um den vertriebenen armenischen König Tigranes wiederum in sein Reich zurückzuführen; hierauf ward er mit seinem Bruder Drusus gegen die Rhätier und Vindelicier und sodann, gemeinsam mit dem Quinctilius Varus, gegen die Pannonier gesandt. Nach dem Tode des Drusus ward ihm der Oberbefehl in Deutschland übertragen und hier begann schon sein hinterlistiger grausamer Charakter sich zu entwickeln, der später so einzig in der Geschichte dasteht. Im dritten Jahre vor Christus bewältigte er einen Aufruhr der Niederdeutschen, schloß mit dem Könige der Markomannen, Marbod, Friede und unterwarf Pannonien gänzlich. Als Augustus (14 n. Chr.) gestorben war, ward T. Kaiser und nun entfaltete er seinen Charakter, einen wunderbaren Abgrund von Lastern, Heuchelei, Verstand, Schwäche, Eigensinn, List und Gewaltthätigkeit, ohne Scheu, besonders nach dem, wahrscheinlich durch Gift herbeigeführten, frühen Tode des Germanicus. Er führte das Majestätsgesetz, diesen glücklich erfundenen Vorwand, seinen blutgierigen Argwohn gegen alle Edle und Große im Volke zu stillen, ein u. fröhnte aller, auch der unnatürlichsten, Wollust. Im Jahre 27 nach Christus schlug er seinen beständigen Wohnsitz auf der Insel Caprea auf und lauerte von hier aus, in allen Wollüsten und Schwelgereien ertränkt, auf Gelegenheiten, seine Blutgier zu stillen, ohne jemals nach Rom auf längere Zeit zurückzukehren, woselbst Sejanus, sein Günstling, in Mord u. Gift wüthete, bis endlich T., voll Verdachts gegen ihn, auch seiner, u. mit Recht, nicht schonte, sondern ihn preisgab. So verlebte T. seine Zeit im Schlamme der Laster, bis er, fast sterbend schon, im Alter von Caligula (37 n. Chr.), seinem Nachfolger, ermordet wurde. Wunderbar ist es, daß ein solches Ungeheuer dennoch Musik üben und lieben konnte, wie es bei T. der Fall war.

Tibet (Tübet, Töbet, Tobbot, Thupo, Tufan, von den Einwohnern Bod oder Bod-bba genannt), ein Reich in Mittelasien, das höchste Hochland der Erde, gegen 27,000 □ Meilen groß, gränzt an die hohe Bucharei, Tangut, China, Birman, Butan, Nepaul, Afghanistan und Turkestan. Im Norden ist es umgeben von den Gebirgsketten Küenlün, Khukunorr und der Hochterrasse von Sifan; im Osten erstreckt sich das Riesengebirge Gangdisri oder Kantaisse, im Süden der Himalaja, im Westen der Karakorum und Hindukosch; von allen diesen ungeheueren Gebirgsstöcken laufen nach allen Richtungen mächtige Verzweigungen durch das Land, mit einer unzählbaren Menge von nackten Felskuppeln und Schneegipfeln und gestalten dasselbe zu einem wildromantischen, von der ganzen Schauerlichkeit einsamer Urgebirgsscenen angefüllten Alpenlande, dessen tiefste Flußthäler selbst noch eine Höhe von 9 — 11,000 Fuß haben. In ihren höchsten Spitzen erheben sich jene Gebirge bis gegen 27,000 Fuß, während der Kamm derselben bis 15,000 Fuß steigt, die Gebirgspässe aber eine Höhe von 17,000 Fuß erreichen. Zu jenen, hoch in die Lüfte ragenden, von Schnee und Gletschern starrenden, Gipfeln gehören der Bender Petschh, 21,000 Fuß, Kedarnath, 23,000 Fuß, Bedrinath 24,000 Fuß, Dschawagiri 26,000 Fuß. Die Gebirge bestehen aus Quarz, Feldspath, Glimmerschiefer, schwarzem Urgranit in zerstreuten Blöcken und hereinhängenden Felsenwänden über tief gähnenden Kluften und schrecklich zerrissenen Abgründen; zwischen hindurch strecken sich Granitnadeln

Pyramiden von 6000 Fuß Höhe empor. Die Thäler sind reich bewässert
d tragen üppige Weiden. Flüsse: der Indus, entspringend in dem Thale
dakh, Setledsch, Berudsang tschu, der bedeutendste mit mächtigen Zuflüssen,
u Muruschu, Galbo, Diangbo tschu, Lukiang, Mikuoak tschu. Die Steppen-
sse und Gebirgsströme sind zahllos. Seen bietet sowohl das Alpen- als das
eppenland; im Himalaja liegen die heil. Seeen Ravana Hrada und Manas
rowara. Der bekannteste Alpensee ist der Tenphri noor, im Umfange 77 □
ilen. Klima und Fruchtbarkeit ist sehr ungleich. In den tiefsten Thälern
rscht das Klima des mittleren Europa, in den höheren das Alpenklima. Die
t soll gesund und stärkend, die Witterung ziemlich gleichförmig seyn. Die
hneegränze steigt oft bis 18,000 Fuß. Der Pflanzenwuchs reicht im Westen
f eine erstaunliche Höhe. Die Bergseiten des Himalaja sind mit großen,
hten Wäldern bedeckt; in den Thälern desselben wachsen treffliche Obstarten,
auben, Pinnen, in einer Erhebung von 9000 Fuß; Gerstenbau reicht auf
000 F. hinan; wo die Früchte und Wälder aufhören, liegen treffliche Weiden.
ch Osten hin nimmt der trockene Sandboden zu, die Felsen werden kahler. —
r Ackerbau kann nur in den geschützten Hochthälern betrieben werden und erzeugt:
iste, Reis, Hülsenfrüchte; außerdem werden kultivirt die meisten europäischen
starten und Gemüse, Safran, Krapp, Ingwer, Rhabarber. Größer ist der
ichthum an Mineralien als: Salz, alle Metalle, Edelsteine, feste Gesteine 2c.
den vorzüglichsten Produkten gehört das Ambra. Unter den Thieren sind
merkenswerth: der tibet'sche Büffel oder Jak, das feinwollige, fettschwänzige
haf. Das Moschusthier, das kleine, bunte, wilde Pferd, die seidenhaarige
ege, das wilde Schaf (Argal); Hausthiere und Wild, Fische, Vögel 2c. sind
ich. Die Tibetaner, von jeher die einheimischen Stämme, behaupten von
fen abzustammen und ihre Gesichtsbildung widerspricht dem nicht. Im Westen
hnen Mongolen und mit ihnen haben einzelne Stämme sich vermischt. Tief
dem Gebirge hausen unbekannte, als wild und grausam geschilderte Völker-
haften, unter denen genannt werden die Brughba, Hlokba, Hogu 2c. Auf den
nzbezirken zwischen T. und Nepaul leben Butier in Gemeinschaft mit Kasch-
rern u. A. Die Einwohnerzahl von ganz T. wird sehr ungefähr angegeben
f 7 Millionen. Der eigentliche Tibetaner ist muthig, entschlossen, sanft, gut-
üthig, höflich. Die Natur des Bodens u. die Religion sind gleichmäßig Ursache,
ß die Nahrung hauptsächlich aus Milch und Getreide besteht. Von letzterem ist
r Tsampa, Gerstenmehl, mit Thee zu einem Brei vermengt, die Hauptsache. Thee
Allen unentbehrlich und wird mit Butter und Salz genossen. Die Kleidung be-
ht aus einer rothen, gelben oder schwarzen kegelförmigen Mütze, einer Weste, langen,
gürteten Oberkleidern, Hosen, Stiefeln von Seide, Tuch und Leder. Der Bart
rd geschoren, die Haare geflochten. Die Rosenkränze, so stets getragen werden,
d von Holz, Korallen, Muscheln, Lasurstein, Ambra. Die Lamas kleiden
h je nach ihren Stufen. Der Dalai Lama trägt eine regendachförmige, gelbe
ütze von Schafwolle, aus demselben Stoff Beinkleider und Weste, einen ärmel-
en Mantel, der die eine Schulter bloß läßt. Die beiden Geschlechter sind
hr durch Sitte als Zwang getrennt, die Frauen erscheinen aber auch öffentlich
d verrichten die schwersten Arbeiten. Die Polygamie und zwar die Vielmän-
rei ist, obschon gegen das religiöse Gesetz, üblich. Hieraus, wie aus dem für
chts geachteten Ehebruch, ist empörende Sittenlosigkeit entstanden. Viele weihen
h dem ehelosen Klosterleben. Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse sind von
genthümlichen Gebräuchen begleitet. Todtenopfer, hunderttägige Trauer, eine
t Seelenmessen, gehören dahin. Die Wohnungen sind steinern, mehre Stock
ch; die der Lama und Beamten sind künstlich aufgeführt und mit Bildhauerei
ziert. Das Innere derselben ist mit prachtvollem Schmucke überladen. Das
issen des Tibetaners reicht außer seiner Religion nicht weit. Die Heilkunde
rd von Lamas und Zauberern mit Gebeten und Formeln ausgeübt. Die
ahrsagerei treiben auch Frauen. Die Zeitrechnung haben sie mit den Mongolen

gemein, sie setzen aber den Anfang derselben bis in das Jahr 2134 v. Chr. hinauf. Die Sprache ist rauh und hart, wie die eines Bergvolkes. Viele Consonanten, neben einander geschrieben, verfließen in der Aussprache. Wie die Einsylbigkeit, so theilt sie auch viele Wurzeln mit der chinesischen und den hinterindischen Sprachen. Die Schriftzüge sind dem Dewanagari entlehnt. In den Gebirgen nähert sich die Sprache den indischen Dialekten, oder die Bewohner sprechen auch wohl 2 Sprachen. Die Literatur besteht theils aus uralten Religionsschriften in neueren theologischen Abhandlungen, theils aus Geschichte und Poesie, beide in enger Beziehung zur Religion. Astronomische Kenntnisse haben sie von den Chinesen erlernt. Das, was den Tibetanern die meiste Bedeutung in Asien gibt, ist ihre Religion, der Buddhaismus oder Lamaismus (s. d.), dessen Lehre in dem bändereichen Werke Gandschur mit dem Commentar Danschur enthalten ist, der ungefähr 407 nach Christus in T. Eingang fand und hier allmälig alle Verhältnisse so durchbrach, daß der Sitz des Dalai Lama auch Mittelpunkt der Macht wurde und die bürgerliche Gesellschaft ganz in der religiösen aufging. Die größten Feste sind das Neujahrfest (im Februar), die Austreibung der Dämonenfürsten und die Entdeckung des Schatzes. Im westlichen Theile gibt es Anhänger des Islam, in den Gebirgen Brahmanen. Versuche, das Christenthum einzuführen, sind stets mißlungen. T. ist ein Schutzstaat von China; dem Dalai Lama u. dem Bandschim Erdeni ist die Regierungsgewalt durch chinesische Beamte beschränkt. Von den beiden Höfen zu Hlassa und Dschaschi Lumbo geht die Verwaltung aus. Jene beiden Großlamen, als Priester streng an die Regeln ihres Standes gebunden, sind als weltliche Herrscher unumschränkt, Gesetzgeber, Richter, Häupter der Verwaltung. Die Gesetzgebung ist nur in Criminalsachen bestimmt; sonst entscheiden Gutdenken des Richters, örtliches Herkommen oder chinesisches Verfahren. Die Strafen sind äußerst hart. Das Militär, meistens Eingeborene, beläuft sich auf 64,000 Mann, ist mit Flinte, Lanze, Schwert, Dolch, Bogen bewaffnet. Kanonen hat man, ohne sie gebrauchen zu wissen. Die Abgaben werden in Natur geleistet; außerdem sind alle Einwohner zu Frohndiensten verpflichtet. Die Löhnung der Truppen geschieht in Silber. Die freiwilligen Geschenke an die übermäßige Anzahl von Lamen und die regelmäßigen, an die hohe Geistlichkeit saugen das Land aus. Nach China werden von den Oberlamen alljährlich Huldigungsgeschenke gesendet. Ackerbau, Viehzucht und Jagd sind die Beschäftigungen der Bewohner; durch die Anzahl von müßigen Lamen werden dem überhaupt langsam ergiebigen Lande viele Hände entzogen. Die Handwerke und Künste, die am fertigsten geübt werden, sind: Steinhauerei, Tischlerei, Arbeiten in Metall und Weberei. Der Handel ist Karawanenhandel besonders mit China, Produkte und Waaren aus Indien, Kaschmir, Butan und der Bucharei werden nach jenem Reiche hindurchgeführt. In Ladakh kreuzen sich die Straßen von Pekin nach Kaschmir und von da nach Yarkand und dem nördlichen Asien. Eigne Dhebas als Handelsrichter beaufsichtigen die großen Märkte. Am thätigsten im Handel sind die Weiber. Die Münze ist theils chinesisch und indisch, theils einheimisch; letztere in Silber hat an Werth gegen 15 Silbergroschen, die Scheidemünze von Kupfer, Indermilly = 7 Sgr. 6 Pf. Sonst werden Beutel mit Goldstaub à 6 Thlr. 15 Sgr. und Silber à 120 Thlr. gegeben. Das Westland oder Klein-T. zerfällt in die Provinzen Ladakh, mit der Hauptstadt Leh, dem Sitze des unabhängigen Radschah von Ladakh u. Una Desa, welche ganz chinesisch ist. Die Provinzen von Groß- oder Ost-T. sind: 1) Ari oder Nyari; 2) Dschang, das Reich des Bogdo Lama, mit der Hauptstadt Dschaschilumbo; 3) Uni, mit der Residenzstadt des Dalai, Lama, Hlassa; 4) Kam; 5) das Mongolenland Khor u. Katsche. — Geschichte. Erst im 3. Jahrhunderte vor Christus wurde T. den Chinesen bekannt. Die Sikbiangs, wie die Bewohner von diesen genannt wurden, machten zuweilen Einfälle in China. Hunderte von Stämmen lebten damals getrennt neben einander. Nur gegen Osten bestand das Reich des Stammes Ti bis 371 n. Chr. Im 7. Jahr-

hunderte bildete sich durch Vereinigung der Stämme das Reich Tupo, ungefähr das jetzige T. umfassend. Die Sikhiangs bewohnten Sifan, das Nordland die Jekhiangs. Nach 100jähriger Dauer stand das Reich auf seinem höchsten Punkte, ausgedehnt bis China und bis an den Sihon. Die Uiguren drängten es im 9. Jahrhunderte in seine natürliche Gränze zurück, bis es 3 Jahrhunderte später innerlich zerfiel. Das mongolische Riesenreich aber machte seiner Unabhängigkeit ein Ende. Tufan im Osten wurde mongolische Provinz, das mittlere und westliche T. wenigstens zinsbar. Nach wiedergewonnener Freiheit kam es auch wieder zur Einheit der Herrschaft, unter dem Namen Königreich Ussuthsang. Nach nicht ganz 400 Jahren fiel T. in die Hände China's; denn zuvor hatten die Delöten daselbst einen drückenden Einfluß ausgeübt. Heftige Streitigkeiten, Mord und Brand waren die Folgen, bis der Kaiser Khanghi 1720 als Befreier kam. Zwar empörte sich T. 1727, weil dem Dalai Lama die weltliche Herrschaft abgenommen worden war, allein ohne Erfolg. Nur Nyari hatte sich noch eine Zeit lange frei zu erhalten gewußt. 1749 brach ein zweiter, so furchtbarer, Aufstand aus, daß die Regierung zu Peking für gut fand, dem buddhistischen Oberpriester seine Herrschaft zurückzugeben. Wichtige Ereignisse sind seit jener Zeit nicht bekannt geworden, wie überhaupt die Geschichte von T. in ein trübes Dunkel gehüllt ist. Die Versuche, europäischer Staaten mit T. Handelsverbindungen anzuknüpfen, sind jederzeit gescheitert. Vgl. „Déscription du Tubet, traduite du Chinois par le père Hyacinthe Bitchourin,“ herausgegeben von Klaproth, Paris 1831; Schmid, „Tibetanische Grammatik und Wörterbuch,“ Petersburg 1839 und 1840; Tsoma de Körös, „Grammatica tibetica,“ 1838.

Tibets nennt man ein, aus der feinsten Wolle gewebtes, weiches Zeug zu Damenkleidern, mit sehr feinem Körper, ganz wie der Merino. Man hat sie in Schwarz, Weiß und in allen anderen Farben, $\frac{4}{4}$ bis $\frac{7}{4}$ breit. Die vorzüglichsten sind, nächst den französischen, die sächsischen Fabrikate von Rochlitz, Penig, Waldenburg, Burgstädtel u. s. w.

Tibullus, Albius, ein elegischer römischer Dichter, geboren zu Rom 43 v. Chr., gehörte dem römischen Ritterstande an, begleitete den Marcus Valerius Messala Corvinus auf seinem Feldzuge in Gallien, zog sich aber darauf, weil seine schwache Gesundheit die Kriegsbeschwerden nicht zu ertragen vermochte, in die Stille des Landlebens zurück und starb 17 nach Christus. Nach Quintilian's Urtheil gebührt ihm unter den elegischen Dichtern der Römer der erste Rang. Er vereint sanftes, zärtliches Gefühl mit einem edeln und wahren Ausdruck, mit reizender Mannigfaltigkeit der Erfindungen, der Bilder und Wendungen, ohne gesuchte Kunst und unnatürlichen Schmuck. Seine Elegien machen vier Bücher aus, deren letztes der Sulpicia u. mehren Verfassern beigelegt wird. Auch wird von Heyne und Voß das dritte Buch dem Dichter Lygdamus zugeschrieben. Unter den besonderen Ausgaben dieser Elegien, die früher gewöhnlich mit denen des Catullus und Propertius verbunden erschienen, sind die bedeutendsten: die von Vulpi oder Vulpius, Padua 1710, 2. Ausgabe 1749, 4.; Broekhuyzen, Amsterdam 1707, 2. Ausgabe 1727, 4.; Heyne, Leipzig 1755; 4. Ausg., durch Wunderlich und Dissen 2 Bde., 1819; J. H. Voß, Heidelberg 1811; Bach, Leipzig 1819; Huschke, 2 Bde., Leipzig 1819; Golbéry, Paris 1826; Lachmann, Berlin 1829 und Dissen, 2 Bde., Göttingen 1835. Deutsche Uebersetzungen gaben: J. H. Voß, Tübingen 1810; Strombeck, 2. Aufl., Göttingen 1825; E. Günther, Leipzig 1825; Richter, Magdeburg 1831 und Nürnberger, Berlin 1838. Vergl. Spohn, „De Tibulli vita et carminibus“ Leipzig 1819; Golbéry, „De Tibulli vita et carminibus“ Paris 1824 und dessen „Défense de T. contre quelques savans“, Paris 1826 und besonders Gruppe „die römische Elegie“, 2. Bde. Leipzig 1838—1839.

Tibur, s. Tivoli.

Ticino, deutsch Tessin (bei den Alten Ticinus) ein Fluß in der Lombardei, welcher bei Omi [illegible] Colonde aus dem Lago maggiore austritt, durch eine Strecke von

15 Meilen die Gränze zwischen dem Mailändischen und Novaresischen bildet, bei Campo maggiore zur Rechten den Canal Gravellone absendet, der sich aber bald wieder in der Commune Predomasko mit dem Flusse vereinigt und, nachdem er die Mauern Pavia's bespült, nächst Belvedere in den Po fällt. Dieser Fluß hat ein ziemlich starkes Gefälle, ist an manchen Stellen sehr reißend und hat zwischen Sesto und Robeno einige felsige Stellen. Bei Ticinum, dem heutigen Pavia, 208 v. Chr. Reiterschlacht zwischen Hannibal und den Römern, in welcher die letzteren geschlagen, der Consul Publius Cornelius Scipio (s. d.) selbst verwundet und nur mit Mühe von seinem Sohne, dem nachher so berühmt gewordenen Scipio Afrikanus, gerettet wurde.

Tieck. 1) Ludwig, ein berühmter romantischer Dichter und Novellist, geboren zu Berlin 1773, der Sohn eines Seilermeisters, erhielt seine erste Bildung auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium und machte später seine Studien zu Halle, Göttingen, Erlangen, Berlin und Jena, wo er überall Verbindungen mit geistreichen Zeitgenossen, wie: Herder, beiden Schlegel, Novalis, Fichte, Nicolai, Schröder u. A. anknüpfte. Schon früh war er mit Wackenroder verbunden und beschäftigte sich gemeinsam mit ihm namentlich mit altdeutscher Kunst und Poesie. Auch als Schriftsteller war T. früh bedeutsam aufgetreten. Sein „Abdallah" war merkwürdig, sein „William Lovell", 1793, 3 Bde. aber für den besonders, welcher die tiefere Bedeutung der darin auftretenden Figuren kennt, noch wichtiger. Diesem folgten „Peter Lebrecht" und die „Volksmährchen", in welchen letzteren, sowie in den „Romantischen Dichtungen" sich ein kühner polemischer, fein ironischer Geist, gegenüber der prosaischen Anmaßung und flachen poetischen Anschauung der damaligen Zeit und personell gegen Rambach, Merkel, Nicolai, Böttiger u. A. m. aussprach. Auch der „Bambocciaden", 3 Bde. trefflicher Erzählungen und satyrischer Dramen, die er gemeinsam mit seiner Schwester Sophie und Bernhardi herausgab, darf hier nicht vergessen werden. Aus den Papieren Wackenroder's gab er 1797 „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und 1799 „Phantasien über die Kunst" heraus. Einen bedeutenden Antheil hatte auch Wackenroder an dem berühmten Kunstroman „Franz Sternbald", in welchem sich wunderbar Andacht, Sinnlichkeit, Sentimentalität, Derbheit u. Begeisterung für Kunst, namentlich altdeutsche, begegnen. — T. vermählte sich nun mit der Tochter des Predigers Alberti, welche ihm zwei Töchter gebar und später mit diesen zur katholischen Kirche zurücktrat. Längere Zeit lebte T. nun gemeinsam mit August Wilhelm u Friedrich Schlegel u. von Hardenberg im innigsten Vereine zu Jena, wo sich eben damals auch Fichte und Schelling befanden. Dort übersetzte er vortrefflich den „Don Quixote", gab seine, schon oben berührten „Romantischen Dichtungen" und ein poetisches Journal heraus, welches unter anderen Briefe über den Shakspeare enthielt, dessen Studium ihn schon sehr frühe beschäftigt hatte. Von Jena wandte er sich (1801—1802) nach Dresden und gab seinen „Musenalmanach", gemeinschaftlich mit den Schlegel's, heraus u. lebte dann theils in Berlin, theils in Ziebingen, einem Gute des Herrn von Burgsdorf, unweit Frankfurt a. O., und gab in dieser Zeit die Schriften des verstorbenen Novalis heraus, sowie eine Bearbeitung altdeutscher Minnelieder und den „Kaiser Octavian", ein romantisches Lustspiel. Hierauf reiste er in Begleitung seiner Schwester und des Baron von Knorring nach Italien, woselbst er sich bis 1809 in Rom aufhielt. Hier war es, wo seine Ansichten über Malerei reiften und er die altdeutschen Gedichte in der vaticanischen Bibliothek studirte und copirte. Zurückgekehrt, überfiel ihn in München eine lebensgefährliche Krankheit, weßhalb er sich dort längere Zeit aufhielt und dann nach Ziebingen zurückkehrte. Hier gab er Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" heraus und eine vermehrte Sammlung seiner früheren Erzählungen, die er in den Rahmen eines Romans faßte, der ebenfalls doppelt interessant wird, wenn man die Wiederspiegelung der Wirklichkeit darin zu erkennen versteht, unter dem Titel: „Phantasus". Damals erschien auch sein „Altenglisches Theater" (1811) und 1818 unternahm er eine Reise nach

um dort für sein großes Werk über Shakspeare zu sammeln. Zurückge-
ß er sich in Dresden nieder, 1819. Seit seinem Aufenthalte daselbst hat
mannigfaltig im Gebiete der Poesie, wie der Kritik bewegt. Er gab seine
ule zum Shakspeare" heraus, sammelte die Werke von Kleist's und
machte seine eigenen Gedichte in einer Sammlung bekannt, deren dritter
vielfacher Hinsicht merkwürdig ist und sammelte in zwei Bänden unter
el: „Dramaturgische Blätter" seine Theaterkritiken, zu denen ihn seine
zum Dresdener Theater veranlaßt hatte. Er ward damals zum königlich
n Hofrathe ernannt und ihm ein amtliches Verhältniß zum Theater ge-
welches bis zu seinem Abgange von Dresden fortbestand, obschon es die
Wirkungen aus mannigfachen Gründen nicht hatte. Eine ganz neue,
roßartige u. merkwürdige Erscheinung in unserer Literatur sind seine seit
schriebenen Novellen, unter denen wir vorzüglich „Die Reisenden", „Dich-
in zwei Theilen u. vorzugsweise den „Aufruhr in den Cevennen" an-
Geringer an Werth ist „Der junge Tischlermeister" u. sein neuester Roman
a Accorombona", 2 Bde., neue Aufl. 1841. In diesen Novellen zeigt sich
früherer Romantik kaum hie u. da eine geringe Spur; vorherrschend ist
reiche Dialog über Literatur u. Leben der Gegenwart, vielfach von der
und schärfsten Ironie durchdrungen. Die berühmten Abendcirkel in Dres-
T. sein seltenes Talent als Vorleser entfaltete, waren ein lebendes Abbild
rt von Novellistik. Eines der Resultate seines Antheils an der Leitung des
ers in Dresden sind seine gehaltreichen „Dramaturgischen Blätter", 2 Bde.,
1826. Bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen
T. von demselben an seinen Hof gezogen und lebt seit dem, oft kränkelnd,
und in Berlin und Potsdam, wo die verschiedenen theatralischen Versuche
m Jahre hauptsächlich als sein Werk zu betrachten sind. Eine, wiewohl
ht vollständige, Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" erschien in 20
Berlin 1828—1846. Auch gab er Heinrich v. Kleist's „Nachgelassene
n", 3 Bde. 1826, neue Auflage 1846; mit Friedrich Schlegel Novalis'
en", 2 Bde. 1802, 5. Aufl. 1837; 3. Bd. 1846; mit Friedrich v. Raumer
„Nachlaß und Briefwechsel", 2 Bde., Berlin 1826 und Reinhard Lenz's
melte Schriften", 3 Bde., Berlin 1828, heraus. — 2) T. Christian
ich, Bruder des Vorigen, geboren zu Berlin 1746, geschätzter Bildhauer,
r an der Kunstakademie und Direktor der Antikensammlung zu Berlin,
s Knabe die Anfangsgründe der Steinhauerkunst bei einem gewissen Meister
r, wurde dann Schadow's Schüler und bildete sich in Dresden und nachher
glicher Unterstützung in Paris und Rom aus. Seine Hauptstärke besteht
Verfertigung von Büsten und Portraits, unter denen wir die von Göthe,
Voß, F. A. Wolf und seinem Bruder Ludwig besonders nennen. Alle seine
s sind mit einer so tief poetischen Anschauung verfertigt, daß wohl kein
in Deutschland lebt, der ähnlich schafft. Auch größere Werke hat er ge-
die Domkirche und das Schauspielhaus in Berlin geben davon Zeugniß
Verehrung gegen ihn wird noch gesteigert, wenn man ihn als Menschen
und lieben kann, sowie andererseits seine tiefe theoretische Bildung für
Kunst unläugbar aus mehren sehr geistreichen Aufsätzen hervorleuchtet,
ohne sich zu nennen, bekannt gemacht hat.

edemann, Friedrich, großherzoglich badischer Geheimerath und Profes-
Anatomie und Physiologie an der Universität Heidelberg, geb. den 23.
781 zu Kassel, Sohn des Professors der Philosophie, Dietrich T., stu-
Marburg, wurde daselbst 1804 zum Med. Dr. promovirt und habilitirte
h im selben Jahre als Privatdocent. 1805 wurde er als ordentlicher Pro-
er Anatomie und Zoologie an die Universität Landshut berufen; 1811
eine, vom französischen Institut ausgesetzte, Preisfrage über den Bau der
nthiere, zu deren Bearbeitung er die Küsten des adriatischen Meeres be-
atte; 1816 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Anatomie

und Physiologie an die Universität Heidelberg, an welcher er fortan thätig blieb. T. ist einer der ausgezeichnetsten Physiologen der neuern Zeit. Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, hat er sich in hohem Maaße die Zuneigung seiner Zuhörer erworben, aber auch auf dem literarischen Felde war er stets eifrig beschäftigt. Außer seiner: „Physiologie des Menschen", von der bisher nur der 1. und 3. Band erschienen, Darmstadt 1830 und 1836, die aber in's Französische (auch nachgedruckt), Englische und zweimal ins Italienische übersetzt wurde, — schrieb er: „Zoologie", 3 Bde., Heidelb. 1808—1814; „Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns im Fötus des Menschen", Nürnb. 1816, übersetzt in's Französische und Englische; „Von der Verengung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten", Heidelb. 1843 — und mehre werthvolle kleinere Abhandlungen. — Mit L. Gmelin verfaßte er: „Die Verdauung nach Versuchen", 2 Bde., Heidelb. u. Lpz. 1826—1827, 2. Aufl. 1831, auch übersetzt in's Französische. E. Buchner.

Tiedge, Christoph August, geboren 14. Dez. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, studirte zu Halle (seit 1772) die Rechte, war einige Zeit Sekretär bei dem Landrath zu Magdeburg, entsagte frühzeitig der juristischen Laufbahn, ward 1776 Hofmeister in Elrich, wo er mit Göckingk, Gleim, Kl. Schmidt u. Elise von der Recke bekannt wurde; folgte 1784 Gleim's Einladung nach Halberstadt, ward 1792 Privatsekretär des Domherrn von Stedern zu Neinstädt bei Quedlinburg, 1793 Domkommissär zu Halberstadt, lebte dann in Magdeburg, Halle, Berlin, erhielt durch Gleim's Vermittelung eine kleine Vikariatspräbende am Domstift zu Halberstadt, reiste mit Fr. v. d. Recke 1805—8 durch Deutschland, die Schweiz und Italien, brachte mit ihr den Winter gewöhnlich in Berlin zu, seit 1819 in Dresden, die Sommermonate zu Teplitz und Karlsbad und starb zu Dresden 8. März 1841. T. trat als lyrischer und epischer Dichter auf; er ist religiös und sittlich, mehr empfindsam und rhetorisch, als tief poetisch und (in seiner „Urania") tief christlich. Seine einst über Gebühr gepriesene „Urania" erschien zuerst 1811, in 11. Aufl. 1837. Sämmtliche Werke, herausgegeben von Eberhard, Halle 1823—29, 8 Bde.; 4. Aufl. das. 1841, 10 Bde. Leben u. poet. Nachlaß, herausg. von Falkenstein, Leipz. 1841—42, 2 Thle. x.

Tiefsinn nennt man die fortdauernde und unwillkürliche Schwermuth (vgl. den Artikel Melancholie); in einem andern Sinne aber setzt die Psychologie den T. dem Witze und dem Scharfsinne entgegen. Sie versteht dann darunter eine Beschaffenheit des philosophischen Geistes, oder den in die Tiefe der Gegenstände (der Natur und des Geistes) eindringenden Sinn, welcher auf die ursprüngliche Einheit und das Wesen der Dinge gerichtet ist.

Tiernay, George, ein ausgezeichneter englischer Staatsmann und politischer Schriftsteller, geboren 1756 zu London, gelangte 1796 in's Parlament und gewann alsbald in der Debatte hohen Ruhm. Er war Pitt's furchtbarster Gegner, mit dem er selbst 1798 ein unblutiges Duell focht und widersetzte sich stets mit Kraft dem Kriege gegen Frankreich. Als Pitt vor dem Frieden von Amiens abtrat, ward T. Schatzmeister der Marine, unter Fox und Grenville erster Sekretär von Irland, dann Präsident des Rechnungsbureau. Als seine Partei verdrängt wurde, stellte er sich nach Ponsonby's Tode an die Spitze der Opposition, trat unter Canning als Münzmeister ein, legte aber diese Stelle unter Lord Goderich nieder. Er starb 1830. Der Umfang seiner Kenntnisse, die Schärfe seines Urtheils und die beißende Ironie seiner Rede verschafften ihm stets Gehör im Parlamente.

Tiers-état (der dritte Stand) hieß vor der ersten französischen Revolution derjenige Theil der Nation, der weder dem Adel, noch der Geistlichkeit angehörte.

Tiers-partie (dritte Partei) wurde nach der Julirevolution in der französischen Deputirtenkammer eine Fraction des Centrums (s. d.) genannt, die zwar nicht zur Opposition gehörte, aber eben so wenig sich zu der Politik der Doktrinärs (s. d.) bekannte. Sie verlangte eine Verwaltung aus Männern

des Kaiserreiches, Herrschaft des Mittelstandes und eine Politik der materiellen Interessen.

Tiflis, die Hauptstadt von Grusien oder russisch Georgien und der wichtigste Ort des ganzen Gouvernements Transkaukasien, liegt sehr romantisch in einer schönen, hügeligen und baumreichen Gegend auf beiden Seiten des Kur, und zwar der größere Theil, namentlich die Häuser der Wohlhabenden, die Bazars, die Hauptplätze und Hauptkirchen, die Gebäude der Behörden, des Kreisgouverneurs und des Oberbefehlshabers auf dem rechten Ufer, während das entgegengesetzte eine große Karawanserai, die große Kaserne, eine Reihe Häuser deutscher Kolonisten und die Festung einnehmen. Gegen Süden lehnt sich die Stadt an einen Hügelrücken, den sogenannten Narikaleh oder Steinberg, auf welchem sich die ansehnlichen Ruinen einer sehr alten Burg befinden. Die Häuser der Georgier mit ihren flachen Dächern scheinen wie an den Berg angewachsen. Der Eriwanische Platz und einige Straßen sind nach europäischer Art angelegt, der Rest ist ganz asiatisch. Zu den Merkwürdigkeiten gehören drei Kirchen, welche angeblich zugleich mit der Stadt selbst erbaut wurden und also schon 1400 Jahre bestehen; diese sind die Zionskirche (die Kathedrale des Exarchen), die Kirche Bethani und die in der Festung Mierach. Selbe enthalten Denkmäler und Kunstwerke hohen Alterthums. Nebst diesen sind noch das Kloster des heil. David auf dem Berge Mtazminda und die sogenannte Antschikirche aus alter Zeit, nämlich aus dem 7. Jahrhunderte. Im Ganzen zählt T., welches der Sitz eines georgischen Exarchen, eines armenischen Bischofs und eines russischen Bischofs ist, 26 Kirchen, worunter auch eine katholische, in welcher Kapuziner den Gottesdienst verrichten. Von den hier bestehenden Anstalten erwähnen wir das Erziehungshaus für junge Adelige, das Hospital mit botanischem Garten, die öffentliche Lesebibliothek, die in neuester Zeit stark besuchten Heilbäder. Die Quellen derselben treten am Fuße des Narikaleh hervor und haben zwischen 30° und 36° R. Wärme. Manufakturen in Tapeten, Baumwollen- und Seidenzeugen, Bandfabriken, viele Schuhmacher, Gold- und Silberarbeiter, Gewehrmacher, Schwertfeger, eine Salzraffinerie, eine Münzstätte. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders mit Persien und den ciskaukasischen Provinzen; sogar zur Leipziger Messe kommen Tifliser Kaufleute. 30,000 Einw., zur Hälfte Armenier, die übrigen Georgier, Tataren, Russen, Juden und deutsche Ansiedler. — Die Gründung der Stadt reicht in's 5. Jahrhundert n. Chr. hinauf. Der georgische König Wagtang Gürg Aslan verlegte 450 seine Residenz von Mezcheta an die warmen Schwefelquellen, welche der neuen Hauptstadt ihren georgischen Namen Tbilisi (von tbili, warm) gaben. Im Laufe der Zeit erhob sich T. zu einem ansehnlichen Orte, erfuhr aber auch schwere Unfälle, indem die wilden Züge der dem christlichen Namen feindseligen Völker oftmals Alles darin vernichteten und dem Erdboden gleich machten. So traten der Perserkönig Chosroes, die feueranbetenden Sassaniden, die Byzantiner, die Heerführer Omar's, des Nachfolgers Mohammed's, die Chasaren, die Sarazenen, die Seldschucken, die Mongolen, Sultan Dschelaleddin, Timur, Schah Ismael und seine Nachfolger, die Türken nach einander in der Rolle der Eroberer und Zerstörer auf. In neuerer Zeit noch (1795) verwandelte Aga Mohammed Chan die Stadt in einen Trümmerhaufen und schleppte 30,000 Menschen in die Gefangenschaft. Am 26. September 1814 wurde in Tiflis der zu Gulistan zwischen Rußland und Persien geschlossene Friede ratifizirt. mD.

Tiger, ein Raubthier aus dem Geschlechte der Katzen (s. d.), am Körper dem Löwen gleich, nur schmächtiger, niedriger auf den Füßen, mit kleinerem, runden Kopf u. längerem Schweif. Das Fell ist oben gelb, unten weiß, mit unregelmäßigen schwarzen Querstreifen. Die Haare kurz, der Schweif abwechselnd schwarz und gelb geringelt, an der Spitze schwarz. Der T. bewohnt das südliche Asien, die Sundainseln und Sumatra. Seine erstaunliche Kraft und Wildheit machen ihn zum Schrecken der Länder; dennoch läßt er sich zähmen und gewöhnt

sich an die, welche ihn füttern. Die Jagd auf ihn hat große Gefahren. Das Fell ist ein geschätztes Pelzwerk.

Tigranes, König von Armenien, war ein Sohn des Königs **Artavasdes**, der nach einem unglücklichen Kriege mit den Parthern seinen Sohn 95 v. Chr. als Geisel geben mußte. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er gegen Abtretung eines großen Theiles seines Reiches die Freiheit wieder, wurde auch 85 v. Chr. König von Syrien und vergrößerte sein Reich durch Eroberungen, so daß er sogar den stolzen Titel „König der Könige" annahm. Desto unglücklicher war er gegen Lucullus, als er zu Gunsten seines Schwiegervaters Mithridates die Waffen ergriff. Nachdem er Armenien, Kappadokien und andere Provinzen verloren hatte, empörte sich auch sein Sohn T., der darauf, von ihm geschlagen, zu den Parthern entfloh, die mit einer großen Armee in sein Reich einfielen. Von Pompejus erhielt er jedoch einen Theil von Armenien und Mesopotamien zurück. Er starb als Freund und Bundesgenosse der Römer im 85. Lebensjahre.

Tigris, ein großer Fluß in Mesopotamien, entspringt in den Gebirgen von Armenien und läuft von Norden nach Südwesten; ein Arm desselben, Diglito genannt, von einem Zweige des Taurusgebirges aufgehalten, stürzt sich in die Höhle Zorranda, woraus er dann am Fuße des Berges wieder erscheint und sich weiter hin unterhalb Diarbek mit dem westlichen Arme vereinigt. Er verbindet sich dann bei Varna mit dem Euphrat und stürzt mit diesem durch 3 Hauptmündungen ins Meer, deren Eingang durch die davor liegenden Sandbänke gänzlich unsicher gemacht wird. Bei Bagdad durch mehre Nebenflüsse verstärkt, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tiguriner, eine den Helvetiern angehörige Völkerschaft. Ihr Gau, Tigurinus pagus, umfaßte den Canton Zürich, den Thurgau, Baden am rechten Aarufer, Appenzell rc.; ihre vornehmste Stadt war Tigurum, jetzt Zürich. Die T. erscheinen zuerst in Verbindung mit Cimbern, mit denen sie Einfälle in das Allobroger Land machten und den Consul L. Cassius schlugen; dann mit den Teutonen und Ambronen, mit denen sie jenseits des Rhodanus die Römer besiegten, Westeuropa durchzogen und von den Belgiern zurückgetrieben wurden. Später erlagen sie mit den Cimbern dem Marius bei Aquae sextiae (Aix) u. kehrten darauf in ihre Heimath zurück.

Tilesius, Wilhelm Gottlieb von, Naturforscher, geb. den 17. Juli 1769 zu Mühlhausen in Thüringen, studirte auf der Universität Leipzig und wurde daselbst 1803 zum Med. Dr. promovirt; 1803 trat er als Hofrath und Professor in russische Dienste und begleitete den Kapitän Krusenstern (s. d.) als Naturforscher auf seiner Reise um die Welt. 1814 kehrte T. nach Deutschland zurück, wohnte abwechselnd in Leipzig, Mühlhausen und Dresden und ließ sich endlich in Leipzig nieder, wo er in großer Zurückgezogenheit seinen literarischen Arbeiten lebte. — T. schrieb unter anderen: „Ausführliche Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen" (s. d.), Altenburg 1802; „Naturhistorische Früchte der ersten kaiserlich russischen ... Erdumsegelung", St. Petersb. 1813; „Ueber die Cholera und die kräftigsten Mittel dagegen", Nürnb. 1830, übersetzt ins Holländische. E. Buchner.

Tilgungsfond, s. Amortisation.

Tilly, Johann Tzerklas, Graf von, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn des 17. Jahrhunderts, wurde 1559 auf dem Schlosse der Herrschaft T. im wallonischen Brabant, 2 Meilen von Gembloux, welches Samson von Calain 1448 an Johann Tzerklas verkaufte und der sich nun Tzerklas von T. nannte, geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten, in deren Gesellschaft er auch als Noviz aufgenommen wurde. Aber seine Neigung zum Soldatenwesen veranlaßte ihn, das Collegium zu verlassen und in spanische Dienste zu treten. In den Niederlanden, dem Schauplatze beständiger Kämpfe, mit der besten Kriegsschule damaliger Zeit und unter Führern, wie Alba, Requesens, Don Juan und Alexander Farnese, bildete er sich zum Feldherrn heran

und lernte bei den Spaniern, deren Fußvolk und Artillerie damals besondern Ruhm genossen, ausser militärischem Gehorsam den Werth der Pünktlichkeit im Dienste kennen, wodurch später die Schnelligkeit und der Nachdruck, womit er seine einmal gefaßten Entwürfe verfolgte, nicht wenig gefördert werden sollten. Er diente von der Pike an, nahm dann kaiserliche Dienste und zeichnete sich in Ungarn unter dem Herzoge Philipp Emanuel von Lothringen-Mercoeur gegen Türken und Aufständische so vortheilhaft aus, daß er von Kaiser Rudolph II. [illegible] zum Obersten ernannt wurde, als welcher er ein Regiment Wallonen warb und nach und nach zum Range eines kaiserlichen Artilleriegenerals emporstieg. Kurz vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges in Deutschland ernannte ihn Herzog Maximilian von Bayern zum Feldmarschall, damit er das in Verfall gerathene Kriegswesen wiederherstellte. In dieser Stellung, als Oberbefehlshaber des ligistischen Heeres, hat er das Mögliche geleistet. Er füllte die Zeughäuser mit Waffen aller Art, befestigte eine Menge bayerischer Städte, namentlich an der Gränze und war von einem solchen Einflusse auf das Heer, daß die bayerischen Truppen, was Disciplin und Kriegstüchtigkeit betrifft, bald zu den besten in Europa gezählt wurden. In der That war, als der blutige Kampf selbst losbrach, ausser Bayern kaum ein Staat in Deutschland gerüstet: ein Umstand, der dem Lande sehr zum Vortheile gereichte; und selbst, als der Führer nicht mehr war, erhielt sich diese Tüchtigkeit während dem ganzen Kriege, da in seiner Schule gebildete Feldherren seine Stelle einnahmen. Doch nicht allein in der Organisirung einer Armee, sondern ganz besonders auf dem Schlachtfelde zeigte er sich als tüchtigen, umsichtigen Feldherrn. Der Sieg am weißen Berge bei Prag, 8. November 1620, war hauptsächlich sein Werk; denn er hatte zum unverzüglichen Angriffe der böhmischen Armee gerathen, als schon der kaiserliche Feldherr die Winterquartiere beziehen wollte. Im Geheimen, aber vergebens, rieth er den Urhebern des Aufstandes, welche nach Prag und auf ihre Güter zurückgekehrt waren, auf einige Zeit das Land zu meiden, weil er ihre Gefangennehmung und Verurtheilung voraussah. Nach der Unterwerfung Böhmens verfolgte T. den Bundesgenossen Friedrichs von der Pfalz, den Grafen Ernst von Mansfeld, welcher, Böhmen verlassend, am Rhein und im Elsaß auf das Barbarischste hausete. Das Treffen bei Wisloch am 29. April 1622 war für ihn ungünstig; dagegen besiegte er den Markgrafen von Baden-Durlach, der für den König von Böhmen das Schwert ergriffen hatte, am 6. Mai 1622 bei Wimpfen so vollständig, daß dieser selbst nur durch die treue Aufopferung von 300 Bürgern aus Pforzheim sein Leben rettete. Auf dem Schauplatze des Krieges trat dann ein dritter Kämpfer für Friedrichs Sache auf, der junge Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt. Ihn schlug T. am 10. Juni 1622 bei Höchst und vernichtete sein ganzes Fußvolk. Christian entfloh mit der Reiterei zu Mansfelds Heerhaufen. Einige Monate kämpften beide im Dienste der Holländer u. brachen, dort entlassen, unter furchtbaren Verheerungen in Westphalen ein, das der Herzog von Braunschweig schon früher ausgeplündert hatte. Bald trennten sie sich; während Mansfeld nach Ostfriesland zog, wurde Christian von T. bei Stadtlooe im Münster'schen angegriffen und in einer dreitägigen mörderischen Schlacht, vom 4.—6. August 1623, bis zur Vernichtung geschlagen. T. wurde zum Lohne für seine Thaten in den Reichsgrafenstand erhoben; Christian aber eilte nach Paris, um sich dort neue Hülfsquellen zu schaffen. Mittlerweile hatte die Mehrzahl der Städte und Fürsten Niedersachsens gegen den Kaiser Truppen geworben und den ländersüchtigen König von Dänemark, Christian IV., zum Kreisobersten gewählt. Gegen ihn erhielt T. 1625 den Oberbefehl. Am 17. August 1626 trafen sich die Heere bei Lutter am Barenberge. Lange blieb der Sieg unentschieden, da sich die Dänen wacker hielten, bis 3 Regimenter kaiserlicher Cavalerie, welche den rechten Flügel der Feinde umgingen, durch einen äußerst kräftigen Angriff den Kampf entschieden. In Verbindung mit Wallenstein (s. d.) verfolgte T. den dänischen König, ver-

jagte dessen Truppen aus ihren Schanzen bei Hamburg, drang bis tief in Holstein ein, wandte sich dann aber gegen die Holländer, entweder, weil er dem Gerüchte, daß diese über Ostfriesland den Dänen zu Hülfe kommen würden, Glauben schenkte, oder weil er, was wahrscheinlicher ist, es verschmähete, neben dem hochmüthigen Wallenstein im Felde zu stehen. Der Friede von Lübeck, 12. Mai 1629, endigte den Krieg mit Dänemark. Nachdem Wallenstein 1630, in Folge der Klagen der Reichsfürsten, besonders des Herzogs Maximilian von Bayern, auf den die pfälzische Kurwürde übertragen war, den Oberbefehl hatte niederlegen müssen, wurde T. zum Generalissimus des kaiserlichen und ligistischen Heeres ernannt. Damit eröffnete sich für seine Thätigkeit ein weites Feld; denn ein neuer und gefährlicher Feind des Reiches, der kriegskundige und muthige König Gustav Adolph von Schweden, war mit wohlgeübten Truppen in Pommern gelandet, um die Protestanten zu unterstützen und nebenbei einige Provinzen an der Ostsee zu gewinnen. Denn Schweden trachtete nach der Herrschaft des baltischen Meeres und hielt den Besitz der Küstenlande für dieses Ziel nöthig. Nach der Erstürmung Neubrandenburgs wandte sich T. zunächst nach Magdeburg, um diese Stadt, wegen ihres Widerstandes gegen das Restitutionsedikt und gegen die kaiserlichen Befehle, zu züchtigen. Am 5. April 1631 begann die Belagerung der Stadt; am 10. Mai darauf wurde sie erstürmt. Pappenheim (s. d.) drang zuerst mit seinen Wallonen, trotz der tapfern Gegenwehr der Bürger, angeführt durch den schwedischen Obersten Dietrich von Falkenberg und den Major Schmid, in die Stadt ein, über die sich alles Entsetzen eines erbitterten Feindes verbreitete. Um das Maß des Elends voll zu machen, brach gegen 10 Uhr Morgens Feuer aus, das fast die ganze Stadt in Asche legte. Inmitten der Flammen wütheten Wallonen, Ungarn und Kroaten mit Mord und Plünderung, so, daß weder die Offiziere, noch selbst Pappenheim ihnen steuern konnten. — Menschlich benahmen sich dagegen die deutschen Soldaten der Liga: kein geringer Trost bei dem Unglücke dieser mächtigen deutschen Stadt, woraus religiöse Parteisucht so vielen Stoff zu gegenseitigen Anfeindungen geschöpft hat. Man hat nämlich die Zerstörung Magdeburgs einen Schandflecken in dem Leben T.s genannt und nicht aufgehört, ihn als einen höchst grausamen, blutgierigen Kriegsführer darzustellen. Einige ligistische Offiziere, heißt es, hätten sich von T. den Befehl zur Steuerung des Plünderns erbeten; T. habe gesagt: „Mordet und brennet noch eine Stunde; dann will ich mich besinnen; der Soldat muß für seine Mühe auch Etwas haben". Dieses Mährchen hat Schiller aus einer höchst unzuverläßigen Schrift: „Le soldat Suedois," erschienen 1632, entnommen und in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges aufgetischt, ohne des Zusatzes „wenn es wahr ist", weiter zu gedenken. Jenes parteiische und höchst unkritische Werk des großen Dichters stützt sich für die Zeit von 1630 — 32, seinem wesentlichen Inhalte nach, auf die oberflächliche „Histoire de Gustave-Adolphe, Roi de Suede par M. D. M..... (Mauvillon) zu Amsterdam 1764, 4 Theile" und hat außerordentlich viel auf das ungünstige Urtheil über T. eingewirkt. Uebrigens liegt die Unwahrheit jener Angabe auf der Hand. Wahr ist nur, daß T. bei seinem Einzuge in Magdeburg die Unglücklichen, welche man hungernd im Dome fand, sättigen ließ; daß er Thränen des Mitleids über das entsetzliche Unglück der Stadt weinte und daß die Truppen der Liga, deren Menschlichkeit so sehr gerühmt wird, unter seinem unmittelbaren Oberbefehle standen u. von ihm kriegestüchtig gebildet waren, so, daß der Geist des Führers sich in ihnen widerspiegelt. Auch haben neuere Schriftsteller mit guten Gründen dargethan, daß die Zerstörung der Stadt durch Feuer, wenn nicht hauptsächlich der Zufall thätig war, eher dem Obersten von Falkenberg, als den Kaiserlichen zuzuschreiben ist; denn die Lage und die Festigkeit machten Magdeburg zu einem natürlichen Vereinigungspunkte aller Vertheidigungsmittel gegen den heranrückenden Feind, weshalb dem kaiserlichen General an dem Besitze und der Erhaltung der Stadt wenigstens ebenso viel, als den Schweden, liegen mußte. Endlich war es T., der dem

Dietrich von Falkenberg bei mehrfachen Aufforderungen, sich zu ergeben, zu erwägen gab, „daß so viele unschuldige Menschen mit Verlierung Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfart in das äußerste Elend gestürzt und auch die königliche Soldateska auf die Fleischbank geführt werde“. Schließlich ist zu bemerken, daß, wie sehr auch die Energie und militärische Einsicht T.s bei der Belagerung von Magdeburg hervortritt, doch der Erfolg des Sturmes lediglich der Ausdauer Pappenheim's zu verdanken war, welcher denn auch nach Wien berichtete, seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sei solch' ein Sieg nicht geschehen worden. (Vgl. Heising, T. und die Belagerung von Magdeburg. Gfrörer, Geschichte Gustav Adolph's, Stuttg. 1835.) — Die nächste Folge der Eroberung Magdeburgs bestand darin, daß die protestantischen Stände in Schwaben und Franken zum Rücktritte vom Leipziger Bunde genöthigt wurden. T. selbst beschloß, zunächst den Landgrafen von Hessen-Kassel zu züchtigen, allein er wurde daran verhindert; denn Gustav Adolph, der der Stadt Magdeburg nicht zu Hülfe geeilt war, weil er nicht über die Elbe vordringen wollte, ohne sich eine Rückzugslinie gesichert zu haben, überschritt jetzt bei Tangermünde diesen Strom und lagerte sich bei Werben dem Tilly'schen Heere gegenüber. Doch kam es hier nicht zur Schlacht, wie sehr auch der kaiserliche General sie wünschte. Erst bei Breitenfelde, in der Nähe von Leipzig, maßen sich am 7. September 1631 die beiden Heerführer. Zwar warf T. zu Anfang der Schlacht die mit den Feinden verbündeten Sachsen in die Flucht; allein, nachdem die Schweden sich des kaiserlichen Geschützes bemächtigt hatten, konnte ihnen der Sieg, trotz des siebenmaligen Angriffes Pappenheim's, der ihnen gegenüber stand und trotz der beispiellosen Tapferkeit von 5 Regimentern, welche den ehrenvollen Tod schimpflicher Flucht vorzogen, nicht entrissen werden u. T., bisher der Sieger in 36 Schlachten, sah sich hier zum ersten Male überwunden. Er blutete an drei Schußwunden und entging nur mit Mühe der Gefangenschaft und dem Tode. Erst in Halle traf er mit Pappenheim und dem Reste seines aufgelösten Heeres wieder zusammen und begab sich von dort nach Westphalen, um neue Streitkräfte zu sammeln und den Rücken und die Verbindungen des schwedischen Königs zu bedrohen. Dieser aber durcheilte im Siegeszuge die Rheingegenden und wandte sich, nachdem er in Franken Horn mit 8000 Mann zurückgelassen hatte, gegen die bayerischen Grenzen. Daher sah sich T. genöthigt, mit den herangezogenen Truppen ihm zu folgen, besetzte Bamberg und nahm zur Deckung Bayerns eine feste Stellung beim Städtchen Rain, am Zusammenflusse des Lech und der Donau. Hier traf ihn Gustav Adolph nach der Einnahme von Donauwörth und erzwang mit großem Verluste den Uebergang über den Strom. T. selbst wurde, als er sich beim Auskundschaften der Feinde zu weit vorwagte, durch eine dreipfündige Stückkugel so schwer verwundet, daß er vom Pferde sank, den 5. April 1632. Man brachte ihn nach Ingolstadt. Hier verschied der Greis, nach unsäglichen Schmerzen, unter den Händen der Wundärzte am 20. April, in seinem 73. Lebensjahre. Noch unmittelbar vor seinem Tode ermahnte er die Seinigen zur tapfern Gegenwehr und empfahl namentlich „Regensburg“ zu hüten, weil sonst des Kaisers Krone in Gefahr komme. Den Blick auf das Crucifix geheftet, sprach er: „Auf dich, o Herr, habe ich vertrauet; darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden“; und dann: „Regensburg! Regensburg“! worauf er verschied. So starb der Held, welcher von sich rühmen konnte „daß er nie ein Trinker gewesen sei, nie ein Weib berührt und bis auf die Schlacht bei Leipzig nie den Sieg verloren habe.“ Mit seiner Sittenstrenge wetteiferte seine beispiellose Uneigennützigkeit. Er verschmähete Geld und Gut, Titel und Würden. Eine kostbare, mit Diamanten besetzte, goldene Kette, welche ihm Isabella, die Statthalterin der Niederlande, übersandte, schenkte er dem Kloster zu Alt-Oettingen; 1000 Rosenobel, welche ihm die Stadt Hamburg aus Dankbarkeit verehren wollte, wies er zurück. Darum war von Reichthum bei ihm keine Rede; sein mäßiges Vermögen wurde, seinem letzten Willen gemäß, unter die Offiziere seines Heeres vertheilt. Als er in den

Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleischreiber 500 Thlr., damit er die Ausfertigung des Patentes hintertreibe. Sein stark gebauter Körper überschritt nicht das Mittelmaß; eine breite, geringelte Stirne, große, finstere Augen, eine lange Nase und spitzes Kinn waren in seiner äußern Gestalt hervorstechend. Gustav Adolph nannte ihn nur den alten Korporal und bezeichnete dadurch treffend seine Pünktlichkeit im Dienste. Er starb, wie er gelebt hatte; seine letzten Gedanken waren auf den Krieg zur Sicherheit des Reiches und zur Vertheidigung der katholischen Kirche, die er, wie kein Anderer, verehrte, gerichtet. Erwägt man die Verwilderung der Sitten bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, die barbarische Kriegführung, die religiöse Parteiwuth der Deutschen, die Unmöglichkeit, aus allen Theilen Europa's zusammengeworbene Truppenmassen von Raub und Plünderung fern zu halten; erwägt man ferner die entsetzlichen Gewaltthätigkeiten, wie sie von den Heeren Mansfeld's, Christian's von Braunschweig, Wallenstein's und der Schweden im Kriege geübt wurden: so zerfallen die ihm gemachten harten Vorwürfe, wozu freilich das beklagenswerthe Unglück Magdeburg's verzeihlichen Anlaß gab, in sich selbst. Vergleiche Balde, Parentatio Tillii. B. B.

Tilsit, Stadt im Regierungsbezirke Gumbinnen der Provinz Ostpreußen, am Einflusse der Tilse in die Memel, mit 12,500 Einwohnern, welche bedeutenden Handel mit Holz, Getreide und Butter treiben, wurde 1512 erbaut, hat ein Schloß und ein Gymnasium und ist Geburtsort von Max von Schenkendorf (s. d.). — In der neuern Geschichte ist T. berühmt durch den, am 8. u. 9. Juli 1807 hier abgeschlossenen, beklagenswerthen Frieden zwischen Napoleon, Alexander und Friedrich Wilhelm III., wodurch der letztere die Hälfte seines Königreiches verlor.

Timarioten, auch Timar-Spahi's, bei den Türken eine Art Lehensleute, welche eine gewisse Nutznießung von Lehengütern, gemeiniglich als Belohnung ihrer militärischen Dienste, unter der Bedingung erhalten, daß sie sowohl in Person, als auch mit einer gewissen Anzahl auf ihre Kosten ausgerüsteter Soldaten, auf das erste Gebot ins Feld ziehen müssen. Jene Nutznießung, welche Timar heißt, besteht nun in einer Anweisung auf liegende Gründe, Güter, Schlösser, Städte ꝛc. oder auf Nutzung der Mauth, Zölle u. dgl. Einkünfte und es ist dieselbe bisweilen erblich, bisweilen auch nur auf Lebenszeit, ja, auch noch kürzer ertheilt, je nachdem es dem Verleiher, dem Sultan oder einem Begler-Beg, gefällig ist. Uebrigens gibt es zweierlei Arten von T. 1) Teskerein, welche ihre Lehenbriefe vom Sultan selbst empfangen; 2) Teskeretis, welche von den Begler-Begs beliehen werden. Es wird sonach dem Sultan leicht, ohne eigene Kosten eine Armee von 300,000 Mann in's Feld zu stellen.

Timäus. 1) T. aus Lokri, ein Pythagoräischer Philosoph im 4. Jahrhundert vor Christus, ist uns nur durch Nachrichten Anderer und durch den ihn verherrlichenden platonischen Dialog dieses Namens bekannt, in welchem Plato wahrscheinlich die Lehren dieses Philosophen, dessen Unterricht er genossen haben soll, vorträgt, freilich durchdrungen und dadurch modifizirt von seinem eigenen Geiste. Man ist im Zweifel, ob die unter T. Namen auf uns überkommene Schrift „*Περὶ ψυχᾶς κόσμου καὶ φύσιος*“ Vorbild oder Nachbild jener platonischen sei; doch ist es wahrscheinlicher, daß ein Späterer den platonischen Dialog excerpirt und dem T. untergeschoben hat; denn Aristoteles ignorirt dieses Werk u. nimmt von den, im platonischen T. ausgesprochenen, Ansichten nur als von den eigenen seines Lehrers Notiz. Einen correkten Abdruck des Textes gab Bekker in der Gesammtausgabe der Werke des Platon, Bd. 3, Thl. 3, Berlin 1819 und Stallbaum in der Ausgabe des Platonischen „Timäus“, Gotha und Erfurt 1838 und eine vollständige besondere Bearbeitung J. v. Gelder, Leyden 1836. Eine sehr gute deutsche Uebersetzung lieferte der Verfasser der Schrift „Das Weltall und die Welt-Seele nach den Vorstellungen der Alten und T. der Lokrer von der Seele der Welt und der Natur“, Leipzig 1834. — 2) Einen größern Ruhm erlangte

als Geschichtsschreiber T. aus Tauromenium auf Sicilien, der zur Zeit der beiden ersten Ptolemäer lebte und, mit strenger Befolgung einer chronologischen Ordnung und scharfer Beurtheilung anderer Historiker, eine Geschichte Italiens und Siciliens schrieb, worin er besonders die Kriege der Römer behandelte. Die nicht unbedeutenden Bruchstücke wurden von Göller in der Schrift: „De situ et origine Syracusarum“, Leipzig 1818 und von Müller in „Historicorum graec. fragmenta“, Paris 1841, zusammengestellt. — Bekannt ist endlich 3) T. der Sophist, ein griechischer Grammatiker des 2. Jahrhunderts nach Christus, durch sein „Lexicon vocum Platonicarum“, wovon wir noch eine dürftige Compilation besitzen, herausgegeben von Ruhnken, Leyden 1754, 2. Auflage 1789 und Koch, Leipzig 1828, 2. Auflage 1833. Vgl. Koch „Observationes in Timaei Sophistae lexicon“, Leipzig 1833.

Timbuctu oder **Tombuctu**, ein unabhängiger Negerstaat in Sudan, im innern Afrika, welcher früher die Wüste, Haussa und den Hochsudan zum Theil beherrschte, nachher als zinspflichtig an Marokko, Haussa, Bambarra, den Tuariks, mit denen er lange kämpfte, unterworfen war, liegt um den Joliba, ist meist sehr fruchtbar, mit sehr heißem Klima, doch mit kalten Nächten in der Winterszeit, erzeugt Haus- und Raubthiere, sowie anderes Wild, Vögel und Fische; Getreide, Reis, Gemüse, Obst, Indigo, vielerlei Palmen, Datteln, Kokos und Waldbäume; Gold, Eisen, Blei u. Schwefel. Die Einwohner, deren Zahl etwa 100,000 beträgt, sind schwarze Neger, die sich tätowiren, lange Hemden, Beinkleider und Sandalen tragen, mit Armbändern und Ohrenringen sich schmücken, in Monogamie leben, spielen, tanzen und Reis, Brod und Milch mäßig genießen. Sie bekennen sich theils zum Fetischismus, theils zum Muhamedanismus und beschäftigen sich mit Verfertigung von allerhand Waaren aus Metall, Holz, Kameelhaaren, Schafwolle, Berg- und Ackerbau und treiben einen sehr ausgebreiteten Tauschhandel, der durch Karavanen getrieben wird, die nach Mursuk, Labes, Tripolis, Tafilelt, Marokko und an die Küsten des atlantischen Meeres gehen oder von da kommen. Die Einfuhr der Waaren beträgt jährlich 92,000 und die Ausfuhr 170,000 Thaler. Der Staat steht unter einem unumschränkt regierenden maurischen Sultan, welcher in Dschenneh wohnt, auf dem rechten Ufer des Niger, ein starkes Heer, wobei 3000 Mann beritten sind, hat u. die Richter anordnet und bestätigt. — Die gleichnamige Hauptstadt, in einer weiten, gelblichen, traurigen Sandebene, acht Meilen vom linken Stromufer des Joliba, enthält drei Meilen im Umfange, ist ohne Mauern u. Thore, besteht aus niedrigen viereckigen Häusern von Backsteinen und runden Lehmhütten der Armen und Sklaven, hat weite, reinliche Straßen, sieben Moscheen, wovon zwei mit hohen Thürmen, drei königliche Paläste, große Karavanserei für die Reisenden, Waarenniederlagen, Baumwollenfabriken und 12,000 Einwohner, Neger, Mauren und Juden, ohne die ausländischen Sklaven und bei 10,000 Kaufleute aus Fez und Marokko. T. ist ein wichtiger Handelsplatz, von wo aus allein sechs Karavanenstraßen durch die Sahara laufen und Sudan mit Steinsalz versorgt wird. Alle Lebensmittel bezieht die Stadt von Dschenneh. Ihre gefährlichsten Feinde sind die Tuariks, welche als Räuber die Stadt umgeben und dem Handel schaden. T. war lange das Ziel der afrikanischen Reisenden; aber erst Caillié (s. d.) hat zuverlässige Nachricht über dasselbe gegeben.

Timokratie Ehrenherrschaft, nennt Plato diejenige Statsform, bei welcher alles Bestreben im Staatsleben nur auf die Ehre basirt ist, d. h., bei welcher alle Staatsämter Ehrenämter ohne Besoldung sind; Aristoteles dagegen gebrauchte das Wort für diejenige Verwaltungsart, bei welcher alle Staatsämter nur mit angesehenen und vornehmen Personen besetzt werden, wodurch also gleichsam eine Geldherrschaft entsteht. Man hat in neuerer Zeit diese Form in den constitutionellen Staaten wieder finden wollen, in welchen die Wahlfähigkeit zu Landesabgeordneten auf eine gewisse Höhe des Steuerbeitrags gegründet ist; man verwechselt aber hiebei die Verwaltung des Staates mit dem dieselbe controlirenden Körper, dem Landtage und bedenkt nicht, daß der Grundsatz, daß, je mehr Jemand

zum Bedürfnisse des Staates beiträgt, desto mehr Interesse er an der gehörig Verwaltung desselben nehmen müsse, unter allen der zweckmäßigste ist.

Timoleon, ein korinthischer Feldherr, befreite aus Liebe zu seinem Vaterla dasselbe von der Tyrannei seines Bruders Timophanes u. war bei seiner Erm dung zugegen; er wurde aber dennoch als Brudermörder verbannt und erst Jahre nachher, als die Syrakuser Korinth um Hülfe gegen Dionysius den Jün baten, ward er zurückberufen und an die Spitze der nach Sicilien bestimm Truppen gestellt. Er besiegte den Dionysius und zwang auch die Karthager, d Herrschaft über Sicilien zu entsagen (um 340 v. Chr.). Nachdem er hierauf Zeichen der Tyrannei in Syrakus vernichtet und den Einwohnern eine be Verfassung gegeben hatte, legte er die ihm anvertraute Gewalt nieder und zog von den Geschäften zurück. So viele Uneigennützigkeit verschaffte ihm indessen Liebe und Achtung der Syrakusaner in einem solchen Grade, daß sie keine Sa von Wichtigkeit ohne seinen Rath beschlossen und ihn Vater des Vaterlan nannten. In seinem spätern Alter verlor er das Gesicht und starb um 36 (232 v. Chr.), erhielt aber auf dem Marktplatze in Syrakus ein prächtiges B gräbniß und ein Denkmal, Timoleonteion genannt, das mit einer Galler versehen und zugleich zu einem Kampfplatze für die Jugend eingerichtet war.

Timon, ein Athenienser, der zur Zeit des peloponnesischen Krieges, ungefäh 420 v. Chr., sich durch sein menschenscheues, menschenfeindliches Wesen berühm machte. Einmal kam er in die Volksversammlung und erklärte, er habe ein Feigenbaum, an dem sich schon verschiedene Personen aufgehängt hätten; da ihn aber jetzt wegen eines Baues wolle umhauen lassen, so erinnere er die A wesenden daran, damit diejenigen, die noch Lust dazu hätten, sich bei Zeiten dar hängen könnten. Sonderbar genug wollte es der Zufall, daß nach seinem To die Erde um sein Grab, welches sich an dem Ufer des Meeres befand, wegg spült wurde und so nach und nach eine Insel entstand, die ihn also auch na dem Tode von den übrigen Menschen trennte. In seiner Grabschrift wünschte selbst noch den Lesern alles Unglück auf den Hals. Jeden Menschenfeind u Menschenhasser hat man in der Folge T. genannt. — 2) T. von Phlius, e Schüler Pyrrho's und berühmter skeptischer Philosoph und Dichter, lebte zur Z des Ptolomäus Philadelphus, um 270 v. Chr.; er war Arzt und als Traue und Lustspieldichter schreibt man ihm 30 Trauer- und 60 Lustspiele zu, von den sich jedoch nur einige Fragmente erhalten haben. Besonders ist dieses zu bedaue in Hinsicht seiner „Sillen", die man blos aus Diogenes Laërtius, Lucian u. s. ken nt. Sie bestanden aus drei Büchern, wovon das erste erzählend, die ander dialogisch waren und Spöttereien gegen die dogmatischen Systeme der Philosoph enthielten. Die noch aus den Sillen und Schriften des T. vorhandenen Fra mente findet man in Brunck's „Analekten" und Langheinrich's „De Timone Sill grapho", Leipzig 1720 und 1721.

Timor, eine Insel Ostasiens, von 418⅜ □ Meilen, durchzogen von Ber ketten, hat zwei Jahreszeiten sämmtliche indische Produkte u. 800,000 Einwohn vom Stamme der Malayen, die theils den Fetischen, theils dem Islam anhänge doch leben dort auch Papus im Innern und schwarze Portugiesen und Chines an der Küste. Die Niederländer und Portugiesen haben hier Besitzungen.

Timotheus, ein berühmter athieniensischer Feldherr, Sohn des Konon u Schüler des Isokrates, folgte dem Chabrias im Oberbefehle, 356 v. Chr., unte jochte Byzanz u. Olynth, eroberte Samos, bekriegte den thrazischen König Koty befreite Cycikum von einer Belagerung und zog dem Ariobarzanes zu Hül Auch brachte er Corcyra wieder unter athieniensische Botmäßigkeit u. verbünde viele Völker mit seinem Vaterlande, weßwegen denn die Lacedämonier mit d Atheniensern Frieden schlossen und ihnen die Herrschaft zur See einräumten, w für dem T. eine öffentliche Statue gesetzt wurde. In seinem hohen Alter erful er den Undank seiner Mitbürger, die ihn zu einer Geldstrafe von 100 Talenten ve urtheilten. Aufgebracht über die unverdiente Mißhandlung, verließ T. sein Vate

[illegible] u.[illegible] sein Leben nach einigen Jahren zu Chalkis. T. war nicht nur ein guter [illegible], sondern auch ein Freund und Kenner der Gelehrsamkeit, der sich [illegible] durch seine Beredtsamkeit, als durch seine eifrige u. verständige Liebe [illegible] [illegible]schaften hervorthat. Das ununterbrochene Glück, das ihn bei allen [illegible] [illegible]ungen begleitete, zog ihm viele Neider zu und veranlaßte ein [illegible], worin T. schlafend vorgestellt wurde und das Glück neben ihm in [illegible] Städte fischte. T. ärgerte sich über diesen Spott und behauptete, [illegible] rühre vornämlich von seinen Fähigkeiten her; auf das Gemälde aber [illegible] er: „Wenn ich schlafend Städte einnehme, was würde ich nicht thun, [illegible] ich erwachte?

[illegible], der Heilige, Bischof und Martyrer, Sohn eines heidnischen Vaters u. einer jüdischen Mutter, Eunike, welche die christliche Religion angenommen hatte, stammte aus Lykaonien u. wahrscheinlich aus der Stadt Lystra u. übte sich unter der Leitung seiner Mutter schon von Kindheit an im Lesen der heil. Schrift. Das schöne Zeugniß, welches ihm die Gläubigen von Lystra bei dem hl. Paulus gaben, bewog diesen Apostel, ihn statt des hl. Barnabas zum Gefährten seiner Arbeiten zu wählen. Um inzwischen bei den Christen aus dem Judenthume nicht anzustoßen, wollte er, daß sich dieser sein Jünger, bevor er mit ihm zur Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern auftrat, der gesetzlichen Beschneidung unterzöge. Dieser Gebrauch, obgleich seit dem Tode Jesu ohne verbindende Verpflichtung, wurde, jedoch als etwas Unwesentliches, bis zur Zerstörung Jerusalems und des Tempels von Vielen beobachtet. Durch diese Nachgiebigkeit erwarb der heil. Paulus seinem Jünger die Achtung der Juden und bewies den Mißtrauischen, daß er kein Feind ihres Gesetzes sei. Hierauf übertrug Paulus seinem Jünger, durch Auflegung der Hände, das Amt der Verkündigung des göttlichen Wortes; denn eine ausserordentliche Tugend ersetzte bei demselben die fehlenden Jahre. Von dieser Zeit an sah er in ihm nicht nur seinen Jünger und [illegible] Sohn, sondern seinen Bruder und Arbeitsgenossen. Er nennt ihn einen [illegible] Gottes und sagt in seinem Briefe an die Philipper, Niemand sei mit ihm so innig vereint, wie T. — Der heil. Paulus durcheilte mit seinem Schüler, [illegible] er Lystra verlassen hatte, die übrigen Provinzen Asiens, schiffte sich dann mit ihm im Jahre 52 nach Macedonien ein u. predigte zu Philippi, Thessalonich [illegible] Berda die Lehre Jesu. Als er aber wegen der Wuth der Juden aus dieser Stadt entfliehen mußte, ließ er T. da zurück, um die neuen Christen in dem [illegible] zu befestigen. In der Folge schickte er ihn, auf die Nachricht, daß die [illegible] in Thessalonich eine grausame Verfolgung erleiden mußten, zu den[illegible], um sie zu trösten und zu stärken. Nach Korinth ward T. später gesandt, [illegible] verschiedene Mißbräuche abzustellen und den Neubekehrten die, von dem heil. [illegible] erhaltenen, Lehren ins Gedächtniß zurückzurufen. Der geliebte Jünger [illegible] auf allen Reisen seinem Meister und war nur von ihm getrennt, wenn er [illegible] Aufträge in den verschiedenen Christengemeinden vollführte. T. hatte auch [illegible] Glück, um Jesu Christi Willen eingekerkert zu werden und die Ehre, seinen [illegible] vor vielen Zeugen zu bekennen; man setzte ihn aber wieder in Freiheit. — Durch eine Prophezeiung und einen besondern Befehl des heiligen Geistes [illegible], ward er zum Bischofe geweiht. Durch die Handauflegung empfing er, [illegible] der Gnade des Sakraments, die Gewalt, nicht nur die Kirche zu leiten, [illegible] auch Wunder zu wirken, nebst mehren anderen äußerlichen Gaben des [illegible] Geistes. Der heil. Paulus setzte ihn der Kirche von Ephesus vor, um denen [illegible] zu leisten, welche eine falsche Lehre aussäeten u. Priester, Diakonen u. [illegible] Bischöfe zu weihen; denn ihm war zugleich die Sorge für alle Kirchen [illegible] anvertraut. In dem ersten der zwei Briefe, welche der heil. Paulus aus [illegible] an T. schrieb, gewahrt man den Erguß eines Herzens, voll der in[illegible] Zärtlichkeit gegen einen geliebten Sohn. Der zweite ist von Rom aus [illegible] Jahr später geschrieben. Der Apostel, der damals in Banden lag, beschwört [illegible] seinen getreuen Jünger, zu ihm nach Rom zu kommen, um den Trost zu

haben, ihn noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Er ermahnte ihn, jenen Muth und jenes Feuer des heil. Geistes in sich von Neuem anzufachen, womit er am Tage seiner Weihe erfüllt worden, dann gibt er ihm noch Verhaltungsweisungen gegen die Irrlehrer jener Zeit und schildert ihm zum Voraus jene, die in der Folge sich noch erheben würden. Der heil. T. ist allezeit als der erste Bischof von Ephesus angesehen worden und die alten Martyrologien legen ihm den Namen Martyrer bei. Er sei, sagen seine Akten, von den Heiden, unter der Regierung des Kaisers Nerva, im Jahre 97 nach Christi Geburt, bei einer abgöttischen Feierlichkeit, von der er sie abhalten wollte, durch Steinwürfe und Keulen getödtet worden. Die Kirche begeht sein Andenken den 24. Januar.

Timur, s. Tamerlan.

Tincturen (Tincturae), sind Auszüge, die durch Aufgüsse aus Pflanzentheilen durch verschiedene Lösungsmittel, als Wasser, Wein, Weingeist von verschiedener Stärke und Schwefelätherweingeist, in den Apotheken bereitet werden. Die gewöhnliche Methode zur Darstellung derselben besteht darin, daß man die gehörig zerkleinerten Substanzen mit der vorgeschriebenen Menge des Auflösungsmittels in verschlossenen Gefäßen mehre Tage der Digestionswärme aussetzt, hierauf das Fluidum erkalten läßt, die helle Flüssigkeit abgießt, den Rückstand auspreßt und die ganze Flüssigkeit filtrirt. Die, auf diese Weise erhaltenen, Flüssigkeiten theilte man früher in T., Essenzen und Quintessenzen; als wirkliche T. wurden blos die hell- oder goldgelben, rothen oder lichtbräunlichen, durchsichtigen Auszüge angenommen, die nur einzelne Substanzen gelöst enthielten; Essenzen wurden die möglichst gesättigten und dunkelfarbigen, jedoch klaren, alle lösliche Bestandtheile der ausgezogenen Substanzen enthaltenden Auszüge genannt; als Quintessenzen endlich bezeichnete man jene Auszüge, welche möglichst stark und concentrirt waren, oder die durch mehrfache Rectification über Pflanzentheile erhaltenen Flüssigkeiten. Man theilt die T. in einfache, d. h. Auszüge einer organischen Substanz und in zusammengesetzte, d. h. Auszüge aus mehren Substanzen. Nach dem Vorwalten ihrer Bestandtheile lassen sich die T. in 6 Ordnungen bringen, nämlich: 1) T., welche narkotische Stoffe, wenn auch nicht vorwaltend, enthalten, wohin z. B. die Opium-T. gehören. 2) T., welche vorzugsweise Bitterstoffe enthalten, wohin die T. der bitteren Kräuter, Rhabarber, China rc. gehören. 3) T., welche vorzugsweise Gerbestoff, Extraktivstoff und Farbestoff enthalten, wohin Ratanhia-, Senna- u. a. T. gehören. 4) T., welche ätherische Oele oder sehr flüchtige, balsamische Stoffe enthalten, wie die Bibergeil-, Moschus-, Nelken rc. T. 5) T., welche vorzugsweise Harz enthalten, wohin die T. der Benzoe, des Bernsteins u. s. w. gehören. 6) T., welche Metallsalze aufgelöst enthalten, wohin verschiedene Eisen-T. gehören — Die T. müssen vollkommen klar, nach der Natur und Menge der aufgelösten Substanz gefärbt seyn und deren charakteristischen Geruch und Geschmack besitzen. a. M.

Tindal, Matthäus, ein vielwissender, aber lasciver englischer Rechtsgelehrter, der im Anfange des 18. Jahrhunderts durch seine Angriffe auf die christliche Religion vieles Aufsehen machte, war der Sohn eines Predigers und wurde den 10. April 1655 zu Beer-Ferrers in Devonshire geboren, studirte zu Oxford die Rechte, wurde daselbst Doktor derselben und trat zur katholischen Kirche über. Als Feind der englischen Geistlichkeit, griff er deren Rechte u. Privilegien in Schriften an. Bei Hofe aber war er sehr beliebt und leistete der Krone manche gute Dienste. Weil er von derselben eine große Pension bekam, die er auch zeitlebens behielt, so kehrte er unter Wilhelm III. wieder zur anglikanischen Kirche zurück. Dieser sowohl, als Georg I. und II., bezeigten sich sehr gnädig gegen ihn. Seinen Deismus, den er lange verborgen hielt, legte er 1728 deutlicher an den Tag. Er wollte aus der Zulänglichkeit der natürlichen Religion zuerst die Unnöthigkeit, und dann den Ungrund der göttlichen Offenbarung erweisen. Dieß that er in seinem Hauptwerke „Christianity as old as the creation,

the gospel a republication of the religion of nature," London 1739 u. sehr
; deutsch, nebst Fosters Widerlegung (von J. L. Schmidt), Frankfurt u. Leipzig
amburg) 1741. Der zweite Theil dieses Buches wurde nie gedruckt. Was unter
n Titel einer Fortsetzung erschien, ist nicht ächt. Das Buch wurde von den
eisten begierig verschlungen und steht noch heut zu Tage in solchem Ansehen
i ihnen, daß man es die Bibel der Deisten nennt. T. starb zu Oxford als
enior des Collegii Aller Seelen 1733.

Tinte oder **Dinte** nennt man jede farbige Flüssigkeit, deren man sich zum
chreiben bedient. Am häufigsten wird bekanntlich die schwarze T. gebraucht,
niger die rothe und noch seltener die grüne, blaue, gelbe rc.; die letzteren Arten
ndet man mehr zum Liniren, sowie zuweilen beim Zeichnen rc. an. Die wesent-
hen Bestandtheile einer guten schwarzen T. sind: Galläpfel, Eisenvitriol,
ummi, Wasser und auf das richtige Verhältniß dieser Ingredienzen kommt es
, daß sie eine gute T. bilden. Von einer solchen verlangt man, daß sie dunkel
nschwarz von Farbe sei, möglichst schwarz aus der Feder fließe, oder doch
ch dem Schreiben dunkeler, nicht blässer werde; daß sie sich durch Reiben nicht
gwischen lasse, mit der Zeit in der Schrift nicht gelb oder braun werde,
ld trockne, sich zwar auf dem Papiere gehörig festsetze, aber doch nicht zu tief
ndringe und noch weniger durchschlage, gleichförmig und leicht aus der Feder
eße und nicht schimmele. Das Schimmeligwerden wird am besten durch Hinzu-
zen einiger Gewürznelken, oder durch Quecksilberpräparat verhütet; durch letzte-
s wird indessen die T. giftig. Auf Angabe der großen Menge von Recepten,
wohl zur Verfertigung der schwarzen, als der gefärbten T.n, können wir uns
er natürlich nicht einlassen. — Um das Verfälschen von Dokumenten, Akten rc.
verhindern, hat man sich in neuerer Zeit, besonders in Frankreich, viele Mühe
geben, eine unzerstörbare T. zu erfinden, deren Züge sich weder durch che-
ische, noch durch mechanische Mittel wegschaffen lassen. Allein selbst der, in
rankreich eigens dazu niedergesetzten, Commission von Chemikern ist es nicht ge-
ngen, eine solche Composition zu erzeugen, welche zugleich alle übrigen, von
ner guten brauchbaren T. geforderten, Eigenschaften in sich vereinigt. Jede, mit
n zertheilter Kohle gefärbte, Flüssigkeit würde zwar allen chemischen Reagentien
derstehen, allein es läßt sich damit keine flüssige T. hervorbringen, welche ihren
rbestoff beständig suspendirt erhielte und sich nicht mit der Zeit zersetzte. Die
wähnte Commission hat daher nichts Besseres, als eine Auflösung der chinesi-
zen Tusche vorzuschlagen gewußt, die man aber vor jedesmaligem Gebrauche
nschütteln muß u. nicht in zu großem Vorrathe bereiten darf. — Unter sympa-
hetischen T.n versteht man solche Flüssigkeiten, welche eine unsichtbare Schrift
rvorbringen, die nachher auf verschiedene Weise sichtbar gemacht werden kann.
ie werden besonders zur Ausführung von magischen Kunststücken und ähnlichen
pielereien gebraucht.

Tintenfisch, s. Sepia.

Tintoretto, mit seinem eigentlichen Namen Giacomo Robusti, einer der
öbsten Meister der venetianischen Schule, wurde 1512 zu Venedig geboren.
r bekam den Zunamen T., weil sein Vater ein Färber war. Er legte den
rund der Malerei in der Schule des Tizian; doch letzterer, der bald das große
alent seines Zöglings erkannte und sich in ihm einen glücklichen Nebenbuhler
ines Ruhmes zu erziehen befürchtete, ließ ihm durch einen seiner Schüler, Gi-
lamo Danto, andeuten, sich aus der Werkstätte zu entfernen. Robusti, auf diese
Weise seiner eigenen Leitung überlassen, beschloß nun, mit dem Studium der Werke
ines frühern Meisters das des Michel Angelo zu vereinigen. Wie man erzählt,
hrieb er an die Wand seiner Werkstätte den Denkspruch: „Die Zeichnung des
ichel Angelo und das Colorit des Tizian". Bei dem Studium des letztern
ußte er sich Anfangs auf einige nach dessen Werken gefertigte Kupferstiche be-
hränken; den Michel Angelo studirte er nach Gypsabgüssen, die ihm einer seiner
reunde, Daniel von Volterra, von einigen, auf dem Grabmale der Medicis

befindlichen, Figuren desselben gemacht hatte. Um besonders die Wirkungen des Schattens und Schlagschattens richtig beobachten zu können, verfertigte sich Robusti eigene Modelle aus Thon oder Wachs, die er bekleidete, zu Gruppen vereinigte und mit Kerzen beleuchtete. T. hat eine große Anzahl von Gemälden hervorgebracht; die früheren sind die vorzüglicheren. Zu diesen gehört eine Darstellung des jüngsten Gerichts und der Anbetung des goldenen Kalbes, in der Kirche Santa Maria dell Orto zu Venedig: zwei Gemälde von ungeheuerer Größe, die in ihrer Höhe 50 Fuß messen; eine Kreuzigung und mehre Darstellungen aus dem Leben des heiligen Markus, Rochus u. A.; viele Stücke von ihm finden sich auch in auswärtigen Galerien in Frankreich, England und Deutschland. T. starb 1594 und hinterließ einen Sohn, Domenico Robusti, und eine Tochter, Maria, die sich beide in der Porträtmalerei nicht geringen Ruf erworben haben.

Tippo Saheb, Sultan von Mysore, ein Sohn Hyder Ali's, des berühmten Eroberers, war 1751 geboren, zeigte in dem Kriege, welchen sein, mit Frankreich verbündeter, Vater gegen die Engländer führte, große militärische Talente und eine seltene Tapferkeit. 1780 vernichtete er eine, von Baille befehligte, Abtheilung des Heeres von Madras und schlug hierauf am Fluße Kolerun ein starkes Detachement von Truppen der ostindischen Compagnie in die Flucht. 1782 starb sein Vater; T. S. erbte dessen glühenden Haß gegen die Engländer und focht widerholt mit Glück gegen dieselben. Da der Friede zwischen England u. Frankreich (1683) ihm die Hülfe Frankreich's entzog und er sich zugleich von den Maratten bedroht sah, so schloß er mit der ostindischen Compagnie den Frieden von Mangalore (11. März 1784) unter vortheilhaften Bidingungen ab. Der Anfang der französischen Revolution gab ihm neue Hoffnung auf Unterstützung von Seiten Frankreich's und er suchte nun den Krieg mit den Engländern zu erneuern; deßhalb griff er ihren Bundesgenossen, den Raja von Travancore, an, was ihm 1790 eine Kriegserklärung der Engländer zuzog, die nun unter Cornwallis und Abercrombie in Mysore einrückten, mehre Festungen eroberten und den 21. März 1791 Bangalore erstürmten. Auch eroberte Cornwallis das, bei der Hauptstadt Seringapatnam befindliche, Lager T. S.s und letzterer wurde in der Nähe seiner Hauptstadt besiegt. 1792 wurde Seringapatnam von den Engländern eingeschlossen und der kriegerische Sultan genöthigt, Frieden zu schließen. Er mußte den Engländern 3 Millionen Pfund Sterlinge bezahlen, ihnen mehre feste Plätze ausliefern und zwei seiner jüngsten Söhne als Geiseln stellen. Die englische Compagnie, welche den gefährlichen Feind fürchtete und der Freundschaft, welche T. S. fortan heuchelte, nicht traute, erneuerte 1791 den Krieg mit dem Sultan von Mysore. T. S. vereinigte in aller Eile alle seine, ihm zu Gebote stehenden Truppen, aber seine Anstrengungen waren vergeblich; in wenig Monaten war das Reich von Mysore, bis auf die feste Hauptstadt Seringapatnam, erobert. Den 14. April vereinigten sich die britischen Heere vor letztgenannter Stadt, am 22. fing die Belagerung an und den 4. Mai wurde die Stadt erobert. T. S. focht mit heroischer Tapferkeit u. wurde tödtlich verwundet; die Engländer fanden ihn in seinem Palaste, in dem Augenblicke, als er inmitten seiner Frauen und Kinder verschied. Die Angehörigen seiner Familie wurden nach der Festung Vellore in Karnatik gebracht und ihnen eine jährliche Pension von den Briten ausgesetzt. T. S.s Reich wurde getheilt; die Maratten erhielten 228, der Subach von Dekan 480 □ Meilen, das Uebrige (764 □ Meilen) behielten die englischen Eroberer. Der kostbare Thron des Sultans, mit dem berühmten Tigerautomaten, wurde, nebst der schätzbaren, an Sanskritschriften und historischen Werken über den Orient, sehr reichen Bibliothek, nach London gebracht. Pfaff.

Tirade, Wortziehung und Gedankenziehung; in der Rhetorik ein Wortschwall über Gegenstände, die kurz und bündig zu bezeichnen sind; in der Musik eine Reihe Noten gleicher Gattung, die stufenweise auf- und abgehen, ein Schnellauf, italienisch Tirada, oder eine Schleifung vieler Noten.

Tirailliren, 1) in der Kriegskunst: plänkeln oder öftere einzelne Schüsse thun, um den Feind dadurch zu beunruhigen und ihn ungewiß zu machen, von welcher Seite er einen Hauptangriff zu besorgen habe. Daher nennt man Tirailleurs Soldaten, die, mit weit tragenden Feuerwaffen versehen, sich nach allen Richtungen zerstreuen, um den Feind zu beunruhigen und sich dann nach dem Tone des Horns wieder versammeln. In Frankreich bilden sie seit 1840 ein eigenes, mit Carabinern bewaffnetes Corps. 2) T. im Handelswesen: Wechselbriefe hin- und herziehen, um dadurch die Zahlungszeit weiter hinauszusetzen und ein geliehenes Kapital, als man sogleich bezahlen könnte, länger zu benützen.

Tiresias, ein berühmter thebanischer Seher, Sohn des Everes und der Nymphe Chariklo, von dem Geschlechte des Spartaners Udaios, war blind geworden, worüber, sowie über seine Wahrsagerkunst, sich verschiedene Sagen erhalten haben. Einige nämlich behaupten, er sei von den Göttern geblendet worden, weil er ihre Geheimnisse an die Menschen verrieth; nach Pherekydes aber hatte ihn Athene geblendet, weil er sie, mit seiner Mutter badend, unbekleidet gesehen: da habe ihm die Göttin mit den Händen Wasser in die Augen gespritzt und er sei auf der Stelle erblindet. Chariklo, der Athene geliebteste Freundin, bat dieselbe, sein Augenlicht wieder herzustellen; da sie dies jedoch nicht vermochte, so reinigte sie sein Gehör, daß er die Stimme der Vögel verstand, auch schenkte sie ihm einen schwärzlichen Stab, mit dessen Hülfe er, gleich Sehenden, wandeln konnte. Hesiod aber erzählt: T. habe bei Kyllene Schlangen einander umwinden gesehen, habe sie durch einen Schlag verwundet und sei dadurch aus einem Manne plötzlich zum Weibe geworden. Als er diese Schlangen nach einigen Jahren abermals zusammen traf und wieder nach ihnen schlug, ging eine neue Verwandelung mit ihm vor: er ward wieder Mann. Nun stritt einst Zeus mit Here, ob Mann oder Weib mehr zur Freude geschaffen sei? Den Streit konnte Niemand entscheiden, als T., der beides gewesen; er sagte: das Weib empfinde, bei der Vereinigung mit dem Gatten, neunmal mehr. Erzürnt hierüber, blendete ihn Here, doch Zeus schenkte ihm die Wahrsagerkunst. T. rieth den Thebanern, sich gegen die sieben Helden tapfer zu vertheidigen und versprach ihnen den Sieg, wenn Einer der Nachkommen den Spartanern sich freiwillig opfern wolle; dies geschah durch den Menoikeus. Als später die Epigonen anrückten, befahl T., die Stadt zu verlassen, in der nur seine Tochter Manto zurückblieb, die, gefangen, des Alkmäon Geliebte wurde, ihm zwei Kinder gebar und dann dem Apollo als Antheil an der Beute geschenkt wurde. T., der von Zeus drei bis sieben Menschenalter bekommen hatte, starb sehr alt, da er auf der Flucht aus einem Quell Tilphusa trank. Zu Theben stand sein Denkmal, wie Pausanias berichtet. Man sagt dort, Proserpina sei ihm so gewogen gewesen, daß er der Einzige unter den Schatten des Tartaros war, der seinen Verstand behalten.

Tirol und Vorarlberg. Das Land T., im Süden von Bayern, im Norden von Italien gelegen, bildet gerade den Uebergang von dem Stammsitze der mächtigen Römer zu den Gefilden des alten Germaniens. Es ist einer der merkwürdigsten Bestandtheile Deutschlands, nicht nur wegen seiner mannigfachen und imposanten Naturschönheiten, sondern auch wegen des eigenthümlichen, einfach natürlichen Charakters seiner kräftigen Bewohner. Die Schweiz mit all ihrer Pracht herrlicher Landschaften und entzückender Naturscenen ist doch nicht schöner, als dieses wundererfüllte Gebirgsland; der Tiroler Muth steht in Nichts nach der Tapferkeit jener starken Vertheidiger der Freiheit; nur der eine Unterschied ist zwischen den beiden Völkern, daß während die Schweizer ihre Kraft dazu gebrauchten, sich frei zu machen, die Tiroler dagegen mit ächt religiöser Verehrung gegen das angestammte Regentenhaus und mit wahrhaft deutscher Treue und Anhänglichkeit nur diesem ihre Dienste weihten und die größten und edelsten Opfer brachten. — Die gefürstete Grafschaft T. gehört dem Kaiserthum Oesterreich an und umfaßt, wenn wir Vorarlberg mit einbegreifen, alles Land von Illyrien nordwestwärts bis zum Bodensee. Sie gränzt an Bayern, den Bodensee, das

Fürstenthum Lichtenstein, die Schweiz, die Königreiche Lombardei, Venedig und Illyrien und an das Erzherzogthum Oesterreich. Der Flächenraum beträgt 518 □M. mit 845,000 E. Beinahe fünf Sechstheile des Landes nehmen die Gebirge ein, und man kann T. mit allem Rechte als eine Fortsetzung der Schweiz betrachten, denn hier wie dort sehen wir dieselben Gletscher, die nämlichen ungeheuren Eisberge, schwindelerregenden Abgründe, schäumenden Wasserfälle, dasselbe frische Grün der Wiesen, helle Bäche, reißende Waldströme, und höchstens vermissen wir die prächtigen Seen der Schweiz, gegen welche die T.s nur klein u. unbedeutend erscheinen. Vorarlberg hat mäßigere, ersteiglichere Höhen als das eigentliche T., freundliche Thäler und reizende Gegenden. — Drei Hauptgebirgszüge begränzen und erfüllen das Land mit ihren Verzweigungen, beinahe parallel von West nach Ost streichend. 1. Die rhätischen Alpen, ein Theil des europäischen Central-Alpenzuges, ziehen sich quer durch dasselbe und scheiden es in zwei ungleiche Theile, Nord- und Süd-T. In der Mitte der Kette ragt der Brenner, zwar nur 6430' hoch, mit seiner alten Straße, welche so oft die Heerfahrten der deutschen Kaiser nach Italien gesehen. Vom Dreiherrnspitz an erhält das Gebirge den Namen der norischen Alpen, auch der Tauern, und verläßt mit dem Großglockner T. Die höchsten gemessenen Punkte dieses Zuges sind die Weißkugel (11,840') und der Similaunspitz (11,424'). Parallel mit diesem Central-Alpenzuge läuft ein Nebenzug, welcher mit jenem das Innthal einschließt und einen bedeutenden Ast gegen Norden absenkt, dessen zahlreiche Verzweigungen den südlichen Theil von Vorarlberg ausfüllen. Einer Widerlage des Hauptzuges gehören endlich noch die lombardischen Alpen an, welche südlich vom Inn im Lande eintreten. Aus ihnen erhebt sich die höchste Spitze T.s nicht nur, sondern des gesammten Deutschlands, der Orteles (12,351'), und bildet den mächtigen Gränzpfeiler des Landes im Westen, wie der Großglockner (11,672') im Osten. 2. Gleichlaufend mit den rhätischen Alpen und mit diesen durch den Arlberg verbunden, ziehen nördlich vom Inn die tiroler oder deutschen Alpen hin. Die bedeutendsten Höhen sind hier die rothe Wand (8531') bei Bludenz und der Hochvogel (8167') an der bayrischen Gränze. 3. Den dritten Hauptzug bilden die Trienter Alpen, deren Hochgipfel, der Schlern, die Cima di Lagorei und die Cima d'Asta, ebenfalls 8000' übersteigen. Von S. Pellegrino an erhält dieser Zug den Namen der karnischen Alpen und trennt T. von Venedig. Fester Granit, in seinen Abdachungen von Schiefer begleitet, macht den Kern der Centralkette aus, während die beiden andern Hauptzüge dem Flötzkalk angehören und reich an Mineralien aller Art sind. Die Gletscher, in T. „Ferner" genannt, reichen bis 3800' in die Thäler herab und erfüllen einen Raum von 8¼ □M. In ihrem Gebiete hauptsächlich stürzen die furchtbaren Lawinen oder Lähnen. Eine nicht weniger gefährliche Erscheinung sind die Erdfälle, auch Grund- oder Berglähnen (trockene Murren) geheißen, welche eine Folge des in T. so häufig vorkommenden Bergschuttes sind. 72 Päße durchfahren die Rücken der tiroler Gebirge und dienen zu natürlichen Uebergangs- und Vertheidigungspunkten. Manche derselben haben durch die heldenmüthigen Kämpfe des Volkes gegen den äußern Feind einen historischen Namen erlangt. Das Ganze bildet gleichsam nur eine ungeheure Festung, zu welcher von den benachbarten Ländern her schwer zu nehmende Eingänge führen. Wie T. drei Hauptgebirgszüge hat, so zählt es auch drei Hauptthäler, das Innthal, eines der großartigsten der Welt, das rauhe Pusterthal und das vom warmen Hauche Italiens angewehete Etschthal. An diese schließt sich eine große Anzahl von Nebenthälern an, deren jedes seine eigenthümlichen Naturschönheiten hat, so daß in diesem Wechsel T. selbst die vielgerühmte Schweiz übertrifft. — Den drei Hauptgebirgssystemen des Landes entsprechen ferner drei Hauptstromgebiete. 1. Das Gebiet des Rhein gehört ganz dem Vorarlberg an, dessen Westgränze dieser Strom in einer Länge von 5 Meilen bespült. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind die Ill und die Bregenzer Ache. 2. Der Inn

sich durch den wildromantischen Engpaß Finstermünz den Weg in's Land,
er nach einem Wege von 33 Meilen unterhalb Kufstein verläßt, um nach
rn überzutreten. Er ist flößbar und in seinem Unterlaufe auch schiffbar.
zahlreichen Zuflüsse sind lauter Wildbäche, die bedeutendsten darunter die
nna, der Oetzbach, die Sill und die Ziller. 3. Die Etsch (Adige) ist
auptfluß Süd-T.s, welches sie in einer Länge von 27 M. durchströmt, wor-
e durch den Banditengraben bei Borghetto auf das Gebiet von Verona
ht. Ihre beträchtlichsten Zuflüsse sind der Passerbach, die Eisack mit
lenz, der Avisio und der Rosbach (Noce). Ihre Quellen haben im
ige T.s und Vorarlbergs die Drau, die Iller, der Lech und die Isar,
gleich dem Inn zum großen Stromgebiete der Donau gehören, ferner die
n sich zuwendenden Flüsse Brenta, Sarca und Chiese. An Wasser-
ist T. außerordentlich reich; für die schönsten gelten der Fall bei Rieglern
egenzer Walde, der Stäubi bei Reutte und der Fall des Lodro bei Ponal
ardasee. Auch Seen gibt es sehr viele, aber sie sind nur klein und unbe-
d. Der Achensee dürfte unter ihnen der interessanteste seyn. Von größe-
een berührt der Bodensee bei Bregenz die nordwestliche Gränze des Vor-
gs und bietet, vom nahen Gebhardsberge gesehen, den prachtvollsten An-
Auf der südlichen Grenze dringt der Gardasee mit tiefer Felsenbucht in
and ein. Mineralquellen zählt man in T. 123; am besuchtesten sind das
enbad im Ultenthale und das romantisch gelegene Heilbad Rabbi im
rgthale. — Das Klima ist in den verschiedenen Gegenden des Landes sehr
eden. In den nördlichen Thälern ist der Winter andauernd und streng
och im Sommer die Luft frisch; im untern Etschthale dagegen erreicht die
ist einen unerträglichen Grad. Während dort der Mais nicht selten von
achtfrösten leidet, gedeihen hier die edelsten Südfrüchte im Freien. Der Sirocco
Föhn veranlaßt bisweilen dieselben Verheerungen wie in der Schweiz. Das
e und angenehmste Klima hat die Gegend von Meran, weßhalb sie Brust-
n zum Aufenthalte angerathen wird. Im Ganzen ist T. ein sehr gesundes
wofür das hohe Alter so Vieler zeugt. — An Reichthum der Naturpro-
übertrifft T. wahrscheinlich alle andern Bergländer. Berühmt sind seine
alschätze, aber nicht minder ausgestattet ist das Pflanzenreich, namentlich
eraus üppige Alpenflora. — T. und V. haben zusammen eine Bevölker-
on 859,673 Seelen; davon sind 320,212 Italiener, 8642 Ladiner. Als
e zwischen den Deutschen u. Wälschen gilt gewöhnlich die Einmündung des
ches in die Etsch. Die deutschen Tiroler reden drei Hauptmundarten, die
nzer, Unterinnthaler und Zillerthaler; die Sprache der italienischen zerfällt
s bekannte Wälsch des Südtirolers und in den ladinischen oder romanischen
kt. Kräftig im Allgemeinen, verräth der Deutschtiroler in seinem freien
ten, in seinen treuherzigen Zügen, denen es nicht an einem Anfluge von
nheit fehlt, und in seinem brüderlichen „Du" den ächten Sohn der Alpen.
er und hagerer ist der Wälschtiroler, dessen blaßbräunliches Antlitz mit den
rzen, lebhaften Augen schon den Nachbar Italiens kund gibt. Der Charakter
Tirolers hat sich in seiner Eigenthümlichkeit reiner erhalten, als jener des
barten Schweizers. Liebe zur Heimath, unerschütterliche Treue gegen sein
nhaus, tiefe Gemüthlichkeit und Stolz auf die alten Rechte und Freiheiten
andes sind die Grundzüge desselben. In T. ist der Bauer vollkommen freier
deigenthümer und daher hat er ein äußerst reges Selbstgefühl und viel Ge-
nn, der indeß häufig als sehr verschroben sich äußert, namentlich als Re-
gegen jede Neuerung. Er ist strenger Katholik und hält auch in kirchlicher
ung fest am alt Hergebrachten. Durch den poetischen Sinn des Volkes
übrigens Manches, was anderwärts vielleicht bigott erscheinen würde,
eigenen rührend frommen Ausdruck. Fleiß und Sparsamkeit besitzt der Ti-
in hohem Grade, ebenso Rührigkeit im Handel und Wandel, daher das mit
überreichlichen Fruchtboden durchaus nicht begünstigte Land sich gleichwohl

eines gewissen Wohlstandes erfreut. In mechanischen Fertigkeiten, auch im Kunst
talent ist das Volk ausgezeichnet, wissenschaftliche Thätigkeit scheint ihm wenige
zuzusagen. Seinem religiösen Sinne nach widmet sich der Tiroler vorzugsweis
gern den theologischen Studien. Als Volksvergnügungen liebt er Gesang (Jo
deln), Tanz, Ringen, Faustkampf, Kegelschieben, vorzüglich aber das Scheiben
schießen. Der Tiroler ist der leidenschaftlichste und geschickteste Schütze, und i
keinem Lande findet man so viele Schießstätten. Die Kleidung ist fast in jede
Thale verschieden. Nur die Wadenstrümpfe, welche das Knie bloß lassen, di
kurzen Beinkleider, die breiten Hosenträger und Gürtel, die kurzen Jacken und di
großen runden Hüte sind ziemlich allgemein. Noch mannigfaltiger ist die weib
liche Tracht. Die Hauptnahrung sind Mehlspeisen, welche sehr fett bereitet wer
den, dann das sogenannte Türkenmus (Maisbrei, Polenta). Einige Gegende
Deutsch-T.s trifft der Vorwurf unmäßigen Genusses geistiger Getränke. Di
Bauart der reinlichen, häufig bemalten Häuser unterscheidet sich nicht wesentlic
von jener in den benachbarten Gebirgsländern. Im Ganzen zählt T. 22 Städt
28 Märkte und 1720 Dörfer. — Der Ackerbau beschränkt sich nicht nur auf di
fruchtbaren Thalflächen, sondern der fleißige Tiroler benützt auch den undankbare
Felsenboden seiner Berge. Oft sind die Felder so steil, daß sie nur mit Steig
eisen bearbeitet werden können und der Dünger in Körben hinaufgetragen werde
muß. Bei aller Mühe wird aber der Bedarf des Landes an Getreide nicht e
rungen. Weizen und Korn werden in den bessern Gegenden, Gerste und Haf
in der rauhern vorzugsweise gebaut, Mais im Unterinnthal und Wälsch-T. Nic
unbedeutend ist in den südlichen Lagen der Anbau von Heidekorn (Plente), Hir
und Moorhirse. Kartoffeln gedeihen allenthalben. Der Futterbau ist sehr be
trächtlich, und die Grundlage desselben bilden natürlich die Alpenweiden ode
Almen. Die Obstzucht ist sehr vorgeschritten, ihr Hauptsitz die Gegenden vo
Meran, Botzen und das Etschthal. Dort sieht man auch schon Kastanienwälde
Die südlichen Kreise erzeugen Agrumenen, Pomeranzen, Zitronen, Oliven, Feige
Mandeln rc. Von Handelsgewächsen werden Flachs, Hanf und Tabak im Gr
ßen gepflanzt, letzterer besonders um Roveredo. Der Wein ist ein Hauptprodu
des Landes, und man schätzt den jährlichen Ertrag auf 550,000 Eimer. A
besten sind die Weine von Isera, Tramin, Trient, Botzen und Meran. D
Waldungen nehmen bei 2 Mill. Joch ein und ihr Holzreichthum deckt nicht n
den innern Bedarf, sondern liefert auch dem Auslande eine Masse von Baustäm
men. Die Rindviehzucht beruht in T., wie in der Schweiz, hauptsächlich a
der Alpenwirthschaft, mit welcher auch die Bereitung von Butter, Schmalz un
Käse verbunden ist. In den südlichen Kreisen wird die Seidenkultur lebhaft b
trieben. Die Jagd ist völlig frei und in Folge der allgemeinen Jagdlust d
Tiroler lange nicht mehr so ergiebig wie früher. Immerhin erlegt man ab
noch ziemlich viel Bären, Wölfe, Luchse und Hochwild. Die Gemsen finden si
nur noch in den unzugänglichsten Hochthälern der Fernerkette, der Steinbock i
ganz ausgerottet, auch das Murmelthier schon selten. Von Raubvögeln, wo
unter der riesige Lämmergeier, gibt es viele Arten, ebenso von Sumpf- und Wa
servögeln. Süd-T. ist namentlich an Zugvögeln reich, und der Vogelfang wi
dort mit großer Vorliebe betrieben. Der Fischfang ist nur im Boden- u. Gard
see erheblich. In Vorarlberg treibt man nicht unbedeutende Schneckenmästun
Das Mineralreich liefert etwas Gold und Silber, reichlicher Kupfer, Blei, Ga
mei, Eisen, Steinkohlen, Salz, trefflichen Marmor, Bergkrystall, Granaten, Ka
niole, Achate, Feuersteine, Thon, Bolus, Wetzschiefer, Grünerde, Ocher, wei
Kreide. — An technischer Geschicklichkeit übertrifft den Tiroler alle andern B
wohner des Kaiserstaates, aber er zieht die selbstständige Arbeit der maschine
mäßigen Theilung derselben vor, und darum ist T. kein Fabrikland. Am bede
tendsten ist die Erzeugung von Metallwaaren. Es bestehen ein Kupferwalzwe
und eine Messingfabrik, beide ärarial, eine Maschinenfabrik, eine Metalldreher
ein Bleiwalzwerk. Ferner werden leonische Waaren, Waffen, besonders sehr gu

, Nadeln, Feilen, Draht, Sensen, Maultrommeln u. dgl. verfertiget.
, Weben, die Filanden im Süd-T., Bleichen, Schönfärben, Sticken und
löppeln beschäftigen viele Hände. Die Fabrikation von Seidenzeugen und
hat ihren Hauptsitz in Wälsch-T., besonders zu Ala, die der bekannten
Teppiche im Pusterthale. Die Baumwollenmanufakturen sind besonders
rlberg'schen zu Hause, die Korbflechterei im Fleimsthale und in der Ge-
Dio bei Arco, die Lederbereitung und das Handschuhmachen zu Innsbruck,
und Botzen. Gröden ist berühmt durch seine zierlichen Schnitzwaaren,
rg liefert die bekannten zerlegbaren Häuser für die Schweiz. Noch sind
hnen die k. k. Tabakfabrik in Schwaz, einige Glas- und Papierfabriken,
ie sehr beträchtlichen Branntweinbrennereien. Als Vermittlungsglied zwi-
utschland und Italien liegend hat T. ansehnlichen Transito- und Kom-
handel. Auch ist der Vertrieb der selbsterzeugten Natur- und Kunstpro-
's Ausland ziemlich lebhaft. Ein nicht unbedeutender Theil des tiroler
ist der ganz eigenthümliche Hausirhandel. Bei 30,000 Landeseingebor-
hwandern die Fremde, Südfrüchte, Essenzen, Handschuhe, Teppiche, Vil-
narienvögel u. a. feilbietend. Der Verkehr T.s wird durch die vortreff-
Straßen sehr begünstigt. Die Hauptrouten sind die über den Brenner und
die durch Ampezzo nach Venedig und die über das Wormser oder Stilf-
nach Mailand, unstreitig das kühnste Werk neuerer Straßenbaukunst. —
fschaft T. mit Vorarlberg hat ihre besondere landständische Verfassung.
ndschaft" besteht aus den vier Ständen der Prälaten, der Herren, der
und der Bauern. Dem Wirken dieser Landstände sind indeß ziemlich
änken vorgezeichnet. Die große Umgestaltung, welcher Oesterreich seit den
en 1848 entgegengeht, wird auch diese Verhältnisse nicht unberührt las-
mal die Absicht der Regierung, die Volksvertretung für den gesammten
at, selbst für die außerdeutschen Provinzen, in der österreichischen Natio-
mmlung zu concentriren, kaum noch einem Zweifel unterliegt. Die oberste
ungsbehörde in T. ist das Gubernium zu Innsbruck. Eingetheilt ist das
folgender Weise: 1. Kreis an den italienischen Gränzen (Confinen, auch
er genannt); 2. Kreis von Trient; 3. Kreis an der Etsch, auch Botze-
Kreis im Pusterthale und an der Eisack, auch Brunecker; 5. Kr. Unter-
Wippthal, auch Schwazer; 6. Kr. Oberinnthal und Vintschgau, auch
7. Kr. Vorarlberg, auch Bregenzer. In kirchlicher Beziehung zerfällt T.
Bisthümer, Brixen und Trient. Ein Theil des Unterinnkreises gehört
zese Salzburg. Es bestehen gegen 50 Klöster verschiedener Orden. Pro-
gibt es nur eine kleine Anzahl, sowie nur eine einzige Judengemeinde.
udienanstalten des Landes sind eine Universität (zu Innsbruck), zwei
che Seminarien, eine philosophische Lehranstalt (zu Trient), eine Ritter-
e und 8 Gymnasien. Das Volksschulwesen ist wohl bestellt. Unter den
rungsanstalten der Bildung steht das „Ferdinandum" mit seinen reichhal-
Sammlungen oben an. In Roveredo ist eine gelehrte Gesellschaft, Acade-
gli Agiati (s. Roveredo) und in Innsbruck ein Verein zur Beförderung
nkunst. Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen sind in großer An-
richtet, besonders in den Städten. Das Kriegswesen steht unter der Leit-
es illyrischen innerösterreichischen Generalkommando zu Graz. Das Land
n von der Natur durch seine Engpässe vortrefflich geschützt, hat aber auch
mhafte Festungen, Kufstein und Brixen. Die Tiroler wurden bisher aus-
ich als Jäger angeworben und bilden das Kaiserjägerregiment. Es ist die
che Besatzung von T. und wird nicht außer Landes gezogen. — Ge-
te. Die ersten Bewohner T.s sollen die Euganäer gewesen seyn, welche,
ren Sitzen am Po vertrieben, in den Thälern der Alpen Zuflucht suchten.
folgten bald die Tusker nach und beide verschmolzen später mit den von
mern um 283 v. Chr. aus Oberitalien nordwärts gedrängten Senonen

oder Senogalliern in den gemeinschaftlichen Namen Rhätier. Lange behauptete dieses tapfere Gebirgsvolk seine Freiheit gegen die Welteroberer, und erst unter Augustus ward die Unterjochung desselben nach schweren Kämpfen bewerkstelliget. Das Schicksal des Landes unter der römischen Herrschaft war in den beiden ersten Jahrhunderten des Kaiserreiches ein glückliches zu nennen. Der Provinz Hohenrhätien (Rhaetia prima) einverleibt, erfreute sich T., welches den Römern wegen seiner Lage zwischen Italien und Deutschland von hoher Bedeutung war, aller Sorgfalt. Es wurden an geeigneten Punkten Kolonien begründet, deren Zahl und Ausdehnung fortwährend wuchs; bis in die entfernteren Thäler drang mit den neuen Bewohnern römische Kultur und besonders das Etschthal wetteiferte an Reichthum und Blüthe mit den gesegneten Fluren Oberitaliens. Die Eroberer waren überall, wohin sie kamen, auch die unwillkürlichen Träger des christlichen Glaubens, des kräftigsten Keimes milderer Gesittung. Die Stürme der Völkerwanderung zerstörten auch hier die Schöpfungen der Civilisation, und über ein Jahrhundert lang war T. der Tummelplatz der Markomanen, Allemanen, Sueven, Gothen und Hunnen, welche das Land wechselweise verheerten. Bald nachdem das weströmische Reich sein Ende genommen hatte, begründeten die Gothen ihre Herrschaft in Italien (493). Um diese Zeit geschah die Trennung des Landes T. Der nördliche Theil, von Allemanen und Bojoaren unterworfen, gehörte fortan der deutschen Nation an; der Name Rhätien erlosch gänzlich. Der südliche Theil kam nach dem Untergange des Gothenreiches in die Gewalt der Longobarden. Den zwischen diesen und den Franken langgenährten Haß benützte Karl der Große, um in raschen Siegen die Macht der Longobarden zu vernichten. Dem entthronten Könige Desiderius folgte im Untergange bald auch sein Schwiegersohn, der Bayerherzog Thassilo II., und dieser Doppelsturz des longobardischen und bojoarischen Reiches brachte das ganze Land, das wir jetzt T. heißen, im J. 788 unter fränkische Regierung, welche es in Gaue theilte und durch Grafen verwalten ließ. Nach dem Erlöschen des Karolingischen Hauses und dem Wiederaufleben der großen Herzogthümer in Deutschland zogen die Herzoge von Bayern T. als altes Besitzthum an sich. Als Kaiser Friedrich I. über Heinrich den Löwen die Acht aussprach, riß er mit vielen andern Gebieten auch T. von Bayern ab und verlieh es dem Grafen Berchthold von Andechs, welcher sich Herzog von Meran nannte (1180). Dessen Urenkel, Otto II., der letzte Sprosse des Andechsischen Hauses, starb 1248 und vererbte seine Besitzungen auf seinen Vetter Albert, Grafen von Vintschgau und T. Jetzt erst erhielt das Land den Namen „Grafschaft T." Albert hatte nur zwei Töchter; die ältere war vermählt an den Grafen Gebhard von Hirschberg, die jüngere an Meinhard, Grafen von Görz. An diese beiden fiel das ganze Erbe Albert's, doch brachte Meinhard 1254 den Antheil seines Schwagers durch Kauf an sich und vereinigte so T. wieder in ein Ganzes. Der Görzische Mannsstamm erlosch bereits im 14. Jahrhunderte mit Heinrich, dessen Erbtochter, die bekannte Margaretha Maultasch, nachdem ein frühzeitiger Tod ihren in der Ehe mit Ludwig dem Brandenburger gebornen Sohn Meinhard hingerafft hatte, am St. Polykarpustage des Jahres 1363 T. den Erzherzogen Rudolf, Albrecht und Leopold von Oesterreich auf ewige Zeiten verschrieb. So kam das Land an das Haus Habsburg, welches es, die kurze Unterbrechung von 1805 bis 1814 ausgenommen, auch fortwährend im Besitze behielt. Wer hat nicht von der Insurrektion der Tiroler im Jahre 1809 gehört? Der Krone Bayern war das Land durch den Preßburger Frieden zugefallen, aber die neue Regierung wußte sich dort keine Sympathien zu schaffen. Sie beleidigte den Nationalstolz, indem sie den Namen T. gänzlich strich und die Provinz als „Innkreis" betitelte; sie verfuhr nicht schonend genug gegen die durch geschichtliche Erinnerungen geheiligten Einrichtungen des Landes; sie beachtete nicht den bekannten Hang der Tiroler zu den alten Sitten und Gebräuchen der Väter und verletzte durch rücksichtslose Neuerungen das Volk insbesonders in seinen religiösen Gefühlen. Es bedurfte nur eines günstigen Augen-

blickes, um den Groll über diese Mißgriffe, welcher im Innern still fortglühte, zum thatsächlichen Ausbruche zu bringen, und ihn führte der Krieg Napoleon's gegen Oesterreich im Jahre 1809 herbei. Mit edler Begeisterung und mit Aufopferung aller Privatinteressen unternahmen die Tiroler den Aufstand, dessen Vorkämpfer, ein Hofer, ein Speckbacher u. a. (s. d.) als Heroengestalten aus einer Zeit herüberleuchten, da das übrige Deutschland fast ohne Widerstand unter das Joch des fremden Zwingherrn sich beugte. Das Vertrauen der Habsburger auf den Biedersinn und die Anhänglichkeit der Tiroler zeigte sich in unsern Tagen wieder, als Kaiser Ferdinand auf Anlaß der Wiener Revolution vom 15. Mai 1848 eine Zufluchtsstätte in Innsbruck suchte. Das Stichwort „Nationalität", welches von verschrobenen oder mit dem Umsturze der europäischen Staatensysteme schwanger gehenden Köpfen als Erisapfel unter die Völker geschleudert worden ist, hat auch in T. die bedauerliche Erscheinung hervorgerufen, daß seit Jahrhunderten eng Verbundenes sich zu trennen, der italienische Theil des Landes vom deutschen sich loszusagen strebt. Ja so weit gingen die Wälschen, daß sie den Markstein des deutschen Reiches bis an den Brenner zurückschieben wollten. Wir sollten die deutschen Felsenpässe, die berühmten Klausen, um die Deutschland seit tausend Jahren Ströme von Blut vergossen, kampflos an Italien geben, eine ungeheuerliche Anmaßung, welcher die Siege des tapfern österreichischen Heeres in Oberitalien und der männliche Widerspruch der Deutschtiroler das gebührende Ziel gesetzt haben. — Jos. Walcher: Nachricht von den Eisbergen in T., Wien 1773; L. v. Buch: Geognostische Gemälde von Süd-T.; F. C. Karpe: Uebersicht der Heilquellen von T. und Vorarlberg; W. v. Seeger: Versuch einer Oryktographie d. gefürst. Grf. T., Innsbr. 1821; Tirolisches Künstlerlexikon, Innsbr. 1830; Baur: Ueber die Natur eines Krieges in T., Mannh. 1812; A. A. Schmidl: Das Kaiserthum Oesterreich (Sektion T. mit Vorarlberg), Stuttg. 1837; J. G. Seidl: T. und Steyermark (VIII. Sektion der maler. u. romantisch. Deutschland); v. Golbery: Die Schweiz und T., Stuttg. 1840; Lewald's T. und die Tiroler; v. Hormayr's historische Schriften. mD.

Tironische Noten, s. Abbreviaturen.

Tisane heißt ein kühlender Trank, der entweder aus abgekochter, mit Zucker versüßter Gerste, oder überhaupt aus schleimigen Pflanzenstoffen, als: Mandeln, Hanf, Gurken und ähnlichen Körnern in Art einer Emulsion (s. d.) bereitet, auch durch Orangenblüthwasser oder ähnliche Zusätze angenehm schmeckend gemacht wird.

Tischbein, eine berühmte, hessische Künstlerfamilie, von deren zahlreichen Gliedern wir hervorheben: 1) Johann Heinrich Wilhelm T., einer der größten Historienmaler Deutschlands, lernte in Kassel bei seinem Oheim, Johann Heinrich, copirte in Hamburg mehre Kunstwerke mit Geschick, bereiste dann die Niederlande und malte, nach Kassel zurückgekehrt, zahlreiche Landschaften und Bildnisse, die seinen Ruf verbreiteten. 1777 ging er nach Berlin, fertigte hier für den Prinzen Ferdinand von Preußen ein großen Beifall findendes Familienstück, porträtirte die Königin und andere Mitglieder des königlichen Hauses, sowie viele Privatpersonen. Der Landgraf von Hessen-Kassel gewährte dem talentvollen Künstler, welcher sich in der Geschichtsmalerei ausbilden wollte, Unterstützung für eine Reise durch die Schweiz nach Rom. In letzterer, an Kunstwerken so reichen, Stadt copirte T. mehre Gemälde nach Rafael, Domenichino und da Vinci in Oel, lieferte in seinem „Herkules am Scheidewege" ein ausgezeichnetes Originalgemälde und zeigte sein Talent als Landschaftsmaler in einer, seinem fürstlichen Gönner gesendeten, italienischen Landschaft. Seinen eigentlichen Ruhm als Historienmaler begründete aber das im Schlosse Friedenstein bei Gotha befindliche Gemälde, „Konradin von Schwaben, nach angehörtem Todesurtheil mit Friedrich von Oesterreich Schach spielend." 1787 ging T. nach Neapel, wo er bei Hofe in hoher Achtung stand und 1790 Direktor der dortigen Malerakademie wurde. Der Kriegsunruhen wegen sah sich T. genöthigt, 1797 in sein Vaterland zurückzukehren

und kam nach einer mühseligen Reise in Kassel an. Seit 1800 lebte er zu Hannover und Göttingen, von da an fast immer in Hamburg und Eutin. Für die Gemäldegalerie des Herzogs von Oldenburg in Eutin malte er das berühmte Stück: Ajax die Cassandra von der Pallas wegreißend; für die Ansgarikirche in Bremen lieferte er ein sehr schönes Altarblatt. T. starb zu Eutin 26. Juni 1829. Von seinen artistischen Werken führen wir noch an: Têtes de differens animaux dessinées d'après la nature pour donner une idée exacte de leurs caractères, Neapel 1796, 2 Bde. Fol.; Collection of engravings from antique vases etc. published by W. T. 4 Bde., Neapel 1791—1809. Fol., deutsch unter dem Titel: „Umrisse griechischer Gemälde auf antiken, 1789—1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Gefäßen, Weimar 1797, I. Bd. 1. Heft. (unvollständig); Homer, nach Antiken gezeichnet von T., erläutert von Ch. G. Heyne, Göttingen 1801—1804, 4. Hefte. — 2) Johann Friedrich August, Sohn des als Hofmaler zu Hildburghausen 1767 verstorbenen J. Valentin T., wurde zu Mastricht geboren, von seinem Vater und seinem Oheim, J. Heinrich, in der Malerkunst unterrichtet, reiste dann sieben Jahre lange in Frankreich u. Italien, wurde nach seiner Rückkehr Hofmaler bei dem Fürsten von Waldeck und als Rath charakterisirt, hielt sich in Holland, seit 1795 in Dessau auf, wurde Direktor der Leipziger Kunstschule und starb 1812 zu Heidelberg. — 3) Johann Heinrich, geboren 1722, lernte, großes Talent zeigend, in Kassel bei dem Tapetenmaler Zimmermann und dem Hofmaler von Freese, ging 1743 nach Paris und genoß hier bis 1748 den Unterricht J. A. Vanloo's. Von Paris reiste er nach Venedig, wo J. B. Piazetta sein Lehrer war, lebte zwei Jahre in Rom, kehrte in seine hessische Heimath zurück und wurde 1752 landgräflicher Cabinetsmaler, nachher auch Professor an der Kasseler Kunstakademie und starb 1789 in Kassel. Dieser Künstler, welcher sich besonders in der historisch-mythologischen Malerei auszeichnete und dessen zürnender Achilles, sterbende Alceste, Elektra den vermeintlichen Tod ihres Bruners beweinend, weltberühmt geworden sind, war das hervorragendste Glied der T.schen Künstlerfamilie und der Stifter einer neuen Kunstschule. Viele seiner trefflichen Gemälde befinden sich auf den Schlössern Wilhelmshöhe und Wabern bei Kassel, sowie in dem kurfürstlichen Schlosse und dem Museum letztgenannter Stadt. C. Pfaff.

Tischreden berühmter Männer wurden schon im Alterthum gesammelt und aufbewahrt. Am bekanntesten sind indessen die T. Dr. Luthers geworden, neueste Ausgabe von Förstemann, 3 Thle., Leipzig 1844—1846, die jedoch, ihrem plumpen und oft unsittlichen Inhalte nach zu schließen, eben nicht zu der vortheilhaftesten Meinung von dem Privatcharakter und dem Privatleben des „deutschen Reformators" berechtigen.

Tischtitel (Titulus mensae seu ordinationis), die gesetzlich gültige Versicherung, welche ein zu ordinirender katholischer Geistlicher vor Empfang der höheren Weihen, vom Subdiakonat aufwärts, zu geben hat, daß er auf den Fall einer eintretenden Untauglichkeit zur Seelsorge seinen Unterhalt habe, um nicht als verarmter Geistlicher der Kirche zur Last zu fallen. In den früheren Zeiten war mit der Ordination zugleich auch die Anstellung an einer Pfründe verbunden; dieses kam mit der Zeit wieder außer Gebrauch. Die später herrschend gewordene Sitte, Geistliche zu weihen, ohne ihnen einen bestimmten Titel (ein Kirchenamt) anzuweisen, zog verschiedene Mißbräuche nach sich, weßwegen das dritte lateranische Concil auf die Sicherstellung eines anständigen Lebensunterhaltes für jeden Weih-Candidaten bestand und den Bischof dafür verantwortlich machte. Bis ins 12. Jahrhundert kannte man nur den titulum ecclesiae und professionis religiosae. Der T. theilt sich a) in den Titulus beneficii, wenn der Geistliche mit einer, zu seinem Unterhalte hinreichenden, Kirchenpfründe versehen ist. Es kann Einer schon auf ein Beneficium non curatum, das er, in den niederen Weihen stehend, erhalten hat, für die höheren Weihen ordinirt werden und nach Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen auch ein Seelsorge-Benefizium erhalten. In der Regel soll

der titulus beneficii sich auf ein Benefizium gründen, welches hinreichenden Lebensunterhalt gewährt. b) In den titulus mensae, wenn vom Landesregenten, oder Bischofe, oder einer Communität, oder einem Privaten für den hinreichenden Unterhalt eines Geistlichen mittelst Ausfertigung förmlicher Urkunden gesorgt wird, wonach solcher sich in den landesfürstlichen, in den T. von Gemeinden, Stiftungen und Privaten unterscheidet. c) In den titulus professionis religiosae, wenn ein hinreichend dotirtes Kloster sich verbindlich macht, für den Unterhalt derjenigen Ordensindividuen, die seiner Ordensprofession sind, zu sorgen; bei den Bettelorden heißt solcher titulus paupertatis, weil er bei diesen auf Sammeln freiwilliger Gaben gegründet ist. d) In den titulus patrimonii, wenn Jemand so viel eigenes Vermögen besitzt, daß er als Geistlicher davon hinlänglich und anständig leben kann; der auf diese Weise Ordinirte kann nur dann Sustentation verlangen, im Falle er, ohne ein Benefizium noch erhalten zu haben, sein Vermögen ohne sein Verschulden verlöre. Der titulus patrimonii kam im 12. Jahrhundert durch das dritte lateranische Concil (1179) auf; das Concil von Trient sanctionirte ihn und er ward so gleichsam für jene, die auf eigenen Tisch ordinirt wurden, an die Stelle des Beneficiumstitels gesetzt. Weiht der Bischof Einen ohne Titel zum Subdiakon, so muß er ihn ernähren; wer einen falschen Titel vorgibt, wird suspendirt. Der T.-Geber verpflichtet sich, für den Unterhalt eines Geistlichen zu sorgen, oder sichert ihm Lebensunterhalt, im Fall er dienstunfähig wird, zu; der Geistliche dagegen verspricht seine Dienstleistung in der Seelsorge. Der gemeinen Meinung nach muß der T.-geber auch selbst dann für den Unterhalt seines Titulanten sorgen, wenn dieser durch eigene Schuld zur Seelsorge unfähig geworden wäre. Die erste Spur rücksichtlich der abgesetzten Geistlichen findet sich schon auf dem Concil von Ancyra. Nebst dem war es üblich, Geistliche, welche einer Correktion bedurften, in ein Kloster, oder sonst in eine geistliche Anstalt zu verweisen. Heut zu Tage geschieht letzteres auch noch, wo dann der T.-Geber die Unterhaltungskosten bestreiten muß, ausgenommen, es würden diese dem Correktionale zugewiesen, oder sie müßten von dem Fonde der geistlichen Correktionsanstalt getragen werden. Wer ohne Verschulden dienstunfähig wird, erhält eine verhältnißmäßige größere Sustentationsquote, als Jener, der durch Verschulden seines Beneficiums verlustig wird.

Tisiphone, eine der Eumeniden (s. d.).

Tissaphernes, Feldherr des persischen Königs Artaxerxes Mnemon, befehligte in dem Treffen, welches Cyrus seinem Bruder Artaxerxes lieferte u. war Sieger. Daher übergab ihm der letztere die Statthalterschaft aller Länder, über welche vorher Cyrus gesetzt war und vermählte seine Tochter mit ihm. In der Folge wurde er von dem Spartaner-König Agesilaus in Lydien gänzlich geschlagen und fiel zuletzt so in des Königs Ungnade, daß er abgesetzt und darauf zu Colossa in Phrygien auf Artaxerxes Befehl getödtet wurde.

Tissot, Samuel August Andreas David, berühmter Arzt, geboren den 20. März 1728 zu Grancy im Waadtlande, wo sein Vater Commissär der Feldmessung war, wurde bei seinem Oheim, Pfarrer T. in Lisle, erzogen, kam 1741 auf die Akademie nach Genf und begab sich, nachdem er daselbst 1745 den Grad eines Magister artium erhalten hatte, nach Montpellier, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. 1749 wurde T. zum Med. Dr. promovirt und ließ sich nun in Lausanne nieder, wo er sich während einer Pockenepidemie bald großes Zutrauen erwarb, nachdem er schon in Montpellier die große Pockenepidemie von 1746 beobachtet hatte. 1750 wurde er Stadtarmenarzt in Lausanne; 1754 veröffentlichte er seine „Rechtfertigung der Impfung“, nämlich der Inoculation (s. d.), oder Einimpfung der Menschenblattern, welche Schrift großen Beifall fand. Europäischen Ruf verschaffte T. seine 1761 erschienene „Anleitung für das Volk in Betreff seiner Gesundheit“, welche Schrift in wenigen Jahren allein 15 französische Ausgaben erlebte und in 17 Uebersetzungen in den verschiedensten Sprachen erschien. 1766 wurde T. zum Professor an der Akademie in Lausanne

ernannt; er hatte Berufungen nach Polen, Hannover, Padua u. Modena ausgeschlagen, als er 1781, nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Paris, einen Ruf nach Pavia annahm. Hier erwarb er sich den größten Ruhm, gab aber schon 1783 seine Professur wieder auf und kehrte nach Lausanne zurück, woselbst er am 13. Juni 1797 starb. — T. hat sich großen Ruhm erworben durch seine Volksschriften, sowie durch einige epidemiographische Arbeiten. Außer den schon genannten sind seine wichtigsten: „Dissertatio de febribus biliosis", Lausanne 1760 mit einem Anhange: „Tentamen de morbis ex manustupratione ortis", welcher Anhang in verschiedenen deutschen und französischen Uebersetzungen erschien. — „Essai sur les maladies des gens du monde", Lausanne 1768, übersetzt ins Deutsche. — Seine Schriften erschienen gesammelt: „Oeuvres divers", Paris 1769, 10 Bde.; eine deutsche Ausgabe in 7 Theilen erschien Leipzig 1774, in 4 Aufl. 1807. — Vgl. Ch. Eynard, „Essai sur la vie de Tissot", Lausanne 1839, deutsch Stuttgart 1843. E. Buchner.

Titan, T.-Metall oder Menakonmetall, Titanium, eine, zuerst im Jahre 1791 von dem Engländer Gregor und 1795, unabhängig davon, auch von Klaproth entdecktes Metall, von kupferrother, in's Goldgelbe fallender Farbe u. starkem Metallglanz, mit einer solchen Härte, daß es selbst Bergkrystall ritzt; dabei ist es sehr spröde und strengflüssig. In der Natur findet es sich nicht gediegen, sondern kommt nur in Verbindung mit Sauerstoff, als T.-Oxyd oder T.-Säure und, als solche, wieder mit Eisen, Kalk, Cerium rc., vor. Die vorzüglichsten dieser Erze sind: das Rutin, auch rother Schörl oder T.-Schörl genannt und der Titanit oder Sphen, welche sich beide in mehren Gebirgen Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Schwedens, Norwegens rc. finden. Das T.-Metall hat bis jetzt noch keine Anwendung gefunden, dagegen wird das daraus dargestellte T.-Oxyd in der Porzellanmalerei zu Gelb, sowie zu einer schönen blauen Farbe, die zu Glasuren auf Porzellan gebraucht werden kann, benützt; auch gibt es den Glasflüssen eine mehr oder weniger dunkelgelbe Farbe.

Titanen hießen die Kinder des Uranos und der Gaea, deren 24 waren: Okeanos, Adanos, Ophion, Anytos, Koeos, Andes, Hyperion, Okstasos, Coonymos, Krios, Olymbros, Japetos, Phaeton, Aegaeon und Saturn. Ferner die Frauen Thetis, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe, Dione, Thia, Thrake, Eurypaëssa; sie waren die erhabensten Schöpfungen der Urzeit, die riesigen Naturgewalten, von denen das ganze spätere Göttergeschlecht, Zeus an der Spitze, abstammte. Mit diesem lagen sie, durch ihre Mutter aufgereizt, in hartem Kampfe, nach welchem sie von Zeus in den Tartaros gestürzt wurden. Dieser Krieg ist ein Gegenstand eigener Gesänge der Griechen, der Titanomachien u. vieler anderer Poemen, da sich die Vorzeit in der Schilderung gewaltiger Kämpfe zwischen Göttern und Götterkräften gefiel.

Titel (lateinisch titulus), 1) die Aufschrift, Rubrik eines Buches rc., 2) in rechtlicher Bedeutung: irgend ein gesetzlicher Grund, woraus Jemanden ein Recht, oder der Besitz einer Sache zusteht; 3) die Aufschrift der einzelnen Kapitel im römischen Rechte, namentlich in den Institutionen, Pandekten rc.; 4) im gewöhnlichen Umgange: ein gewisses Wort, ein Name, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde rc. von der andern unterschieden werden soll. Man unterscheidet Standes-T. (z. B. bei Fürsten, Adeligen rc. zum Unterschiede von bürgerlichen), Ehren-T. (als Durchlaucht, Excellenz rc.) und Amts-T. (Rath, Professor rc.).

Titteri, s. Algier.

Titurel, ein altes, ausländisches Rittergedicht in siebenzeiligen Strophen, welches wir in der Bearbeitung Wolfram's von Eschenbach (s. d.) haben. Joseph von Hammer glaubte, es sei eine Allegorie der Gesellschaft u. Lehre der Templer, es stellt jedoch ein Ideal des Ritterthumes dar.

Titus, der Heilige, Schüler des heil. Apostels Paulus und Bischof von *Kreta, wurde von* heidnischen Eltern geboren und, da ihn der heilige Paulus

...en Sohn nennt, läßt sich schließen, dieser habe ihn zum Glauben bekehrt. Er ...te ihn seiner erhabenen Tugenden wegen so innig, daß er ihn zum gewöhn...en Dolmetscher seiner Gesinnungen wählte. Auch nennt er ihn seinen Bruder ...d Mitgehülfen seiner Arbeiten und schildert ihn als einen, für das Heil der ...elen glühenden Mann. Wenn er von dem Troste spricht, den ihm sein Jünger ...währte, bedient er sich der zärtlichsten Ausdrücke und sagt sogar, er sei, weil ...ihn nicht zu Troas angetroffen habe, nicht ruhig im Geiste gewesen. Im ... Jahre nach der Geburt Jesu Christi folgte T. dem heiligen Paulus nach ...usalem und wohnte mit ihm dem Concilium bei, das die Apostel zur Ent...idung der Frage über die gesetzlichen Gebräuche hielten. Gegen Ende des ...hres 56 sandte der heilige Paulus seinen Jünger von Ephesus nach Korinth, ... mehre Aergernisse zu beseitigen und die Trennungen beizulegen, welche die ...rche dieser Stadt in Verwirrung gebracht hatten. Er wurde auch da mit ...er Ehrfurcht aufgenommen und alle Gläubigen beeiferten sich, ihm jede Unter...zung zu verschaffen. Allein er wollte, als ächter Schüler des großen Apostels, ...t einmal annehmen, was ihm zur Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürf...se gereicht wurde. Seine Gegenwart brachte sehr glückliche Wirkungen hervor; ...n die Schuldigen gingen reuevoll in sich und kehrten zur Pflicht zurück. Seine ...ebe zu den Korinthern war so groß, daß er sich dazu erbot, die Wiederauf...hme des mit Bannfluch belegten Blutschänders von dem heiligen Paulus in ...em Namen zu erflehen. Nachdem die kirchlichen Angelegenheiten in Korinth ...sorgt waren, kehrte er zu seinem Lehrer zurück, um ihn von dem Erfolge ...ner Reise zu unterrichten. Einige Zeit nachher wurde er zum zweiten Male ...ch derselben Stadt geschickt, um die, für Jerusalems Arme bestimmten, Almosen ...rzubereiten. — Als der heil. Paulus zu Rom aus dem Gefängnisse entlassen ...rden und völlige Freiheit erhalten hatte, war sein erster Gedanke, in das ...orgenland zurückzukehren. Während dieser Reise verweilte er einige Zeit auf ...r Insel Kreta, um daselbst das Evangelium zu verkündigen. Da ihn aber die ...edürfnisse der übrigen Kirchen in andere Länder riefen, weihete er den T. zum ...ischofe dieser Insel und übertrug ihm die Vollendung des so glücklich begonne...n Bekehrungswerkes. — Der heilige Paulus konnte aber nicht lange einen ...fährten, wie unser Heiliger war, entbehren. Er schrieb ihm daher im Jahre ... den Brief, welcher unter den Sendschreiben der Apostel steht und trug ihm ...f, zu ihm nach Nikopolis, in Epirus, zu kommen, wo er den Winter zuzu...ingen gedachte. In diesem Briefe befahl er ihm zugleich, Priester, d. h. Bi...öfe in allen Städten der Insel einzusetzen. Nach einer genauen Bezeichnung ...r, einem Bischofe nothwendigen, Eigenschaften folgen weise Mahnungen über ...s Betragen, das er gegen seine Herde zu beobachten habe u. wie unerschütter...che Festigkeit mit Sanftmuth, bei Aufrechthaltung der Zucht, zu vereinigen sei. ...m folgenden Jahre schickte der Apostel seinen Schüler nach Dalmatien, um da ...e frohe Botschaft des Heils zu verkündigen. Einige Zeit nachher kehrte T. ...ach der Insel Kreta, dem jetzigen Kandien, zurück, wo er in einem sehr hohen ...lter starb, nachdem er mit Weisheit seine Kirche geleitet und die Leuchte des ...laubens in die benachbarten Inseln getragen hatte. Jahrestag der 4. Januar.

Titus, Flavius Vespasianus, römischer Kaiser, ältester Sohn des Kai...ers Vespasianus und der Flavia Domitilla, geboren der 30. September 40 ...ach Christus, diente unter seinem Vater in Judäa, setzte, als derselbe Kaiser ...geworden war (69), die Belagerung Jerusalems fort und eroberte diese Stadt ...en 10. August 70, die dabei in Asche verwandelt wurde. Bei seiner Rückkehr ...ach Rom hielt er einen glänzenden Einzug mit seinem Vater, nach dessen Tode, ...en 24. Juli 79, er zur Regierung über das römische Reich gelangte, die eine ...er glücklichsten war, so, daß ihm die Römer mit Recht den ehrenden Beinamen „Vater des Vaterlandes" zugestanden u. ihn wegen seiner liebenswürdigen Eigen...schaften „Amor et deliciae generis humani" nannten. Zugleich nahm er auch ...inen Bruder Domitian zum Mitregenten an. Unter seiner Regierung wurden

Herculanum, Pompeji und Stabiä durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet und Campanien verwüstet, sowie auch zu Rom eine große Feuersbrunst die schönsten Theile der Stadt zerstörte. Bei diesen Unglücksfällen zeigte sich sein menschenfreundlicher Sinn in schönstem Lichte. Nach seinem Tode, den 13. Sept. 81, folgte ihm sein Bruder Domitian.

Tivoli, das von Horaz u. anderen Dichtern so sehr gepriesene Tibur der Alten, eine kleine Stadt mit 5000 Einwohnern, im Kirchenstaate, 18 Miglien von Rom, nach dem Sabinergebirge hin, wegen seiner überaus reizenden Lage berühmt. Der Weg von Rom dahin geht meist auf der alten Via Tiburtina und ist, wo nicht Basaltbrocken herausgerissen sind, ziemlich gut. Ist man auf der, nach der Mutter des Alexander Severus, Mammäa, genannten Brücke, Ponte Mammolo, (P. mammaeus), 4 Miglien von Rom über den Teverone (Anio), an dem Denkmale der Giulia Stemma (11 Miglien von Rom und dem Lago de Tartari, einem ausgebrannten Krater, vorbeigegangen, so kommt man an die Theilung der Straße, deren einer, jetzt nicht fahrbarer, Arm über Ponte Acquorio, wo der Tempio della Tosse, wahrscheinlich ein Grabmal, steht, nach T., der andere über einen Kanal der Solfatara, eine milchige Schwefelquelle (3 kleine Seee: Isole natanti, S. Giovanni und delle Colonelle) und über Ponte Lucano nach der Villa Hadrian's führt. Bei Ponte Lucano, nach dem Erbauer, Plautius Lucanus, benannt, malerische Ansicht der Brücke, des Anio und des Plautianischen Grabmales. Ueber der Brücke theilt sich noch einmal der Weg und führt links nach dem 2 Miglien entfernten T., rechts nach der 1½ Miglien entfernten Villa Hadrian's. Hadrian war selbst der Architekt dieser Villa, die 3 Miglien lang und 1 Miglie breit ist und Tempel, Theater, Bäder und Porticus enthielt, die er mit Statuen und Gemälden und berühmten Namen des Alterthums und Auslandes, z. B. Lyceum des Aristoteles, Akademie des Plato, Prytaneum von Athen, Serapeion des Canopus, Poikile der Stoa ꝛc. schmückte. Hier fehlt es selbst nicht an einer Unterwelt, mit Elysium, Tartarus, Styx und Lethe. Das Interessanteste der Ruinen dieses Baues ist: das griechische Theater, von dem das Proscenium und die Sitze wohl erhalten sind. Nahebei ein großer viereckiger Hof mit Spuren eines Porticus und ein neues Gebäude über einem antiken Nymphäum. Poikile, ein oblonges Gebäude mit Porticus, wovon noch eine Mauer steht. Tempel der Stoiker, ein Halbkreis mit Nischen, in denen ehedem Statuen standen. Nahebei Tempel der Venus und Diana (?) — Teatro marittimo, so genannt von einem Mosaik des Fußbodens, auf dem Meerthiere abgebildet sind, wahrscheinlich ein Bad. Links Trümmer eines Gemaches (Bibliothek). Kaiserzimmer, ein langes Gebäude, wahrscheinlich 2 Stockwerke hoch. Sichtbar sind die Reste schönen Tafelwerks. Hauptwache u. Caserne der Prätorianer (Cento Camerelle), scheint 3 Stockwerke gehabt zu haben, mit Galerien und Säulengängen; jedes Zimmer hatte seinen eigenen Eingang, die Verbindungsthüren sind aus neuerer Zeit. Naumachia, scheint ein Circus gewesen zu seyn. Serapeion des Canopus, eine Nachahmung des gleichnamigen in Aegypten; die offene Halle längs dem Gebäude scheint mit Wasser gefüllt gewesen zu seyn. Einige Zimmer mit Gemälden sind erhalten. Nahebei die Akademie, das Museum, von dessen sieben Nischen noch drei stehen und ein zweites griechisches Theater. Durch das Thal Tempe, durch welches ein kleiner „Peneus" fließt, geht man gewöhnlich aus der Villa den Hügel nach T. hinan. — Nach Dionys von Halicarnaß hätten 60 Jahre vor dem trojanischen Kriege Sicaner den Ort gegründet und ihn Sicelion genannt; nach Anderen waren es Pelasger, denen es seinen Ursprung verdankt. Seine Bewohner unterstützten die Gallier gegen Rom, wurden aber von Camillus bezwungen. Die Hauptgottheit des Ortes war Herkules, in dessen Tempel, der heutigen Kathedrale, Augustus öfters zu Gericht gesessen. Nahe dem Wirthshause der Sibylle steht der Tempel der Sibylle, ein *Oblongum mit einem* Porticus von 4 jonischen Säulen, jetzt St. Giorgio. —

Tempel der Vesta, Monopteros auf einem überhangenden Felsen über dem Wasserfall, 21½' im Durchmesser, mit einem Porticus und cannelirten Säulen mit Lilien an den Capitälen; am Gebälke Ochsenschädel, Blumen und Fruchtfestons. Die Thüre und das Fenster deuten auf Hadrian's ägyptischen Geschmack. Grotta di Nettuno, höchst malerisch und naturgeschichtlich interessant wegen der Petrefakten. Der unterirdische, ehedem hier hervorbrechende, Arm des Anio hat seit 1837 eine andere Richtung erhalten und die Grotte selbst ist 1843 fast gänzlich eingestürzt. — Grotta delle Sirene, von ähnlicher Schönheit und Bedeutung, nimmt die vereinten tosenden Strömungen des Anio wieder auf und läßt sie am andern Ende beruhigt weiter fließen. Von der runden Terrasse, vom französischen General Miollis angelegt, hat man die herrlichsten Ansichten der Wasserfälle, so wie der Kathedrale. Die Villa des Quintilius Varus und später die Kirche der Madonna di Quintilio stand an dieser Stelle. — Die Villa des Mäcenas, an der Straße nach Rom, jetzt Eisenfabrik, mit der herrlichsten Aussicht über die Cascadellen ins Thal und gegenüber die des Sallust (nach A. des Horaz). Man geht dahin durch die Porta oscura. — Villa des Val. Maximus und Grabmal des C. Ansestius bei T. — Villa d'Este, vortreffliche Gartenanlage, 1549 vom Cardinal Hippolyt von Este, Wasserwerke (Girandola), uralte Cypressen, Colossalstatue der Tiburtinischen Sybille, höchst malerisch. — Die Cascadellen, die aus der Stadt und zwar aus dem, von Bernini durch sie geleiteten, Arm des Flusses herabströmen, sieht man am besten auf dem rechten Ufer des Anio, auf dem Wege nach Antonio und den Ruinen der Villa des Catull und Horaz, der Madonna di Quintilio (nach Quinctilius Varus, dem im Teutoburger Walde Geschlagenen, benannt), in dem tiefer liegenden Weinberg, gegenüber den Wasserfällen, die hier aus den Fenstern der Villa des Mäcen herabstäuben. Cf. Cabrale e F. del Re Delle Ville e de' Monumenti antichi della citta et del territorio di Tibur, Roma 1779. Sante Viola Storie di Tibur della sua origine fino al sec. XVII., Roma 1819. Landuzzi Voyage à Tivoli. Capello Saggio sulla topografia fisica del solo di Tivoli, Roma 1824.

Tizian, Vercelli, der berühmteste italienische Maler im Colorit, geboren zu Capo del Cadore im Friaul 1477 (nach Anderen 1480), kam in seinem 10. Jahre nach Venedig zu den Malern Gentile und Giovanni Bellini in die Lehre. Schon frühzeitig zu künstlerischer Selbstständigkeit herangereift, machte er sich durch ein Frescogemälde am Waarenlager von Venedig, die Geschichte der Judith darstellend, bekannt. Schnell verbreitete sich dadurch sein Ruhm; er folgte einem Rufe des Herzogs Alfons I. nach Ferrara und schloß dort mit Ariosto, dem Sänger des rasenden Roland, ein enges Freundschaftsbündniß. Hier entstand auch sein berühmter Christus mit dem Zinsgroschen, jetzt eine der Hauptzierden der Dresdener Galerie. Vater der künstlerischen Porträtmalerei, schätzten es sich die höchsten Personen zur Ehre, von ihm gemalt zu werden. Als Karl V. 1530 zur Krönung nach Bologna kam, ließ er den Meister T. rufen, um von ihm abconterfeit zu werden und, da T. während des Malens den Pinsel verlor, bückte sich der Kaiser selbst u. reichte ihn dem knienden Künstler mit den Worten: „T. ist werth, von Fürsten bedient zu werden.“ Später ernannte er den Künstler zum Ritter und setzte ihm einen bedeutenden Jahrgehalt aus. Der König von Frankreich, Heinrich II., besuchte ihn selbst in seinem Atelier und lange, obwohl vergebens, bemühte sich der Papst Paul III., ihn von Venedig nach Rom zu ziehen. Viele Künstlergeschlechter zogen in seinem langen Leben an ihm vorüber; viele liebliche Blumen blühten, welkten und starben, alle aber neigten ihr Haupt vor dem gewaltigen Lorbeerbaume, der in stiller Majestät am Lido der adriatischen Königin seine goldgrünen Zweige entfaltete. Hatte man die Kirche von St. Marcus gesehen und den Palast des Dogen, den Rialto vom himmelhohen Campanile, den Untergang der Sonne: — dann war T.s Werkstätte der Brennpunkt aller Wißbegierde der Fremden; Venedig blieb immer sein Wohnort und nur zuweilen unternahm er größere Reisen, wie durch Spanien und Deutschland. Be-

scheiden und demüthig, wie es des Genius eines christlichen Malers würdig war, ein ritterlicher Bürger und zugleich der liebreichste Lehrer, starb er 1576 zu Venedig an der Pest und wurde, trotz dieser ansteckenden Krankheit, doch mit allen Ehren bestattet. Unter seinen Hauptwerken in Venedig nennen wir: den Tod Petrus des Martyrers und die Himmelfahrt Maria's. In Florenz glänzen noch seine zwei Grazien, in Rom die 4 Kirchenväter, in Neapel die große Leda. Im Louvre zu Paris befinden sich 20 Titians, in Wien deren 49, unter ihnen das berühmte Ecce homo, in Dresden 13 mit dem schon erwähnten Christus della moneta. Spanien, wenigstens früher, war sehr reich an T.s. Vorzüglich berühmt ist ein Abendmahl von ihm in dem Refectorium des Escurials.

Toast (englisch), heißen wörtlich geröstete Brodschnitten, welche man in England zum Thee servirt. Das Wort soll seine gegenwärtige Bedeutung als „Trinkspruch, Gesundheitstrinken" folgendem Scherze verdanken: die Geliebte eines Königs badete sich; von diesem Badewasser ließ sich ein übergalanter Hofmann eine Quantität bringen und trank auf ihre Gesundheit. Die sämmtlichen anwesenden Gäste mußten es ihm natürlich nachthun und der letzte sagte scherzend: „Ich behalte das geröstete Brod zurück", womit er auf die damalige Sitte anspielte, ein Stückchen geröstetes Brod ins Glas zu thun. — Nirgends werden die T.s mit so großer, fast gewissenhafter Feierlichkeit ausgebracht, als in England. Niemand darf eher trinken, als bis der Wirth die Gesundheit einer der anwesenden Frauen ausgebracht und diese den T. erwiedert hat. Alles dies geschieht im ceremoniösesten Tempo; man fordert auf, ein Glas zu trinken; der Herausgeforderte bejaht durch eine Kopfneigung; sich einander ansehend, schenkt man dann ein, erfaßt sein Glas, verneigt sich abermals und beide freundliche Widerparte blicken sich fest an und leeren zu gleicher Zeit ihr Glas. Da ein Jeder einen solchen Trinkstreit eingehen kann, so gehen die Blicke, Verneigungen, Namensaufrufe und das Gläserleeren wie ein Lauffeuer rund um den Tisch herum. Später trinkt man auch die Gesundheit von Abwesenden, namentlich der königlichen Familie, und jeder Anwesende muß diesen T. laut beim Trinken nachsprechen. Der erste T., welchen bei feierlichen Männergastmahlen der Wirth oder der Vornehmste der Gesellschaft ausbringt, heißt T. from the chair und, da bei großen Tafeln nicht alle Gäste, der Entfernung wegen, denselben verstehen können, so müssen bisweilen die Aufwärter ihn an anderen Gegenden des Tisches wiederholen. — Auch in Deutschland werden solche T.e immer gebräuchlicher; doch ist das eigentliche Gesundheitstrinken eine alte deutsche Sitte. Bei den Gelagen und überhaupt in den Gasthäusern sangen im Mittelalter Sänger Lieder und spielten die Harfe dazu. Umher saßen Zuhörer bei ehernen Bechern und tranken wie Rasende Gesundheiten um die Wette und glücklich war der zu preisen, der nach einem solchen Zechen mit dem Leben davon kam. Auch bei den Franken war es Sitte, nach aufgehobener Tafel noch lange bei den Bechern zu bleiben. Der Wirth reichte den Gästen einen Becher, den sie auf einen Zug ausleeren mußten.

Tobias, ein Israelite aus Kedes-Nephthali, welcher unter Salmanasar um 722 vor Christus nebst seiner Frau und seinem Sohne nach Ninive in Assyrien abgeführt wurde: ein frommer, tugendhafter Mann, welcher stets den Götzendienst verabscheute und dem Gesetze treu blieb, auch seinen Sohn T. sorgfältig erzog. Er fand zwar Gnade beim Könige, so daß er seinen Landsleuten verschiedene Liebesdienste erweisen konnte; allein dessen Nachfolger Sennacherib verfolgte ihn, weil er sich barmherzig der gefangenen Juden annahm. Als er eines Tages nach diesem Liebeswerke einschlief, traf ihm das Unglück des Erblindens; dabei hatte er noch Kränkungen und Verachtung von seinen Anverwandten zu leiden, was er Alles mit der größten Geduld und Ergebung ertrug, wohl aber sein Herz im Gebet vor Gott ausschüttete. T. glaubte seinem Ende sich nahe und gab seinem Sohne die heilsamsten Ermahnungen, als er ihn einer Schuldforderung wegen nach Rages reisen ließ. Der Engel Raphael war unerkannt sein Begleiter dahin. Am Flusse Tigris, wo der junge T. sich die Füße wusch, drohte ein ungeheuerer Fisch

ihn zu verschlingen, aber der Engel rettete ihn, indem er ihn anwies, den Fisch zu fangen und dessen Eingeweide als Heilmittel aufzubewahren. Hierauf ermahnte er den T., bei Raguel einzukehren und um dessen Tochter Sara zu werben, in der er wirklich eine tugendhafte Gattin fand, sowie er auch den Unterricht des Engels bei seiner Vermählung gewissenhaft befolgte. Nachdem alle Geschäfte besorgt waren und Raguel den jungen T. zum Erben eingesetzt hatte, zog dieser nebst seiner Frau und dem Engel wieder nach Hause und vertrieb, nach der Anweisung Raphael's, die Blindheit seines erfreuten Vaters. Nun wollten Vater und Sohn dessen Begleiter für seine Dienste lohnen; doch dieser gab sich als den Engel Raphael zu erkennen und verschwand, beide aber lobten begeistert Gott den Herrn. Der ältere T. starb, voll Verdienste, in einem Alter von 102 Jahren (etwa 663 vor Christus) und wurde ehrenvoll zu Ninive begraben, dessen Untergang, sowie die Rückkehr der Israeliten in ihre Heimath, die Bekehrung der Heiden und den Glanz des neuen Jerusalems er vorhersagte. Der jüngere T. zog nach dem Tode seines Vaters zu seinem Schwiegervater nach Ekbatana, wo er in einem Alter von 99 Jahren starb. — Das Buch T., das XVII. kanonische oder deuterokanonische Buch des alten Testaments, ward auf Befehl des Engels Raphael (Cap. 12, 20) vom ältern T. verfaßt, bis auf das letzte Kapitel, welches der jüngere T. und wohl einer seiner Söhne aufzeichneten. Die chaldäische Urschrift des hl. Hieronymus, der das Buch in die lateinische Sprache übergetragen hat, ist nicht mehr vorhanden und deßwegen nahmen solches die Juden auch nicht in ihren Kanon auf: dagegen wurde es stets und allgemein von der katholischen Kirche als eine wirkliche Begebenheit, als ein Werk göttlicher Eingebung anerkannt. Man kann dieses Buch in drei Theile zusammenfassen: 1) wird die Geschichte und der Charakter der beiden T. überhaupt erzählt (Cap. 1—4). 2) Enthält es die Reisebegebenheiten des jüngern T. und dessen Vermählung (Cap. 5 — 11). 3) Folgt der Dank u. die Weissagungen des ältern T., sowie der Tod beider. (Cap. 12—14).

Tobolsk. 1) Ein russisches Gouvernement in Westsibirien, mit 24,900 □ M. und nahe an eine Million Einwohner (einschließlich der, 1838 ihm einverleibten, früher selbstständigen, Provinz Omsk), ist bewässert von den Flüssen Ob, Tobol, Irtisch, Ischim, Tura u. a. und von verschiedenem Boden und Klima. In den südlichen und südwestlichen Gegenden ist es im Sommer warm und angenehm, selbst im mittlern Landstriche ist die Luft gemäßigt, obgleich der Winter von vielem Schnee begleitet ist. Die ganze größere nördliche Hälfte ist einer heftigen, furchtbaren Kälte unterworfen. Im kurzen Sommer hat man zwar an manchem Tage einige warme Stunden, aber, sobald der Wind von dem Eismeere herweht, welches oft geschieht, so wird die Kälte schneidend. Die südlichen und südwestlichen Landstriche sind sehr fruchtbar und tragen Getreide und Flachs in großem Ueberflusse; ihre grasreichen Weiden begünstigen die Viehzucht, daher man beträchtliche Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht unterhält; hin und wieder zieht man sogar Kameele. Wild und Fische sind in Menge vorhanden. Auch der mittlere Strich läßt den Fleiß des Landmannes nicht ganz unbelohnt; der höhere Norden aber ist des Anbaues ganz unfähig. Er ist mit dichten, morastigen Waldungen bedeckt und auch diese hören näher gegen das Eismeer hin gänzlich auf; kaum sieht man noch Moose und einzelne Stauden; nie tauen diese eisigen Wildnisse auf. Ihr Reichthum besteht in kostbaren Pelzthieren, in Wild und Fischen, auch in Rennthierheerden, welche von den Ostiaken und Samojeden in der Wirthschaft und zum Fahren gebraucht werden. Außer den Russen wohnen in diesem Gouvernement Tataren unter mancherlei Benennungen als: Turalinzen, tobolskische Tataren, Bucharen und Andere, ferner Samojeden, Wogulen, Sirjänen und obische Ostiaken. — 2) T. die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, unter 58° 11′ 43″ nördlicher Breite u. 85° 45′ 43″ Länge, 436 Meilen von Petersburg, an der Mündung des Tobol in den Irtisch, in niedriger Steppengegend, ist der Sitz eines Oberstatthalters von Westsibirien, eines griechischen Erzbischofes

und eines muhamedanischen Obergeistlichen und wird in Ober- und Unterstadt getheilt, von denen erstere hoch auf den Hügeln in einiger Entfernung von dem Irtisch liegt und letztere sich nach Osten an den Fluß erstreckt. T. hat 16,700 Einwohner, aus Russen, Türken, Bucharen und Verbannten gemischt, gerade, breite, reinliche, mit hölzernem Pflaster versehene Straßen, 23 Kirchen, darunter 1 lutherische u. 13 griechische, 2 Klöster, 2 Moscheen, 1 Hospital für 100 Kranke, 1 theologisches Seminar mit 7 Professoren, 1 Seminar für griechische Geistliche, 1 Gymnasium, Militärschule, 1 Lancasterschule, 1 muhamedanische Schule, 1 Pockenimpfungshaus, 1 Strafarbeitshaus für Verbannte, 1 Buchdruckerei, mehre Kaufhöfe, große Magazine, worunter das große Pelztributmagazin, worin das Pelzwerk für die Krone abgeliefert wird, zu bemerken ist u. besuchte Märkte. Außer einer Fabrik für chirurgische Werkzeuge für das Heer und die Flotte, befinden sich noch viele Juchtenfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien und Stickereien da. Die Stadt, als Hauptort des Speditionshandels, erhält theils durch die bucharischen Karavanen, die sich des Pelz- und Getreidehandels wegen hier einfinden, theils durch die vielen Kaufleute, theils durch die Verbannten (über 3000), deren Aufenthalt hier ist, viel Leben. Die Besatzung der Stadt ist gegen 1500 Mann stark. Jenseits derselben fängt bald die ischymische Steppe, noch mit schönen Wäldern, an und rings um T. liegen Dörfer.

Tobosa, Flecken in der Provinz la Mancha des spanischen Königreiches Neukastilien, verewigt durch den Don Quixotte des Cervantes (Dulcinea von T.) 4000 Einwohner. mD.

Tod. Zufolge der Bestimmung des Schöpfers, nach der allweisen Einrichtung der Natur und den Gesetzen des Lebens, besteht fortwährend ein gegenseitiger Austausch in der organischen Masse zwischen der Thier- und Pflanzenwelt, in jedem einzelnen beseelten und unbeseelten Wesen so wie im Gesammtorganismus der ganzen Welt. Unausgesetzte Bildung und Erhaltung organischer Verbindungen geben die wesentlichen Lebensäußerungen der Organismen ab, welchen eine innere, von äußern Reizen unterstützte Kraft, Lebenskraft genannt, vorsteht, die mit dem Beginn des Lebens wirksam wird, dann progressiv an Intensität gewinnend, im Einzelwesen fortschreitet und bei dessen vollendeter Entwickelung seine größte Ausdehnung erreicht, nach jener aber wieder allmälig rückwärts schreitet und zuletzt in ihm erlischt, d. i. den Zerfall der Individualität herbeiführt, sobald sie aufhört bei ihr zur Grundlage der Erzeugung und Erhaltung der organischen Verbindungen zu dienen. T. nennt man also das Erlöschen der Lebenskraft, des ersten und innersten Grundes aller Lebenserscheinungen, beim Menschen die Rückkehr der unsterblichen Seele zum Schöpfer, aus dessen Hauch sie ward." Der T. ist entweder ein nothwendiger (normaler, natürlicher) oder zufälliger. Ersterer hat seinen Grund im Wesen des Organismus und erfolgt von Zufälligkeiten unabhängig und selbst unter den günstigsten Verhältnissen nach einer gewissen, für jede Gattung organischer Wesen eigenthümlich bestimmten Dauer des individuellen Lebens. Letzterer aber wird durch individuelle Verhältnisse, dem Charakter der Gattung entgegen, schon vor der, derselben von der Natur angewiesenen Lebensgränze herbeigeführt und ist ursächlich begründet in Aufhebung der innern oder äußern Lebensbedingungen. Insoweit nämlich das Zusammenwirken der organischen Thätigkeiten, unter diesen vorzugsweise der drei wichtigsten derselben — des Blutlaufs, des Athmens und der Hirnthätigkeit — plötzlich oder allmälig unterbrochen wird, nach welcher Reihe drei Haupttodesarten durch Ohnmacht, Stickfluß und Schlagfluß vorkommen, oder aber jene durch direkte oder indirekte feindliche Einwirkungen von außen — positive Schädlichkeiten — oder innen — Krankheit und Erschöpfung durch übermäßige Anstrengungen — mittelbar oder unmittelbar außer Wirksamkeit gesetzt werden. Oder es kann auch der zufällige T. seine Quelle in nicht genügender aktiver (selbstthätiger) und passiver Widerstandskraft des Organismus (Zähigkeit des Lebens) gegen Außendinge finden. Dieser Mangel kann individuell oder gattungsmäßig seyn. Je höher,

ielseitiger und geschmeidiger die Organisation der Gattung — der Mensch —
nd je kräftiger die Individualität, desto energischer die Behauptung des Lebens
egen ungünstige Außenverhältnisse; je niederer die Organisation — bei den Po-
ypen oder im Zustande des Winterschlafes z. B. —, um so ausdauernder ist in
er Regel die passive Resistenz gegen ungünstige Verhältnisse, ebenso mehr bei
alt- als bei warmblütigen Thieren, mehr bei Fleischfressern als bei Pflanzenfres-
ern und überhaupt mehr bei trägen als bei belebtern und reizbarern Individuen.
Grademäßig und relativ widerstandsfähig sind ihrerseits die verschiedenen Gatt-
ngen wieder nach Abstammung, Constitution, Lebensalter und Geschlecht, der
Natur der schädlichen Einflüsse gegenüber. Die Erscheinungen, unter welchen
er T. erfolgt, so wie jene, durch welche er sich manifestirt, sind verschieden und
nehrfach. Erstere unterscheiden sich nach ihrem Gange. Der normale T. erfolgt
hne vorhergegangene Krankheit, gewöhnlich im höchsten Alter sanft und allmälig,
nit oder ohne Bewußtseyn (z. B. im Schlafe); der zufällige T. in Folge von
Krankheiten und gleichmäßiger Erschöpfung der Lebensthätigkeit, dann aber mei-
tens dem Kranken und seiner Umgebung bemerkbar oder nach in Brand überge-
angener Entzündung, plötzlich und unvermerkt ebenso bei augenblicklicher Unter-
rechung einer der drei genannten Central-Funktionen durch mechanische Gewalt
der innere Lebensverhältnisse — Schlagfluß oder Lähmung. — Todeskampf
Agonie) begleitet das Sterben beim ungleichförmigen und plötzlichen Erlöschen
es Lebens und ist ausgedrückt durch Beklemmung, Angst, Krämpfe, Entstellung
er Gesichtszüge, kalte Schweiße und Verlust des Bewußtseyns abwechselnd mit
essen periodischen Wiederkehr und scheinbarer neuen Belebung. Eigen u. inter-
ssant sind die Erscheinungen des Geistes unmittelbar vor dem T.; deutlicher als
e tritt dann der hohe Aufschwung desselben hervor, unverkennbar wird nun sein
öttlicher Ursprung und seine nahe Verklärung besonders bei Menschen, welche in
hrem Leben auf einer höhern als gewöhnlichen Stufe geistiger Fähigkeit u. Aus-
ildung standen und vorzüglich bei solchen, welche ruhigen Gemüthes auf die
Handlungen ihres Lebens zurückblicken können und von den Tröstungen der Kirche
estärkt und im Stande der Gnade den Gang in das Jenseits zu vollenden sich
m Begriffe wissen, eines Wechsels bewußt werden, der sie dem erstrebten Ziele,
er Vereinigung mit Gott entgegenführen soll. Oft wunderbar erscheint bei den
Sterbenden das Vorhersehungsvermögen der Todesstunde, des Augenblicks der
Trennung der Seele von ihrer fleischlichen Hülle. Die Physiologen wollen diese
Erscheinung auf das gleichzeitig mit der erhobenen Geistes- und Sinneskraft er-
öhte Gemeingefühl — also mehr auf die rein somatische Empfindung — zurück-
ühren, während sie dem Theosophen aus dem Freiwerden der Seele von den ir-
dischen Banden und sinnlichen Empfänglichkeit erklärbar wird. Auffallend ist es,
aß Menschen, die oft schon seit langer Zeit melancholisch, wahnsinnig oder tob-
üchtig waren, in den letzten Stunden ihres Lebens wieder zu vollem Bewußt-
eyn und Verstande kommen; da dies selbst bei materiellen Abnormitäten des Ge-
irns der Fall ist, so findet auch diese Erscheinung in der vorhergehenden theo-
ophistischen Erklärung ihre Deutung. Welche Höhe auch die extensive Kraft des
Geistes zur Zeit der Trennung der Seele vom Körper erreichen kann, erkennt
nan aus seiner Fähigkeit, durch lebhaftes Fixiren der Vorstellung bei einem ent-
ernten Menschen eine Vorstellung oder eine sichtbare oder hörbare Erscheinung
hervorzurufen. — Unter den rein körperlichen Lebensthätigkeiten sind es die Em-
pfindungsnerven, jene Vermittler zwischen Individuum und Außenwelt, welche
ugleich die Träger der subjektiven Gefühle zwischen Körper und Seele abgeben,
ie beim Sterben zuerst ihrer Empfänglichkeit verlustig werden. Dieser Verlust
rifft zunächst das Sehvermögen, das gemeinhin zunächst trübe wird, während
as Gehör sich am längsten zu erhalten scheint. Von den Bewegungsorganen
nterliegen zunächst die Muskeln der Sprachwerkzeuge, so wie jene des Schling-
ns, des Rumpfes und der untern Gliedmassen der Todtenlähmung, während die
Arme und Hände gewöhnlich am längsten bewegbar und die letztern oft die ein-

zigen Aeußerungswerkzeuge der Seelenempfindung bleiben. Das Athmungsgeschäft und die Blutbewegung sind die ersten und letzten wahrnehmbaren Aktionen des menschlichen Lebens. Im Allgemeinen und beim natürlichen T. nimmt derselbe seine Richtung von der Peripherie nach den Centralorganen, unter denen bald das Gehirn, bald die Lungen zunächst und nach diesen das Herz ihre Lebensthätigkeit verlieren, je nach der einen, oder der andern der drei angegebenen Haupttodesarten. — Die charakteristischen Merkmale des T.es zerfallen in drei Abschnitte oder Zeiträume — Erschlaffung, Erstarrung und Auflösung — deren Uebergänge aber durch die mannigfachen Temperatur- und atmosphärischen Einflüsse, so wie durch die Todesart und die dem T.e vorhergegangene Krankheit selbst noch manchen Modificationen unterliegen, so daß sie schneller oder langsamer in einander übergehen, oder sich blos auf den ersten und letzten beschränken. Der erste Zeitraum ist mehr durch negative (Lebens-) als positive (Todes-) Merkmale ausgedrückt, als da sind: Mangel an Lebenserscheinungen, Reizlosigkeit des gesammten Körpers bei Anwendung der stärksten Reize, insbesondere der Pupille im Auge, der Nase, des Rachens u. s. w., Stillstand des Athmens, Aufhebung des Blutlaufs, Mangel an Lebenswärme, Erlöschen der Lebensfülle und Schlaffheit und Nachgiebigkeit der weicheren Theile, daher Mangel an aktiver Widerstandsfähigkeit gegen mechanische Einwirkungen (mechanische Passivität) u. festes Aufliegen des Leichnams mit seiner breitesten Fläche auf einer ihm entsprechenden Unterlage, deren Erhabenheiten sich in die plattgedrückte Form der aufliegenden Körpertheile allmälig u. bleibend eindrücken, Widerstandslosigkeit der Ringmuskeln des Mundes, Afters, der Nase und Augen, während dagegen die schwächeren und Längenmuskeln noch mehre Stunden Empfänglichkeit gegen mechanische und galvanische Reizung zu erkennen geben, wie denn auch selbst nach dem T.e der weibliche Fruchthälter noch gebären kann und sich hierauf zusammenzieht; Blutleere der Körperperipherie und Ueberfüllung der Centralorgane und der tiefliegenden Gefäße, z. B. am Rücken und am Gefäße mit Blut, daher bleiche, gebliche oder erdfahle Färbung der, im Leben mit mehr Blut versehenen, Hauptstellen und blaurothe Färbung der letztgenannten Stelle, die sogenannten Todtenflecken; Reduktion der Körperwärme auf jene der Atmosphäre, 15—20 Stunden nach dem Ableben, zunächst an den hervorragenderen und äußeren Körpertheilen, früher nach Verblutungen und chronischen Krankheiten, später nach Erstickung, besonders durch Kohlendunst, nach fauligen Fiebern, Schlagfluß und plötzlichem Tode und bei vollsaftigen Menschen; Erscheinungen beginnender Scheidung und zwar durch Verdünstung der wässerigen Theile, daher der verdickte Schleim auf den Zähnen und der Augenbindehaut, Verdickung, Verleberung und dunklere Färbung des Blutes. Der zweite Zeitraum, etwa 12 Stunden nach dem Ableben und nur bei kühler Temperatur, distinguirt sich von dem ersten, außer dem deutlichern Hervortreten der genannten Merkmale, besonders durch den gänzlichen Verlust eigener Wärme und des Geruches nach thierischer Substanz, an dessen Stelle dagegen der Leichengeruch bemerkbar wird; besonders charakterisiren diesen Zeitraum die allgemeine, selbst auf jedes einzelne Gebilde ausgedehnte Starrheit — weßhalb sich auch die steifen Gliedmassen im T.e verlängern — das völlige Gerinnen des Fettes und dessen theilweise Ausscheidung aus dem Blute. Der dritte Zeitraum folgt dem Erlöschen der thierischen Reizbarkeit nach vollendeter Todtenstarre und ist charakterisirt durch den Eintritt der Fäulniß, das Verfallen des Leichnams an die Einflüsse der unorganischen Kräfte, dessen Grundbedingungen Wasser, atmosphärische Luft und eine Temperatur von 15—30° R. sind, das erkennbar wird in der Ausdehnung des Körperumfanges durch Gasentwickelung, Leichengeruch, Bewegung der Flüssigkeit nach der Oberfläche, Verfärbung derselben in's Grün-Schwarze, zuerst am aufgetriebenen Unterleib, dann an den Seitenwänden des Brustkorbes und der innern Fläche der Schenkel, wobei die Augen hervortreten und Gesicht und Lippen aufdunsen, grünschwarz sich färben, scheußlich aussehen und aus Mund und Nase schwarzes, stinkendes Blut

setzt. Hierauf wird die Oberhaut schmutzig, schwarz, grau, braungrün und erhebt sich in Blasen, die platzen und ein schmieriges, graugrünes Blutwasser entleeren; später treiben die, schon früher entwickelten und die umgebende Atmosphäre verpestenden, Gase (Schwefel- und Phosphorwasserstoff mit Ammoniak und Kohlenwasserstoffgas) die morschen Wände des Unterleibs aus einander und es zerfallen nun alle weicheren, dann die festweichen Gebilde und elastischen Gewebe der fortschreitenden Fäulniß, werden ein Fraß der in den Eingeweiden entstehenden Würmer und zuletzt in einen schmierigen, mißfarbigen Brei verwandelt, wobei die Knochen und hornartigen Gebilde — Zähne und Nägel — unverändert bleiben. Nicht immer tritt der dritte Zeitraum des T.es ein. So trocknen z. B. in Grüften, wo ein starker und unausgesetzter Luftzug herrscht, oder in hermetisch geschlossenen Räumen (daher auch die festen Einwirkungen bei den Aegyptiern — Mumien —), bei anhaltender und trockener Hitze (z. B. in den arabischen Wüsten) oder starker und fortgesetzter Kälte (z. B. unter dem nordischen Eise) die Leichen fast vollständig aus und widerstehen aller Fäulniß. Auf künstlichem Wege erhält man sie fast unverändert durch Weingeist, Holzessig, Chlor, Sublimat und Arsenik. Die Leichen Arsenikvergifteter bleiben meistens sehr lange unverwest. Den interessantesten, aber zugleich noch räthselhaften, Fall von Nichtverwesung gibt der 1840 ausgegrabene Leichnam des Kaisers **Napoleon** ab, den wir hier als erklärendes Bild für die besprochene Sache und zugleich als Nachtrag zu dieses berühmten Mannes Geschichte mitzutheilen nicht versäumen wollen. — **Auszug aus Dr. Guillard's Bericht über den Zustand des Leichnams Napoleon's.** Die breite und hohe Stirne zeigte sich mit einer harten, gelblichen, fest anhängenden Haut bedeckt. Man bemerkte selbst noch Augenwimpern. Unter den festverschlossenen Augendeckeln zeigte sich die Erhöhung der Augenkugeln beinahe in ihrer vollen Ausdehnung; diese blieben bei einem Drucke des Fingers ganz fest. Die Knochen der Nase und die sie bedeckende Haut waren wohl erhalten, nur die Nasenlöcher und die Nasenhöhlen hatten gelitten. Die Wangen waren voll. Die Haut dieses Theiles des Gesichtes zeichnete sich bei der Anfühlung durch Weichheit und durch Weiße aus. Jene des Kinns war leicht blau: eine Tinte, die von dem Barte herrührte, welcher nach dem Tode noch gewachsen war. Die Haut selbst hatte keine Veränderung erlitten, sondern bewahrte den eigenthümlichen Typus des Gesichtes Napoleon's. Die dünnen Lippen hatten sich geöffnet und es zeigten sich drei sehr weiße Schneidezähne unter der Oberlippe, die sich auf der linken Seite ein wenig hinaufgezogen hatte. Die Hände waren vollkommen, indem sie nicht die geringste Veränderung erlitten hatten; dabei die Nägel lang, fest anhängend und sehr weiß. Die Beine waren in Stiefeln; in Folge der Oeffnung der Säume jedoch traten die vier letzten Zehen auf jeder Seite hervor, von einem todten Weiß, mit Nägeln. Die obere Gegend der Brust war in der Mitte sehr zusammengedrückt und die Seiten des Leibes hart und eingesunken. Alle, durch die Kleider bedeckten, Glieder schienen ihre Gestalt bewahrt zu haben. Das Metall an den Orden hatte größtentheils seinen Glanz verloren. Die grüne, roth ausgeschlagene Uniform, sowie die weißen Beinkleider waren wohl erhalten. — Fälle unversehrter Erhaltung der Leichen gibt es übrigens auch ohne eine der genannten Einwirkungen, die sich nicht anders, denn als Folgen des göttlichen Willens ansehen lassen und mehr der Vermuthung Raum geben, als sollte die sterbliche, durch Selbstüberwindung der Erbsünde entrückte Hülle — das unentheiligte Fleisch — diesem gewöhnlichen Gange des Fleisches entrückt seyn und der Nachwelt zum Beispiele der Nachahmung dienen, so wie als Zeugniß des Eingegangenseyns unbefleckt gebliebener Seelen zur ewigen Seligkeit gelten. — Der **Schein-T.**, jener analoge Zustand des Winterschlafs der Thiere, bietet der Erscheinung nach, aber nicht in Wirklichkeit, das Abbild der negativen Lebensmerkmale des ersten Zeitraumes des wirklichen T.es, weil bei ihm alle animalen und negativen Funktionen scheinen zu ruhen, indem sie nur unmerkbar vor sich gehen. Fothergill und Hegewisch hatten den

Gedanken, durch Ausmessen der Wärme T. und Schein-T. von einander zu unterscheiden, der durch Nasse weiter verfolgt u. durch die Erfindung seines Thanatometers realisirt wurde. Nach letzterm ist es die Wärme, welche, mit Athmen, Blutbewegung und Nerventhätigkeit in inniger Verbindung stehend, nicht einem einzelnen Theile, sondern dem ganzen Körper angehörend, zu jeder Zeit zwischen dem Aufhören des Athemholens und dem Eintritte der Fäulniß ausgemessen werden kann und hierdurch in den Stand setzt, ihrem fortschreitenden Sinken von Grad zu Grad zu folgen und so den Verlauf der, nach jenem Aufhören sich an einander reihenden Zustände u. meist blos das Ende dieser Reihe zu erkennen. Der zur Ausmessung von Nasse ausgewählte Ort ist der Magen. Sein dazu gebrauchtes Instrument besteht aus einem Fischbeinstabe, an dessen einem Ende und in der Richtung des Stabes ein Thermometer befestigt ist, dessen Scala in einer Glasröhre eingeschlossen ist und nur bis zu 40° R. geht. Die Kugel ist von einer durchbrochenen Kapsel aus dünnem Bleche umgeben. Das Einbringen dieser Röhre ist einfach und leicht. Bei Beurtheilung dessen, was man bei Messung der innern Wärme gefunden hat, muß darauf Rücksicht genommen werden, ob der T. durch plötzliches Aufhören des Athmens, oder bei allmäliger Verminderung des Athmens (bei chronischen Krankheiten) eintrat. Im ersten Falle muß das Thermometer auf 20° R., im zweiten auf 13° R. gehen, um den T. zu constatiren. — Das verläßigste Mittel gegen das erschreckliche Schicksal des Lebendigbegrabenwerdens und des hülfelosen Wiedererwachens im Grabe sind die Leichenhäuser u. deren Ueberwachung durch einen Arzt, oder, in deren Ermangelung, die wiederholte Inspektion der Leichen im Sterbehause durch einen solchen, oder durch einen gut unterrichteten und gewissenhaften Laien, der auch zugleich im Stande ist, in vorkommenden Fällen die erforderlichen Einleitungen zur Wiedererweckung des schlummernden Lebens bis zur Ankunft eines Arztes zu treffen. Eine alte Vorschrift in der Medizin wollte den Aerzten frei geben, in Fällen unaufhaltsamen Todes Mittel zu gebrauchen, welche den Todeskampf erleichtern. Ein solches Unternehmen ist nicht nur pflichtwidrig und ungesetzlich, sondern auch irreligiös, da es Beruf des Arztes und Mitmenschen ist, das Leben Anderer zu erhalten und das Gegentheil nicht nur freiwillige Tödtung hieße, sondern auch ein Eingriff in die unwandelbaren Rechte des allmächtigen Schöpfers wäre. *μ.*

Tod, der bürgerliche. Wie die physische Persönlichkeit eines Menschen erlöschen kann durch (physischen) Tod, so kann auch die bürgerliche Persönlichkeit, das Anerkanntseyn als ein mit gewissen Rechten ausgestattetes Wesen, erlöschen durch bürgerlichen Tod. Dieses ist der Fall, wenn irgend ein Ereigniß eintritt, welches den Verlust der, an die bürgerliche Persönlichkeit geknüpften, Rechte zur Folge hat; z. B. lange Abwesenheit von der Heimath, ohne daß Etwas von dem Abwesenden bekannt ist; dann besonders aber als Folge eines Straferkenntnisses. Die Nachtheile des bürgerlichen Todes bestehen darin, daß die Ehe des Betreffenden für aufgelöst angesehen, seine Verlassenschaft für eröffnet erklärt u. den gesetzlichen Erben ausgehändigt wird; auch hat der bürgerliche Todte nicht mehr das Recht eine Bestimmung darüber zu treffen, er kann nicht mehr erwerben, nicht vor Gericht erscheinen, keinerlei Verpflichtung übernehmen u. Niemand kann sich gültig für ihn verpflichten. Soll derselbe je noch rechtliche Handlungen vornehmen, so kann dieß nur durch einen Vormund geschehen; wird jedoch der bürgerliche T. über einen Verschollenen erkannt, so muß im Falle seines Zurückkehrens natürlich Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werden. Eine Spur von bürgerlichem Tode findet sich schon in den Einrichtungen der Römer, bei denen man die capitis deminutio in drei Stufen kannte und in Deutschland ging derselbe aus der Acht (s. d.) hervor. Während sich in Frankreich das Institut des bürgerlichen T.s bis jetzt erhalten hat, war dasselbe durch die meisten deutschen Gesetzgebungen schon bis daher bedeutend modifizirt u. die kürzlich veröffentlichten Grundrechte der deutschen Nation heben denselben als Strafe unbedingt auf.

Todaustreibung oder Todaustragung heißt ein Volksfest, welches sich
s den alten Zeiten des Heidenthums herschreibt und bis auf unsere Tage
halten hat. Es wird an dem Sonntage Lätare, der davon auch der Todten-
ntag heißt, gefeiert und hatte früher eine bei Weitem größere Verbreitung.
as ganze Fest ist eine Frühlingsfeier, obschon es noch einer Untersuchung be-
rf, ob der Tod, der dabei ausgetragen wird, ein ursprünglicher, oder erst
rch die christliche Zeit untergeschobener Begriff, statt des Winters, ist. Am
heine wenigstens, in der Pfalz, in den Gegenden zwischen Neckar und Main
d im Odenwalde, wird nur des Sommers und Winters gedacht und der letz-
e, unter Jubelgeschrei der Kinder, nach einem Kampfe, in welchem der in
troh gehüllte Winter von dem epheubekränzten Sommer besiegt wird, seiner
trohkleidung beraubt u. davon gejagt. Dazu werden mancherlei darauf bezügliche
eder gesungen. Anders ist es, wenn man über den Odenwald nach dem innern
anken, dem Spessart und der Rhön kommt. Hier tritt der Tod ganz an die
telle des Winters. Man trägt zu Mitfasten einen Strohmann, wie der Tod
igethan, aufs nächste Dorf und die Empfänger, je nachdem sie die Sache an-
hen, bewirthen die Ueberbringer, oder empfangen sie mit Scheltworten und auch
ohl mit Schlägen. In Nürnberg durchziehen die Bauernmädchen von 7—18
ahren, schön geputzt, alle Straßen der Stadt unter Absingung eines eintönigen
edes, indem sie auf dem linken Arme einen kleinen, offenen Sarg tragen, aus
m ein Leichentuch herabhängt, unter welchem eine Puppe liegt, die dann ins
Wasser geworfen wird. Dieser Gebrauch erläutert merkwürdig den, der früher
Leipzig stattfand, wo im 17. Jahrhundert die öffentlichen Buhldirnen ein
rohernes Bild des Todes, unter einer traurigen Melodie, durch alle Gassen der
tadt trugen und dann in die Parde warfen, damit die jungen Weiber frucht-
ar, die Stadt gereinigt und die Einwohner vor der Pest und anderen ähnlichen
rankheiten bewahrt würden. Aehnliche Gebräuche finden sich in Polen, in der
usitz, in Böhmen u. Siebenbürgen. — Diese Sommerfeier war in uralten Zeiten
ohl ganz allgemein und in einzelnen Dingen verschieden; denn der Mairitt in
chweden, Gothland; der Sommereinzug in Schonen, Dänemark, Niedersachsen
nd England ist ganz derselbe Gedanke, wie die Sommerfeier am Rheine und in
r Pfalz und die Todaustreibung in Franken, Thüringen, Meißen, Schlesien,
öhmen, Polen und Siebenbürgen. In Spanien hat sich etwas Aehnliches in
m wunderlichen Gebrauche erhalten, am Sonntage Lätare eine Puppe, welche
as älteste Weib im Dorfe vorstellt, hinauszuführen, mitten entzwei zu sägen u.
verbrennen: eine Sitte, welche sich auch bei den Kroaten wieder findet. Auch
Italien fand sich eine ähnliche Sommereinholung.

Todesfurcht ist die, jedem lebendigen Geschöpfe eigene, Scheu vor der Ver-
ichtung des Lebens. Sie steht mit der Lebensliebe in engster Verbindung und
t deßhalb nothwendig, kann sich aber bald durch übertriebene Lebensliebe, bald
urch ein böses Gewissen, unter Mitwirkung der Phantasie, zur Todesangst
eigern und als solche, als heftiger, deprimirender Affekt, selbst den Tod herbei-
ühren. Andererseits kann sie aber auch durch ernste Reflexion über das Leben
nd den Tod, besonders aber durch religiöse Gründe so weit gemindert werden,
aß der Mensch und hauptsächlich der Christ in den Stand gesetzt wird, auch
ei kräftigem Lebenstriebe dem unvermeidlichen Tode mit Freudigkeit entgegen
u gehen.

Todeskampf, s. Tod.

Todesstrafe (poena capitalis) ist die, an einem Menschen vollbrachte, ge-
waltsame Entziehung seines physischen Lebens in Fällen, wo er dasselbe nach den
bestehenden Gesetzen (früher auch blos nach Ansicht der jeweiligen Machthaber)
durch Gesinnung oder Handlung verwirkt hat. Die Frage über die Zulässigkeit
oder Unzulässigkeit der T. ist schon vielfach, namentlich in neuerer Zeit, für und
wider aufgeworfen und besprochen worden. Die Gegner derselben führen als
Grund ihrer Unzulässigkeit an, daß dieselbe ungerecht, unnütz und sogar zweck-

widrig sei. Als ungerecht erscheint ihnen die T., indem das Recht, über die Fortdauer seines Lebens zu verfügen, ein unveräußerliches Recht des Menschen sei, weßhalb der in den Staatsverband Tretende ein solches Recht nicht auf die Staatsgewalt übertragen kann. Dieses Argument beruht aber auf der, längst als unhaltbar erkannten, Annahme eines stillschweigend eingegangenen Vertrages zwischen Staat und dessen Bewohnern. Ein weiterer Grund der Ungerechtigkeit scheint ihnen in dem Zwecke des menschlichen Lebens zu liegen, den sie darin allein suchen, daß das Leben dem Menschen zu seiner Vervollkommnung gegeben sei. Allein diesem angenommenen Lebenszwecke scheint wohl, außer anderen, auch das entgegenzustehen, daß es sogar öfter Pflicht des Menschen ist, sein Leben für Andere hinzuopfern. Ein dritter Grund wird endlich darin gesucht, daß es unmöglich sei, die Zurechnungsfähigkeit so darzuthun, daß man es für erlaubt halten könne, eine Strafe darauf zu bauen, die nicht wieder gut zu machen sei. Dieser Grund würde wohl in den meisten Strafbestimmungen eintreten; denn, wer kann wohl dem unschuldig Verurtheilten z. B. die Zeit wieder geben, oder vergüten, die er, seiner Freiheit beraubt, hat hinbringen müßen? — Den Beweis der Zweckwidrigkeit und Nutzlosigkeit der T. sucht man theils durch einzelne Beispiele, daß nämlich Einzelne Verbrechen begangen haben, um den Tod zu erleiden, oder, daß während einer Hinrichtung selbst ein Verbrechen verübt worden ist; theils durch die Gründe zu führen, daß eine lebenslängliche Sklaverei eine furchtbarere Strafe, als der Tod, sei; daß oft Menschen, um eines geringen Nutzens wegen, ihr Leben in Gefahr bringen und daß die Vollstreckung der T. unzeitiges Mitleid erwecke, oder das Volk an blutige Schauspiele gewöhne. Diesem läßt sich wohl entgegenstellen, daß die Furcht vor dem Tode wohl immer das stärkste Abschreckungsmittel bleiben wird und daß, wenn eine Freiheitsstrafe so hart seyn sollte, daß sie ein noch größeres Abschreckungsmittel bilden sollte, dieselbe nur gleich einer langsam vollzogenen T. angesehen werden könnte. Jedenfalls muß bei der Entscheidung der Frage über die Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit der T. immer auch die Erfahrung zu Rathe gezogen werden und diese hat bis jetzt für die Beibehaltung derselben gesprochen; denn in allen Staaten, wo dieselbe eine Zeit lange abgeschafft war, wie z. B. in Oesterreich, Toskana ꝛc., ist dieselbe wieder eingeführt worden. — So mannigfaltig, wie die Bildungsstufen der Völker, waren auch die T.n, welche sie über diejenigen, die als Verbrecher gegen die Gottheit oder die Staatsgesellschaft erklärt waren, verhängten. Die alten Perser erstickten große Verbrecher in Asche. Die Israeliten waren überreich an grausamen Strafen: Hängen, Kreuzigen, Steinigen, Verbrennen, zu Tode peitschen, Kopfabhauen, Entzweisägen, in Abgründe stürzen, mit Dornen zerstechen, Augen und Haare ausreißen, waren bei ihnen gesetzliche Strafen. Die Griechen selbst bestraften den Diebstahl bei Nacht und den, der 50 Drachmen überstieg, mit dem Tode. Ans Kreuz schlagen war bei den Griechen u. Römern eine sehr gewöhnliche Strafe, wobei der Verurtheilte das Kreuz auf den Richtplatz tragen mußte und da entweder an dasselbe genagelt, oder gebunden wurde; ebenso Hängen, Erdrosseln, Kopfabschlagen, in Abgründe stürzen, Vergiften (besonders in Athen), lebendig begraben, in Säcken ins Wasser werfen (Vatermörder in Rom mit einem Affen, einem Hahn und einer Schlange), den wilden Thieren vorwerfen (in Rom). Im Mittelalter kam das Rädern auf, Leibaufschneiden, Herzherausreißen und ums Gesicht schlagen (für Hochverrath, dessen Begriff aber sehr unbestimmt war, daher die Strafe oft den traf, der seinem unglücklichen Herrn treu geblieben war), an wilde Pferde oder Stiere oder Hirsche binden und zu Tode schleifen. Dabei waren die Strafen des Mittelalters ganz in der Willkür des Richters und die höchsten Strafen wurden oft für die kleinsten Vergehen angewandt. So wurde 1444 Jobst Findeker in Nürnberg mit seinem verfälschten Safran verbrannt; 1456 zwei Andere, ebenfalls wegen Waarenverfälschung, verbrannt; eine Frau aber, die dabei behülflich war, lebendig begraben. 1440 wurden in Paris zwei Frauen wegen Diebstahl lebendig begraben und eine ähn-

liche Strafe, nämlich die des lebendig Einmauerns, traf im Mittelalter auch Ordensleute beiderlei Geschlechts, welche ihre Gelübde brachen. — Was die Eintheilung der T.n in einfache u. geschärfte (qualificirte), betrifft, so werden erstere jetzt nur noch durch Enthaupten, Erschießen und Hängen vollzogen; letztere, welche in Rädern, Verbrennen, Viertheilen 2c., bestanden (innerlich geschärfte T.n) kommen gar nicht mehr vor und wo eine Schärfung überhaupt noch stattfindet, ist sie nur eine äußerliche, wie z. B. Schleifung des Verbrechers auf die Richtstätte; in Frankreich Hinausführen im Hemde mit umschleiertem Haupte; dann Aufstecken des Kopfes auf einen Spieß 2c. In Deutschland ist die T. in allen den Ländern, wo die Grundrechte deutscher Nation bereits gesetzliche Geltung haben, mit einziger Ausnahme des kriegsrechtlichen Zustandes, völlig abgeschafft.

Todsünde, s. Sünde.

Todte Hand (Manus mortua), auch Mortuarium, oder Haupt- und Sterbefall, heißt das Recht eines Leib- oder Gutsherrn, auf den Todesfall seines Leibeigenen und Gutsunterthanen aus dessen Nachlasse dasjenige zu fordern, was ihm vor den Erben nach Gesetz oder Herkommen gebührt. Der Betrag dieses Erbtheils ist eben so verschieden, als die Bezeichnung dieses Rechts in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. — Im kanonischen Rechte versteht man unter t. H. jene geistlichen Corporationen, die ihre Güter nicht veräußern dürfen. Hieher gehören die Besitzungen der Klöster u. insbesondere der Mendikanten-Klöster, welche entweder gar nicht, oder nur äußerst schwer in den Verkehr gebracht werden konnten. Auch begreift man hierunter überhaupt die kirchlichen Stiftungen.

Todtenbestattung, s. Bestattung.

Todtengericht, war in der ägyptischen Stadt Memphis üblich und versagte dem Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß, wenn er z. B. unbezahlte Schulden hinterlassen hatte. Die Briten haben eine ähnliche Gerichtsart, wenn eine Person gewaltsam verstorben ist. Den Fall untersucht dann der Coroner mit 12 Geschworenen und spricht sich mit solchen über die Natur des Todes aus, bekümmert sich aber nicht um das Schuldenwesen, oder um die Moralität des Verstorbenen.

Todtenhaus, s. Leichenhaus.

Todten-Officium (officium defunctorum), besteht aus Vesper, Matutin und Laudes; dasselbe ist sehr alt, der Verfasser aber unbekannt; es wird theils nach besonderen Fundationen, theils auch nach Herkommen, bei Anniversarien, Quartal-Seelenämtern und Exequien, jedoch gewöhnlich mit einer Nokturn, verrichtet. Am Allerseelentage muß jeder Geistliche solches beten. Dasselbe wird am Allerseelentage, am Begräbnißtage, am Anniversartage begangen und hienach finden auch einzelne Abweichungen statt. An den beiden ersten gilt dasselbe als ein officium duplex, sonst als simplex.

Todtentanz. Es ist unbekannt, wann eigentlich die Versinnbildlichung des Todes als Gerippe aufgekommen ist; noch mehr aber, wann man zu größerer Versinnlichung der Allgemeinheit des Todes diesen mit dem Menschen als ein tanzendes Paar dargestellt habe. Diese bildlichen Darstellungen waren Anfangs sehr einfach und wurden an die Mauern der Kirchen, Schlösser, Häuser und Brücken gemalt, in Stein gehauen, in Holzschnitten oder Kupferstichen abgebildet und mit oder ohne Beschreibung bekannt gemacht. Von den in Stein gehauenen T.en sind und waren die bekanntesten: 1) der T., welcher sich in der Hauptkirche zu Annaberg in Sachsen über der Sakristei befindet; 2) der leider untergegangene T., welcher an dem, zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgebrannten, Schlosse des Herzogs Georg von Sachsen zu Dresden angebracht war. Unter den gemalten T.en waren die berühmtesten jene zu Basel und zu Bern. Ersterer, früher auf dem Predigerkirchhofe in der Vorstadt St. Johann zu Basel befindlich und in der Nacht des 6. August 1805 muthwillig zerstört, wurde zur Zeit des Baseler Conciliums (1431 — 48), als die Pest dort eine Menge Menschen wegraffte, in Fresco gemalt, um an die damals herrschende, keinen Stand ver-

schonende, große Sterblichkeit zu erinnern. Der Künstler, welcher diesen T. auf Befehl des Baseler Rathes gemalt hat, ist unbekannt und irrig ist die Meinung, daß es Hans Holbein gewesen sei. 1489 ließ der Rath zu Basel das Bild durch Hans Bock erneuern und Hans Hugo Glauber oder Kluber frischte es 1568 auf und fügte sein eigenes Porträt, wie das seiner Frau und eines seiner Söhne, bei. Dieser Baseler T. ist von Joas Dennecker (1544) und von Merian d. ä. (1621) in 44 Blättern in Kupfer gestochen worden. Außerdem fanden sich noch gemalte T.e: an dem Auerbachshofe zu Leipzig, an dem Hornischen Hause zu Freiberg und noch heutzutage bewahrt eine Kapelle der Marienkirche zu Lübeck einen T., der 1463 vollendet wurde und auf dem Figuren aus allen Ständen vom Kaiser an sich befinden. Auch zu Erfurt im Waisenhause und auf dem Kirchhofe des ehemaligen Dominikanerklosters in Landshut, dann zu Straubing in der Gruft- und Seelenkapelle auf dem Friedhofe St. Peter, findet man solche Gemälde. Näheres über diesen Gegenstand siehe bei „Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und in den Niederlanden". C. P.

Todtenuhr, s. Borkenkäfer.

Todte Winkel heißen in der Fortifikation diejenigen Räume, die vom direkten Feuer eines Befestigungswerkes nicht getroffen werden können, wie z. B. die Gräben vor einem geradlinigen Erdwalle. Man vermeidet sie durch Flankirung, oder, wie im Tenaillentracé Montalembert's, durch Casematten.

Todtes Meer, ein merkwürdiger Landsee in Palästina, im Paschalik Damask (asiatische Türkei), also genannt, weil kein lebendes Wesen in demselben sich erhalten kann, auch Asphaltsee, weil er Erdpechquellen hat; ist durch unterirdische Feuerausbrüche entstanden und liegt in einer Ebene, die auf der Ost- und Westseite von hohen Bergen begränzt ist und deren Boden aus Sand und Salz besteht, unter welchen man tiefer eine Lage von stinkendem, schwarzem Peche findet, daher hier keine andere Pflanze, als Kali, fortkommen kann. Der See ist 12 Meilen lang, 3 Meilen breit und nimmt außer dem Jordan noch einige Bäche auf. Das Wasser desselben ist hell und nicht dick, aber äußerst gesalzen und eckelhaft von Geschmack. Von dem Grunde des See's steigt zu gewissen Zeiten in ziemlicher Menge Asphalt oder Erdpech, auch Judenpech genannt, auf, das sodann von dem Winde an's Ufer geworfen, von den Arabern eingesammelt, verkauft und zu mancherlei Gebrauch verwendet wird. Dieser See hat keinen Abfluß; das Wasser, das ihm zuströmt, geht wieder durch die starken Ausdünstungen fort, welche durch die Hitze des, hier noch ganz gewiß vorhandenen, unterirdischen Feuers erzeugt werden und die Luft umher vergiften. Daher auch die Dampfsäulen, die von Zeit zu Zeit in demselben aufsteigen. Er wirft auch zuweilen Schlacken, schwarze Steine, wahre Lava aus. Er heißt auch das Meer Sodom und Amur, weil hier, in dem schönen Thale Siddim, die Städte Sodom und Gomorrha rc., gestanden haben, die, nach der mosaischen Geschichte, durch einen Schwefelregen in Asche gelegt und in den Abgrund versenkt wurden. Man nennt ihn auch Lot's See, weil Lot's Weib hier in eine Salzsäule soll verwandelt worden seyn.

Todtschlag, s. Tödtung.

Tödtlichkeit, s. Letalität.

Tödtung. Das Recht des Menschen auf sein Dasein, oder auf Leib und Leben, ist das erste, dessen Schutz der Staatsgesellschaft obliegt. Dieser Schutz selbst aber ist ein doppelter. Zunächst muß das Bestreben dahin gerichtet seyn, zu verhindern, daß jenes Recht gefährdet werde. Die Gesetze müssen darüber wachen, daß Niemand einen Beruf, der sich mit dem leiblichen Wohle beschäftigt, ausübe, bis er nachgewiesen hat, daß er die Fähigkeiten und Kenntnisse besitze, die dazu erfordert werden und daß ein Solcher den Pflichten genüge, welche er mit der gestatteten Ausübung dieses Berufs übernimmt. Ferner muß die Gesetzgebung den freien Verkehr mit bestimmten gefährlichen Stoffen, als Gift, Schießpulver u. s. w., so wie das Tragen heimlicher, gefährlicher Waffen so beschrän-

:en, daß die Gefahr für Leben u. Gesundheit abgewendet wird und für Aufrechthaltung dieser Vorschriften Sorge getragen werde. Reissende Thiere müssen ausgerottet werden und wenn Jemanden gestattet wird, solche Thiere zu besitzen, so müssen Vorkehrungen getroffen werden, sie unschädlich zu machen. Bei Aufrichtung von Bauwerken müssen Vorkehrungen getroffen werden, die gegen Gefahren schützen u. s. w. Außerdem muß der Staat jenes oberste Recht dadurch schützen, daß er gesetzgebend willkürliche Verletzungen desselben mit Strafe bedroht. Der **Mord**, die T. aus Ueberlegung und Willkür, den schon die mosaische Gesetzgebung mit dem Tode bedrohte, wird noch jetzt mit der extremsten Strafe, mit dem Tode, bestraft. (Vgl. übrigens unsern Artikel „Todesstrafe“.) Der sogenannte Todtschlag, die T. im Affekt, welche in früherer Zeit gleichfalls mit dem Tode bestraft zu werden pflegte, wird jetzt mit lebenswieriger oder zeitlicher Freiheitsstrafe geahndet. Nach dem Strafgesetzbuche des Königreichs Bayern soll der, der ohne Ueberlegung u. Vorbedacht, in aufwallender Hitze des Zorns, eine lebensgefährliche Handlung wider den Andern beschließt und ausführt, bei erfolgtem Tode des Beschädigten zur Strafe des Zuchthauses auf unbestimmte Zeit verurtheilt werden. Hat jedoch der Getödtete selbst durch unerlaubte Beleidigungen oder Beschimpfungen den Todtschläger zum Zorne gereizt, oder befand sich der Todtschläger, ohne sein Verschulden, im Zustande des nicht alle Zurechnung aufhebenden Rausches, so soll die Strafe auf acht- bis zwölfjähriges Zuchthaus gemildert werden. Das sächsische Gesetzbuch ahndet eine, ohne Vorbedacht in aufwallender Leidenschaft verübte, T. mit acht- bis zwanzigjährigem Zuchthaus ersten Grades: eine Strafe, die bis auf vierjähriges Arbeitshaus gemildert werden kann, wenn der Getödtete durch besonders schwere Beleidigungen oder thätliche Mißhandlungen den Thäter zum Zorne reizte und dieser dadurch auf der Stelle zur That hingerissen ward. Im Wesentlichen stimmt damit das Strafgesetzbuch von Württemberg überein. Der hessische Coder verfolgt den, der ohne Vorbedacht im Affekt den Entschluß zur T. eines Andern faßt und ausführt, mit Zuchthaus von 8 — 16 Jahren, läßt jedoch „unter besonders erschwerenden Umständen“ lebenswieriges Zuchthaus zu, auf welches besonders dann zu erkennen sei, wenn die That von dem Urheber eines Raufhandels, oder an Blutsverwandten in auf- oder absteigender Linie, an dem Bruder oder der Schwester, oder von einem Ehegatten an dem andern, oder an einer Schwangern, deren Zustand dem Thäter bekannt gewesen, oder an einem im Dienste befindlichen öffentlichen Beamten verübt worden sei, während es auf der andern Seite gestattet, nur auf Correktionshausstrafen von 1 — 8 Jahren, wobei es auf den Grad des Affektes, die erste Veranlassung und auf die Größe und Ungerechtigkeit der Beleidigung oder Mißhandlung ankomme, zu erkennen; wenn der Getödtete ohne alle oder genügende Veranlassung durch schwere Beleidigung, oder thätliche Mißhandelung des Thäters oder naher Angehörigen dessen Affekt hervorgerufen habe und die That unmittelbar gefolgt sei. In weiterer Abstufung wird die T. aus Fahrlässigkeit, die wir schon in der mosaischen Gesetzgebung beachtet finden (der Schuldige mußte vor dem Bluträcher, dem das Recht der T. zustand, in eine der sechs Freistädte fliehen und da bis auf den, die Blutrache auslöschen, Tod des Hohenpriesters bleiben, indem, wenn er sonst die Gränze überschritt, er dem Bluträcher verfallen war), mit geringerer Freiheitsstrafe geahndet. Die Frage, ob der strafbar handle, der einen Nebenmenschen darum tödtet, weil dieser es wünscht oder fordert, ist, durch die neuesten Gesetzgebungen praktisch entschieden u. bejaht, gleichwohl noch Gegenstand der wissenschaftlichen Discussion. — Zu allen Zeiten u. bei allen Völkern wurde der frevelhafte Raub des höchsten Gutes, des Lebens, als eine schwere Missethat angesehen und von dem Gesetze verfolgt, aber die Geschichte aller Zeiten und Völker lehrt auch, daß häufig solcher Frevel ungestraft blieb, oder gar seine Belohnung fand; daß Tyrannei, Despotismus, Blutdurst das Gesetz verhöhnte und mit Füßen trat; daß die Politik ungescheut den Dolch führte und sich *erlaubte*, *was* das Gesetz verbot, etwa dessen Formen

mißbrauchend, um die Schandthat zu verschleiern. Noch die neueste Zeit wurde auf solche Art geschändet.

Tököli, Emmerich, Graf von, aus einem altberühmten ungarischen Geschlechte, das seit Matthias Corvinus mehre bedeutende Krieger geliefert, war geboren 1657, stand seit 1678 an der Spitze der ungarischen Malcontenten u. verglich sich mit dem Kaiser unter der Bedingung, daß Leopold in T.s Vermählung mit Helena Zrinyi, verwittwete Rakoczy, willige. Der Kaiser gab seine Zustimmung. Die Vermählung hatte statt 1682; aber T. unterhandelte zugleich mit den Türken. Als der Türkenkrieg ausbrach 1683, vereinigte er sich mit den Osmanen und wurde von ihnen zum König von Mittelungarn ernannt. Als das Kriegsglück sich für die Türken ungünstig wendete, wurde Helena Zrinyi in Munkacz belagert; sie vertheidigte sich 3 Jahre, endlich wurde sie durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Noch einmal lächelte T. das Glück; er eroberte Siebenbürgen, wurde aber bald wieder durch Ludwig von Baden hinausgejagt. — Die Türken, statt ihrer eigenen Ungeschicklichkeit zu zürnen, schlugen T. in Fesseln; dieß erschütterte seine Partei. Viele traten zum Kaiser über und, obschon T. bald wieder freigelassen wurde, konnte er keinen großen Anhang mehr sammeln. In der Schlacht von Zenta, 1697, in der Prinz Eugen die Macht der Türken brach, war T. auf der Seite des Sultans. Er floh mit seinem Gefolge nach Belgrad und hat den ungarischen Boden nie mehr betreten. Er lebte mit seiner Frau, die gegen den General Häusler war ausgewechselt worden, nach dem Frieden von Karlowitz in Konstantinopel; später, verwiesen, in Nikomedien, wo er 1705 am 17. September starb. Ueber seinen letzten Aufenthalt in der Türkei vergleiche man das ungarisch geschriebene Tagebuch seines Sekretärs Komácomy, welches Graf Johann Mailath herausgegeben hat. Mailáth.

Tölken, Ernst Heinrich, ein namhafter Kunstkenner und Kritiker, geboren 1785 zu Bremen, studirte zu Göttingen und ward daselbst, nach einer Reise nach Rom mit Otto von Stackelberg, Lehrer der Alterthumswissenschaften und wirkt seit 1816 als Professor, Sekretär der Kunstakademie und Direktor des Antiquariums beim Museum in Berlin mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes. Seine Schriften sind gründlich und klar. Außer vielen Abhandlungen für Zeitschriften: „Ueber Mythologie als Religionsgeschichte des klassischen Alterthums" (1812); „Ueber das Basrelief" (1815); „Ueber das Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie" (1822); „Berliner Kunstblatt" (mit Förster 1828 bis 29); „Der protestantische Geist aller wahren Kunst" (1839).

Tölz, schöner Marktflecken in Oberbayern, an der Isar, und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes und einer Salzfaktorei. Lateinische Schule, Armen- und Krankenhaus, Franziskanerkloster, 3700 Einwohner. Die hiesigen Brauereien liefern ein sehr gesuchtes Produkt, das weithin verführt wird. Außerdem fördern den Nahrungsstand des Ortes die Pferdezucht, der Handel mit Vieh, Holz, Holzwaaren, die Floßfahrt nach München und die benachbarten Marmorbrüche. Die Höhe des Calvarienberges bei T., welche mit einer stattlichen, zweithürmigen Kirche gekrönt ist, gewährt eine schöne Aussicht. — T. erhielt sein Marktrecht von Kaiser Ludwig dem Bayer. Im dreißigjährigen Kriege wurde es von den Schweden erstürmt, aber durch die tapfern Bürger unter ihrem Pfleger Crivelli, im Verein mit den Bauern von Länggries und Hohenburg, dem Feinde bald wieder abgenommen. 1705 waren die T.er mit bei dem Zuge der Landesvertheidiger nach München, welchen die Niederlage bei Sendling so unglücklich beschloß. Im Jahre 1742 wurde der Marktflecken von den Panduren unter Trenk geplündert. 1809 sammelte hier der Oberst Graf v. Arco seine Truppen zu dem Zuge gegen die Tiroler. mD.

Tönnistein, auch Tönnstein im Kreise Maien im Regierungsbezirke Coblenz der preußischen Rheinprovinz, besitzt einen Sauerbrunnen, Tillerborn genannt, dessen Wasser schon von den ältesten Balneographen gerühmt wird. Dasselbe kommt in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften, sowie in seiner Wir-

weise auf den menschlichen Körper, dem Selterserwasser (s. d.) sehr nahe
wird darum auch in allen den Fällen gebraucht; nebenbei dient es zum an-
nehmen Getränke und als Zusatz zum Weine. Es wird nur versendet. μ.

Töpfer, Karl, ein bekannter Lustspieldichter und Belletrist, geboren 1792 zu
in, ging nach tüchtiger Bildung zum Theater und war thätig zu Strelitz,
ien, Brünn und am Wiener Burgtheater. Nebenbei schrieb er einige Dra-
: „Der Tagesbefehl, Der Empfehlungsbrief, Der beste Ton" und andere, die
fällig aufgenommen wurden. Daher verließ er 1820 die Bühne und lebte
dem in Hamburg. Seine Lustspiele sind gut angelegt, rasch und lebendig
chgeführt und nicht ohne Witz und Humor, besonders „Hermann und Doro-
a; Die Brüder Forster; Der reiche Mann, oder die Wasserkur; Die Einfalt
Lande; Karl XII. auf der Heimkehr; Die Zurücksetzung" u. s. w. Nicht
z so interessant sind seine heiteren Erzählungen: „Der Herr im grünen Frack;
r Kobold und Peter Meffert; Der lebende Todte" u. a. m.; „Erzählungen
Novellen", 2 Bde. 1842; „Lustspiele", 6 Bde., 1839—1843.

Töpffer, Rudolph, geboren zu Genf 1799, trat, nachdem er seine wissen-
aftliche Ausbildung vollendet hatte, als Professor der Aesthetik an der Genfer
demie ein und blieb in dieser Stellung bis an das Ende seines Lebens. Die
en künstlerischen Versuche, mit denen er vor das Publikum trat, sind Romane
Bildern, denen zur Erläuterung kurze Unterschriften beigegeben werden. Schon
the wurde auf diese Bilderromane aufmerksam und ließ sich von ihnen seine
ten Lebenstage erheitern. Es sind im Ganzen sechs, von denen zwei: „Histoire
Mr. Jabot" und „Histoire de Mr. Crépin" in zweiter Auflage erschienen
. Diesen Arbeiten folgten die „Voyages en Zig-Zag", ebenfalls mit Zeich-
gen versehen, theils Landschaften, theils Scenen aus dem Leben darstellend.
s Fach der Novelle behandelt T. in seinem „Le Presbytère", einer meister-
en Schöpfung, die auch wegen der überraschenden Kenntniß der französischen
ndarten, die der Verfasser an den Tag legt, bemerkenswerth ist. Diese Kennt-
bestimmte Sainte-Beuve, das Werk T.s der Pariser Akademie zu empfehlen,
it sie es bei ihrer Geschichte der französischen Sprache berücksichtige. Graf
ier de Maistre, Verfasser der geistreichen „Voyage autour de ma chambre"
te ihn in die literarische Welt ein. Durch seine Vermittlung geschah es, daß
Herausgeber einer Pariser Zeitschrift T. um Novellen für sein Feuilleton bat.
r Dichter schickte die „Nouvelles genevoises" und wurde plötzlich bekannt und
hmt. Auch in Deutschland haben diese Schilderungen, von Zschokke einge-
t, zahlreiche Freunde gefunden. Dem Vernehmen nach wird eine Uebersetzung
anderen Werke T.s, der „Bibliothèque de mon oncle" u. s. w. gegenwärtig
bereitet. In den späteren Arbeiten des gemüthlichen Schriftstellers macht sich
e allmälige Umwandlung bemerklich. Hatte T. in seinen ersten Schilderungen
ch joviale Laune, durch die heiterste und gutmüthigste Geisselung menschlicher
hwächen und Thorheiten, den Namen des Genfer Demokrit verdient und er-
ben, so verschwand dieser Zug später mehr und mehr, um einer ernstern
immung Platz zu machen. Namentlich machte sich ein religiöses Element über-
gend geltend. Dies gilt vorzüglich von seiner Novelle „Rose et Gertrude".
8. Juni 1846 starb T. in Genf, von seinen Mitbürgern und vielen Freunden
der Ferne lebhaft betrauert. In deutscher gelungener Uebersetzung erschien seine
velle „Rose und Gertrud", Berlin 1846.

Töpferkunst, die, war schon im höchsten Alterthume bekannt und wurde
entlich von den Griechen und Römern mit vielem Geschmacke und in einem
ade von Vollkommenheit geübt, welchen unsere Zeit nicht mehr kennt. Die
pferei liefert besonders zwei Classen von Thonwaaren: die erdigen und
glasigen. Die ersteren haben einen erdigen, glanzlosen Bruch, völlige Un-
chsichtigkeit und poröse Beschaffenheit der Thonmasse gemein. Die Hitze wird
Brennen nur so weit gesteigert, daß der Thon die nöthige Festigkeit erlangt,
e in Verglasung überzugehen; diese wird durch einen glasartigen Ueberzug,

die Glasur, ersetzt. Arten der erdigen Thonwaaren sind: Gewöhnliche Mauersteine, Dachziegel, Gemeines Töpfergeschirr aus mehr oder weniger rothbrennendem Thon und mit Glasur (gewöhnlich Bleiglasur); Fayence, aus nicht weiß brennendem Thon, aber mit undurchsichtiger, weißer Zinnglasur bedeckt; Steingut (s. d.), aus weißbrennendem Thon und mit vollkommen durchsichtiger farbloser Bleiglasur; Thönerne Pfeifen, von weißem Thon ohne Glasur. Die glasigen Thonwaaren haben zu Kennzeichen glasigen, glänzenden Bruch, Durchscheinbarkeit an den Kanten, und Unfähigkeit, Wasser einzusaugen. Die Hitze steigt hier beim Brennen so hoch, daß der Thon eine anfangende Schmelzung der Theilchen erleidet. Die Masse gibt beim Anschlagen einen hellen klingenden Ton. Die Glasur ist nicht nöthig, wird aber des schönen Ansehens wegen aufgetragen. Arten der glasigen Thonwaaren sind: die holländischen Klinker, feuerfeste Steine, Schmelztiegel, Steinzeug aus weiß oder braun brennendem Thon und mit Kochsalz glasirt, Wedgwood-Geschirr, Porzellan (s. d.), sowohl ächtes als Frittenporzellan.

Törring, Joseph August, Graf von, aus einem alten, in Bayern begüterten Geschlechte, geb. zu München d. 1. December 1753, studirte zu Ingolstadt, wurde 1773 kurfürstlich bayerischer Hofkammerrath, 1779 Oberlandesregierungsrath, legte diese Stelle 1785 nieder und übernahm 1789 das Amt eines Landesdirektionspräsidenten, welches er ebenfalls 1801 wieder aufgab und von dieser Zeit an als Privatmann lebte, bis er 1817 Präsident des Staatsrathes mit dem Range eines Staatsministers und bayerischer Reichsrath wurde. T., der auch Ritter des St. Georgs- und Großkreuz des Civilverdienstordens war, starb zu München den 9. April 1826. Er ist der Verfasser der beiden Dramen: „Agnes Bernauerin", ein Trauerspiel, München 1780 und Mannheim 1791; „Kaspar der Thoringer", Klagenfurt 1785. Beide Stücke, Nachbildungen von Göthe's „Götz von Berlichingen", zeichnen sich durch inneres Leben und treffliche Diction aus und haben sich daher bis in die Gegenwart auf der Bühne erhalten. C. P.

Toga, war bei den Römern ein wollenes, rundes nur am obern Theile offenes, sonst aber durchaus geschlossenes Oberkleid ohne Aermel, welches, über den Kopf geworfen, den ganzen Menschen einhüllte, doch so, daß der rechte Arm, um Freiheit damit zu haben, bei der obern Oeffnung hinausgestreckt wurde, der linke Arm aber den untersten linken Saum aufhob, wodurch diejenigen Falten veranlaßt wurden, die sie die Schoos (Sinus) nannten. Die gewöhnliche Farbe dieses Kleides war weiß (toga alba), doch wurde sie bisweilen mit einer gewissen Gattung Kreide glänzend gemacht (toga splendens) u. dergleichen zogen die Bewerber um ein öffentliches Amt an; bei öffentlicher und Privattrauer wurde eine schwarze (toga pulla) angezogen. Außerdem gab es eine (toga praetexta), mit einem vorgeschossenen Purpursaume wie solche die Oberpriester, alle hohen Obrigkeiten, die Obrigkeiten in Pflanz- und anderen Städten und endlich die Rathsherren zu Zeiten der römischen Spiele trugen (toga picta, palmata), mit Gold und Purpur gestickt, wahrscheinlich waren Palmzweige eingestickt und diese trugen die Feldherren bei einem Triumpheinzuge u. a. Auch jetzt ist T. noch ein Ehrenkleid des Papstes, das er bei der Krönung trägt.

Toggenburg, eine große Landschaft im Canton St. Gallen, südwestlich vom Canton Appenzell, welche zwei Bezirke, Ober- und Unter-T., ausmacht. Sie war vormals eine Grafschaft und ihre Herren waren sehr mächtig; später, seit dem Jahre 1468, doch mit vielen Freiheiten, dem Abt von St. Gallen untergeben, seit 1803 aber dem Canton St. Gallen zugetheilt. — T. ist ein zwölf Stunden langes und größtentheils sehr schmales Thal, das sich in der Gegend von Wyl öffnet und von da der Thur nach aufwärts steigt, die in demselben entspringt und durch Bäche, die von allen Seiten herabstürzen, vergrößert wird. Es wird umgeben: westlich Anfangs von der Allmannskette, dann von dem Speer, dem Leistkamm und den Kuhfirsten, nordöstlich von den hohen Appenzellerbergen. Eine

ebirgskette, die vom Säntis gegen die Kuhfirsten hinstreicht und über welche ein Weg geht, trennt das Toggenburg vom Lande Werdenberg. Der tiefer liegende Theil ist voll niedriger Hügel, wo der stark betriebene Feldbau gut gedeiht; hingegen enthält der höhere nur Alpen und Wiesen, die durch ihre Abwechselung mit Gruppen von Häusern und Obstbäumen, mit Bergabhängen, die bald Schlösser, und Waldungen bedecken, einen lieblichen Anblick gewähren. Die übergroße Bevölkerung (man zählt über 48,000 Seelen), deren größter Theil reformirt ist, führt daher, daß die Einwohner sich dem Fabrikwesen gewidmet haben. Es werden viele Zeuge von Hanf, Flachs und Baumwolle verfertigt. In mehren Gemeinden gibt es große Handelshäuser und Manufakturen. Die große Landstraße von St. Gallen und dem Canton Appenzell nach Glarus und dem Wallenstädtersee geht durch das T. und über die Berghöhe bei Wildhaus.

Toise, ein französisches Längenmaß. Die neue T. ist = 2 Mètres (1 Mètre = 443,295,936 Pariser Linien), die alte T. = 6 Fuß à 144 Pariser Linien.

Tokai, Marktflecken in der Zempliner Gespanschaft des Königreichs Ungarn, am Einflusse des Bodrog in die Theiß, mit 5000 Einwohnern, 4 Kirchen, wovon jede einer andern Confession angehört, einem Priestercollegium, einem Kapuzinerkloster und einer Salzniederlage. Der Ort ist berühmt als Entrepot für den Handel mit Tokaier Wein. Der „König der Weine“, das edelste und vortrefflichste Erzeugniß Ungarns, wächst auf einer zwischen der Theiß und dem Bodrog hinziehenden Anhöhe, welche 5 Meilen in der Länge sich erstreckt und den letzten südlichen Abhang der Karpathen bildet. Dieses Weingebirge, dessen höchster Punkt 700′ über der Seehöhe liegt, wird von den Ungarn Hegyalla genannt, und seine Rebenpflanzungen bedecken 48,000 Morgen. Es ist mit den prachtvollsten Kiosk's und Veranda's geschmückt, und an seinem Fuße lagern anmuthige Dörfer und Flecken in großer Menge, so wie auch Preßhäuser u. Kellergewölbe, mehr als 1000 an der Zahl. Die Beschaffenheit des Bodens weist auf vulkanischen Ursprung, auch ist das Gebirge noch der Fundort mehrer Metalle und Halbedelsteine, namentlich von Rubinen, Karniolen, Luchssaphiren und Jaspisen. Das vorzüglichste Erdreich und die beste Lage hat der sogenannte Theresienberg oder Mezes Male (Honigseim) in der Nähe von T., und auf seinen Hängen ist denn auch der Sitz der edelsten ungarischen Traube. Nach Szirmay de Szirma hat Bela IV. hier 1241 die ersten Reben aus Italien und Morea angepflanzt. Der Tokaier ist frei von aller Säure, besitzt einen seltenen Grad Feuer, dabei übertrifft die Proportion seines Alkohols die von jedem andern Weine, und hinsichtlich des Aroma's kommen ihm kaum die italienischen und griechischen Weine gleich. Die Lese beginnt niemals vor dem Ende Oktobers und gleicht einem eigentlichen Nationalfeste, indem viele Tausende aus allen Gegenden des Reiches sich hier versammeln. Man geht mit unendlicher Sorgfalt zu Werke, ganz besonders aber werden die Trockenbeeren behandelt. Nachdem man sie mit größter Achtsamkeit ausgeschieden hat, werden sie in ein Gefäß mit durchlöchertem Boden geschüttet, wo der blos durch den Druck ihres eigenen Gewichtes ausfließende Saft jene ölige Flüßigkeit gibt, die unter dem Namen Tokaier Essenz bekannt ist. Fließt nichts mehr ab, so kommen diese Beeren in ein anderes Gefäß, erhalten einen Aufguß von ordinärem Tokaier Most aus vollreifen Trauben, werden jetzt gepreßt, und das Produkt ist der sogenannte Ausbruch. Aus einer nochmaligen Pressung nach wiederholtem Aufgusse entsteht endlich die dritte Sorte, der Maszlas. Im Durchschnitte schätzt man den jährlichen Mittelertrag der Hegyalla auf 180,000 Preßburger Eimer (der Eimer 36 Wiener Maß haltend). Die Preise haben indessen keinen Maßstab, und sind nur bei gelagerten Weinen minder schwankend. So zahlt man für den Eimer 10 — 20jährigen Tokaier Essenz 60 — 100 Dukaten, für alten guten Ausbruch 40 — 65 Dukaten und für Maszlas von gleichem Alter 15 — 30 Dukaten. mD.

Toledo, Stadt im Königreiche Neukastilien und Sitz des Erzbischofes

Primas von Spanien, bedeckt mit seinen mannichfaltigen, zum Theil verfallenen Häuserreihen die Abhänge eines gegen den Tajo vorspringenden Granitberges, und ist von doppelten Mauern, auf welchen über 100 Thürme stehen, umgürtet. Die Straßen sind eng, krumm, steil, dazu schlecht gepflastert, und nur eine einzige kann mit Wagen befahren werden. Die Gebäude zeigen den verschiedenartigsten Charakter; die Juden, die Römer, die Gothen, die Araber, das Mittelalter und das Roccoco des 18. Jahrhunderts haben im Innern der Stadt ihre Werke zurückgelassen. Unter den Kirchen verdient die Kathedrale besondere Aufmerksamkeit, ein hochberühmtes Bauwerk im spanisch-gothischen Style, eines der prächtigsten Gotteshäuser Spanien's und eines der reichsten der ganzen Christenheit. Das Schnitzwerk im Chore ist von unübertrefflicher Zartheit und Reinheit, die Altäre strotzen von Gold und Silber und der Reichthum des Kirchenschatzes gränzt an's Fabelhafte. Das Festgewand der heil. Jungfrau allein, auf Goldgrund mit Perlen und Edelsteinen gestickt, wird auf mehre Millionen geschätzt, und solcher Kostbarkeiten gibt es noch viele. Die Bibliothek des Domes enthält eine beträchtliche Sammlung arabischer Manuscripte. Die schöne gothische Kirche San Juan de los Reyes kommt zunächst der Kathedrale. Die rund um das Gebäude aufgehängten Ketten sind die der christlichen Gefangenen, welche man bei der Eroberung von Granada in den Kerkern der Mauren fand. Von den übrigen Kirchen waren viele ehedem Moscheen oder Synagogen, und tragen die alte Form fast noch unverändert zur Schau. Im Ganzen hat T. 27 Pfarreien, und vor der Unterdrückung der geistlichen Körperschaften zählte es nicht weniger als 38 Klöster. Für Unterricht und Bildung sorgen eine Universität u. mehre Gymnasien. — Der Alcazar, der alte Palast der maurischen Könige, wie er früher der Palast der Gothenkönige gewesen war, ist auf dem höchsten Gipfel des Stadtberges erbaut und überragt stolz alle Gegenstände ringsum. Karl V. ließ unter dem Gebäude Ställe für 3000 Pferde auswölben. 1710 wurde es von den Engländern und Portugiesen durch Brand zerstört, u. darauf nur nothdürftig wieder hergestellt. Jetzt geben die königlichen Hallen einer Armenkolonie und einer Seidenmanufaktur Raum. Noch sind bemerkenswerth das durch seine maurische Bauart sich auszeichnende Sonnenthor, der weitläufige erzbischöfliche Palast und das schöne Stadthaus. — In den Tagen seines Glanzes hatte T. eine Bevölkerung von 150,000 Seelen, aber davon sind kaum noch 20,000 übrig. Auch die im Mittelalter berühmte Industrie der Stadt ist untergegangen, und was die guten Klingen betrifft, welche hier verfertiget werden, so hat dieser Fabrikationszweig ebenfalls lange nicht mehr die Bedeutung, wie früher. Ueberhaupt zeigt T. allenthalben die Merkmale der Versunkenheit; es ist ein trauriger Aufenthalt, ohne Regsamkeit und gesellschaftliches Leben. — Alten Sagen zufolge soll die Stadt durch die Juden erbaut worden seyn, doch ist wahrscheinlicher, daß die Karthager ihre Begründer gewesen. Die Römer nannten sie Toletum. Zur Zeit der Herrschaft der Gothen in Spanien, war sie die Hauptstadt des Reiches derselben. Noch mehr schwang sie sich unter den Mauren empor; damals war sie einer der vornehmsten Sitze arabischer Gelehrsamkeit und stand in der höchsten Blüthe. 1085 wurde sie von Alphons VI., Könige von Kastilien, erobert. Unter den Städten Kastiliens, welche sich gegen Karl's V. Verletzungen der alten Landesfreiheiten erhoben, trat T. an der Spitze auf, widerstand auch am längsten der Heeresmacht des Kaisers. Don Juan de Padilla, ein edler Toledaner, büßte das Verbrechen, seine Mitbürger zum Kampfe gegen die Tyrannei angefeuert zu haben, mit dem Tode durch das Henkerbeil, und die Rache des königlichen Siegers ging so weit, daß er sogar das Haus seines Gegners bis auf den Grund niederreißen ließ. Die leere Stelle ist aber nach der Anschauungsweise der Gegenwart nicht mehr ein Denkmal der Schande, sondern ein Ehrenplatz für den letzten Vorkämpfer kastilianischer Freiheit. mD.

Toleranz ist das in der Liebe gegründete Benehmen gegen fremde Religions-Genossen, vermöge dessen wir im Zweifel immer das Bessere vermuthen und

ckſichtlich ihrer Abweichung von unſerem Glauben Gott das Urtheil überlaſſen; ch ſolchen, ihrer Religion wegen, weder einen Liebesdienſt verſagen, noch ſie ſſen, noch anfeinden, noch ſie verfolgen, überhaupt Gewiſſensfreiheit gegen ſie en. — Die T. im theologiſchen Sinne kann nach katholiſchen Grundſätzen der Kirche nicht in der Art ſtattfinden, daß man den verſchiedenen, ſich einander widerſtrebenden, Religions-Meinungen u. Lehren beipflichtet, ihnen anhängt, er ſich zu ihnen bekennt, indem ein ſolches Benehmen nicht nur gegen den rchenglauben, ſondern auch gegen die Form u. Verfaſſung der Kirche verſtoßen d auf kirchlichem Boden nur Indifferentismus erzeugen würde. Jede Abichung von dem poſitiven Glauben und der Grundverfaſſung der Kirche würde e Verletzung des eigentlichen kirchlichen Prinzips und, nach Umſtänden, ſelbſt e Zerſtörung deſſelben ſeyn. Die Kirche muß vielmehr überall da, wo ſie den rthum findet, beſonders den formellen, ſchon ihrer Selbſterhaltung wegen mit honung und Liebe und überhaupt innerhalb der Gränzen aller erlaubten Mittel, lche auf die innere Ueberzeugung wirken, zu berichtigen ſuchen; denn T. ſchließt Befugniß nicht aus, daß eine Kirche, beſonders, wenn ſie angegriffen wird, en Lehrbegriff und ihre Verfaſſung vertheidigen, erläutern, mit Gründen erſſen und ſolche in ihrer Reinheit darſtellen dürfe. Uebrigens kann die Kirche che ihrer Genoſſen, welche ihre Glaubens-Satzungen nicht annehmen und der geführten Kirchenzucht ſich nicht unterwerfen wollen, von ihrer Gemeinſchaft sſchließen, keineswegs aber kann ſie gegen dieſelben ihre Glaubens-Lehren mit ßerem Zwang geltend machen, d. h., ſie darf nicht deshalb mit Strafen einreiten, noch fremde Religionsverwandte zum Eintritte in ſie zwingen, oder ſie rch Liſt zum Uebertritte verleiten. Indeſſen ſchließt die Unzuläſſigkeit der T. im ologiſchen Sinne die bürgerliche oder politiſche T. keineswegs aus, lche letztere in dem Rechte der vollkommenen Gewiſſensfreiheit begründet iſt. — ie bürgerliche T., welche allen Kirchengeſellſchaften, deren Religionsbekenntniſſe mit dem Zwecke des Staates vereinigen laſſen, freie Uebung ihrer Religion ſtattet, kann auf dem Gebiete des Staates wohl beſtehen, weil dieſer nur die ligionsverhältniſſe nach Außen und in Beziehung auf den Staatszweck beurılt. Dieſelbe unterſcheidet ſich in die öffentliche und Privat-T. Erſtere trifft das Benehmen des Staates gegen die in ihm beſtehenden Religionsgeſellafien, letztere das Benehmen des einzelnen Individuums gegen Andere, die es andern Glaubens ſind. Rückſichtlich der öffentlichen bürgerlichen Duldung nn der Staat entweder eine Kirche als die herrſchende erklären u. den übrigen eligions-Parteien nur die Uebung ihrer Religion unter gewiſſen Bedingungen ſtatten, oder es genießen ſämmtliche chriſtliche Kirchengeſellſchaften gleiche Rechte. ie bürgerliche T. iſt in allen europäiſchen Staaten, welche Conſtitutionen haben d namentlich in den Grundrechten der deutſchen Nation, unbedingt ausgerochen und ſelbſt Sultan Mahmud II. hat 1838 ein großartiges T.-Edikt erſſen, wonach allen Religionsſekten der freie und öffentliche Kultus geſtattet iſt. · Von Privat-T., d. h. tolerantem Benehmen Einzelner gegen Einzelne, auch r als Poſtulat noch ſprechen zu wollen, wäre in unſern Tagen wohl überflüſſig. dieſer Beziehung hat ein großer Staatsmann, dem gewiß Niemand Hinneigg zur Mode des Tages Schuld gibt, Fürſt Metternich, ſchon vor Jahren den nkwürdigen Ausſpruch gethan: „einem Andern T. gegen ſich zugeſtehen", heißt viel als zu ihm ſagen: „Erlauben Sie gütigſt, mein Herr, daß auch ich auf r Welt bin und andere Anſichten habe, als Sie".

Toll, Karl, Graf von, geboren 1778 in Liefland, ward im Landdettenhauſe zu Petersburg erzogen, trat als Offizier in den Generalſtab und gleitete Suwarow auf dem Feldzuge in Italien und der Schweiz, machte die ldzüge 1805, 1806 und 1808 — 1812 in der Türkei in gleicher Eigenſchaft it und war beim Ausbruche des Krieges 1812 Oberſt. Als ſolchen wählte n Kutuſow zu ſeinem Oberquartiermeiſter und von ihm wurde ein Theil der perationen geleitet, die den Feldzug der Ruſſen 1812, 1813 und 1814 ſiegreich

machten. Nach Kutusow's Tode befand sich T. fast immer im Hauptquartiere des Kaisers Alexander, ward 1812 Generalmajor und 1814 Generallieutenant. Später, nach dem Frieden von 1815, war er Chef des Generalstabes der ersten Armee und begleitete als solcher den General Diebitsch in den Türkenkrieg, ward General der Infanterie, begleitete Diebitsch 1831 nach Polen, focht dort die ersten Schlachten mit, leitete nach Diebitsch's Tode das Heercommando und begann die Umgehung Warschau's, um es vom linken Weichselufer anzugreifen. Als Paskewitsch dort ankam, trat er in seine vorige Stellung zurück, nahm nach Bezwingung der Polen seinen Abschied und lebte als Generaldirektor der Wegcommunicationen und Staatsbauten, General der Infanterie und Generaladjutant des Kaisers in Petersburg; er starb daselbst 1842.

Tollkraut, s. Belladonna.

Tolstoi, Peter, Graf von, geboren zu Moskau um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wurde 1702 von Peter dem Großen als Garde-Kapitän nach Konstantinopel geschickt, um den Frieden mit der Türkei zu unterhandeln. Der Zweck wurde erreicht: T. blieb in Konstantinopel und Peter ernannte ihn 1710 zum Geheimen Rathe. 1712 wurde T. in die 7 Thürme geworfen; 1714 freigelassen, kehrte er nach Moskau zurück, wurde Senator und begleitete Peter I. auf seinen Reisen nach Holland und Frankreich. Von Paris aus sendete Peter I. T. nach Wien u. von da nach Neapel, wo er den Großfürsten Alexis verhaftete und erhob ihn dann zum Präsidenten des Handelskollegiums. 1722 begleitete T. den Czar nach Persien, ward zum Grafen ernannt und verließ Peter den Großen bis zu dessen Tode nicht mehr. Unter Katharina I. blieb er in seinen Würden; aber Peter II., Alexis Sohn, entsetzte ihn derselben, zog seine Güter ein und schickte ihn in ein Kloster, wo er 1728 starb.

Tomaschek, Wenzel Johann, ein talentreicher Componist u. Tonkünstler, besonders auf der Orgel und dem Fortepiano, 1774 zu Skutsch im Chrudimer Kreise Böhmens geboren, kam nach den erhaltenen ersten Vorbegriffen von der Musik, welche ihm sein Vater beibrachte, nach Iglau, wo er an der Minoritenkirche als Sängerknabe aufgenommen wurde und auch das dortige Gymnasium mit vielem Fleiß und Eifer besuchte. Zugleich erhielt er von dem dortigen Organisten und Chorregenten Donat Unterricht im Generalbasse und fand überhaupt Gelegenheit, sich in der praktischen und theoretischen Tonkunst auszubilden. 1798 begab er sich nach Prag, setzte daselbst seine Studien fort und las mit vielem Eifer die besten theoretischen Werke über Musik. Auch sammelte er hier theoretisch-musikalische Werke, copirte Vieles, studirte auf diese Weise die Partituren großer Meister und brachte es dadurch zu einem hohen Grade von Vollkommenheit in der theoretisch-praktischen Musik, besonders aber errang er im Contrapunkte eine wahre Meisterschaft. In der Folge wurde er als Musikdirektor bei dem Grafen von Bucquoy in Prag angestellt. Er hat mehre gute Schüler gebildet, unter welchen vorzugsweise der talentvolle, leider zu früh verstorbene, Worzischek zu nennen ist. T.s vorzüglichste Compositionen sind: Premier concert pour le clavecin, avec accompagnement de grand orchestre. Grand sonate pour le clavecin; Bürger's Leonore, componirt für den Gesang, mit Begleitung des Pianoforte (diese Arbeit verschaffte ihm die Gunst des Grafen von Bucquoy); Seraphine, eine Oper, die 1811 im ständischen Theater zu Prag aufgeführt wurde. Außerdem schrieb er noch mehre treffliche Compositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester, worunter sich besonders eine Messe, dann mehre Sonaten mit und ohne Begleitung auszeichneten.

Tomback ist eine goldähnliche Metallmischung, die sich besonders durch ihre Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit auszeichnet und daher vorzüglich zu kleinen und feinen Arbeiten aus Blech und Draht verwendet wird, so wie zu solchen, die vergoldet werden sollen, da er in der Regel eine röthere Goldfarbe hat, durch die die Vergoldung mehr Schönheit erhält. Die Zusammensetzung geschieht in verschiedenen Verhältnissen, z. B. 52 Theile Kupfer auf 1 Theil Zink; oder 26

pfer, 25 Messing und 1 Zink; 16 Kupfer, 1 Zink und 1 Zinn; 70 Kupfer, Messing u. 1 Zinn. Der Goldschläger-T., aus welchem das unächte Blatt- d verfertigt wird, besteht aus 100 Kupfer und 25 Zink. Nach den verschie- en Zusammensetzungen fällt auch die Farbe verschieden aus und man unter- idet daher gelben, halbrothen und rothen. Der beste wird aus japanischem pfer bereitet.

Tomi, Stadt in Untermösien, von Milesiern gegründet, wurde später die ptstadt der thrazischen Provinz Skythia. Hier soll die Medea ihren Bruder yrtos ermordet und Aeötes die zerstückelten Glieder seines Sohnes begraben en. Hier war es auch, wo der Dichter Ovid (s. d.) im Exil lebte. Der ge Name dieser Stadt ist Tomiswar.

Tomsk, eines der sechs sibirischen Gouvernements, im asiatischen Rußland, hes, am obern Obi und am kleinen Altai gelegen, auf einem Flächeninhalt 13,800 □ Meilen, das 492,700 Seelen absolute und 27 Seelen relative ölkerung hat. Außer den sumpfigen Gegenden der durchziehenden Barabinski- n Steppe ist der Boden, besonders im südöstlichen Theile, gut angebaut. Das vernement zerfällt in 6 Kreise und steht unter einem Civilgouverneur. Haupt- t ist T., am Flusse Tom, unterm 56° 29′ nördl. Breite und 82° 49′ östl. ge, eine schöne Stadt mit blühendem Handel, welch' letzterer hauptsächlich durch vorüberführende große Straße nach der chinesischen Gränze begünstigt ist. häufigsten finden sich daselbst Juchtengerbereien und Zeugdruckereien, vorzugs- se betrieben von Türken, die einen ansehnlichen Theil der 12,000 Seelen be- jenden Einwohnerschaft ausmachen. Außer andern Arten verdient hier Er- nung die Stadt Barnaul, berühmt wegen der ergiebigen Bergwerke im Altai. : ist der Hauptort des gleichnamigen Kreises und gehört zugleich zum Koly- schen Hüttenbezirke, der unabhängig vom Gouvernement T. ist und unmittel- unter dem kaiserlichen Kabinet in Petersburg steht. Die Stadt ist sehr regel- ßig und zierlich gebaut, hat breite und gerade Straßen, mehre Boulevards, ppelalleen, Promenaden ꝛc.; ihre Bevölkerung beträgt 9000 Einwohner, bei n es weder an neuesten Moden, Bällen, Gesang, noch an Interesse für Kunst Wissenschaft fehlt. Hier hat der Statthalter des Gouvernements T. seinen hnsitz, weil er zugleich der Oberbefehlshaber des Hüttenbezirkes ist. Barnaul t fast in der Mitte des Kolywanschen Hüttenbezirkes, der dem Flächeninhalte) der Größe des Königreiches Ungarn gleich seyn möchte. Die verschiedenen e sämmtlicher Gruben, welche auf Gold, Silber, Kupfer und Blei gebaut den, sind in Gehalt, Zusammensetzung und Vorkommen sehr verschieden; zu rnaul concentrirt sich die ganze Gold- und Silberproduktion. Nach den neue- Ukas-Bestimmungen muß der Kolywansche Bergbau jährlich 925 Pud Fein- ber und 25 Pud Gold abliefern. C. Arendts.

Ton (vom griechischen τείνω), Spannung, Schall, Klang der imme, der auf eine Sylbe oder ein Wort gelegte Nachdruck, dann auch die der Empfindung hervorgehende Sprech- oder Schreibweise. Der natürliche den das Gefühl oder der Affekt willenlos erzeugt, schwebt dem innern Zu- de gemäß zwischen dem Höheren und Tieferen, dem Stärkeren und Schwä- en, dem Schreienden und Sanfteren, dem Helleren und Gedämpfteren, und gibt n für sich allein ein treues Abbild der Seele. Die Natur selbst liefert in die- Weise bereits die roheren Grundzüge der Melodie, der Harmonie und des ythmus. Ebenso natürlich bildet sich aber auch der T. zu gegliederten Lauten, Sprache, die nicht blos Gefühle und Affekte, sondern auch Vernunft und stand, die ganze Gestalt des Geistes, in sich aufzunehmen und mitzutheilen nag, demnach den ersten geistigen Zuständen sowohl, wie der ganzen schon er- benen Kultur stets parallel ist und bleibt, und auch schon dieses allgemeinen Klangs wegen eine hervorragende ästhetische Seite hat. Der T., auf wel- die Sprache schwebt, gestattet jeden Ausdruck der Gefühle, der Affekten, der enschaften und alles dessen, was sich irgend auf diese bezieht und, mit der

Sprache vereinigt, auch alle Ideen auf das Bestimmteste berühren kann, so daß selbst in der Sprache als Naturprodukt schon die Grundzüge des Verses, der Declamation und des Gesanges zu Grunde liegen und weiter nichts nöthig ist, als den dargebotenen Stoff durch allseitige Anwendung der Ideen zur Kunst zu vollenden. (Vgl. auch Accent, Declamation.) — In musikalischer Beziehung verstanden zuvörderst die Griechen unter T.: sowohl Klang, Stimmung u. Tonart, als Intervall, Akkord u. System. Wir aber bezeichnen mit dem Ausdruck musikalischer T. überhaupt den bestimmten Schall oder Klang nach dem Verhältniß von Höhe und Tiefe oder die Wirkung gleichmäßig wiederkehrender Schwingungen eines schallenden Körpers in größerer oder geringerer Schnelligkeit auf unser Ohr, insbesondere jedoch jeden einzelnen Klang unseres T.-Systems, auch die ganze T.-Leiter und die T.-Art, endlich die Art des Klanges, welchen die Töne eines Instrumentes oder einer Stimme haben (die Klangart oder Klangfarbe), sogar die Vortragsweise einer Arie. Rücksichtlich ihrer Höhe und Tiefe werden die durch anhaltenden Druck mehr herausgezogenen musikalischen Töne zwar bestimmter aufgefaßt und empfunden als die kurz herausgezogenen Töne der Sprache, allein die menschliche Stimme hat wieder, mit den Instrumenten verglichen, einen mannigfaltigeren, ausdrucksvolleren und überhaupt schöneren T. und je mehr diesem sich der T. eines Instrumentes nähert, um so vollkommener ist derselbe. — Im Meistersange ist T. gleichbedeutend mit Melodie (s. d.). T. in der Malerei ist der in einem Gemälde herrschende Charakter des farbigen Lichts, insbesondere aber wird hier durch T. der Grad des Hellen und Dunkeln bezeichnet. Auch war schon bei den Griechen der Ausdruck τόνος in der Malerei gebräuchlich, den sie nach Plinius zwischen dem Lichte und dem Schatten setzten. Der allgemeine T. eines Gemäldes wird übrigens durch die allgemeine Tinte desselben bestimmt, so daß, wenn jene grau oder gelblich, es der T. ebenfalls ist, dieser aber die herrschende oder Hauptfarbe des Gemäldes ausmacht und zuweilen sogar die Bedeutung von Manier und Styl annimmt. In solcher Beziehung ist T. nichts weiter, als die in irgend einer Zusammensetzung oder Composition vorherrschende Farbe, die Grundfarbe des Ganzen, wie auch in der Musik jedes Stück seinen Grundton hat. Das Durchschimmern eines besondern T.s aber bezeichnet Field als den natürlichen Anfangs-T. des Colorits und nennt denselben Wärme.

Tonart ist im weitern Sinn die Gattung der zu einem Tonstück verbindungsfähigen Töne in Bezug auf den Grundton (die Tonika, s. d.), mit welchem das Stück anfängt und gewöhnlich endet, oder auch der Inbegriff aller Klänge, Intervalle und Systeme, die zu einem und demselben Hauptklange gehören. Diese stufenweise Folge der Töne aber von dem Grundton bis zu seiner Oktave (die Tonleiter), welche zu einer T. verwendet wird, kann so beschaffen seyn, daß sich in dem Hauptakkord entweder die große oder kleine Terz befindet. Im ersten Fall entsteht die große, harte oder Dur-T., im zweiten die kleine, weiche oder Moll-T., so daß T. im engern Sinn die besondere Anwendung der, in der diatonischen Tonleiter befindlichen, Töne zu einer harmonisch-melodischen Tonfolge zu nennen wäre. Da aber die Oktave in zwölf Stufen oder Töne getheilt ist, deren jeder zum Grundton in der harten wie in der weichen T. genommen werden kann, so gibt es in der neuern Musik 24 T.en, die ihren Namen von der Note empfangen, mit welcher sie beginnen, nämlich 12 Dur- und 12 Moll-T.en. Strenger genommen bestehen indeß nur zwei Haupt-T.en, C-Dur und A-Moll, aus welchen sich alle andern ergeben und die sämmtlich zum Ausdruck verschiedenartiger Empfindungen verwendet werden, indem sie durch den Grundton, aus dem sie hervorgehen, einen bestimmten Charakter haben, welcher einer besondern Weise der Empfindung entspricht. Im Allgemeinen bezeichnen die Dur-T.en lebhafte und fröhliche, die Moll-T.en dagegen weiche und traurige Gefühle und Empfindungen. — In der griechischen Musik bedeutet T. ebenfalls den Inbegriff aller Klänge, Intervalle und Systeme, die zu einem und demselben Hauptklange (Grundton, Tonika) gehören. Da aber die Intervalle in jeder T. nach von

Forschungen durch die Symphonie (s. d.) gestimmt wurden, so sind Intervalle der einen T. allen anderen der Größe nach vollkommen gleich. s und Euklides haben 13 T.en angenommen, deren 13 Toniken (Haupt-rundtöne) in den Umfang der Oktave eingeschlossen sind. Die späteren ker nahmen 15 T.en an, deren 15 Toniken eine None ausmachen. Hienach de T. von der nächst höhern und nächst tiefern um einen halben Ton Die Namen dieser 15 T.en sind folgende: Hypodorische, Hypojastische, gische, Hypoäolische, Hypolydische; Dorische, Jastische, Phrygische, Aeolische, Hyperdorische, Hyperjastische, Hyperphrygische, Hyperäolische u. Hyperly-Dem zufolge hatten die Griechen fünf Stamm-T.en: die Dorische, Jastische, e, Aeolische und Lydische (die genannten fünf mittleren) und zehn n, welche sie durch die Worte Hypo (unter) und Hyper (über) von rscheiden. Die Hypo-T.en lagen um eine Quarte tiefer, als die gleich-stamm-T.en, die Hyper-T.en dagegen um eine Quarte höher. Bei der Anwendung aber verlieren die drei höchsten T.en ihr Daseyn, weil sie hen, nur um eine Oktave höher liegenden, Klänge enthalten, als die en, mithin hatten die Griechen nur drei selbstständige T.en. — Die n T.en wurden auch auf den Kirchengesang der ersten christlichen ergetragen. Der heil. Ambrosius (s. d.) wählte indeß vier Tonreihen nnte sie, mit Beseitigung der griechischen Benennungen, den ersten, zwei-n und vierten Ton. Später erhielten sie den Namen authentische e ächten, richtigen T.en, die sich vom Grundton zur Quinte und Oktave ten. Papst Gregor der Große, gestorben 604, behielt diese bei und ver-mit vier anderen Kirchentönen, den sogenannten Plagalischen, welche durch die Versetzung der Tonreihe in die Unterquinte hervorgingen u. Quinte des Grundtons zur Oktave und Duodecime aufstiegen, auch von änderten Richtung (Plaga) wohl ihnen Namen haben. Diese acht gt man die acht Kirchentöne zu nennen, und unter den vier authen-: dorische, phrygische, lydische und myxolydische, unter den vier plaga-er die hypodorische, hypophrygische, hypolydische und hypomyxolydische en. Bald darauf sollen noch zwei authentische T.en, die äolische und und zwei plagalische T.en, die hypoäolische und hypojonische, dazu ge-eyn, worüber jedoch keine weitere Erörterung nöthig scheint, da Gregor : durch die Einführung eines neuen Systems der T.en die sieben Töne e mit den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeich-b, c, d, e, f, g, statt der griechischen Benennungen. Vgl. den Artikel gesang.

ainseln oder Freundschaftsinseln, ein zu Australien gehöriger von 188 Inseln im stillen Ocean, worunter 32 größere von 19° 44′ 32′ südlicher Breite und 200° — 204° östlicher Länge, wurden wenig-Theil 1643 von dem Holländer Tasman entdeckt. Von Cook, der sie 1777 besuchte, erhielten sie wegen der gastfreundschaftlichen Aufnahme, i den Einwohnern gefunden hatte, den Namen Freundschaftsinseln. Das äußerst schön und der Vegetation und Gesundheit sehr zuträglich. Keine t ist ohne süßes Wasser. Die Zahl der Bewohner mag sich auf 200,000 Dieselben sind von mittlerer Größe und wohl proportionirt, kupfer-d zeichnen sich durch freundlichen Sinn, Freigebigkeit, Großmuth, Ehr-d Kunstfleiß vor den andern Südseebewohnern aus; doch herrschte auch die Sitte der Menschenopfer. Die bürgerliche Verfassung der Inseln ratisch-monarchisch. Die meisten derselben stehen unter der Botmäßigkeit schers auf der Insel Tongatabu. Die Bekehrung der Bewohner zum um wurde seit 1820 mit Erfolg durch britische Missionäre betrieben. te der Inseln ist Wawau.

geschlecht, s. Klanggeschlecht.

ika, der erste oder Grundton der diatonischen Tonleiter, die Grund- oder

Haupttonart, die herrschende Tonart eines Stücks auch genannt Grund- u[nd] Hauptton, Prinzipal- und tonische Note und Finalsaite, weil in der Regel m[it] dieser Note vom Baß das Stück geschlossen wird. Der auf der T. ruhende A[k]kord ist allemal der vollkommene Dreiklang (s. d.).

Tonkabohnen, Tunkabohnen (Fabae seu Semen Tonco) sind die Sam[en] des in den großen Waldungen Guarnas einheimischen wohlriechenden To[n]kebaumes (Dipterix odorata Willdenow). Man unterscheidet im Handel zw[ei] Sorten und zwar: holländische T., sie sind länglich, gerade oder auch etwa[s] gekrümmt, 1—1½ Zoll lang, 2—4 Linien breit und enthalten unter der bräun[lich] schwarzen, dünnen Schale einen hellbraunen, öligen Kern von sehr angeneh[men] Geruch und gewürzhaften, beißend bittern Geschmack; ferner englische T., welche kleiner, außen fast schwarz, innen gelblich weiß sind und kräftigern Geru[ch] und Geschmack besitzen; sie stammen wahrscheinlich von dem in Cayenne häufige[n] Baume (Dipterix oppositifolia). Die organische Chemie fand in der T. ei[ne] eigenthümliche Substanz, welche von Gouibourt Coumarin, (der Baum heißt au[ch] Coumarouna odorata Qubl.) genannt wurde. In Amerika benützt man die T. als ein reizendes und schweißtreibendes Mittel, in Europa machen die Homöo[pa]pathen von ihnen Gebrauch; außerdem legt man sie gerne zwischen Schnupftaba[k] um diesen wohlriechend zu machen. C. Arendts.

Tonkunst, s. Musik.

Tonne, kommt als Gewicht-, Getreide- und Flüssigkeitsmaß u. s. w. vo[r]. 1) Das Tun (Ton), ein Gewicht von 20 engl. Centnern (Hundreweights 1 = 11[2] Pfd. Avoir du poids oder Handelsgewicht); als engl. Körpermaß ist die T. à [4] Quartres — ¼ Last; 1 T. Weinmaß = 2 Pipen = 8 Barrels = 252 Gallon[s]. 1 Tun oder Fudder Blei in London und Hull hält 19½, in Rollen 20 Hundred[s], zu Chester 20, zu Newcastle 21 u. s. w. 2) Die Schiffs-T., ein Gewicht od[er] Maß bei Befrachtung der Schiffe und zur Bestimmung ihres T.n-Gehalte[s] (s. Last). 3) Ein Flüssigkeitsmaß (bei Bier, Thran u. s. w.) in Norddeutschland, Dänemark, Schweden u. s. w. In Dresden wird das Gebräude Bier z[u] 24 Faß à 2 Viertel, 4 T., 7 Schockkannen, 280 Visir- und 420 Dresdene[r] Kannen; in Leipzig aber zu 16 Faß à 2 Viertel, 4 T, 300 Kannen Leipzige[r] Schenkmaß gerechnet; in Berlin ein Gebräude = 9 Kufen = 18 Faß = 3[6] T., also 1 Bier-T. = 100 Quart, und in Königsberg beim Biermaß d[ie] Last zu 12 T. à 100 Berliner Quart. Die Last Theer hat ebenfalls 12 T. In Kopenhagen ist 1 Bier-T. = 136 Pott. In Stockholm ist 1 T. flüssiger Waaren = 48 Kannen = 96 Stop = 384 Quartier = 1536 Jungfern. Die Theer- und Pech-T. darf ein Stop kleiner seyn. 4) Ein Getreidema[ß] und Maß für andere trockene Waaren in Norddeutschland, Dänemark, Schwe[den], England, den Niederlanden u. s. w. 5) Ein Feldmaß: in Dänemar[k] ist die T. Hartkorn, je nach Beschaffenheit des Bodens, von sehr verschiedene[r] Größe, circa 4½—8¾ Berliner Morgen. Ein Pflug schleswigisch hält 8 T. Har[t]korn in 4 T. Saatland. Die T. Hartkorn beträgt am Land 210,280 und d[ie] T. Saatland 52,570 französische □ Fuß. In Schweden hält die T. Aussa[at] 56,000 schwedische □ Fuß oder 49,353 französische Aren. Endlich ist 6) eine T. Goldes = 100,000 Thaler in Gold.

Tonnengewölbe, s. Gewölbe.

Tonnerre, s. Clermont-Tonnerre.

Tonsur (Corona clericalis), heißt eine, auf dem hintern Theile des Haupte[s] runde, geschorne Platte. Zuerst wurde der Gebrauch, die Haare abzuscheren, b[ei] den Ordensgeistlichen und Einsiedlern eingeführt. Von diesen ist er nun auch a[uf] die Kleriker übergegangen. Letztere ahmten die Mönchs-T. im Mittelalter um [so] lieber nach, weil sie dadurch der Mode, welche in jenen Zeiten besonders mit de[n] Haaren zu schaffen machte, entzogen wurden. — Die erste Spur von T. findet ma[n] im 17. Jahrhunderte. Im 8. Jahrhunderte aber scheint sie schon vor der Ordi[]nation gegeben worden zu seyn. Der Tonsurirte wird als Kleriker angesehen

wenn er auch die Weihe nicht selbst schon empfangen hat. Uebrigens ist heut zu Tage die T. in manchen Diözesen vielfach außer Gebrauch gekommen. Ohnehin ist das Privilegium des Gerichtsstandes, dessen sich derjenige Kleriker, der die T. nicht trägt, nicht erfreuen soll, gegenwärtig außer Wirksamkeit gesetzt. — Gewöhnlich ertheilt der Bischof die T. bei der hl. Messe, jedoch kann er dieß auch außer derselben thun. Uebrigens dürfen Cardinale, die nicht Bischöfe sind, in ihren Kirchen und die Prälaten ihren Ordensprofessen dieselbe ertheilen. Sie ist keine geistliche Weihe, sondern nur eine Vorbereitung zu den hl. Weihen. Sie kann Allen gegeben werden, die den ernstlichen Willen haben, im Klerikalstande Gott treu zu dienen, die lesen und schreiben können, in den Anfangsgründen des Glaubens unterrichtet sind und das Sakrament der Firmung empfangen haben.

Tontine oder Gesellschaftsrente, ist eine besondere Art von Leibrenten, zu deren Ankauf sich eine ganze Gesellschaft bildet, welcher die Rente bis zum eintretenden Tode ihres allerletzten Mitgliedes jährlich unverkürzt gezahlt wird. Es wird mithin der baare Werth der T. gleich seyn dem baaren Werthe einer Zeitrente auf die Dauer des am längsten Lebenden dieser Gesellschaft, welche Dauer durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmt werden muß. Hiebei ist es ganz natürlich, daß, je mehr Mitglieder sterben, desto größer die Dividende, d. h. der Antheil an der Rente eines jeden der, noch lebenden, Mitglieder ausfallen muß. Man hat auch zusammengesetzte T.n, die jedoch nicht so beliebt sind; über dieselben, sowie über T. überhaupt s. Süßmilch „Göttliche Ordnung" u. s. w., 4. Ausgabe, Berlin 1775 und Jahn „Wahrscheinlichkeitsrechnung", Leipzig 1839.

Top, Topp, überhaupt das oberste Ende eines aufrechtstehenden Holzes, heißt an den Masten, welche eine Stange tragen, das Stück zwischen dem Eselshaupt und den Seelingen, bei den anderen hingegen, die keinen Aufsatz haben, ist es immer die oberste Spitze.

Topas, einer der bekanntesten und nicht sehr kostbaren Edelsteine, besteht aus Kieselerde, Thonerde und Fluor oder Flußsäure; er krystallisirt in rhombischen Prismen (s. Krystalle), deren man im Ural von 4 Zoll Länge und Dicke findet. Die gewöhnliche Farbe des T. ist weingelb, doch kommt er auch farblos, blaugrünlich und röthlich vor; durch gelindes Glühen läßt er sich rosenroth färben. Seine Härte steht über jener des Bergkrystalles oder Quarzes. Mit Quarz und Turmalin (s. dd.) gemengt, bildet er im Voigtlande ein kleines Gebirge, den sogenannten Schneckenstein. Schöne und brauchbare Exemplare liefern besonders: Brasilien (die Gegend von Villa rica), Sibiren und Sachsen, letztere sind jedoch größtentheils nur schwach gefärbt. Rosenrothe und farblose T.e stehen ziemlich hoch im Preise: von den gelben Steinen wird das Karat mit 6—8 fl. bezahlt; am wohlfeilsten sind die sächsischen rohen T.e, von welchen das Pfund sogenannter Ringsteine nicht über 30 Thaler kostet. Von den Alten wurde der häutige Chrysolith (s. d.), als T. bezeichnet und pulverisirt mit Wein getrunken, wo er gegen das Fieber und die Melancholie geholfen haben soll. C. Arendts.

Topfstein oder Lavezstein, auch Giltstein und Comerstein genannt, ein zu den talk- oder bittererdigen Mineralien gehörender weicher Stein, von grünlich grauer, zuweilen in's Lauch- oder Schwärzlichgrüne übergehender Farbe, 2,6 bis 2,8 spezifischem Gewicht, blätterig-schuppigem Gefüge, splitterigem oder unebenem Bruche, Perlmutter- oder Fettglanz, an den Kanten schwach durchscheinend. Er findet sich in mächtigen Lagern in Graubündten, Wallis, dem Veltlin, namentlich bei Prosto in der Nähe von Chiavenna, in Tyrol, Salzburg, Schweden, Norwegen, Grönland, Korsika, Oberägypten 2c.; eine Art desselben ist der sogenannte Osmundstein in Schottland. Da er, wenn er aus dem Bruche kommt, sich leicht schneiden und drehen läßt, dabei aber sich im Feuer sehr gut hält und den Geschmack der Speisen und Getränke nicht verändert, so werden in Prosto und andern Orten viel Töpfe, Kessel, Tiegel, Thee- u. Kaffee-

Geschirre, Krüge, Bowlen, Büchsen ꝛc., ferner Schreibzeuge, Heerd-, Kamin- und Backöfenplatten und dgl. daraus verfertigt. Die Kochgeschirre werden gewöhnlich mit eisernen oder kupfernen Ringen versehen. Ebenso verfertiget man auch in der Schweiz allerhand Gefäße u. namentlich Ofenaufsätze daraus. Durch das Brennen in Feuer wird der Stein härter, ohne eine nachtheilige Veränderung zu erleiden.

Topik (griechisch τοπική, scil. τέχνη), ist wörtlich die Kunst, Gemeinörter oder Gemeinplätze (τόποι) zu finden. Den Griechen und Römern war sie daher die Zusammenstellung allgemeiner Begriffe und Sätze in systematischer Ordnung als Hülfsmittel zur Auffindung und glücklichen Wahl der evidentesten Beweise. Aristoteles erklärt sie auch für die Kunst, einen problematischen Satz nach den 4 Momenten: Definition, Genus, Proprium und Accidens zu beurtheilen und versteht also hierunter mehr die Dialektik. Die Alten unterschieden aber auch noch zwischen Beweisplätzen (τόποι, loci argumentorum, Quellen der Beweise) und Gemeinplätzen; von den ersteren, als gemeinen Begriffen gingen sie auf den einzelnen Fall zurück, und von den letzteren, als allgemeinen Sätzen, stiegen sie zu dem Genus der durch die Beweisquellen bezeichneten Personen und Thatsachen auf. Sie verfuhren also hiebei nach der analytischen und synthetischen, oder nach der regressiven und progressiven Methode. Die neuere Rhetorik — nach Maßgabe des veränderten Zweckes der Beredsamkeit — bezieht sich meist nur auf die geistliche; aber auch diese hat für eine besondere Bearbeitung der homiletischen T., zum Behufe der Predigtmeditation und Ausführung, reichen Stoff aus der T. der Alten erhalten. Im engeren Sinne aber ist T. gleichbedeutend mit Topologie, topischer Theologie, biblischer T., welche auf analytischem Wege den Lehrbegriff der christlichen Dogmatik aus den sogenannten Beweisstellen des neuen Testamentes zu ermitteln sucht, zu deren Wahl und Behandlung sie hauptsächlich die unentbehrlichsten Grundsätze systematisch aufstellt. Noch wird endlich T. gleichsam im metaphysischen Sinne gebraucht, insofern sie auf die Grundbegriffe der menschlichen Erkenntniß gestützt, den Umfang der letzteren angibt und entwickelt. Kant nennt sie deßhalb die transcendentale T. Sie ist dann auch überhaupt der systematische Gliederbau einer jeden Wissenschaft. Man spricht auch noch von einer skeptischen T., worin die Quellen und Plätze des Zweifels dargestellt werden.

Topisch (abgeleitet vom griechischen τόπος, Ort), örtlich; im speziellen Sinne Alles, was auf Gemeinplätze Bezug hat (s. Topik). — Oertliche Heilmittel (topica), entgegengesetzt den allgemeinen, wendet der Arzt, besonders der Chirurg, ausschließlich auf einzelne Theile und Stellen des Körpers äußerlich an. — Die t.e Methode ist das homiletische Verfahren, eine kürzere Erklärung des Textes vorauszuschicken, auf deren Grund man einen Gemeinplatz, eine allgemeine Wahrheit, ausführlich erörtert (predigt). — T.e Fächer nannte man auch sonst die wörtlich niedergeschriebenen Rollen der Schauspieler.

Topographie, Ortsbeschreibung, ist die genauere Beschreibung einer Gegend, einer Stadt ꝛc., Gewässer, Berge, Wälder, besonders angebaute Plätze, einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gassen und ihre Verbindung unter einander sind die wesentlichsten Gegenstände derselben. Unter einer topographischen Zeichnung oder Aufnahme denke man sich demnach eine solche, wo alle diese Gegenstände im Grundrisse bestimmt und genau angegeben sind. Man unterscheidet sie von generellen Rissen, wo diese Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von Rissen besonderer Zweige, als Cameralrisse, militärische Risse, Wasserbaurisse, wo jedesmal die darauf Bezug habenden Gegenstände besonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargestellt sind.

Toreno, Don José Maria Queypo de Llano Ruiz de Saravia Conde de T., geboron 1786 zu Oviedo in Asturien, studirte Naturwissenschaften und neuere Sprachen, nahm an dem Aufstande gegen die Franzosen 1808 lebhaften Antheil, unterhandelte die Allianz mit England, ward 1810 und 1812

Deputirter bei den Cortes und trug viel zur Regulirung der Finanzen, aber auch zur Beschränkung der Klöster bei. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr mußte er deshalb nach Frankreich fliehen. Zurückgekehrt, zeichnete er sich unter den Cortes 1820—23 aus. Nach der Rückkehr des Königs von Neuem verbannt, lebte er in Paris und trieb dort das Börsenspiel mit viel Glück. Später, nach erlassener allgemeiner Amnestie nach Spanien zurückgekehrt, ward er nach Ferdinand's VII. Tode u. nach der Thronbesteigung Isabellen's II. und nach Zea's Sturze, 1834, Finanzminister u. machte sich hier durch seinen Eifer, die Finanzen seines Vaterlandes zu heben, bemerklich, den Börsenspekulanten aber durch seinen Vorschlag, die Guebhard'sche Anleihe, die 1820—23 unter der constitutionellen Regentschaft geschlossen war, für ungültig zu erklären, furchtbar. Die Cortes verwarfen diesen Vorschlag; unterdessen waren aber die spanischen Effekten bedeutend gefallen. Er adoptirte den Sohn Oudinot's und der Schauspielerin Bourgoyne. Im September 1835 legte er sein Ministerium nieder, ging 1836, nach der spanischen Militärrevolution, nach Frankreich und starb 1843 in Paris. Man hat von ihm: Historia del levantamiento, guerra y revolucion de Espana, Paris 1835—38, 5 Bde., deutsch Leipz. 1836—37.

Toreutik (vom Griechischen τορέω), drehen, eingraben, sollte, der Ableitung zufolge, eigentlich vom Graben in Metall, Einschneiden vertiefter Figuren, vom Graviren gebraucht werden, wird indeß auch in einem ausgedehnteren Sinne genommen. Eschenburg und Heyne verstanden darunter die Bildgießerei, wie Winkelmann die Bildnerei in Erz; Andere beziehen die Benennung auf ganz runde Figuren, oder auf erhobene Figuren bei irdenen Gefäßen, auf das Eingraben bei geschnittenen Steinen, auf Bildnerei in Bronze, in Elfenbein, Holz, in Erz und Silber. In neuerer Zeit ist, hauptsächlich durch Schneider, die Bedeutung von Toreuma auf ein Werk in Metall beschränkt von halb oder ganz erhobener Arbeit, nicht durch ein Graviren, sondern durch Formen und Gießen hervorgebracht, so, daß hienach T. die Kunst ist, dergleichen Werke zu verfertigen. Hauptsächlich wurde im fünften Jahrhunderte v. Chr. zur Zeit des Myron, Phidias, Polyklet, das Erz allgemein zu Götterstatuen und anderen Werken verwendet und die Geschicklichkeit und Fertigkeit im Technischen der Erzgießerei war zu einer solchen Meisterschaft gediehen, daß die Statuen nicht einmal des Ciselirens bedurften, von den feinen Zügen mithin Nichts verloren ging und die Werke im Guß eben so dünn als fest ausfielen. Diese Meisterschaft und Leichtigkeit erklärt es auch, daß derlei Gußwerke in einer so außerordentlichen Anzahl gefördert werden konnten.

Torf, ein sehr häufig angewendetes und fast allgemein bekanntes Brennmaterial, besteht hauptsächlich aus Pflanzenresten, die entweder noch in der Vermoderung begriffen sind, oder diese bereits vollendet haben. Wenn der Boden irgend einer Gegend flache Becken von größerem oder kleinerem Umfange bildet, in welchen das angesammelte Wasser durch unterdrückten Abfluß oder gänzlichen Mangel desselben genöthigt wird, einen Moor zu bilden (zu stagniren), was in der gemäßigten Zone wegen der geringern Verdunstung vorzugsweise der Fall ist, so werden Wasserpflanzen aller Art einen so günstigen Standpunkt benutzen und allmälig eine dichte Vegetationsdecke bilden. Diese wird mit dem Wechsel der Jahreszeit absterben und untersinken, um einer neuen Platz zu machen, was sich so lange wiederholt, bis der Sumpf endlich ausgefüllt ist. Die untergetauchten Pflanzenreste werden durch Vermoderung einer raschen Veränderung entgegengeführt. Sie nehmen Sauerstoff auf, reduciren Verbindung, die sich im Boden und Wasser ihrer Umgebung befinden, z. B. schwefelsaure Salze, entwickeln Gasarten u. s. w., und verlieren dann allmälig ihre Pflanzen-Struktur, indem sie in einen schwarzbraunen, erdigen Schlamm übergehen. In kleineren Ablagerungen findet man den T. fast allenthalben; übrigens trifft man auch Lager von großer Mächtigkeit nicht selten, wie in den Niederlanden, wo der T. das einzige Brennmaterial ausmacht, dann in Norddeutschland an den Küsten der Ostsee und in

Irland. Es werden hauptsächlich zwei Arten von T. gewonnen, die sich unterscheiden durch den Grad, bis zu welchem sie in der Vermoderung vorgeschritten sind; nämlich: jüngerer T., der ziemlich leicht ist und deutliche Struktur der Wurzeln, Stengeln ꝛc. erkennen läßt; fernerer älterer T., der schwerer ist und fast keine Spur von organischer Struktur, dagegen vorherrschenden Gehalt an Dammerde zeigt. Bekanntlich wird der T. in verschieden gestalteten Stücken zum Verkaufe gebracht. Seine Güte wächst mit seiner Trockenheit, Dichte und Festigkeit; ein dichter T. von gleichem Umfange enthält mehr Brennstoff, als ein lockerer. Man hat diese Eigenschaften durch Anwendung gut construirter Pressen in neuerer Zeit zu erhöhen gesucht, namentlich gilt dieß von Irland; in Deutschland hat Schafhäutl eine solche treffliche T.-Presse construirt. Im Allgemeinen brennt der T. langsam und verzehrt sich gleichmäßig, wobei er eine Asche hinterläßt, die sowohl der Menge als der Natur nach von der Holzasche wesentlich verschieden ist. — T.-Kohle erhält man durch Verkohlung von T. in verschlossenen Räumen. C. Arendts.

Torgau, Stadt und Festung an der Elbe, im Regierungsbezirk Merseburg der preußischen Provinz Sachsen, mit 7500 Einwohnern, einem Gymnasium und einer höhern Bürgerschule, einiger Industrie, die sich über Wollenwaaren, Gerbereien und Bierbrauerei erstreckt, blühendem Handel, Schifffahrt und nicht unbedeutendem Hopfen- u. Weinbau. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth: das schöne neue Schulhaus und das Schloß Hartenfels, jetzt in eine Kaserne umgewandelt. — Friedrich II. besiegte hier am 3. November 1760 die Oesterreicher. In der Nähe von T. befindet sich auch ein königliches Hauptgestüte. C. Arendts.

Tories und Whigs, s. Tory.

Tormentill (tormentilla erecta), ein Färbe- und Heilkraut, das einen dürren Boden liebt; die knorrige Wurzel, voll Fasern, treibt im April mehre Stängel mit tief zerspaltenen Blättern, gleichsam in besondere Blätter getheilt. Die Blüthen sind bleichgelb und die Früchte gleichen Erdbeerknöpfchen. Die Apotheker benützen besonders die Wurzel. Der eingetrocknete Extrakt ist dem Drachenblut ähnlich.

Tornea, eine kleine Stadt im russischen Finnland, auf einer vom gleichnamigen Flusse umflossenen Insel, mit nur 800 Einwohnern, ist die nördlichste Stadt in den Ostseeländern und Hauptniederlage des Holz-, Theer-, Tabak-, Pelzwaaren-, Branntwein-Handels ꝛc. für die rauhen und nördlichen Gegenden. Besonders ist die Stadt bekannt geworden durch die Gradmessung Maupertuis' im Jahre 1736, die 1801 von schwedischen Gelehrten wiederholt wurde, ohne dieselben Resultate zu liefern. Ihre Lage schützte die Stadt nicht vor den Stürmen des Krieges; sie wurde 1715 und dann wieder am 23. März 1809 von den Russen erobert und im Frieden zu Friedrichsham mit dem ganzen östlichen Finnland an Rußland abgetreten.

Torquemada oder Turrecremata, Juan von, Cardinal der römischen Kirche, Prior des Dominikanerklosters in Segovia und erster Großinquisitor von Spanien, geboren 1388, trat 1403 zu Valladolid in den Dominikanerorden, lehrte hierauf zu Paris Theologie und kanonisches Recht, wurde von Eugen IV. zum Magister Palatii ernannt, vertheidigte hierauf auf dem Concilium zu Basel und Florenz die Rechte der Kirche mit vielem Eifer und erhielt als Anerkennung dessen den Cardinalshut, einige Bisthumsdotationen u. den Titel eines „Beschützers des Glaubens.“ Trotz der dreijährigen Protestation Papsts Sixtus IV. gegen die, von der bischöflichen Gerichtsbarkeit unabhängige, Einführung der Inquisition (s. d.) als reine Staatsanstalt, setzten Ferdinand der Katholische und Isabella (s. dd.) dieselbe gleichwohl durch und nicht ohne Grund lastet auf T. der Vorwurf eines, bis zum Fanatismus gesteigerten, Eifers für die Zwecke dieser Anstalt. Mehremale wurde er vom Papste zur Verantwortung nach Rom vorgefordert; anstatt aber selbst zu erscheinen, sandte er einen Freund dahin, um seine Sache zu führen, so daß Sixtus IV., nach langem vergeblichen Streite mit der Krone Spanien, sich endlich genöthigt sah, T. als Großinquisitor von Castilien und Leon anzuerkenne

Er starb 1468. Von seinen Schriften erschienen nach seinem Tode: „Expositio brevis super toto psalterio", Rom 1740, 4.; „Quaestiones spiritualis convivii super evangeliis", Rom 1777, Fol.; Nürnberg 1778, Fol.; „Commentarii in Decretum Gratiani", Lyon 1519, 6 Bde, Fol.; Venedig 1578, 4 Bde., 4.

Torre, s. Crescenzi.

Torrentius (Lävinus) eigentlich Lävinus van der Beken, geboren zu Gent 1525, studirte zu Löwen, Bologna und Rom, wurde Domherr zu Lüttich, Bischof von Antwerpen und endlich Erzbischof von Mecheln, starb aber, noch ehe er von dem erzbischöflichen Stuhle Besitz nehmen konnte, 1595 zu Brüssel. Er war ein gründlicher Historiker und Kenner des Alterthums; als lateinischer Dichter ein glücklicher Nachahmer des Horaz und als Theolog ein eifriger Beschützer der Sache seiner Kirche. Seine Ausgaben des „Suetonius", Antwerpen [illegible], 4. und „Horatius", Antwerpen 1608, 4., den er auch in seinen eigenen Gedichten glücklich nachahmte, haben noch jetzt, namentlich hinsichtlich der sachlichen Erklärung, einen Werth.

Torres Vedras, früher Festung, jetzt nur noch ein Flecken mit 7000 Einwohnern, in der portugiesischen Provinz Estremadura, sechs Meilen von Lissabon und an der Hauptstraße von da nach Coimbra. Von T. V. bis an den Tajo zieht sich eine lange Reihe theils künstlich befestigter, theils natürlich geschützter Punkte hinab, hinter welchen im Jahre 1810 Wellington das, gegen ihn andringende, ihm weit überlegene, 70,000 Mann starke, französische Heer unter Massena erwartete. In dem Rücken dieser, seitdem die Linien von T. V. genannten, Befestigungen hatte sich der englische Feldherr auf das stärkste verschanzt, dadurch, daß er die Böschungen der Berge, welche von hier mit dem Meere in fast paralleler Richtung bis nach Lissabon laufen, senkrecht gemacht und zwei Flüsse in der Nähe abgedämmt hatte, um das vor ihm liegende Land damit überschwemmen zu können. Im Rücken gewährte ihm das Meer stets freie Zufuhr und im Nothfall einen sichern Rückzug, während die Feinde, hinter sich durch den Aufstand der Landleute bedroht, nach Vernichtung aller Brunnen, Mühlen und Lebensmittel, täglich dem größten Mangel und bald dem gräßlichsten Hunger ausgesetzt waren, der mehr Menschen hinopferte, als die wüthendste Schlacht. Den Franzosen war es jedoch unmöglich, Lissabon zu erreichen, ohne vorher Wellingtons Verschanzungen, welche von 28,000 Mann, 444 Stücken Geschütz und 107 Schanzen vertheidigt wurden, durchbrochen zu haben. Massena, der ihm gegenüber bei Santarem eine ebenfalls sehr feste Stellung eingenommen hatte, sah sich endlich, nach einem vergeblichen Aufenthalte von mehren Monaten, in welcher Zeit mehre sehr hartnäckige Vorpostengefechte geliefert wurden, am 4. März 1811 durch Hunger genöthigt, seinen Rückzug anzutreten, eben als Wellington im Begriffe stand, ihn mit den, kürzlich erst aus England angelangten, Verstärkungstruppen anzugreifen. Den Linien von T. V. verdankte nicht allein Lissabon seine Rettung, sondern sie hatten auch zur Vernichtung eines gut ausgerüsteten Heeres beigetragen und Wellington Zeit und Gelegenheit gegeben, seine Streitkräfte zum Angriffe zu entwickeln.

Torricelli, Evangelista, berühmter Mathematiker u. Physiker, geb. 1608 zu Faenza, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt und betrieb mit Vorliebe die mathematischen Studien, daher er in seinem zwanzigsten Lebensjahre nach Rom zu Benedikt Castelli, dem vorzüglichsten Schüler Galilei's, geschickt wurde, um unter dessen Leitung seine Kenntnisse zu erweitern. Bald zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch seinen „Trattato del moto". Castelli empfahl ihn nun als Gehülfen an Galilei, der altersschwach und blind war. T. begab sich 1641 nach Florenz, wo Galilei Professor der Mathematik war; aber schon nach drei Monaten starb letzterer und T. wurde sein Nachfolger in der Professur u. als Mathematiker des Großherzogs. Durch die Erfindung des Barometers (s. d.) hat sich T. bleibenden Ruhm erworben. Er gab, außer dem genannten Werke, heraus: „Opera geometrica", Florenz 1644; „Lez-

zioni academiche," herausgegeben und mit der Lebensbeschreibung T.'s versehen von Th. Buonaventuri, Florenz 1715. E. Buchner.

Torrijos, José Maria, ein ausgezeichneter spanischer General geboren zu Madrid 1791, trat in das Militär, war, nach noch nicht zurückgelegten zwanzig Jahren, bereits Oberstlieutenant und Commandeur der Vorposten des catalonischen Heeres, 1812 Brigadier und Marescallo del Campo, zeichnete sich in den Pyrenäen aus und ward nach Ferdinands VII. Rückkehr zum zweiten Commandeur des nach Amerika bestimmten Heeres ernannt. Hiemit unzufrieden, conspirirte er, ward verhaftet und saß drei Jahre im Kerker zu Alicante und Murcia. Durch die Revolution befreit, hatte er ein Commando in Catalonien, später in Biscaya gegen die Glaubensarmee, zog sich vor den Franzosen zurück und hielt Cartagena und Alicante gegen die Franzosen, die diese Plätze erst nach dem Falle von Cadix erhielten und T. eine vortheilhafte Capitulation bewilligten. Die spanische Regierung hielt aber diese nicht und T. ging nun nach Frankreich, später nach England. Dort gewannen ihn mehre exaltirte Constitutionelle; er ging 1830 nach Gibraltar und beunruhigte nach der Julirevolution die Regierung von da aus im Januar 1831 mehrmals, richtete jedoch Nichts aus. Im Dezember 1831 landete er, nach Einigen von treulosen Spaniern selbst verleitet, nach Anderen auf der Reise nach Algier begriffen und von spanischen Küstenfahrern verfolgt, mit einigen Gefahren an der Südküste Spaniens, wurde aber bald in einem Meierhofe durch Truppen unter Moreno umzingelt, gefangen und erschossen.

Torrington, s. Byng.

Torso (ital.), der Rumpf einer verstümmelten Statue, insbesondere jener des Herkules im Vatican zu Rom, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts aufgefunden wurde und den Namen Apollonius trägt. Ein anderer schöner T. befindet sich in der Glyptothek zu München. Auch versteht man wohl unter T. ein unvollendetes Meisterwerk, überhaupt ein Bruchstück desselben.

Torstenson, Leonhard, Graf von Ortola, aus einem alten schwedischen Geschlechte, diente dem Könige Gustav Adolph im polnischen Kriege, führte als Capitän dessen Leibkompagnie, kam mit ihm als Oberst der Artillerie 1630 in Pommern an u. schwang sich, als einer der besten Zöglinge aus des erfahrenen Gustav's Schule, noch im Laufe des dreißigjährigen Krieges zum Generalfeldmarschall empor. 1639 zum Reichsrathe ernannt, verließ er den Kriegsschauplatz und kehrte nach Schweden zurück, wurde aber nach Baner's Tode (1641) von der schwedischen Regierung zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt und wieder nach Deutschland gesendet. Hier fand er die schwedischen Angelegenheiten in einer höchst ungünstigen Verfassung, da fast alle Verbündeten vom Kriegsschauplatze abgetreten waren; indeß die Verstärkung seines Heeres und das Geld, das er mitgebracht hatte, setzten ihn in den Stand, bald angriffsweise verfahren zu können. So schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war er doch der schnellste und gewandteste Held dieses Krieges. In der morschen Hülle wohnte ein gewaltiger Geist, der die Fürsten auf ihren Thronen zittern machte. Unter ihm veränderte sich der Schauplatz des Krieges, indem er 1642 in Schlesien einbrach, den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, denselben, an dessen Seite Gustav Adolph bei Lützen fiel und der in kaiserliche Dienste übergetreten war, schlug und am 31. Mai 1642 Schweidnitz eroberte. Hierauf eroberte er in großer Schnelle das ganze, am linken Ufer der Oder gelegene Schlesien, drang unaufhaltsam in das Innere von Mähren vor, bemeisterte sich der Stadt Ollmütz und machte selbst die Hauptstadt Wien zittern. Krankheiten, die in seinem Heere ausgebrochen waren, nöthigten ihn aber, von den kaiserlichen Truppen gedrängt, seinen Rückzug nach Sachsen anzutreten. Durch die Heerabtheilung von Wrangel (s. d.) verstärkt, rückte T. dem Feinde von Neuem entgegen, überschwemmte die Lausitz, nahm Zittau, ging dann bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig. Das kaiserliche Heer eilte unter seinem Feldherrn Piccolomini zum Schutze Leipzigs herbei, wurde aber auf dem Breitenfelde, den

vember 1642, so auf's Haupt geschlagen, daß er erst in Böhmen die Flüch- wieder sammeln konnte. Um sein geschwächtes Heer durch die Besatzungen ... ens und Pommerns zu verstärken, ging T. mit demselben bis Frankfurt a. O. ..., brach aber schon im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren ..., bedrohte Prag, entsetzte das hart bedrängte Ollmütz und ließ seine leichten ...er bis an die Brücken vor Wien streifen. Als man ihn hier beschäftigt ...te, stand er plötzlich, ungeachtet der rauhen Jahreszeit (Dezember), 100 Meilen ..., an den Küsten der Ostsee, in Holstein und Schleswig. Diese Länder ... vom Kriege unberührt geblieben und boten daher den Schweden reiche ...erquartiere dar. Den Vorwand zum Kriege mit Dänemark fand man leicht ...r Eifersucht, mit welcher dasselbe die Siege der Schweden immer betrachtet ... Nachdem sich T., bis auf Rendsburg und Glückstadt, aller festen Plätze ...chtigt hatte, hinderte ihn nur die ungünstige und stürmische Jahreszeit, seine ...fen auch nach Fünen und Seeland zu tragen. Hoffend, die Schweden in ...nd einzuschließen, war der kaiserliche Feldherr Gallas mit einem ansehnlichen ...e nach Holstein vorgerückt; indeß T. trieb dasselbe bis an die Elbe vor sich ...zurück und schnitt seine Gegner von Sachsen und Böhmen ab, so daß Gallas durch große Umwege im Stande war, die traurigen Reste seines Heeres nach ...men zu retten. Der kühne Zug T.s nach Dänemark trug viel zu dem für ...eden sehr vortheilhaften Frieden bei, den dasselbe (1645) zu Brömsebrö mit ...emark abschloß. Nun drang der siegreiche Feldherr wieder in Böhmen ein, ...en Krieg von Neuem in die kaiserlichen Erbländer zu versetzen; rückte nach ... entscheidenden Siege über die österreichisch-bayerische Armee unter Hatzfeld bei ...owitz in Mähren und Oesterreich ein und eroberte selbst die Schanze der ...sbrücke, im Angesichte Wiens. Selbst Wien würde vielleicht in seine Hände ...len seyn, wenn nicht die langwierige Belagerung von Brünn sein Heer, in ...em ausserdem wieder Krankheiten wütheten, so zusammengeschmolzen hätte, ...er genöthigt war, mit demselben sich zurückzuziehen (1645). Von körperlicher ...väche überwältigt, legte er kurz darauf den Oberbefehl nieder und kehrte in ...Stille des Privatlebens zurück. Nach ihm erhielt Wrangel den Oberbefehl ...Armee. Die Königin Christine erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn Statthalter von mehren Provinzen. Er starb 1651, im achtundvierzigsten Jahre ...s Lebens. Außer dem Ruhme, den er sich durch die vortreffliche Führung Heeres erworben, hinterließ er auch noch den eines Kenners und Beförderers Wissenschaften und Künste.

Tortona, Stadt in der piemontesischen Provinz Alessandria, mit 9000 Ein- ...nern, die sich mit Seidenwaaren-, Hut- und Lederfabrikation beschäftigen, ist ... eines Erzbischofs und eines Priesterseminars. Sehenswerth sind: die Trüm- der ehemaligen Burg Friedrich Barbarossa's; die Kathedrale, mit einem sehr ...en antiken Sarkophag mit den Dioskuren, dem Sturze des Phaeton und grie- ...en Inschriften des Inhalts: „Niemand ist unsterblich!“ und: „Adel bewährt ...urch Muth!“ S. Francesco mit der Kapelle Garofali. — 10 Miglien T. abwärts liegt das Städtchen Castelnuovo, mit dem Palast des Fürsten ...rione. In der Richtung gegen Piacenza das Schlachtfeld von Marengo. ...var schon zu Römerzeiten ein bedeutender Ort. Seine alten Festungswerke ...n die Franzosen geschleift. Das jetzige Aussehen der Stadt ist sehr öde.

Tortosa, alte Stadt und Festung in der spanischen Provinz Tarragona, am ...n Ufer des Ebro, mit einer Schiffbrücke über denselben und 7 Stunden ober- dessen Mündung, hat eine Citadelle auf einem freistehenden Felsen, mehre ...hen und Klöster, einen Bischofssitz, ein Collegium und 16,000 Einwohner, ...e Getreide-, Süßholzbau u. Fischerei, sowie Seifen-, Papier- und Porzellan- ...rikation treiben. In der Nähe Marmor- und Alabasterbrüche. Dabei auch Ruinen der alten römischen Municipalstadt Dertosa, der Hauptstadt der Iler- ...er. Schon der heil. Paulus soll hier das Evangelium gepredigt und den ...n des heil. Simon von Kyrene als Bischof zurückgelassen haben. Raimund

Berengar von Barcelona, der die Stadt 1148 den Sarazenen entriß, bevölkerte sie wieder mit Christen. 1649 wurde T. von den Franzosen erobert, aber schon 1660 von den Spaniern wieder genommen. 1708 ergab sich T. nach einmonatlicher Belagerung an Karl III. von Oesterreich, wurde aber, nach hartnäckiger Vertheidigung, in demselben Jahre von Philipp V. wieder erobert. Zwar wollte Stahremberg T. im Herbste 1708 überrumpeln und war schon in die Stadt eingedrungen, er mußte sie aber am folgenden Tage wieder räumen. Im spanisch-portugiesischen Befreiungskriege ward T. von Suchet vom Juli 1810 bis zum 2. Januar 1811 eingeschlossen, erst nach tapferer Vertheidigung durch den General Antocha übergeben und durch die Convention Soult's und Wellington's (18. April 1814) geräumt.

Tortur, die Anwendung von körperlichen Martern, um Geständnisse von Angeschuldigten zu erpressen. Bei den Israeliten war die T. nur wenig üblich, wohl aber bei den Griechen u. Römern, jedoch nur bei Hauptverbrechen u. bei letzteren geraume Zeit nur gegen Sklaven. Die alten Deutschen kannten sie nicht und die Westgothen beschränkten dieselbe in den römischen Provinzen. Indessen wurde sie mit der Einführung des römischen Rechtes im Mittelalter fast in ganz Europa allgemein; in Deutschland jedoch Anfangs blos an Leibeigenen, später auch an Freien, namentlich durch die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V., vollzogen. Indessen brachte die Halsgerichtsordnung doch einige Linderung durch die Bestimmung, daß ohne hinreichende Verdachtsgründe die T. nicht angewendet werden solle. Doch erkannte man endlich die Grausamkeit und Unzuverlässigkeit dieses Inquisitionsmittels und schaffte die T. allmälig in allen europäischen Ländern ab, wobei sich Männer wie Thomasius (s. d.), Hommel, Beccaria ꝛc. große Verdienste erworben haben.

Tory nennt man im britischen Parlament die Anhänger der Krone und die Ministerialpartei. Diesen Namen erhielten zuerst die königlich Gesinnten unter Jakob I. und Karl I., obgleich dieses Wort im irländischen Dialekte Räuber bedeutet. Doch waren viele T.s patriotische Vertheidiger des Königthums und der Volksrechte zugleich. Dieselben belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, besonders auf die puritanische Partei in Schottland, zu deren Unterstützung während des Bürgerkrieges (1648) Bauern aus Westschottland, die von dem Worte Whigam, dessen sie sich bei dem Treiben ihrer Pferde bedienten, Whigamores hießen, die Waffen ergriffen hatten; nach Anderen aber entstand der Parteiname aus dem schottischen Worte Whig, das Molken (das Lieblingsgetränk jener Bauern) bedeutet. Als die Whigs 1688 den Erbstatthalter Wilhelm III. von Oranien zum Thron beriefen, fingen sie an zu herrschen, bis 1710 deren Partei und mit ihr der Herzog von Marlborough gestürzt wurde. Ein Whigparlament berief das Haus Braunschweig eventuell zum Throne und die Whigs regierten unter dem Namen des Monarchen bis unter Georg II. Seitdem bilden die Whigs die Opposition. Auch in Kirchensachen stehen sich beide Parteien entgegen, indem die T. die Gerechtsame der bischöflichen Kirche mit jenen der Krone unzertrennlich vertheidigen, die Whigs dagegen die Gleichheit aller christlichen Kirchen im politischen Rechte für zuträglicher halten.

Toschi, Paolo, geboren 1788 zu Parma, ging 1809 als Kupferstecher nach Paris, kehrte nach Italien zurück und ward Begründer einer Kunstschule u. Direktor der Akademie. Werke von ihm sind: ein Blatt nach Albano's Venus u. Adonis und ein anderes größeres: Lo spasimo di Sicilia, nach Raphael's Gemälde in Madrid; desgleichen die Kreuzabnahme nach D. da Volterra u. Correggio's Madonna della Scodella.

Tosini, s. Fiesole.

Toskana, ein Großherzogthum in Italien, nebst dem Herzogthum Lucca, liegt zwischen 27° 17′ — 29° 50′ östlicher Länge und 42° — 44° 30′ nördlicher Breite, gränzt im Norden an Modena, im Osten und Süden an den Kir-

chenstaat, im Westen an das mittelländische Meer und Sardinien. **Boden und Klima.** Von einem großen Theile der Apenninnen mit erloschenen Vulkanen (merkwürdige Höhle im Monte Rotondo) eingenommen und im Norden vorzüglich gebirgig (über 4000'); nach dem Meere zu immer niedriger; hier und da (besonders im Bezirke von Siena) meilengroße Sümpfe in der Maremna, zu deren Austrocknung und Urbarmachung von der Regierung große Arbeiten unternommen worden. So langsam hier auch der Fortschritt ist, so erregt doch die Beharrlichkeit, mit welcher diese schwierige und kostspielige Unternehmung fortgeführt wurde, die größte Bewunderung und verspricht am Ende ein entschieden günstiges Resultat. In den gebirgigen Gegenden zuweilen Schnee, im Ganzen sehr milde Luftbeschaffenheit. **Flüsse:** **Arno**, schiffbar und zur Bewässerung des Landes in viele Kanäle vertheilt; **Ombrone**, nicht schiffbar und viele Wasserstockungen bildend, beide fallen in das mittelländische Meer. **See** von Castiglione, $5\frac{1}{2}$ Meilen im Umfang. **Eintheilung und Flächeninhalt.** Sonst theilte man T. gewöhnlich in das Gebiet von Florenz, das von Pisa (mit Piombino und der Insel Elba) und jenes von Siena. Jetzt ist das Staatsgebiet in 5 Compartimenti getheilt: 1. Firentino mit 102 □M.; 2. Pisano mit 60 □M.; 3. Senese mit 22 □M.; 4. Aretino mit 92 □M.; 5. di Grosetto mit $119\frac{1}{2}$ □M. Zusammen $395\frac{1}{2}$ □M. **Naturerzeugnisse.** 1) **Mineralien.** Allerlei Metalle, als Silber, Kupfer, Blei, Eisen (in großer Menge auf Elba, zu Rio jährlich bis 40,000 Ctr.), Schwefel (Volterra, Orbitello); sehr schöner Marmor (hauptsächlich Marmo di Siena), Alabaster, feiner Thon, Farbenerde, Quellsalz (bei Volterra äußerst reichlich), Baisalz (Elba jährlich 54 Ctr.), Mineralquellen aller Art, die warmen Bäder zu Pisa die berühmtesten. 2) **Pflanzen.** Getreide, vornämlich Weizen (jährlich 5—6 Mill. Scheffel), Kastanien in den gebirgigen Gegenden (über 800,000 Scheffel), Oel (das feinste um Pisa), Südfrüchte, Wein (Monte pulciano), rothe Weine (Vermont und Silvatico auf der Insel Elba) von ausgezeichnetem Geschmack und sehr gesucht. 3) **Thiere.** Hornvieh und Pferde (zum Theil im Winter auf der Weide der Maremna), auch Büffel und Kameelzucht bei Pisa, Schafe ($1\frac{1}{2}$ Mill. durch Merinos veredelt), Esel (die schönsten in Europa), Seide, Thunfische und Sardellen. **Einwohner.** Herkunft: gemischten Ursprungs (s. **Italien**). Die Sprache eine der besten italienischen Mundarten. Die Einwohnerzahl beträgt etwas über $1\frac{1}{4}$ Mill. Von den 36 Städten sind die bevölkertsten Florenz (fast 100,000 Einwohner), Livorno, Siena, Pisa, Pistoja, Prato. **Gewerbe:** Strohflechterei (jährlich bei 1 Mill. Gulden, meist für Strohhüte) im Arnothale; Uhren und Stahlfabriken in Pisa; Steinarbeiten (Mosaik) in Pisa, Siena; künstliche Blumen in Florenz und Pisa; Papier (jährlich 40,000 Ballen); Sammet und andere Seidenzeuge in Florenz und Pisa; Baumwollenzeuge in Pisa und Siena; Florentiner Lack; Korallen in Livorno; Kupfergeschirre in Prato. **Handel** mit Seiden- und Wollenzeugen, mit Früchten, Wein, Oel (über 11 Mill. Pfd.), Sardellen. Livorno der erste italienische Handelshafen u. zugleich Freihafen. Die florentinische Lira = 24 Kr. rheinisch. **Religion** katholische. 3 Erzbischöfe (zu Florenz mit 5 Bischöfen, Pisa mit 2 Bischöfen, Siena mit 9 Bischöfen). Klöster nur noch für Krankenpflege und Unterricht. Große Duldsamkeit gegen andere Religionsverwandte. 15,000 Juden (meistens zu Livorno in eigenem Quartier). **Wissenschaften u. Künste.** Die Wissenschaften werden durch zahlreiche Lehranstalten gepflegt, an deren Spitze die drei Universitäten zu Florenz, Pisa (die berühmteste) und zu Siena stehen. Für den Volksunterricht ist hier mehr gethan, als im übrigen Italien. Drei öffentliche Bibliotheken zu Florenz (worunter die Laurenziana mit 120,000 Bdn.), zu Pisa die Universitätsbibliothek (60,000 Bde.), mehre zu Siena und an andern Orten; die Privatbibliothek des Großherzogs 45,000 Bde. und 2000 (blos italienische) Handschriften. Für die Kunst ist Florenz seiner reichen und herrlichen Kunstschätze wegen wichtig und befördert sie außerdem durch zahlreiche Kunstvereine und Kunstakademien. Zu Siena ist die einzige Akademie der Wissenschaften

T.s und das dasige Adelskollegium ist in ganz Italien berühmt. Die Kultur der italienischen Sprache bearbeitet die berühmte Academia della Crusca zu Florenz. Der Militäretat ist gering. Fremde Truppen, welche in Rom und Neapel so große Summen wegnehmen, hat T. nie gehabt, und es unterhält nur 5500 Mann Militär, während das Großherzogthum Baden, das über ein Drittel kleiner ist und ein paarmal 100,000 Einwohner weniger hat, fast die doppelte Anzahl von Truppen unterhält. Die Regierungsform ist eine konstitutionelle (mit einer Deputirtenkammer und einem Senate) seit Februar 1848. Der Großherzog, gegenwärtig Leopold II. (Johann Joseph Ferdinand Karl) ist ein Prinz des österreichischen Kaiserhauses; die Erbfolge bestimmen die österreichischen Hausgesetze. Titel: Erzherzog von Oesterreich, Großherzog von T., mit dem Prädikate: Kaiserliche Hoheit. Der Erbfolger nennt sich Erbgroßherzog. Residenz: Florenz. Ritterorden: 1) St. Stephansorden (1554 gest.); 2) St. Josephsorden (gest. 1807, erneuert 1817); 3) der Orden des weißen Kreuzes (1814 gestiftet). Staatseinkünfte: 7 Mill. Gulden. Seit 1829 hat T. keine Staatsschulden mehr. — Das Herzogthum Lucca ist seit dem 8. Okt. 1847 mit T. vereinigt. Lage. An der westlichen Küste von Oberitalien. 27° 48′ — 28° 29′ östl. L., 43° 46′—44° 14′ nördl. Br. 20 □ M. mit 180,000 fleißigen Einw., welche nicht nur einen Reichthum an Wein, Getreide, Oel, Vieh, Seide (sie verkaufen allein für 630,000 fl. an Fremde) besitzen, sondern auch viele Zeuge von Seide, Schaf- und Baumwolle verfertigen. Gelehrte Anstalten: die Sternwarte zu Marlia, Academia lucchese, Acad. di scienze, Lettere et arti (als Privatverein 1584 unter dem Namen Academia degli Oscuri gestiftet, seit 1805 unter dem Schutze der Regierung). Am Serchio die Hauptstadt Lucca mit 24,000 Einwohnern. Die jährlichen Einkünfte betragen 600,000 fl.; die von Oesterreich und T. in Beziehung auf Parma für die Lebenszeit der kürzlich verstorbenen Herzogin von Parma (Maria Luise, ehemalige Kaiserin der Franzosen) zu zahlende Annuität betrug 195,050 fl. Das Militär 800 M. Eine Goelette mit 12 Kanonen und einige Kanonierschaluppen zur Vertheidigung der Küsten im Hafen von Viareggio.

Geschichte. Dieser Staat, welcher unendlich mehr, als materielle Kräfte und Umfang bestimmen dürften, die Geschicke der civilisirten Welt mit bestimmt hat und nun vielleicht berufen ist, auf Italien zum zweitenmale mächtig zu wirken, Hetrurien oder Tuskien (Toskana), gehörte zum longobardischen Königreiche, welches Karl der Große seiner Herrschaft unterwarf. Sein Nachfolger Ludwig der Fromme, übergab es der Aufsicht von Markgrafen, die zugleich über Modena, Regio, Mantua und Piacensa im Namen des Kaisers regierten. Mathilde, die Tochter und Erbin des reichen Markgrafen Bonifacius II., heirathete den bayerischen Herzog Welf den Dicken. Demnach setzte sie aus besonderer Ergebenheit gegen die Kirche und den Papst Gregor VII., den Kirchenstaat zum Erben der Familiengüter ein. Das Markgrafthum verkaufte (1160) der bayerische Welf V. an den Kaiser Friedrich I. In dem Bezirke des Markgrafthums Tuskien hoben sich einige Städte, namentlich Pisa und Florenz, durch ihre blühenden Gewerbe und gaben sich eine republikanische Verfassung. Pisa, das einige Zeit lange über Corsika, Sardinien u. die spanischen Inseln herrschte, wurde zur See von Genua u. zu Land von Florenz geschwächt. Das letztere überwältigte endlich alle übrigen Städte des Landes. In Florenz kämpften aber, so wie in dem übrigen Italien, Jahrhunderte lange, Welfen u. Gibellinen, bis endlich die Familie der Medici die erste Stelle behauptete. Die Seestädte waren schon mächtig und blühend, als Florenz ein noch unbedeutender Ort war: in T. war es nur zweiten Ranges und seine Entwickelung begann spät und war langsam. Erst nach dem Tode der großen Gräfin Mathilde (1116) zeigte sich bei dem anbrechenden Tageslichte der Unabhängigkeit größere Regung. Die erste bedeutende Gebietserweiterung fand 1107 mit der Eroberung des, 11 Miglien entfernten, Prato statt. Mit der Ausbildung der Co-

ie und dem Aufkommen des Handels nahm dann auch die äußere Macht
h zu. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. erkannten Pistoja, Pescia u. ein
il des ursprünglich Lucchesischen, das Elsathal, das hochliegende, starke Vol-
a, stets unruhigen Geistes, Arezzo, einst mit Pisa die Stütze der ghibellinischen
tei, die florentinische Obergewalt an und der vormals so mächtige Feudaladel
the durch Burgen im Arnothale, wie in den Gebirgsstrichen des Mugello und
Romagna im Zaume gehalten. Nachdem durch die bekannte Verschwörung
Herzogs von Athen (1343) die Existenz selbst der Republik plötzlich aufs
iel gesetzt worden war, schritt die Territorial-Entwickelung, unter heftigen
mpfen zwar, aber doch ziemlich stetig fort. In der letzten Hälfte des 14. Jahr-
derts wurden eine Menge romagnolische Gebietstheile, zum Theil Grafschaften
- vielverbreiteten Palatinen-Familie der Guidi, erworben; Arezzo ward 1384
 Florentinisch, Cortona, wie ich schon früher bemerkte, 1411. So erstreckte
das Territorium vom Trasimenischen See zur unmittelbaren Nachbarschaft
ca's, während es, seit dem Falle Pisa's (1406) u. der Uebergabe der großen
afschaft Gherardesca, unter florentinischem Schutze, auch einen bedeutenden
eil des Küstenstriches umfaßte. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war das
rgige Casentino völlig unterworfen und, durch Erwerbung eines bedeutenden
eils der obern Tibergegend, griffen die Florentiner selbst nach Umbrien hin-
r. So war das Gebiet der Republik unter den Medici ältern Stammes b:-
ffen und so blieb es, mit einigen Modifikationen und Zuwachs auf der luc-
sisch-genuesischen Seite, bis zum Sturze des Freistaates, indem die Einver-
ung der urbinatischen Grafschaft Montefeltro, unter Papst Leo X., nur vor-
gehend war. Die größte Erweiterung fand dann unter dem Herzoge, nach-
ls Großherzog, Cosmus I. statt. Seine Absichten auf Piombino, wodurch
eine ausgedehnte Küstenlinie erhalten haben würde, was bei den häufigen An-
ffen der vereinigten Gallo-Osmanen und ihrer Corsaren vom höchsten Belang
r, schlugen fehl; aber im Jahre 1555 eroberte er Siena — eine Eroberung,
lche vier Jahre später durch die Cession Montalcino's im Frieden von Chateau-
mbresis vollendet ward, aber durch die Reservirung der Küstenplätze zu Gun-
 Spaniens bis auf unsere Zeit zum Nachtheile T.s geschmälert blieb. In
Lunigiana, der nach der alten Stadt Luni bei Sarzana benannten Landschaft,
sich vom Lucchesischen aus nach Modena und Parma hin erstreckt, erwarb
smus verschiedene Lehen. Im Jahre 1608 vereinigte Ferdinand I. mit dem
oßherzogthume die einst Orsinische Grafschaft Pitigliano, im Jahre 1615 Cos-
s II. die Sforza'sche Grafschaft Scanzano und andere Lehen, im Jahre 1633
rdinand II. Santa Fiora, eine Grafschaft der Linie der Sforza's, die noch
Rom als Sforza-Cesarini besteht. Im Jahre 1650 kaufte derselbe Ferdinand
 500,000 Scudi von König Philipp IV. von Spanien Pontremoli, den
uptort der Lunigiana. Ein bedeutender Theil Elba's mit dem besten Hafen
r schon 1548 an T. gekommen. — Mit solchen Gränzen erhielt das Haus
thringen-Habsburg im Jahre 1737 das Großherzogthum, welches im Jahre
45 893,724 Einwohner zählte. Die neuen Erwerbungen in der Lunigiana
ren nicht von großer Bedeutung. Das Königreich Etrurien und das franzö-
he Großherzogthum, wie Elise Bacciocchi es verwaltete, mußten einzelne Ge-
etstheile abgeben; Pontremoli z. B. ward zum Departement des Taro ge-
lagen. Im Wiener Congresse wurden im Wesentlichen die alten Gränzen her-
stellt mit nicht geringem Zuwachse. Ganz Elba, das Fürstenthum Piombino,
 spanischen Küstenplätze an der Maremma und die unbeschränkte Herrschaft
er mehre Enclaven, alte Kaiserlehen, bildeten diese Vergrößerung. — Dieser
ersichtlichen Darstellung lassen wir einige thätsächliche Notizen nachfolgen. Den
ohn des Johann von Medici, († 1426) Kosmus, welchem das Ver-
men seiner Mitbürger die wichtigsten Staatsämter übertrug, entfernten zwar
433) die Ränke seiner Feinde; er genoß jedoch, bald zurückgerufen, bis an sei-
n Tod (1464) ein fast gränzenloses Ansehen. Der kränkelnde Sohn, Peter I.,

starb schon nach einigen Jahren (1469). Desto länger aber erhielt sich an der Spitze seiner Regierung der, auch um die Künste und Wissenschaften höchst verdiente, Enkel Lorenzo, der (1478) einer Verschwörung der Familie Pazzi glücklich entging. Aber dessen Sohn, Peter II., traf das Loos, verbannt zu werden. Die Päpste, Leo X. und Clemens VII., beide aus dem Hause Medici, spielten eine sehr bedeutende Rolle. Durch letztere u. durch Kaiser Karl V. gelangten die Medici wieder zur Herrschaft über T. Alexander von Medici, Gemahl der Margaretha, einer unehelichen Tochter Karl V., ward (1531) der erste Herzog von T., seiner Grausamkeit wegen aber (1537) ermordet. Unter seinem Nachfolger, Kosmus II. Medicis, trat Spanien das Gebiet der alten Republik Siena an T. ab. Ebendemselben ward vom Papste (1569) der Titel eines Großherzogs ertheilt, aber erst seinem Nachfolger Franz I. (1576) vom Kaiser Maximilian II. bestätigt. Unter der Regierung der Großherzoge blühten Künste und Wissenschaften, blühte der Handel (Livorno seit 1609). Mit Johann Gasto endete (1737) der mediceische Stamm. Die Anwartschaft auf sein Land wurde, noch bei seinem Leben, erst dem spanischen Infanten, Karl, und hernach dem Herzoge von Lothringen zugesprochen, wofür der letztere sein Herzogthum zu Gunsten des entthronten polnischen Königs, Stanislaus, an Frankreich überließ. Derselbe trat, als Kaiser Franz I., das Großherzogthum T. seinem zweiten Sohne Peter Leopold ab, der 1790 österreichischer Kaiser ward; ihm folgte sein Sohn, Ferdinand Joseph, der es in dem Frieden von Lüneville (1801) gegen Salzburg vertauschte. T. wurde jetzt dem Erbprinzen Ludwig von Parma mit dem Titel eines Königs von Hetrurien zu Theil. Dieser hinterließ es (1803) seinem (Dez. 1799 geb.) Sohne Karl Ludwig. Dessen Mutter und Vormünderin, die spanische Infantin Marie Luise, mußte es (1807) an Napoleon abtreten, der es mit dem Königreiche Italien vereinigte. In diesem Zustande blieb T. bis zum Pariser Frieden (1814), der ihm den Erzherzog Ferdinand Joseph, welcher zuletzt Großherzog von Würzburg gewesen, wieder zum Beherrscher gab. Unter diesem, alle Künste des Friedens werkthätig und freigebig befördernden Fürsten, schritt das Land an Wohlstand und Kultur sichtbar vorwärts; sein Sohn und Nachfolger (1824) ist der jetzt regierende Großherzog Leopold II. Die Zerstückelung des Landes auf der lucchesisch-modenesischen Seite war von vorneherein unerfreulich; sie wird jetzt durch die Vereinigung Lucca's gemildert und T. erhält eine natürlichere Gränze, wenn auch nicht die dem alten toskanischen Namen entsprechende. — Von den Ereignissen, welche in den Jahren 1820 und 1831 die italienische Halbinsel erschütterten und welche sich bald in dumpfer Gährung aussprachen, bald in offener Empörung Luft machten, blieb T. so zu sagen unberührt. Leopold I. (der dieses Land bis 1790 mit meisterhafter Weisheit regierte und hierauf seinem Bruder Joseph II. auf den österreichischen Thron folgte), war bei der Bevölkerung stets in gutem Andenken geblieben; nach der Vertreibung der Franzosen schloß sich Alles mit erneuerter Anhänglichkeit an das alte Fürstenhaus, in Ferdinand III. Als der jetzige Großherzog diesem seinem Vater im Jahre 1824 succedirte, änderte er Nichts im Gange der Verwaltung, behielt die alten Personen bei und hing, aus kindlicher Ehrfurcht vor dem Vater, an dem Minister Fossombroni, welcher an der Spitze der Verwaltung stand. Auch nach des letztern Tode erhielt der Gang der Regierung keine merkliche Veränderung. Das offene Geheimniß der ungestörten Ruhe, deren sich T. erfreute, gründete sich, ausser dem natürlich milden und weichen Charakter der Einwohner, auf die blühende Finanzlage, auf Aufschwung in Handel und Wandel, Hebung des Ackerbaues und der Bodencultur, Beförderung von Kunst und Wissenschaft, Gestattung einer möglichst freien Bewegung der Individuen, welche freilich oft bis zu einer großen Laxheit in Ausübung und Befolgung der Gesetze und bis zu einer, oft verderblichen, Nachsicht gegen faule und untreue Beamte und gegen die Zuchtlosigkeit der unteren Classen ausartete. Die persönliche Neigung des Großherzogs war der Verbesser-

es Bodenertrags und des innern Verkehrs und dem Wohle der Landleute
endet. Die trefflichsten Landstraßen durchschneiden das Großherzogthum in
Richtungen, und zwei, nunmehr bald vollendete, Eisenbahnlinien verbinden
lkreichsten Distrikte mit einander. Livorno erhob sich zu einem der ersten
ätze des Mittelmeeres und der sehr beträchtliche Getreide- und Oelhandel
: diesem Hafen einen großen Waarenverkehr, wozu der Gewinn durch Rei-
kommt, den diese Stadt, als einer der Hauptlandungsplätze der Dampf-
mit sich bringt. Im Winter und Sommer ist der Verkehr gleich groß, da
eebäder ausserordentlich besucht sind. Auch nach Florenz und Pisa brin-
remde sehr viel Geld. Die letztere Stadt, deren frühere Oede sprichwört-
worden ist, verdient diesen Tadel nur im Sommer, während sie im Winter,
es milden Klima's willen, von Italienern u. Ausländern, sehr besucht ist u.
belebten Anblick darbietet. T. hat einen ungemeinen Vorzug vor anderen
en, daß die Militärmacht sehr geringe Kosten verursacht. Den Communen
tete die Regierung das freieste Regiment in ihren Angelegenheiten; ja, sie
: ihnen oft zu viel ein, wenn es galt, die Sonderinteressen einzelner Gemein-
llgemeinen Bedürfnissen gegenüber, durchzuführen. Der langsame Fortgang
isenbahnbauten hat gerade darin seinen Grund, daß man bei der Expro-
on und bei anderen Fragen des Einzelrechtes jeder beliebigen Klage allzu-
lehör schenkte. Dagegen waren die höchsten administrativen Stellen in den
nzen sehr beschränkt; die Gouverneure der größeren Städte, Livorno, Pisa,
, bekleideten bloße Ehrenposten; bei den geringsten Angelegenheiten mußten
Florenz anfragen und diese Machtlosigkeit wurde von der niedersten Volks-
oft genug ausgebeutet. Die Gouverneure hütteten sich, strafend einzugreifen,
fürchteten, von der Centralgewalt desavouirt zu werden. Man war in
frieden, weil man sich wohl befand. Einen größern Unterschied in der
sstimmung und in der Verfahrungsart gegen Einheimische und Fremde
en den beiden Nachbarstaaten Modena und T., namentlich in den ersten
n nach 1831, konnte man sich nicht denken. In Modena die strengste poli-
e Aufsicht, ein Beobachtungs- und Spionensystem nach allen Richtungen,
rigsten Nachspürungen nach verbotenen Büchern, der Ausschluß fast aller
igen. In T. an allen Zollstätten die größte Liberalität, der freieste Einlaß
cher Blätter und literarischer Produktionen; ein, oft mehr als wünschens-
es, freies Gewährenlassen nach allen Seiten. In Modena eine gedrückte,
eine heitere Bevölkerung. In Modena herrschte eine strenge Criminalgesetz-
g, in T. trieb man die Träume unserer modernen Philantropie auf die äuß-
Gränze und hob die Todesstrafe, auch für Mord, seit langer Zeit faktisch,
iester Zeit auch gesetzlich auf. Einen Zweifel an der Reife des Volkes zu
solchen Gesetze können die Verzeichnisse der Verbrechen erregen, wie der
k der, in den Straßen von Livorno arbeitenden, Galeerensträflinge. Sehr
chtig war man in T. gegen alle diejenigen, welche früher in den Nachbar-
i Theil an den politischen Bewegungen genommen hatten. Ja, man berief
r Reorganisation der Universität Pisa selbst Männer zu Professoren, welche,
im Kirchenstaate und in der Lombardei compromittirt, deßhalb ausgewan-
der verwiesen worden waren. Viele, politisch unzufriedene, Angehörige be-
arter Staaten wendeten sich nach T. Als vor zwei Jahren in Ravenna
en Legationen sich ein neuer Aufstand entwickelte, lieferte man die geflüch-
Theilnehmer nicht aus, sondern schaffte sie nach Livorno, um sich nach Mar-
einzuschiffen. Unter diesen befand sich der bekannte Renzi, den man eben-
mit der Bedeutung auswies, daß man ihn festnehmen würde, sobald er sich
blicken ließe. Nichtsdestoweniger war Renzi so unbesonnen, kurz darauf
nach Livorno zurückzukehren und sich öffentlich zu zeigen. Wie ihm ange-
worden, wurde er festgenommen und bald darauf nach Rom ausgeliefert.
Eindruck dieses einfachen Ereignisses war merkwürdigerweise ganz außer-
lich. Die Gefangennehmung und noch mehr die Auslieferung Renzi's gab

ıämlich das Signal zu offenen Ausbrüchen der Unzufriedenheit, die sich nich
ılos auf die Regierungsbehörde beschränkte. Die Popularität des Landesfürste
and ich, zu meinem großen Erstaunen, reißend abnehmen und nicht leicht ist de
Wechsel der Volksgunst und ihre schwache Basis auffallender erschienen. Auc
insichtige Italiener fand ich in diesem Punkte nicht zu beschwichtigen. Alle ent
jegengehaltenen Gründe, wie z. B. die schwierige Lage des Gouvernements, de
Reclamationen benachbarter Regierungen gegenüber; die offenbare Thorheit, i
Tollkühnheit Renzi's im Trotze der ihm gewordenen Mahnung (wobei er offe
ıar auf die Schwachheit der Regierung rechnete) fruchteten Nichts. Höchsten
jab man zu, daß man Renzi hätte festnehmen, aber ihn nicht ausliefern solle
ıas ihm nicht angedroht worden sei. Gleichwohl geschah die Auslieferung n
ınter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Gefangene nicht am Leben gestra
ıerden solle. Der Ausgang dieser Angelegenheit ist bekannt: Renzi hatte v
ıoppeltem Glück zu sagen. Wenige Wochen nach seiner Festsetzung in der Engel
ıurg starb Gregor XVI. und ohne Pius IX. und die Amnestie würde er seinen
Kerker wohl niemals verlassen haben. — Jeder italienische Staat hat Städte u.
Provinzen, welche ihm vorzugsweise zu schaffen machen. In Sardinien ist es
Genua, in der Lombardei Mailand, in Neapel Sicilien, im Kirchenstaate sind
:s die Legationen mit Bologna an der Spitze; T. hat, wenn auch im mindern
Grade, in Pisa und Livorno zwei Herde für den Gährungsstoff. In ersterer
Stadt kamen schon im Winter 1845—46 einzelne Aufläufe u. Demonstrationen vor.
Daß diese Milde der Regierung, welche bald in Schwäche umschlug, an diesen
Trübungen große Schuld trug, läßt sich nicht in Abrede stellen. Als ein wirk-
samer Hebel der Agitation mußten nun in ganz Italien, wie sonst überall, die
ırmen Jesuiten herhalten. Einen willkommenen Anlaß bot noch die Einführung der
Dames du sacre cocur, welche man durchaus als Affiliirte der Gesellschaft
Jesu betrachtet. Professoren der Universität Pisa richteten eine Immediateingabe
ın den Großherzog, in welcher sie die Hoffnung aussprachen, derselbe werde der
ırohenden Einführung der Jesuiten und der Beschränkung des freien Unterrichts
eine Zustimmung versagen. Von sämmtlichen Professoren (über 40) schlossen
ich vier von der Unterzeichnung aus, darunter zwei Theologen (während die
ınderen zutraten) und ein als Schriftsteller berühmter Arzt. Die, auf die Ein-
jabe erfolgte, obwohl sehr milde, vertrauenfordernde Antwort, in welcher jedoch
ıer ganze Schritt als solcher getadelt wurde, reizte die junge exaltirte Partei
unter den Professoren zu einer neuen Adresse, von welcher sich jedoch eine größere
Zahl von Professoren ausschloß. Um dieselbe Zeit erfolgte die, meist von Stu-
denten ausgegangene, nächtliche Fensterzertrümmerung in der Wohnung des Ge-
ıeralvikars Fanteria. Nun fing die Regierung endlich an, strengere polizeiliche
Maßregeln anzuordnen, sah sich sogar veranlaßt, das bisher so heilig gehaltene
Gastrecht in mehren Fällen, wenn auch mit größter Schonung der Betheiligten,
ıufzuheben. Eine, schon seit längerer Zeit in Pisa lebende, protestantische Dame
ıus Genf erlaubte sich die rücksichtslosesten Eingriffe in den Jugendunterricht. Da
:ine, in Form eines sehr artigen Briefes vom Generalvikar ertheilte, Warnung
ıöllig unbeachtet blieb, aber eine bittere Replik veranlaßte, wurde sie, als sie aus
einer Reise in die Schweiz zurückkehrte, nicht wieder über die Gränze gelassen.
Die Dame hatte viele Freunde, auch in Florenz und in den höchsten Kreisen der
Gesellschaft. Es erfolgte eine unmittelbare mündliche Verwendung bei dem Mo-
narchen, welcher jedoch entgegnete: „Man habe lange überlegt und mit dieser
Maßregel gezögert, die man nun nicht mehr zurücknehmen könne.“ Ein zweites
Verbot erfolgte um dieselbe Zeit gegen eine vornehme Mailänder Familie, die
des Marchese A., welche, früher bei den Unruhen in der Lombardei compromittirt,
später in die Amnestie begriffen war, ihren Winteraufenthalt in Pisa genommen
hatte und hier einen Mittelpunkt für die italienischen Patrioten bildete, unter
enen allerdings einzelne nicht zu den besonnensten gehörten. Als diese Familie
Florenz ihre Päſſe verlangte, um für den letzten Winter wieder nach Pisa

fehren, wurde ihr bedeutet, daß es ihr freistehe, überall in T. ihren Auf-
zu wählen, jedoch mit Ausnahme von Pisa. Alle diese Dinge verbreite-
natürlich im Publikum und man hörte die Ansicht aussprechen, daß
r österr ichische Einfluß Schuld sei. Der Haß gegen die Minister brach
n los. In Florenz, Pisa u. Livorno heftete man revolutionäre Mauer-
an, elche die Polizei an der einen Stelle abriß, während man sie
andern bei hellem Tage wieder anheftete. Am meisten Aufsehen erregte
Straßendemonstration in Pisa gegen den Erzherzog Ferdinand d'Este,
Frühjahre 1847 im Palast des Herzogs von Modena am Lung Arno
tete. Jedoch wurde dieselbe in öffentlichen Blättern sehr übertrieben. —
Untersuchung brachte einige bekannte Müßiggänger als Theilnehmer heraus
Studenten, welche man festnahm, bald aber wieder frei ließ und zu
Eltern heimschickte. Sie waren, wenn wir nicht irren, vorzüglich aus der
von Arezzo. Bei dieser Gelegenheit wollten sich die erhitzten jungen
übrigens weniger gegen einen österreichischen Prinzen, als gegen den Com-
renden der Militärmacht zur Unterdrückung des Aufstandes in Galizien,
man in T., wie für die Polen überhaupt, eine besondere Sympathie hatte,
m. Fast um dieselbe Zeit war man in mehren Ortschaften an der Gränze
munistischen Bewegungen auf die Spur gekommen und Untersuchungen wur-
eingeleitet, von denen nichts Genaueres bekannt geworden ist. Alle diese
gänge verkündeten, wie leichte Gasblasen auf der Oberfläche ruhiger Gewässer,
in der Tiefe vorbereitete Gährung, deren jüngster Ausbruch unzweideutig
seit Monaten vorauszusehen war. — Das Ministerium Humbourg und
ner fiel, Marchese Ridolfi und Graf Serristori traten an die Spitze
Verwaltung. Der erstere ist einer der geachtetsten und besonnensten Männer
Italien. Er hat die größten Verdienste um die Hebung der Land- und
atswirthschaft in T. Er verschmähte es, trotz seines hohen Ranges, nicht,
fessor in Pisa zu werden, wo er das agrarische Institut gründete; wie denn
haupt nirgends mehr, als in T., der Adel mit dem gebildeten Mittelstande
verschmolzen hat. Später ward er nach Florenz berufen, um die Erziehung
Erbgroßherzogs zu leiten. Unermüdlich thätig ist er als Schriftsteller und
jähriger Präsident der berühmten Academia dei Georgofili in Florenz gewe-
Graf Serristori ist General, stand eine Zeit lange in russischen Diensten
hat, wo ich nicht irre, den Feldzug über den Balkan mitgemacht. Er stand
n länger als Gouverneur in Siena und die beiden letzten Jahre in Pisa der
waltung vor, welche freilich, wie für alle Gouverneure, höchst abhängig von
Centralstelle in Florenz war. Graf Serristori unterhält in beiden Universi-
städten die innigsten Beziehungen zu den Professoren. Er selbst ist der Ver-
er des ausgezeichneten Werkes über die Statistik von Italien. Beide Männer
sehr gemäßigt, aber freisinnig; huldigen, wie alle tüchtigen Männer in Ita-
der Ansicht von der nationalen Entwickelung, achten aber auch fremde Na-
alitäten, wie die deutsche, deren Literatur ihnen nicht unbekannt ist. Leider
ies indeß ihre Verwaltung, daß sie mit der genauen Sachkenntniß u. dem
en Willen nicht auch die hinreichende Energie besaßen und darum den ra-
len Elementen erlagen. Ein wichtiges Ereigniß trat nun für T. ein, indem
Herzog von Lucca, der ohnehin nach dem Tode der Herzogin von Parma,
Wiener Verträgen zufolge, Parma übernehmen und dafür Lucca an T. ab-
ten sollte (s. Parma), dieß schon jetzt aus Unzufriedenheit über ihm ab-
zwungene Concessionen that, gegen eine Civilliste von T. und Modena (letzteres
Fivizzano). Die Ratifikationen des Vertrages wurden am 8. Oktober 1847
Florenz ausgewechselt. — Wir können hier füglich das Nothwendige aus der
schichte Lucca's einfügen. Es gehörte gleichfalls einst zu den Besitzungen der
Markgräfin Mathilde. Nach ihrem Tode (1115) wollte Lucca als freie Stadt
men, wurde aber bald von diesem, bald von jenem Herrn überwältigt; einige
lange (1342—69) stand sie unter der Herrschaft von Pisa. Hierauf er-

kaufte sie (1370) von Kaiser Karl IV. ihre Unabhängigkeit, die ihr Kaiser
gismund (1432) bestätigte und behauptete bis gegen Ende des 18. Jah
derts eine republikanische Verfassung. Im Febr. 1799 wurde sie von dem
zösischen General Serrurier besetzt und in eine französisch organisirte Re
umgeschaffen. Im Juli desselben Jahres noch verschaffte ihr zwar die österrei
russische Armee die vorige Freiheit wieder; aber nach der Schlacht bei Ma
(Juni 1800) mußte sie nicht nur eine Geldstrafe von 375,000 fl. erlegen, s
auch (Dezember 1801) wieder eine französische Verfassung annehmen. Seit
1805 war sie mit dem, 1801 vom Könige von Neapel an Frankreich abg
nen, Fürstenthum Piombino ein vereinigtes Herzogthum, das Kaiser Napo
seiner Schwester Elisa, der Gemahlin des Fürsten Felix Bacciochi,
liehen hatte. Der Wiener Congreß sprach es der ehemaligen Königin vo
trurien, Marie Louise, Infantin von Spanien, zu, welcher 1824 ihr
Karl Ludwig nachfolgte. — Einem, 1844 abgeschlossenen, Vertrage
sollte der Großherzog von T. nur die lucchesischen Distrikte Pietrasanta u.
behalten, das Gebiet von Fivizzano aber an Modena und das von Pont
an den zukünftigen Besitzer von Parma abtreten, wogegen jedoch die Be
der zuletzt genannten Distrikte protestirten und gleichfalls Vereinigung
verlangten. Die bisherigen lucchesischen Beamten, mit Ausnahme der M
und Staatsräthe, wie alle Gesetze, Anordnungen und Regulirungen wurde
visorisch beibehalten, dabei eine ausgedehnte Amnestie u. Abschaffung der
strafe verfügt. Im August 1848 trat das Ministerium Ridolfi ab, im
sicht einer vom berüchtigten Pater Guerrazzi erregten Livorneser Str
monstration und es folgte ihm das Ministerium Capponio, welches in
1848 bereits wieder fiel, weil es, gleich dem vorhergehenden, bei allen gut
sichten doch nach keiner Seite hin kräftig verfuhr; indeß erschien doch unter
dolfi's Verwaltung (im Febr. 1848), die sehr freisinnige Constitution, w
bereits im Juni Kammer und Senat eröffnet und besonders durch sein Auf
im oberitalischen Kriege die Sympathien der Nationalen verscherzt: es m
einem Ministerium der radikalen Partei Platz, einer Regierung der livor
Verschworenenfraktion, der anarchischen Minorität. Der Staat Italien's
von Alters her die meisten Elemente der Ordnung, der Gesittung, der Mäßi
in sich trug und diesseits, wie jenseits der Alpen dafür reichliche Anerken
fand, gab Italien das schädlichste, wie traurigste Beispiel, indem er die Reb
in der schlimmsten Bedeutung des Wortes sanktionirte, das eben geschaffene
stitutionelle Leben zerstörte, dem Despotismus des Marktes und der Gasse
Feld einräumte. Beide Ministerien fielen, während sie in der Kammer die
schiedenste Majorität, unter dem Volke überwiegende Zustimmung hatten.
sind vor dem Schreien einiger radikalen Journale, vor bezahltem Straßen
vor den Drohungen einer undankbaren, wetterwendischen, aufgewiegelten
masse einer einzelnen Stadt (Livorno) gefallen. Wenn man die Geschicht
Republik Florenz durchlas u. fand, wie leichten Kaufes im 14. u. 15. Jahrh
der Sieg der Parteien errungen wurde u. wie eine Fraktion die andere durc
bloße Demonstration auf der Piazza de' Signori stürzte, so wunderte man sic
solche Schwäche: in Zukunft wird man sich nicht darüber wundern, denn Schl
res geht unter unseren Augen vor und T. hat der Welt ein höchst beklagensw
Beispiel der Ohnmacht gegeben. Man erwiedere nicht, es sei der Sieg de
mokratischen Prinzips, welches unter den gegenwärtigen Umständen die Obe
habe erringen müssen: es ist der Sieg der Anarchie und des Treubruchs u.
in einem Moment, wo Italien die größten Anstrengungen macht, die Anarc
unterdrücken, welche es in Folge der ungünstigen Wendung des lombard
Kriegs bedrohte. Die gemäßigte Partei brachte jedoch selbst durch unverant
liche Fehler dieses Unheil über das Land. In Fraktionen führte sie Monate
kleinen Plänklerkrieg gegen einander und brachte sich wechselweise in Mißac
anstatt, worauf es wirklich ankam, die Sicherstellung einer, der gemäßigt

landes entsprechenden Verfassung und eines darauf basirten, in
des Volks wurzelnden und daraus seine Lebenskraft ziehenden, Gou-
mit vereinter Bemühung anzustreben. Das neue Ministerium, die
der Anarchisten Italiens, besteht aus folgenden Personen: Fran-
cinico Guerrazzi, Advokat aus Livorno, Verfasser des Romans:
Firenze, zu welchem er sich bei dessen Erscheinen nicht bekennen
s Buches, welches glänzende Talente und hinreissende Beredsamkeit
ichtesten Prinzipien und schreckenerregender Irreligiosität vereinigt;
äupter der Giovine Italia, wegen anderer, mit obengenannter an Geist
ng übereinstimmenden Schriften mehrmals gerichtlich verfolgt, im
als angeblicher Urheber des Aufstandes in Livorno verhaftet und
ferrajo (Elba) als Gefangener gebracht; neuerdings radikales
r toskanischen Deputirtenkammer und ein ebenso heftiger Gegner
ert's, wie Pius IX. Giuseppe Montanelli, Professor des
isa, im April 1848 einer der Führer der Studentenlegion bei dem
n Zuge, wobei er schriftlich und mündlich das Mögliche that, seinem
e L. und seinem Fürsten die Gemüther abwendig zu machen, unge-
nicht mehr zweifelhaften Sympathien vom Ministerium unklüger-
ouverneur von Livorno ernannt, wo seine erste Handlung war, mit
rrazzi sich zu verbinden und, seinem Eide zum Hohn, eine Italie-
stituante auszuschreiben. Dies sind die Antecedentien, welche L.
gen Staaten Italiens, die in diesem Augenblicke an einer Föderation
trauen einflößen sollen. — Natürlich war es die erste Maßregel die-
ms, die Deputirtenkammer aufzulösen (am 4. Nov.) und neue Wah-
20. Nov.) anzuberaumen. Die falsche Stellung dieser Regierung,
kaum je eine andere, einem sie mit Abneigung und Mißachtung ent-
ande sich selbst aufgedrungen hat, gibt sich in jeder ihrer Maßregeln
der frechsten Anarchie und Rebellion entsprungen, muß es in jedem
r Ordnung und Gesetzlichkeit ermahnen, um Unruhen in Lucca, in
toferrajo und anderwärts zu begegnen; es muß die eigenen Worte,
ehren, Handlungen seiner Mitglieder Lügen strafen, seinen eigenen
dammen. „Wenn um unsertwillen die Gesetze geschändet wurden
einer witzigen Parodie des ministeriellen Programms in dem Floren-
La Vespa), so werden wir die Gesetze kräftigen. Wenn um un-
Soldaten die Disciplin vergessen haben, werden wir dafür sorgen,
pliniren. Da wir aus Erfahrung wissen, wie viel die öffentliche
ist, werden wir eine nicht-öffentliche Macht einsetzen, unter dem
ihr später einen beliebigen Namen beizulegen.“ Die toskanischen
, was die Mannszucht betrifft, in der kläglichsten Verfassung. Hr.
r neue Kriegsminister, entwickelte sogleich in den ersten Tagen in
Tagesbefehlen und sehr confusen Berichten an den Großherzog eine
Thätigkeit; — was soll man aber von dem moralisirenden Einfluß
es erwarten, welcher, früher neapolitanischer Offizier, vor der
beständig in Händel verwickelt, nach derselben einer der Anstif-
standes in Cosenza, wo die dem Könige treu bleibende Bevöl-
n Stiche ließ, flüchtig nach Livorno gelangt, in Zeitungsartikeln
es Gehorsams des Militärs in Friedenszeiten wegzuphilosophiren sich
Die Agitationen im Gefolge der Deputirtenwahlen boten ein trau-
er neuesten toskanischen Zustände. Nach der alten frommen Sitte,
erfüllung der Bürgerpflichten an die religiösen Uebungen knüpft, soll-
ßkirchen der Ort der Wahl seyn. Am Morgen des Wahltags
te Maueranschläge das „Volk“ auf, sich zu versammeln, um den
„Reichen“, *welche die Stimmenmehrheit zu erlangen drohten, ihr
Spiel zu verderben; — wer nicht mitziehe, sei Verräther an der*
Die Regierung that nicht das Mindeste, die Versammlungsorte der

13*

nämlich das Signal zu offenen Ausbrüchen der Unzufriedenheit, die sich nicht blos auf die Regierungsbehörde beschränkte. Die Popularität des Landesfürsten fand ich, zu meinem großen Erstaunen, reißend abnehmen und nicht leicht ist der Wechsel der Volksgunst und ihre schwache Basis auffallender erschienen. Auch einsichtige Italiener fand ich in diesem Punkte nicht zu beschwichtigen. Alle entgegengehaltenen Gründe, wie z. B. die schwierige Lage des Gouvernements, den Reclamationen benachbarter Regierungen gegenüber; die offenbare Thorheit, ja Tollkühnheit Renzi's im Trotze der ihm gewordenen Mahnung (wobei er offenbar auf die Schwachheit der Regierung rechnete) fruchteten Nichts. Höchstens gab man zu, daß man Renzi hätte festnehmen, aber ihn nicht ausliefern sollen, was ihm nicht angedroht worden sei. Gleichwohl geschah die Auslieferung nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Gefangene nicht am Leben gestraft werden solle. Der Ausgang dieser Angelegenheit ist bekannt: Renzi hatte von doppeltem Glück zu sagen. Wenige Wochen nach seiner Festsetzung in der Engelsburg starb Gregor XVI. und ohne Pius IX. und die Amnestie würde er seinen Kerker wohl niemals verlassen haben. — Jeder italienische Staat hat Städte u. Provinzen, welche ihm vorzugsweise zu schaffen machen. In Sardinien ist es Genua, in der Lombardei Mailand, in Neapel Sicilien, im Kirchenstaate sind es die Legationen mit Bologna an der Spitze; T. hat, wenn auch im mindern Grade, in Pisa und Livorno zwei Herde für den Gährungsstoff. In ersterer Stadt kamen schon im Winter 1845—46 einzelne Aufläufe u. Demonstrationen vor. Daß diese Milde der Regierung, welche bald in Schwäche umschlug, an diesen Trübungen große Schuld trug, läßt sich nicht in Abrede stellen. Als ein wirksamer Hebel der Agitation mußten nun in ganz Italien, wie sonst überall, die armen Jesuiten herhalten. Einen willkommenen Anlaß bot noch die Einführung der Dames du sacre coeur, welche man durchaus als Affilirte der Gesellschaft Jesu betrachtet. Professoren der Universität Pisa richteten eine Immediateingabe an den Großherzog, in welcher sie die Hoffnung aussprachen, derselbe werde der drohenden Einführung der Jesuiten und der Beschränkung des freien Unterrichts seine Zustimmung versagen. Von sämmtlichen Professoren (über 40) schlossen sich vier von der Unterzeichnung aus, darunter zwei Theologen (während die anderen zutraten) und ein als Schriftsteller berühmter Arzt. Die, auf die Eingabe erfolgte, obwohl sehr milde, vertrauenfordernde Antwort, in welcher jedoch der ganze Schritt als solcher getadelt wurde, reizte die junge exaltirte Partei unter den Professoren zu einer neuen Adresse, von welcher sich jedoch eine größere Zahl von Professoren ausschloß. Um dieselbe Zeit erfolgte die, meist von Studenten ausgegangene, nächtliche Fensterzertrümmerung in der Wohnung des Generalvikars Fanteria. Nun fing die Regierung endlich an, strengere polizeiliche Maßregeln anzuordnen, sah sich sogar veranlaßt, das bisher so heilig gehaltene Gastrecht in mehren Fällen, wenn auch mit größter Schonung der Betheiligten, aufzuheben. Eine, schon seit längerer Zeit in Pisa lebende, protestantische Dame aus Genf erlaubte sich die rücksichtslosesten Eingriffe in den Jugendunterricht. Da eine, in Form eines sehr artigen Briefes vom Generalvikar ertheilte, Warnung völlig unbeachtet blieb, aber eine bittere Replik veranlaßte, wurde sie, als sie aus einer Reise in die Schweiz zurückkehrte, nicht wieder über die Gränze gelassen. Die Dame hatte viele Freunde, auch in Florenz und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Es erfolgte eine unmittelbare mündliche Verwendung bei dem Monarchen, welcher jedoch entgegnete: „Man habe lange überlegt und mit dieser Maßregel gezögert, die man nun nicht mehr zurücknehmen könne.“ Ein zweites Verbot erfolgte um dieselbe Zeit gegen eine vornehme Mailänder Familie, die des Marchese A., welche, früher bei den Unruhen in der Lombardei compromittirt, später in die Amnestie begriffen war, ihren Winteraufenthalt in Pisa genommen hatte und hier einen Mittelpunkt für die italienischen Patrioten bildete, unter denen allerdings einzelne nicht zu den besonnensten gehörten. Als diese Familie in Florenz ihre Pässe verlangte, um für den letzten Winter wieder nach Pisa

zurückkehren, wurde ihr bedeutet, daß es ihr freistehe, überall in T. ihren Auf-
ilt zu wählen, jedoch mit Ausnahme von Pisa. Alle diese Dinge verbreite-
ich natürlich im Publikum und man hörte die Ansicht aussprechen, daß
n der österreichische Einfluß Schuld sei. Der Haß gegen die Minister brach
rholen los. In Florenz, Pisa u. Livorno heftete man revolutionäre Mauer-
läge an, welche die Polizei an der einen Stelle abriß, während man sie
iner andern bei hellem Tage wieder anheftete. Am meisten Aufsehen erregte
die Straßendemonstration in Pisa gegen den Erzherzog Ferdinand d'Este,
r im Frühjahre 1847 im Palast des Herzogs von Modena am Lung Arno
achtete. Jedoch wurde dieselbe in öffentlichen Blättern sehr übertrieben. —
Untersuchung brachte einige bekannte Müßiggänger als Theilnehmer heraus
mehre Studenten, welche man festnahm, bald aber wieder frei ließ und zu
Eltern heimschickte. Sie waren, wenn wir nicht irren, vorzüglich aus der
nd von Arezzo. Bei dieser Gelegenheit wollten sich die erhitzten jungen
übrigens weniger gegen einen österreichischen Prinzen, als gegen den Com-
irenden der Militärmacht zur Unterdrückung des Aufstandes in Galizien,
r man in T., wie für die Polen überhaupt, eine besondere Sympathie hatte,
rn. Fast um dieselbe Zeit war man in mehren Ortschaften an der Gränze
unistischen Bewegungen auf die Spur gekommen und Untersuchungen wur-
eingeleitet, von denen nichts Genaueres bekannt geworden ist. Alle diese
gänge verkündeten, wie leichte Gasblasen auf der Oberfläche ruhiger Gewässer,
in der Tiefe vorbereitete Gährung, deren jüngster Ausbruch unzweideutig
seit Monaten vorauszusehen war. — Das Ministerium Yumbourg und
ier fiel, Marchese Ridolfi und Graf Serristori traten an die Spitze
Verwaltung. Der erstere ist einer der geachtetsten und besonnensten Männer
Italien. Er hat die größten Verdienste um die Hebung der Land- und
tswirthschaft in T. Er verschmähte es, trotz seines hohen Ranges, nicht,
fessor in Pisa zu werden, wo er das agrarische Institut gründete; wie denn
haupt nirgends mehr, als in T., der Adel mit dem gebildeten Mittelstande
verschmolzen hat. Später ward er nach Florenz berufen, um die Erziehung
Erbgroßherzogs zu leiten. Unermüdlich thätig ist er als Schriftsteller und
jähriger Präsident der berühmten Academia dei Georgofili in Florenz gewe-
Graf Serristori ist General, stand eine Zeit lange in russischen Diensten
hat, wo ich nicht irre, den Feldzug über den Balkan mitgemacht. Er stand
länger als Gouverneur in Siena und die beiden letzten Jahre in Pisa der
valtung vor, welche freilich, wie für alle Gouverneure, höchst abhängig von
Centralstelle in Florenz war. Graf Serristori unterhält in beiden Universi-
tädten die innigsten Beziehungen zu den Professoren. Er selbst ist der Ver-
r des ausgezeichneten Werkes über die Statistik von Italien. Beide Männer
sehr gemäßigt, aber freisinnig; huldigen, wie alle tüchtigen Männer in Ita-
der Ansicht von der nationalen Entwickelung, achten aber auch fremde Na-
litäten, wie die deutsche, deren Literatur ihnen nicht unbekannt ist. Leider
es indeß ihre Verwaltung, daß sie mit der genauen Sachkenntniß u. dem
Willen nicht auch die hinreichende Energie besaßen und darum den ra-
en Elementen erlagen. Ein wichtiges Ereigniß trat nun für T. ein, indem
Herzog von Lucca, der ohnehin nach dem Tode der Herzogin von Parma,
Wiener Verträgen zufolge, Parma übernehmen und dafür Lucca an T. ab-
n sollte (s. Parma), dieß schon jetzt aus Unzufriedenheit über ihm ab-
ngene Concessionen that, gegen eine Civilliste von T. und Modena (letzteres
Fivizzano). Die Ratifikationen des Vertrages wurden am 8. Oktober 1847
lorenz ausgewechselt. — Wir können hier füglich das Nothwendige aus der
bichte Lucca's einfügen. Es gehörte gleichfalls einst zu den Besitzungen der
kgräfin Mathilde. Nach ihrem Tode (1115) wollte Lucca als freie Stadt
eten, wurde aber bald von diesem, bald von jenem Herrn überwältigt; einige
lange (1342—69) stand sie unter der Herrschaft von Pisa. Hierauf er-

kaufte sie (1370) von Kaiser **Karl IV.** ihre Unabhängigkeit, die ihr Kaiser **Sigismund** (1432) bestätigte und behauptete bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine republikanische Verfassung. Im Febr. 1799 wurde sie von dem französischen General Serrurier besetzt und in eine französisch organisirte Republik umgeschaffen. Im Juli desselben Jahres noch verschaffte ihr zwar die österreichisch-russische Armee die vorige Freiheit wieder; aber nach der Schlacht bei Marengo (Juni 1800) mußte sie nicht nur eine Geldstrafe von 375,000 fl. erlegen, sondern auch (Dezember 1801) wieder eine französische Verfassung annehmen. Seit Juni 1805 war sie mit dem, 1801 vom Könige von Neapel an Frankreich abgetretenen, Fürstenthum Piombino ein vereinigtes Herzogthum, das Kaiser **Napoleon** seiner Schwester **Elisa**, der Gemahlin des Fürsten **Felix Bacciochi**, verliehen hatte. Der Wiener Congreß sprach es der ehemaligen Königin von Hetrurien, **Marie Louise**, Infantin von Spanien, zu, welcher 1824 ihr Sohn **Karl Ludwig** nachfolgte. — Einem, 1844 abgeschlossenen, Vertrage gemäß sollte der Großherzog von T. nur die lucchesischen Distrikte Pietrasanta u. Barga behalten, das Gebiet von Fivizzano aber an Modena und das von Pontremoli an den zukünftigen Besitzer von Parma abtreten, wogegen jedoch die Bewohner der zuletzt genannten Distrikte protestirten und gleichfalls Vereinigung mit T. verlangten. Die bisherigen lucchesischen Beamten, mit Ausnahme der Minister und Staatsräthe, wie alle Gesetze, Anordnungen und Regulirungen wurden provisorisch beibehalten, dabei eine ausgedehnte Amnestie u. Abschaffung der Todesstrafe verfügt. Im August 1848 trat das Ministerium **Ridolfi** ab, im Angesicht einer vom berüchtigten Pater **Guerrazzi** erregten Livorneser Straßendemonstration und es folgte ihm das Ministerium **Capponio**, welches im Okt. 1848 bereits wieder fiel, weil es, gleich dem vorhergehenden, bei allen guten Absichten doch nach keiner Seite hin kräftig verfuhr; indeß erschien doch unter **Rudolfi's** Verwaltung (im Febr. 1848), die sehr freisinnige Constitution, wurden bereits im Juni Kammer und Senat eröffnet und besonders durch sein Auftreten im oberitalischen Kriege die Sympathien der Nationalen verscherzt: es machte einem Ministerium der radikalen Partei Platz, einer Regierung der livorneser Verschworenenfraktion, der anarchischen Minorität. Der Staat Italien's, der von Alters her die meisten Elemente der Ordnung, der Gesittung, der Mäßigung in sich trug und diesseits, wie jenseits der Alpen dafür reichliche Anerkennung fand, gab Italien das schädlichste, wie traurigste Beispiel, indem er die Rebellion in der schlimmsten Bedeutung des Wortes sanktionirte, das eben geschaffene constitutionelle Leben zerstörte, dem Despotismus des Marktes und der Gasse das Feld einräumte. Beide Ministerien fielen, während sie in der Kammer die entschiedenste Majorität, unter dem Volke überwiegende Zustimmung hatten. Sie sind vor dem Schreien einiger radikalen Journale, vor bezahltem Straffenlärm, vor den Drohungen einer undankbaren, wetterwendischen, aufgewiegelten Volksmasse einer einzelnen Stadt (Livorno) gefallen. Wenn man die Geschichte der Republik Florenz durchlas u. fand, wie leichten Kaufes im 14. u. 15. Jahrhundert der Sieg der Parteien errungen wurde u. wie eine Fraktion die andere durch eine bloße Demonstration auf der Piazza de' Signori stürzte, so wunderte man sich über solche Schwäche: in Zukunft wird man sich nicht darüber wundern, denn Schlimmeres geht unter unseren Augen vor und T. hat der Welt ein höchst beklagenswerthes Beispiel der Ohnmacht gegeben. Man erwiedere nicht, es sei der Sieg des demokratischen Prinzips, welches unter den gegenwärtigen Umständen die Oberhand habe erringen müssen: es ist der Sieg der Anarchie und des Treubruchs u. zwar in einem Moment, wo Italien die größten Anstrengungen macht, die Anarchie zu unterdrücken, welche es in Folge der ungünstigen Wendung des lombardischen Kriegs bedrohte. Die gemäßigte Partei brachte jedoch selbst durch unverantwortliche Fehler dieses Unheil über das Land. In Fraktionen führte sie Monate lange kleinen Plänklerkrieg gegen einander und brachte sich wechselweise in Mißachtung, anstatt, worauf es wirklich ankam, die Sicherstellung einer, der gemäßigten Ge-

nung des Landes entsprechenden, Verfassung und eines darauf basirten, im
trauen des Volks wurzelnden und daraus seine Lebenskraft ziehenden, Gou-
nements mit vereinter Bemühung anzustreben. Das neue Ministerium, die
ffnung aller Anarchisten Italiens, besteht aus folgenden Personen: Fran-
sco Dominico Guerrazzi, Advokat aus Livorno, Verfasser des Romans:
medio di Firenze, zu welchem er sich bei dessen Erscheinen nicht bekennen
ste, eines Buches, welches glänzende Talente und hinreissende Beredsamkeit
t den verkehrtesten Prinzipien und schreckenerregender Irreligiosität vereinigt;
s der Häupter der Giovine Italia, wegen anderer, mit obengenannter an Geist
d Gesinnung übereinstimmenden Schriften mehrmals gerichtlich verfolgt, im
nuar 1848 als angeblicher Urheber des Aufstandes in Livorno verhaftet und
ch Portoferrajo (Elba) als Gefangener gebracht; neuerdings radikales
itglied der toskanischen Deputirtenkammer und ein ebenso heftiger Gegner
arl Albert's, wie Pius IX. Giuseppe Montanelli, Professor des
chts in Pisa, im April 1848 einer der Führer der Studentenlegion bei dem
mbardischen Zuge, wobei er schriftlich und mündlich das Mögliche that, seinem
imathlande T. und seinem Fürsten die Gemüther abwendig zu machen, unge-
htet seiner nicht mehr zweifelhaften Sympathien vom Ministerium unkluger-
ise zum Gouverneur von Livorno ernannt, wo seine erste Handlung war, mit
ern Guerrazzi sich zu verbinden und, seinem Eide zum Hohn, eine italie-
sche Constituante auszuschreiben. Dies sind die Antecedentien, welche T.
d den übrigen Staaten Italiens, die in diesem Augenblicke an einer Föderation
beiten, Vertrauen einflößen sollen. — Natürlich war es die erste Maßregel die-
s Ministeriums, die Deputirtenkammer aufzulösen (am 4. Nov.) und neue Wah-
n (auf den 20. Nov.) anzuberaumen. Die falsche Stellung dieser Regierung,
lche, wie kaum je eine andere, einem sie mit Abneigung und Mißachtung em-
angenden Lande sich selbst aufgedrungen hat, gibt sich in jeder ihrer Maßregeln
nd. Aus der frechsten Anarchie und Rebellion entsprungen, muß es in jedem
ugenblick zur Ordnung und Gesetzlichkeit ermahnen, um Unruhen in Lucca, in
isa, in Portoferrajo und anderwärts zu begegnen; es muß die eigenen Worte,
rinzipien, Lehren, Handlungen seiner Mitglieder Lügen strafen, seinen eigenen
rsprung verdammen. „Wenn um unsertwillen die Gesetze geschändet wurden
eißt es in einer witzigen Parodie des ministeriellen Programms in dem Floren-
ner Journal La Vespa), so werden wir die Gesetze kräftigen. Wenn um un-
twillen die Soldaten die Disciplin vergessen haben, werden wir dafür sorgen,
zu redisciplniren. Da wir aus Erfahrung wissen, wie viel die öffentliche
acht werth ist, werden wir eine nicht-öffentliche Macht einsetzen, unter dem
orbehalte, ihr später einen beliebigen Namen beizulegen." Die toskanischen
ruppen sind, was die Mannszucht betrifft, in der kläglichsten Verfassung. Hr.
Ayala, der neue Kriegsminister, entwickelte sogleich in den ersten Tagen in
ußerungen, Tagesbefehlen und sehr confusen Berichten an den Großherzog eine
geheuere Thätigkeit; — was soll man aber von dem moralisirenden Einfluß
es Mannes erwarten, welcher, früher neapolitanischer Offizier, vor der
nstitution beständig in Händel verwickelt, nach derselben einer der Anstif-
des Aufstandes in Cosenza, wo die dem Könige treu bleibende Bevöl-
ung ihn im Stiche ließ, flüchtig nach Livorno gelangt, in Zeitungsartikeln
Pflicht des Gehorsams des Militärs in Friedenszeiten wegzuphilosophiren sich
mühte? — Die Agitationen im Gefolge der Deputirtenwahlen boten ein trau-
ges Bild der neuesten toskanischen Zustände. Nach der alten frommen Sitte,
lche die Erfüllung der Bürgerpflichten an die religiösen Uebungen knüpft, soll-
in Florenz Kirchen der Ort der Wahl seyn. Am Morgen des Wahltags
fen gedruckte Maueranschläge das „Volk" auf, sich zu versammeln, um den
rgraben „Reichen", welche die Stimmenmehrheit zu erlangen drohten, ihr
fuitisches" Spiel zu verderben; — wer nicht mitziehe, sei Verräther an der
olkssache. Die Regierung that nicht das Mindeste, die Versammlungsorte der

denn bei der abenteuerlichen Verschwörung, die Nikolaus I. auf dem Thr
mit Flintenschüssen empfing, war auch einer von T.'s Brüdern betheiligt, d
deshalb sein Vaterland für immer meiden mußte. T. selbst theilte seine Zeit for
an zwischen den Wissenschaften, dem Vaterlande und der Sorge für seinen Br
der. Fast immer auf Reisen und nur momentan nach Petersburg zurückkehren
verlor er doch seine Heimath nie aus den Augen und diente ihr dadurch, daß
in allen Archiven, zu denen ihm nur der Zutritt wurde, alles auf die älteste
Zeiten Rußlands Bezügliche zusammensuchte. Die reiche Ernte, die er hielt, i
enthalten in den beiden Bänden seiner „Monumenta historiae patriae, edita
Alexandro Turgenevo, Petropoli 1840 u. 1843." Andere werthvolle Aufsätze vo
ihm sind in russischen Zeitschriften abgedruckt. 1844 verschlimmerte seine seit la
ger Zeit leidende Gesundheit sich bedeutend. Durch eine kurze Besserung getäusch
machte er im Herbst 1845 die anstrengende Reise nach Rußland und holte si
am 15. Dezember in Moskau den Tod, als er das Haus von Varobief besucht
wo die nach Sibirien Verurtheilten versammelt werden, um den Unglückliche
Rath und Trost mit auf den Weg zu geben.

Tournay (flämisch Doornik), wohlbefestigte und gewerbsame Stadt in d
belgischen Provinz Hennegau, an beiden Ufern der Schelde, hat schöne und a
sehnliche Straßen, mehre Kirchen, ein Athenäum, Malerakademie, kunst- und n
turhistorisches Museum, ein Priesterseminar, eine Bibliothek mit 22,000 Bände
und 246 Handschriften, unter denen das Psalterium Kaisers Heinrichs III., e
Irrenhaus, mehre Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Unter d
öffentlichen Gebäuden ist vor allen sehenswerth die Kathedralkirche, eine der ält
sten und sehenswürdigsten Kirchen des Landes. Das Schiff derselben ist i
römischen Styl. Das Chor ist ein herrliches Monument ehemaliger Kun
Allgemeine Bewunderung verdienen mehre Meisterwerke in dieser Kirche, besonde
die Kreuzigung Christi von Jordäns; das Fegfeuer von Rubens; ein herrlich
Singchor von Lecreux; die Kanzel, ein kostbares Stück von Gilis; das Reliquie
kästchen des hl. Eleutherius, ein Meisterstück der Goldarbeiterkunst, welches Walt
von Marvis im Jahre 1200 dieser Kirche schenkte; vier Genien in Marm
von Duquesnoy. Man zeigt in der Sakristei den Kaisermantel Karls V. u
einige priesterliche Verzierungen von großem Werthe. Die Kirchen St. Quenti
St. Piat und St. Jacques, sind interessante Denkmäler des ersten gothisch
Styls; ferner die St. Brice und St. Nicolas du Chateau, letztere besitzt einig
schöne Gemälde und ist von einer besonders merkwürdigen Bauart. Auch da
Rathhaus ist ein ausgezeichnetes Gebäude. Die Einwohner 25,000 an der Zah
treiben sehr blühende Industrie und Handel. Die berühmten Teppichfabriken b
schäftigen allein gegen 5000 Menschen, während ebensoviel in den Fabrik
für Strumpfwaaren thätig sind. Auch werden Barchent, Leinwand, guter Zwi
zu Spitzen und zum Nähen und Stricken, Tuch- und Wollenzeuge, Fayenc
Seife und Licht gefertigt und die großen Baumwollspinnereien liefern vieles u
gutes Garn. Mit diesen Fabrikaten, mit den in der Nähe brechenden Bausteine
Schiefer und Kalk und den Produkten der Landwirthschaft, namentlich mit G
treide, wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben. T. war früher die Re
denz mehrer fränkischen Könige und man hat das Grabmal Childerichs I
welcher 482 starb, hier wieder aufgefunden. Bis 1525 gehörte es zu Frankreic
in welchem Jahre es mit den spanischen Niederlanden vereinigt wurde. Vo
Ludwig XIV. 1667 nach langer Belagerung erobert, blieb es im Aachener Fried
bei Frankreich, wurde hierauf durch Vauban 1668 ansehnlich befestigt, jedoch i
Jahre 1709 von den Kaiserlichen wieder eingenommen und im Utrechter Fried
1713 an Oesterreich zurückgegeben und als einer der acht Barriereplätze von d
Holländern besetzt. Nach Aufhebung des Barrieretraktats im Jahre 1781 dur
Kaiser Joseph II. wurde T. geschleift und erst, nachdem es im ersten Paris
Frieden von Frankreich an die Niederlande zurückgegeben worden war, meist dur
französische Contributionsgelder wieder ansehnlich befestigt. Hier fand am 22. M

[illegible] ging T. wieder nach Konstantinopel und leistete der türkischen Regier-
[illegible] wichtige Dienste durch Verbesserung ihrer Artillerie und der Stückgießerei;
[illegible] trug er sehr viel zur Befestigung und Vertheidigung der Dardanellen bei,
[illegible] die türkische Flotte bei Tschesme durch die Russen durch Brand zer-
[illegible] worden war. Nach dem Abschlusse des Friedens 1774 begab sich T. wie-
[illegible] Frankreich zurück, besuchte darauf im Auftrage der französischen Regier-
[illegible] Handelsplätze der Levante, woselbst er 23 Jahre verweilte und sich mit
[illegible] und Sitte des Morgenlandes auf's Genaueste bekannt machte. Bei
[illegible] Alter zog er sich ins Privatleben zurück und starb 1793 zu Tatz-
[illegible] dorf in Ungarn. Im Drucke erschien von ihm: „Mémoires sur les Turcs
[illegible] les Tatares“, 4 Bde., Amsterdam 1784; 3 Bde., ebd. 1786, sehr anzie-
[illegible] Nachrichten über die Türkei, Tatarei, den Archipelagus, Aegypten, Sy-
[illegible] enthaltend. Dasselbe Werk erschien auch im Deutschen, 3 Bde., Ellingen
[illegible] mit erläuternden Anmerkungen, mit Peyssonell's Verbesserungen und
[illegible], 2 Bde., Frankfurt und Lpz. 1787—88, so wie auch in englischer, dä-
[illegible] und holländischer Uebersetzung.

Toul, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im französischen
[illegible] Meurthe, am linken Ufer der Mosel, mit einer sehr alten und prächt-
[illegible] Cathedrale, mehren Klöstern, einem Collége, Zeughaus, mehren Wohlthätig-
[illegible] anstalten und 9000 Einwohnern, welche Leder-, Fayence-, Chaisen-, Wollen-
[illegible] Baumwollenfabriken, Wein- und Getreidehandel betreiben. — Die Stadt,
[illegible] den Römern Tullum Leucorum, hatte schon 410 ihre eigenen Bischöfe,
[illegible] mit Metz und Verdun zum Frankenreiche und gehörte unter den Merovin-
[illegible] und Karolingern zu Austrasien. Sie wurde von Grafen regiert, die im J.
[illegible] unabhängig wurden und 1136 im Mannsstamm ausstarben, worauf T. an
[illegible] ringen fiel, das aber nur die Schutzherrschaft über die freie Stadt und das
[illegible] ausübte. 1152 kam Lothringen, wegen dieser Schirmherrschaft, mit
[illegible] reich in Streit, das sich gleichfalls die Schirmherrschaft anmaßte, T. be-
[illegible] und darüber mehrmals, besonders mit Herzog Karl III. in Krieg gerieth.
[illegible] Herzog aber gab erst 1718 seine Schirm- und Schutzherrschaft auf, nachdem
[illegible] selbst schon im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden war.
[illegible]00 wurden die alten Mauern geschleift und durch eine neue Umwallung ersetzt;
[illegible] noch ist es keine Festung von Bedeutung geworden. In der Revolution wurde
[illegible] Bisthum aufgehoben; auch wurden hier mehre Concilien gehalten: so in den
[illegible] ren 550, 859 und 860.

Toulon, starke Festung und Hafenstadt im Departement Var Frankreichs,
[illegible] 43° 7′ nördlicher Breite und 3° 35′ östlicher Länge (von Paris) mit
[illegible]000 Einwohnern. Die ziemlich unregelmäßig gebaute Stadt liegt am
[illegible] ländischen Meere und zwar am Fuße eines Berges; sie hat einen Doppel-
[illegible], nämlich Kriegs- und Kauffahrteihafen und zeichnet sich ganz besonders
[illegible] ihre schönen Etablissements der Kriegsmarine und ihre Rhede, eine der
[illegible] räumigsten und sichersten in Europa, aus. Besonders merkwürdig sind: das
[illegible] senal, das Bassin zur Ausbesserung der Schiffe, die Taubäckerei, die Gießerei,
[illegible] Schiffswerfte und die bedeckten Tauwerfte. Uebrigens verdienen auch Er-
[illegible] nung: das Stadthaus und das Bagno, ein sehr großes Gebäude, welches be-
[illegible] ist, mehre Tausende (4—5000) von Galeerensklaven aufzunehmen. Die
[illegible] strie, nicht von besonderer Wichtigkeit, beschränkt sich auf grobe Wollenzeuge,
[illegible], Seife, Lichter, Bierbrauerei &c. Bedeutender ist der Handel mit Ge-
[illegible], Wein, Branntwein, Oel, Südfrüchten aller Art &c., wobei die regelmäßigen
[illegible] pfschifffahrten nach Algier, Bona, Oran u. s. w. vortheilhaften Einfluß
[illegible]. Für die geistige Cultur ist gesorgt durch ein Gymnasium, eine medi-
[illegible] sche Schule für Schiffsärzte, eine Schule für die auf die Künste und Gewerbe
[illegible] wendete Geometrie und Mechanik, eine Schifffahrtschule, eine Gesellschaft der
[illegible] schaften, schönen Wissenschaften und Künste, durch eine bedeutende Biblio-
[illegible], eine Sternwarte und einen botanischen Garten. An Behörden befinden sich

l'histoire ancienne et moderne de plusieurs isles d'Archiple, de Constantinople" etc., 2. Bde., Paris 1777 in 4., u. 3 Bde., in 8., auch nachgedruckt. E. Buchner.

Tours, Hauptstadt des französischen Indre- und Loiredepartements und der ehemaligen Provinz Touraine, am linken Ufer der Loire, über welche eine 1400 Fuß lange und 42 Fuß breite steinerne Brücke mit 19 Bogen führt, in einer Ebene, welche man den Garten Frankreichs nennt, ist ansehnlich und gut gebaut, hat schöne Plätze und Straßen, darunter die die ganze Stadt durchschneidende Königsstraße, 15 Kirchen, darunter die sehr schöne alte Kathedrale, die Martinskirche; ein altes, festes Schloß, Rathhaus, Theater &c. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, der Departementalbehörden, eines Militär-Divisions-Commando's, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts. Außerdem findet man hier: ein Priesterseminar, eine Bibliothek, Gemäldesammlung, eine ökonomisch-wissenschaftliche und eine medizinische Gesellschaft. Die 30,000 Einwohner treiben als Hauptnahrungszweig die Fabrikation von Wollen- und Baumwollen- namentlich aber von Seidenwaaren (seit Ludwig XI.), in welchen T. mit Lyon und Paris rivalisirt. Die schweren Seidenstoffe, Gros de Tours genannt, werden nirgends besser gefertigt. Außerdem liefert die Industrie Stärke, Fayence, Wachslichter, Tapeten, Bortenwirkerwaaren, Töpferwaaren, Draht, Salpeter, Leder und ansehnlich sind die Baumwoll- und Wollspinnereien und Färbereien. Der Handel mit diesen Fabrikaten und mit Getreide, Wein, Branntwein, Essig, Pflaumen, Mandeln, Hanf, Seide, Wolle, Häuten u. s. w., ist sehr ansehnlich. — T. hieß zur Römerzeit Caesarodunum; es kam unter die Westgothen und dann an die Franken, wo es zu Neustrien gerechnet ward. Es hatte damals eigene Grafen, deren erster, Theobald, zugleich Graf von Blois war. Dessen Nachkommen besaßen T. bis in das 2. Jahrhundert, wo der letzte Graf, Theobald, von Gottfried von Anjou, Stammvater der Plantagenets, vertrieben ward. Bei T. 726 Schlacht Karl Martells gegen die Sarazenen; 853 ward T. von den Dänen geplündert und verbrannt. Unter Johann ohne Land nahm Philipp August von Frankreich die Stadt und erst König Heinrich VII. von England trat T. und die Touraine 1259 ganz an Ludwig den Heiligen, König von Frankreich, ab. Seit 1300 wurde T. als Herzogthum an nachgeborene französische Prinzen als Apanage gegeben. Von der dortigen Abtei waren die Könige selbst Aebte. 1583 verlegte Heinrich III. das Parlament und die anderen hohen Gerichte von Paris hieher. T. wuchs dadurch außerordentlich, sank aber bedeutend, als die Parlamente von Heinrich IV. zurückgerufen wurden. Hier versammelten sich sonst oft die französischen Stände: so unter Ludwig XI. 1470, Karl VIII. 1484, Ludwig XIII. 1516. Ludwig XI. hielt sich großentheils zu T. in le Plessis le Tours, dem festen, königlichen Schlosse, auf und starb auch hier 1481. 1621 entstand hier ein Aufruhr der Reformirten gegen die Katholiken, den Ludwig XIII. durch Vertreibung aller Reformirten endete. Das Erzbisthum T. kommt schon im dritten Jahrhunderte vor. Hier fanden auch mehre Concilien Statt: so 813, 1153, 1282 und 1510.

Tourville (Anne Hilarion de Cotentin de), Marschall von Frankreich, Viceadmiral und Befehlshaber der französischen Seemacht, geb. in dem Schlosse Tourville im Departement la Manche, ward schon im vierten Jahre Maltheserritter und legte frühe vorzügliche Proben seiner Tapferkeit ab. Er sah den ersten Flor und den Untergang der französischen Seemacht unter Ludwig XIV. und trug zu beiden das Seinige bei. Durch seine glücklichen Expeditionen im mittelländischen Meere gegen die Spanier, Seeräuberstaaten und Genueser erwarb er sich das Zutrauen seines Königs, der ihn zum Reichsadmiral und Anführer der großen Flotte machte, mit der er 1690 die englisch-niederländische Flotte auf der Höhe von Dieppe, im Kanal; schlug, aber zwei Jahre hernach erlitt er eine völlige Niederlage beim Kap la Hogue und konnte von dieser Zeit an keine Expedition mehr unternehmen. Er starb den 18. Mai 1701. Seine „Mémoires de Tourville, Vice-Amir. de France", erschienen Amsterdam 1758, 3 Bde.

Toussaint L'Ouverture, geboren 1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé auf St. Domingo, erwarb sich durch seine natürlichen guten Anlagen und seine Lernbegierde bald die Gunst seines Vorgesetzten, des Baron de Libertas u. wußte sich, von diesem sehr gelinde behandelt, auch mit mehren Geisteswerken bekannt zu machen. Bei dem Ausbruche der Negerempörung auf Domingo wurde er mit zu Rathe gezogen, doch traf er erst alle Anstalten, seinen Herrn in Sicherheit zu bringen, dann nahm er Dienste unter Brasson und war der nächste nach diesem im Commando; bald aber an dessen Stelle zum Divisionscommandanten ernannt, zeigte er nun eben sein Genie auf der vortheilhaftesten Seite und, obgleich ihm seine Feinde viel Grausamkeiten aufbürden, die zum Theil aber auf die Rechnung des Ungeheuers Dessalines (s. d.) kommen, so wird er doch von vielen Glaubwürdigen als guter, edler Mensch und General dargestellt. Aber auch die französische Revolution hatte für ihn bedeutende Folgen. Schon 1796 hatte er sich durch Befreiung des französischen Generals Laveaux bei der neuen Republik in große Achtung gesetzt. Er wurde nun zum Divisionsgeneral von St. Domingo gemacht, commandirte einen Theil der französischen Armee, machte 1797 gute Progresse gegen die Engländer und wurde von dem französischen Directorium zum Obergeneral aller Armeen auf St. Domingo ernannt. Der 1799 zwischen ihm und dem Mulattenoberhaupte Rigaud ausgebrochene Bürgerkrieg, der Ströme von Blut kostete, fiel für T. so aus, daß er Meister von der ganzen Colonie ward und die Ordnung im Norden wieder herstellte. Indessen zeigte er doch in der Folge gewisse Widersetzlichkeit, so, daß die französische Regierung Verdacht zu schöpfen anfing u. 1801 eine Flotte unter Leclerc u. Villaret absendete, der aber T. den Eingang in die Stadt verweigerte. Die entrüsteten Franzosen attakirten die Stadt; die flüchtenden Schwarzen unter Christoph zündeten Alles an, die fürchterlichste Katastrophe trat für die Colonie ein; T. und Christoph wurden von den Franzosen in die Acht erklärt, geschlagen und zur Unterwerfung genöthigt. T. wurde nun aber durch seine eigenen Verbündeten, den Dessalines und Christoph, gestürzt, von diesen durch erdichtete Briefe verläumdet, als ob er Verschwörungen anzettelte, und hierauf von dem französischen General verhaftet, nach Frankreich abgeführt, wo er 1802 anlangte und dann 1803 auf der Festung Joux bei Besançon auf einmal todt gefunden wurde. T. war ein seltener Mann, eben so stark im Unglücke als im Glücke, that aber nichts der Tugend Unwürdiges. Der Leichtigkeit wegen, mit der er in alle vertragsame Vorschläge einging, hatte man ihm den Beinamen L'Ouverture gegeben. Nie konnte ihn ein noch so unerwartetes Ereigniß außer Fassung bringen; er fand schnell den sichersten Ausweg. Mit diesen Geistesgaben verband er die genaueste Kenntniß des Landes. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß; sein Anstand war edel und kräftig, sein Gesicht voll Ausdruck, sein Blick rasch und durchdringend, seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebietend. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußeren Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauisch in Folge seiner Verhältnisse und Schicksale; auch war er religiös und bestieg wohl selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig, immer beschäftigt, arbeitete er mit größter Leichtigkeit. Er hatte fünf Sekretäre, die täglich mehr als 100 Briefe beantworten mußten. Uebrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben eben so zuverlässig, als schlau im politischen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zur Schwärmerei und seine Feinde fürchteten ihn.

Tower (abgeleitet vom Lateinischen turris), heißt die, am 31. Oktober 1841 durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäscherte, am nördlichen Ufer der Themse und am südöstlichen Ender City gelegene Citadelle von London, deren Beschreibung wir hier nach eigener Anschauung vor dem Brande im Jahre 1840 geben. — Der Hauptzugang ist auf der Westseite; an der Südseite ist ein Bogenein-

gang, Traitors Gate genannt, durch welchen früher vom Flusse aus die Staatsgefangenen gebracht wurden; unweit des Traitors Gate ist der blutige Thurm. Im südöstlichen Winkel sind die königlichen Zimmer, die bis zur Thronbesteigung Elisabeth's benutzt wurden. Der ganze, durch die Wälle eingeschlossene, Raum mißt 12 Morgen 5 Ruthen u. der Umfang an der Außenseite des Grabens 3156 Fuß. Die Hauptgebäude innerhalb des Walles sind die Kirche, der weiße Thurm, die alte Münze, das Archiv, die Juwelenkammer, die Horse-Armoury, das große Vorrathhaus, worin die kleine Rüstkammer (Small Armour), der Löwenthurm (Lion's T.) und dann früher die Menagerie und der Beauchamp-Thurm. Die Kirche, St. Peter (in Vinculis) genannt, ist merkwürdig durch die Beisetzung der kopflosen Körper vieler Personen, unter denen Thomas Moore (1535), Katharina Howard (1541). — Der weiße Thurm, 116 Fuß breit, hat 92 Fuß Höhe mit 11 Fuß dicken Wänden, bietet auf dem, mit Blei gedeckten, Dache eine weite Aussicht. Im ersten der 3 Stockwerke ist die See-Rüstkammer (Sea Armoury) und die Volunteer Armoury für 30,000 Mann. Innerhalb des weißen Thurms ist die alte Kapelle von St. John, von sächsischer Architektur, jetzt für das Archiv benutzt. (In einem Gewölbe unter derselben soll Walter Raleigh seine History of the World geschrieben haben.) Südlich vom weißen Thurm ist das Modellzimmer, dem Fremden unzugänglich, mit Modellen von Gibraltar und anderen festen Plätzen. Der Paradeplatz in der Nähe des weißen Thurmes wird Sonntags als Promenade sehr besucht. Im Lokal des Urkundenbewahrers werden alle Urkunden gesammelt; in 56 Schränken sind alle Rollen von der Zeit Königs Johann bis Richard IV. deponirt. Für 10½ Schilling kann man eine Nachsuchung ein ganzes Jahr lang halten. Einen Theil des Archives bildet der Wakefield-Thurm, in dessen schönem achteckigen Zimmer Heinrich IV. ermordet seyn soll. Die Juwelenkammer enthält die Kronjuwelen oder Regalia, unter denen die Reichskrone mit Edelsteinen aller Art bedeckt ist; außerdem werden viele Seltenheiten hier gezeigt. Die Horse Armoury 150 F. lang, 33 F. breit, enthält seit 1825 die Rüstungen königlicher Personen, sowie Waffen und Geschützstücke. Das große Vorrathshaus nördlich vom weißen Thurme hat 345 F. Länge und 60 F. Breite, in dessen oberem Stockwerke die kleine Rüstkammer (Small-Armoury) für 200,000 Mann sich vor dem Brande befand. Die Spanische Rüstkammer enthält unter Andern die Waffen Tippo Saibs und anderer indischer Fürsten und heißt danach auch: Asiatische Rüstkammer. Hier zeigt man unter Anderm die Axt, mit der Anna Boleyn enthauptet ist, mehre Geschütze und dgl. Das Council-Chamber, im Gouverneurshause, war der Versammlungsort der die Pulververschwörung untersuchenden Richter. Der Beauchamp- oder Cobham-Thurm war das Gefängniß der Jane Gray. Vom Bowyer T. steht nur noch das Untergeschoß, in welchem der Herzog von Clarence in einem Faß Malvasier soll ertränkt worden seyn. Der Löwenthurm (Lions T.) liegt rechts vom innern Eingang des T. Der Besuch steht dem Publikum Sonntags von 10 — 3 Uhr gegen einen Eintrittspreis von einem Schilling und einem weiteren Schilling für den Besuch des Juwelenzimmers offen. — Man führt die Gründung des T.s bis in das 11. Jahrhundert zurück: er diente bis zur Regierung Richard's I. als Festung; unter Richard I. u. Johann war er königliche Residenz; später nahm er nacheinander die französischen, die schottischen Gefangenen, die Anhänger Richard's II., die Unruhestifter in Wales, die Herzöge von Bourbon und Orleans (unter Heinrich V.), Heinrich VI., die unglücklichen Söhne Eduard's auf, bis er unter Heinrich VII. wieder zu Hoffesten benutzt wurde; doch ermangelte es nicht der häufigen Hinrichtungen in T.-Hill, so u. A. der Anna Boleyn, der Maria Stuart; deren letzte im Jahre 1746 stattfand.

Toxikologie (griechisch), die Lehre von den Giften, d. h. ein Theil der Wissenschaft, der sich mit der Natur, den Wirkungen der Gifte und den zu Bekämpfung dieser Wirkungen geeigneten Mitteln beschäftigt (vgl. Gift).

Trabanten, s. Nebenplaneten.

Trabanten hießen im Mittelalter bewaffnete Diener, welche fürstliche und andere Personen von hohem Range beständig zu Fuße begleiteten und nach spanischer Art mit weiten kurzen Hosen und Wams bekleidet und mit Hellebarden und Stoßdegen bewaffnet waren. Aus ihnen bildeten sich später die Gardes-du-Corps zu Fuße und zu Pferde. Noch jetzt bestehen am kaiserlichen Hofe zu Wien wie am päpstlichen zu Rom T.en-Leibgarden.

Trabea hieß bei den Römern ein Kleid in Gestalt einer Toga (s. d.), das entweder ganz purpurfarbig, oder purpurfarbig und weiß, oder purpurfarbig und scharlach gestreift war. Die erstere war blos für die Götterbilder bestimmt, die auch damit bekleidet wurden; die purpur- und weißgestreifte T. trugen Anfangs die Könige, nachher die Consuln; die purpur- und scharlachgestreifte T. war die Kleidung der Auguren. Der Name scheint von der Gestalt der Streifen entlehnt zu seyn, welche die Form eines Pfahles hatten.

Trachyt, eine vulkanische Felsart, die aus einer feinkörnigen Grundmasse von Kieselerde und Feldspath und eingemengten, mehr oder weniger häufigen, Krystallen von glasigem Feldspath besteht. Die Farbe des T.s ist graulich-weiß, röthlich, bräunlich und schwärzlich. Er ist selten in Schichten gelagert, zeigt aber häufige Zerklüftung, bisweilen auch säulenförmige Absonderung. Die Berge und Hügel, welche er bildet, sind meist breitschulterig und abgerundet, oder dornartige Kuppen und Kegel; sie treten aus den umgebenden Ur- und Flötzgebirgen, isolirt, oder verschiedentlich gruppirt hervor und sind nicht selten von T.-Conglomeraten umgeben. Am häufigsten ist der T. in Ungarn und Siebenbürgen, in der Auvergne, auf den canarischen Inseln und den Cordilleren verbreitet; seltener findet er sich in Deutschland und da meist nur untergeordnet am Siebengebirge, am Kaiserstuhl ꝛc. Da der T. der Einwirkung der Atmosphäre nur wenig widersteht, so taugt er auch nicht zu Bauten; die festeren Abänderungen dienen zum Straßenbau, die lockeren zu Wassermörtel. C. Arendts.

Tractat, 1) eine Unterhandlung, oder auch vorläufige Uebereinkunft vertragsschließender Parteien im Privatrechte; 2) ein Vertrag von besonderer Wichtigkeit, mit besonderen Formalitäten verbunden, daher besondere Staats- und Völkerverträge; 3) eine aus- und durchgeführte Abhandlung über irgend einen wissenschaftlichen oder praktischen Gegenstand. In letzterer Bedeutung ist der Ausdruck in neuerer Zeit etwas in Mißcredit gekommen, indem man damit namentlich die religiös-mystischen Geisteserzeugnisse bezeichnet, welche die protestantischen Pietisten, in besondere Gesellschaften vereint, mit großer Geschäftigkeit allenthalben zu verbreiten bemüht sind.

Tractorie oder Zuglinie heißt jede Curve von der Beschaffenheit, daß alle, an dieselbe gezogenen, Berührungslinien vom Berührungspunkte an bis zu dem Punkte, wo sie einer andern gegebenen, geraden oder krummen, Linie begegnen, von einerlei Größe sind; die gegebene Linie wird die Directrix u. Parameter der T. genannt. Eine solche T. entsteht, wenn auf einer horizontalen Ebene ein völlig biegsamer Faden, an dessen einem Ende ein Gewicht befestigt ist, mit seinem andern Ende auf einer, in der Ebene gezeichneten, Linie mit einer Kraft fortgeführt wird, welche eben hinreicht, um die Reibung zu überwinden.

Tracy, s. Destutt de Tracy.

Tradition oder Ueberlieferung (traditio, παράδοσις) wird in verschiedener Bedeutung gebraucht. In der Theologie bedeutet es die Weise der Fortpflanzung und Ueberlieferung einer Lehre, oder die überlieferte Lehre selbst, oder auch Beides zugleich. Immer aber liegt in dieser theologischen Bezeichnung ein Doppeltes mit ausgedrückt, 1) daß die überlieferte Lehre eine aus einer anderen Hand empfangene, nicht eine von dem Ueberlieferer zuerst aufgestellte sei, 2) daß der Empfänger diese Lehre als ein heiliges Vermächtniß zu bewahren und unverändert auf Andere *zu übertragen hat.* So war die Lehre des Christenthums im *Munde des Heilandes keine T. denn er war* selbst der Brunnquell, aus dem sie *entsprang. Im Munde der Apostel dagegen* war Christi Lehre wesentlich eine T.,

ein heiliges, vom Sohne Gottes empfangenes, Vermächtniß, das sie zu bewahren und unverändert auf die Nachwelt zu überliefern hatten. Unter T. im weitesten Sinne des Wortes versteht die Theologie: „die Gesammtlehre" des Christenthumes, wie dieselbe aus dem Munde Christi hervorgegangen ist, und von den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern als heiliges Vermächtniß für alle kommenden Zeiten und Geschlechter aufbewahrt und ihnen verkündigt wird. Also das ganze Christenthum selbst ist wesentlich eine T. Aus Christi Munde ist dieser lebendige Strom entsprungen; die heiligen Schriften, durch diese lebendige Ueberlieferung getragen, bezeugen fortwährend seinen Ursprung aus Gott; das Bewußtseyn aller Jahrhunderte und die schriftlichen Zeugnisse der in ihnen lebenden Männer beweisen das beständige, unveränderte Vorhandenseyn dieser Ueberlieferung und der Mund der Kirche predigt den Inhalt derselben, das immer lebendige Wort Gottes allen Völkern und Zeiten. Diese T. wird eine mündliche genannt in demselben Sinne, als auch das Lehramt der Kirche ein mündliches heißt. Eben so wenig nun, wie das Lehramt der Kirche aufhört, wesentlich ein mündliches zu seyn, wenn auch die Träger desselben die Schriftsprache zu Hülfe nehmen, oder aus geschriebenen Quellen schöpfen, eben so wenig hört die Ueberlieferung auf, wesentlich eine mündliche zu seyn, wenn auch der Inhalt derselben ganz oder zum Theile aufgeschrieben erscheint. Ihr wesentlich mündlicher Charakter beruhet vielmehr darauf, daß die Träger und Organe derselben nicht Bücher und Schriften, sondern Personen, d. h. die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe sind. Der Gesammtinhalt der christlichen Lehre ist nicht etwas Lebloses, etwas dem todten Buchstaben eines Buches Anvertrautes, sondern er ist etwas Lebendes, durch lebendige Organe Getragenes und im Erkennen und Glauben der Kirche ewig Gegenwärtiges. Man unterscheidet in dieser T. des Christenthumes ein mehr objektives und ein mehr subjektives Moment. Die Gesammtheit der Lehre an sich, wie sie als ein unveräußerliches depositum oder testamentum vom Heilande den Aposteln übergeben, und von diesen, vermittelst ihrer berufenen Nachfolger, unter göttlichem Beistande auf die kommenden Zeiten überliefert worden ist, bildet die T. in ihrer rein objektiven Bedeutung. Die christlichen Wahrheiten bilden aber nicht eine Summe abstrakter Lehren, sondern sie sind Geheimnisse Gottes, welche die unendliche Fülle ihres Inhaltes erst im Leben der Kirche erschließen. Christus würde Wenig für die Rettung der Menschheit gethan haben, wenn er ihr nur die Summe seiner Lehren, etwa in einem Buche geschrieben, als sein Testament hinterlassen hätte. Er führte diese Lehren vielmehr ins Leben ein; er erschloß seinen Jüngern durch sorgfältigen Unterricht ihren verborgenen Sinn; er gab ihnen seinen Geist, einzudringen in ihre, sich selbst nicht erschließenden Geheimnisse, und gründete seine Kirche, die in ihrem wunderbaren Leben, in ihren Sakramenten und in ihrer Gemeinschaft der Heiligen die lebendige Ausgestaltung und der allein wahrhaftige Commentar der Lehre Christi ist. Was wäre die Lehre Christi ohne die Kirche Christi, ohne ihn selbst! Nur in ihr ist seine Lehre Wahrheit und Wirklichkeit; ohne sie ist dieselbe für die Menschen gar nicht mehr vorhanden, sowie er selbst für die Menschen nicht mehr auf Erden vorhanden ist, als mittelst seiner Kirche. Diese Lehre Christi kann darum nicht allein als eine Summe von Glaubens- oder Lehrsätzen den Menschen überliefert werden, sondern sie muß sich fortpflanzen zugleich mit dem Leben, welches sie in der Welt erzeugt hat, worin sie ihren geheimnißvollen Sinn erschlossen hat und worin sie ihre wahre Erklärung findet. Diese, im Leben der Kirche sich fortpflanzende, Erklärung der Lehre Christi, die gleich der Lehre selbst aus Gott stammt, ist das mehr subjektive Moment der T. Demnach ist die Kirche die lebendige Lehre Christi; sie ist das Buch, in dem Jeder lesen muß. Von ihr kann die Lehre Christi so wenig getrennt werden, wie der Leib von der Seele getrennt werden kann, ohne daß der Mensch selbst zerstört wird. *An diesem höheren Leben* und Bewußtseyn der Kirche, welches unter Gottes Schutz, *als ununterbrochener* Strom einer heiligen Ueberlieferung, sich fortpflanzt, findet *jede gegen den objektiven* Glaubensinhalt sich erhebende Neuerung und Irrlehre

ihre Schranke. Als z. B. Arius mit seiner Irrlehre auftrat und behauptete, Christus sei nicht wahrer Gott, da trat ihm sofort das ganze Bewußtseyn der Kirche entgegen. Jeder Gläubige konnte als Zeuge gegen Arius auftreten; denn Jeder wußte aus seiner eigenen Erfahrung und aus seinem eigenen Leben, daß Christus als wahrer Gott angebetet werde, daß alle Gebete und das ganze Leben der Kirche auf diesem Glauben beruhe. Aus diesem ihr innewohnenden Bewußtseyn heraus entschied die Kirche gegen Arius. Was sie gegen ihn aussprach, war nicht eine neue Lehre, sondern es war das Ueberlieferte, das von Christus selbst in sie Hineingelegte. Dieses, mit dem Leben der Kirche selbst sich fortpflanzende, richtige Verständniß der Lehre Christi nennt Eusebius hist. Ecc. V, 27: „ἐκκλησιαστικὸν φρόνημα“, den Sinn oder das Selbstbewußtseyn der Kirche. In ähnlicher Weise drückt sich Vincent. Lerin. cap. 2 aus: „Atque idcirco multum necesse est propter tantos tam varii erroris amfractus, ut propheticae et apostolicae interpretationis linea secundum ecclesiastici et catholici sensus normam dirigatur“. Er will sagen: weil Jeder geneigt ist, die hl. Schrift nach seiner eigenen Ansicht auszulegen und in dieser Weise bald sehr verschiedene Ansichten und Irrthümer aufkommen würden, so ist es nöthig, daß jeder Einzelne sich in seiner Erklärung nach dem in der gesammten Kirche lebenden Sinne richte. In diesem Sinne wird vom Concil. Trident. Sessio XIII. c. 2. die T. „Gesammtsinn“ der Kirche genannt, und es wird in der vierten Sitzung vorgeschrieben: „ut nemo sacras scripturas ad suos sensus contorqueat contra eum sensum, quem tenuit et tenet sancta mater Ecclesia“. Nach dieser kurzen Entwickelung des Begriffes von T. wäre zur Vervollständigung der katholischen Lehre über dieselbe noch nachzuweisen, *α*) daß Christus wirklich gewollt habe, daß seine Lehre sich als eine lebendige Ueberlieferung fortpflanze; *β*) daß dieselbe auch in der That sich nur als Ueberlieferung fortgepflanzt habe und endlich *γ*), daß die T. an sich das einzig mögliche, also das nothwendige Fortpflanzungsprinzip der Kirche sei. Ad *α*. Nirgends wird uns gesagt, daß Christus seinen Jüngern den Auftrag gegeben habe, seine Lehre aufzuschreiben, um dadurch die Fortdauer derselben zu vermitteln. Statt dessen stiftete er ein mündliches Lehramt. Seine Apostel waren sein lebendiges Evangelienbuch. Dieses Buch enthielt seine ganze Lehre und deren Sinn. Sie waren ein Buch, welches dem Leser sich selbst öffnete und erklärte. Sie waren endlich ein ewiges und unvergängliches Evangelienbuch; denn sie hatten den Auftrag zu lehren und den dazu erforderlichen göttlichen Beistand für alle Zeiten bekommen und ergänzten sich aus sich selbst. Dadurch war der Fortbestand u. die Fortentwickelung des Christenthumes wesentlich auf die T. gebaut, oder vielmehr das Christenthum selbst als T. bezeichnet. Dazu kommt nun noch, daß sich die Lehre des Heilandes ihrer Natur nach nicht durch die Schrift, sondern nur durch eine mündliche, d. h. durch Personen getragene, Ueberlieferung fortpflanzen läßt. Die Lehre Christi ist wesentlich Geheimniß, das seinen Sinn nicht durch den todten Buchstaben, sondern nur durch das Leben erschließt. Den Sinn der Worte „Christus ist Gottes Sohn“ erschließt kein Buchstabe der Schrift, sondern nur das Leben der Kirche. Das Christenthum ist nicht eine Lehre im engeren Sinne des Wortes, sondern es ist ein, auf dem großen Mysterium der Einigung Christi mit der Menschheit innerhalb der Kirche beruhendes Leben, auf das die einzelnen Lehren sich beziehen und woraus die einzelnen Lehren ihren Zusammenhang, ihre Bestimmtheit und Klarheit bekommen. Wie könnte denn das Christenthum in ein Buch geformt oder durch ein Buch fortgepflanzt werden? Also nur in der Kirche ist und lebt das Christenthum; ohne sie ist es gar nicht vorhanden. Nicht an die Auctorität eines Buches verwiesen die Apostel die Völker, sondern nur an sich, als Träger der göttlichen Lehre. Wer zur Kirche gehören wollte, mußte sich an sie wenden, mußte ihrem Worte glauben, mußte ihrer Auslegung der Lehre sich unterwerfen. Keine Lehre hatte in der Kirche irgend eine Auctorität, deren Ueberlieferer und Bestätiger nicht sie waren, Apostelgesch. 14, 21—25, Galat. 1, 6—9 rc. Selbst seine Schrift

konnte in der Kirche zu irgend einem Ansehen gelangen, wenn sie nicht den Gläubigen durch die Hand der beglaubigten Lehrer übergeben und durch ununterbrochene T. den Christen beglaubigt war. Darum sehen wir auch die Apostel unablässig bemüht, die von Christus empfangene Gesammtlehre als ein heiliges, unantastbares Vermächtniß durch neue von ihnen ausgerüstete Apostel und Lehrer auf die Nachwelt zu bringen; Apostelgsch. 20, 20. 30—32; 1. Cor. 11, 23; Galat. 1, 6—8; 1. Timoth. 6, 13—14; 2, 2; 3, 10. 14. Auch das Leben und Beispiel Christi, das sich an den Aposteln ausgeprägt hatte, zugleich mit der richtigen Auffassung sollte als eine Ueberlieferung auf die, von ihnen gebildeten, neuen Lehrer und auf die Kirche der kommenden Zeiten als T. hinübergehen, Coloss. 2, 1—2; Philip. 3, 17; 2. Timoth. 1, 13—14; 2, 2; 3, 10—11. 14. Ad β. Die ganze Geschichte des Christenthumes beweiset auch, daß sich dasselbe nur als lebendige T. fortgepflanzt habe. Das Buch, worin Christus seine Lehre geschrieben hatte, waren, wie gezeigt wurde, die Apostel. Sie bildeten um sich her Gemeinden, in die sie den in ihnen lebenden Glauben und das in ihnen verwirklichte höhere Leben hinüberpflanzten. Dasselbe Christenthum also, welches in den Aposteln lebte, begann nun auch in den Gemeinden Wurzel zu fassen, derselbe Glaube, dieselbe Gnade der Erlösung durch die Sakramente, dieselbe Form des christlichen Lebens, nachgebildet nach dem Einen, höchsten Urbilde und Muster, dem Leben Jesu Christi selbst, pflanzte sich auf die Gemeinden hinüber. Die ganze Gemeinde, die der Apostel um sich her gesammelt hatte, war mit ihm gewissermassen Eine Person geworden, und nahm an demselben höheren Leben, das in ihm war, Antheil. Jedoch blieb zwischen der Gemeinde und dem Apostel immer der Unterschied, daß der erstere die Stelle der Vaterschaft gegen seine Gemeinde einnahm. In seiner Auctorität hatte ihr Glaube seine Bürgschaft, seinen lebendigen Grund; wenn dieser losgerissen, verlor er sein Leben und seine beseligende Kraft. Darum schreibt der Apostel Paulus Ephes. 2, 19—22: „Estis cives sanctorum et domestici Dei, superaedificati super fundamentum apostolorum et prophetarum, ipso summo angulari lapide Christo Jesu, in quo omnis aedificatio constructa crescit" etc. Vgl. Ephes. 4, 11—16. Die Nachfolger der Apostel aber sind die Bischöfe. Wie bei der Stiftung der Kirche in dem Ansehen der Apostel der Glaube der Christen seinen Ruhepunkt und sein Fundament haben mußte, so bildet noch fortwährend der Bischof den lebendigen Grundstein der bischöflichen Gemeinde und ihres Glaubens. So schreibt der hl. Ignatius an die Gemeinde von Tralles Cap. 7: „Vor solchen (Irrlehrern) nehmet euch in Acht. Das aber geschieht, wenn ihr weder aufgeblasen seyd, noch auch losgerissen seid von Gott, von Jesus Christus und von dem Bischofe, noch auch von den Vorschriften der Apostel. Wer innerhalb des Altares ist, der ist rein; wer aber außerhalb der Gemeinschaft des Altares ist, der ist unrein; d. h. wer ohne den Bischof und ohne die Priester und Diakonen etwas thut, der ist nicht rein in seinem Gewissen." Nach dem Tode der Apostel hatte sich also der Glaube derselben fortgepflanzt. Er lebte fort in den Gemeinden und wurde getragen und weiter fortgepflanzt durch die Bischöfe. Jede einzelne bischöfliche Kirche hatte den ganzen vollen Glauben von den Aposteln bekommen und bewahrte denselben zugleich mit der Nachfolge rechtmäßiger Bischöfe. Zugleich aber sind alle diese Einzelkirchen ihrem Wesen nach auch wieder Eins und bilden auch ihrem äußeren Organismus nach eine ungetheilte Einheit. Denn alle haben ursprünglich Einen Glauben und dieselbe wesentliche Einrichtung bekommen und die Bischöfe aller Einzelkirchen haben ihren von Gott gegebenen Einigungspunkt im Bischofe von Rom. Die T. oder die Gesammtheit der christlichen Lehre pflanzt sich also in jeder einzelnen Kirche selbstständig, getragen durch die Reihenfolge der rechtmäßigen Nachfolger der Apostel, und zugleich in der Gesammtkirche getragen durch den Gesammtepiskopat, an dessen Spitze der Nachfolger Petri steht, ununterbrochen fort. Wo in einer Einzelkirche eine Abweichung von der Lehre der Apostel versucht wird, da tritt der Bischof, als Wächter der Ueberlie-

ferung, hemmend dagegen auf. Weicht aber eine ganze Kirche mit ihrem Bischofe vom Pfad des rechten Glaubens ab, da wird auch sofort die Disharmonie zwischen der irrenden Kirche und der Gesammtheit der anderen Kirche erkannt und die Uebereinstimmung wird durch das allgemeine Concilium oder den Papst wieder hergestellt. Die Norm der Entscheidung ist hier immer die T., d. h. der von Alters her in jeder einzelnen Kirche vorhanden gewesene Glaube. Der Grundsatz der Kirche war daher vom Anfange an das vom heil. Cyprian Ausgesprochene: „nihil innovetur, nisi quod traditum est." Denselben Grundsatz drückt Vincentius Lerinensis aus: „quod semper, quod ubique, quod ab omnibus, scil. id catholicum et verum censeri debet." An diesem Grundsatze der T. mußte von jeher jegliche Neuerung und Irrlehre scheitern. So sagt Origenes in seinem Periarchon: Das allein muß als Wahrheit angenommen werden, was in keinem Punkte von der kirchlichen und apostolischen T. abweicht. In seinem Commentar zu Matthäus sagt derselbe Kirchenvater: „Wir dürfen ihnen (den Neuerern) nicht glauben, noch abweichen von der ursprünglichen kirchlichen T., noch auch etwas Anderes glauben, als was uns durch die rechtmäßige Nachfolge ihrer Bischöfe die Kirchen Gottes überliefert haben." Irenäus adv. haeres cap. 3. sagt: „Die apostolische T., die der ganzen Welt kund geworden ist, können Alle, welche die Wahrheit sehen wollen, überall in der Kirche finden. Können wir doch Diejenigen, die von den Aposteln als Bischöfe in den Kirchen eingesetzt sind, aufzählen sammt ihren Nachfolgern bis auf unsere Tage hin, welche alle einen solchen Unsinn gelehrt und gekannt haben, als jene (die Irrlehrer) vorbringen. Hätten die Apostel Geheimlehren gehabt, die sie nur im Verborgenen den Vollkommenen mitgetheilt hätten, gewiß würden sie dieselbe wohl vorzugsweise denen mitgetheilt haben, denen sie die Kirchen selbst anvertrauten. Da das nun so ganz und gar einleuchtend ist, so darf man die Wahrheit nicht erst bei Anderen suchen, die man so leicht bei der Kirche finden kann, da die Apostel in der Kirche wie in einer reichen Schatzkammer die ganze und volle Wahrheit niedergelegt haben, damit ein Jeder, der nur will, in ihr den Trank des Lebens finde!" Wir könnten diesen Worten des Irenäus noch eine unendliche Reihe von Zeugnissen des Tertullian, des Cyprian, des Augustinus u. a. hinzufügen, welche alle beweisen, daß das Christenthum wesentlich auf dem T.s-Prinzipe gebauet ist, und vermittelst der Reihenfolge der Bischöfe in Vereinigung mit dem Nachfolger des heil. Petrus durch alle Zeiten sich als lebendige Ueberlieferung fortpflanzt, und daß das ganze christliche Alterthum an eine Fortpflanzung des Christenthums und der christlichen Lehre, abgerissen von der lebendigen Ueberlieferung, nie gedacht hat. Indeß werden die angeführten Beweisstellen schon vollkommen genügen, zumal, wenn auch die innere Nothwendigkeit der Tradition einleuchten wird. Daher ad γ über die Nothwendigkeit der Ueberlieferung. Der Beweis der Nothwendigkeit der T. wird häufig dadurch geführt, daß man zeigt, wie die h. Schrift nicht alle Lehren Christi enthalte, wie manche Lehren unklar darin ausgesprochen seien, und wie die Schrift, wenn sie alleinige Quelle des Glaubens seyn sollte, niemals zur Einheit des Glaubens führen würde u. dgl. m. Diese ganze Beweisführung setzt aber einen so engen, von den Vätern nur in einem gewissen Sinne zugelassenen Begriff von T. voraus, daß wir auf dieselbe hier ganz verzichten. Ja einer solchen Beweisführung könnte der schiefe, das ganze Wesen der Kirche verkennende, Gedanke zu Grunde liegen, als sei die h. Schrift die eigentliche und primäre Quelle des Glaubens, welche durch die T. nur ergänzt werden müßte. Vielmehr ist, sowie die Kirche selbst aus Christi Munde die Lehre empfangen hat, so auch das lebendige Wort ihres Mundes für alle kommenden Geschlechter der Menschen der Quell des Glaubens. Die Kirche ist gewissermassen der menschgewordene Sohn Gottes, sein unverweslicher Leib. Durch sie lebt u. wirkt Christus unter den Menschen fort, spendet seine Gnade und verkündigt durch sie seine Lehre. Die Kirche braucht nicht erst zu suchen und zu forschen, was Lehre Christi sei, sondern sie weiß und kennet diese Lehre von Anfange an

und kann sie zu jeder Zeit durch ihren Mund, durch das unfehlbare Lehramt aussprechen. Diese Lehre Christi weiß die Kirche nicht in Folge einer, immer von Neuem unmittelbar an sie ergehenden, Offenbarung, sondern durch Erinnerung an das aus Christi Munde für ein und allemal Gehörte. Sie ist eine Jüngerin Jesu und bewahrt in ihrem Gedächtnisse alles, während des Erdenwandels Jesu aus dessen Munde Gehörte. Der heil. Geist aber ist es, der, allezeit bei ihr bleibend, sie an alles Gehörte erinnert. Ist aber die Lehre Christi eine für einmal und immer empfangene Offenbarung, die sie treu zu bewahren und allen Menschen zu verkünden hat, so ist sie auch ihrem Wesen nach nothwendig eine T. Sie ist etwas im Gedächtnisse und im immer wachen Bewußtseyn der Kirche Fortlebendes, welches nie verloren gehen, nie verwirrt und mit Falschem untermischt werden kann. Darum hat ein berühmter Theolog die T. das Gedächtniß der Kirche genannt. Ohne diese T. gäbe es kein festes Prinzip für die Entscheidung bei erhobenen Streitigkeiten über den Glauben. Denn vergebens beriefe sich die Kirche, einem Irrlehrer gegenüber, auf ihre Erklärung der h. Schrift. Wer einmal die Auctorität der Kirche nicht mehr anerkennt, der wird auch ihrer Erklärung der heil. Schrift sich nicht unterwerfen und seiner eignen Erklärung wenigstens eine gleiche Berechtigung beilegen. So haben es alle Irrlehrer von den ersten Gnostikern bis auf Calvin und Luther gemacht. Es ist ein Auctoritätsbeweis nöthig, nicht, um den Irrlehrer zurückzuführen, was selten gelingt, sondern um den mit Verführung bedrohten Gläubigen einen sicheren Halt, eine überzeugende Richtschnur des Glaubens zu geben. Das aber gewährt allein die T., welche die Behauptung des Irrlehrers als Neuerung nachweist, die also auf jeden Fall nicht die, ursprünglich von Christus seiner Kirche gegebene, Wahrheit seyn kann. Ein solcher Auctoritätsbeweis allein gibt den Gutgesinnten in der Zeit der Prüfung einen sicheren Halt und stellt sie sicher vor den Schwankungen, worein das bloß subjektive Raisonnement den Einzelnen so leicht verwickelt. — Die T. ist demnach nicht etwa eine untergeordnete Quelle, woraus die Kirche ihre Lehre zu schöpfen hat, sondern sie ist als die Ueberlieferung der Gesammtlehre des Christenthums die eigentliche Hauptquelle, woraus die Kirche schöpft. Was nicht in der allgemeinen Ueberlieferung enthalten ist, d. h. was nicht immer und allezeit in der Kirche ist geglaubt und gelehrt worden, das kann auch nicht von Christus und den Aposteln stammen. Ob eine Lehre in der heiligen Schrift stehe oder nicht, das macht keinen wesentlichen Unterschied, wenn dieselbe nur vom Anfange an und allgemein in der Kirche als apostolisch ist anerkannt und geglaubt worden. Viele Lehren sind der h. Schrift nur angedeutet, viele werden als bekannt vorausgesetzt und würden rein unverständlich seyn, wenn sie nicht aus dem Leben der Kirche und der Ueberlieferung ihre Ergänzung und Erklärung erhielten. Ja das Ansehen der ganzen h. Schrift fiele ohne die T. völlig zusammen. Daß es eine h. Schrift gebe, daß dieselbe auf höhere Eingebung geschrieben sei, welche Bücher zu ihr gerechnet werden müssen, kann nur die T. uns lehren. „Ich würde, schreibt der heil. Augustinus, der heil. Schrift nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der Kirche mich dazu vermöchte." Eben so sind die Lehren, daß nicht mehr der Sabbath, sondern der Sonntag zu feiern sei, ferner, daß auch die Taufe unmündiger Kinder und die durch Ketzer ertheilte Taufe gültig sei u. s. w., nur Lehren in der T., worüber in der heil. Schrift kaum einige Andeutungen enthalten sind. — Zum Schlusse soll noch Einiges gesagt werden über die Weise, wie die T. sich fortpflanzt, und wie aus der T. jeder Gläubige die Lehre des Christenthums schöpft. Es gibt eine zweifache Weise, in welcher die T. sich fortpflanzt. Die eine, im Wesen der Kirche begründete und darum für den Fortbestand des Christenthums unbedingt nothwendige, ist die durch das mündliche Lehramt. Dieses Lehramt, zugleich Träger des Priesterthumes u. Königthumes in der Kirche, ist der höchste Träger des Gesammtlebens der Kirche, ist treuer Bewahrer und Verkünder der von den Aposteln empfangenen Lehre, u. darum das lebendige Organ der T. Ob dieses Lehramt zur leichteren Aufbe-

wahrung seiner Lehre sich auch der Schrift bedient, ob es beim Unterricht geschriebene Quellen zu Hülfe nimmt und auf schriftliche Dokumente zur Begründung und Beweisführung sich beruft, oder nur aus dem unmittelbaren Leben und Bewußtseyn der Kirche schöpft, das berührt das Wesen der T. nicht und hebt ihren Charakter als einer mündlichen, d. h. durch lebendige Organe getragenen und fortgepflanzten Ueberlieferung nicht auf. Diese mündliche T. läßt aber in den Jahrhunderten, die sie durchläuft, eine bleibende Spur von sich zurück, eine ununterbrochene Kette von Schriften jeglicher Art, die von dem unveränderten Vorhandenseyn der mündlichen Ueberlieferung durch alle Jahrhunderte Zeugniß ablegen. Diese schriftliche Ueberlieferung, welche als ein getreuer Abdruck der mündlichen, zu jeder Zeit in der Kirche geltenden, T. betrachtet werden muß, ist eine, aus den fernsten Jahrhunderten in die Gegenwart herübertönende, Stimme, welche den Nachweis liefert, daß der heute in der Kirche geltende Glaube auch der Glaube der Vergangenheit, bis zu den Zeiten der Apostel hinauf, gewesen ist. Das erste und ehrwürdigste Glied dieser ununterbrochenen Kette bildet die heil. Schrift. Der Glaube der Kirche ist nicht aus der heil. Schrift geschöpft; die Kirche war eher, als sie vorhanden; sie ist der Abdruck des in der Kirche bereits ausgeprägten und vorhandenen Lebens und steht nur darum unendlich hoch über jedem andern Theile der geschriebenen Ueberlieferung, weil sie auf unmittelbare göttliche Eingebung verfaßt worden ist. An sie reihen sich die Schriften der apostolischen Väter und ihrer Nachfolger, dogmatischen, apologetischen, liturgischen Inhaltes, die Glaubensbekenntnisse einzelner Männer und Gemeinden und ganzer Versammlungen von Bischöfen, die Leben der Heiligen und namentlich die Akten der Martyrer. Alle sind ein Abdruck des reich entwickelten Lebens der Kirche und geben in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit Zeugniß von der Einheit des Glaubens und von der Einheit des Geistes, der zu jeder Zeit in der Kirche lebte und der noch heut zu Tage in ihrer Lehre und in all ihren wesentlichen Einrichtungen wiedergefunden wird. Diese geschriebene Ueberlieferung ist aber nicht eine Quelle des Glaubens, sondern sie ist nur ein Zeugniß für den Glauben und sein ununterbrochenes Vorhandenseyn in allen christlichen Jahrhunderten. Quelle des Glaubens ist nur die mündliche Ueberlieferung, aus welcher jedes Mitglied der Kirche schöpft, während aus der geschriebenen T. nur demjenigen zu schöpfen vergönnt ist, der wissenschaftliche Befähigung genug besitzt, um die Schriften der Alten zu lesen. — Aus der mündlichen Ueberlieferung schöpft Jeder, der die Kirche hört, der an die rechtmäßigen Organe der Kirche sich wendet. Nur in der Kirche ist Christus. Wer Ihn hören will, muß die Kirche und ihre Lehrer hören. Wer die Kirche nicht hört, der mag glauben, ein Christ zu seyn, wirklichen Antheil an Christus hat er nicht. Darum gilt für Jeden, der aus der allgemeinen christlichen T. schöpfen will, folgende Regel: 1. Man halte sich strenge an der Gemeinschaft der Kirche in Lehre, Gottesdienst, Leben und Disciplin. Nur innerhalb dieser Gemeinschaft ist Wahrheit und Leben; außerhalb derselben ist geistiger Tod. Innerhalb dieser Gemeinschaft lasse man sich speisen mit dem Brode des Unterrichts und der Predigt, nehme Theil an den Geheimnissen der h. Sakramente, lebe das höhere Leben der Gemeinde mit im heil. Opfer und regle sein Leben nach dem Geiste und dem Gebote der Kirche. Wer das thut, der nimmt die Lehre des Christenthums nicht nur ihrem Inhalte, sondern auch ihrem Geiste nach in sich auf. 2. Der Gebrauch von Lehrbüchern im allerweitesten Sinne des Wortes ist dabei nicht ausgeschlossen. Natürlich aber müssen diese das Zeugniß der Kirche für sich haben und somit durch die lebendige Auctorität der Kirche anerkannt und getragen werden. 3. Wer, außer der Kirche stehend, durch den Zug der innern Gnade zur Anerkennung der Wahrheit des Christenthums geführt wird, auch der muß an die Kirche sich wenden und deren Lehrauctorität anerkennen. Was er auf irgend eine Weise gelernt und als Wahrheit anerkannt hat, das muß er gleichsam von Neuem aus dem Munde der Kirche empfangen; denn nur aus ihr quillt wahres, volles Leben und jeder Strahl des Lichtes, der er-

gendwo dem verirrten Wanderer leuchtet, gehört der Einen Geistersonne an, die in der Kirche, der Wohnung des Menschgewordenen Gottessohnes, scheint. — Aus der schriftlichen Ueberlieferung dagegen schöpft derjenige, der Andere überzeugen will, oder der in sich das Bedürfniß fühlt, gleichsam mit seinen eigenen Augen zu schauen, daß der heut zu Tage in der Kirche lebende Glaube zu jeder Zeit der nämliche gewesen ist. Für ihn gilt folgende Regel: 1. Er prüfe das Gewicht der Zeugen. Das größte Gewicht in die Schale legt hier die Stellung des Schriftstellers zur kirchlichen Gemeinschaft. Die kirchliche Gemeinschaft eines offenkundigen Schriftstellers verleiht seinem Zeugnisse gewissermaßen das Gewicht des Zeugnisses der Gesammtkirche seiner Zeit. In dieser Hinsicht haben die Schriften von Kirchenvätern, von anerkannten Lehrern der Kirche und von Heiligen ein vorzüglich schweres Gewicht. Schriften von Männern, deren Rechtgläubigkeit und kirchliche Gemeinschaft verdächtig waren, sinken dagegen zu der Gültigkeit von einfachen Privatzeugnissen herab. Ferner kömmt die kirchliche Stellung des Schriftstellers in Betracht. Ein Bischof hat, caeteris paribus, ein größeres Ansehen, als ein Priester, ein Priester mehr, wie ein Laie ꝛc. — 2. Er prüfe die Zahl der Zeugnisse. 3. Auch die Zeit, wann der Schriftsteller lebte, kommt in Betracht. In dieser Hinsicht gilt besonders viel das Ansehen der apostolischen Väter ꝛc. — Auf die Ansichten der Protestanten über den Werth und die Bedeutung der T. einzugehen, erscheint um so mehr überflüssig, weil das, was sie gegen die T. vorbringen, das Wesen der Sache gar nicht berührt und von durchaus falschen Begriffen ausgeht. E. M.

Traditoren, s. Lapsi.

Traducianer, s. Präexistenz.

Trägheit. Wenn irgend ein Körper aus der Ruhe in Bewegung versetzt, oder wenn die Richtung und Geschwindigkeit seiner Bewegung (s. d.) verändert werden soll, so wird dadurch eine gewisse Kraft erfordert, die auf den Körper einwirken muß. Ist eine solche Kraft nicht vorhanden, so beharret der ruhende Körper in seiner Ruhe und der bewegte setzt seine Bewegung unverändert in der vorigen Richtung und mit der vorigen Geschwindigkeit fort. Dieses Unvermögen eines Körpers nun, von selbst eine Veränderung seines bisherigen Zustandes zu bewirken, heißt T. Von dieser Eigenschaft der Körper haben sich die Physiker verschiedene, zum Theile sehr irrige, Begriffe gemacht. Descartes z. B. schrieb den Körpern eine eigene Kraft zu, durch welche sie in den Stand gesetzt würden, in ihrer Ruhe oder Bewegung zu verharren. Wie wenig eine solche Erklärung der T. mit dem, was uns die Beobachtung an den Körpern lehrt, übereinstimmt, ist leicht zu erkennen. Newton gab zuerst eine richtige Bestimmung des Begriffes T. und seitdem ist seine Vorstellungsart als Grundsatz in der Mechanik unter dem Namen des Gesetzes der T. eingeführt worden. Nach dem Gesetze der T. verhält sich die Materie ganz leidend; sie bewegt sich nicht, wenn keine äußere Kraft auf sie wirkt und ruhet in ihrer einmaligen Bewegung auch nicht, ohne eine solche einwirkende Kraft. Das Gesetz der T. sagt also Nichts weiter, als, daß die Materie leblos sei. Die Leblosigkeit der Materie fordert aber nicht, dieselbe als kraftlos zu betrachten; denn, wäre sie dies, so möchte sie auch wohl keiner Bewegung fähig seyn. Es kann hienach also die Lehre der Dynamisten, die der Materie anziehende u. zurückstoßende Kräfte zuschreiben, gar wohl mit dem festgestellten Begriffe von der T. der Materie bestehen.

Trafalgar, im Alterthume Junonis promontorium, Vorgebirge im Süden des spanischen Königreiches Sevilla, zwischen Cadiz u. der Straße von Gibraltar, historisch berühmt durch die Seeschlacht vom 22. Oktober 1805, in welcher der britische Admiral Nelson die spanisch-französische Flotte unter Gravina und Villeneuve gänzlich schlug. Achtzehn Linienschiffe eroberten die Engländer, eines wurde in die Luft gesprengt, der Admiral Gravina schwer verwundet, Villeneuve gefangen. Nelson selbst bezahlte seinen Sieg mit dem Leben. Er fiel von der Kugel eines feindlichen Scharfschützen, welcher ihn an seinen Orden erkannt hatte. mD.

Tragant (Gummi Tragacanthae), ein Gummi, welches aus einigen Pflanzen im nördlichen Persien und in Kleinasien gewonnen wird. Nach den neuesten Beobachtungen Brant's u. Lindley's sind die wahren Stammpflanzen des T. der gummitragende Bocksdorn (Astragalus gummifer Labill.) u. der stacheltragende Bocksdorn (Astragalus strobiliferus Lindl.). Das Gummi schmilzt entweder von selbst, oder an verwundeten Stellen aus der Pflanze, in den Monaten Juli bis September und verhärtet an der Luft zu wurmförmig gewundenen, fadenförmigen, breiteren oder schmäleren Stücken, die hart, aber auch etwas zähe sind, im Munde aufquellen, weder Geruch, noch Geschmack besitzen und eine weißliche, auch gelbliche oder bräunliche Farbe haben. Im Wasser ist der T. theilweise löslich und bildet damit einen leimigen Schleim. Je nach seinem Vaterlande und seiner Reinheit unterscheidet man im Handel verschiedene Sorten. Er wird in der Arzneikunde, in Conditoreien rc. in ähnlicher Weise, wie das arabische Gummi verwendet. C. Arendts.

Tragbarkeit nennt man in der Statik die Eigenschaft der Mauern, Gewölbbogen, Säulen, Brücken u. s. w., die, über ihnen befindlichen, Bautheile oder sonstigen Gegenstände so zu tragen (zu erhalten), daß weder jene, noch diese in ihrer Construction und in ihren physischen Bestandtheilen bereits in kurzer Zeit nachtheilige Veränderungen erfahren.

Tragvermögen heißt die Fähigkeit eines Fahrzeuges, Lasten zu tragen, in Gewicht ausgedrückt. Beim Bau der Kriegsbarken ist es wesentlich, das T. der schwimmenden Unterlagen zu ermitteln, da hiedurch hauptsächlich die Entfernung derselben und der Gebrauch der Brücke bedingt wird. Es wird berechnet nach der spezifischen Schwere des Materials und dem Kubikinhalte der Fahrzeuge, meistentheils aber kennt man aus Erfahrung, was ein Fahrzeug von bestimmten Dimensionen tragen kann, oder erfährt es von den Uferbewohnern, wenn es nicht in Feindes Land ist. Das größte T. haben die Kastenpontons und die russischen, korkgefütterten der Avantgardendivisionen; es ist fast unmöglich, sie in Grund zu bohren. Auch das T. der Seilbrücken ist nothwendig zu ermitteln, da sich dasselbe mit jeder Spannung ändert.

Tragisch; zur Tragödie gehörig, von ihr herrührend, von verwandter Wirkung mit ihr, daher betrübt, schrecklich und in dieser Beziehung nicht ausschließlich auf das Gebiet der Poesie zu beschränken, vielmehr auch in anderen Künsten, wie in der Plastik u. Malerei darzustellen. Plato bezieht das Tragische sogar auf die Darstellung großer, ausgezeichneter Charaktere und nennt deshalb den Homer den größten Tragödiendichter. Auch ist ihm T. in Rede und Antwort gleichbedeutend mit geschmückt, prunkend, stolz, hochfahrend. Vom Style der griechischen Musik gebraucht, wird jener als t. bezeichnet, zu welchem die tiefsten Töne des Tonsystems verwendet werden. Das eigentliche T.e aber ist das Erhabene des absoluten Geistes, der alle Bestimmtheiten und Einseitigkeiten des subjektiven Geistes in sich begreift und als die sie bewegende u. beherrschende Kraft solche ebensowohl aus sich hervorgehen, als sie in ihrer Unvollkommenheit und Relativität zu Grunde gehen läßt. Hiernach ist der absolute Geist positiv, indem er die subjektive Erhabenheit aus sich erzeugt und negativ, indem er sie wieder an sich vernichtet und so ergibt sich auch ein positiv T.es und ein negativ T.es. Ersteres ist jenes, wenn die subjektive Erhabenheit als ein Ausfluß der göttlichen, der subjektiv erhabene Held als ein Organ eines höheren Willens erscheint und er selbst eine Ahnung davon in sich trägt. Allein jede menschliche Größe zeigt sich auch in einem schwankenden Verhältnisse zu ihrer göttlichen Quelle; das Subjekt muß die thatsächliche Erfahrung von der Einseitigkeit (und darin liegt die Schuld) seiner Bestrebungen machen und, indem an dieser Einseitigkeit seine Größe zu Grunde geht, verfällt sie dem erwähnten negativen Prozesse und darin besteht die eigentliche Tiefe der Tragödie. Die Größe des Helden ist nämlich eine Gabe der höheren Macht und sein Leiden ein Tribut seiner Schwäche. Dieses negativ T.e ist aber das Schicksal. Das

Erhabene des Subjekts ist also der eigentliche Stoff, mit dessen Entfaltung das T.e anhebt und den es in der Energie des Bösen bis zum Furchtbaren steigern kann, welches Letztere hier nicht mehr als bloße Naturmacht, sondern als geistiger Urgrund zerstörend gegen das einzelne Leben auftritt. Aber gewaltiger und furchtbarer tritt dann auch der absolute Geist hervor, der seine Schrecken sowohl in der Bestrafung des Bösen, als in dem Untergange des Bösen, ausbrechen läßt.

Tragödie, s. Schauspiel.

Train (franz.) ist im Allgemeinen ein größerer Zug von Kriegsfahrzeugen (daher Belagerungs-T., Munitions-T.); im Besondern bezeichnet man aber damit diejenigen Fahrzeuge, welche dazu bestimmt sind, einer im Felde stehenden Armee die Verpflegung nachzuführen. Diese Fahrzeuge sind in einzelne Kolonnen getheilt, die, unter Mitwirkung der Intendanturen, einer besondern militärischen Behörde überwiesen sind. T.-Depot bezeichnet diese Verwaltungsbehörde sowohl, als den Ort, wo jene Fahrzeuge, nebst dazu gehörigen Geschirren, aufbewahrt werden. T.-Soldaten werden diejenigen Mannschaften genannt, die bei ausbrechendem Kriege zum Führen dieser Fahrzeuge ausgehoben werden. — Auch nennt man T. die Gesammtreihe der Waggons auf den Eisenbahnen zur Beförderung von Personen und Effekten.

Trajansbrücke, die, wurde von Kaiser Trajan über die Donau im großartigsten Maßstabe erbaut, ist aber bis auf wenige Spuren in den Stürmen der Zeit untergegangen. Man sucht ihren Standpunkt nahe unterhalb der Katarakten des eisernen Thores, bei Skella-Cladovi in der Walachei und am sogenannten Severusthurme. Gewichtige Stimmen verlegen ihn aber auch weiter hinab, in die Nähe von Tselew. Hiefür spricht wenigstens, im Zusammenhange mit den bei dem genannten Orte erkennbaren Brückenresten, die hie und da noch sichtbare „Trajansstraße", welche in jener Gegend am Ufer der Donau beginnt und längs der Aluta bis nach Siebenbürgen hinan sich verfolgen läßt. Die alten Schriftsteller, namentlich Procopius und Dio Cassius, hinterließen uns von der T. Beschreibungen, welchen gemäß sie eine der herrlichsten Erzeugnisse menschlicher Kunst gewesen seyn muß. Nach diesen Schilderungen waren die Pfeiler, 20 an der Zahl, aus massiven Quadersteinen aufgeführt und mittelst steinerner Bogen verbunden. Sie hatten eine Höhe von 150 Fuß, 60 in der Breite und standen 170 Fuß von einander entfernt. Dio Cassius nennt diese Brücke ein erstaunliches Werk, mit welchen alle übrigen Bauten Trajan's kaum zu vergleichen wären. An beiden Ufern war die Brücke durch befestigte Kastelle geschützt. Baumeister war Apollodorus Damascenus. Als das römische Reich zu verfallen begann, sah sich Kaiser Aurelian, um gedeckt gegen die Einfälle der jenseits der Donau wohnenden barbarischen Völker zu seyn, genöthiget, die T. bis auf den Wasserspiegel niederreißen zu lassen. — Außer dieser Brücke erhalten längs der untern Donau auch noch andere Denkmale Trajans Andenken, so die Trajanstafel, eingelassen in einen Felsblock oberhalb Orsova, durch welche der Imperator seinen ersten Feldzug in Dazien (um das Jahr 105) verewigen wollte, dann der Trajanswall, Ueberbleibsel einer Wehrmauer, welche von der Stadt Rassova an der Donau, dem Axiopolis der Alten, bis an das schwarze Meer sich erstreckte. mD.

Trajanus, Marcus Ulpius, römischer Kaiser, Sohn des T., eines ausgezeichneten Feldherrn unter Vespasian in Palästina und Statthalter von Syrien, geboren zu Italica in Spanien, begleitetete seinen Vater in einem Feldzuge gegen die Parther, diente darauf am Rhein und zeichnete sich dabei durch muthige Thaten aus. Er wurde hierauf im Jahre 89 Prätor, 91 Consul, 97 Adoptivsohn von Nerva u. Cäsar und, nach dessen Tode, 98 Kaiser. Seine Regierung zeichnete sich durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Sparsamkeit aus. Sein einziges Streben ging dahin, das römische Volk glücklich zu machen und der römische Senat gab ihm deßhalb den Titel Optimus. Im Kriege glücklich gegen den König Decebalus von Dacien, genoß er die Ehre des Triumphes und bekam den

Beinamen Dacicus. Ebenso besiegte er die Parther, eroberte Armenien 107 und machte dasselbe, sowie das steinigte Arabien, zu römischen Provinzen. Zum Andenken an diese Siege erbaute er 114 das prächtige Forum Trajanum und die berühmte Columna Trajani. Im folgenden Jahre ging er auf einer Schiffbrücke über den Tigris, unterwarf sich Adrabene und ganz Assyrien, Ktesiphon u. Susa, segelte sodann mit einer Flotte auf dem Tigris bis in den persischen Meerbusen und war der erste und letzte Römer, der denselben beschiffte. Nach seiner Rückkehr drang er von Neuem in Arabien ein, belagerte Adra vergeblich, die Hauptstadt eines arabischen Volkes, zog sich dann nach Syrien zurück und übertrug wegen Kränklichkeit, als er eben im Begriffe stand, einen neuen Feldzug zu unternehmen, dem Hadrian den Oberbefehl über sein Kriegsheer, während er sich selbst nach Italien einschiffte. Er erreichte jedoch nur Selinus, später Trajanopel, in Cilicien, wo er den 10. August 117, nach 20jähriger Regierung, im 64. Jahre starb. Seine nach Rom gebrachte Asche wurde unter der trajanischen Säule (die von der, den Daciern abgenommenen, Beute errichtet worden) beigesetzt. Sein Nachfolger war sein Adoptivsohn Hadrian.

Tramin, ein Marktflecken zwischen Trient und Botzen und im Etschkreise der gefürsteten Grafschaft Tirol, jenseits der Etsch, mit 800 Einwohnern, bekannt wegen seines trefflichen Weines, Traminer genannt, aus weißen und rothen Trauben. Der weiße T.er, wovon es den großen und kleinen gibt, führt von der Gestalt seiner Blätter auch den Namen Gänsefuß; der rothe T.er gibt einen angenehmen süßen Wein, aber mehr weißlich, als roth; der Umstätter T.er hat große, dunkelrothe, süße Beeren.

Tramontana nennen die Italiener den Nordwind, weil dieser über die Alpen zu ihnen kommt. Bei den Schiffern des mittelländischen Meeres heißt so der Nordpol, Polarstern, auch Compaß, wovon die Redensart: die T. verlieren, so viel bezeichnet, als: die Fassung verlieren, den Kopf verlieren.

Tranchée, s. Laufgraben.

Trankebar, eine früher dänische, jetzt englische Besitzung auf der Küste von Koromandel in Ostindien, welche aus der Stadt und Festung T. mit einem, den Flecken Porejaru und 33 Dörfer umfassenden, 20 □Meilen großen und 50,000 Einwohner zählenden Gebiete, besteht. 1612 wurde zu Kopenhagen eine dänisch-ostindische Compagnie gestiftet und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von Koromandel an, wo es von dem Raja von Toujore gut aufgenommen wurde. Letzterer ließ sich mit dem dänischen Oberkaufmann Roland Krappe wegen Abtretung eines Landstriches zur Ansiedelung für die Dänen in Unterhandlungen ein und 1620 erhielt der dänische Befehlshaber Ove Giedda den Distrikt von T., wofür er eine jährliche Abgabe von 1666⅔ dän. Thlrn. versprach. Er legte nun die Stadt T. und das Fort Dansburg an und Krappe blieb als Gouverneur der neuen Besitzung zurück; 1777 überließ die Compagnie ihre Ansiedelung an die dänische Krone. Der größte Theil des Landstriches besteht aus Reisfeldern und Palmenwäldern, ein kleinerer Theil ist ein salzichter Morast, aus dem Salz gewonnen wird, die meisten Einwohner sind Malabaren. — König Friedrich IV. von Dänemark legte in T. eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden an und 1705 gingen die ersten Missionäre von Kopenhagen nach T. ab, wo sie im Juli 1706 ankamen. Diese protestantische Mission, welche auch eine eigene tamulische Druckerei besaß, hat aber keinen besonders glücklichen Erfolg gehabt, obgleich sie durch bedeutende Geldsendungen aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt wurde. In der Stadt T. sind 5 heidnische Tempel, 1 mohammedanische Moschee, 1 lutherische und 1 protestantisch-malabarische Missionskirche, sowie 1 Gotteshaus der Katholiken. Der zur protestantischen Mission gehörende Distrikt enthält 20 Freischulen, worin 600 Kinder tamulisch und englisch lesen, schreiben, rechnen u. s. w. lernen. T. hat einen guten, 1783 als Freihafen erklärten, *Hafen, Baumwollfabriken, Salzsiedereien* und lebhaften Seehandel mit *Isle de France, Ceylon, Batavia und China*. Die Einfuhr besteht vorzugsweise

in Arrak, Branntwein, Kupfer u. s. w. Vor einigen Jahren verkaufte Dänem
diese Besitzung für 8 Lakh Rupien oder 80,000 Pfund Sterling an die englis
ostindische Compagnie. C. Pfaff.

Transfiguration (Umwandelung) heißt in der römischen Kirchenspra
die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, zu deren Gedächtniß die Kirche
6. August ein besonderes Fest feiert. Unter dieser Benennung ist auch eines
vorzüglichsten Gemälde Raphael's, von dem wir einen sehr guten Kupferstich v
Dorigny u. N. Morghen besitzen, bekannt, diesen Gegenstand darstellend.

Transfusion nennt man die Ueberleitung von Blut aus den Gefäßen ei
lebenden Wesens in die Gefäße eines andern. Schon Medea (s. d.) soll Aes
den Vater des Jason, durch Einflößen des Blutes eines jungen Bockes verjün
haben. Die erste sichere historische Nachricht von der T. findet sich aber erst
16. Jahrhunderte, wo sie von einem Deutschen vorgeschlagen, dieser Vorschl
aber als eitles Hirngespinnst bespöttelt wurde. Die ersten wissenschaftlichen V
suche stellte in Mitte des 17. Jahrhunderts der Engländer Wren an; zuerst
einem Menschen (einem Irren) wurde sie 1667 von King angewendet — o
ungünstigen Erfolg; gleichzeitig wendete sie in Frankreich Denis an und 16
der römische Arzt Riva, sowie zur selben Zeit auch in Deutschland mehre V
suche an Menschen stattfanden. Bald aber kam die T. wieder in Vergessen
und erst im 19. Jahrhundert wurde sie wieder hervorgesucht und namentlich
dem Engländer Blundell in fast hoffnungslosen Fällen von Mutterblutfluß
Glück versucht. Außerdem wurde die T. auch als Heilmittel gegen die Chol
empfohlen, sowie gegen Geisteskrankheiten, Epilepsie, Wasserscheu, Scheintod
Bewährt hat sich aber ihr Nutzen nur bei Blutflüssen, deren Heftigkeit das Le
bedroht und bei denen sie neben andern Belebungsmitteln oft das einzige R
tungsmittel bleibt. Vollbracht wird die T. entweder unmittelbar, indem m
eine geöffnete Pulsader des Blutgebenden mit der Blutader des Empfängers du
eine Röhre in unmittelbare Verbindung bringt, oder bei der großen Gefährlichk
dieses Verfahrens mittelbar, indem das aus einer Vene gelassene Blut in e
kleine Spritze gebracht und durch diese in eine geöffnete Vene des Kranken e
gespritzt wird. — Der T. nahe steht die Infusion, die Einspritzung flüssi
Arzneistoffe in die Venen; dieses Verfahren hat in seiner Entwickelung gleic
Schritt mit der T. gehalten; aber auch die Infusion ist in ihrer Anwendung h
zu Tage auf ganz seltene Fälle beschränkt. — S. Paul Scheel: „Die T. d
Bluts und die Einspritzung der Arzneien in die Adern historisch und in Rücks
auf die praktische Heilkunde bearbeitet", 2 Thle., Kopenhagen 1802, ein 3. Theil v
J. F. Dieffenbach, Berl. 1828. E. Buchner.

Transito-Handel, s. Durchfuhrhandel.

Transkaukasien, s. kaukasisches Gouvernement.

Translation (Uebertragung) heißt im kanonischen Rechte eine besond
Art, zu geistlichen Würden u. Aemtern zu gelangen, wenn nämlich ein geistlic
Individuum entweder durch Wahl, oder Postulation, oder Ernennung mit sei
Einwilligung, von einem Benefizium auf eine andere erledigte Kirchenpfrü
übersetzt wird. Da die Bischöfe durch ein geistliches Band an ihre Kirchen
knüpft sind und die Seelsorge bei Curatstellen ununterbrochen gepflegt wer
soll, so sah man sie in der Kirche nie gerne, ja, sie waren in den ältesten Ze
sogar verboten und in der Folgezeit ließ man sie nur wegen einer dringen
Nothwendigkeit, oder wegen eines augenscheinlich großen kirchlichen Nutzens
Jeder T. muß eine ordnungsmäßige Untersuchung vorhergehen, welche ehem
in Ansehung der Bischöfe der Metropolit führte, die gegenwärtig aber, als e
causa major, zu den päpstlichen Reservatrechten gehört. Daher sollen die Ueb
setzungen nur dann, wenn der zu Uebersetzende gehörig vernommen worden ist
bei Bischöfen mit Zustimmung des größern Theiles der Kardinäle gescheh
— Die T.en der niederen Kirchen-Beamten geschehen unter Bewilligung
Diözesan-Bischofs; in unseren Tagen wird jedoch hiezu auch die Genehmi

Staats-Regierung, welcher zu diesem Behufe auch die verhandelten Akten d Erkenntnisse vorgelegt werden müssen, erfordert. — Durch die gehörig ge- chene Untersuchung wird der Uebersetzte sowohl von dem Bande, das ihn an ne bisherige Kirche knüpfte, wie auch von den Obliegenheiten, die er in An- ng derselben hatte, befreit. Er verliert durch die vollzogene Uebersetzung alle chte und Früchte der vorigen Kirche und muß sich über die Interkalarien mit em Nachfolger berechnen. Dagegen tritt er in alle Pflichten u. Rechte seiner igen Kirche ein. — Muß ein Kirchenfest, wegen eines andern, von dem ihm gewiesenen Tage auf einen andern verlegt werden, so heißt dies ebenfalls T.; tweder ist für diese Feier noch ein Monats- oder Wochentag übrig, oder durch die brik bestimmt, oder es muß solche, sobald möglich, nachgeholt werden.

Translocation, Ortsveränderung, Versetzung, sowohl von Sachen, ls Personen gebraucht.

Transpadanische Republik hieß ein, von Bonaparte nach der Schlacht von di 1796 aus der österreichischen Lombardei gebildeter, ephemerer Freistaat, lcher, gleich der zu derselben Zeit errichteten cispadanischen Republik . d.), eine Verfassung nach dem Muster der französischen erhielt. Ein Direkto- m von drei Mitgliedern übte die vollziehende, zwei Räthe besaßen die gesetz- bende Gewalt. Die transpadanische und die cispadanische Republik wurden hon im Juni 1797 in die cisalpinische Republik (s. d.) vereinigt, deren ebiet von 1805—14 das Königreich Italien (s. d.) bildete.

Transparent, durchscheinend, durchsichtig, heißt ein, auf Papier sgeführtes, in Oel getränktes und von der Kehrseite durch Licht erhelltes Ge- älde, das unter gewissen Umständen wohl nothdürftig die Wirkung eines Oel- mäldes hervorbringen kann.

Transponiren heißt 1) in der Musik: ein Stück aus der ursprünglichen onart in eine andere versetzen (und umschreiben), oder in einer andern Tonart ortragen. Es dient nicht blos zur Uebung, sondern wird auch bei Gesangstücken öthig, in soferne sie für die Stimme des Sängers oder der Sängerin zu hoch, der zu tief liegen. Eine mechanische Vorrichtung zum T. des Mechanismus m Pianoforte, d. i. eine Vorrichtung zur Verrückung desselben, hat Roller er- unden. 2) T. in der Mathematik: die Versetzung der Glieder einer Gleichung on der einen Seite das Gleichheitszeichen auf die andere.

Transporteur, Gradmesser, ein, gewöhnlich aus Messing angefertigtes, athematisches, in Reißzeugen enthaltenes Instrument zur Bestimmung von Winkeln n Graden, halben und viertel Graden bei Anfertigung von Zeichnungen, Plänen nd Rissen, in welchen Winkel vorkommen. Gewöhnlich bildet der T. einen Halbkreis von 3—10 Zoll Durchmesser, dessen Umfang eine Theilung in Graden nd halben Graden enthält. Der innere Raum dieser Kreishalbfläche ist etwas usgeschnitten und unten in der geraden Linie 0° — 180° durch eine lineal- örmige Fläche geschlossen, in welcher sich, dem 90. Grade gegenüber, ein senk- echter Einschnitt befindet, der beim Gebrauche des T.s an den Scheitelpunkt es aufzutragenden, oder des zu messenden Winkels zu liegen kommen muß.

Transscendent, was über den Kreis der Dinge hinausgeht, welche wir urch unsere Sinne zu beobachten vermögen, folglich die Gränze unserer Erfahr- ngen überschreitet. — Transcendental, was blos dem reinen Verstande entbar ist; daher Transcendental-Philosophie, welche nur den Verstand nd die Vernunft selbst betrachtet, ohne gegebene Objekte anzunehmen.

Transsubstantiation ist, nach der Lehre der katholischen Kirche, die wunder- are Verwandelung der Substanzen im hl. Altarssakramente, wonach, sobald ein rdentlich geweihter Priester auf dem Altare Brod und Wein durch die heiligen Worte nach der Einsetzung Christi consekrirt, die ganze Substanz des Brodes urch die göttliche Kraft in die *ganze Substanz* des Leibes Christi und die *ganze Substanz des Weines in die ganze* Substanz des Blutes Christi ver- *wandelt wird: so, daß von dem Brode und Weine* Nichts übrig bleibt, als die

äußerlichen Gestalten, die das äußerliche Zeichen dieses Sakramentes sind. D
katholische Kirche hat ihren Glauben in dieser Hinsicht auf dem Tridentir
schen Concil, Sess. XIII., Canon 1. 2. 3. 4. 6 ausgesprochen. Alles Näh
siehe in dem Artikel „Altarsakrament".

Transversallinien heißen die bekannten, gegen eine gewisse gerade Linie un
einem bestimmten Winkel gezogenen, geraden Parallellinien, wie sie z. B. auf v
jüngten Maßstäben sich verzeichnet finden. Ihr Zweck ist, eine gegebene, nur u
bedeutende, Länge indirekt in eine gewisse Anzahl gleicher Theile zu theilen, wel
letztere direkt anzugeben entweder unmöglich seyn würde, oder keine Genauig
zu gewähren vermöchte. Vor Anwendung des Nonius (s. d.) gebrauchte m
T. auch bei Gradtheilungen, vorzüglich an astronomischen Winkelmessern, wie
im 17. Jahrhundert construirt wurden, um hiedurch die einzelnen Bogenminu
anzugeben.

Trapani, eine der ältesten Städte Siciliens, auf einer Halbinsel im Vol
Mazzara, am Meere, mit einem vortrefflichen, durch das, auf hohem Felsen g
legene, Schloß Colombara geschützten Hafen, gutgebauten, breiten Straßen u
25,000 Einwohnern, reicher Korallen- und Thunfischerei, auch Manufakturen v
Korallen, Muscheln, Elfenbein und Alabaster. — Die Sage läßt hier den Aene
seinen Vater Anchises begraben (Virg. Aen. 3, 710). Im Hafen ein klei
Fels mit einem Leuchtthurm, Scoglio del mal consiglio genannt, weil Joha
von Procida dort die Sicilianische Vesper einleitete. Von hier besteigt man g
wöhnlich den Berg Eryx (S. Giuliano) einen der höchsten Siciliens;
Weg dahin ist nicht beschwerlich und gewährt herrliche Aussichten. Man kom
zuerst an ein kleines Dorf, sodann an normännische Befestigungen, geht du
das Thor eines, jetzt als Gefängniß dienenden, alten Theiles derselben u. kom
an die Spuren eines alten Venustempels und an die Mauern des Dädal
ohne Mörtel zusammengefügte große Steine und an die des alten, zum Tem
gehörigen Wasserbehälters. Bei heiterem Himmel sieht man das K
Bona in Afrika. Die Frauen von T. gelten als besonders schön, sind al
meist in schwarze Schleier gehüllt und sehr zurückgezogen. — In der Umgeg
wächst häufig die Pflanze Soda, die in Glashütten zur Bereitung der Pottas
gebraucht wird. Gegenüber die ägatischen Inseln.

Trapez heißt in der Geometrie eine ebene, von vier geraden Linien ein
schlossene Figur, so zwar, daß diese Seiten weder gleich, noch gleichlaufend si
Manche nennen alle Vierecke, die keine Parallelogramme sind, T.e und thei
sie in T.e im engern Sinne oder Parallel-T.e (mit zwei parallelen Seit
und Trapezoide, in denen keine Seite der andern parallel ist.

Trapezunt, türkisches Ejalet im nordöstlichsten Theile Kleinasiens. 453
Meilen, 200,000 Einwohner. Die Hauptstadt T. (Trebisonde, Tarabosan), li
am Ufer des schwarzen Meeres, am Abhange des Berges Bostapah, und h
mit ihren vielen Gärten einen Umfang von anderthalb Stunden. Sie ist v
einer Mauer aus rohen Steinen umgeben und besteht aus der Festung und zw
Vorstädten. Jene hat keinen eigentlichen Graben, aber der Bach, welcher vo
Bostapah herabfließt, ersetzt mit seinem tiefen, felsigen Bette diesen Mangel. E
anderer Bach bildet an der entgegengesetzten Face einen Graben bis zum Mee
Die östliche Vorstadt ist von Armeniern bewohnt und heißt Gjaur-Meida
in der westlichen, Namens Kabach-Meidan, leben vorzugsweise Griech
Am Ende der Vorstadt Gjaur-Meidan bildet das Meer eine Bucht, in weld
kleinere Schiffe bis auf 100 Klafter sich dem Lande nähern können. Auf beid
Seiten sind steinerne Batterien erbaut. T. ist der Sitz eines Pascha von d
Roßschweifen u. eines griechischen Bischofs. Es hat 18 Moscheen, 3 Medress
10 griechische Kirchen, viele Schulen, Bazars, eine Schiffswerfte, Kupferhämm
Färbereien, Baumwollen- und Seidenwebereien, Fischfang, Rhederei, und
überhaupt eine der wenigen türkischen Städte, die im Aufblühen begriffen si
1832 hatte es kaum 25,000 Einw, und gegenwärtig zählt es bereits 50,0

Seit nämlich die Hemmnisse der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere entfernt sind, hat sich der Handel T.s ungemein gehoben und es ist nicht nur der Hafen für Erzerum, Tebris und Teheran geworden, sondern auch das Hauptentrepot für Centralasien und Europa überhaupt, und man kann voraussehen, daß es durch seine geographische Lage immer noch mehr an Wichtigkeit gewinnen muß. Dampfschiffslinien setzen es mit Konstantinopel und den Donaumündungen in Verbindung, regelmäßige Karewanen mit den Binnenländern Asiens. — Die Stadt war eine Kolonie von Synope und hieß ursprünglich Trapezos. Schon unter den Griechen und Römern nicht unbedeutend, stieg sie zu besonderem Glanze empor, als Alexios I. Komnenos, ein Mitglied der von den Lateinern aus Konstantinopel vertriebenen kaiserlichen Familie, 1204 hier seinen Sitz nahm und das Kaiserthum Trapezunt gründete. Seine Nachfolger führten in der Stadt prächtige Paläste und Kirchen auf, von welchen heute noch umfangreiche Trümmer zu sehen sind. Die Türken machten 1461 der trapezuntischen Herrlichkeit ein Ende, indem sie Land und Stadt eroberten und den damaligen Kaiser David Komnenos gefangen nahmen u. später in Adrianopel hinrichten ließen. — Fallmerayer: Geschichte des Kaiserthums von T., München 1827. mD.

Trappe (Otis), Gattung der Familie Laufhühner, mit kurzem gewölbtem Schnabel, plumpen Leibe, langen Beinen und Halse, kurzen, mehr zur Unterstützung des schnellen Laufes, als zum Fluge dienenden Flügeln und dreizehigen, daumenlosen Lauffüßen. Sie leben in Vielweiberei, nähren sich von Sämereien, Kräutern, Würmern und Insekten und halten sich gern in getreidereichen Ebenen des nördlichen Europa's auf. Arten: 1) der große T. (O. tarda), 3½ Fuß lang und 20—30 Pfund schwer, oben hell rostfarben und schwarz gefleckt, unten weiß, am Halse, Kopf und Brust hellgrau. Die weißgrauen, gegen acht Zoll langen faserigen Federn zu beiden Seiten des Unterkiefers fehlen dem kleinern, blasser gefärbten Weibchen. Dieses brütet jährlich im März 2—3 schmutzig-olivengrüne Eier in einem selbst gescharrten Loche aus. Eine solche T.-Familie heißt im Herbste eine Kette, ein ganzer Zug (gewöhnlich aus 30—50 Stück bestehend) ein Trupp. Der T. ist ein Standvogel, der, ohne besondere Veranlassung, gern seinen bestimmten Stand behält. Er ist sehr scheu, wachsam und schwer zu schießen. Man fängt ihn auch mit Windhunden oder in Eisen und Schlingen. Das Fleisch der Jungen ist zart, das der Alten muß erst durchfrieren, oder in Essig gelegt werden, ehe es zubereitet wird. — 2) Der kleine oder Zwerg-T. (O. tetrax), 1½ Fuß lang, hellbraun und schwarz gestreift. Der Hals des Männchens ist schwarz, mit doppeltem weißem Halsbande, ohne Bart; der des Weibchens braun. Seine Heimath ist das südliche Europa, besonders Frankreich, Sardinien u. das südliche Rußland. Man fängt ihn meist in Schlingen. Er legt 3—5 Eier und hat wohlschmeckendes Fleisch. — 3) Der Kragen-T. (O. houbara) 2 Fuß lang, rostfarbig mit schwarzen Binden und einem schwarz und weißen Halskragen, der dem Weibchen fehlt. Seine Heimath ist Afrika und Arabien, von wo er sich zuweilen nach Europa verirrt. — 4) Der Knorrhan (O. afra) in Capland. — 5) Der Lohong-T. (O. arabs) in Afrika und Australien.

Trappisten, ein sehr strenger geistlicher Orden, welcher aus der, im Jahre 1122 durch Rotran II. Grafen von Perche, in Folge eines Gelübdes gestifteten, Cisterzienserabtei la maison Dieu notre Dame de la Trappe an den Gränzen der Normandie hervorging. Im Jahre 1664 setzte Armand de Bouthillier de Rancé, welcher die Abtei la Trappe als Commende besaß, indem er behauptete, daß die Klosterzucht zu seiner Zeit sehr in Verfall gerathen sei, an die Stelle der noch vorhandenen wenigen Mönche, welche Pension erhielten, sechs Mönche von der Observanz des Ordens von Savigny, nahm selbst das Ordenskleid und wurde nach vollendetem Probejahre Abt. Da ihm aber die Regel des hl. Benedikt nicht genügte, gab er seinem Kloster eine neue, ungleich strengere. 11 Stunden des Tages bringen die T. mit Gebet zu und die übrige Zeit füllt harte Arbeit mit beständigem Schweigen und Betrachtungen aus. Ausser den täglichen Gebeten

und Gesängen und dem Gruße „memento mori“, darf Keiner ein Wort zu de
Andern sprechen. Die Prinzessin von Condé hat auch weibliche T.-Klöster g
stiftet. Wegen seiner außerordentlichen Strenge erhielt der Orden keine gro
Verbreitung; unter allen seinen Klöstern ist indessen das von la Trappe dasjenig
wo die Ordensstatuten am strengsten befolgt werden. Die Hauptsatzungen sin
Entsagung alles Umganges mit Menschen, auferlegtes Stillschweigen, die härte
Lebensweise bei der Arbeit, Kost, Kleidung und Schlaf, beständige Beschäftigun
mit dem Tode u. s. w. Die, während der ersten französischen Revolution na
England und in die Schweiz geflüchteten, T. und T.innen begaben sich nach d
Restauration wieder nach Frankreich und bildeten allda seit dem Jahre 181
Ordensvereine. Das Lokal der Abtei wurde vom Orden wieder angekauft u
zum alten Gebrauche eingerichtet. Die Abtei besaß im Jahre 1824 bereits sch
für 150,000 Franks Grundeigenthum. Sie liegt ungefähr zwei Stunden v
Montagne (in der ehemaligen Provinz Perche, im jetzigen Orne-Departemen
und gehört zur Gemeinde Soligny (solum igneum Brandstätte). Die Gegend i
hügelig und waldig. Der Haupteingang besteht aus einem Thorwege und ein
Seitenthüre. Ueber jenem steht die hl. Jungfrau in einer Blende, unterhalb lie
man die Worte: Domus Dei (Haus Gottes). — Die Ordenstracht besteht a
einer langen, groben, grauweiß wollenen Kutte mit weiten Aermeln; sie ist b
zu den Waden aufgeschürzt und wird mittelst lederner Riemen festgehalten, d
durch seitwärts an der Kutte angebrachte Ringe gezogen sind. Unter derselb
tragen sie weiße, weite und lange Beinkleider von etwas feinerer Wolle u
Sokken von eben dem Zeuge und Holzschuhe mit Stroh ausgestopft. Ueber d
Kutte ist eine Kapuze von schwarzer Wolle, woran nach vorn u. hinten zu zwei F
breite Streifen bis an die Knie herabhängen und mit dem breiten schwarzledern
Gurte ein Kreuz bilden, dessen Schwärze mit der weiß wollenen Kutte auffalle
absticht. Links hängt ein Rosenkranz und ein Messer. In der Kirche häng
sie einen großen, weißwollenen Mantel mit Aermeln und Kapuze über, den
aber fast nie sonst u. vollends nicht bei der Arbeit tragen, sie nennen ihn Cou
Die dienenden Brüder unterscheiden sich durch die graue Farbe ihrer Kutte
Niemand darf seine Kleidung ablegen, weder bei Tag noch bei Nacht; sie wi
nur alle Monate gewechselt und gewaschen. Die Brüder sind geschoren, trag
weder Bart noch Haupthaar; man läßt ihnen nur eine kleine, fingerbreite Tons
von unbedeutender Höhe. Der Haushofmeister (hotellier), der Kellermeis
(cellerier) und der Arzt haben allein die Erlaubniß, mit Fremden zu rede
Ersterer ist zugleich der Ceremonienmeister, der sie herumführt und für ihre B
quemlichkeiten und Bedürfnisse sorgt. Die Schlafzimmer der Mönche sind oh
alles Geräthe, selbst ohne Betten und Bettstellen. Jeder schläft auf einem, zu
Fuß von der Erde abstehenden, mit sargähnlichen Fuß-, Kopf- und Seitenbrettch
eingefaßten Brette, worüber ein grobes Tuch genagelt ist, nicht sowohl um d
Stelle der Matratzen zu vertreten, als vielmehr das Reiben der Kleidung a
dem harten Holze zu verhindern. Die Bettladen sind sämmtlich einen Fuß
kurz, damit sich der Schlafende nie ganz ausstrecken könne; nur sein Sargbr
hat die ganze Länge, dies soll sein Trost und seine frohe Aussicht auf den lang
Schlaf seyn. Statt der Decke findet sich ein grobes Stück Tuch, statt des Kisse
ein kurzer Strohsack. Das Speisezimmer ist nicht eleganter versehen, als d
Schlafkammern; nur das dürftigste und nothwendigste Tischgeschirr, keine Wisc
tücher, hölzerne Tafeln, hölzerne Bänke. Jeder bekommt seinen Wasserkrug, d
er beim Trinken mit beiden Händen fassen muß; verschüttet er einen Tropfen, lä
er eine Brodkrumme fallen, so will das Gesetz, daß er sogleich hinkniee u. den Vorstel
durch Zeichen um Vergebung flehe, die er mittelst eines Schlages mit dem Ha
mer auf den Tisch, doch immer nur auf Fürbitte eines Bruders, erhält. Die K
eines T. wird auf 36 Franken (17 fl.) des Jahres u. seine Kleidung auf 9 Fran
(4 fl. 12 kr.) geschätzt und darf beide Summen nicht übersteigen. Die Kost b
steht aus Wasser, Brod, Kartoffeln, Aepfeln, Nüssen und mit Wasser und S

[ge]kochtem Gemüse. Die strengere Regel seit 1816 hat alles Uebrige verbannt, was ehedem zuweilen gereicht wurde, z. B. etwas Milch, Eier u. s. w. Auch sind die harten Matratzen ganz abgeschafft, vom Schlafe wird eine Stunde abgekürzt, die man zwar früher Abends im Bette zubringen darf, dafür aber auch eine Stunde früher in der Nacht aufstehen muß. Der Abt muß sich, so gut wie der geringste Ordens- und Laienbruder den schwersten und niedrigsten Arbeiten unterziehen, wenn die Reihe an ihm ist. Findet Jemand Vergnügen an irgend einer Arbeit, so muß er es beichten und sie wird ihm abgenommen. Jede gemeinschaftliche Arbeit geschieht schweigend und wird oft durch das Händeklatschen des Vorstehers unterbrochen, worauf Gebet und Gesang mit gen Himmel gerichteten Blicken folgen. Zwischen drei und vier Uhr ist die Mahlzeit, wer zu spät von der Arbeit zurückkommt, muß oft schlafen gehen, ohne gegessen zu haben. Bei dem Essen darf mit dem Messer u. s. w. bei obiger Strafe kein Geräusch gemacht werden. Weit strenger sind diese Strafen, wenn sich ein T. beigehen läßt, mit seinem Nachbar zu sprechen oder Familienverhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten, zu entwischen u. s. w. Die Hauptwerkzeuge der T. sind: 1) der Gürtel (cilice) von Eisendraht, bestehend aus zwei mit einander verbundenen Ringen, deren jeder mit zwei eisernen Spitzen versehen ist. Man trägt ihn auf dem bloßen Leibe. 2) Ein breiter Gürtel (haire), das härne Hemd oder der härne Gürtel genannt. 3) Eine Geisel (martinet) aus einem Büschel langer, mit vielen harten und dichten Knoten versehenen, Zwirnfäden bestehend. 4) Ein die Dornenkrone nachahmendes, Netz von Pferdehaaren. Beim Gottesdienste sitzen die T. in vier Reihen, angethan mit der Coule, unbeweglich, ihre Augen auf den Boden geheftet. Ihr Gesang ist einfach, volltönend, erbaulich und durch die lange Gewohnheit kraftvoll und taktfest. Garten und Gottesacker sind bei den T. ein und dasselbe, indem daselbst immer ein offenes Grab vorfindlich ist. — Außerhalb Frankreich gibt es noch in Italien und Spanien 15—20 T.-Klöster. In Deutschland waren deren zwei; und selbst Canada hat ein solches aufzuweisen. Das T.-Kloster vom Oelenberg bei Mühlhausen im oberrheinischen Departement bestand noch im Jahre 1830. Nach der Revolution vom Jahre 1830 begaben sich die meisten T., besonders jene des Klosters bei Straßburg, in die Schweiz u. dieser Orden wird, nach den seit dieser Zeit eingetretenen Verhältnissen, nicht so leicht mehr sein Glück in Frankreich machen. — Ein großer Theil der, aus Frankreich vertriebenen, T. wandte sich (1832) nach Irland, wo die Vertriebenen mit Sir Richarch einen Pacht auf 100 Jahre schlossen, in Kraft dessen ihnen derselbe 600 Morgen (acres) oder Gründe überließ. Die T. errichteten dann ein großes Gebäude, das sie mit dem Namen ihres früheren Wohnortes la Melleray nannten, und, was sehr zu wundern ist, dieß Bauwerk, dessen jetziger Werth nicht weniger als 10,000 Pfd. Sterl. (250,000 Franks) beträgt, war von denselben in drei Jahren vollendet, obwohl sie nicht über fünf Franks zu verfügen hatten, als sie um die Ueberlassung der Gründe baten, welche ihre Betriebsamkeit bereits mit reichen Ernten bedeckte. Allerdings ist auch zu sagen, daß sie zum Erstaunen in ihren Arbeiten von den Bewohnern der Nachbarschaft unterstützt waren, welche, ohne irgend eine Vergütung, wetteiferten, ihnen ihre Dienste anzubieten. Das neue Kloster von Melleray ist prächtig; die Gemächer in demselben sind gut eingetheilt, seine Lage an den Bergen Knokmeldowe, mitten in einem wüsten Lande, erinnert an die Hospitien, welche die christliche Liebe auf dem Gipfel der schneebedeckten Alpen erbaut hat. Seit Gründung desselben haben sie die unbebauten Strecken in fruchtbare Felder umgewandelt.

Trasimenischer See (lacus Trasimenus, jetzt Lago di Perugia), ein Landsee im alten Etrurien, westlich von Perugia, wo Hannibal (s. d.) 217 v. Chr. den römischen Consul Cajus Flaminius schlug.

Traß oder Terraß, eine erdige, matte, graue oder graugelbe, ins Braune fallende, mehr oder weniger poröse, zerreibliche, rauh anzufühlende Masse, welche aus staubartigen Bimsstein- oder *Trachyttheilchen* besteht und fast immer kleine

Bimssteinstückchen, Schlacken, auch manchmal verkohltes Holz enthält. Im frischen Zustande ist der T. ziemlich weich; er wird daher mit dem Spaten terrassenförmig abgestochen (daher der Name) und besonders zu Wasserbauten verwendet, indem man ihn anstatt des Sandes zum Mörtel nimmt. Er findet sich besonders in großen Massen im Bröhlthale bei Andernach am Rhein und wird von dieser Stadt aus nach Holland und England stark versendet.

Trassiren, ziehen, entnehmen, heißt beim Wechselgeschäfte: einen Wechsel auf Jemand (einen Auswärtigen) ausstellen. Ein solcher Wechsel, der an einem andern Orte, als wo er ausgestellt ist, zahlbar ist, heißt ein trassirter Wechsel (Tratte). Es kommen hiebei vier Personen vor: 1. der Aussteller oder Trassant, der den Wechsel verkauft; 2. der Remittent, welcher den Wechsel kauft, um zu zahlen (remittiren); 3. derjenige, welcher den Betrag des Wechsels zu erheben hat. Da dieser nun den empfangenen Wechsel demjenigen, der ihn bezahlen soll, zur Acceptation vorzeigt (präsentirt), so heißt er Präsentant und 4. der Trassat, auf den der Wechsel gezogen ist, der ihn also bezahlen soll. Erklärt sich nun derselbe durch das Wort: acceptirt oder angenommen und durch seine Namensunterschrift zur Bezahlung des Wechsels bereit, so heißt er in dieser Beziehung der Acceptant.

Trattnern, Johann Thomas, Edler von, Reichsritter, k. k. Hofbuchdrucker und Buchhändler in Wien, war geboren 1717 zu Jahrmannsdorf bei Güns in Ungarn, trat 1735 zu Wiener-Neustadt seine Lehrjahre als Buchdrucker an, nach deren Vollendung er nach Wien zu dem Hofbuchdrucker von Ghelen kam. Redlichkeit, Genie und Protektion verschafften ihm Freunde, durch deren Unterstützung er 1748 eine eigene Druckerei erkaufte; sie war unbeträchtlich und verfallen, aber sein unternehmender Geist wußte sie bald in eine blühende Anstalt umzuschaffen, die allmälig, meist durch Nachdrucke, deren Begünstigung damals im Staatsprincip lag, auf 34 Pressen anwuchs und noch außerdem fünf Filialdruckereien: zu Agram, Pesth, Innsbruck, Linz und Triest, nebst 8 Buchhandlungen und 18 Bücherniederlagen, nicht nur in den vornehmsten k. k. Erblanden, sondern auch auswärts, zu Warschau u. Frankfurt am Main, erzeugte. Sie ist auch die Grundlage des ungeheuern u. prächtigen Offizingebäudes in der Josephstadt, in welchem T. alle Zweige der Buchdruckerei und des Buchhandels vereinigte. Er erbaute auch 1767 eine eigene Papiermühle und 1786 eine zweite auf der fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft Ebergassing, die er im folgenden Jahre ganz erkaufte und zierte Wien mit einem der schönsten Gebäude, das er aus dem ehemaligen Freysingerhofe und fünf daranstoßenden Häusern auf dem Graben herstellte. Dieses imposante Gebäude wurde in den Jahren 1773 bis 1776 hergestellt. Der Baumeister hieß Peter Mollner u. der Künstler, der an demselben die Statuen, die sich oben an diesem Gebäude befinden, verfertigte, Tobias Kögler. Das jährliche Zinserträgniß des T.schen Freihauses übersteigt 60,000 Gulden Conv.-Münze. — Durch die Bemühungen T.'s erhielt die Buchdruckerei und der Buchhandel in den österreichischen Staaten einen neuen Schwung, der den Wissenschaften und der Bildung der Nation sehr zuträglich war. Auch wußten Oesterreichs Regenten seine Verdienste zu schätzen und zu belohnen. Maria Theresia ernannte ihn zum Hofbuchdrucker, Franz I. erhob ihn zum Reichsritter und Leopold II. gab ihm den ungarischen Adel. Er starb am 31. Juli 1798, nachdem er am 13. Mai desselben Jahres sein 50jähriges Jubelfest als Buchdrucker-Prinzipal begangen hatte. Immer ist der Name T.'s noch in gutem Andenken, als der eines Mannes, der sich aus eigenen Kräften eine reiche Existenz schuf, der zur Beförderung der Buchdruckerkunst so Vieles beizutragen wußte und der immer thätig auf das Allgemeine wirkte. Als T.'s Sohn starb, überkam sein Neffe, Johann Thomas, Edler von T., das Geschäft, trat es aber an mehre Andere, die Buchhandlung in Wien an Joseph Tendler, ab und lebte von den reichen Erträgnissen seiner Realitäten.

Traubenkur, der methodische, eine Zeit lange fortgesetzte, fast ausschließliche Genuß von reifen Weintrauben, am besten Gutedel, Muskateller oder Seidentrauben, zur Beseitigung von Krankheiten. Die Verbindung der Weinsäure mit Zucker in den Weintrauben, wodurch dieselben nicht nur die Darmausleerung gelind befördern, sondern auch die Thätigkeit der Leber, besonders die Gallenbereitung, verbessern und überhaupt auf eine milde Weise nähren, macht die T. zu einem sehr wirksamen Mittel in solchen Krankheiten, wo das Blut in großer Aufregung, Neigung zu Blutflüssen u. Abzehrung vorhanden ist, ferner bei Stockungen in der Leber u. anderen Unterleibsorganen, Herzleiden, Hämorrhoiden, Hypochondrie 2c. Namentlich wird die T. von jüngeren Subjekten gut vertragen. Ein Hauptbedingniß dabei ist die fleißige Bewegung.

Trauerspiel, s. Tragisch und Schauspiel.

Traum ist ein Wachen des geistigen Bildungsvermögens, während die übrigen Seelenvermögen und ihre Verbindungsorgane mit der Außenwelt, die Sinne, in der Regel schlafen, jedoch aber auch theilweise in Wirksamkeit treten können, wobei das Erinnerungsvermögen (Gedächtniß) in Verbindung mit dem Combinationsvermögen früher erlebte Ereignisse, gehabte Vorstellungen und Ideen gewöhnlich in eigenthümlicher oft barocker Verkettung der Seele vorführt, überhaupt Bilder zur Vorstellung bringt, die entweder das Produkt der Association einer im Augenblicke aufgenommenen, aber unrichtig aufgefaßten, Empfindung sind oder sich an einen ganz neuen und durch keinen neuern verdrängten und tiefern, selbst durch den Schlaf nicht verwischten Sinnes- und Gemüthseindruck anknüpfen. Gleich wie das Träumen nur aus der Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit möglich oder eine Fortsetzung eines, in den Schlaf hinübergezogenen, lebhaften Eindruckes ist, ebenso geschieht auch nur die Erinnerung an den T. im wachenden Zustande. Da die, der Seele während des Schlafes vorgeführten, Bilder nur einfach sind und keine andern sich weiter damit verweben, so treten sie um so klarer vor die Seele und so kommt es, daß diese sodann um so eher in den Stand gesetzt wird, aus der Vergangenheit in die Zukunft zu blicken (sog. Divinationsträume). Der T. äußert sich demnach als ein Spiel der Phantasie, in Folge deren zu starker Erregung oder mangelhafter Beschäftigung sie entsteht. Träume bei völliger Körperermüdung erscheinen eher als die Ausgeburt innerer Anregungen und sind freier von den augenblicklichen der Außenwelt, als jene nach gepflogener Ruhe und Nichtermüdung, oder zu stark erregter Phantasie, weil dann die Empfänglichkeit der Sinnesorgane gegen äußere Sinnesreize größer ist. Zu lebhafte oder zu anhaltende Träume beeinträchtigen die nöthige Körpererquickung durch den Schlaf und entziehen besonders noch dem Seelenvermögen die ihm zu seiner ungetrübten Erhaltung erforderliche Ruhe. Steigert sich der T. über das Denken, Empfinden, Sprechen und leichtere, mit demselben in Verbindung stehende Körperbewegungen hinaus, so entsteht jener Zustand, welchen man je nach seiner besondern Form und Grade T.-Handeln, Nachtwandeln, Noctambulismus nennt. Dies ist die vollkommen praktische Ausführung eines T.es, wobei nicht blos die psychischen Vermögen der untern, sondern auch der mittlern Seelensphäre in Thätigkeit sich befinden und die Bewegungsorgane ganz, wie im wachenden Zustande, gehorchen, die Sinnorgane aber immer noch unempfänglich für äußere Eindrücke bis zu einem gewissen Grade bleiben. Der Zustand des Schlafhandels ist ein weit vollkommnerer, denn jener des T.s; statt der regellos belebten Phantasie beherrscht ihn ein bestimmter Trieb oder Idee, die der T.-Handelnde ganz geregelt zur Ausführung bringt. Obwohl auch bei ihm alle Sinne, der Tastsinn ausgenommen, in Unthätigkeit begriffen, so scheinen sie doch nicht im Schlafe begriffen, da zuweilen die leiseste Anregung derselben sie zur Thätigkeit weckt; dafür aber ist das Gemeingefühl auf den höchsten Punkt der Thätigkeit erhoben und der Leiter aller Handlungen. Sehr treffend vergleicht man einen Schlafwandler mit den höhern Thieren, welche instinktmäßig, ohne Selbstbewußtseyn, zweckmäßige, verständige Handlungen verrichten und diese umgekehrt als

bleibende Schlafwandler. Eine Erinnerung an die, im T.-Handeln vorgenom menen Handlungen, geht nicht auf den wachenden Zustand über, wohl aber se der T.-Handler das in diesem Zustande Vorgenommene in dem nächsten fo während dagegen die Erinnerungen des wachen Lebens auf denselben einfließe Der genannte Zustand erscheint in periodischen, meist von den Mondsphasen al hängigen, Anfällen und zur Zeit tiefern Sinnenschlafs, daher gewöhnlich vor Mi ternacht. Ursächlich verwandt ist derselbe mit dem magnetischen Schlafe (s. thie ischen Magnetismus), mit welchem er ohnehin objektiv große Aehnlich keit zeigt. μ.

Traun, ein Fluß in Oberösterreich, entspringt oberhalb Aussee in Steye mark, fließt durch das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, bildet hier d Hallstädter u. den Traun- oder Gmundener-See, nimmt sodann die Agger, Al und Krems auf und mündet bei Steyereck in die Donau. Von ihm hat das T Viertel in Oberösterreich seinen Namen. Der T.-See ist ungefähr zwei Stund lang, eine Stunde breit und oft tobend, wenn der Viechtauerwind und d Nordwind seine Wellen in Aufruhr bringen. Der Schifffahrt wegen schwell man diesen See durch Oeffnung der Klausen des Grundel- und Ausseersees un der Klausen am Hallstädtersee. — Die Fahrt auf dem T. ins Salzkammergut h einen großen Reiz. Wenn der Reisende die Veranstaltung einer „Schweb", d. eines großen Fischfanges auf dem T. bewirken kann, so wird das Angenehme d Seefahrt noch um Vieles vermehrt, da meistens eine zahlreiche Menge Zuschau in größeren und kleineren Nachen sich einfinden und der allgemeine Jubel l vollen Netzen das Fischerfest um so lebhafter macht. Im März fängt gewöhnli die Schifffahrt an und wird in den nächstfolgenden 4 Monaten am stärksten b trieben. Die Zahl der Schiffe zum Salztransport beläuft sich gegen 300. Z Winterszeit wird der See wenig oder gar nicht befahren, obschon er höch selten ganz zufriert. Auf den umliegenden Anhöhen genießt man an mehren Pun ten die entzückendsten Landschaftsgemälde über den weiten See.

Traun, Otto Ferdinand, Graf von, k. k. österreichischer Feldmarscha der Abkömmling eines altgräflichen Geschlechtes aus Bayern, geboren 167 studirte Anfangs zu Halle, nahm aber dann österreichische Kriegsdienste bei d Ausbruche des spanischen Successionskrieges, worin er sich mehrmals auszeichn und nach und nach immer höher stieg, so daß er 1723 Generalmajor und 17 Gouverneur von Messina wurde. Während des Krieges über die polnische K nigswahl befehligte er die österreichischen Truppen in Sicilien, vermochte ab nicht, gegen den überlegenen Feind das Feld zu behaupten. 1736 wurde er Sta halter von Mailand und vertheidigte im österreichischen Erbfolgekriege (174 der Königin Maria Theresia von Ungarn und Böhmen die italienischen Staat auf's Nachdrücklichste und erfocht den 8. Februar 1743 den großen Sieg l Campo Santo. Bald darauf nach Deutschland versetzt, wirkte er mit zu d Rheinübergange unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen u rückte bis in die Nähe von Straßburg. Da aber der französische Marschall v Noailles mit großer Uebermacht sich ihm nahte, zog er sich ohne Verlust üb den Rhein zurück, befehligte darauf die Oesterreicher in Böhmen gegen Frie rich II. und nach dem Dresdener Frieden am Main gegen die Franzosen. Er hielt 1747 das Gouvernement von Siebenbürgen und starb den 18. Febr. 17 zu Hermannstadt.

Traunstein, auf einer sanften Erhöhung an der Traun liegend, gewerbig Städtchen in Oberbayern und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes und Hau salzamtes. Die merkwürdigsten Gebäude daselbst sind die Kirche St. Oswa auf dem schönen Marktplatze, das Schloß, das Rathhaus, das Schulhaus, d weiße Brauhaus. Zwischen der Stadt und dem Flusse befindet sich die Vorst Au mit den k. Salinen und Salzmagazinen. Die Sole wird von Reichenh (s. d.) hergeleitet und gibt eine jährliche Ausbeute von 160,000 Ctrn. Kurfü Maximilian I. ließ dieses große Werk durch den Baumeister Hans Reifenstuhl

en Jahren 1617 bis 1619 zu Stande bringen. Außerdem hat T. noch drei Bororte, Vorberg, Wiesen und Heiliggeist. Jenseits der Traun liegt das Schaumburger Schlößchen. Die bedeutendste Erwerbsquelle der 2100 E. bilden die Salinen. Viele Menschen werden auch durch den Handel mit Sämereien u. Zwiebeln, die Fabrikation von Leinwand und Holzuhren, die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht, dann durch die Hammerwerke und guten Steinbrüche in der Nähe beschäftiget. — Die Umgegend ist sehr angenehm. In einiger Entfernung von T. liegen das Empfinger Bad, eine Mineralquelle mit alkalischem Gehalte, und das bekannte Heilbad Adelholzen. — Herzog Friedrich, Enkel Kaiser Ludwig's des Bayers, ertheilte der Stadt 1375 besondere Freiheiten, nachdem sie vorher durch eine Feuersbrunst fast gänzlich eingeäschert worden war. mD.

Trauttmannsdorf-Weinsberg, ein uraltes, adeliges, theils fürstliches, theils gräfliches österreichisches Geschlecht, dessen Ursprung sich in dunkeler Sage in die Zeiten der Babenberger, der traungauischen Ottekare und der Kärnthner-Herzoge aus dem Hause Sponheim-Ortenburg verliert, dessen früheste urkundliche Spuren wir aber in Steyermark finden und das sich später in mehre Linien theilte. Wir führen daraus folgende Mitglieder an: 1) Maximilian, Graf von, ein berühmter österreichischer Staatsmann, geboren zu Grätz 1584, trug im Dienste des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark Vieles dazu bei, daß derselbe die Nachfolge in Oesterreich, Ungarn und Böhmen erhielt, so wie er auch in dem darauf folgenden böhmischen Kriege, 1619, das wichtige Bündniß mit Maximilian von Bayern abschloß und päpstliche und spanische Hülfstruppen durch geschickte Unterhandlungen verschaffte. Ebenso führte er später die Unterhandlungen mit Wallenstein und wurde mit Questenberg in's Lager desselben geschickt. Auch schloß er 1635 mit Sachsen und anderen protestantischen Fürsten Deutschlands den Prager Frieden, sowie er die Seele der Unterhandlungen, die dem Abschlusse des westphälischen Friedens vorangingen, war; denn durch Charakterfestigkeit hielt er Servien, den französischen Unterhändler und Oxenstirna in Schranken und erwarb Deutschland nach langem Kriege den Frieden. Er starb zu Wien 1650. — 2) Maria Thaddäus, Graf von, Cardinal u. Fürst-Erzbischof von Olmütz, 1761 zu Grätz geboren, studirte daselbst Philosophie, dann Theologie Anfangs im deutschen Collegium zu Rom, hernach zu Pavia. 1783 wurde er von dem Domkapitel zu Olmütz zum Domherrn gewählt; 1784 erhielt er zu Grätz die Priesterweihe und wurde 1785 Erzpriester, Dechant und Pfarrer zu Holleschau in Mähren, dann auch Olmützer erzbischöfl. Rath u. Consistorial-Beisitzer. 1793 wurde er zum Bischofe von Triest ernannt, erhielt jedoch vor der Besteigung dieses Stuhles das Bisthum von Königgrätz in Böhmen. 1811 ward er zum Fürst-Erzbischof von Olmütz durch Wahl des Domkapitels erkoren; 1816 ernannte ihn Papst Pius VII. zum Cardinalpriester. Er starb 29. Jänner 1819, während eines Aufenthaltes zu Wien. In seinen theologischen Ansichten huldigte T. dem Josephinischen Zeitgeschmacke; namentlich war dieß der Fall in der bekannten Schrift, welche unter dem Titel: De tolerantia ecclesiastica et civili, Pavia 1783, erschien und mehrmals abgedruckt wurde. — 3) T., Ferdinand, Fürst von, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des königlich ungarischen Stephanordens in Brillanten, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Staats- u. Conferenzminister, Obersthofmeister des Kaisers von Oesterreich, Oberst der k. k. Leibgarden 2c., geboren zu Wien den 12. Jänner 1749, genoß eine sehr gute Erziehung, war drei Jahre in der k. k. Ingenieur-Akademie (1763 bis 1765), studirte sodann die Rechtswissenschaft und ging 1769 nach Wetzlar zur Praxis beim Reichskammergerichte. Das folgende Jahr begleitete er als k. Kämmerer die Erzherzogin Marie Antoniette nach Straßburg, machte sohin eine Reise nach Holland, Frankreich und Deutschland, wornach er zum Beisitzer bei den Landrechten und bald darauf zum n. öst. Regierungsrath in Wien ernannt wurde. 1780 zum geheimen Rathe erhoben, widmete er sich sofort der diplomatischen Laufbahn, begleitete verschiedene Gesandtschaften im deutschen Reiche und

wurde endlich 1787 zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden b Erzherzogin Marie Christine und ihrem Gemahle, dem Herzoge Albrecht Sachsen-Teschen und zum Präsidenten des niederländischen Guberniums er wo er sich durch sein würdevolles Betragen so auszeichnete, daß er vom Joseph II. das goldene Vließ in Brillanten erhielt. Nach dem Ausbruch französischen Revolution und wegen der, nun in den Niederlanden veränd Verhältnisse begab er sich nach Wien und von da auf seine Güter in Böl bis er 1793 zum niederländischen Hofkanzler ernannt wurde, welche Wü bis zur Auflösung der niederländischen Hofkanzlei bekleidete. T., nunmeh Ruhestand versetzt, wurde jedoch bald darauf zum Staats- und Conferenzm ernannt, 1805 in den Fürstenstand und 1807 zum Obersthofmeister des K Franz I. erhoben. Beinahe volle 20 Jahre bekleidete der Fürst dieses Hofamt mit all dem Anstand und der strengen Beobachtung des festgesetzte remoniels, wie es der Glanz des österreichischen Hofes erfordert, daher ihm 1816 der königlich ungarische St. Stephanorden in Brillanten verliehen w Er starb den 27. August 1827 zu Wien. Zu Amsterdam gab er 1792 Denkschrift über die, während seiner Verwaltung in den Niederlanden einge nen, Ereignisse unter dem Titel heraus: Fragmens pour servir à l'histoir événemens qui se sont passés aux Pays-bas depuis la fin de 1787 qu'en 1789.

Trauung, s. Copulation und Ehe.

Travemünde, Städtchen im Gebiete der freien Hansestadt Lübeck, 2 M von dieser, an der Mündung der Trave in die Ostsee gelegen, mit 1600 und berühmten Seebädern. Es bestehen hier Einrichtungen für warme T Sturz-, Spritz- u. Dampfbäder, sowie seit 1843 eine Trinkanstalt für Stru Mineralwasser. Die an sich einförmige Gegend ist durch künstliche Anlage deutend verschönert worden, sowie der Verkehr durch Dampfschifffahrts bindungen nach Doberan, Gothenburg, Kopenhagen, Lübeck, Eutin, St. P burg &c. sehr belebt ist.

Traverse oder Querwall, heißt in der Befestigungskunst ein welches von Erde, oder in der Eile nur von Sandsäcken oder anderer M auf die Art und in der Höhe, wie eine Brustwehr, aufgeworfen wird, dam die Soldaten dahinter begeben und wider den Anfall der Feinde länge wehren können. Man macht sie gemeiniglich auf dem bedeckten Wege üb Quere, so, daß zwischen der Brustwehr und den T.n ein Durchgan lassen wird.

Travestie (vom Französischen travestir, aus dem Lateinischen transv umkleiden), eine scherzhafte Darstellung in der bildenden Kunst, hauptsä aber in der Poesie, wenn, im Gegensatze der Parodie (s. d.), der Gege eines ernsthaften Kunstwerkes zwar beibehalten, die Darstellung und Durc ung desselben aber durch die Verwandelung der ernsthaften Form in ein mische dergestalt verändert wird, daß ein komischer, Lachen erregender zum Vorschein kommt. Ernsthaft, wie die Parodie, kann sie aber durchaus seyn, weil sie, einer richtig gemachten Bemerkung zufolge, noch an die Conse des vorliegenden Inhalts gebunden und durch dessen bereits vorhandenen bestimmt wird. Die T. bleibt daher nicht, gleich der Parodie, beim Ae stehen, entkleidet vielmehr den Stoff seiner ursprünglichen Gestalt und wag selbst an das Höchste zur lächerlichen Darstellung, vorausgesetzt, daß de groß oder erhaben dargestellte, Gegenstand eine schwache Seite darbietet, die in der T. auf naive Weise aufgedeckt wird. Das Aesthetische aber liegt wenn durch die sinnlich vollendete Darstellung ein reines Gefühl der Lust erw erhalten wird. Es kann dieß jedoch nicht geschehen, wenn der Gegenstand erst ins Kleine oder Niedrige gezogen wird, um ihn klein oder lächerlich stellen, sondern nur, wenn ein an ihm groß u. erhaben Dargestelltes lediglic Schimmer der Größe und Erhabenheit hat und solches alsdann des Schin

kleidet wird in der T. Daher darf ein Willkürliches nicht hineingetragen
rden, weil alsdann kein reines Gefühl der Lust entsteht. Uebrigens ist die T.
tweder ein rein komischer, freier Erguß des Humors, oder sie verbindet Belustig-
g mit Satyre; der Form nach aber kann sie lyrisch, episch oder dramatisch seyn.
carron's französisch travestirter Virgil behauptet noch immer seinen Rang;
s Italieners Loredano travestirte Ilias läßt viel vermissen; dagegen ist Blum-
er's deutsche T. der Aeneis ebenso reich an Witz, wie an Gemeinheit. Ziemlich
ICklich, nur hin und wieder mit zu grellen Zügen, hat Dr. von Wagemann die
enteurer Telemach's travestirt, Ulm 1834, 2 Bde.

Trebbia (im Alterthume Trebia), ein kleiner Fluß in Italien, der auf
n Apenninen entspringt, durch das Gebiet von Genua fließt und oberhalb
iacenza sich in den Po ergießt. Hier besiegte Hannibal (s. d.) 217 v. Chr.
e römischen Consuln Sempronius u. Scipio. — Ebenso am 16. bis 29. Juni
'99 Sieg der Russen und Oesterreicher unter Suwarow über die Franzosen
ter Macdonald. Um nämlich die beabsichtigte Verbindung Macdonald's
it General Moreau zu verhindern, warf sich Suwarow, Obergeneral der
terreichisch-russischen Armee, zwischen Beide und ging, während Belle-
arde den General-Moreau an der Bormida beobachtete, selbst Macdonald
ntgegen. An der T. stießen die Heere auf einander: Russen und Oesterreicher
inahe 33,000, Franzosen 35,000 Mann stark. Ein dreitägiger Kampf hielt sie
ier fest. Die Hauptschlacht geschah am 19. Juni. Mit hartnäckiger Beharr-
chkeit dauerte das blutige Spiel von 10 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends.
Die wankenden Russen zu neuem Vorrücken zu ermuthigen, ließ sich Suwarow
n Grab bereiten. Eine Bewegung rechts, welche Fürst Bagration aus-
ühren mußte, veranlaßte eine große Lücke im russischen rechten Flügel. Mac-
onald benützte sie augenblicklich. General Chasteler fiel den eingedrungenen
Franzosen im gefährlichsten Augenblicke in die Flanke und entschied hier. Nun
machte, schon spät Abends, der republikanische Oberfeldherr einen letzten wüthenden
Versuch auf den linken Flügel der Oesterreicher, gegen welche er mit seiner gan-
zen Cavalerie, welcher der Klumpen von Fußvolk im vollen Rennen folgte, an-
sprengte und da von hier Fürst Johann Liechtenstein mit Lobkowitz-Dra-
gonern und den Grenadieren der Division Frölich so eben abmarschirt war, so
drang er wirklich einige augenblickliche Vortheile. Doch schnell kehrte Liechten-
stein wieder um, fiel den Angreifenden in Seite und Rücken und warf sie in
wilder Unordnung auf das rechte Ufer der T. zurück. Die Franzosen zogen um
Mitternacht in der Stille ab und gingen über die Stura zurück. Ein aufge-
fangener Brief Macdonald's sagte, daß beinahe alle seine Divisions- u. Brigade-
Generale und bei 30 General-Adjutanten todt oder verwundet waren; daß einige
Halbbrigaden bei 40 Offiziere verloren hatten und daß seine Artillerie unbrauch-
bar geworden sei. Er verlor 4000 Todte und auf dem Rückzuge 12,800 Ge-
fangene, unter diesen die Generale Rusca, Olivier, Cambray und Salm,
mit 500 Stabs- und Oberoffizieren; 8 Generale waren verwundet. Die Ver-
bündeten hatten bei 5300 Todte und Verwundete, darunter 130 Stabs- und
Oberoffiziere. Die Vernichtung dieser, aus alten Truppen bestehenden, Armee
Macdonald's, auf welche Frankreich große Hoffnungen baute, entschied über Ita-
liens Schicksal in diesem Feldzuge.

Trebonius, ein römischer Ritter, setzte als Volkstribun, 64 v. Chr. durch
die, nach ihm benannte, T.-bonia lex durch, daß Pompejus Spanien, Crassus
Syrien und Cäsar Gallien auf 5 Jahre als Provinzen erhielten. Er selbst be-
gleitete Cäsar als Legat nach Gallien, wurde 45 Consul, nahm später an der
Verschwörung gegen Cäsar Theil u. an dem Tage von dessen Ermordung rief er
n Antonius, dessen Wachsamkeit man fürchtete, aus dem Senat u. besprach sich
it demselben, während der Mord geschah. Später ging er als Proconsul nach
Asien, wo er unter Brutus gegen die Triumvirn focht, wurde aber dort von
Dolabelle *hinterlistig ermordet.*

Treffen, 1) ein Kampf zwischen ganzen Heeresabtheilungen, somit bedeutender, als ein bloßes Scharmützel, dagegen minder wichtig und entscheidend, als eine Schlacht (s. d.). — 2) T., die Linie der in Schlachtordnung aufgestellten Armee. In dieser Beziehung sagt man z. B. erstes, zweites u. s. w. T.; Vorder-, Mittel- und Hinter-T.

Treibhäuser, s. Botanische Gärten.

Treilhard oder **Trelliard**, Jean Baptiste, französischer Staatsmann, geboren 1742 zu Brives la Gaillarde, einem Städtchen im Departement Corrèze, von armen Eltern, brachte es durch rastlose Thätigkeit und Unterstützung eines Prokurators dahin, daß er 1761 Parlamentsadvokat zu Paris und Generalinspektor der Krondomänen wurde. Beim Ausbruche der französischen Revolution hielt er sich Anfangs in der Mitte zwischen beiden Parteien und eben diese Mäßigung verschaffte ihm 1790 die Präsidentenwürde. Er ward darauf Mitglied des Comité des Pensions und erklärter Anhänger der neuen Constitution. 1792 wurde er Mitglied des National-Convents und als Commissär nach Belgien geschickt. Nach der Hinrichtung des Königs kam er in den Rath der Fünfhundert. Im J. 1797 sandte ihn das Direktorium als Gesandten nach Lille u. bald nachher nach Rastadt. Im folgenden Jahre wurde er Mitglied des Direktoriums und blieb es bis zum 18. Fructidor. Unter Bonaparte's Consulat war er zuerst Präsident des Appellationsgerichts zu Paris, dann 1802 Staatsrath, wo er an der Schöpfung des napoleonischen Gesetzbuches großen Antheil hatte; er wurde darauf Großbeamter der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone, Reichsgraf und starb den 1. Dezember 1810.

Treizsauerwein, Marx T. von Ehrentreiz, Geheimschreiber Kaisers Maximilian, führte den Weißkunig (s. d.) aus.

Tremulant, in der Musik: die Bebung der Töne, die gelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone und die Nachahmung derselben auf Instrumenten; dann auch ein, jetzt wenig mehr gebräuchlicher Orgelzug, der einen bebenden, zitternden Ton erzeugt.

Trenck, 1) Franz Freiherr von der, k. k. Pandurenoberst, der Schrecken Bayerns im österreichischen Erbfolgekriege, war 1714 in Sicilien geboren. Sein Vater, welcher daselbst k. k. Oberstlieutenant war, ließ ihn bei den Jesuiten in Oedenburg studiren. 1731 trat T. in österreichische Militärdienste, ging aber bald darauf in russische über, wurde jedoch wegen seiner zügellosen Aufführung cassirt und aus dem Lande gejagt. Beim Beginne des österreichischen Erbfolgekrieges, 1740, erlaubte ihm Maria Theresia auf sein Anerbieten, ein Panduren-Regiment zu errichten, womit er in Bayern einbrach und als Parteigänger zwar manche nützliche Dienste leistete, jedoch mit Brennen, Morden und Plündern die furchtbarsten Unmenschlichkeiten beging. Durch Geldgeiz und Raub hatte er sich bereits ein Vermögen von beinahe 2 Millionen erpreßt, jedoch sich durch sein grausames Wüthen allgemein so verhaßt gemacht, daß er 1746 des Commando's enthoben, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberg verurtheilt wurde, wo er auch den 14. Oktober 1749 starb. Uebrigens war T. ein sehr schöner Mann, von großer Gelehrsamkeit: er sprach sieben Sprachen fertig, besaß unglaubliche Stärke und eine ungemeine Abhärtung gegen alle Beschwerden. — Er schrieb auch seine eigene Biographie bis 1747, 2 Theile, Leipzig 1748, unter dem Titel: Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der T., auch Wien 1807. Vgl. die Schrift: „Franz von der T., dargestellt von einem Unparteiischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart“ (3 Bändchen, Stuttg. 1788). — 2) T., Friedrich Freiherr von der, Neffe des Vorigen, durch seine sonderbaren Schicksale allbekannt, war geboren 1726 zu Königsberg und widmete sich daselbst frühzeitig den Studien; bei dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges trat er jedoch in preußische Kriegsdienste u. ward 1744 Adjutant Friedrichs II. Wegen eines Liebeshandels mit einer vornehmen Dame und einer Correspondenz mit seinem Verwandten,

dem kaiserlichen Panduren-Obersten, wurde T. auf die Festung Glatz gefangen gesetzt. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen zur Flucht, die ihm jedesmal engere Haft und Vermehrung des Unwillens des Königs zuzogen, wußte er sich endlich doch fast romanhafter Weise zu befreien u. machte unter tausend Gefahren eine Fußreise von 169 Meilen durch Mähren, Polen u. Preußen nach Königsberg zu seiner Mutter; von da aus wandte er sich an seinen Vetter, um eine Anstellung im österreichischen Heere zu erlangen. Dieser saß jedoch bereits auf dem Spielberge und empfing ihn äußerst übel, doch erlangte T. eine Anstellung als österreichischer Rittmeister. Auf erhaltenen Urlaub machte er eine Reise nach Moskau und begab sich sodann nach Danzig, um mit seinen Geschwistern das Erbe seiner mittlerweile verstorbenen Mutter zu theilen. Hier wurde er jedoch auf Ansuchen Friedrichs II. verhaftet und, trotz seines Ranges als kaiserlicher Offizier, nach Magdeburg in ein eigenes, für ihn zubereitetes Gefängniß gebracht. Seine verschiedenen Befreiungs-Versuche mißglückten und hatten jedesmal härtere Verwahrungsmaßregeln zur Folge. So wurde er z. B., seinen Angaben nach, an Händen, Füßen u. Leib mit eisernen, 68 Pfund schweren, Fesseln angeschmiedet. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges wurde er, wo möglich, noch härter behandelt; alle mit großem Erfindungsgeiste erdachten Befreiungs-Versuche scheiterten und er wurde erst im Dezember 1763 aus dem Gefängnisse entlassen und nach Prag gebracht. Nun begann T. ein wanderndes Leben zu führen; er zog sich jedoch an mehren Orten, namentlich in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim, durch seine allzu freimüthigen und vorlauten Reden und Schriften viele Verdrüßlichkeiten zu und verlor auch dadurch einen großen Theil seines Vermögens. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. erhielt er seine, in Preußen eingezogenen, Güter wieder zurück, wodurch er sich, hätte es sein unruhiger Geist zugelassen, eines sorgenfreien Lebens hätte erfreuen können. Beim Ausbruche der Revolution aber eilte er, von den Ideen einer ungezügelten Freiheit berauscht, unverzüglich nach Paris, wo ihn jedoch Robespierre 1794, als einen angeblichen Geschäftsträger auswärtiger Mächte, verhaften und im Juli desselben Jahres guillotiniren ließ. Er hatte im Drucke hinterlassen: Sämmtliche Gedichte und Schriften, 8 Bde., Leipzig (Wien) 1786. — Seine Lebensgeschichte, 4 Bde., Berlin, Altona und Wien 1786—92. (Ein fünfter, von anderer Feder, erschien 1796 zu Bautzen.). Dieselbe wurde von ihm auch in's Französische übersetzt und erschien zu Paris 1789.

Trencsin (Trenchin, Trentsin, Trentschin), ungarische königliche Freistadt und Hauptort des Trencsiner Comitats, mit 4000 Einwohnern, am linken Ufer der Waag, welche hier eine lange Insel bildet, hat ein altes, auf einem hohen Felsrücken erbautes Schloß, ein Comitathaus, Rathhaus, adeliges Convikt, 1694 von Georg Széchényi gestiftet; die prächtige Kirche, dem heiligen Franz Xaver geweiht, erbaute 1652 der Erzbischof Lippay u. übergab sie, sammt dem Collegium, den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu. Sie hat zwei Thürme und ist eines der schönsten Gebäude in Ungarn. Nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens erhielten die Piaristen diese Kirche, nebst dem königlichen Gymnasium, welches der Graf Illéshàzy mit einer kostbaren Naturaliensammlung beschenkte. Die katholische Pfarrkirche, ein altes Gebäude, steht auf einem Hügel nahe am Schlosse. Sie enthält ein sehenswerthes Monument der gräflichen Illéshàzy'schen Familie und hat einen Thurm mit berühmtem, harmonischem Geläute. Ausserdem befinden sich hier ein Bethaus und eine Schule der Protestanten u. eine Synagoge. — Berühmt sind die T.er warmen Schwefelbäder, die sich in dem, 2 Stunden entfernten, gräflich Illéshàzy'schen Dorfe Teplitz befinden. Es sind 7 warme Bäder, deren Temperatur von $28\frac{1}{2}$ — 32° R. steigt und die von Badegästen aus Polen, Rußland, Schlesien, Mähren und Oberungarn stark besucht werden. Ihr Gebrauch ist von dem menschenfreundlichen u. uneigennützigen Besitzer, welcher die Gebäude in gutem Stande erhält und einen Arzt besoldet, unentgeltlich gestattet. Angenehme Spaziergänge in den Umgebungen gibt es in Menge.

Trepanation nennt man jene chirurgische Operation, bei welcher, mittelst einer kreisförmigen Säge (Trepan oder Trephine genannt), ein kreisrundes Knochenstück aus dem Schädel eines lebenden Menschen ausgesägt wird. Man unternimmt die T., um eingedrückte, oder eingebrochene Knochenstücke, eingedrungene Knochensplitter, oder ausgetretenes Blut aus der Schädelhöhle zu entfernen, welche durch den, auf das Gehirn ausgeübten, Druck Bewußtlosigkeit der Verletzten verursachen. Die T. wird demnach in der Regel nur unter ganz mißlichen Verhältnissen ausgeübt und dieß ist wohl Ursache, daß sie so häufig ungünstigen Erfolg hat, — vielmehr, sie kann häufig den tödtlichen Ausgang nicht abwenden. Dieß hat vielfältig Veranlassung gegeben, die T., welche schon in den ältesten Zeiten bekannt war und namentlich von Celsus besprochen wird, als eine unzulässige Operation zu bezeichnen, oder doch ihre Anwendung auf die Fälle von äußerlich sichtbarem Knocheneindruck zu beschränken. E. Buchner.

Treppe ist derjenige Theil eines Gebäudes, welcher die bequeme und sichere Communication zwischen den verschiedenen Stockwerken dieses Gebäudes zum Zwecke hat, weßhalb auch jede T. soviel als möglich Licht erhalten muß, ihre Steigung niemals zu stark u. ihre Stufen nie zu schmal seyn dürfen. Es gibt verschiedene Arten von T.n: Haupt-T.n, gewöhnliche T.n, Wendel-T.n, Frei-T.n u. a. m. Eine Haupt-T. wird gewöhnlich so angelegt, daß sie beim Eintritte in das Gebäude in's Auge fällt und hinlänglich Licht hat. Sie kann etwa 5 Fuß breit, die Stufen ungefähr 6—8 Zoll hoch und 12—15 Zoll breit seyn. Eine T. z. B. von 26 Stufen, die von unten bis oben in Einem fortginge, würde ermüden und überdem zu vielen Raum in der Länge einnehmen, oder zu steil werden; daher sind gebrochene T.n besser, d. h. solche, die etwa nach 12—15 Stufen einen Ruheplatz haben. Große T.n bekommen auch mehre Ruheplätze; Wendel-T.n nehmen wenig Raum ein u. sind daher zu geheimen Neben-T.n sehr brauchbar. Zu Haupt-T.n nimmt man sie nicht gerne, wenn man es vermeiden kann. Indeß können sie bequem genug seyn, wenn die Stufen nur hinlängliche Breite haben. Frei-T.n vor der Hausthüre müssen von Stein und wenigstens 6 Fuß breit sey; die Stufen werden nur etwa 6 Zoll hoch, aber 14—18 Zoll breit gemacht.

Treschow (Niels), ein, durch Verbreitung der kritischen Philosophie in Dänemark und Norwegen höchst verdienter Gelehrter, geboren zu Drammen im südlichen Norwegen, ward 1771 Conrektor an der Schule zu Drontheim, 1780 Rektor in Helsingör, 1789 Rektor der Kathedralschule zu Christiania und Mitglied einer Commission zur Verbesserung des Schulwesens in Dänemark, 1803 Professor der Philosophie in Kopenhagen. Er trug viel zur Gründung der Friedrichs-Universität bei, wurde daher zum wirklichen Etatsrathe ernannt u. ging 1813 als Professor der Philosophie nach Christiania. Als Deputirter dieser Stadt rieth er 1814 auf dem ausserordentlichen Storthing zur Vereinigung mit Schweden. Nachdem diese erfolgt, ward er zum Staatsrathe und Chef des Departements für das Kirchen- u. Schulwesen ernannt, nahm 1826 seine Entlassung u. starb 1833 auf seinem Landsitze bei Christiania. Er schrieb unter anderen: „Moral für Volk u. Staat;“ „Prinzipien der Grundgesetzgebung;“ „Geist des Christenthums.“

Trespe (bromus), eine Grasart, die theils als Futterpflanze, theils als Unkraut vorkommt. Als erstere wird die weiche, Quecken- und Riesen-T. angebaut; unter die Unkräuter dagegen gehört die Roggen-T. (Sommerlolch, Taumellolch, Tollkorn, Schwindelhafer), ein, besonders unter dem Roggen, der Gerste und dem Hafer häufig vorkommendes und wegen der, sich dem Brode, Bier ꝛc. mittheilenden, narkotisch-giftigen Eigenschaften des Samens gefährliches Unkraut. Sie wird indessen von gewissenlosen Bierbrauern auch absichtlich unter die Gerste gemengt, um dem Bier dadurch eine berauschende Kraft zu geben.

Tressan (Louis Elisabeth de la Vergne, Graf von), ein beliebter französischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, 1705 zu Mons geboren, kam schon in früher Jugend nach Paris und, durch seine Abstammung aus einem

en Hause, sowie durch seine Lernbegierde und seine Neigung zu den Wissen-aften, in die Gesellschaft der angesehensten Männer der damaligen Zeit. Seine :be zur Poesie und besonders zum Romane wurde durch eine Reise nach Ita-n, auf welcher er in der vatikanischen Bibliothek eine handschriftliche Samm-ng der alten französischen Ritterromane entdeckte, noch mehr genährt. Nach sei-r Heimkehr mußte er aber, als Sprößling einer bedeutenden Familie, dem Hofe he bleiben und Militärdienste nehmen. Er machte 1741 den Feldzug nach ndern mit und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch seine Umsicht u. rch seinen Muth aus. Später ging er an den Hof des Königs Stanislaus Luneville, weil er seiner Beförderung am französischen Hofe durch einige beißende igramme selbst hinderlich geworden war. Als er aber auch hier seiner frei-nigen Ansichten wegen, angefeindet wurde, kam er nach Paris zurück u. ward 81 als Mitglied in die französische Akademie aufgenommen. Er beschäftigte) nun mit der Bearbeitung alter Ritterromane und weckte dadurch wieder die :be zu diesen längst verschollenen Dichtwerken. Auch versuchte er eine Ueber-zung des „Rasenden Roland" von Ariosto, die aber zu schlecht und flüchtig fertigt wurde, als daß sie jetzt noch Berücksichtigung verdiente. Ausser den szügen aus den Ritterromanen vollendete er ein physikalisches Werk („Essai r le fluide électrique considéré comme agent universel," Paris 1786, 2 Bde.), elches bei seinem Erscheinen (nach des Verfassers Tode) großes Aufsehen er-gte. T. starb 1783. „Oeuvres choisies," Paris 1787 — 1791, 12 Bde.; endaselbst 1823, 10 Bde.

Treffen, sind bandartige Gewebe verschiedener Gattung und Breite, welche s ächtem, plattirtem oder unächtem Gold- oder Silbergespinnst, dergleichen Draht er Lahn verfertigt sind. Wenn nur eine Seite das Muster zeigt und mit Gold er Silber bedeckt ist, nennt man sie Band-T., Halb-T. oder Ligatur-T.; nd aber beide Seiten egal mit Metallfäden gedeckt und gemustert, so heißen sie Doppel-T. und beide Gattungen werden auch Borten genannt. Sind sie tlasartig von Gespinnst gewebt, so nennt man sie Atlas-T. und, wenn die Doppeltreffen anstatt des Gespinnstes mit feinem Draht durchwebt sind, Draht-T. Lahn-T. oder Plasch-T. sind solche, in denen das Muster von Lahn gebildet t und man nennt sie gebogte oder doppelgebogte, je nachdem die eine Kante oder beide mit Bogen versehen sind. Durchbrochene Lahn-T. heißen Sommer-T.; mit gegittertem Grunde Gaze-T.; wenn die Kette mit der soge-nannten Korallenbindung verschränkt ist, Korallen-T. Die breiten T. mit klei-neren oder größeren Bogen an den Kanten werden auch Garnitur-T. genannt. Eine Art leichter, durchsichtiger T., deren Kette aus Gespinnst oder Lahn, der Einschlag aus Gespinnst besteht, heißen Galonen oder Gitterborten. Die Gold- und Silberspitzen werden ebenfalls zu den T. gerechnet. Man un-terscheidet ächte, halbächte oder plattirte und unächte oder leo-nische T., je nachdem das Gespinnst, der Draht oder der Lahn ächt, plattirt er unächt ist; doch rechnet man gewöhnlich die plattirten mit zu den ächten nd unterscheidet dann nur ächte und leonische oder unächte T.

Trester oder Treber nennt man die untauglichen Hülsen von ausgepreßten er ausgekochten Beeren rc.; in engerer Bedeutung die von den Weintrauben rigbleibenden, ausgepreßten Hülsen und Kämme. Man gießt bisweilen Wasser f die T.n, welches Lauer oder den (freilich schlechten) T.-wein liefert. Auch winnt man daraus durch Destillation einen schlechten Branntwein.

Tretmühle, ein neues, in England erfundenes Strafmittel, welches hier und den nordamerikanischen Freistaaten, auch an einigen Orten Deutschlands ein-führt wurde. Eine solche Mühle besteht aus einem oder mehren Treträdern b.), welche durch die Sträflinge, die, nebeneinander in eine Reihe gestellt, gsam deren Tritte besteigen, in Umlauf gesetzt werden und so mittelst der tirne und des Kammrades die ganze Maschine in Bewegung setzen. Die Sträflinge halten sich fest an einer Lehne und bleiben dadurch immer in einer

vertikalen Stellung. In England braucht man das Mühlentreten zum Mahlen des Kornes u. zum Wasserziehen. In dem Strafhause zu Newyork sind die Räder so breit, daß 16 Personen auf einmal arbeiten können. Da diese Arbeit sehr anstrengend und ermüdend ist, so wechseln die Treter alle acht Minuten ab. Der Gewinn dieser Arbeit übertrifft den jeder andern, welche man bisher Sträflingen aufzulegen pflegte, um 20 Prozent. Ueber die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser Strafarbeit sind die Aerzte getheilter Meinung. Verbesserungen in Hinsicht auf die Gesundheit hat bei derselben William Hase in England eingeführt. Ein französischer Mathematiker, Coulomb, soll der ursprüngliche Erfinder der T. (stepping-mill) gewesen seyn.

Tretrad, wird ein großes Rad genannt, welches Menschen und Thiere, durch Treten auf den Umfang desselben, in Umdrehung setzen, damit es von da aus Mühlen und andere Maschinen betreiben könne. Die Peripherie dieser Treträder ist ein, mehr oder weniger breiter, durch vier oder mehr Arme mit einer Welle verbundener Kranz, den die Menschen oder Thiere entweder von Außen, oder von Innen treten. Wenn letzteres der Fall ist, so bekommt das T. den Namen Laufrad, während man jenem Rade den Namen T. läßt. Das Laufrad dreht sich, unter gleichen übrigen Umständen, schneller um, als das T.

Treuga, s. Gottesfriede.

Treviranus, 1) Gottfried Reinhold, berühmter Naturforscher, geboren den 4. Febr. 1776 zu Bremen, Sohn eines Kaufmanns, ältestes von 11 Geschwistern, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt seit 1782 und kam 1792 auf die Universität Göttingen, um daselbst Mathematik und Medizin zu studiren; 1796 wurde er zum Dr. med. promovirt und ließ sich nun in Bremen als praktischer Arzt nieder. 1797 wurde T. zum Professor der Mathematik und Medizin am Gymnasium illustre seiner Vaterstadt ernannt und hatte als solcher zugleich, abwechselnd mit den anderen beiden Professoren der Medizin, den ärztlichen Dienst am Stadtkrankenhause zu versehen. Er wurde vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied und starb den 16. Febr. 1837. — T. hat durch seine schriftstellerischen Arbeiten Ausgezeichnetes geleistet, namentlich im Gebiete der Physiologie; ja, er hat durch sein berühmtes Hauptwerk: „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur", 6 Bde., Göttingen 1802—1822, wesentlich beigetragen, die Physiologie auf den Weg der ächten Erfahrung wieder zurückzuführen. — Außerdem schrieb er: „Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens", 2 Bde., Bremen 1830—1833. — „Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens", 4 Hefte, Bremen 1835—1838 ꝛc. — Vgl. „Biographische Skizzen bremischer Aerzte" ꝛc.. Bremen 1844. — 2) T., Ludolf Christian, Bruder des Vorigen, ordentlicher Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens an der Universität Bonn, geb. zu Bremen den 18. Sept. 1779, studirte zu Jena und wurde daselbst 1801 zum Dr. med. promovirt. 1807 wurde er Professor der Medizin am Gymnasium illustre in Bremen, 1812 kam er als Professor der Naturgeschichte und Botanik an die Universität zu Rostock, 1816 als Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens an die Universität zu Breslau und 1831 in gleicher Eigenschaft nach Bonn. — T. hat mehre werthvolle Schriften veröffentlicht: „Vom inwendigen Bau der Gewächse" ꝛc., Göttingen 1806. „Beiträge zur Pflanzenphysiologie", Göttingen 1811. „Physiologie der Gewächse", 3 Bde., Bonn 1835—1838. Mit seinem Bruder gab er heraus: „Vermischte Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts", 4 Bde., Göttingen 1816—1821.

E. Buchner.

Trevirer, ein mächtiger deutscher Volksstamm in Gallien, an der Mosel, dem Rheine und der Maas, welcher besonders durch seine gute Reiterei sich auszeichnete. Cäsar hatte viel mit ihnen zu schaffen, wie er im 5. Buche De bello gallico erzählt und selbst unter Augustus empörten sie sich wieder, wurden aber bald wieder gedemüthigt und ihr Gebiet ward durch eingewanderte Ubier, Sigambrer und Sueven vom Rheine her sehr beschränkt. Noch einmal schlossen sie

später dem Claudius Civilis (s. d.) an, worauf sie auch die letzten
ue von Freiheit verloren. Ihr Hauptort war Treviris (Colonia Augusta
virorum, das heutige Trier); außerdem werden später auf ihrem Gebiete er=
hnt: Palatium (Pfalz), Confluentia (Koblenz), Antunnacum (Andernach) und
riomagus (Nimwegen).

Treviso, (das alte Travisium), Hauptstadt einer Delegation im lombar=
h-venetianischen Königreich, an dem schiffbaren Fluß Sille, der hier die Rotte=
i und Piavesella aufnimmt, auf der Straße von Venedig nach Tirol, von
r, unregelmäßiger Bauart, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lyceum, ein Gym=
um, mehre andere Lehranstalten, alljährlich im Oktober eine bedeutende Messe
16,000 Einwohner. Auch die Paduaner Universität ward hier nach ihrem
m Erlöschen hergestellt und erst später wieder nach Padua übersetzt. So wenig
sgezeichnetes im Ganzen die Stadt hat, um so angenehmer ist ihre Umgebung
ch die große Fruchtbarkeit des Bodens und durch das milde Klima, das jene
h mehr befördert. T. ist auch die Geburtsstadt des Gothenkönigs Totila
d.). — Die Stadt, welche schon unter den Römern entstand, ward unter den
ngobarden zum Hauptorte einer der beiden Markgrafschaften gewählt, die sie
den Gränzen ihres Reiches hier in Venetien und im Picenischen errichtet
tten. Die Mark T. wurde auch unter den Franzosen nicht nur beibehalten,
ndern sogar Anfangs beträchtlich erweitert; aber in kurzer Zeit erhoben sich
hre Familien zu großem Ansehen in diesem Gebiete und ihre Reichthümer er=
rben ihnen weitläufige Besitzungen, womit sie sich von der Mark trennten und
bst die kaiserlichen Statthalter, besonders die Ezzelino's, eigneten sich die
tadt mit ihrer Umgebung als erbliche Besitzung zu. Die ebenso mächtigen
aminesi folgten auf den Sturz des Romanischen Hauses; allein ihre harte
egierung bewog die Trevisaner, sich dem Herzoge Friedrich von Oesterreich
unterwerfen. Doch auch diese Unterwerfung dauerte nur kurze Zeit, bis end=
ch im Frieden von Venedig (1338) die Herrschaft über T. und dessen Gebiet
n Venedig kam, von wo an jenes alle Schicksale dieser Republik theilte.

Triangel. 1) So viel als Dreieck (s. d.). 2) T. in der Musik: ein drei=
ckiges Schallinstrument von Stahl, das mit einem eisernen Stäbchen geschlagen
ird. Es gehörte früher ausschließlich zur Militärmusik, wird jetzt aber auch im
rchester gebraucht und ist zuweilen mit beweglichen Ringen versehen.

Triangularzahl, Trigonalzahl, heißt diejenige Polygonalzahl aus der
umme von zwei oder mehr Gliedern einer arithmetischen Progression, deren
nterschied 1 ist. Es sei z. B. die arithmetische Reihe

1, 2, 3, 4, 5 u. s. w. gegeben, so sind
1, 3, 6, 10, 15 u. s. w. die T.en.

Triangulirmethode, auch Dreiecks=, Triangel= oder Sektionsver=
essung genannt, ist die wichtigste und gebräuchlichste aller größeren Vermessungs=
ten und besteht ihrem Wesen nach darin, daß man stets von einem Dreiecke zu
nem folgenden, sich an das erstere anschließenden, Dreiecke übergeht und damit
lange fortfährt, bis man die ganze Figur aufgenommen hat, wobei immer
e nach und nach bekannt gewordenen Seiten der früheren Dreiecke als neue
tandlinien, auf welche die folgenden Messungen basirt werden, anzuneh=
m sind.

Trianon, (Groß= und Klein=) zwei Lustschlösser im Bezirke und Park
n Versailles (s. d.), ersteres von Ludwig XIV., letzteres von Ludwig XV.
baut. Die Hauptfronte des Schlosses von Groß=T. bildet eine Säulenhalle
itscher Ordnung, von buntem, campanischen Marmor und zu beiden Seiten
ingen zwei Pavillons mit Pilastern der nämlichen Ordnung hervor. Das
nze ist zwar nur ein Stockwerk hoch, zeigt aber dennoch den pomphaften Cha=
kter aller Bauten jener Zeit. Die Gartenanlagen, ursprünglich von Lenotre, wurden
76 durch Leroy verändert und verrathen seitdem einen weniger steifen Geschmack,
s die zu Versailles. *Die Statuen des Gartens*, die nur mittelmäßigen Werth

haben, dienen den jetzt sehr verfallenen Wasserkünsten zur Staffage. In den Sälen des Schlosses befinden sich einige gute Gemälde von älteren französischen Meistern. Auch unter Ludwig XV. diente das Schloß zu Lustpartien des Hofes, ebenso unter Ludwig XVI. Seit der Revolution gerieth das Ganze in Verfall, bis es Napoleon in den ersten Jahren seiner Regierung herstellen ließ und zugleich im Schlosse eine gewählte Bibliothek aufstellte. Zuweilen verbrachte er dort einige Tage in Zurückgezogenheit. Unter der Restauration wurde das Schloß häufig von dem jüngern Hofe besucht. — Das Hauptgebäude von Klein-T. bildet einen, zwei Stockwerke hohen, Pavillon mit korinthischen Säulen und Pilastern. Hier feierte Ludwig XV. seine scheußlichen Orgien und dieser, dadurch so verrufene, Ort wurde nachher der Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, welche die Gartenanlagen im englischen Geschmack verändern ließ. Nachdem das Ganze während der Revolution verfallen, stellte es Napoleon erst für seine Schwester, die Prinzessin Borghese, dann für die Kaiserin Marie Louise her. Letztere hatte hier 1814, nach der Abdankung des Kaisers, die erste Zusammenkunft mit ihrem Vater Franz I. Unter der Restauration hielt sich zu Klein-T. häufig die Herzogin von Berri auf. Beide, in ihrer Einrichtung kostbare, aber veraltete Orte wurden von dem Hofe der Julidynastie sehr wenig besucht.

Tribonianus oder Tribunianus, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Side in Pamphilien, erwarb sich durch seine Gelehrsamkeit die Gunst des Kaisers Justinian und schwang sich zu den höchsten Staatsämtern. Er war Magister officiorum, Quaestor sacri palatii und Consul, wegen einer Volksinsurrektion entsetzt, bald aber wieder eingesetzt. Sein sittlicher Charakter hatte viele Flecken; er war geizig und irreligiös. Unsterblichen Ruhm aber erwarben ihm seine Verdienste als vornehmster Bearbeiter der Gesetzbücher Justinians (s. d.). Dieser Kaiser übertrug ihm nämlich die Verbesserung des Rechtswesens und die Verfertigung der verschiedenen Sammlungen der Gesetze, die den größten Theil des Justinianischen Gesetzbuches ausmachen. Daß er kein Christ gewesen, ist schon deßwegen unwahrscheinlich, weil Justinian durch Gesetze und Strafen allen Ueberrest des Heidenthums mit unwiderstehlichem Nachdrucke zerstörte. Siehe Hesych, de viris doctrina clar. h. voc.; Suidas, h. v. Ed. Gibbon, historische Uebersicht des römischen Rechts, übersetzt mit Anmerkungen von Hugo, Göttingen 1789, 8.

Tribrachys, s. Rhytmus.

Tribunal, hieß ehemals in Rom die öffentliche Gerichtsstelle, ein großer erhabener Platz in Form eines Halbkreises, mit Säulen umgeben, wo der Prätor in bürgerlichen Angelegenheiten und Prozessen Recht sprach; daher in der neuern Sprache jeder hohe Gerichtshof, wohin von dem Unterrichter appellirt werden kann.

Tribunat hieß 1) bei den alten Römerm das Amt eines Tribunus (s. d.) oder das Collegium der Tribunen. 2) Nach der ersten französischen Revolution führte diesen Namen eines der wichtigsten Collegien, welches aus 48 Mitgliedern (Tribunen) bestand, welche die vorgeschlagenen Gesetze prüfen und ihre Gründe für oder dagegen den gesetzgebenden Corps vorlegen sollten. Allein schon 1807 wurde es wieder aufgelöst und die Mitglieder dem gesetzgebenden Corps wieder einverleibt.

Tribunus war im alten Rom ursprünglich der Titel der Vorsteher der Tribus (s. d.), von denen jede einen hatte; später wurde aber der Name auch auf andere Aemter übertragen und so entstanden die Tribuni aerarii, welche die Steuerbeträge von den städtischen Quästoren empfingen und diese wieder an die Provinzial-Quästoren abgaben, anfänglich auch den Soldaten ihren Sold auszahlten, bis diese Verrichtung auch den Quästoren übertragen ward; der T. celerum, der Befehlshaber der berittenen königlichen Leibgarde, woraus in der Republik der magister equitum entstand; die tribuni militum, von denen Anfangs jede Legion drei hatte, die aber später bis auf sechs vermehrt wurden und die Soldaten zu

nern, die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten, die Militärgerichtspflege zu
rgen, den Proviant auszutheilen, die Wachen anzuordnen, die Kranken zu be-
en hatten rc.; tribuni militum consulari potestate, welche im Jahre der Stadt
statt der Consuln (s. d.) gewählt, als die Patrizier die Plebejer nicht zu
verlangten Consulwürde gelangen lassen wollten, aber endlich, als diese den-
dazu gelangten, wieder abgeschafft wurden u. m. a. Am wichtigsten wurden
tribuni plebis (Volkstribunen), deren Würde nach dem Auszuge der Plebejer
den mons sacer (492 v. Chr.) entstand, als die Patrizier den Plebejern end-
eine Vertretung im Senate gestatteten und deren Anfangs 5, später 10 waren.
durften nicht Patrizier seyn und wurden Anfangs in den Centuriatscomitien,
ter in den Tribuscomitien, in denen sie auch den Vorsitz hatten, erwählt.
brigens waren sie unverletzlich, galten aber nicht als Magistratspersonen, durf-
daher auch bei Gericht nicht auf dem Tribunal sitzen, mußten bei den Sitz-
gen des Senats an der Thür stehen und ihre ganze Gewalt bestand nur in
Verweigerung der Anerkennung eines Senatsbeschlusses, der auch durch ihr
to völlig ungültig ward. Doch erstreckte sich diese Gewalt auch nicht über
e Meile im Umkreise der Stadt; sie durften dieselbe während des Jahres ihrer
führung gar nicht verlassen und ihr Haus mußte beständig offen seyn, da-
t Jeder ihre Hülfe suchen konnte. In späteren Zeiten durften sie jedoch selbst
zusammenberufen und das Volk haranguiren, wobei sie Niemand unter-
chen durfte, während sie selbst sogar den Consuln das Reden wehren konnten;
erhielten sie nach und nach das Recht, das Interesse des Volkes öffentlich
; doch mißbrauchten sie diese Befugnisse öfter und erst die Gracchen
es wieder, nur allzurasch, den alten Stand der Dinge wieder herzu-
len. Sulla hob das ganze Institut der Volkstribunen auf; doch stellte Cäsar
re Macht höher, als je, nahm ihnen aber zuletzt alle Gewalt wieder und unter
n Kaisern war ihr Amt ein bloßer Schein, bis endlich Konstantin der Große
gänzlich aufhob.

Tribus hießen die drei Volksklassen (daher der Name), in welche **Romu-
us** (s. d.) die Einwohner der Stadt Rom und des römischen Gebietes theilte
deren jede wieder in 10 Curien zerfiel. Diese drei T. hießen: **Ramnensis**,
aus lauter geborenen Römern bestand; **Tatiensis**, aus Sabinern und **T. Lu-
rum**, die alle übrigen Fremdlinge begriff. **Servius Tullius** veränderte
se Eintheilung und machte 30 T.: 4 von der Stadt und 26 für das römische
iet, daher **T. urbanae et rusticae**. Die letzteren erhielten in der Folge einen
ssen Vorrang vor den ersteren. Zu jenen 30 T. kamen hernach noch 5 und
ere von unbeständiger Dauer. Die vier alten **T. urbanae** hießen: Suburana
Esquilina, Palatina, Collina; die **T. rusticae**: Romilia, Lemonia,
pina, Galeria, Pollia, Voltinia, Claudia, Aemilia Cornelia, Fabia, Horatia,
enenia, Papiria, Sergia, Veturia, Crustumina. Dazu kamen noch die etruri-
en T.: Vejentina, Stellatina, Tromentina, Sabatina, Arniensis, Pomptina,
blilia s. Popilia, Mäcia, Scaptia, Ufentina, Falerina und die sabinischen:
nsis, Terentina, Velina, Quirina. Servius Tullius theilte auch, zu einer
ligen Bestimmung der öffentlichen Leistungen, die römischen Bürger nach Ver-
tniß ihres Vermögens in 6 Klassen und diese wieder zusammen in 193 Centu-
n. Zugleich machte er die Verordnung, daß die Schätzung (**census**) des Vol-
alle 5 Jahre wiederholt werden sollte. In der Folgezeit hat sich die Zahl
T. in diesem Sinne oft wieder geändert, wozu der Länderbesitz Veranlassung
b. Um das Jahr 514 hatte sich ihre Zahl bis auf 35 gestellt, wobei es auch
blieben ist. Ihre Namen richteten sich jetzt theils nach Lokalitäten, theils nach
ühmten Familien. So gab es eine **T. Aemilia**, so genannt von der ämilischen
milie; **Aniensis**; vom Anio genannt (seit 298); **Arniensis**, später **Narniensis**,
Hetrurien, vom Arnoflusse genannt (seit 383); andere erhielten ihre Namen
n einem Kaiser und verloren ihren ursprünglichen: so die Julia, Ulpia rc. Je-
r einer T. Angehörige, hieß **tribulus** und durfte schon nach einem Gesetze des

Servius Tullius nicht willkürlich aus einer in die andere ziehen. Keiner konnte in zwei T. zugleich seyn, aber wohl den Namen von zweien tragen, wenn er z. B. von dem Bürger einer andern T. adoptirt, oder in eine höhere versetzt wurde und den Namen der vorigen noch beibehielt. Doppelte Stimme in den T.-Comitien hatte er nicht. Von den ländlichen T. galten die einen für vornehmer, als die anderen und es war ein besonderer Schimpf, den ein Bürger erfuhr, wenn er wegen eines begangenen Verbrechens von den Censoren in eine niedrigere T. versetzt wurde. Von den organischen Volkseintheilungen scheinen die T. sich bis nach Augustus erhalten zu haben.

Tribut hieß ursprünglich im alten Rom eine Geldabgabe, welche nach den Tribus (s. d.) von Jedem, nach Verhältniß seines Vermögens, an den Staat entrichtet werden mußte u. theils nach den Köpfen, theils nach dem Vermögen, theils auch in außerordentlichen u. dringenden Fällen auferlegt wurde. Sodann versteht man darunter überhaupt eine Abgabe u. endlich figürlich das, was Einer von dem Andern als Schuldigkeit fordert, z. B. den T. der Ehre, der Bewunderung 2c.

Tridentinisches Concil, s. Trient, Kirchenversammlung von.

Trieb ist die allgemeine innere Bedingung des Strebens, vermöge welcher das Gemüth durch Lust und Unlust zu gewissen Arten des Handels angereizt wird: eine natürliche Richtung auf das, was einem lebenden Wesen als begehrenswerthes Gut erscheint. Man unterscheidet einen blinden T., hervorgehend aus der sinnlichen Natur, der, wenn er dauernd ist, Neigung heißt und, wenn er das Bewußtseyn gewaltig und ausschließend beherrscht, Leidenschaft genannt wird; dann einen vernünftigen T., hervorgehend aus der geistigen Natur, der zum Gebote wird und den Menschen zur Pflichterfüllung bewegt. Ist er dauernd, so wird er Gesinnung und, erfüllt er das Bewußtseyn stark und ausschließlich, so wird er Begeisterung. Beide Antriebe des menschlichen Willens sind an sich nicht widerstrebend und der sinnliche (blinde) T. an sich nicht verwerflich, sondern sie können und sollen harmonisch neben einander stehen, z. B. Geschlechts-T. (Ehe), T. nach Eigenthum (Fleiß u. Sparsamkeit), T. nach Ehre (Ehrliebe). Andere nehmen einen dreifachen T. an: Genuß-T., Thätigkeits-T. u. Tugend-T., oder: niederer, höherer u. sittlicher T. (de Wette). — T.-Federn sind alle Vorstellungen, die auf das Begehrungsvermögen wirken u. eine Neigung oder Abneigung hervorrufen, oder der Grund, weßhalb der Wille wirklich eine Handlung beschließt.

Trient (ital. Trento), Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises im südlichen Tirol, in einem großen, von Hügeln und Gebirgen umgebenen Thale, am linken Ufer der schiffbaren Etsch, über welche hier eine 146 Fuß lange Holzbrücke führt, ist Sitz eines Fürstbischofs und Domkapitels, des Kreisamtes, eines Collegialgerichts in Civil-, Criminal- und Wechsel-Sachen und einer Central-Gefällen-Verwaltung für ganz Südtirol. Die Bauart der Stadt ist ganz italienisch, mit breiten, größtentheils geraden Straßen, vortrefflich gepflastert, mit an beiden Seiten breiten Trottoirs, jede in ihrer Mitte von, in großen Marmorblöcken gehauenen, Kanälen durchschnitten, die mit ihrem beständig durchfließenden Wasser Vieles zur Reinlichkeit und Gesundheit beitragen, wodurch sich diese Stadt besonders auszeichnet. Unter den Kirchen der Stadt sind bemerkenswerth: die Kathedrale, ein großes, merkwürdiges Gebäude, größtentheils im neugriechischen Style; sie erhebt sich zwischen zwei großen gepflasterten Plätzen, wovon der größere, Piazza grande, mit einem großen, prächtigen, rothmarmornen Brunnen, dessen oberste kolossale Statue den Neptun mit dem Dreizack, dem Symbole des Namens der Stadt, vorstellt, in seiner Mitte pranget. Santa Maria Maggiore, berühmt wegen ihres herrlichen Baues aus rosenrothen Marmorplatten und vorzüglich wegen des weltbekannten, 1545—63 darin abgehaltenen, tridentinischen Conciliums (s. d.); Kirche von St. Peter u. Paul; die von Pedicastello; die des Seminariums, einst der Jesuiten, durch Marmorpracht; die von St. Martin, ihres Altars wegen sehenswerth; die von Suffragio und die der Annunziata, *vorzüglich sehenswerth* wegen ihrer mächtigen, rosenrothmarmornen Kirchensäulen,

he, jede aus einem einzigen Stücke, das erhabene Gewölbe der Kirche tragen. ner bestehen in T. drei Armenklöster: der Franciscaner, der Kapuziner und der mm de la charité. Weitere ausgezeichnete Gebäude sind: die ehemalige fürst-höfliche Residenz, ein majestätisches Gebäude von Falconeto, an dessen in-en Wänden, obschon es in den Kriegsjahren von Militär aller Nationen halt genommen worden ist, noch gegenwärtig viele Gemälde und Plafonds in Fresco den vorzüglichsten italienischen Meistern des 16. Jahrhunderts, z. B. Giu-Romano, Romanini, Brusasorci, Paolo Veronese, den Brüdern evigiani, von Dosso u. s. w. sichtbar sind; dann die Paläste Galasso Tabarelli, letzterer nach dem Plane des berühmten Architekten Bramante Urbino; das Theater; dann der neue Friedhof im toskanischen Style, mit un-heueren kannelirten, weißen Marmorsäulen, jede nur aus einem einzigen Blocke hauen; das Rathhaus und das, wegen seiner Bauart und Größe imposante, hell nächst dem Thore Aquila. T. zählt mehre wohlthätige Institute: ein ebär- und Findelhaus; ein männliches und ein weibliches Waisenhaus, ein rmen-Unterhalts- und Arbeitshaus, ein Hospital für beide Geschlechter u. eine lgemeine Wohlthätigkeits-Anstalt mit einem Vermögen von einer Million Gul-n. Lehr- und Erziehungs-Anstalten sind daselbst: das fürstbischöfliche Seminar r die ganze Diözese, wobei das vollständige theologische Studium; ferner eine ännliche und eine weibliche Elementarhauptschule; eine Zeichnungsschule; eine hungel der Pädagogik; ein Gymnasium; die philosophische Lehranstalt mit Biblio-hek und eine Hebammenschule. — T.s berühmte Männer sind: Sextus Rufus s Geschichtsschreiber; Acontius als Philosoph; Rovereti und Borsieri der Medizin; Alessandrini und Barbaçovi in der Gesetz- und Rechts-elehrsamkeit; Schlop in der Astronomie; Bernhard Clessius und Christoph Madruzzi in der höhern Diplomatik; Karl Graf Firmian in der Politik und Staatsverwaltung; Alexander Victoria in der Bildhauerkunst; Pichler n der Steingravirung und Pozzo in der Perspektiv- und Malerkunst. — Die Einwohner, deren Anzahl in der Stadt und ihrem Weichbilde 20,000 beträgt, beziehen ihre Einkünfte hauptsächlich aus Seide- und Weinerzeugung, welche beide vortrefflich und in Fülle auf den nächsten Hügeln und in der Ebene um die Stadt gedeihen. Beträchtlich ist auch die Erzeugung von Branntwein. Im Bedarf von Getreide und Fleisch ist T. passiv, da es ersteres größtentheils aus Italien, letzteres aus Nordtyrol beziehet. Die fernere Industrie besteht vorzüglich in der Seidenspinnerei, in der Fabrikation von Salami, im Transitohandel und der Raffinirung des Zuckers. Es befinden sich übrigens hier Marmorbrüche u. am rechten Etschufer ist ein Gypsbruch, aus welchem jährlich bis 100 Schiff-ladungen Gyps nach Italien verschickt werden. — Die Volkssprache in T. ist die italienische und italienisch ist die Lebensweise der Einwohner; ihr Charakter lebhaft, arbeitsam, lebenslustig und wenig sorgsam für die Zukunft. Die Stadt ist im ganzen reich und ihr Wohlstand solid, weil er vorzüglich auf dem Besitz-thum beruht. — T. wurde nach Plinius von den hetruskischen Rhätiern erbaut und war damals das Haupt der rhätischen Alpen; sie ward in der Folge unter Kaiser August eine römische Colonie, blieb als solche unter römischer Herrschaft bis zum Einfalle der Heruler unter Odoaker, welcher die Stadt belagert, er-bert und ihre hetruskischen Mauern niedergerissen hat. In der Folge beherrschte e Theodorich, König der Ostgothen, der ihre Mauern wieder aufbauen und gen Süden erweitern ließ, wie sie noch heut zu Tage vollkommen erhalten da-chen. Unter der Herrschaft der Longobarden ward T. zum Sitze eines Her-zogthums erhoben, hatte eine Reihe von Herzogen und unter diesen Evin und Alachis, welcher letztere sich auch Brescia mit seinem Gebiete unterwarf. Unter den Franken ward dann T. die Hauptstadt der tridentinischen Mark und s solche in der Folge jener von Trevigi einverleibt. Zur Zeit der italien-ischen Republiken errang sich auch T. dasselbe Municipalsystem, schlug sich jedoch der Folge zu den Ghibellinen und vertraute den deutschen Kaisern, während

die tridentinischen Bischöfe mehr den Guelphen und dem Papste sich anschmiegten. In der Folge aber vereinten sie sich mit dem klugen Bischofe Friedrich Wanger und übertrugen ihm, unter Gewährleistung einer beschworenen Constitution, (Statut) die Territorialherrschaft. Die deutschen Kaiser bestätigten dieselbe, dafür wurden dann die Grafen von Tirol einige Zeit darauf und in der Folge das Haus Oesterreich durch Ueberkommung Tirols die Schutzherren der tridentinischen Kirche bis zur Zeit der Mediatisirung, in welcher T.s Territorialherrschaft an den Kaiser von Oesterreich überging. 1807 wurde T. zum Königreiche Bayern, 1809 zum Königreiche Italien geschlagen und zum Haupte des Oberetschdepartements erhoben. Endlich, 1813 durch den allgemeinen Frieden, kam es an Oesterreich zurück und bildet seitdem einen Antheil der gefürsteten Grafschaft Tirol.

Trient, Kirchenversammlung von. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts war das Verlangen nach einer allgemeinen Kirchenversammlung ebenso laut geworden, als eine durchgreifende Verbesserung in der Kirche an Haupt und Gliedern für nothwendig erachtet wurde. Der Ausbruch der Kirchentrennung durch Luther im J. 1517 brachte diesen Gegenstand lebhafter zur Sprache, besonders nachdem sich der Reformator selbst auf ein allgemeines Concil berufen hatte. — Die in Nürnberg im J. 1523 versammelten Reichsstände gingen deshalb den Papst Hadrian VI., aus Brügge in Flandern, um die Zusammenberufung eines Concils, an. Der Papst war diesem Ansinnen nicht abgeneigt, starb aber schon in demselben Jahre. Der ihm folgende Papst Clemens VII. sprach es beim Regierungsantritte als eines seiner ersten Vorhaben aus, ein allgemeines Concil zusammenberufen zu wollen, doch wurde er durch den Krieg zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I., Könige von Frankreich, so wie durch den Einfall der Türken in die österreichischen Staaten daran verhindert. — Nach hergestelltem Frieden machte der Papst neue Vorschläge zur Berufung eines allgemeinen Concils, das nach der Weise, die von jeher in der Kirche üblich gewesen sei, gefeiert werden sollte. Die protestantischen Stände wollten aber nicht darauf eingehen, weil der Papst hienach den Vorsitz im Concil führen würde, was sie nicht zugeben dürften, obwohl sie sich auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg wiederholentlich auf ein Concil und zwar ausdrücklich auf ein solches berufen hatten, das durch den Papst ausgeschrieben werden würde. Auch konnten sich beide Theile über den Ort nicht einigen, wo das Concil gehalten werden sollte. — Unterdessen waren in Deutschland die, durch die Wiedertäufer verursachten, Unruhen ausgebrochen und die Türken verwüsteten die Uferstaaten Italiens mit Feuer und Schwert. Clemens VII. starb mitten in dieser bedrängten Zeit im Herbste des Jahres 1534. Ihm folgte in der Regierung wenige Tage nachher Paulus III. Dieser beschied in der Convocationsbulle vom J. 1536 das allgemeine Concil nach Mantua auf den Monat Mai des folgenden Jahres. Die Protestanten weigerten sich, darauf zu erscheinen, weil Mantua zu fern von Deutschland gelegen und unsicher sei, auch sprach sich der Herzog von Mantua selbst dagegen aus. Nun wurde das Concil auf Mai 1538 nach Vicenza berufen, das sich unter venetianischer Herrschaft befand; aber es erschien kein einziger Prälat. Die päpstlichen Legaten wurden deshalb zurückberufen und das Concil bis auf Ostern 1539 prorogirt. Doch auch zu dieser Frist fanden sich weder die Bischöfe, noch auch ihre Theologen ein und, da der König von Frankreich sich dem Concil entschieden abgeneigt zeigte, so wurde die Eröffnung desselben auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. — Endlich wurde im J. 1542 wieder ernstlich an die Zusammenberufung des Concils gedacht. Der päpstliche Legat schlug auf dem Reichstage zu Speier die, zu den österreichischen Landen gehörige und nahe an Deutschland und Italien gelegene, Stadt T. zur Haltung des Concils vor. Die Ansagungsbulle erschien nun am 22. Mai 1542 und die Versammlung wurde auf den 1. November desselben Jahres festgesetzt. Bei dem aber aufs Neue, zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ausgebrochenen, Kriege zerstreuten die Prälaten sich wieder und das Concil wurde suspendirt. Nach dem Frieden von Crespy

ı jedoch die Eröffnung der Synode am 13. Dezember 1545 vor sich. Es
t am dritten Sonntage des Adventes, dessen Messefeier, mit welcher das
ncil eingeweiht wurde, mit den Worten anhebt: Gaudete omnes! — Freuet
h Alle! — Außer den 3 päpstlichen Legaten del Monte, Cervini und Polus
ren 4 Erzbischöfe, 22 Bischöfe, 5 Ordensgenerale nebst den Gesandten des
isers und des römischen Königs versammelt. Die beiden Hauptgegenstände,
dem Concil zu erledigen oblagen, waren die Verwerfung der Irrlehren und
Verbesserung der Kirchenzucht. Die kaiserlich Gesinnten verlangten, daß mit
ser der Anfang gemacht werde, die päpstlichen Gesandten aber forderten, daß
rst die Glaubenssätze sollten bestimmt werden. Endlich kam man dahin über-
, daß die Verhandlungen über Beides mit einander verbunden werden sollten.
Die Bischöfe wurden nun in drei Classen getheilt, die sich, im Hause jedes
gaten gesondert, versammelten. Das Ergebniß ihrer Particularcongregationen
achten sie dann in die Generalcongregation, in welcher der Beschluß abgefaßt
d in der Sitzung feierlich verkündet wurde, obwohl auch hier noch Erörterun-
n zulässig waren. Die päpstlichen Legaten waren in einer besonderen Instruk-
on angewiesen, „bei den Irrthümern nicht die Person, sondern die Meinung zu
rdammen und auch hinsichtlich der letzteren den Urhebern derselben Zeit zur
reinigung zu vergönnen, Alles anzuhören, was gegen den römischen Stuhl vor-
ebracht werden würde u. die Rathschläge der Väter u. der Nationen zu verneh-
en, damit der Papst Alles genau erfahre und in den Stand gesetzt werden
öge, die zur Abhülfe geeigneten Maßregeln zu ergreifen." Jede Sitzung wurde
it einem Hochamte und einer Anrede an die Versammlung eröffnet; den Schluß
der Sitzung machte der ambrosianische Lobgesang. — Nachdem in der ersten
Sitzung das Concil eröffnet und in der zweiten die Lebensweise und einiges An-
ere festgesetzt worden war, was beim Concil beobachtet werden sollte, wurde in
er dritten Sitzung am 4. Febr. das nicänisch-konstantinopolitanische Glaubens-
ekenntniß, „als das Grundprinzip, in welchem Alle, die den Glauben Christi
ekennen, nothwendig übereinstimmen und als die feste und einzige Grundlage,
welche die Pforten der Hölle niemals überwältigen werden," von den versammel-
ten Vätern ausgesprochen. Wenige Tage nach dieser Sitzung starb in seinem
Geburtsorte Eisleben am 18. Febr. 1546, 62 Jahre u. 3 Monate alt, Martin
Luther, um dessentwillen vorzugsweise die Zusammenberufung des Concils zu
Stande kam, obgleich er selbst auf dem Concil nicht erschienen war. — In der
vierten Sitzung, in welcher bereits 5 Cardinäle, 19 Erzbischöfe und 42 Bischöfe
ngegen waren, wurde der Beschluß über den Kanon der heil. Schriften gefaßt.
In der fünften Sitzung erfolgte der Beschluß über die Erbsünde, sowie der Ver-
besserungsbeschluß von der Gründung eines Lehrstuhles für die heilige Schrift,
von den Predigern und Almosensammlern. Hierauf wurde das Concil über ein
halbes Jahr lang in seinen Funktionen gehemmt. Die Protestanten fürchteten
nämlich im Sommer des Jahres 1546, der Kaiser möchte sie mit seiner Heeres-
macht überziehen und trachteten daher, ihm seine Verbindung mit Italien abzu-
schneiden. Der Anführer ihres Heeres war der Ritter Sebastian Schärtlin von
Burtenbach. Er war schon bis an die Gränze von Tirol vorgerückt und eben
n Begriffe, in T. die wehrlosen Väter des Concils heimzusuchen, als er von
n Bundesräthen aus Ulm die Weisung erhielt, sich schleunig zurückzuziehen,
amit der römische König, des Kaisers Bruder, mit welchem man nicht im
Kriege sei, nicht gereizt werde. Die Befürchtung dieses Ueberfalles sowohl, als
ch der Umstand, daß man mit den Beschlüssen über die Rechtfertigung um den
Protestanten willen zögern wollte, weil man ihrer Ankunft auf dem Concil noch im-
er entgegensah und mehre andere Lokalumstände verursachten eine Suspension
s Concils vom 17. Juni 1546 bis zum 13. Januar 1547, an welchem Tage
ie sechste Sitzung stattfand. — In dieser Sitzung wurden nun die wichtigen
eschlüsse und Kanon's über die Rechtfertigung und der Verbesserungsbeschluß
ber die Anwesenheit der Bischöfe in ihren Diözesen u. anderes dahin Gehöriges

promulgirt. Während zwei Monaten war kein Tag vergangen, an welchem nich aufs Genaueste über alle Einzelnheiten des Dekretes von der Rechtfertigung verhandelt wurde, in der Art, daß man keiner Ansicht, welche nicht entschieden verwerflich sei, den Weg versperren wollte, sich geltend zu machen. Es entging nämlich den Vätern nicht, wie höchst wichtig dieser Gegenstand ihrer Verhandlungen sei, indem eben in dieser Lehre die Grundverschiedenheit des altkatholischen Glaubens und der durch Luther aufgekommenen neuen Anschauung des Wurzelbegriffs für die Frucht des Erlösungswerkes ausgesprochen erscheine. Es bemerkt daher Pallavicini mit Recht in seinem Geschichtswerke über das Concil von T., daß, wenn man erzählen wollte, wie genau und vorsichtig mit diesem Artikel verfahren, wie oft und wie lange das geringste Wort sorgfältig abgewogen worden, man darüber ein eigenes Buch schreiben müßte. In der siebenten Sitzung (3. März 1547) wurden Kanon's über die Sakramente im Allgemeinen und über die Taufe und Firmung ins Besondere verkündigt u. in den Beschlüssen von der Verbesserung über Benefizien, Seelsorge, Hospitäler u. m. a. verhandelt. Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht von einer ansteckenden Krankheit, die in T. ausgebrochen sei; mehre Aerzte erklärten, das Uebel habe Symptome der Pest. Es machten daher die päpstlichen Legaten am 11. März den Vorschlag, das Concil nach Bologna zu verlegen; 36 Bischöfe stimmten dafür, der Cardinal Pacheco und 15 Bischöfe, Unterthanen des Kaisers, widersetzten sich und blieben in T. zurück. Die Uebrigen gingen nach Bologna, ohne jedoch etwas Anderes als Beschlüsse von wiederholten Vertagungen und dgl., die als die 9. und 10. Sitzung bezeichnet sind, zu unternehmen. — Endlich verlangte der Kaiser die Fortsetzung des Concil's in T., worauf der Papst dem Cardinal del Monte befahl, die in Bologna befindlichen Prälaten zu entlassen. Bald darauf starb Paulus III., kurz vor dem Schlusse des Jahres 1549. Ihm folgte am 7. Febr. 1550 der letztgenannte Cardinal in der Regierung und legte sich den Namen Julius III. bei. Am 1. Mai des darauffolgenden Jahres wurde das Concil mit der 11. Sitzung wieder eröffnet. In der 12. Sitzung ließ Heinrich II. König von Frankreich, der mit dem Kaiser und dem Papste wegen des Herzogs von Parma in Krieg verwickelt war, durch seinen Gesandten Amyot dem Concil erklären, er verbiete seinen Bischöfen, auf demselben zu erscheinen und werde es daher für kein ökumenisches halten. Die Väter aber erwiederten ihm darauf, sie seien in T. nicht zu dem Ende zusammengekommen, um dem einen oder dem andern christlichen Fürsten sich vorzugsweise dienstfertig zu erzeigen, sondern um Jesu Christo, dem Fürsten aller Fürsten, zu dienen. Auch gehöre nur zu einem ökumenischen Concil, daß die Bischöfe aller Nationen dazu zusammenberufen, nicht aber auch, daß sie alle gegenwärtig seien. Es waren unterdessen auch die Erzbischöfe von Mainz und Trier und einige andere deutsche Bischöfe auf dem Concil erschienen. Am 10. Oktober 1551 traf auch der Erzbischof von Köln, Adolph Graf von Schauenburg, ein. Als die versammelten Väter erfuhren, daß er im Anzuge sei, gingen sie ihm vor die Thore von T. entgegen, um ihn zu empfangen. Am darauffolgenden Tage fand die 13. Sitzung statt, in welcher die Beschlüsse über das Altarssakrament und die Jurisdiktion der Bischöfe bekannt gemacht wurden. Da es Grundsatz der versammelten Väter war, sich nur an den Aussprüche der allgemeinen Kirchenlehre zu halten und den Schulfragen ebenso fernerhin freien Spielraum, als sie bei ihren Verhandlungen unberücksichtigt, zu lassen; so ließen sie sich auch hier nicht darauf ein, ob der Leib Christi im Altarssakramente gegenwärtig werde durch Production, nach Behauptung der Dominikaner, oder durch Adduction, nach der Lehre der Minoriten. Dieser Sitzung wohnten auch die Gesandten des Kurfürsten Joachim von Brandenburg bei welche sich in Folge des, auf dem Augsburger Reichstage gefaßten, Beschlusses daß die protestantischen Stände sich auf das Concil nach T. begeben sollten, bereits daselbst eingefunden hatten. Da nun aber die übrigen noch nicht erschienen waren und für dieselben freies Geleit, sowie auch die Verschiebung des B-

ses über die 4 Artikel vom Altarssakramente bis zu ihrer Ankunft verlangt
e: so ertheilten die Väter in derselben Sitzung das freie Geleit und vertag-
die zweitkünftige Sitzung auf den 25. Jan. 1552. In der 14. Sitzung
Nov. 1551) wurden die Beschlüsse über die Sakramente der Buße und der
Oelung, sowie über die Ertheilung der Weihen rc.* bekannt gemacht. —
Protestanten waren, wegen der unter ihnen selbst eingetretenen Glaubens-
ungen, in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt, wenn sie auf dem Concil
inen sollten. Zu dem Ende wurde Melanchthon beauftragt, ein Glaubensbe-
niß aufzusetzen, das im Namen Aller den Trienter Vätern vorgelegt werden
. Er unterzog sich dieser Arbeit in der Art, daß er mehre Ausdrücke des
burger Glaubensbekenntnisses abänderte, um sie den verschiedenen Parteien
mbar zu machen, was ihm denn auch gelang. Darauf erschienen nach u.
die Gesandten des Herzogs von Württemberg und des Kurfürsten von
sen; von den protestantischen Theologen hatte sich aber wieder keiner einge-
n. Diese Gesandten forderten nun ein umfassenderes freies Geleit, die
beachtung der kirchlichen Erblehre bei den Verhandlungen, eine neue Unter-
ng aller früheren Verhandlungen und Beschlüsse und daß die Bischöfe von
, dem Papste geleisteten, Eide entbunden werden sollten. Die Väter ertheil-
i der 15. Sitzung das verlangte freie Geleit und erließen ein Dekret, wel-
die Entscheidung der, in der letzten Sitzung verhandelten, Gegenstände bis
19. März 1552 verschob, weil man bis dahin die Ankunft der protestan-
n Theologen zuverlässig erwartete; auf die übrigen Forderungen der Ge-
en ließen die Väter sich nicht ein, weil darin theils das Aufgeben eines
dprinzips des katholischen Glaubens, theils der hierarchischen Disziplin
sprochen war. — Unterdessen war der Krieg zwischen dem Kurfürsten Moritz
Sachsen und dem Kaiser ausgebrochen; die Tiroler Pässe wurden besetzt und
Bischöfe, einen Ueberfall befürchtend, verließen T. Es wurde daher in der
Sitzung, am 28. April 1552, gegen die Protestation von 12 spanischen Bi-
n die Suspension des Concils beschlossen. Die Unterbrechung, während
er die Päpste Julius III., Marcellus II. und Paulus IV., so wie auch der
r Karl V. starben, dauerte neun Jahre lange, bis Pius IV. das Concil am
November 1560 aufs Neue berief. — Am 18. Jan. 1562 wurde es (in der
Sitzung) zum dritten Male feierlich eröffnet. Päpstlicher Legat und erster
tzender war: Gonzago, Cardinal von Mantua, ihm beigegeben waren die
inäle Dupuy, Seripanti, Simonetti, Hohenems (Altaemps), Bischof von
tanz und Hosius, Bischof von Ermeland. In der 18. Sitzung wurde den
stanten Deutschlands und anderer Nationen ein neuer Geleitsbrief ertheilt.
h den, am 26. September 1555 auf dem Augsburger Reichstage geschlosse-
Religionsfrieden war aber kaum mehr an die Ankunft der protestantischen
logen zu denken; auch machten sie wiederholt solche Anforderungen, nach
en ein Concil, gemäß den früherhin in der christlichen Kirche immer geltend
senen Bestimmungen, eine Unmöglichkeit wurde. Nachdem in den beiden
nden Sitzungen nun wiederholt eine Vertagung beschlossen worden war,
e am 16. Juli 1562 die 21. Sitzung gehalten, in welcher über die Commu-
unter beiden Gestalten und die der kleinen Kinder, so wie auch über die
altung der Seelsorge, die Errichtung neuer Pfarreien rc. Beschlüsse gefaßt
en. In der, am 17. September gefeierten 22. Sitzung, in welcher 180
aten versammelt waren, wurden die Beschlüsse und Canones vom hl. Meß-
, so wie mehre, die Verbesserung betreffende, bekannt gemacht, welche letztere
uf den Lebenswandel der Geistlichen, auf persönliche und sächliche Verhält-
an den Kathedral- und Collegiat-Kirchen, die Verwaltung frommer Orte rc.
en. — In der, dieser Sitzung vorhergegangenen, Congregation hatte die
e, ob den Laien der Kelch wieder zu gestatten sei, einen langen, heftigen
t erregt. Die Gesandten des Kaisers und die des Königs von Frankreich
gen auf die Bewilligung, die Bischöfe hingegen waren in ihren Ansichten

sehr getheilt. Es stimmten 38 für die Verweigerung, 29 für die Gestattung; 24 dafür, daß die Sache an den Papst verwiesen werde; 31 schlugen vor, man solle den Kelch bewilligen, aber dem Papste die Ausführung überlassen; 10 waren der Meinung, daß der Papst Abgeordnete nach Deutschland senden sollte; 19 wollten die Bewilligung auf Deutschland und Ungarn eingeschränkt wissen. Endlich kam man überein, die Vollmacht, den Laien den Kelch zu bewilligen, auf das Oberhaupt der Kirche zu übertragen. — In der, die 23. Sitzung vorbereitenden, Congregation erregte die Frage, ob das Episkopat göttlicher Einsetzung sei, oder ob die Bischöfe ihre Sendung und Gewalt vom Papste erhielten, den gewaltigsten Sturm. Die spanischen und französischen Bischöfe behaupteten das Erstere, die italienischen vertheidigten bis zur unanständigen Heftigkeit das Letztere. Die schon in der 6. Sitzung verhandelte Frage über die Anwesenheit (Residenz) der Bischöfe in ihren Diözesen, kam auch wieder zur Sprache u. dieses, nebst vielem anderem darauf Bezüglichen, gab zu so vielen Erörterungen Anlaß, daß die, auf den 12. November 1562 anberaumte, 23. Sitzung erst am 15. Juli 1563 stattfinden konnte. In dieser Sitzung waren, außer den beiden päpstlichen Cardinallegaten, die Gesandten des Kaisers, der Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Polen, der Republik Venedig u. des Herzogs von Savoyen, 206 Erzbischöfe u. Bischöfe, mehre Ordensgenerale u. Aebte u. eine große Anzahl Doktoren gegenwärtig. Unter anderen wurde auch die Errichtung geistlicher Seminarien beschlossen; mehre Väter versicherten sogleich, wenn sie auch sonst keinen Nutzen aus dem Concil ziehen würden, so hielten sie sich schon durch diesen Beschluß für alle ihre Arbeiten reichlich entschädigt; der Papst gab durch die Gründung des römischen Seminars, dessen Leitung er den Jesuiten anvertraute, das erste Beispiel. In den nächsten Wochen verursachte das Begehren mehrer Prälaten, daß über eine Reformation der Fürsten, d. h. über die Immunität des Klerus und dessen Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt, Beschlüsse gefaßt würden, einen lebhaften Zwist; die französischen Gesandten begaben sich darüber sogar von T. weg; man ließ aber bald die ganze Sache fallen. — Fast vier Monate nach der vorigen Sitzung wurde am 11. November 1563 die 24. Sitzung gehalten, in welcher die Beschlüsse über die Ehe und viele wichtige, die Kirchenzucht betreffende, Anordnungen bekannt gemacht wurden. Die Behauptung von der Unauflösbarkeit der Ehe sollte anfänglich absolut ausgesprochen werden und der 7. Kanon war zuerst so abgefaßt, daß er den Kirchenbann über Jeden aussprach, der die Auflösbarkeit des Ehebandes im Falle des Ehebruchs behaupte. Die venetianischen Gesandten stellten aber vor, diese Entscheidung würde Unruhe unter den unirten Griechen stiften, welche wegen Ehebruchs das Band der Ehe lösten und nach alter Sitte dem unschuldigen Theile sich wieder zu verheirathen erlaubten und dieser ihr längst bekannter Gebrauch sei noch von keiner ökumenischen Synode verworfen worden. Diese Gründe bewogen die Väter, den Kanon abzuändern, so daß der Kirchenbann nur über diejenigen ausgesprochen wurde, welche die römische Kirche wegen ihrer Lehre von der gänzlichen Unauflösbarkeit der Ehe, auch im Falle des Ehebruches, des Irrthums beschuldigten. Auch der 4. Kanon erfuhr eine Modifikation; in demselben war der Kirche allein die Gewalt eingeräumt, trennende Ehehindernisse zu setzen, aber auf die Vorstellung eines Bischofs, daß diese Entscheidung die Rechte der Monarchen angreife, wurde das Wort „allein" weggelassen. In den Beschlüssen von der Verbesserung wurde unter anderem auch ausgesprochen, daß der Papst so viel wie möglich die Cardinäle aus allen Nationen der Christenheit wählen solle. — Mittlerweile war der Wunsch allgemein geworden, das Concil beendigt zu sehen; auch der Kaiser stimmte in diesen Wunsch ein und der Papst war der Erfüllung desselben nicht abgeneigt, zumal, da nur noch Weniges über die Lehre und die Kirchenverbesserung zu erörtern übrig blieb, auch keine entfernte Aussicht mehr vorhanden war, die protestantischen Theologen auf dem Concile erscheinen zu sehen und dem Papste die Unterhaltung der armen Prälaten auf seine Kosten sehr schwer fiel; die Nach-

[it] von einer gefährlichen Krankheit desselben bestimmte die Legaten zu noch
[grö]ßerer Beschleunigung. In der Rede, welche bei diesem Anlasse der Legat
[M]orono hielt, sprach er unter anderen diese bedeutungsvollen Worte aus: „Die
[Ve]rsammlung habe durch Bestimmung der Glaubenslehren und Verbesserung der
[Kir]chenzucht herrliche Früchte gebracht. Vielleicht hätte bezüglich des letztern
[noch] Größeres gewünscht werden können; nach Maßgabe der Umstände habe das
[Gu]te, anstatt des Besten, gewählt werden müssen. Gott werde vielleicht, um die
[auf] Vorbereitung und Abfassung verwandte Mühe zu belohnen, „dereinst den
[We]g zum Bessern zeigen.“ Somit wurde mit der 25. Sitzung, welche am
[3.] und 4. Dezember 1563 stattfand, das heilige ökumenische und allgemeine
[Con]cil beendigt. Am erstern Tage hielt der Bischof von Sulmo das Hochamt
[und] der Venetianer Hieronymus Ragazoni die Schlußrede an die Versammlung.
[Hi]erauf wurden die Beschlüsse über das Fegfeuer, die Anrufung und Verehrung
[der] Heiligen, die Verehrung ihrer Reliquien und der Bilder und über die Klöster
[und] Klostergeistlichen &c. bekannt gemacht, an welche sich mehrfache Beschlüsse über
[die] Kirchenverbesserung anreihten. Sehr auffallend ist es, daß derjenige Gegen-
[sta]nd, der zur Kirchenspaltung und in der Folge auch zur Berufung des Concils
[den] ersten Anlaß gab, daß die Lehre vom Ablasse beinahe gar nicht zur Erörter-
[un]g gekommen wäre. Als die Väter am 3. Dezember schon ihre Sitze ver-
[lass]en hatten, sprachen sie, mit Ausnahme eines Einzigen und in der Ueberein-
[sti]mmung mit den weltlichen Gesandten, den Wunsch aus, daß am folgenden
[Ta]ge ein Beschluß darüber möchte bekannt gemacht werden, weßhalb eine außer-
[orde]ntliche Commission zusammentrat, die sich während der ganzen Nacht mit dem
[En]twurf desselben beschäftigte. Am 4. Dezember hielt der Bischof von Catanea
[da]s Hochamt; die Anrede unterblieb. Die Schlußfeierlichkeit des Concils selbst
[best]and in wechselseitigen Acclamationen. Die päpstlichen Legaten theilten
[20],000 Goldgulden als Ehrengeschenk unter die Gesandten und als Reisegeld
[un]ter die bedürftigen Prälaten aus; zwei von ihnen, Morono und Simonetti,
[beg]aben sich gleich nach Rom, um im Namen des Concils vom Papste die Be-
[stä]tigung zu erbitten; die beiden anderen, Hosius und Navagero, kehrten mit Er-
[lau]bniß des Papstes in ihre Diözesen zurück, jener nach Ermeland, dieser nach
[V]erona. Alle aber gingen mit frohlockendem Herzen von dannen, in dem Ge-
[füh]le, daß ihnen vergönnt gewesen war, einer Kirchenversammlung beizuwohnen,
[die], vielfältig unterbrochen und unter den schwierigsten Umständen fortgesetzt, nun
[na]ch 18 Jahren zum Heile der ganzen Christenheit glücklich ihr Ende erreicht
[ha]tte. Unter den Prälaten waren mehre eine wirkliche Zierde ihres Jahrhunderts
[un]d unter den 150 Theologen, welche allmälig auf dem Concil erschienen, standen
[nic]ht die meisten im wohlverdienten Rufe reicher und gründlicher Gelehrsamkeit.
[D]ie beiden Hauptvorwürfe, die dem Concilium gemacht werden, entkräften sich
[ih]n selbst durch den gegenseitigen Widerspruch: die Einen behaupten, die Väter
[hätt]en zu eilig verfahren; die Anderen geben vor, daß sie ihre Erörterungen zu sehr
[in] die Länge gezogen haben; der unbefangene Beurtheiler aber kann, die obwal-
[ten]den Verhältnisse jener Zeit berücksichtigend, das würdige u. gewissenhafte Ver-
[fa]hren der Väter nicht in Abrede stellen. — Pius IV., der sich allmälig von
[ei]ner schweren Krankheit erholt hatte, bestätigte die Beschlüsse des Concils unbe-
[din]gt am 6. Januar 1564. Die Venetianer nahmen sie zuerst an und ließen sie
[feie]rlich verkündigen. Philipp II. that desgleichen, jedoch mit Sicherung der
[kö]niglichen Rechte in Spanien, Neapel und den Niederlanden. Sebastian, König
[vo]n Portugal, der Herzog von Savoyen und die Polen auf ihrem Reichstage
[na]hmen das Concil unbedingt an. Der Kaiser Ferdinand und der Herzog Al-
[bre]cht von Bayern begehrten dringend vom Papste die Gestattung des Laien-
[kel]ches und der Priesterehe für ihre Staaten; letztere verweigerte der Papst, die
[Ei]nführung des Kelches aber bewilligte er nicht nur dem Kaiser und dem Her-
[zo]g von Bayern, sondern auch den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Anderen,
[ob]gleich sie es noch nicht verlangt hatten. Indessen fanden die beiden Nachfolger

Pius IV., daß die gegebene Erlaubniß den erwarteten Erfolg nicht habe, daß vielmehr mannigfache Unordnungen daraus entstanden seien; sie suspendirten sie daher und nahmen sie endlich ganz zurück. In Böhmen wurde der Kelch bis ins Jahr 1623 beibehalten, durch Kaiser Ferdinand II. aber wieder verboten. — Da Ferdinand I. schon im Jahre 1564 starb, so ließ sein Nachfolger Maximilian II. die Beschlüsse des Concils in seinen Staaten verkündigen und die katholischen Fürsten nahmen sie auf dem Reichstage in Augsburg im Jahre 1566 an. In Frankreich wurden die Beschlüsse des Concils über die Lehre ohne Widerrede angenommen, auch viele seiner Disciplinarverordnungen eingeführt, aber zu einer förmlichen Annahme der trienter Beschlüsse ist es nie gekommen, so sehr sich auch die Päpste und die französischen Bischöfe dafür verwandten. Letztere begehrten die Annahme schon auf den Versammlungen zu Blois und Melun; Clemens VIII. forderte sie als wesentliche Bedingung zur Aussöhnung Heinrich's IV. mit der Kirche; aber das Parlament wollte das Edikt des Königs nicht einregistriren. Darnach bemühte sich der Klerus in den Jahren 1610 und 1615, die Einführung des Concils durchzusetzen, allein Alles vergeblich. Die Magistrate erklärten, das Concil enthalte zu Vieles, was den französischen Gesetzen und Gebräuchen widerspreche und die Freiheiten der gallikanischen Kirche gefährde. Die Prälaten schlugen daher vor, man solle das Concil publiciren mit der Clausel: „Unbeschadet der Rechte des Königs und der Privilegien der gallikanischen Kirche"; doch auch dies wurde verworfen. Wie sich indessen auch Parlamente und Juristen der Einführung der Synode von T. widersetzten, so thaten die Bischöfe doch wenigstens soviel dafür, als in ihrer Gewalt stand und im Jahre 1615 verpflichteten sich 53 zu Paris versammelte Bischöfe eidlich, die Beschlüsse der Synode, soviel ihnen möglich sei, zu beobachten und in ihren Diözesen mit Gesetzeskraft einzuführen.

Trier (Augusta Trevirorum), ehemalige Hauptstadt des Erzstiftes und Kurfürstenthums und jetzt des Regierungsbezirkes gleiches Namens in der preußischen Rheinprovinz, liegt in einem fruchtbaren, anmuthigen Thale am rechten Moselufer, zwischen Rebenbergen, am nordöstlichen Fuße des Hochwaldes, ist Sitz eines Bischofs und Domkapitels und zählt bei 18,000 Einwohner, welche zu $\frac{9}{10}$ Katholiken sind. Die Stadt besteht aus der eigentlichen Stadt und 12 Vorstädten und ist namentlich durch die Menge ihrer Denkmale aus der Römerzeit eine der merkwürdigsten Städte Deutschlands. Von den einzelnen Sehenswürdigkeiten führen wir hier der Reihe nach an: Die Domkirche, zum großen Theil noch römischen Ursprungs, wahrscheinlich die älteste Kirche im nördlichen Europa, entstanden auf Befehl der Kaiserin Helena aus einem Theil ihres Palastes u. 328 geweiht, ursprünglich im Quadrate erbaut, mit vier römischen Granitsäulen und einer Absis, wurde im 11. Jahrhundert von Erzbischof Popo beträchtlich verändert und erweitert und enthält, neben den Grabmälern mehrer Erzbischöfe, eine Anzahl kostbarer Reliquien, unter diesen namentlich den ungenäheten Rock Christi. Schöner u. ein wahres Meisterstück kirchlicher Bauart ist die, von 1227—1243 erbaute Liebfrauenkirche mit schönen Skulpturen am Haupteingang, Madonna mit dem Kinde im Giebelfeld, dabei Scenen aus der Kindheit Christi, anbetende Engel und Heilige in den Bogenwölbungen, zu äußerst die klugen und die thörichten Jungfrauen; über dem Portal die Verkündigung, das Opfer Abraham's, Noah's u. Christi; zu den Seiten der Thüre aber Christenthum und Judenthum. An den 12 Pfeilern die 12 Apostel, die man alle von einem schwarzen Stein aus unweit des Eingangs zugleich sehen kann, am Seitenportal Krönung Mariä. Von den vier berühmten Abteien ist St. Maximin, dieses reichste deutsche Benediktinerstift, jetzt Kaserne; St. Martin an der Mosel ist Stearinfabrik; St. Matthias (1148), wo die erste Christenkirche gestanden haben soll, Schullehrerseminar; St. Paulinus mit der Martyrergruft, jetzt Artilleriedepot. Die Brücke über die Mosel, 24′ breit, 690′ lang, von Augustus 28 vor Christus erbaut, erst unter Ludwig XIV. zerstört, bis auf die Pfeiler aus Lavablöcken vom Laacher See.

...thurm in dem ehemaligen erzbischöflichen Palast (jetzt Kaserne), der ...rest eines kaiserlichen Römerpalastes, der an dieser Stelle stand. Die ... Thermen, an dem nahegelegenen Exerzierplatz, neuerdings theilweise ...tt befreit, und als römischer Kaiserpalast erkannt, erbaut von Kon... dem Großen. Das weiße Thor, ein Durchgang durch die Fenster ver... Die römische Basilica (ehedem Palast Konstantin's genannt), zur ...tischen Kirche neuerdings verwendet. Das Amphitheater außerhalb der ...gegen Olewig; die Arena, 234' lang und 155' breit, mit 2 Eingängen ...den und Süden, davon der eine in einen Weinkeller (Kaiserkeller) umge... ...t worden und Spuren von Kanälen zu Naumachien, jetzt von Weingärten ...lossen; neuere Ausgrabungen haben das Gebäude wieder ganz sichtbar ge... Hier hielt Konstantin seine grausamen Spiele (ludi Francici), bei denen ...gefangenen Franken der Wuth wilder Thiere zu Tausenden übergab 306—313, ...cum spectaculum, famosa supplicia). Das Gebäude faßte 6000 Zu..., nun ist der größte Theil davon zu Wohnungen verbaut. — Vom Aquä... der 6' hoch war, finden sich nur noch unter der Erde Spuren. — Die ...nigra, das schwarze Thor, auch Porta Martis, 115' lang, 67' breit, 70' ...von großen Quadern im toskanischen Styl aufgeführt, mit 2 Thür... Portalen, 3 Stockwerken, wahrscheinlich eine Befestigung aus dem An... des 5. Jahrhunderts (nach Kugler's Meinung aus der Zeit fränkischer ...haft). Im 11. Jahrhunderte siedelte sich ein Mönch, Simeon vom Sinai, ...r Spitze des Thurmes an, in Folge dessen das Thor in eine Kirche umge... ...t wurde. Napoleon schuf das Gebäude in ein Kriegsmagazin um; aber ...ußische Regierung gab ihm so viel möglich die alte Gestalt wieder und ... ein Museum der in und um T. gefundenen Alterthümer daraus. Die ...me in der Dietrichstraße, nahe beim rothen Haus. — Unter den öffent... ...Plätzen und Gebäuden sind zu bemerken: der Marktplatz, mit einer ... und dem Kreuz darauf, das 958 am Himmel gesehen worden; mit einem ...n, malerischen Gebäuden, namentlich dem ehemaligen Rathhaus, der soge... ...n Steipe, jetzt Gasthof zum rothen Haus, aus dem 15. Jahrhundert. ...s öffentlichen Anstalten sind hervorzuheben: das große Priester... ...r, das bischöfliche Knabenconvict, das Gymnasium, die höhere Bürger- u. ...schule, das große städtische Hospital, unter der Leitung der barmherzigen ...stern vom heil. Karl, das Landarmenhaus und mehre andere. Auch besitzt ...adt mehre öffentliche Bibliotheken, darunter die Stadtbibliothek von ...als 94,000 Bänden, 4000 Handschriften und 2520 Inkunabeln, ferner ein ...istorisches und ein reiches antiquarisches Museum, eine Gesellschaft nütz... Untersuchungen &c. Verschiedene Fabriken, starker Weinbau, Handel und ...e Schifffahrt auf der Mosel bilden im Allgemeinen die Haupterwerbsquel... ...r Bewohner. — Die Gründung der Stadt T. verliert sich in die dunkelen ... des Alterthums; als gewiß aber ist anzunehmen, daß sie zu den ältesten ...n Europa's gehört. Nachdem ganz Gallien durch J. Cäsar der römischen ...haft unterworfen war, gehörte T. nach der neuen Eintheilung des Landes ...rovinz Belgien, worin es schon gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts Christus als die bedeutendste und reichste Stadt hervorgehoben wird. Nach ...holten vergeblichen Versuchen der Trevirer, das Joch der römischen Fremd...haft abzuschütteln, befreundeten sie sich allmälig mit der römischen Kultur u. ...en römischen Sitten und schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhun... sehen wir die römischen Kaiser von Zeit zu Zeit ihren Aufenthalt in T. ...en. Bald wird es auch der Sitz des Statthalters von Gallien, von dem ...eigentliche Gallien, Iberien und Britannien abhingen und rücksichtlich seiner ...lisation und Bildungsanstalten der mannigfaltigsten Art konnte es mit Rom ... wetteifern. Kaiser Konstantin residirte zwischen den Jahren 306 und 331 ...ins in T. und ihm verdankt die Stadt die herrlichen öffentlichen Bauten, ... Ueberreste sie für die Freunde römischer Alterthümer zu den merkwürdigsten

Stadt diesseits der Alpen erheben. Viele seiner Nachfolger auf dem römischen Kaiserthrone behielten T. als Residenzstadt bei und also hob sich die Stadt im Laufe der Zeit immer mehr und mehr, bis sie unter Kaiser Gratian ihren höchsten Glanzpunkt erreichte. Von seinem 15. Jahre an lebte nämlich Gratian fast ununterbrochen in T., wo auch sein Erzieher Ausonius, welcher bekanntlich den Moselfluß besungen, die höchsten Staatsämter bekleidete. T. entging durch seine fast verborgene Lage glücklich den Ueberfällen der wandernden Völker zur Zeit des Sturzes des weströmischen Reichs, bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts, wo es dreimal kurz nach einander von überrheinischen Volksstämmen verwüstet und später im Jahre 411 abermal von den Franken geplündert und verbrannt wurde. Noch hatte sich die unglückliche Stadt nicht von diesen Heimsuchungen erholt, als schon wieder 451 die wilden Hunnenzüge über sie hereinbrachen. Welch trauriges Bild von da ab die Stadt auch bot, die römische Herrschaft hielt sich dennoch in ihr länger gegen die andrängenden Franken, als in irgend einer Gegend des Unterrheins, bis sie im Jahre 461, von den Franken erobert, die längst morsche römische Herrschaft mit der fränkischen vertauschen mußte. Unter dieser beginnt T. bald sich von Neuem zu erheben und namentlich gewinnt die christliche Religion immer mehr die Oberhand. Nach der Tradition wurde diese bereits von Schülern des heil. Petrus nach T. gebracht; im Anfange des 4. Jahrhunderts sehen wir schon die T.'sche Kirche auf dem Concil von Arles im Jahre 314 durch ihren Bischof Agritius vertreten. Von jetzt ab und vorzüglich seit der, für die Kirche besonders günstigen, Zeitepoche der Regierung Karl's des Großen tritt die politische Wichtigkeit T.s in den Hintergrund und die kirchlichen Verhältnisse machen sich je mehr und mehr geltend. In dem Vertrage von Verdun wird die Stadt dem lothringischen Reiche, später aber, im Jahre 870, in Folge einer neuen Theilung, Ludwig dem Deutschen zugewiesen. Lange Zeit bedurfte es, ehe T. sich nach dem Ueberfalle der Normannen im Jahre 882 erholte. Als Sitz des Erzbischofs und Kurfürsten von T., der zugleich Erzkanzler des römischen Reichs durch Gallien und Arelat war, erhob sich im Mittelalter die Stadt zwar in fast fortwährenden Fehden mit ihren geistlichen Herren zur alten Größe und selbst kriegerische Erzbischöfe, wie der mächtige, in seinem 22. Jahre zum Erzbischof gewählte Balduin (1307—1353), vermochten Nichts über sie. Doch war das, von Kaiser Heinrich II. 1018 dem Stift geschenkte, Koblenz Hauptresidenz. 1473 wurde von dem Erzbischof Johann von Baden hier eine Universität gegründet, die bis zu ihrer Aufhebung in der französischen Revolution 1798 sehr blühend und besucht war. 1522 wurde die Stadt erfolglos von Franz von Sickingen belagert, 1552 aber von Albrecht von Kulmbach eingenommen und verwüstet; 1559 wurde durch Olevianus aus T., einen Schüler Calvin's, der Versuch gemacht, die Reformation einzuführen; allein sie ward vom Kurfürsten Johann mit Nachdruck und Erfolg bekämpft und 1605 wurden zu weiterer Sicherung der katholischen Sache die Jesuiten hieher berufen. 1632 stellte der Kurfürst Philipp Christoph von Sötern, aus Furcht vor den Schweden, T. unter französischen Schutz; 1645 nahmen es die Spanier ein; 1684 die Franzosen; im spanischen Erbfolgekrieg 1704 die Engländer unter Marlborough; 1794 kam es an Frankreich und blieb dabei bis 1814, wo es mit dem ganzen ehemaligen Erzstifte an die Krone Preußen kam. 1844 sah die Stadt, wie schon früher öfter, die großartige und herzerhebende Feier der Ausstellung des heil. Rockes Christi, bei welcher Gelegenheit gegen 1½ Millionen andächtiger Gläubigen in der alten Augusta zusammenströmten. Vgl. hierüber den Artikel Arnoldi.

Triest, 1) Gouvernement im österreichischen Illyrien (s. d.), auch Küstenland oder Littorale genannt, zerfällt mit seinem Areal von 144,3 geographischen □ Meilen, auf welchen 481,189 (also auf je 1 □ Meile 3260) Einwohner leben, in drei Kreise, nämlich: T.er-Gebiet, Görzer-Kreis (auch Friaul) und Istrianer-Kreis und hat 30 Städte, 14 Märkte und 944 Dörfer und Weiler. Die Bewohner zerfallen, nach nationaler Verschiedenheit, in Slaven

rier), welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, in Italiener
Deutsche. Nach kirchlicher Verschiedenheit in: Römische Katholiken
230), Nichtunirte Griechen (2600), Protestanten (1100) und
:n (200). — 2) T., (Triesto) Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements,
ördlichen Ende des adriatischen Meeres und an dem nach ihr benannten
busen, unter 45° 38′ 37″ N. Br. und 13° 46′ 27″ O. L. (von Green-
aus), mit 56,000 Einwohnern. Während die Altstadt unregelmäßig gebaut
igt die weit größere Neustadt (Theresienstadt) herrliche gerade Straßen von
bertriebener Reinlichkeit und schöne große Plätze, unter denen sich besonders
straße des Corso, der rothen Brücke und des alten Lazareths, dann der
nplatz mit der Bildsäule Leopolds I. und der Marktplatz mit der Bild-
Karls VI. vortheilhaft auszeichnen. Die schönsten Häuser stehen an dem
Maria Theresia erbauten Kanal und haben meistens hübsche Facaden.
en merkwürdigsten Gebäuden gehören: die Börse, mit einem prachtvollen
e und anderen schönen Lokalitäten; die Domkirche, sehenswerth wegen ihres
enthurmes, der an der Stelle eines römischen Tempels erbaut ist, von dem
noch fünf Säulen und Theile der Mauer sehen kann; die Jesuitenkirche
Maria Maggiore, die neuerbaute St. Antonskirche, das große Theater
das neue Spital sind wegen ihrer architektonischen Ausführungen bemer-
werth, ebenso das Tagstheater, eine Art gedeckter Arena, wo bei Tage
lt wird, das Mauthgebäude, die beiden Kasernen und das neue
reth müssen wegen ihrer Größe erwähnt werden. Unter den Privatge-
:n hält man den Palast Carciotti und den des Grafen von Montfort (einst
g von Westphalen) für die schönsten, man zählt aber auch das prächtige
jesteum mit 96 Kaufläden &c. zu den ausgezeichneten. In Bezug auf
Handel ist T. ohne Zweifel der wichtigste Handelsplatz des gesammten Kai-
ates, was die Stadt ihrer Erhebung zum Freihafen u. ihrer glücklichen Lage
rdanken hat. Der Hafen, schon 1717, als die Stadt nur 5000 Einwohner
, zu einem Freihafen erklärt, ist ohne alle Klippen und geschützt durch zwei
's, von denen der eine durch Maria Theresia auf römischen Fundamenten
t und Molo vecchio oder Santa Theresa genannt wurde; auf der Spitze
ältern Molo wurde in neuerer Zeit ein Leuchtthurm, eine Säule von 110 Fuß
und 16 Fuß Dicke, aufgeführt. Von dem Golf aus zieht sich der oben
hnte Kanal, welcher 9—10 Fuß tief gehende Schiffe aufnehmen kann, in
Theresienstadt bis zu den Kaufmannsmagazinen. Hier wird ein großer Theil
rohen und verarbeiteten Produkte des eigentlichen Oesterreichs, Illyriens,
natiens, Ungarns und Italiens aufgestapelt; Feld, Wald, Berg, Stadt und
mit ihren fleißigen Händen, ergießen die Schätze ihrer Industrie in dieses
neine Bassin, von wo aus sie dann wieder in alle Weltgegenden weiter ver-
n werden. Auch die Provinzen des schwarzen Meeres, die Türkei, Griechen-
und Aegypten senden ihre Erzeugnisse in beträchtlichen Quantitäten auf den
t von T. Eingeführt werden: Zucker, Kaffee, Oel, Baumwolle, Getreide,
:, Farbewaaren, Droguen, Südfrüchte, Häute, ordinäre Wolle, durchschnittlich
. 55,000 Ctr. &c. Wie sehr T. in Ansehung der Bevölkerung, des Handels, der
strie und des Reichthums stieg, mag aus Nachstehendem erhellen. Im J. 1758
T. nur 6424 Einw.; bis zum J. 1808 war die Bevölkerung schon auf 40,862
gen. Als während der französischen Herrschaft der Handel in Verfall gerieth,
die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1814 wieder auf ungefähr 28,000 herab,
in wenigen Friedensjahren hob sich dieselbe so, daß sie 1820 auf 43,360,
auf 58,780, 1837 auf 70,208 und 1839 auf 75,551 (inclusive des kleinen
gebietes) stand. Die Ausfuhr des Handels betrug im Jahre 1770 nur
),000 fl., stieg aber bis 1803 auf 29,210,470 fl., fiel jedoch wieder 1813
uf 447,844 fl. herab. Nachdem Oesterreich Besitz genommen hatte stieg sie
dings und zwar 1820 schon auf 18,012,819, 1830 auf 35,159,205 und 1836
5,363,911 fl. Nach einer Angabe des jüngst verstorbenen Geographen Balbi

erreichte der mittlere jährliche Betrag der Ein- und Ausfuhr T.s in den Jahren 1831, 1832 und 1833 die Summe von 84,000,000 fl.; demnach war der Handels- verkehr während dieses Zeitraumes in dem einzigen Hafen von T. fast doppelt so groß, als im Jahre 1826 in allen Häfen Spaniens zusammen; beinahe ⅞ stärker, als im Jahre 1825 der Gesammtverkehr der Häfen im mexikanischen Bundesstaate, und um ⅓ geringer, als im Jahre 1824 im Hafen von New-York, dem größten Handelsplatze von ganz Amerika. Für die Ein- und Ausfuhr der Jahre 1834, 1835 und 1836 erscheint die Mittelsumme von 98,260,000 fl. Im Jahre 1843 liefen 8513 Schiffe ein u. führten Waaren ein um 58,300,000 fl.; aus liefen 8321 Schiffe und führten um 43,500,000 fl. Waaren aus, so daß der Gesammtver- kehr T.s 101,800,000 fl. darstellte, der sich aber im Jahr 1846, wo 8611 Schiffe ankamen und 8648 abgingen, bereits auf 221,000,000 fl. C. M. erhob. Die meisten Schiffe waren griechische, österreichische, neapolitanische, päpstliche &c. — T., das zu Deutschland gehörende, rasch und doch besonnen vorwärts schreitend, hat ein, wegen seiner hohen Nützlichkeit ausgezeichnetes, Institut in dem österreichischen Lloyd (s. d.); zu den vorzüglichsten literarischen und Unterrichts- anstalten gehören: die Real- und nautische Schule, an welcher im Jahre 1817 von Kaiser Franz I. der erste Lehrstuhl für Erbauung von Handelsschiffen errichtet wurde; sie zählt 13 Professoren und Lehrer und besitzt ein reichhaltiges naturhistorisches und physikalisches Cabinet. Ferner sind hier: eine Mädchen- Hauptschule, eine Normalschule für katholische Jünglinge, eine andere Hauptschule für Katholiken, eine Hauptschule für Israeliten, eine Hand- werkerschule für Arme in der Wohlthätigkeitsanstalt, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, ein botanischer Garten, das Kabinet der Minerva (eine literarische Gesellschaft) mit einer ausgewählten Bibliothek und einem eigenen Jornale, dem „**Archeografo triestino**“, in welchem geographische und historische Abhandlungen über T. und Istrien erscheinen. Auch an Privat- sammlungen ist T. reich; von denselben sind aufzuführen: die werthvolle Bibliothek von De Rosetti, in der die verschiedenen Ausgaben sämmtlicher Werke Petrarca's und Aeneas Sylvius Piccolomini's (Pius II.) aufbewahrt werden; die Samm- lungen von Münzen und hetrurischen Vasen des Herrn Fontana; das Herbarium der Herren Biasoletto und Tommasini. — Obwohl der Boden um T. ziemlich unfruchtbar ist, wird doch der Fremde angenehm überrascht durch die schönen Umgebungen der Stadt, wo zahlreiche, herrliche Landhäuser, namentlich im Thale S. Giovanni, zwischen künstlichen, mit wonnigem Grün bedeckten Hügeln, Reben- gängen, Cypressen, Pinien, Feigen- und Granatbäumen liegen. Zu den interessan- teren Landhäusern gehören: die Villa Necker, früher Eigenthum von Hieronymus Bonaparte und die Villa Bacciocchi, welche in den Besitz von Murats Wittwe kam. **C. Arendts.**

Triglyph oder Dreischlitz nennt man in der Baukunst und zwar in der dorischen Säulenordnung eine Art Balkenköpfe oder hervortretende Tafeln, welche in der Mitte zwei herabhängende Vertiefungen (Schlitze) haben, an den Ecken aber abgekantet sind. Vgl. den Artikel Säulenordnung.

Trigonalzahlen, s. Polygonalzahlen.

Trigonometrie (Dreieckmessung), heißt derjenige Theil der Geometrie, welcher lehrt, wie man alle Triangel oder dreieckige Figuren nach ihren Winkeln u. Seiten vermessen soll. Sie zerfällt: 1) in die plane oder ebene, welche sich mit der Berechnung ebener Dreiecke beschäftigt; 2) in die sphärische, die sich mit der Berechnung der sphärischen Dreiecke abgibt; 3) in die sphäroidische, die sich mit Berechnung der sphäroidischen Dreiecke abgibt; 4) in die Polygonometrie, die aus den gegebenen Seiten u. Winkeln eines Vierecks, die übrigen durch Rechnung finden lehrt. Die Hülfswissenschaften der T. sind: Goniometrie (s. d.), Cyklome- trie, das ist, der Inbegriff der Formeln, welche die Relationen der Kreisbogen u. der ihnen zugehörigen geraden Linien darstellen u. Cyklotechnie, d. i. die Anwend- ung der cyklometrischen Formeln auf die numerische Berechnung der zu den Kreis

bogen gehörigen geraden Linien u. umgekehrt. — Trigonometrische Tafeln sind solche Tafeln, welche für alle Grade des Quadranten (s. d.) die Sinus, Cosinus, Tangenten, Cotangenten u. s. w., also die trigonometrischen Linien selbst, in einer bestimmten Anordnung enthalten, wobei der Halbmesser (Radius) gewöhnlich gleich der Einheit, oder auch gleich 10000000 angenommen worden ist. Solche trigonometrischen Tafeln findet man jetzt theils besonders, theils aber auch, und wohl am meisten, den verschiedenen Logarithmentafeln beigegeben. — Die T. verdankt ohne Zweifel ihren Ursprung der Astronomie (s. d.) und das Meiste, was man davon bei den Alten findet, betrifft die sphärische T. Im 11. Jahrhundert fingen die Araber an, der T. ihre jetzige Gestalt zu geben. Erst im 15. Jahrhunderte (1423) berechnete Purbach für die Sinus eine Tafel und sein Schüler Müller (Regimontanus) schrieb 1436 „de Triangulis" die erste vollständige ebene und sphärische T. Rhäticus führte zuerst Secanten ein und berechnete Sinus, Tangenten und Secanten. Auch haben sich Landsberg und Snellius um die T. verdient gemacht. Durch die Anwendungen der T. auf fast alle Theile der angewandten Mathematik lernte man sie immer mehr entwickeln. Die Analysis auf die T. angewendet findet man in den Lehrbüchern von Kästner, Karsten und Klügel.

Triller (ital. trillo), der schnelle und gleichmäßige Wechsel zweier nebeneinander liegenden Töne, ist in der Singkunst eine der angenehmsten, aber auch der schwierigsten Verzierungen, oft nur durch viele Uebung und Mühe zu erlernen, weshalb er auch für eine reine Naturgabe erklärt ist. Der T., behauptet man, war schon den Alten, doch wohl nur den Römern, unter der Benennung vibrare und vibrissare bekannt, wenn man nicht die, angeblich von Timotheus zur Zeit des Sophokles gemachte, von Aristophanes mit dem ἑι ἑιλίσσετε verspottete Erfindung, mehre Töne auf eine Sylbe singen zu lassen, gleichsam gewaltsam hieherziehen will. In der Bedeutung von trillern, oder die Stimme schnell und zitternd bewegen, erscheint vibrissare in den Fragmenten des Titinnius; im Plinius findet sich vor „sonus vibrans lusciniae" der trillelnde Schlag der Nachtigall. Damit ist freilich noch nicht die Existenz unsers heutigen T.s nachgewiesen; allein, da der T. an sich mehr von der Natur gegeben, als durch Kunst erworben wird, so mag immerhin die Erneuerung desselben dem G. Luca Conforti von Milet, welcher am 4. November 1491 als Sänger in die päpstliche Kapelle eintrat, zugeschrieben werden. — Der T. besteht wesentlich aus einem obern, höher liegenden, oder dem Hülfston und aus einem untern, dem Hauptton, die von einander um einen ganzen oder halben Ton entfernt sind. Der untere Ton trägt, nach dem gebräuchlichen Ausdruck, den T., der in der Notenschrift mit tr~~ angezeigt wird. Die Ausführung fängt bei dem einen oder andern, gewöhnlich aber, der größern Reinheit wegen, bei dem obern oder dem Hülfston an.

Trillmeister, hießen im Mittelalter und auch noch später, bis nach dem dreißigjährigen Kriege, diejenigen Kriegsleute, deren Geschäft es war, die junge Mannschaft im Gebrauche der Waffen und im Exerciren abzurichten. In der Schweiz hat sich die Benennung für die Exerzirmeister der Miliz noch bis in die neueste Zeit erhalten. Abzuleiten ist das Wort von Trillen, so viel als: sich um kleinliche Dinge bekümmern. Vgl. „die Trillkunst, das ist kriegsübliche Waffenhandlung der Mousquetire und Piquenire", Nürnberg 1664.

Trilogie (Dreidichtung), ist in Beziehung auf die alte griechische Tragödie eine Dreiheit von Tragödien, welche an einem Tage zur Aufführung gebracht wurde. Wurde noch ein Satyrspiel als viertes Stück hinzugefügt, so nannte man das Ganze eine Tetralogie (Vierdichtung). Der Scholiast des Aristophanes (ad ranas 1142) berichtet: „Die Didaskalien nennen die Orestias (des Aeschylus), nämlich den Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden und das Satyrspiel Proteus eine Tetralogie, Aristarchus und Apollonius nennen T., wenn kein Satyrspiel vorhanden ist. Letzteres ist wohl nur eine allgemeine Bemerkung, aus welcher kaum hervorgehen möchte, daß damit der Orestias das

Satyrspiel abgesprochen sei. Es handelte sich nur um eine Erklärung des Ausdrucks Triologia, im Gegensatz der von den Didaskalien genannten Tetralogia, woraus allerdings die Folgerung abzuleiten ist, daß die Griechen 3 Tragödien, auch ohne Satyrspiel, zur Aufführung gebracht haben. Die Dreiheit liegt schon in der Benennung T.; auch hatte ja Aeschylus 70 Tragödien und 5 Satyrspiele geschrieben, was in keinem Verhältniß stände, wenn immer 3 Tragödien, mit einem Satyrspiel hätten verbunden seyn müssen. Es ist nun zwar anerkannt, daß es zwei wesentlich verschiedene Tetralogien gegeben habe: solche, wo die drei, dem Satyrspiele vorausgehenden, Tragödien einen innern Zusammenhang haben und vereint ein großes Drama bilden; dann solche, wo die 3 Tragödien, außer dem Tage der Aufführung, Nichts mit einander gemein haben; allein hierauf läßt sich auch wohl nicht ein Unterschied zwischen T. und Tetralogie gründen, daß nämlich T. der Inbegriff dreier wesentlich zusammenhängender Tragödien zu einem künstlerischen Ganzen geordnet und die eigenthümliche Kunstform des Aeschylus sei, unter Tetralogie aber ausschließlich nur unzusammenhängende Stücke verstanden werden müßten. Was mit Grund zu behaupten ist, besteht nur etwa darin, daß zur Zeit des Aeschylus die T. oder Tetralogie im innern Zusammenhange die herrschende Form gewesen sei, von welcher Sophokles dadurch abwich, daß er nicht mit T.n oder Tetralogien, sondern mit einzelnen Tragödien den Wettkampf begann. Suidas sagt dies auch ausdrücklich unter dem Worte „Sophokles". Der Beweis aber, daß T.n und Tetralogien theils zusammenhängend waren, theils nicht, ergibt sich aus den vorhandenen Tragödien selbst, namentlich aus der Orestias des Aeschylus und den Tetralogien des Euripides, welcher, als Nachfolger des Sophokles, zu der alten Form zurückkehrte, ohne an eine innere Verbindung der Tragödien zu denken. Daß übrigens die Stücke einer T. und Tetralogie immer an Einem Tage aufgeführt wurden, ist als entschieden anzunehmen, weshalb denn auch jene Stelle des Diogenes Laertius (in vita Platon.), woselbst von einer vereinzelten Darstellung jener Stücke die Rede ist, an den ohnehin unrichtig angegebenen Festen, für untergeschoben erklärt ist. Wenn aber nach den Argumenten der Komödien des Aristophenes im Wettkampfe der Tragiker mit T.n und Tetralogien gewöhnlich drei Bewerber aufzutreten pflegten, so ergibt sich daraus die Vermuthung, daß die dramatische Festlichkeit auf mehre Tage wird vertheilt gewesen seyn. Vgl. auch G. Hermann, De compositione tetralogiarum, Leipzig 1819.

Trimberg, s. Hugo von T. Hugo 5).

Trimeter, Dreimesser, ein jeder aus 3 Füßen bestehende Vers. Hienach hat man einen trochäischen T. — ∪ — ∪ — ∪, einen jambischen ∪ — ∪ — ∪ — u. s. w. Letzterer, in drei Doppelfüßen dargestellt ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪̄ — ∪ —, ist die Versart der griechischen Tragödie und Komödie, auch in der Geschichte der jambischen Metren zuerst künstlerisch ausgebildet (vgl. Jambus). Zur epischen Erzählung aber wurde er von den Griechen nicht verwendet.

Trincavella, Victor, ein berühmter Arzt zu Venedig und gründlicher Kenner der griechischen Sprache, geboren 1496, studirte zu Padua u. Bologna u. ließ sich hierauf in Venedig nieder, wo er bei einer Epidemie, die die Insel Murano verheerte, sich so thätig erwies, daß er bald einer der beschäftigtesten und wohlhabendsten Aerzte wurde. 1551 versetzte ihn der Senat als Professor nach Padua, von wo er 1568 wieder nach Venedig zurückkehrte, aber noch in demselben Jahre starb. Er war ein großer Anhänger der arabischen Medizin, die er mit vielem Scharfsinne vertheidigte; indessen muß man von ihm anerkennen, daß er viel dazu beigetragen hat, die Dunkelheit in der Wissenschaft zu zerstören und der griechischen Medizin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: „Opera omnia" (Lyon 1586 u. 1592, 2 Bde., Fol.; Venedig 1599, 3 Bde., Fol.).

Trinidad, die südlichste und größte unter den kleinen Antillen (s. d.), mit 113 □ Meilen und 60,000 Einwohnern, von dem südamerikanischen Con-

tinente durch den Golf von Paria getrennt, gehört nicht zum Bergsystem der Antillen, sondern ist ein Bestandtheil des Festlandes von Südamerika. Die, auf der nördlichen Seite der Insel hinziehende Bergkette, welche sich bis zu 3000′ erhebt, ist eine Fortsetzung der Küstenkette von Venezuela; das Innere ist flach, die Südküste dagegen steigt wieder zu einer minder hohen Bergkette an. Nach Jamaika ist T. die größte britische Insel Westindiens und hat eine, wenn auch nicht gehörig ausgebreitete, günstige Lage vor den Mündungen des großen Orenoco-Stromes. Der ganze Golf Paria ist als ein großer guter Hafen zu betrachten, während auch T.s Westküste reich ist an Rheden, wie Port Royal und Port of Spain, mit der Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens. T. ist vulkanisch, Klima und Pflanzenreich sind tropisch. Die Stapelprodukte sind: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Rum, Cacao. Die weiße Bevölkerung spanischer Abkunft ist sehr gering gegen die farbige. Die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr. Die Verwaltung ist in so fern verschieden von den übrigen britisch-amerikanischen Kolonien, als der Gouverneur vollkommener Selbstherrscher ist. Die Rechtspflege wird nach spanischen Gesetzen verwaltet. Die Insel hat englische Garnison und Miliz. Die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben gleichen sich aus. Die katholische Bevölkerung hat einen apostolischen Vikar. — Die Insel kam 1796 aus dem Besitze der Spanier in den der Engländer. Br.

Trinität, Dreieinheit, Dreieinigkeit (welcher Ausdruck mehr sagt, als: Dreifaltigkeit, Triplicität), d. h. Einheit in Dreiheit und Dreiheit in Einheit. — Die geheimnißvolle, über menschliches Begreifen hinausgehende Lehre des Christenthums, daß in dem Einen göttlichen Wesen (οὐσία, essentia), oder in der Einen göttlichen Substanz (substantia) drei Personen (ὑποστάσεις, personae s. supposita), d. i. drei, als denkend und wollend, individuell für sich Bestehende subsistiren, welche nicht wesentlich, weder vom göttlichen Wesen, noch von einander, sondern nur persönlich, aber als Personen viel von einander verschieden sind. Ein Anderer (alius) ist (wenn gefragt wird: wer?) der Vater, ein Anderer der Sohn, ein Anderer der heil. Geist; aber Keiner derselben ist (wenn man gefragt wird: was ist der Eine und Andere?) ein anderer Gott. Die drei Personen, einander dem Wesen nach völlig gleich (ὁμοούσιοι, consubstantiales, nicht ὁμοιούσιοι, similes), so daß der Sohn gleich ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist mit dem Vater, der Geist dasselbe mit Vater und Sohn und die Eine Person dem Wesen nach, d. h., sofern sie Wesenheit u. Beständlichkeit hat, nicht jedoch dem persönlichen Unterschiede nach, ganz in der andern ist, (welches Verhältniß circuminsessio, d. i. das Ineinanderseyn, genannt zu werden pflegt). — Diese drei Personen, wird gelehrt, machen das absolute, einfache, untheilbare göttliche Wesen aus. Der Sohn, gleich ewig mit dem Vater, ist vom Vater nicht geschaffen, wohl aber aus seinem Wesen gezeugt (genitus, non factus); der Geist wird vom Vater und Sohne gehaucht (spiratus) u. geht so aus (procedit) von Beiden. — Diese Lehre, soweit sie dem Sohne die Wesenheit mit dem Vater vindicirt, wurde festgestellt auf dem Concil zu Nicäa, im Jahre 325, gegen Arius, der in einer Schrift, betitelt: „Thalia," die Meinung ausgesprochen hatte, Gott habe, um die Welt zu schaffen, den Sohn zuvor aus Nichts — ἐξ οὐκ ὄντων — erschaffen, und auch festgehalten gegen die Semiarianer (Eunomianer, oder Aëtianer, welche die Meinung vertheidigten, der Sohn sei dem Vater ὁμοιούσιος, d. h. dem Wesen nach ähnlich); — was sie vom Geiste enthält, das wurde kirchlich sanctionirt auf dem Concil zu Konstantinopel, im Jahre 381. Gegen den Macedonius und seine Anhänger, die sogenannten πνευματομάχοι, d. i. Bestreiter der Persönlichkeit des heil. Geistes, deren Axiom war: Spiritus S. est aut genitus aut non; si genitus: duo filii, si non: duo patres. Neutrum conceditur, tertium non datur; ergo Spiritus S. est vera vis, de qua scriptura s. tropice loquitur. Sie wollten sagen: erhält der heilige Geist persönliche Substanz, so wird er, wie der Sohn, gezeugt, d. h. es wird ihm das göttliche Wesen mitgetheilt; *es kommen also in die Dreieinigkeit* zwei Söhne und zwei Väter.

Die ganze Lehre ist weitläufiger erörtert worden von einzelnen griechischen un
lateinischen Kirchenvätern, z. B. von Basilius, Athanasius (orat. 2. contra Ari
anos); von Hilarius, de trin.; von Augustin, de trinit., der letztere will sie auc
philosophisch begründen. S. unten. — Wir merken hier Einiges an: 1) Ueber
den Ausdruck der Lehre und einzelne, darin zu unterscheidend
Begriffe. a) Person: Böthius, De duabis naturis Christi, definirt diese
Begriff: rationalis naturae individuae substantia, d. h. das, was als ein Indi
viduum, in untheilbarer Einzelheit, und zwar als vernünftiges Individuum, nich
als bloßes suppositum, wie das auch ein Nichtdenkendes seyn kann, für sich be
steht. — Die Griechen unterschieden Anfangs zwischen οὐσία und ὑπόστασι
nicht so genau, wie die Lateiner, als welche ὑπόστασις nicht durch substantia
sondern durch persona übersetzten u. also sagten: es sei in der Gottheit una sub
stantia s. essentia, nicht aber tres substantiae, während die orientalischen Katho
liken den Ausdruck: τρεῖς ὑποστάσεις beibehielten. Hieronymus sah sich soga
genöthigt, in einem Briefe an den Papst Damasus sich genauere Bestimmunge
in Betreff des Ausdrucks zu erbitten. — b) Der Vater wird principium filii
der Sohn oder das Wort principium de principio, Vater und Sohn principiu
spiritus sancti genannt; aber der Ausdruck causa wieder vermieden, wiewohl di
Griechen: Basilius, Gregor von Nazianz, Joh. von Damaskus u. A. auch da
Wort αἰτία gebraucht haben. Auch sagt man nicht, es seien in der Gotthei
zwei principiata. Die Lateiner sagen auch, daß der Vater den Sohn und Beid
den heiligen Geist produziren. c) Man sagt: es sind zwei processiones (so wi
zwei principia) im göttlichen Wesen — vier origines, nämlich: generati
activa und passiva, zwischen Vater und Sohn, und spiratio activa, als Tha
des Vaters und des Sohnes und passiva, das Gezeugtwerden, wodurch de
heil. Geist persönlich wird. — Vier relationes, Beziehungen, nämlich: aa
paternitas, Vaterschaft; bb) filiatio, Sohnschaft; cc) die spiratio activa, wodurc
Vater und Sohn nicht aufs Neue persönlich, sondern im Zeugungsakte zugleic
in Beziehung gesetzt werden zum heiligen Geiste, dessen Persönlichwerden dd) di
spiratio passiva ist. Generatio id. spiratio activa ist zugleich generati spirati
activa in Beziehung auf den heil. Geist. Es bleiben also, der vier Relationen un
geachtet, nur drei Personen. — Vier proprietates personales: innascibilita
ἀγεννησία, das Ungezeugtseyn des Vaters; paternitas, filiatio, das Gezeugtsey
oder die Sohnschaft; spiratio passiva, das Gehauchtseyn. — 2) Ueber da
Materielle und die Wahrheit der Lehre. — Die Lehre ist theils au
der heiligen Schrift geschöpft, theils mit Philosophie in Verbindung gebrach
a) Aus der Schrift wird bewiesen, α) vom Sohne, daß er aa) das Wor
λόγος, verbum, also etwas Geistiges, der göttlichen Intelligenz von Ewigke
Immanentes ist, Joh. 1, 1. Vergl. Prov. 8, 22., „der Herr hat mich gehab
nicht gemacht, wie die Arianer wollten, von Anbeginn, ehe er Etwas machte.
Sap. 7, 26. 27. 9, 4.; Joh. 8, 58. 6, 63. 17, 5. bb) Daß er gezeugt is
(P. 2, 7. 109, 3.) Joh. 1, 14. (der Eingeborene) und cc) daß er das Eben
bild Gottes ist, Heb. 1, 3.; Joh. 14, 9.; Kol. 1, 15. Diese Vorstellung such
ten insbesondere die frühesten Kirchenlehrer, Justinus M., Athenagoras, Tatian
Clem. Alex. zu erläutern, zu begründen. β) Vom Geiste: daß er aa) ein
Person sei, Joh. 14, 17. 26. 15, 26. 16, 13.; Röm. 8. 16. bb) Daß er Go
sei, 1. Kor. 3, 16. 6, 19.; Akt. 5, 4.; Matth. 28, 19.; 2. Kor. 13, 13. (1
Joh. 5, 7.). cc) Daß er ausgehe, Joh. 15, 26. — b) Aus der Vernunf
hat die Lehre verständlich zu machen gesucht insbesondere Augustin, nicht blo
in den Büchern „De trinitate“, sondern auch in anderen Schriften, z. B. „D
ordine, de vera religione“ u. a., dem er platonische Ideen eingewebt hat. Er sag
Alles, was ist, ist unum, verum (denkbar) bonum, sich mit sich einigend, gleich
sam sich liebend, daher auch die Harmonie, Ordnung oder Regelmäßigkeit de
Veränderungen in der Welt. Was ist, ist Eins durch die Form und durch die
Form mit seinem Sein verbunden. Wie diese Trias an den sämmtlichen Dinge

sich darstellt, obwohl die Einheit hier noch durch die Materie auseinander gehalten wird, so legt sie sich auseinander und einigt sie sich wieder in den geistigen Naturen: in diesen ist Seyn oder Kraft, sodann Denken, als Form, und endlich Wille oder Liebe. Dieser Trias ist die Einheit als Zweck gegeben; das höchste Seyn ist das Einfachste (Geistigste). Das Denken, die Logik, bezieht sich auf die Einheit. Das Wollen hat ebenfalls Einheit zum Gesetze — wonach auch die drei Wissenschaften: die Physik, Logik, Ethik, sich an einander ansetzen. Wir sehen also hier den Wiederschein der göttlichen Dreieinheit; auch in Gott ist Seyn, Erkennen, als Form des Seyns und ein Band zwischen Beiden, die Liebe oder der Geist. — Wie man sieht, hat man in dieser Exposition nicht blos Erläuterungen des Dogma aus der Vernunft, sondern die, in ein Philosophem gefaßte, spekulative Erklärung der Dreieinigkeitslehre, oder diese letztere sogar als Prinzip der Philosophie vor sich. Wir könnten dieser philosophischen Erklärung auch neuere, aus den neueren philosophischen Schulen, z. B. der Kantischen und Schelling'schen, an die Seite setzen, wenn wir nicht die Behauptung der Scholastiker unterschreiben müßten, daß die menschlische Vernunft, mit ihren Forschungen über Natur u. Geist, auf die christliche Dreieinigkeitslehre durch sich selbst nicht kommen könne. Sie kommt höchstens auf eine Triplicität (auf drei Verschiedene) und, wenn sie auch drei hat, so kann sie doch nicht verbürgen, daß diese lebendig sind. Nichts desto weniger ist β) auch die Kirchenlehre mit Spekulation versetzt. Sie betrachtet den Vater als absolute Macht, den Sohn als das Erkennen des Vaters, (das Wort), den Geist als die, Vater und Sohn vereinende Liebe. Es wird gelehrt: aa) Gott ist zwar wesentlich Intelligenz und Wille (dasselbe sind also alle drei Personen, eine wie die andere), aber als Vater erkennt Gott sich selbst und Alles, was in seinem Wesen enthalten ist (also auch die möglichen Dinge) mit der scientia necessaria (nicht libera, oder der scientia visionis), während er das Wort (die Urvernunft, den Logos) producirt und sein Erkennen gleichsam in den Sohn hinein erkennt. Das väterliche Erkennen ist sonach ein persönliches und personbildendes (erzeugendes) und die dadurch producirte Person haucht, in Gemeinschaft mit dem (ebenfalls hauchenden) Vater, den liebenden Geist, der mit den beiden anderen Personen den gleichen Antheil an der Gottheit hat. So wird denn das wesentliche, jeder der drei Personen zukommende, Erkennen und Wollen (Lieben) von dem hypostatischen und personbildenden unterschieden, zwar nicht realiter (dem Wesen nach), aber doch ratione (dem Begriffe nach). — Hieraus soll nun bb) noch manches Andere verständlich werden und zwar besonders Folgendes: αα) warum in der Gottheit nur zwei Processionen (die des Sohnes und die des Geistes) seien; zwei nämlich darum, weil die erste nach der Form des Verstandes, die zweite nach der Form des Willens erfolge; ββ) warum der Sohn als die zweite, der Geist als die dritte Person zu setzen sei; dieß hat nämlich darin seinen Grund, daß der Verstand dem Willen vorangeht. Weiter soll hieraus erhellen γγ) daß es nicht ganz schicklich sei, zu sagen, der Sohn werde aus der Natur des Vaters gezeugt, als ob der Vater passiv sei (was dem Irrthume der Aloger Vorschub thue); man müsse sich nämlich die Zeugung als einen geistigen Akt denken. Auch dürfe man nicht sagen, der Vater zeugt und Vater und Sohn spiriren mit freiem Willen, als ob der Wille das schaffende Princip wäre, sondern es sei zu sagen: sie thun es als Wollende (der Wille begleitet nur den Akt). Endlich soll sich hieraus δδ) ergeben, daß die lateinische Kirche mit Recht den Ausgang des Geistes nicht nur vom Vater, sondern auch von dem Sohne (filioque — ist zu dem „procedit ex patre" des Nicänischen Symbols hinzugesetzt in dem sogenannten Athanasianischen Symbolum) gegen die neueren Griechen (welche, das Athanas. Symb. als apokryphisch verwerfend, lehren: der Geist geht vom Vater aus durch den Sohn, per filium) behaupte. Denn der Wille geht vom Verstande aus und ist vom Verstande durchdrungen. (Beiläufig: die neuere Spekulation würde die *Liebe* oder *den Trieb — mithin den Geist* — nicht als das Dritte, sondern viel-

mehr als das Erste setzen. Man wird auch zugeben müssen, daß Wille u. Liebe nicht einerlei ist.) — Beiläufig: zuerst Theodoret behauptete, als er noch Nestorianer war, daß der Geist nur vom Vater ausgehe. Er ward vom Ephesinischen Concilium im Jahre 431 verdammt und, da er widerrief, vom Concilium zu Chalcedon im Jahre 451 wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen. Die Griechen separirten sich im Jahr 1050 unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, Michael Cärularius, von der lateinischen Kirche völlig, ungeachtet schon früher friedliche Ausgleichung mit ihnen von den Lateinern auf dem conc. Lateran. unter Innocenz III. und auf der Synode zu Lyon unter Gregor X. versucht worden war. Die lateinische Kirche behauptet, daß ihr, den Griechen entgegengesetztes, Dogma uralt sei — s. Tertull. contra Praxeam, nicht weit vom Anfange: „tertius est spiritus a deo et filio, sicut tertius a radice, frutex ex frutice etc. — Hilar. de Trinit. Ambros. de Spirit. s. 1, 10. August. de trinit. 4, 20. Chrysost. tom. 5. homil. 1. Cyrill. Alexandr. thesauri 13, 2.“ Einen exegetischen Beweis für das Dogma entlehnten die lateinischen Kirchenlehrer aus Joh. 16, 14: „Der Geist wird es aus dem Meinen nehmen und Euch verkündigen.“ Man folgerte: der Geist erhalte nach dieser Stelle sein Verkündigen, also sein Wissen und mithin, da in Gott Wissen und Seyn Eins sind, sein Seyn vom Sohne. (Neuere Exegeten sind darüber einverstanden, daß hier nur von einem, nach der Himmelfahrt Christi zu erwartenden, Verkündigen des heiligen Geistes u. dem dazu erforderlichen Ausgehen desselben vom Vater, also nicht von Akten vor der Weltschöpfung, oder von ewigen, vorzeitlichen Handlungen die Rede sei, daß übrigens der Ausdruck: er wird's von dem Meinen nehmen, soviel sagen wolle: er wird zu euerer Belehrung das benützen, was ich euch bereits gesagt, was ich in euch als Depositum niedergelegt habe.) γ) Entgegengesetzt der Kirchenlehre (und von der Kirche verworfen) sind aa) der Monotheismus, der Christo eine übermenschliche Persönlichkeit und dem Geiste die Persönlichkeit überhaupt abspricht. (Die Lehre des Hermogenes, Praxeas, Böthius, Sabellius, Paulus Samosat. Photin. Diese Männer finden in der Logoslehre des Evangelisten Johannes u. in der Rede vom πνεῦμα bloße Personification, ob sie gleich zugeben, daß Christus von Gott auferweckt und in den Himmel erhöht worden sei.) bb) Die Vorstellung, daß Christus zwar vor allen Geschöpfen existirt habe, aber von Gott erschaffen sei, (als die Erstgeborene aller Creaturen, d. h. der zuerst erschaffene, Col. 1, 15, der Gott unterworfen ist, 1. Cor. 15, 28), die Lehre des Arius. — Auch die Meinungen der neueren Trinitarier: Michael Servetus, Georg Blandrata, Valentin Gentilis, Jordanus Bruno, welche alle verbrannt (!) worden sind. δ) Die Richtigkeit der Dreieinigkeitslehre zu prüfen, maßen wir uns hier nicht an. Indessen, wenn sie geprüft werden sollte, käme es hier nicht darauf an, ob sie logische Widersprüche enthalte, oder nicht (die Einwürfe, z. B. aa) ob die Personen reell verschieden seyn können, ohne wesentlich verschieden zu seyn, bb) ob der Sohn als Person gezeugt; und als Gottwesen ungezeugt seyn könne u. dgl. haben schon die Scholastiker beseitigt. S. Adam Zanner: Theologia scholastica, tom. 1.), sondern β) darauf, ob sie exegetisch gegründet sei. Hier erinnern wir nur gegen neuere Zweifler: aa) daß alle Schriftsteller des N. T., sich stützend auf die Auferstehung Christi, Folgendes lehren: $\alpha\alpha$) Gott hat allein Unsterblichkeit. Wer das Leben in sich hat, ist der göttlichen Natur theilhaft, 1. Tim. 1, 17. 2. Petr. 1, 4. 1. Joh. 1, 2. Joh. 1, 4. Christus ist zuerst erstanden, theilhaft der göttlichen Natur vor Allen. $\beta\beta$) Einst soll der Tod vernichtet werden durch Christum. Ihm, dem zuerst Erstandenen, ist die Herrschaft über die künftige Welt, in der nur Leben seyn wird, gegeben. Er hat ein Reich, das der Endzweck der Schöpfung ist, Hebr. 2, 5. 1. 8; 1. Cor. 15, 28; Röm. 8, 21. $\gamma\gamma$) Wäre er auch geschaffen worden, so war er doch vor der Zeitlichkeit und stand an der Pforte der Zeitlichkeit. Er hat also immer vor der natürlichen *Wesenheit* von Gott Priorität vor allen Creaturen. Warum will man streiten, *ob er sie durch Zeugung*, oder durch Erschaffung von Gott erhalten habe? Wer

will ermessen, inwiefern Erhabenheit über allen Creaturen und Existenz vor der Welt göttliche Wesenheit sei, oder nicht? Verstehen wir besser, was die Erschaffung sei, als was die Zeugung? — bb) Müssen wir uns bei den Philosophen jede (naturphilosophische) Trinitätslehre, die nicht die neutestamentliche ist, verbitten, wenn sie uns statt jener etwas Besseres bieten will. Endlich müssen wir cc) in Beziehung auf Religionslehre erinnern, daß es für den Christenthumsbekenner nicht die Hauptsache ist, das Dogma in's Gedächtniß zu fassen (historisch), sondern dieß, daß er die Realität und Wirksamkeit Derer glaube, die im Dogma als Persönlichkeiten genannt sind, um im Tode Christi die Liebe Gottes zu erkennen und, von Gegenliebe zu Gott beseelt, sich mit gottbegeistertem Geiste dem Ueberirdischen zuzuwenden. Dr. Wilke.

Trinitarier heißen die Glieder des, von zwei Einsiedlern, Johann von Matha und Felix von Valois, in der Provence 1198 gestifteten und von Innocenz III. bestätigten Ordens von der heiligen Dreieinigkeit (ordo sanctae trinitatis) genannt, welcher, neben den gewöhnlichen Klostergelübden nach Augustin's Regel, sich namentlich auch zur Loskaufung armer Gefangener in Kreuzzügen und den mauretanischen Kriegen verpflichtete; daher die T. auch Fratres de redemptione captivorum heißen. Die Ordensbekleidung war ein weißer Rock, welchen ein rothes und blaues Kreuz zierte. Damit die Ordensbrüder nicht von ihrem wohlthätigen Zwecke abwichen, bestimmte die Regel ausdrücklich, daß ein Drittheil der gesammten Ordenseinkünfte zur Loskaufung von Christensklaven angewendet werden sollte. Der rüstige Muth, mit welchem der neue Orden, dem sich schon 1201 auch weibliche Klöster beigesellten, ans Werk ging, forderte nicht nur Alle, die nicht selbst in den Orden traten, auf, ihr Schärflein beizutragen und im schönen Wetteifer nach Kräften beizusteuern, sondern Männer von hohen Verdiensten und ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung bewarben sich sogar um die Aufnahme in diese Brüdergemeinschaft. Frankreich, welches auf den Ruhm, dem Orden das Dasein gegeben zu haben, auch das Recht gründete, ihm nach eigener Wahl einen General zu geben und das christliche Spanien, welches bei seinen steten Kämpfen mit den Sarazenen durch eine solche Anstalt nur gewinnen konnte, wendeten den unermüdlichen Mönchen ihre besondere Vorliebe zu; aber auch in England, Deutschland, Italien, Portugal, Ungarn und Polen, selbst in Amerika wurden Trinitarierklöster gestiftet und im 18. Jahrhundert besaß der Orden, mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Reformen in Spanien gestifteten u. seit 1636 unter einem eigenen Generale stehenden Trinitarier-Barfüßer, in Europa 300 Klöster. In 437 Jahren (bis 1635) hat derselbe 30,720 Sklaven losgekauft. Doch, mit der Zeit erkaltete auch dieser fromme Eifer und da die erste Begeisterung für den ursprünglichen Zweck nie wiederkehrte, so mußten alle neueren Satzungen unwirksam bleiben. In Spanien und Portugal, wo die T., außer Amerika, noch die meisten Klöster hatten, hat auch sie das allgemeine Loos der geistlichen Orden getroffen.

Trinken ist die Aufnahme einer größern Masse Flüssigkeit auf einmal; dies geschieht auf drei verschiedene Arten. Als Schlürfen, nach Art des Saugens der niederen Thiere, durch Einathmen, indem die, auf eine enge Spalte aneinander geschlossenen, Lippen an die Oberfläche des Wassers gehalten, oder in dasselbe eingetaucht werden; wie z. B. bei den Einhufern, Wiederkäuern und Schweinen. Als Eingießen, dies geschieht, indem die Flüßigkeit entweder durch ihre Schwere in den Mund herabfließt, wie bei den Vögeln, welche den eingetauchten und an seiner Spitze gefüllten Schnabel in die Höhe halten, um dadurch die Flüssigkeit zurückfließen zu lassen, oder durch einen treibenden Körper hineingeworfen wird, nach Art der Fleischfresser und Affen, welche die herausgestreckte und ausgebreitete Zunge eintauchen, an der Spitze umbeugen und mit der geschöpften Flüssigkeit schnell in die Mundhöhle zurückziehen. Als Mittel zwischen Schlürfen und Eingießen, unter dem Beigebrauche eines besondern Werkzeuges — *der hohlen Hand oder eines Geschirres* — die Trinkweise des Men-

schen, welche dadurch geschieht, daß derselbe die Unterlippe an das Geschirr, die Oberlippe an die Oberfläche der Flüssigkeit legt und dann mit zurückgezogener Zunge eine Athmungsbewegung macht, worauf sich die theils eingegossene, theils eingesogene Flüssigkeit in der, durch die aufgestiegene Zungenwurzel u. das herabgezogene Gaumensegel nach hinten abgeschlossenen, Mundhöhle sammelt und endlich verschluckt wird. Ueber Trinkbedürfniß, sowie über Qualität und Quantität der natürlichen und künstlichen Getränke handeln die Artikel „Durst und Getränke." *μ.*

Trio, ein Instrumentalstück mit drei wesentlichen, d. i. obligaten Stimmen, das eigentliche Concertant-T.; dann aber auch mit zwei Hauptstimmen und der Baßbegleitung, oder mit einer Hauptstimme und zwei begleitenden Stimmen, mitunter Sonate a tre genannt; endlich bei einer Mennuett der sonst dreistimmig gesetzte, mit dem ersten Theil derselben abwechselnde und entsprechende Satz, die sogenannte Menuetto alternativo oder secondo. Früher hatte man, nach Verschiedenheit des Styls, Kirchen- und Kammer-T.s. Vgl. Terzett.

Triole, eine Notenfigur, in welcher drei Noten gleicher Gattung nur den Zeitwerth von zwei dergleichen Noten haben. Das Verhältniß ist also wie 3 zu 2, z. B. 3 Achtel statt 2 Achtel auf 1 Viertel. In der Ausführung der T., welche gewöhnlich mit 3 bezeichnet wird, fällt der Accent immer auf den ersten Schlag, oder die erste Note, und die andere werden sanft nachgezogen.

Triolet, eine Reimform der alten französischen Poesie, die seit 1649 wieder in Aufnahme kam. Als ein abgekürztes Rondeau besteht das T. aus acht, zuweilen neun Versen, deren erster, vierter und siebenter nur ein Vers sind, so daß derselbe dreimal gehört wird. Von dieser dreifachen Wiederholung stammt die Benennung. Diese lyrische Form paßt vorzugsweise für das Tändelnde, Naive u. Scherzhafte und ist auch von deutschen Dichtern benützt. Vgl. Fr. Raßmann, Sammlung triolettischer Spiele, Leipzig 1817.

Tripel, eine zum Poliren dienende Mineralmasse, wird derb in Lagern, zuweilen in sphäroidischen Stücken, von unvollkommen schiefriger Struktur im Großen, erdig im Bruche, von geringem Gewichte, asch- und gelblich-grauen Farben, etwas rauh und mager anzufühlen und ohne Glanz gefunden. Sie haftet nicht an der Zunge. Größtentheils enthält sie Kieselerde (80 Prozent und mehr), Eisenoxyd, Schwefelsäure, Thonerde u. Wasser. Bekannt ist der T. von Ronneburg, der aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Frankreich.

Triplik heißt im rechtlichen Verfahren, da, wo dasselbe schriftlich ist, die dritte Schrift des Klägers, im mündlichen der dritte Satz. Eigentlich sollen, nach dem gemeinen Prozesse, jedem Theile nur zwei solche Exposé's zustehen: dem Kläger die Provokation oder Klage u. die Replik, dem Beklagten Einlassung mit den Exceptionen u. dann die Duplik (s. dd.). Gründe bestimmen, daß der dann erfolgende Aktenbeschluß aufgehoben und die Fortsetzung verstattet wird. Diese venia triplicandi für den Kläger schließt die venia quadruplicandi für den Beklagten in sich, weil dieser das letzte Wort haben muß. Manche Prozeßordnungen bestimmen, daß jedes Verfahren, mindestens in erster Instanz, in drei abwechselnden Schriften oder Sätzen von jeder Partei vollendet werden soll; dann braucht der Kläger um die Erlaubniß, eine T. einzubringen, nicht besonders zu bitten.

Tripoden, s. Dreifuß.

Tripoli, einer der Barbareskenstaaten Afrika's, gränzt gegen Osten an Aegypten, gegen Süden an die Sahara, im Westen an Tunis, gegen Norden an das mittelländische Meer. Es ist ein langgestrecktes, schmales Küstenland, an manchen Stellen kaum 15 Meilen breit. Flächeninhalt 8000 Meilen, Einwohnerzahl 1,500,000. Größtentheils eben, wird T. nur von den östlichen, niedrigen Ausläufern des Atlas berührt, den Harudsch- und Guriangebirgen, deren höchste Spitze der Tekout, nicht über 1500′ erreicht. An der ägyptischen Gränze liegt das Hochland Barka. Das Meer bildet an der Küste die *große Syrte* oder den Busen von Sydede. Die Binnengewässer erheben sich

über den Rang unbedeutender Küstenflüsse. Das Klima wird als ziemlich
ißigt und gesund geschildert. Vom Anfange des Mai bis zu Ende Oktobers
ie Witterung trocken; nur durch Thau wird während dieser Zeit der Boden
ucht. Im sogenannten Winter, vom Oktober bis Mai, regnet es stark und
Gewächse gedeihen. Der Boden ist an der Küste zumeist sandig und daher
ig fruchtbar. Weiter landeinwärts wird er besser und bringt so viele Früchte
or, als die Bevölkerung bedarf. Im Süden ist T. nicht scharf von der
te abgetrennt und diese tritt an manchen Ort tief in's Land herein. Die
tigsten Erzeugnisse des Pflanzenreiches sind Getreide, Südfrüchte, vornehmlich
teln und Oliven, Galläpfel, Sennesblätter, Safran, Lotusbohnen. Die
na ist reich an vortrefflichen Pferden, Eseln und Büffeln (Bubal), feinwolli-
Schafen, Kameelen, wilden Bienen, doch auch an schädlichen Thieren, als
en, Panthern, Hyänen, Goldwölfen, Raubvögeln, Schlangen, Skorpionen,
schrecken u. a. In den Wüsten kommt der Strauß häufig vor. Die Schätze
Mineralreiches sind noch wenig erschlossen, doch findet man in den Seen
Sümpfen an der Küste eine Menge Salz. — Die Ureinwohner von T. sind
Berbern, hier Ademser genannt, welche überhaupt den Kern der Bevölkerung
er ganzen Berberei bilden. Sie und die Beduinen (diese theilweise Noma-
) leben zumeist auf dem Lande und treiben Ackerbau und Viehzucht, während
Mauren und Juden in den Städten wohnen, Handel und Gewerbe pflegend.
Türken sind nicht sehr zahlreich, bilden aber den Beamten- und Soldaten-
d und haben daher die ganze Macht in Händen. In der Stadt Tripoli
t man auch Europäer, die daselbst größere Freiheit haben, als in den übrigen
aten der Berberei. Außer ihnen u. den Juden bekennt sich die ganze übrige
ölkerung zum Islam. Die Tripolitaner sind zufolge ihres häufigen Verkehrs
den europäischen Völkern unter allen Bewohnern der Berberei in der Civili-
n am weitesten vorgeschritten. Den Landbau haben sie allerdings noch nicht
tionneller Weise los, aber in den technischen Gewerben stehen sie verhältniß-
ig auf einer ziemlich hohen Stufe. Sie verfertigen gute Stoffe aus Wolle,
mwolle und Seide, Leder, Metallwaaren, besonders Waffen ꝛc. Hauptbe-
ftigung aber ist der Handel, vornehmlich der Karawanenhandel, welcher aus
Innern Afrika's Straußfedern, Elfenbein, Gold, Gummi, Sklaven herbei-
ft und hinwieder die Oasen der großen Wüste und die Länder im Sudan
europäischen Manufakturwaaren und Kriegsgeräthen versorgt. Von den
en Produkten werden ausgeführt: Weizen, Lotusbohnen, Safran, Oel,
ve, Schlachtvieh, Häute, Wolle, gesalzene Butter und Salz. — T. ist ein
llenstaat des osmanischen Reiches, mit einem Pascha an der Spitze, welchem
erathender Divan zur Seite steht. Diese Körperschaft hindert übrigens den
ha durchaus nicht, so despotisch zu regieren, als er will, wenn er nur die
ressen ihrer Mitglieder und der türkischen Miliz nicht verletzt. Die einzelnen
vinzen werden von Bey's verwaltet, die der Pascha einsetzt. Die Einkünfte
t man zu 300,000 Thlr. Das Landheer besteht aus 3000 Mann türkischer
daten, kann aber durch Aufgebot in Kriegszeiten auf 50,000 Mann gebracht
en. Die Seemacht beschränkt sich auf einige kleine Kriegsfahrzeuge. Ab-
ig von T. sind die Oasenlandschaften Fezzan, Gadames, das dattel-
e Augila und das Hochland Barka. — Die Hauptstadt Tripoli, von
Türken Tarables genannt, liegt auf einer Landzunge am mittelländischen
e; sie ist von Mauern und Basteien umschlossen, weitläufig erbaut, indem
ne Meile im Umfange hält, aber nicht stark bevölkert (25,000 Einwohner).
Häuser, welche von Ferne einen hübschen Anblick gewähren, sind in der
e betrachtet niedrig, düster und schmutzig. Der Pascha bewohnt ein großes,
igtes Schloß, welches in einzelnen Theilen schön gebaut ist. Die Stadt hat
Moscheen, ein Kapuzinerkloster mit Hospital für kranke Sklaven, 3 Synago-
mehre Bazars, Karavanserais und öffentliche Bäder, 3 europäische Gasthöfe.
schöne halbmondförmige Hafen wird auf der einen Seite von einem Fort,

auf der andern von Felsen geschützt. Die Einwohner, unter welchen sich 200 Katholiken, meist Malteser, und 2000 Juden befinden, sind gewerbfleißig und tre ben lebhaften Handel. T. ist ein Hauptstapelplatz für den Verkehr zwischen de Innern Afrika's und Europa's. An die alten Herren des Landes erinnern no die Ueberbleisel mehrer römischen Gebäude, unter andern ein Triumphbogen. D nächste Umgebung der Stadt ist sehr fruchtbar und mit Landhäusern und Gärt bedeckt. — Geschichte. Der westliche Theil von T., mit der ursprüngli phönizischen Pflanzstadt Großleptis u. a. gehörte zu Karthago, im östliche Theile war schon seit dem 7. Jahrhunderte v. Chr. eine blühende griechische K lonie, Cyrene, entstanden und nachmals ein selbstständiges Reich geworde Bekanntlich fiel im Laufe der Zeit ganz Nordafrika unter die Botmäßigkeit d Römer, welche das Land nach ihrer Weise organisirten. Die Gebiete der Städ Großleptis, Sabrata und Oea schmolzen sie in die Provinz Tripolitana regi zusammen. Im 5. Jahrhunderte n. Chr. gründeten die Vandalen in der heutige Berberei ein Reich, welches im J. 533 durch Belisar dem griechischen Kaiser thume unterworfen wurde. Im 7. Jahrhunderte gelangten die Araber in de Besitz des ganzen nördlichen Afrika. Die Berberei wurde von einem Statthalte verwaltet, welcher seinen Sitz in Kairwan, 12 Meilen südlich von Tunis, hatt Nach dem Verfalle des Chalifats bildeten sich in der Berberei selbstständig Staaten, welcher sich seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts, mit Ausnahm Marokko's, allmählich die Türken bemächtigten. T., das längere Zeit zu Tuni gehört hatte, empörte sich zu Ende des 15. Jahrhunderts und setzte einen eigene Scheich ein. Dieser wurde 1509 von den Spaniern vertrieben, welcher da Land durch Statthalter regierten. 1551 wurde es ihnen durch den türkische Seeräuber Dragut entrissen und unter die Oberhoheit der Pforte gebracht. J doch herrschten die Pascha's, und seit 1710 die von den Soldaten gewählte Dey's fast unumschränkt, und die Verbindung mit dem Sultan ward imme lockerer, so daß man zuletzt T. als in der That ganz unabhängig betrachte konnte. Die Seeräuberei war lange die Erwerbsquelle der Einwohner und stört den Handel aller Nationen. Um sich gegen Anfälle auf ihre Schiffe zu schütze zahlten die christlichen Mächte dem Dey einen jährlichen Tribut, welches d Geringfügigkeit der tripolitanischen Seemacht gegenüber nur dadurch erklärli ist, daß jede zur Züchtigung des Raubstaates ausgerüstete Expedition das Hun dertfache des Tributes gekostet haben würde. In letzter Zeit herrschte das Hau Karamanli ein Jahrhundert hindurch ununterbrochen über T. Als aber der De Sidi Jussuf, durch seine englischen Gläubiger gedrängt, deren Foderungen vo dem Konsul Warrington nachdrücklich unterstützt wurden, sich mit Erpressunge zu helfen suchte, kam es 1835 zu einem Aufstande, der den alten Jussuf nöthigt zu Gunsten seines Sohnes Sidi Ali abzudanken. Auch unter diesem dauerte d Empörung fort u. der neue Dey wendete sich deshalb um Hilfe an den Sulta Im Mai des genannten Jahres erschien eine türkische Flotte mit 4500 Man am Bord vor T. Sidi Ali begab sich auf das Admiralschiff, wurde aber do als Gefangener zurückbehalten, während der türkische Befehlshaber erklärte, da er beauftragt sei, die Regierung zu übernehmen. Die noch vor der Stadt la ernden aufständischen Beduinen wurden sogleich überfallen und geschlagen und setzte sich der Pascha auf seinem Posten in T. fest, welches seitdem wieder e türkisches Ejalet ist. Die Pforte blieb jedoch in ihrer Herrschaft nicht unang fochten, denn die Araber erhoben sich mehrmals gegen sie, am drohendsten 184 unter der Leitung des Scheichs Abdel-Dschelil, eines Verwandten der Dynast Karamanli. Askar Ali, der damalige Pascha, wandte gegen diesen gefährlich Gegner die gewöhnliche Waffe der türkischen Politik, die Hinterlist, an, lockte ih durch falsche Versprechungen nach T. und ließ ihn dort sammt seinem Brud hinrichten. Auch Ali's Nachfolger, Mehemed Pascha, gebrauchte, die Unterwe fung zu erzwingen, die blutigsten Mittel, und unter dem Schwerte seiner Henk fielen an Einem Tage die Köpfe von 72 arabischen Scheichs. Diese furchtba

Hinrichtung verbreitete Schrecken im ganzen Lande, und es beugte sich zitternd unter das Joch des Despoten. mD.

Tripolizza, Hauptstadt des griechischen Nomos Arkadien, wahrscheinlich das Tripolis der Alten und aus den Ruinen der alten Städte Megalopolis, Mantinea, Tegea und Pallantium entstanden, war einst die Hauptstadt von ganz Morea (s. d.), bis zum griechischen Freiheitskampfe mit Mauern und Festungswerken umgeben und hatte damals an 15,000 Einwohner, welche lebhaften Handel mit Landesprodukten trieben. Als 1821 die Stadt, welche damals von den Türken und Albanesen besetzt war, durch die Griechen erstürmt und eingenommen wurde, ward sie beinahe ganz zerstört, doch bald wieder aufgebaut. Ibrahim Pascha (s. d.), der die Stadt 1825 einnahm, verließ dieselbe im Jahre 1828 als einen Trümmerhaufen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Einwohner ungefähr 8000. — Die Umgegend, eine weite, wellenförmige Ebene, entspricht noch jetzt den Schilderungen, welche die alten Schriftsteller von den herrlichen Thälern Arkadiens machen.

Triptolemus, Sohn des Königs Keleus, ein Günstling der Ceres (s. d.), den diese in ihren Mysterien unterrichtete, den sie den Ackerbau lehrte, mit einem Drachenwagen beschenkte und ihn, so ausgerüstet, durch die ganze Welt schickte, um sie mit den Segnungen der Kultur des Bodens bekannt zu machen. Unter steten Gefahren vollzog er seine Sendung, ward aber auch dafür von Ceres in Allem auf das Thätigste unterstützt, aus den drohendsten Gefahren gerettet und endlich an den Himmel versetzt, wo man ihn im Ophiuchos sehen will. An mehren Orten hatte er Altäre, in Eleusis selbst einen Tempel.

Triremen, Dreiruderer, waren Schiffe mit drei Ruderbänken, welche Art von Schiffen die Alten vorzüglich zu Kriegsschiffen gebrauchten. Sie waren von länglicher Gestalt, wurden theils durch Ruder, theils durch Segel in Bewegung gesetzt, zwar schon bei den Phönitzern gebräuchlich, ihre Erfindung jedoch unter den Griechen den Korinthern zugeschrieben. Von anderen Schiffen unterschieden sie sich darin, daß sie statt eiserner Nägel eherne hatten, wodurch sie dauerhafter wurden, indem das Erz auch im Wasser nicht so leicht vom Roste angegriffen wird.

Trismegistos, s. Hermes Trismegistos.

Trismus, s. Starrkrampf.

Trissino, Giovanni Giorgio, ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Vicenza den 7. Juli 1478, aus einem alten Geschlechte, ging in seinem 24. Jahre nach Rom, wurde von Leo X. als Gesandter an Kaiser Maximilian geschickt u. war unter Clemens VII. Nuntius am Hofe Karl's V. u. bei der Republik Venedig. Kaiser Karl V. ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes. Er starb 1550 zu Rom. Man hat von ihm: Le sei divisioni della Poetica, Vicenza 1580, 4.; La Italia liberata da' Gotti, ein episches Gedicht in 27 Gesängen, worin er die Befreiung Italiens von den Gothen durch Belisarius unter der Regierung des Kaisers Justinian besingt, was ihm den meisten Ruhm erworben hat. Er nahm sich dabei den Homer zum Muster, ohne jedoch gar zu sklavischer Nachahmer desselben zu werden. Auch liebte er die Baukunst sehr und gab dem berühmten Palladio sehr gute Rathschläge. Auch erfand er die freien Verse, Versi sciolti, und ist Verfasser des ersten regelmäßigen Trauerspieles der Italiener: La Sofonisba, 1524, 4., das nach dem Muster des griechischen Theaters geschrieben ist und Chöre hat. Maffei gab 1729 seine sämmtlichen Schriften zu Verona in zwei Foliobänden heraus, wobei seine Lebensbeschreibung sich befindet. Ausgaben des epischen Gedichtes, Venedig 1547 u. 1558, 3 Thle. (selten); 1729 wurde es zu Paris in drei Oktavbänden aufgelegt.

Tristan und Isolde sind die Hauptpersonen einer, zum Sagenkreise der Tafelrunde (s. d.) gehörenden, die verzehrende Liebesglut der irdischen, sinnlichen Liebe schildernden, romantischen Erzählung des Mittelalters, die zuerst ein englischer Dichter, Thomas Erceldaune (herausg. von W. Scott, 2. Aufl. Edinb.

1806), dann ein französischer Dichter, der Ritter Luce, bearbeitete. Das Gedicht des letztern vollendete Helie de Borron (älteste Ausg. Rouen 1489, neueste Paris 1799). Am besten ist die poetische Bearbeitung von dem deutschen Dichter Gottfried von Straßburg (s. d.). Vergl. Mone, Die Sage von T. u. J., Heidelb. 1822.

Tristan d'Acunha, s. Erfrischungsinseln.

Tristram Shandy, s. Sterne.

Tritheim (lat. Trithemius), Johann von, mit seinem eigentlichen Namen Heidenberg, geboren in dem Dorfe Trittenheim im Trierischen 1462, studirte zu Trier und Heidelberg, trat in der Abtei Sponheim in den Benediktinerorden, wurde daselbst 1483 Abt, legte aber diese Stelle, wegen der Widerspenstigkeit seiner Mönche, nach 23 Jahren nieder, wurde Abt im Kloster St. Jakob in einer Vorstadt von Würzburg und starb daselbst 16. Dezember 1516. T. war Theolog, Philosoph, Mathematiker, Geschichtsschreiber und Dichter von großer literarischer Thätigkeit und, wegen seiner vertrauten Bekanntschaft mit den „schwarzen Geheimnissen", der Zauberei bezüchtigt. Unter seinen vielen Schriften sind die historischen durch Reichthum an Materialien und die Briefe am schätzbarsten. De luminaribus Germaniae, Utrecht 1495, Mainz 1497, Fol.; De laudibus scriptorum manualium, ebd. 1494; De script. eccles., Basel 1494, Fol., Paris 1497; Opp. hist. herausg. von Freher, Frankfurt 1610, 2 Bde., Fol.; Opp. spiritualia in unum vol. redacta a I. Busaeo, Mainz 1605, Fol.; I. Busaei Paralipomena, ebd. 1605.

Tritheiten hießen in der christlichen Kirche Irrlehrer, welche annahmen, daß jede Person der Trinität eine besondere individuelle Substanz, ein besonderes Wesen sei, also drei Gottheiten statuirten. Des Tritheismus wurden namentlich der Syrer Askusnages und sein Schüler Philoponus im 7. Jahrhunderte beschuldigt. Letzterer erklärte namentlich in seiner Schrift: „Περὶ τῆς ἁγίας τριάδος" den Namen Gott für den, den drei Personen gemeinsamen, Gattungsbegriff und die drei Personen für die drei Substanzen, die durch gemeinsame Theilnahme an der Einen göttlichen Wesenheit unter sich verbunden wären. Sein Gegner war der Bischof Damianus in Alexandrien, welcher nur der Einen Gottheit persönliche Substantialität zuschrieb, die drei Personen aber für bloße Wirkungsweisen erklärte.

Triton, Sohn des Okeanos und der Thetys, oder des Neptun und der Aphrodite, einer der berühmtesten Meergötter, besonders ein Diener, eine Art Herold des Poseidon; er half den Göttern bei dem Kriege wider die Giganten und ward deshalb zum Nächsten nach Poseidon erhoben, in dessen Gesellschaft der Herrscher immer ist. Seine Bildung ist eigentlich ganz der der Giganten gleich; er ward von Oben herab bis zu den Beinen in menschlicher Gestalt vorgestellt, die Schenkel aber, statt in Kneee, Waden und Füße überzugehen, verlaufen sich in Schlangenschweife, welche geeignet sind, ihm mit großer Schnelligkeit durch die Gewässer zu helfen.

Triumph, der, war die größte öffentliche Belohnung der römischen Heerführer, die entweder zu Lande oder zu Wasser einen wichtigen Sieg erfochten hatten, eine Feierlichkeit, die schon unter den spätern römischen Königen üblich war und von Tarquinius Priscus aus dem Etrurien eingeführt worden seyn soll. Indessen konnten nur Diejenigen zu dieser Ehre gelangen, welche Consuln, Diktatoren und Prätoren waren oder gewesen waren, den Proconsuln hingegen wurde sie schon nicht gestattet. In den späteren Zeiten machte man jedoch hievon öftere Ausnahmen. Auch mußte der, welcher auf einen T. Anspruch machen wollte, nicht blos Anführer, sondern Oberbefehlshaber des Heeres gewesen u. der Sieg in der, dem Consul oder Prätor angewiesenen, Provinz erfochten seyn. Dabei kam auch die Erheblichkeit des Feldzuges und des Sieges und der Vortheil desselben für den Staat in Betracht und endlich mußte der Feldherr das Kriegsheer mit sich zurückgeführt haben, damit es an der Ehre seines T.s Theil nehmen u. ihn dabei begleiten konnte. War nur eine verlorne Provinz wieder erobert, so wurde

e dafür ein T. bewilligt. — Die erste Feierlichkeit, welche man nach einem
iege in Rom ausstellte, waren Dankfeste oder Supplicationen, dann
ußte der Feldherr um Gestattung eines T.s beim Senat anhalten und dieser
n bewilligen. Oft jedoch erhielt er diese Erlaubniß, wider Willen des Senats,
on den Volkstribunen. Diese letzteren trugen bei solcher Gelegenheit allemal
im Volk auf ein Gesetz an, daß dem Sieger am Tage seines T.s der Heer-
fehl (imperium) in der Stadt zugestanden würde. Der Mißbrauch dieser öffent-
chen Ehre veranlaßte indeß im Jahr Roms 691 (63 vor Christi Geburt) ein
sonderes Gesetz (lex triumphalis Porcia), daß sie Keinem gestattet seyn sollte,
gen den nicht wenigstens 5000 Feinde in der Schlacht gefallen wären.
brigens durfte der triumphirende Feldherr nicht eher, als am Tage seines Siegs-
pränges, in die Stadt kommen und sein vorläufiges Gesuch an den Senat ge-
hah außer der Stadt, im Tempel der Bellona. Die Kosten der Feierlichkeiten
urden gewöhnlich aus dem öffentlichen Schatz genommen, nur dann nicht, wenn
r Sieger, ohne Genehmigung des Senats, auf dem albanischen Berge seinen
. hielt und diese Kosten waren sehr ansehnlich. Kurz vor dem T. pflegte der
ldherr seine Krieger und Andere zu beschenken. Dem Triumphirenden ging der
enat bis an das Thor entgegen, in welches er einzog. Die Ordnung des
uges war nicht immer die nämliche. Der Sieger saß auf einem hohen Wa-
n, von vier weißen Pferden gezogen, in Purpur und mit einem Lorbeerkranz.
anz voran gingen gewöhnlich die Lictoren und obrigkeitlichen Personen, ihnen
lgten die Trompeter, die Opferthiere, die zur Schau getragene Beute, auch Ab-
dungen der eroberten Länder, die Waffen der Besiegten, ihre Wagen, die be-
ungenen Fürsten oder Heerführer und andere Kriegsgefangene; sodann der Sie-
r selbst und sein zahlreiches Gefolge, welches theils in seinen Anverwandten,
sonders aber in dem ganzen, regelmäßig aufziehenden, Kriegsheere bestand. Der
ug ging, unter beständigem Freudengeschrei, durch die ganze Stadt auf das Ca-
tol, wo die Opfer geschlachtet wurden und ein Theil der Beute den Göttern
weiht wurde. Dann folgten Gastmahle, öffentliche Lustbarkeiten u. Schauspiele.
ehr oft dauerten die T.e mehre Tage nach einander, Pracht, Aufwand und
chwelgerei wurden dabei immer größer und die ganze Sitte ward durch ihre
oftmalige Wiederkehr u. durch die Mißbräuche einiger Kaiser zuletzt gemein u. ver-
ttlich. Den ersten See-T. (triumphus navalis) hielt der Consul C. Duillius nach
nem, im J. Roms 493 (261 v. Chr.) über die Karthager erfochtenen, Siege. — Min-
: feierlich, als ein T., war die Ovation (s. d.) und von jenem besonders dar-
verschieden, daß der Sieger nicht auf einem Wagen, sondern zu Fuß oder zu
erde seinen Einzug hielt und nicht mit der Trabea, sondern nur mit der Prae-
xta bekleidet war. Von den triumphirenden Feldherren wurde auf dem Capi-
. ein Stier, von den ovirenden hingegen nur ein Schaf (ovis) geopfert; ein
nstand, von dem die ganze Feierlichkeit benannt zu seyn scheint. Auch der
hon erwähnte T. auf dem albanischen Berge war minder feierlich und
urde zuweilen nur von solchen gehalten, denen ein förmlicher Siegszug durch
e Stadt selbst nicht war bewilligt worden und denen nur eine Ovation zu-
standen war, die sie dann auf jenen T. außer der Stadt folgen ließen. Die
ebräuche dabei waren, wie es scheint, jenen feierlicheren ähnlich und der Zug
ar vermuthlich in dem, auf dem albanischen Berge gelegenen, Tempel des Jupi-
er Latiaris.

Triumphbogen (arcus oder fornix triumphalis), nennt man eine Ehrenpforte,
ie den siegreichen Feldherren bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde,
Anfangs einfach, dann nicht selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften
prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet u. noch sind 6 zu
Rom, zum Theil nur in Trümmern, vorhanden, z. B. die T. des Konstantin, des Gal-
lienus, des Septimius Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch
merkwürdig ist, daß die daran befindlichen, vortrefflich gearbeiteten Basreliefs sich
auf die Besiegung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen. Die drei

letzteren T. sind in der Form einander sehr ähnlich und bilden ein großes Portal, zu dessen beiden Seiten sich noch zwei kleinere befinden. Die anderen und hinteren Hauptseiten sind mit Säulen verziert, die ein vollständiges Gebälke mit darüber gesetzter Attika tragen. Ueber dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man die Abbildung der Thaten in Stein ausgehauen, welche das Denkmal veranlaßten. Außerdem sieht man alte T. zu Benevent, Fano, Ancona, Rimini, Pola, Verona, Suza und zu Aix in Savoyen. — Auch die neuere und neueste Zeit hat großartige Nachahmungen von antiken T. aufzuweisen, von denen wir hier nur kurz anführen, indem betreffenden Ortes bereits näher davon gesprochen wurde: die T. auf dem Carrousel-Platze und an der Barrière de l'étoile, sowie diejenigen an den Thoren St. Denis und St. Martin zu Paris; das Brandenburger Thor zu Berlin; das Burgthor zu Wien; das Siegesthor zu München, der T. zu Mailand u. a.

Triumviri (Dreimänner), hieß bei den Römern jede außerordentliche Commission von drei Personen zu irgend einem Staatszwecke, blos von der Anzahl benannt, sowie es auch Duumviri (Zweimänner), Decemviri (Zehnmänner) gab und ein Zusatz zu diesem Titel ihre besondere Funktion bezeichnete. Besonders sind zwei solche Vereine in der römischen Geschichte bekannt geworden, welche sich triumviri reipublicae constituendae (Triumvirn zur Ordnung des Staatswesens) nannten und von denen die Mitglieder des erstern Cäsar, Pompejus und Crassus, des zweiten Antonius, Octavianus und Lepidus (s. d.) waren. In der Geschichte werden sie unter dem Namen Triumvirate aufgeführt.

Trivial, (abzuleiten von dem mittelalterlich-lateinischen Trivium, womit man die drei niederen unter den sieben freien Künsten: Grammatik, Arithmetik und Geometrie, als die Grundlagen des gelehrten Unterrichts, bezeichnete), heißt überhaupt alles Alltägliche, Gewöhnliche, Abgenützte; und Trivialschulen (im Gegensatze zu den gelehrten Schulen) heißen solche, worin nur die nothwendigsten und allgemein anwendbaren Kenntnisse gelehrt werden.

Troas, s. Troja.

Trochäus, (vom griechischen τρέχω laufen), ein Sylbenfuß von einer langen und einer kurzen Sylbe, — ◡, von welchen jene den Niederschlag, diese den Aufschlag macht, z. B. Selig, Selig, wer gefunden. In der deutschen Sprache sind die trochäischen Wortfüße viel zahlreicher, als die jambischen und aus dieser Ursache hat man den trochäischen Vers unserer Sprache vorzugsweise anpassend gefunden. Mit trefflichem Erfolge kann der T. auch mit dem Spondäus verwechselt werden, insofern letzterer ein sinkender ist. In einen Daktylus aufgelöst, ist er allenfalls nur nach einer Cäsur zu gestatten.

Troglodyten, Höhlenbewohner, hießen gewisse Völkerschaften (wahrscheinlich die Ureinwohner) verschiedener Länder des alten Asiens, sowie des arabischen Meerbusens in Aethiopien und in Aegypten; indessen sind alle Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über sie hinterlassen haben, höchst unbestimmt und unzuverlässig. — In der Naturgeschichte führt diesen Namen auch eine, dem Orang-Outang ähnliche, Gattung ungeschwänzter Affen.

Trogus Pompejus, s. Justinus.

Troikar, nennt man ein chirurgisches Instrument, mit welchem die Paracentese (s. d.) verübt wird. Derselbe besteht aus einer dreischneidigen Spitze, die aus einer metallenen Röhre hervorragen. Der T. wird an der passenden Körperstelle eingestoßen und die Spitze ausgezogen, die Röhre aber bleibt stecken und durch diese fließt aus der angestoßenen Körpergegend die angesammelte Flüssigkeit ab. Man hat T.e von sehr verschiedener Größe, je nachdem größere oder kleinere Quantitäten entleert werden sollen. — In der Thierarzneikunde wendet man den T. bei den Wiederkäuern an, wenn sie zu viel frisches Futter gefressen haben und in Folge davon aufgebläht sind, um die angesammelte Luft aus der Bauchhöhle zu entfernen. — Zu gleicher Absicht hat man den T. auch

in der Menschenheilkunde bei Tympanitis (s. d.) angewendet, aber bisher ohne entsprechenden Erfolg. E. Buchner.

Troiza, das ausgezeichnetste und reichste Kloster in ganz Rußland, im Gouvernement Moskau, 1340 gegründet, auf einer Anhöhe, von Mauern, Thürmen, Gräben und Wällen umgeben, hat neben einer Kathedrale noch neun andere Kirchen und Kapellen, ein Seminar für künftige griechische Geistliche, mit 2000 Studienplätzen, einer reichen Bibliothek, Kunstschätze und Merkwürdigkeiten aller Art und ein Hospiz für die hieher wallfahrenden zahlreichen Pilgrime.

Troja, (früher Ilios oder Ilion genannt), die Hauptstadt der kleinasiatischen Landschaft Troas, lag in Phrygien, auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Simois und Skamandros oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am Fuße des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name T. oder Troas von Tros, einem Sohne des Erychthonius, herstamme, der sein Reich zuerst so genannt und, mit Kalirrhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den Ilios und andere Kinder erzeugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem spätern unglücklichen Schicksale von T. gelegt haben. Merkwürdig wurde T. durch den trojanischen Krieg, dessen Veranlassung in dem Artikel Paris, der die Helena entführte, weitläufiger von uns angeführt worden ist. Zwei Jahre lange brachten die Griechen mit Zurüstungen zur Belagerung von T. (wohin Paris die Helena gebracht hatte), zu und die größten Helden: Agamemnon, Achilles, Patroklus, Ulysses, Ajax ꝛc. von griechischer, sowie von trojanischer Seite Hektor, Paris, Aeneas, Antenor ꝛc. haben ihren Ruhm auf die Nachwelt gebracht. Nach zehn Jahre langer Belagerung nahmen endlich die Griechen zur List ihre Zuflucht. Unter dem Scheine, als ob sie absegelten, ließen sie vor der Stadt ein großes, hölzernes Pferd stehen, in dessen Bauch sich die tapfersten Soldaten stecken mußten. Ein zurückgebliebener Grieche, Sinon, den man vor Priamus, den trojanischen König, brachte, gab vor, dieses Pferd sei zur Entschädigung für das geraubte Palladium; auch würde die Stadt, wenn man das Pferd hineinbrächte, eben so heilig und unüberwindlich, als das Palladium selbst, seyn. Das Volk bestand nun darauf, das Pferd hereinzuziehen und, obgleich sich Laokoon (s. d.) heftig widersetzte, so zog man es dennoch voller Jubel hinein, riß die Thore, wegen des Pferdes Höhe, nieder und überließ sich ganz dem Jubel, indessen sich der Bauch des Pferdes öffnete und nun die Griechen das furchtbarste Blutvergießen anrichteten, die Stadt einäscherten und vernichteten. Die Geschichte dieses trojanischen Krieges ist von Vielen, namentlich dem Engländer Bryant, bezweifelt worden; indessen haben Lechevalier, Choiseul-Gouffier, Leake, Joseph v. Hammer, Prokesch von Osten und andere Gelehrte, obgleich vieles Fabelhafte in jener Erzählung sich befindet, die Thatsache selbst mit triftigen Gründen nachgewiesen. Außer diesen gehören hieher auch noch: Die Schrift von Spohn „De agno trojano in carminibus Homericis descripto“ Leipzig 1814; Barker Webb's „Untersuchungen über den Zustand der Ebene von T.“, deutsch von Hase, Weimar 1822; Ulrichs „Ueber die Lage T.s“, im „Rheinischen Museum fur Philologie“, Frankfurt 1846 und Forchhammer „Ueber die Ebene von T.“, 3. Jahrgang, in den „Verhandlungen deutscher Philologen und Schulmänner“, Dresden 1846.

Trollhätta, ist ein Dorf in dem schwedischen Län Elfsborg, an der Göthaelf, nahe bei dem Ausflusse derselben aus dem Wenersee, wo dieser Fluß einen der schönsten Wasserfälle bildet, indem er zwischen Felsenrissen 53 Fuß hoch mit einem großen Getöse herabstürzt und weshalb diese Gegend von allen Reisenden in Schweden besucht wird. Zur Beförderung der Schifffahrt hat man deshalb im Jahre 1793 bis 1800 einen großen Kanal (Trollhättakanal) mit einem Kostenaufwand von 360,000 Thaler ausgeführt. Um nun aber die Dimensionen des Kanals mit denen des Göthakanals in Uebereinstimmung zu bringen, wurde der, im Jahre 1844 vollendete, neue Trollhättakanal, der zehn Schleusen hat, an der Seite des alten angelegt. Durch diesen, in Verbindunng mit der Göthaelf, den Binnenseen und dem Göthakanal, ist eine 36 Meilen lange Durchfahrt von

Söderköping und der Ostsee nach Gothenburg und dem Kattegat, mitten durch das Reich, ohne den Sund zu passiren, eröffnet, welche jedes Jahr mehr benützt wird.

Trollope, Frances, eine der fruchtbarsten neueren englischen Schriftstellerinnen, Tochter des Vikars Milton zu Heckfield, geboren daselbst 1790, verheirathete sich 1809 an den Advokaten T. und wurde 1835 Wittwe. Im Fache der Reisebeschreibung lieferte sie folgende, jedoch meistens ziemlich einseitig aufgefaßte, Werke: „Domestic manners of the Parisians", 2 Bde., deutsch, Aachen 1836; „Belgium and. western Germany in 1833", 2 Bde., deutsch Aachen 1833; „Vienna and the Austrians", London 1838, 2 Bde., deutsch Leipzig 1838, 2 Bde. An Romanen hat man von ihr: „Widow Barnaby", London 1838, 3 Bde., mit der Fortsetzung: „Barnaby married; Vicar of Wrexhill", neueste Auflage, London 1839, 3 Bde., deutsch Aachen 1837, 3 Bde.; „The life and the adventury of Michael Armstrong, the factory boy", London 1840; „Romance of Vienna", ebendaselbst 1838, 3 Bde.; „Tremondge Cliff; Jonathan Jefferson withlaw", London 1839, 3 Bde.; „Chester field; Jessie Philipps, a tale of the poor laws", (Roman über das Armengesetz), London 1843, gleichzeitig mit Hargrave oder dem Mann von gutem Ton.

Tromlitz, s. Witzleben.

Trommel. 1) T., ein militärisches Musikinstrument, bestehend aus einem cylindrischen Körper von dünnem Holze, Kupfer oder Messing, über welchen oben und unten ein gegerbtes Kalbfell gespannt ist. Das obere, worauf mit Klöppeln geschlagen wird, heißt das Schlagfell, das untere das Schallfell. Ueber dieses ist nämlich eine Darmsaite scharf angezogen, durch welche der rauschende Ton hervorgebracht wird. Im Militär wird durch die Schlagfiguren auf der Trommel theils das Marschiren erleichtert, theils dienen sie zu verschiedenen Signalen. Beethoven und Rossini waren die ersten Componisten, welche die T. in das Orchester versetzten. — Die große T. ist eine drei- bis vierfache Vergrößerung der gewöhnlichen u. nur darin verschieden, daß sie mit einem Schlägel, der einen derben, belederten, runden Kopf hat, geschlagen wird. Sie gehört zur türkischen Musik und bezeichnet die guten Takttheile der Märsche und anderer Tonstücke. — 2) In der Architektur heißt T. ein Steinstück zum Schaft der Säule. Dieses wurde sorgfältig einzeln ausgeschliffen, indem man hölzerne Dobel aus Cederholz in der Mitte zwischen denselben befestigte und solche so lange drehte, bis ein Steinstück auf das andere enge anschloß und die Fuge vom Auge unsichtbar wurde. — 3) In der Uhrmacherkunst heißt T. das cylindrische Gefäß, worin die Feder steckt, welche das ganze Werk in Bewegung setzt.

Trommsdorff, Johann Bartholomäus, ausgezeichneter Pharmazeut, geboren zu Erfurt den 8. Mai 1770, Sohn des Arztes, Universitätsprofessors und Apothekenbesitzers Wilhelm Bernhard T., besuchte die Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, kam als Apothekerlehrling 1784 nach Weimar, dann als Apothekergehülfe nach Stettin, Stargard und Hamburg und übernahm 1794 die väterliche Apotheke in Erfurt; 1795 wurde er Professor der Chemie und Physik an der, 1819 aufgehobenen, Universität Erfurt und gründete im selben Jahre das berühmt gewordene pharmazeutische Institut. 1809 wurde T. Medizinalrath, 1811 fürstlich schwarzburg-rudolstädtischer Hofrath, 1823 Direktor der königlich preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt und 1834 königlich preußischer Geheimer Hofrath. Er starb den 8. März 1837. T. hat sich große Verdienste um die wissenschaftliche Ausbildung der Pharmazie erworben; insbesondere aber hat er sich verdient gemacht durch die Gründung seines Instituts, aus welchem eine Reihe der tüchtigsten Chemiker und Pharmazeuten hervorgegangen sind, und ebenso durch Gründung seines „Journals der Pharmazie", welches die erste pharmazeutische Zeitschrift in Deutschland war und über vierzig Jahre lange, von 1794 bis 1834, von T. herausgegeben ward. — Von seinen zahlreichen anderen Schriften sind zu nennen: „Systematisches Handbuch der

Pharmacie", Erfurt 1792, 4. Aufl. 1831, auch nachgedruckt und ins Schwedische und Holländische übersetzt. „Lehrbuch der pharmaceutischen Experimentalchemie", Altona 1796, 3. Aufl. 1811; übersetzt ins Schwedische. „Chemische Receptirkunst", Erfurt 1797, 5. Aufl. 1826, auch nachgedruckt und übersetzt ins Französische, Italienische und ins Holländische. „Handbuch der pharmazeutischen Waarenkunde", Erfurt 1799, 3. Aufl. 1822. „Systematisches Handbuch der gesammten Chemie" x., 8 Bde.. Erfurt 1800—1807, 2. Aufl. 1805—1820, auch Russisch. „Die Apothekerschule", Erfurt 1803, 2. Aufl. 1810, übersetzt ins Dänische, Französische, Italienische, Russische, Holländische und Polnische x. Vgl. J. G. W. Mensing, „T.s Lebensbeschreibung", Erfurt 1839. E. Buchner.

Tromp, 1) Martin Haperzoon, ein berühmter holländischer Seeheld, geboren zu Briel 1579. Schon im achten Jahre ging er zu Schiffe mit nach Indien und, von einem englischen Kaper gefangen, lernte er hier bald die Künste des kleinen Seekrieges. In der Folge gerieth er auch in türkische Gefangenschaft, trat nachher in die Dienste der Generalstaaten und ward 1639 Admiral von Holland, griff die spanische Flotte mehrmal an und erlangte durch den über sie erfochtenen Sieg einen großen Namen. Bei den Streitigkeiten zwischen England und Holland 1652 erlitt er, wiewohl unschuldig, einige Unfälle, wurde deshalb zwar auch seiner Stelle entlassen; allein bald wurde sie ihm wieder übertragen und er schlug nun die englische Flotte unter Blake. In Verbindung mit de Ruyter verloren sie in einer dreitägigen Schlacht (7. August 1653) gegen die Engländer; allein in der Schlacht zwischen Scheviningen und der Maas durchbrach er die feindliche Linie, wurde aber umzingelt und, von seiner eigenen Flotte verlassen, sank er, von einer Kugel getroffen und gab hier, glücklich sich preisend, fürs Vaterland zu sterben, den Geist auf (6. August 1653). Ein glänzendes Grabmal zu Delft ehrt sein Andenken, das noch der Staat durch Denkmünzen, auf ihn geschlagen, zu erhöhen suchte. 33 siegreiche Seetreffen werden ihm zugeschrieben. 2) T., Cornelius, zweiter Sohn des Vorigen, geboren 1629, nahm ebenfalls früh Kriegsdienste, befehligte schon im 19. Jahre ein Schiff gegen die Corsaren an der afrikanischen Küste, wurde 2 Jahre darauf Contreadmiral und rettete 1665, nach dem unglücklichen Treffen bei Solebay, einen großen Theil der holländischen Schiffe. Ebenso zeichnete er sich bei der viertägigen Schlacht in den Dünen im Juni 1666 aus, wurde aber, weil er die englische Flotte unvorsichtiger Weise zu weit verfolgt und dadurch den Admiral de Ruyter in Gefahr gebracht hatte, von demselben angeklagt und seiner Stelle entsetzt. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Holland, England und Frankreich (1673) erhielt er indessen, mit de Ruyter ausgesöhnt, wiederum eine Anstellung, erfocht mehre Siege über die Engländer und wurde 1675, nachdem der Friede mit England abgeschlossen war, bei einer Reise in dieses Land auf das Ehrenvollste empfangen u. vom Könige Karl II. zum Baronet ernannt. Noch in demselben Jahre erhielt er von der holländischen Regierung den Auftrag, nach Kopenhagen zur Unterstützung Dänemark's gegen Schweden zu gehen und bekam von dem Könige von Dänemark den Elephantenorden. Nach de Ruyter's Tode folgte er demselben als Admiral-Generallieutenant der vereinigten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in dänischen Diensten und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieser Krone im Norden. Er starb zu Amsterdam den 29. Mai 1691, als er eben im Begriffe stand, beim Ausbruche des Krieges zwischen Holland u. Frankreich den Oberbefehl über die holländische Flotte zu übernehmen.

Trompete, abgeleitet von dem altsächsischen Worte Dram was soviel bedeutet als Geräusch, ist ein bekanntes Blasinstrument, bestehend in einer langen, dünnen, dreifach zusammengelegten Röhre von Metall, mit einem Mundstück oben und einer weiten Oeffnung unten. Die T. hat einen Umfang vom Tenor g, bis Discant c und ihre Noten werden, wie beim Waldhorn, immer im Violinschlüssel aus c gesetzt. Sie ist der Sopran des Waldhorns, denn sie steht in ihrer Stimmung gerade um eine Oktave höher, als dieses, ist aber beschränkter, weil

ihr die gestopften Töne fehlen, wogegen ihr Ton durchdringender und silberheller ist. Rücksichtlich ihrer Behandlung ist sie aber eben so schwierig, wie das Waldhorn, ja die Fehler fallen ihres scharfen Tons wegen noch weit mehr auf. Das Piano, worin sich die Deutschen auszeichnen, ist besonders schwer auszuführen. Die alten Abbildungen stellen die T. gerade ausgehend, wohl auch in der Gestalt eines Ochsenhorns vor; die jetzige Form soll sie aber unter Ludwig XIV. durch einen gewissen Moritz erhalten haben. Der Hoftrompeter Weidinger in Wien erfand 1801 die Klappen-T., die zwar einen größeren Tonumfang hat, doch an Eigenthümlichkeit des Tons verliert. Indeß führte diese Erfindung auf die der Zug-T.n, trompette à piston, auf welchen ein Ton ganz, halb und um anderthalb Töne erniedrigt, auch die ganze chromatische Tonleiter ausgeführt werden kann. Man wendet jetzt auch die T.n an in verschiedenen Stimmungen für den Alt, Tenor und Baß und nennt sie in Deutschland Tenor- und Althörner, oder Tenor- und Alt-T. Eine T. mit Schlüsseln, welche man blos mit einer Hand zu behandeln braucht und die nichts an Fülle und Gediegenheit des Tons verliert, hat zum Gebrauche in der Cavallerie Ludwig Mauri, in päpstlichen Diensten, jedoch in der Lombardei geboren, 1836 erfunden. Ferner heißt T. auch ein Orgelzug im Manual oder Pedal.

Trompeter heißen die Spielleute bei der Cavalerie; sie dienen bei den Escadronen hauptsächlich zum Signalgeben und bilden vereint, unter der Leitung des Stabs-T.s, das Regimentsmusikcorps. — Außer den T.n beim Militär gab es früher in Deutschland gelernte und ungelernte T. Letzteren diente die Trompete nur als Nebeninstrument, erstere dagegen beschäftigten sich mit derselben ausschließlich, bildeten, von Kaiser Ferdinand II. 1632 privilegirt, eine eigene Zunft oder Kameradschaft und hatten ihre Gesetze und Vorrechte. Außerdem übte der Kurfürst von Sachsen, als Erzmarschall, über alle T. und Pauker des hl. römischen Reichs ein besonderes Schutzrecht.

Tronchet, François Denis, berühmter Rechtsgelehrter und Parlaments-Advokat zu Paris vor Ausbruch der Revolution, wurde 1789 Deputirter des dritten Standes bei der Versammlung der Generalstaaten und zeichnete sich durch große Mäßigkeit aus. Am 25. Febr. 1790 unterstützte er den Antrag, die Rechte der Erstgeburt bei Erwerbung eines Lehens zu vernichten und erhielt auch die Vertheidigung Ludwig's XVI. nach der mißlungenen Flucht nach Varennes. Den unglücklichen König zu retten, gelang ihm indessen nicht. Er trat hierauf im Sept. 1795 in den Rath der Alten, sprach im Mai 1796 mit vieler Wärme zu Gunsten der Väter und Mütter der Emigrirten, kam 1801 in den Erhaltungssenat und starb den 10. März 1806, nachdem er an der Redaktion des neuen Civilcodex großen Antheil genommen hatte.

Trondhiem, s. Drontheim.

Trope (griechisch τρόπος), eigentlich: Wendung, Umkehrung; in der Rhetorik der figürliche und uneigentliche Gebrauch der Wörter, also die Umkehrung des gewöhnlichen Redegebrauches. Die T.n bezwecken, wie die Figuren, eine größere Veranschaulichung und Lebhaftigkeit der Darstellung, unterscheiden sich aber dadurch von den eigentlichen Redefiguren, daß sie die Veranschaulichung durch wirkliche Uebertragung der eigentlichen Bedeutung des Ausdrucks, d. i. durch einen uneigentlichen Ausdruck, oder durch Vertauschung des Gegenstandes mit seinem Gegenbilde bewirken: z. B. die ganze Welt kennt es, alle Nationen trauern u. s. w. Man bezeichnet daher die T.n als eine besondere Art der bildlichen Figuren und rechnet selbst zu ihnen die Ironie, Metapher (Bild, Allegorie, Symbol), die Metonymie, Personifikation, Sermocination und Synekdoche (s. dd.). Andere sondern die T.n noch in solche, welche lediglich die Bezeichnung des Hauptgegenstandes mit einer uneigentlichen oder bildlichen vertauschen und in solche, wo durch diese bildliche Bezeichnung des Hauptbegriffs auch dessen gesammte stylistische Umgebung ein bildliches Gepräge empfängt. Zu jenen wird dann gerechnet: die Metapher, Metonymie, Periphrase, Personifikation, Sermo-

cination und Synekdoche; zu diesen die Allegorie und Vision. Indeß kann doch füglich die Periphrase den Sinnfiguren, die Allegorie der Metapher u. die Vision der Personifikation beigeordnet bleiben.

Tropenländer, die Länder zwischen den Tropen oder Wendekreisen, deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forschungen Alexander's von Humboldt verdanken. Alles, was Klima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes haben, vereiniget sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14,400 Fuß erscheinen, von den Palmen- u. Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimate, gleichsam schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme Jahr aus, Jahr ein, fast keine Veränderungen. Dieses gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher von 10° nördlicher bis 10° südlicher Breite geht; näher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein mehr ähnlicher Charakter ein. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden seyn. Je höher man gelangt, desto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystemes zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Klafter fließt das Blut aus Lippen, Augen u. Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, so schwebt doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Klafter an denselben, welcher dem Pflanzenwuchse dieser hohen Wildnisse ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tieferen T. enthalten in ihrer, viele Monate hindurch wolkenfreien, Luft eine so große Menge Wasser, daß die Pflanzen sich, blos durch Anziehung desselben, in der Trockenheit ganzer 5 — 6 Monate aufrecht erhalten können; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in 10 Monaten weder Regen, noch Thau und Nebel gibt. Die tiefsten Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe elektrische Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu seyn scheint. Dieser Mangel an Gleichgewicht erregt heftige Gewitter in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsebenen, über 1026 Klafter sind sie seltener und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in Hagel und Schnee. Sternschnuppen sind in diesen wärmeren Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkeler gefunden, als in gleicher Höhe in gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die schönsten spanischen und italienischen Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischem Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Wegen der Reinheit der Luft ist das Licht der Sonne viel stärker, als in Europa unter gleicher Höhe, so, daß man sich mehr vor der Helle, als vor der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den T.n erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niederen Gegenden geschwächt ist, in den höheren so gereizt, daß die Einwohner von Quito und Mexico außerordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Klafter Höhe den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerschiefer, sowie dieser in Urthonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der Mandelstein, der Trapp und alle neueren Flötzformationen. Die Steinkohlenflötze der T. liegen oft 1352 Klafter hoch. Versteinerungen finden sich noch in einer Gegend von 2205 Klafter Höhe. An brennenden Vulkanen sind die T. vorzüglich reich. In der Region der Palmen- und Bananengewächse, vom Meere an bis 513 Klafter Höhe, gibt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Kaffee, Zuckerrohr u. Indigo; ferner Riesenschlangen, Manati's, Krokodile, Flußschweine, Alouaten, Sapajouaffen, Faulthiere, Papageien, Tannagras, Hoccos, Löwen, Jaguars, Tieger, Hirsche, Ameisenbären, giftige Fliegen, Bremsen, *Spinnen u. Ameisen.* In der Region der baumartigen

Farrenkräuter, von 513 — 1026 Klafter, findet man alle Getreidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Klafter, den stärksten Getreidebau, die Tiegerkatze, Bären und den großen Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken, von 1539—2052 Klafter, ist der kleine Pumalöwe, der kleine, weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052—2565 Klafter, nährt Kameelschafe, Vicunas, Alcapas ꝛc. und der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334 Klaftern.

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen nennt man 1) überhaupt Flüssigkeiten in Kugelgestalt, welche Gestalt der fallende Regendunst annimmt nach dem nämlichen Gesetze, nach welchem die Weltkörper kugeliger Form zu seyn scheinen, also einen kleinen Theil eines flüssigen Körpers, welcher in einer runden Gestalt erscheint; 2) in engerer Bedeutung eine flüssige Arznei, welche man tropfenweise einnimmt; 3) eine sehr geringe Menge von einem flüssigen Körper; 4) auch ein Körper, der eine länglich-runde Gestalt, wie ein T., hat.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Trophäen oder Tropäen sind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Sieges, von eroberten Waffen zusammengesetzt; T. in weiterem Sinne Siegeszeichen aller Art. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo sie einen Sieg erfochten hatten. Schon in den frühesten Zeiten hing man bei den Griechen die, dem Feinde abgenommenen, Waffen oder Beute an einer Eiche oder einem Oelbaume auf und zwar so, daß sie die Figur eines Bewaffneten vorstellten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige heruntergehauen, bis auf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße ꝛc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme u. an den Stamm wurde ein Panzer oder Harnisch gestellt. Dann wurden auch von Holz Träger der T. errichtet, nicht aber von Stein, weil die Griechen Anfangs die Denkmale der Feindschaft nicht fortdauern lassen wollten. Erst späterhin errichtete man auch T. aus Bronze und Marmor, selbst aus Gold und sie waren ein Gegenstand, der oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der besiegten Provinzen oder Städte wurden zuweilen unten an dem Stamme in trauernder Stellung angebracht, dem Ganzen aber eine Inschrift, die mit einigen Worten den erfochtenen Sieg andeutete, beigefügt. Auch geschah dieses auf Altären. Zuweilen ward einem aufgehängten Schilde eine Inschrift gegeben, die den Sieg verewigte. Bei Triumphen (s. d.) pflegte man die T. vor dem triumphirenden Feldherrn herzutragen. In der Baukunst hat man nachher, zur Nachahmung derselben, allerhand Zierrathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, besonders an Triumphbogen, angebracht.

Trophonius, Sohn des Erginus, Königs von Orchomenos in Böotien. Er und sein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Chrysa bauen. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie erbauten auch den Tempel zu Delphi und baten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Diese ward ihnen auch den siebenten Tag verheißen u. sie wurden ermuntert, sich bis dahin durch Gastmahle zu ergötzen. Am siebenten Tage wurden sie beide im Schlafe todt gefunden. Andere erzählen: beide errichteten dem Hyrieus ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in die Mauer ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, nach Belieben von dem Gelde entwenden und die Oeffnung wieder verschließen konnten, ohne daß Etwas zu bemerken war. Hyrieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thurm und Schlösser unversehrt. Er ließ also Schlingen legen; Agamedes fing sich darin, aber T., um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab und nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. Nach Anderen floh T. aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde eine Wohnung an, spielte hier den Wahrsager, starb in derselben und

ward nachmals vergöttert. Er erhielt in der Folge einen Tempel, worin er, als Jupiter T., eine von Praxiteles gearbeitete Statue, verehrt wurde und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt: Eine zweijährige Dürre bewog die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den T. in Lebadia zu wenden. Lange suchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der älteste von ihnen einen Bienenschwarm, dem sie nach einer Höhle hinfolgten. Hier gewahrten sie die Gegenwart eines Götterwesens, bezeugten dem T. göttliche Ehrfurcht, erhielten seine befriedigende Antwort und Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrscheinlich war also die Entstehung dieses Orakels eine Spekulation der Priester zu Delphi. Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter T. zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden.

Tropisches Jahr, s. Jahr.

Troppau, 1) ein, dem fürstlichen Hause Liechtenstein seit 1614 gehöriges Fürstenthum, das theils im T.er Kreise des österreichischen Schlesiens, theils im Leobschützer Kreise des Regierungsbezirkes Oppeln von preußisch Schlesien liegt u. wovon der erstere Antheil 80.000, der letztere, mit Einschluß des Fürstenthums Jägerndorf, das ebenfalls Besitzthum des Fürsten von Liechtenstein ist, 60,000 Einwohner zählt. Das Land hat keine Berge, sondern nur Hügel, wenig Waldungen und mittelmäßigen Getreidebau, dagegen aber gute Hornviehzucht. Bewässert ist es von der Oder, Oppa und Mohra. Früher zu Mähren gehörig, kam es zugleich mit diesem an Böhmen, wurde von Ottokar II. 1254 zum Fürstenthum erhoben und von ihm seinem natürlichen Sohne, Nikolaus I., gegeben. Als dessen Nachkommenschaft erlosch, kam T. 1480 an Herzog Casimir von Teschen, nach dessen Tode, 1528, es an Böhmen zurückfiel. 1614 verlieh es Kaiser Matthias an das Haus Liechtenstein. — 2) Die gleichnamige Hauptstadt des Fürstenthums und des T.er Kreises, in angenehmer Gegend am rechten Ufer der Oppa, besteht aus der eigentlichen Stadt, 3 Vorstädten und dem auf der linken Oppaseite gelegenen Orte Kathreindorf und hat, mit Einschluß des letztern, 14,000 Einwohner. Im Ganzen hat die Stadt ein freundliches, heiteres Aussehen, wozu, nebst den geraden und ziemlich breiten Straßen, die fast überall angebrachten Feuermauern nicht wenig beitragen. Sie imponiren durch den Schein eines höhern Geschosses u. verhüllen die, durchaus mit Schindeln gedeckten, Dächer dem Auge. Es sind hier fünf Plätze, deren einer, der Viehmarkt, auch Herrengasse genannt, von schönen Häusern umschlossen ist. Auf dem höchsten Punkte der sonst ziemlich eben liegenden Stadt erhebt sich am Freithofplatze die Hauptpfarrkirche der Jungfrau Maria, im gothischen Stile erbaut, mit einem modernen Thurme, der auf der Spitze das Kreuz des deutschen Orden trägt, dann einem zweiten, unvollendet gebliebenen Thurme; außerdem besitzt T. noch die schöne ehemalige Jesuitenkirche neben dem Conviktual-Hause, die Minoritenkirche zum heil. Geist mit einem schönen Geläute und mehre andere Kirchen. Von den übrigen Gebäuden sind zu bemerken: der neu und geschmackvoll erbaute, mit einer zierlichen Galerie umgebene Stadtthurm, mitten in der Stadt, die schöne Hauptwache neben demselben, das Theater, das alte geräumige Rathhaus, das Conventualhaus (ehemals Jesuitencollegium), das fürstliche Schloß rc. — T. ist Sitz des Kreisamts für den T.er Kreis, des Landrechts der Fürstenthümer T. und Jägerndorff, des mit dem Stadtmagistrate vereinigten Criminalgerichts, Merkantil- und Wechselgerichts für den österreichischen Antheil am Herzogthum Schlesien und anderer Stellen und hat ein Gymnasium mit einem 1814 errichteten schlesischen Museum (bestehend aus Bibliothek, Mineralien-, ornithologischer, Insekten- und Pflanzensammlung), eine Hauptschule, eine vorzügliche, durch den Eifer des thatkräftigen Minoriten-Guardians und Pfarrers Peter Klose 1835 errichtete Kleinkinderbewahranstalt, das Heidrisch'sche Krankenhaus im ehemaligen Franciscaner-Kloster, eine Tuchmanufaktur, eine zahlreiche Tuchmacherzunft und viele andere Gewerbe. Tücher und Leinwand sind Hauptgegenstände des hiesigen Handels.

In der neuesten Zeit wurde T. merkwürdig durch den, hier vom Oktober bis Dezember 1820 gehaltenen Monarchen-Congreß, der den Grundsatz der bewaffneten Intervention aufstellte. Vgl. Bignon: „Du congrès de T." (Par. 1821).

Tros, 1) der Stamm- und Landes-Heros der Dardanier, Sohn des Erichthonios und der Astyoche, der Tochter des Flußgottes Simois. Er vermählte sich mit Kalirrhoë, der Tochter des Flusses Skamander und nannte das Land nach sich Troja (s. d.). — 2) T., Sohn des Alastor, nahte sich gefangen u. waffenlos dem Achill und umfaßte dessen Knie, doch dieser durchhieb mit dem Schwert ihm die Leber.

Troubadours (vom franz. trouver, finden, so genannt in Beziehung auf die poetische Erfindung, oder auf die Leichtigkeit der Poesie) sind die Dichter des südlichen Frankreichs, von Languedoc und der Provence, die Provenzalen (s. d.). Man hat sie sehr passend die Rhapsoden und jonischen Sängerschulen des Mittelalters genannt und ihre Poesie als der Kindheit angehörig bezeichnet, in welcher das Spiel als eigentlicher Ernst behandelt wird u. Poesie eine Lebensarbeit ist, wogegen die spätere spanische und italienische Poesie dem reifern Alter angehören, wo die Scheidegränze von Spiel und Ernst bereits erkannt und gewürdigt ist und der Ernst des Lebens im frischen Spiel der Poesie sich auflöst. — Eine Abart der T. sind die Trouvères, die epischen Dichter des nördlichen Frankreich, die insbesondere auch Contes und Fabliaux (s. d.) schrieben und uneigentlich in England Minstrels genannt wurden. Sie nahmen ihren Ursprung in dem von Rollo gestifteten Herzogthum der Normandie, theilten sich zwischen Frankreich und England und bestanden vom 12. bis 16. Jahrhunderte. Ihre Dichtung war, wie bemerkt, hauptsächlich erzählend und sie sind es, die in ihren Gesängen und Ritterromanen die Fabelkreise der Ritter von der Tafelrunde, von Karl dem Großen und seinen Pairs und, wie Einige behaupten, auch der Amadisse geschrieben haben. Vgl. Ritterpoesie.

Troxler, Ignaz Paul Vitalis, Professor der Philosophie an der Universität Bern, geboren den 17. August 1780 zu Bero-Münster im Kanton Luzern, besuchte die Gymnasien zu Solothurn und in Luzern, war bei dem Ausbruche der französischen Revolution Sekretär des Regierungs-Statthalters, studirte seit 1800 die Heilkunde zu Jena und Göttingen und wurde 1803 an ersterer Hochschule zum Med. Dr. promovirt; 1804 begab er sich nach Wien, 1806 ließ er sich in Luzern als praktischer Arzt nieder, gerieth aber durch seine Schrift: „Einige Worte über die grassirende Krankheit und Arzneikunde im Kanton Luzern im Jahre 1806", Zug 1806, mit dem Sanitätsrathe seines Kantons in Streit und ging daher 1807 wieder nach Wien, bereiste die Niederlande, Frankreich u. Italien und kehrte erst 1808 nach Luzern zurück. 1814 kam er wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung, wurde aber freigesprochen und ging 1815 in politischer Sendung nach Wien und Berlin; 1816 privatisirte er zu Aarau, 1817 zu Bero-Münster; 1820 wurde er als Professor der Philosophie und Geschichte in Luzern angestellt, mußte diese Stelle aber wieder aufgeben, errichtete 1823 in Aarau ein Erziehungsinstitut und übte nebenbei die ärztliche Praxis aus. 1830 wurde er Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Basel, war das nächste Jahr Rektor, verlor aber seine Professur wegen politischen Verdachts und zog sich nach 1831 auf sein Gut im Aargau zurück; 1835 aber wurde er als Professor der Philosophie an die Universität Bern berufen. — T. gehört zu den bedeutendsten Anhängern der Naturphilosophie, die er in würdiger und selbstständiger Weise auf die Theorie der Medizin anzuwenden versuchte. — Zu seinen wichtigeren Schriften gehören: „Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie", Jena 1803; „Grundriß der Theorie der Medizin", Wien 1805; „Ueber das Leben und sein Problem", Göttingen 1806; „Blicke in das Wesen des Menschen", Aarau 1812; „Der Cretinismus", Zürich 1836 rc. E. Buchner.

Troyes, Hauptstadt des Departements Aube in Frankreich, in der ehemaligen *Champagne*, an der Seine, in einer großen und fruchtbaren Ebene, hat

einen großen Dom mit vielen kostbaren Reliquien, mehre andere, zum Theil schöne Kirchen, ein Rathhaus mit merkwürdigem Audienzsaale, eine Börse, schönes Hospital und Bibliothek mit 40,000 Bänden. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, der Departementsbehörden, eines Civil- und Handelstribunals, General-Handelsraths, Handelskammer, Conseil-de-prud'hommes, einer Gesellschaft für Ackerbau, Wissenschaft und schöne Künste; ferner findet man hier ein Priesterseminar, eine Zeichnungs- und Bauschule, eine chemische Unterrichtsanstalt u. a. m. Die 35,000 Einwohner der Stadt betreiben Fabriken in Strumpfwaaren, Mützen, Krämpeln, Wachs-, Woll- und Baumwollgarn, Tuch, Baumwolldecken, Wachstuch, Oel, Papier, Färbereien, Bleichen, Bijouteriewaaren, Messerschmieden, Gerberei, Handel und Schifffahrt. — T., dessen ältester Name Tercatum, Noviomagus Tricassinorum war, erhielt von August den Namen Augustobona, worauf sie im 5. Jahrhundert den Namen Trecae annahm. Als das römische Reich verfiel, ward T. zu Lugdunensis quarta geschlagen. Unter fränkischer Herrschaft kam T. an Neustrien. 893 zerstörten es die Normannen, 950 wurde es wieder erbaut. Dann besaßen es die Grafen von Champagne und es ward Hauptstadt derselben; endlich kam es mit der Champagne an Frankreich. 878 hielt Papst Johann VIII. hier eine Synode. Im Jahre 1111 hier ein Concil, wo die gregorianischen Edikte wegen der Investitur erneuert wurden. Den 21. Mai 1420 Friede zwischen Frankreich und England, in welchem Heinrich V. Katharina's, Karls VI. Tochter, Hand, die Zusicherung auf die Thronfolge nach des Schwiegervaters Tod und bis dahin die Regentschaft in Frankreich erhielt. T. ist auch der Geburtsort von Papst Urban IV., der der Sohn eines dortigen Schusters war. Im Feldzuge von 1814 war es als einer der Hauptoperationspunkte der österreichischen Armee wichtig.

Troygewicht, heißt das in England gebräuchliche Gewicht für Gold, Silber, Münzen, Edelsteine und Medikamente, sowie das früher in Holland übliche Gold-, Silber- und Münzgewicht, nach welchem die holländische Mark oder T.-mark in 5120 holländische As eingetheilt wurde und die Hälfte eines T.-pfundes war; letzteres war ohngefähr zwei Grammen leichter, als das alte holländische Handelspfund.

Truchseß (lat. dapifer), war im deutschen Reiche ein hoher Würdenträger, welcher ganz dem französischen Seneschall, dem jetzigen Hofmarschall, entsprach und bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel dem Fürsten übergab, sowie der Erz-T. des deutschen Reiches bei der Kaiserkrönung dem Kaiser eine Schüssel mit Rinderbraten überreichen mußte. Erz-T. des deutschen Reichs war früher der Herzog von Bayern; durch die goldene Bulle (1356) wurde es der Kurfürst von der Pfalz; seit 1623 ging die Würde mit der pfälzischen Kur wieder an Bayern über, welches dieselbe nur mit der kurzen Unterbrechung von 1708—1714, wo sie die Pfalz wieder verwaltete, bis zur Auflösung des deutschen Reiches behauptet hat, weshalb es einen Reichsapfel im Wappen führte. Diesen mußte nämlich der Erz-T. bei dem Krönungszuge dem Kaiser vortragen und es läßt sich daraus die Erklärung der Würde als Reichs-T. sehr wohl ableiten. In Abwesenheit des Kurfürsten verrichteten die Grafen (zum Theil jetzt Fürsten) von Waldburg (s. d.) das Amt, welche sich deshalb T. von Waldburg nannten und ebenfalls einen Reichsapfel im Wappen führten.

Trüffel (Tuber cibarium oder T. gululosum), ein in mehren Ländern des südlichen Europa, Spanien, Oberitalien, dem südlichen Deutschland (Bayern, Württemberg, Baden, Tirol, Thüringen rc.) in der Erde wachsender Pilz, außen mit einer rauhen, warzigen, gewöhnlich schwärzlichen, erdfarbenen, zuweilen auch weißröthlichen Oberhaut bedeckt, inwendig dicht, wie eine Muskatennuß bräunlich marmorirt, frisch von angenehmem, eigenthümlich bisamartigem, auch zuweilen knoblauchartigem Geruch und süßlich gewürzhaftem Geschmack, von der Größe einer Erbse bis zu dem Gewicht eines halben und ganzen Pfundes. Sie wachsen an schattigen, mit Bäumen besetzten Orten, besonders gern unter Eichen, welche auch

die vorzüglichsten seyn sollen. Die meisten und besten kommen aus Frankreich, wo besonders die von Perigord im Departement der Dordogne berühmt sind, dann die aus der Provence, Avignon und Venaissin. Sie werden entweder getrocknet und in Wachspapier gewickelt, oder auch mit Baumöl übergossen versendet. Das Aufsuchen geschieht durch besonders abgerichtete Hunde, oder auch durch Schweine, die sie sehr gern fressen und denen man, damit sie die T.n nicht verzehren, einen Ring um den Hals legt. Die beste Einsammlungszeit ist der Herbst. Die aus dem Piemontesischen kommenden weißen T.n haben eine gelbbraune oder eine blaß graugelbe Oberhaut und im Innern feine rothgelbe Adern, zwischen denen sich kleine röthliche Flecke befinden; man gibt ihnen den Vorzug vor den braunen. Man verwendet die T.n in der höhern Kochkunst, zu Pasteten und anderen Delicatessen, besonders in Frankreich und Italien.

Truffaldino, vom Italienischen truffare, täuschen, hintergehen; eine Maske des Volkstheaters, etwa dem Harlekin ähnlich.

Trugschluß. 1) In der Logik ein falscher Schluß, ein Sophisma, bei welchem gewöhnlich die Absicht zu trügen, aber nicht gerade nothwendig, Statt findet; verschieden von Fehlschluß, aus welchem nämlich nicht geschlossen werden kann, was daraus folgen sollte und welchem man das Fehlerhafte gleich abmerkt. 2) In der Musik heißt T. oder T.-Cadenz eine Cadenz (s. d.), in welcher auf den Vorbereitungsakkord nicht der erwartete Schlußakkord, sondern ein anderer gehört wird. Der T. entsteht, wenn der Componist eine ganze Cadenz absichtlich vermeidet, die doch dem Sinne und dem Gange der musikalischen Periode gemäß zu erwarten ist, was am gehörigen Orte allerdings von guter Wirkung seyn kann, indem dadurch die Aufmerksamkeit erhöht, oder auch der folgenden Periode größerer Nachdruck gegeben wird.

Trunksucht, Dipsomanie. Der Hang des Menschen, seine Gefühle und Empfindungen zu steigern, alle Genüsse mit noch mehr Illusion zu genießen und dabei aller anderen unangenehmen Nebengefühle ledig zu werden sowohl, als sich nach körperlicher Erschöpfung wieder zu dem frühern Kraftgefühle zu erheben, hat alle Völker, seit Noah von Gott mit der Weinrebe aus dem Paradiese beschenkt worden war, Reizmittel auffinden lassen, mittelst welcher sie diese gewünschte Steigerung ihrer geistigen und körperlichen Thätigkeit zu bewirken im Stande waren; hat sie, die gütige Absicht des großmüthigen Schenkers vergessend, dem Drange zum excessiven Genusse dieses belebenden Reizmittels und seiner Surrogate nachgeben lassen, theils im irrigen Wahne, auf diese Weise ein größeres Maß von Kraft entwickeln zu können, oder, um aus Ungenügsamkeit das glückliche Vorgefühl himmlischer Seligkeit noch zu steigern und ununterbrochen zu genießen, theils um unangenehme Lebensverhältnisse vergessen zu machen, oder Gewissensregungen zu übertäuben. Hierdurch wurde das Verlangen nach fortgesetzter Reizung und Betäubung zur Gewohnheit; diese gebar den Mißbrauch, hieraus entsprang das Bedürfniß, womit sich die Leidenschaft vergesellschaftete, die jenes Laster erzeugte, das man gemeinhin unter dem Ausdrucke T. begreift. Die Folge einer beharrlichen Gewöhnung an Reizmittel ist eine Abstumpfung der Empfänglichkeit des Körpers und des Nervensystems für dieselben, wodurch eine immer größere Menge, oder eine stärkere Qualität derselben zur gewünschten Wirkung erforderlich wird, die am Ende in der letztern Weise ganz erfolglos bleibt, aber zu einem Heere körperlicher und geistiger Leiden führt, als deren Quelle der Conflict der unnatürlich erzwungenen Erregung der Lebensthätigkeit mit ihren organischen Grundbedingungen zu betrachten ist. Der bedauerungswürdigste Zustand, den häufig die T. nach sich zieht, ist jene Form der Geistesverwirrung, den man als „Säuferwahnsinn, Delirium tremens potatorum" bezeichnet. Das Bild eines mit der T. behafteten Menschen, eines sogenannten Trunkenboldes, ist ein höchst trauriges, da er fortwährend im Zustande des Verlangens nach geistiger Anregung, oder in jenem der Uebersättigung begriffen ist und für kein anderes und edles Gefühl mehr empfänglich ist. Schon die ältesten Völker verabscheuten dieses Laster

und bestraften es strenge, obschon es — zur Ehre ihrer Moralität sei es gesagt — selten bei ihnen vorkam. Zu Athen ward ein Archont mit dem Tode bestraft, wenn er es wagte, berauscht in Amtstracht öffentlich zu erscheinen. Die Spartaner benützten den moralischen Weg zur Fernhaltung dieses Lasters, indem sie ihren Söhnen das abschreckende Bild berauschter Sklaven vor Augen stellten; dieses freilich aber nur so lange, als sie auf der hohen Stufe ihrer politischen Bedeutung und der Reinheit ihrer Sitten standen. Minder enthaltsam im Genusse geistiger Getränke, als die südlichen Völker, erscheinen die Bewohner des Nordens, die, ob des kältern Klima's und der dunstreichen Luft, den gebrannten Getränken besonders ergeben, nicht allein die ganze abschreckende Seite dieses Lasters darbieten, sondern auch das Volksleben in seinen tiefsten Grundlagen zu erschüttern drohen. — In gerichtlich-medizinischer Hinsicht ist die T. im 19. Jahrhunderte ein häufiger Gegenstand der Besprechungen und der entgegengesetztesten Ansichten geworden. Es war nämlich in Frage gekommen, ob sie als ein moralischer Fehler, als ein Laster, oder als eine, auf physischen Ursachen beruhende, körperliche Krankheit zu betrachten sei, um daraus die Zurechnungsfähigkeit der Trunksüchtigen für sträfliche Handlungen anzunehmen oder zu verwerfen. Obwohl unbestritten angenommen werden muß, daß die vollendete T. auch als wirkliche Krankheit angesehen werden kann, so bleibt es auf der andern Seite nicht minder wahr, daß die damit Behafteten sich immerhin derselben anfänglich in sittlicher Freiheit überlassen haben und also jedenfalls — so lange noch keine offenbare Geisteszerrüttung zugegen ist — für verübte gesetzlose Handlungen verantwortlich zu halten sind. Diese letztere Annahme findet in der Erfahrung ihre Bestätigung, daß die T. durch religiös-moralische Stärkung des Willensvermögens besser, als durch irgend materielle oder medizinische Heilmittel heilbar ist und daß die, jetzt allgemeiner werdenden, sehr im Zeitbedürfnisse liegenden, Mäßigkeitsvereine in dieser Beziehung den Triumph über die Medizin davon getragen haben. — Auch als Krankheit stellt sich die vorgerückte T. lediglich dar und zwar, wenn der damit Behaftete aufs Lebhafteste das Entehrende und moralisch, sowie materiell Nachtheilige seiner Leidenschaft erkennend, zu gewissen Zeiten ganz geregelt lebt, aber beim periodischen Annahen seiner unglücklichen Leidenschaft seiner moralischen Kraft verlustig werdend, seinem mächtigen, ihn überwältigenden Triebe Genüge leistet; wenn dieselbe offenbar einen periodischen, gleichsam fieberhaften Charakter verräth und in regelmäßigen Anfällen verläuft, denen Vorboten vorhergehen; wenn diese einzelnen Anfälle nur eine gewisse Dauer haben und als solche gewissen Gesetzen unterworfen sind; wenn dieselben unter kritischen Erscheinungen enden und endlich, wenn die Grundursache des Uebels auf rein somatische Verhältnisse basirt ist und dieses, als solches, physischen Mitteln weicht. Die Physiognomie der T. ist eine verschiedene und zwar je nach dem Charakter des Trunksüchtigen und der, im Zustande der Trunkenheit aufgenommenen geistigen Anreizungen; zugleich steht die Intensität der einzelnen Berauschung mit der Stärke (Concentration) der **Getränke** (s. d.) in ziemlich ebenmäßigem Verhältnisse. Die physischen Mittel, deren man sich zuweilen mit günstigem Erfolge gegen die T. bedient, sind: allmälige Entwöhnung durch Substituirung weniger concentrirter Getränke und weniger schädlicher, selbst heilsamer Surrogate, z. B. der Wermuthtinctur; durch Verleckelung des Lieblingsgetränkes mittelst Uebeligkeit erregender Zusätze, z. B. des Brechweinsteines in sehr kleinen Gaben; durch dreimalige Darreichung von 10 — 20 Tropfen der **verdünnten** Schwefelsäure (des haller'schen Sauer's) für einen Tag, oder des Quassiaextracts und anderer bitterer Mittel. Was die T. als Krankheitssymptom, d. i. das unersättliche Verlangen nach durstlöschenden Getränken angeht, so findet dieser Zustand unter dem Artikel **Durst** seine weitere Behandlung. *u.*

Truthuhn (Meleagris), ein zur Familie der Hühner gehöriger Vogel, einheimisch in Ostindien und Afrika und schaarenweise in Amerika, woher er 1530 nach Deutschland gebracht wurde und der dermal auch bei uns einheimisch ist; hat einen unbefiederten, mit schwammigen Drüsen besetzten Kopf, deren auch einige

vom Schnabel und der Kehle herabhängen; diese schwellen an und werden roth, wenn das Thier böse ist; auch breitet es, vorzüglich der Hahn, **Truthahn** (gallopavo), seinen Schweif in diesem Zustande radförmig aus. Sie kommen in der Nahrung und Lebensart unseren Hühnern gleich, pflanzen sich aber viel besser fort, wenn man sie sich selbst überläßt. Ihr Fleisch wird geschätzt.

Tryphiodorus, ein griechischer Dichter aus dem 6. christlichen Jahrhundert, von Geburt ein Aegypter und Verfasser eines, mit Schwulst überladenen Gedichtes: Ἰλίου ἅλωσις, von Troja's Einnahme und Zerstörung. Dasselbe ist oft, zugleich mit dem Koluthus, herausgegeben und einzeln von J. Merrick, Oxford 1741; von Bandini, Florenz 1465; von Thom. Northmore, neue Ausg., London 1804; von G. H. Schäfer (eine Prachtausgabe), Leipzig 1809, Fol. und am vollständigsten von F. A. Wernicke, Leipzig 1819.

Tschaiken-Distrikt, ein militärischer Gränzbezirk in der Batscher Gespannschaft, in Niederungarn, diesseits der Donau, wo diese und die Theiß bei ihrer Vereinigung einen Winkel bilden und der durch einen, unter dem römischen Kaiser Diokletian erbauten, Damm abgeschlossen ist, mit ungefähr 16½ □ Meilen und 27,000 Einwohnern. Seinen Namen hat dieser Distrikt von dem T.-Bataillon (Pontonier's- u. Matrosencorps), welches 1771 zur Beschützung der Donau, Save und Theiß durch eine Flußflottille von kleinen bewaffneten Schiffen, die man Tschaiken nennt (**csajka** ist ein serbisch-türkischer Name, ungarisch **sajka**, ein kleines Schiff), errichtet worden ist. Die Einwohner (Serben oder Raitzen und aus dem vormaligen Temesvárer Banate eingewanderte Walachen) wurden von der Grundherrschaft befreit und zu Gränzsoldaten umgeschaffen. Sie sind sämmtlich dem T.-Dienste gewidmet und bei jedem Türkenkriege auf ihren Tschaiken Militärdienste zu thun verbunden. Der T. gehört zur slavonischen Militärgränze. Die Tschaikisten machen ein, 5 Compagnien starkes, Bataillon von ungefähr 1500 Köpfen aus, stehen unter der Anführung eines Obersten und sind dem slavonischen Generalcommando zu Peterwardein unterworfen. Der Stab ist in **Tétel**, am Zusammenfluße der Theiß mit der Donau, wo auch das Arsenal und die Magazine sich befinden. Die Einwohner dieses Bezirks bekennen sich zur nicht unirten griechischen Kirche und stehen in geistlichen Angelegenheiten unter dem Neusatzer Bischofe. Der Boden dieses Distrikts ist eben. Hauptprodukte sind: Getreide, Tabak, Viehzucht und zahlreiche Theiß- und Donaufische (darunter auch Hausen). Der Distrikt enthält einen Marktflecken, 13 Dörfer u. 11 Prädien. Auf einen Compagniebezirk kommen im Durchschnitte 4500 Seelen. Die Tschaiken oder Wassergaleeren sind von verschiedener Größe: von 3 Kanonen, mit 10 Soldaten bemannt u. von neun Kanonen, welche auch 100 Soldaten fassen. Das Tschaikisten-Bataillon wird jährlich zur Herbstzeit 14 Tage hindurch im Pontonierdienste geübt und wegen dieser länger dauernden Zusammenrückung übernimmt der Staat die Verpflegung des Bataillons während dieser Zeit.

Tscherbet, s. **Sorbet**.

Tscheremissen, eine finnische Völkerschaft, die sich selbst **Mari** nennt, im Gouvernement Kasan und Orenburg im asiatischen Rußland, an den Ufern der Kama, ungefähr 200,000 Köpfe stark. Sie sind von mittlerer Größe, haben ein blondes oder röthliches Haar, das rund um den Kopf kurz abgeschnitten wird, eine weiße Haut und besitzen wenig Kraft, Muth und Lebhaftigkeit. Man hält sie für betrügerisch, eigensinnig u. argwöhnisch. Sie wohnen in Dörfern, die bis 30 Höfe enthalten und selbst gewählte Schulzen, Unterschulzen u. Aelteste haben. Sie sind gute Ackersleute, Viehwirthe und Bienenwärter und im Winter Jäger. Handwerke treiben sie nicht; das Frauenzimmer aber spinnt, näht, webt, stickt leinene Kleider, mit selbst gefärbter Wolle, versteht die Küche und übrige Hausarbeit; Unreinlichkeit ist allgemein. Sie sind meistens Muhamedaner; Einige Heiden, bei denen die Vielweiberei Sitte ist, sowie bei den ersten; Andere sind griechische Christen, die aber vielen Aberglauben von den Heiden beibehalten haben.

Tscherkessien und Tscherkessen. — T. oder Cirkassien in weiterer Bedeutung

umfaßt die große u. kleine Kabarda, die Länder der Abasen u. Abchasen, sowie die der eigentlichen Tscherkessen und nimmt den ganzen Nordabhang des **Kaukasus** (s. d.) bis zum Gebiete der Lesghier im Osten und dem Kuban und mittlern Terek im Norden, sowie den Südabhang bis nach Mingrelien im Südosten ein; die westliche Gränze bildet das schwarze Meer. Alle Bewohner dieser Länder, die **Tscherkessen, Inguschen, Tschetschenzen, Osseten, Lesghier, Ssuanen, Abassen** und **Georgier**, sind durch Sprache, Lebensweise und Sitten näher oder entfernter mit einander verwandt und gehören einem und demselben Volksstamme an. — T. im engern Sinne begreift den nördlichen Theil des Kaukasus, den Winkel zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere, bis zur Laba, oder den Kabarden am obern Kuban und Terek, im Nordosten u. bis nach Gagra an der Gränze Abchastens im Südosten. — Die **Tscherkessen** (abgeleitet von **Tscher**, Weg, und **Kessmek**, abschneiden, also s. v. a. Wegelagerer) nennen sich selbst **Adige**, bilden ein Volk von etwa 600,000 Köpfen u. waren früher viel weiter nach Norden ausgebreitet und ihre Weideplätze gingen bis über die Kuma hinaus. Erst die Ausbreitung der Russen und die Anlage der kaukasischen Linie im Jahre 1777 drängten sie über den Terek, die Malka und den Kuban zurück. Gegenwärtig bewohnen sie die sogenannte große und kleine **Kabardah**, d. h. das Thalbecken des Kuban, bis in die Gegend von Anapa hin und das mittlere Terekthal. Sie selbst behaupten, aus Arabien zu stammen, im Kaukasus Europäer (Christen, wie die noch vorhandenen Kreuze von roher Form beweisen) vorgefunden und verdrängt zu haben. Ihre Wanderungen, bei einem ursprünglichen Hirten- und Jägervolke leicht erklärlich, sind erwiesen, scheinen sich jedoch nicht weit über die, an den Kaukasus gränzenden, Gebiete erstreckt zu haben. Jedenfalls sind sie Ureinwohner und die **Sychen**, von denen die alten griechischen Schriftsteller erzählen. Ihre Sprache steht im Kaukasus ganz allein und bietet nur mit finnischen, hauptsächlich mit moguilschen u. asiatischen Wurzelwörtern (in Sibirien) Aehnlichkeit dar. Die Aussprache ist eine der schwersten der Welt, wegen der unglaublich vielfachen Modificirung der Vokale und Diphthongen, des Schnalzens mit der Zunge, das viele Buchstaben erfordert und der häufig vorkommenden tiefen Kehllaute. — Ein gemeinschaftliches Oberhaupt kennen sie nicht und leben in einer Art von aristokratischer Republik, in der sich ein vollkommenes Lehnswesen ausgebildet hat. Es gibt unter ihnen fünf Klassen: Fürsten, **Pschi's** oder **Bai's** genannt; Adel, **Work** oder **Usden**; Vasallen des Adels und Leibeigene, welchen letzteren der Ackerbau und die häusliche Bedienung anheimfallen. Jeder Fürst hat eine Anzahl von Usden, deren hauptsächlichste Verpflichtung darin besteht, daß sie ihm mit ihren Vasallen in den Krieg folgen. Der Fürst pflegt seinen Vasallen von Zeit zu Zeit Geschenke zu machen und kann dagegen von ihnen verlangen, daß sie im Nothfall für seinen Unterhalt Sorge tragen. Der Standesunterschied wird so streng festgehalten, daß Heirathen aus einer Classe in die andere so gut wie nie vorkommen. Geschriebene Gesetze gibt es nicht. Sind Streitigkeiten zu schlichten, so bilden die Aeltesten der Fürsten, Usden und Vasallen das Gericht. Einfälle in das russische Gebiet, Fehden, oder endlich Jagden, die zuweilen mehre Wochen dauern, sind die einzige Beschäftigung der höheren Classen. Blutrache ist ein unverbrüchliches Gesetz; Krieger, die im Kampfe gegen die Russen gefallen sind, werden nie betrauert. Außer dem Hause erscheint der Tscherkesse nie ohne Waffen, wenigstens nicht ohne Säbel und Dolch. Im Kriege gehören zu seiner Rüstung, außer Säbel und Dolch, Pistole und Flinte, noch ein Panzerhemd, ein Helm, eiserne Handschuhe und Armschienen. Die Panzerhemden sind gegen Pistolenkugeln durchaus undurchdringlich. Im Frieden besteht ihre Kleidung aus einem weißleinenen oder rothseidenen Hemde, aus einem seidenen und gestickten Unterkleide und einem kurzen Ueberwurf, mit Taschen an den Seiten für die Patronen. Den Kopf bedeckt eine gestickte Mütze, die Füße ruhen in zierlichen rothen Stiefeln. Gegen schlechtes Wetter schützt ein Filzmantel. Pferde von mittelmäßiger Größe, über-

aus gewandt und kaum zu ermüden; Ochsen, die vorzüglich als Zugthiere gebraucht und daher selten verkauft oder geschlachtet werden; besonders aber Schafe, deren Fleisch nebst Hirse die Hauptnahrung ist, bilden den Reichthum der Tscherkessen. Ihre Dörfer oder Auls bestehen der Regel nach aus 40 bis 50 Häusern, die in einem Kreise stehen und von einem gemeinschaftlichen Zaun aus geflochtenen Weidenruthen umgeben sind, damit das Vieh Nachts nicht fortläuft. Die Häuser sind sehr einfach, aus Weidenzweigen geflochten und außen u. innen mit Thon belegt; das Dach besteht aus Stroh oder groben Gräsern. Die Männer besitzen große körperliche Kraft und Gewandtheit, ausdrucksvolle Gesichtszüge, hohen Wuchs, die Frauen sind die schönsten des ganzen Kaukasus. Unbegränzte Gastfreundschaft ist allgemeine Tugend; Tapferkeit, Dienstfertigkeit, Verschlagenheit hervorstechende Eigenschaften. Der Islam, der von den Türken seit dem Frieden von Kainardsche (1774) geflissentlich verbreitet wurde, hat auf die Sitten vortheilhaft eingewirkt, denn das Branntweintrinken, früher ein sehr verbreitetes Laster, ist seitdem verschwunden. Der Angabe, daß die Tscherkessen mit ihren Frauen und Töchtern früher türkische Harems bevölkert hätten, widerspricht Klaproth (Reise in den Kaukasus). Nach seiner Angabe verkauften sie blos geraubte Sklaven und die türkischen Sklavenhändler wurden mit Mädchen ausschließlich aus Imerethi und Mingrelien versorgt. Die ersten Beziehungen Rußlands zu dem Kaukasus begannen 1555 unter Iwan Wasiljewitsch. Georgien suchte gegen die Türken bald persischen, bald russischen Schutz und selbst Fürsten des Hochgebirges und Häuptlinge der Kabardah sollen, nach russischen Quellen, mehrmals mit den Russen gegen die Khane der Krim gefochten u. den Eid der Treue geschworen haben. Jedenfalls waren diese Verbindungen bis auf Peter den Großen unbedeutend. Mit diesem Monarchen begann bekanntlich das Streben Rußlands, die östlichen Meere zu gewinnen, in Mittelasien einzudringen und sich für die Zukunft einen Weg nach Indien zu eröffnen. Peter der Große zog persönlich nach jenen Gegenden und eroberte das wichtige Derbend am kaspischen Meere. Furcht vor dem persischen Schah Nadir bewog ihn, diese Erwerbungen wieder aufzugeben. 1763 wurde die Festung Mosdok angelegt; 1774 durch den Frieden von Kainardsche die große und kleine Kabardah gewonnen, jedoch unter lautem Widerspruche der Einwohner, die schon im folgenden Jahre Aufstände erregten und nur zum Theil unterworfen werden konnten. Zur Bewältigung der Gebirgsbewohner legte man jetzt die sogenannte kaukasische Linie an, eine lange Reihe von Festungen und Forts, die den Terek und Kuban sichert und mit einander verbindet. Im Süden des Kaukasus faßten die Russen festen Fuß im Jahre 1785, als die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Imerethi als Vasallen sich unterwarfen. Sie benützten dieß, um eine Straße über den Kaukasus anzulegen und die unabhängigen Völker mehr einzuengen. Diese Straße ist die gegenwärtige Straße von Tiflis, wurde mehrmals von den Bergbewohnern zerstört und stets wieder hergerichtet. Im Frieden von Jassy erkannte der Sultan den Kuban als russische Gränze an und Rußland dehnt sich von jetzt an, in Folge glücklicher Kämpfe mit den Persiern, bis Baku am kaspischen Meere aus. An die Nordgränze wurden die sogenannten Kosaken vom schwarzen Meere verpflanzt, um die Einfälle der Gebirgsbewohner zurückzuweisen; diese letzteren erhielten sich frei und die Festung Wladikaukas bewährte ihren Namen (Zwingkaukasus) nicht. Die türkischen Festungen an der Küste des schwarzen Meeres, Anapa und Suchum-Kaleh, fielen in dem Kriege von 1811 in die Hände der Russen, so daß diese den Kaukasus jetzt bereits von allen Seiten umringt haben. In diesem, wie in dem nächsten Kriege von 1829, waren die Tscherkessen die Verbündeten der Türken, gaben ihre Unabhängigkeit jedoch so wenig auf, daß sie alle Einflüsterungen der benachbarten Pascha's, den Sultan, zum bessern Schutze gegen Rußland, als ihren Oberherrn anzuerkennen, fortwährend zurückwiesen. Die Diplomatie ignorirte dieses Verhältniß. Als die Pforte im Frieden von Adrianopel den ganzen Küstenstrich von der Mündung des Kuban bis zum Fort Nicolai an

blichsten Gränze von Imerethi abtrat, hielt sich Rußland für berechtigt, den
nten Kaukasus als sein Eigenthum zu betrachten. Das thatsächliche Ver-
; bestand nur darin, daß es das Gebirge von allen Seiten absperrte, nörd-
nd südlich große, zusammenhängende Gebiete besaß, östlich und westlich lange
chmale Küstenstriche, im Innern dagegen gar Nichts, die wenigen Festungen
: großen Straße von Mosdok nach Tiflis ausgenommen. In Europa be-
man die Veränderungen, die der Krieg im Kaukasus hervorgerufen hatte,
als gar nicht. Der Text des Vertrags von Adrianopel, soweit er bekannt
ließ nicht entfernt die Vermuthung aufkommen, daß Rußland den Kauka-
s seine Provinz betrachte. Dieser Vertrag nannte die Kaukasier „anwoh-
Völkerschaften" und stipulirte die gegenseitige Verpflichtung der contrahiren-
Mächte, gegen die Einfälle und Räubereien derselben die geeigneten Mittel
ieten. Aus dieser Benennung „anwohnende Völkerschaften" und noch mehr
ieser Eingehung eines Bündnisses gegen die Kaukasier ging klar hervor,
ußland diese Völker der „Pforte gegenüber" nicht in der Eigenschaft von
hanen geltend machte, denn anwohnend sind blos solche Völkerschaften, die
halb der Gränzen leben und ein Bündniß schließt man gegen Dritte, nicht
sich selbst. Die nächsten Kämpfe im Kaukasus blieben in Europa unbe-
wie schon bemerkt wurde. Um so entschiedener wurde die Aufmerksamkeit
als im Anfang des Jahres 1836 in England plötzlich ein Dokument er-
welches sich eine „Unabhängigkeitserklärung der Cirkassier" nannte. Anfangs
nan es für unächt, doch der Ort der Veröffentlichung (im Portfolio) ließ
einen Zweifel übrig, daß es wirklich aus dem Kaukasus komme und auf
atischem Wege nach England gewandert sei. David Urquhart, der wahr-
iche Veröffentlicher dieses Dokuments, war 1834 von seiner Regierung
n den Kaukasus geschickt worden, um Rußlands Geheimnisse daselbst zu er-
n und zu enträthseln und dieser Diplomat, mit den Verhältnissen des Orients
vertraut und die künstlich verschlungenen Plane Rußlands ziemlich durch-
d, suchte England zu einer thätigern Unterstützung der Kaukasus-Völker
iben. Lord Palmerston scheint auf seine Plane eingegangen zu seyn; we-
is erschien, nachdem die englischen Blätter das Recht der Russen auf die
ngige Küste von Anapa bis Nicolai heftig bestritten und die Anknüpfungen
andelsverbindungen mit dem Kaukasus als nahe bevorstehend angekündigt
an der dortigen Küste ein englisches Schiff, die Vixen (Füchsin) unter
n Bell. Die Russen nahmen das Schiff, weil es mit einer blokirten
unerlaubten Verkehr getrieben habe und das englische Ministerium hielt es
thig, diese „vollendete Thatsache" mit Stillschweigen zu übergehen. Man
sich damit, daß Kapitän Bell u. seine Mannschaft in Rußland die schon-
Behandlung gefunden hätten und von einem direkten Versuche zu Gunsten
cherkessen, wofür die Absendung der Vixen allerdings gelten muß, war
keine Rede. Die im Kaukasus weilenden Engländer kamen durch die
gültigkeit ihrer Regierung in eine üble Lage und es ist für die Bildung
cherkessen gewiß ein gutes Zeichen, daß sie ihre getäuschten Hoffnungen

auszusetzen. Kleinere Fahrzeuge, selbst Fregatten und Linienschiffe, gehen in jedem Winter verloren. Es wird noch von diplomatischen Unterhandlungen berichtet, die England direkt oder durch seinen Gesandten in Konstantinopel gepflogen hätte. Bei den Sitten der Tscherkessen ist es mehr als zweifelhaft, daß sie wirklich, wie erzählt wird, auf gegenseitige Einstellung von Feindseligkeiten angetragen haben sollten. Ebenso wenig durfte Rußland, da es den Kaukasus einmal als sein Eigenthum betrachtet, einen solchen Antrag annehmen und konnte nur auf Unterwerfung bestehen, wie es dieß wirklich that. „Wißt ihr, mit wem ihr kämpft?" heißt es in einer Proklamation des russischen Generals Weljaminow an die Tscherkessen. „Mit Rußland, das den Himmel mit seinen Bajonetten stützen könnte, wenn er einzufallen drohte." Den einen Vortheil hatte die Anwesenheit der Engländer im Kaukasus, daß die Kaukasier auf die Nothwendigkeit innerer Einigung aufmerksam gemacht wurden. Das Bündniß, zu dem Urquhart Veranlassung gegeben haben mag, ist seitdem häufig erneuert und erweitert worden. Einige Stämme mögen sich aus alter Feindschaft von den übrigen absondern, einige sogar mit den Russen verbünden: die Hauptmasse hält gegen den äußern Feind fest zusammen und handelt sogar nach gemeinschaftlichen Planen, die in großen Versammlungen der Häuptlinge entworfen werden. An einen Einfluß von Fremden, die eben erwähnten englischen Agenten ausgenommen, darf man am wenigsten denken. Alle Nachrichten der Zeitungen, daß geflüchtete polnische Offiziere an der Spitze der Tscherkessen ständen, sind unwahr, so häufig sie auch wiederholt werden. Die polnischen und russischen Ueberläufer, die sich bei den Gebirgsvölkern befinden, sind gemeine Soldaten und werden, glaubwürdigen Berichten zufolge, der Regel nach nur zu den Arbeiten des Ackerbaues verwendet. Ziehen sie mit in den Krieg, so sind sie im Gefolge, nicht an der Spitze der Fürsten. Die Meisten werden mit Mißtrauen betrachtet und streng gehütet, was ihrer großen Zahl wegen nöthig erscheint. Es sind nämlich nicht blos viele Einzelne, sondern ganze Compagnien und einmal sogar zwei vollzählige Regimenter zu den Tscherkessen übergegangen, Polen, wie Russen: die ersten aus Nationalhaß, die zweiten aus Ueberdruß der schmalen Kost und der strengen Zucht. Die Zugführer der Stämme sind stets Eingeborene. Unter den Tscherkessen wurde früher der Häuptling Aslam-Bire am meisten genannt, unter den Abassen Omar, mit dem Beinamen Abrek, d. h. der Ueberläufer. Unter den Tschetschenzen haben sich Kasimulah u. besonders Schamyl hervorgethan. — Die Darstellung der neueren Kriegsereignisse im Kaukasus, zu der wir jetzt übergehen, kann nur eine skizzirte Kriegsgeschichte seyn und auf Vollständigkeit und Allseitigkeit um so weniger Anspruch machen, als es vor Allem immer noch an einer, strengeren Anforderungen genügenden, Karte des Kaukasus fehlt; ferner die offiziellen Berichte von russischer Seite wahre napoleonische Bülletins sind, einzig darauf berechnet, einen der russischen Regierung günstigen Eindruck zu machen, während die französischen und englischen Darstellungen absichtlich ins Schwarze malen. In den Jahren 1835—1837 verfolgten die Russen hauptsächlich den Plan, die ganze Küste der schwarzen Meeres durch die Anlegung von Festungen zu unterwerfen. Sie erbauten 8 Forts, das größte zu 1500, das kleinste zu 800 Mann Besatzung, fanden jedoch einen solchen Widerstand, daß gegen einen einzigen Punkt, gegen die Mündung des Tuabs, 8000 Mann, von 11 Kriegsschiffen unterstützt, verwendet werden mußten. Die Festungen nützten überdieß zu weiter Nichts, als, bei kurzen Expeditionen in das Gebirge zu Stützpunkten zu dienen und waren äußerst kostspielig zu unterhalten, da sie von Odessa und Sebastopel aus verproviantirt werden mußten. Einige kleinere unter diesen Festungen fielen sogar in die Hände der Tscherkessen, welche die Besatzungen niedermetzelten, die Vorräthe raubten, aber die Festungswerke unverletzt ließen. „Diese Festungswerke seien ihre Bienenkörbe," sagen sie, „in welche die Russen fleißig Salz, Pulver und Kugeln eintrugen, die zu zerstören sie daher vermeiden müßten, um eine für sie so nützliche Betriebsamkeit nicht zu *unter*brechen." Die Tscherkessen unternehmen ihre Stürme in dunklen Nächten, er-

ı die Wälle im ersten Anlaufe, hauen die Posten nieder und sind mitten
: Festung, ehe noch Lärm entstanden. Werden sie früher bemerkt, so drücken
h hart an die Seite des Grabens, um gegen das Geschützfeuer geschützt zu
schießen unaufhörlich und benützen die kleinste Verwirrung, die in der Be-
g entsteht, um in das Innere zu dringen. Die Russen standen ihren wilden
n an Tapferkeit nicht nach. Eine ihrer Großthaten mag hier eine Stelle
. In einer dunkeln Winternacht, das Jahr ist nicht genannt, überfielen die
er das Dorf Tschirach, metzelten die Bewohner und 80 Grenadiere der
ıng nieder und umzingelten die kleine Festung, deren Vorstadt das Dorf
. Die russische Besatzung bestand aus einem Bataillon des Asperon'schen
dier-Regiments; die Zahl der Stürmenden wird zu 12,000 angegeben. Die
er stürmten wiederholt, wurden aber stets nach einem furchtbaren Handge-
zurückgeworfen. Die Belagerung hatte auf diese Weise unter fortwährenden
en drei Tage gedauert, als sich bei dem sehr zusammengeschmolzenen Häuf-
r Russen der drückendste Wassermangel einstellte und auch der Kugelvor-
rschöpft zu werden begann. Dennoch wies der Befehlshaber Owelschkin
ufforderung ab u. drohte Demjenigen mit dem Tode, der von der Uebergabe
n würde. Am vierten Tage lebten von dem ganzen Bataillon blos noch
on denen 62 verwundet waren, als endlich Entsatz herbeikam. Aehnlichen
erwarb sich Oberstlieutenant Passek in dem befestigten Dorfe Surjach, das
n ganzen Monat lange gegen zehnfach überlegene Feindesmassen vertheidigte,
als der Mundvorrath ausgegangen war, trotz der Schluchten und Fels-
der Umgegend sich durchschlug und seine Vereinigung mit dem General
ıau glücklich bewerkstelligte. Die Kriegsgeschichte wurde durch diese und
e Thaten mit manchem schönen Zuge bereichert, die russischen Annalen
ı von keiner neuen Eroberung erzählen. Eine Zeit lange hoffte man viel
m Plane, den mächtigen Stamm der Schapsugen in zwei Theile zu tren-
das man durch die Anlage von Festungen zu erreichen gedachte. Als die-
an sich nicht bewährte, verfiel man auf doppelte Expeditionen, theils von
a und Süden aus unternommen, theils von Norden und von der westlichen
te aus. Die russischen Berichte strotzten in jedem Jahre von Siegesnach-
, doch mußte auffallen, daß sie nach so glänzenden Erfolgen stets wieder in
en Standquartiere zurückkehrten und ihre Sysiphusarbeit in jedem Früh-
neu begannen. Sie mußten zuweilen sogar eingestehen, daß es den Feinden
en sei, einzelne, bis dahin treue, Stämme zum Abfalle zu vermögen und
indseligkeiten in Gegenden zu tragen, die bereits als russische Provinzen
Ueber einzelne Niederlagen verlautete, daß eine starke russische Abtheilung
hre 1837 im Passe Verdavi zurückgeschlagen sei, die Lesghier in Daghestan
m schwarzen Meere streiften, die Tscherkessen 1838 bei Schuschen einen
idenden Sieg gewonnen hätten. Die russischen Verluste müssen, nach den
. Truppenaushebungen und nach den Begünstigungen zu urtheilen, die man
ı Kaukasus dienenden Offizieren gewährt, immer sehr bedeutend gewesen
Diese Begünstigungen bestehen darin, daß die Offiziere, abgesehen von
hnellern Vorrücken, was der Krieg von selbst mit sich bringt, einen Jah-
ı zum Voraus, sodann, während der Feldzüge, doppelten Sold und die Ver-
z der Reisekosten erhalten. Von diesen Vortheilen angelockt, meldeten sich
gs sehr viele Offiziere, besonders von der Garde, der man zu verstehen ge-
hatte, daß der Kampf im Kaukasus für sie eine Ehrensache sei. Der Zu-
nahm jedoch ab, seit die russischen Offiziere die Entdeckung machten, wie
ingend der Feldzug am Kaukasus für sie sei. In den Standlagern am
ı und Terek Sumpffieber, in den Gebirgen unerhörte Strapazen u. hitzige
fe mit der blanken Waffe: das ist eine Perspektive, die den Drang nach
derung bedeutend abzukühlen vermag. Von der russischen Garde soll sich in
tzten Jahren nicht ein einziger Offizier mehr zum Dienst im Kaukasus ge-
n haben. Zugleich hörten auch die Zeitungen von St. Petersburg auf, Be-

richte aus dem Kaukasus zu bringen, was deutlicher, als Alles, gegen die Glaubwürdigkeit der früheren Siegesnachrichten spricht. Der Kaiser von Rußland hatte dem Kaukasus im Oktober 1837 selbst einen Besuch gemacht und dabei, wie es heißt, grobe Willkürlichkeiten und Unterschleife seiner Generale entdeckt. Auf die Operationen übte dieser Besuch keinen Einfluß; vielmehr vergingen die beiden nächsten Jahre gänzlich resultatlos, obgleich die Russen ihre Armee bis auf 40,000 Mann vergrößert hatten. In dieser Zeit machte sich, neben Rajewski, der General Saß bemerklich, der den Gebirgsbewohnern durch große persönliche Tapferkeit — er pflegte bei den Gefechten selbst einzuhauen und ist mit Wundennarben bedeckt — und eine rastlose Thätigkeit Achtung einflößte. Im kleinen Kriege unermüdlich, legte er zugleich mehre Festungen an und wußte sich gegen die Feinde zu behaupten. In den Jahren 1839 und 1840 entführte er, nach ächt russischer Sitte, mehre tausend armenische Familien und versetzte sie hinter die kaukasische Linie. 1840 machte Schamyl am Terek, an der Sundschah und am Koisuh große Fortschritte, schnitt Grotschnoi vom Terek ab, und wiegelte eine Menge von Stämmen auf. Um diese Erfolge zu zerstören, wollten die Russen 1841 von Stawropol und von Tiflis aus gleichzeitig vordringen, in der Stanizze Tscherwlenna am Terek sich vereinigen und dann gemeinschaftlich gegen Tschirkei vorgehen, das als Handelsplatz der Kaukasier im nördlichen Daghestan eine gewisse Wichtigkeit besitzt. So war verabredet, als General Golowin plötzlich auf dem Marsche nach Tscherwlenna, wo er sich mit Grabbe vereinigen sollte, westlich ablenkte und eigenmächtig auf Tschirkei marschirte, ohne den andern Feldherrn auch nur zu benachrichtigen. Bei Tschirkei angelangt, griff er den Ort an dessen stärkster Stelle an, auf der Flußseite, wo die tobenden Wellen weder ein Durchwaten, noch das Schlagen einer Brücke gestatten und hohe Felsmassen, in welche Schießscharten eingehauen sind, die Vertheidigung ungemein erleichtern. Da das Schlagen einer fliegenden Brücke mißglückte, das russische Geschützfeuer erfolglos blieb, die Kugeln der Feinde dagegen eine Menge Menschen wegrafften, so gab Golowin die Belagerung auf, ließ den General Vegesack mit einem kleinen Corps zur Beobachtung zurück und vereinigte sich nahe am Engpasse von Kubar mit Grabbe. Dieser Engpaß, der wie ein tiefer, enger Spalt in die Gebirge eingeklüftet ist, außerordentlich steil emporsteigt und im Frühjahr — dieses war die Zeit der Expedition — vermöge seiner Schneemassen noch mehr Schwierigkeiten darbietet, war von den Russen deßhalb zum Eindringen in das feindliche Land gewählt worden, weil ihre Gegner sie hier am wenigsten erwarteten. Schamyl hatte indessen Nachricht bekommen und besetzte den Paß mit 8000 Mann, als die Russen eben am Eingange unten anlangten. Am folgenden Tage drangen sie in 3 Kolonnen vor, eine im Thale, die beiden anderen auf den dasselbe flankirenden Bergen. Der Kampf war ein furchtbarer. Für die beiden Seitenkolonnen wurde das Terrain mit jedem Schritte schwieriger, im Thale mühte sich die Artillerie fruchtlos ab. Die Soldaten mußten sich bald ihrer Waffe als Stütze bedienen und konnten nur dann feuern, wenn sie sich an Bäume anlehnten. Je höher sie stiegen, desto heftiger wurde das Feuer der Tschetschenzen, desto größer aber auch die Erbitterung der Russen. An Ordnung konnte nicht mehr gedacht werden. Bald vordringend, bald zurückgeworfen, jetzt durch einen Baum geschützt, dann wieder ganz frei den feindlichen Kugeln preisgegeben, focht jeder Soldat mehr für sein Leben, als für einen gemeinschaftlichen Zweck. Dieser Kampf, der an den meisten Orten zu einem Handgemenge mit Bajonnet und Säbel wurde, dauerte den Morgen, den Nachmittag ununterbrochen fort und erst am Abend waren die steilsten und eben deshalb gefährlichsten Stellen überwunden. In der Nacht wachten die Truppen auf der Höhe des Passes. Während des Gefechtes hatte die Frühlingssonne glühende Strahlen auf sie gesandt und jetzt lagen sie im Schnee, ohne Mäntel, einem schneidenden Winde ausgesetzt. Viele erlagen hier, noch weit mehre waren im Kampfe gefallen und doch war das Gefecht ein

gewesen, denn das Tschirkei, um das man sich am Kubar schlug, hatte
Schamyl und dessen Kriegern verlassen, bereits an Wegesak ergeben.
ssen kehrten deshalb zurück, um an der Sundschah zwei neue Festungen
en. Im September wurde ein Feldzug gegen das Gebiet der Tschet-
ausgeführt. Zu einem bedeutenden Gefecht kam es nicht, die Schar-
ahmen kein Ende. Die größte Kriegsthat bestand darin, daß man große
äthe verbrannte, welche die Tschetschenzen zusammengetragen hatten, um
m beabsichtigten Einfalle in das Land der Kumüken Pferdefutter zu
Dieser Einfall fand dennoch statt; denn kaum waren die Russen zurück-
, so sammelte Schamyl 15,000 Krieger, brannte die Dörfer der Ku-
ieder, führte ihre Heerden fort und erschlug mehr russische Abtheilungen,
unvorsichtig vorgewagt hatten. Auf die Nachricht von diesen Unglücks-
lten die Befehlshaber der Festungen Groiznoi und Tscherwlenna herbei
ten Schamyl einzuschließen. Wirklich standen sie auf dem Punkte, sich
igen, als Schamyl sein Heer keilförmig zwischen sie einschob, sie auf
Seiten in Kampf verwickelte und unterdessen 40,000 Stück erbeutetes Vieh
eroberte Kanonen auf dem freien Wege zwischen den russischen Abthei-
n das Gebirge entführte. Durch diesen schlechten Erfolg gewarnt, be-
die Russen, sich mehr auf der Defensive zu halten und nur dann zum
zu schreiten, wenn alle Verhältnisse die günstigsten wären. Sie wollten
ern Gebirge die Kriegsvorräthe und namentlich das Salz, woran es ihm
fehlte, abschneiden und es durch die Anlage von Festungen immer mehr
. Ihr Pulver bereiteten jetzt die Tscherkessen aber selbst, indem sie ge-
itten, aus einem Kraut (Amaranthus pallidus) Salpeter zu gewinnen.
n größere Geneigtheit zu einem gegenseitigen Handelsbetriebe einzuflößen,
n auf verschiedenen Punkten der kaukasischen Linie Tauschhöfe an, wo
othwendigsten Lebensbedürfnisse wohlfeil erhielten. Dies Alles hatte kei-
olg. Die Tauschhöfe standen leer, da die Bergbewohner vorzogen, ihre
isse mit den Waffen in der Hand zu erobern. Der Festungsgürtel half
, daß Schamyl bis hinter die kaukasische Linie vordrang und im Ein-
isse mit den nogayischen Tataren große Verwüstungen anrichtete. Ein-
sische Generale erlitten größere Niederlagen, namentlich Grabbe, als er
Aul Dargo zu nehmen versuchte. Im Winter 1842 wurden sämmt-
ische Oberbefehlshaber Saß, Grabbe und Galowin ihrer Stellen entsetzt,
wiß die beste Kritik ihrer Erfolge ist. An ihre Stelle traten Gurko,
t und Besobrasow II. Es wurde wieder verkündet, daß der Krieg seinen
Charakter verliere und der von den feindlichen Bergvölkern besetzte
Daghestan durch einen Militärkordon streng eingeschlossen werden solle,
n endliche Unterwerfung herbeizuführen. So weit war man also jetzt
früheren Hoffnungen zurückgekommen, daß man nicht mehr von der
rfung des gesammten Gebirgs sprach und schon viel erreicht zu haben
wenn es gelänge, einem kleinen Bezirk endlich zu unterwerfen. Gegen
s Jahres trafen wieder bedeutende Verstärkungen ein und man erwartete
ößere Unternehmungen. Der Anfang der Operationen wurde durch einen
Schneefall verzögert, der die Russen zwang, sich ruhig in ihren Festungen
und selbst den rastlosen Schamyl zur Unthätigkeit verdammte. Als der
endlich eröffnet wurde, kam es nur zu zwei größeren Gefechten, in denen
Russen den Sieg zuschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich nicht
n. 1845 wurde an der Stelle des Generals Neidhardt der Generaladjutant
sers, Graf Woronzow, zum Oberbefehlshaber im Kaukasus ernannt
den ausgedehntesten Vollmachten versehen. Er verbindet mit dem Mi-
hl zugleich die oberste Leitung der Verwaltung und an ihn gelangt das
ur Entscheidung, was früher der persönlichen Bestimmung des Kaisers in
rg unterlag. Seiner Abreise nach dem Kaukasus gingen eine große
aushebung und eine Berathung der sämmtlichen, nach Petersburg beor-

derten, Befehlshaber des Kaukasus voran. Das Heer wurde jetzt auf 160,000 Mann gebracht, wovon indessen höchstens 90,000 als verwendbar gelten können. Als Zielpunkt der diesmaligen Angriffe war der Aul Dargo im Gebirge am Aksai bezeichnet. Dargo war einer der gewöhnlichsten Aufenthaltsorte Schamyl's, der dort seine Vorräthe an Waffen, Pulver und Lebensmitteln aufgehäuft hatte. Er hatte auch eine Moschee erbaut und viele Wallfahrer besuchten dieselbe, theils um zu beten, theils um dem berühmten Anführer Kunde von den Russen zu bringen. Das russische Heer, aus drei Corps zusammengesetzt u. von Woronzow persönlich befehligt, setzte sich am 12. Juni in Marsch. Der Feind war weniger hinderlich, als das ungünstige Wetter und der schlechte Weg. Ganz ihrer Gewohnheit entgegen, schossen die Bergvölker wenig, griffen nie mit der blanken Waffe an und begnügten sich damit, Steine von den Bergen zu rollen. Blos an zwei Gebirgspässen, am Berge Autschimie und an den sogenannten burzukalischen Thoren, einem Bergrücken, der Humbet von Andi scheidet, fanden ernstere Gefechte statt. Selbst hier wichen aber die Feinde, sobald Geschütz vorfuhr und standen namentlich keinem Bajonnettangriff. Die Stimmung der russischen Rekruten, die überdies mit Lebensmitteln und Branntwein reichlich versorgt wurden, war daher die fröhlichste und es verbreitete sich unter ihnen die Meinung, daß Schamyl durch Aufstände der eingeborenen Stämme, oder durch Mangel an Pulver gelähmt werde. Die Russen scheinen, nachdem sie die ersten Gebirgspässe überwunden hatten, einige Zeit gerastet zu haben, um Lebensmittel zu sammeln, Truppenrelais zu legen und zu deren Schutz Verschanzungen aufzuwerfen. Erst am 29. Juli traten sie ihren weiteren Marsch an. Der Widerstand der Feinde gestaltete sich jetzt ganz anders. Dargo ist durch Höhen und durch unermeßlich dichte Buchenwälder vertheidigt, die den Zugang von allen Seiten her erschweren. Sobald die russische Vorhut in diese Wälder eindrang, sah sie sich von allen Seiten angegriffen und litt unendlich durch ein wohlgezieltes Feuer, das aus zahllosen Verhauen hervorsprühte. Jeder Verhau mußte mit dem Bajonnette genommen werden, wobei die georgischen Compagnien und die kaukasischen Milizen sich ziemlich zaghaft bewiesen. Dennoch erreichte man Dargo noch vor dem Einbruch der Dunkelheit, fand aber den ganzen Aul in Asche liegend. Schamyl hielt mit etwa 6000 Tschetschenzen einen hohen Berg, dicht bei Dargo, besetzt und beschoß von dort aus mit einigen Schützen das russische Lager. Mehre Angriffe der Russen mißlangen, doch nahmen sie ihn zuletzt mit dem Bajonnet, fanden aber auf der Höhe weder Feinde noch Kanonen mehr. Der Kampf war von Seiten Schamyl's ein bloßes Scheingefecht gewesen. Während seine Häuflinge hier plänkelten, griff er selbst einen russischen Konvoi an, der nach Dargo Lebensmittel bringen sollte. Die Kaukasier sollen noch nie so wüthend gefochten haben, als bei diesem Angriff. Durch die Blutrache fanatisirt, stürmten sie in dichten Haufen durch die Reihen der Plänkler in die russischen Kolonnen ein und griffen mit Dolch und Säbel an. Der Zug mußte enger aufeinander rücken und mehre Wagen nebst einer großen Menge von Maulthieren preisgeben. Zwei der tüchtigsten Generale (ein dritter war wenige Tage früher geblieben) fielen im Handgemenge und der Verlust an Todten belief sich auf mehr, denn 1300. In Folge dieser Niederlage stellte sich bei den Russen der empfindlichste Mangel ein. Die Soldaten erhielten halbe Rationen, die Pferde und Lastthiere mußten sich mit grünem Futter begnügen; Dargo wurde unhaltbar. Am 6. August trat Woronzow den Rückmarsch durch das Aksaithal an. Unterwegs stieß man überall auf neue Verhaue und im Dickicht der Urwälder, in demselben Walde am linken Ufer des Aksai, der 1842 die Niederlage des Generals Grabbe gesehen hatte, wurde der Kampf so heiß, daß Woronzow, um den Rückzug nicht in völlige Flucht ausarten zu lassen, Halt zu machen beschloß. Vor gänzlicher Vernichtung rettete ihn blos das Erscheinen des Generals Freitag mit 6000 Mann Fußvolk und 300 Kosaken. Durch diese Verstärkung sah sich Woronzow in den Stand gesetzt, die kaukasische Linie wieder zu gewinnen. So war denn auch dieser

Feldzug, der kühnste und blutigste, den die Russen je unternommen, vollkommen erfolglos geblieben. Sie waren von einem nördlichen Punkte der Kaukasuslinie ausgezogen, hatten einen Kreisbogen im Gebirge beschrieben und waren dann auf einen andern Punkt derselben Linie zurückgegangen. Die Einnahme von Dargo kann für keine Ausgleichung ihrer großen Verluste gelten. Schamyl findet hundert andere Wohnorte und der moralische Eindruck, den der Verlust dieses Auls vielleicht gemacht haben könnte, wird dadurch vollkommen aufgehoben, daß die Russen nach anfänglichen Siegen zuletzt erlagen und nicht blos ihre Todten zurücklassen mußten, was in den Augen der Gebirgsvölker ein unzweideutiges Geständniß der Niederlage ist, sondern sogar ihre Verwundeten. Dies ist, was wir über die russischen Kämpfe in Kaukasien wissen. — Läßt sich daraus ein Schluß für die Zukunft ziehen, so ist es der, daß die Unterwerfung des Kaukasus noch lange anstehen wird, wenn sie überhaupt je gelingt. Die russischen Razzias, von denen man sich das Meiste verspricht, sind lange nicht so erfolgreich, wie die ähnlichen französischen Großthaten in Algier, die dort denselben Zweck der Unterwerfung feindlicher Stämme verfolgen. Die hohen Gebirge des Kaukasus bilden ganz andere Hindernisse, wie die Sandebenen Algiers, wozu noch kommt, daß die Kaukasier diese Razzias den unterworfenen Stämmen der Ebene vergelten u. dabei im entschiedensten Vortheile sind. Entvölkern wird man den Kaukasus durch die fortgesetzten Kriege ebenfalls nicht, denn im Gebirge wohnen, nach den geringsten Angaben, 350,000 Krieger, von denen nicht zehn Prozent jährlich fallen, eine Einbuße, die der Nachwuchs der Bevölkerung hinreichend ersetzt. Die tausend früheren Fehden unter sich kosteten mehr Menschen, als jetzt der allgemeine Krieg gegen Rußland. Es läßt sich daher voraussetzen, daß der mächtige Kaiser aller Reussen gegen den Kaukasus ebenso scheitern wird, wie im vorigen Jahrhunderte Schah Nadir von Persien.

Tschernigow, ein russisches Gouvernement, zwischen den Statthalterschaften Mohilew, Minsk, Kiew, Poltawa, der slobodischen Ukraine, Kursk und Orel; dasselbe hat auf einem Flächenraume von 999 □ Meilen 1,300,000 Einwohner: Russen, Deutsche, Polen, Serbier, Moldauer, Armenier, Juden, Griechen und Zigeuner. Der Boden ist durch den Dnepr, die Desna ꝛc. bewässert und im Ganzen sehr fruchtbar. Viehzucht, Bienenzucht, Jagd und Fischerei sind nicht sonderlich bedeutend. Der Fabriken sind wenige und es blüht nur Handel mit Erzeugnissen. Das Gouvernement ist in 12 Kreise getheilt. — Die gleichnamige Hauptstadt darin, an der Desna, ist Sitz eines Erzbischofes, hat eine schöne Kathedralkirche u. noch 17 andere Kirchen, ein Bergschloß, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, Fabriken, berühmte Jahrmärkte und 11,500 Einw.

Tscherning, Andreas, ein für seine Zeit achtungswerther deutscher Dichter, geboren zu Bunzlau 1611, studirte zu Breslau und Rostock, ward daselbst 1644 Professor der Dichtkunst u. starb 1659. Er war vorzüglich glücklich in dichterischen Schilderungen der Natur und des Menschen. Den Opitz ahmte er in Gedanken, Wendungen, Bildern und Ausdrücken nach, doch hat er auch hier und da eigene Bilder und überhaupt eine körnige Sprache. Er hat einen „Frühling und Sommer deutscher Gedichte", eine „poetische Schatzkammer", einen „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte" und „Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterei", Lübeck 1658, (ein prosaisches Werk, das schon zu seiner Zeit wenig Aufsehen machte), hinterlassen. Das Beste aus seinen Gedichten hat Eschenburg in 3 Bänden zu Zacharia's auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter ausgezeichnet.

Tschernitscheff, 1) Zacharias, Graf von, russisch kaiserlicher General, geboren 1705, befehligte im siebenjährigen Kriege 1761 als Generallieutenant ein Corps, welches den Oesterreichern nach Schlesien zu Hülfe gesendet ward, und verweilte mit etwa 20,000 Mann bei Loudon, als sich auch die russische Hauptmacht unter Butturlin schon zurückgezogen hatte. Dies Corps stieß später

als Peter III. im Januar 1762 zur Regierung gekommen war, zu Friedrich II., ward jedoch nach Peter's Entthronung wieder abberufen. T. war jedoch Friedrich II. so ergeben, daß sein Corps, als er schon den 19. Juli 1762 die Nachricht von der Thronveränderung u. seiner Zurückberufung nach Rußland erhalten hatte, doch noch einen Theil der Oesterreicher im Schach hielt, während Friedrich II. den andern bei Reichenbach angriff. Später führte T. ein Commando in Polen, ward Präsident des Kriegscollegiums u. Feldmarschall, legte aber 1774 wegen Altersschwäche alle diese Posten nieder und starb bald darauf. — 2) T., Alexander, Fürst von, geb. 1779, nahm sehr frühe russische Kriegsdienste; 1811 ward er Oberst eines Kosaken-Regiments und als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt. Dort wußte er durch Bestechung mehrer, im Kriegsministerium Angestellter, die Details des künftigen Operationsplanes Frankreichs auf Rußland zu erhalten. Zufällig ließ er bei seiner Abreise eines der Blätter, worauf sich eine Angabe befand, auf einem Sophakissen seines Zimmers liegen; die französische Polizei erfuhr dies und einige Stunden, nachdem er die Brücke von Kehl passirt hatte, langte mit dem Telegraphen der Befehl zu seiner Verhaftung in Straßburg an. Dennoch entkam er glücklich und befehligte 1813 eine Division Kosaken, welche, bald die Avantgarde, bald ein Streifcorps bildend, den Franzosen viel Schaden that u. unter anderen im März Augereau in Berlin bedrohte, später gegen Halberstadt streifte und dort einen Train Artillerie nahm, das Königreich Westphalen auflöste und 1814 an der Elbemündung und in Holland focht. 1817 ward er mit einer außerordentlichen Mission nach Belgien, um mit Wellington zu conferiren, beauftragt. 1822 folgte er dem Kaiser nach Verona zum Congreß. Er wurde darauf General der Cavalerie u. Kriegsminister, sowie auch 1841 bei der Vermählung des Thronfolgers in den Fürstenstand erhoben.

Tschesme oder **Dschesme**, ein unbedeutender Ort an der Ostküste Kleinasiens, der Insel Skios gegenüber und nur merkwürdig wegen der dabei vorgefallenen großen Seeschlacht, in welcher die Russen unter Orloff, Spiridoff und den, in der russischen Marine angestellten, Engländern Elphinstone und Greigh in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1770 die ganze türkische Flotte verbrannten.

Tschetschenzen, ein kaukasisches Bergvolk, welches, wie die Inguschen, Karabulaken und Tuschen, zum Stamme der Mizdschegen gehört und an den Flüssen Argun, Arai und Koisu in dem Hügellande Kistien oder Kissetien wohnt. Die Produkte ihres Landes, dessen Flächeninhalt zu circa 72 □ Meilen angegeben wird, sind: Wildpret, Südfrüchte, Silber, Kupfer, Schiefer u. a. Mineralien. Regiert sind die T. von eigenen Stammesfürsten; ihre Religion ist ein Gemisch von vielerlei Gebräuchen, unter denen der Muhamedanismus vorherrscht; Charakter und Sitten sind denen der Tscherkessen ähnlich; ihre Zahl wird zu 18,000 Familien, darunter 12,000 streitbare Männer, angegeben. Die T., besonders die Berg-T., stehen gegenwärtig an der Spitze des Kampfes der Tscherkessen (s. d.) gegen die russische Oberherrschaft.

Tschirnhausen, Ehrenfried Walther von, Philosoph u. Mathematiker, aus altadeligem Geschlechte, geb. den 10. April 1651 auf seines Vaters Gute Kislingswalde in der Oberlausitz, besuchte das Gymnasium zu Görlitz u. betrieb schon hier mit Vorliebe die Mathematik; 1669 kam er auf die Universität Leyden; 1672 und 1673 diente er als Freiwilliger im holländischen Heere gegen die Franzosen; dann bereisete er England, Frankreich, Italien, Sicilien und Malta; 1682, bei einer dritten Anwesenheit in Paris, wurde er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufgenommen; im selben Jahre verheirathete sich T. und zog sich in die Heimat zurück. Eine neue Reise durch Holland und Frankreich unternahm er 1701. Er starb den 11. Oktober 1708. — T. hat alle, ihm angetragene, Aemter und Ehrenstellen abgelehnt und sich Zeit seines Lebens mit den Naturwissenschaften beschäftigt und mit darauf bezüglichen Einrichtungen in seinem Vaterlande. So errichtete er drei Glashütten, die ersten in Sachsen,

wodurch dasselbe im Glasbedarf von Böhmen unabhängig wurde; auch hatte er großen Antheil an der Erfindung des Meissener Porzellans. Am berühmtesten aber wurde er durch die von ihm verfertigten Brenngläser (s. d.). — Seine wichtigste Schrift ist die „Medicina mentis", Amsterdam 1687, 2. Aufl. 1695. Weniger bedeutend ist die „Medicina corporis", Amst. 1686. — Vgl. „Lebens- und Todes-Geschichte des rc. T.", Görlitz 1709. E. Buchner.

Tschirokesen, s. Cherokesen.

Tschuden (d. i. Fremdlinge) heißt bei den Russen ein altes, jetzt untergegangenes Volk, welches die ganze Strecke von Sibirien an dem Nordrande Hochasiens inne gehabt hat und von dessen Daseyn und bedeutender Cultur die Menge von Grabhügeln, ähnlich den Hünengräbern, in welchen man Schmuck, Waffen und Geräthschaften aller Art von Gold, Silber und Kupfer gefunden hat, die Spuren von Bergbau auf Gold und Kupfer, die Reste von Festungswerken deutlich Zeugniß geben, welche die dasige Volkssage durchaus einem, ehemals hier herrschenden, Volke zuschreibt. Alle näheren Nachforschungen nach diesem Volke haben indeß bis jetzt noch kein genügendes Resultat gegeben. Am wahrscheinlichsten hat man den Namen auf die sonst weit verbreiteten und mächtigen finnischen Völkerschaften (s. Finnen) bezogen und noch jetzt pflegt man die Esthen zuweilen T. zu nennen.

Tschudi, Aegidius, ein berühmter schweizerischer Chronist, Abkömmling eines altadeligen Geschlechtes, war 1505 zu Glarus geboren und machte seine Studien zu Basel und zu Paris. 1528 wurde er Gesandter von Glarus auf der Tagsatzung, 1529 Landvogt in Sargans, 1532 Obervogt über mehre Aemter des Abtes zu St. Gallen und 1533 Landvogt von Baden, trat aber später als Hauptmann in französische Dienste und kehrte erst nach 8 Jahren nach Glarus zurück, wo er 1549 wieder Landvogt von Baden, 1556 Statthalter und 1558 Landamman ward und, nachdem er als solcher auch mehre Gesandtschaften ausgeführt hatte, den 29. Februar 1572 starb. T. hat sich der Nachwelt hauptsächlich rühmlich bekannt gemacht durch seine, mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt bearbeitete Schweizer-Chronik, welche handschriftlich bis zum Jahre 1570 vorhanden ist und auch von Iselin (jedoch nur bis zum Jahre 1470) in zwei Bänden, Basel 1734, Fol., im Druck herausgegeben wurde. Dieses Werk, das sich durch einen kräftigen und natürlichen Styl, sowie durch reichhaltiges Material vortheilhaft auszeichnet, bildet eine Hauptquelle der Schweizergeschichte und wurde auch von Johannes von Müller vorzugsweise als solche benützt. Vgl. J. Fuchs, „Aegid. T.'s Leben und Schriften" (2 Bde., St. Gallen 1805).

Tschuktschen, ein Volk, das die nordwestliche Spitze von Sibirien gegen das Eis- und Ostmeer, auch Inseln dieser Meere bewohnt: ein Land, das durch seine holzlosen Felsen und Moräste und durch die Kälte, welche fast nie aufhört, eines der unwirthbarsten und unfreundlichsten Länder der Erde ist. Die T., etwa 30,000 Köpfe stark, sind von mittlerm, mitunter von ziemlich hohem Wuchse, haben einen wohlgebauten Körper, offenen Blick, kleinen Kopf, ein rundes, mageres, dunkelbraunes Gesicht und schwarzes Haar, das die Männer kurz abschneiden, die Weibspersonen aber in zwei Zöpfen frei hängen lassen. Die T. theilen sich in Heimathlose und Ansäßige. Der ersteren Reichthum besteht in Rennthieren, wovon Mancher 1000—10,000 Stücke besitzt. Die letzteren bewohnen die Küsten von Anadir bis zum Ostcap, schiffen auch wohl bis zum Vorgebirg Schelazkoi am Eismeere. Sie versorgen sich selbst und die Umherziehenden mit Fischen und dem Fette der Seethiere, mit Kleidern, die sie aus den Gedärmen nähen, mit Sommerstiefeln, Waffen und Sklaven und bekommen dagegen von jenen Rennthier- und andere Felle, Tabak, Kessel, Messer und andere russische Waaren. Aus Mangel an Rennthieren halten die Ansäßigen Hunde zur Schlittenfahrt. Die T. verlegen sich vorzüglich auf den Wallfischfang. Sie sind fleißige, in allen Arbeiten geschickte Leute, lernbegierig, muthig, freiheitliebend, dabei aber roh und wild, grausam und rachsüchtig. Von religiösen Gebräuchen wissen sie wenig, sie

begehen blos einige Opferfeste und verbrennen ihre Todten ziemlich feierlich. Springen, Wettrennen und Kämpfe sind ihre gewöhnlichen Belustigungen. Die ganze Völkerschaft theilt sich in kleine Gesellschaften, die blos durch Familienbande oder Freundschaft verbunden sind; eigentliche Befehlshaber erkennen sie nicht über sich, aber jede Gesellschaft bezeugt gewöhnlich dem Reichsten, vorzüglich, wenn er eine zahlreiche Familie hat, eine besondere Achtung, ohne ihm aber zu gehorchen.

Tschuwaschen, ein zahlreiches tatarisches Nomadenvolk, wovon die Statthalterschaft Kasan 235,000, die Statthalterschaft Wiätka 90,000, Simbirsk 5000 und Sibirien 500 zählt. Viele von ihnen sind schon griechische Christen und zum Ackerbau übergegangen.

Tuariks, ein zahlreiches, ansehnliches und mächtiges Volk, das seine eigene, von der arabischen ganz veschiedene Sprache hat, bewohnt einen beträchtlichen Theil des Innern von Nordafrika, west- und südwärts von Fezzan, auch einen Theil der eigentlichen Sahara. Sie sind in viele Stämme und Völkerschaften getheilt, die sich auf mancherlei Weise wieder von einander unterscheiden. Sie sind keine Neger, sondern bräunliche, wohlgebildete und wohlgewachsene Leute von großem, gelenkigem Körperbau. Es soll jedoch auch schwarzbraune Stämme unter ihnen geben, aber ohne Negerbildung. Sie sind ernsthaft und sehr kriegerisch. In der Hand trägt der T. immer seine fünf Fuß lange, hübsch gearbeitete Lanze und am rechten Oberarme einen schwarzen Ring von Horn oder Stein, als Abzeichen seiner Völkerschaft. Die herrschende Religion ist die muhammedanische, doch gibt es auch einzelne heidnische Stämme unter ihnen. Die westlichen T. bewohnen einen Theil der Sahara und ziehen herum, doch haben sie auch Städte und Dörfer; andere Stämme wohnen im eigentlichen Nigritien. Sie treiben ziemlich ansehnlichen Karawanenhandel.

Tuba, ein von dem Kammermusiker und akademischen Künstler Wieprecht in Berlin 1835 erfundenes Instrument, bei welchem der Instrumentenmacher Moritz ihm hülfreiche Hand geboten hat. Diese T. steht um eine ganze Oktave tiefer, als das englische Baßhorn und um eine Sexte tiefer, als die Ophikleide. Ihr Ton ist wirklich furchtbar betäubend, bei Militärmusiken jedenfalls ergreifend und erschütternd. Der darüber vorhandenen Nachricht zufolge beruht die Berechnung ihres Umfangs u. ihrer harmonischen Eintheilung auf der Vergleichung der, in jedem Blechinstrumente befindlichen, Naturtöne mit den Schwingungen oder Schwingtheilungen einer auf Saiten-Instrumente angespannten Darmsaite. Das Resultat dieser angestellten Vergleichung führte den Erfinder nicht nur zur Benützung der natürlichen Töne, sondern auch zu deren Verlängerung von einem halben und einem ganzen Tone, welche beide Verlängerungen, mit einander verbunden, den Naturton einen und einen halben Ton tiefer stimmen, so daß in jeder Tonart das Instrument seinen Akkord hat. Wieprecht ist auch der Erfinder eines zweiten Instruments, welches die Benennung Bathyphon erhalten hat und zu dessen Ausführung der Instrumentenmacher Scora in Berlin mitwirkte. Dies ist ein Holz-Baß-Blas-Instrument, welches, den Holzinstrumenten gegenüber, den nämlichen Platz einnimmt, den die T., ihren verwandten Blech-Instrumenten gegenüber, behauptet. Sein Umfang ist der des Contrabasses. Angeblasen wird es, wie das Fagott. Sämmtliche Tonlöcher werden durch Klappen regiert. Die Volubilität ist nicht geringer, als bei dem Bassethorn, das Mundstück dem Clarinettschnabel ähnlich, das ganze Gewicht fünf und ein halbes Pfund. Der Ton soll außerordentlich viel Kraft haben, die Scala vollkommen rein und die Behandlung überhaupt ziemlich leicht seyn, indem die Klappen in ähnlicher Weise geordnet sind, wie beim Clarinett und Bassethorn.

Tuberkel, Knoten, nennt man krankhafte Erzeugnisse von festweicher oder weicher körniger Beschaffenheit, welche sich zwischen der Substanz aller Organe vorfinden können, nicht auf Kosten der Substanz wachsen, bei freier Entwickelung Körner von rundlicher Gestalt und höchst verschiedener Größe bilden, oft aber auch formlos im Gewebe ausgebreitet sind. Der Form nach unterscheidet man

die T. in hirsekornförmige Miliar-T., in rohe T., in tuberkulösen Granulationen und in formlose T.-Infiltration. Der T. erweicht allmählig, indem sich unter Zersetzung seiner Substanz Verschwärungsflüssigkeit bildet; der so entstandene tuberculöse Absceß entleert sich unter Zerstörung des angränzenden Gewebes und die zurückgelassene Höhle vernarbt; oder in seltenern Fällen vertrocknet der T. und bildet sich um in eine steinartige Concretion. Der T. kömmt mit Ausnahme des Horngewebes in allen Geweben vor, am meisten aber in den Bronchialdrüsen und in der Lunge. Die Ursache der T. ist eine allgemeine, angeborne, ererbte oder erworbene Entmischung, welche man T.-Sucht (**Tuberculosis**) nennt, sobald sie die Entstehung dieser eigenthümlichen Absonderungen veranlaßt oder zu veranlassen droht, die aber so lange die Entmischung sich in ihren Wirkungen auf das Drüsengewebe beschränkt, Skrophelsucht (s. d.) heißt. Erworben wird die Anlage zu T. durch rohe, grobe, vegetabilische Nahrung, Aufenthalt in dunkeln Wohnungen und in einer unreinen feuchten und dumpfigen Atmosphäre. Dagegen wird die angeborne Anlage zu T. mit Erfolg bekämpft durch gesunde Milch und später eine zweckmäßige mehr animalische als vegetabilische Kost, verbunden mit einer naturgemäßen Erregung des Hautorgans, der Lunge xc., durch Licht, reine Luft und Bäder. — Am gefährlichsten unter allen T. sind die Lungen-T., welche vorzugsweise in den kalten und gemäßigten Climaten und im jugendlichen sowie in der ersten Hälfte des männlichen Lebensalters vorkommen, und durch ihre Erweichung und die dadurch bedingte Zerstörung des benachbarten Lungengewebes eine der häufigsten Formen der Lungensucht, die tuberkulöse Lungenschwindsucht begründen. E. Buchner.

Tubus, s. Fernrohr.

Tuch, bedeutet ursprünglich überhaupt einen gewebten Stoff, doch bedient man sich desselben jetzt vorzugsweise in zweierlei verschiedenem Sinne, indem man darunter entweder ein Gewebe von allerhand Stoffen: Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen oder auch von mehren derselben gemischt, meist von geringer Größe und gewöhnlich nicht länger als breit versteht, was man nach dem Zweck, zu dem es bestimmt ist (als Taschen- oder Schnupftuch, Halstuch, Umschlagtuch xc.), bezeichnet u. woron oft mehre in einem Stück zusammenhängend gewebt sind; oder man versteht darunter einen wollenen Zeug, bei dem die Wollhaare durch eine eigenthümliche Behandlung zusammengefilzt sind, wodurch er einen hohen Grad von Dichtigkeit erlangt hat und dessen Gewebe auf der Oberfläche nicht wahrnehmbar ist, indem es durch die nach einer Seite gelegten Faserenden bedeckt wird. Diese letzte Gattung von Geweben nennt man eigentlich T., niederdeutsch Lacken und in der Mehrzahl T.e, wogegen man von der ersteren Gattung nur ein einzelnes, zu bestimmtem Gebrauch abgepaßtes Stück Gewebe ein T. und mehre Tücher nennt. Wir sprechen hier von der obigen zweiten Klasse, dem eigentlichen Wollentuche, welches jetzt in der ganzen civilisirten Welt, besonders in der gemäßigten und kälteren Zone, den Hauptbestandtheil der männlichen Kleidungsstücke bildet und daher einer der wichtigsten Industrie- und Handelsartikel ist. Man verwendet dazu fast durchgängig Schafwolle, nur selten Vicognewolle, welche zwar feiner ist, aber ein rauheres, mehr tüffelartiges Gewebe gibt. Das Garn, aus welchem das T. gewebt wird, ist Krempel- oder Streichgarn, welches aus, von Natur gekräuselter, Wolle verfertigt ist, die sich daher besser filzt, als die glatte Wolle, aus welcher das Kammgarn besteht. Zu den feinen, dunkelfarbigen und ebenso zu allen melirten T.en, wird die Wolle vor dem Spinnen gefärbt; die geringeren sowie die hellfarbigen dagegen werden nach dem Weben, im Stücke, gefärbt und das Garn wie das daraus gewebte T. hat daher die rohe, gelbliche Wollfarbe. Das Garn zum Aufzuge oder der Kette ist gewöhnlich rechts und zugleich stärker gedreht, wogegen das zum Einschlage weniger und meist links gedreht ist. Da sich das T. durch das Walken bedeutend zusammenzieht, so muß die Kette nach Verhältniß breiter gemacht werden, als das T. werden soll. Nachdem das ganze Tuchstück gewebt ist, wird es getrocknet und dann genoppt, d. h.

es werden mit kleinen, spitzigen Federzangen die Knoten, Fadenenden und sonstige Unreinigkeiten davon entfernt und zugleich an lichten Stellen die zu weit von einander liegenden Fäden dichter zusammengeschoben. Das vom Webstuhle kommende T. ist noch sehr dünn und locker und enthält auch noch das, beim Krämpeln des Streichgarns in die Wolle gebrachte Oel. Um das letztere daraus zu entfernen und es zugleich durch engere Vereinigung und Verfilzung der Fäden dichter zu machen, wird es mehre Male nach einander gewalkt, d. h. in einem Troge von den besonders gestalteten Walkhämmern, unter stetem Umwenden, eine Zeit lange heftig geschlagen und gedrückt, wobei die Entfernung des Oels durch Zusatz von Walkererde und Seife bewerkstelligt wird. Dann wird es gerauht, indem man vermittelst der Weberdisteln oder Carden die Enden der Wollfasern auf der einen Fläche des T.s hervorzieht. Nach dem ersten Rauhen wird das T. mit wenig schneidenden Scheeren geschoren, wodurch die längsten und struppigsten Haare entfernt werden. Es wird dann wieder naß gemacht und zum zweiten Male gerauht, wobei die Carden abwechselnd nach der einen und nach der andern Richtung geführt werden, wenn das T. noch gefärbt werden soll; ist es aber schon gefärbt, so geschieht erst das dritte Rauhen gegen den Strich. Das T. wird dann zwei- bis dreimal mit scharfen Scheeren geschoren und hierauf, wenn es nicht in der Wolle gefärbt war, gefärbt. Dann wird es zum dritten Male gerauht und zum letzten Male geschoren, nachdem es vorher auf dem Rahmen ausgespannt und ausgeweitet oder gestreckt worden ist. Um die, nach dem Scheeren noch hervorragenden, Wollfasern auf der Hauptseite des T.s durchgängig nach einer Richtung zu legen oder dem T.e den Strich zu geben, wird es entweder auf eigenen Bürstmaschinen gebürstet, oder auch mit einem 5—6 Zoll breiten Holze von der Länge der Tuchbreite, das auf der einen Seite mit einem dicken Harzfirniß überzogen ist, auf den, so lange er noch warm war, fein gepulvertes Glas, Bimsstein und ein wenig Eisentheile gestreut worden, nach einer Richtung gestrichen und dann gebürstet. Das T. wird hierauf seiner ganzen Länge nach zusammengeschlagen, so daß die rechte Seite nach innen und eine Sahlleiste auf die andere zu liegen kommt und dann in der Quere blattweis im Zickzack zusammengelegt, so daß die Preßspäne sich leicht dazwischen schieben lassen. Es werden dann zwischen die beiden zusammenliegenden rechten Seiten des T.s feine Velinspäne und zwischen die Rückseiten gewöhnliche Preßspäne gelegt; hierauf wird eine Anzahl Stücke T. abwechselnd mit Brettern, zwischen denen heiße Eisenplatten liegen, in eine starke Presse gebracht und drei Tage eingepreßt stehen gelassen. Dadurch erhält das T. einen starken Glanz und eine weich anzufühlende Oberfläche; allein jeder Wassertropfen zerstört den Glanz und macht einen Fleck, was weniger der Fall ist, wenn es kalt, d. h. ohne heiße Eisenplatten, gepreßt wird. Nach dem ersten Pressen wird das T. aus der Presse genommen und umgelegt, so daß die bisherigen äußeren Falten in die Mitte kommen, und so läßt man es etwa noch einen Tag eingepreßt stehen. Wenn das T. nur seinen natürlichen Glanz erhalten soll, auf dem das Wasser keine Flecken macht, so wird es dekatirt, d. h. nur 1—2 Stunden in einer Vorrichtung gepreßt, in der es von heißen Wasserdämpfen durchzogen wird, was auch häufig erst nach dem Einzelnverkauf des T.es geschieht. Das nun ganz fertige T. wird noch zum Verkauf zugerichtet oder ausstaffirt. Die wichtigsten Länder für die T.-Manufaktur sind gegenwärtig Belgien, die preußische Rheinprovinz, Frankreich und England. In den Niederlanden wurde schon in sehr früher Zeit T. für den auswärtigen Handel verfertigt, denn man weiß, daß es bereits zu Anfang des 9. Jahrhunderts dort ein Handelsartikel war, welcher sowohl zu Lande als auch nach den Nordseeländern und nach England ausgeführt und auch von venetianischen Kaufleuten als Rückfracht mitgenommen wurde. Die Verfertigung der feinen T.e sollen die Niederländer jedoch von den Florentinern gelernt haben, welche im 12. Jahrhunderte T.e bereiteten, zu denen Seide unter die Wolle gemengt war, wodurch sie ein glänzendes Ansehen erhielten und bei gleicher Dauerhaftigkeit weniger stark

zu seyn brauchten als die wollenen. Der niederländische Fleiß wußte es jedoch dahin zu bringen, daß auch ohne Seide ein feines T. verfertigt wurde. Das Fabrikat wurde bald so ausgezeichnet, daß man nach allen Ländern, wo T.-Manufakturen errichtet wurden, niederländische Arbeiter kommen ließ und solche wurden auch nach Spanien gezogen, als die Niederlande unter die Herrschaft dieses Landes kamen, um daselbst T.-Manufakturen zu errichten. Da Spanien die feinste Wolle besaß, erlangte es bald eine große Berühmtheit wegen seiner feinen T.e. Als sich die Niederlande von der spanischen Herrschaft losgerissen hatten, unterschied man die niederländischen T.e in holländische und brabanter und gab den ersteren den Vorzug, weßhalb auch noch selbst zu Anfang unsers Jahrhunderts viel davon nach Deutschland abgesetzt wurde. Jetzt hat sich dies jedoch sehr geändert, indem Holland, obgleich es in Leyden, Utrecht, Herzogenbusch, Delft, Bergenopzoom etc. noch T.-Manufakturen besitzt, deren Fabrikat wegen Feinheit und guter Farbe geschätzt ist, doch nicht einmal seinen eigenen Bedarf producirt. Zu den niederländischen T.en rechnet man auch die aus den Fabriken der preußischen Rheinprovinz und am bedeutendsten ist die Manufaktur in Brüssel, Löwen, Verviers, Eupen, Imchenbroich, Limburg, Aachen, Burtscheit, Krefeld, Düren, Stolberg etc. ganz besonders aber in Verviers, Eupen und deren Umgegend. In Frankreich ist die Fabrikation der Wollenwaaren und namentlich der T.e über das ganze Land verbreitet, indessen zeichnen sich ganz besonders die Städte: Elbeuf im Departement der Niederseine, Sedan im Departement der Ardennen und Louviers im Departement der Eure, durch ihr vortreffliches Fabrikat aus. Außer diesen sind noch zu bemerken: Darnetal und Beaumont-le-Roger bei Rouen, Abbeville, Beauvais, Mouy, Nancy, Buhl, Mühlhausen, Bischweiler, Vire, Vienne, Castres, Lodève, Clermont, Saint-Pons, Saint-Chinian, Limaux, Chalabre, Carcassonne, Lavelanet, Mazamet, Montauban, Chateauroux, Romorantin u. A. — Die englischen T.e übertreffen besonders in den mittlen Qualitäten, in Folge der sorgfältigen Wollsortirung und der vervollkommneten Maschinen, das Fabrikat aller übrigen Länder. Die Hauptsitze der T.-Fabrikation sind: der westliche Theil von Yorkshire, Gloucestershire, Wiltshire und Sommersetshire und die Städte Leds, Bradford, Halifax, Huddersfield und Wakefield sind die Centralpunkte derselben. Besonders ist Leds der größte Markt für gefärbtes und ungefärbtes T. und besitzt für diesen Handel große Hallen, von denen eine 1210 verschiedene Stände enthält. Das farbige T. ist durchaus in der Wolle gefärbt. Bei Halifax wird besonders Militär-T. verfertigt und bei Batley und Dowsbury gibt es Fabriken, welche wollene Lumpen u. alte Kleidungsstücke mit Zusatz von frischer Wolle in geringes T. verwandeln. Der West-Riding in Yorkshire, ein Distrikt von fast 800 englischen □ Meilen, umfaßt mehr als ¾ der gesammten T.-Fabrikation Englands. Die meisten superfeinen T.e werden jedoch in und um Bradford in Wiltshire verfertigt, ferner zu Frome in Sommersetshire. Die T.-Manufaktur Schottlands ist in Vergleich mit der englischen nur sehr unbedeutend, in Aberdeenshire wird feines T., übrigens meist mittles und geringes verfertigt. Irland hat nur in der Nähe von Dublin und Cork einige Fabriken von feinem T. Spanien, dessen T.-Fabriken sonst so berühmt waren, erzeugt jetzt nicht den eigenen Bedarf; am bemerkenswerthesten sind die Manufakturen von Guadalaxara, Brihnega, Segovia und Bejar. — In Rußland hat die T.-Manufaktur seit einigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen und das inländische Erzeugniß ersetzt fast ganz die frühere Einfuhr aus Polen und dem Auslande, so daß jetzt nicht mehr als etwa 200,000 Arschinen eingeführt werden. Ebenso nimmt jetzt die Einfuhr der Wolle von Jahr zu Jahr ab, indem die Schäfereien in den Ostseeprovinzen den Anforderungen dieses Industriezweiges bereits zum größten Theile entsprechen. In Deutschland ist, besonders seit der Einführung englischer Maschinen, die T.-Fabrikation sehr vervollkommnet worden. Die wichtigsten Fabriken sind die schon oben erwähnten in der Rheinprovinz, deren Erzeugniß dem belgischen völlig gleich kommt, auch allgemein unter

der Benennung Niederländer T. mit begriffen wird. In den preußischen Provinzen Westphalen, Sachsen und Brandenburg wird viel T. in verschiedenen Qualitäten verfertigt; in der letztern sind besonders die Fabriken in der ehemaligen Niederlausitz (Cottbus, Züllichau, Guben, Spremberg ꝛc.) von Bedeutung. In Schlesien hat die T.-Manufaktur gegen früher abgenommen, doch ist sie noch in den Städten Görlitz, Lauban, Goldberg, Liegnitz, Grünberg, Neuroda ꝛc. von Bedeutung. Die Görlitzer T.e waren schon rühmlich bekannt, als die Stadt noch zu Sachsen gehörte, und daß die schlesischen früher in einem bedeutenden Rufe standen, geht schon daraus hervor, daß man sie in Frankreich unter dem Namen Draps de Silésie nachgeahmt hat. In den Provinzen Preußen, Pommern und Posen verfertigt man besonders ordinäre und mittle T.e, von denen aber wenig oder Nichts ausgeführt wird. In den österreichischen Staaten ist die T.-Fabrikation sehr ausgebreitet und am bedeutendsten in Böhmen und Mähren, deren Erzeugniß sowohl auf die deutschen Märkte, als auch nach Polen, Galizien, Italien, der Schweiz und Levante ausgeführt wird. Die Hauptorte sind in Böhmen: Pilsen, Reichenberg, Braunau, Reichenau, Böhmisch-Leipa, Neu-Oettingen, Oberleutersdorf, Menetin ꝛc.; in Mähren: Brünn, Namiest, Iglau, Fulneck, Neutitschein ꝛc. Außerdem sind für Oesterreich noch die T.-Fabriken um Wien, in Klagenfurth, Laibach ꝛc. von Bedeutung. Bedeutend ist die T.-Fabrikation im Königreich Sachsen, wo sowohl mittelfeine, als auch sehr schöne feine T.e verfertigt werden, die eine vorzügliche Appretur haben. Es sind hier besonders folgende Städte zu nennen: Großenhain, Hainichen, Döbeln, Oschatz, Roßwein, Crimmitzschau, Glauchau, Kirchberg, Oederan, Werdau, Zschopau, Bischofswerda, Camenz, Zittau ꝛc. In den übrigen deutschen Ländern ist zwar die T.-Fabrikation nicht unbedeutend, doch beschränkt sie sich nur auf einen inländischen Bedarf, den sie meist nicht völlig deckt. Sehr bedeutend ist dieser Industriezweig in den nordamerikanischen Freistaaten, namentlich in den Staaten New-York, Massachusets, Nordcarolina, Maryland, Rhode-Island, welche ein ausgezeichnetes, dem englischen zum Theil nicht nachstehendes, Fabrikat in bedeutender Quantität liefern.

Tudor, eine berühmte englische Familie, die dem Reiche drei Könige u. zwei Königinnen gegeben, stammt aus Wales her und rühmt sich, von den alten Beherrschern des Landes abzustammen. Die Wittwe König Heinrichs V., Katharina von Valois, vermählte sich mit Owen T., obwohl Viele diese Verbindung gemißbilliget hatten. Nach dem Tode der Königin ward Owen, auf Eduard's IV. Befehl, ergriffen und 1461 enthauptet. Sein ältester Sohn, Edmund T., Graf von Richmond, war Vater von dem nachfolgenden Könige Heinrich VII., der Richard III. 1485 vom Throne stieß und die Herrschaft von England seinem Sohne Heinrich VIII. hinterließ, dessen drei Kinder, Eduard VI., Maria u. Elisabeth darauf nach einander die Krone von Großbritannien trugen, so, daß das Haus T. von 1485—1603 die Herrschaft besaß.

Tübingen, alte und unregelmäßig gebaute, aber herrlich gelegene Stadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, am Neckar, der hier die Ammer und Steinlach aufnimmt, mit 9000 Einwohnern, ist ihrem größten Theile nach an einen Berg, den sogenannten Schloßberg, gelehnt, auf welchem sich das alte, 1535 vom Herzoge Ulrich erbaute, feste Schloß Hohen-T. erhebt, welches weit hinausragt über das Neckarthal. Die Stadt ist Sitz des königlichen Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis, besonders aber wichtig durch ihre, 1477 von dem Herzog Eberhard im Bart gestiftete, Universität mit 6 Fakultäten (2 theologische, 1 juristische, 1 medizinische, 1 philosophische und 1 staatswirthschaftliche) mit 30 ordentlichen und 6 außerordentlichen Professoren, im Ganzen aber über 60 Dozenten und durchschnittlich bei 900 Studirenden, worunter circa 100 Ausländer. Die mit der Universität verbundenen Anstalten, als: das katholische Convikt und protestantische Seminar; die Bibliothek von gegen 140,000 Bänden, *die neue Anatomie* auf dem sogenannten Oesterberge; das Clinikum, die Stern-

warte, das naturhistorische und physikalische Kabinet, der herrliche botanische Garten u. a. gehören, namentlich seit der reichen Ausstattung von Seiten der Regierung in neuerer Zeit (nach dem neuesten Budget jährlich 98,000 Gulden) zu den reichhaltigsten dieser Art in ganz Deutschland. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth: die Stiftskirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit einem noch ältern Chor, werthvollen Glasgemälden, einer Kreuzigung von Schäufele und den Grabmälern von Graf Ludwig dem ältern, gest. 1450; Herzog Eberhard im Bart, gest. 1496; Herzog Christoph, gest. 1568; Herzog Ludwig, gest. 1593 ꝛc. Ferner von Johann Georg von Schleswig-Holstein; Rudolf, Bischof von Halberstadt; Georg Otto, Pfalzgraf bei Rhein; Anton Heinrich, Graf von Oldenburg. Die Spitalkirche aus dem 13. Jahrhundert; die kleine katholische Kirche neben dem Convikte. Das Schloß Hohen-T., von Herzog Ulrich 1535 erbaut, mit reichem Portal, großen Kellern, einem Riesenfaß, tiefem Brunnen u. schöner Aussicht; die Denktafel der Vertheidiger des Schlosses von 1519. Das große, 1455 aus Holz erbaute Rathhaus; das Museum; die neuen, prachtvoll aufgeführten, Universitätsgebäude östlich vor der Stadt; die alte Aula, die Gebäude des katholischen Convikts und des protestantischen Seminars, das neue Anatomiegebäude. Außerdem findet man hier ein Lyceum und eine Realschule, blühenden Buchhandel und mehre Buchdruckereien. Die Einwohner finden, außer von der Universität, ihre Hauptnahrungsquellen in ausgedehntem Grundbesitz (Acker-, Obst- und Weinbau), Industrie und Handel sind ganz unbedeutend. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst reizend; zu den beliebtesten Ausflügen gehören: Das Bläßibad; das Waldhörnchen; die alte Wurmlinger Kapelle, auf einem 1480 hohen Bergkegel; Lustnau; das ehemalige, eine Stunde südlich mitten im Walde gelegene Kloster Bebenhausen, an der neuen Straße nach Stuttgart; Hechingen und Hohenzollern; Rottenburg; die Bäder Niedernau und Imnau ꝛc. — T. schreibt seinen Ursprung schon von Kaiser Valerian her, der es 278 nach Chr. gegründet haben soll. Römische Alterthümer wenigstens birgt die Umgegend. Im 11. Jahrhunderte war es der Sitz mächtiger Pfalzgrafen, die es an die Grafen von Württemberg verkauften 1342. Graf Eberhard gründete 1477 die Universität. Der T.-Vertrag 1514 sicherte den württembergischen Ständen ihre Rechte gegen den verschwenderischen Herzog Ulrich. 1519 flüchtete sich Herzog Ulrich's, des Vertriebenen, Sohn Christoph hieher und T. ward von den Bündischen (Reichsstädten und Bayern) erobert. Im schmalkaldischen Kriege ward T. vergeblich belagert; 1634 aber von den Bayern erobert u. die Bibliothek gegen die Stipulation nach München entführt; 1688 schleiften die Franzosen seine Mauern. — T.s Universität hat sich in alter und neuer Zeit durch eine Menge berühmter Lehrer ausgezeichnet; Namen wie: Reuchlin, Melanchthon, Osiander, Ploucquet, Storr, Flatt, Süskind, Bengel, Hug, Drey, Herbst, Hirscher, Feilmoser, Möhler, Kuhn, Hefele, Welte, Eschenmeyer, Rösler, Pfleiderer, Bohnenberger, Conz, Tafel, Gmelin, Autenrieth, Michaelis, Warnkönig, Wächter, Schrader, Fulda, Mohl, Ewald, Uhland, Vischer, Riecke, Wunderlich, Walz u. v. a. sind in der gelehrten Welt allgemein bekannt und geschätzt.

Türkei, s. Osmanisches Reich.

Türkheim, Stadt im französischen Departement Oberrhein, früher eine kaiserliche freie Reichsstadt, am Eingange des Gregorien- oder Münsterthales, mit 2300 Einwohnern, welche starken Weinbau und Papierfabrikation betreiben. Hier am 5. Januar 1675 Sieg Turenne's (s. d.) über das kaiserliche u. alliirte Heer.

Türkheim, Johannes von, ein ausgezeichneter Statsmann und publizistischer Schriftsteller Frankreichs, aus einer angesehenen protestantischen Familie in Straßburg, wo er im Jahre 1746 geboren wurde, widmete sich besonders dem Studium der Staatswissenschaften, bildete sich dann durch mehre Reisen weiter aus und bekleidete hierauf einige einflußreiche Aemter in seiner Vaterstadt. Von dieser wurde er im Jahre 1789 zum Mitgliede der constituirenden Nationalver-

sammlung gewählt, zeichnete sich darin durch Rechtlichkeit und Eifer für das Wohl des Staates aus und machte eine sehr gehaltvolle Schrift unter dem Titel: „Darstellung der politischen Verhältnisse des Elsasses überhaupt und der Stadt Straßburg insbesondere" bekannt. Zur Zeit der Schreckensherrschaft verließ er Frankreich und begab sich auf sein Gut Altdorf bei Ettenheim, wo er einige Jahre lebte und durch dessen Besitz er in die ortenauische Ritterschaft eingetreten war. Hierauf wohnte er als Abgeordneter mehrer sächsischen Fürstenhäuser der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg bei, nahm alsdann hessen-darmstädtische Dienste und wurde zum bevollmächtigten Minister beim Reichstage zu Regensburg und bei der Reichsdeputation ernannt. Nach der Auflösung der deutschen Reichsverfassung übernahm er mehre diplomatische Sendungen von Wichtigkeit und ging alsdann im Auftrage seiner Regierung nach Wien, wo er sich längere Zeit aufhielt. Im Namen der Fürsten Süddeutschlands unternahm er hierauf mit dem Freiherrn Schmitz von Grollenburg eine diplomatische Reise nach Rom, um daselbst mit dem päpstlichen Hofe das Concordat zu unterhandeln. Von hier zurückgekehrt, begab er sich wieder auf sein Gut Altdorf und starb dort am 28. Januar 1824, im 78sten Jahre seines Lebens. Man hält ihn für den Verfasser der „Histoire généalogique de la maison de Hesse."

Türkis, Kalott, ist ein Edelstein von verschiedenen Rüancen der blauen oder grünen Farbe, z. B. himmel- smalte apfelblau, seladon- und pistaziengrün, zuweilen mit einem Strich in's Gelbe. Der T. ritzt den Apatit, aber nicht das weiße Glas; von der Feile wird er sehr leicht angegriffen; spezifisches Gewicht = 2,86 — 3. Durch anhaltende Glühhitze vor dem Löthrohr verliert er seine blaue Farbe und wird gelblich-braun, verglast sich oberflächlich, ist aber sonst unschmelzbar. Seine Bestandtheile sind Thonerde, Phosphorsäure, Wasser, Kupferoxyd und Eisenoxydul. Im Handel unterscheidet man folgende beide Arten T. 1) T. vom alten Stein oder Felsen, orientalischer T., himmelblau und seladongrün, zuweilen milchblau. Dies ist der ächte, aus Persien kommende T. 2) T. vom neuen Stein oder Felsen, occidentalischer T., Zahn-T., hell- oder dunkelblau und bläulichgrün; zuweilen ist die Oberfläche mit Adern gezeichnet, die etwas dunkler sind, als der Grund. Er ist organischen Ursprungs. Es sind durch etwa zwei Procent phosphorsaures Eisen blaugefärbte Zähne von urweltlichen Thieren (aus der Gattung der Mastodonten). Schon durch die Struktur, durch die inneren Blättchen und Streifen, welche den knochenartigen Bau verrathen, unterscheidet sich diese Art von der ersten, auch nimmt sie keine so glänzende Politur an, löst sich in Säuren auf u. entfärbt sich in destillirtem Wasser. Man findet ihn bei Miask in Sibirien, in Languedoc und anderen Orten. Den ächten T. trifft man auf schmalen Gängen im Thoneisenstein oder aderweise in kieselschieferartigen Gesteinen, auch als Geschiebe in der Gegend von Nischabour bei Khorasan in Persien. In neuerer Zeit wurde er auch bei Frankenstein in Schlesien und bei Oelsnitz in Sachsen entdeckt. — Der T. wird von den Bucharen meist schon geschliffen und polirt, aber schlecht, selten roh als Handelsartikel nach Moskau gebracht. Dort wird er noch einmal umgearbeitet und zu verschiedenen Schmucksachen, z. B. Ring- und Nadelsteinen, Ohrgehängen u. dgl. geschliffen. Häufig benützt man ihn auch zum Einfassen anderer Edelsteine. — Man kann den T. durch Kunst täuschend nachmachen, indem man calcinirtes Elfenbein eine Zeit (Woche) lange in einer Kupferauflösung mit Hirschhorngeist liegen läßt. Ein solcher T. ist weicher, als der ächte und gibt beim Schaben mit einem Federmesser Spähne, während der ächte sich in ein feines weißes Pulver verwandelt. Ein ungewöhnlich großer T. befindet sich im Museum der kaiserlichen Academie zu Moskau. Derselbe ist mehr als 3 Zoll lang und 1 Zoll breit.

Türkische Musik, s. Janitscharenmusik.

Türkischer Weizen, s. Mais.

Tuffstein, Tuffkalk oder Kalktuff, eine Art Kalksinter von neuer und *neuester Bildung*, der sich durch Incrustirung verschiedener Pflanzentheile, wie

Zweige, Stängel, Wurzeln, Blätter, auch Sand u. dgl. aus kalkhaltigem Wasser erzeugt. Er findet sich fast immer weich, selten halbhart, meist durchlöchert oder mit röhrenförmigen Höhlungen, von den zersetzten Pflanzenstengeln herrührend, auch noch Pflanzenüberreste und Abdrücke oder Süßwassermuscheln u. dgl. enthaltend, häufig sehr porös und zellig, von rauher, warziger oder nierenförmiger Oberfläche und von geringem spezifischem Gewichte. Es ist eine lockere Masse von gelblichgrauer, auch weißer, gelber, rother und brauner Farbe in den verschiedensten Schattirungen und wird in vielen kalkreichen Ländern gefunden. Seiner Leichtigkeit wegen benützt man ihn als Baumaterial zur Aufführung von Gewölben, zum Ausmauern der Wände, zur Zusammensetzung künstlicher Grotten, Höhlen, Ruinen, Wasserfälle u. dgl. in englischen Gärten und er bildet sehr trockene und warme Mauern; auch ist er leicht zu bearbeiten, darf jedoch nicht frisch gebrochen oder naß vermauert werden, weil er dann bei schnell eintretender Kälte leicht berstet. Beim völligen Austrocknen an der Luft gewinnt er jedoch sehr an Härte und Dauerhaftigkeit. Die Osteocola und der Travestin sind Arten des T.s.

Tugend ist ein beständig geneigter Wille und eine erlangte Fertigkeit, seine Handlungen nach den Geboten Gottes, nach der Vernunft und nach seinem Berufe einzurichten; oder: die Harmonie unserer Gesinnungen u. Handlungen mit dem göttlichen Gesetze. Aehnlich definirt sie schon Plato, der sie die Uebereinstimmung aller Kräfte und Thätigkeiten des Menschen mit der Vernunft nennt. Aristoteles nennt T. die Fertigkeit, die Pflicht zu erfüllen und das Schickliche zu thun, der Mittelweg zwischen zwei entgegengesetzten Lastern. Einzelne, durch jenes Bestreben erzeugte, Handlungen heißen T.en. Da nun aber alle T. Frömmigkeit sein, d. h. aus Liebe zu Gott und aus der Empfindung des absoluten Werthes des Wahren und Guten hervorgehen soll, so kann es ohne Religion keine wahre T. geben und die Heiden konnten sich daher, weil sie Götzendiener waren und den Glauben an Unsterblichkeit nicht hatten, natürlich nicht zur T. im christlichen Sinne erheben, d. h., zu dem fortgehenden Streben nach Gottähnlichkeit (Vollkommenheit, Freiheit), ihre T. ist daher meistens entweder eine bloße Legalität oder menschliche Klugheit, Weisheit, Muth, Seelenstärke und dgl. Der Gesinnung (Form) nach gibt es nur eine T., weil alle Gesetze aus einem hl. Willen Gottes hervorgehen u. sie ist die stete Unterordnung unter diesen Willen; aber der Wirklichkeit und Erscheinung (Materie) nach gibt es, nach Verschiedenheit des Gegenstandes und des Inhaltes, mehre T.en. Ueberdieß ist T. nur etwas relativ Vorhandenes, in Rücksicht auf das von dem göttlichen Gesetze erfüllten Bewußtseyn eines Menschen und dieselbe äußere Handlung, von zwei Verschiedenen vollbracht, kann bei Einem T. seyn, bei dem Andern nicht, z. B. Wohlthätigkeit aus Liebe und aus Selbstsucht. Bei der T. kommt es also auf die Motive an (Gottes- und Menschenliebe), auch ist sie nicht etwas Ursprüngliches im Menschen, sondern etwas Werdendes und Wachsendes, das seinen Anfang nimmt als Gehorsam gegen ein Zwangsgebot; dann, von Furcht und Hoffnung motivirt, zur Klugheit wird und dann erst in seiner Vollkommenheit als Liebe zum göttlichen Gesetze erscheint. Der Glaube an einen heil. Gesetzgeber und einstige Vergeltung gehört dazu, um den Menschen über alles Sinnliche zu erheben. Wie die T. wirklich hervorgebracht und im beständigen Wachsthume erhalten werden müsse, dieß ist der Gegenstand desjenigen Theils der Moral, welchen man gewöhnlich Ascetik (s. d.) nennt. Diese hat es vorzüglich mit den sogenannten T.-Mitteln zu thun, unter welchem Namen man Alles begreift, was die moralische Aufklärung befördern u. sittliche Gefühle zu erwecken, zu stärken u. zu veredeln vermag. Vgl. Cajetan von Weiller, „T. die höchste Kunst," München 1816.

Tugendbund hieß ein in Preußen entstandener Verein patriotischer Männer, der nach Deutschlands Unterjochung durch Napoleon in den Jahren 1806 u. 1807 zu dem Endzwecke (ursprünglich unter der Benennung: sittlich-wissenschaftlicher Verein) zusammentrat, durch *Wort, Schrift* und Beispiel, zunächst in dem preußi-

schen Volke, dann aber auch in dem übrigen Deutschland Vaterlandsliebe und politischen Gemeingeist möglichst zu erwecken und zu verbreiten. Da für die spätere Erhebung und Befreiung unsers gesammten Vaterlandes dieser Bund auch ohne Zweifel das Seinige beigetragen und mehr, als man später anzuerkennen für gut fand, das neuere, innere politische Leben befördert hat, so ist ihm schon dadurch seine historische Bedeutung gewiß. Derselbe kann übrigens nur in Bezug auf die Franzosen als eine geheime Verbindung bezeichnet werden, da seine Zwecke, Statuten und Mitglieder der preußischen Regierung bekannt und von ihr gebilligt u. begünstigt waren. Auch die Franzosen erkannten seine Bedeutung, sobald sie von ihm Kunde erhielten, sehr bestimmt an. Es steht geschichtlich fest, daß Napoleon diesen, aus dem Geiste des Volks hervorgegangenen, Verein mit dem richtigen Instinkte des Despotismus nicht wenig fürchtete u. daß schon 1809 von dem französischen Minister Maret Emissarien nach Deutschland geschickt wurden, um über diesen T. Erkundigungen einzuziehen, so wie auch noch im März 1813 in dem Berichte Regnauld's De St. Jean d'Angely an den französischen Senat, dem T. der Krieg Preußens gegen Frankreich zugeschrieben ward. Ein anderes Interesse hat dieser T. dadurch, daß als seine Mitglieder die damals bedeutendsten politischen Männer genannt wurden, wie z. B. der General Scharnhorst, Schill, der Freiherr von Stein, Fichte, Jahn, Arndt, Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, Gneisenau 2c., freilich zum Theil ganz irriger Weise. Am merkwürdigsten aber ist derselbe dadurch, daß er nach seinem Aufhören und völligen Erlöschen von der antikonstitutionell gesinnten Partei, in und ausserhalb Preußen, als Gespenst heraufbeschworen und dazu gemißbraucht wurde, um die schöne Einigkeit zwischen Fürsten und Völkern durch Mißtrauen zu stören und namentlich in Preußen die, auch dort so kräftig begonnene, constitutionelle Entwickelung zu hemmen. Die innere Veranlassung zur Stiftung desselben war folgende: Durch den Tilsiter Frieden, welcher Preußen mehr als die Hälfte seines bisherigen Gebietes kostete, war dasselbe von seiner frühern glänzenden Höhe in die Reihe der Staaten vom zweiten, wo nicht gar vom dritten Range herabgesunken. Doch lebte immer noch ein kräftiges Volksgefühl fort und die vielen ausgezeichneten Männer, die dieser Staat in sich zu vereinigen gewußt hatte, gaben keineswegs die Hoffnung einer dereinstigen Wiedererhebung auf, welche sie auch durch die geeignetsten Mittel zu bewirken suchten. Ueber diese Mittel boten die Ursachen der Zertrümmerung der preußischen Macht genügende Andeutungen dar. Die Hauptursache war, ohne Zweifel, der noch aus früherer Zeit stammende Mechanismus des ganzen Staatswesens, die bis zum Unerträglichen gediehene Bevormundung des Volkes durch die Beamtenwelt und die Unterdrückung alles öffentlichen Lebens, alles polititischen Gemeingeistes und der wahren Seele des Staats, der öffentlichen Meinung. Die zweite Hauptursache die, zum wahren Haß gestiegene, Entfremdung zwischen den verschiedenen Ständen u. besonders zwischen dem preußischen Volke u. dem Heere, in dessen Offizierstande das übermüthigste Junkerthum herrschte, so daß das Volk sogar mit einer gewissen Befriedigung die Kunde von der Niederlage bei Jena aufnahm! — Mit der Erkenntniß dieser Hauptübel war auch die Indikation der Heilmittel gegeben. Demgemäß bewirkten Männer, wie Scharnhorst, Gneisenau, Müffling, Boyen 2c. eine durchgreifende Reorganisation des preuß. Heeres, versechsfachten die auf 42,000 Mann beschränkte Armee, hoben das Selbstgefühl des Soldaten durch Abschaffung der Prügelstrafe, sowie das des Bürgerstandes durch Aufhebung der Vorrechte des Adels auf Offizierstellen und riefen das, für die politische Freiheit so unendlich wichtige, Institut der Landwehr in's Leben. In gleichem Sinne wurde durch Umbildung der Gesetzgebung und Verwaltung im Innern des Staats und durch Hebung der allgemein geistigen Bildung das Selbstständigkeitsgefühl des Volkes erweckt und belebt. Schon das Edikt vom 9. Oktober 1807 und die darauf folgende agrarische Gesetzgebung, besonders das Edikt vom 14. September 1811,

leitete durch Aufhebung der Hörigkeit u. Erbunterthänigkeit, so wie der feudalistischen Vorrechte des Adels in Bezug auf den Grundbesitz, die große Emancipation des Bauernstandes, dieser zahlreichen und wichtigsten aller Classen von Staatsbürgern, ein. Sodann wurde durch den Staatsminister von Stein (s. d.) die Städteordnung vom Jahre 1808 ins Leben gerufen, um durch Theilnahme der Bürger an der Verwaltung ihrer städtischen Angelegenheiten ebenfalls das Gefühl der politischen Selbstständigkeit des Volkes zu fördern. In dem berühmten Sendschreiben aus Königsberg vom 24. November 1808, welches der Freiherr von Stein bei seinem, durch Napoleon erzwungenen, Austritte aus dem preußischen Staatsdienste erließ, erklärte derselbe ausdrücklich, es sei darauf angekommen, die Disharmonie, die im Volke stattfand, den Kampf der Stände unter sich, zu vernichten, weshalb namentlich eine Reformation des Adels nöthig sei und daß durch die Verbindung desselben mit den übrigen Ständen die Nation zu einem Ganzen verkettet werde," weshalb Stein auch ausdrücklich auf „eine allgemeine Nationalpräsentation" antrug, wobei er die bisherige landständische Form als „höchst unvollkommen eingerichtet" erklärte. Ebenso entschied er sich für Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, für Einführung der allgemeinen Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes u. s. w. und legte schließlich besonders dringend die Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Jugend ans Herz. In dieser letzten Beziehung war die Errichtung der neuen Universität zu Berlin, deren Plan Wilhelm von Humboldt entwarf, von dem entschiedensten Einflusse; auch F. L. Jahn's muß hier gedacht werden, da derselbe durch die Wiedererweckung der Turnkunst großes Verdienst sich erwarb. Diesen Bestrebungen seiner Führer entsprachen auch wirklich die des Volkes und als einer der verschiedenen Beweise, daß die Idee, das Volk müße selbst mit Hand anlegen, wirklich in dasselbe eingedrungen war, ist nun eben der sogenannte T. anzusehen. — Was die äußere Geschichte u. Organisation desselben betrifft, so waren es ursprünglich zwei Männer, welche in Königsberg zusammentraten, besondere Statuten entwarfen und diese der Regierung vorlegten. Von dort verbreitete sich der Verein in die übrigen Provinzen des preußischen Staates, so daß bald darauf sich fast in jeder Stadt des Landes ein T. befand. An der Spitze stand ein hoher Rath von 5 Mitgliedern, die aus dem Stammvereine, d. h. den zuerst eingetretenen 20 Mitgliedern, gewählt wurden. Einer dieses hohen Rathes war der Censor, der auf die Aufrechthaltung der Gesetze zu sehen u. die Streitigkeiten unter den Mitgliedern zu schlichten hatte. Der hohe Rath wurde von Zeit zu Zeit neu gewählt. Der Verein bestand übrigens aus 5 Abtheilungen: für Erziehung u. Volksbildung, für die Staats- u. häusliche Oekonomie, für die Polizei, für Litteratur und für das Militär. Jede Abtheilung hatte wöchentlich einen Arbeitstag und jedes Mitglied mußte sich bei seiner Aufnahme eine oder mehre Abtheilungen wählen, für welche es arbeiten wollte. Aufgenommen konnte jeder unbescholtene christliche Bewohner des Königreichs werden, der von einem Mitgliede vorgeschlagen war und von dem der Censor noch genauere Erkundigung eingezogen, aber nichts ihm zur Last Fallendes erfuhr. Ausländer waren durchaus ausgeschlossen. Es war natürlich, daß bei dem über ganz Deutschland gezogenen Netze von Spionerie, die Franzosen bald von dem T. Kunde erhielten und nach dem Auffangen des bekannten Briefes des Ministers von Stein an den Fürsten Witgenstein, sowie nach dem Zuge Schill's (der offenkundig Mitglied des T.es war), den, 1809 nach Berlin zurückgekehrten, König von Preußen nöthigten, den T. durch eine Cabinetsordre sofort aufzulösen. Dieß geschah der Form nach; aber ungeachtet dieser gesetzlichen Auflösung fuhren natürlich die Mitglieder fort, den gemeinsamen Zweck, Jeder für sich oder in formloser Vereinigung, fernerhin zu befördern. Endlich ward das Feuerzeichen Deutschland durch den Brand von Moskau gegeben. Daß im Winter 1812—1813 die Mitglieder des T.es wieder näher zusammentraten, ist zwar nicht urkundlich ausgemacht, aber höchst wahrscheinlich, so wie es gewiß ist, daß dieselben während des Be-

freiungskrieges nach Kräften mitwirkten. Dagegen bleibt es ganz ungewiß, ob dieselben nach der Leipziger Schlacht noch irgendwo und irgendwie in einer bestimmten Form eines Bundes fortbestanden und im Gegentheile ist es ebenfalls höchst wahrscheinlich, daß von jenem Zeitpunkte an auch faktisch und vollständig sich jener T. auflöste, da sein Zweck bereits erreicht war und im Grunde das ganze deutsche Volk in einen weit großartigern, wenn auch formlosen Tugendverein zusammengetreten war, in welchem jede Besonderheit sich von selbst verlor. Hatte nun der T. unstreitig eingewirkt für diese allgemeine Stimmung, so war es doch sehr ungerecht, daß man ihm die spätere Unzufriedenheit des deutschen Volkes zur Last legte. Da man übrigens in den Befreiungsjahren die Macht einer in Deutschland unbekannten Gewalt, nämlich die der öffentlichen Meinung, erkannt hatte und es nicht rathsam erschien, sich ohne Weiteres mit derselben in Opposition zu setzen, so mußte diese erst vorbereitet oder bearbeitet werden und dazu fand sich mehr als ein deutscher Schriftsteller bereit. Darunter waren sogar Publizisten von nicht unbedeutendem literarischem Rufe, unter denen wir nur den Staatsrath u. Professor Dabelow in Göttingen u. den geheimen Rath Schmalz in Berlin nennen wollen. Namentlich war es die, nur einen Bogen starke, Schrift des letztern, welche in ganz Deutschland den widerlichsten Eindruck hervorbrachte. Nachdem Schmalz allerlei von dem sogenannten alten T. erzählt, auch selbst von seiner Aufhebung gesprochen hat, fügt er hinzu: es hätten sich andere Verbindungen bald darauf in der Stille gebildet, deren Zwecke er „höchst fluchwürdig“ nennt und denen des Jakobinerclubs gleichstellt; u. zwar sind es besonders zwei Hauptpunkte, nämlich: daß jene Verbindungen eine Einheit Deutschlands im Auge hätten und, wider den Willen der Fürsten, allgemeine oder besondere Constitutionen durchsetzen wollten. Um diese Ansicht zu begründen und unserm Volke sein, durch jene Erhebung wohlerworbenes, sowie feierlichst zugesagtes Recht auf wahre Volksvertretung zu bestreiten oder absprechen zu können, hat Schmalz die Frechheit, den ganzen Aufschwung der Begeisterung des Volkes geradezu in Abrede zu stellen und völlig zu ignoriren, wie in Preußen, während die Regierung in Folge ihrer unglückseligen Stellung noch ganz für die Franzosen handeln mußte, schon lange jene Befreiung vorbereitet ward (worüber die Briefe des Feldmarschalls von Gneisenau an den Grafen Münster den bestimmtesten Aufschluß geben); wie namentlich der General York das erste und wichtigste Signal zur Erhebung gab und zwar ohne Wissen und Willen der Regierung. Nach Schmalz verhielt sich das preußische Volk in der vollsten Passivität, bis der König einen bekannten Aufruf erließ und auf diesen Aufruf plötzlich die ganze Nation aufstand wie ein Mann. Keine Begeisterung, überall ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt. Uebrigens wurde nirgends, weder in dieser, noch in den zwei kleinen folgenden Schriften von Schmalz, auch nur der allergeringste Beweis des Daseyns solcher Bünde oder Bündler gegeben. Schmalz fand heftige Gegner, namentlich an Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, L. Wieland u. A.; und da die, in und außer Preußen durch diese Denunciation angefachte, allgemeine Entrüstung immer heftiger zu werden drohte, so glaubte die preußische Regierung, dieser ganzen Geschichte sofort ein Ende machen zu müßen und auch zu können. Unter dem 6. Januar 1816 erschien eine Cabinetsordre, des Inhalts: Der König selbst habe den T. als Beförderungsmittel des Patriotismus genehmigt; später habe die Lage des Staats es nothwendig gemacht, den Verein aufzuheben. Die Cabinetsordre stellt dem T. selbst ein sehr rühmliches Zeugniß aus. Jetzt aber, wo der Friede wieder hergestellt sei, dürfe alle Bürger nur ein Geist beseelen und nun ward das Edikt vom 20. Oktober 1798 in Betreff der geheimen Verbindungen, die dem Staate gefährlich werden könnten, in Erinnerung gebracht und endlich der Streit über solche Gesellschaften für unnütz erklärt und *geradezu* verboten, ferner Etwas darüber drucken zu lassen. Seitdem ist der T.

ganz verschollen, zumal, da bald darauf die sogenannten demagogischen Untersuchungen begannen und die Karlsbader Beschlüsse zur unmittelbaren Folge hatten.

Tuilerien, s. Paris.

Tuisco wird von Tacitus nach alten Liedern als Urahnherr an die Spitze unseres Volkes gestellt. Er erscheint nicht als Held, sondern ist vielmehr selbst ein Gott und zwar der Sohn der Erde. Sein Sohn war Mannus, der erste Held, des erstgeborenen Gottes Sohn und aller Menschen Vater. Von T. und Mannus stammen alle Deutschen ab. Ueber das Mythische oder Geschichtliche des T. sind gar verschiedene Ansichten geäußert worden: von Lachmann, Grimm, Wachter, Luden, Titze, Mone, Schedius u. A. Der Name T. ist (nach Lachmann und Grimm) wahrscheinlich entstanden aus Tivisco, von dem Worte tiv mit dem Begriffe des Himmels. ꝛc.

Tula, am Einflusse der Tulitza in die Upa, Hauptstadt des russischen Gouvernements Tula, Sitz eines griechischen Bischofs und bedeutender Handelsplatz. Es besteht aus drei Theilen, der eigentlichen Stadt, dann der Tschulkowischen und Moskauischen Vorstadt und zählt 52,000 Einw., 28 Kirchen, mehre Klöster und 80 Fabriken. Unter den Bauten nehmen durch ihre Größe und Schönheit der Thurm der Himmelfahrtskirche mit seiner vergoldeten Spitze und die Allerheiligenkirche die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch. Das Exerzierhaus, die Regierungsgebäude, der Kai und die Schleußen können gleichfalls als Zierden von T. gelten. In der Moskauischen Vorstadt befinden sich die ungeheuren und durch ihre innere Einrichtung ausgezeichneten Gebäude der berühmten kaiserlichen Gewehrfabrik, welche 8000 Arbeiter beschäftiget und jährlich 70,000 Flinten, 25,000 Stück blanker Waffen und andere treffliche Eisen- und Stahlwaaren fertiget. Außerdem findet man hier Fabriken in Eisen, Weißkupfer, Leder, Talg, Siegellack, Handschuhen, Hüten, Pomaden, Parfümerien, künstlichen Blumen, Wollenzeugen ꝛc. Sehr lebhaft ist der Handel mit diesen Erzeugnissen, dann mit griechischen Weinen, türkischen Waaren, mit Getreide, Hanf und Pfeffergurken. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten besitzt T. ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, ein adeliges Erziehungsinstitut, ein Theater, ein Findelhaus, mehre Armenhäuser. — Die Stadt gehörte im 13. Jahrhunderte zum Fürstenthume Rjäsan u. war unter der Fürstin Taidula der Aufenthaltsort der tatarischen Baskaken (Zöllner), welche in Rußland den Tribut einsammelten. Glaublich wurde sie auch von diesen u. nicht von Russen gegründet. Später ging sie an Moskau über. 1607 hielt sich hier der falsche Peter (Kosak Ileika) gegen den Czar Wassili Schuiskoi, bis dieser durch Anschwellung der Upa die Stadt unter Wasser setzte. Man sieht noch heute zwei Werste unterhalb T. den den Fluß durchschneidenden Erdwall. 1712 wurde nach einem Ukas Peters des Großen die Gewehrfabrik eingerichtet. Am 11. Juli 1834 verzehrte ein großer Brand 2000 Häuser der Stadt. mD.

Tullus Hostilius, der dritte König Roms und Nachfolger des Numa Pompilius. Sein Großvater, Hostus Hostilius, hatte unter Romulus gefochten und den Enkel belebte derselbe kriegerische Geist. Da zwischen Rom und der Mutterstadt Alba Longa Streitigkeiten entstanden waren, so schlug T. dem Mettus Suffetius, welcher die Albaner befehligte, vor, die Mißhelligkeiten durch einen Zweikampf zu beenden und setzte die Bedingung, daß die Verlierenden des Siegers Oberherrschaft anerkennen sollten. Dies ward eingegangen u. von beiden Seiten fochten Drillingsbrüder: von Seite der Römer die Horatier u. von Seite der Albaner die Curatier. Die Römer siegten und Alba Longa mußte zu Schutz und Trutz sich mit Rom verbinden. Dies ward bald lästig und Mettus Suffetius, heimlich mit den Vejentern und Fidenaten, die mit den Römern kriegten, verständigt, führte mitten in der Schlacht seine albanischen Hülfstruppen zu den Feinden der Römer über. Dennoch aber siegte T. und bestrafte sodann den Verrath der Albaner durch Zerstörung der Stadt, Wegführung der Einwohner nach Rom und Hinrichtung des Mettus, welcher von Pferden zerrissen wurde.

Er zog den mons coelius zur Stadt und hatte auf demselben einen Palast. Nach einem glücklich beendeten Kriege mit den Sabinern starb er, nach 32jähriger Regierung, von Jupiter, der Sage nach, mit dem Blitz getödtet, weil er diesem ein Opfer in nicht richtiger Weise brachte. Auch seine Geschichte, wie die aller Könige Roms, erscheint als gemischt mit Dichtungen oder Volksmythus.

Tulpen oder **Tulipanen**, eine Gattung Zwiebelgewächse, von denen besonders die Gartentulpe, Tulipa Gessneriana, mit großen, glockenförmigen, prächtig gefärbten, theils einfachen, theils gefüllten Blumen, eine der schönsten Frühlingszierden unserer Gärten ist. Der Name T. soll daher rühren, weil man in ihrer Form eine Aehnlichkeit mit einem türkischen Turbane (Dulbend) fand. Sie kamen aus der Krim, dem südlichen Rußland und Kleinasien nach Konstantinopel, wo die Blume nicht allein als ein Schmuck der Gärten geschätzt wird, sondern wo man auch die Zwiebeln gebraten und gekocht ißt und wo Männer und Frauen Wangen und Lippen mit dem wohlriechenden T.-Oele bestreichen. Nach Deutschland kam die Garten-T. um die Mitte des 16. Jahrhunderts und im Jahre 1556 wurde die erste, in Augsburg blühende, von Geßner beschrieben, woher sie den lateinischen Namen erhalten hat. Durch die Kultur sind eine große Menge verschieden gefärbter, gezeichneter und geformter Spielarten entstanden, welche alle verschiedene Namen haben und deren Zwiebeln noch immer einen bedeutenden Handelsartikel der Kunstgärtnerei bilden, obgleich sie jetzt bei weitem nicht mehr so beliebt sind, wie vor etwa 100 Jahren, namentlich in den Niederlanden, wo besonders die Harlemer T.-Zwiebeln berühmt waren und eine einzige oft für 2—3000 Gulden und noch mehr verkauft wurde. Andere, ebenfalls beliebte, T.-Gattungen sind: die wohlriechende T. oder Duc van Toll, Tulipa suaveolens, mit rother und gelber Blume auf niedrigem Stengel, die, wenn sie gefüllt ist, Tournesol genannt wird; die Sonnenaugentulpe, T. Oculus solis, mit rother, an der Basis blau-schwarzer Blume, die besonders im südlichen Frankreich gezogen wird; die türkische T. oder Monstrose, T. acuminata oder Turcica, mit tief eingeschnittenen, gezahnten, gefranseten Blumenblättern. Man erhält die T.-Zwiebeln von den Handelsgärtnern in den größeren deutschen Städten, wie Hamburg, Berlin, Wien, Dresden, Leipzig u. v. a.

Tumult, s. Aufruhr.

Tungusen, die, ein Volk mongolischer Raçe mit gemeinsamer Sprache, welches seine Stammsitze in der Mandschurei, dem nordöstlichsten Theile China's hat. Außerdem findet man es auch in Sibirien, namentlich im Gouvernement Jeniseiks und auf der Ostseite des Baikalsees, im Gouvernement Irkutsk. Hier, wie in ihrer eigentlichen Heimath, leben die T. als Nomaden. Ueber die unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden T. lese man den Artikel „Mandschu" dieses Werkes nach. Die in Sibirien lebenden, obwohl die Seelenzahl von 50,000 nicht übersteigend, werden von den Russen in unzählige kleine Völkerzweige unterschieden; doch kann man deutlich drei Hauptstämme erkennen, die Tungusen, vom Jenissei bis zu den Quellen des Amur, die Lamuten, am Ochotskischen (Kurilischen) Meere und die Olenzen, im Gouvernement Irkutsk. Nach den Thieren, mit welchen sie nomadisirend herumziehen, werden sie auch in Pferde-, Rennthier- und Hunde-T. eingetheilt. Die sogenannten Pferde-T. bewohnen hauptsächlich die Steppen des Kreises Nertschinks im Gouvernement Irkutsk. Sie stammen von Einwanderern ab, welche im J. 1680 mit dem Fürsten Peter Gantimur aus dem chinesischen Gebiete am Flusse Naun herüberkamen, und leisteten der russischen Regierung wichtige Dienste, als die Chinesen Nertschinks umlagerten u. mit einem Angriffe bedrohten. Gantimur's Nachkommen erhielten die erbliche Fürstenwürde, aber ihre Macht ist sehr beschränkt; sie haben nur den Tribut zu erheben und unbedeutende Streitigkeiten zu schlichten. Die T. dieses Stammes, welcher gegen 11,000 Seelen zählt, unterscheiden sich in Gesichtsschnitt und Kleidung wenig von ihren Nachbarn, den Burӓten, aber im Charakter ist

die Verschiedenheit sehr merklich. Die T. sind tapferer, klüger und gastfreier als jene, auch nähern sie sich bälder den Russen in Sitte und Lebensweise. Als Nomadenvolk sehen sie zahlreiche Heerden als das erste Besitzthum an, und haben auch wirklich große Pferdeheerden, die frei auf den unermeßlichen Steppen weiden. Die Hälfte von ihnen ist getauft; dies geschah in Folge des Beispieles, welches Gantimur beim Uebertritte über die russische Gränze den Stammhäuptlingen gab. 4500 sind Lamadiener und der Ueberrest hängt noch dem alten Schamanenthume ihrer Väter in der Mandschurei an. Diese sind sehr abergläubisch und halten ihre Schamanen für Zauberer, welche die Zukunft vorauswissen. Die Rennthier-T. wohnen als Nachbarn der Jakuten in der Provinz Jakutsk. Ihre Jurten, welche selten länger als einige Tage auf einer und derselben Stelle aufgeschlagen bleiben, sind kegelförmig gestaltet und bestehen aus einigen Pfählen, welche oben und an den Seiten mit Birkenrinde oder Elennsleder überkleidet sind. Drei im Boden befestigte Steine, auf die man einen Kessel stellt, das ist die Küche. Der Rauch zieht durch eine kleine Oeffnung im Dache ab. Hausgeräthe sieht man keine. Das sanfte, edle Rennthier bildet den Reichthum dieser T. Sie reiten auf ihm, nähren sich von seinem Fleische und kleiden sich von seinem Felle. Einige sind getauft, aber die Mehrzahl ist ohne Religion und, das Schamanenwesen und einige Sagen abgerechnet, ganz unwissend. Man schreibt und spricht häufig: Dies oder jenes Volk hat die schamanische Religion; jetzt gibt es aber keine schamanische Religion mehr, oder gab vielleicht auch niemals eine. Einige abergläubische Ansichten darf man noch nicht als Trümmer einer alten Religion ansehen, aus welcher doch irgend etwas Gemeinsames, einige Glaubensartikel, sich gerettet haben würden. Man kann von dem Schamanenthume sagen, es sei der Glaube der rohen Menschen an zwei Prinzipien, ein gutes und ein böses; die Welt sei angefüllt mit Geistern, welche dem Menschen je nach ihrer Laune schaden oder wohlthun, und man könne diese Geister gewinnen oder erzürnen; eines wie das andere stehe in der Macht der Schamanen. — Die Hunde-T., die nördlichsten von allen, haben ihren Namen daher, weil sie sich auf ihren Zügen der Hunde zum Transporte bedienen. — Die sibirischen T. nennen sich selbst Ewen-ki; ihre Sprache, ein Mandschu-Dialekt, ist sehr wohlklingend, aber nicht reich. Neben der Viehzucht treiben sie auch Jagd und Fischerei. Sie wandern auf weiten Strecken umher und gehen sogar manchmal über die chinesische Gränze, wohin sie die Gelegenheit lockt, sich dort Mehl, Pulver, Blei und Branntwein von den Dauren und den Mandschu-Kaufleuten zu verschaffen. Die russische Regierung hat ihren Unterthanen verboten, ihnen Branntwein zu verkaufen, denn von Natur aus sanft und ruhig, wird der Tunguse im Trunke wüthend, zerschlägt Alles, stößt um sich und wälzt sich auf dem Boden, bis er endlich ganz ermattet einschläft. Den Mandschu-Kaufleuten kommt dieses Verbot sehr zu Gute, und seitdem listen sie den T. gegen Branntwein die kostbarsten Pelzwaaren ab. — Man muß die T. wohl als Ureinwohner des östlichen Asiens ansehen. Vor ihrer historischen Zeit vereinigten sie sich nur in der Mandschurei zu einer bürgerlichen Gesellschaft, wurden mächtig und eroberten im 17. Jahrhunderte China. Doch sagte dieses Land einem Theile des nomadischen Volkes nicht zu, und dieser rückte, den Jagd- u. Weideplätzen folgend, allmählich gegen Norden vor. Bis zur Ankunft der Russen in Sibiren zahlten die T. den Jakuten und Buräten Tribut. Lamuten, Gorenzen, Koräken, Tschuwanen, Jukagiren, Karagassen, Dauren, Solonen, Ratken, Gilaken, sind alle tungusischen Stammes, der, obwohl er schon seit Jahrtausenden einen so großen Raum einnimmt, doch nicht zahlreich ist, woran wohl die aufreibende Lebensart Schuld hat. — Journal des russischen Ministeriums des Innern, 1844; Ausland 1844. mD.

Tunica, war bei den alten Römern ein Kleidungsstück, gewöhnlich aus Wolle gefertigt, welches sowohl Männer, als Frauen, auf bloßem Leibe unter der **Toga** (s. d.) trugen. Letztere *zog man nur* außerhalb des Hauses an. Die

T., oder auch mehre über einander, wurde angelegt, ohne sie umzugürten, ausser bei irgend einer Arbeit. Nur das weibliche Geschlecht trug bisweilen eine leinene T. mit Aermeln, die bis an die Kniee reichten, ähnlich dem jetzigen Hemde.

Tunicell heißt ein kirchliches Kleidungsstück, welches die Bischöfe unter dem Meßgewande anlegen und unter letzterem tragen. Dieselbe scheint nicht gleich Anfangs zum Pontifikal-Ornate gehört zu haben, war indessen schon zur Zeit Gregors d. G. bekannt und ihr Gebrauch mag damals (nach Cardinal Bona's De reb. liturg. c. 1., c. 24) von der päpstlichen Bewilligung abgehangen haben.

Tunis, Staat der Berberei in Nordafrika, gränzt im Westen an Algier, im Norden vom Kap Blanco bis zum Kap Bon an das Mittelländische Meer, gegen Osten, von dem letztgenannten Kap bis zur kleinen Syrte, an dasselbe Meer, dann an Tripoli, im Süden endlich an die Sahara. Im Flächenraume hält es 3400 □ M. Verzweigungen des Atlas durchziehen das Land der ganzen Breite nach; der südliche Arm dieses Gebirges, Nefusa genannt, trennt es von Biledulgerid. Die Küsten sind felsig und voller Busen, worunter der beträchtlichste der Golf von Cabes (die kleine Syrte). Hauptfluß ist der schlammige Medscherda, welcher in der algierischen Provinz Constantine entsteht u. nördlich von der Stadt T. das Meer erreicht. Unter den Seen ist der bemerkenswertheste der Lowedejah (Triton), der von einer beweglichen Sandoberfläche umgeben ist, so daß Menschen und Thiere, wenn sie sich in die Nähe des trügerischen Ufers wagen, spurlos verschwinden. Das Klima ist gesund, die Temperatur an den Küsten durch die Seeluft gemäßigt, im Innern aber sehr drückend; namentlich fallen die heißen Südwinde beschwerlich. Die Umgebungen des Medscherda und die Abhänge des Atlas bedeckt sehr fruchtbarer Boden. Produkte u. Handelsartikel sind dieselben, wie in Tripoli (s. d.). — T. ist unter den Ländern der Berberei das kleinste, aber verhältnißmäßig das volkreichste. Es leben in seinem Umfange 3 Millionen Menschen; Mauren, Beduinen und Berbern (hier Kabylen genannt) bilden die Mehrzahl, nebstdem sind 150,000 Juden, 7000 Türken und Kulugli's (eine Mischlingsrace, durch Verbindungen von Türken mit Araberinen oder Negerinen entstanden) und mehre tausend Europäer, zumeist Malteser, ansässig. Als Nahrungsquellen dienen Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, die Verfertigung von Wollen-, Seiden- und Linnengeweben, von feinen Ledern, Töpferwaaren, Mützen (die sehr gesuchten tunesischen Feß), vornehmlich aber der Handel, dessen Hauptausfuhrartikel Getreide, Oel, Datteln und die schönen Pferde des Landes sind. Eingeführt werden europäische Fabrikate aller Art, Eisen, Stahl, Kaffee, Zucker, Spezereien, Bretter, Bauholz rc. Viele dieser Waaren werden durch die Karawanen nach den andern Ländern der Berberei und in das Innere von Afrika gebracht. Die Regierungsform ist eine Art militärischer Republik, unter einem erblichen Bey, der zwar die Oberherrlichkeit der Pforte anerkennt, aber um die Anordnungen derselben sich sehr wenig kümmert. Der Sultan kann von den meisten seiner Vasallen und Paschen mit demselben Rechte sagen, wie weiland Kaiser Max I. von den deutschen Fürsten: „Ich bin ein König der Könige, die gehorchen mir, wenn's ihnen beliebt." Dem Dey steht ein Divan zur Seite, der aber keine Macht hat. Die Einkünfte sollen gegen 4 Mill. Gulden betragen. Das Heer besteht aus 13,000 Mann regulärer Truppen, welche auf französische Art exerzirt, aber sehr schlecht besoldet sind, und 12,000 Mann irregulärer Kavallerie. Die Seemacht ist ebenfalls auf europäischem Fuße eingerichtet, hat aber gleichwohl nicht viel zu bedeuten, da ihre stärksten Fahrzeuge zwei Korvetten von 22 und 20 Kanonen sind. — Die Hauptstadt Tunis liegt amphitheatralisch im Hintergrunde der durch den Goletta-Kanal mit dem Meere in Verbindung stehenden Lagune Boghaz oder el Baheira. Sie ist mit einer guten Mauer umgeben und hat mit Einschluß der zwei Vorstädte etwa eine Meile im Umfange. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 12,000, die der Einwohner auf 156,000, worunter über 30,000 Juden, die hier ihren

eigenen Bazar haben, und 2000 Christen. T. hat 11 Thore, viele Moscheen, ein Kapuzinerkloster, ein griechisches Kloster, eine muhamedanische Hochschule, eine Börse mit Lesezimmer, schöne Kasernen, öffentliche Bäder, Bazars und Karawanserais, eine Wasserleitung. Im Ganzen aber ist die Stadt keineswegs schön zu nennen, denn wenn sie auch einzelne hübsche Gebäude besitzt, so ist dagegen die Mehrzahl der Häuser niedrig und unansehnlich, die Anlage der Straßen höchst unregelmäßig. Der Bey bewohnt einen großen, im maurischen Style über den Kaufhallen neu erbauten Palast; abwechselnd hält er sich auch in dem eine Stunde von T. entfernten Schlosse Barda auf, welches Mauern und Thürme, mit Kanonen besetzt, umringen. Die alte Residenz und Festung zu T., die sogenannte Kasaubah, ist fast gänzlich zerfallen. Es herrscht viel Gewerbfleiß in der Stadt, welcher sich durch Bereitung von Seidenwaaren, Shawls, Feß, Leder, Rosenöl, guten Feuerwaffen u. dgl. kundgibt. Die Fruchtbarkeit der Umgegend begünstigt auch den Garten- und Landbau. Groß ist der Verkehr mit Lebensmitteln auf den dortigen Märkten, ihr Preis ungemein billig, sehr bedeutend auch der Land- und Seehandel. Konsulate Englands, Frankreichs, Sardiniens und Nordamerikas haben zu T. ihren Sitz. Der Hafen ist geräumig. Am Eingange der Lagune Boghaz liegt das befestigte Städtchen Goletta, wo ein Leuchtthurm und die Schiffswerfte. Fünf Stunden nördlich von T., bei dem Dorfe Malga, sieht man die Trümmer Carthago's, welche in spärlichen Ueberresten von Tempeln, Mauern, Wasserleitungen, Cisternen 2c. bestehen. — Nächst T. sind die beträchtlichsten Städte des Landes Kairwan und Cabes. Ersteres war in den Zeiten des Chalifats die Residenz der arabischen Statthalter der Berberei u. seine prächtige, auf 500 Granitsäulen ruhende Moschee gilt noch heute für die heiligste in ganz Afrika, und es wallfahrten hieher die Pilger, welchen ihre Lebensverhältnisse nach Mekka zu gehen nicht erlauben. Kairwan ist übrigens auch ein namhafter Handelsplatz und zählt 60,000 E. Cabes, am gleichnamigen Meerbusen, hat einen Hafen und unterhält starken Karawanenhandel mit Biledulgerid, woher große Ladungen von Datteln und Henna (zum Färben) bezogen werden. 30,000 E. — Zum Gebiete von T. gehört auch die fruchtbare und gut angebaute Insel Dscherba, an der Gränze gegen Tripoli gelegen u. in frühern Zeiten ein Gegenstand heftiger Kämpfe unter den muhamedanischen Fürsten. Doch ist der Bey mehr Pächter derselben, als Besitzer, denn der Ertrag ist dem Witthume der Sultanin Walide zugewiesen. Man findet auf der Insel, welche im Ganzen 50,000 E. hat, die Stadt Dscherba, mehre Dörfer und sehr viele einzelne Gehöfte. — Geschichte. T. lag im Gebiete von Carthago und seine alte Geschichte fällt demnach ganz mit jener der berühmten Nebenbuhlerin Roms zusammen. Die St. hieß damals Tunes und war eine der stärksten Festungen des Landes. Die späteren Schicksale von T. gehen Hand in Hand mit denen Tripoli's (s. d.) und der übrigen Berberei. Nach dem Untergange Carthago's herrschten hier die Römer, dann die Vandalen, Byzantiner und Araber. Als sich die arabischen Statthalter vom Chalifate losrissen und eigene Dynastien bildeten, gelangte eine solche auch zum selbstständigen Besitze von T. Der berühmteste in der Reihenfolge dieser Autokraten war Abu Ferez, aus der Dynastie der Haffiten, welcher sich Tlemecen und Fez tributbar machte und den Titel eines Königs von T. annahm. Mit ihren Glaubensgenossen in Spanien blieben die Beherrscher von T., gleich denen der übrigen Berberstaaten, in genauer Verbindung und nahmen eifrig Partei für sie im Kampfe des Christenthums mit dem Islam auf der pyrenäischen Halbinsel. Sie bekriegten die Spanier zur See und kaperten die Schiffe derselben. Seit dem 16. Jahrhunderte dehnten sie aber den Seeraub auf alle christlichen Schiffe aus. Kardinal Ximenes veranstaltete 1509 einen Kreuzzug nach Afrika und machte die Könige von Algier und T. Spanien zinsbar. Um diese Zeit setzte sich ein kühner türkischer Seeräuber, Horuk, unter dem Namen Barbarossa bekannt, in Algier fest. Sein Bruder Chaireddin oder Schereddin Barbarossa, welcher ihm 1519 in der Regierung gefolgt war, benützte

die unter den Hafsiten in T. ausgebrochenen Familienstreitigkeiten, um sich auch dieses Staates zu bemächtigen. Der vertriebene König Mulei Hassan flehte nun seinen Oberlehnsherrn, den Kaiser Karl V., um Hülfe an, und dieser landete 1535 mit einer Flotte von 500 Segeln bei T., überwand Barbarossa in einer Schlacht, befreite 20,000 Christensklaven und übertrug Mulei Hassan die Regierung wieder. Im J. 1570 eroberten die Türken T. abermals von Algier aus. Zwar wurde es ihnen 1572 nach der Seeschlacht bei Lepanto durch Don Juan von Oesterreich wieder entrissen, doch schon 1574 brachte es der türkische Admiral Sinan in seine Gewalt und behielt es als Pascha und Lehensmann der Pforte unter der Beihülfe von 5000 Janitscharen. Damit wurde der Grund zu der Abhängigkeit des Landes vom Sultan gelegt, welche unter mannigfachen Veränderungen bis heute fortdauerte. Anfangs regierte in T. ein Pascha, dann ein Aga, später ein Dey mit sehr beschränkter Gewalt. Unter ihm besorgte ein Bey die Eintreibung des Tributes und der Steuern. Indem sie die Schätze des Landes in ihrer Hand hatten und mittels dieser großen Einfluß gewannen, bahnten sich die Bey's den Weg zur obersten Gewalt. Murad war der erste erbliche Bey und sein Haus regierte in T. über hundert Jahre. Ganz nach Art der übrigen türkischen Vasallenfürsten in der Berberei herrschten die Bey's despotisch, trieben Seeraub und waren den immerwährenden Meutereien ihrer Janitscharen ausgesetzt. Ueberhaupt bietet die ganze Geschichte von T. seit Ende des 16. Jahrhunderts wenig mehr als eine Reihe von Palastrevolutionen, Soldatenaufständen u. Hofintriguen. Erst die Besitznahme von Algier durch die Franzosen verschaffte T. größere Wichtigkeit, indem es jetzt mehr in die Verwicklungen der europäischen Politik hineingezogen wurde. Anfangs bestürzt über die Siege der Ungläubigen auf muhamedanischem Boden und den fremden Eindringlingen entschieden abhold, sah sich der Bey später genöthigt, den Schutz derselben aufzusuchen, als die Pforte ihren Plan, T. in ähnlicher Weise wie Tripoli in das Abhängigkeitsverhältniß eines Paschaliks zurück zu versetzen, immer deutlicher enthüllte. Seitdem hat Frankreich in T. weit mehr Einfluß als der Großherr, und der gegenwärtig regierende Bey, Achmed Pascha, stattete 1846 sogar einen Besuch in Paris ab, wo er mit königlichen Ehren empfangen wurde. Ueberhaupt sucht er mit Hülfe seines Ministers, des italienischen Kavaliers Raffo, sein Land und seinen Hofstaat immer mehr zu europäisiren. Er unternimmt große Bauten, verwendet ansehnliche Summen auf die Verbesserung des Heerwesens u. dgl. Einen erfreulichen Beweis seiner humanen Gesinnungen hat er durch ein Edikt vom 26. Nov. 1842 geliefert, nach welchem alle Sklaven, die das Land betreten, frei seyn und bis 1849 auch die einheimischen Sklaven freigelassen werden sollen. mD.

Tunkin, Nord-Annam, Dong kingh, Land in Hinterindien, zum Reiche Annam oder Cochin-China gehörend und an China und den Meerbusen von Tunkin gränzend. Bis auf den heutigen Tag hat der Umfang dieses ansehnlichen Gebietes nicht genau bestimmt werden können. Nur annähernd wird der Flächenraum zu 5200 □ M. und die Einwohnerzahl auf 20 Millionen geschätzt. Von China ist es durch Wüsten und steile Bergketten, deren Engpässe zugemauert sind, getrennt. Kühn und schroff, wie die helvetischen Alpen, erheben sich die Gebirge von T. Hauptfluß ist der Sang koi. Man trifft in T. viele fruchtbare, wohlbewässerte Thäler und Ebenen, und es wachsen da in Fülle Ananas, Bananen, Theestauden, Zimmt, Zuckerrohr, Pfeffer, Ingwer, Kokosbäume, Baumwolle, Bambusrohr, Gummibäume, aus denen man schönen Lackfirniß bereitet, treffliche Citronen, Pomeranzen, Pflaumen, Pataten, Reis, Mais, Areka und Betel — ferner die eigenthümliche Obstart Vai, deren weintraubenartige Frucht rothe Beeren in der Größe eines Hühnereies und vom Geschmacke der Kirsche hat. Die Industrie steht im Ganzen genommen tiefer als die Agrikultur. Von ausgezeichneter Qualität sind die lackirten Waaren T.s. Das Gesetz verbietet den Eingebornen außer Landes zu gehen, daher beschränkt sich ihr Handel auf den innern Verkehr, während der auswärtige Handel ganz in den Händen der Chinesen ist. — Die

Tunkinesen gehören zur mongolischen Race, haben eine gelbbraune Farbe u. sind den Chinesen ähnlich, von denen sie sich jedoch durch eine geistreichere Physiognomie und eine hervortretende Nase unterscheiden. Die Frauen sind schön von Angesicht und Gestalt. Die Sprache von T., über welche Remusat eine schätzbare Abhandlung schrieb, ist ein Dialekt der chinesischen, einsylbig und unvermögend, abstrakte Begriffe auszudrücken, aber dennoch kraftvoll und nicht mit Hyperbeln überladen. Den neuesten Forschungen zufolge ist die Literatur von T. reich an ethischen, dramatischen und botanischen Werken. — T. ist in 15 Provinzen getheilt, Hauptstadt und Sitz des Vicekönigs Backing, auch Kacho und Keschos genannt, am Flusse Sangkoi. mD.

Tunnel, heißt im Allgemeinen jeder unterirdische gewölbte Gang, wie solche namentlich bei Eisenbahnbauten und, wiewohl nur höchst selten, als unterirdische Brücken unter den Flußbeeten angewendet werden. Weltberühmt ist der Themse-T. zu London, welcher zur Verbindung zwischen Rotherhibe und Wapping unter dem Flußbeet der Themse dient. Dieses Riesenwerk besteht aus zwei, aus Backsteinen gewölbten, Gängen für Fuhrwerke, mit Seitengängen für Fußgänger. Er ist 1300 Fuß lang, 35 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Die Breite jedes gewölbten Ganges ist 14 Fuß, die Dicke der Erde zwischen der Krone des T.s und dem Flußbeete ist ungefähr 15 Fuß. 1824 von dem berühmten Ingenieur Brunel (s. d.) entworfen und begonnen und mehrmals unterbrochen, hat die Herstellung dieses Werkes einen Zeitraum von fast 20 Jahren und eine Ausgabe von 600,000 Pfund Sterling zu seiner Vollendung erfordert. Vgl. übrigens auch den Artikel London.

Turban (Dülbend), ein Bund oder eine Art Mütze, welche die Muhamedaner und die meisten morgenländischen Völker tragen. Sie sind von einem langen Stücke Leinwand oder Taffet gemacht, welches vielmal um eine Mütze herumgewickelt wird. Des Sultans T. ist sehr dick, mit drei Reiherbüschen, weil er in drei Theilen der Welt gewisse Länder besitzt, nebst vielen Diamanten und anderen Edelsteinen geziert; die Türken halten denselben dermassen in Ehren, daß sie sich kaum unterstehen, ihn anzurühren. Es ist auch nur dem Großsultan, dem Mufti und den Emirs, als Anverwandten des Muhamed, erlaubt, grüne T.s zu tragen; allen anderen Türken sind solche bei Lebensstrafe verboten. Für die Aufbewahrung des T.s des Sultans ist ein besonderer hoher Hofbeamter, der Tulbend-Aga, angestellt. Der Großwesir hat auf seinem T. zwei Reiherbüsche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen.

Turenne, Henri de la Tour, Vicomte de, königlich französischer Feldmarschall, zweiter Sohn von Henri de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon und von Elisabeth, Tochter des Fürsten Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Sedan den 11. Sept. 1611, erhielt durch das Lesen der Geschichte Alexanders von Curtius und die Lebensbeschreibung großer Feldherren eine Richtung, die auf sein späteres Leben den größten Einfluß hatte und vollführte die ersten Waffenthaten unter den Augen seines Oheims, des Prinzen Moritz von Nassau. Seinen ersten Feldzug machte er in Holland, trat hierauf in französische Kriegsdienste, erhielt ein Regiment und zeigte im Laufe des dreißigjährigen Krieges zuerst 1634 seinen Muth und Klugheit durch die Eroberung der Festung la Mothe in Lothringen, sodann aber auch nach und nach bei verschiedenen Belagerungen u. Schlachten, besonders bei der, 1638 geschehenen, Eroberung der Festung Breisach. Neue Lorbeeren wurden ihm 1639 in Italien zu Theil, wo er den Sieg bei Montcallier erfocht. 1643 eroberte er die Grafschaft Roussillon und erhielt im folgenden Jahre den französischen Marschallstab. In Deutschland wurde er zwar 1645 bei Mergentheim geschlagen, siegte aber drei Monate später bei Nördlingen und vereinte sich darauf mit Wrangel, schlug mit diesem die Bayern bei Zusmarshausen und zwang den Kurfürsten zum Frieden. Da derselbe jedoch bald darauf wieder abfiel, schlug ihn T. und trieb ihn aus dem Lande. Während des bürgerlichen Krieges der Fronde gehörte T. dieser Partei an, wurde aber 1650

vom Marschall du Plessis Praslin bei Rhetell geschlagen, söhnte sich mit dem Hofe aus und wurde 1651 an die Spitze der königlichen Armee gestellt, die den Herzog von Enghien, nachmaligen Prinzen von Condé, zum Gegner hatte. Seine Siege über Spanien, besonders die Eroberung von Dünkirchen, bewirkte den, für Frankreich vortheilhaften, pyrenäischen Frieden zwischen Frankreich und Spanien 1659, worauf T. im folgenden Jahre die Würde eines General-Feldmarschalls der französischen Armee erhielt. Er beschleunigte auch bei dem, 1667 aufs Neue ausgebrochenen, Kriege mit Spanien den Abschluß des Friedens 1668 zu Aachen. Als darauf 1672 die Franzosen Holland eroberten, befehligte T. die französische Armee und nöthigte auch 1673 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Bundesgenossen der Holländer, zum Frieden von Vossem. Ebenso eroberte er im folgenden Jahre die Franche-Comté, ging dann bei der Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinsheim und trieb die Kaiserlichen bis an den Main zurück, sowie er auch den herbeieilenden Prinzen von Bournonville besiegte und dessen Vereinigung mit der kaiserlichen Hauptarmee verhinderte. Ebenso glücklich war er gegen die in das Elsaß eingefallenen Kaiserlichen und zwang sie, über den Rhein zurückzugehen. Jetzt stellte ihm Oesterreich den berühmten Montecuculi (s. d.) entgegen und beide Feldherrn standen mehre Monate einander am Rheine gegenüber. Vergebens suchte Montecuculi den T. zu einer Schlacht zu bewegen; endlich aber ging dieser über den Rhein und der 27. Juli 1705 sollte bei Sasbach, unweit Straßburg, entscheiden; allein, da T. die Gegend und das kaiserliche Lager recognoscirte, wurde er durch eine Kanonenkugel aus dem österreichischen Lager auf der Stelle getödtet. Sein König befahl, sein Leichenbegängniß mit allen, nur bei Prinzen von Geblüte gewöhnlichen, Feierlichkeiten zu veranstalten, ließ seinen Leichnam nach St. Denis in das königliche Begräbniß bringen und ein kostbares Grabmahl errichten, sowie ihm auch auf dem Platze selbst, wo er fiel, der Kardinal von Rohan, Fürstbischof von Straßburg, noch 1781 ein prächtiges Monument aufführen ließ. Doch noch mehr Ehre widerfuhr seiner Asche während den wildesten Stürmen der französischen Revolution. Als man 1793 auf Befehl der Municipalität zu St. Denis (damals Franciade) die dort befindlichen Leichname ausgrub, um das Blei von ihren Särgen und Begräbnissen zu nehmen, so fand man bei Eröffnung des Grabmahles von T. seinen Leichnam in dem Zustande einer ausgetrockneten Mumie. Er wurde sogleich in einem Kasten von Eichenholz aufbewahrt, in die Sakristei der Kirche gesetzt, wo man ihn länger als acht Monate der neugierigen Menge zeigte, bis er auf Ansuchen des Professors Desfontaines in das Nationalmuseum der Naturgeschichte gebracht wurde. Nach einem Befehle des Vollziehungs-Directoriums wurde er 1799 von dort ins Museum der französischen Denkmäler geschafft und in dem Elysium dieses Institutes in einem Sarkophag begraben, allein 1800 auf Beschluß der Consuln auch von dort wieder weggenommen und mit großem Pompe in dem Marstempel (der ehemaligen Kirche der Invaliden) im Innern des, für ihn in der Abtei St. Denis aufbewahrten, Denkmales beigesetzt. Ueber T. als Krieger herrscht nur eine Stimme des Lobes, ungeachtet er nicht immer Sieger war, auch keine entscheidenden Schlachten lieferte; ebenso lobt man ihn als einen uneigennützigen und großmüthigen Mann.

Turfan, s. Tatarei.

Turgot, Anne Robert Jaques, Baron von Aulne, berühmter französischer Finanzminister, Sohn des Präsidenten M. E. T., geboren zu Paris 1717, studirte Anfangs in dem Collegium St. Louis daselbst Theologie, erwarb sich aber auch zugleich alle die Kenntnisse, die zu den höchsten Civilstellen führten. Aber, indem er sich mehr dem Cabinet, als dem Studium des menschlichen Herzens widmete, erlangte er größere Vollkommenheit in wissenschaftlichen Dingen, als in der Kunst, die Menschen kennen und regieren zu lernen. Er vollendete seine Studien zu St. Sulpice, wurde Prior der Sorbonne und zeichnete sich auf dieser Laufbahn *in jeder Hinsicht*, besonders durch ungeheuchelte Frömmigkeit aus. Voll Eifer,

dem Vaterlande in einem ausgedehnteren Kreise nützlich zu werden, widmete er sich dem Staatsdienste, wurde 1752 zum Substituten des Generalprokurators, alsdann zum Parlamentsrathe und 1753 zum Requetenmeister ernannt und trat nach Aufhebung der Parlamente und nach Einsetzung der königlichen Kammer (chambre royale) als Mitglied in dieselbe ein. Hierauf begleitete er den Handelsintendanten de Goernay auf seiner Reise durch Frankreich und wurde im Jahre 1761 zum Intendanten von Limoges ernannt. Hier erwarb er sich große Verdienste um die bessere Administration dieser Provinz, bis ihm Ludwig XVI. 1774 den Posten eines General-Controleurs der Finanzen übertrug. Er war der erste Minister, der im Schoße der Regierung die Vervollkommnung des menschlichen Geistes und der politischen Anstalten entwickelte und wendete die neuere Philosophie auf die politische Geschäftsführung an. Das Finanzministerium übernahm er unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine Bankerotte, keine neuen Auflagen und Anleihen, hingegen große Ersparungen gemacht werden sollten. In inniger, reiner Volksliebe stimmte er ganz mit dem Könige überein. Er begann mit Wiederherstellung des Kornhandels im Innern des Reiches. Die ungeheueren Summen, welche bisher die Generalpächter dem Finanzminister zu schenken gewohnt waren, wandte er zur Erleichterung der Armen an; überhaupt begünstigte er die Freiheit des Kunstfleißes und Handels. Er autorisirte die Caisse d'escompte, dachte auf Abschaffung der Gabelle und beförderte die einheimische Schifffahrt. Bei allen seinen Reformplanen zeigte er einen Charakter, der sich weder beugen, noch lenken läßt. Er verstand weder die Kunst zu negociren, noch die gehörigen Nebenwege einzuschlagen, die in der Politik gewöhnlich am ersten zum Ziele führen. Er war fest, unbezähmbar in der Ausführung seiner Entwürfe. Mit Unwillen und Eifersucht bemerkten die Höflinge seinen Einfluß auf den König und seinen durchgreifenden Reformationsgeist. Sein Sturz wurde daher beschlossen und um so leichter bewerkstelligt, da die Königin ihn von Grund aus haßte und der König seine Reformplane selbst für höchst gefährlich zu halten anfing, auch alle Minister, die gesammte Geistlichkeit, der Hof und der Adel und der gesammte Bürgerstand gegen ihn waren. Er mußte nach einer zwanzigmonatlichen Administration in den Privatstand zurücktreten, dessen Muße er mit Literatur und Correspondenz über Gegenstände der Politik und des Gemeinwohls ausfüllte, bis er den 20. März 1781 starb. T. war ein sehr tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Liebhaber der schönen Literatur. Er ists, der zuerst in Frankreich nicht nur Ossian's Gedichte bekannt machte, sondern sie auch mit tiefsinnigen Bemerkungen über die Poesie der wilden Völker bekleidete; er übersetzte aus dem Griechischen die Iliade, aus dem Hebräischen das Hohelied, aus dem Lateinischen verschiedene Meisterstücke der römischen Dichtkunst, aus dem Italienischen den Pastor Fido, aus dem Deutschen Klopstoks Messias und Geßners Tod Abels. Gedruckt sind von ihm verschiedene Abhandlungen über Gegenstände des Finanzwesens u. v. a. In seinem Aeußern hatte T. etwas Einfaches aber Angenehmes; in großen Gesellschaften war er ängstlich, aber im Conseil desto muthvoller und in seinen Planen desto kühner. Er fand eine so ungeheuere Menge tief eingewurzelter Mißbräuche, daß er bei aller seiner Entschlossenheit um so weniger durchgreifen konnte, da er die Menschen nicht genug kannte und zu rasch durchgreifen wollte. In seinen späteren Jahren ließ auch T. sich von dem leidigen Philosophismus seiner Zeit hinreißen und, während er früher als Prior der Sorbonne eine öffentliche Rede über den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf die Wohlfahrt des Volkes gehalten hatte, trat er als Minister mehrfach als Gegner des christlichen Cultus, als eines Werkes eiteln Aberglaubens, auf.

Turibius, der Heilige, Erzbischof von Lima, der zweite Sohn des Edeln von Mogrobejo, geboren den 16. November 1538, zeigte schon von Kindheit an außerordentlichen Abscheu vor der Sünde, Liebe zur Abtödtung, zartes Mitgefühl für die Armen u. eine inbrünstige Verehrung der allerseligsten Jungfrau u. einen glühenden Eifer für die Ehre Gottes, die den künftigen Apostel der Kirche beurkundete.

Seine Bildung in den höheren Wissenschaften begann er zu Valladolid u. beendigte sie zu Salamanka. König Philipp II. verlieh ihm, seiner großen Verdienste wegen, mehre wichtige Aemter und erhob ihn sogar zur ersten Würde in Granada. Der Heilige bekleidete diese Stelle fünf Jahre lang mit einer Unbescholtenheit, Klugheit u. Auszeichnung, welche ihm die allgemeine Hochachtung erwarb und den Weg zur künftigen Erhöhung in der Kirche bahnte. — Der traurige Zustand der Religion in Peru erforderte einen, mit apostolischem Geiste beseelten, Hirten u. diesen hatte sich Gott in dem eifervollen T. ersehen. Als das Erzbisthum Lima erledigt wurde, ernannte ihn der König Philipp zu diesem wichtigen Amte. Nie wurde vielleicht eine Bischofswahl mit allgemeinerem Beifalle aufgenommen; denn man erkannte T. als den einzig tüchtigen Mann zur Abhülfe der Aergernisse, welche der Bekehrung der Heiden im Wege standen. Für den Heiligen aber war die Nachricht dieser Ernennung wie ein Donnerschlag; er warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder u. flehte, in Thränen zerfließend, zu Gott, er wolle nicht zulassen, daß ihm eine so schwere Bürde aufgelegt würde, die er nicht zu tragen vermöge. Zugleich stellte er dem königlichen Rathe seine Untauglichkeit zu diesem Amte vor und zog das Verbot der Kirchensatzungen an, einen Laien zur Bischofswürde zu erheben; allein man nahm auf seine Einwendung keine Rücksicht und er mußte endlich seine Zustimmung geben. T. wollte die vier niederen Weihen an vier verschiedenen Sonntagen empfangen, um sie gehörig ausüben zu können, worauf er, nach Empfang der übrigen Weihen, zum Bischofe gesalbt wurde. — Ohne Verzug bestieg der neue Oberhirt ein, zu seiner Ueberfahrt nach Peru bestimmtes, Schiff und landete im Jahre 1581 in der Nähe von Lima, wo die Natur mit den Lastern und Leidenschaften der Menschen sich verschworen zu haben schien, um seinem Wirken Hindernisse aufzuthürmen. Der Sprengel von Lima dehnt sich 65 Meilen weit an der Küste aus und enthält mehre Städte und zahllose Dörfer und Weiler, die auf beiden Bergketten der Anden zerstreut liegen. Aber weder die ungeheure Höhe der steilen Berge, wo der Indianer dem Adler gleich horstet, noch das ewige Eis und die nordähnlichen Schneefelder, keine Mühe und Beschwerlichkeit, keine Gefahr schreckte ihn ab. Er wollte einen genauen Ueberblick seines Sprengels erlangen und, voll des Geistes unseres göttlichen Oberhirtens, bereit wie dieser, das Leben für seine Heerde zu lassen, trotzte er allen Hindernissen, um dem Aermsten seiner Kinder geistlichen Trost zukommen zu lassen. Mit unbesiegbarer Ausdauer folgte er der Spur der, auf Bergen und in Einöden umherstreifenden, Indianer, dieser armen verlorenen Schafe, die er mit Aufopferung von Schweiß und Blut zurückzuleiten strebte. Während dieser unbeschreiblich mühseligen Reisen strebte er durch fleißiges Gebet und anhaltende Fasten, den Segen des Himmels auf seine Werke zu rufen, da durch diesen allein die Frucht solch heiliger Aussaat zu erwarten ist. In die Zeit seiner 25jährigen Amtsthätigkeit fallen drei solche Reisen; die erste dauerte sieben Jahre, die zweite fünf Jahre und die dritte unterbrach sein Tod. — Aber noch andere Hindernisse, als die der natürlichen Beschaffenheit des Landes, stellten sich seiner Wirksamkeit entgegen; denn er hatte nicht mit Völkern zu thun, welche zum ersten Male das Evangelium hören u., nach kurzem Widerstande, ihre ungezähmten Leidenschaften durch Einwirkung des göttlichen Lichtes unter das sanfte Joch Christi beugen. Die Ausbreitung des Christenthums in diesen Ländern fiel in eine Zeit, deren Erinnerung die Peruaner mit Bitterkeit erfüllte. Sie gedachten in tiefer Schwermuth des Sturzes ihres uralten Reiches der Sonne, der Blutströme, welche gierige Eroberer vergossen, die den Glauben Christi nur als ein Werkzeug ihrer Tyrannei und Unterjochung betrachtet hatten. Der Religion und Menschlichkeit Hohn sprechend, waren die Besiegten wie Lastthiere behandelt worden und, Peitsche und Stock in der Hand, hatten die Sieger einer ganzen Nation befohlen, sich vor den Altären des Gottes der Spanier zu beugen und unter dem Scepter irdischer Könige zu erbeben. Vergebens hatten edle Glaubensprediger mit glühender Beredtsamkeit, zu Gunsten der geschändeten Menschheit, sich erhoben und mit

i gegen die scheußliche Mitwirkung roher Gewalt gedonnert; vergebens
sie den Thron von Madrid mit ihren gerechten Beschwerden umlagert;
ns schritt der Hof ein: alles Ansehen ward mit Füßen getreten; denn die
rücker erkannten nur das Gesetz blutiger Grausamkeit und unersättlichen
an. Das Christenthum, durch solche Mittel dem bedaurungswürdigen
ufgedrungen, trug schlechte Früchte und erstarb unter den gräßlichen Aus-
ingen der Grausamkeit. Blutige Bürgerkriege und häusliche Streitigkeit
ten den Ruin, allenthalben sah man nur Grausamkeit, Untreue, Verrath,
volle Ausschweifungen und die ekelhafteste Trunkenheit, welche die Spa-
i Lastern des Volkes zufügten, um sie durch Herabwürdigung zur Thierheit
hen zu können. — Der heilige Erzbischof vergoß heiße Zähren beim An-
iefer schauderhaften Unbilden und beschloß der großen Noth zu steuern.
nermüdlicher Eifer, gepaart mit unendlicher Weisheit u. Liebe, triumphirte
: Hindernisse, nach und nach verschwanden die gräßlichen Unordnungen
erhob sich die Herrschaft der Frömmigkeit auf den Trümmern des Lasters.
verbesserte er die Geistlichkeit u. deren verwilderte Disciplin, setzte überall
rthe Priester ein, deren Eifer die Rohheit, Dummheit, Lasterhaftigkeit
iten u. die Sünden schlaffer Vorgänger wieder gut machten. Er bestimmte,
e zwei Jahre Synoden in den Sprengeln und alle sieben Jahre Provin-
den gehalten würden und die Verordnungen dieser Kirchenversammlungen
einer Aegide sind ewige Denkmäler seiner Weisheit und Gelehrsamkeit. Er
ich stets unerbittlich bei Unordnungen der Geistlichkeit, besonders, wenn
ie Ursache war; unbeugsam, ohne Ansehen der Person, vertheidigte er die
Gottes und seiner Nebenmenschen, erschien als ein Schrecken und eine
der Bösen, als ein gütiger und getreuer Beschützer der Unterdrückten, er-
durch seine Festigkeit die Machthaber in Peru, deren schmachvolle Hand-
er tagtäglich durchkreuzte. Diesen Elenden, der hohen Stellung und des
iens unwürdigen Bösewichter, die vor Ankunft des tugendhaften Vicekönigs
von Toledo Alles schamlos der Selbstsucht ihrer gemeinen Leidenschaften
i und dem Heiligen durch Haß und Verfolgung vergalten, setzte er nur
nuth und Geduld entgegen. Ein so weises Benehmen und eine so bewun-
swürdige Ausdauer mußte über die eingewurzeltesten Mißbräuche siegen.
tädte, diese Höhlen der unreinsten Laster, schmückten sich mit Tugenden,
der ersten Zeitalter der Kirche würdig waren und das segensvolle Wort
ligen Apostels bevölkerte die wildesten Einöden, die unzugänglichsten Felsen-
nit inbrünstigen Christen, daß Peru in einem neuen herrlichen Gewande
hren Religiosität erschien. — Es galt aber dem würdigen Manne, sein
Werk für künftige Zeiten in steigendem Flor zu erhalten, darum stiftete er
: und Seminarien, erlaubte aber in seiner gränzenlosen Demuth nicht, daß
ime in den Stiftungsurkunden genannt werde. Dieselbe Rücksicht befahl
Stiftungen der Hospitäler für unbemittelte Kranke, die er während seines
ialtes in Lima täglich besuchte und seine höchste Wonne darin fand, sie zu
ihr Vertrauen zum Leben wieder zu erheben und sie sterben zu lehren.
: Pest in seinem Sprengel wüthete, verdoppelte er seinen Eifer und seine
rung für das allgemeine Wohl, beraubte sich selbst des Nöthigsten, um
glücklichen Pestkranken jede nur mögliche Unterstützung zu gewähren, for-
ine Heerde zur Buße auf, gebot öffentliche feierliche Umgänge, denen er,
Zähren des Mitgefühls weinend und das Kreuz tragend, beiwohnte.
) vor dem heil. Zeichen, dem alleinigen Troste des Unglücklichen, bot er
ie ein anderer Borromäus, Gott zum Sühnopfer dar. Nächst diesen
hen religiösen Handlungen, die Muth belebend und Innbrunst erzeugend
, betete, fastete und beraubte er sich des Schlafs bis zu dem Augenblicke,
t die Plage der beklagenswerthen Gegend aufhören ließ. Besonders
er unermüdliche Prediger und Religionslehrer, die Unwissenden u. Armen
errichten, erlernte deswegen im schon vorgeschrittenen Alter noch die

verschiedenen Idiome der peruanischen Wildstämme. Jeden Morgen bereitete er sich durch die Beichte und das heil. Opfer nebst langen Vor- und Nachbetrachtungen zu diesem edeln Tagwerke vor, schloß sich zu bestimmten Stunden ein, um vor Gott der Pflichten eines guten Hirten zu gedenken, u. zeigte am heiligen Altare die göttliche Liebe, die sein Inneres begeisterte und sich durch einen himmlischen Glanz seines ehrwürdigen Antlitzes kund that. Er erkrankte in Santa, einer 55 Meilen von Lima gelegenen Stadt, sagte seinen Tod voraus und versprach dem eine Belohnung, der ihm zuerst die Kunde vom Verzweifeln der Aerzte an seinem Aufkommen bringen würde. Seinen Dienern schenkte er alle Sachen, deren er sich zu eigenem Gebrauche bedient hatte, den Armen all sein übriges Eigenthum, dann wollte er sich nach der Kirche bringen lassen, um daselbst die heilige Wegzehrung zu empfangen, mußte sich aber die letzte Oelung im Bette geben lassen und starb am 27. März 1606 mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" u. ward im folgenden Jahre in Lima beigesetzt. Er hatte viele wunderbare Heilungen verrichtet und einen Todten wiederbelebt; auch begaben sich viele Wunder durch seine Reliquien und seine angerufene Vermittlung, weshalb er von Innocenz XI. 1679 selig und von Benedikt XIII. im Jahre 1726 heilig gesprochen ward. Jahrestag 23. Mai.

Turin (ital. Torino), Hauptstadt des Herzogthums Piemont und des gesammten sardinischen Staates, am Einflusse der Dora riparia in den Po, über welche Flüsse zwei schöne Brücken führen, in einer schönen, von Hügeln, die mit prächtigen Landhäusern besetzt sind und deren Hintergrund nordwärts die Alpen bilden, umgebenen Ebene, zählt 160,000 Einwohner, ist die Residenz des Königs, Sitz eines Erzbischofs und aller höchsten Staatsbehörden. Die Stadt, deren Anblick, namentlich von Genua und von Suza her, majestätisch ist, theilt sich in die Alt- und schön gebaute Neustadt, hat zwei Vorstädte, 10 Plätze und 32 Hauptstraßen, welche sich in der Neustadt alle rechtwinkelig durchschneiden. Die Straßen: Strada nuova, Dora und Po sind imposant, ebenso der Platz des Emanuel Philibert, von wo aus man nach der neuen Brücke von einem Bogen über die Dora und der des Victor Emanuel, von dem man zur Brücke über den Po gelangt. Piazza S. Carlo, mit der Reiterstatue Emanuel Philibert's, des Siegers von S. Quentin, von Maroschetti, dann P. Carolina, P. delle Erbe u. Pescara sind gleichfalls zu nennen. Unter den Häusern gibt es viele palastähnliche. Von den 43 Kirchen sind hervorzuheben: die Kathedrale, ursprünglich aus longobardischer Zeit und im 16. Jahrhundert neu erbaut; die Kirche Corpus Domini, die reichste, aber freilich auch geschmackloseste der ganzen Stadt, 1607 zum Andenken an die, aus einer geraubten Monstranz in die Luft geflogene, heil. Hostie, nach dem Plane Vitozzi's erbaut. Hier legte der 16jährige J. J. Rousseau den Calvinismus ab, den er in seinem 40. Jahre wiederholte. Gran Madre di Dio an der Po-Brücke, eine Nachahmung des Pantheons von M. Bonsignori; die Kapuzinerkirche in einer ausgezeichnet schönen Lage u. m. a. Außerdem sind bemerkenswerth: Das königliche Residenzschloß, unter Karl Emanuel II. erbaut, von Amad. di Castellamonte, mit glänzender innerer Einrichtung, einem kleinen Garten von le Nôtre, dem Gartenbaumeister der Tuilerien, und in Verbindung mit dem Palast der Herzoge von Savoyen von Alfieri mit Gemälden, vornämlich aus der holländischen und niederländischen Schule. Ferner das Rathhaus, das Universitätsgebäude, das schöne Münzgebäude, die vier Theater &c. Unter den Unterrichts- und anderen öffentlichen Anstalten steht oben an die, 1405 gestiftete und unter Victor Amadeus II. reformirte, Universität mit mehr als 2000 Studenten und fast lauter Professoren von europäischem Rufe, mit vielen Sammlungen, namentlich der, aus der Sammlung der alten Herzoge von Savoyen entstandenen, Bibliothek mit 120,000 Bänden, 70 hebräischen (darunter ein Commentar des Esra, ein Koran), 370 griechischen, 1200 lateinischen, 220 italienischen und 120 französischen Manuscripten. Hier sind die Palimpsesten der unedirten Fragmente von den Reden Cicero's pro Scauro, Tullio und in Clodium. Sie stehen

der Collatio cum Maximino, Arianorum episcopo des Augustin. Eine Flora nis, in mehr als 5000 Abbildungen. Ferner besitzt T. eine Artillerieschule, Gymnasien, eine Thierarznei-, Musik-, Handwerkschule, eine königliche Aka der Wissenschaften, Literatur und Künste, eine Militärakademie, gestiftet u. t vom Grafen Cäsare Saluzzo, eine Ackerbaugesellschaft, ein königliches m der Antiken, ein Museum der ägyptischen Alterthümer, ein Münzkabinet, er reichsten in Europa. Unter den blühenden Fabriken zeichnen sich vor ie in Seidenzeugen und Sammet, in seidenen Strümpfen und Handschuhen uch fertigt man Damast und Spitzen, Tuch und Wollenzeug, Papier und ı, Pergament, Strohhüte, Kunstblumen, Tabak, Spiegel, Porzellan, Fayence, re, Wagen, Seife, Wachs- und Marmorarbeiten, Maccaroni, Chokolade, re. Ferner befinden sich hier u. in der Umgebung Zuckerraffinerien, eine Kano- erei, Pulvermühlen, Vitriol- und Salpetersiedereien. Da in T. nicht nur uptstraßen des Landes zusammentreffen, sondern auch die große Handels- aus Frankreich nach Italien durchführt, so ist der Handel nicht unbedeu- Am wichtigsten ist der Handel mit piemontesischer Seide. Dabei macht T. iche Wechselgeschäfte. — Gegründet von ligurischen Völkern, war T. schon nnibal's Zeiten eine bedeutende Stadt und wurde, da sie sich nicht mit rbünden wollte, von ihm zerstört. Julius Cäsar hinterließ später, nachdem der aus der Asche erstanden, eine Colonie (Julia) daselbst, die unter August amen Augusta Taurinorum annahm. Unter der lombardischen Herrschaft T. Residenz eines Herzogs und aus dieser Zeit schreibt sich die, vom Her- gilulf (nachmals Theodolindens Gemahl) erbaute, St. Johanniskirche (jetzt rale) 602. Karl der Große machte T. zur Residenz des Herzogs von dessen Linie bis auf Ulrico Manfredo, 1032, regierte, nach dessen Tode das Savoyen eintrat, das von da an in T. geherrscht und an allen Kriegen eichs gegen Oesterreich und Spanien gezwungen Antheil genommen. Nach anzösischen Invasion 1797 verlor T. seinen alten Glanz, gewann ihn aber em Frieden von 1815 wieder und befindet sich jetzt in einem blühenderen de als jemals.

Turkmanen oder Truchmenen, die, bewohnen das Turkmanen- oder hmenenland, jetzt zum Theil auch die Wüste Descht Kowar genannt. gt in der freien Tatarei (Turkestan, s. d.), zwischen Buchara und der en Provinz Chorasan und umfaßt zugleich den größten Theil der Ostküste spischen Meeres, so daß es im Norden bis zur russischen Gränze hinauf- Die T. sind Stammverwandte der Turks oder Turken, welche ebenfalls Tatarei ihre Sitze haben und von den im Lande gebliebenen Urvätern der n Türken herkommen. Das Turkmanenland besteht fast gänzlich aus einer n, unfruchtbaren Steppe, die nur an einigen bewässerten Stellen anbau- st. Darum betreiben die Einwohner, ohnedies von Haus aus Nomaden, orherrschend die Viehzucht, den Ackerbau aber in geringer Ausdehnung. andstrich längs dem kaspischen Meere heißt Mangyschlak. Die Berge uchten, welche dort das Ufer bilden, die tiefen Baien und Meerbusen, inigen Inseln, dienen als sichere Zufluchtsorte gegen Stürme und Unge- in den Steppen und auf dem Meere und als Landungsplätze für die durch nen weiter zu befördernden russischen Waaren. Ueber die T. von Mangy- schreibt die Astrachaner Gouvernementszeitung: Sie bekennen sich zum und haben ihre eigenen Mullah's und Kasi's. Die Stämme stehen unter tung des Aeltesten des Geschlechtes. Ein tapferer, in Kämpfen u. Ueber- erfahrener und gewandter Mann heißt bei ihnen Batyr (Held). Er ge- ne besondere Achtung nur im Felde, wenn er gerade in Thätigkeit ist; zu Zeiten aber sieht man nicht, daß irgend wer eine höhere Würde in ihm nte. Bei Streit und Unfrieden wählen beide Gegner einen Vermittler, als Richter auftritt und verpflichtet ist, nach Billigkeit zu entscheiden. i wird unter den T. nicht geduldet, den Raub dagegen betrachten sie als

das Kennzeichen eines mannhaften Charakters. Wo sie können, fallen sie über Kaufmannswaaren her, die dann zu gleichen Theilen unter ihnen vertheilt werden. Sie leben in Filzhütten, wie die Kalmüken; in der Kleidung ähneln sie den Chiwaern und Bucharen. Schmuck zeigen sie nur in den Waffen und ihre Eitelkeit in der Schönheit der Pferde. Ackerbau treiben sie wenig, und darum leiden sie Mangel an Getreide; ihr Hauptunterhalt ist die Viehzucht. Ihre Pferde stehen an Schnelligkeit und Kraft den arabischen nicht nach. Eben so sind sie bemüht, ihre Kameele zu vermehren, die sie um theures Geld an die Chiwaer und Bucharen zur Fortschaffung der Waaren vermiethen. Einige treiben Handel, namentlich aus den Stämmen Obdoli, Kurban, Dalu, Megli, Chodscha und Ogor, die in und um Sardasch wohnen und von da mit ihren Karawanen nach Chiwa ziehen. — Die Zahl der in dem nach ihnen benannten Lande wohnenden T. wird auf 250,000 bis 300,000 angeschlagen; sie leben hier so gut wie unabhängig, obwohl der Khan von Chiwa oder Khiwa die Oberherrschaft über sie anspricht. Eine Million Angehöriger dieses Volkes ist im übrigen osmanischen Asien zerstreut. Man findet sie in Nordpersien, in der asiatischen Türkei, namentlich in Armenien, welches nach ihnen auch Turkmanien heißt, sogar auf der Westseite des kaspischen Meeres, unter russischer Herrschaft. Murad IV. hat einige Horden nach Europa übergesiedelt, wo sie an der Westseite des Hämus wohnen. Im Ganzen zählt das turkmanische Volk 74 Stämme. Alle sind Moslem's, in der Bildung aber wenig vorgeschritten; doch fehlt es ihnen nicht an Volksliedern, und selbst ein Nationalepos haben sie, dessen Held, Ruschan oder Karroglou (der Sohn des Blinden) genannt, eine Art Rinaldo Rinaldini, ein poetischer Räuberhauptmann ist, welcher plündert und mordet, aber von Zeit zu Zeit auf Unkosten Anderer den Großmüthigen spielt. Die Handlung dieses Epos fällt in die Zeiten Schah Abbas von Persien (1661—1666), und vorgetragen wird es von herumziehenden Rhapsoden oder öffentlichen Erzählern. — Die Alten bezeichneten den wüsten Landstrich an der Gränze von Parthien (Chorasan) oder das heutige Turkmanenland mit dem Namen Chorasmien. Die Araber unter den Chalifen drangen hier erobernd ein, nach ihnen die mongolischen Horden, welche die von ihren Vorgehern begründete Kultur gänzlich zerstörten. Die T. wohnten Anfangs nördlich vom kaspischen Meere, von wo sie durch die Völkerbewegungen an die Ostküste und nach Chorasan gedrängt wurden. Andere Stämme zogen sich nach Armenien und Syrien. In der Geschichte des Mittelalters erscheinen T. vom schwarzen Schöps und vom weißen, nach den Zeichen, welche sie in ihren Fahnen führten. Jene erhielten von den seldschukischen Sultanen Jerusalem eingeräumt, wurden aber von den Kreuzfahrern bald wieder aus dieser Stadt vertrieben. Die T. vom weißen Schöps schlossen sich den Kriegszügen Tammerlans an und wurden dafür von ihm mit Ländereien in Niederarmenien und Mesopotamien beschenkt. Im 15. Jahrhunderte dehnten sie ihre Herrschaft über die Besitzungen der T. vom schwarzen Schöps und über einen großen Theil Persiens aus. Ihr Emir, Uzum Hassan, stand in solchem Ansehen, daß ihm der Kaiser von Trapezunt seine Tochter zur Ehe gab und die Venetianer mit ihm in Unterhandlungen traten. Aber seine Nachkommen schwächten sich durch innere Kriege, und so kam es im Anfange des 16. Jahrhunderts, daß Ismael, aus dem Geschlechte der Sofi's, der Gründer des neupersischen Reiches, die T. besiegte und sie seiner Botmäßigkeit unterwarf. mD.

Turmelin ist der Name für mehre natürliche Kieselerdeverbindungen von gleicher Krystallisation, die aber durch ihr chemisches Verhalten sowohl, als durch die verschiedenen Resultate der vorhandenen chemischen Untersuchungen, in verschiedene Arten zerfallen. Als constante Bestandtheile findet man in denselben: Kieselerde, Borarsäure und Thonerde; als wechselnde Bestandtheile kommen darin vor: Bittererde, Kalk, Kali, Natrum, Lithion, Eisen- und Manganoxyde. Der Mineraloge Breithaupt nimmt 7 Species an, von denen man aber nicht weiß, welche Mischungen ihnen zukommen. Sie krystallisiren im hexagonalen Systeme

tystalle) und haben ein Rhomboëder zur Stammform; sie kommen meist
ngen, dicken Prismen, öfters aber auch dünn und nadelförmig vor und sind
rschiedenem Grade schmelzbar. Dieses Mineral ist sehr verbreitet und findet
r allen Farben, aber nur selten rein und hell. T.e von schön rother Farbe lie-
sonders der Ural und die Gegend von Roschna in Mähren; dunkelgrüne, braune
mitunter auch blaue und rothe kommen aus Brasilien und Ceylon. Der
rze T., welcher am häufigsten angetroffen wird, heißt auch Schörl. Am
ften ist der rothe, Rubelit oder Siberit genannt; von ihm kosten Steine
bis 5 Linien oft bis zu 600 Franken. Zuerst wird der T. in einem
erwähnt, welches den Titel führt: „Curiöse Speculationes bei schlaflosen
en, von einem Liebhaber, der gern speculirt. Chemnitz und Leipzig, 1707".
ird dort gesagt, daß die Holländer 1703 einen aus Ostindien von Ceylon
nden Edelstein, T. oder Turmale genannt, zum erstenmal nach Holland ge-
hätten, welcher die Eigenschaft habe, die Torfasche anzuziehen, deßhalb
er von den Holländern Aschentreker (Aschenzieher) genannt. Der T.
auch wirklich durch Erwärmen in einem ausgezeichneten Grade elek-
und zieht dann kleine Körperchen an. Der grüne T. wird zu Schmuck-
verarbeitet, dient aber, wie auch der braune, durchsichtige, zu optischen
hen. C. Arendts.

urnebus (eigentlich Tournebeuf), Hadrian, ein vielseitiger französischer
ter, geboren zu Andely unweit Rouen 1512, studirte zu Paris, lehrte die
Sprachen zu Toulouse, seit 1547 zu Paris und starb den 12. Juni 1565.
de Zeugen seines unendlichen Fleißes sind seine zahlreichen ausgezeichneten
ten, bestehend in Briefen, Gedichten, vorzüglich aber in Commentaren, Vor-
und Uebersetzungen von vielen alten Classikern; so namentlich seine Com-
re in Ciceronis „Orationes", „Academ. quaest.", „Libr. de legibus",
de fato"; in M. Varronis „Libr. de lingua latina", etc.; seine Uebersetz-
von „Aristoteles", „Theophrast", „Plutarch", „Plato"; seine „Praefationes
ucididem", „Dionysium", „Platonem" etc. Seine Gesammtschriften gab
Sohn, Stephan T., unter dem Titel: „Adriani Turnebi Opera" (Straßb.
3 Vol., fol.) heraus.

Turnen heißt soviel als sich drehen, wenden, bewegen, nach dem altdeutschen
, von dem auch das französische tourner abstammt, und bezeichnet die Lei-
ungen der Deutschen. Schon bei den alten Germanen waren Leibesübungen
chlich, wenn sie sich auch mehr auf Jagd- und Kampfesspiele beschränkten;
aber kamen die Leibesübungen viele Jahrhunderte hindurch in Vergessen-
a waren gewissermaßen um so mehr verpönt, je mehr man die geistige Aus-
g höher und höher schätzte, dabei aber freilich einseitig genug den alten
„ein gesunder Geist nur im gesunden Körper" übersah und das Gesunder-
des Körpers vernachläßigte. Endlich im vorigen Jahrhunderte drängte sich
othwendigkeit der leiblichen Ausbildung dem Bewußtseyn wieder auf und
dow (s. d.) war es, der zuerst in dem, von ihm gegründeten, Philanthro-
Dessau die Leibesübungen mit in den Lehrplan aufnahm und der phy-
Erziehung ihre Rechte bei der Erziehung der Jugend einräumte. Noch
geschah dieß von Salzmann (s. d.) in Schnepfenthal und die volle Auf-
mkeit der pädagogischen Welt ward den Leibesübungen zugewendet durch
'93 erschienene Schrift von Gutsmuths (s. d.): „Gymnastik für die
d". — Einen neuen Aufschwung nahm das T. und erhielt nun diesen Na-
durch Friedrich Ludwig Jahn (s. d.), der 1810 in Berlin mit einer
r Knaben Spiele und einfache Uebungen vornahm, 1811 aber den ersten
platz in der Hasenheide eröffnete, von wo an die Bezeichnungen: Tur-
Turnkunst rc. üblich wurden. Unter mancherlei Anfechtungen breitete
n das T. weiter aus und es entstanden an verschiedenen Orten T.-Plätze;
folgten alle wehrhaften Turner dem Aufrufe des Königs und zogen zu
ebenso 1815, als Napoleon wieder kam. In den folgenden Jahren schien

der Werth des T.s mehr und mehr anerkannt zu werden; 1817 wurde dasselbe im Kadettenkorps zu Berlin eingeführt und Jahn mit diesem Unterricht beauftragt; der Obermedicinalrath Köhnen empfahl dasselbe vom ärztlichen Standpunkte aus in einer eignen Schrift; aber auch die Gegner mehrten sich. Der entschiedene Sinn der Turner, ihr Bestreben, die eigenen Bedürfnisse zu vermindern und auf das Nöthigste zu beschränken, ihr Hinweggehen über die lächerlichen Sitten der gesellschaftlichen Ueberfeinerung, wohl auch etwas zu viel Werth legen von ihrer Seite auf äußere Dinge: im Erscheinen ohne Halsbinde, im altdeutschen Rocke, ohne Handschuhe rc., ihr nicht immer genugsam begründetes Herabsehen auf anders Gesinnte rc. zogen ihnen Spott und den Vorwurf der Rohheit, der Selbstüberschätzung, des Eigendünkels zu; — und als nun vollends 1819 die politischen Untersuchungen über die demagogischen Umtriebe auf den Universitäten begannen und manche Turner in diese verwickelt wurden, ja zum Theil beim Wartburgfest betheiligt erschienen, brach der Sturm gegen das T. los und man gab diesem Schuld, was jedenfalls in seiner Wesenheit nicht begründet war. Sämmtliche Turnplätze der preußischen Monarchie wurden geschlossen und so schien das T. neuerdings dem Untergange gewidmet. Aber schon hatte sich das T. auch anderwärtshin verbreitet und wurden auch außer Preußen die meisten Turnanstalten aufgehoben, so blieben doch die Turner und die Turnfreunde und nicht lange stand es an, so machte sich die Wahrheit geltend, daß Demagogie u. Turnübungen in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, daß die letztere aber von großer Wichtigkeit für physische wie moralische Gesundheit und Ertüchtigung sind. Schon 1821 wurde die Turnanstalt in Stuttgart unter der Leitung von W. J. Klumpp errichtet; 1826 erhielt Maßmann (s. d.) den Auftrag, im Kadettenkorps zu München den Turnunterricht einzuführen und 1828 wurde daselbst eine öffentliche Turnanstalt errichtet. In Sachsen wurde 1837 die Einführung des T.s angeordnet; um dieselbe Zeit wurde in Dessau eine öffentliche Normalschule für Bildung gymnastischer Lehrer unter der Leitung des, um das T. sehr verdienten, Werner errichtet; auch in beiden Hessen und in Baden wurde das T. in den Bereich der Lehrpläne aufgenommen. Aber auch außer Deutschlands Gauen verbreitete sich das T.: Elias von Bern verpflanzte dasselbe nach Frankreich u. England, wo es jedoch zwar Anerkennung, aber nicht die volksthümliche Auffassung finden konnte. In Preußen hatten Privatturnanstalten fortbestanden; unermüdet thätig für das T. war Eiselen, der erste Gehülfe Jahns; allgemein wurde das Verlangen nach Turnanstalten, als Lorinser (s. d.) auf das Gesundheitswidrige in unsern Schuleinrichtungen hinwies. So kam es, daß 1843 die preußische Regierung wieder beschloß, öffentliche Turnanstalten zu errichten. Seitdem hat das T. neuen großen Aufschwung gewonnen; es entstunden neue Turnplätze und Turnvereine, in denen sich namentlich die ältern Genossen zusammenthaten. Turnfeste und Turnfahrten gaben Kunde von dem regen Leben, das unter den Turnern herrscht; — und wenn auch einzelne Turnvereine in neuester Zeit, getragen von volksthümlichen Ideen, sich abermals ins Gebiet der eigentlichen Politik verirrten und als politische Vereine auftraten, so ist das nicht Folge des T.s, sondern nur Folge der Zeit. — Der Nutzen des T.s ist unverkennbar, er besteht in der Uebung der Körperkräfte, die bei dem stets zunehmenden sitzenden Berufe unserer Jugend so unerläßlich ist, soll nicht durch die einseitige geistige Ausbildung die Gesundheit gänzlich zerstört werden; — das T. härtet aber auch ab gegen äußere Einflüsse, führt zur Genügsamkeit, vermindert die Bedürfnisse und eifert in mehr als einer Beziehung an zur Enthaltsamkeit, — ist aber dadurch eins der mächtigsten Gegengifte gegen die Genußsucht unserer Zeit. — Das T. wirkt nicht bloß zur Erhaltung, sondern auch zur Wiederherstellung der Gesundheit; daher sehen wir dasselbe in allen wohleingerichteten orthopädischen Anstalten unter die Zahl der Heilmittel aufgenommen, ja in Schweden benützt man dasselbe nicht bloß zur Heilung der Verkrümmungen, sondern auch anderer Krankheiten (s. medicinische Gymnastik). — Man hat

… auch für das weibliche Geschlecht empfohlen und hin und wieder Mädchen-Turnanstalten errichtet; hier muß aber freilich, soll dem Wesen des …ichen Geschlechts nicht zu nahe getreten werden, eine weise Beschränkung in … Turnübungen eintreten. — Alle Turnübungen werden frei, oder mit verschie…… Turngeräthe, oder an besondern Turngerüsten, die auf den Turn…en oder in den Turnsälen angebracht sind, vorgenommen. Die Uebungen … Laufen, Springen, Klettern, Klimmen, Schwingen, Werfen ꝛc.; das dazu …de Turngeräthe: die Ziehtaue, Hanteln, Kugeln, der Ger ꝛc. u. die Turnge… das Reck, der Barren, der Kletterbaum, die Strickleiter, das Klettertau, …chwingel, der Schwebebaum ꝛc. — S. F. L. Jahn und E. Eiselen, „Die …e Turnkunst," Berlin 1816. — K. Euler, „Jahrbücher der deutschen Turn…" Danzig 1843 u. Solingen 1844. — W. J. Klumpp, „Das T., ein deutsch…ales Entwicklungs-Moment," Stuttg. u. Tübingen 1842 (Abdruck aus der …en Vierteljahrsschrift). E. Buchner.

Turner, Edward, Chemiker, geb. 1797 auf Jamaika, Sohn eines reichen …esitzers, kam sehr jung nach Großbritannien, besuchte die Schule in Bath, …e dann in Edinburgh die Heilkunde und besonders die Chemie und wurde …st 1819 zum Med. Dr. promovirt. Er bereisete nun den Continent und …ich längere Zeit in Paris und Göttingen auf. 1824 wurde er Docent der …e an der Universität Edinburgh, 1828 erhielt er einen Ruf als Professor …hemie an die neuerrichtete Universität in London und starb daselbst an der …nsucht den 12. Febr. 1837. — T. schrieb, außer mehren kleinen Abhand…n: „An introduction to the study of the laws of chemical combination", …urgh 1825, ins Deutsche übersetzt. — „Elements of chemistry", Lond. 1828, …sl. herausgegeben von Just. Liebig und Will. Gregory, Lond. 1840—1842, …t ins Deutsche und wiederholt in Amerika nachgedruckt. E. Buchner.

Turnhout, wohlgebaute Stadt in der belgischen Provinz Antwerpen, mit …0 E., welche Fabriken in Zwillich, Spitzen, Leinwandwaaren, Ziegelbren…n und Branntweinbrennerei, sowie lebhaften Handel mit diesen Fabrikaten …ben. Früher eine freie Herrschaft, kam die Stadt mit ihrem Gebiete aus …treitigen Erbschaft Königs Wilhelm von England an den Prinzen von Nas… 1732 an Preußen, 1735 an Oesterreich und wurde zu einem Herzogthume …en. Am 22. Jan. 1597 fand hier ein Gefecht zwischen den Niederlanden … Moritz von Oranien und den Spaniern unter dem Grafen von Varax … wo letzterer geschlagen wurde und auf dem Schlachtfelde blieb. Am 22. …er 1789 Sieg der aufgestandenen Niederländer über die Oesterreicher.

Turniere waren im Mittelalter ritterliche Lustkämpfe zu Fuß und zu Pferde, … Mann gegen Mann in voller Rüstung mit Speer oder Schwert kämpfte. …erste Ursprung der T., wie jener des Ritterthums, ist ungewiß. Alle ge…tlichen Denkmale beurkunden, daß das Ritterthum germanischen Ursprunges …d sich außer Deutschland nur noch in den Ländern entwickelt hat, wo deutsche …rstämme sich niedergelassen hatten. Im 9. oder 10. Jahrhunderte erhielt es … völlige Ausbildung bei den Franzosen, denn bei dieser Nation ist es un…g am ersten in seiner nachmaligen Gestalt bekannt gewesen. Ein französi… Edelmann, Gottfried von Preuilly, sammelte um 1066 die Gesetze und Ge…heiten der T., die im 12. und 13. Jahrhunderte auch bei anderen Nationen …ommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die T. erfunden … ist ungegründet. Ritterliche Geburt (turnierfähige Geschlechter) und ein … aus unbescholtener Wandel waren unerläßliche Bedingungen, um bei T.n …ssen zu werden. Es scheint jedoch, daß man nicht immer ganz streng die …e beobachtet habe. In Deutschland hielt man diese Spiele gewöhnlich auf … Markte oder auf anderen freien Plätzen der Städte, in Frankreich aber auf … Felde, in der Nachbarschaft von Städten. Es wurden dazu eigene Schran…nd Rennbahnen errichtet u. vieles Volk strömte hinzu. Vor dem Tage des … mußten diejenigen, welche daran Theil nehmen wollten, wenn sie nicht fürst…

liche Personen oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Derjenige, welcher das T. veranstaltete, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, welcher gewöhnlich aus schönen Waffenstücken oder kriegerischem Schmucke, von Damen verfertigt und ausgetheilt, bestand, sondern trug auch alle übrigen Kosten des T.s und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Die Waffen, deren man sich bei den T.n bediente, waren Anfangs unbeschlagene Kolben und stumpfe Schwerter, dann aber und fast ausschließlich, Lanzen oder Speere. Man nannte sie stumpfe Waffen. Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem T. aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. In der Folge wurden auch scharfe Waffen gewöhnlich und die T. wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei statt hatte, verboten Könige, Päpste u. Kirchenversammlungen die T. bei schwerer Ahndung; dessen ungeachtet aber dauerten dieselben noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welches die, bis dahin gewöhnliche, Rüstung der Ritter unnütz machte; die ganz veränderte Art, Krieg zu führen und vielleicht auch die Aenderung des Geschmackes und der Mode, trugen dazu bei, daß die T. im 16. Jahrhunderte nach und nach aufhörten. Die Carrousels traten an ihre Stelle.

Turnierkragen (Bank, Steg) nennt man in der Heraldik einen schmalen Querbalken, der nicht an den Rand des Schildes stößt und unten ordentlich drei Lätze (Gestelle, Zipfel) hat, oft mehre, deren Zahl angegeben werden muß, bisweilen auch mit anderen Figuren belegt. Er ist, besonders in außerdeutschen Wappen, hauptsächlich in englischen, das Unterscheidungszeichen der jüngern Linie eines Hauses und das Schildeshaupt ist sein ordentlicher Platz. Eine Vermuthung, warum man diese Figur als Beizeichen gebrauchte, ist, daß, wenn Vater und Sohn gleich gerüstet beim Turniere erschienen, der letzte einen solchen eisernen Kragen um den Hals trug; der Gebrauch desselben ging von den Franzosen aus. In Deutschland ist er oft wirkliche Schildesfigur.

Turniket, Aderpresse, ist ein chirurgisches Instrument, mittelst dessen man einen Druck auf ein Gefäß ausübt und dadurch die Blutcirculation in diesem Gefäße aufhebt oder doch beschränkt. Das T. vertritt demnach die Stelle des Fingerdrucks in wichtigen oder lange andauernden Fällen. Angewendet wird das T., um Blutflüsse zu stillen oder zu verhüten, namentlich aber gebraucht man dasselbe bei Amputationen, um heftige Blutungen aus dem Gliederstumpfe zu verhüten. Man hat sehr verschiedene T.s; das Wesentliche jedes T.s besteht in einem rundlichen Polster, welches auf die Gefäße drückt und festgehalten wird mittelst eines Bandes, das um das ganze Glied geschlungen wird und durch eine Schraube angezogen, d. h. verkürzt oder nachgelassen werden kann, so daß das Polster nach Belieben mehr oder minder auf die Gefäße angedrückt und dadurch in diesen der Blutlauf mehr oder minder aufgehoben wird. E. Buchner.

Turnus, König der Rutuler, Sohn des Daunus und der Venilia. Er war ein Neffe der Königin Amata, Gattin des Latinus und verlobt mit deren Tochter Lavinia. Diese letztere, dem Aenas vom Schicksal bestimmt, war der Gegenstand des Streites zwischen den Trojanern und den Lateinern, in welchem die ersteren siegten. T. blieb, nach vielen wilden Schlachten, endlich in einem Zweikampfe mit Aeneas.

Turpin, Johann, Mönch im Kloster St. Denis bei Paris, seit 753 Erzbischof von Rheims, befand sich im Jahre 769 auf dem, wegen der Bilderverehrung zu Rom abgehaltenen, Concilium und starb im Jahre 800 (nach Anderen 811). Er soll Geheimschreiber u. Waffengefährte Karl's des Großen gewesen seyn und wird für den Verfasser einer Chronik gehalten, welche das Leben Karls des Großen nach Volksliedern, Romanzen und Sagen erzählt. Allein gerade die eben angegebenen Quellen dieser Chronik machen es mehr als wahrscheinlich, daß dieselbe erst später abgefaßt wurde und, obgleich Papst Calixtus II. das *Werk T.'s für ächt* erklärte, so können wir doch kaum Anstand nehmen, der An-

zupflichten, daß dasselbe viel später und zwar im 11. Jahrhundert, von
ndern Mönche, der nach Einigen an der spanisch-französischen Gränze,
nderen zu Wien lebte, unter T.s Namen abgefaßt wurde. Ausgaben da-
ben wir von Ciampi (Florenz 1822), von Reiffenberg in „Chronique de
louskes" (Bd. 1), in deutscher Bearbeitung von Fr. Schlegel (1806).
inischen Versen wurde diese Chronik bearbeitet in Karolellus „Historia
Remigiensis", handschriftlich aus dem 13. Jahrhundert, im britischen
n.

urfellinus, Horatius, ein gelehrter Jesuit, geboren zu Rom 1545, trat
ı den Orden und war nach und nach Rektor der Collegien zu Florenz,
und Rom, am längsten an dem letztern, und starb auch daselbst 1609.
at von ihm ein Werk: „De vita s. Francisci Xaverii", Rom 1594 und
owie eine Uebersetzung der Briefe dieses Heiligen aus dem Spanischen in
teinische, ebendaselbst 1596; sodann ein historisches Werk unter dem Titel:
iarum a condito mundo libri X.", letzte Ausg. Eton 1775. Am verdientesten
it er sich gemacht durch seine werthvolle grammatische Schrift „De usu
larum latini sermonis", zuerst Rom 1598, dann sehr oft neu herausge-
in Deutschland von Schwarz, Leipzig 1719; von Ernesti, ebd. 1769; von
ebd. 1784 und von Hand, ebd. 1829—45, 4 Bde. Auch Gedichte hat
on ihm. Sein schon erwähntes Geschichtswerk wurde auf den holländischen
sitäten bis ins 18. Jahrhundert als Leitfaden gebraucht.

usche, die, auch Tusch, der, heißt ursprünglich eine feine, zum Malen und
ben bestimmte, aus feinem Ruß bestehende und durch Zusetzung eines Leims
Täfelchen geformte, schwarze Farbe; doch versteht man darunter auch
fein geriebene u. auf die nämliche Art geformte, Lack- oder Erdfarben. Die
chwarze T. kommt aus China und wird meist aus dem Ruß von ver-
em Kiefernholze, nur wenig aus dem Ruß von in Lampen gebranntem
ınd zwar theils von Sesamöl, theils von dem Oele von Bignonia tomen-
erfertigt. Man verfertigt auch in Deutschland und anderen europäischen
n viel T., welche oft für chinesische ausgegeben wird. Das beste Klebmittel
rmirung der T. in Täfelchen soll Leim aus Kälberfüßen seyn. Eine gute
ß vollkommen schwarz, zerbrechlich, klingend, auf dem Bruche glasartig
nd, mit Wasser aufgerieben, in der Auflösung langsam einen feinen, sam-
varzen Niederschlag bilden, der sich in die Haut einreiben läßt und nicht
igt. Bei der Verfertigung der farbigen T. oder T.-Farben werden die
Erd- oder Lackfarben in der Regel zuerst mit reinem Wasser und dann mit
ıwasser sorgfältig abgerieben und hierauf ebenfalls in Täfelchen geformt.

uschen oder Tuscheti, (d. h. Träumer, wegen ihres starken Hanges zum
auben) heißt ein, ungefähr 10,000 Köpfe starker, Stamm der Midzdschegen
Grusier, welche die nordwestliche Spitze von Lesghistan, das sogenannte
en, in der russischen Provinz Grusien, bewohnen. Sie bekennen sich zur
chen Kirche, erweisen aber dem Propheten Elias eine besondere Verehrung,
ıstfrei, dabei aber raubsüchtig, huldigen der Blutrache und lassen feige Krieger
n Hunden aus einem Troge fressen.

uschmanier, das Zeichnen mit Tusch, geschieht mit dem Pinsel auf Papier
ısgesparten Lichtern, aber nicht ausschließlich mit der chinesischen Tusche,
ı auch mit Sepia und Biester, mit Indigo und Karmin gemischt. Diese
ungsart ist der Uebergang aus dem trockenen Zeichnen mit Kreide oder
ı zum Malen, bei der es hauptsächlich darauf ankommt, zuvörderst die
entheile in Massen anzulegen, sie durch sanftes Schraffiren und zartes
rbeiten mit weichen Punkten bis zur Vollendung auszuführen und auf
Weise ihnen die, zur Rundung und Tiefe erforderliche, Durchsichtigkeit zu
Uebrigens gestattet sie eine allseitige Anwendung und die höchste Vollend-
— Wenn der Künstler beim Führen des Stiftes auf die besonderen Fälle
ksam ist, welche das *Helldunkel* auf erleuchteten und erhabenen Gegen-

ständen hervorbringt und in Folge dieser Beobachtung den Stift an einigen Stellen fester andrückt und dadurch die Einförmigkeit des Zuges unterbricht; wenn dieser Zug sodann sich an jenen Stellen markirter zeigt, wo die Wirkungen des Schattens ausgedrückt werden sollen: so hat der Zeichner das, was man Touche nennt, angebracht und den Grund zum Charakter in der Zeichnung gelegt. So ist touche ein, aus der Natur genommenes, nachbildendes Zeichen, und zugleich ein solches, welches die Art andeutet, wie der Künstler sieht u. fühlt. Im französischen Sinne bezeichnet demnach tuschiren, toucher, in der Malerei, die Manier, die Farbe anzuwenden und in dieser Bedeutung sagt man, der Maler touchirt (behandelt) vollkommen u. geistreich den Baumschlag, das Fleisch ꝛc. — Figürlich wird mit touche auch der schriftstellerische, oder dichterische Styl bezeichnet.

Tuscien, s. Toskana und Etrurien.

Tusculum, eine alte latinische Stadt, das jetzige Frascati im Kirchenstaat, 2¼ Meilen südöstlich von Rom, in höchst anmuthiger Lage, in deren ehemaligem Gebiete, dem sogenannten ager tusculanus, viele vornehme Römer, Landgüter (suburbana) hatten. Das berühmteste unter denselben war das Tusculanum des Cicero, welches mit seinem Besitzer gleichen Ruhm erlangt hat. Es war sein Lieblingsaufenthalt, er hatte hier eine Bibliothek und sehr häufige gelehrte Unterhaltungen wurden hier veranstaltet; daher auch seine Disputationes tusculanae. Als Julius Cäsar in Rom die Oberhand erhielt, ging Cicero aus Verdruß auf dieses sein Landgut und stellte philosophische Unterredungen mit seinen jungen Freunden an. Bei Cicero's Vertreibung ließen seine Feinde natürlich auch ihre Wuth gegen dieses Landgut aus und steckten es in Brand, wiewohl nachher der Senat es wieder auf öffentliche Kosten herstellen ließ. Man nennt auch jetzt noch ein, der Muße geweihtes, Landgut eines Gelehrten ꝛc. sein T.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti, (ital.) wörtlich Alle; eine musikalische Andeutung, daß alle Instrumente oder alle Stimmen einer Gattung, oder überhaupt alle Stimmen des Chors oder Orchesters eintreten und zusammenwirken sollen. Jenes ist T.-Spiel, dieses T.-Gesang und dem Solo entgegengesetzt.

Twer, ein Gouvernement im europäischen Rußland, an den Flüssen Twerza, Düna, Msta ꝛc., zwischen den Statthalterschaften Nowgorod, Jaroslaw, Pskow, Smolensk, Moskwa und Wladimir, auf einem wohlbewässerten, meistens ebenen Boden, hat 1223 □ M. und 1,300,000 Einwohner. Durch einen Theil des Landes zieht sich das alamische Gebirge und der woldjonskische Wald, wo auch die Wolga entspringt. Die Seen sind zahlreich; auch ist hier der Kanal von Wischnei-Wolotschk zu bemerken, welcher das baltische mit dem kaspischen Meere verbindet. In diesem waldigen, mittelmäßig fruchtbaren Lande wird Ackerbau und Viehzucht stark betrieben. Wild, Fische, Eisenerze, Kalk gibt es noch in Menge. Die Haupteinwohner sind Russen und Finnen, die sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft beschäftigen, weswegen auch keine Fabriken blühen. Die Statthalterschaft besteht aus neun Kreisen. — 2) T., die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung der Tmaka und Twerza in die Wolga und am rechten Ufer dieses letztern Flusses, über welchen eine Schiffbrücke führt, in einer sehr schönen Gegend, hat 32 Kirchen, unter diesen die prächtige Kathedrale, 2 Klöster, einen kaiserlichen Palast und 24,000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines griechischen Erzbischofes und der Obergewalten der Statthalterschaft, hat eine Bildungsanstalt für junge Geistliche, ein Gymnasium, eine adelige Schule, eine Hauptvolksschule, Leinwandmanufakturen, Strumpffabriken, Oelschlägereien, Gerbereien, Wachsfabriken, Lichtziehereien, Glockengießereien ꝛc. und einen nicht unbedeutenden Handel. Seit dem Brande von 1763 ist T. eine der schönsten und regelmäßigst gebauten Städte Rußlands.

Twist, nennt man englisches Maschinengarn von vorzüglicher Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden. Das stärkste wird Wassergarn; die andere, weniger *gedrehte* Sorte, Mulegarn genannt. Die Spulenmaschinen, welche den T.

liefern, heißen Mulemaschinen. Zum Einschlaggarn, oder Weft, hat man die Jenny-Maschine. Das Garn oder der T. wird aufgehaspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. 54 englische Zoll oder 1½ Yard machen einen Faden; 80 Fäden machen ein Unterband; 7 Unterbänder machen eine Zaspel und 20 Zaspel einen Strang. Wassergarn hat einen festern Faden und ist theuerer, als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, welche man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische, die beste aber ist die brasilische. Smyrnische und andere levantische sowohl, als auch Suratebaumwolle, lassen sich gar nicht zu T. spinnen. Wassergarn kann nicht höher, als bis ungefähr Nro. 50 gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nro. 10. Mulegarn hat einen weichern, nicht so stark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlag. Zu allen Mousselinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht blos zum Einschlag, sondern auch zur Kette. Weft dient blos zum Einschlag. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen auseinanderrupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird Weft gesponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen; denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieselbe Farbe an, daß also leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe entstehen könnte. Indessen lassen sich alle Arten levantischer Baumwolle zusammenfärben und können mithin auch ohne Unterschied zusammengesponnen werden.

Tyche, s. Fortuna.

Tycho-Brahe, s. Brahe.

Tychsen, Thomas Christian, Hofrath und Professor der Diplomatik in Göttingen, geboren den 8. Mai 1758 zu Horsbyll an der friesischen Küste in Schleswig, wo sein Vater als Prediger lebte. Um sich dem Studium der Philologie und Theologie zu widmen, bezog er die Universität Kiel und später Göttingen. Heyne ward ihm Lehrer und Freund und Musterbild der Nachahmung. In sein Vaterland zurückgekehrt, machte er in Folge freigebiger Unterstützung der Regierung in Begleitung des nachherigen Etatsrathes von Moldenhauer eine gelehrte Reise durch Deutschland, Frankreich, Spanien u. Italien, welche in zwei Jahren, 1782—1784, erst vollendet wurde. Durch Heyne's Empfehlung erhielt er alsogleich den Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen, ward aber 1788, da seine Studien mehr der philosophischen Fakultät sich zuwandten, zum ordentlichen Professor der Philosophie bestimmt; 1806 zum Hofrathe erhoben, erhielt er 1815 das Ritterkreuz des Danebrogordens, 1817 von der theologischen Fakultät in Göttingen die Doktorwürde. Sein Hauptfach war orientalische und klassische Philologie und seine Schriften, deren er, mit Inbegriff der einzelnen Abhandlungen, im Ganzen 43 herausgab, beurkunden umfassende Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Bescheidenheit, welche im Gegensatze hochfahrender Hypothesen wohlthuend anspricht. Seine jüngste Tochter starb 1812 nach vieljähriger Krankheit an der Lungenschwindsucht und verdient deshalb im Vorbeigehen Erwähnung, weil sie mit dem Dichter Ernst Schulze verlobt war, der durch ihren Tod zu seinem Gedichte: „Cäcilia" bewogen wurde, wo er als Held der Blume der Schönheit und Tugend durch jede Art von Gefahren folgt, aber immer von dem bald erreichten Ziele durch ein widriges Geschick, besonders durch einen rohen Nordländer, zurückgedrängt ward. T. selbst war bis in sein 70. Lebensjahr nie krank und erst von diesem hohen Greisenalter an litt er an Schwindel, der mit einem Nervenschlage sein Leben endete am 24. Okt. 1824. Seine Erstlingsarbeit war die Abhandlung „Ueber den Luxus der Athener" und erhielt von der Alterthumsgesellschaft in Kassel das Accessit, 1781. „Ueber die älteren italischen Gottheiten", 1782. Commentar „de Qu. Smyrnaei paralipom. Homeri. Gott. 1784. De nummis Hebr.-Samar. ignoto charact. inscriptis. Vol. 8. Comm. Gott. Nov. Grundriß einer Geschichte der Hebräer, Göttingen 1789. Ueber das Alter der arabischen Vokalpunkte und dialektischen Zeichen. „Beitrag zur arabischen

Paläographie, 1790. Von Koppe's Nov. Test. bearbeitete er den 6. Bd. Pauli Briefe an die Galater, Epheser und Thessalonicher, 1791 und vollendete den 4. und letzten Theil zu Michaelis Uebersetzung des neuen Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte; ebenso Michaelis Suppl. ad. lex. hebr. 1792. Behufs Aufklärung der, aus dem Alterthume gebliebenen, Schriften und Kunstwerke verband er sich mit Mitscherlich u. Heeren zur Herausgabe der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst“ und lieferte mehre schätzbare Beiträge: über die Buchstabenschrift der alten Aegypter; Beschreibung der Handschriften von Homer im Eskurial u. a. m. Besondere Auszeichnung verdienen die verschiedenen Aufsätze aus dem Gebiete der alten Numismatik in den Commentat. Soc. reg. Gott. „Ueber die Abschriften der Sabier oder Johannischristen“; „Von der Religion der kaukasischen Völkerschaften“ in Stäudlins Beiträgen zur Philosophie. „De chartae papyraceae in Europa“ etc.; „De inscriptionibus indicis et privilegiis Judaeorum et Christanorum St. Thomae in ora Malabarica cum explic. inscript. triling. a Buchanano adlatae“ und mehre einzelne andere Programme. Cm.

Tydeus, Sohn des Oeneus und der Periböa, mußte wegen eines begangenen Mordes vor den Söhnen des Agrios aus seinem Vaterlande fliehen und wandte sich zu Adrastos (s. d.), der ihm seine Tochter Deipyle zur Gemahlin gab. Mit dieser zeugte T. den Diomedes, daher letzterer bei Homer den Beinamen „der Tydide“ führt. Darauf zog T. mit vor Theben und ging als Gesandter zu Eteokles, um ihn zu einem Vergleiche zu veranlassen. Als sein Vorschlag nicht angenommen wurde, kämpfte T. gegen die Thebaner. Athene wollte ihm Unsterblichkeit geben, doch änderte sie ihren Plan, da T. des getödteten Melanippos Kopf zerschlug und sein Gehirn fraß. Tödtlich verwundet, blieb er in diesem Kriege.

Tympanitis, Trommelsucht, nennt man die Ansammlung von Luft innerhalb des Darmkanals, oder ausserhalb desselben in der Höhle des Bauchfells. Die T. bildet oft eine sehr bedeutende, meist gleichförmige Anschwellung des Unterleibs und unterscheidet sich von ähnlichen Zuständen vorzüglich durch den starken Schall, den der Unterleib beim Anschlagen von sich gibt, — es ist, als ob man auf eine Trommel schlüge. Die T. kann die Folge verschiedener Krankheiten seyn, ja, in vielen Krankheiten tritt T. symptomatisch auf. Die T. kann aber auch, ohne Zugrundeliegen eines bedeutendern Leidens, entstehen bei Hartleibigkeit, Stuhlverstopfung, oder, wenn auch nur der Abgang der Blähungen gehindert ist. E. Buchner.

Tympanum (vom griech. τύπτω, schlagen), 1) ein dem Tambourin (s. d.) ähnliches Schlaginstrument der Griechen und Römer, oben rund, mit einer Haut bespannt, unten flach, welches mit den Händen geschlagen und besonders am Feste der Cybele, von den Parthern aber auch im Kriege gebraucht wurde. — 2) In der Baukunst verstand man darunter eine Verzierung bei Thüren, aus einem viereckigen Brete bestehend, den dreieckigen, zugemauerten Raum im Giebel der Tempel und ein gewisses Glied, vielleicht den Reif oder Stab in der eigentlichen Bedeutung des griechischen τύμπανον.

Tyndareus, König von Sparta, Sohn des Oebalos und der Batea, wurde von seinem Neffen vertrieben und floh mit Ikarius nach Aetolien zu König Thestios, mit dessen Tochter Leda er sich vermählte. Nachdem sodann Herakles die Söhne des Hypokoon getödtet hatte, kehrte T. wieder nach Sparta zurück u. wurde von Leda Vater des Castor und der Klytämnestra, während dieselbe von Zeus den Pollux und die Helena gebar. Einst, als T. allen Göttern opferte und die Aphrodite allein vergaß, rächte sich diese an ihm, indem sie bewirkte, daß seine Töchter ihren Gatten die eheliche Treue nicht hielten. Als Castor und Pollux unter die Götter aufgenommen waren, übergab T. seinem Schwiegersohn Menelaos das Reich.

Tyndariden, s. Dioskuren.

Typen, s. Schriften.

Typhon, auch Typhöus und Typhaon genannt, Sohn des Tartarus
d der Gäa, ein Ungeheuer, das mit seinen Beinen über die höchsten Berge
gte und mit dem Haupte an die Sterne stieß, mit einer Hand den Morgen,
:t der andern den Abend berührend. Er soll die Veranlassung zu dem ägyp-
chen Thierdienst gewesen seyn, indem die sämmtlichen griechischen Götter vor
m nach Aegypten und zwar in Thiergestalt: Diana als Katze, Hermes als
und (Anubis), Dionysos als Stier (Apis), Pan als Bock (Mendes) rc. ent-
hen; u. Zeus blieb zurück, einen Kampf mit T. wagend, in welchem er jedoch
terlag. Der Riese schnitt ihm die Sehnen aus und sperrte den Gelähmten in
e Höhle, aus der ihn nur die List Merkur's befreite. Zeus warf endlich den
tna auf das Scheusal und auch diese Last bändigte ihn noch nicht ganz. Das,
is der Berg speit, kommt aus dem Rachen des noch nicht überwältigten Un-
ers. T. erzeugte mit Echidna die Gorgonen, die Sphinx, die Skylla, den
rberos, die lernäische Hydra u. den hesperischen Drachen. — Zu unterscheiden
von diesem der ägyptische T., ein Bruder des Osiris und der Isis und
örder des erstern, dem er nach der Krone strebte. Vgl. Osiris, und Isis.

Typhon heißt eine sogenannte Wasserhose oder Trompete; diese ist eine, in
rm eines umgekehrten Kegels oder Sprachrohres sich nach der Meeresfläche mit
oßem Geräusch herabsenkende, dunkle Wolke oder Dunstsäule, welche Wasser eben-
wohl, als Fische, ja selbst kleine Fahrzeuge aus der See in die Höhe zieht, sich
it außerordentlicher Schnelligkeit im Wirbel herumdreht, indem sie über die
leeresfläche fortrückt, oft auch Schiffe entmastet und nicht nur den Schiffen, be-
nders auch wegen des zu befürchtenden Zerplatzens, sehr gefährlich wird, son-
rn auch, kommt sie auf's Land, große Verwüstungen hier anrichtet. Bisweilen
:igt eine solche Wassersäule auch umgekehrt aus dem Meere in die Höhe, wo
: sich dann mit einer Wolke verbindet und dieselben Wirkungen hervorbringt.
m indischen Ocean, bei Siam, China, Japan rc. kommt dieses, für die See-
hrer erhabene, aber zugleich auch sehr furchtbare Schauspiel häufig vor. Ueber
is Entstehen dieses sonderbaren Phänomens ist man sehr streitig. Einige haben
s von Luftwirbeln, Andere von unterirdischen Dünsten und wirklichen vulkanischen
usbrüchen herleiten wollen. Die neuesten Naturforscher halten die Elektricität
ır Ursache jener Erscheinungen, indessen ist man immer noch nicht zu einem ganz
:stimmten Aufschlusse darüber gekommen.

Typhus, nennt man im Allgemeinen jedes Fieber mit besonderm Ergriffen-
yn des Nervensystems, daher der Name gleichbedeutend ist mit „Nervenfieber".
:chon Hippokrates bedient sich des Wortes T. und bezeichnet damit einen Zu-
and von sensorieller Betäubung; in den sogenannten unächten Hippokratischen
:chriften aber wird der Name T. fünf verschiedenen Krankheiten beigelegt. In
hnlichem Maaße nun wurde dieser Name fort und fort für die verschiedensten
rankheiten in Anwendung gebracht; Sauvages (s. d.) stellte 9 Arten des T.
ıf u. von da an bezeichnete man mit T. jede Krankheit, die in der Verminderung
r Lebensthätigkeit bemerkt wurde. Erst Johann Valentin von Hilden-
rand (s. d.) stellte durch seine Schrift: „Ueber den ansteckenden Typhus" den
egriff T. wieder fester. Hildenbrand beschrieb unter diesem Namen die, damals
ı Gefolge der Kriege allgemein verbreitete Seuche, die von Anderen sogenannte
Kriegspest". Er theilt den T. in den bösartigen oder Pestilential-T.,
ohin er die orientalische Pest (s. d.), sowie das gelbe Fieber (s. d.)
chnet und in den gemeinen oder europäischen T., der weit weniger akut
ıd gefahrvoll auftritt und als dessen Varietäten der Spital-, Kerker-, La-
er-, Schiffs- und Kriegs-T. bezeichnet werden. Dieser letztere trat noch
den Kriegen im Anfang dieses Jahrhunderts mit aller Heftigkeit auf: mit der
genthümlichen Brennhitze, dem unlöschlichen Durste, wüthenden Delirien, tiefem
:ypor, Petechien, Parotiden-Geschwülsten, Bubonen, Anthrax und nicht selten
ıdlichem Ausgang innerhalb der ersten 24 Stunden. Meistens aber erschien er
hon vom ersten Kriege dieses Jahrhunderts an in weit milderer Form, von der

das faulige Element gewichen und die weniger von Exanthemen und dem meist so gefürchteten Brande der äußeren Theile begleitet war. In dieser mildern Form ist der T. seit dem letzten Kriege zur vorherrschenden Volkskrankheit geworden u. bald in verbreiteten, mehr oder minder gefährlichen Epidemien, bald sporadisch vorgekommen. Er wüthet mit gleicher Heftigkeit gegen alle Stände, ist auf Dörfern, wie in Städten heimisch, in manchen größeren Städten selbst endemisch und dann namentlich neuen Ankömmlingen gefährlich. Vorzugsweise ausgesetzt ist dem T. die erwachsene Jugend und das kräftige Mannesalter. Bei trägt zu seinem Entstehen: schlechte verdorbene Luft, Mangel an Lebensmitteln oder schlechte Beschaffenheit derselben, niederdrückende Gemüthsstimmung rc. — Man theilt den T. ein, je nachdem ein Organ vorzugsweise ergriffen ist, in den Petechial-T., die schlimmste Form; den Abdominal-T., die gegenwärtig am häufigsten vorkommende Form; den Cerebral-T. und in den Branchial-T. — Die höheren Formen des T. sind entschieden ansteckend, weniger gilt dieß von den zuletzt genannten drei Formen, wenigstens so lange sie sporadisch auftreten. **E. Buchner.**

Typographie, s. Buchdruckerkunst.

Typolithen nennt man Versteinerungen von Muscheln, welche nur die äußere Form des organischen Körpers enthalten, deren leere Höhle oft andere unorganische Körper ausfüllen, welche dann Versteinerungskerne genannt werden.

Typolithographie, die griechische Benennung des Hochdrucks (s. d.).

Typometrie, die Kunst, Landkarten mit Typen zu setzen und zu drucken. Erfunden wurde dieselbe von Breitkopf in Leipzig und in neuester Zeit von Bauerkeller in Karlsruhe bedeutend vervollkommnet.

Typus, wörtlich und eigentlich ein in eine weiche Masse eingeprägtes Musterbild, Modell, dann überhaupt ein Vorbild, Musterbild, nennt man im übertragenen Sinne: 1) die Formen, welche, gemäß der scholastischen Philosophie, für die Einzelwesen im urbildlichen Verstande vorhanden sind und wornach diese ihre bestimmte Gestalt erhalten haben. 2) In der christlichen Theologie bezeichnet T. die, im alten Testamente gegebene, Vorbildung der Person, Schicksale u. Wohlthaten des zukünftigen Messias. Man theilt diese T. ein in Personal-T. (solche sind z. B. Adam, Melchisedech rc. für Christus) und in Real-T. (z. B. die jüdischen Opfer für den Opfertod Christi). Daher Typik, Typologie, derjenige Theil der Theologie, welcher sich damit beschäftigt, Ereignisse u. Thatsachen des alten Testaments so anzuwenden und zu erklären, daß jene als die Vorbilder von diesen anzusehen sind. — 3) T., die Ordnung oder Zeitfolge, in welcher die Zufälle der Krankheiten, besonders der fieberhaften und krampfhaften, wiederkehren. Man unterscheidet T. vagus, unbestimmte Zeitfolge, T. fixus, bestimmte Zeitfolge; T. anticipans, wo die Zufälle früher, als bisher, T. postponens, wo sie später eintreten.

Tyr, einer der obersten Götter des nordischen Alterthums, ein Sohn des Odin u. der Frigga u. Bruder des Thor (s. d.). Als Gott der Kühnheit, Weisheit und Stärke ward er sowohl von den Helden, als den Skalden um seine Gunst gebeten und zugleich mit Thor und Odin verehrt. Von seiner Unerschrockenheit wird viel Erstaunliches erzählt; beim Weltuntergange kämpft er mit dem Höllenhunde Garm und beide tödten einander gegenseitig. Mehre Alterthumsforscher sind geneigt, ihn mit Tuisto zu identificiren.

Tyrann hieß nach dem altgriechischen Sprachgebrauche jeder, der in einem nicht monarchischen Staate sich zum alleinigen Oberhaupte aufwirft, also, was man jetzt einen Usurpator nennt. Auf besondere Eigenschaft, ob der T. gut oder schlecht, mild oder grausam regierte, kam es dabei gar nicht an und so führen diesen Namen in der griechischen Geschichte die trefflichsten Regenten, wie der Athener Pisistratus, der Korinther Cypselus u. a. Verabscheut aber waren schon damals die T.en, weil sie sich gegen die bestehende Verfassung auflehnten. Geschichtlich wichtig sind die dreißig T.n, denen wir zweimal begegnen: zuerst *in der athenischen* Geschichte, wo die dreißig T.en die Männer, aus aristokratisch

iesinnten erwählt, genannt werden, welche Athen in dem Frieden, welcher 404
. Christi Geb. den peloponnesischen Kriege endete, durch spartanischen Einfluß
enöthigt, als die obersten Machthaber anerkannte und welche, wegen ihrer
Schreckens-Regierung verabscheut, durch Thrasybulus (s. d.) wieder gestürzt
wurden. Dann wieder in der Mitte des 3. Jahrhunderts nach Chr. im römi-
chen Reiche unter der Regierung des Gallianus, wo, durch die Schwäche der
Regierung veranlaßt, in den meisten Provinzen Einzelne als Regenten hervortraten,
m, unabhängig von dem römischen Hofe, selbst Herrscher zu seyn. Aber diese
nd nur sehr uneigentlich die 30 T.n genannt worden, denn ihre Anzahl erreicht
ese Höhe nicht und zudem sind sie in keiner Hinsicht mit den athenischen, mit
nen man sie gleichwohl verglichen und danach benannt hat, vergleichbar. Sie
hoben sich aus Noth, weil der Kaiser ihre Staaten nicht regieren konnte, in
n verschiedensten Theilen des Reiches — von Gallien bis in die östlichen
heile und konnten daher auch erst allmälig wieder gestürzt werden, was in
ihen mit einem Schlage geschah.

Tyrannion, Bischof von Tyrus, Heiliger und Martyrer, nebst
nderen Blutzeugen. Von T. erzählt der heil. Eusebius als Augenzeuge:
ine große Anzahl Christen aus Aegypten, welche in Palästina und zu Tyrus
ohnten, gaben die glänzendsten Beweise ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit
n den Glauben. Man warf dieselben, nachdem sie grausam mit Ruthen ge-
richen worden, grimmigen Leoparden, Löwen, Ebern und Stieren vor. Ich
lbst sah gegen sie diese Thiere loslassen, die nur gewöhnt waren, von Men-
chenblute sich zu nähren. Doch, weit entfernt, sie anzufallen, wie man von ihrer
atürlichen Grausamkeit erwartet hatte, blieben sie ganz ruhig und schienen ihre
eheiligten Leiber zu verehren. Was zugleich aber ganz offenbar die Kraft Jesu
hristi beweist, ist, daß sie auf die Heiden losstürzten, die sich auf dem Kampf-
latze befanden. Umsonst wurden sie von den Martyrern, wie man diesen befahl,
reizt; schüchtern zogen sie sich zurück, ohne ihre Beute zu berühren. Manchmal
doch stürzten sie wirklich mit Ungestüm auf sie los; allein eine geheime und
öttliche Kraft hielt sie plötzlich zurück. Dieses geschah zu verschiedenen Malen,
odurch die Zuschauer ganz in Erstaunen gesetzt wurden. Da die ersten Thiere
icht angriffen, ließ man zwei- bis dreimal andere los; allein die Wuth der
eiden fand ihre gewünschte Befriedigung nicht. Indessen blieben die Martyrer
ets unerschütterlich, obgleich nur wenige Bejahrte unter ihnen waren; vorzüglich
ber zeichnete sich bei ihnen ein Jüngling aus, der noch nicht sein zwanzigstes
ahr erreicht hatte. Mitten auf dem Kampfplatze sah man ihn die Augen gegen
immel richten mit kreuzweise erhobenen Armen. Er blieb unbeweglich, obgleich
n Bär und ein Leopard, ihn zu zerreißen, blutschnaubend hervorstürmten; allein
iese Bestien hatten sich ihm nicht sobald genahet, als sie sich, ohne ihn zu ver-
tzen, zurückzogen. Auf Andere ließ man einen wüthenden Stier los, der plötzlich
inige Heiden mit seinen Hörnern ergriff, in die Luft emporhob und sie sodann
alb todt auf den Kampfplatz niederwarf; nur die Martyrer verschonte er. Ver-
ebens stieß man ihm ein glühendes Eisen in die Seite; er scharrte wüthend
en Boden, daß rechts u. links der Sand aufstäubte und weigerte sich vorwärts
u gehen, gleich als hielte ihn eine unsichtbare Kraft zurück. Man ließ noch
ndere Thiere los, allein mit demselben Erfolge. Endlich tödtete man die Mar-
yrer mit dem Schwerte und warf ihre Leiber in das Meer. Mehre wurden
um Feuer u. noch zu anderen Todesstrafen verurtheilt.“ Alle diese heldenmüthigen
Kämpfer Jesu Christi erlitten unter Diocletian im J. 304 den Martyrertod.
. war Zeuge des Kampfes der oben erwähnten Heiligen und hatte sie selbst
it Muth beseelt, standhaft für den Glauben zu streiten. Man brachte ihn von
Tyrus nach Antiochien, mit dem Priester Zenobius, wo er verschiedene Qua-
n erdulden mußte und zuletzt in das Meer, oder vielmehr in den Orontes ge-
worfen wurde. Zenobius starb auf der Folter unter den Händen der Scher-
en, die ihm mit eisernen Hacken die Seiten aufrissen. Das römische Martyro-

logium setzt den Jahrestag des heiligen T. auf den 21. Febr., den des Zenobius aber auf den 29. Oktober.

Tyrol, s. Tirol.

Tyrtäus, ein berühmter elegischer Dichter der Griechen, aus Athen, oder, nach Anderen, aus Milet, lebte ungefähr 680 v. Chr. Die Lacedämonier hatten nach vielen, von den Messeniern erlittenen, Niederlagen von dem delphischen Orakel den Rath erhalten, sich von den Atheniensern einen Anführer auszubitten. Diese nun schickten zum Spott jenen T., einen kleinen, unansehnlichen, gebrechlichen Mann, der zwar die Jugend unterrichtete, aber von Kriegskunst gar Nichts verstand. Indessen, was ihm davon abging, ersetzte er dadurch, daß er die Lacedämonier immerfort durch seine Lieder zur Tapferkeit, zur Vaterlandsliebe, zur Verachtung des Todes rc. aufmunterte und, obgleich Anfangs von keinem großen Erfolge begünstigt, wirkten doch nach und nach diese Lieder so sehr auf den Muth der Soldaten, daß diese wirklich einen entscheidenden Sieg über die Messenier erfochten und dadurch zu ihrem Vortheile dem Kriege ein Ende machten. Zur Belohnung erhielt T. das Bürgerrecht. Es sind nur noch 4 Kriegsgesänge von ihm und einige Fragmente auf uns gekommen. Ausgaben: die beste von Klotz (Bremen 1764; 2. Auflage, Altenburg 1767); Gaisford in den „Poetae minores graeci“ (Band 3, Leipzig 1823); Bach, in „Callini, Tyrtaei et Asii carmina quae supersunt“ (Leipzig 1831), nebst einem „Nachtrag“ dazu (Leipzig 1832) und Schneidewin im „Delectus poesis graecae elegiacae etc.“ (Band 1, Göttingen 1838). Eine neue Textrecension und Anordnung des Ganzen versuchte Franke in seinem „Callinus“ (Altona und Leipzig 1816), den Matthiä in der Abhandlung „De Tyrtaei carminibus“ in dessen „Vermischten Schriften“ (Altenburg 1833) widerlegte. Gute deutsche Uebersetzungen gaben: Conz (Zürich 1783); Seckendorf, in den „Blüthen griech. Dichter“ (Weim. 1800); Heckner (Dillingen 1822); Braun, in den „Weisen von Hellas“ (Mainz 1822) und Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (Frankfurt 1826); eine französische Hautome (Paris 1826).

Tyrus, eine der berühmtesten Handelsstädte des alten Phöniziens, 24 Meilen von Sidon (s. d.), an der Küste des Mittelmeeres, war schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts v. Chr. eine sehr blühende Stadt, übertraf sogar den Mutterstaat Sidon bald an Macht und hatte seine eigenen Könige. Die jüdischen Könige David und Salomo standen mit Hiram, dem Könige von T., in freundschaftlichem Verhältnisse und Salomo bezog von diesem Materialien und Kunstarbeiter zu seinem Tempelbaue. T wurde allmählig so reich und mächtig, daß es in den entlegensten Ländern Kolonien anlegte, welche selbst zu bedeutenden Staaten aufstrebten, wie Karthago, Gades, Karteja u. m. a., die theilweise sogar von eigenen Königen beherrscht wurden. Viele Völker dienten auf den Flotten und in den Heeren von T.; auch trieb diese mächtige Stadt mit ihren zahlreichen Niederlassungen in den 3 Welttheilen einen ausgebreiteten, ergiebigen Handel. Aber jene Pracht und Größe zogen den Verfall der Sitten und den Untergang von T. nach sich, wie solche die Propheten des alten Testaments schilderten und verkündigten, was auch durch Nabuchodonosor erfüllt wurde. Allein die übrig gebliebenen Einwohner gründeten auf einer, nahe an der Küste gelegenen, Insel Neu-T., welches sich bald wieder zu großer Bedeutung erhob, während das alte, Palä-T., mehr und mehr in Verfall gerieth. Alexander der Große eroberte Neu-T. unter ferneren Verwüstungen des alten, indem er mit großer Mühe die Stadt durch einen Damm mit dem Festlande verbinden ließ. Auch unter griechischer und römischer Herrschaft wußte T. in seinem Wohlstand sich zu erhalten. Jesus selbst predigte in der Umgebung von T. und Viele von dort kamen zu ihm; der heilige Paulus fand auf seiner Reise nach Jerusalem daselbst viele standhafte Christen; auch wurde in T. bald ein bischöflicher Sitz gegründet und bis in die Kreuzzüge war die Stadt eine der wichtigsten jener Küste. Aber nach und nach fiel T. ganz in Trümmer; dessen Einwohner hielten sich

in Gewölben auf und nährten sich meistens von der Fischerei. Zwar hat sich dessen alter Name Zor in dem neuern Sur (Tor) erhalten; aber die Stadt gleicht mehr einem Dorfe und nimmt nur einen Theil der Insel ein, welche ganz mit Meeressand bedeckt ist.

Tyrwhitt, Thomas, ein verdienter, englischer Philolog, geboren zu London 1730 (1721), wurde 1757 Unter-Staatssekretär im Kriegsdepartement, bekleidete von 1761—1767 die Stelle eines Sekretärs des Unterhauses, wurde 1784 Curator des britischen Museums, Mitglied der königlichen Societät zu London und starb daselbst 1786. Man hat von ihm folgende Schriften: Dissertatio de Babrio, London 1776, Auctarium etc. dazu 1781, n. A. Erlangen 1785; Fragmenta Plut-rchi, London 1773; Conjecturae in Strabonem, ebendaselbst 1783, n. A. Erlangen 1788; auch gab er heraus: Orpheus De lapidibus, London 1781; Isäus, Oratio ad Meneclem, ebend. 1785 u. a. m. Die bekannten Poems supposed to have been written at Bristel, by Th. Rowley (London 1778), begleitete er mit einer kritischen Einleitung und Anmerkungen. Auch hat man von ihm die beste Ausgabe von Chaucer's „Canterbury tales" (2 Bde., London 1798, 4.).

Tzetzes, Johannes, ein griechischer Grammatiker aus dem 12. Jahrhunderte, der sich in seinem Zeitalter durch gelehrte Kenntnisse auszeichnete und dessen Schriften, bei allen ihren Mängeln, zur Erläuterung mancher historischen und mythologischen Umstände brauchbar sind. Sie bestehen aus Scholien über den Lykophron und Hesiodus (s. d.), die auch wohl seinem Bruder Isaak zugeschrieben werden und aus allegorischen Gedichten. Dazu kommen noch seine Chiliades, herausgegeben von Kießling, Leipzig 1826. Auch seine Exegesis in Homeri Iliadem, welche, mit Drako's aus Stratonicea Schrift De metris poeticis, G. Hermann zuerst herausgegeben hat, Leipz. 1812. — Man hat auch von ihm eine, jedoch geschmacklose Compilation aus mehren zum Theile noch in Bruchstücken vorhandenen Dichtern, Antehomerica, Homerica u. Posthomerica betitelt, die er selbst mit Scholien versah; beste Ausgaben: von Jacobs, Leipz. 1793 und von Bekker, Berlin 1816.

Tzschirner, Heinrich Gottlieb, protestantischer Theolog, Professor und Superintendent in Leipzig, geboren den 14. November 1778 zu Mitweida in Sachsen, Sohn des Oberhofpredigers, welcher ihn bis zum 13. Jahre selbst unterrichtete und dann auf das Gymnasium zu Chemnitz schickte. Seine theologischen Studien machte er in Leipzig 1796, wo besonders Keil anregend auf ihn wirkte, mit welchem er später die Zeitschrift: „Analekten" herausgab. 1799 bestand er zu Dresden das theologische Kandidaten-Examen mit solcher Auszeichnung, daß Oberhofprediger Reinhard ihm dringend an's Herz legte, doch ja die akademische Laufbahn zu seinem Lebensberufe zu machen. 1800 habilitirte T. sich in Wittenberg u. las über empirische Psychologie, wo Krug sein College war. — Die lebensgefährliche Krankheit seines Vaters, der ihn zu seinem Amtsgehülfen wünschte, berief ihn um Ostern 1801 dorthin und, da derselbe bald darauf starb, ward er zum Diakon in Mitweida ernannt. Hier bearbeitete er „die Geschichte der Apologetik", wozu Reinhard die Vorrede schrieb und seine Erstlingsarbeit in den Kreis des theologischen Publikums einführte. 1805 erhielt er die vierte Professur der theologischen Fakultät in Wittenberg, und ward Dr. der Theologie. Seine Vorträge umfaßten Relig.-Philosophie, Dogmatik und Kirchengeschichte. 1809 nahm er nach Leipzig den Ruf an u. seine, am 4. Dez. bei der Jubelfeier der Universität gehaltene, Predigt bewährte ihn zugleich als vorzüglichen Kanzelredner. Dies gab die Veranlassung, daß ihm der Stadtmagistrat 1814 das erledigte Archidiakonat an der Thomaskirche übertrug, und ein Jahr darauf folgte er dem verlebten Rosenmüller in seinen hinterlassenen Amtsverrichtungen als Pastor zu St. Thomas, als Superintendent der Leipziger Ephorie und Assessor des Consistoriums. 1815 rückte er in die dritte theologische Professur vor und erhielt das Kanonikat zu Zeitz; 1818 ward er Domherr zu Meissen. Die Fortsetzung der Schröckh'schen *Kirchengeschichte* entschied für immer seine Vorliebe für diesen

Zweig, so wie für biblische Theologie. Er huldigte dem Rationalismus und als seine Maxime pflegte er den Grundsatz aufzustellen: „der Gelehrte dürfe sich als Mann der Wissenschaft durchaus an keine äußere Autorität binden.“ Durch Reinhard's „Geständnisse“ sah er sich zur lit. Polemik veranlaßt, indem er die, von Reinhard als Gegensätze ausgesprochenen Richtungen des Rationalismus u. Supranaturalismus in der Anwendung auf kirchliche Dogmatik zu versöhnen suchte. Die Jubelfeier der Reformation rief die Schrift: „Protestantismus und Katholizismus aus dem Standpunkte der Politik“ 1822 hervor, worin er die Anschuldigung zu widerlegen suchte, als befördere die Reformation Revolutionen. Aehnlichen Inhalt haben die anderen beiden Piecen: „die Gefahr einer deutschen Revolution“ 1823; „das Reaktionssystem“ 1824. Er starb am 17. Febr. 1828 an den Folgen einer Luftröhrenkrankheit. — Aus seinem lit. Nachlasse erschien „der Fall des Heidenthums,“ herausgegeben von Professor Niedner. Seine Predigten gab sein Collega Goldhorn heraus in 3 Bänden 1828. Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre, herausgegeben von K. Hase, 1829. Eine bedeutende Anzahl von Programmen und Aufsätzen, in einzelnen theologischen Zeitschriften zerstreut. Mehre Flugschriften: z. B. die Sache Griechenland's 1821. Der Uebertritt des H. von Haller zur katholischen Kirche 1821. Die preußische Kirchenagende 1826. Die reine katholische Lehre, 2 Briefe 1826 u. s. w. Er betheiligte sich an mehren theologischen Zeitschriften als Mitredakteur; außer den obigen „Analekten“, 1810 Memorabilien für Prediger, 8 Bände. Mit Stäudlin Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 5 Bände 1822. „Löffler's und Ammon's Magazin für christliche Predigten“, von T. fortgesetzt in 5 Bänden. Sein Bildniß findet sich in Röhr's neuem Predigt-Magazin 1828, I. Band. Ueber sein Leben geben Notizen: Krug, Goldhorn, Pölitz. Cm.

U.

U, 1) als Laut- und Schriftzeichen: der 21. Buchstabe im deutschen Alphabete und ein Selbstlauter. Im Lateinischen, wo zwischen dem Vokal u u. dem Consonanten v eigentlich kein Unterschied war, wurde früher für beide das Zeichen v geschrieben und erst seit dem 16. Jahrhunderte setzten die niederländischen Philologen den Unterschied fest. Im Griechischen ist der Laut u aus o und υ zusammengesetzt, daher auch geschrieben ου oder ȣ. — 2) Als Verkürzung: a) auf römischen Münzen und Inschriften, s. d. Art. V.; b) auf dem Revers neuerer französischer Münzen die Münzstätte Pau. — 3) als Zahlzeichen, a) im Lat. s. unter V.; b) in der Rubricirung = 20.

Ubier, ein alter deutscher Volksstamm; sie wohnten ursprünglich am rechten Rheinufer um die Sieg, wurden aber beständig von ihren mächtigen Nachbarn, den Katten, so gedrängt, daß sie einige Male den Cäsar gegen dieselben zu Hülfe riefen und sich unter den Schutz der Römer begaben, später, auf ihre Bitte, von Vipsanius Agrippa auf das linke Rheinufer versetzt wurden (30 v. Chr.), wo sie das oppidum Ubiorum erbauten, welches 50 n. Chr. durch eine, von der Enkelin Agrippa's, Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, dahin gesetzte römische Colonie den Namen Colonia Agrippina erhielt, das heutige Köln. Das Gebiet der U. umfaßte jetzt das ehemalige der Eburonen und einen Theil des der Trevirer und als Städte darin werden genannt: Bona (Bonn), Novesium (Neuß), Tolpiacum (Zülpich), Juliacum (Jülich), Tiberiacum (Berchem) u. a. Sie blieben treue Bundesgenossen der Römer und hatten deßhalb bei dem Aufstande des Claudius Civilis viel zu leiden. Später verschwindet ihr Name.

Ubiquität, **Allgegenwart**, nannten die Lutheraner diejenige Eigenschaft

des Leibes Christi, vermöge welcher dieser in (mit und unter) dem eucharistischen Brode und Weine allenthalben gegenwärtig seyn sollte. Diese falsche Lehre entstand also. Die Lutheraner läugneten nicht, daß in der Eucharistie der wahre, wirkliche Leib Christi (der verklärte Christus) genossen werde, widerstritten aber, daß Christus leiblich gegenwärtig werde durch Umwandelung der Brod- u. Weinsubstanzen in die Substanz Christi, d. h., daß durch die priesterliche Consekration Brod und Wein aufhörten, dieses zu seyn, und Leib und Blut Christi durch Wesensumwandlung würden, so, daß nur noch die früheren Erscheinungsformen des Brodes u. Weines zurückblieben. Im Streite mit den Reformirten, welche eine blos geistige Gegenwart Christi in der Eucharistie statuirten, wurde den Lutheranern das ganz richtige Dilemma gestellt: „Entweder ist Christus in der Eucharistie durch Wesensumwandelung, wie die katholische Kirche lehrt, wirklich gegenwärtig, oder er ist nur geistig gegenwärtig; denn der Leib Christi, als etwas Körperliches, ist im Raume begränzt.“ Die Lutheraner, also bedrängt, entgegneten: die beiden Naturen in Christo hätten ihre einzelnen Eigenschaften sich gegenseitig also mitgetheilt, daß eine Eigenschaft der einen Natur ohne die der andern nicht gedacht werden könne. Sei nun Christus als Gott allenthalben gegenwärtig, so sei er dieß auch seiner Menschheit nach; mithin im eucharistischen Brode u. Weine allenthalben gegenwärtig. Die Vertheidiger dieser abgeschmackten Behauptung erhielten den Namen Ubiquisten oder Ubiquitisten (Allgegenwärtler). — Wird die gegenseitige Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen Christi in dieser Weise aufgefaßt, so hören sie überhaupt auf, zwei Naturen zu seyn; was aber vernünftig nicht einmal gedacht werden kann, da eine derartige Vereinigung nicht Vereinigung, sondern nothwendig Untergang der einen oder andern Natur wäre. Wollte man nun die menschliche Natur in der göttlichen als untergegangen denken, so wäre Christus nicht Christus, d. h. nicht der Gottmensch; sich aber die göttliche Natur als in der menschlichen untergegangen zu denken, wäre doch gar zu absurd. Wäre Christus auch seiner menschlichen Natur nach allenthalben gegenwärtig, so wäre jedes Ding in der Welt lutherische Eucharistie und auch die Säue an ihren Tribertrögen, wie sich einst ein alter Doctor der Sorbonne etwas derb ausdrückte, würden mit lutherischer Eucharistie gemästet und es sei nicht abzusehen, weßhalb die Lutheraner die Eucharistie gerade am Altare und nicht in der ersten besten Boutique genössen. Ja, nach der U.s-Lehre könnte die Eucharistie überhaupt gar nicht genossen werden. Denn, was allenthalben ist, das kann nicht bewegt, das kann nicht von einer Stelle zur andern gebracht werden. Ob daher gleich der Leib Christi im Brode und Weine wäre, so könnte er doch nicht genossen werden, weil er nicht bewegt werden u. nicht übergehen könnte mit dem Brode und Weine zu dem Munde u. von dem Munde zum Magen. Denn der Leib Christi wäre auch schon zuvor im Munde und Magen, ehe denn Brod und Wein dahin gebracht würden. — Später gaben die Lutheraner diese verkehrte Lehre auf, sind aber bis heute den Beweis schuldig geblieben: wie, wenn der Leib Christi nicht durch Wesensumwandelung gegenwärtig werde, er überhaupt wahrhaft gegenwärtig seyn könne. F. v. Berlepsch.

Udine, Hauptstadt der Delegation U. oder Friaul, im lombardisch-venetianischen Königreiche, am Flusse la Roja, mitten in einer ausgedehnten Ebene, ist wohlgebaut, hat aber kein freundliches Ansehen und ist für ihre Größe zu wenig bewohnt. Die Stadt ist mit Mauern umgeben und hat sechs Thore; die Gassen sind meist eng, krumm und mit Bogengängen versehen; auf dem geräumigen Hauptplatze steht die schöne Friedensstatue von Campo Formio. Ausser der Domkirche Beata Vergine Annunziata, welche sich durch ihre schönen Säulen von Marmor und ihre kunstreichen Basreliefs auszeichnet, hat die Stadt noch zwei Pfarren und viele Oratorien und Kapellen. Von den übrigen Gebäuden sind die vorzüglichsten: die prächtige, mit Säulen überladene Hauptwache, der ansehnliche Gemeindesaal, der bischöfliche Palast, das schöne Opernhaus ꝛc. Das, auf einem einzeln stehenden Hügel in großem Styl erbaute Kastell, welches sonst die Residenz

des Gouverneurs war, ist jetzt ein Strafhaus und bietet eine sehr schöne Aussicht über die ganze Ebene und in die nahen Berge. Unterhalb des Kastells haben die Franzosen eine Promenade angelegt, einen Platz mit Baumpflanzungen, einem großen Wasserbehälter, einer Insel und Blumenwerk darauf; hier werden am Laurenzimarkte Pferderennen u. sonstige Volksspiele gegeben. U. ist der Sitz der Delegation und Provinzial-Congregation, eines Provinzial-Tribunals, eines Bisthums mit Domkapitel und hat ein Lyceum, zwei Gymnasien, eine Hauptschule und eine Hauptmädchenschule, zwei öffentliche Mädchenerziehungs-Collegien, ein bischöflichem Seminar mit philosophisch-theologischem Studium, eine bischöfliche Bibliothek und eine Ackerbau-Akademie. Von Wohlthätigkeits-Anstalten finden sich hier: ein Hauptspital, ein Findelhaus, ein Waisenhaus für Kinder beiderlei Geschlechts, ein Waisenhaus delle Zitelle für Mädchen von 7 — 10 Jahren, denen nach vollendeter Erziehung Ausstattungen ertheilt werden. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 20,000 beläuft, beschäftigen sich viel mit Seidencultur und unterhalten mehre Seidenspinnereien und Leinwandwebereien, eine bedeutende Lederfabrik, eine Papiermühle 2c. und treiben einigen Handel mit Kunst- und Naturprodukten. Der hiesige Gottesacker soll einer der schönsten in Europa seyn.

Ueberbein (ganglion) ist eine Art Balggeschwulst, meist auf der Rückfläche der Hand und kommt von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer wälschen Nuß vor. Es entsteht gemeiniglich in den Flechsenscheiden der Muskeln durch Anstrengung u. Druck; die Behandlungsart ist dieselbe, wie bei der Balggeschwulst.

Ueberfall heißt der unerwartete, im Geheimen vorbereitete Angriff eines feindlichen Corps, einer Festung oder eines Postens. Um einen solchen mit Erfolg zu unternehmen, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntniß der Lage und Verhältnisse des Orts, sowie der Stellung und Stärke des Corps 2c., welches überfallen werden soll. Läßt sich der feindliche Posten umgehen, so ist die Wahrscheinlichkeit für das Gelingen. Schlechtes, nebliges, regnerisches Wetter gehören zu den günstigen Umständen eines U.s. Der Entwurf dazu ist, wie überall, abhängig vom Objekt der Operation und von den Linien, die zu demselben führen. Heimlichkeit des Marsches ist wesentliche Bedingung; die Sicherheit des Rückmarsches muß basirt seyn. Kleine Ueberfälle werden am Vortheilhaftesten gleich nach Mitternacht, große aber erst etwas vor Tagesanbruch ausgeführt.

Uebergabe (traditio), die rechtliche Uebertragung eines körperlichen Gegenstandes von einem Besitzer auf einen andern. Bei nicht körperlichen Gegenständen, ebenso bei Berechtigungen, dient statt der U. die Ueberlassung, indem man dem Annehmer die Ausübung zugesteht: ein Verhältniß, woraus vorzüglich der Unterschied zwischen „Kauf einer Sache" und „Cessiren eines Rechts" hervorgeht. Von umfassendster Bedeutung ist die U. (als Besitzräumung) bei Eigenthumsübertragungen, indem nur durch Erlangung des Besitzes das, zum Eigenthum gehörige Recht, seinen Willen an der Sache geltend zu machen (dominium, jus reale), zur Ausübung gebracht werden kann. Die Juristen erklären deßhalb die U. für den instrumentalen Grund der Eigenthumsübertragung. Der Vertrag allein über die Uebertragung des Eigenthums auf den Andern würde blos einen persönlichen Anspruch an den Versprechenden bilden, nicht aber die Sache selbst zu eigen machen. Hiebei zeigt sich der Unterschied zwischen dem natürlichen und dem Völkerrechte auf das Augenfälligste. Da die Sicherung von Besitz und Eigenthum bei Grundstücken nur durch gegenseitige Zusicherung der Völker im socialen Zustande erreicht werden kann, so hat man in den meisten Staaten zur Eigenthumsübertragung bei Grundstücken für rathsam gehalten, den civilrechtlichen Besitz nicht von einer actuellen U. durch Hineinführung oder Einweisung durch Worte oder verständliche Zeichen abhängig zu machen, sondern dazu die gerichtliche Erklärung des Einen, daß er sich von der Sache lossage und die des Andern, daß er solche annehme, zu verlangen. Dies hat die Veranlassung gegeben: 1) bei Allodialgrundstücken zu den, in verschiedenen Ländern *vorkommenden*, sogenannten Lehnsauflassungen und Lehnsreichungen oder, statt

deren, zur Eintragung des Besitztitels in das dazu im Gerichte gehaltene Register und 2) zur Eintragung der Realrechte in die Hypotheken- und Grundbücher oder Tabellen.

Uebergangsgebirge, s. Gebirge.

Ueberlingersee, s. Bodensee.

Ueberschlägelchen, s. Bäffchen.

Ueberschwängerung, s. Superfötation.

Uebersetzungskunst ist diejenige Fertigkeit, eine Schrift aus einer Sprache in die andere so zu übertragen, daß die Uebertragung dem Original nach Inhalt u. Form vollkommen gleich ist. Es gehört mithin zu einer vollkommenen Uebersetzung: I. Uebereinstimmung mit den Gedanken des Originals, im Ganzen wie im Einzelnen. Hiezu ist die vollständigste Kenntniß der beiden Sprachen und ein tüchtiges historisches Wissen nothwendig; ebenso muß sich der Uebersetzer in die Individualität des Originalschriftstellers versetzen können, um nicht dessen Worten durch subjektive Einmischung einen fremden Sinn unterzuschieben. II. Uebereinstimmung mit der Form, in welcher der Originalschriftsteller seine Gedanken ausgedrückt hat; denn die Uebersetzung soll nicht blos wiedergeben, was das Original ausdrückt, sondern auch wie es dasselbe ausdrückt. Es ist daher vor allen wörtliche Treue in so weit erforderlich, als dieß der Genius der Sprache des Uebersetzers, unbeschadet der Deutlichkeit des Gedankens, zuläßt. Geht der Uebersetzer weiter und macht er den Gedanken des Originals faßlicher, so verfällt er in Paraphrase, die, als Erklärung, von der Uebersetzung wohl zu unterscheiden ist. Zur wörtlichen Treue gehört ferner, daß der Uebersetzer die Dunkelheiten und Zweideutigkeiten des Originals nachahme. Denn er soll das Original nicht verbessern, sondern er soll sich so ausdrücken, wie sich der Originalschriftsteller, wenn er in der Sprache des Uebersetzers geschrieben hätte, ausgedrückt haben würde. Es darf daher der Uebersetzer das Original durch Beseitigung der Dunkelheiten und Zweideutigkeiten nicht verbessern, noch überhaupt demselben Etwas hinzuthun, noch abnehmen; es müßte denn eine Ellipse, oder ein Pleonasmus, nur in der Sprache des Originals zulässig und verständlich, seyn. Daß Prosa in Prosa, Poesie in Poesie und zwar in den nämlichen Versmaßen, zu übersetzen ist, erhellt aus dem bisher Gesagten von selbst. — Die U. ist eine sehr schwierige, die, neben umfassender Gelehrsamkeit, noch besonders einen feinen, viel geübten Geschmack erfordert. — Unter den neueren Sprachen eignet sich unzweifelhaft die deutsche am besten zum Uebersetzen. Ihr ungemeiner Wortreichthum bei der größten Schmieg- und Biegsamkeit macht es möglich, selbst die schwierigsten antiken Sylbenmaße nachzuahmen, was z. B. die französische und italienische Sprache absolut nicht vermögen. Keine neuere Sprache hat Uebersetzungen aufzuweisen, wie wir. Man denke nur an den Homer, Hesiod und die Bukoliker von Voß; Pindar von Mommsen; Aeschylus, Sophokles und Euripides von Minckwitz; Aristophanes von Droysen; Lucrez von Knebel; Horaz von Voß; Virgil von Voß und Neuffer; Propertius von Voß u. Herzberg; Torquato Tasso von Schlegel, Calderon von Gries; an die Masse ausgezeichneter Uebersetzungen prosaischer Werke, z. B. De divinatione von Friedrich Jacobs, De officiis von Zumpt. Stolz auf seine Sprache, wenn auch sonst nicht auf sein Vaterland, kann der Deutsche fragen: Welch' andere Sprache hat Aehnliches aufzuweisen? v. Berlepsch.

Uebervölkerung, die unverhältnißmäßig große Bevölkerung eines Ortes oder Landes, tritt theils da ein, wo der Boden die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse nicht in verhältnißmäßiger Menge erzeugt, oder die Herbeischaffung derselben aus der Ferne zu schwierig und zu kostbar seyn würde, (so in einigen Provinzen Indiens, China's und Japans, in Großbritannien und in Württemberg); wo die Menschen außer der Bearbeitung des Bodens nicht genug Erwerb finden, indem Handel und Gewerbe beschränkt, oder durch Hindernisse niedergedrückt werden, wo also ein großer Theil der Bevölkerung in Armuth verfallen muß. Wo Grund

und Boden zu dürftig sind, bleibt Auswanderung fast das einzige Mittel gegen U., obgleich auch dadurch etwas geholfen werden kann, daß man dem Landbau alle mögliche Aufmunterung und Unterstützung zu Theil werden läßt. Erschwerung des Heirathens als Gegenmittel hilft wenig; ebenso Erschwerung des Einwanderns, da gewöhnlich von Nachbarländern das Retorsionsrecht angewendet wird. Gegen U. einzelner Ortschaften ist allerdings Erschwerung der Aufnahme Auswärtiger ein wirksames Mittel, aber doch zum Nachtheil des ganzen Landes, da Erleichterung des Erwerbes und Unterkommens dadurch verhindert wird. Um die U. der Städte weniger fühlbar zu machen, ist die Ertheilung neuer Privilegien oder strenges Festhalten an den alten nur ein Palliativmittel, da gerade Verbreitung jeder Art des Erwerbes über das ganze Land das beste Ableitungsmittel ist.

Uechtland, (der alte Ausdruck für Oedland), heißt ein Landstrich in der Schweiz, der das Gebiet des jetzigen Cantons Freiburg (s. d.) und einige angränzende Strecken umfaßt. Er gehörte früher zu Hochburgund (s. d. Art. Burgund) und hatte seinen eigenen Grafen.

Uechtritz. 1) Ein aus Böhmen stammendes, von da nach Deutschland übergesiedeltes und namentlich in Sachsen, der Oberlausitz und Schlesien begütertes Adelsgeschlecht, aus dem wir anführen: Emil von, geboren zu Treben im Herzogthum Sachsen-Altenburg 1783, wurde 1804 bei der sächsischen Gesandtschaft am deutschen Reichstage angestellt; 1807 erhielt er den sächsischen Gesandtschaftsposten in Stuttgart und 1812 zugleich den bei dem Großherzog von Frankfurt. Vergeblich versuchte er Ende 1813 für die Befreiung des Königs von Sachsen zu wirken; er vermochte Nichts, als einige finanzielle Vortheile für den König zu erlangen; 1815 ward U. Gesandter am französischen Hofe und schloß 1818 den Vertrag wegen Privatreklamationen an Frankreich ab; 1827 wurde er von Paris abberufen und zum Oberkammerherrn, später zum wirklichen Geheimrath ernannt, aber 1830 wieder Gesandter an dem österreichischen Hofe und starb 1841 zu Wien. — 2) U, Friedrich von, ein namhafter dramatischer Dichter, geboren 1800 zu Görlitz, studirte zu Leipzig die Rechte, kam als Landgerichtsassessor nach Trier u. später nach Düsseldorf, wo er noch lebt, gegenwärtig sehr thätig für das Theater und die Akademie. Tieck und Immermann erkannten und förderten sein Talent. Seine Dramen zeichnen sich aus durch gute Erfindung, hohe Phantasie und schöne, bisweilen zu lyrische Sprache; die Durchführung sollte etwas gedrängter seyn. „Chrysostomus“ (1822), „Rom und Spartakus“ und „Rom und Otto III.“ (1823), „Alexander und Darius“ (1827 mit einer Vorrede von Tieck), „Das Ehrenschwert“ (1828), „Rosamunde“ (1833), „Die Babylonier in Jerusalem“ (1836). Außerdem: „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben“ (1839—1841) u. s. w.

Uferbau heißt jeder, an u. mit einem Ufer vorgenommene Bau, dessen Zweck ein dreifacher ist, entweder: durch Wegräumung der, durch die Beschaffenheit des Ufers entstandenen Hindernisse einen Fluß schiffbar zu machen, oder das anstoßende Land gegen Ueberschwemmungen, oder endlich das Ufer gegen den Abbruch des Wassers zu schützen. Im ersten Falle stehen die U.ten meist in Sprengung der, von dem Ufer vorspringenden Felsen, in Hinwegräumung der Sandbänke und in Einengung und Tieferlegung des Flußbeetes; im zweiten Falle in Anlegung von Deichen (s. d.) und im dritten Falle sucht man der Abschälung des Ufers vorzubeugen durch Anhägerung, Schlickfinger, Bekleiden durch Bollwerke und Futtermauern 2c. Bei U.ten muß man auch darauf Rücksicht nehmen, durch welche Art der Bewegung das Wasser dem Ufer Abbruch thut. Diese Bewegung kann ästuarisch oder wellenförmig seyn, wo sie den Namen Rollung, Wallung, Kabbelung, Stampfen oder Brandung bekommt und durch Steigen und Fallen der Wasseroberfläche durch die Fluth und durch stürmische Winde bewirkt wird. Hierdurch wird das Ufer nur auf der Oberfläche angegriffen, also Abschälung oder Uferabbruch im engern Sinne bewirkt. Die

andere Bewegung des Wassers ist die progressivische oder strömende: durch dieselbe wird das Ufer in der Tiefe beschädigt, also Grundbruch oder Stromabbruch bewirkt. Oft finden beide Beschädigungsarten eines Ufers zugleich Statt. Dem Grundbruch kann man dadurch abhelfen, daß man das in den Fluß hinuntergehende Stück Ufer durchsticht, also den Fluß rectificirt und der Strombahn eine andere Richtung gibt.

Ugarte y Larrizabal, Don Antonio, ein spanischer Staatsmann, der Abkömmling eines alten navarresischen Geschlechtes, wurde 1817 von dem russischen Gesandten am Hofe zu Madrid, Bailli Tatitscheff, dem Könige von Spanien empfohlen und stieg von da an immer höher in dessen Gunst. Besonders wurde er mit mehren wichtigen Aufträgen betraut, die der Monarch vor den Augen der Minister geheim gehalten wissen wollte. Er handelte fortwährend im innigsten Einverständnisse mit dem russischen Gesandten und betrieb unter anderen vorzüglich den Ankauf der russischen Schiffe, die zur Ueberfahrt der spanischen Truppen nach Amerika bestimmt waren. Allein ungeachtet der Gunst, in der er bei Ferdinand VII. stand, wurde er dennoch kurz vor dem Ausbruche der Revolution von 1820, besonders durch den Einfluß des Ministers, Herzogs von San Fernando, nach Segovia verwiesen, kehrte jedoch nach der Annahme der Constitution von Seiten des Königs zugleich mit diesem nach Madrid zurück, ohne aber seinen frühern Einfluß sogleich wieder gewinnen zu können. Indeß leitete er die geheime Correspondenz Ferdinands VII. mit dem Kaiser von Rußland und anderen Fürsten und wirkte sehr thätig zur Organisation der ersten royalistischen Insurrektion (1822). Nach der Wiederherstellung der königlichen Macht (1823) nahm sein Einfluß täglich mehr zu u. er veranlaßte den Sturz des Ministeriums Victor Saez. 1824 wurde er zum Sekretär des Ministeriums und zum Staatsrathe mit dem Range eines Ministers ernannt, leitete aber in der That als Chef das Ministerium, in welchem er das russische Interesse begünstigte, bewirkte den Sturz des bald darauf zusammengetretenen Ministeriums Ofalia und brachte Zea-Bermudez an die Spitze der Regierung. Da jedoch U. bald einsah, daß er sich durch die Wahl Zea's um die Gunst der Absolutisten gebracht hatte, schloß er sich an dessen vorzüglichsten Gegner, Calomarde, an, um ihn zu stürzen; allein Zea, dies bemerkend, brachte es dahin, daß der König am 17. März 1825 seinen bisherigen Günstling zum Gesandten in Turin ernannte, um ihn aus Spanien zu entfernen und, als er den Gesandtschaftsposten ablehnte, gab ihm Zea zu erkennen, daß er dann wenigstens Madrid verlassen und sich nach Toledo begeben müsse. Er ging daher nach Turin ab und wurde zwar 1827 wieder zurückgerufen, mußte jedoch Anfangs in Vittoria und später in Burgos verweilen und erhielt, als er im Mai 1829 im Begriff war, sich nach Madrid zu begeben, den Befehl, sich 15 Meilen von der Hauptstadt und den königlichen Lustschlössern entfernt zu halten. Er begab sich daher nach Buitrago und hierauf nach Guadalaxara. Endlich bewirkte der Minister Calomarde im Juni 1830 seine Zurückberufung nach Madrid, wo er jedoch noch in demselben Jahre starb.

Ugolino, s. Gherardesca.

Uhland, Johann Ludwig (pseud. Volker, der Recensent Spindelmann), geboren 26. April 1787 zu Tübingen, studirte daselbst von 1805—1808 Jurisprudenz, machte dann eine literarische Reise nach Paris u. trat 1811 als Advokat in Tübingen, 1812 als solcher in Stuttgart auf. Als der König Friedrich von Würtemberg 1815 die Stände berief, nahm sich U. der projektirten Constitution sehr an, ward 1819 von dem Oberamte Tübingen, 1820 von der Stadt Tübingen zum Ständemitgliede u. später in dem Ausschuß gewählt. Im Jahre 1830 ward er Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen, legte aber diese Stelle später freiwillig nieder, lebte als Privatmann und ist gegenwärtig Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Aecht lyrischer und dramatischer Dichter, Redner u. Literärhistoriker, vertieft er sich mit Vorliebe in die Natur und in die deutsche Vorzeit, singt mit deutscher Treue und deutscher Kraft

und ist als Lyriker längst der Liebling des deutschen Volkes. Ihm ist es mehr, als Anderen, gelungen, die antike Plastik mit der modernen Romantik zu verbinden. Ballade, Lied und Sonett sind es besonders, die er hier mit Glück bearbeitet. Seine Sprache ist gebildet, mit etwas alterthümlichem Anstrich ausgestattet, was seinen Balladen einen hohen Reiz verleiht. Als Dramatiker lieferte er zwei historische Schauspiele: „Ludwig der Bayer“ und „Ernst, Herzog von Schwaben“. Historische Treue, Einfachheit und poetische Haltung weisen dem letztgenannten einen ehrenvollen Platz in unserer dramatischen Literatur an. Groß sind die Verdienste, die sich U. als Literaturhistoriker in der Schrift „Ueber nordfranzösische Poesie“, in der Abhandlung über „Walther von der Vogelweide“ (1822) und über den „Mythus von Thor“ (1836) erworben hat; besonders aber verdienen seine „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ (1844) den Dank eines jeden Freundes unserer vaterländischen Poesie. Möge der Dichter uns bald mit der längst erwarteten Geschichte des deutschen Volksliedes beschenken! Von seinen Gedichten erschien die 1. Ausgabe 1815, die 13. Ausgabe 1843. „Herzog Ernst“ erschien zuerst in Heidelberg 1818, „Ludwig der Bayer“ zu Berlin 1819, beide zusammen in einer neuen Ausgabe, 1846. x.

Uhlich, Gottfried a. S. Elisabetha, Piarist, Professor der Numismatik und Diplomatik an der Hochschule zu Lemberg, geboren zu St. Pölten 1743, begann daselbst seine Studien trat in den Orden der frommen Schulen und wurde nach vollendeten Studien, Lehrer der Universalgeschichte und des deutschen Styles am Löwenburg'schen Convikte in Wien, beschäftigte sich nebenbei auch viel mit Schriftstellerei, besonders im Fache der Geschichte. 1785 erhielt er obengenannte Professur zu Lemberg, wo er auch den 13. Jänner 1794 starb. Im Drucke erschienen von ihm: Abriß der Universalhistorie, Wien 1778; Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges, Prag 1779; die historischen Hülfswissenschaften, Anhang zur Universalhistorie, Wien 1780; Leben Maria Theresia's, Prag 1782; die zweite Belagerung Wien's durch die Türken, Wien 1784; Praelectiones diplomaticae, Lemberg 1785; Praelectiones numismaticae, ebendas. 1785; die Belagerung Belgrad's, von der Entstehung dieser Festung bis auf unsere Zeiten, Leipzig 1791.

Uhren nennt man im Allgemeinen alle diejenigen Werkzeuge, mit denen die Zeit in gewisse Abschnitte getheilt und der Verlauf derselben gemessen wird. Es gehören daher in diesem weiteren Sinne auch die verschiedenen Sonnen-U., die Sand-U. und die früher gebräuchlichen Wasser-U. dazu, während man in einer engeren Bedeutung besonders die Räder-U. darunter versteht. Diese sind künstliche Maschinen, in denen entweder die Schwere von Gewichten, oder die Kraft einer Spiralfeder eine Bewegung hervorbringt, welche durch mehre, mit einander verbundene, Räder fortgepflanzt und durch eine eigene Vorrichtung, die Hemmung, regulirt wird, so daß das letzte Rad, auf dessen Zapfen ein Zeiger befestigt ist, sich möglichst genau in einem gewissen Zeitraume einmal um sich selbst dreht und der Zeiger auf einem Zifferblatte die verflossene Zeit angibt. Man theilt demnach die U. hauptsächlich in Gewichts-U. und in Feder-U.; zu den ersten gehören die Thurm-U. oder Groß-U., deren Räderwerk meist von Eisen ist und die von den Großuhrmachern in der Regel auf Bestellung gefertigt werden u. daher keinen Handelsartikel bilden; ferner verschiedene Wand-U.; zu den letzteren gehören die Stutz-U., Gemälde-U., Taschen-U. &c. Wenn mit der Hemmung ein Perpendikel oder Pendel verbunden ist, durch dessen immer gleichmäßigen Schwingungen der regelmäßige Gang der Uhr hervorgebracht wird, so nennt man die Uhr eine Pendeluhr und dazu gehören die Groß-U., die Wand-U. und die Stutz-U., wogegen namentlich bei den Taschen- u. anderen kleinen U. die Hemmung durch die Spiralfeder regulirt wird. Da der richtige und gleichmäßige Gang einer Uhr hauptsächlich durch die Hemmung hervorgebracht wird, so hat man in neuerer Zeit mehre, sehr sinnreiche, verbesserte Einrichtungen derselben erfunden, von denen hauptsächlich die Cylinder- und die

Ankerhemmung zu bemerken ist, welche besonders an Taschen-U. angebracht werden, und diese werden dann Cylinder- oder Anker-U. genannt. Beide Arten gehen genauer, als die gewöhnlichen mit Steigradhemmung und haben außerdem noch den Vorzug, daß sie viel flacher und zum Tragen viel bequemer sind als jene. Namentlich die Cylinder-U. sind daher sehr häufig im Gebrauch, obgleich sie bedeutend theurer sind, als die gewöhnlichen Taschen-U. Die größeren U. geben meist durch den Schlag eines Hammers auf eine Glocke, oder auf eine Stahlfeder die ganzen und halben Stunden, zuweilen auch die Viertelstunden an und heißen dann Schlag-U. Auch die Taschen-U. schlagen zuweilen, doch meist nur, wenn sie repetiren, d. h. wenn sie, nachdem man auf eine Feder gedrückt hat, die vergangene Stunde und die Viertelstunde durch Schläge eines Hämmerchens an eine Stahlfeder oder an eine Glocke angeben. Man nennt solche U. Repetir-U.; das Werk derselben ist sehr complicirt und daher sehr leicht Reparaturen unterworfen. Auch die Stutz- u. die Wand-U. haben zuweilen ein Repitirwerk, welches gewöhnlich durch eine, aus dem Uhrgehäuse hervorragende, Schnur in Bewegung gesetzt wird. Zuweilen ist mit dem Räderwerke größerer U. eine mechanische Vorrichtung in Verbindung gesetzt, welche alle Stunden oder halbe Stunden ein Musikstück spielt, indem sie eine sich drehende Walze enthalten, auf deren Oberfläche kleine Stifte eingeschlagen sind, welche entweder Hämmer in Bewegung setzen, die auf Stahlstäbchen schlagen, oder Pfeifen öffnen, in welche Wind eingeblasen wird, so daß auf beide Arten regelmäßige, eine Melodie bildende, Töne hervorgebracht werden. Man nennt solche U. Spiel- oder Musik-U. und die mit Pfeifen auch Flöten-U. Auch hat man Taschen-U. mit Musik, in denen gewöhnlich die Stiftchen der Walze unmittelbar auf kleine Stahlfedern drücken u. durch das Losschnellen derselben die Töne hervorbringen. Die meisten U. zeigen Stunden und Minuten an, indem sie zwei Zeiger, einen Stunden- u. einen Minuten-Zeiger haben, man nennt diese U. Minuten-U.; Sekunden-U. aber sind solche, welche noch einen dritten Zeiger haben, der in einer Minute umläuft, in jeder Sekunde aber um den 60sten Theil des Umkreises fortspringt. Die, zu astronomischen Beobachtungen bestimmten, U. haben zuweilen auch einen Zeiger, der in einer Sekunde einmal umläuft und dessen Bewegung über den 60sten Theil der Peripherie, also eine Tertie, angibt. Sie heißen Tertien-U. und haben gewöhnlich eine Vorrichtung, durch welche man, indem man auf einen Stift drückt, den Lauf des Tertienzeigers augenblicklich hemmen und dann sehen kann, wieviel Tertien er zurückgelegt hat. Datum-U. haben auf dem Zifferblatte einen, in 31 Theile getheilten, Kreis und einen Zeiger, der jedesmal um Mitternacht um einen solchen Theil fortrückt und so den Monatstag anzeigt. In den Monaten, welche weniger als 31 Tage haben, muß man am Abende des letzten Tages den Datumzeiger um ein Theil (im Febr. um 3 oder 2 Theile) fortrücken. Auch werden zuweilen U. verfertiget, welche den Monat, den Mondswechsel rc. anzeigen. Jede Uhr muß nach einer gewissen Zeit aufgezogen werden, d. h. bei einer Federuhr muß die Feder, wenn sie sich abgespannt hat, durch Umdrehung des Federstiftes wieder angespannt und bei einer Gewichtsuhr das Gewicht, wenn die Schnur desselben abgelaufen, oder wenn es bis auf den Fußboden gekommen ist, wieder aufgewunden werden. — Die Erfindung der Sand- und Wasser-U. fällt schon in eine undenklich frühe Zeit, jedoch gab es auch schon seit dem 6. christlichen Jahrhunderte Räder-U.; dieselben wurden aber meist durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt. Schon 760 schickte Papst Paul I. dem König Pipin ein Räderuhrwerk. 807 schenkte der Kalif Haroun-el-Raschid dem Kaiser, Karl dem Großen, ein Uhrwerk mit beweglichen Figuren, das auch die Stundenzahl durch Herabfallen eherner Kügelchen anzeigte. Die Erfindung der Uhr mit Rädern und Gewichten wird einem Archidiakonus Pacificus in Verona, der 846 starb, zugeschrieben, oder auch dem Franzosen Gerbert, der als Papst Sylvester II. 1003 starb. Trotzdem ist die Erfindung der Räder- und Gewichtuhr ungewiß. Im *11. Jahrhundert* war der Abt Wilhelm zu Hirschau

wegen eines Uhrwerks berühmt, das den Lauf der Gestirne anzeigte. 1232 erhielt der Kaiser, Friedrich II., von dem ägyptischen Sultan eine künstliche Uhr mit Räderwerk und einer Vorstellung des Laufes der Gestirne. Solche Räder-U. gab es in Italien schon im 13. Jahrhunderte und namentlich auf Kirchthürmen, welche Stunden schlugen. 1344 wurde eine Uhr am Thurme des Palastes zu Padua angebracht, die der Arzt Giovanni Dondi gemacht hatte. Dieselbe zeigte die Stunden, den jährlichen Lauf der Sonne, der zwölf Himmelszeichen und den Lauf der Planeten. In England wurde schon im 13. Jahrhunderte das Glockenhaus bei Westmünsterhall in London mit einer Schlaguhr versehen. Die erste Räderuhr verfertigte in England 1326 der Abt Richard Walingfort zu St. Alban. In Courtray in Frankreich gab es schon um 1332 eine Gewicht- und Schlaguhr. Bologna bekam seine erste Uhr 1356, Breslau 1368 durch Meister Schwelbelin, Straßburg 1370, Augsburg 1398. In Paris baute 1370 auf dem Thurme des Palais der deutsche Künstler, Heinrich von Wick, den Karl V. auf seine Kosten dorthin kommen ließ, eine vorzügliche Räderuhr. Die erste Uhr in Spanien war die auf der Kathedrale zu Sevilla 1400, die erste in Pavia 1402, in Nürnberg 1462, in Venedig 1493. Im J. 1484 brauchte Walther eine gut regulirte Uhr zu astronomischen Beobachtungen am Merkur. Tycho Brahe hatte 3 solcher U., die Minuten und Sekunden zeigten. Purbach brauchte 1500 in Wien Räder-U. mit Minuten und Sekunden zu astronomischen Beobachtungen. Die Erfindung der Taschen- oder Sack-U., die man ihrer Form wegen Nürnberger Eier nannte, welche in Nürnberg von Peter Hele (starb 1540) erfunden sind, geschah bald nach 1500; nicht erst 100 Jahre später durch den Straßburger Mathematiker Isaak Habrecht. Seitdem wurden in Nürnberg U. verfertigt, und namentlich waren hier die beiden Kunstschlosser Andreas Heinlein und Caspar Werner zu gleicher Zeit, (die beide um 1545 starben) wegen ihrer kleinen Uhrwerke, berühmt. Galilei benutzte 1649 das Pendel zuerst zur Regulirung des Ganges einer Uhr; Huygens scheint 1676 die Unruhe in den Taschen-U. angegeben zu haben und in demselben Jahre wurde von Barlow die erste Repetiruhr gebaut. Graham beseitigte 1715 durch den Compensations-Pendel, welcher durch den Einfluß der Wärme nicht ausgedehnt wird, die Hauptursache des unregelmäßigen Ganges der Pendel-U. In der neueren Zeit sind mannigfache Verbesserungen in den verschiedenen Uhrwerken angebracht worden, um dieselben gegen den wechselnden Einfluß der Wärme und Kälte unempfindlicher zu machen, weil dadurch der genaue Gang leidet. Facio ließ zuerst die Axen der Räder in Steinen laufen. Die ersteren flachen Taschen-U. baute der Uhrmacher Lépine in Frankreich, indem er in dem Räderwerk bedeutende Veränderungen vornahm. Seitdem nennt man in Frankreich &c. die flachen U. montres à la Lépine. Das sogenannte Echappement duplex baute zuerst Pierre Leroy. Der Erfinder des Echappement libre à détente ist Julien Leroy; die Ehre der Erfindung macht ihm zwar Ferdinand Berthoud streitig, jedoch hat dieser diesen Mechanismus nur vervollkommnet und verbreitet. Die Uhrmacherkunst hat sowohl für die Industrie, als auch für den Handel eine sehr große Bedeutung und ist der Wissenschaft in verschiedenen Beziehungen ebenso, wie dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, unentbehrlich geworden. Sie wird jetzt meist im Großen fabrikmäßig betrieben. In früherer Zeit war der Betrieb der Uhrmacherei in Frankreich beträchtlich, aber durch die Aufhebung des Edicts von Nantes wurden die thätigsten Bewohner aus Frankreich vertrieben. Sie ließen sich in der Schweiz nieder, wo jetzt die Uhrmacherkunst in ihrem ganzen Umfange, nebst der Fabrikation der Uhrmacherwerkzeuge, in dem Canton Neuenburg (Neufchatel) zu Locle, Chaux-des-Fonds &c. und in Genf blüht. Die Fabriken liefern, außer vollständigen Taschen-U. in Gold- oder Silbergehäusen, die einzelnen Stücke des sogenannten Gehwerkes, Dosen, Ringe, Uhrschlüssel, Petschafte &c. mit Spielwerken und Uhrmacher-Werkzeugen. Stutz-U. werden seit Jahren nicht mehr in der Schweiz gemacht. In Frankreich wird in Paris nicht sowohl die Uhr-

erei, als vielmehr nur U.-Handel mit adjustirten Schweizer Taschen- und
el-U. betrieben; dagegen liefern Besançon, Versailles, Beaucourt, Melun 2c.
Werke. Den Vorzug, vorzügliche Chronometer (s. d.) zu liefern, den
kreich behauptete, bestreiten mit Erfolg Englands Künstler. Die Schweizer
macherei liefert sowohl sehr feine, als gewöhnliche Uhrwerke, die durch die
Welt verbreitet werden. Die in England gearbeiteten Uhrwerke zeichnen sich
sehr genaue und solide Arbeit aus, haben aber auch einen verhältnißmäßig
höhren Preis. Sie werden nach Amerika und dem Orient ausgeführt. In
rreich wird in Wien die Fabrikation der Stutz-U. betrieben. In Deutsch-
ist, besonders im baden'schen Schwarzwalde, die Wand-U.-Fabrikation seit
Ende des 17. Jahrhunderts heimisch. Durch die Versuche des Schreiners
u. des einfachen Landmannes Kreuz ist sie zuerst hier bekannt geworden. Seit-
dehnte sie sich immer mehr aus u. es werden verschiedene Kunstwerke gebaut:
ug-U., Spiel-U. mit Glöckchen und Pfeifen, sogenannte astronomische U.,
k-U. 2c. Das Räderwerk bestand früher aus Holz, ist jetzt aber meist aus
ll gearbeitet. Die Schwarzwälder U.-Händler verbreiteten sich beinahe über
anze Erde und fuhren ihrer Heimath Verdienst zu. In Sachsen ist die
d-U.-Fabrikation zu Carlsfeld, im Obererzgebirge, im J. 1829 eingeführt und
durch eine Aktiengesellschaft betrieben.

Ukas nennt man in Rußland 1) Befehle oder Vorschriften, insofern
solche nicht auf Willkühr, sondern auf Grundsätze beziehen (daher nauka, die
enschaft); 2) eine spezielle Anordnung, oder ein Gesetz, welches un-
lbar vom Kaiser ausgegangen ist.

Ukermark heißt der nördlichste Theil der Mark Brandenburg (s. d.) am
n Ufer der Oder, der südlich an die Mittelmark, westlich an diese und an
lenburg-Strelitz und östlich und nördlich an die Neumark und an Pommern
zt. Sie zählt etwa 100,000 Einwohner auf 67 □ Meilen und bildet jetzt
Theil des Regierungsbezirks Potsdam u. zwar die Kreise Prenzlau, Temp-
und Angermünde; ihren Namen hat sie entweder von dem Flüßchen Uker, oder
dem alten wendischen Volksstamme der Ukern. — Zu Anfang des 15. Jahr-
erts gehörte die U. nur ihrem größern Theile nach zur Mark, bis 1472
ürst Albrecht Achilles durch den Friedensvertrag mit Erich II., Herzog von
mern, auch die, bis dahin von den Pommern behaupteten, nordöstlichen
le derselben erhielt.

Ukert, Friedrich August, ein verdienter deutscher Geograph und Histori-
geboren zu Eutin 1780, studirte seit 1800 zu Halle, wurde 1804 Hauslehrer
Danzig, 1807 Erzieher der Söhne Schillers, folgte aber schon im Jahre dar-
einem Rufe als Professor an das Gymnasium zu Gotha und wurde bald
if Hofrath und Oberbibliothekar der herzoglichen Bibliothek daselbst. Man
von ihm: Handbuch der Geographie der Griechen und Römer, Weimar
—46, 3 Bde.; Erdbeschreibung von Afrika (in Hassel's u. Gaspari's, Hand-
der Erdbeschreibung, 21 und 22 Bde.), ebend. 1824 ff.; Gemälde von
henland, Königsberg 1811, neue Auflage, Darmstadt 1833; Italien, Chre-
thie, Gotha 1823. In Verbindung mit Heeren (s. d.) und nach dessen
allein gab er seit 1820 die Geschichte der europäischen Staaten, Hamburg
erthes heraus, sowie mit Jacobs die Beiträge zur ältern Literatur oder Merk-
igkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, Leipzig 1835—38, 3 Bde.

Ukraine (nicht Ukräne). Den, eigentlich nur noch historischen Namen U.
uzland) führen zwei lange, schmale, von Kosaken bewohnte Streifen Landes,
rdöstlichen und südwestlichen Theile Kleinrußlands (s. d.), links und
vom Dnieper. Wie die Moskowiter gegen die Polen und Tataren die
kleinrussischen Krieger (Kasaki) an ihren Gränzen ansiedelten, eben so mach-
die Polen an ihrer Gränze gegen die Türken und Tataren und es ent-
auch bei ihnen die Benennung U., die dann im Gegensatze jener großrus-
U. wohl die Bezeichnung „polnische“ erhielt. Die zwischen beiden

wegen eines Uhrwerks berühmt, das den Lauf der Gestirne anzeigte. 1232 erhielt der Kaiser, Friedrich II., von dem ägyptischen Sultan eine künstliche Uhr mit Räderwerk und einer Vorstellung des Laufes der Gestirne. Solche Räder-U. gab es in Italien schon im 13. Jahrhunderte und namentlich auf Kirchthürmen, welche Stunden schlugen. 1344 wurde eine Uhr am Thurme des Palastes zu Padua angebracht, die der Arzt Giovanni Dondi gemacht hatte. Dieselbe zeigte die Stunden, den jährlichen Lauf der Sonne, der zwölf Himmelszeichen und den Lauf der Planeten. In England wurde schon im 13. Jahrhunderte das Glockenhaus bei Westmünsterhall in London mit einer Schlaguhr versehen. Die erste Räderuhr verfertigte in England 1326 der Abt Richard Walingfort zu St. Alban. In Courtray in Frankreich gab es schon um 1332 eine Gewicht- und Schlaguhr. Bologna bekam seine erste Uhr 1356, Breslau 1368 durch Meister Schwelbelin, Straßburg 1370, Augsburg 1398. In Paris baute 1370 auf dem Thurme des Palais der deutsche Künstler, Heinrich von Wick, den Karl V. auf seine Kosten dorthin kommen ließ, eine vorzügliche Räderuhr. Die erste Uhr in Spanien war die auf der Kathedrale zu Sevilla 1400, die erste in Pavia 1402, in Nürnberg 1462, in Venedig 1493. Im J. 1484 brauchte Walther eine gut regulirte Uhr zu astronomischen Beobachtungen am Merkur. Tycho Brahe hatte 3 solcher U., die Minuten und Sekunden zeigten. Purbach brauchte 1500 in Wien Räder-U. mit Minuten und Sekunden zu astronomischen Beobachtungen. Die Erfindung der Taschen- oder Sack-U., die man ihrer Form wegen Nürnberger Eier nannte, welche in Nürnberg von Peter Hele (starb 1540) erfunden sind, geschah bald nach 1500; nicht erst 100 Jahre später durch den Straßburger Mathematiker Isaak Habrecht. Seitdem wurden in Nürnberg U. verfertigt, und namentlich waren hier die beiden Kunstschlosser Andreas Heinlein und Caspar Werner zu gleicher Zeit, (die beide um 1545 starben) wegen ihrer kleinen Uhrwerke, berühmt. Gallilei benutzte 1649 das Pendel zuerst zur Regulirung des Ganges einer Uhr; Huygens scheint 1676 die Unruhe in den Taschen-U. angegeben zu haben und in demselben Jahre wurde von Barlow die erste Repetiruhr gebaut. Graham beseitigte 1715 durch den Compensations-Pendel, welcher durch den Einfluß der Wärme nicht ausgedehnt wird, die Hauptursache des unregelmäßigen Ganges der Pendel-U. In der neueren Zeit sind mannigfache Verbesserungen in den verschiedenen Uhrwerken angebracht worden, um dieselben gegen den wechselnden Einfluß der Wärme und Kälte unempfindlicher zu machen, weil dadurch der genaue Gang leidet. Facio ließ zuerst die Axen der Räder in Steinen laufen. Die ersteren flachen Taschen-U. baute der Uhrmacher Lépine in Frankreich, indem er in dem Räderwerk bedeutende Veränderungen vornahm. Seitdem nennt man in Frankreich ꝛc. die flachen U. montres à la Lépine. Das sogenannte Echappement duplex baute zuerst Pierre Leroy. Der Erfinder des Echappement libre à détente ist Julien Leroy; die Ehre der Erfindung macht ihm zwar Ferdinand Berthoud streitig, jedoch hat dieser diesen Mechanismus nur vervollkommnet und verbreitet. Die Uhrmacherkunst hat sowohl für die Industrie, als auch für den Handel eine sehr große Bedeutung und ist der Wissenschaft in verschiedenen Beziehungen ebenso, wie dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, unentbehrlich geworden. Sie wird jetzt meist im Großen fabrikmäßig betrieben. In früherer Zeit war der Betrieb der Uhrmacherei in Frankreich beträchtlich, aber durch die Aufhebung des Edicts von Nantes wurden die thätigsten Bewohner aus Frankreich vertrieben. Sie ließen sich in der Schweiz nieder, wo jetzt die Uhrmacherkunst in ihrem ganzen Umfange, nebst der Fabrikation der Uhrmacherwerkzeuge, in dem Canton Neuenburg (Neufchatel) zu Locle, Chaux-des-Fonds ꝛc. und in Genf blüht. Die Fabriken liefern, außer vollständigen Taschen-U. in Gold- oder Silbergehäusen, die einzelnen Stücke des sogenannten Gehwerkes, Dosen, Ringe, Uhrschlüssel, Petschafte ꝛc. mit Spielwerken und Uhrmacher-Werkzeugen. Stutz-U. werden seit Jahren nicht mehr in der Schweiz gemacht. In Frankreich wird in Paris nicht sowohl die Uhr-

macherei, als vielmehr nur U.-Handel mit adjustirten Schweizer Taschen- und Pendel-U. betrieben; dagegen liefern Besançon, Versailles, Beaucourt, Melun ꝛc. gute Werke. Den Vorzug, vorzügliche Chronometer (s. d.) zu liefern, den Frankreich behauptete, bestreiten mit Erfolg Englands Künstler. Die Schweizer Uhrmacherei liefert sowohl sehr feine, als gewöhnliche Uhrwerke, die durch die ganze Welt verbreitet werden. Die in England gearbeiteten Uhrwerke zeichnen sich durch sehr genaue und solide Arbeit aus, haben aber auch einen verhältnißmäßig viel höhren Preis. Sie werden nach Amerika und dem Orient ausgeführt. In Oesterreich wird in Wien die Fabrikation der Stutz-U. betrieben. In Deutschland ist, besonders im baden'schen Schwarzwalde, die Wand-U.-Fabrikation seit dem Ende des 17. Jahrhunderts heimisch. Durch die Versuche des Schreiners Lenz u. des einfachen Landmannes Kreuz ist sie zuerst hier bekannt geworden. Seitdem dehnte sie sich immer mehr aus u. es werden verschiedene Kunstwerke gebaut: Schlag-U., Spiel-U. mit Glöckchen und Pfeifen, sogenannte astronomische U., Kukuk-U. ꝛc. Das Räderwerk bestand früher aus Holz, ist jetzt aber meist aus Metall gearbeitet. Die Schwarzwälder U.-Händler verbreiteten sich beinahe über die ganze Erde und fuhren ihrer Heimath Verdienst zu. In Sachsen ist die Wand-U.-Fabrikation zu Carlsfeld, im Obererzgebirge, im J. 1829 eingeführt und wird durch eine Aktiengesellschaft betrieben.

Ukas nennt man in Rußland 1) Befehle oder Vorschriften, insofern sich solche nicht auf Willkühr, sondern auf Grundsätze beziehen (daher nauka, die Wissenschaft); 2) eine spezielle Anordnung, oder ein Gesetz, welches unmittelbar vom Kaiser ausgegangen ist.

Ukermark heißt der nördlichste Theil der Mark Brandenburg (s. d.) am linken Ufer der Oder, der südlich an die Mittelmark, westlich an diese und an Mecklenburg-Strelitz und östlich und nördlich an die Neumark und an Pommern gränzt. Sie zählt etwa 100,000 Einwohner auf 67 □ Meilen und bildet jetzt einen Theil des Regierungsbezirks Potsdam u. zwar die Kreise Prenzlau, Templin und Angermünde; ihren Namen hat sie entweder von dem Flüßchen Uker, oder von dem alten wendischen Volksstamme der Ukern. — Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gehörte die U. nur ihrem größern Theile nach zur Mark, bis 1472 Kurfürst Albrecht Achilles durch den Friedensvertrag mit Erich II., Herzog von Pommern, auch die, bis dahin von den Pommern behaupteten, nordöstlichen Theile derselben erhielt.

Ukert, Friedrich August, ein verdienter deutscher Geograph und Historiker, geboren zu Eutin 1780, studirte seit 1800 zu Halle, wurde 1804 Hauslehrer in Danzig, 1807 Erzieher der Söhne Schillers, folgte aber schon im Jahre darauf einem Rufe als Professor an das Gymnasium zu Gotha und wurde bald darauf Hofrath und Oberbibliothekar der herzoglichen Bibliothek daselbst. Man hat von ihm: Handbuch der Geographie der Griechen und Römer, Weimar 1816—46, 3 Bde.; Erdbeschreibung von Afrika (in Hassel's u. Gaspari's, Handbuch der Erdbeschreibung, 21 und 22 Bde.), ebend. 1824 ff.; Gemälde von Griechenland, Königsberg 1811, neue Auflage, Darmstadt 1833; Italien, Chrestomathie, Gotha 1823. In Verbindung mit Heeren (s. d.) und nach dessen Tod allein gab er seit 1820 die Geschichte der europäischen Staaten, Hamburg bei Perthes heraus, sowie mit Jacobs die Beiträge zur ältern Literatur oder Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, Leipzig 1835—38, 3 Bde.

Ukraine (nicht Ukräne). Den, eigentlich nur noch historischen Namen U. (Gränzland) führen zwei lange, schmale, von Kosaken bewohnte Streifen Landes, im nordöstlichen und südwestlichen Theile Kleinrußlands (s. d.), links und rechts vom Dnieper. Wie die Moskowiter gegen die Polen und Tataren die freien, kleinrussischen Krieger (Kasaki) an ihren Gränzen ansiedelten, eben so machten es die Polen an ihrer Gränze gegen die Türken und Tataren und es entstand auch bei ihnen die Benennung U., die dann im Gegensatze jener großrussischen U. wohl die Bezeichnung „polnische" erhielt. Die zwischen beiden

Ukrainen liegenden Länder des Pultawa'schen, Czernigow'schen und nördlichen Kiew'schen Gouvernements wurden nie zu einer derselben gerechnet und hießen immer vorzugsweise Malorossija (Kleinrußland). Die westlichen Geographen machten dann für ihre Bequemlichkeit aus allen diesen polnischen und großrussischen Gränzländern, nebst dem übrigen Kerne Kleinrußlands, Ein Land, welches sie willkührlich U. hießen. Der Name der polnischen U. ist mit dem polnischen Staate verschwunden u. auch der der russischen U. wird von dem gemeinen Manne nicht mehr gebraucht, sondern höchstens noch aus dem Munde des gebildeten Publikums gehört. Doch begreift dieses darunter nur die Kreise jener ehemaligen kosakischen Gränzsloboden (Gränzorte) und unterscheidet immer davon die Gouvernements Pultawa, Kiew und Czernigow. Officiell heißt die großrussische U. jetzt das Gouvernement Charkow, so daß es also z. B. keinen Statthalter der U., sondern nur von Charkow gibt. Die Hauptstadt der U., Charkow, ist entschieden einer der wichtigsten und interessantesten Orte des russischen Reiches. Lassen wir die Residenzstädte Moskau und Petersburg, sowie die großen Hafenplätze Odessa und Riga aus dem Spiele, so nimmt Charkow in jeder Hinsicht einen der ersten Plätze in der ersten Rangclasse der russischen Provinzialstädte ein. Seine Einwohnerzahl (neuestens 34,000) stellt es Kiew, Kurks, Tula, Nowgorod an die Seite; sein Handel ist lebhafter, als der von Kiew, seine Universität wetteifert mit Wilna und Kasan, seine Messen und Jahrmärkte, mit denen von Nischnei-Nowgorod und seine feine Gesellschaft ist selbst vornehmer und größer, als die von Kasan und Kiew. Ein Kosak, Charkow, war es, der vor etwa 260 Jahren am Zusammenflusse des Lopan und der Charkowka seine Chate (Lehmhaus) baute, um welche sich bald ein ganzes Dorf ansiedelte. Der Moskauische Czar Alexei Michailowitsch verlegte dann eines seiner Kosakenregimenter hierher und dieß, sowie andere, den Handel des Ortes begünstigende Umstände und endlich ihre Erhebung zur Hauptstadt eines Gouvernements (1780, zur Zeit Katharinens), machte die Colonie so bedeutend, wie sie sich uns jetzt zeigt (s. Charkow). — Was die natürliche Beschaffenheit der mit dem Namen U. bezeichneten Landstriche anbelangt, so haben sie einen sehr fruchtbaren Getreidboden und herrliche, mit zahllosen Rindvieh- und Schafheerden bedeckte Wiesen. — J. G. Kohl: Charkow und die Ukraine, Ausland 1839; Blasius' Reise im europäischen Rußland. mD.

Ulanen, eine Gattung leichter Reiterei, die eigentlich tatarischen Ursprunges ist, dann aber in Polen eingeführt und von den Königen zunächst zum besondern Dienste, z. B. Escortiren, nachher auch im Kriege gebraucht wurden. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze. Die oben an derselben befestigte Fahne dient dazu, durch ihr Flattern die Pferde des Feindes scheu zu machen. Wenn die Lanze geschickt geführt wird, ist sie allerdings beim Angriffe und der Verfolgung von großer Wirkung. In der Folge wurden die U. bei dem österreichischen und im siebenjährigen Kriege auch bei dem preußischen Heere, in den neuesten Zeiten aber bei den meisten europäischen Heeren errichtet. Doch sprechen alle Sachkundige den Polen den Preis der Geschicklichkeit zu.

Uleaborg, Hauptstadt des gleichnamigen Län, im russischen Großfürstenthum Finnland, an der Mündung des Ulea in den bottnischen Meerbusen, ist der Bedeutung nach die dritte Stadt des Landes und seit dem großen Brande von 1822 regelmäßig und viel geräumiger, als früher, wieder erbaut. Die Stadt hat eine schöne Kirche, ein Gymnasium, einen Hafen, Leuchtthurm, Schiffswerfte, eine besuchte Mineralquelle und über 5000 Einwohner, welche Schiffsbau, Lachsfang und einen bedeutenden Handel mit Theer, Pech, Holzschnittwaaren, Fischen, Butter rc., treiben.

Ulema's, nennt man bei den Türken die Classe der Rechtsgelehrten, welche zugleich als Geistliche betrachtet werden, da das Recht oder bürgerliche Gesetz der Türken eben sowohl, als ihre Religion, von Muhamed herkommt und in ihrem *Religionsbuche, dem* Koran, auf den sich auch alle späteren gesetzlichen Vor-

riften gründen, enthalten ist. Das Oberhaupt der U. ist der Mufti (s. d.). e oberste Stelle nach diesem nimmt dann der Kadileskier ein, deren es i gibt, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Aegypten. Sie ben Sitz und Stimme im Divan; alle Kadi's oder Unterrichter in dem ihnen tergebenen Theile des Reichs stehen unter ihnen und werden von ihnen angellt. Die Stelle eines Kadileskiers bahnt den Weg zu der Würde des Mufti; kann keiner die letztere erlangen, wenn er nicht vorher jene mit Ehre und ifall bekleidet hat. Die dritte Classe der U. machen die Mollah's aus, , nach der Größe des Gehaltes, vom ersten oder zweiten Range sind und Oberrichter in den einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die adi's (s. d.), oder Unterrichter, welche überall in erster Instanz Recht echen.

Ulfilas, Bischof der Westgothen, gestorben 388 im 70. Lebensjahre, stammte n christlichen Eltern, welche aus Salagolthina in Capadocien gebürtig waren. unterwies die Gothen 33 Jahre lang im christlichen Glauben und übersetzte heil. Schrift *) ins Gothische, wozu er, wie nicht unwahrscheinlich ist, ein genes, theils altgermanisches, theils dem griechischen entlehntes Alfabet erfand. ieses Werk blieb Jahrhunderte lang bei den Gothen im größten Ansehen und Sprache desselben wurde noch im 9. Jahrhunderte verstanden. Seitdem gerieth gänzlich in Vergessenheit und nur die Nachrichten griechischer Kirchenhistoriker zeugten, daß einst ein U. gelebt habe und eine von ihm verfaßte Uebersetzung r Bibel vorhanden gewesen sei. Am Ende des 16. Jahrhunderts verbreitete h durch einen, in hessischen Diensten stehenden, Geometer Arnold Mercator die nkle Kunde von einer, in der Abtei Werden befindlichen, Handschrift, die eine alte deutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthalte. In der Folge gelangte ese Handschrift nach Prag, von wo sie nach Eroberung dieser Stadt durch den rafen Königsmark (1648) nach Schweden gebracht wurde und noch heutzutage der Bibliothek von Upsala unter dem Namen des „Silbernen Codex" Codex argenteus) aufbewahrt wird. 1818 entdeckten der jetzige Cardinal Angelo Mai und der Graf Castiglione in dem lombardischen Kloster Bobbio die U.sche Uebersetzung der Briefe des Apostels Paulus. Von der Uebersetzung des alten Testamentes sind nur wenige Zeilen erhalten worden. C. Pfaff.

Ulloa, 1) Don Antonio di, Generaldirektor der spanischen Marine, der Abkömmling einer edeln Familie, geboren zu Sevilla 12. Januar 1716, widmete ch früher dem Seedienste und wurde schon 1733 Capitän einer königlichen Fregatte. Im folgenden Jahre erhielt er den Auftrag, der berühmten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel in Südamerika beizuwohnen und blieb is 1744 in Quito. Nach seiner Rückkehr machte er auf königlichen Befehl eine ameralistische Reise durch einen großen Theil von Europa und wendete seine gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen mit patriotischem Eifer zum Besten seines Vaterlandes an. Unter anderen war er der vorzüglichste Beförderer der königlichen Wollenmanufakturen, vollendete die großen Kanäle und Bassins von Karthagena nd Ferrol, belebte die berühmten Quecksilberminen von Almaden auf's Neue, ing 1759 in eben dieser Absicht nach Peru in die Quecksilberminen von Guanavellica und wurde von da 1766 zum Gouverneur des an Spanien abgetretenen ouisiana ernannt, blieb aber wegen erfolgter Unruhen nicht lange an dieser Stelle. Der König erhob ihn endlich zum Ritter und Commandeur des St. agoordens, zum Generallieutenant der königlichen Flotten und zum Generaldirekr der ganzen spanischen Marine, in welcher Würde er den 5. Juli 1795 auf inem Landhause unweit Cadix starb. — U. war einer der berühmtesten und verenstvollsten Männer seiner Nation im 18. Jahrhundert, der mit geprüfter Ein-

*) „Die Ueberlieferung sagt, allein mit Ausnahme der vier Bücher der Könige, um durch die darin enthaltenen Kriegsgeschichten den kriegerischen Sinn seines Volkes nicht zu entflammen. Vilmar.

sicht alles Gute patriotisch beförderte und sich nicht allein um die Verbesserung der Marine und Manufakturen, sondern auch um die Ausbreitung der Wissenschaften in Spanien, sonderlich der mechanischen und physikalischen, große Verdienste erwarb. Von seinen eigenen gelehrten Kenntnissen und seinem tiefen Beobachtungsgeiste zeugen vornämlich folgende Werke, die in der Länder- u. Völkerkunde ein klassisches Ansehen behaupten: A la America meridional, Madr. 1748, 2 Bde., 4. mit 47 Kpf.; deutsch im 9. Bde. der allgemeinen Hist. der Reisen; besser französ., Amsterdam 1752, 2 Bde., 4., auch englisch; Noticias Americanas sobre la America meridional y la septendrional oriental, Madr. 1772, 4.; deutsch von J. A. Dieze, mit Zusätzen von J. G. Schneider, Leipzig 1781, 2 Bde.; französisch, mit Anmerkungen und Zusätzen von Le Febure de Villebrune, Paris 1787, 2 Bde. 8. Oefter hat man U. mit 2) Don Bernardo di Ulloa, einem seiner nahen Verwandten, verwechselt, dem Verfasser des interessanten Werks: Restablecimiento de las Fabricas y commercio Espanol, Madr. 1740, neuer Abdruck, ebend. 1765; franzöf. (von Plumard de Dangeul) Amsterdam 1761, 8., welches auch wichtige Aufsätze von Antonio selbst enthält. S. European. Magaz. 1790, Oct. 203; Allgemeine lit. Zeit. 1796, Intelligenzbl. Nr. 110.

Ulm, ehemalige deutsche Reichsstadt, jetzige Hauptstadt des württembergischen Donaukreises, am linken Ufer der Donau, und demnächst im Bau vollendete deutsche Reichsfestung, deren Werke sich auch über die, am rechten Donauufer gelegene, bayerische Stadt Neu-U. ausdehnen, liegt in einer ausnehmend fruchtbaren Ebene, ist nach altreichsstädtischer Weise eng, aber stattlich gebaut, hat 5 Thore, eine schöne, von Bayern und Württemberg gemeinschaftlich erbaute, steinerne Brücke über die Donau, fünf steinerne und drei hölzerne Brücken über die hier einmündende Blau und, einschließlich der Garnison, bei 20,000 Einwohner. Das merkwürdigste Bauwerk U.s ist unstreitig der Münster, die größte deutsche Kirche und eines der schönsten Denkmale germanischer Baukunst, angefangen 1377 unter dem Bürgermeister Ludwig Krafft, von Meister Heinrich. Die Schiffe wurden von Moritz Ensinger vollendet 1478, der Thurm aufgeführt von Burkhard Engelberger um 1500. Länge 432′, Breite 170′, Höhe des Mittelschiffes 141′, der Seitenschiffe 70½′, des Chors 90′; 20 große Pfeiler. Ueber dem Eingang erhebt sich der Thurm, der, in dem Plan auf 520′ angelegt, nur auf 234′ ausgebaut und durch einen modernen Aufsatz bis 337′ erhöht worden. Zwei Thürme im Osten sind fast ganz unausgeführt. Am Südportal der Ostseite ist ein Denkstein eingemauert, auf dem das Modell des Münsters (nach der ersten Anlage) zu sehen, von L. Krafft der Madonna dargereicht. Am Hauptportal Sculpturen aus dem 15. Jahrhunderte. Im Innern das Sacramenthaus, nördlich vom Kreuzaltar vor dem Chor, 1469 angefangen, 90′ hoch, wahrscheinlich von Adam Krafft. Der Taufstein unter einem Baldachin von 3 Säulen, geziert mit 4 Löwen und 8 Heiligen des alten Bundes, 1470 von Jörg Syrlin. Die Chorherrenstühle von demselben 1469 — 74. Der Weihkessel von 1507. Die Kanzel, am siebenten Pfeiler des Mittelschiffs, von Burkhard Engelberger; die Kanzeldecke von J. Syrlin 1510. Am mittlern oder Kreuz-, auch Seelen-Altar, das Abendmahl von Schäufele, mit Chorstühlen an der Rückwand von J. Syrlin; am Choraltar Bildschnitzwerk von 1521, Malereien von M. Schaffner, Glasfenster von Cramer und Hans Wild 1480. In der Kapelle der Besserer alte Gemälde und Glasmalereien; in der Sakristei ein kleines Altärchen, wahrscheinlich von M. Schongauer. In der Neidhardt'schen Kapelle alte Bildschnitzereien und Gemälde. Die Orgel hat 45 Register und 3000 Pfeifen. Das Rathhaus aus dem 15. Jahrhundert, mit Bilderresten aus dem 16. Jahrhundert; der Ehinger Hof mit wohl erhaltenen Fresken; die Dreifaltigkeitskirche; die katholische Kirche; der vor einigen Jahren restaurirte gothische Brunnen bei dem Rathhause &c. U. ist Sitz der königlichen Regierung, Finanzkammer und des Gerichtshofes für den Donaukreis. Auch findet man daselbst ein Gymnasium, Realschule, *Stadtbibliothek*, Verein für oberschwäbische Alterthumskunde und viele wohlthätige

und gemeinnützige Anſtalten. U. iſt einer der wichtigſten Gewerbs- und Handelsplätze Württembergs, wozu die demnächſt hergeſtellte, über hier gehende Eiſenbahnverbindung zwiſchen dem Rhein und Bodenſee, ſowie die in Ausſicht ſtehende Verbindung mit Augsburg und München einer- und mit Nürnberg, Leipzig, Berlin ꝛc. anderſeits noch ungemein fördernd einwirken dürfte. Man findet hier ſtarke Leinwand- und Barchentweberei, gute Bleichen, Leder-, Karten-, Papier-, Buntpapier-, Tabaks-, Tabaksdoſen-, Meſſing-, Blechwaaren-, Bleizug-, chemiſche Zunder- und Feuerſchwammfabriken, man fertigt chirurgiſche Inſtrumente, Uhren u. braut viel Bier und Eſſig. Bekannt u. berühmt ſind auch die Ulmer Pfeifenköpfe, die von 40 Meiſtern verfertigt werden, Ulmer Gerſte oder Graupen, Ulmer Dinkelmehl, Zuckerbrod und die in der Gegend gemäſteten Schnecken. Ferner beſitzt U. Eiſen- und Kupferhämmer, eine Glockengießerei, Seidenfärbereien, Runkelrübenzuckerfabriken. Eben ſo gibt es hier viele fleißige und geſchickte Gärtner, welche die ganze Gegend mit Gemüſen (vorzüglich Spargeln u. Blumenkohl) u. Blumen verſorgen und Handel mit Gartenſämerei treiben. U. iſt aber auch ein wichtiger Handelsplatz, namentlich ein ſehr bedeutender Ort für die hier beginnende Donauſchifffahrt, da ſehr viele Waaren, die vom Unterrhein, den holländiſchen und belgiſchen Seehäfen nach den Donauſtädten beſtimmt ſind, den Rhein herauf bis Mannheim und von dort per Achſe bis U. gehen, um hier auf Donauſchiffe verladen zu werden. In dieſer Hinſicht hat der bedeutende Speditionshandel der Stadt eine, großen Nachtheil bringende, Concurrenz an Regensburg erhalten, welches, durch den Donau-Mainkanal begünſtigt, dieſe Waaren immer mehr an ſich ziehen wird, beſonders, wenn es einſt auch durch Eiſenbahnen mit dem Rhein und Main verbunden iſt. Mit der Donauſchifffahrt beſchäftigen ſich gegen 50 Schiffsmeiſter; außerdem beſteht hier eine Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft. Die größten Schiffe, welche in U. für die Donau gebaut werden, heißen Haupt- oder Schwabenſchiffe, ſind 72 Fuß lang und laden von 300 bis 500 Centner. — Von ungewiſſem Urſprunge, wird U. zuerſt in einer Urkunde vom Jahre 843 genannt u. ward von Karl dem Dicken als Stadt beſtätigt. Im 12. Jahrhundert hielt es zu den Hohenſtaufen gegen Heinrich von Bayern, der es 1134 zerſtörte. 1140 wieder aufgebaut, nahm es, begünſtigt von den Kaiſern, zu und wurde noch vor dem Interregnum Reichsſtadt, als welche es mit den Grafen von Dillingen und von Württemberg viele Fehden zu beſtehen hatte. 1526 bis 1528 wurde der Proteſtantismus hier eingeführt und 1554 mußten die Katholiken den Münſter räumen. Wegen Theilnahme an dem ſchwäbiſchen und ſpäter an dem ſchmalkaldiſchen Bunde hatte U. viel zu leiden und wegen Nichttheilnahme am Fürſtenbunde 1555 gleichfalls. Hart litt die Stadt im 30jährigen Kriege durch Belagerung, Brandſchatzung und Peſt 1635. Im Succeſſionskriege wurde ſie 1702 von den Bayern überrumpelt und 100 Jahre ſpäter, in denen ſie wieder ihr eigener Herr geworden und ſich befeſtigt hatte, 1800, von denſelben völlig in Beſitz genommen. 1810 kam die Stadt an Württemberg und ſeit 1843 wird ſie als deutſche Reichsfeſtung erſten Ranges auf's Neue befeſtigt. Bereits blickt die Wilhelmsburg mit der Wilhelmsfeſte von dem Michaelisberge majeſtätiſch herab und das Ganze iſt ſeiner Vollendung nahe. U. iſt die Vaterſtadt vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler und der Mittelpunkt eines thätigen Kunſtlebens. S. Weyermann, Nachrichten ꝛc., Ulm 1708; Grüneiſen, Kunſtleben im Mittelalter, 1840. Hier lebte auch der um ſeiner geiſtigen Lyrik willen berühmte Dominikanermönch Suſo im 14. Jahrhundert.

Ulme oder **Rüſter** (*Ulmus*), einer der nützlichſten und auf gutem Boden ſehr ſchnell wachſenden Bäume, der nordiſcher Kälte beſſer, als Eichen und Buchen, Trotz bietet, mit wechſelweiſe ſtehenden Blättern, einblätteriger und glockenförmiger Blumendecke, fünf pfriemenförmigen Staubfäden und vierſeitigen Staubbeuteln. Die Samenkapſel iſt eine häutige, breitgedrückte, mit einem einzigen, rundlichen, weißlichen Kern. Es gibt folgende Arten: 1) die gemeine breitblätterige (*U. campestris*), mit langen, breiten, zugeſpitzten, rauhen und

steifen Blättern; die jungen Zweige sind glatt, zähe und weißlich und wachsen sperrhaft, die Pfahlwurzel geht sehr tief. Das Holz ist weich, aber doch ein besuchtes Nutzholz zu manchem Behufe; 2) die glattblätterige weiße (U. glabra), hat gemaserte Fibern und sperrige Zweige; 3) die englische breitblätterige (U. scabra), hat die größten Blätter und einen ungleich gezähnten Rand. Die Rinde der jungen Zweige ist glatt und gelbbräunlich, aber das Holz ist weich und brüchig; 4) die kleinblätterige oder rothe (U. sativa) die Blätter sind hellgrün, die Rinde ist dunkel, rauh und aufgeborsten. Ihr Boden kann trocken seyn. Sie liefert gutes Schiffbauholz und Holz zu Wagen und Mühlen, da sich die Planken niemals werfen, auch wegen der schönen Adern Tischlerholz. Man hauet diese U.n gegen Ende des Herbstes. Auch zur Köpfung der Zweige ist der Baum geeignet; 5) die holländische (U. hollandica), mit ziemlich breiten, oval zugespitzten, dunkelgrünen Blättern. Die schwammige Rinde der Zweige reißt sich auf und wird furchig; 6) die kanadische, virginische oder karolinische (U. americana), die Blätter gleichen fast jenen der rothen, haben oben eine rauhe und unten eine glatte Oberfläche mit Adern. Der Baum wächst schnell, da die weiche und saftige Schaale sehr lange im Herbste noch Nahrung an sich zieht und sehr lange grün bleibt, aber alle Thiere der Wälder und Hauszucht benagen gerne die weiche Rinde. Sie liefert schnell dichte Hecken und treffliches Nutz- und Brennholz, schlägt auch aus der Wurzel frische Loden aus.

Ulphilas, s. Ulfilas.

Ulpian, Domitius, ein berühmter römischer Rechtsgelehrter, von syrischer Abkunft, war zugleich mit Papinianus (s. d.) **Assessor judicii** und **Magister scriniorum**. Kaiser Heliogabal entsetzte ihn seiner Würden u. verwies ihn des Landes; Alexander Severus aber rief ihn wieder zurück, bediente sich seines Rathes und machte ihn zum Praefectus praetorio. Er zog sich aber den Haß der Soldaten zu, die ihn im J. Christi 228 vor den Augen des Kaisers ermordeten. Als Rechtsgelehrter erlangte er den größten Ruhm, allein von der Menge seiner Werke haben sich nur Bruchstücke erhalten, die man gesammelt hat unter dem Titel: Fragmenta libri regularum, s. Tituli ex corpore Ulpiani, herausgegeben von Hugo, 5. Auflage, Berlin 1834. Diese Fragmente sind deswegen nicht ohne Wichtigkeit, weil Manches davon in die Pandekten übergegangen ist. Ein Fragment von U.s Institutionen wurde herausgegeben von Endlicher, Wien 1835.

Ulrich oder **Udalrich**, der Heilige, Bischof von Augsburg, war ein Sohn des Grafen Hugald von Dillingen und Bruder Luidgarda's, der Gemahlin Herzogs Burkhard II. von Schwaben und Elsaß. Er wurde 890 oder 893 zu Augsburg geboren und hatte in seiner Kindheit einen so schwächlichen Körperbau, daß ihn seine Eltern aus Scheu den Augen der Fremden entzogen und für sein Leben ängstlich besorgt waren. Allein ein unbekannter Geistlicher, der damals in ihr Haus gekommen und von U.s Eltern aufs Beste aufgenommen worden war, rieth ihnen, das Kind zu entwöhnen und es werde dem Tode entriffen seyn. Sie folgten und der Knabe wurde in kurzer Zeit wieder gesund. Nachdem U. unter den Augen seiner Eltern in Frömmigkeit und wissenschaftlicher Bildung herangereift war, vertrauten diese seine weitere Ausbildung den Ordensmännern im Kloster St. Gallen an, welche zu jener Zeit in hohem Rufe der Heiligkeit und Gelehrsamkeit standen. Der Jüngling gewann die Liebe und Achtung dieser seiner Lehrer und Erzieher durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Unschuld seiner Sitten, die Freundlichkeit seiner Gemüthsart, besonders aber durch seine, sich immer gleich bleibende, Frömmigkeit in solchem Grade, daß diese ihn für ihre Genossenschaft zu erhalten suchten. U. fragte deßhalb die fromme Klausnerin Wiberada, welche in der Gegend von St. Gallen wohnte u. die ihm schon manche heilsame Lehre ertheilt hatte, um Rath. Die Heilige brachte drei Tage im Gebete zu und sagte ihm dann, es sei der Wille Gottes nicht, daß er ins Kloster

trete, sondern gegen Aufgang, wo ein Fluß (der Lech) zwei Länder scheide, solle er als Bischof dem Herrn dienen und nach schweren Leiden, den Sieg erringend, in Ruhe seine Tage verleben. — Schon hatte er sich vielseitige Kenntnisse erworben und in der Tugend sich fest begründet, als seine Eltern ihn der Leitung des frommen Bischofs Adalbero von Augsburg übergaben. Der Oberhirt erkannte bald die schönen Eigenschaften des Jünglings, erhob ihn nach und nach zu wichtigen Kirchenämtern und ertheilte ihm zuletzt die geistlichen Weihen. U. erkannte zu gut die Gefahren und Pflichten seines Standes, als daß er sich nicht aus allen Kräften hätte bestreben sollen, jene zu vermeiden und diese aus allen Kräften getreulich zu erfüllen. Alle seine Stunden verwendete er zum Gebete oder zu höherer Ausbildung in den Wissenschaften. Die Armen erhielten den größten Theil seiner Einkünfte. Bald nach seiner Priesterweihe machte der eifrige Diener Gottes eine Wallfahrt nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus. Der heilige Vater nahm ihn sehr huldvoll auf u., als er von ihm erfuhr, daß er von Augsburg gebürtig sei und im Dienste des dortigen Bischofs Adalbero stehe, offenbarte er ihm, dieser sein Bischof habe das Zeitliche gesegnet und er (U.) sei zu dessen Nachfolger bestimmt. Da U. seine Weigerung äußerte, fuhr der Papst fort: Wenn er die verwaiste Kirche, die jetzt noch des Friedens genieße, nicht regieren wolle, so werde er sie, nachdem sie von ihren Feinden zerstört und geplündert seyn werde, mit vieler Mühe und Beschwerden verwalten müssen. U., betroffen über die traurige Todesnachricht und die Weissagung des Papstes, verließ gleich am andern Tage, ohne sich zuvor bei dem h. Vater zu beurlauben, Rom. Bei seiner Rückkehr nach Augsburg fand er seinen Bischof wirklich schon bestattet und Hiltin an dessen Stelle erhoben. Ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, widmete er sich in stiller Einsamkeit der Frömmigkeit und der Sorge für seine Mutter, welche im Jahre 908 ihren Gemahl verloren hatte. Täglich stieg sein Eifer höher und, immer mehr vom Irdischen sich abwendend, schritt er muthig in der Vollkommenheit voran. Er floh, so viel möglich, jeden Schatten der Gefahr, besonders wenn es Versuchungen gegen die Reinigkeit betraf. In dieser Beziehung pflegte er zu sagen: man weiche der Flamme dadurch aus, daß man Alles vermeide, was sie unterhalten könne. Nach Hiltin's Tode wurde unser Heiliger, damals erst 31 Jahre alt, zu Ende des Jahres 924 als dessen Nachfolger in der bischöflichen Amtsführung ernannt. Augsburg und der ganze Kirchensprengel befanden sich damals im traurigsten Zustande. Die Ungarn und Slaven hatten überall die Gräuel der Verwüstung verbreitet. Der Dom und die anderen Kirchen lagen im Schutte, die Häuser waren geplündert, die meisten seiner Gehülfen hatte der Feind erschlagen, die Dörfer waren verwüstet u. niedergebrannt; kurz, wo er hinblickte, sah er Nichts, als Jammer und Elend. Allein der Mann des Vertrauens verzagte nicht in dieser schrecklichen Lage; seine zerstreute Heerde sammelnd, gewährte er allenthalben zeitliche und geistliche Hülfe; durch geschickte Bauleute ließ er die Kirchen wieder aufführen, worunter er vorzüglich der Kirche zur heil. Afra ihren verdienten Glanz wieder zu geben suchte. Während dieses Baues sahe Rambert, einer seiner Geistlichen, in einer Erscheinung den Bischof Adalbero im Priestergewande, ihm zuwinkend. Als er, nach U.s Verlangen, sich dem Adalbero nahte, befahl ihm dieser, seinem Bischofe zu melden, er werde für das um seinetwillen verrichtete Gebet und für das vielfach gespendete Almosen von Gott seinen Lohn empfangen; er und Fortunat werden mit ihm am nächsten grünen Donnerstage das Chrisma weihen; die erbaute Gruft werde zusammenstürzen u. er möchte in Zukunft dieselbe dauerhafter bauen. Unterdessen begab sich U. in Geschäften an das Hoflager des Königs, wo er längere Zeit alle Ehren genoß. Bei seiner Rückkehr von demselben schmeichelte er sich, jenes Gebäude vollendet zu sehen; allein er fand es, nach Adalbero's Voraussagung, zusammengestürzt. Er legte wieder Hand an das Werk, sorgte für einen festern Grund und brachte es vollkommen zu Stande. Eine merkwürdige Erscheinung ereignete sich in der

Nacht vor dem grünen Donnerstage. U. hörte rufen, er werde Gäste bekomme
Darüber wachte er auf und dachte darüber nach, wer wohl diese seyn möchte
Als er wieder einschlummerte, vernahm er weiter: „Dein Gebet und dein Alm
sen haben die Augen des Herrn gesehen und dich daher deinen zwei Vorfahre
Fortunat und Adalbero, empfohlen, damit sie dir heute und künftig l
Feierlichkeiten und Verrichtung des heiligen Opfers beistehen und mit dir dassel
segnen.“ Als er des Morgens das Hochamt hielt, erblickte er und einige A
wesende die Rechte des Herrn mit ihm die heiligen Sakramente segnen und d
Kreuz darüber machen. Bei der Ausspendung der heiligen Communion legte
denjenigen, die an diesem Gesichte Theil nahmen, den Finger auf den Mun
zum Zeichen, daß sie, so lange er lebe, das strengste Stillschweigen beobacht
sollten; nachher wiederholte er dieses Verbot auch mündlich. Einer ähnlich
Erscheinung wurde der Bischof am heiligen Osterfeste gewürdiget. Bei der Rü
kehr nach Hause warf sich der Priester und Kantor Heilrich zu seinen Füß
und erzählte unvorsichtig in Gegenwart mehrer Laien, was er gesehen hatte. l
strafte ihn darüber und Heilrich weinte so sehr, daß er das Augenlicht verlor. -
Eine dritte Erscheinung erzählen seine Biographen auf folgende Weise: Als l
sich einstens schlafen legte, sah er die heilige Afra in einer schönen Kleidung v
sich, die ihm aufzustehen und ihr zu folgen befahl. Sie führte ihn auf das Lec
feld, wo der heilige Apostelfürst Petrus mit einer Menge Bischöfe und andere
Heiligen eine Synode hielt, große und wichtige Dinge schlichtete und den Herzo
der Bojoaren, Arnulf, über die Zerstörung und Verleihung vieler Klöster z
Verantwortung zog. Er zeigte ihm auch zwei Degen, deren einer mit, der ande
ohne Griff war u. befahl ihm, dem König Heinrich (dem Vogler) zu bedeute
der Degen ohne Griff bezeichne einen König, der seine Krone nicht aus bischöflich
Händen empfangen, der mit Griff aber einen, über welchen Gottes Segen erfle
worden sei. Nach der Synode wies ihm die h. Afra den Ort, wo König Otto ei
Reichsversammlung halten werde, bei welcher sich Berengar, König der Lombard
u. sein Sohn Adalbert mit vielen Bischöfen einfinden u. dem König Otto sich unte
werfen würden. Dann zeigte sie ihm den Einfall der Ungarn an u. wies ihm d
Schlachtfeld mit dem Bemerken, die Christen werden nur mit angestrengter Mü
dieselben überwinden. Diese Erscheinung erzählte U. nur wenigen Klugen ur
Vertrauten. Der Heilige hatte nicht sobald Alles wieder hergestellt, als die Ur
garn abermal wieder in Deutschland einbrachen und um das Jahr 925 die Sta
Augsburg belagerten. In dieser bangen Lage wählte U. ein wunderbares Mitte
Bei Annäherung der Feinde ließ er alle Säuglinge in die Kirche tragen und f
am Altare auf die bloße Erde hinlegen. Hier vermischte er sein und seines Vo
kes Flehen mit dem kläglichen Gewimmer der Kleinen und schützte so seine Sta
vor der Wuth der Feinde, die die Belagerung aufhoben, weiter zogen und ga
Alemannien, Franken, Elsaß und Gallien überschwemmten. Nach eingetretene
Frieden begab sich U. an das Hoflager des Königs und widmete demselben sei
Dienste bis zu dessen, im Jahre 936 erfolgten, Tode. Während dieser Zeit wa
er im Jahre 931 bei einer zu Altheim und 932 bei einer andern zu Erfurt g
haltenen Synode zugegen; dann im Jahr 935 beerdigte er den Bischof Nothun
von Konstanz und rieth dem Klerus und Volk, den Propst Konrad, seiner Tu
genden halber, an des Verstorbenen Stelle zu setzen. U., satt der weltlichen Ge
schäfte, suchte sich von diesen loszuwinden, um einzig und allein die Pflichte
eines Bischofes mit aller Pünktlichkeit zu erfüllen. Er stellte seinen Neffen Adal
bero, einen Sohn seiner Schwester Luitgarda und des Grafen Peiern, de
seine Bildung im Kloster Wessenbrunn durch den Abt Benedikt erhalten u. nu
zu einem mannbaren Alter herangereift war, dem Kaiser vor und empfahl ih
dessen Huld und Gnade, damit er seine Stelle am königlichen Hoflager vertrete
dürfte. U. ward entlassen und konnte nun allein und ungehindert nach seine
Herzens Drange den bischöflichen Amtsverrichtungen obliegen. Jetzt, aller Hof- u
Militärgeschäfte enthoben, war er ganz Bischof. Er lag beständig den Werke

der Gottseligkeit ob; täglich erschien er, wenn ihn nicht nothwendige Geschäfte abhielten, zu allen Zeiten im Chor und sang mit seinem Klerus voll flammenden Eifers das Lob Gottes. Außerdem betete er die Officien von der allerseligsten Jungfrau, von dem heiligen Kreuze und allen Heiligen und, wenn er nicht verhindert war, täglich den ganzen Psalter, auch las er täglich eine oder zwei und bisweilen drei heilige Messen. Gegen sich war er sehr strenge; er beobachtete auf das Genaueste das Fasten, er kreuzigte seinen Leib mit einem wollenen Unterkleide, brachte die Nächte im Gebete zu, schlief nur wenig und zwar auf einer, mit einem Teppich bedeckten, Binsenmatte. Bei Tage diente er dem Herrn mit Martha in seinen Gliedern und zu Nacht saß er mit Maria zu seinen Füßen und faßte begierig sein Wort auf. Nach der Complet nahm er weder Speise noch Trank zu sich, hielt das strengste Stillschweigen und lag dem Lesen göttlicher Bücher ob. Den Müßiggang floh er als seinen größten Feind; daher sah man ihn immer beten, lesen oder arbeiten. Bei seiner Tafel bemerkte man eine gemäßigte Sparsamkeit und er selbst beobachtete zu Zeiten eine besondere Art von Abstinenz, durch die er seine Gäste auf eine heilige Weise zu täuschen pflegte. Denn er stand öfter ganz nüchtern von der Tafel auf u. las noch die heilige Messe. Die Armen lagen ihm ganz an seinem milden u. wohlthätigen Herzen. Einer seiner Geistlichen mußte sie aufnehmen, beherbergen und ihnen Speise, Trank, Kleidung und Almosen reichen. Er selbst speiste niemals ohne Arme und jedesmal bediente er sie zuerst mit Brod und Speisen. Für die Kranken, Lahmen, Schwachen u. Presthaften war er besonders besorgt. Nach dem Beispiele des Heilandes wusch er den Armen die Füße und auf seinen Reisen waren sie seine Begleiter. Für sie legte er auch bei dem heiligen Kreuze ein Spital an und dotirte es reichlich. Die Gastfreiheit war in seinem Palaste zu Hause. Die ankommenden Gäste fanden immer die liebevollste Aufnahme und eine frugale Bewirthung. Des Königs Vasallen empfing er mit Ehren und war für sie sowohl, als für ihre Begleitung, besorgt. Die Geistlichen, Mönche und Nonnen, fanden bei ihm ein liebvolles Vaterherz und Labung für Geist und Körper. Für die Geistlichkeit zeigte er eine große Wachsamkeit und Sorge und er hielt sie in einer engen Zucht. Er richtete die zerstörten Schulen wieder auf, führte eine verbesserte Lehrart und eine strenge Zucht ein; sorgte, daß seine jungen Geistlichen, auch adelige und nichtadelige Kinder in seinen Schulen erzogen und gebildet wurden und munterte sie durch Beförderung auf Beneficien und Würden zum Wetteifer auf. Seine Unterthanen liebte er wie seine Kinder; daher erschienen sie vor ihm allezeit mit Ehrfurcht u. Freude und, weil sie weder Trug noch Falschheit befürchteten, hielten sie sich überzeugt, sie werden Alles, was er ihnen versprochen hatte, ohne Verzug erhalten. Die Klagen der Unterdrückten und Mißhandelten hörte er aufmerksam an, gab seinen Beamten den strengsten Befehl, jedes, den Seinigen zugefügte, Unrecht gut zu machen, sie bei ihren Rechten zu schützen u. von keinem mehr, als er zu leisten schuldig ist, zu fordern. Während der Fastenzeit verdoppelte er seine Bußstrenge; von der Metten an bis nach vollendeter Vesper blieb er in der Kirche und lag mit glühendem Eifer dem Gebete und anderen religiösen Handlungen ob u. nahm, bevor er nicht die Armen bedient hatte, keine Speise zu sich. Am Palmsonntage weihte er in der Kirche der heiligen Afra die Palmen, ging alsdann in feierlicher Procession in die Domkirche, wo er das Hochamt hielt. An den folgenden drei Tagen rief er seinen Diözesanklerus zu einer Synode zusammen, verrichtete in desselben Gegenwart am grünen Donnerstage die heiligen Geheimnisse, weihte das Chrisma und Oel und theilte solche unter denselben aus. Nach der Tafel wusch er, unter Absingung einiger Antiphonen, seinen Jüngern die Füße und labte sie mit dem besten Getränke. Die letzten zwei Tage brachte er in Verrichtung des, von der Kirche angeordneten, Gottesdienstes, in Abbetung des Psalteriums und strengem Fasten zu. Das Osterfest feierte U. mit einer besondern Frömmigkeit u. Fröhlichkeit, an der der Klerus des Doms und der heiligen Afra Theil nahm u. brachte die ganze Oktav in der heißesten Andacht zu. Er pflegte auch in der

österlichen Zeit die ihm besonders angehörigen Stifte und Klöster, nämlich: Feuchtwang, Stafensee, Füssen, Wiesensteig und Habach, in Begleitung einiger Priester, Kapläne und einiger seiner Vasallen, zu besuchen und in denselben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Den kanonischen Vorschriften zufolge, visitirte er öfters seine Diözese; in jeder Gemeinde versammelte er die vernünftigsten und rechtschaffensten Männer und erkundigte sich genau nach den, in jeder Pfarrei eingeschlichenen, Mißbräuchen und Unordnungen, die er sogleich mit Zuziehung seiner Räthe abzustellen und denselben einen festen Damm entgegen zu setzen, sich angelegen seyn ließ. An einigen Orten stellte er an die Erzdiakonen, Erzpriester und andere versammelte Geistliche verschiedene Fragen über ihre Amtsführung, moralischen Charakter rc. — Nach geschehener Untersuchung ertheilte er nach Verdienst Lob oder Tadel; er suchte allen Klagen abzuhelfen, alles Unrecht gut zu machen und alle Streitigkeiten, nach den Rechten und dem Willen Gottes, beizulegen. Die Visitation schloß er mit Ertheilung der Firmung, welche oft bis in die späteste Nacht fortgesetzt wurde. Die Armen, die Schwachen, die Gebrechlichen ließ er überall durch einen dazu verordneten Geistlichen verpflegen. Die Simonie haßte er wie die Pest; daher ließ er über die, von diesem Laster Befangenen, unerbittlich die strengste Ahndung ergehen. Auf der andern Seite aber war er beeifert, auch die Gerechtsamen seiner Kirche und seiner Geistlichkeit unverletzt zu erhalten und schützte mit Kraft und Würde seine Unterthanen vor allen Eingriffen und Bedrückungen, ließ unter den Seinigen Alles, nach dem Maßstabe der Billigkeit und Gerechtigkeit, entscheiden und Jedem sein Recht widerfahren. Für die Vermehrung des Gottesdienstes, Erbauung und Dotirung mehrer Kirchen in seiner Diözese war er äußerst besorgt, gab jeder einen tauglichen Priester und weihte sie selbst, ohne die mühsamen Reisen und die oft damit verbundenen Beschwerlichkeiten zu scheuen. Eines Tages kamen zu ihm Einige aus dem obern Allgäu und trugen ihm wehmüthig vor, sie hätten aus ihren eigenen Mitteln eine Kirche gebaut, aber zu ihrer Einweihung noch keinen Bischof bekommen können, weil sie in einer, fast unzugänglichen und schauderhaften, Einöde wohnten. Mit Thränen des Mitleids und der Freude hörte U. diese guten Leute an, schickte sich gleich zu dieser beschwerlichen Reise an und weihte die Kirche ein. Die Leute brachten ihm Geschenke, er gab sie aber ihnen wieder zurück und ermahnte sie zum Frieden. Um das Jahr 940 reiste U. nach St. Moritz im Walliserlande, wo dieser Heilige mit seinen Genossen die Martyrerkrone errungen hatte, um den Heiligen zu verehren u. einige, von dem Könige von Burgund ihm versprochene, Reliquien abzuholen. Mit einem ansehnlichen Theil derselben bereichert, wählte er seinen Rückweg über Konstanz, wo er seinen Freund, den Bischof Konrad, besuchte und dann in das Kloster Reichenau ging, wo er noch eine bedeutende Anzahl von Reliquien des heiligen Moritz und anderer heiligen Martyrer von dem Abte Alawik erhielt. Die Geistlichkeit und das Volk von Augsburg kam ihm eine Strecke weit entgegen, begleitete ihn mit den heiligen Reliquien, unter Absingung einiger Psalmen, in die Domkirche, wo er dieselben in einen, mit Gold und Silber gezierten, Sarg verschloß und zur Verehrung aussetzte. Nach der Erzählung des Benro, Abtes in der Reichenau, speiste einst U. an einem Donnerstage Abends mit seinem Freunde, dem Bischofe Konrad von Konstanz, in dem Stifte St. Afra und brachte mit ihm die ganze Nacht in geistlichem Gespräche zu. Am Freitage in der Frühe, während sie noch beisammen saßen und Fleischspeisen vor sich hatten, kam ein Bote von dem Herzoge von Bayern zu U., den dieser sogleich abfertigte; auch gab er ihm, ohne zu wissen, daß es schon Freitag wäre, ein Stück Fleisch. Der Bote eilte mit boshafter Freude zu seinem Herrn und wollte jene heiligen Männer durch Vorweisung des Fleisches als Uebertreter des Kirchengebotes anklagen und ihre Ehre beflecken; allein statt des Fleisches zog er einen Fisch aus seiner Tasche, wodurch er zu Schanden gemacht und die Ehre dieser Diener Gottes gerettet wurde. Im Jahre 948 wohnte unser *Heiliger einer,* in Gegenwart des Kaisers Otto I. und des Königs Ludwig IV.

von Frankreich, zu Ingelheim gehaltenen, Synode bei, in welcher Marinus, als päpstlicher Legat, den Vorsitz hatte. Im nämlichen Jahre soll U. mit dem Bischofe Konrad bei der wundervollen Einweihung der Kapelle der seligsten Jungfrau Maria in Einsiedeln zugegen gewesen seyn. Otto I. veranstaltete zu Augsburg auf den 7. August 952 eine Synode, welche besonders den Cölibat, die guten Sitten der Geistlichen und den Mönchsstand zum Gegenstande hatte. In dieser nahm U. nach den Erzbischöfen den ersten Platz ein. Nach fast 30jähriger Ruhe und Frieden zog im Jahre 953 ein neues Ungewitter über Augsburg und die Umgegend her. Als Luitolf, Sohn des Kaises Otto I. und Herzog der Allemannen, sich wider seinen Vater empörte und die Waffen ergriff, begab sich U. mit einem Theile der Seinigen zu dem Kaiser in das Norikum. Während seiner Abwesenheit brach Arnulf, Herzog von Bayern, der Alliirte des Luitolf, auf Augsburg los, plünderte Alles und führte einige Soldaten des Bischofs gefangen nach Bayern mit sich; auch Luitolf hatte in seinem Gebiete große Verheerungen angerichtet. U. zog eilends nach Augsburg zurück; allein da er dem Feind keinen Widerstand leisten konnte, ging er mit den Seinigen nach Münchingen, wo er sich in dem dortigen Schloß verschanzte und wider alle Anfälle seiner Feinde vertheidigen wollte. Arnulf forderte ihn drohend auf, sich dem Herzog Luitolf zu ergeben; allein er erklärte sich für den Kaiser. Hierauf sammelte Arnulf seine Truppen in der Absicht, das Schloß zu belagern und den Bischof durch die Gewalt der Waffen dem Empörer zu unterwerfen. U. schickte eine Gesandtschaft an ihn, um ihn durch Gold von seinem ruchlosen Beginnen abzuhalten und seine Unterthanen ließ er mit dem Kirchenbanne bedrohen, wofern sie zur Verheerung der, seiner Kirche gehörigen, Orte, beitragen würden. Allein jeder Versuch war fruchtlos. Am Faschingssonntage bestürmten sie das Schloß, in welchem der Bischof Tag und Nacht im Gebete verharrte u. Gott um Beistand anflehte. Mittlerweile rückten der Graf Adalbert und Dietpold, des Bischofs Bruder, die einzigen Getreuen des Kaisers, mit ihrer Mannschaft an, stürzten über die Belagerer unvermuthet her, trieben sie in die Flucht und nahmen Herrmann, den Bruder des Arnulf, gefangen; dagegen verlor Adalbert sein Leben. U. führte dessen Leichnam nach Augsburg u. beerdigte ihn mit allen Ehren in der Domkirche. Diejenigen, die Augsburg und die Kirche der heiligen Maria geplündert hatten, konnten der Rache Gottes nicht entfliehen; Viele erkannten ihre Frevelthat, stellten die geraubten Sachen zurück, baten den Bischof um Vergebung und söhnten sich mit Gott und Maria aus. Arnulf verharrte in seinem Starrsinn und ward bei der Belagerung von Regensburg, in einem Aufstande, getödtet. — Nach eingetretener Ruhe in Augsburg u. in der Umgegend, beeiferte sich U., in vollem Vertrauen auf Gott, mit **Hartbert**, Bischof von Chur, die Entzweiten, den Vater und den Sohn, als sie eben im J. 954 bei Illertissen zum Schlagen bereit standen, mit einander auszusöhnen und dem Blutvergießen ein Ende zu machen, welches auch beiden Vermittlern gelang. Dieser so sehnlich gewünschte Friede war von keiner langen Dauer. Gleich im folgenden Jahre überschwemmten die Hungarn Deutschland von der Donau bis zum Schwarzwalde und bezeichneten ihre Durchzüge mit Blut und Verwüstung. Als sie über den Lech gesetzt, verbrannten sie die Kirche der heil. Afra und berennten die schwach befestigte Stadt Augsburg. Allein U., zu Pferd, mit einer Stole angethan, leistete mit dem Kern seiner Soldaten tapfern Widerstand; der hungarische Heerführer wurde erschlagen und der Feind in sein Lager zurückgejagt. Die einbrechende Nacht benützte der heilige Bischof zur Befestigung der Stadt und zum eifrigsten Gebete; er ordnete Prozessionen und allgemeines Gebet an; verrichtete bei anbrechendem Tage das heilige Meßopfer, theilte den Anwesenden die heilige Communion mit und ermunterte sie in einer kraftvollen Rede zum Vertrauen auf Gott. Während die Hungarn einen Angriff auf die Stadt wagten, ihre Mauerbrecher heranrückten und ihre Leute mit Geißeln zum Angriffe trieben, langte die Nachricht im feindlichen Lager an, daß der Kaiser Otto mit einem starken Heere im Anzuge sei. Der König der Hungarn hob

deshalb die Belagerung auf und ging dem Kaiser Otto entgegen, welcher aber, von dem Arme des Allmächtigen unterstützt, ihn auf dem Lechfeld den 10. August 955 muthig angriff, schlug und die ganze feindliche Armee, obwohl sie der seinigen an Zahl weit überlegen war, beinahe ganz vernichtete. Bei diesem blutigen Treffen verlor U. seinen Bruder Dietpold, seinen Schwestersohn Reginbald und mehre Anverwandte. Der Kaiser verfolgte die Flüchtlinge und kehrte erst am Abende ganz ermattet in die Stadt zurück. Er brachte die Nacht mit U. zu, tröstete ihn wegen des Verlustes seines Bruders und seines Schwestersohnes u. setzte den Richwin, den Sohn Dietpolds, in die Grafschaften seines Vaters ein. Gleich nach dem Abzuge des Kaisers ließ der heilige Bischof seinen, in der Schlacht gefallenen, Bruder Dietpold und seinen Neffen Reginbald in die Stadt bringen und in der Domkirche, am Altare der heiligen Walburga, beerdigen. Dann wandte er seine vornehmste Sorge auf den Unterhalt seiner Klerisei, die sich nicht mehr ernähren und erhalten konnte. Die Wiedererbauung der eingeäscherten Kirche der heiligen Afra lag ihm besonders am Herzen und, da er über den Plan des neuen Gebäudes mit sich nicht einig werden konnte, nahm er seine Zuflucht zu Gott durch Beten und Fasten, wodurch er einer Erscheinung der heiligen Afra gewürdiget wurde. Diese zeigte ihm ihre Ruhestätte, verbot aber, ihr eine Gruft zu bauen, weil an eben diesem Orte viele Heilige ruhen und den Tag der Auferstehung erwarten. Auf diese Erinnerung legte U. Hand an das Werk und stellte eine viel größere, höhere und herrlichere Kirche her. Außer derselben, an der südlichen Seite, bereitete er für sich eine Grabstätte, die er mit einer Mauer umgab. Nach Vollendung derselben ließ er auf dem Domfreithofe zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers eine Kirche bauen und verordnete dahin den Taufstein und einen eigenen Priester. Um diese Zeit übertrug der Kaiser dem Bischof U. die Sorge über das abgebrannte Kloster Kempten, wo er Alles wieder in Ordnung brachte, die heilige Kreuzkirche erbaute und dotirte. Im Jahre 961 wohnte U. einer, von dem Kaiser in Regensburg veranstalteten, Synode bei und etwa 3 Jahre darauf reisete er mit demselben nach Rom, wo er unter andern Reliquien auch das Haupt des heiligen Martyrers Abundus erhielt. In diese Zeit fällt auch die, von dem heiligen Bischofe gemachte, Stiftung des Frauenklosters in der Vorstadt bei der Kirche des heil. Stephanus, welchem er die Regel des heiligen Benedikts und die selige Elesinde zur Vorsteherin gab. Im J. 965 unternahm er eine Reise nach Einsiedeln, wo er den heiligen Wolfgang zum Priester weihte. Ungeachtet seines hohen Alters wallfahrtete U. im J. 971 nochmal nach Rom, um sein Lebensende den heiligen Aposteln Petrus und Paulus zu empfehlen. Seine Rückreise nahm er über Ravenna, wo der Kaiser, auf sein Bitten und die Einwirkung der Kaiserin Adelheid, seinen Neffen Adalbero zu seinem Gehilfen u. Nachfolger im Bisthume ernannte. Nach seiner Rückkehr legte U. seinen bischöflichen Schmuck ab und zog das Benediktinerkleid an. Adalbero aber ließ sich nicht nur von dem Militär und den Unterthanen des Bischofs huldigen, sondern trug auch öffentlich den bischöflichen Stab. Diese unkanonische Anmaßung des Adalbero zog dem heil. Bischof keine geringe Prüfung zu. Denn als im Jahre 972 zu Ingelheim eine Synode gehalten und U. mit seinem Neffen ehrerbietig eingeladen wurde, bezeigten die versammelten Bischöfe über die Anmassung des Adalbero ihr größtes Mißfallen und erklärten ihn als Uebertreter der kanonischen Satzungen und Ketzer. — Adalbero, hievon benachrichtigt, wich der ersten Synodalsitzung aus; dagegen erschien U. mit seinen Kaplänen und ließ, weil seine Stimme als eines Greisen von 82 Jahren nicht hinlänglich vernehmbar war, seine Handlungsweise durch einen Geistlichen, Namens Gerard, vertheidigen, u. die Synode bitten, die, für sein Alter zu lästige, Bürde abzunehmen, damit er sein übriges Leben in einem Kloster, nach der Regel des heiligen Benedikts, zubringen könne. — Nachdem Adalbero nun am folgenden Tage alle Anschuldigungen und allen Verdacht einer Ketzerei in der Synode sogar durch einen Eid von sich abgelehnt hatte, ließ U. seine vorige Bitte wieder-

holen. Die Bischöfe, welchen sein Verlangen im Ganzen nicht gefiel, wollten dem Heiligen in der Synode nicht widersprechen, sondern durch eine Gesandtschaft diese Sache im Stillen abthun. Die Gesandten der Synode machten ihm folgende Vorstellung: „Ehrwürdiger Vater, da dir die Gesetze der Kirche sehr wohl bewußt sind und Du immer auf dem Pfade der Rechtschaffenheit gewandelt bist, so wäre es unschicklich, denselben jetzt zu verlassen; denn, wenn ein Anderer bei Deinen Lebzeiten an Deine Stelle treten sollte, könnte dieser Fehler üble Folgen erzeugen. Nach diesem Beispiele würden in Zukunft gewiß mehre Neffen u. andere ehrsüchtige Geistliche bei Lebzeiten ihrer Bischöfe, dieselbe an sich zu reißen suchen, und dadurch denselben viele Verdrüßlichkeiten zuziehen. Zuträglicher ist es also, daß Du in Deinem, von Gott Dir anvertrauten, Amte ausharrest, als daß Du, Deinem eigenen Willen folgend, Anderen Aergernisse bereitest. Durch Dich sollen noch die Chorherren, die Mönche, die Klosterjungfrauen u. die übrigen Christen, die, sich selbst überlassen, auf Abwege gerathen, auf der Bahn der Pflicht erhalten und die irrig Wandelnden mit Gotteshülfe auf dieselbe zurückgeleitet werden. In Hinsicht Deines Neffen Adalbero erklären wir, daß wir, nach Deinem Tode, keinen Andern, als ihn zum Bischofe der Augsburgischen Kirche weihen werden." U., mit diesem Rathe der Gesandten vollkommen zufrieden, verfügte sich mit ihnen in die Versammlung, in welcher die ganze Sache in Gegenwart des Kaisers dahin entschieden wurde, daß Adalbero, unter Aufsicht des Heiligen, die Verwaltung des ganzen Bisthums führen sollte. Allein dieß war von keiner langen Dauer; denn als U. mit Adalbero im folgenden Jahre 973, seines Bruders Sohn, Richwin, in dem Schlosse zu Dillingen besuchte, ist Adalbero ganz unvermuthet von dieser Welt geschieden. U. führte den Leichnam selbst nach Augsburg, beerdigte ihn in seiner Grabstätte in der Kirche der heiligen Afra und hielt die Exequien. Als der Heilige nachher eines Tages aus einem tiefen Schlummer erwachte, sagte er bei sich: „Ach! hätte ich doch niemal meinen Neffen Adalbero gesehen, weil ich nach seinem Willen gehandelt habe, wollen sie mich nicht ungestraft in ihre Gesellschaft aufnehmen." Nach diesem bewarb er sich bei dem Kaiser, um die, durch den Tod seines Neffen erledigte, Abtei Ottenbeurn nur in der Absicht, den Mönchen allda die Wahlfreiheit zu erhalten. Als ihm dieser Beides zugesagt hatte, ging er über Wittislingen, wo er noch die Erweiterung der Kirche über der Grabstätte seiner Voreltern anordnete, nach Oettingen, unweit Ottenbeurn, wohin er die Mönche des Klosters berief, ihnen die vom Kaiser geschenkte Wahlfreiheit bekannt machte und einen Abt zu wählen befahl. Da aber die Mönche ihm die Wahl überließen, ernannte er den Rudung, welchen er als den Würdigsten unter ihnen fand, zum Abte. Nach Vollendung dieses gottseligen Werkes, kehrte er nach Augsburg zurück, verrichtete für seinen Neffen und den Kaiser, der ihm in die Ewigkeit vorausgegangen war, das inbrünstigste Gebet und theilte reichliches Almosen aus. — In seinen letzten Tagen verdoppelte U. seine Bußübungen. Er las noch täglich die heilige Messe, oder sang das Hochamt und, als ihm dieß seine abnehmenden Kräfte nicht mehr erlaubten, ließ er sich in die Kirche führen und wohnte dem heiligen Opfer bei. Die übrige Zeit brachte er in Abbetung des Curses, des Psalteriums und in andern Andachten zu und ließ sich geistliche Bücher, unter denen die Lebensgeschichten der Väter und die Dialogen des heiligen Gregor's waren, von dem Propste Gerard vorlesen. Am 18. Juni, nach Anhörung der heiligen Messe, warf er sich bei dem heiligen Kreuze auf sein Angesicht nieder und blieb beinahe eine halbe Stunde auf einem ausgebreiteten Teppiche liegen. Als er sich aufrichtete, befahl er seinem Kämmerer Luitpold, alles ihm Anvertraute, außer einem geringen Haus- und Tischgeräthe und einem Marderpelz, die er seinem Nachfolger zurückließ, herbeizubringen und vor dem Altare hinzulegen mit den Worten: „Wozu alles Dieses?" obgleich es nur wenige Chorkleider, sieben oder acht Tischzeuge, zwei Mäntel und zehn Schillinge Silber waren. Er ließ es gleich unter die Armen, seine Geistlichkeit und einige seiner Freunde, unter welchen die

Reklusen, Hatto zu Ottenbeurn und Ruzon zu Kempten waren, vertheilen. — Am Geburtsfeste des heiligen Johannes des Täufers, um 1 Uhr in der Nacht vom Schlafe erwacht, rief U. seinem Kämmerer und befahl, ihm die Kleider und Schuhe anzuziehen. Dieser zauderte, weil er nicht wußte, ob dieß mit oder ohne Bewußtseyn befohlen werde; er gehorchte aber doch und kleidete ihn an. Darauf verfügte er sich in die, von ihm erbaute, Kirche des heiligen Johannes, wo er die Frühmesse las und nach dieser noch das solenne Hochamt hielt. Beides vollbrachte er ohne fremde Hülfe, stehend bis ans Ende, mit aller Andacht. Darauf saß er nieder und erklärte seiner erstaunten Klerisei, daß er diese Verrichtungen nicht mit Vertrauen auf seine Lebenskräfte, sondern aus Gehorsam gegen eine, diese Nacht gehabte himmlische Vision unternommen habe. Jetzt sehnte sich der Heilige mit heißer Begierde, gleich dem heil. Paulus, aufgelöst zu werden u. mit Christus zu seyn. Er wähnte, daß er dieser Gnade am Vorabende des heiligen Petrus und Paulus würde theilhaftig werden; daher ließ er sich zur Vesperzeit das Sterbkleid anziehen und erwartete trost- und vertrauensvoll seine letzte Stunde. Nach der Vesper ließ er sich von der Erde, auf der er lag, aufrichten u. klagte mit fast erloschener Stimme: „O heiliger Peter, Du hast meine Wünsche nicht erfüllt". Gerard tröstete ihn mit den Worten: „Herr! laß den Muth nicht sinken und gedenke, daß es auch anderen heiligen Bischöfen eben so ergangen ist." Er war nun ganz zufrieden, zeigte sich gegen die Umstehenden sehr freundlich, vergab Jedermann, that allen An- u. Abwesenden noch Gutes und ertheilte allen seinen väterlichen Segen. Am Freitag, nach dem Feste der heiligen Apostel, ließ er sich vor Sonnenaufgang auf Asche legen, darauf empfahl er Gott seinen Geist und entschlief im Kreise seiner Geistlichkeit am 4. Juli 973 im drei und achtzigsten Jahre seines Alters und im fünfzigsten seines Bisthums. Sein Leichnam wurde in einer feierlichen Prozession in die Kirche der heil. Afra gebracht und in das, von ihm selbst zubereitete, Grab von dem Bischof Wolfgang von Regensburg gesenkt. Seine Heiligkeit ward durch viele und große Wunder bald bestätigt und daher ward er, auf Ansuchen des Bischofs Luitolf, schon im Jahre 993 von dem Papst Johannes XV. feierlich kanonisirt. Dieses ist die erste Heiligsprechung, welche nach den, jetzt zu Rom üblichen, Formen in der Kirche geschehen ist. Nach Verlauf von 210 Jahren, nämlich im J. 1183, unter Bischof Hartwick, bei einem neuen Kirchenbau, hat man die Gebeine des Heiligen aufgefunden. Diese wurden im J. 1187 unter Bischof Udalscalk, bei der Einweihung der neuen Kirche in einem kupfernen Sarge verschlossen und mittels einer feierlichen Prozession, in Gegenwart des Kaisers Friedrich I., welcher mit seinem Sohne und andern Fürsten des Reichs denselben trug und mehrer Bischöfe und Fürsten beigesetzt. Im J. 1762 veranstaltete der fromme Bischof Joseph auf eine besondere Veranlassung eine zweite Erhebung und eine genaue Untersuchung derselben, übertrug sie in einem kupfernen und vergoldeten und mit Silber gezierten Sarg, welchen er in einen, von Marmor schön gearbeiteten, Sarkophag in der Gruft verschließen ließ. Neben diesem unschätzbaren Heiligthum des heiligen Bischofs U. wurden und werden noch in dem Sakrarium der Kirche der heiligen U. und Afra mehre merkwürdige Reliquien des Heiligen, als seltene Monumente seiner Heiligkeit und des Alterthums, bis auf gegenwärtige Zeiten aufbewahrt und allgemein verehrt.

Ulrich. Der Name mehrer württembergischen Regenten, unter denen wir anführen: 1) U. mit dem Daumen, geboren 1226, der älteste Graf von Würtemberg, den die Geschichte mit Gewißheit nennen kann. Er war ein Ritter von ausgezeichneter Tapferkeit, der, nebst anderen schwäbischen Herren, dem Könige, Heinrich Raspo sich widersetzte, sein Land durch die Grafschaft Urach vermehrte und von dem unglücklichen Konradin das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm und das Landgericht über Plürs erhielt. Er starb 1265 und hinterließ zwei Söhne, U. und Eberhard, die gemeinschaftlich regierten und zusammen *nur einen Hofstaat hielten*. Der 1279 erfolgte Tod U.s setzte seinen Bruder

Eberhard in den alleinigen Besitz des Landes. — 2) U., der dritte Herzog von Württemberg, geboren 1487, war erst 11 Jahre alt, als ihm Kaiser Maximilian, nachdem sein Vorgänger Eberhard II. der Regierung hatte entsagen müssen, dieselbe übertrug. Sein Vater Heinrich war blödsinnig und seine Vormünder ließen ihn selbst schlecht erziehen. Jagd, Turniere und Feldzüge verzehrten erstaunliche Geldsummen. In den Landshut'schen Erbfolgekrieg zog er mit 2000 Mann Fußvolk und 800 Reitern. Auf dem Reichstage zu Costnitz erschien er 1507 mit 300 wohlgerüsteten Grafen, Rittern und Edeln, welche insgesammt Pferde von allerlei Farbe hatten. Auf seinem Vermählungsfeste bewirthete er 1000 Gäste. In weniger als 10 Jahren ward hiedurch eine Million Schulden bewirkt. Nun erhöhete er den Weinzoll und verringerte Maß und Gewicht. Die darüber mißvergnügten Bauern brachen in gefährliche Unruhen aus, die durch den Tübinger Vertrag 1514 auf einige Zeit unterbrochen wurden. Zu dem noch nicht unterdrückten Mißvergnügen seiner Unterthanen kam noch Uneinigkeit mit seiner Gemahlin und Eifersucht auf Hans von Hutten, den er ermordete. Dessen Familie klagte bei Kaiser Maximilian; U. versagte demselben den Gehorsam und rüstete sich 1516 zum Kriege. Maximilian erklärte ihn in die Acht; doch verglich er sich mit demselben. U. sollte nun die Regierung einigen Landständen übergeben; er behandelte aber etliche Minister, die er der neuen Regierungsform geneigt hielt, auf das Grausamste und Maximilian ward nur durch seinen Tod verhindert, ihn ernstlich zu bestrafen. Durch den Ueberfall von Reutlingen brachte er hierauf den ganzen schwäbischen Bund gegen sich auf und nun verlor er 1519 sein ganzes Land. Er machte von der Pfalz aus einen Versuch, es wieder zu erobern; die Macht des schwäbischen Bundes war ihm aber überlegen. Dieser übergab das württembergische Land an Kaiser Karl V., welcher seinen Bruder Ferdinand damit belehnte. U. versuchte, besonders zur Zeit des Bauernkrieges, es wieder zu erobern; allein die Trennung des schwäbischen Bundes und Philipps von Hessen Unterstützung bewirkten das Meiste. U. und Philipp brachten mit Hülfe Frankreichs ein Heer von 5000 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk zusammen und der Sieg bei Laufen 1534 verschaffte U. sein Land wieder, in dessen Besitze er durch den Vertrag von Caden befestigt wurde. U.s Charakter war durch sein Unglück in etwas gemildert und gebessert worden; seine Unterthanen nahmen ihn bereitwillig wieder auf, jedoch behielt sich Oesterreich damals die Lehnsherrschaft über Württemberg vor, ein Verhältniß, das dem Herzog fortwährend viele Unannehmlichkeiten verursachte. Nun führte U. auch den Protestantismus in seinem Lande durch, was sich seine Unterthanen, die schon vorher in dieser Richtung bearbeitet worden waren, eben nicht ungern gefallen ließen. An dem schmalkaldischen Kriege nahm U. als Mitglied der protestantischen Verbündeten 1546 lebhaften Antheil, mußte aber nach der Zerstreuung des schmalkaldischen Heeres sein Land von den kaiserlichen Truppen besetzt sehen. Zwar erkaufte er durch eine beträchtliche Summe und durch Einführung des Interims (s. d.) den Frieden mit dem Kaiser; allein der römische König Ferdinand ließ gegen ihn, als seinen Afterlehensmann, einen Prozeß wegen Felonie einleiten und schon war U. entschlossen, sein Herzogthum, dessen Verlust ihm nun auf dem Wege Rechtens bevorstand, an seinen Sohn Christoph (s. d.) abzutreten, als er am 6. November 1550 starb und letzterer, der keinen Theil an dem Kriege genommen hatte, ihm in der Regierung folgte.

Ulrich von Lichtenstein, s. Lichtenstein 1)

Ultimatum, (das zuletzt Gegebene oder Versprochene), nennt man in der neuern diplomatischen Sprache die letzten Vorschläge bei einer Verhandlung, wobei beide Theile stehen bleiben zu wollen erklären.

Ultra, (lat. über Etwas hinaus), wird vorzüglich in dem neuern Sprachgebrauche dem Namen der verschiedenen politischen u. religiösen Parteien vorgesetzt, um eine Meinung anzudeuten, welche in ihrer Richtung noch über die gewöhnlichen Grundsätze hinausgeht. So gibt es U.-Royalisten, U.-Servile, U.-Rationalisten, U.-Liberale ꝛc., welche, bezüglich auf ihre Gegner, wohl auch oft einfach U.s genannt werden.

Ultramarin, ein sehr feines, kornblumenblaues Pulver, dessen Farbe sich weder in der Luft, noch am Feuer verändert u. welches eine der köstlichsten blauen Farben abgibt. Ehe man die weit wohlfeilere Smalte (s. d.) kannte, war das U. noch gesuchter, als jetzt. Man bereitet dasselbe aus dem Lasursteine (s. d.), indem man diesen bis zum Rothglühen erhitzt, ihn dann in Wasser ablöscht, hierauf auf's feinste pulvert und ihn einem Schlemmprozesse unterwirft, woraus das zarteste und feurigste Pigment zuerst und dann die lichteren Nüancen erhalten werden. Zu dem Ende bereitet man eine Harzmasse (Ciment), mit der man das zarte Pulver zusammenknetet: dieses harzige Gemisch wird dann unter kaltem Wasser geknetet, wodurch die feinsten Farbtheile sich dem Wasser beimengen. Gutes U. muß schön dunkelblau, nicht sandig und nicht gemischt seyn; mit Oel angerieben, darf es sich in einem glühenden Tiegel, oder auf einem glühenden Eisenbleche nicht entfärben, auch muß es sich in starken Säuren ohne Aufbrausen auflösen. Die, beim Schlemmen zuletzt zurückbleibenden, Theile werden unter dem Namen U.-Asche (Centre d'outremer), verkauft. Wegen des hohen Preises kommen sehr häufig Verfälschungen vor. Das U. dient nur zu den feinsten Malerfarben, muß aber vor dem Gebrauche so fein gerieben werden, daß es nicht mehr zwischen den Zähnen knirscht. Das beste U. wird in Italien präparirt. In neuerer Zeit hat man auch künstliches U. bereitet und Gmelin gibt dazu folgende Vorschrift: man nimmt Kiesel- und Thonerdehydrat, Aetznatronlauge und Schwefel, dampft diese ab, setzt kohlensaures Natron und Schwefel hinzu und schmelzt die trockene Masse in einem Tiegel, wobei aber, wenn die Farbe gehörig blau werden soll, der Sauerstoff der Luft nothwendig Zutritt haben muß. Die Färbung rührt jedenfalls vom Schwefel her.

Ultramontan, lateinisch ultramontanus, wovon Ultramontanismus (von ultra montes) heißt eigentlich: Einer, welcher jenseits der Berge wohnt. Hieraus ergibt sich, daß, je nach dem Wohnorte des Sprechenden, ultramontanus eine andere Bedeutung habe und haben müsse. Für den Römer war ultramontanus Jeder, welcher jenseits der Berge, d. h. der Alpen wohnte, sonach die Bewohner Deutschlands, Frankreichs, Spaniens u. s. w.; für die diesseits der Alpen Wohnenden dagegen waren die italischen Völkerschaften, insbesondere die Römer, die ultramontani. Dieß die Bedeutung des Wortes „ultramontan" in der Profansprache. Aus ihr ging es später auch in die kirchliche über und kommt in dieser jetzt fast ausschließlich vor. Seine Bedeutung ist, je nach dem theologischen oder kirchlichen Standpunkte desjenigen, welcher das Wort gebraucht, eine verschiedene. Die vorzüglichsten Bedeutungen sind folgende: 1) man bezeichnet mit dem Worte „ultramontan" alle jene, welche die mittelalterliche Ansicht von dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat theilen, deren Urheber Gregor VII. war u. wonach bekanntlich der Staat der Kirche nicht coordinirt, sondern subordinirt, die Staatsgewalt nicht, wie die kirchliche, eine ursprüngliche, sondern nur ein Ausfluß der letztern ist, wonach der Staat zur Kirche also in dem nämlichen Verhältnisse, in welchem der Mond zur Sonne, steht: ein Bild, dessen Gregor VII. sich gern zur Bezeichnung des fraglichen Verhältnisses bediente. 2) Ein ähnlicher Streit, wie zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt im eilften, entspann sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwischen der päpstlichen und bischöflichen Gewalt. Aus diesem Streite gingen zwei Theorien hervor. Die eine betrachtete in streng monarchischem Sinne Papst und Kirche als Eines und ließ alle Gewalt in der Kirche blos vom Papste ausgehen; die andere legte die höchste Gewalt in die Gesammtheit der Bischöfe, so, daß der Papst, derselben gegenüber, nicht der Erste, sondern ihr unterworfen war. Die erste Theorie ist bekannt unter dem Namen Papalsystem, die andere unter dem Namen Episkopalsystem. Jenem huldigten vorzugsweise die römischen, diesem die französischen und deutschen Theologen auf den reformatorischen Concilien zu Konstanz (1414—18) und zu Basel (1431—49). Die Anhänger des Papalsystems wurden und werden noch jetzt *Ue genannt.* 3) Eine andere Bedeutung erhielt das Wort zu Ende des vorigen

Jahrhunderts, wo ein Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier (unter dem Namen Justinus Febronius) und ein Kaiser Joseph II., der mit den atheistischen Philosophen Frankreichs und ihrem Werkzeuge, dem Könige Friedrich II. von Preußen, liebäugelte und unter dem Einflusse der freigeistischen Illuminaten stand, die heftigsten Angriffe, nicht nur gegen die Gewalt des Papstes, sondern auch gegen das Christenthum selbst, gegen dessen Lehre, Cultus und Disciplin richteten. U. war für diese, und ist noch heute für ihre Gesinnungsgenossen ein Jeder, der diese, dem Christen- und Kirchenthum gleich feindseligen, Tendenzen nicht theilt, oder sich ihnen entgegenstellt. 4) Als Nachklänge dieser kirchenfeindlichen Richtung haben wir den sogenannten kirchlichen Liberalismus in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts anzusehen, der besonders in Baden, Würtemberg, der Schweiz und vorübergehend auch in Sachsen um sich griff, und dessen Hauptvertreter der Freih. von Wessenberg in verschiedenen Schriften, Pflanz in den freimüthigen Blättern, Fischer in den katholischen Blättern, die Ulmer Jahresschrift, Alexander Müller in dem kanonischen Wächter, Fridolin Huber, Schreiber u. v. A. waren. Sie hatten sich die Aufgabe gestellt, den Katholizismus dem modernen Zeitgeiste entsprechend zu machen und dieß z. B. durch Abschaffung der lateinischen Sprache beim Gottesdienste, durch Vereinfachung der Ceremonien, durch Aufhebung des Cölibates, Losreißung von Rom und Gründung einer deutschen Nationalkirche u. s. w. Wer diesem kirchlichen Liberalismus nicht huldigte, wurde ultramontan genannt. 5) Eine andere Bedeutung erhielt das Wort „ultramontan" in den Kämpfen, welche in der jüngsten Zeit zwischen der Kirche und dem Staate, z. B. wegen der gemischten Ehen, geführt wurden. Wer hier der Kirche noch eine Autonomie, wie gering sie auch seyn mochte, vindicirte; wer die Omnipotenz (Allmacht) der Staatsgewalt, ihre Befugniß, auch in rein kirchlichen Dingen gesetzgebend aufzutreten, läugnete, oder gar bekämpfte, ward des Ultramontanismus beschuldigt. 6) Im Munde der sogenannten Deutschkatholiken, protestantischen Lichtfreunde, so wie im Munde aller derjenigen, welche in unseren Tagen das positive Christenthum anfeinden, ist das Wort „ultramontan", „Ultramontanismus" gleichbedeutend mit „katholisch", „Katholizismus" u. der gerade Gegensatz von Radikalismus. Hiernach ist Jeder ultramontan, welcher im Sinne der katholischen Kirche an dem positiven Christenthum festhält und für dasselbe streitet. Als daher der deutsche Episkopat sich jüngst in Würzburg versammelte, um zu berathen, welche Stellung die katholische Kirche der eingetretenen politischen Revolution und dem Staate gegenüber einzunehmen habe; als die katholischen Pius-Vereine jüngst in Mainz zu ähnlichem Zwecke zusammentraten, so waren dieß, nach dem Zeugniß des politischen und kirchlichen Radikalismus, nur Versammlungen der U.n. 7) Mit dem Namen „ultramontan" bezeichnet man aber endlich auch heutzutage eine bestimmte Partei unter den Katholiken selbst. Man pflegt sie auch, im Gegensatze zu den gemäßigten, die strenge Partei zu nennen. Beide Parteien gehen in ihrer Ansicht über den Cultus und die Disciplin auseinander, resp. in der Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Theilen derselben. U.e werden in dieser Beziehung jene genannt, welche die angegebene Unterscheidung nicht gelten lassen, sondern Alles, was die katholische Kirche im Laufe der Zeit, nach den jeweiligen Bedürfnissen der zu erziehenden Völker und Individuen, an solchen Formen zu Tage gefördert, als mit dem Wesen dieser Kirche gesetzt, darum selbst als wesentliche und unaufgebbare Formen ansetzen, währenddem die gemäßigte Partei hierin der Zeit und ihren jeweiligen Bedürfnissen Rechnung getragen, das Veraltete und unbrauchbar Gewordene bei Seite und Passendes an seine Stelle gesetzt wissen will. Dr. Fluck.

Ulysses, s. Odysseus.

Umbrer (Umbri), eines der ältesten und mächtigsten Völker Italiens, hatte früher das ganze Land zwischen dem Po und der Tiber inne, wurde aber von den eindringenden Tyrrhenern zurückgedrängt und wohnte später in dem Landstriche zwischen dem Rubico, der Tiber, dem Nar (Nara) und dem adriatischen

Meere, in den jetzigen Delegationen Urbino, Perugia (zum Theil), Ancona, Macerata, Fermo, Camarino, Ascoli u. Spoleto. Ihre vorzüglichsten Städte waren: Ariminum (Rimini), Pisaurium (Pesaro), Fanum Fortunae (Fano), Senegallia, Sarsina, Urbinum, Sentinum, Camerinum, Aesis (Jesi), Asisium, Inguvium (Gubbio), Spoletium (Spoleto), Narnia (Narni), Fulginia (Foligno) u. a. Die U. erhielten lange ihre Unabhängigkeit, bis sie im ersten punischen Kriege von den Römern unterworfen wurden und, wenn sie auch später einige Male wider dieselben sich auflehnten, doch stets den kürzern zogen; ihr Name blieb aber noch sehr lange üblich und das Land bildete unter Augustus die 6. Region Italiens. Im Mittelalter bestand das Herzogthum Urbino, doch gehörten Theile des Landes zur Mark Ancona und zum Herzogthume Spoleto. Die Aufmerksamkeit der Neueren haben die Reste der umbrischen Sprache auf sich gezogen, welche als Inschrift auf den sogenannten eugubinischen Tafeln gefunden worden sind und einiges Licht auf die altlateinische Sprache werfen. Vgl. Grotefend „Rudimenta linguae umbricae“ (Fasc. I. Hannover 1835).

Umdrehung, Umwälzung oder Rotation, ist diejenige Bewegung eines Körpers, wo eine gewisse, in ihm gedachte, gerade Linie dabei in relativer Ruhe bleibt, d. h. ihre Stellung im Raume nicht ändert, während die übrigen Punkte des Körpers Kreise um sie beschreiben. Jene ruhende gerade Linie heißt Rotationsaxe und die Punkte, in denen sie die Oberfläche des Körpers trifft, die Pole der U. Ist der betreffende Körper eine Kugel, so heißt der, auf der Axe senkrecht stehende, größte Kreis der Aequator, jeder der übrigen kleineren, ihm gleichlaufenden Kreise aber Parallelkreis. Im leeren Raume, z. B. im Weltraume, welchen man frei von jedem widerstehenden Mittel annimmt, bewirkt der centrale Stoß gegen eine durchaus gleichartige Kugel blos eine fortgehende (progressive) Bewegung ohne Rotation; ist aber der Stoß excentrisch, so bringt er zugleich Axendrehung hervor. Beide Bewegungen, wenn sie einem Körper einmal mitgetheilt sind, dauern im leeren Raume ununterbrochen, nur ohne gegenseitigen Einfluß auf einander, fort; Centralkräfte, welche zugleich auf denselben Körper wirken, ändern zwar die progressive, aber nicht die rotatorische Bewegung. Eine solche U. um eine Axe beobachtet man an allen Planeten und Nebenplaneten unsers Systems; sie erfolgt bei ihnen allen in der nämlichen Richtung: nämlich von Westen nach Osten (nach der Folge der Zeichen). Da die progressive Bewegung in dem nämlichen Sinne stattfindet, so leitet man letzteres aus jenem von einer gemeinschaftlichen Ursache, einem excentrischen Stoße auf die Masse der Weltkörper, her. Alle Rotationen gehen mit ununterbrochener vollkommener Gleichförmigkeit vor sich, da die Kräfte, welche die progressive Bewegung stören, auf sie keinen Einfluß haben; z. B. in der U.szeit der Erde um ihre Axe ist seit so vielen Jahrtausenden auch nicht die kleinste Verschiedenheit bemerkt worden. Durch die Axendrehung erhalten die Theile des sich drehenden Körpers eine Schwungkraft, die sie von der Axe zu entfernen strebt und auch wirklich entfernt, wofern dies nicht entweder durch ihren körperlichen Zusammenhang, oder durch die, nach dem Mittelpunkte des Körpers gerichtete, überwiegende Anziehung verhindert wird. Wirkungen dieses, aus der U. der Erde um ihre Axe entstehenden, Schwunges sind namentlich die, nach Maßgabe der Annäherung an den Aequator zunehmende, Verminderung der Schweren, die Abplattung der Erdkugel unter den Polen (s. Abplattung) ꝛc. Alle diese Sätze über die rototarische Bewegung machen einen sehr wichtigen Theil der Theorie des Weltsystems aus.

Uminski, Johann Nepomuk, polnischer General, geb. 1782 im Großherzogthum Posen, trug schon 1794 unter Kosciuszco die Waffen für sein Vaterland, lebte nach Polens dritter Theilung abwechselnd in Dresden und auf seinen Gütern, bis er 1806, auf Napoleons Aufruf an die Polen, aus den Tapfersten seines Volkes eine Ehrengarde für Napoleon in Warschau bildete. Er focht dann an der Spitze einer Reiterschaar vor Danzig, wurde 1807 bei Dirschau verwundet und von den Preußen, welche damals alle polnischen Gefangenen wie aufrühreri-

sche Unterthanen behandelten, gefangen genommen und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Schon stand er mit verbundenen Augen vor einem Haufen Füsiliere, als ein französischer Parlamentär im Namen des Kaisers erklärte, daß das Leben des gefangenen Prinzen August von Preußen für das der gefangenen Polen und namentlich U.s haften werde. Er blieb nun bis zur Beendigung des Feldzuges in Riga. Als er zur Armee zurückkam, ward er zum Major im 5. Jägerregimente zu Pferde ernannt, befehligte im österreichischen Feldzuge 1809 die Vorhut des Generals Dombrowski und zeichnete sich durch kühne Unternehmungen aus, die ihm den Grad eines Obersten verschafften und errichtete, als eine förmliche Umbildung der polnischen Truppen stattfand, das 10. polnische Husarenregiment. Mit diesem zog er zuerst 1812 in Moskau ein, ein anderes (Krakusen) errichtete er zu Krakau. Bei Leipzig verwundet und gefangen, diente er einige Zeit im polnisch-russischen Heere. Weil er 1821 die Verbindung der Sensenträger errichtet hatte, ward er 1826 zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, allein er entfloh aus Glogau 1831 und führte mit gewohnter Tapferkeit eine Division bei Grochow, Dembe ꝛc. und vertheidigte Warschau. Geächtet, rettete er sich nach Frankreich. Man hat von ihm, außer mehren polnischen Schriften über die Revolution, eine deutsche „Beleuchtung des Werkes von F. Smitt", Brüssel 1840 und ein „Récit des événements militaires de la bataille d'Ostrolenka", Paris 1832.

Umkehrung, s. Inversion.

Umlauf, nennt man im Allgemeinen die Bewegung eines, um einen Mittelpunkt laufenden, Körpers durch seine ganze Bahn; dann aber besonders: 1) die Bewegung eines Planeten in seiner Bahn um seine Sonne. 2) Die Bewegung eines Mondes oder Trabanten, in seiner Bahn um seinen Hauptplaneten und 3) die Bewegung des einen von zwei, einen Doppelstern bildenden, Fixsternen in seiner Bahn um den andern, Centralstern genannten, Fixstern. — Die Zeit, in welcher der U. eines solchen Himmelskörpers einmal vollendet wird, heißt die Umlaufszeit dieses Himmelskörpers.

Umriß oder Contour heißen in der zeichnenden und bildenden Kunst die äußersten Linien, welche die Formen eines Körpers bestimmen und bei einer lebenden Figur, oder ronde bosse, die, aus einer gewählten und angenommenen Entfernung sichtbaren, äußersten Flächenlinien. Jene ersteren bleiben unveränderlich, letztere ändern sich mit der wechselnden Stellung und nach dem Standpunkt des Beschauenden. Immer hängt der vorzüglichste Werth einer Figur von der Richtigkeit und Schönheit der Umrisse ab und daher ist das Studium dieser dem zeichnenden u. bildenden Künstler unentbehrlich. Die Umrisse der Figuren können übrigens sich charakterisiren durch Anmuth, Korrektheit, Größe, Kraft, Stärke, Wahrheit u. durch Zierlichkeit. Wenn aber von Contouren oder von Zeichnungen in U.en überhaupt die Rede ist, so versteht man darunter Bilder, welche lediglich die Figur der Körper zur Anschauung bringen, ohne daß dabei von Farben, Schatten und Licht u. dgl. Gebrauch gemacht ist. Das Verdienst solcher Contouren liegt demnach allein in der Modifikation der Linien, in der richtigen, mit Geist ausgeführten Zeichnung und Anordnung, weßhalb sie auch von Kunstkennern ziemlich gesucht u. geschätzt sind. — In der Kupferstecherkunst heißt „den U. abtragen" den U. einer Zeichnung auf die Kupferplatte, zur größern Sicherheit der Ausführung, übertragen.

Umtriebe, demagogische, s. Demagog; geheime Gesellschaften; Burschenschaft.

Unalaschka, s. Fuchsinseln.

Uncialbuchstaben, (Capitularbuchstaben), heißen dem Worte nach solche Buchstaben, welche die Länge eines Zolls (uncia) haben; sie wurden ursprünglich auf Monumenten gebraucht und die Benennung U. blieb nach der Erfindung der kleineren Buchstaben für die größeren, mit denen noch die ältesten Handschriften geschrieben sind; daher *Unialschrift*, Schrift mit lauter großen Buchstaben.

Undinen, die Geister, welche das Wasser bewohnen, gleich den Nixen, mit denen sie wahrscheinlich identisch sind. In der alten Naturgeschichte spielten die Elementargeister eine große Rolle; man glaubte die vier Elemente der Scholastiker beseelt und durch zarte oder gröbere ätherische oder stark irdische Wesen, zu denen dann die U., als Bewohnerinnen der Quellen, Bäche und Flüsse gehörten. Mit unnachahmlichem Zauber bekleidete die blühende Phantasie eines Fouqué, in dem wunderbar lieblichen Gedicht „Undine“ ein solches Wesen.

Uneheliche Kinder sind solche, bei deren Geburt die Eltern nicht mit einander verheirathet waren. Sie sind von Seiten der Mutter legitim, gehören ihr an, erhalten ihre Heimath und sollen, nach den meisten Gesetzgebungen, deren Namen führen, jedoch ohne Ansprüche auf Familienrechte gegen die Seitenverwandten der Mutter (preuß. Landrecht). In Erbschaftsfällen succediren sie ihr zugleich mit den ehelichen Kindern. In den früheren Zeiten nannte man in Deutschland die Kinder, welche zwar außerhalb des Ehestandes, doch nicht von verdammter Geburt (in Blutschande) erzeugt worden waren, bezüglich auf den Vater Bastarde (s. d.). In Beziehung zur Mutter galt das Sprichwort: „Keine Mutter trägt einen Bastard.“ Es fand daher zwischen ihnen und der väterlichen Verwandtschaftslinie kein gegenseitiges Erbrecht statt. Nach einem Privilegium von Kaiser Maximilian I erhielt der Kurfürst von der Pfalz die Befugniß, alle Bastarde in seinem Lande leibeigen zu machen. Nach dem römischen Rechte erhielten die natürlichen (im Concubinat erzeugten) Kinder zugleich mit der Mutter das Intestaterbrecht in $\frac{1}{6}$ vom Nachlasse des Vaters. Wegen der Billigkeit wird dieses Gesetz in vielen Ländern auf alle U. K. angewendet. Nach dem preußischen Landrechte (Thl. II. tit. 2. §. 652) erhalten U. K. den 6. Theil vom Nachlasse des Vaters, wenn keine ehelichen Geschwister und kein Testament vorhanden sind. Im Mittelalter waren die U. K. anrüchtig (s. d.), von den Zünften ausgeschlossen und mußten erst vom Landesherrn spezielle Erlaubniß erhalten. — Staatsmänner und Gelehrte haben sich Mühe gegeben, zu untersuchen, in wiefern der überhandnehmenden Progression der Geburten unehelicher Kinder zu steuern ist; man scheint jedoch aus der Acht gelassen zu haben, daß beim gleichen Fortschreiten der Erschwerungen des ehelichen und Familienlebens durch Communaleinrichtungen, Heimaths-, Zunft- u. Militärzwang, durch Maßregeln gegen das Ausland ꝛc., die stärkere Natur dann eben immer ihre Rechte behaupten wird.

Unendlich, heißen in der Mathematik solche Größen, die man sich ohne Gränzen denkt u. die daher, in Bezug auf endliche Größen, nach Erfordern größer oder kleiner angenommen werden. So sagt man: eine veränderliche Größe werde unendlich groß, wenn ihr numerischer Werth unbegränzt wächst und folglich größer werden kann, als jede gegebene, noch so große Größe. Ebenso auch: eine veränderliche Größe werde unendlich klein, wenn ihr numerischer Werth unbegränzt abnimmt, so daß er kleiner werden kann, als jede gegebene, noch so kleine Größe und folglich der Null sich immer mehr nähert und der Abnahme keine andere Gränze, als Null selbst, gesetzt werden. Das u. Große drückt man kürzlich durch ∞ das u. Kleine durch 0 aus u. die Anwendung der, auf diesen beiden Begriffen beruhenden, Sätze macht den Inhalt der Infinitesimalrechnung (s. d.) aus. Unendliche Reihen (series infinitae) sind solche, deren Glieder nach einem bestimmten allgemeinen Gesetze, ohne jemals abzubrechen, ins Unendliche fortlaufen. Unendliche Kettenbrüche sind solche, deren Glieder nach einem bestimmten allgemeinen Gesetze, ohne jemals abzubrechen, ins Unendliche fortlaufen.

Unfehlbarkeit, s. Infallibilität.

Unfruchtbarkeit nennt man im Allgemeinen das Unvermögen zu Zeugen beim männlichen und beim weiblichen Geschlechte; vorzugsweise so heißt aber die Unfähigkeit zu Empfangen beim weiblichen Geschlechte. U. ist immer vorhanden *bei mangelnder Fähigkeit zum Beischlafe*; sie kann aber auch bestehen bei voll-

ommenem Vermögen zum Beischlafe, in welch letzterem Falle die Auffindung hrer Ursachen oft sehr schwierig, ja schlechterdings unmöglich ist. (Vgl. Impotenz.) — Die Heilung der U. erfordert vor allem Hebung der Ursachen; da diese aber oft nicht entfernbar sind, ja häufig nicht einmal erkannt werden können, so ist die Heilung der U. meistens unmöglich. In manchen Fällen dagegen ist die angebliche U. nur eine scheinbare und es bedarf nur einer verständigen Anordnung der Lebensweise von Seiten des Arztes, um der U. ein Ende zu chen.

E. Buchner.

Ungarn — magyarisch Magyar Orszag d. h. das Land der Magyaren, lavisch Wengria, türk. Madyaristan — bezeichnet 1. im weitern Sinne den ganzen Länderkomplex der österreichischen Monarchie, welcher östlich von den eutschen und italienischen Staaten derselben liegt, also das eigentliche Königreich U., Kroatien mit dem zu selbem herübergezogenen Theile Illyriens (das Littorale genannt), Slavonien, Dalmatien, Siebenbürgen und die Militärgränze, zusammen mehr als die Hälfte des Flächenraumes und ungefähr $\frac{5}{12}$ der Einwohnerzahl der ganzen Monarchie umfassend; 2. im engeren Sinne die drei vereinigten Königreiche U., Kroatien und Slavonien; 3. im engsten Sinne endlich das eigentliche U. oder sogenannte Provinzial-U. Die Geographen nehmen insgemein unter den 2. bezeichneten Inbegriff U.s an, u. in diesem Sinne hat das Land einen Flächeninhalt von 4144 □ Meilen und eine Bevölkerung von approximativ 11 Mill. Seelen, wovon 4,708,260 Magyaren, 1,156,400 Deutsche, 1,822,730 Slovaken, 475,310 Ruthenen, 739,240 Serben, Schakazen u. Slavonier, 689,589 Kroaten, 49,600 Slovenen, 13,580 Bulgaren, 1,029,680 Walachen, 33,000 Zigeuner, 10,000 Griechen und Macedo-Walachen (Zinzaren), 4000 Italiener, 3000 Armenier und 265,620 Juden sind. Wir werden vornehmlich das eigentliche U. hier in Betracht ziehen, weil Kroatien und Slavonien bereits ihre eigenen Artikel in dem vorliegenden Werke haben. Das Königreich U. an und für sich gränzt gegen Westen an Mähren, das Erzherzogthum Oesterreich und Steiermark, gegen Süden an Kroatien, Slavonien und die banatische Militärgränze, im Osten an Siebenbürgen und Galizien und im Norden wieder an Galizien. Es hat einen Flächenraum von 3800 □ Meilen und 10,100,000 Einwohner. Man unterscheidet zwei große Hälften, die westliche und östliche, von welchen jene mit Rücksicht auf die Oberflächengestalt Nieder-U., diese Ober-U. genannt wird, obwohl Nieder-U. in's Gebirgsland reicht u. Ober-U. seinerseits in die große Ebene herübergreift. Land wie Volk sind so mannichfaltig und reich, daß sich im voraus gar nicht alle günstigen Chancen berechnen lassen, die sich ergeben müssen, wenn das Boden- u. Menschenkapital dereinst besser benützt wird, als es leider bisher der Fall war, und von den Torffeldern am Südfuße der Karpathen bis zu den Goldwäschereien des Banats, von dem reichen Bergbau Nieder-U.s bis zu den unerschöpflichen Steinsalzgruben der Marmaros, von der Pflege des Flachses im Norden des Landes bis zu dem Reisbau und der Seidenzucht des Südens, von den Steinkohlenflötzen des Westens bis zu den Traubenhügeln und Melonenfeldern des Ostens — von allen Gränzen des Landes bis zu den entgegenstehenden sehen wir ein wunderbar reiches Produktennetz ausgespannt, sehen wir überall das Füllhorn des Natursegens ausgegossen. — An den West-, Nord- und Ostgränzen des Landes erhebt sich die Gebirgskette der Karpathen (s. d.), welche vom linken Ufer der Donau bei Preßburg in einem gewaltigen, 120 Meilen langen Bogen bis Altorsova hinabzieht und U. von Deutschland und Galizien, Siebenbürgen von der Moldau scheidet. Höchster Theil dieses Gebirges sind die Centralkarpathen oder die sogenannte Tatra, wo die noch nie bestiegene Eisthalerspitze nach den neuesten Messungen 8300′ erreicht. Im Westen streichen Zweige der steirischen Alpen in's Land herein und bilden den Bakonyer Wald nördlich und das Gebirge von Fünfkirchen südlich vom Plattensee. Am südlichen Fuße der Karpathen dehnen sich, durch Querriegel, *welche von jenem Gebirge auslaufen* und mit den Alpen in Verbindung

stehen, von einander abgesondert, die kleine und die große ungarisi
Ebene aus, letztere über einen Flächenraum von 1568 □ Meilen und v
Waizen oberhalb Pesth bis Pancsova in der Nähe von Belgrad hinabreiche
Wie gering ihre Neigung sei, erkennt man schon an den überaus zahlreid
Serpentinen der Theiß. Der Hauptstrom U.s ist die Donau, welche o
Preßburg aus Deutschland eintritt und bei Peterwardein in die Militärgrä
übergeht. Die bedeutendsten Nebenflüsse derselben sind — links: Die Ma
(Gränzfluß zwischen U. und Deutschland), die Waag, Neitra, Gran,
Theiß mit der aus Siebenbürgen kommenden Maros und die Temes
rechts: die Leitha, die Raab, der Sarvicz und die Drau (Gränzfluß ge
Kroatien und Slavonien). Die Donau bildet auf ihrem Laufe durch das La
mehre große Inseln, so die beiden Schütt (s. d.), St. Andreas, Czepel, Ma
gitta. Landseen hat U. in großer Anzahl u. darunter zwei, die zu den beträchtliche
in Europa gehören, nämlich den Neusiedlersee und den Plattensee od
Balaton (s. d.). Sehr merkwürdig sind die vielen Seen in den Schluch
der Karpathen, welche der Gebirgsschnee nährt, darunter der grüne Se
2 Meilen von Kesmark, den 5000′ hohe Granitmassen umschließen. In d
Niederungen des Landes, besonders an der Theiß, finden sich Moräste von b
deutendem Umfange. Von ihnen ist der Hansag am Neusiedlersee durch d
großartigen Entsumpfungsarbeiten, welche man dort vorgenommen hat, der b
kannteste geworden. — Das Klima ist sehr verschieden, in den Karpathen ra
mit strengen Wintern, südlicher mild bis zum Gedeihen der edelsten Weinsorte
ja selbst der Baumwolle. Die Moorgegenden haben feuchte, drückend schwü
ungesunde Luft; in den Ebenen Mittel-U.s ist die Temperatur sehr veränderli
bei Tage heiß und Nachts plötzlich empfindlich kühl. Im Sommer regnet es
diesen Gegenden wenig, dagegen fällt starker Thau. Auf den Haiden beme
man häufig die überraschendsten Luftspieglungen. Erdbeben richten hie und
große Verwüstungen an. — Der Boden U.s ist sehr fruchtbar, mit Ausnah
der wilden, rauhen, mit Trümmern übersäten Engthäler der Karpathen. Da
wechseln auch in den Ebenen üppige Wiesengründe und Viehweiden — die so
nannten Puszten, den südamerikanischen Pampa's ähnlich — mit traurig
Sumpfstrecken und sterilen Sandflächen und Heiden, wohin z. B. die große D
breczine und die noch größere Ketskemeter Heide gehören. — Das La
hat einen so großen Reichthum der herrlichsten Naturerzeugnisse, daß die Mag
aren in ihrem überschwänglichen Nationalstolze sagen: Extra Hungariam non e
vita, et si est vita, non est ita. Das Pflanzenreich liefert Getreide im Ueb
flusse (im J. 1842 wurden 108 Millionen niederösterreichische Metzen geernte
sehr viel Mais, Hirse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse, Gartengewäc
aller Art, Melonen auf freiem Felde, Gurken, türkischen Pfeffer (Paprika), Moh
Hopfen, Flachs, Hanf, Tabak (560,000 Centner jährlich und größtentheils v
vorzüglicher Güte), Färbe- und Futterkräuter, Reis, Rhabarber, Baumwol
Die ungarischen Weine, deren im Durchschnitte jährlich 26 Millionen niede
österreichische Eimer gewonnen werden, gehören zu den besten der Welt, und
befindet sich unter den 300 Sorten derselben der König aller Weine, der feuri
Tokaier (s. d.). Holz hat das Land in außerordentlicher Menge; der früh
durch seine Räuberhorden berüchtigte Bakonyer Wald erreicht allein eine Au
dehnung von 12 Meilen und besteht fast durchgehends aus Eichen. Doch si
die Forste sehr ungleich vertheilt, so, daß einzelne Gegenden überreich mit Ho
gesegnet sind, während man in den Ebenen um die Donau, Theiß und Mar
häufig Stroh, Schilfrohr oder gedörrten Kuhmist als Brennstoff verwenden mu
Zu den einträglichen Waldprodukten U.s gehören auch die Galläpfel und d
Pottasche. — Von Thieren hat U. vieles (5 Mill. Stück) und treffliches Rin
vieh, Pferde (1 Mill., größtentheils von edler Race), Schafe (17 Millionen g
meine und veredelte), Schweine (4 Millionen), Esel, Ziegen, Geflügel und so
die gewöhnlichen Haus- und Zuchtthiere, dann zahlreiches Wild, vom Hirsch

und der Gemse herab bis zum Kaninchen u. s. w. An und in den Gewässern leben Biber, Fischotter, eine außerordentliche Menge von Sumpf- und Wasservögeln, darunter der Pelikan und der Silberreiher, aus dessen Drahtfedern die prächtigen Federbüsche der Husarenoffiziere gemacht werden; die Flüsse sind sehr fischreich, und von der Theiß heißt es sprichwörtlich, sie enthalte mehr Fische als Wasser. Die Donau ernährt den größten Süßwasserfisch, den Hausen. Ferner finden sich von nutzbaren Thieren der Seidenwurm, die Biene, der Blutegel, welcher einen starken Ausfuhrartikel bildet, u. die bekannten ungarischen Sprosser. Hingegen gibt es auch mancherlei Arten schädlicher Thiere, als Wölfe, Bären, Luchse, Wildkatzen, Hamster, Raubvögel, Heuschrecken u. a. m. Ganz besonders freigebig ist das Mineralreich. U. hat das meiste und feinste Gold in Europa, auch sehr viel Silber, Quecksilber, vorzügliches Kupfer, Eisen, Spießglanz, Blei, Zink, Kobalt, Stein- und Quellsalz, Edelsteine und andere werthvolle Steinarten, Soda, Alaun, Vitriol, Salpeter, Schwefel, Bergöl, Steinkohlen, Porzellanerde, Graphit ꝛc. Mineralquellen rechnet man über 300, worunter heiße, eisenhaltige, Sauerbrunnen, kupferhaltige und Cementwasser sind. — Merkwürdig ist in U. die Verschiedenheit der Nationen, welche sich mit ihren Eigenheiten schroff gegenüber stehen. Die Magyaren haben einen kräftigen Körperbau, edel geformte Gesichtszüge, schwarze Haare und Augen, bleichen Teint. Die Männer halten den Schnurrbart für die schönste Zierde ihres Leibes. Von Charakter ist der Magyare lebendig, leicht erregbar, offen, gastfrei, vaterlandsliebend, energisch, tapfer. Seinen vielgerühmten Edelsinn möchten wir übrigens mehr für Noblesse, als für reinen Seelenadel erkennen. In den Sitten der Masse hat sich noch viel von dem alten barbarischen Sauerteige erhalten, der gar leicht die dünne Kruste der Civilisation durchbricht, wenn ihn die Leidenschaften in Gährung bringen. Zeuge dessen sind die Roheiten, welche sich die Magyaren, insbesondere ihre Stammverwandten, die Szekler, in dem jetzigen Bürgerkriege gegen ihre politischen Gegner erlauben. Ueberhaupt hat der Magyare den asiatischen Nomaden noch bis zur Stunde nicht ganz abgelegt. Er tummelt gern sein Roß auf den großen Ebenen, weidet sein Vieh auf den grasreichen Pußten, scheut jedoch anstrengende Arbeit. Das Hauptlaster dieses sonst vielfach begabten Volkes aber ist sein bis auf die äußerste Spitze getriebener Hochmuth, der es veranlaßt, auf jeden Nichtmagyaren mit Verachtung herabzusehen. Insbesonders sind dieser Geringschätzung der Slave ausgesetzt und der Deutsche, welchen der Ungar wegwerfend „Swab" heißt. Der tolle Ultramagyarismus möchte am liebsten Alles, was nicht direkt aus den Lenden Arpad's abstammt, zum Lande hinauswerfen. Die malerische Nationaltracht des Magyaren dürfte jedem unserer Leser theils vom Selbstsehen, theils durch Abbildungen und Beschreibungen hinlänglich bekannt seyn. Die Nahrung des gemeinen Mannes ist ziemlich armselig. In manchen Gegenden lebt das Volk von schlechtem Haferbrode, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Mais, Speck. Alle Speisen werden sehr fett bereitet und wo möglich mit Paprika gewürzt. Die Wohlhabenden essen natürlich besser. Landwein ist das allgemeine Getränke; den Tabak lieben die Magyaren außerordentlich. Die Bauernhäuser sind von roh zusammengeschränkten Balken, in den holzarmen Gegenden von Fachwerk mit Luftziegeln erbaut und werden im Innern ziemlich reinlich gehalten. Die Magyaren haben sich zumeist in den Ebenen niedergelassen, die Slaven bewohnen die Gebirge; doch findet man beide Volksstämme häufig untermischt. Der Typus u. die Sitten der Slaven zeigen sich, einige ungarische Angewohnheiten abgerechnet, hier in derselben Weise wie anderwärts. Die Deutschen sind die fleißigsten und nützlichsten unter den Bewohnern U.s, aber sie lassen sich von den Magyaren treten, ohne dagegen zu mucksen; es fehlt ihnen hier, wie in dem eigenen Vaterlande, der rechte Gemeinsinn, und darum haben sie auch fast gar keinen politischen Einfluß. Ungeachtet der vielerlei Nationalitäten, welche U. aufzuweisen hat, ist das Land im Ganzen doch sehr dünn bevölkert, und es könnten zu den 11 Millionen Einwohnern noch neue 11 Millionen

kommen, ohne daß eine Ueberfüllung bemerkbar würde. Während im Lande ob der Enns 20 Ortschaften auf die Quadratmeile treffen, findet man auf dem gleichen Flächenraume in U. nur 3. Freilich sind darunter hie und da Dörfer oder Flecken von 16—20,000 Einwohnern, aber das ändert im Kalkul wenig oder gar nichts. Ein einziger Blick auf die Karte der ungarischen Lande genügt um zu zeigen, welch ein unendliches Feld hier noch wüst und öde liegt und seiner Erlösung aus dem Banne der Wildniß entgegenharrt. Der Mensch braucht nur seine Hand auszustrecken, um die nimmer versiegenden Schätze der Natur aus dem Schooße der Erde zu heben. Der Ungar aber ist der Mann nicht, der das Zauberwort zu sprechen verstände. Dazu gehören größere Fortschritte in der Kultur, ein höherer Grad von Intellig nz. Gelänge es, den Strom deutscher Auswanderung in diese gesegneten Gegenden zu leiten, die Folgen würden von unberechenbarem Nutzen seyn für Land und Leute. Insbesondere bietet der ganze weite Bezirk am linken Donauufer, so wie das südöstlich sich ausbreitende, von der Theiß und dem Körös bespülte Gebiet ein noch fast brach liegendes Feld zum Anbaue. Deutschland dürfte die Söhne, welche es hierher schickte, nicht verloren geben, wie es mit seinen Auswanderern nach Amerika der Fall ist; so lange die Donau nicht zu strömen aufhört, so lange bestünde ein festes, unwandelbares Band zwischen dem Mutterlande und den deutschen Ansiedlern in U. Vorausgesetzt, daß die deutsche Nationalversammlung nicht den Unsinn begeht, Oesterreich vom Bundesstaate auszustoßen, und daß es den kaiserlichen Heeren gelingt, in U. einen gesetzmäßigen Zustand dauernd wieder herzustellen, fallen die höheren Vortheile dieser deuschen Kolonie ohne weiteres in's Auge, nämlich die Vorrückung deutscher Bildung und Gesittung gegen den Orient, die Eröffnung neuer und nachhaltiger Absatzwege für die Erzeugnisse der deutschen Industrie, der große Zuwachs an Macht für Deutschland, die Beherrschung der Donau u. der Adria. Die österreichische Regierung hat durch ihren Bevollmächtigten dem Reichsministerium in Frankfurt bereits eine Note mitgetheilt, worin auseinandergesetzt wird, wie es im deutschen Interesse wünschenswerth sei, unter den Umständen, wie sie sich jetzt in U. gestalten würden, die Auswanderung nach diesem Lande zu lenken. Möchte diese Andeutung von den deutschen Fürsten und Völkern nicht unbeachtet gelassen werden! — Die Volksbeschäftigung ist in U. mannichfaltig wie überall. Das Land ist vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit zunächst auf den Ackerbau und die Viehzucht angewiesen; gleichwohl stehen beide noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, und die Schuld davon tragen die geringe Bildung des ungarischen Bauers, die spärliche Bevölkerung und die feudalen Fesseln, welche erst seit 1836 so weit gelockert sind, daß sie dem Bauer den freien Gebrauch, Kauf und Verkauf der Nutznießung seines Grundes gestatten. Einzelne Güter der Edelleute werden zwar rationell behandelt, auch besteht ein landwirthschaftlicher Verein, dessen Zweck Verbreitung gemeinnütziger landwirthschaftlicher Kenntnisse in U. und Siebenbürgen ist, und in Jelemer im Szabolcser Komitate ist, abgesehen von den ältern Lehranstalten der Art in Keszthely u. Ungarisch-Altenburg, seit 1845 eine landwirthschaftliche Schule nach dem Vorbilde des Fellenbergischen Instituts zu Hofwyl errichtet, doch müssen, um dem allgemein herrschenden Schlendrian wirksam entgegentreten zu können, noch bedeutendere Kräfte entwickelt werden. Auch die Industrie liegt noch in der Kindheit; Wien allein fabrizirt mehr, als ganz U. Einzelne Handwerker indeß betreiben ihr Gewerbe ausgezeichnet, wie z. B. die Schnürmacher, Kürschner, Gerber, Riemer, Schuster und andere. Auch verdienen erwähnt zu werden die Leinwandwebereien, die Tuchfabrik in Gatsch, die Zuckerraffinerien in Oedenburg und Pesth, die Pfeifenfabriken in Debreczin, welche jährlich an 11 Millionen Thonköpfe liefern, die Wagenfabriken zu Pesth, Ofen und Oedenburg, die Alaun- u. Salpetersiedereien, einige bedeutende Lederfabriken, die Steingutgeschirrfabriken, die Eisen- u. Kupferhammer. Den Bergbau betreiben zumeist die Deutschen und Slaven. Man zählt im Ganzen 50—60,000 Bergleute. Der Handel ist fast ausschließlich in den

Händen der Deutschen, Griechen und Juden. Die Resultate desselben lassen sich, so weit er sich auf den innern Verkehr der österreichischen Monarchie bezieht, für die ungarischen Länder übersehen, da diese bisher ein von den übrigen Ländern der Monarchie abgesondertes Zollsystem hatten, mithin hier die Steuerregister vorliegen, die da zeigen, daß der Verkehr der ungarischen Länder mit den deutschen, italienischen und polnischen sich jährlich um 90 Mill. Gulden C.-M. bewegt, wovon ungefähr die Hälfte auf die Einfuhr nach U. fällt. In dieser Einfuhr bilden Baumwollen- und Wollenwaaren die bedeutendsten Artikel. U. dagegen gibt ansehnliche Quantitäten Wolle, Getreide, Wein, Tabak, Hanf, Bergwerkserzeugnisse, Vieh, Häute und andere Naturerzeugnisse an die übrigen Länder der Monarchie ab. Den lebhaftesten Verkehr unterhalten die ungarischen Länder mit Niederösterreich; weit über die Hälfte ihres Handels hat diese Provinz zum Zielpunkte. Aber auch Mähren, Schlesien und Galizien haben einen nicht unwichtigen Antheil an dem Handel mit U. und Siebenbürgen. Im Handel mit dem deutschen Zollvereine gewinnt U. jährlich 5—6 Millionen, dagegen verliert es an die Türkei 2 Millionen. Die wichtigsten Handelsplätze des Königreiches U. sind Pesth, Kaschau und Oedenburg; Handelsmessen und große Jahrmärkte werden gehalten zu Pesth und Debreczin. Ungemein hemmend für den Handel sind die schlechten Straßen. Chausseen findet man in U. nur auf einigen wenigen der wichtigsten Communikationspunkte. Eisenbahnen sind theils projektirt, theils schon im Bau begriffen von Pesth nach Wien, von Pesth nach Debreczin (ungarische Centraleisenbahn), von da südlich zur türkischen Gränze, von Preßburg nach Tyrnau, von Raab nach Wien, von Oedenburg nach Neustadt in Oesterreich. Der Wassertransport wird durch die schiffbaren Flüsse Donau, Theiß, Waag, Drau u. a. begünstiget. Die Verbindung mit dem Auslande vermittelt besonders die in großartigem Style betriebene Dampfschifffahrt auf der Donau. Der Franzenskanal, bei Monostorszeg beginnend u. bei Földvar endend, vereiniget die Donau mit der Theiß und kürzt die Stromfahrt von 2—3 Wochen auf eben so viele Tage ab. Vollendet sind auch der Begakanal, der Berzavakanal, der Sarviczkanal, andere, wie z. B. einer von Pesth nach Szolnok (zwischen Donau und Theiß), noch Projekt. — Sprachen gibt es in U. so viele als Nationalitäten. Am merkwürdigsten gestalten sich die Sprachverhältnisse im Csanader Bisthume, wo die Bevölkerung so gemischt ist, daß in 26 — 28 verschiedenen Sprachen und Sprachkombinationen gepredigет wird. Lange Zeit war die lateinische Sprache die Verbindungssprache aller Bewohner des Landes, was aber aufgehört hat, seitdem der Reichstag der Gesammtbevölkerung die magyarische Sprache aufzwingen will. Für diese führte der Haß der Ultramagyaren gegen jedes fremde Element das Gute herbei, daß sie sich in den letzten 50 Jahren sehr ausbildete und eine eigene Literatur erwarb (s. Ungarische Literatur). Im Ganzen stehen aber Wissenschaften und Künste auf einer merklich niedrigeren Stufe, als in den deutschen Provinzen Oesterreichs. Die ungarischen Blätter und insbesondere die Organe der Aristokratie, welche insgemein alles in U. Bestehende durch eine rosenfarbene Brille anschauen, behaupten, daß das Volksschulwesen des Landes sich in einem einer civilisirten Nation angemessenen Zustande befinde; näher betrachtet, erscheint selbes aber keineswegs in einem so glänzenden Lichte. Denn nicht nur ist die Zahl der Schulen überhaupt lange nicht genügend, sondern die wenigen Schulen werden auch sehr lau besucht, so daß in manchen Komitaten von zehn Kindern nur eines in die Schule geht. Am Günstigsten gestaltet sich noch das Verhältniß der Schulbesucher in jenen Komitaten, die nächst den Magyaren am meisten von Deutschen bewohnt sind. Der Schulzwang ist bisher von der ungarischen Gesetzgebung ausgeschlossen, und freiwillig ihre Kinder in die Schule zu schicken, sind die Leute um so weniger geneigt, als der Unterricht, welcher dort ertheilt wird, sehr mangelhaft ist, und die Kinder unter sechsjähriger Plackerei doch nichts Rechtes lernen. Die Ursache hievon liegt in dem gänzlichen Mangel an guten Bildungsanstalten

künftige Schullehrer und in dem daraus folgenden Mangel an guten Lehrern. Aber auch der höhere Unterricht liefert kein erfreulicheres Bild. Es gibt im Lande weder eine eigentliche philologische Fakultät, noch irgend eine andere Bildungsschule, worin angehende Gymnasiallehrer in der Philologie und Pädagogik für ihren Beruf gründlich vorbereitet würden. Man muß es den Piaristen in U. zum Lobe nachsagen, daß sie noch die brauchbarsten Gymnasiallehrer bilden und auch ihre Gymnasien die besten sind. Diejenigen Männer in U., welche der Nation leuchtend voranschimmern, haben zum Theil ausländischen Universitäten ihre Bildung zu verdanken, theils haben sie mit Hülfe ihrer ausgezeichneten Geistesgaben, womit in U. die Mutter Natur besonders freigebig ist, durch nachträgliches eifriges Selbststudium eine höhere und gründliche Bildung erlangt. Es tönt auch in der That von einem Ende des Landes bis zum andern die gerechte und wohlbegründete Klage, daß die Pesther Universität, die zu den bestdotirten in Europa gehört, nicht einmal den sehr bescheidenen ungarischen Ansprüchen zu genügen im Stande ist. Und doch ist dieselbe in dem weiten Lande die einzige. Wenn der ungarische Reichstag nur einen mäßigen Theil des Eifers, den er so häufig an nutzlose Parteidebatten verschwendet, der Verbesserung des Unterrichtswesens zuwendete, würde er sich unsterbliche Verdienste um das Land sammeln. Seit 1832 besteht in Pesth auch eine ungarische Akademie der Wissenschaften. Literarische Hülfsmittel sind die zahlreichen Bibliotheken u. andere Sammlungen, vorzüglich die des vom Grafen Szechenyi gegründeten National-Museums u. der Universität zu Pesth. Was die Organisirung des Schulwesens betrifft, so sind die katholischen Lehranstalten des Königreiches in 4 Literarbezirke — Kaschau mit einer k. Akademie und dem erzbischöflichen Lyceum in Erlau, Raab mit einer k. Akademie, Großwardein mit einer k. Akademie, Preßburg mit einer solchen — eingetheilt. Jedem dieser Bezirke steht ein k. Oberstudiendirektor vor. Die Protestanten haben Lyceen und Kollegien zu Preßburg, Oedenburg, Kesmark, Eperies, Debreczin, Saros-Patak, Papa, Losontz, Ketskemet. In Schemnitz besteht eine k. Bergakademie. — Der Religion nach sind die Bewohner U.s, bis auf die Juden und Zigeuner, Christen und zwar bekennen sich 1,500,000 zur nichtunirten griechischen, über zwei Mill. zur protestantischen und die übrigen zur katholischen und unirten griechischen Kirche. Die Katholiken haben drei Erzbischöfe (zu Gran, dessen Erzbischof Primas von ganz U. ist, Kolocsa und Erlau), 16 (mit den unirten Griechen 20) Bischöfe, 186 Manns-, 12 Frauenklöster u. 3252 Pfarreien. Die Protestanten [illegible] mit vier lutherischen, vier reformirten Superintenduren und 2400 Pfarreien unter der Statthalterei in Ofen. Sie haben in den meisten Beziehungen gleiche Rechte mit den Katholiken und werden daher hier gesetzlich als recepirt angesehen, während sie in den übrigen österreichischen Erbstaaten bis zum Revolutionsjahre 1848 nur tolerirt waren. Die nichtunirte griechische Kirche hat in U. 5 Bischöfe; ihr Erzbischof und Patriarch residirt zu Karlowitz in der Militärgränze. Die Angehörigen dieser Konfession sind in den politischen Rechten den Katholiken völlig gleichgestellt. Die katholische Geistlichkeit hat durch die ungarische Gesetzgebung eine sehr ehrenvolle und entscheidende Stellung im Staate bekommen; jeder katholische Pfarrer nimmt Theil an den Komitats-Kongregationen und hat dort sein Votum. Die Prälaten sitzen in der Reichsversammlung. — U. hat eine eigene, monarchisch-aristokratische Verfassung. Die Reichsstände bestehen aus den Magnaten (s. d.), Prälaten, Edelleuten und den königl. Freistädten. Der Land- oder Reichstag (Diaeta) wird gesetzlich alle drei Jahre, oder so oft es das Beste des Reiches erfordert, durch königliche Komitalbriefe einberufen. Er theilt sich in zwei Kammern oder Tafeln, die der Magnaten (nebst den Prälaten) und der Stände, aus den adeligen Repräsentanten der Komitate und den Abgeordneten der königlichen Städte bestehend. Bei der ersten hat der königliche Palatin oder Statthalter, bei der zweiten der königliche Personal den Vorsitz. Diese Verfassung datirt sich bereits aus dem 13. Jahrhundert (s. Geschichte) und leidet in Folge der

tung, so viel auch schon an ihr nachgebessert wurde, an manchen wesent-
Gebrechen, welchen zuzuschreiben ist, daß U. in seinen Verhältnissen und
hmlich in Betreff der Landeskultur den meisten Staaten von Westeuropa
steht. Von vorne herein stößt uns der seltsame Umstand auf, daß die 116
tirten der freien Städte, welche doch 650,000 Seelen vertreten, auf dem
stage nichtsdestoweniger zusammen nur Eine Stimme, die 102 adeligen De-
en der Komitate oder Gespanschaften dagegen ein Jeder eine besondere
me haben, gewiß ein arges Mißverhältniß! Und während nun diese nach
n, jene aber nur als Stand stimmen, haben wieder Andere nur eine bericht-
tende Stimme (votum informativum), oder selbst nicht einmal diese, sondern
Aufsichtsrecht in der Versammlung. Die Protestanten, als solche, genießen
Reichstage gar keine direkte Vertretung und noch weniger die Bauern, denn
rotestant kann doch wenigstens als Edelmann in die Kammer kommen. Die
ung der beiden Kammern zu einander ist nicht genau begränzt. Hat der
stag das Recht der Initiative, abgesehen von den königlichen Vorschlägen?
, sagen die Vertheidiger der Prärogative; ja, behaupten die Uebrigen, aber
Recht gebührt nur der zweiten Kammer. Nach den Lehren der Fortschritts-
t würde sich die Rolle der Magnatentafel nur auf die Ausübung eines ge-
n Veto-Rechtes zu beschränken haben. Ueber alle diese Fragen, wie über so
andere, herrscht nichts als Zweifel und Dunkelheit. In den Gesetzen fehlt
nähere Bestimmung und in den Antecedentien kann man finden, was man
Eine andere Ursache der Verwirrung ist folgende. Jeder Komitatsabge-
te hat in dem Sitzungssaale selbst zwei oder drei Sekretäre bei sich, welche
den Komitaten ernannt werden und beauftragt sind, ihnen fortlaufend über
rbeiten der Versammlung Bericht zu erstatten. Die jungen und aufgeregten
sitzen mitten unter den Deputirten und nehmen gewissermaßen an der Be-
ng Theil, wenigstens durch Zurufe und durch lautes, oft stürmisches
gen ihres Beifalls oder Mißfallens. Sie üben somit nicht nur ein Gebiet
Gesetzgebung, sondern auch eine nicht unbedeutende Tyrannei aus, und da
dieser Mißbrauch auf die Privilegien der Versammlung stützt, ist jedes Ein-
ten unmöglich. Dem Könige ist vorbehalten das Patronatsrecht, das Recht
Adel zu ertheilen, die Ernennung zu allen Staatsämtern und Würden, mit
ahme des Palatinus und der Kronhüter, das Münzrecht, das Postwesen,
Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen, die Verfügung über das
är und das Recht, den Landtag auszuschreiben und zu entlassen. Gesetz-
g, Recht der Besteuerung und der Rekrutirung theilt der König nur mit
Ständen. Seine Stelle vertritt der Palatin (s. d.). Die Krone ist erblich
Hause Habsburg. Die Staatsverfassung von U. gilt auch für Kroatien,
onien und das Küstenland, nicht aber für Siebenbürgen und die Militär-
e. Die Verwaltung des Reiches liegt in den Händen des Königs, dessen
e Hülfe bis 1848 die ungarische Hofkanzlei zu Wien war; gegenwärtig
besteht ein eigenes ungarisches Ministerium zu Pesth. Oberste Administra-
le nächst dem Ministerium ist die königliche Statthalterei zu Ofen, deren
dent der jedesmalige Palatin. Ihr sind die ungarischen, kroatischen und
ischen Komitate, die königlichen Freistädte und die privilegirten, zu keinem
tate gehörenden Distrikte untergeordnet. Jede Gespanschaft hat einen
gespan, zwei Vicegespane und mehre andere Beamtete. Die konstitutionell
htigten, an keine sonstige Befähigung als den Adel gebunden, wählen alle
Jahre ihren Magistrat und erscheinen gewöhnlich viermal im Jahre auf dem
tsitze der Komitatsverwaltung in öffentlichen Versammlungen (Kongregatio-
wo sie als administrative, richterliche und politische Körperschaft verwalten,
len und regieren. Ganz im Gegensatze zum französischen Centralisations-
e, genießen diese Provinzialbehörden der freiesten Bewegung und Selbstre-
g und deshalb ist ihre Unverletzlichkeit, trotz der großen Mängel, welche an
haften, ein theures und volksthümliches Gemeingut. Die festbestimmte

Geschäftsführung der Komitate umfaßt: Die Komitatsverwaltung, Ausarbeitung und Bestimmung der Vollmachtsbriefe für den Reichstag, die Wahl der Komitatsbeamten und Deputirten, und zum Theil auch Angelegenheiten, die, mehr von reichstäglicher als örtlicher Erkenntniß, hinsichtlich der Festsetzung und Leitung nicht allein einen abgesonderten Körper betreffen, sondern mit den übrigen Theilen im Staate verkettet sind, wie z. B. das Recht, eigene Gesetze oder Statuten zu formen, die Vertheilung der Steuer nach eigener Maßgabe, die Verfügung über Kommunikationsmittel und die hiezu nöthigen Frohnen. Ebenso hat die Bürgerschaft der königlichen Freistädte ihren eigenen Magistrat, der aus dem inneren Rathe (den auf Lebenszeit gewählten Senatoren) und dem äußern (den Wahlbürgern, die den Senat wählen und sich selbst ergänzen) zusammengesetzt ist. Auch die privilegirten Distrikte wählen ihren Magistrat selbst. Die höchste Instanz der Rechtspflege in U. bildet die Siebenmänner- oder Septemviraltafel in Pesth, unter dem Präsidium des Palatins, die zweite Instanz die königliche Tafel in Pesth, welche ihrerseits das Appellationsgericht für die Distriktualtafeln (in Tyrnau, Güns, Eperies und Debreczin), die Komitatsgerichte, die Magistrate der Freistädte, die Herrenstühle der Grundherrschaften ist. Die Kriminalgerichtsbarkeit wird von den Dominien und den königlichen Städten über die Unterthanen und Insassen, und von den Komitaten über Adelige und Nichtadelige ausgeübt. In Kroatien und Slavonien ist die Banaltafel das, was in U. die Königliche ist. Den Vorsitz führt der Ban (s. Banus) oder Statthalter von Kroatien und Slavonien, welcher nebst dem Reichs- und Hofrichter (Iudex Curiae) und dem königlichen Schatzmeister (Tavernicorum regalium Magister) zu den Reichsbaronen vom ersten Range gehört. U. bezahlt die Kosten der Komitats- und Städteverwaltung, welche sich jährlich auf ungefähr 5,500,000 fl. belaufen. Es besteht dafür die Cassa domestica. Die Summe wird unter Aufsicht des Statthaltereirathes von den Municipalitäten umgelegt und mit jährlicher öffentlicher Rechnungsablage verwendet. Die Kriegssteuer zur Bestreitung der Ausgaben für das Militär und die Werbung beträgt seit 1764 jährlich 4,470,244 fl. 38½ kr. C.-M., wurde von dem Landtage stets für drei Jahre votirt, durch die Municipalitäten umgelegt und einkassirt und dem Provinzial-Kommissariate übergeben. Die Einnahmen der ungarischen Hofkammer betragen des Jahres an die 24 Mill. und eben so viel die Ausgaben. Den Armeebestand U.s machen 15 Infanterie- und 12 Husarenregimenter aus; hiezu kommt in Zeiten der Landesgefahr die Insurrektion. Festungen sind Komorn, Temesvar, Alt-Arad, Munkacs und Leopoldstadt. Das in U. kantonirende Militär steht unter dem Generalkommando in Ofen. Orden ist der 1764 von der Kaiserin Maria Theresia gestiftete ungarische St. Stephansorden. Wir schließen diese kurzen Andeutungen über die Verfassung und Verwaltung U.s mit der Bemerkung, das hierin in Bälde wesentliche Umgestaltungen eintreten dürften, indem das Land gegenwärtig die Krisis einer Revolution durchmacht. — Politisch eingetheilt ist das Königreich U. wie folgt: I. Nieder-U., 1) Kreis diesseits der Donau mit den Komitaten Preßburg, Neutra, Trentsin, Arva, Liptau, Thurocz, Zohl, Bars, Gran, Honth, Neograd, Pesth und Bacs-Bodrogh; 2) Kreis jenseits der Donau mit den Komitaten Baranya, Tolna, Sümegh, Szalad, Eisenburg, Veßprim, Stuhlweißenburg, Komorn, Raab, Oedenburg und Wieselburg; II. Ober-U., 3) Kreis diesseits der Theiß mit den Komitaten Zips, Gömer, Heves, Borsod, Torna, Abaujvar, Saros, Zemplin, Unghvar u. Beregh; 4) Kreis jenseits der Theiß mit den Komitaten Marmaros, Ugocs, Szathmar, Szabolcs, Bihar, Bekes, Csongrad, Csanad, Arad, Temes, Krassova und Torontal. Die drei letztgenannten Gespanschaften bilden zusammen das Banat, einer der fruchtbarsten Bezirke des reichen Ungarlandes. Außer den oben aufgeführten 46 Komitaten sind im Provinzialungarn noch folgende fünf Distrikte zu bemerken, welche keiner Gespanschaft einverleibt sind und ihre eigene Gerichtsbarkeit haben, nämlich: 1) Der Hajduken-Distrikt, 2) Jazygien und Kumanien,

3) die 16 königlichen Zipser Kronstädte, 4) der königlich freie Krondistrikt diesseits der Theiß, 5) der königlich freie Distrikt Groß-Kikinda. — Die Hauptstädte des Landes sind: Ofen, Sitz der königlichen Statthalterei, Pesth, Sitz des Reichstages, Preßburg, Krönungsstadt. — J. v. Csaplovics: Gemälde von U., Pesth 1829; J. S. Albach: Kurze Geographie von U., ebd. 1834; Graf Stephan Széchenyi: Einiges über U., ebd. 1839; Alex. v. Fényes: Statistik des Königreiches U., ebd. 1843—1844; W. Richter: Wanderungen in U., Berlin 1844; F. Bajáky: Handels- und Gewerbsgeographie von U., Preßburg 1845; Báránby: Zustände U.s, Preßburg 1847, und: Ungarische Zustände, Leipzig 1847; E. v. Langsdorf: Der Reichstag und die sozialen Reformen in U., im Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrgang 1849; die geographischen Schriften von Berghaus, Cannabich, Ungewitter u. A., Ausland, Allgem. Zeitung.

Geschichte. Das Gebiet des heutigen U.s mit seinen Nebenländern vertheilte sich im Alterthume auf die römischen Provinzen Pannonien (s. d.) und Dacien (s. d.). Die Pannonier wurden von Augustus besiegt, Dacien unterwarf Trajan. Die Römer legten Pflanzstädte und Kastelle an im Lande und brachten ihm den Ackerbau und die Kultur des Weinstockes, später auch die Segnungen des Christenthums. Unter Konstantin dem Großen waren in Pannonien und Dacien bereits bischöfliche Stühle errichtet. Aber die nicht lange nach dem Tode des genannten Kaisers beginnende Völkerwanderung zerstörte alle Keime der Civilisation in diesen Ländern wieder. Erst fielen die Quaden und Jazygen in Pannonien ein, dann die Hunnen, deren König Attila seinen Sitz an der Theiß aufschlug. Den Hunnen folgten in der Mitte des 5. Jahrhunderts die Gepiden, Skyren, Herkuler und Rugier, diesen die Ostgothen und Longobarden. Als letztere um 568 über die Alpen zogen, nahmen die Avaren (s. d.), ein mongolischer Stamm, das verlassene Pannonien in Besitz und nannten das Land Avarien. Zweihundert Jahre behaupteten sie ihre Herrschaft, wurden aber zuletzt von den Serben und Bulgaren von Osten her gedrängt und suchten nun in Bayern und Kärnthen sich auszubreiten. Karl der Große bezwang sie im Jahre 791, machte Avarien zu einer fränkischen Provinz und die Bewohner zu Christen. Indeß dauerte der Lichtblick christlicher Bildung nicht lange, denn bereits zu Ende des 9. Jahrhunderts betraten die Magyaren (s. d.), die letzte Welle der Völkerwanderung, das Land und setzten sich, über eine Million stark, unter ihrem Heerführer Almus zwischen Donau und Theiß fest. Almus' Sohn, der tapfere Arpad, vollendete bis zum Jahre 900 die Eroberung, und nach ihm wurde der erste einheimische Königsstamm der Arpadische genannt. Die Magyaren, von den Slaven Uhri, Ugri, Ungri und Wengri, von den Deutschen Ungarn geheißen, standen noch auf der untersten Stufe der Bildung, als sie sich in U. niederließen. Des Ackerbaues unkundig waren sie nur an die Beschäftigungen eines nomadischen Volkes, Jagd und Viehzucht, gewöhnt. Sie lebten, wie ehedem in ihren asiatischen Steppen, unter Zelten, und das Land, welches unter die Stammhäupter und die ausgezeichneten Krieger vertheilt worden war, mußten die alten Einwohner bebauen, die nun zu Leibeigenen herabsanken. So errichteten die Magyaren einen durchaus kriegerischen Staat, welcher nur durch Waffenruhm glänzen und sich vergrößern wollte. Wie ein Keil hatte sich dieser zwischen die slavischen Völker eingedrängt, trennte sie und unterbrach zugleich die Verbindung der germanischen Völker mit Griechenland auf der Donau. Der Kriegsdurst der Magyaren, vereinigt mit einem wilden Hange zu Raub und Gewaltthaten, brachte im Laufe des 10. Jahrhunderts großes Unglück über Deutschland und Italien. Verheerend durchstreiften die barbarischen Horden den Westen Europa's bis zur Weser und Tiber, und nicht nur hier, sondern auch im griechischen Reiche machten sie sich durch ihre Einfälle furchtbar. Deutschland suchten die Magyaren von 907 angefangen fast alljährlich mit ihren Raubzügen heim, bis endlich Kaiser Otto I. in der Schlacht am Lechfelde (955) eines ihrer größten Heere vernich-

tete. So sehr war durch diese Niederlage ihre Macht gebrochen, daß sie weder untergehen, oder in die Reiche der christlichen Staaten eintreten mu[
Ihr Führer Geysa, der Urenkel Arpad's, wählte das Letztere. Er ließ sich Jahr 988 taufen, nachdem er früher schon auf Zureden seiner Gattin Sa den Bischöfen der benachbarten Sprengel Deutschlands gestattet hatte, die ch liche Lehre in seinem Reiche zu verkündigen. Geysa's Sohn, Stephan Heilige (s. d.), vollendete während seiner vieljährigen Herrschaft (997—1(die Christianisirung U.s. Er, der erste König U.s, durch Kaiser Otto III dieser Würde erhoben, wurde der Erste am 15. August des Jahres 1000 mit vom Papste Sylvester den Ungarn geschenkten Krone geschmückt und gab Lande kirchliche und politische Einrichtungen, welche großentheils bis in die ne Zeit Bestand hatten. Er gründete zehn Bisthümer und erhob Gran zum (des Erzbischofes Primas, stiftete Klöster und Schulen, erbaute Kirchen Kapellen, führte den Zehnten ein, sprach alle christlichen Sklaven frei, k gegen die Großen, welche sich dem Christenthume feindlich zeigten, die Sch des Schwertes. Die lateinische Sprache wurde nicht nur Kirchen-, son auch Hof- und Gerichtssprache. Das Reich, welchem Stephan auch Sie bürgen einverleibt hatte, theilte er in 72 Gespan- oder Grafschaften (K tate) und über jede derselben setzte er einen Grafen (Ispan), welcher höchste Civil- und Militärgewalt ausübte. Am Hofe, der seinen Sitz Stuhlweißenburg hatte, führte er dieselben Aemter ein, welche in Deutsch bestanden. Den ersten Rang erhielt der Oberrichter oder Pfalzgraf (Palati Diese hohen Beamten, so wie die großen Grundbesitzer, die Lehensleute des nigs waren, die Grafen und Bischöfe wurden als die Großen des Rei (Magnaten) zu den Reichstagen berufen. Die kleinen Gutsbesitzer, welche u der Gerichtsbarkeit und dem Aufgebote der Grafen standen, bildeten den nie Adel. Auch als Gesetzgeber machte sich Stephan um sein Volk verdient. hat von ihm eine Gesetzsammlung (Decretum Stephani) vom J. 1016. J entsagten die Magyaren nur ungern ihrer alten Lebensweise, ihren Gebräuche Eigenthümlichkeiten. Lange noch wohnte ein Theil des Volkes, treu der sprünglichen Wildheit, in seinen Nomadenzelten und noch viele der schö Gegenden wurden blos als Viehweiden benützt. Zu diesem Widerstreben Nation gegen die Fortschritte der Kultur kamen bald nach Stephan's Tode Thronstreitigkeiten und blutige Bürgerkriege. König Peter (1038—1046) h kaum einige Jahre die Regierung geführt, als die altmagyarische Partei den genkönig Aba erwählte, welcher die von Peter in's Land gezogenen Ausländer das Christenthum überhaupt mit barbarischer Wuth zu vertilgen trachtete. besiegte Kaiser Heinrich III. im J. 1045 bei Raab und ließ ihn enthaupten. in dieser Weise unterstützte König Peter erkannte die Oberherrlichkeit des d schen Reiches an, erregte aber dadurch solchen Unwillen, daß die Ungarn abermals entsetzten und in der Person Andreas I. (1046 — 1060) sich e neuen König erwählten. Peter starb geblendet im Gefängnisse. Andreas h eine mächtige Reaktion gegen das Christenthum niederzukämpfen, und auch u seinen Nachfolgern Bela I., Salomon und Geysa I. dauerten die in Kämpfe fort, bis endlich Ladislas des Heiligen (1077—1095) kräftige H die Zügel ergriff und dem Ungarlande die Ruhe wieder gab. Dieser Fürst, cher sich eben so sehr durch Tapferkeit als durch seinen Eifer für das Chri thum auszeichnete, behauptete mit Nachdruck die Unabhängigkeit des Reiches gen die Einmischungen der Deutschen und Polen und suchte durch gute Ge Ruhe und Ordnung zu befestigen. Er verband Kroatien durch friedliche Ue einkunft mit U., wehrte die Angriffe der wilden Kumanen (Uzen) ab und sie diejenigen unter ihnen, welche in Gefangenschaft gerathen waren, in der gr Steppe der Theiß an. Ihm folgte Koloman (1095—1114), unter wel Gottfried von Bouillon mit den Kreuzfahrern U. durchzog. Der neue K sorgte wie sein Vorfahr durch Verbesserung der Gesetze für die Bildung se

olkes, welches die alte nomadische Lebensweise noch immer nicht ganz ablegen ollte. 1102 eroberte er Dalmatien und vereinigte es mit U., gab aber dadurch nlaß zu vielfachen Kriegen mit Venedig. Auch brachen während seiner Regierng die Familienzerwürfnisse im Hause der Arpaden wieder aus. Andreas I. atte, wie Graf Mailáth erzählt, seinem Bruder, dem nachherigen Könige Bela I., en dritten Theil U.s als Herzogthum übergeben, eben so hatten Bela's Söhne, Geysa und Ladislas, das Herzogthum behalten, als sie Salomon zur Krone iefen. Beide Male war dieß Ursache heftiger Streitigkeiten, die jetzt wieder beannen, als Koloman seinem Bruder oder Vetter Almus abermals das Herzogum überließ. Durch die nie endenden Zwiste gereizt, ließ der König den Herog und dessen Sohn Bela blenden. Endlich wollte er beide tödten lassen; bevor r aber erfahren konnte, daß die Mönche von Dömös den Mordbefehl gehindert atten, starb er. Almus und Bela galten für todt, und Kolomans Sohn und Nachfolger, Stephan II. (1114—1131), erfuhr erst spät, daß sie noch lebten. Kinderlos, wie er war, berief er Bela nach Hof, der ihm auch unter dem Namen Bela II. (1131—1141) in der Regierung folgte, aber, blind und überdies em Trunke ergeben, in jedem Betrachte ein unfähiger Fürst war; für ihn herrschte seine Gemahlin Helena, eine serbische Prinzessin. Sie kriegte mit den Venetianern um Dalmatien und brachte einen Theil Serbiens an U. Geysa II. (1141—1161) kämpfte glücklich gegen die Petschenegen, denen er Siebenbürgen ntriß, wohin er deutsche Kolonisten aus dem Elsaß, Flandern ꝛc. verpflanzte, ie, gewöhnlich mit dem Namen „Sachsen" bezeichnet, den ersten Grund zum Anbaue jenes Landes legten. Im Innern machte ihm der Thronprätendent Boris zu schaffen, der sich für einen Sohn Koloman's ausgab und schon unter Bela II. U. beunruhigt hatte. Den Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, welcher diesem Gegenkönige Hülfe geleistet hatte, schlug Geysa an der Fischa und zwang ihn zum Frieden (1146). Später führte er einen langwierigen Krieg (1152—1157) mit dem Kaiser Manuel Komnenos wegen Serbien. Nach Geysa's Tode krönten die Magnaten seinen minderjährigen Sohn Stephan III. zum Könige, welchen aber seine beiden Oheime nach einander verdrängen, erst Ladislas II., und als dieser schon nach sechsmonatlicher Regierung tarb, Stephan IV. Aber auch Letzterer konnte sich nicht lange behaupten, und Stephan III. gelangte wieder zum Throne, auf dem er von 1162—1173 saß. Er hatte fortwährend mit den Byzantinern zu kämpfen, welche dem Reiche Kroatien und Slavonien entrissen hatten. Ihm folgte sein Bruder Bela III. (1173 —1196), der jene beiden Länder wieder an U. brachte und, am griechischen Hofe erzogen, für die Kultur des Landes folgenreich wirkte. Mehre Hofämter u. eine Reichskanzlei wurden nach byzantinischem Muster eingeführt. Die zweite Verheirathung Bela's mit einer französischen Prinzessin brachte den ungarischen Hof und Adel auch mit der Pariser Eleganz in Berührung. Zu Veßprim wurde nach dem Vorbilde der Universität von Paris eine Akademie errichtet. Der folgende König, Emrich, war schwach und kränklich. Sein Sohn Ladislas III., genannt das Kind, wurde, dreijährig, noch bei des Vaters Lebzeiten gekrönt. Als Emrich starb, entfloh die Königin Wittwe Konstanze mit ihrem Sohne, mißtrauend dem Oheime und Vormunde Andreas, zum Herzog Leopold von Oesterreich; allein ehe dieser noch das Schwert für seinen Schützling ziehen konnte, tarb Ladislas. Andreas II. (1205—1235) brachte Galizien an seine Dynastie und unternahm 1217 einen erfolglosen Kreuzzug in das gelobte Land. Nach einer Rückkehr fand er die Magnaten übermächtig, die übrigen Stände unterdrückt, und sah sich 1222 zur Erlassung der „goldenen Bulle" (Bulla aurea sacratissimi regis Andreae II.) gezwungen, welche, die Vorrechte des Adels erweiternd, die königliche Macht sehr beschränkte, des Bürgers und Bauers aber kaum gedachte. Auch ging um diese Zeit Galizien wieder verloren. Bela IV. (1235 —1270) traf bei seinem Regierungsantritte die besten Anstalten zur Emporbringung des Landes, aber seine wohlthätigen Reformen wurden durch den Einfall

der Mongolen im J. 1240 unterbrochen. Der König verlor die Schlacht am Sajoflusse und mußte sich nach Dalmatien flüchten. Zwei Jahre lang war U. den Verheerungen des grimmigen Feindes preisgegeben, und als Bela nach dem Abzuge der Mongolen sein Reich wieder betrat, fand er es im traurigsten Zustande. Doch war er ganz der Mann für diese schwere Zeit, und unter seiner umsichtigen Leitung kam das verödete Land allmählich zu neuem Flore. Er sammelte die zerstreuten Bewohner, rief deutsche und italienische Ansiedler herbei, vermehrte die Anzahl der Freistädte, handhabte Ordnung und Sicherheit u. ward mit einem Worte der Wiederhersteller U.s. Bela's Sohn, Stephan V., regierte nur kurze Zeit (1270—1272). Ladislas IV. (1272—1290) war ein Wüstling, der seine rechtmäßige Gemahlin Maria, Tochter des Königs Karl von Sicilien, gefangen hielt und mit kumanischen Kebsweibern lebte. Zum großen Aergernisse der Ungarn beförderte er die Verwandten seiner Mätressen zu allen Ehrenstellen, ward deßhalb von den Magnaten zweimal in Haft genommen u. erntete zuletzt noch den schlimmen Lohn, von seinen eigenen Günstlingen, den Kumanen, erschlagen zu werden. Mit Andreas III. erlosch 1301 der Arpadische Stamm, welcher in 300 Jahren U. 23 Könige gegeben hatte. Große Regenten waren darunter nur vier: Stephan der Heilige, Ladislas der Heilige, Koloman und Bela IV. Die Kreuzzüge, welche in die Periode dieser Dynastie gefallen waren, hatten auf U. fast gar keine Einwirkung. — — Nach dem Abgange der Arpa[illegible] gelangten Fürsten aus verschiedenen Häusern, meistens des Auslandes, auf [illegible] Thron U.s. Gleich Anfangs stritten um die erledigte Krone drei Be[illegible] Karl Robert von Anjou, Wenzel aus Böhmen und Otto von B[illegible] Karl, der Enkel der Königin Maria von Neapel, einer Tochter Steph[illegible] gründete seine Ansprüche auf das Erbrecht, welches auch die beiden Ander[illegible] Enkel Bela's IV. von weiblicher Linie, für sich geltend machten. Diese [illegible] wurden auch von der Mehrzahl der ungarischen Großen zu Nachfolger[illegible] dreas III. gewählt, allein sie konnten sich nur kurze Zeit auf dem Thro[illegible] haupten, Wenzel von 1301—1304, Otto von 1305—1308. Karl Robe[illegible] von dem römischen Stuhle unterstützt, behielt zuletzt die Oberhand. Er wu[illegible] im November 1309 von der Volksversammlung auf dem Felde Rakos bei Pe[illegible] zum Könige gewählt und regierte bis 1342 mit Weisheit und Kraft, verbess[illegible] das Münzwesen, das Abgabensystem und das Gerichtsverfahren, und verschaffte seinem Sohne Ludwig die Anwartschaft auf den polnischen Thron. Ludwig I. (1342—1382) war der größte ungarische Regent und erwarb sich sowohl als Fürst wie als Held hohen Ruhm. Er demüthigte Venedig, trug seine Waffen zweimal siegreich nach Neapel und erweiterte die Gränzen seines Reiches über Rothrußland, die Moldau, Bulgarien, Serbien, die Walachei, Bosnien und Dalmatien. 1370 ward er auch zum Könige von Polen gewählt. Auch für das innere Wohl seiner Staaten trug er gewissenhafte Sorge. Er förderte den Landbau und den städtischen Gewerbfleiß, befreite den Handel und zeigte sich durch die Gründung einer hohen Schule zu Fünfkirchen selbst als Gönner der Wissenschaften (s. Ludwig I., Band VI., S. 875). Nach seinem Tode verschlimmerte sich U.s öffentlicher Zustand wieder für längere Zeit, theils durch innere Unruhen, theils durch unglückliche Kriege, besonders mit den Türken. Dem Könige, welcher keinen Sohn hinterlassen hatte, folgte seine Tochter Maria in der Regierung. Diese erlebte vielfachen Schicksalswechsel. Zuerst ward sie durch Karl den Kleinen von Neapel entthront (1385), welcher aber wenige Wochen nach seiner Krönung vor den Augen Mariens durch Blasius Forgacs tödtlich verwundet wurde u. bald darauf in den Gefängnissen des Schlosses Vissegrad starb. Nun rief Horvath, der Ban von Dalmatien, Karl's Sohn Ladislas als König aus, während Maria in Stuhlweissenburg wieder Königin wurde. Später gerieth sie in die Gefangenschaft des Bans van Kroatien, eines Bruders des obengenannten Horvath, welcher sie auf sein Schloß Novigrad brachte. Die Venediger befreiten sie aus ihrem Kerker. Heimgekehrt vermählte sie sich mit Sigmund von Luxem-

burg, dem nachherigen Kaiser Sigmund, welcher von da an König der Ungarn war (1387—1437). Vielfach mit den Angelegenheiten des deutschen Reiches u. der Kirche beschäftiget und seit 1419 auch König von Böhmen, traf er doch auch in U. manche dankenswerthe Anordnungen. Namentlich führte er Gleichheit der Maße und Gewichte und das erste Militärreglement ein, und veranlaßte dadurch, daß er mehre große Ortschaften zu königlichen Freistädten erhob, den Ursprung der Städte als vierten Standes. Im Ganzen konnte er aber so wenig das königliche Ansehen im Innern, als das Gebiet gegen auswärtige Feinde behaupten. Unter ihm geschah der erste Einfall der Türken in U., nachdem er 1396 gegen Sultan Bajazet die große Schlacht bei Nikopoli verloren hatte. Auch seine späteren Kriege mit den Türken liefen wenig glücklich ab. Zugleich machten ihm die Magnaten U.s, welche er durch Eingriffe in ihre Vorrechte erbittert hatte, viel zu schaffen. Die Unzufriedenen brachten ihn 1401 sogar in Gefangenschaft, aus welcher er aber nach 18 Wochen durch Nikolaus von Gara wieder erlöst wurde. Von den Schlössern seines Befreiers aus unterhandelte er mit den Magnaten und erhielt die Regierung wieder, indem die Ungarn wohl einsahen, daß der Zwiespalt dem Lande unendlich schade. Stets geldbedürftig, veräußerte oder verpfändete Sigmund mehre Gebiete, so unter andern 13 Städte in der Zips an Polen. Im J. 1422 vermählte er seine einzige Tochter Elisabeth mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, wodurch selber nach Sigmund's Tode 1438 auf den ungarischen Thron kam. Leider aber starb dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Fürst schon im nächstfolgenden Jahre. Die Ungarn wählten nun Wladislaw I. von Polen zu ihrem Könige. Inzwischen gebar Elisabeth, die ihr Gemahl bei seinem Tode in gesegneten Umständen hinterlassen hatte, einen Sohn, Ladislas, welchen die Anhänger der Königin in Stuhlweißenburg durch den Erzbischof von Gran krönen ließen. Kaiser Friedrich IV. nahm das königliche Kind in seinen Schutz, und auch ein Theil der Ungarn ergriff für es die Waffen. Dieser Thronstreit rief einen Bürgerkrieg hervor, welcher erst sein Ende erreichte, als Wladislaw 1444 in der Schlacht bei Varna gegen die Türken gefallen war. Für den unmündigen Ladislas V. Posthumus (1445—1457) führte Johann Hunyadi als Reichsstatthalter die Regierung. Der Plan dieses unsterblichen Nationalhelden, die Türken aus Europa zu vertreiben, scheiterte an der Lauheit der christlichen Höfe und den Ränken seiner Neider. Darum gingen auch die Früchte seiner glänzenden Siege über die Osmanen großentheils wieder verloren. Im J. 1453 übernahm Ladislas selbst die Regierung. Nach seinem 1457 plötzlich erfolgten Tode sah die Königsburg in Ofen wunderbaren Wechsel menschlichen Glückes. Ladislas hatte die beiden Söhne des kurz vorher in Semlin verstorbenen Hunyadi, um sie für den an dem Grafen von Cilley begangenen Mord zu strafen, gefangen setzen lassen. Der eine derselben wurde auf dem Schloßplatze enthauptet (1457); ein Jahr darauf (1458) zog des Hingerichteten Bruder als König über denselben Platz. Matthias I. Corvinus, so hieß der von den Ungarn zum Könige erwählte Hunyade, ein Fürst von hohem Verstande und seltener Kraft, stand dem Reiche durch seine ganze Regierungszeit (1458—1490) mit hohem Ruhme vor. Nicht nur mit Böhmen, Oesterreich und Polen führte er glückliche Kriege, sondern auch die Osmanen vermochten nichts wider ihn. Ihm verdankt U. vielfache Fortschritte in der Kultur, die Gründung einer Universität zu Ofen, die Anlage einer großartigen Bibliothek, für welche mehr als 300 Abschreiber in verschiedenen Ländern Europa's arbeiten mußten, die Berufung von Gelehrten, Künstlern, Gewerbsmeistern und Ackerbauverständigen (s. Matthias Corvinus, Band VII., S. 44). Nach dem Tode dieses trefflichen Königs hatte U. dasselbe Schicksal, wie nach dem Tode Ludwigs des Großen (I.). Der von den Magnaten auf den Thron des heil Stephan berufene Böhmenkönig Wladislaw II. (1490—1516) war ein Herrscher ohne Kraft und Thätigkeit. Ehe auch nur eine Hauptschlacht gewagt war, gab er Wien u. Alles, was sein Vorgänger von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain er-

obert hatte, zurück. Ja durch eben diesen Friedensvertrag (1491), welcher solche Abtretungen bestätigte, wurden die Ungarn sogar verpflichtet, im Falle der männliche Stamm Wladislaw's erlösche, einen Nachkommen Maximilians von Oesterreich zum Könige zu wählen. Zu dem Unglücke der auswärtigen Unternehmungen kamen überdieß noch große innere Zerrüttungen, so z. B. der Bauernaufstand unter dem Szekler Georg Dosa, welcher nur durch die härtesten Maßregeln unterdrückt werden konnte (1514). Diese Wirren dauerten auch unter **Ludwig II.** (1516—1526), dem Sohne und Nachfolger Wladislaw's, fort und lähmten des Reiches Thatkraft nach Außen gänzlich. Die Folge hievon war die unglückliche Schlacht bei Mohacs (29. August 1526), welche dem kaum 20jährigen Könige das Leben kostete und einen großen Theil U.s auf 160 Jahre unter das eiserne Joch der Türken brachte. — Wir kommen nun zu der Geschichte U.s unter den Habsburgern. Nach dem tragischen Ende Ludwig's stritt sich um den Rest des Landes **Ferdinand** von Oesterreich mit dem Grafen von Zips und Woiwoden von Siebenbürgen, **Johann Zapolya**. Jener stützte sich auf die zwischen den österreichischen Fürsten und den letzten ungarischen Königen abgeschlossenen Erbverträge; Zapolya hatte ein Theil der ungarischen Großen zum Gegenkönige aufgestellt. Diese getheilte Wahl brachte unsägliches Verderben über das Land. Zapolya's nahm sich Suleiman (Solyman) der Prächtige an; ohne nachhaltigen Widerstand zu finden, durchzogen die türkischen Heerschaaren erobernd das von Parteiungen zerrissene U. und lagerten sich sogar vor Wien (1529). Auch der Friede von Großwardein (1538), durch welchen Zapolya der Königstitel, Siebenbürgen so wie das Land bis an die Theiß gewährt wurde, unter der Bedingniß, daß nach seinem Tode ganz U. an Ferdinand kommen sollte, endigte den Streit nicht. Denn als jener 1540 starb, wurde dem Vertrage zuwider sein Sohn, Johann Sigmund, als König ausgerufen. So bestand die langjährige Regierung Ferdinand's I. (1527—1564) in fortwährenden, meist unglücklichen Kämpfen mit den Zapolya's und ihren Protektoren, den Türken, welche dem Könige sogar einen jährlichen Tribut für U. auferlegten. Unter Ferdinands Nachfolger, **Maximilian I.** (als Kaiser Max II., 1564—1576) fiel Suleiman an der Spitze von 200,000 Mann neuerdings in U. ein, starb aber vor dem von Nikolaus Zriny heldenmüthig vertheidigten Szigeth am Lagerfieber (1566). Der Krieg dauert zwar fort, doch kam es 1568 zu einem achtjährigen Waffenstillstande mit den Türken. Nun endlich wurde Johann Sigmund von Maximilian dahin gebracht, daß er auf U. verzichtete und sich mit Siebenbürgen, als Fürstenthum, begnügte (1570). Zu diesen Thronstreitigkeiten kamen in dieser Zeit auch religiöse Bewegungen, indem der Protestantismus, welcher bereits unter Ferdinand in U. Eingang gefunden hatte, während der Regierung Maximilians sich mehr u. mehr ausbreitete. **Rudolf's I.** (als Kaiser Rudolf II., 1576—1608) Schwäche war nicht geeignet, die Wirren in den Zuständen U.s zu lösen. Der unthätige Fürst vernachlässigte die Staatsverwaltung und brachte dadurch das Land in immer größern Verfall. Dazu kamen noch Kriege mit der Pforte und mit Siebenbürgen. Der dortige Großfürst, Stephan Bocskay, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten und hatte vornämlich die Protestanten auf seiner Seite. Mit ihrer Hülfe erzwang er den Wiener Frieden von 1606, vermöge dessen er für sich und seine Erben Siebenbürgen nebst einigen ungarischen Gespanschaften erhielt, welche Gebiete jedoch nach dem Erlöschen seines Stammes wieder an Habsburg fallen sollten; den Augsburgischen und helvetischen Konfessionsverwandten wurde freie Religionsübung zugesichert. Noch im selben Jahre starb Bocskay, ohne einen Sohn zu hinterlassen, aber statt daß jetzt, dem Wiener Frieden gemäß, Siebenbürgen an Rudolf gekommen wäre, warf sich dort Gabriel Bathori als Fürst auf. Rudolf konnte sein Recht nicht geltend machen, denn sein eigener Bruder Matthias hatte sich mit den Ungarn vereiniget und zwang ihn im J. 1608, der Krone zu entsagen. Ehe der Usurpator aber unter dem Namen **Matthias II.** (1608—1619) sich diese auf's Haupt setzen konnte, mußte er eine schwere Wahlkapitulation un-

n, in welcher er vollkommene Religionsfreiheit gestattete und versprach, sgeschäfte durch Ungarn verwalten zu lassen, alle drei Jahre Landtag die an Oesterreich und Polen verpfändeten Städte einzulösen, über Frieden nicht ohne Einwilligung der Stände zu bestimmen, stets in diren u. s. w. In dieser Zeit erreichte der Protestantismus den Kulpunkt seiner Macht in U. Der größte Theil des Landes, fast alle imilien waren protestantisch. Die seit 1561 im Reiche eingeführten Jespften unausgesetzt, aber erfolglos für die katholische Kirche. Matthias nachdem die böhmischen Unruhen ausgebrochen waren, welche den Krieg nach sich zogen. Es war ein Glück für das Haus Habsburg, Macht der Pforte damals bereits zu sinken begonnen hatte, denn sonst Laufe dieses verderblichsten aller Kriege U. zweifelsohne von Oesterreich worden, zumal das Land in seinem Innern fortwährend durch Parund Religionsstreitigkeiten beunruhigt wurde. Des Königs Matthias r Ferdinand II. (1619—1637) hatte gleich Anfangs einen harten gen den ihm feindlich gesinnten Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gaer mit Hülfe der ungarischen Protestanten sein Heer bis auf 60,000 rstärkte und in Kurzem fast das ganze Land in seine Gewalt brachte. st 1620 ließ er sich sogar zum Könige von U. wählen, verbannte die des Kaisers und zog alle Güter der katholischen Geistlichkeit ein. Inte die Schlacht am weißen Berge bei Prag den Stand der Dinge und thlen gefügiger, so daß er den Frieden von Nikolsburg einging (1621), n er dem Königstitel entsagte, wofür er den Titel eines Reichsfürsten iebenbürgen 7 angränzende ungarische Komitate erhielt. Zwar erhob r Hand, durch den bekannten Matthias Thurn und später von Manst, noch zweimal die Waffen gegen Ferdinand, es erfolgte aber nichts ndes (s. Bethlen Gabor, Band II., S. 206). Unter den Großen inzwischen seit dem Reichstage zu Oedenburg im J. 1624, welcher den ikolaus Esterhazy zum Palatin beförderte, eine Reaktion eingetreten, u. lben kehrten zum katholischen Glauben zurück und schlossen die protestanrchen auf ihren Gebieten. Insbesondere der Eifer des Erzbischofs von Kardinals Peter Pazman (s. d.) erwirkte es, daß während der Ferdinand's und seines Nachfolgers, Ferdinand's III. (1637—1657), Ungarn wieder der alten Kirche sich zuwendeten, so daß von da an die viegende Mehrzahl katholisch ist. Die Sache der Protestanten führte dem Tode Bethlen Gabor's zum Fürsten von Siebenbürgen erwählte ikoczy. Er schloß einen Subsidienvertrag mit Frankreich u. Schweden, Kaiser U. zu entreißen, drang im J. 1644 mit einem Heere von 70,000 obernd im Lande vor und nöthigte den Kaiser zum Frieden von Linz elcher den Protestanten alle gewünschten Rechte einräumte. Leopold I. 705) hatte die lange Zeit seiner Regierung über fortwährend mit den nd den ungarischen Malkontenten zu thun. Siebenbürgen war wieder Zankapfel. Der Kaiser unterstützte den Fürsten Johann Kemeny, die gegen wollten die Herrschaft über jenes dem Grafen Michael Apaffi Darüber entspann sich ein Krieg, und Montecuculi erfocht am 1. Aug. dem Dorfe St. Gotthard einen glänzenden Sieg über die Türken, welnicht gehörig benützt wurde, und so mußte Leopold im Frieden von en Apaffi als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen. Des auswärtigen tledigt, erneuerte nun der Kaiser seine schon früher begonnenen Verin einen rein monarchischen Staat zu verwandeln. Eine Verschwörung n für Aufrechthaltung der Landes- oder vielmehr Adelsfreiheiten wurde unterdrückt, und die Häupter derselben, Frangepan, Nadasdi u. Zrinyi, f dem Blutgerüste (1671). Die Protestanten, weil sie den sogenannten ten anhingen, mußten jetzt den ganzen Zorn des Kaisers fühlen, welfür sie sich verwendenden protestantischen Mächten antwortete, daß er

obert hatte, zurück. Ja durch eben diesen Friedensvertrag (1491), welcher solche Abtretungen bestätigte, wurden die Ungarn sogar verpflichtet, im Falle der männliche Stamm Wladislaw's erlösche, einen Nachkommen Maximilians von Oesterreich zum Könige zu wählen. Zu dem Unglücke der auswärtigen Unternehmungen kamen überdieß noch große innere Zerrüttuugen, so z. B. der Bauernaufstand unter dem Szekler Georg Dosa, welcher nur durch die härtesten Maßregeln unterdrückt werden konnte (1514). Diese Wirren dauerten auch unter **Ludwig II.** (1516—1526), dem Sohne und Nachfolger Wladislaw's, fort und lähmten des Reiches Thatkraft nach Außen gänzlich. Die Folge hievon war die unglückliche Schlacht bei Mohacs (29. August 1526), welche dem kaum 20jährigen Könige das Leben kostete und einen großen Theil U.s auf 160 Jahre unter das eiserne Joch der Türken brachte. — Wir kommen nun zu der Geschichte U.s unter den Habsburgern. Nach dem tragischen Ende Ludwig's stritt sich um den Rest des Landes **Ferdinand** von Oesterreich mit dem Grafen von Zips und Woiwoden von Siebenbürgen, **Johann Zapolya**. Jener stützte sich auf die zwischen den österreichischen Fürsten und den letzten ungarischen Königen abgeschlossenen Erbverträge; Zapolya hatte ein Theil der ungarischen Großen zum Gegenkönige aufgestellt. Diese getheilte Wahl brachte unsägliches Verderben über das Land. Zapolya's nahm sich Suleiman (Solyman) der Prächtige an; ohne nachhaltigen Widerstand zu finden, durchzogen die türkischen Heerschaaren erobernd das von Parteiungen zerrissene U. und lagerten sich sogar vor Wien (1529). Auch der Friede von Großwardein (1538), durch welchen Zapolya der Königstitel, Siebenbürgen so wie das Land bis an die Theiß gewährt wurde, unter der Bedingniß, daß nach seinem Tode ganz U. an Ferdinand kommen sollte, endigte den Streit nicht. Denn als jener 1540 starb, wurde dem Vertrage zuwider sein Sohn, Johann Sigmund, als König ausgerufen. So bestand die langjährige Regierung Ferdinand's I. (1527—1564) in fortwährenden, meist unglücklichen Kämpfen mit den Zapolya's und ihren Protektoren, den Türken, welche dem Könige sogar einen jährlichen Tribut für U. auferlegten. Unter Ferdinands Nachfolger, **Maximilian I.** (als Kaiser Max II., 1564—1576) fiel Suleiman an der Spitze von 200,000 Mann neuerdings in U. ein, starb aber vor dem von Nikolaus Zriny heldenmüthig vertheidigten Szigeth am Lagerfieber (1566). Der Krieg dauert zwar fort, doch kam es 1568 zu einem achtjährigen Waffenstillstande mit den Türken. Nun endlich wurde Johann Sigmund von Maximilian dahin gebracht, daß er auf U. verzichtete und sich mit Siebenbürgen, als Fürstenthum, begnügte (1570). Zu diesen Thronstreitigkeiten kamen in dieser Zeit auch religiöse Bewegungen, indem der Protestantismus, welcher bereits unter Ferdinand in U. Eingang gefunden hatte, während der Regierung Maximilians sich mehr u. mehr ausbreitete. **Rudolfs I.** (als Kaiser Rudolf II., 1576—1608) Schwäche war nicht geeignet, die Wirren in den Zuständen U.s zu lösen. Der unthätige Fürst vernachläßigte die Staatsverwaltung und brachte dadurch das Land in immer größern Verfall. Dazu kamen noch Kriege mit der Pforte und mit Siebenbürgen. Der dortige Großfürst, Stephan Bocskay, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten und hatte vornämlich die Protestanten auf seiner Seite. Mit ihrer Hülfe erzwang er den Wiener Frieden von 1606, vermöge dessen er für sich und seine Erben Siebenbürgen nebst einigen ungarischen Gespanschaften erhielt, welche Gebiete jedoch nach dem Erlöschen seines Stammes wieder an Habsburg fallen sollten; den Augsburgischen und helvetischen Konfessionsverwandten wurde freie Religionsübung zugesichert. Noch im selben Jahre starb Bocskay, ohne einen Sohn zu hinterlassen, aber statt daß jetzt, dem Wiener Frieden gemäß, Siebenbürgen an Rudolf gekommen wäre, warf sich dort Gabriel Bathori als Fürst auf. Rudolf konnte sein Recht nicht geltend machen, denn sein eigener Bruder Matthias hatte sich mit den Ungarn vereiniget und zwang ihn im J. 1608, der Krone zu entsagen. Ehe der Usurpator aber unter dem Namen **Matthias II.** (1608—1619) sich diese auf's Haupt setzen konnte, mußte er eine schwere Wahlkapitulation un-

rschreiben, in welcher er vollkommene Religionsfreiheit gestattete und versprach, lle Reichsgeschäfte durch Ungarn verwalten zu lassen, alle drei Jahre Landtag u halten, die an Oesterreich und Polen verpfändeten Städte einzulösen, über Krieg und Frieden nicht ohne Einwilligung der Stände zu bestimmen, stets in U. zu residiren u. s. w. In dieser Zeit erreichte der Protestantismus den Kulminationspunkt seiner Macht in U. Der größte Theil des Landes, fast alle großen Familien waren protestantisch. Die seit 1561 im Reiche eingeführten Jesuiten kämpften unausgesetzt, aber erfolglos für die katholische Kirche. Matthias tarb bald nachdem die böhmischen Unruhen ausgebrochen waren, welche den 0jährigen Krieg nach sich zogen. Es war ein Glück für das Haus Habsburg, aß die Macht der Pforte damals bereits zu sinken begonnen hatte, denn sonst wäre im Laufe dieses verderblichsten aller Kriege U. zweifelsohne von Oesterreich osgerissen worden, zumal das Land in seinem Innern fortwährend durch Parteikämpfe und Religionsstreitigkeiten beunruhigt wurde. Des Königs Matthias Nachfolger Ferdinand II. (1619—1637) hatte gleich Anfangs einen harten Stand gegen den ihm feindlich gesinnten Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gaor, welcher mit Hülfe der ungarischen Protestanten sein Heer bis auf 60,000 Mann verstärkte und in Kurzem fast das ganze Land in seine Gewalt brachte. Im August 1620 ließ er sich sogar zum Könige von U. wählen, verbannte die Anhänger des Kaisers und zog alle Güter der katholischen Geistlichkeit ein. Indeß änderte die Schlacht am weißen Berge bei Prag den Stand der Dinge und machte Bethlen gefügiger, so daß er den Frieden von Nikolsburg einging (1621), n welchem er dem Königstitel entsagte, wofür er den Titel eines Reichsfürsten und zu Siebenbürgen 7 angränzende ungarische Komitate erhielt. Zwar erhob r nach der Hand, durch den bekannten Matthias Thurn und später von Mansfeld gereizt, noch zweimal die Waffen gegen Ferdinand, es erfolgte aber nichts Entscheidendes (s. Bethlen Gabor, Band II., S. 206). Unter den Großen U.s war inzwischen seit dem Reichstage zu Oedenburg im J. 1624, welcher den Grafen Nikolaus Esterhazy zum Palatin beförderte, eine Reaktion eingetreten, u. viele derselben kehrten zum katholischen Glauben zurück und schloßen die protestantischen Kirchen auf ihren Gebieten. Insbesondere der Eifer des Erzbischofs von Gran und Kardinals Peter Pazman (s. d.) erwirkte es, daß während der Regierung Ferdinand's und seines Nachfolgers, Ferdinand's III. (1637—1657), die meisten Ungarn wieder der alten Kirche sich zuwendeten, so daß von da an die weit überwiegende Mehrzahl katholisch ist. Die Sache der Protestanten führte er nach dem Tode Bethlen Gabor's zum Fürsten von Siebenbürgen erwählte Georg Rakoczy. Er schloß einen Subsidienvertrag mit Frankreich u. Schweden, um dem Kaiser U. zu entreißen, drang im J. 1644 mit einem Heere von 70,000 Mann erobernd im Lande vor und nöthigte den Kaiser zum Frieden von Linz 1645), welcher den Protestanten alle gewünschten Rechte einräumte. Leopold I. 1657—1705) hatte die lange Zeit seiner Regierung über fortwährend mit den Türken und den ungarischen Malkontenten zu thun. Siebenbürgen war wieder er erste Zankapfel. Der Kaiser unterstützte den Fürsten Johann Kemeny, die Türken dagegen wollten die Herrschaft über jenes dem Grafen Michael Apaffi uwenden. Darüber entspann sich ein Krieg, und Montecuculi erfocht am 1. Aug. 664 bei dem Dorfe St. Gotthard einen glänzenden Sieg über die Türken, welcher aber nicht gehörig benützt wurde, und so mußte Leopold im Frieden von Basvar den Apaffi als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen. Des auswärtigen Feindes entlediget, erneuerte nun der Kaiser seine schon früher begonnenen Versuche, U. in einen rein monarchischen Staat zu verwandeln. Eine Verschwörung er Großen für Aufrechthaltung der Landes- oder vielmehr Adelsfreiheiten wurde gewaltsam unterdrückt, und die Häupter derselben, Frangepan, Nadasdi u. Zrinyi, ndeten auf dem Blutgerüste (1671). Die Protestanten, weil sie den sogenannten Malkontenten anhingen, mußten jetzt den ganzen Zorn des Kaisers fühlen, welcher den für sie sich *verwendenden protestantischen* Mächten antwortete, daß er

nicht ihres Glaubens, sondern der Rebellion wegen gegen sie verfahre. Ein neuer Aufstand war die Folge der überstrengen Maßregeln Leopold's, an dessen Spitze sich der Graf Emmerich von Tököli (s. d.) stellte. Zu schwach, allein es mit dem kaiserlichen Heere aufzunehmen, schloß dieser ein Bündniß mit Muhamed IV. 1683 überschritt der Großwessir Kara Mustapha die ungarische Gränze und drang bis Wien vor. Aber an den heldenmüthig vertheidigten Mauern dieser Stadt zerschellte die Macht des Halbmondes. Der Großwessir wurde von den Polen unter ihrem Könige Johann Sobieski und den mit ihnen vereinigten Reichstruppen zurückgeschlagen, und von da wendete sich das Kriegsglück ganz zu Oesterreich. Der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, erfocht eine Reihe glänzender Siege über die Türken. Neuhäusel, Ofen (1686) und andere wichtige Plätze wurden genommen, und im August 1687 brachte der Herzog dem Großwessir bei Mohacs eine der furchtbarsten Niederlagen bei. Während die kaiserliche Armee diese Lorbeeren sich erkämpfte, trat in Eperies unter dem Vorsitze des Generals Caraffa ein Blutgericht zusammen, welches gegen die eines Einverständnisses mit dem Feinde Verdächtigen Folter und Richtschwert schonungslos anwendete und ein nicht wegzuwaschender Flecken in der Regierungsgeschichte Leopold's bleibt. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse erklärten die Stände auf dem Reichstage zu Preßburg die Krone U.s für erblich im österreichischen Mannsstamme und verzichteten auf das in ihren Privilegien bisher enthaltene Recht, sich mit offener Gewalt dem Könige zu widersetzen, wenn er es wagte, die Freiheiten der Nation zu verletzen. Am 9. Dezember 1687 wurde der Erzherzog Joseph, Leopold's ältester Sohn, als der erste habsburgische Erbkönig von U. in Preßburg gekrönt. Der Krieg zwischen Oesterreich u. der Pforte dauerte indeß noch geraume Zeit fort, gestaltete sich aber für diese immer ungünstiger. 1688 erstürmte der Kurfürst Max Emanuel von Bayern Belgrad, und Eugen von Savoyen vernichtete am 11. September 1697 bei Zentha das türkische Heer. Nun kam es zum Friedensschlusse von Karlowitz (1699), welcher die Pforte auf das Tiefste demüthigte. Sie mußte Siebenbürgen aufgeben und verlor alle ihre Eroberungen in U. bis auf den Bezirk von Temesvar. Weil aber dieser Friede ohne Beiziehung ungarischer Abgeordneter geschlossen worden war und in seinem Gefolge Beschränkungen der ungarischen Freiheiten u. Weiterausdehnung der königlichen Rechte befürchten ließ, scharten sich die Malkontenten neuerdings unter ihren Fahnen. Franz Rakoczy (s. d.) führte sie. Die Siebenbürger wählten ihn 1704 zu ihrem Fürsten, die Stände von U. 1705 zu ihrem Herzoge, und Frankreich unterstützte ihn. Leopold erlebte das Ende dieser Unruhen nicht mehr, welche auch die kurze Regierungszeit seines Nachfolgers Joseph I. (1705—1711) ausfüllten und erst durch den Szathmarer Frieden vom 1. Mai 1711 gedämpft wurden. Die Konföderirten erhielten Amnestie, den Protestanten ward freie Ausübung ihrer Religion zugestanden, die Rechte der Ungarn wurden auf's Neue bestätiget. Nur Rakoczy blieb geächtet, weil er sich geweigert hatte, dem Friedensvertrage beizutreten. Unter Karl III. (als Kaiser Karl VI., 1711—1740), gewann der siegreiche Prinz Eugen den Türken in zwei Feldzügen das ganze Banat nebst einem Theile von Serbien und der Walachei ab (Passarowitzer Friede von 1718), aber ein späterer, unglücklich geführter Krieg (1737—1739) ließ alle diese Erwerbungen, mit Ausnahme des Banats, wieder verloren gehen. Besonders die Abtretung Belgrads an die Pforte fiel den Ungarn schmerzlich. Karl bildete das stehende ungarische Heer, reorganisirte das Land politisch und juridisch und richtete die Verwaltung neu ein. Als aber der Kaiser die Frohnen und die Leibeigenschaft einzuschränken und das Recht abzuschaffen suchte, welches sich die Adeligen angemaßt hatten, jedes für sich oder ihre Kinder erkaufte Bauerngut der Besteuerung zu entziehen — die ursprünglich adeligen Güter genossen ohnedies vollkommene Abgabenfreiheit — erhoben sich dagegen heftige Reklamationen. Nichts lag indeß Karl mehr am Herzen, als sein *pragmatische Sanktion*, welche der von ihm abstammenden weiblichen Nachkom

herrschaft die ungehinderte Erbfolge in allen seinen Staaten sichern sollte. Selbe wurde auf dem Reichstage zu Preßburg im J. 1722 für U. einstimmig angenommen. Aber obwohl die bedeutendsten Mächte diese Successionsordnung gewährleistet hatten, begann nach Karl's Tode dennoch der österreichische Erbfolgekrieg. Die Ungarn leisteten während desselben der Kaiserin Königin Maria II. Theresia (1740—1780) treffliche Dienste und brachten der von ihren Feinden hart Bedrängten mit Freudigkeit die größten Opfer. Auch blieb die wohlwollende Herrscherin stets dankbar gegen die Ungarn. In ihre Regierungszeit fällt die Aufhebung der Jesuiten, die durchgreifende Reform des ungarischen Schulwesens und die Einführung des sogenannten Urbariums, durch welches die Unterthanenverhältnisse regulirt wurden. Die Ungarn verehrten Maria Theresia als Mutter, und das Zutrauen zu ihr wankte selbst da nicht, als sie im Geiste jenes goldenen Zeitalters der Despotie, welcher jede Mittelmacht im Lande anfeindete, 16 Jahre lang keinen Reichstag mehr einberief. Ihr Sohn Joseph II. (1780—1790) überstürzte sich auch in U. mit seiner bekannten Vorliebe zu Reformen, für welche der Boden hier noch weniger vorbereitet war, als in den übrigen österreichischen Erblanden. Er hob die Leibeigenschaft auf, beschränkte den Zunftzwang, sprach dem Adel die Lehnsrechte ab und verpflichtete ihn zu gleichem Antheile an den Staatslasten, führte einheimische Gesetzbücher ein, säkularisirte die Klöster, erließ das Toleranzedikt, gewährte Preßfreiheit. Dieß Alles, so tief es auch in die Verfassung des Landes einschnitt, geschah ohne Beiziehung des Reichstages, welcher nie versammelt wurde, und um ja vollkommen freie Hand zu haben u. durch den Eid auf die ungarische Konstitution nicht gehemmt zu seyn, ließ sich Joseph nicht einmal als König krönen. Begreiflicher Weise fanden seine Neuerungen bei der Nation mehr Widerstand als Unterstützung, — bei den bevorrechteten Ständen, weil sie sich schwer in ihren Interessen beeinträchtigt fühlten, bei den Bürgern und Bauern, weil sie zu ungebildet waren, um auf des Kaisers weitaussehende Pläne eingehen zu können, bei den ächten Patrioten endlich, weil sie, wenn auch das viele Wohlgemeinte in Joseph's Umgestaltungen erkennend, sich es doch nicht in dieser verfassungswidrigen und gewaltthätigen Weise aufdrängen lassen wollten. Am Tiefsten verletzte der Kaiser das Nationalgefühl durch das Gebot, welches allen Landeseingebornen, Magyaren wie Slaven, die deutsche Sprache als Geschäftssprache aufdringen wollte. Diese in jedem Betrachte unkluge Maßregel führte gerade zum Gegentheile, indem sie bei den Ungarn jenen Eifer für ihre bisher vernachlässigte Muttersprache erregte, welcher in unsern Tagen sich zum Fanatismus gesteigert hat. Der Aufstand in den Niederlanden und der unglückliche Gang des Türkenkrieges (1788—1790) gaben der allgemeinen Mißstimmung den Muth, sich öffentlich zu äußern, und die Gährung erreichte bald einen solchen Grad, daß der Kaiser sich gezwungen sah, alle seine Verordnungen, allein das Toleranzedikt ausgenommen, zu widerrufen. Dies geschah durch ein Rescript vom 28. Jänner 1790, und drei Wochen darnach starb Joseph. Seines Bruders, Leopold II., kurze Regierung (1790—1792) reichte eben hin, um durch Einlenkung in die konstitutionelle Bahn die Gemüther der Ungarn mit Oesterreich wieder zu versöhnen. Franz I. (1792—1835) hatte in den ersten 23 Jahren seiner Regierung schwere Kämpfe mit Frankreich zu bestehen, in deren Folge U. viermal — 1797, 1800, 1805 u. 1809 — insurgiren mußte (vergl. den Artikel „Insurrektion"). Erzherzog Joseph, des Kaisers Bruder, wurde dem Lande als Palatinus vorgesetzt. Das Finanzpatent von 1811 hatte einen stürmischen Reichstag zur Folge, und nun versammelte der Kaiser die Stände 15 Jahre lang nicht mehr. In der Zwischenzeit wurden zur Deckung der Staatsbedürfnisse freiwillige Beiträge von den Komitaten erhoben. Vergebens forderten die Ungarn die Einberufung der Nationalversammlung, vergebens stellten sie vor, daß die Bedürfnisse des Landes sie erheischten, um für das allgemeine Wohl zu arbeiten: Oesterreich blieb taub für das rechtmäßige Begehren u. als Italien — im Jahre 1820 — das Hofkabinet in ernstliche Besorgniß versetzte und die

Klugheit gebot, die kaiserlichen Heere zu verstärken u. den Staatsschatz in Stand zu setzen, war der Sieg des Absolutismus bereits so entschieden, daß die Minister Oesterreichs glaubten, unumschränkt über U.s Hülfsquellen verfügen zu können, und eine Kontribution in Münze und Rekrutenstellung von den Komitaten verlangten. Da erhob sich das ganze Land wie Ein Mann u. verwahrte sich gegen alle ungesetzlichen Maßregeln der Regierung, so daß sich am Ende der Kaiser dennoch genöthigt sah, den Reichstag im J. 1825 einzuberufen. Es versöhnte die Gemüther nicht, daß er in der Thronrede sein Unrecht eingestand, indem er zugab, es seien Dinge vorgegangen, die nicht hätten geschehen sollen und nicht wieder geschehen würden; der Reichstag drückte laut seine Entrüstung aus, ehe er sich herbeiließ, die königlichen Propositionen zu berathen und alle Grafschaften unterstützten einen Antrag, der den Tod der Verräther verlangte, welche den Monarchen irre geführt. Die Folge dieses Landtages waren mehrfache Zugeständnisse von Seiten der Regierung, welche sich verpflichtete, die Grundgesetze des Königreiches zu beobachten, ohne Mitwirkung des Reichstages nie wieder Steuern zu erheben u. diesen fortan jedes dritte Jahr einzuberufen. Die Stände dagegen stimmten zu der Aushebung der nöthigen Truppen und erhöhten die Steuern auf 4 Mill. Gulden. Auch auf dem Reichstage von 1830 begegnen wir der einstimmigen Vertheidigung der Rechte des Landes gegen die Anmaßungen des Hofes; an der Spitze der Verfechter dieser Richtung stand Graf Széchényi. Mit Energie drangen die Stände darauf, daß die Verhandlungen beim Reichstage nicht mehr in lateinischer, sondern in magyarischer Sprache geführt werden sollten. Für den Freiheitskampf der Polen zeigten sich in dieser Zeit bei den Ungarn die lebhaftesten Sympathieen und in vielen Komitaten wurden Adressen abgefaßt, welche geradezu eine bewaffnete Einmischung begehrten. Die Cholera, die im Sommer 1831 nach U. eindrang, gab zu traurigen Verwirrungen Anlaß. In den untern Klassen hatte sich nämlich der Wahn verbreitet, die Krankheit werde dem Volke durch Vergiftung zugebracht, und so entstanden an mehren Orten wilde Tumulte, die gräuliche Eigenthumszerstörungen und selbst Mordthaten im Gefolge hatten. Auf dem 1832 eröffneten Reichstage legte die Regierung einen Gesetzentwurf, das sogenannte Urbariale, vor, welcher die Verhältnisse der Unterthanen zu den Grundherrschaften nach billigen Grundsätzen ordnen sollte. Statt hierüber zu berathen, verlangte die Ständetafel Preßfreiheit, ausschließlichen Gebrauch der magyarischen Sprache in allen amtlichen Aktenstücken, Verlegung des Reichstages von Preßburg nach Pesth u. s. w. Die Magnatentafel ging auf keinen dieser Anträge ein, und in der zweiten Kammer selbst bildete sich eine Partei, die in Wien eine Stütze suchte, um dem Strome der neuen Ideen Einhalt zu thun. Von diesem Augenblicke an setzte das Kabinet den Liberalen offenen Widerstand entgegen. Desto gereizter erhoben diese nun ihre Stimmen in den Komitatsversammlungen. Als die bedeutendsten Wortführer thaten sich hier Wesselenyi, Kossuth, Franz Deák, Cláuzal, Tekeli, Balogh, Raday hervor. Mehren von ihnen ließ die Regierung den Prozeß machen. Während dieses politischen Kampfes starb Franz I. und ihm folgte sein Sohn **Ferdinand V.** (1835 bis 1848), welcher bereits fünf Jahre vorher zum Könige von Ungarn gekrönt worden war. Dieser Thronwechsel hatte übrigens auf den Geist der Regierung durchaus keinen Einfluß, denn nach wie vor war das Metternich'sche System in Oesterreich das herrschende. Nur eine andere Taktik wählte das Kabinet den Ungarn gegenüber und statt, wie früher, unumschränkte Gewalt anzuwenden, suchte es jetzt durch seine Verbindung mit der konservativen Partei auf friedlichem Wege seine Zwecke zu erreichen. Um gerecht zu seyn, darf man übrigens nicht verhehlen, daß die vormärzliche Politik der österreichischen Regierung U. gegenüber nicht etwa nur in absolutistischen Gelüsten ihren Grund hatte, sondern weit mehr aus staatswirthschaftlichen Verhältnissen entsprang. In einer Zeit, welche reichlichen Zufluß von baarem Gelde in den öffentlichen Kassen zum dringenden Bedürfnisse erhoben hatte und Oesterreich nöthigte, die Kräfte der deutschen,

lienischen und tschechischen Provinzen nach Möglichkeit anzustrengen, duldete
Verfassung U.s, dessen Gebiet beinahe die Hälfte des Gesammtstaates ein-
nmt, keine gleichartige Besteuerung. U.s Konstitution war es, was die öster-
ichischen Finanzen, verglichen mit den anderen Staaten, auf ein armseliges
laß herabdrückte. Ist es ein Wunder, wenn unter diesen Umständen Oester-
ichs Finanzmänner die ungarische Verfassung haßten? Anderseits entsprang der
derstand der Opposition gegen die österreichische Regierung keineswegs immer
s reiner Freiheitsliebe, sondern nur gar zu oft aus der engherzigen Sorge für
nderinteressen, aus den schon öfter angedeuteten Gelüsten des Magyarismus
ch der Suprematie im Lande, aus der immer deutlicher hervortretenden End-
sicht, die königliche Macht auf Null herabzusetzen und aus anderen solchen trü-
n Quellen, so daß der besonnene Freiheitsfreund den Bestrebungen dieser Partei
ne Sympathien kaum unbedingt wird zuwenden können. Mancher schwer ge-
delte Staatsstreich des Wiener Kabinets erklärt sich aus diesem Charakter der
position, mit deren Starrsinne auf konstitutionellem Wege nichts ausgerichtet
rden konnte. Eine zanksüchtige Rathsversammlung wird gegen jede, auch die
gemeinte Maßregel eine Majorität aufzubringen vermögen, eine weise und
tische Körperschaft wird über die Einreden hinweg auf das ersprießlichste
sultat schauen. Die Stände, nun schon im vierten Jahre versammelt, brachten
dlich doch das Urbarialgesetz zu Stande und gestatteten Nichtadeligen, Prozesse
i eigenem Namen zu führen. Am 6. Juni 1839 wurde ein neuer Reichstag
öffnet. Die Regierung legte drei wichtige Propositionen vor: Rekrutenstellung
n Ergänzung des Heeres, Militärverpflegung zur Erleichterung des Landmannes,
gulirung des Donaustromes. Die Opposition aber brachte die Ansicht zur Geltung,
ß, ehe man diese ausschließlich nur das materielle Wohl erzielenden Vorschläge
r Berathung vornehme, erst den Beschwerden des Landes über die Verletzung der
Zahl- u. Redefreiheit abgeholfen seyn müsse, und als die Magnatentafel diesem
eschlusse nicht beitrat, kam es zu höchst stürmischen Auftritten. Gleichwohl er-
ngte dieser Reichstag mehre günstige Resultate. Der Handel erhielt ein Wechsel-
cht, für Hebung des Ackerbaues und der Industrie wurden neue, zweckmäßige
estimmungen getroffen, für das Erbrecht der Unterthanen gewann man ein ver-
ssertes Gesetz, für den Pesther Brückenbau erschien die Ratifikation, auf die
isenbahnlinie nach Triest das Expropriationsgesetz. Der von beiden Tafeln an-
nommene Gesetzentwurf aber, welcher die magyarische Sprache zur ausschließlich
rrschenden am Reichstage, bei Gericht, in der Schule, in den Kirchenbüchern
hob, sogar die Adelsverleihungen und die Ertheilung des Bürgerrechts von der
enntniß dieser Sprache abhängig machte u. seine strengen Bestimmungen nicht
os auf das eigentliche Magyarenland beschränkte, sondern auch über die von
laven oder Deutschen bewohnten Theile des Königreichs ausdehnte, erregte bei
n Nichtmagyaren durch seine offenbare Tendenz, ihre Volksthümlichkeit zu unter-
ücken, die größte Erbitterung und lockte den Keim zu dem Ungarn gegenwärtig
rfleischenden Bürgerkriege hervor. Den Magyaren hat es ihr Raçenstolz noch
cht zugelassen, die übrigen ungarischen Völkerschaften als gleichberechtigt anzu-
hen, vielmehr betrachten sie sich heute noch als das herrschende Volk auf dem
eiten Gebiete des Reiches. Dieser Raçenstolz ist ein sehr ernstliches Hinderniß
U.., denn er vergiftet alle Fragen der inneren Politik, und hat natürlich auch
n Raçengeist bei den anderen Völkern wach gerufen. Hätten die ungarischen
timmführer, statt einen engherzigen Magyarismus zu begründen, ein allgemeines
garthum erstrebt, mit Gleichstellung aller U. bewohnenden Stämme, wer weiß
ie weit ihre Macht gegangen wäre, und wohin dieß Streben hätte führen kön-
n? — Um die Liberalen zu versöhnen, erließ der König im Jahre 1840 nach
r Auflösung des Landtages eine Amnestie, die politischen Prozesse wurden nie-
rgeschlagen und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. In der nächstfolgenden Zeit
m es in mehren Komitaten wieder zu großen Bewegungen, hervorgerufen durch
e zur Sprache *gebrachte Frage über* Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Ge-

richtssitzungen. Die Stände des Pesther Komitats dekretirten 1842 in einer außerordentlichen Generalkongregation auf eigene Faust diese wichtige Umgestaltung des Gerichtsverfahrens, und vergebens suchten die gemäßigteren Mitglieder zu beweisen, daß eine derartige Reform die Gränzen der Komitatsprärogative weit überschreite. Ihre Vorstellungen wurden von den Rednern der liberalen oder vielmehr radikalen Partei, unter welchen sich insbesonders Kossuth hervorthat, niedergedonnert. Als aber ein königliches Rescript die Eröffnung der bereits ausgeschriebenen öffentlichen Gerichtssitzung ernstlichst verbot und den Gerichtshof für die Folgen des Ungehorsams verantwortlich machte, sah sich das Komitat genöthigt, seinen Beschluß zur Zeit aufzuheben, fügte jedoch die ausdrückliche Bemerkung bei, daß man nur der Gewalt weiche und beim nächsten Reichstage beschwerend einkommen werde. Demselben, welcher am 20. Mai 1843 vom Kaiser persönlich eröffnet wurde, gingen blutige Wahlkämpfe und mannichfache Unordnungen von Seite der Juraten und Schreiber voraus. Die Regierung schlug dießmal einen neuen Weg ein, und die königlichen Anträge waren so zu sagen dem von Kossuth redigirten „Pesti hirlap“ entnommen, fast Alles enthaltend, was die liberalen Blätter seit Jahren gefordert hatten. Zwar setzte die Magnatentafel systematischen Widerstand entgegen, aber dessen ungeachtet machte der Landtag neue Eroberungen; die religiösen Fragen, z. B. in Betreff der Mischehen, wurden freisinnig gelöst, alle öffentlichen Aemter den Nichtadeligen zugänglich gemacht, die Bauern erhielten die Befugniß, adelige Güter zu kaufen und die Steuerfrage wurde in einer Weise geordnet, die keinen Zweifel übrig zu lassen schien, daß sie beim nächsten Landtage im liberalen Sinne entschieden werden würde. Rücksichtlich des Gebrauches der ungarischen Sprache ward festgesetzt, daß dieselbe fortan definitiv als offizielle Sprache zu gelten habe. Gegen Exzesse, welche um diese Zeit in mehren Komitaten, vornehmlich bei den Beamtenwahlen statt fanden, trat die Regierung energisch auf; doch auch die Opposition zeigte fortwährend eine bedeutende Thätigkeit. Wie sehr die patriotische Exaltation bei den Ultramagyaren damals schon überhand genommen hatte, hiefür spricht die Thatsache, daß Mitglieder des ungarischen Schutzvereins für inländische Industrie die Leute auf der Straße anfielen, wenn sie an ihnen aus fremdländischen Stoffen gefertigte Kleider bemerkten. Die Aufstände in Galizien und Krakau, im Februar 1846, erregten zwar in U. das alte Mitgefühl für Polen, hatten aber keine bewaffnete Erhebung zur Folge, wie man in Frankreich und den insurgirten Gegenden wohl hoffen mochte. Das Pesther Komitat blieb unter Kossuth's Auspizien fortwährend der Hauptheerd der politischen Unruhen. Am 13. Jänner 1847 starb der Palatinus, Erzherzog Joseph, und ihm folgte in dieser Würde sein ältester Sohn Stephan. Auf das Land hatte dieser Todesfall keinen Einfluß, desto gewaltiger war aber jener der Märzrevolution von 1848, welche die Verhältnisse U.s zu seinen Nebenländern, wie zur österreichischen Gesammtmonarchie überhaupt, gänzlich neu gestaltete und auch im Innern die Dinge zur völligen Umkehr brachte, indem sie die Wirksamkeit der gemäßigteren Patrioten paralysirte und das Ruder des Staates dem überspanntesten Magyarismus in die Hände spielte. Folgen davon waren der durch die grellen Rücksichtslosigkeiten dieser Partei entzündete Raçenkampf u. der Aufstand gegen Oesterreich, welcher indeß weniger eine Erhebung des eigentlichen Volkes ist, obwohl die Führer dieses in ihren Ansprachen u. Erlassen stets voranstellen, sondern vielmehr eine feudalistische Rebellion. Der demokratische Geist, welcher durch Westeuropa gährt, hat, ohne sein inneres Wesen zu ändern, im Osten ein aristokratisches Gewand angezogen. Nicht bloß in Rußland und Polen, sondern auch in U. ist der Adel bekanntlich derjenige Stand, welcher vorherrschenden Einfluß übt u. bei etwaigen Staatsveränderungen den Ausschlag gibt. Was der galizische Adel im J. 1847 unternehmen wollte, das versucht im gegenwärtigen Augenblicke der ungarische. Wie jener — mit Ausnahme weniger der größeren Geschlechter, z. B. der Esterhazy, der Appony, der Festitics, der Palffy, welche sich durch Heirathen mit dem Gesammtinteresse des österreichisch-slavischen

errenstandes verschwägerten — in eigenliebiger Absonderung verharrend, ge-
öhnte sich der ungarische Adel nicht daran, gleich dem deutsch-slavischen eine
erbesserung seiner besondern Verhältnisse durch allgemeine Hebung der Kräfte
es Gesammtreiches zu erzielen, sondern steckt jetzt ein eigenes, dem Ganzen
indseliges Banner auf. Die tiefe Aufregung der Magyaren datirt sich zum
heil schon von der ersten französischen Revolution her und hat in den nach-
lgenden Bewegungen des Westens immer neue Nahrung gefunden. Die ung-
rischen Patrioten der jüngstvergangenen Zeit, wenn sie schon die Mängel der
ndesverfassung erkannten und denselben abzuhelfen suchten, hatten indeß keines-
egs die Absicht, U. von Oesterreich loszureißen. Aber indem die Maßregeln,
elche sie in's Leben führten, die Hülfsmittel des Landes vermehrten, die
llgemeine Entwicklung U.s beförderten, beflügelten sie zugleich bei der Op-
sition à tout prix, welche zumeist aus dem niederen Adel sich rekrutirte, den
eist des Widerstandes gegen Oesterreich und machten dadurch, ohne es selbst zu
ollen, den Bruch unvermeidlich. Zu diesen Männern gehört bekanntlich der
rühmte Stephan Széchényi, der beste unter den europäischen Bewegungsmännern;
ist während der letzten Wirren in Wahnsinn verfallen, weil er die nieder-
hmetternde Entdeckung machte, daß die von ihm in guter Meinung eingeführten
eformen dazu beigetragen hatten, eine Drachensaat emporzutreiben. Nicht so ge-
issenhaft als Széchényi und dessen Freunde war die große Mehrheit des ma-
yarischen Adels. Köpflings stürzte sich dieselbe, als die Märzereignisse ihr den
ng ersehnten günstigen Moment herbeigeführt zu haben schienen, in den Strudel
r Revolution und erhob die Losreißung U.s von Oesterreich und die Erricht-
ng eines selbstständigen Staates zum Losungsworte. Haupt des unversöhnlichen
ltramagyarismus ist, wie alle Welt weiß, Ludwig von Kossuth, ein Mann, dem
an seltene Talente, namentlich hinreißende Beredsamkeit, nicht absprechen kann,
n Mann, der alle Verlegenheiten, welche die letzte Pariser Revolution dem
iener Hofe bereitet hat, auf's Schlaueste auszubeuten wußte und der gegen-
värtig das Gelingen der von ihm geleiteten Empörung auf den Würfel des
Waffenglückes setzt. — Wollen wir schließlich nun die neuesten Ereignisse in U.
ach ihrer Zeitfolge in Betracht nehmen. Am 7. November 1847 wurde der
ngarische Reichstag eröffnet. Die königlichen Propositionen waren: Aufhebung
r Zolllinien zwischen U. und den Erbländern, Ablösung der Truppen-Natural-
erpflegung, Regulirung der Landtagsstimmen der kgl. Freistädte, der freien Di-
ikte und Domkapitel, zeitgemäße Verbesserung der innern Organisation dieser
örperschaften, Regulirung des adeligen Besitzthums im Erbe und Einführung
nes Grundbuches, Ablösung der Robot, Errichtung einer Landeskasse zur Regu-
rung der Gränzzölle, wie zur Herstellung der Straßen, Kanäle 2c. u. zur Heb-
ng der Industrie und des Handels. Bereits am 30. dess. Monats erfolgte eine
ichtige Abstimmung in der Ständetafel, durch welche die Mehrheit sich für gleich-
äßige Betheiligung des Adels an der Domestikalsteuer (zur Deckung der innern
erwaltungskosten), ingleichen für Errichtung einer allgemeinen Landeskasse (aus
teuerbeiträgen aller Einwohner) zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse aus-
rach. Den 3. März 1848 nahm die Ständetafel einhellig den Antrag Kossuth's
, eine Reichsdeputation an den König nach Wien zu senden, um die sofortige
rnennung eines nur aus Ungarn bestehenden, verantwortlichen Staatsministeriums,
wie sofortige Aufhebung aller Beschwerden und eine zeitgemäße Umänderung
r Verfassung zu verlangen. Diesem Begehren wurde schon am 23. März ent-
rochen und Graf Ludwig Bathyany zum Premier des neuen Ministeriums ge-
acht, während Szemere die Verwaltung des Innern überkam, Fürst Paul
sterhazy das Aeußere, Kossuth die Finanzen, Mészaros das Kriegswesen, Szé-
ényi den Straßen- und Wasserbau, Baron Eötves Kultus und Erziehung,
lausal Handel und Industrie, endlich Franz Deak die Justiz. Die Zusammen-
tzung dieses Ministeriums, so wie die durch den kaiserlichen Erlaß ertheilte voll-
mmene Preßfreiheit und *Bewilligung aller* übrigen Forderungen erweckte stürmi-

sche Freude, besonders in der Ständetafel, welche in der kurzen Sitzun
18. März freies Stimmrecht für alle Abgeordneten, ununterbrochene Cirkular
bis sämmtliche Punkte ausgearbeitet seien, bei ihrer Wiederversammlung i
zu Beschlüss n erhoben hatte, nachdem schon am 15. für gleichmäßige Be
ung des Adels an allen Steuern und Lasten des Landes und Aufhebung
Unterthanenverhältnisse der Bauern gegen die Grundeigenthümer mit Ents
ung der letztern durch den Staat gestimmt worden war. Oesterreich trat
seits mit der Anforderung hervor, U. solle eine verhältnißmäßige Beiste
den Staatsausgaben für die Gesammtmonarchie leisten und sich zur Ueber
eines Theiles der Staatsschuld verstehen. Allein die Magyaren, welche
gut einsahen, daß sie mit der Genehmigung eines ungarischen Ministeriu
faktische Lostrennung U.s von Oesterreich erlangt hatten, dachten an nich
niger, als Oesterreichs Lasten tragen zu helfen, vielmehr kamen jetzt ihre
ungen, sich vom Kaiserstaate auch formell abzureißen und zu Herren der
länder, namentlich des bisher von U. ganz unabhängigen Siebenbürger
machen, unverhüllt an den Tag. Bald indeß erhob sich auch in d
rigen Volksstämmen das Gefühl der Selbstständigkeit. Erst versammelt
Abgeordnete der 11 sächsischen Kreise zu Hermannstadt und erklärten, b
dermaligen, auf Magyarisirung und Separatismus gerichteten Bestreb
Reichstages hielten sie eine Union mit U. für schädlich und der Treue
das Kaiserhaus, der Integrität der Monarchie und dem Interesse des Ge
vaterlandes nicht für zuträglich. In ähnlicher Weise protestirten die sieb
schen Walachen in einer Versammlung zu Blasendorf gegen eine Vereinigu
U. Man berief sich auf den feierlichen Vertrag oder das sogenannte Leop
sche Diplom von 1691, welchem gemäß Siebenbürgen nicht U., sonder
Habsburgischen Hause unter Vorbehalt vollkommener Autonomie in der
gebung, Verwaltung und Justizpflege sich übergeben habe. Dessenungeach
schloß der siebenbürgische Landtag, auf welchem die Magyaren und Szekl
Uebergewicht hatten, am 30. Mai den Anschluß an U. Zu gleicher Zeit
sprüchten die Kroaten und Slavonier die Aufrechthaltung ihrer besonder
heiten, und der Banus Jellachich, mit Leib und Seele ein slavischer P
energischer Gegner des Magyarenthums und der Antipode Kossuth's, mac
Sache seines Volkes zu der seinigen, und erhob sich zum eifrigen Verfech
illyrischen Rechte. Auch die Raizen (Serben) im südlichen U. verlangt
Anerkennung ihrer nationellen Selbstständigkeit, und beriefen ihre Deputi
einem Nationalkongreß in Karlowitz, welcher Joseph Rajascic zum Patr
und Suplicac zum Woiwoden erwählte. Die ungarischen Beamten wurde
trieben und neue serbische an deren Stelle gesetzt. Die Ungarn wollten de
stand mit Gewalt unterdrücken, allein es gelang ihnen nicht, vielmehr b
die Serben im Vereine mit den Illyriern Neusatz, Tittel und andere n
Plätze, erbrachen die Arsenale und nahmen die Kanonen u. den sonstigen K
bedarf heraus. Die Illyrier (Kroaten und Slavonier) hielten zu Agram
Herde der südslavischen Bewegung, eine Banalkonferenz, auf welcher z
zwei Palatinalerlasse eingingen, welche alle Verordnungen, die der Banus
erlassen hatte, als verfassungswidrig bezeichneten. Dies erregte einen furc
Volkssturm, und der Ban konnte nicht verhindern, daß das Bildniß des P
nus von der tobenden Menge auf dem Stadtplatze verbrannt wurde. Die
besonnene That gab den gerechten Forderungen der Kroaten den Schein
Empörung, und es gelang dem ungarischen Minsterium vom Könige
10. Juni ein Manifest zu erwirken, welches die Kroaten und Slavonier vo
Widerstande gegen ihre Vereinigung mit der ungarischen Krone abmahnt
die Vorschritte des Banus Jellachich im ungnädigsten Tone besprach, ja
sogar seiner Banalwürde entsetzte. Andere Manifeste an die Serben und
Gränzer wiesen diese ebenfalls an U. Die Stadt Karlowitz in der slavo
Militärgränze wurde sogar von Truppen unter dem österreichischen Feldma

utenant Hrabowsky beschossen. Dies schreckte jedoch die Insurgenten nicht
, vielmehr bemächtigten sie sich mit Hülfe von serbischen Zuzüglern aus Belgrad
ter Stanimirovich und Kovakovich der Stadt Weißkirchen im Banat. Am
). Juni hatte Jellachich bei dem Kaiser zu Innsbruck eine Audienz, in welcher
m die vom ungarischen Ministerium angesuchte Vermittlung des Erzherzogs
ohann als allerhöchste Entschließung eröffnet wurde. Der österreichische
iegsminister Latour unterstützte ihn mit Geldsendungen. Die Magyaren
rerseits suchten aller Orten Sympathieen für ihre Sache zu erregen und
deten Deputationen an die Aula zu Wien, ja selbst zur deutschen National-
sammlung in Frankfurt und nach Paris. Dabei vergaßen sie nicht, sich zum
nstlichsten Kampfe zu rüsten und angefeuert von den großen Reden Kossuth's
willigte der Reichstag Hunderttausende von Rekruten und Millionen in Geld.
ie ungarischen Regimenter sollten aus Italien zurückberufen werden. Am
. August erschien das Manifest der kroatisch-slavonischen Nation: Sie will
ei seyn im freien Kaiserstaate und nichts von Unterordnung unter U. wissen;
will einen allgemeinen Reichstag aus Abgeordneten aller Provinzen für die
swärtigen, die Kriegs-, Finanz- und Handelsangelegenheiten, mit einem ihm
rantwortlichen Ministerium; jedes einzelne Land soll für die übrigen Angelegen-
iten seinen eigenen Landtag und seine dem Lande verantwortliche Regierung
ben. Der Versuch einer Vermittelung, überdies durch die Abreise des Ver-
ttlers, des Erzherzogs Johann, nach Frankfurt am 30. Juli unterbrochen,
r vergebens. Der Banus von Kroatien und die Ungarn rüsteten sich zum
ndlichen Anfall. Metternich's Politik hatte einen Kossuth geboren, und der
tramagyarismus dieses Parteiführers rief den Ritter Jellachich auf den
hauplatz. Die Weltgeschichte hat ihre ewigen Gesetze, wie die Natur, folge-
ht, unverrückbar, nur weniger in Dunkel gehüllt, wie diese. Ein kaiserliches
ndschreiben an den Erzherzog Palatin von U. vom 31. August forderte zu
chmaligem Friedensversuche und eine Besprechung in Wien auf, während am
September der Kaiser das gegen den Freih. von Jellachich unterm 10. Juni
lassene Manifest widerrief, und dieser am 11. September die Drau von Wa-
din aus überschritt. Er erreichte am 25. Keletty. Eine ungarische Deputation,
lche am 9. September vom Kaiser Schutz und Maßregeln gegen den Banus
langte, fand nicht die gewünschte Aufnahme. Nach ihrer Rückkehr nach Pesth
ikte das ungarische Ministerium am 12. September ab, mit Ausnahme des
inisters des Innern, Bartholomäus Szemere. Das Anerbieten des Erzherzogs
latinus, die Leitung der verantwortlichen Regierung einstweilen zu übernehmen,
id keinen Anklang beim Reichstage. Derselbe glaubte nun einen Vergleich mit
n Banus von Kroatien versuchen zu können, und eilte deßhalb in das ungari-
he Lager; dort erreichte ihn aber die positive königliche Weisung, sich jeder
nmischung in den Streit zu enthalten. Der Palatin gehorchte augenblicklich
d kam nach Wien; hier wünschte man seine Resignation, er reichte sie
i. Man ernannte den ungarischen Reichsgroßrichter, Grafen Mailath, als
ovisorischen Statthalter und Stellvertreter des Palatinus. Am 25. Sept.
urde der F.-M.-Lieutenant Graf Lamberg mit dem Oberbefehle sämmtlicher
uppen und bewaffneten Corps in U. beauftragt, und ein Manifest von dem-
ben Tage verkündigte: Graf Lamberg habe die Aufgabe, die Waffenruhe her-
stellen; die in Nord-U. ausgebrochenen Unruhen würden durch Einschreiten
er militärischen Macht aus Mähren unterdrückt werden; die erforderlichen Maß-
eln seien eingeleitet, um eine alle Theile befriedigende Ausgleichung der innern
istigkeiten zu bewirken. Am 27. September erklärten die ungarischen Reprä-
ntanten das Manifest, welchem eine ministerielle Contrasignatur abgehe, für
gültig, jeden Beamten, welcher dessen Verbreitung oder Vollziehung begünstigen
rde, bedrohend; dem Grafen Lamberg verbot man den Oberbefehl. Derselbe
rde am andern Tage in Pesth vom Volke gräßlich ermordet. Das Repräsen-
ntenhaus mißbilligte diese Schandthat, setzte aber zu gleicher Zeit, vollends das

Banner der Revolution entfaltend, eine aus 6 Mitgliedern bestehende Kommi
als provisorische Regierung mit unumschränkter Machtvollkommenheit ein.
zwischen nahm Jellachich, dessen Streitkräfte sich auf 40,000 Mann bela
mochten, Stuhlweißenburg und machte hierauf, einer eigentlichen Schlacht
harrlich ausweichend, einen Flankenmarsch nach Raab u. Wieselburg, um, d
ihm an schwerem Geschütz und Geld fehlte, den Sendungen aus Wien entg
zu gehen. Minder glücklich waren die kroatischen Generale Rott und Phili
wich, welche mit ihren Abtheilungen von den Ungarn geschlagen und gefa
nach Pesth gebracht wurden. Am 3. Oktober erschien ein kaiserliches Man
welches den Reichstag auflöste, jeden nicht sanktionirten Beschluß desselben
ungültig erklärte, alle in U. befindlichen Truppengattungen dem Banus Jella
unterordnete und das Land unter das Kriegsgesetz stellte. Dieses Akten
wurde von dem ungarischen Repräsentantenhause verworfen und als ungülti
illegal erklärt. Mittlerweile brach in Wien die Oktoberrevolution aus (s. Wi
die bekanntlich mit den ungarischen Zuständen der letzten Monate eng verkn
war. Der Reichstag erließ alsbald eine langathmige Proklamation an
Wiener, in welcher er diesen alle mögliche Hülfe gegen den gemeinsamen F
versprach. Aber den schönen Worten entsprach die That nicht. Die ungar
Armee blieb während der Belagerung der Stadt durch die kaiserlichen Tru
theilnahmlos an der Gränze stehen, und erst am 30. Oktober, als Wien be
sich ergeben hatte, machte sie bei Schwechat eine matte, erfolglose Diversion, w
ihren Bundesgenossen weit mehr schadete als nützte, indem sie diese zum Br
der Kapitulation verleitete und die schrecklichen Ereignisse eines Bombardem
und einer Einnahme mit stürmender Hand über das unglückliche Wien he
führte. In U. selbst dauerte der Bürgerkrieg fort. Die Serben beunruhi
die südlichen Komitate. Die gut magyarisch gesinnte Stadt Arad wurde
dem Oesterreich treu gebliebenen Kommandanten der dortigen Festung bombar
dagegen Essegg von den Ungarn erobert. Im Norden regten sich die Slov
unter ihren Anführern Hodzsa, Stur und Hurban, protestantischen Geistli
Ueberdies konnte es nach dem Falle Wien's keinen Augenblick mehr zweifel
seyn, daß der Kaiser die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nunmehr zur
terwerfung U.s gebrauchen werde. Deshalb traf Kossuth die ausgedehnte
Vertheidigungsanstalten. Er vermehrte das Heer, bot den Landsturm auf
ließ Tag und Nacht an den Befestigungen Raab's, Pesth's und Ofen's arbe
Im ganzen Lande entwickelten die Kommissarien des Vertheidigungsaussch
ihre unermüdliche Thätigkeit. Am 2. December entsagte Kaiser Ferdinand
Krone zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Joseph I., welche
einem Manifeste den Ungarn seine Thronbesteigung verkündete und dieselben
Rückkehr auf die Bahn der Gesetzlichkeit aufforderte. Der Reichstag aber erk
diesen Thronwechsel für null u. nichtig. Bald darauf begannen die Operati
der kaiserlichen Armee gegen U. Acht Heersäulen rückten von den Landesgrä
gegen den Mittelpunkt Buda-Pesth, Jellachich mit dem ersten Armeecorps
der Reserve am rechten Donauufer, Wrbna mit dem zweiten Armeecorps
linken, Simonich durch das Waagthal über Tyrnau, Schlick von Galizien
durch die Karpathen nach Kaschau und Eperies, Puchner aus Siebenbü
gegen Großwardein, Supplicac, der neue Woiwode der Serben, war im S
gegen Theresienstadt im Anmarsch, endlich sollten sich Theodorovich aus Kro
und Burits aus Steiermark bei Kanisa am Plattensee vereinigen u. über St
weißenburg nach Ofen vordringen. Den Oberbefehl über die ganze Ar
welche 120—130,000 Mann stark seyn mag, hat der Feldmarschall Fürst W
dischgrätz. Er fand keinen bemerkenswerthen Widerstand. Die Ungarn verli
die großartigen Verschanzungen bei Raab und gaben sie dem Feinde preis,
am 5. Jänner 1849 zogen die kaiserlichen Truppen ohne Schwertstreich in O
und Pesth ein. Kossuth entwich mit dem Reichstage nach Debreczin.
Flüchtlinge hatten alle Kassen, Banknotenpressen und sonstigen werthvollen Ge

[…]nde mit sich genommen. Hier, in den Komitaten an der Theiß, wo das Magyarenthum die festesten Wurzeln hat, kann es Kossuth gelingen, dem kaiserlichen Heere noch ernste Verlegenheiten zu bereiten, die endliche Unterwerfung des Landes wird er indeß doch kaum verhindern können. Da die kais. Heeresabtheilungen von Norden, Westen und Süden gegen Debreczin, Großwardein und Szegedin im Anzuge sind, so wird der Kreis immer enger, welcher das Kossuth'sche Großreich auf die Ebenen zwischen Theiß, Maros und den Ausläufern der Karpathen beschränkt. Das rechte Donauufer ist seit der Wiedereroberung Essegg's durch die kaiserlichen Truppen (14. Febr.) bis zu dem noch von den Magyaren behaupteten Peterwardein hinab ganz befreit. Der Pole Bem, jedenfalls der kriegsgewandteste unter den Führern der Ungarn, zerriß das ihn umgebende Netz und schlug sich nach Siebenbürgen durch, wo er die zum Theil pacificirten Szekler wieder aufgewiegelt hat. Diese fanatisirten Horden wütheten nach Vandalenart gegen die Sachsen und Walachen mit Feuer und Schwert und bedrohten selbst Hermannstadt und Kronstadt mit dem Untergange. Abgeschnitten von der in Ungarn operirenden Hauptarmee, in die Unmöglichkeit versetzt, mit seinen schwachen Streitkräften zugleich dem feindlichen Generale die Spitze zu bieten und das Sachsenland vor den Verheerungen der Szekler zu schützen, überdies von den geängsteten Einwohnern mit Bitten bestürmt, entschloß sich der Kommandirende in Siebenbürgen, Feldmarschallieutenant Puchner, zur Herbeirufung russischer Hülfe, obgleich er hiezu von seiner Regierung nicht ermächtiget war. In Folge dessen rückten am 1. Februar 6000 Mann Russen in Kronstadt, am 4. aber 4000 in Hermannstadt ein, ein Ereigniß, dessen Tragweite sich in diesem Augenblicke noch nicht berechnen läßt. Beim Abschlusse des vorliegenden Artikels vernahm man als das Neueste die Kunde von einer großen zweitägigen Schlacht, die Fürst Windischgrätz der Hauptmacht der Ungarn am 26. und 27. Februar bei Kapolna geliefert hat, und in welcher das kaiserliche Heer Sieger geblieben ist. — Quellen — abgesehen von den vielen ältern lateinischen Sammel- und Geschichtswerken — L. A. Gebhardi: Geschichte von U., 4 Bde., Leipzig 1778—82; J. C. v. Engel: Geschichte des Königreiches U., 5 Bde., Wien 1804; J. A. Feßler: Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, 10 Bde., Leipzig 1810—25; J. v. Mailath: Geschichte der Magyaren, 5 Bde., Wien 1828—31; G. Dankowsky: Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slavischer Zunge, Tyrnau 1840; A. de Gerando: Ueber den öffentlichen Geist in U., seit dem J. 1790, Leipzig 1848; Oskar Fodal: Der Krieg in U., Mannheim 1849; Allgemeine Zeitung. mD.

Ungarische Sprache u. Literatur. Die ungarische (magyarische) Sprache trägt orientalischen Typus und hat Aehnlichkeit mit der finnischen, weil die Magyaren jenem großen Völkerstamme angehören, welcher vom kaspischen Meere bis an Finnland hinauf reichte. Charakterisch ist in der ungarischen Sprache folgendes: 1) sie hat sieben Selbstlauter, a, e, i, o, u, ö, ü. Diese Vokale werden auch accentuirt; á, é, i, ó, ú, ö, ü; dann sind sie lang u. á und é werden dann anders ausgesprochen, als a und e. 2) Die Vokale a, o, u sind nie in einem Worte mit e, ö, ü, beisammen; i kommt sowohl mit a, o, u, als mit e, ö, ü, vor. Jene Worte, in denen a, o, u mit e, ö, ü vermischt vorkommen, sind fremden Ursprungs. 3) Die ungarische Sprache kennt keine Doppellaute. 4) Eigenthümlich ist die Verschmelzung des y mit g, l, n, t, als: gy, ly, ny, ty; das y wird hier nicht als y ausgesprochen, sondern mit dem vorausgehenden Mitlauter innigst verschmolzen. 5) Es gibt nur einen unbestimmten Artikel az, oder apostrophirt a'. 6) Die Hauptwörter werden durch Anhängsylben abgeändert. Die Abwandelung der Zeitwörter geschieht ebenfalls durch Anhängsylben. 7) Es gibt zweierlei thätige (aktive) Zeitwörter, z. B. rágok, ich kaue, rágom, ich kaue es. 8) Das Wurzelwort des Zeitwortes ist die dritte Person einfacher Zahl der gegenwärtigen Zeit, z. B. rág er kaut. 9) Es gibt keine Vorsetzsylben (Propositionen), sondern blos Nachsetzsylben. 10) Die Nachsetzsylben werden oft

zu sieben bis acht gesteigert, deren jede dem Grundworte eine andere Bedeutung gibt; z. B. el, fort; ellen, entgegen; elleuség, der Feind; ellenséges, feindselig; ellenséges kedés, Feindseligkeit; ellenséges kedésed, deine Feindseligkeit; ellenséges kedeseduck, deiner Feindseligkeit. 11) Die Nachsetzsylben richten sich nach den Grundsylben des Wortes. Die Worte mit a, o, u, haben ebenfalls nur männliche Nachsetzsylben; e, ö, ü, nur weibliche Nachsetzsylben. 12) Es gibt in der ganzen Sprache nur wenige Ausnahmen von den Grundregeln. Die ungarische Prosodie ist streng geregelt, geht nach dem Wohllaut. Die Grundregeln sind: 1) alle accentuirten Vokale sind lang. 2) Die nicht accentuirten Vokale sind kurz. 3) Der nicht accentuirte Vokal wird lang, wenn zwei Consonanten darauf folgen. 4) Wenn von den zwei Consonanten, die dem nicht accentuirten Vokal folgen, der eine stumm, der andere flüssig ist (muta et liquida), kann der vorangehende Vokal auch als kurze Sylbe behandelt werden. Die älteste, leider verloren gegangene, Sprachlehre hat Janus Pannonius im 15. Jahrhundert geschrieben. In neuerer Zeit sind viele Sprachlehren erschienen. Die gründlichste, von Niklas Révay (2 Bde., Pesth, 8.) ist leider unvollendet. Für Deutsche, die sich schnell zu recht finden wollen, ist die kurze magyarische Sprachlehre in Fragen u. Antworten von Johann Graf Mailáth, Pesth, Hartleben, 3 Auflage; sie gibt nur die Hauptumrisse. Für jene, die sich ausführlicher unterrichten wollen, ist Blochs Sprachlehre besonders zu empfehlen. Die ungarische Akademie hat über die Orthographie ein sehr verdienstliches kleines Werkchen herausgegeben. Gute Wörterbücher sind jene von Márton und Bloch. — Ungarische Literatur. Die erste Bildung der Ungarn ging aus den Klöstern und bischöflichen Schulen hervor, die schon im 11. Jahrhunderte entstanden. Im Anfange des 13. Jahrhunderts bestand schon ein Studium generale zu Veszprim: es wurden da die freien Künste, Theologie und Rechtswissenschaft gelehrt. Ludwig I. stiftete 1367 die hohe Schule zu Fünfkirchen. Sigmund gründete 1388 ein Studium generale zu Ofen; es wurde von Matthias Corvinus erneuert und von ihm eine Akademie zu Preßburg gestiftet. Die Corvinische Bibliothek war weltberühmt. Die erste Druckerei errichtete Andreas Heß in Ofen 1473. Im 16. Jahrhunderte errichteten die Protestanten, im 17. Jahrhundert die Jesuiten viele Schulen. Tyrnau war Universität der Jesuiten. Nach Aufhebung derselben wurde die Universität nach Ofen 1780 und bald, 1784, nach Pesth versetzt. Königliche hohe Schulen sind: die Pesther Universität, die Akademien (es wird Philosophie und die Rechtswissenschaften gelehrt) zu Preßburg, Raab, Kaschau, Großwardein und Agram. Der Bischof von Erlau, Graf Eszterházi, hat zu Erlau; der Bischof von Fünfkirchen, Baron Szepessy, hat zu Fünfkirchen, der Bischof von Csanád, Lonovics, zu Temesvár Akademien gestiftet. Die Hauptschulen der Protestanten sind zu Debreczin, Sáros Patak, Preßburg und Tots. Seit 1825 besteht eine ungarische Gelehrten-Gesellschaft, deren Begründung dem Grafen Stephan Széchényi zu danken ist. In der arpadischen Zeit gab es wenige Schriftsteller, meist sind es Chriften. Unter Matthias Corvinus begann die Literatur sich zu heben und von da an gibt es viele namhafte Schriftsteller, sowohl im Felde der Geschichte, als Medizin, Naturwissenschaften, Philosophie, Mathematik und Poesie, aber beinahe alle schrieben lateinisch. Die ältesten Ueberbleibsel der in ungarischer Sprache geschriebenen Werke fallen in das 13. Jahrhundert; die ungarische Akademie hat durch Döbrentey die ältesten Denkmäler der magyarischen Literatur sammeln und herausgeben lassen. Vom Regierungsantritte des Hauses Oesterreich angefangen, 1526, sind schon häufiger ungarische Bücher zu finden, meist Geschichte, Theologie, Medizin und Poesie; die ältesten vollständig auf uns gekommen. Uebersetzungen der heiligen Schrift (aus der Zeit vor den Protestanten gibt es nur Fragmente) sind von Protestanten. In der Uebersetzung v. Sylvester 1541 sind die Ueberschriften der Bücher in Herametern. Aus der Periode des 16. und 17. Jahrhunderts muß der Cardinal und Erzbischof von Gran, Peter Pázmán, als ungarischer Kanzelredner, *Graf Niklas Zrinyi* der Jüngere als Dichter erwähnt werden. Er besang die

[illegible] durch Niklas Zrinyi den Aeltern [illegible] die lateinische
blich überwiegend bis zu Kaiser Joseph II. Als dieser die deutsche Sprache
schäftssprache erhob, begann die Reaktion; die ungarische Literatur blühte
die erste magyarische Zeitung entstand 1781 durch Matthias Rath. In
ten Viertel des Jahrhunderts, 1780—1800, wurde die ungarische Sprache
weise durch Dichter gefördert. Im Anfange des 19. Jahrhunderts erreg
s Liebeslieder von Alexander Kisfaludi wahrhaft Furore (siehe Himfy's
sche Liebeslieder, übersetzt vom Grafen Johann Mailáth, bei Otto Wigand,
), und Franz Kazinczy und andere Dichter haben im Anfange des 19.
nderts die magyarische Sprache durch ihre Dichtungen (siehe magyarische
e, übersetzt von Johann Grafen Mailáth, Stuttgart bei Cotta). Aber einen
hern Aufschwung nahm die magyarische Literatur seit 1825, theils
ie Stiftung der gelehrten Gesellschaft, theils durch das neugegründete
ltheater, theils durch die Zeitläufte. Die Richtung der magyarischen
r ist jetzt eine vierfache: Sprachcultur (s. ungarische Sprache), schöne
r, Politik, Journalistik. In der schönen Literatur steht als Lyriker
(es gibt deren eine Unzahl) Vörösmarty oben an: er ist wahrhaft [illegible]
; als Romanschreiber hat Baron Jósika viel Verdienst; er bearbeitet
[illegible]ische Stoffe, aber die Palme in diesem Fache gebührt dem Baron
Eötvös für die beiden Romane, Falu Egyzöje (Dorfnotär, übersetzt vom
Grafen Mailáth, Pesth, Hartleben 1846) und: Ungarn im Jahre 1514;
matischen Fache sind die magyarischen Dichter minder glücklich. In der
en Literatur hat Graf Széchényi's Hitel (Kredit) außerordentliches Auf
macht; das Werk hat die Axt an die ungarische Verfassung gelegt und
n Hieb gethan. Die politischen Werke drehen sich meist um die inneren
nde des Landes. Die Journalistik ist stark, die Hauptblätter sind politisch.
n strengen Wissenschaften lehnt sich die magyarische Literatur an die
g was erscheint sind meist Uebersetzungen. Seit dem Beginne der Re
on haben die Magyaren sich immer auf deutsches Wissen gestützt und so
auch bleiben. Ungarn kann, wie Schweden (Linné, Berzelius), einzelne
r im Laufe der Zeiten aufstellen, die einer Wissenschaft eine neue Richtung
im Ganzen wird sie sich aber immer an die riesige Literatur der Deutschen
müssen. Mailáth.

ngarische Weine. Nächst Frankreich ist Ungarn das bedeutendste Weinland
opa, in Bezug auf die Menge sowohl, als auf die Verschiedenartigkeit des
ses. Das jährliche Erzeugniß Ungarns und der dazu gehörigen Länder
wa 20 Millionen Eimer betragen. Alle edelsten Weine Ungarns haben
Weingeist und wenig Phlegma, setzen daher das Blut in Wallung und
gleich, in Menge genossen, der Gesundheit nachtheilig. Am Gebirge, wo
den besten Wein gewinnt, benützt man: 1) die Essenz (den Stichwein)
welchen die Tokayer Traubenbeeren durch den Druck ihrer Schwere in durch
n Gefäßen abtropfen; 2) den Ausbruch, indem man den gemeinen Tokayer
uf jene Beeren schüttet, welche zu tropfen aufgehört haben u. sie dann aus
) den Máßlás (Maßlasch) gibt ein zweiter Aufguß des gemeinen Tokayer
, wobei die Ueberreste der Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt wer
Auch leichtere Tischweine hat Ungarn in Menge, als: Erlauer, Ofener,
er, Neßmelyer, Villaner, Schomlauer, [illegible], Neusiedler Seewein,
ner, Mischkolzer, Dioßegher, Sekulghiver u. a. Alle slavonischen Weine
gen ihrer südlichen Lage sehr stark. Erst in der neuesten Zeit fing Ungarn
e an, Massen seiner wohlfeileren Weine bis nach Leipzig zu senden und
nen unter den In- und Nordländern Beifall zu finden.

ger, 1) Johann Georg, verdienter Form- und Holzschneider, 1715 zu
unweit Pirna in Sachsen geboren, erlernte die Buchdruckerkunst und übte
h nebenbei dem Holzschneiden, ohne einen Lehrer zu haben, brachte es
in bald zu einer großen Fertigkeit und legte sich in Berlin, [illegible]

1740 lebte, mit immer größerem Fleiße auf dieselbe, besonders, nachdem er daselbst sich als Buchdrucker und Buchhändler etablirt hatte und suchte nicht allein den Geschmack der Typen und typographischen Verzierungen zu verbessern, sondern löste auch selbst sehr schwierige Aufgaben, indem er z. B. fünf Landschaften in Holz schnitt, welche einen hohen Kunstwerth haben. Er starb zu Berlin 1788, ohne eine große Anerkennung gefunden zu haben, welche aber seinem Sohne und Nachfolger 2) Johann Friedrich Gottlieb U., in desto größerem Maße zu Theil wurde. Dieser, geboren zu Berlin 1750, widmete sich ebenfalls der Buchdrucker- und Formschneidekunst und vereinigte mit großer Geschicklichkeit einen sehr guten Geschmack und ungemeine Thätigkeit. So suchte er den Lettern eine immer schönere Form zu geben und besonders die eckige deutsche Schrift durch größere Rundung der lateinischen näher zu bringen und ihr eine, dem Auge gefälligere, Form zu geben, wodurch die, lange sehr beliebte, Unger'sche Schrift entstand. Auch schnitt er eine Menge Zeichnungen, meist nach Meil, mit großer Kunst in Holz, ward deßhalb zum Mitglied der Akademie der Künste und 1800 selbst zum Professor der Holzschneidekunst an derselben ernannt und lieferte eine Anzahl gründlicher Abhandlungen über Form- und Holzschneidekunst in mehre Journale; doch starb er schon 1804. 3) Seine Gattin, U. Friederike Helene, eine geschätzte deutsche Schriftstellerin, 1751 zu Berlin geboren, Tochter des preußischen Generals von Rothenburg, setzte nach dem Tode ihres Gatten dessen Geschäft fort. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit literarischen Arbeiten, die sie, ohne ihren Namen zu nennen, herausgab und starb 1813. Ihre Romane zeichnen sich durch vortreffliche Zeichnung der Sitten und gelungene Charakterschilderung aus und behaupten jetzt noch einen vorzüglichen Rang unter den angenehmen unterhaltenden und zugleich belehrenden Geistesprodukten weiblicher Schriftsteller. Ganz besonders wurde der Roman „Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte“ (Berlin 1784, neue Aufl. 1798, 2 Thle.), ein, ganz nach dem Leben gezeichnetes Gemälde, mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und in mehre fremde Sprachen übersetzt. Außer diesem sind noch mit Auszeichnung zu nennen: „Gräfin Pauline“ (Berlin 1800, 2 Thle.), „Melanie das Findelkind“ (ebd. 1804), „Bekenntnisse einer schönen Seele“ (ebd. 1806) und „der junge Franzose u. das deutsche Mädchen“ (Hamb. 1810). Ihre zahlreichen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen sind treu und geschmackvoll.

Ungern-Sternberg, s. Sternberg.

Unglaube, der Hang oder die Gewohnheit, Nichts, als was man selbst sinnlich wahrgenommen hat, oder wahrnehmen kann, als wahr anzunehmen. Man kann in dieser Beziehung einen dreifachen U. unterscheiden: einen historischen, einen philosophischen und einen religiösen. Der erste verwirft Wahrheiten, die nicht durch glaubwürdige historische Zeugnisse und Thatsachen begründet sind; der andere bestreitet die ursprüngliche Gültigkeit von Vernunftsätzen, z. B. die Lehre vom Daseyn Gottes; der dritte endlich läugnet entweder die Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer gewissen Form derselben, oder einzelner Religionslehren. Für den Unglauben haben nur die sinnlichen Wahrnehmungen Realität. Was ihm nicht äußerlich erscheint, es sei als Anschauung, oder als Empfindung; was dem innern Sinne allein sich offenbart, ist ihm eine leere Täuschung; er nimmt nur das an, was verstanden werden kann und wähnt nur dasjenige vollkommen zu verstehen und zu erkennen, was wir mit unseren Sinnen fassen: ein doppelter Irrthum, da der Mensch Vieles annehmen muß, was über seinen Verstand geht und ebenso wenig die sinnlichen Anschauungen und Empfindungen, als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verstehen vermag. Der U. geht aber noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend, schützt er oft dieselbe vor, um sein Abläugnen gewisser Existenzen zu rechtfertigen. Er sieht die Vernunft nur in Vernunftschlüssen und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Wesen; er fordert von ihr, zu beweisen, was, als eine *Unwahrheit*, sich allen Beweisen entzieht und behauptet, Alles, was solche Beweise

nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und sogar zu müssen. Nothwendig führt der consequente U. zum Atheismus (s. d.). Der U. schützt aber auch nicht vor Aberglauben, denn die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen und, füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Man hat daher Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen, wie mit Fesseln, gebunden waren. So glaubten Alexander, Cäsar, Napoleon an Vorbedeutungen, Götter- sprüche u. dgl. und verfuhren dabei so, als ob kein göttliches Strafgericht zu fürchten sei.

Uniform nennt man die, einer gewissen Corporation, oder einem Stande zukommende, gleichförmige Kleidung, vorzüglich im Staats- und Militärdienste, um dadurch sich äußerlich von Anderen zu unterscheiden. — Schon die Römer kannten die U.en in den verschiedenen Auszeichnungen an den Kleidern, besonders der Toga und Tunika, während beim Militär dieselbe nur durch Gleichförmigkeit der Bewaffnung bestimmt wurde. Auch im Mittelalter hatten Beamte besondere äußere Auszeichnungen, während bei den Soldaten ebenfalls nur die Bewaffnung mit Harnisch und Haube einen Unterschied von der gewöhnlichen Kleidung her- beiführte. Erst im 17. Jahrhunderte fing man an, die Hof- und Jagdtrachten gleichmäßig einzurichten und die schwedischen Soldaten im dreißigjährigen Kriege unterschieden sich nach der Farbe des Rockes. Ludwig XIV. fing endlich zu Ende des 17. Jahrhunderts an, das Militär gleichförmig zu kleiden und bald ahmte man in anderen Staaten nach; doch blieb die Kleidung immer noch schwerfällig und erst die neuere und neueste Zeit hat darin die zweckmäßigste Aenderung hervorge- rufen. Nach dem Muster der Militär-U.en, welche man übrigens bei den Ge- meinen und Unteroffizieren gewöhnlich Montur nennt, wurden auch allmälig die Civil-U.en eingerichtet, weßhalb sie meist einen militärischen Schnitt haben. — Verschieden davon sind die Amtstrachten, wie z. B. die der Geistlichkeit, der Lehrer an Universitäten und gelehrten Schulen, der Richter und Advokaten in mehren Staaten, welche aber nur bei feierlichen Gelegenheiten und besonderen Veranlassungen getragen werden.

Uniformitäts-Acte, hieß eine Verordnung des englischen Parlaments von 1662, zu Folge welcher alle Geistlichen bis zum 24. August desselben Jahres ihre Uebereinstimmung mit der Liturgie der bischöflichen Hochkirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von englischen Bischöfen geweiht wären. Zweitausend nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Aemter nieder. Erst das Tole- ranzedikt des Parlaments von 1689 unter Wilhelm III. hob die, den Dissenter's so ungünstige, U. auf.

Unigenitus, eine berühmte päpstliche Bulle (mit den Worten: Unigenitus Dei filius anhebend), welche auf Anregung einiger französischer Geistlichen von Papst Clemens XI. 1713 gegen die Jansenisten (s. d.) erlassen und worin die Schriften des Quesnel als ketzerisch verdammt wurden. Diese Bulle, welche für die Folge große Streitigkeiten erregte, erreichte den gehofften Zweck nicht, indem zuletzt auch die Parlamente in Frankreich auf die Seite der Jan- senisten traten.

Union. 1) Im politischen Sinne: eine Verbindung mehrer Staaten zu einem Hauptstaate, einem Bundesstaate, so daß die gemeinschaftliche Staatsgewalt sich über Alles erstreckt, was nicht besonders ausgenommen und der beliebigen Anord- nung der einzelnen Staaten überlassen ist. Ihr steht entgegen die Conföderation, eine Staatenverbindung, in welcher die eigentliche Souveränität bei den einzelnen Staaten ist (in der U. ist die Gesammtheit der Souverän, wie ehemals im deutschen Reiche) und der Centralregierung nur gewisse Angelegenheiten über- tragen sind. Nordamerika ist eine U., der deutsche Bund war bis daher eine Conföderation. — 2) U., kirchliche, nennt man die verschiedenen Versuche, die von einander getrennten christlichen Confessionen wieder mit einander zu vereinigen.

Dergleichen fanden schon frühe statt: A) zwischen der römisch-katholischen und der, von ihr getrennten, griechischen Kirche (s. d. Art. griechische Kirche). B) Zwischen der römisch-katholischen Kirche und den verschiedenen protestantischen Sekten. Die Hoffnung des römischen Stuhles auf die Wiedergewinnung der, durch die Glaubensspaltung von ihm getrennten, Länder und der Wunsch mehrer Häupter der sogenannten Reformation selbst nach gütlicher Beilegung des Streites hatte schon früher U.s-Versuche veranlaßt, die aber natürlich alle so lange zu keinem günstigen Resultate führen konnten u. auch nie führen werden, als der diametrale Gegensatz, in welchem beide Theile, sowohl nach Lehrbegriff, als Cultus zu einander stehen, nicht gehoben seyn wird, was weder durch Religionsgespräche, noch Unterhandlungen anderer Art, sondern lediglich durch unbedingte Rückkehr der Getrennten zur Mutterkirche und Unterwerfung unter die Auctorität des apostolischen Stuhles möglich ist. Was bis daher — aber, wie eben bemerkt, fruchtlos — versucht worden, mag aus Nachstehendem erhellen. Schon gegen Ende des Jahres 1540 begann ein Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten zu Hagenau, das von hier bald nach Worms verlegt, dort aber im Januar 1541 abgebrochen, jedoch noch in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Regensburg wieder aufgenommen wurde. Kaiser Karl V. hatte wohl die ernstliche Absicht, beide Theile mit einander zu vereinigen; allein, da der römische Stuhl wesentliche Theile seiner obersten Hirtengewalt abgeben sollte, so wurde dieser Schritt des Kaisers von Rom aus gemißbilligt und der päpstliche Legat Contarini war beauftragt, eine solche illusorische Ausgleichung, die auch nicht die mindeste Garantie des Bestandes in sich trug, zu hindern. Aus gleichem Grunde blieben auch die U.s-Vorschläge, welche Erasmus von Rotterdam 1553 machte, ohne Erfolg, sowie die, 1564 auf Veranlassung Kaisers Ferdinand I. von Cassander und Wicelius zu diesem Zwecke verfaßten Gutachten, welche Forderungen enthielten, die der römische Stuhl unmöglich bewilligen konnte, wie namentlich: Gestattung der Priesterehe, Abschaffung der Bilder- und Reliquienverehrung, Freiheit in wesentlichen Theilen des Cultus und damit natürlich mittelbare Aufgebung der kirchlichen Einheit selbst. Gleiches Schicksal hatte die, 1644 von Rom, jedoch ohne päpstliche Auctorität, ausgegangene sogenannte Consultation, welche eine Vereinigung der protestantischen Fürsten und Städte, ohne Mitwirkung der protestantischen Theologen, beabsichtete. Die U.s-Vorschläge, welche 1660 Kurfürst Johann Philipp (Schönborn) von Mainz durch seinen Kanzler von Boyneburg mehren protestantischen Fürsten machen ließ, worin er eine Synode von 24 Deputirten beider Confessionen beantragte, welche die Glaubensbekenntnisse beider Theile prüfen und über das Religionswesen in Deutschland entscheiden sollte, fanden auf Seiten der Protestanten deswegen keinen Anklang, weil diese dieselbe auf eine allzugelinde Anbequemung der katholischen Unterscheidungslehren basirt erklärten. Nun nahm der Bischof Christoph Rojas de Spinola den Faden von Neuem wieder auf und bereiste von 1675 an durch 20 Jahre hindurch im Auftrage Kaisers Leopold I. Deutschland, Ungarn u. Siebenbürgen, verhieß den Protestanten die Aufrechthaltung aller ihrer Rechte und verlangte blos Anerkennung des Primats des Papstes, nicht einmal hinsichtlich der obersten Gerichtsbarkeit, sondern blos nach der hergebrachten hierarchischen Ordnung. Das Nähere sollte auch hier auf einem allgemeinen Concil festgesetzt werden und die Protestanten, durch eine päpstliche Bulle von dem Namen Ketzer entbunden, als Mitrichter auf dem Concil erscheinen. Allein bald zeigte es sich, daß Spinola hiezu keine Vollmacht vom Papste erhalten hatte. Auch war sein Auftreten etwas zweideutig, so daß auch die Protestanten kein Vertrauen zu ihm schöpften. Gleichzeitig machte Bossuet (s. d.) mit dem protestantischen Abte von Loccum, Molanus, einen U.s-Versuch. Beide Männer schienen diesmal den richtigen Standpunkt getroffen zu haben. Bossuet erklärte, daß man zwar den Protestanten katholischer Seits Zugeständnisse zu machen bereit sei, daß aber die katholische Kirche unter keiner Bedingung von ihrem einmal angenommenen Glau-

bensbekenntnisse abweichen könne; worauf Molanus, hievon sich überzeugend, bereits in vielen Theilen nachgab. Allein die Beschuldigung des Kryptokatholicismus war die einzige Frucht, die Molanus aus dieser Unterhandlung zog. Und dazu kam noch, daß das kurbraunschweigische Fürstenhaus, welches eben damals Aussicht auf den Thron von England hatte, von der Beförderung der Wiedervereinigung Nachtheil für sich fürchtete, weßhalb Molanus von seinem Hofe Winke erhielt, die deren Zustandebringung Nichts weniger, als günstig waren. Auch Leibnitz (s. d.) wechselte zu Ende des 17. Jahrhunderts mit Pelisson und Bossuet eine Reihe, die Wiedervereinigung bezweckende Briefe, überzeugte sich aber bald selbst von der Unmöglichkeit des Unternehmens. Von da an sind nur noch wenige U.s-Versuche zwischen Katholiken und Protestanten gemacht worden. Die Schriften, welche in den Jahren 1717—1719 zwischen dem Theologen der Sorbonne, du Pin und dem Erzbischof Wake von Canterbury über eine U. der französischen und anglikanischen Kirche gewechselt wurden, erschienen damals nicht öffentlich; die Vorschläge, welche Hontheim (s. d.) zur Wiedervereinigung that, fanden weder auf der einen, noch auf der andern Seite Anklang; auf den Antrag des Erzbischofs von Turin, della Lanza, ertheilte der Abt Jerusalem 1772 ein ablehnendes Gutachten und die Aufforderung des Erzbischofs Lecoz von Besançon an die protestantischen Prediger zu Paris, zur Rückkehr in die katholische Kirche, wurde ebenfalls abgelehnt. Der letzte, von dem französischen Juristen Beaufort ausgegangene und selbst dem Kaiser Napoleon vorgelegte (1806), U.s-Plan endlich mißfiel beiden Kirchen. — C) U.s-Versuche der verschiedenen protestantischen Religionsparteien unter sich selbst. Man weiß, daß der Bruch zwischen Lutheranern und Reformirten durch Luthers Festhalten einiger Dogmen, (namentlich der Abendmahlslehre) gegen Zwingli zu Marburg 1529 herbeigeführt wurde und, trotz der Wittenberger Concordienformel von 1536, loderte zwischen beiden Parteien der Glaubenshaß mit aller Macht empor. Nichts fruchteten die Gespräche zu Leipzig 1631, zu Thorn 1645 und zu Kassel 1661. John Dury, ein Prediger der schottischen Gemeinde zu Elbing, arbeitete seit 1631 40 Jahre hindurch auf Reisen, an Höfen und bei Theologen, sowie durch Schriften an einer U. der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen Reformirten mit den Lutheranern. Aber seine Bemühungen, wie die gleichzeitigen des Calixtus, (s. d. Art. Synkretismus) blieben erfolglos. Mehr hoffte man von dem U.s-Gespräche, welches der reformirte König Friedrich I. von Brandenburg im Jahre 1703 zu Berlin unter einheimischen Lutheranern und reformirten Theologen veranstaltete. Aber die Unterhandlung löste sich in einen heftigen Schriftenwechsel unter den Orthodoxen und Pietisten auf, indem diese von jenen des Synkretismus beschuldigt wurden. Wenig später (1719—1722) veranlaßte eine Berathung der protestantischen Stände zu Regensburg wegen der fortdauernden Beschwerden über die Bedrückungen der Lutherischen und Reformirten einen U.s-Entwurf, der beide protestantischen Theile bei ihren Entscheidungslehren ließ. Allein mehre lutherische Stände widersprachen bestimmt; unter den Schriftstellern am heftigsten der Prediger Neumeister in Hamburg, mit Mäßigung Mosheim und Andere. Friedrich Wilhelm I. aber ließ die, mit dem reformirten Gottesdienste unvereinbaren lutherischen Ceremonien, als: das Collectensingen, die Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahle in seinen Staaten abschaffen. Doch unter Friedrich II. kehrten die meisten Gemeinden zu den alten Formen zurück. Entschiedene Schritte für die Wiedervereinigung der protestantischen Religionsgesellschaften geschahen in der neuern und neuesten Zeit. Hauptsächlich war es in Preußen, wo 1817 die Jubelfeier der sogenannten Reformation als Veranlassung zur Zustandebringung einer Kirchen- und Sakramentsgemeinschaft zwischen den Lutheranern und Reformirten benützt wurde. Am 31. Oktober wurde in den unirten Kirchen Preußens, in Potsdam vom Könige selbst und in Berlin von den höchsten Behörden, das Abendmahl nach dem Ritus der U. gefeiert, dem eine gemeinschaftliche Lehre zu Grunde lag, die weder die lutherische, noch die reformirte

war. Als aber 1821 die neue Agende erschien, entstand ein heftiger Streit, der nach keiner Seite hin Segen bringen konnte, weil die Staatsgewalt dabei ganz verkehrt auftrat (weitläufig hierüber handelt unser Artikel Agende). Viele Altlutheraner wanderten damals sogar aus; die bleibenden blieben von der U. getrennt u. so entstand, anstatt der Wiedervereinigung, nur noch größere Spaltung im Heerlager des Protestantismus, bis 1845 Friedrich Wilhelm IV. den, die U. verwerfenden, Lutheranern Glaubensfreiheit und Privatgottesdienst bewilligte. Außer Preußen ist die U. zwischen den protestantischen Parteien zu Stande gekommen: im Herzogthum Nassau 1817; in Rheinbayern 1818; in Baden 1821; in Kurhessen zuerst im Fürstenthume Hanau 1820 und in den übrigen Landestheilen 1823; in Anhalt-Dessau und Anhalt-Bernburg 1828; im Großherzogthum Hessen (theilweise) 1833. In Württemberg bestehen schon seit vielen Jahren keine eigenen reformirten Geistlichen mehr; die wenigen Reformirten sind, was Kirchenbesuch und Seelsorge betrifft, den lutherischen Gemeinden einverleibt, genießen indessen das heilige Abendmahl nach eigenem Ritus in lutherischen Kirchen und aus der Hand lutherischer Geistlicher. Am weitesten ist die Sache in Frankfurt a. M. gediehen, wo seit 1817 lutherische und reformirte Geistliche wechselsweise in ihren Kirchen predigten und eben so gegenseitig das Abendmahl genossen, welches nach dem Ritus jeder Confession von den Geistlichen beider ausgetheilt wurde. — Seit 1841 ist auch in Ungarn eine U. beider protestantischen Confessionen im Werke. Die Magyaren wünschen dieselbe aus politischen Gründen, die Slowaken aber sind aus gleichen Gründen gegen eine solche, da in der Sprachsache die Magyaren auf dem Reichstage von 1845 ihrer Nationalität so nahe getreten sind. Zudem sind viele Geistliche und Gemeinden, trotzdem, daß beim Generalkonvent die Mehrzahl der Magnaten und Edelleute und selbst der reformirte Generalsuperintendent sich günstig ausgesprochen haben, gegen die U. und es ist sehr zu besorgen, daß, wenn auch der Generalkonvent dieselbe zu Stande bringt, doch viele Gemeinden zurückbleiben werden. — Von einer Vereinigung der deutsch-protestantischen und anglikanischen Kirche, als deren Vorläuferin man die gemeinschaftliche Gründung eines protestantischen Bisthums Jerusalem (1842) betrachten konnte, ist es seitdem wieder still geworden. Auch ist die Sache wohl schon darum nicht möglich, weil, während der deutsche Protestantismus seinen historischen Boden immer mehr verläßt und sich in luftigen Speculationen ergeht, die englische Kirche fest an ihren Dogmen hält und durch die Brücke des Puseyismus (s. d.) wohl eher sich mit der Zeit wieder der katholischen Mutterkirche anschließen, als mit ihrer deutschen protestantischen Schwester vereinigen dürfte.

Unirte Griechen, s. Griechische Kirche.

Unisono (im Einklange), ein musikalischer Ausdruck, wenn nämlich mehre oder alle Stimmen denselben Gang auf dem nämlichen Liniensystem machen sollen, wobei es auf den Einklang der Töne rücksichtlich der Höhe und Tiefe, nicht aber auf die Verschiedenheit der Instrumente ankommt. Uneigentlich aber wird dieser Ausdruck auch dann gebraucht, wenn die Melodie in einem mehrstimmigen Satze zu gleicher Zeit von allen Stimmen, obgleich in verschiedenen Oktaven, auszuführen ist.

Unitarier, s. Antitrinitarier.

Unität, s. Brüdergemeinde.

Universalen heißt eine Sekte in England und Nordamerika, namentlich in dem Staate New-York, wo sie bei 600 Gemeinden zählt, welche, ohne sich zu irgend einer geoffenbarten Religion zu bekennen, nur eine natürliche annimmt, Belohnung und Strafe im zukünftigen Leben läugnet, als höchste Pflicht strenge Befolgung der Staatsgesetze aufstellt, dabei aber von ihren Mitgliedern die strengste Sittlichkeit verlangt und unmoralische Mitglieder aus der Gemeinde ausschließt.

Universal-Sprache, s. Sprache.

ersitäten, Hochschulen, Akademien, von dem lateinischen Worte
s den Namen führend, das nach römischem Sinne eine Genossen-
orporatio), die sich bei Veranlassung des Lehrens und Lernens unter
ıd Schülern gebildet hatte, bedeutete, während der Ausdruck Studium*),
esonders in Italien für universitas gebrauchte, sich mehr darauf be-
jeder Einheimische und Fremde Zutritt hatte und das jus promovendi
sschließendes Recht einer solchen Hochschule galt. Die Entstehung der
t U. fällt in das 12. Jahrhundert. Karl der Große, welcher eifrig
r, in den, seiner Herrschaft unterworfenen, Ländern wissenschaftliche
zu verbreiten, gründete Kloster- und Stiftsschulen. Diese Schulen
re Jahrhunderte hindurch die einzigen Anstalten, wo die Wissenschaften
rden. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, welche in
h. bisher noch nicht vorgetragenen Wissenschaften Unterricht ertheilten;
elte sich um diese Lehrer eine Menge wißbegieriger Schüler; der Vor-
r solchen Schule hieß Rektor. Der Glanz dieser Schulen ging theil-
zufälligen, persönlichen und vorübergehenden Gründen hervor, einige
t großem Geiste konnten eine Schule heben und unter den ungeschickten
er nächsten Nachfolger konnte sie wieder sinken. Drei hohe Schulen
st zu gleicher Zeit in großem Ansehen: Paris für Theologie und
e, Bologna für römisches Recht u. Salerno für Medizin. Paris
zna sind entschieden die ältesten Schulen, welche zu allgemeinem Rufe
uropa gelangten und den zahlreichen, späteren Schulen als Muster
In der Verfassung jener beiden findet sich aber von der ältesten Zeit
erkwürdiger Gegensatz. In Paris bestand die Corporation aus
n Lehrern, diese waren im Besitze aller Gewalt und von den Schülern,
unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war gar keine Rede; in
aber bildeten die Schüler die Corporation, wählten aus ihrer Mitte die
erselben und die Lehrer waren diesen unterworfen. Jene beiden Grund-
urden auf den U., welche nachher in großer Anzahl entstanden, nach-
n der Art, daß Paris für England und Deutschland, Bologna für
Spanien und Frankreich Vorbild wurde. Wir wollen, um eine Ueber-
as Ganze zu gewinnen, der Einrichtung jener beiden Muster-U. unsere
Aufmerksamkeit widmen. In Paris, von dessen Verfassung bereits 2
des Papstes Alexander III. Nachricht geben, gehörten zur General-
lung der U. ursprünglich Alle, welche den Grad eines Doktors oder
hatten, was lange Zeit gleichbedeutend mit einem wirklichen Lehrer der
Als aber auch hier üblich wurde, sich einen akademischen Grad zu er-
hne zu lehren, so wurde im 13. Jahrhundert zuerst durch Gewohn-
n durch Gesetze die Abänderung getroffen, daß in der Regel nur die
Lehrer oder Professoren (magistri regentes) in der Versammlung er-
nd Beschlüsse fassen sollten, in außerordentlichen Fällen sollten auch die
raduirten Theil nehmen können; den Scholaren wurde nicht der ge-
nfluß gestattet. Lehrer u. Scholaren waren, je nach ihrem Vaterlande,
rschied der wissenschaftlichen Fächer in folgende 4 Nationen eingetheilt
ösische, 2) englische oder deutsche, 3) picardische, 4) nor-
he. Jede dieser Nationen hatte wieder eine Anzahl Provinzen unter
die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die Pariser Universität in
wierigen und gefährlichen Streit mit den neu entstandenen, viele ge-
nner zählenden, Orden der Bettelmönche verwickelt, die, von den Päpsten
, Stellen in der Universität verlangten, von dieser aber nicht aufge-
wurden. Dieser Streit gab die Veranlassung, daß sich sämmtliche
theol. von der U. absonderten und ein besonderes Collegium bildeten;

am generale.

ihrem Beispiele folgten die Kanonisten und Mediziner. Seit dieser Zeit bestand die U. aus 7 ganz ungleichartigen Theilen: den 3 genannten Fakultäten und den 4 Nationen. Die Fakultäten wurden von Dekanen, die Nationen von Prokuratoren dirigirt und vertreten. In der That waren die 4 Nationen die alte U. und führten deren Namen, wie sie auch im ausschließlichen Besitze des Rektorates und der Gerichtsbarkeit blieben. Die Bachalarien (Baccalaurei) und Scholaren der Theologen, Kanonisten u. Mediziner waren auch in den Nationen zurückgeblieben, indem die Fakultäten nur aus den Doktoren dieser Fächer bestanden. Später fing man an, die 4 Nationen zusammen als eine einzige, vierte Fakultät, die der Artisten, zu behandeln, welche nun auch ausschließlich im Besitze des Rektorates war. — Jede Fakultät hatte ihre eigenen Hörsäle und Kirchen; so hielten sich z. B. die Kanonisten zur Kirche St. Jean de Latran, worin sie nicht nur gemeinschaftlich dem Gottesdienste beiwohnten, sondern auch ihre Versammlungen hielten und die Promotionen verrichteten. Für den Unterhalt armer Schüler gab es Collegien, worin jene unter Aufsicht zusammen lebten*); allmälig aber wurden diese Stiftungen für Arme zugleich Pensionsanstalten für Wohlhabende, so, daß zuletzt beinahe die ganze U in den Collegien enthalten war und daß die, außer jenen Collegien wohnenden, Scholaren als Ausnahme von der Regel den besonderen Namen Martinets führten. Das älteste und berühmteste dieser Collegien, die 1250 gestiftete Sorbonne, hat man nicht selten mit der Pariser theologischen Fakultät verwechselt, von der es jedoch wesentlich verschieden war. — Das Haupt der U. war der Rektor, er wurde aus den Magistern der Artisten von 4, hiezu besonders ernannten Wählern, die 30 Jahre alt seyn mußten, gewählt, welche Wahl früher alle 4 oder 6 Wochen, seit 1279 aber alle 3 Monate statifand. Außer dem Rektor, der ehelos seyn mußte, aber dem geistlichen Stande nicht anzugehören brauchte, gab es noch einen Conservator der königlichen Privilegien, welches Amt der Prévôt von Paris bekleidete und einen Conservator der apostolischen d. i. päpstlichen Privilegien; letzteres Amt war mehr ein Ehrentitel. Was die Gerichtsbarkeit betrifft, so stand die Pariser U. in früheren Zeiten unter der Person des Königs von Frankreich, seit Mitte des 15. Jahrhunderts aber unter dem Parlament. Die Criminalgerichtsbarkeit war durch ein Privilegium von 1200 an das geistliche Gericht, d. h. an das Offizialat von Paris, gegeben bis sie später an das Parlament überging. Die Civilgerichtsbarkeit hat das bischöfliche Gericht wahrscheinlich früher auch gehabt, 1340 aber kam sie an den Prévôt von Paris. Damals erhielt auch die U. von dem Könige das wichtige Privilegium, daß ihre Mitglieder nicht nur als Beklagte, sondern auch als Kläger in Paris das Recht nehmen konnten, ohne Rücksicht auf die Gerichte ihrer Heimath. Die Gerichtsbarkeit, welche der U. selbst zukam, betraf Angelegenheiten, die mit dem Schulverhältniß in Verbindung standen, wie Lehramt, Disciplin u. s. w. Die Strafen waren sehr strenge und bestanden häufig in Ruthenstreichen, die auf entblößten Rücken in Gegenwart des Rektors und der Prokuratoren gegeben wurden. Solche Strafen kamen niemals auf den italienischen U.n vor. Die Promotionen wurden in der philosophischen Fakultät mit Genehmigung des Kanzlers von St. Geneviève, in den übrigen Fakultäten mit Genehmigung des Domkanzlers ertheilt. Eheloser Stand war bei allen Professoren Erforderniß; 1452 wurden die Aerzte davon ausgenommen, 1600 die Kanonisten, bei den Artisten blieb jene Bestimmung bis in die neueste Zeit; in dem protestantischen Tübingen wurde auch noch in sehr später Zeit von den medizinischen Professoren der Cölibat gefordert. — Theologie war der Hauptlehrgegenstand auf der Pariser Hochschule, daher galt diese auch für eine geistliche Anstalt und stand unter besonderer Aufsicht des Papstes. Honorius III.

*) In Deutschland waren es die Bursen (bursae) deren Bewohner bursarii genannt wurden, woraus die Benennung „Burschen" entstanden ist.

gar 1200 für Paris und die umliegende Gegend alle Vorlesungen über
s Recht, bis 1568 das Parlament erlaubte, einstweilen römisches Recht
s zu lehren; 1679 wurde das alte Verbot ganz aufgehoben. Die medi-
Fakultät erschien als solche seit dem Jahre 1331 und hatte bis 1634
unter großen Feierlichkeiten theils erlooste, theils erwählte Professoren,
2 Jahre wechselten. Die Honorare waren freiwillig und betrugen bei
renden höchstens 6 écus d'or jährlich für jeden Lehrer. — Die Hoch-
. Bologna entstand höchst wahrscheinlich nach und nach aus Kloster- und
ulen, weshalb sich kein bestimmter Zeitpunkt ihrer Gründung und Ent-
nachweisen läßt. Das rasche Emporkommen dieser U., auf welcher vor-
se das römische Recht gelehrt wurde, verdankt man dem Bologneser Ir-
, welcher bereits um 1140 gestorben war. Kaiser Friedrich I. sicherte
en Studirenden seinen Schutz zu und ließ ihnen hinsichtlich der Gerichts-
die Wahl zwischen ihren Lehrern oder dem Bischofe; später hatten die
en noch den Rektor und die Stadtobrigkeit zu Richtern. Von den Fa-
war die juristische die älteste und vor dem Ende des 12. Jahrhunderts
ch kein Magister der Arzneikunde, obgleich man diese Wissenschaft schon
ehrte; der erste Dr. med. kommt um die Mitte des 13. Jahrhunderts
m eben diese Zeit hob sich zu Bologna auch das Studium der Theolo-
ilosophie, Mathematik und Grammatik. So lehrte der nachherige Papst
er III. Theologie; indessen erhielt die theologische Fakultät erst in der
Hälfte des 14. Jahrhunderts durch Innocenz VI. ihre weitere Ausbild-
h dem Muster der Pariser. Die fremden Studenten der Rechte zu Bo-
urden eingetheilt in Citramontani und Ultramontani; jene bildeten wieder-
diese 18 Nationen. An der Spitze einer jeden dieser Hauptabtheilungen
n Rektor, welcher nach einer gewissen Reihenfolge von den verschiedenen
n gewählt wurde. Später erhielten alle Juristen nur einen und die
er einen zweiten Rektor, in der theologischen Fakultät aber ging alle
ng von den Lehrern aus. Bei den übrigen Fakultäten machte nämlich
Rektor berufene Versammlung der Studenten die eigentliche universitas
In dieser Versammlung wurde mit weißen und schwarzen Bohnen über
gelegenheiten abgestimmt und auch eine gewisse Anzahl Wähler ernannt,
bst dem abgehenden Rektor und den Räthen oder Vorstehern der einzelnen
n, jährlich den neuen Rektor wählten. Der Rektor mußte ein Mitglied
seyn, unverheirathet, aber nicht Klostergeistlicher, wenigstens 25 Jahre alt
hinreichendem Vermögen; ferner mußte er wenigstens fünf Jahre lange
ne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Unter der Gerichtsbarkeit
tors standen selbst die Lehrer und Professoren, sie konnten von ihm ge-
erden, mußten von ihm Urlaub einholen, hatten aber in der Versammlung
keine Stimme, sofern sie nicht schon einmal das Amt eines Rektors be-
atten. So sehen wir, daß in Bologna die Studenten eigentlich den ge-
enden Körper bildeten, was seltsam erscheinen möchte, aber erklärbar
man bedenkt, daß die Studenten damals im Durchschnitte weit älter u.
eil Männer waren, die in der Heimat schon Amt und Würden besaßen,
Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten und große Be-
ngen erwarteten, wie auch verdienten. — Nach dem Muster von Bologna
ris bildeten sich nun größtentheils folgende U. in Italien, Frankreich u.
: Arezzo, Anfang des 13. Jahrhunderts, Vicenza 1204, Padua 1222,
1224, Vercelli 1228, Piacenza 1243, Treviso 1260, Ferrara (1264) 1391,
1276, Rom 1303, Pisa 1344, erneuert 1472, Pavia 1361, Palermo
urin 1405, Cremona 1413, Florenz 1438 (1349), Catanea 1445, Mont-
1180) 1289, Toulouse 1228, Lyon 1300, Cahors 1332, Avignon 1340,
1364, Aix 1409, Caen 1433, Bordeaux 1441, Valence 1452, Nantes
Bourges 1465, Oxford 1249, Cambridge 1257, St. Andrews 1412, Glas-
54, Aberdeen 1477. — In Portugal und Spanien: Salamanca 1240,

Lissabon, nachher in Coimbra, 1290, Valladolid 1346, Hueska 1354,
1410, Siguenza 1471, Saragossa 1474, Avila 1482, Alcala 1499 (15
villa 1504; in Burgund: Dole 1426; in Brabant: Loewen 1246; i
Krakau 1400; in Dänemark: Kopenhagen 1479; in Schweden: Upsala
Ungarn: Fünfkirchen 1367, Ofen 1465 und Preßburg 1467. — I
Vaterlande Deutschland wurden die ersten U. gestiftet zu Prag 1348 u.
1365, beide wurden nach dem Muster der Pariser gebildet und auf bei
die Eintheilung in vier Nationen angenommen. Dieser Umstand gab
fall der Universität Prag und zur Gründung einer neuen Universit
Karl IV. hatte bei Stiftung der Prager Hochschule Lehrer und Stud
die böhmische, polnische, bayerische und sächsische Nation eingetheilt; die
hatten daher durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht über die Böhmen
wollten den Uebermuth der Deutschen nicht mehr dulden und Kaiser W
sich bewegen, aus der böhmischen Nation drei zu machen und alle D
eine Nation zu vereinigen (1409). Mehre Tausende von deutschen L
Studierenden zogen hierauf von Prag weg und gaben zur Stiftung de
sität Leipzig Anlaß, wo sie sich auch in 4 Nationen: die meißnische,
bayerische und polnische theilten. Mehre der übrigen, in Deutschland wä
15. Jahrhunderts gestifteten U., Greifswalde (1456), Tübingen (1475)
(1418) nahmen, wahrscheinlich durch das Beispiel von Prag gewarnt,
theilung in Nationen nicht an. — Während die ältesten Hochschulen
von sich selbst entstanden und sich ihre Vorrechte erwarben, ohne daß ei
Macht ihnen dieselben geschenkt hätte, wurden in der Folge die U. feie
stiftet und ihre Privilegien fast drei Jahrhunderte hindurch von den P
stätigt, die zugleich das Recht hatten, alle von ihnen bestätigten Hoch
schützen, aber auch visitiren und reformiren zu lassen. Die Fürsten, we
Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten
stätigung derselben, was noch im vorigen Jahrhundert in katholischen Lä
Fall war. Wittenberg war die erste deutsche Universität, die nicht vo
sondern vom Kaiser Maximilian I. (1502) das Bestätigungsdiplom erh
wurde späterhin noch die päpstliche Bestätigung nachgesucht; Marbu
1527 ohne päpstliche und kaiserliche Privilegien und Bestätigungsurkund
tet, erhielt aber in der Folge noch die Bestätigung des Kaisers. Sei
formation ist keine protestantische Universität mehr von den Päpsten, son
von den Kaisern bestätigt worden. Die Reformation griff überhaupt in
sen der U. tief ein. Auf den Hochschulen, welche der Kirche treu blieb
nahmen die Vorkämpfer gegen den Protestantismus, die Jesuiten, die
der Theologie und der meisten zur philosophischen Fakultät gehöriger
schaften. Die Theologie und Jurisprudenz behaupteten den Vorrang
Fakultäten; in der medizinischen waren gewöhnlich nur drei Lehrer, die
auch die Naturwissenschaften vortrugen. Der dreißigjährige Krieg hatte
deutschen Hochschulen den nachtheiligsten Einfluß, Fleiß und gute Sitten
von denselben ganz verschwunden zu seyn. Im Anfange des 18. Jah
hoben sich die deutschen U. wieder und das rasch aufblühende Götting
manchen als Vorbild, aber leider hinderte der, besonders auf den protes
U. herrschende, Pedantismus und schmutzige Innungsgeist vielfach das L
dieser Lehranstalten, auf denen die Studiernden häufig genug das zügello
wildeste Leben führten und keine Benennung weniger für diese jungen
paßte, als der Namen „Musensöhne". Die Regierungen duldeten lan
diese Zustände, ja, sie sahen dieselben sogar nicht ungern, bis die Zeit der
Freiheitskriege auch dem Geiste der Studierenden eine andere Richtung g
terlandsliebe und Freiheitssinn in ihnen weckte und sie von roher Genuß
und der Politik zuwendete. Manche Aeußerung jugendlicher Schwärmerei
Verirrung hat dieser Umschwung im Leben deutscher Hochschüler erzeug
gleich, was nicht geläugnet werden kann, auch viele edle Keime durch ihr

n fand. Aber jene Verirrungen und politischen Extravaganzen, wie das burgfest, die That Sand's u. m. a. lenkten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf die U. und verdächtigten diese. Eine Folge davon waren die bader Beschlüsse von 1819, wodurch die U. in politischer Hinsicht einer n Beaufsichtigung unterworfen wurden, die hauptsächlich das Studentenund dessen Disciplin betraf, theilweise aber auch die Lehrfreiheit beschränkte. reignisse der ersten dreißiger Jahre in Deutschland und die Betheiligung render an denselben riefen gemeinsame Anordnungen Seitens der deutschen ungen zur Umgestaltung des Universitätswesens hervor, die theilweise sehr g waren und 1835 in allen Bundesstaaten veröffentlicht wurden. Die Begen der Gegenwart scheinen auch an den deutschen Hochschulen nicht spurvorübergehen zu wollen; das Bedürfniß einer Reform in manchen ihrer Einungen liegt am Tage und hat sich bei dem, im Herbste 1848 zu Jena abgeen, Professorenkongresse deutlich genug ausgesprochen. — Wir fügen hier chronologische Uebersicht der deutschen, noch bestehenden und eingegangenen, ach den Jahren ihrer Stiftung bei. 1) Prag (katholisch), die erste Univert Deutschlands, gestiftet von Karl IV., 1348. 2) Wien (kath.), gestiftet von i Herzogen Rudolph Albrecht und Leopold 1351, bestätigt von Papst Urban V., neuester Zeit (1848) der Heerd revolutionärer Wühlereien und durch die „akamische Legion" und die „Wiener Aula" berüchtigt geworden, daher auf länre Zeit geschlossen. 3) Heidelberg [Ruperto-Carolina] (kath. bis zur Reformat, dann gemischt, jetzt protestantisch), gest. von Pfalzgraf Ruprecht I. 1386, neu erneuert durch Karl Friedrich von Baden. 4) Köln (kath.), gest. vom gistrate der Stadt Köln 1385, bestätigt von Urban VI., eine der berühmtesten m 15. Jahrhundert und ein Bollwerk des katholischen Glaubens zur Zeit Reformation, leider aufgehoben durch die Franzosen 1797. 5) Erfurt, gest. Kurfürsten Johann von Mainz 1392, aufgehoben 1810. 6) Würzburg a], zuerst begründet nach dem Muster von Bologna durch Fürstbischof Jo- I. von Egloffstein *), bestätigt von Bonifacius IX. durch eine Bulle, d. d. 10. Dezember 1402, weit mehr durch die Unruhen einer wildbewegten Zeit, durch Ursachen, welche die ominösen leoninischen Verse des Chronicon Hirsaugiense, T. II, p. 296 **) angeben, zerrüttet, glänzend wiederhergestellt u. dotirt dem Fürstbischofe Julius Echter von Mespelbrunn (s. d.), mit päpstlichen kaiserlichen Privilegien von Gregor XIII. und Maximilian II. ausgestattet u. Julius den 2. Januar 1582 feierlichst eingeweiht. Diese Universität hatte che Lehrer, besonders im Fache der Heilkunde, blühte besonders unter dem geistlichen Fürstbischofe Franz Ludwig von Erthal, wurde illuminatisirt und tantisirt durch die pfalzbayerische Regierung 1810; ja, aus ihren katholischen s eine protestantisch-theologische Fakultät mit Lehrern wie Ehren-Paulus o. gegründet, welchem Unfuge jedoch Großherzog Ferdinand von Toskana ein machte. Jetzt ist die fränkische Hochschule, obgleich noch immer berühmte und treffliche Hülfsanstalten des Unterrichtes, besonders im medizinischen aufweisend, ein Schatten ihrer frühern Größe und aus vollem Herzen n wir dieser katholischen Universität einen kräftigen Aufschwung wünschen. ipzig (protest.), gest. 1409 von dem Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren. ostock (luther.) gest. 1419 durch die Herzoge Johann und Albrecht, im Verit dem Magistrate. 9) Greifswalde (protest.), gest. von Herzog Wratislav Pommern 1455. 10) Freiburg im Breisgau [Albertina] (kathol. dem Naaber nicht der That nach), gest. von Erzherzog Albrecht von Oesterreich , leider am Ende des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhun-

---

*) Vergl. die Monographie: Johann I. von Egloffstein, Bischof von Würzburg, Stifter der ersten Hochschule in W., von Prof. Dr. Ruß, Würzburg 1847.

**) „Balnea, census, amor, lis, alea, crapula, clamor Impediunt multum Herbipolense studium."

derts der Tummelplatz falscher Aufklärung u. des Josephinianismus, vor we Jahren fast der Aufhebung durch die kirchenfeindlichen badischen Landstände gebracht, in seinen katholischen Interessen nur zu sehr verkümmert und ver 11) Trier (kath.) gest. 1454 vom Kurfürsten Markus, aufgehoben 1797. Ingolstadt (kath.), gestiftet von Herzog Ludwig dem Reichen 1472, einst seh rühmt, seit 1802 in Landshut, wurde 1826 nach München verlegt. 13) T gen (paritätisch?), gest. von Eberhard I. 1477. 14) Mainz (kath.), gest. Kurfürsten Dietrich 1477, aufgehoben in der vollesten Periode seines fal künstlichen Glanzes 1797. 15) Wittenberg, gest. nach dem Muster von T gen durch Kurfürst Friedrich III., mit Halle vereinigt 1815. 16) Frankfurt Oder (protest.), gest. von dem Kurfürsten Joachim I. nach dem Vorbild Leipzig 1506, vereinigt mit Breslau 1811. 17) Marburg [Philippina] (pro aus den Gütern aufgehobener Klöster vom Landgrafen Philipp dem sog. G müthigen am 30. Mai 1527 gest., war lange Zeit die Hauptschule des P stantismus, wurde durch Stiftung Gießens sehr geschwächt und ist jetzt in trostlosen Zustande, der gründliche Abhülfe dringend erheischt. 18) Stra (luther.), gest. vom Magistrate 1538, im 18. Jahrhundert berühmt durch medizinischen Anstalten u. als publicistische Rechtsschule sehr besucht, zu einer th gischen und philosophischen Fakultät zurückgeführt 1803. 19) Königsberg (lut gest. von Herzog Albrecht, eingeweiht 14. August 1544. 20) Jena (pro als Gymnasium von den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich 1548 erhielt die Privilegien einer Universität 1557, eingeweiht 2. Februar 1558, Jahre hindurch die erste medizinische Schule Deutschlands und von 178 1818 Pflanzschule der neuesten Philosophie. 21) Dillingen (kath.), gegr von dem Augsburger Bischofe Otto von Waldburg 1554, kam zu großem durch spanische Jesuiten, welche seit 1563 dort lehrten, wurde 1804 aufgeh und in ein Lyceum verwandelt. 22) Helmstädt (luther.), gest. von Herzog J von Braunschweig, eingeweiht 15. Oktober 1576, aufgehoben 1809. 23) A (luther.), gest. als Akademie vom Nürnberger Magistrat 1575, aufgehoben 1 24) Herborn, Akademie, von Johann d. ä., Grafen von Nassau, gest. 1584, versität, aber ohne Privilegien und Einweihung 1654, theologisches Sem 1818. 25) Grätz (kathol.), gest. 1585 von Erzherzog Karl, mit theologisch philosophischer Fakultät, Lyceum 1783. 26) Paderborn (kathol.), gest. vom schofe Theodor von Fürstenberg, mit theologischer und philosophischer Fakultät richtet 1616, aufgeh. 1819, jetzt nur noch eine theologische Lehranstalt. 27) G [Ludovica] (paritätisch), gest. vom Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt aufgehoben 1625, wiederhergestellt 5. Mai 1650. 28) Rinteln (protest.), vom Grafen Ernst von Schaumburg 1619, eingeweiht 1621, aufgehoben 29) Salzburg (kathol.), gest. von dem trefflichen Erzbischofe Paris Graf L 1622, berühmt im 18. Jahrhundert durch seine medizinische Fakultät, aufgel 1810, jetzt Lyceum. 30) Münster (kath.) [Maximilianea-Fridericiana], gest. Bischofe Ferdinand von Fürstenberg 1631, aufgehoben 1818, als theolo philosophische Akademie wieder hergestellt 1824, wird hoffentlich in nächster kunft als katholische Hochschule Preußens wieder erstehen. 31) Bamberg (kat gest. vom Fürstbischofe Melchior Otto 1647 als theologische und philosophische F tät; Fürstbischof Karl fügte 1739 die juristische und medizinische Fakultät welche sich seit 1773 rühmlichst auszeichnete, in ein Lyceum verwandelt 1 32) Duisburg (reform.), gestiftet vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm von B denburg 1655, aufgehoben 1804. 33) Kiel (luther.), gest. 1665 vom H Christian Albrecht von Holstein. 34) Innsbruck (kathol.), errichtet 1672 Kaiser Leopold I., Lyceum 1782, als Universität wiederhergestellt 1792, aber in ein Lyceum verwandelt 1810 und auf's Neue zur Universität erhoben 1. 1826. 35) Halle (luther.), gest. vom Kurfürsten Friedrich III. von Brander 1694, seit Jahren die theologische Hauptschule des Protestantismus. 36) B lau [Leopoldina] (paritätisch?), als katholische theologische und philosop

Fakultät gest. von Kaiser Leopold I., mit der Universität zu Frankfurt a. d. Oder vereinigt den 21. Oktober 1811. 37) Fulda [Adolphiana], gest. von dem hochherzigen Fürstabte Adolph von Dalberg 1734, hatte tüchtige Lehrer, besonders aus dem Benediktinerorden, wurde aber, was nur zu sehr beklagt werden muß, durch den Erbprinzen von Oranien-Nassau 1805 aufgehoben und in ein, auch nicht mehr bestehendes, Lyceum verwandelt, dürfte aber als katholische Hochschule des deutschen Reiches wieder erstehen. 38) Göttingen [Georgia Augusta] (luther.), gest. von König Georg II. von England 1734, eingeweiht den 17. September 1737, lange Zeit hindurch die erste und blühendste deutsche Universität. 39) Erlangen (luther.), in Bayreuth zuerst begründet vom Markgrafen Friedrich 1742, nach Erlangen verlegt 1743, jetzt die protestantische Universität Bayerns und ein Sitz des orthodoxen Protestantismus. 40) Bützow in Mecklenburg (luther.), gest. 1760, mit Rostock vereinigt 1788. 41) Berlin, gestiftet und reichlich mit Hülfsmitteln des Unterrichts ausgestattet von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1810. 42) Bonn [Friderico-Rhenana] (paritätisch?), gest. von dem Kurfürsten und Erzbischofe Maximilian von Köln 1774, vollständiger eingerichtet von Maximilian Franz 1786, damals eine wahre Pflanzschule falscher Aufklärung und unkirchlichen Geistes, aufgelöst 1794 neu gestiftet und reich dotirt von Friedrich Wilhelm III. als Universität für beide Confessionen, aber mit überwiegend protestantischer Färbung, den 18. Okt. 1818. — Bei Durchgehung dieser Uebersicht wird einem Jeden die geringe Zahl der noch bestehenden katholischen Hochschulen Deutschlands, Oesterreich abgerechnet, auffallen. Nur drei, München, Würzburg und Freiburg, bestehen noch von den vielen U., auf denen einst katholische Gottesgelehrtheit und eine, von kirchlichem Geiste geläuterte, weltliche Wissenschaft vorgetragen und durch kirchliche Institutionen dem religiösen Geiste katholischer Studierenden reiche Nahrung geboten wurde. Die meisten der eingegangenen katholischen U. hat der Sturm der Zeit vernichtet, manche von ihnen aber hatten sich auch selbst ihr Grab bereitet, indem sie mit dem Alles zersetzenden, frivolen Geiste einer, nichts weniger als kirchlich gesinnten, Zeit Buhlschaft trieben u. an seinen giftigen Früchten sich ihr Verderben aßen, wie Mainz und das frühere Bonn in der letzten Periode ihres Daseyns. Dieser Mangel an katholischen U. in unserem Gesammtvaterlande ist ein großes Uebel, das baldige und kräftige Abhülfe erfordert. Der hochwürdigste Episkopat Deutschlands hat dieß auch bei seinem Zusammentritt zu Würzburg im Oktober und November 1848 erkannt u. die Gründung einer rein katholischen, deutschen Hochschule nach dem Muster von Löwen beschlossen. Vier Städte, Bamberg, Fulda, Münster und Salzburg, wetteiferten um die Ehre, diese hohe Schule in ihren Mauern zu besitzen; Fulda, von dessen Klosterschule aus einst christliche Bildung über ganz Deutschland sich verbreitete, in dessen Hauptkirche des Apostels der Deutschen Grab ist und das heute noch trauert um die Aufhebung seiner Adolphiana, hat sich ganz besonders darum beworben, die Pflanzschule ächt christlicher Wissenschaft in seinen Mauern aufzunehmen, um ihr die gastlichste Stätte zu bereiten. Möchte das Verlangen der, zur Aufnahme einer U. in so hohem Grade sich eignenden, Stadt in Erfüllung gehen und am Grabe des heiligen Bonifazius die Schule erblühen, deren Lehren aus dem heutigen Deutschland das Heidenthum des 19. Jahrhunderts verdrängen sollen, wie einst die Fuldaer Klosterschule unchristliche Glaubens- und Denkweise aus den Herzen unserer Altvordern verdrängte! — Literatur: Meiners Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsers Erdtheiles, 4 Bde., Göttingen 1802—1805; Fr. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, VI. Bd., Leipzig 1825; Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, III. Bd. (treffliche, von uns dankbar benützte kritische Forschungen enthaltend), Heidelberg 1834. C. Pfaff.

Universum, s. Welt.

Unke (Bufo variabilis), eine kleine, über ganz Mitteleuropa verbreitete, fast ausschließlich im Wasser sich aufhaltende Krötenart, welche an warmen Tagen

und Abenden einen eigenthümlichen, tiefen, klagenden und, entfernten Glockentönen ähnlichen, Laut (den sogenannten Unkenruf) hören läßt, welchem der Aberglaube allerlei unglückliche Vorbedeutungen zuschreibt.

Unkraut nennt man im Allgemeinen Pflanzen, welche sich von selbst aussäen, oder durch Wurzeln und Ausläufer vermehren und dem Culturzwecke eines bestimmten Landes nicht entsprechen, sowie auch dem Wachsthume der auf demselben cultivirten Pflanzenarten hinderlich sind. Die Vertilgung des U.es ist oft sehr schwierig, kann aber, bevor dasselbe die Samenreife erlangt hat, durch fleißiges Ausjäten, so wie durch Bestreuen des Landes mit Mergel, Asche 2c. bewirkt werden; indessen hinterlassen doch die Unkräuter durch ihre Rückstände dem Boden mehr Düngungsmaterial, als sie ihm Kraft entziehen. Namentlich dient zur Düngung das Jäte-U., das U. auf der Brache u. unter den Stoppeln, indem es, gleich nach der Ernte untergepflügt, sowohl die Gährung des Bodens, als die Zersetzung der Getreidestoppeln fördert.

Unmündigkeit, s. Minorennität.

Unschlitt, s. Talg.

Unschuld ist zunächst das Nichtvorhandenseyn eines bestimmten Vergehens, dann aber auch namentlich derjenige sittliche Zustand des Menschen, wo die Herrschaft der sinnlichen Triebe bei ihm noch nicht die Oberhand gewonnen hat, daher überhaupt der Unterschied zwischen Gut und Böse bei ihm noch nicht zum Bewußtseyn gekommen ist. In dieser Beziehung spricht man von einem Stande der U., der freilich nur im frühesten Kindesalter stattfinden kann und in demselben Verhältnisse entschwinden muß, jemehr der Mensch mit fortschreitenden Jahren Kenntniß von den äußeren Lebensverhältnissen erhält. — In diesem Stande der U. befanden sich auch, nach der heiligen Schrift, die ersten Stammeltern unsers Geschlechtes vor dem Sündenfalle; sie trugen, nach dem Ausdrucke der Bibel, das Ebenbild Gottes, welches sie durch die Sünde verloren u. traten dadurch in den entgegengesetzten Stand, den Stand der Verderbniß, ein, welcher durch die Erbsünde (s. d.) sich auf das ganze Menschengeschlecht vererbte. — In engester Bedeutung: die Reinheit von sinnlichen Begierden u. Handlungen u. somit gleichbedeutend mit Keuschheit, Jungfräulichkeit.

Unsterblichkeit nennen wir die persönliche, mit Bewußtseyn verbundene, Fortdauer der Seele nach ihrer Trennung von dem, dem Tode verfallenen Körper. Es gibt vielleicht kaum eine Frage, welche für den Menschen größere Wichtigkeit und höheres Interesse hat, als die, über das unserm geistigen Ich jenseits dieses Lebens bevorstehende Geschick. Auf die verschiedenste Weise hat man sie zu beantworten gesucht; jede Religion hat ein Dogma hierüber aufgenommen, jede Philosophie hat sich mit diesem Problem beschäftigt und in jedem einzelnen Menschen bildet sich eine Vorstellung über die U., wie sie eben seiner individuellen Beschaffenheit und Verhältnissen angemessen ist. In keiner positiven Religion fehlt die Lehre, daß das Leben auch nach dem Tode fortgesetzt werde, so abweichend auch die Ansichten über das Wie sind. Der Glaube an eine Vergeltung schuf zwei entgegengesetzte Räume, wo dieselbe stattfinden könnte, Scheol und Paradies, Hades u. Elysium, Hölle u. Walhalla u. alle Verhältnisse Zustände des zukünftigen Lebens waren dem gegenwärtigen entlehnt, nur in die beiden Extreme ausgebildet und aus dem Wechsel der Bewegung in eine ewig stabile Ruhe versetzt. — Das Christenthum macht den Glauben an U. zu einem Grundstein und zeigt ihn in einer reinern, geistigern Gestalt, ohne übrigens den Schleier zu lüften, welcher die Welt der Geister dem irdischen Blicke entzieht. Eigenthümliche Färbungen hat aber auch diese christliche Lehre unter den verschiedenen Nationen angenommen und von den Theologen hat sie Entwickelungen erlitten, welche theils den geistigen Gehalt derselben zu Tage förderten, theils das Gebiet des Glaubens bei Weitem überschritten. Die Philosophie aber ist, wie überall, auch hier ihren eigenen Weg gegangen und hat zuvörderst nach Beweisen für die U. der Seele sich umgethan. Zuerst wurde von Platon dieser Versuch

wissenschaftlich und möglichst vollständig angestellt. Einen unumstößlichen Beweis kann aber lediglich die Gewißheit von der Immaterialität und folglich Ewigkeit der Seele liefern, aber weiter, als zur Hypothese, kann es hier nicht gebracht werden. Man hat daher später und dieß ist namentlich von Kant geschehen, aus der moralischen Natur des Menschen und aus dem zwingenden Bewußtseyn den Glauben an U. als ein Postulat der Vernunft abgeleitet und zwar die U. als rein geistige Fortdauer dargestellt, deren Zweck die, ins Unendliche fortgehende, moralische und geistige Vervollkommnung, als die Bestimmung des Menschen überhaupt, wäre und welche durchaus nicht von den vernünftigen Vorstellungen des göttlichen Wesens zu trennen seyn dürfte. Persönlichkeit, moralische Vergeltung, Rückerinnerung, Wiedersehen können aus einem solchen Zustande nicht ausgeschlossen werden. Offenbar kommt diese Ansicht dem Kern der christlichen Lehre am nächsten und darum bekennen sich zu ihr auch alle diejenigen, die sich auf festem, christlichem Boden bewegen. Anders freilich urtheilt der Pantheismus und in diesem Punkte treffen Spinoza, Schelling und Hegel zusammen, daß sie die Persönlichkeit des Individuums in dem Geistesmeere, das seine Welle durch u. um das Universum schlägt, verrinnen lassen. Die eigentlichen u. gefährlichsten Widersacher der U. aber sind diejenigen, welche dem Materialismus und Naturalismus huldigen. Auch diese gehen von der Untersuchung über das Wesen der Seele aus und in der Erfahrung finden sie, daß die Beschaffenheit und Thätigkeit derselben durchgehends von dem physischen Organismus bedingt ist und halten sich zu der Folgerung berechtigt, daß eine solche Abhängigkeit nicht stattfinden könne, wenn die Seele ein rein geistiges Wesen sei; daß eine immanente Substanz unveränderlich, ewig seyn müsse und daß ein ewiges Ende ohne einen ewigen Anfang nicht gedacht werden könne. Sie halten daher den Menschen keineswegs für ein Doppelwesen, Geist und Körper nur für zwei Namen und Unterscheidung eines und desselben Wesens, welches durchweg als ein natürliches Produkt betrachtet werden müsse und von den tiefer stehenden allein dadurch sich unterscheide, daß es mit einer feinern Organisation und mit Bewußtseyn begabt sei. Denn, was man Freiheit des Willens nenne, sei ein Mißverständniß, eine Verwechselung mit dem Bewußtseyn und eine Art optische Täuschung, ähnlich der, mit welcher man die Sonne um die Erde kreisen sehe, wiewohl sie in der menschlichen Natur begründet u. darum nothwendig sei. Während daher Andere in der U. den Antrieb zu tugendhaften Handlungen, die Warnung vor dem Bösen, Trost und Aufrichtung im Unglücke fänden, so liege für sie ein eben so gewichtiges u. beruhigendes moralisches Prinzip in der Ueberzeugung von der Naturgemäßheit, der die Menschen, wie alle natürlichen Geschöpfe, unterworfen seien und wodurch alle Räthsel, in denen das Leben verborgen sei, befriedigend gelöst würden. Das eigentliche Glück aber sei: zu leben u. nicht ein anders Leben zu erwarten; die wahre Sittlichkeit bestehe darin, daß man das Leben naturgemäß einrichte. Wie nun aber der Mensch durch seine Individualität und die Verhältnisse erzogen, geleitet und gebildet werde; wie von Natur und Einflüssen sein Glaube und sein Leben beherrscht u. gestaltet werde: so müsse man hierin den unerschöpflichen Reichthum und die unversiegbaren Kräfte des Naturgeistes bewundern und dürfe nicht vergessen, daß in jeder einzelnen Erscheinung eine objektive Wahrheit erkannt werden müsse. Auf diese Weise suchte der französische Materialismus des 18. Jahrhunderts seine Sätze plausibel zu machen und mit ähnlichen Deduktionen hat eine unchristliche und mit Recht verschrieene Partei der neuesten Zeit ihren Unglauben zu rechtfertigen versucht.

Unterbindung, s. Ligatur.

Unterfranken u. Aschaffenburg, einer der acht Kreise des Königreichs Bayern, mit 150 □ Meilen und 610,000 Einwohnern, seit 1837, bei der neuen, auf geschichtlichen Grund zurückgeführten, Eintheilung des Königreichs, an die Stelle des frühern Untermainkreises mit unverändertem Umfange getreten. Er begreift, seinen historischen Bestandtheilen nach, das ehemalige Bisthum Würz-

burg, das vormals kurmainzische Fürstenthum Aschaffenburg, einen Theil von Fulda, die Reichsstadt Schweinfurt und verschiedene Standesherrschaften. Dieser Kreis ist gebirgig und waldig durch die Rhön, den Steigerwald und Spessart, in den Flußgegenden dagegen eben; Hauptfluß ist der Main, der den Kreis in mehren großen Bogen durchzieht und hier die fränkische Saale und mehre kleine Flüsse aufnimmt. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Würzburg (s. d.), Sitz des Appellationsgerichts Aschaffenburg (s. d.).

Untergrund heißt die, zunächst unter der Ackerkrume liegende Erdschichte. Von seiner Beschaffenheit hängt hauptsächlich das Gedeihen der Früchte ab; ist er allzu durchlassend, so wird die Ackerkrume ausgelaugt und die Pflanzen verbrennen und werden nothreif; ist er hingegen sehr undurchlassend, so trocknet die Ackerkrume nur langsam ab, die Bestellung wird sehr verspätet, die Pflanzen leiden vor Nässe und verderben. Außer daß sich die Pflanzen aus dem U. mit Wasser versorgen, nehmen sie auch Nahrung aus ihm. Warm nennt man den U., wenn er das Wasser leicht durchläßt; kalt, wenn er dasselbe nur langsam wieder fahren läßt; feinkörnig heißt er, wenn er, zwischen den Fingern gerieben, keine scharfen Sandkörner erkennen läßt; grobkörnig, wenn er aus groben Fragmenten verschiedener Mineralien besteht; grandig, wenn er viele kleine Steine enthält. Sehr undurchlassenden U. kann man verbessern durch unterirdische Abzüge, schmale und hohe Beete und viele Wasserfurchen; allzu durchlassenden, wenn man Thon oder thonigen Mergel sehr tief unterpflügt. Vgl. Humus.

Unterhaus, s. Parlament 2).

Unterholzner, Karl August Dominikus, ein verdienter Rechtsgelehrter, geboren zu Freysing 1787, wurde 1809 Professor der Rechte zu Landshut, 1810 zu Marburg, 1811 in Breslau, 1815 Universitätsbibliothekar daselbst u. starb als solcher u. als Ordinarius des Spruchcollegiums 1838. Man hat von ihm: Juristische Abhandlungen, München 1810; Allgemeine Einleitung in das juristische Studium 2c., ebendas. 1812; Die Lehre von der Verjährung durch fortgesetzten Besitz, Breslau 1815; Ausführliche Entwickelung der gesammten Verjährungslehre aus dem gemeinen in Deutschland geltenden Rechte, Leipzig 1828, 2 Bände; Conjecturae de supplendis lacunis, quae in Gaji institutionum commentario quarto accurrunt, Breslau 1823; Dissertat. de mutata ratione centuriatorum comitiorum a Servio Tullio rege institutorum, Breslau 1835; auch war er seit 1833 Mitherausgeber des „Rheinischen Museums“ und Mitarbeiter an mehren juristischen Zeitschriften; nach seinem Tode erschien, von Ph. E. Husche herausgegeben „Quellenmäßige Zusammenstellung der Lehre des römischen Rechts von den Schuldverhältnissen,“ Leipzig 1840, 2 Bde.

Unterleib, s. Bauch.

Unterricht, Unterrichtsfrage u. Unterrichtsfreiheit. So verschieden auch die Ansichten über den Begriff der Erziehung sind, so treffen sie doch alle in dem Einen Punkte zusammen, daß dieselbe eine sehr wichtige Angelegenheit, sowohl für die Familie, als für das öffentliche Leben sei und diese Wahrheit gründet sich auf den Satz, daß der Mensch nur durch äußere Eindrücke u. Einwirkungen, nicht durch sich selbst, seine Vermögen und Kräfte entwickeln und zu lebendiger Thätigkeit aus dem Schlummer, in welchem sie von Natur liegen, erwecken könne. Die Hülfe, welche dem Menschen dazu von Außen geboten werde, sei daher für seine Lebenswirksamkeit entscheidend und müsse mit der größten Sorgfalt geboten werden. Was solche Einwirkungen im Endresultate vermögen, bis zu welcher Höhe sie allseitig gesteigert werden können, ist bei der allseitigen Bildungsfähigkeit des Leibes und der Seele ebenso wenig möglich zu versuchen, als die Anwendung und Resultate aller anderen Kräfte erforschbar sind. Daß aber in der Erweckung und Entwickelung der Kräfte des Menschen nach bestimmten Zwecken der Begriff der Erziehung wenigstens einen Theil seiner Anwendung finde, scheint daraus doch unzweifelhaft hervorzugehen, die Gränze derselben mag nun noch so weit

fortgerückt werden u. über die Entwickelungsjahre der Jugend weit hinweggehen, ja, das ganze Leben erfassen. Und gewiß gibt es Einflüsse und Einwirkungen, welche das ganze Leben hindurch leitend und erziehend fortgehen. Wenigstens spricht man in diesem Sinne von einer natürlichen, absichtslosen Erziehung und setzt diese der künstlichen absichtlichen entgegen. In der letzten Beziehung allein kann die Rede von einer Wissenschaft u. Kunst der Erziehung seyn und in jener die drei großen erziehenden Elemente, die Natur, die Schicksale und die Menschen, gedacht werden. Ihre Einwirkungen sind Jedem, der sich im menschlichen Leben nur oberflächlich umgesehen hat, als die mächtigsten leicht erkenntlich. Sowohl die innere Natur jedes Individuums; wie das äußere All, sowohl der stille Fortgang in den zufällig scheinenden Ereignissen des täglichen Lebens, als die plötzlichen Glücks- und Unglücksfälle; sowohl der Einfluß der ganzen Umgebung in Familie, Gemeinde, Kirche, Staat, als der besondere des einzelnen Menschen durch Rath und Handlungsweise, wirken leitend, fördernd und beschränkend überall und bis an's Ende des Lebens. Keinem Menschen ist es gegeben, ihrer Macht sich zu entziehen und ihren Einwirkungen fremd zu bleiben. Sie bilden die große Schule des Lebens und erlahmen nie in ihrer wechselseitigen Thätigkeit. Obwohl sie ihr Geleit ohne Regel und Absicht geben und wie vom Zufalle regiert zu seyn scheinen, so bietet doch ihr Resultat ein Ganzes und in dem Lebensfaden eines Jeden einen Zusammenhang, wie ihn die consequenteste Erziehung der Schule nicht zu geben im Stande ist. Diese Erziehung war es allein, welche nicht blos viele einzelne Charaktere bildete, sondern ganze Völker zu großer und ruhmreicher Entwickelung führte. Die Weisen und Helden des Alterthums, die großen Völker der Griechen und Römer sind in dieser Schule gebildet und erzogen, ja, darin unsere Lehrmeister geworden. Sie hört noch immer nicht auf zu wirken, bildet vielmehr die Grundlage der absichtlichen und nach Zwecken eingerichteten Bildungsweise. Will diese ihr Ziel nicht verfehlen, so muß sie jene allgemeine Entwickelung, so weit es möglich ist, thätig mitwirken lassen und ihr alle die Vortheile abgewinnen, die sie bietet. — Die absichtliche Bildungsweise hat ihre Schwierigkeit in der Bestimmung des leitenden Zwecks. Die Einheit und Festigkeit desselben regulirt das Ganze; ohne dieselbe sind Willkür, Theilung und Haltlosigkeit allgemein. Die Frage ist noch nicht beantwortet, warum das Alterthum kein Schul- und Erziehungswesen in dem Sinne, wie das Christenthum, hatte. Der Angelpunkt der Beantwortung scheint in der Unbestimmtheit zu liegen, worin das Alterthum über den allgemeinen geistigen Lebenszweck war. Sie hatten keinen gemeinsam anerkannten geistigen Lebenszweck, konnten darum also auch nicht absichtlich darauf ihre Bildung allgemein hinrichten und somit nicht zu einem allgemeinen Strebepunkte und zu der Einheit gelangen, welche das Christenthum in allen Theilen durchdringt. Jede Gesammtheit hatte politische Strebepunkte auch für die Erziehung, aber keinen gesammten geistigen. Gleichwohl verliert sich die absichtliche Bildungsweise im Einzelnen in die Bildungsgeschichte der alten Völker, tritt aber erst allgemein in ihrer ganzen Bedeutung in dem spätern christlichen Erziehungswesen hervor. Das Alterthum hatte schon genug gezeigt, daß sich dem Menschen keine Aufgabe, keine Schwierigkeit stellte, die er nicht, wenn auch erst nach unendlichen Versuchen, überwunden hätte. Ueberall entsprachen die vielseitigen Kräfte des Menschen den Anforderungen des Lebens und ließen sich zu allen Zwecken auf das Bereitwilligste heranbilden. Die Bildungsfähigkeit des Menschen wurde daher nicht blos nach Zwecken des äußern Lebens geregelt und gebildet, sondern immer wieder nach dem Zwecke des menschlichen Lebens überhaupt gefragt. Die Antworten, welche das Alterthum darauf durch den Mund aller seiner Weisen gab, genügten. Keine war erschöpfend, keine war dauernd, keine konnte sich zu allgemeiner Anerkennung durcharbeiten. Mochten sich auch ganze Schulen an die Meinung eines Mannes anschließen: zu einer allgemein anerkannten Lehre, zu einer Wahrheit im rechten Sinne des Wortes, erhob sich kein Sterblicher. —

Dieselbe hatte sich Gott den nach Wahrheit durstenden Menschen zu geben selbst vorbehalten. Die Erlösung hat das Reich der Wahrheit erschlossen und Zweck und Bedeutung des menschlichen Lebens erst bestimmt. Darin war eine Grundlage, ein Positivum gegeben, welches alle Menschen kennen lernen, um das sich alle Völker sammeln sollten. Es war die Heilslehre des Menschen, die Erlösung von der Sünde und der Schatz der Wahrheiten, welche darin offenbar wurden. Die Frage der Fragen war nun gelöst; die Sonne aufgegangen, an welcher sich die Jahrhunderte erwärmen u. beglücken sollten. Der Mittelpunkt war gefunden, um welchen sich Kirche, Staat, Familie, Schule u. alle Lebensthätigkeit entfalten und in Kunst, Wissenschaft, Gesetzen, Sitten, Gebräuchen und allen neuen Formen, welche die späteren Jahrhunderte charakterisirten und die christliche Welt gestalteten, wirken sollten. Darin war auch der Zielpunkt gegeben, nach welchem ein allgemeines Erziehungswesen strebend entstehen konnte und entstehen mußte, sowie es andererseits unmöglich gewesen wäre, daß ohne denselben der Menschen Werth gewürdiget worden wäre u. ein consequentes Erziehungswesen sich irgendwo gestaltet hätte. Wie der Mensch durch Christus erst in seiner hohen Wesenheit und Würde allgemeine Anerkennung fand, so konnte er auch erst von nun an in derselben gehandhabt und in seinen höheren Kräften allseitig gebildet und erzogen werden. Damit aber war auch das Grundgesetz aller Erziehung ausgesprochen: daß sie zwar auf jeder Stufe christlich, aber, je höher die Ausbildung ginge, desto tiefer christlich begründet seyn müsse. — Diesem Grundgesetze treu, entfalteten sich die christlichen Schulen, unter der Leitung der Kirche, überall und bildeten und erzogen die wilden Naturelemente der germanischen Stämme in Europa zu christlichen Völkern und Staaten. Sie hatten, ausgehend vom Alterthume, auch an dessen Geist und Sprachen angeknüpft, und diese reine Quelle rein menschlicher Erfahrung und Weisheit nie ganz verlassen. Die Vorstellung, daß im 15. Jahrhunderte die alten Sprachen als erleuchtende, die Finsternisse des Mittelalters vertreibende, Sonne plötzlich aufgegangen seien, ist zwar allgemein verbreitet, aber ganz unhistorisch und irrig. Die formelle Einrichtung des Unterrichts der römischen Kaiserzeit, namentlich der letzten Jahrhunderte derselben, erhielt sich im Abendlande, zog sich freilich in die Klöster zurück, verblieb aber bei derselben Form u. demselben Stoffe. Bekanntlich wurde Virgil, wie ein christlicher Schriftsteller, das ganze Mittelalter hindurch verehrt u. seine vierte Ekloge sogar als eine Prophetie auf Christus gedeutet. Cicero war der Schule nie fremd geworden. Auch die griechische Sprache war durch die kirchliche u. politische Verbindung des Orients mit dem Abendlande hier im Leben geblieben u. vielfach in der Schule gelehrt worden, wenigstens nicht so ausgestorben, wie die Furcht vor den Finsternissen des Mittelalters hat glauben machen wollen. Die Schätze beider Sprachen öffneten sich aber wieder ganz, als die Griechen, durch die türkische Eroberung von Konstantinopel und Griechenland, nach Italien und dem Westen vertrieben wurden und ihre Literatur und Studien diesen Ländern allgemein mittheilten. — Wenn schon bis dahin die Sprachen der einzelnen Länder Europa's theils Form und Geist, theils blos Geist, wie es wahrscheinlich ist von Deutschland, dem Alterthum entnommen u. in dieser Schule denken u. sich ausdrücken gelernt hatten, so trat jetzt das classische Element, ein Erzeugniß einfacher und natürlicher Entwickelung des Menschen in reichster Fülle und schönster Form als Nahrung zu dem christlichen hinzu und griff als Bildungsstoff in Europa's Civilisation mächtig ein. Die Kreuzzüge hatten bereits den Osten aufgeschlossen, die vielen Erfindungen des 14. und 15. Jahrhunderts die irdische Welt und nun auch die Welttheile zugänglich gemacht und den Gesichtskreis erweitert, es fehlte nurmehr noch die Bildung des Geistes zur Herrschaft über die natürlichen Bestimmungen des Lebens. Sie wurden in dem classischen Elemente gegeben, welches als Grundlage jeder höhern Bildung im Alterthume aufgestellt worden war. Dasselbe sollte, indem es Gedanken- und Ideenreichthum sammt feinem Sinne für die Entwickelung aller geistigen Thätigkeit bot, einerseits die Vorschule und

der Schlüssel zu jeder allseitigen höhern Culturstufe, andererseits aber auch Schutz und Wehr gegen jede Gefahr einer einseitigen Richtung werden. Zum Christenthume war und blieb es in dem Verhältnisse jeder irdischen Wissenschaft, ermunterte, leitete und wies durch Lehre, Erfahrung und Weisheit überall zurecht, stärkte dadurch die geistige Thätigkeit, wie ein Fernrohr das Auge und wurde endlich Muster und Form für jede Aeußerung des Geistes. Durch diesen Reichthum des Stoffes und der feinen Formen wurde es von der Zeit, welche für die irdische Wissenschaft und ihre Beziehungen unter den vielen Erfindungen für das äussere Leben wach geworden war, heißhungerig verschlungen und wirkte durch alle Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Es machte sich so als zweites Element der menschlichen Bildung geltend und wurde die zweite Grundlage aller höhern Entwickelung und Erziehung in ganz Europa. Aber die volle Entwickelung jener beiden Grundkräfte der Erziehung kam, wie sie vereint hätten wirken müssen, in ihrer ganzen Großartigkeit nicht zur Durchbildung, wurde vielmehr durch die religiösen Streitigkeiten in vielen Ländern, besonders in Deutschland, von ihrem Zielpunkte abgewendet und gehindert, ja, eine, dem ersten feindliche, Bahn überall eingeschlagen. Es errang sich nämlich die Philosophie allmälig das Ansehen und die Macht, den Lebenszweck des Menschen zu best'mmen und sich dadurch über das Christenthum zu erheben. Wie es im Alterthume gewesen war, so wurde auch jetzt wieder den Untersuchungen und Meinungen der einzelnen Menschen in Dingen geglaubt, welche Gott selbst anders bestimmt hatte. Gegen die Lehre der Kirche, der Schule und des Lebens, brach sich in England der Materialismus Bahn und führte daselbst hauptsächlich durch Locke, in Frankreich durch Rousseau die Erziehung diesem Prinzipe und dem verwandten Naturalismus zu. Praktische Brauchbarkeit im Leben wurde als Endstrebepunkt des Menschen, somit auch seiner Erziehung, aufgestellt und so siegreich in die praktische Richtung der Zeit hinübergeführt, daß wir bald auch in Deutschland die Einseitigkeit und Verderblichkeit dieser Richtung empfanden und nunmehr bald ganz Europa daran zu erkranken anfangen dürfte. Denn die Industrie und ihre Zwecke haben die geistigen Träger des europäischen Lebens, das Christenthum und die classische Bildung, nicht nur allenthalben eingeengt und beschränkt, sondern vielfach sogar in Mißachtung gebracht und vielfach verdrängt. In Deuschland hatte die Entwickelung auf dem Gebiete der Wissenschaft einen andern Fortgang. Die allgemeine Wissenschaft hatte hier im Anfange dieser praktischen Richtung nicht gehuldigt, das Erziehungswesen blieb daher in einer geistigern Richtung. Die Philosophie hatte sich zwar auch hier die Bestimmung des menschlichen Lebenszweckes angeeignet und ihre Gläubigen im innersten Grunde von dem christlichen Glauben abgebracht, war aber in mehr idealistischer Richtung fortgegangen. Sie hatte, indem sie hier nach Systemen fortschritt und jedes die Resultate des vorigen negirte, kritisch dialektisch jedes Objekt der Wahrheit, bis auf die Kräfte des Menschen, aufgelöst und, als Zielpunkt aller Ausbildung, diese selbst in ihrer Gesammtheit hingestellt. Mit diesem Resultate der deutschen Philosophie war ein vierter Zweck gegeben, welcher sich bald auf dem Gebiete der Erziehung in Theorie und Praxis geltend machte. Er schloß sich an den classischen an, oder löste diesen vielmehr in sich auf, nahm die alten Sprachen als Mittel in seinen Dienst und bewirkte, indem er sich auch der Macht der Industriellen nicht erwehren konnte, eine innere Umgestaltung des gesammten Erziehungswesens. In dem Bestreben der formellen Bildung der Kräfte, was sich selbst in den Elementarschulen geltend machte, wurde das Reale des Christenthums und des classischen Alterthums bloß Mittel zum Zwecke und blieb nicht mehr selbst Zweck. Diese Auffassung ging dahin fort, daß beide gleichmäßig Lehrgegenstände wurden, um, wie die Mathematik die Kräfte der Auffassung der Größen und ihrer Verhältnisse, so auch ihrerseits die ihnen zufallenden Erkenntnißkräfte zu entwickeln. Auf diesem Wege war das Reale des Alterthums in Gefahr gekommen, in ein *abstraktes grammatisches* System auszuarten und zu verflüchtigen,

wenn nicht die Weisheit der hohen Schulbehörde dies wahrgenommen und ihm auf verschiedene Weise, wie namentlich durch die neuen Erlasse über den deutschen Unterricht und die Rudhardsche Memoirmethode jüngst entgegenzutreten angefangen und es dem positiven Boden des Objektiven zugewendet hätte. Das christliche Reale war aber in einer Weise erniedrigt, daß es als Nebenmagd mit diente, während es, wenn irgend wo, hier herrschen mußte. Als Objekt galt es, wie alle Erkenntnißnormen, nur so viel, als das Subject daraus machte und seine Lehre war darin gleich jeder Weisheitsregel des Sokrates, oder eines andern heidnischen oder neuern Philosophen. In solcher Auflösung des Objektiven wurden Gott, die Erlösung, die Wahrheit des Christenthums alle nur so viel, als das Begriffsvermögen des Einzelnen daraus machte, ein Gedanke, eine Ansicht, die in ihrer Wirksamkeit auch gleich einem Traume seyn konnte. Daß diese Auflösung der objektiven Wahrheit auf dem Gebiete der Erziehung nichts Gutes wirken kann und höchstens Heuchler bildet, liegt in der Natur der Sache. Noch zerstörender aber, als im Objekte, war diese Entwickelung der Wissenschaft im Subjekte. Nachdem die unchristliche Philosophie von jedem Gebildeten angehört und ihr Studium in vielen Staaten den Studirenden zur Pflicht gemacht worden war, ihr Lebenszweck daher im Resultate der Lebenszweck der Studirenden zu werden anfing, hörte die christliche Ueberzeugung in den Herzen der Gebildeten soweit auf, als die aufgenommene Raison Denken, Wollen und Anschauen durchdrang und ihnen Zweck und Mittel setzte. Daß darin der Grund aller geistigen Auflösung in ganz Europa liege, wäre durch einige Andeutungen leicht erwiesen, gehört aber nicht hierher, wiewohl aber müssen wir hier die Anwendung auf die Erzieher und ihre Wissenschaft u. Thätigkeit in Erwägung bringen. — Wer Kant's, Fichte's, Hegel's oder Schelling's System, oder eine Abstufung ihrer Anhänger annahm und befolgte; wer Rousseau's Emil sich zum Erziehungs-Ideale gewählt, oder Locke's Materialismus und Industrialismus für ein weltbeglückendes Erziehungsprinzip ansehen lernte, nahm den einseitigen Lebenszweck eines solchen einseitigen Standpunktes der allgemeinen Wahrheit (was alle Systeme sind) an und wirkte als Erzieher diesem entsprechend. Getheilt in die tausend Farben dieser subjektiven Anschauungen und Lebenszwecke, war an einen einheitlichen Begriff, wie in der Wissenschaft, so im Leben nicht mehr zu denken. Der Wechsel der philosophischen Systeme und dann ihrer Wahrheiten, also auch ihrer Lebenszwecke, der Grundlage jeder Erziehung, hielt jeden jungen Lehrer in Zweifel über den allgemeinen Lebenszweck seines Zöglings, den er nicht anerkannte, und hätte damit seine Erziehung streng genommen vernichten müssen. So lange die Lehrer aus dem geistlichen Stande genommen wurden, behielten gewöhnlich ihre theologischen Studien die Oberhand und die ganze Erziehungsrichtung blieb die christliche. Als aber zu dem Einflusse der allgemeinen Studien die Philologie durch F. A. Wolf zu einer besondern Wissenschaft erhoben und aus den Studirenden derselben der Lehrerstand gebildet worden war, blieben die Erzieher mehr und mehr der Erkenntniß der hohen Wahrheit des christlichen Lebenszweckes, wie er sich wissenschaftlich begründete, fremd und wurden, wenn sie nicht Glauben und christliche Bildung anderswoher erhalten hatten, entweder den schwankenden Ansichten der heidnischen Philosophen, oder den einseitigen Bestrebungen der Industriellen, oder den unsicheren philosophischen Systemen der Neueren zugewiesen, dadurch aber ihrem eigentlichen Berufe christlicher Erzieher enthoben und des festen Grundes beraubt, dessen sie bei jedem Schritte in der Praxis bedurften. Die christliche Gesinnung, fest im Glauben, fest durch wissenschaftliche Begründung, fest im Objekte, unerschütterlich im Subjekte, war durch diesen Fortgang der Entwickelung gefährdet und die ganze sociale Anschauung nach christlichen Begriffen bei dem Stande der Erzieher in Frage gestellt. Damit war die Einheit in der Erziehung, der Grund und Boden, worauf Europa's Civilisation u. Cultur, also auch das Leben seiner Zöglinge ruhte, dem Stande weggenommen u. er in eine schwierige Lage gesetzt. Die Erziehung, wie der *Unterricht setzt bei* jedem Schritte Festigkeit und Wahrhaftigkeit voraus. Die

ganze Persönlichkeit des Erziehers muß daher wahre Grundsätze repräsentiren und wo möglich darin aufgehen. Wenn nun ein Erzieher die Wahrheiten der zehn Gebote oder des apostolischen Glaubensbekenntnisses in dem Gange seiner philosophischen Studien nicht hätte festhalten können; wenn er statt des dreieinigen biblischen Gottes den philosophischen Begriff seines Systems sich angeeignet; wenn er über die Lehre der Erlösung zweifelhaft und der christlichen Sittenlehre und Gesittung nur so weit ergeben wäre, als sie sein philosophisches System anerkannte, und doch nach christlichen Grundsätzen leiten, führen, erziehen sollte: würde das nicht ebenso unwahr, blöde, lahm und erfolglos geschehen, als wenn ein Christ von Ueberzeugung einen Türken in türkischem Glauben und Sitten erziehen sollte? Würden nicht dort, wie hier, alle möglichen Künste angewendet werden müssen und die Wahrhaftigkeit aufgeben, welche das unerfahrene Kind von seinem Führer mit demselben Rechte verlangen kann, wie der Blinde sicheres Geleit? Würden christliche Eltern ihre Kinder solchen Erziehern anvertrauen können? Gewiß nicht. Glücklicher Weise ist in der Wirklichkeit das Leben und der, von den Eltern auf die Kinder überlieferte, Glaube wirksamer und conservativer gewesen, als der Fortgang auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wenn die Erziehung auch an Wahrhaftigkeit und Festigkeit in der Theorie gelitten hat, so steht doch der Lehrstand in dem Glauben fest und wirkt durch seine gründliche, wissenschaftliche Bildung desto erfolgreicher. Ueberall sieht er auch die Mängel und Schwierigkeiten seiner Lage ein und wird bei dem Bedürfnisse nach Wahrheit und ächter Wissenschaftlichkeit gewiß den festen Boden wieder zu erreichen streben, nach welchem allen Ständen aller Länder Europa's zu verlangen anfängt. Aus diesen orientirenden Andeutungen, welche der Entwickelung und dem Fortgange des Erziehungswesens, seiner allgemeinen Bedeutung nach, entnommen sind, wird jede Erziehungsanstalt mit Nachdruck dem p o s i t i v e n Gebiete zugewiesen und gleichsehr von jeder individuellen Meinung abgemahnt. Der Umstand, daß wir Alle unter dem Einflusse der Philosophie erzogen worden und zum Theile gewiß ihrer Doctrin und Ansicht die Stelle fester Wahrheit eingeräumt haben, muß dieser Weisung noch mehr Gewicht beilegen. Meinung und Zweifel macht sich oft da geltend und zwingt stille zu stehen, sich zu besinnen und zu wählen, wo die höchste Weisheit schon entschieden hat, drängt Ansichten auf, wo keine gelten dürfen, wo Wahrheit und Falschheit, Seyn und Nichtseyn dem einfach Sehenden klar entgegentreten. Kein sorgfältiger und verständiger Vater wird die Erziehung seines Kindes von den Ansichten eines Erziehers abhängig machen; die Wahrheit, durch Gott oder die Kirche, oder Jahrhunderte verbürgt, kann ihm allein werth seyn, Geist und Herz seines Kindes zu durchdringen, wie sie denn auch allein im Stande ist, Wissenschaft und gute Sitte in ihm zu bilden und zu verbinden. Wenn dieses von der Erziehung eines Einzelnen gilt, um wie viel mehr muß es auf Viele seine Anwendung finden! Das, was nun die Erziehung und der Unterricht soll und vermag, wird sich daraus leicht ergeben. In dem allgemeinen Sinne, in welchem bisher von der Erziehung gesprochen worden ist, umfaßt nämlich die Erziehung den Unterricht als eine Weise ihrer Thätigkeit in sich und die Ausbildung des ganzen Menschen, nach dem christlichen und irdischen Lebenszwecke, ist ihr Ziel. — Die absichtlichen Einwirkungen auf die Zöglinge, in deren gesammter Summe die Thätigkeit einer Erziehungsanstalt besteht, müssen demnach alle ihren Grund und Boden zunächst in dem christlichen Lebenszwecke finden und denselben lebendig zu machen bestrebt seyn. Der Lebensberuf ist dann das zweite Ziel, was, auf jenem gründend, die Wirksamkeit der Anstalt leitet und jedes mitwirkenden Gliedes Thätigkeit, sowohl im Unterrichte, als zu jeder andern Zeit, bestimmen muß. Die Erziehung in diesem allgemeinen Sinne ist nämlich die leitende Macht, welche das Kind zu einem wahrhaften Christen und lebenstüchtigen Menschen fortführt. Sie wird sich in Wort und Beispiel, in Ordnung und Zucht, in Gewöhnung, Unterricht, Uebung, kurz in allen fördernden Einflüssen kund geben und ebenso die hindernden *hemmen und* abhalten. Die allgemeine Ordnung und

Umgebung wirken überhaupt sehr mächtig und verdienen die erste Beachtung. Das war auch der Grund, warum die stiftenden Familien der Rheinischen Ritter-Akademie, bei der Auswahl des Ortes, das Land der Stadt vorgezogen haben. Stets umgeben von Gottes freier Natur, im Genusse ihrer gesunden Luft und erhebenden und kräftigenden Einwirkung, dagegen auch allen bösen Leuten und Gewöhnungen großer Städte entzogen, wachsen hier die Kinder gesund u. kräftig auf und alles Edle, von ihrer Unschuld an bis zur höchsten Tugend, kann ungestört und ungetrübt gedeihen und dieses ohne Fehl, wenn noch die übrigen, absichtlich hebenden, Einflüsse zweckmäßig hinzukommen. Dahin muß zunächst die ganze Lebensordnung gerichtet werden, die wir in den zwei Worten andeuten möchten: ora et labora. — Das Kind, welches einer höhern Bildung, höheren Studien, einer höheren Lebensordnung zugeführt werden soll, muß vor Allem der Grundlage jeder Bildung, der Religion fest zugewiesen werden, dann etwas Tüchtiges lernen; es muß aber auch seinen natürlichen Boden, seine Persönlichkeit, seinen Charakter zu entwickeln, nicht gehemmt werden. Dazu muß es so frei, als möglich jede Bewegung machen können, die es will: es darf ihm Nichts in den Weg gelegt werden, Nichts benommen seyn, was nur immer erlaubt, d. h. was nur nicht seiner höhern Bildung im Einzelnen und im Endresultate entgegen seyn kann. Der Zögling muß, ohne Gränze u. Schranke, dem erlaubten Spiele und jeder unschuldigen Freude sich hingeben dürfen; er muß Kraft, Muth und Ausdauer in den Uebungen des Leibes und des Geistes üben und selbst die Thatkraft und den Muthwillen ungehindert zeigen und versuchen dürfen, die ein Vorspiel männlicher Tapferkeit und oft des Löwenmuthes sind, welcher im Kriege nie fehlen sollte. Der Grundsatz muß daher in der Leitung und Ueberwachung feststehen, Nichts zu hindern, was nicht durch das Gesetz der guten Sitten und des Anstandes verboten ist. Die Freude in dem Rechten und Guten erwacht bald und lernt das Ebenmaß finden, welches den Menschen im ganzen Leben nicht verlassen sollte. Den Naturen, welche dieses selbst nicht finden können, muß die Strenge in Allem entgegentreten, welche vom Niedrigen und Schlechten wehrt, ohne von sich abzuwenden, die Strenge mit der Liebe verbunden, welche gern dem Irrenden verzeiht u. den Gebesserten eben so lieb oder lieber haben kann, wie den, welcher nie das Maß verliert. Geht ein solcher Ernst und Liebe aus der Natur und aus religiöser Ueberzeugung und Sorgfalt für das Wohl des Kindes hervor, hat sie in dem religiösen Bewußtseyn die nöthige Consequenz, im Hinblicke auf das Ziel, so kann nicht leicht ein Kind längere Zeit dieser Macht der Erziehung widerstehen, es befreundet sich mit derselben, schenkt Vertrauen, gewinnt Liebe dafür, ist davon überwunden und nimmt das Gute auf, was ihm geboten wird. Freudiger, pünktlicher Gehorsam ist die natürliche Folge davon, gänzliche Hingebung folgt selbst dann, wenn das sonst Erlaubte versagt werden muß. Denn Ueberwindung, Zufriedenheit, Geduld, wo ein höherer Wille und Auctorität gezeigt werden, ist die höhere Stufe, welcher die christliche Erziehung zustreben muß. Ernst, Liebe und Consequenz dürfen dabei aber nie fehlen. — Solcher Einfluß des Menschen gränzt an das Geheimnißvolle der unmittelbaren persönlichen Berührung, beruht aber jedenfalls auf der Macht der objektiven Wahrheit und der Wahrhaftigkeit des, jene Wahrheit vertretenden, Subjektes, zugleich aber auch auf der Liebe und dem Vertrauen auf dieselbe, endlich auf dem Ernste und den Consequenzen, welche allen menschlichen Beziehungen zu Grunde liegen. Dieses sind die pädagogischen Kräfte, welche die Persönlichkeit jedes Menschen, um so mehr des Kindes, für's ganze Leben bilden und formen können. Am Meisten ist es aber die religiöse Wahrheit, Liebe und Consequenz, welche unwiderstehlich einzeln und zusammen wirken; ja, andere Beziehungen dieser Kräfte vermögen nur so viel, als sie auf jenen beruhen und daraus Leben und Kraft entnehmen. Die religiösen Wahrheiten müssen daher den Zögling überall umgeben, in direkter und indirekter Form an sein Herz und Ohr anschlagen, durch Unterricht, wie durch Gewöhnung sein *Eigenthum werden*, im Glauben, im Begriffe, in der Gesittung ihn erfassen und

seine Gefühle, Denk- und Anschauungsweise leiten und bilden. Denn die mächtige Kraft, welche sie so begierig und erfolgreich aufnimmt, ist er selbst, ist der Mensch, ist der nach Gott sich sehnende Geist, ist der auf Erlösung und deren Freiheit harrende Gefangene, welcher, in hülfloser Hülle und in jedem Unvermögen geboren, nach Kräftigung strebt und ringt, jeden Lichtstrahl von oben begierig und dankbar aufnimmt und sich daran entwickelt, stärkt und emporarbeitet. Hingebend und gläubig, wißbegierig und strebsam, hält sie selbst im Kinde fest und greift durch all den Wechsel und Schein nach dem Kern und Mittelpunkte durch, nach dem die Weisen aller Zeiten vielfach vergebens gesucht haben. — Nachdem wir im Vorstehenden den allgemeinen Begriff von Erziehung und Unterricht festgestellt, haben wir beide in ihren Beziehungen zum Staate zu betrachten. Zachariä, den man klerikalischer Sympathien schwerlich bezüchtigen wird, sagt in seinen vierzig Büchern vom Staate (Umarbeitung, Heidelberg 1842, Bd. VI.) sehr treffend: eine politische oder eine Nationalerziehung ist eine Volkserziehung, welche, sowie sie allein das Werk des Staates ist, so auch allein das Interesse des Staates — das eines bestimmten Staates — bezweckt. Da die neue Volkserziehung schlechthin und allein das Werk des Staates ist, so schließt sie (in der Idee) eine jede andere planmäßige Erziehung, sowohl die elterliche, als die kirchliche Erziehung, aus. Der Zweck der Nationalerziehung kann nur der Vortheil eines bestimmten, in der Erfahrung gegebenen Staates seyn. Durch den, allen Staaten gemeinschaftlichen, Zweck läßt sich die rechtliche Zulässigkeit oder Nothwendigkeit einer Nationalerziehung nicht begründen. Denn zufolge dieses Zweckes sind die Menschen nicht (wie es doch die Idee einer Nationalerziehung mit sich bringt) des Staates wegen, sondern ist der Staat der Menschen wegen da, aus welchen er besteht. So gewiß auch die Mittel verschieden seyn können und verschieden seyn müssen, von welchen der Staat zur Erreichung des Zweckes einer Nationalerziehung — und, je nachdem dieser Zweck hier diese, dort andere Besonderheiten hat, hier unter diesen, dort unter jenen Verhältnissen zu verwirklichen ist — Gebrauch zu machen hat: allemal wird zu einer Nationalerziehung auch eine Nationalreligion vorausgesetzt. Das heißt nicht so viel, als ob, wo es eine Nationalerziehung geben sollte, auch der Glaube und der Kultus des Volkes das Werk des Staates seyn müßte. Eine positive Religion, die blos Menschenwerk ist, kann unter keiner Voraussetzung zu dem Ansehen einer öffentlichen Religion, oder zu einem dauernden Einflusse auf die Denk- und Gemüthsart der Menschen gelangen; sondern nur so viel soll mit jenem Satze gesagt seyn, daß eine Nationalerziehung nur unter der Bedingung bestehen und gedeihen kann, daß sie sich an die Religion unmittelbar anschließt, oder mit der Religion gleichsam verwebt, welche nach dem Glauben des Volkes auf einer göttlichen Offenbarung beruht und daß nur der Staat diese Religion, ihrem Ansehen und ihrer Unabänderlichkeit nach, den Einrichtungen gleichstellt, welche er selbst in dem Interesse der Nationalerziehung getroffen hat. Uebrigens liegt auch das in jenem Satze, daß eine Religion, um einer Nationalerziehung zur Grundlage zu dienen, auch ihrem Inhalte nach eine Nationalreligion seyn muß. Denn, wie könnte sie sonst zur Erreichung des Zweckes dienen, welchen eine Nationalerziehung ihrem Wesen nach hat — die Menschen, aus welchen ein gegebener Staat besteht, ausschließlich zu Bürgern dieses Staates zu bilden?" .... Wenn nun Zachariä diesen Sätzen, deren einleuchtende Wahrheit wohl keiner Bekräftigung oder Erläuterung bedarf, die Bemerkung beifügt: eine Nationalerziehung könne sich nur bei einem Volke erhalten, welches von der übrigen Welt möglichst abgeschlossen sei; bei den christlichen europäischen Völkern aber, besonders denen germanischer Abkunft und bei der heutigen Entwickelung des Verkehres sei deren Durchführung eine reine Unmöglichkeit: so ist hiemit auch hinreichend der Plan irgend einer Staats- und Nationalerziehung charakterisirt. Indem wir uns nun den Verhältnissen des Unterrichts in den hauptsächlichsten europäischen Staaten zuwenden u., wie billig, mit Deutschland beginnen, legen wir unserer Darstellung

den Satz zu Grunde: die Frage des Unterrichts ruht in der religiösen Frage, d. h. in der Frage über die Stellung der Kirche zum Staate, wie die Seele in dem Leibe. Der Hauptwerth unserer deutschen constitutionellen Verfassungen kann nur darin bestehen, daß sie das, was des Staates ist, genau zu scheiden suchen von dem, was der freien Selbstbestimmung seiner Glieder vorbehalten bleiben soll. Dahin gehört Alles, was zum Zwecke ihrer eigenen persönlichen Befriedigung gereichen u. von ihnen selbst, ohne die gemeinsame Sicherheit zu gefährden, durch persönliche Anstrengung und Kraftentwickelung erreicht werden mag. Denn der Staat soll nur dem Zwecke der persönlichen Befriedigung seiner Glieder dienen und, wenn er auch nicht auf den bloßen Sicherheitszweck zu beschränken ist, so kann er doch, was darüber hinaus liegt, nur durch freiwilliges Zusammenwirken seiner Glieder erreichen. Dieses Zusammenwirken ist in Allem, was den Glauben und den Cultus berührt, unmöglich geworden durch die Religionsspaltung des 16. Jahrhunderts und Religions- und Gewissensfreiheit ist daher, nebst der Preßfreiheit, das Erste, was wir seitdem vom Staate begehren und was unsere heutigen Verfassungen uns auch, als eine Folge oder „Errungenschaft" der letzten Märzstürme, gewähren. Diese Freiheiten sind untrennbar: wozu das Gewissen uns treibt, das müssen wir auch frei äußern und bekennen dürfen und zwar nicht blos in Hinsicht der Religion und des Cultus, sondern auch in Hinsicht der sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Dieses Alles ist Sache des Gewissens und, was wäre Gewissensfreiheit, wenn sie nur in dem, der Gewalt ohnehin unerreichbaren, Gebiete der Gedanken und Empfindungen bestände? — Was der westphälische Friede den Ständen des deutschen Reiches sicherte, das jus reformandi, d. h. das Recht, den Glauben und die Religionsübung in ihren Gebieten zu bestimmen und zu ändern, das ist durch unsere Verfassungen jetzt Gemeingut aller Deutschen geworden; und wie der Landgraf Moriz von Hessen sagte: „die Freiheit in Religionssachen ist der Stände höchstes Regal," so erblicken auch wir darin das höchste unserer politischen Rechte. Unser Gebiet ist unser Haus und unsere Familie. Darein eingreifen, um unsere Kinder zu einem Unterricht zu nöthigen, der unserem Gewissen widerstrebt, das heißt nicht blos das Kostbarste unserer politischen Rechte verletzen, sondern geradezu die erste Grundlage des öffentlichen Friedens und politischen Bestandes mit frevelnder Hand angreifen. Während in der Verfassung die Scheidung des Staates und der Kirche und die freie Wahl des Glaubensbekenntnisses gesichert wird, tragen Mitglieder von Deputirtenkammern unter Beifall, (wie es vor einigen Jahren in der badischen Kammer geschah) auf Aufhebung der Confessionsschulen und auf Herstellung gemischter Staatsschulen an, „um die so wünschenswerthe Vereinigung beider Confessionen zu einer wahren christlichen Kirche zu fördern". Das System der Staatsschulen u. noch mehr die ganze Lehre von dem Staatshoheitsrecht und Staatsmonopol der Erziehung und des Unterrichts ist ebenso unvereinbar mit dem Buchstaben der deutschen Verfassungen, wie mit dem Geiste christlicher Staaten. Gegen diese letztere Behauptung wird umsonst der historische Beweis versucht, daß die Kirche selbst die Schulanstalten des Staates begünstigt, dessen Einschreiten sogar hervorgerufen und zur Durchführung des von ihm beabsichtigten Unterrichtssystems bereitwillig die Hand geboten habe. Schon der Versuch dieses Beweises zeugt jedoch von einem völligen Mißverständnisse der Geschichte. Die Kirche hat nie die weltlichen Wissenschaften für unentbehrlich gehalten oder gering geachtet, mithin auch nie gegen weltliche Schulen Etwas einzuwenden gehabt. Sie hat immer und in allen Stücken den Grundsatz festgehalten, daß die Staatsgewalt zu Allem, was die im Staate öffentlich anerkannte Glaubens- und Sittenlehre fordere, oder nach derselben dem Volke heilsam sei, ihre Macht gebrauchen und die Säumigen oder Widerstrebenden zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten solle. Aber sie hat stets und überall die *Anmaßung* bekämpft, irgend eine menschliche, blos von Staatswegen dekretirte, Lehre *dem Volke gegen* seine Ueberzeugung aufzudringen und hat stets und überall den

Gebrauch der Wissenschaft verworfen, der, statt die ewige Wahrheit zu fördern, ur sie zu verdunkeln und von ihr abzuleiten strebte. Sie muß also ein Schulsystem verwerfen, welches geradezu die Lehrgewalt der Kirche läugnet und für en Staat in Anspruch nimmt; welches, das wahre und rechte Verhältniß umehrend, die weltliche Wissenschaft zur Hauptsache, die religiöse Erkenntniß zur Nebensache macht und die Bildung der Staatsangehörigen für diese Welt als as Wesentliche und Unerläßliche, die Erziehung der Menschen aber für jene Welt als das Allergleichgültigste, als eine Geschmacksache so zu sagen jedes Einelnen, behandelt (Historisch-Politische Blätter für das kath. Deutschland, Bd. XIV., Heft I. 1844. Ueber das Schulwesen in Deutschland). Ohne sich übrig ns auf en Standpunkt der Kirche zu stellen, vom rein weltlichen Standpunkte aus, muß eder, nicht von der Leidenschaft Geblendete, einsehen, daß im Erziehungs- und Unterrichtswesen von einer ausschließlichen Berechtigung des Staates so wenig, ls der Kirche, die Rede seyn kann. Mit Recht haben sich die Katholiken in Frankreich gegen den Vorwurf verwahrt, als bekämpften sie das Monopol des Staates nur, um das der Kirche oder gar das der Jesuiten an die Stelle zu tzen. Nicht für den Staat, nicht für die Kirche ist der Mensch zu erziehen; ondern für sein eigenes Heil, d h. für die Freiheit und für Gott. Denn durch ie Freiheit soll er zu Gott u. durch Gott soll er zur wahren Freiheit gelangen. Um der Freiheit willen theilt sich aber die Menschheit in die Wirkungskreise des Staates und der Kirche und des, die Befriedigung des Einzelnen ausschließlich ezweckenden, Privatlebens und keiner gehört einem dieser Kreise allein an; keiner ann und darf sich daher auf einen dieser Kreise allein beschränken. Keiner soll nd darf folglich auch für einen dieser Kreise allein gebildet werden, sondern es at, wie auch immer die Berufsarten der Einzelnen sich theilen, jeder von diesen Kreisen an Jeden von uns seine eigenen Ansprüche und für seine Bildung das Seinige zu leisten. Es entsprechen aber diese drei Wirkungskreise den drei Hauptichtungen der menschlichen Entwickelung, nach der Seite des Gemüthes, der eistigen Erkenntniß und der äußern Thatkraft und, wie die Perioden dieser Entwickelung auf einander folgen, so sollen naturgemäß auch die Einwirkungen dieser rei Lebenssphären auf die Errichtung und Bildung jedes Einzelnen sich ablösen. Zuerst also gehört der Mensch dem Kreise der Familie und des Privatlebens an, wo er allein unter der pflegenden Hand der Mutter, der Verwandten und Wohlthäter, lieben und vertrauen und aus Liebe und Vertrauen folgen und gehorchen ernt. Dann übernimmt ihn die Kirche, um ihn zu unterweisen in der Wahrheit nd ihn selbstständig zu machen in jenen Ueberzeugungen, von welchen sein zeitliches und ewiges Heil abhängt. Endlich, wenn der Zeitpunkt der sittlichen Reife gekommen, tritt der Staat an ihn heran mit der Forderung, daß er nun er in ihm aufkeimenden Kraft auch eine nützliche Richtung gebe und vermittelst er, vom Staate gegründeten, Unterrichtsanstalten sich rüste; um seine Stelle in er menschlichen Gesellschaft auszufüllen. Diese Scheidung der Perioden der äuslichen, kirchlichen und politischen Erziehung ist nicht nur in der Natur der Sache gegründet, sondern auch durch den heutigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß und des gesellschaftlichen Lebens zur unbedingten Nothwendigkeit geworden. Da es keine Staatsreligion mehr gibt, so kann der Staat seine Angehörigen für seine Zwecke und Anstalten erst dann in Anspruch nehmen, wenn sie ereits religiös selbstständig sind. Ueber Zusammenhang und Gliederung der menschlichen Erkenntnisse ist Täuschung nicht mehr möglich. Es ist durch allzu ittere Erfahrung klar geworden, wie alle besonderen Erkenntnisse nur auf einer allgemeinen Grundlage bestehen können, die man entweder sich selber macht, oder ls gegeben hinnimmt und benützt. Diese allgemeine Grundlage ist die Ansicht von dem Ursprunge und Endziele des Menschen. Wie die Idee des Seyns allen inzelnen Behauptungen von irgend einem Daseyn zum Grunde liegt, so ist diese Vorstellung von des Menschen Ursprung und Ende die stillschweigende Voraussetzung, *von der alle seine Bestrebungen* getragen werden. Alles gewinnt für

uns eine andere Gestalt und Bedeutung, je nachdem wir in dieser Beziehung der heiligen Ueberlieferung trauen, oder auf unsere eigene Forschung und Einsicht uns angewiesen glauben; Ziel und Streben des Unterrichts wird augenblicklich ein anderes. Ist die Aufklärung über das, worauf zuletzt Alles ankommt, als der Preis unserer eigenen individuellen Anstrengungen ausgesetzt, so ist kühnes Selbstvertrauen das Erste, was uns Noth thut und, von sicherem Gefühle geleitet, sucht auch der Schüler vor Allem damit sich auszurüsten. Es bedarf nicht, daß der Lehrer es ihm predige; wollte er hindern darin, er könnte es nicht. Die nothwendige Folge ist, daß der Schüler zunächst seiner Natur folgt, wie sie ist und höchstens der Gewalt weicht, wenn es auf ihre Befriedigung ankommt. Nimmt er auch ihre Eingebungen nicht für den absoluten Maßstab aller Wahrheit, so betrachtet er doch jedenfalls das Spiel derselben als völlig gleichgültig für das Resultat seiner geistigen Forschungen und sucht im glücklichsten Falle seine Zeit so zu theilen, daß das sinnliche Leben nicht störend eingreife in seine geistige Thätigkeit. Die Bildung scheidet sich dann von der Wissenschaft und, wie diese sich oft mit der größten Rohheit gepaart, so findet sich jene nicht selten bei der schmachvollsten Unwissenheit bis zur übermüthigsten und weichlichsten Verfeinerung gesteigert. So wird der Unterricht verschmäht, oder nur als ein Mittel zur Befriedigung des Hochmuths und des Eigendünkels, oder der allergemeinsten Selbstsucht benützt. Es bedarf nun wohl nicht erst der Bemerkung, daß auf der Grundlage der Ueberlieferung nur die katholische Lehre ruht und Angesichts der allgemeinen Erfahrung, die in unserer Zeit nur allzusehr die Richtigkeit des eben Vorgetragenen bezeugt, wird wohl Niemand, der dieses beherzigt, zu behaupten wagen, daß es einen confessionell gleichgültigen Unterricht in irgend einem Zweige der Erkenntniß geben könne. Ganz vorzüglich aber gilt unser Satz von dem sogenannten klassischen Unterrichte. Wohlweislich hat die Kirche und haben alle kirchlich gesinnten Meister der Erziehungskunst, bei der vollsten Anerkennung der Unentbehrlichkeit und bildenden Wirksamkeit dieses Unterrichts, doch ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß er nicht anders, als auf eine ganz feste und entwickelte religiöse Erkenntniß geimpft und durch und durch von der kirchlichen Disciplin beherrscht werde. Man muß die Ordnung der ersten christlichen Schulen der Vorzeit, die Anweisungen eines Hieronymus, Augustinus, Cassiodor und Vincenz von Beauvais gelesen haben, um in unserer Zeit sich eine Vorstellung von dem Umfange dieser Fürsorge zu machen. Alles war darauf berechnet, die ganze Fülle der formellen Entwickelung aus den Geisteswerken der Alten sich anzueignen, den G e i s t des heidnischen Alterthums aber fern zu halten. Seit der sogenannten Wiedergeburt des wissenschaftlichen Studiums sucht man aber mehr u. mehr gerade mit dem G e i s t e der Alten sich zu durchdringen und — dann soll ein geistlicher Religionslehrer mittelst einiger Unterrichtsstunden die Schüler zu Christen bilden! Nur eine, von protestantischer Anschauungsweise so gänzlich beherrschte Zeit, wie die unserige, konnte über die Bedeutung einer blos theoretischen Belehrung sich in solchem Grade täuschen. Man glaubte zuletzt noch gewissermaßen ein Ueberflüssiges für die religiöse Richtung des Unterrichts und die kirchliche und confessionelle Sicherung der Schüler zu thun, wenn man dem Religionslehrer einen religiös gesinnten, bei confessionell gemischten Schulen für jede Religionspartei besonders gewählten, Lehrer der Geschichte an die Seite stellte; als ob ein Lehrer, der den vom Geiste des Heidenthums erfüllten, Schülern die Ereignisse der Vorzeit aus christlichem Gesichtspunkte zu betrachten befiehlt, bei diesen den geringsten Glauben finden könnte! Man wird unsere Aeußerung vielleicht hart oder mindestens gewagt finden; aber, wenn die oft wiederholte Behauptung von einer relativen Ueberlegenheit der protestantischen Studienanstalten in Deutschland über die katholischen einigermaßen gegründet ist, so scheint uns, abgesehen von einer Menge anderer Ursachen, die dabei in Betracht kommen, ein Hauptgrund darin zu liegen, daß der Geist des Protestantismus, wie er aus *dem Wiedererwachen* der humanistischen Studien gleichsam sich entwickelte, so bei

fortschreitenden Ausbildung auch dem Eindringen in den Geist der Alten
weit förderlicher erweisen mußte, als der katholische Glaube. Die katholische
ung aber, von ihrer eigenthümlichen Grundlage losgerissen und in die ihr
en Bahnen mehr und mehr hineingezogen, mußte immer schwächer und
cher werden. Auch da, wie in Sachen der gemischten Ehen, mußten wir
Aeußersten gedrängt werden, ehe wir den Abgrund erkannten, der unter
n Füßen gähnte. Jetzt ist die Krisis eingetreten und vermehrter Druck, wo
ttfinden sollte, wird nur dazu dienen, die Heilkraft der Kirche mächtiger zu
en und die rückläufige Bewegung zu beschleunigen. Das Staatsmonopol
Unterrichts kann nicht länger mehr vor der öffentlichen Meinung bestehen.
zum Hoheitsrechte gestempelte Monopol des Unterrichts und der Erziehung
nur auf das Prästigium, d. h. auf das blendende, Alles überstrahlende An-
womit die weltlichen Regierungen seit dem 15. Jahrhundert in immer stei-
m Maße sich umkleideten und auf den Glauben und das Vertrauen, womit
ölker von dort an, besonders in Hinsicht ihrer geistigen und sittlichen In-
n, immer ausschließlicher ihnen entgegenkamen, gegründet werden. Dieser
er ist vernichtet und jenes Ansehen der Regierungen und der Glaube an
Staat ist leider bereits unter das gebührende Maß heruntergesunken u. noch
im Sinken begriffen. Wo ist noch Autorität, ausser bei der Kirche u.
olksführern, wie O'Connell, die in der religiösen Uebereinstimmung mit
Massen und in der hervorleuchtenden Bethätigung streng sittlicher Ueberzeug-
das Geheimniß einer begeisternden Wirksamkeit gefunden oder bewahrt
? Ohne Autorität indessen ist keine Erziehung und kein Unterricht, ins-
ere aber keine harmonische, einheitliche Führung der Unterrichts- und Er-
gsanstalten möglich. Und was sind Erziehung u. Unterricht ohne Einheit
Führung? Fast jeder Lehrer in unseren öffentlichen Unterrichtsanstalten
ber Grund, Ziel und Mittel der Erziehung seine besonderen Ansichten, mit
tschiedenen Absicht, sie nach Kräften geltend zu machen. Keiner hat in der
von jenem Gehorsam, der selbst die Einsicht und Ueberzeugung einem
Ermessen unterzuordnen gebietet, auch nur die entfernteste Vorstellung;
ge sind, die nicht, wenn sie könnten, zu Reformatoren oder mindestens zu
führern sich aufwerfen würden. Wechselseitige Befehdung unter ihnen, Un-
bung ihres Ansehens, Uebereinstimmung nur in der Nichtbefolgung der vor-
iebenen Methoden und in der Nichterfüllung der von der Regierung kund-
nen Absichten ist die Folge davon. Und da hilft kein Befehl und keine
lt; was nur die Frucht des einträchtigen, freiwilligen Zusammenwirkens
seyn kann, das läßt sich nicht erzwingen. Darum ist in Unterrichtsge-
und Schulplänen kein Heil. Nur die freie Concurrenz kann wieder den
und die Kraft wecken zu gedeihlichem Wirken. Die Unterstützung des
es sei dann der Preis des besten Erfolges. Unter dieser freien Concurrenz
en wir indessen nicht einen Zustand, wo die Regierung die Zügel aus der
ließe, um das Unterrichts- und Erziehungswesen dem Spiele des Zufalles
dem Unwesen habsüchtiger Spekulanten preiszugeben. Wer unsere Worte
deutete, würde uns eben so mißverstehen, wie der Minister Villemain ge-
die Absichten der französischen Bischöfe mißdeutete, als er in der Pairskam-
nsrief: „es müsse sich zeigen, ob nun völlige Anarchie herrschen solle, oder
etwa eine Klasse von Unterthanen gebe, die, unter Berufung auf ihr Ge-
, sich über jedes Gesetz erheben und aller Aufsicht entziehen könnten.“ Dar-
chte die französische Geistlichkeit nicht; aber, indem sie sich in ihrem Wider-
gegen den pantheistischen Unterricht der französischen Universität auf ihr Ge-
berief, berief sie sich auf ein Gesetz, welches in Frankreich u. in der Charte
ich anerkannt ist, auf das Gesetz des christlichen Glaubens, als dessen Or-
e auftrat. Sie begehrte nicht zügellose Freiheit; aber sie protestirte gegen
vernünftige und tyrannische Umkehrung der Verhältnisse, wonach die Un-
gen über den Glauben zu Gericht sitzen und, als gäbe es keine Kirche in

Frankreich, wonach von dem Geistlichen, der eine Schule errichten will, nicht das Zeugniß eines Bischofs, sondern das Zeugniß und die Empfehlung von Leuten gefordert wird, die entweder als Gläubige von ihm Belehrung und Anweisung zu empfangen hätten, oder als Ungläubige in der Lage sind, durch ihr Lob ihn zu schänden und durch ihren Tadel gerade sein Lob zu verkünden. So begehren auch wir in Sachen des Unterrichts und der Erziehung keine andere Freiheit, als die, welche in Sachen des Glaubens besteht. Unter dieselbe Autorität, wie der Gläubige, sei auch das mit dem Glauben so eng verknüpfte Unterrichts- und Erziehungswesen gestellt und, wie die Wahl des Glaubensbekenntnisses, sei auch die der Unterrichtsanstalten freigegeben, bis zu dem Augenblicke, wo der Eintritt in das öffentliche Leben die Erfüllung der für den Dienst des Staates erforderlichen Befähigungsvorschriften nothwendig macht. Ist die Rückkehr zur Einheit des Glaubens überhaupt noch möglich, so ist sie gewiß nur auf diesem, vom Könige von Preußen bezeichneten, Wege des Wetteifers unter den, um den Namen der christlichen sich streitenden, Glaubens-Parteien zu hoffen. Es ist eitele Verblendung, Spiegelfechterei der Leidenschaft, wenn man in dieser Unterrichtsfrage mit den Gespenstern von klerikalischer Usurpation und hierarchischem Despotismus sich und Andere ängstigt und dagegen mit Planen von Säcularisirung des Unterrichts und politischer Monopolisirung des Erziehungswesens sich herumträgt. Es säcularisirt sich Alles von selbst: die Menschheit läßt sich in dem geheiligten Kreise religiöser Betrachtung nicht festbannen. Sie schmeichelt sich aber auch vergebens, immer und ewig auf den üppigen Auen des irdischen Lebensgenusses sich herumtreiben und blos mit den Früchten ihrer äußern, zeitlichen Betriebsamkeit erlaben zu können. Es kommen die Tage der Trübsal, es kommen die Tage des Alters, wo sie nothgedrungen wieder ihren Blick zurückwendet nach den Gegenden ihres Ursprungs, nach den Höhen, von wo sie herabgekommen u. fragt nach dem Vaterhause, wo sie einkehren möge. Solche Tage sind über uns gekommen, wir sind ein alterndes Geschlecht und die Lenker der Staaten stemmen sich vergeblich wider den mächtigen Zug, der die Masse der Müden und Sehnsüchtigen fortreißt, entweder mit raschem Sprunge sich der Vernichtung zu weihen, oder in der Rückkehr zu Gott den Frieden zu suchen, der allein noch als ein wahres Gut sie anzuziehen, auf ihre welke Phantasie eine Art von Reiz zu üben im Stande ist. „Frei will die Wissenschaft seyn und nur im Göttlichen ihr Maß, ihre Ordnung finden.“ Was Wunder also, wenn in unseren Tagen der Emancipation aller Kräfte die Wissenschaft auch ihre Freiheit sucht von den Banden der Unterrichtspolizei des Staates, welcher mit seinem äußern Zwange — und zu diesem hat er die Sanktion seiner Autorität selbst herabgewürdigt — die geistige Höhe der Wissenschaft nicht erreicht; wenn die Schule die Polizei nicht als eine Ebenbürtige, geschweige als eine Höhere anerkennen will. Und hat denn diese Unterrichtspolizei mit ihren Argusaugen das Heiligthum, die Unschuld der Schule bewahrt? Hat sie nicht vielmehr den Unterricht als einen Diebsschlüssel in das Heiligthum der Kirche gebraucht und mit deren äußerer Autorität die Geltung des Staats selbst erschüttert und begraben? Hat sie nicht aus ihren Schullehrerseminarien Schaaren von Volkslehrern entlassen, welche in eiteler Halbwisserei gerade das nicht gewonnen haben, was die Grundlage jedes gesegneten Volksunterrichts seyn muß: die Religiosität, welche, statt angehalten zu werden, sich streng an die Aufgabe ihres Amtes zu halten und dieses in einer langen stätigen Praxis ein- und durchzuüben, hinaufgeführt wurden in eine Reihe von Wissenschaften, für welche den Schülern die Vorbildung gebricht, von denen sie nur Bruchstücke in unsicherem Dunkel entwenden und statt Gründlichkeit die Halbheit in ihrem Berufe erholen, Eckel vor dem, nach ihrem Dünkel als zu nieder erscheinenden Geschäft, statt Gottesvertrauen den tödtenden Skepticismus gefunden haben?...“ Und damit ja die äußere Organisation des Volkslehrerthums dem innern Gewirre ihrer Pflanzschule entspreche, hat man sie von der Geistlichkeit *bis zur Ungebühr emancipirt*, ihnen einen offiziellen Instinkt gegen das Kirchliche

:ingebildet. Die Früchte solcher Verbildung sind auch nicht ausgeblieben: in dem Stande dieser Schullehrer hat sich eine förmliche Opposition, nicht blos gegen die Kirche, sondern gegen den Staat selbst erhoben und, so vielerlei in diesen Schulen getrieben wird, ein sittlicher Erfolg will sich bei ihnen nirgends zeigen und, wird auch das Werkzeug des Lernens mitunter ordentlich herangezogen, der Inhalt bleibt aus, die gottesfürchtige Lehre, welche wie im System den ganzen Unterricht durchsetzen soll: ein Mangel, den die ausnahmsweise Nachhülfe der Geistlichen oft nicht heilt" ... „Die Schüler wenden sich aber aus der Volksschule entweder zu gelehrten, oder zu gewerblichen Berufen. Für die letzteren hat die, die Industrie anbetende, Zeit in vielfachen Abstufungen gewerbliche Schulen angelegt, allein man hat meist mit dem Gipfel den Bau angefangen und, wie gewerbliche Universitäten, die polytechnischen Schulen zuerst gegründet, statt sie auf die breite Unterlage niederer gewerblichen Schulen zu stützen und diese mit der Uebung in den Werkstätten in lebendigen Verband zu setzen. So fehlt das Fundament, allein auch dem ganzen gewerblichen Lehrkreise die Unterordnung ..." „Für die Erziehung geschieht aber an diesen Schulen gar Nichts und so zeigen sie denn auch bald eine auffallende Verwilderung ihrer Jugend. Den Schülern der Gelehrtenschulen geht es in dieser Beziehung nicht besser: die Disciplin ist vor den Phantomen einer sich so nennenden Selbstentwickelung der Zöglinge, als des Prinzips dieser Schulen, hier zurückgewichen. Und der vervielfältigte Lehrstoff und seine Anordnung hilft nach. Es wird allerlei und zu vielerlei getrieben und Nichts zu einer ernsten Vollendung gebracht. Was aber am meisten schadet, ist dieses, daß hier jede Cohärenz der Lehre mangelt, wodurch sie sich zu einem lebendigen System gestaltet und die Jugend sich so unterordnet, daß es, zur zweiten Natur geworden, sie ins Leben begleitet. Die einzige Einheit, welche sich darstellt, ist ein mechanischer Schulplan, selbst ohne Leben und somit unvermögend, Leben zu geben. Die Lehrer aber, aus Laien und Geistlichen genommen, haben kein Programm als Alle bindendes Symbol der Schule. Jeder lehrt nach eigenem Styl und Fug. Alle Lehre bleibt so zerrissen, und die Sehnsucht nach lehrenden Associationen mit einer einheitsvollen Doctrin und Disciplin erwacht bei den Einsichtsvollen täglich fordernder. Weil aber bei der zurücktretenden Erziehung Zucht- und Sittenlosigkeit eintritt, so senden viele gewissenhafte Hausväter gleich Anfangs ihre noch unverdorbenen, oder ihre in den Mittelschulen verdorbenen, Söhne ins Ausland zu lehrenden Congregationen, welche sie alle wohl unterrichtet und gesittet, die verwildert empfangenen aber gebessert zurückgeben. Und diese Zusammenhangslosigkeit, diese wissenschaftliche und kirchliche Glaubenslosigkeit und der Unglaube in beiderlei Beziehung walten gleich verheerend an den Universitäten. Unter dem Drucke der Unterrichtspolizei kann sich ein individueller Charakter dieser Anstalten nicht ausprägen, so daß eine, in Wissen und Wollen übereinstimmende, Zahl von Lehrern ähnlich gestimmte berufen können und so ein bestimmtes, charaktervolles Lehramt sich zu erbauen vermöchte. Wäre das Ergebniß einer solchen Majorität die Verneinung, so würde sie, sich selbst verneinend, sich bald vernichten und dieses wäre ein Gewinn. Wäre aber diese Mehrheit eine erbauende, so wäre dieses ohnehin ein Segen. Solche fruchtbare Einheit will die, das Kultusministerium erfüllende, Bureaukratie nicht sehen. Divide et impera, gilt auch hier. Ist eine gute Lehrkraft wie ein Zufall gewonnen, schnell wird eine schlimm gesinnte vorgeschoben und so die Bestreitung und Selbstzerstörung in den Lehrkörper gestreut. Was der Zuhörer von dem einen Lehrstuhle von der Gluht des Glaubens vernommen: von dem andern herab wird es bezweifelt, von dem dritten bestritten, von dem vierten vernichtet. Daß hier ein kirchlicher oder wissenschaftlicher Glaube in einem gesunden, kräftigen corpus doctrinae einwachse, gewinne, absorbire, ist zu denken nimmer möglich. Und fern vom Vaterhause und von der Mittelschule nicht mit Zucht ausgestattet und bewaffnet, verirrt sich der Jüngling in der zu schroff erlangten Freiheit, welche an der Disciplinargewalt der Universitätsgerichte nur bei groben äußeren Verirrungen

Halt und Repression findet. Eine Art höherer Erziehung aber durch einen engern Verkehr zwischen dem Professorat und den Zuhörern zu ermöglichen, scheitert an der Indifferenz der ersteren und an der Gleichgültigkeit der letzteren: ein Universitätsgottesdienst besteht aber entweder gar nicht, oder blos verkümmert. Und aus der Hand solcher Schulen sollte nun die Kirche ihre Diener nehmen? Sie, welche noch in ihrer letzten allgemeinen Versammlung zu Trient, Sess. XXIII, cap. 18, ausgesprochen hatte: „Cum adolescentium aetas, nisi recte instituatur, prona sit ad mundi voluptates sequendas, nisi a teneris annis ad pietatem et religionem informetur, antequam vitiorum habitus totos homines possideat, nunquam perfecte ac sine maximo ac singulari prope modum Dei omnipotentis auxilio in disciplina ecclesiastica perseveret: sancta Synodus statuit, ut singulae Cathedrales, Metropolitanae atque majores ecclesiae pro modo facultatum et dioecesis, vel ejus provinciae, si ibi non reperiantur, numerum in collegio ad hoc prope ipsas ecclesias, vel alio in loco convenienti, ab Episcopo eligendo, alere ac religiose educare et ecclesiasticis disciplinis instituere teneantur. In hoc vero collegio recipiantur, qui ad minimum duodecim annos et ex legitimo matrimonio nati sint ac legere et scribere competentes noverint, et quorum indoles et voluntas spem asserat, eos ecclesiasticis ministeriis perpetuo inserviturος." So tief hat die Weisheit der Väter des Concils geblickt, daß dem Dienste des Heiligen die Seelen ihrer Diener früh zugewandt werden sollen. So weit ist es aber bei uns, unter dem glaubensvollen Schulwesen, gekommen, daß der Klerus keine Jünglinge zur Ergänzung seines geistlichen Heeres mehr findet. Sinnlich und ohne christlichen Ernst herangebildet, meiden sie das Heiligthum. Und sonderbar, eine die christliche u. kirchliche Ordnung verschmähende Regierung sieht sich genöthigt, wider Willen auf die Gründung von Knabenseminarien für die Ergänzung des geistlichen Standes einzugehen. Allein, ist denn die andere, nicht dem Priesterberufe sich weihende, Jugend nur eine schlechte Materie, verfügbar unchristlichen Experimenten? Soll der Staat hinnehmen, was die Kirche zu nehmen verschmäht? Bedarf er in seiner Erschüttertheit nicht eines gleich sittlichen bürgerlichen Priesterthums der Beamtung? Haben die ehrwürdigen Ahnen ihre, mit großen Entbehrungen gemachten, Stiftungen so schlimmen Versuchen, solchen Sacrilegien an dem jungen menschlichen Geiste gewidmet? Zahlen die Familienväter ihre schweren Steuern, daß man um das, aus der Staatskasse entnommene, Schulbudget die Seelen ihrer Kinder verderbe, oder doch wenigstens vernachlässige? — Auch da hat Frankreich die thränenreiche Prärogative geübt, den anderen Staaten Europa's mit erhebendem Beispiele voranzugehen. Sein Episkopat, fromm und gesinnungsreich und kräftig, hat den Atheismus oder die Indifferenz der Schule offen angegriffen. Und doch hat er seine theologische Jugend in den kleinen und in den großen Seminarien geborgen. Allein nicht will er auf geweihter Brust die Gewissenlosigkeit tragen, die, zur Leitung des christlichen Staates und der christlichen Gesellschaft sich vorbereitende, Jugend unter dem Drucke des Indifferentismus, der Glaubensarmuth, der Zweifelsucht und des Unglaubens zu belassen. Gestützt auf seine heilige Pflicht, auf die Verzweiflung der Hausväter, will er die Jugend zu heiligen Ueberzeugungen gewinnen, einem kirchlichen Leben hingeben, dem Gewissen und seiner Freiheit Raum und Kraft und dem Staat, der nur vom Glauben, nicht vom Zwange lebt, Unterlage und Stütze geben. Und dieser Streit des französischen Episkopats mit dem bedrückenden Unterrichtsmonopol der Universität hat einen ernsten Widerhall in deutschen Landen gefunden. In einer glaubenslosen Zeit — und offenbar ist eine solche die Gegenwart — ist der Unterricht allein der Weg zur Kirche. Die Seele lebt und stirbt in der Gegenwart durch den Unterricht. Und die Kirche ist in Deutschland lahm für denselben. Und doch könnte sie, trotz der Schnürung durch die Unterrichtspolizei, in der Macht der Association sich selber helfen, hätte sie lebendig in der Seele das Bewußtseyn ihrer Sendung. So hat denn auch, unabhängig von dem französischen Episkopat, jener Erzbischof, der sich in Gott

hare Clemens August von Köln, in einer Schrift, wo er in fester Erkenntniß die Stellung der Kirche zum Staate erfaßt (Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, Münster 1843) auch über die Einwirkung der Kirche auf den öffentlichen Unterricht Worte tiefen Wissens und christlichen Heils geredet." (Hofrath Dr. Buß, „Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholizismus in Frankreich und in Deutschland. Nachgewiesen an den jüngsten und wichtigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat." Heft I.: Der Streit über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts; Schaffhausen 1847). Indem wir somit zu der Geschichte und Lage der Unterrichtsfrage in Frankreich hinübergeführt worden, bemerken wir, daß das ewig denkwürdige Jahr 1848 auch in unserem Universitätswesen eine große Umwälzung vorbereitet. Was im Obigen vom Drucke des Polizeistaates auf diese Anstalten, von deren Bevormundung gesagt worden, wird wohl fortan nur eine geschichtliche Wahrheit seyn. Die preußischen Universitätscuratorien sind bereits aufgehoben und die vorberathende Versammlung deutscher Universitätslehrer, im Herbste 1848 zu Jena zusammengetreten, wird vom wesentlichsten Einfluß auf die freiere Gestattung der Universitäten seyn, wie auch bereits die Hochschule Gießen, im Sinne der Beschlüsse jener Versammlung, sich eine neue Organisation gegeben. Sodann hat auch die Frankfurter verfassunggebende Versammlung beschlossen u. als Grundsatz aufgestellt: „die Wissenschaft u. ihre Lehre ist frei;" anderseits hat sie freilich das wahre Wesen der Unterrichtsfreiheit gröblich mißverstanden, indem sie sich für völlige Lostrennung der Schule von der Kirche ausgesprochen. Zu der Zeit, als die Grundsätze des Lutheranismus fast in allen Ländern Europa's Eingang gefunden hatten und der katholischen Religion und Kirche Zerstörung und Untergang drohten, stellte sich Ignatius von Loyola die Aufgabe, der Reformation mit einer Gegenreformation zu begegnen. Er verband sich mit mehren Gleichgesinnten zu dem Werke der Reformation, deren die Zeit bedurfte, zu dem Werke des Heiles, wodurch die Autorität gerettet werden sollte, die von den protestirenden Reformatoren mit Füßen getreten wurde. Das Mittel, wodurch die katholische Reformation bewerkstelligt werden sollte, war die Erziehung. Loyola selbst gründete eine Menge Unterrichtsanstalten mit einer Aufopferung, wie sie nur das vollendete Christenthum hervorbringen kann. In kurzer Zeit ging das Geschäft der Erziehung beinahe in ganz Europa in die Hände der Jesuiten über. Dadurch gewann der Orden einen Einfluß auf den Geist der Zeit und auf die Bildung des Jahrhunderts, der mit jedem Tage zunahm und in immer schärfern Gegensatz zu dem modernen Heidenthume trat, das durch die protestantische Reformation hervorgerufen worden. Aber in demselben Maße, in welchem ihr Einfluß wuchs, nahm auch die Zahl ihrer Neider und Gegner zu und, als die Philosophie des vergangenen Jahrhunderts mit den Encyklopädisten alle Scham auszog und allen Glauben verhöhnte, wurden hauptsächlich die Jesuiten die Zielscheibe ihres gotteslästerlichen Witzes. Der Orden ward zwar gestürzt, allein nicht sein Einfluß auf Erziehung und Lehre. Im Jahre 1814 ward er bekanntlich wieder hergestellt. In Frankreich wurde er vom Staate nicht anerkannt, allein er schlug im Volke um so tiefere Wurzeln u. es entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben zwischen dem Unglauben und der Religion, beide vertreten von der Universität und dem Klerus. Die Axe, um die der Kampf sich dreht, ist die Freiheit des Unterrichts. Vor der französischen Revolution hatte jeder Bürger das Recht, Kinder wo und von wem er wollte unterrichten zu lassen, ohne deshalb besondere Nachtheile für sie befürchten zu müssen. Von einem Monopol wußte man durchaus nichts; weder der Staat, noch die Geistlichkeit besaß ein solches; so war z. B. selbst der Rektor der Universität häufig ein Laie. Und der Klerus bildete in Bezug auf den Unterricht keineswegs eine Corporation, wie so häufig behauptet wird. Die verschiedenen Orden hatten auch verschiedene Unterrichtsanstalten, in denen verschiedene Methoden rc. eingeführt waren. Die Universitäten hatten kein anderes Recht, als das Recht der Aufsicht über die Schulen in ihrer Provinz, aber diese Aufsicht war durchaus negativer Natur und die

Könige besaßen kein anderes Recht, als einzelnen Anstalten oder Corporationen gewisse Freiheiten und Vortheile zu gewähren; allein dieses Recht stand auch außerdem Jedem frei, der irgend ein Interesse an dieser oder jener Anstalt hatte. Stiftungen von Privaten waren ebenso unabhängig, als Institute von Corporationen und in Folge dieser Freiheit war die Zahl der Privatinstitute und Munizipalschulen größer, als diejenige der Collegien, die unter der Aufsicht irgend einer Universität standen. Die Universität selbst zeichnete sich in ihren Rechten vor anderen Bildungsanstalten durch Nichts aus, als durch das Privilegium, akademische Grade zu verleihen; aber einen akademischen Grad konnte Jeder erlangen, er mochte seine Bildung genossen haben, wo er wollte und dieser akademische Grad gab ihm lediglich nur Ehrenrechte. Selbst die Revolution predigte die Freiheit des Unterrichts und, obgleich Danton im Wohlfahrtsausschusse den Grundsatz aussprach, die Kinder seien Eigenthum des Staats, so wurden doch Besteuerungen getroffen, wie wir sie in Desgarot's neuester Schrift „L'université jugée par elle-même" aufgeführt finden. Der Kaiser mußte bei seinen Riesenplanen vor Allem darnach trachten, der ganzen Nation seinen Willen als unauslöschlichen Stempel aufzudrücken und, um diesen Zweck zu erreichen, suchte er alle Herzen der Jugend in Eine Form zu gießen. Das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen wurde militärisch eingerichtet. Der Kaiser behielt sich das Regiment vor und legte sich einen Adjutanten bei, der, als Großmeister der neu organisirten Universität der Hauptstadt, alle Bildungsanstalten des Reiches militärisch regierte und gleich Drathpuppen spielen ließ. Lehrer, Lehrbücher, Methoden und Grundsätze gingen von der Omnipotenz des Kaisers aus und wurden durch die Kanäle von Generalinspektoraten und Inspektoraten den Anstalten zugeführt. Alles sollte nun plötzlich in dem gleichen Geiste denken lernen; aber es steht nicht in der Macht des Töpfers, den Thon zu beseelen, den er geformt hat. Der Staat, sagt ein Schriftsteller unserer Tage, zeigte sich völlig unfähig, der todten Form, die er erschaffen hatte, einen Geist einzuhauchen. Dergleichen läßt sich durch blos negative und mechanische Mittel, durch Controle und Beaufsichtigung, durch Register und Prüfungen weder erzeugen noch willkürlich lenken. Die leere Hülse konnte Napoleon zu Stande bringen, einen Geist nach seinem Willen und Belieben in dieselbe zu bannen stand nicht in seiner Macht, weil dies weit über die Gewalt jedes Herrschers, auch des mächtigsten, hinausgeht. Möchte man doch endlich von dem Wahne zurückkommen, daß sich die Jugend beliebig für diesen oder jenen äußern politischen Zweck, nach der jedesmaligen Laune der Machthaber, dressiren und wie ein Teig in diese oder jene Form kneten lasse. Gerade die jugendlichen Gemüther merken am ersten die Absicht der Lehrer und Erzieher; ihren Glauben in einem bestimmten, höhern Orts anbefohlenen, Sinne zu influenciren, ihren Geist in dem Garne eines polizeilich vorgeschriebenen Systemes gefangen zu nehmen: gerade das ist das sicherste Mittel, sie in die entgegengesetzte Richtung zu werfen. Nur die eigene warme und lebendige Ueberzeugung, nur das Herz des Lehrers kann auf die Ueberzeugung und das Herz der Jugend wirken. Trotz aller Vorkehrungen des Kaisers und seiner Kreaturen setzte sich in der Universität der Geist auf den Thron, der die Revolution hervorgerufen hatte und den der Kaiser, nicht etwa aus religiösen oder moralischen, sondern aus rein politischen Gründen zu erdrücken suchte. Und kaum war Napoleons Herrschaft zu Ende, so trat dieser Geist der Philosophie des 18. Jahrhunderts auch in lebendiger Reaktion in die Erscheinung; die Jünglinge, die in den Jahren 1814—1830 an der Universität Paris erzogen wurden, traten in die heftigste Opposition gegen die Regierung und man weiß, welchen Antheil die Hochschule und die übrigen Bildungsanstalten der Hauptstadt an der Julirevolution hatten. Der Philosophismus, der die Revolution ins Daseyn gerufen hatte, war keineswegs vernichtet; er war nur eingeschüchtert und hatte sich in einen engen Raum zusammengezogen, um sich vermöge seiner Spannkraft um so energischer wieder auszudehnen, und dieser Philosophismus war davon ausgegangen, den Glauben der Vernunft zum Opfer zu bringen

und sein Culminationspunkt war die Vernichtung alles Bestehenden, denn Verneinung war sein Kern und Zerstörung sein Prinzip. Es ist unbegreiflich, wie die Restauration eine Ordnung der Dinge beibehalten konnte, die ihrem Wesen geradezu widersprach. Die Beibehaltung des Erstarrungssystemes im Unterrichtswesen ist ein um so größerer Mißgriff der französischen Politik, als man den Zwang mit der Freiheit vermählte und dadurch eine unvermeidliche gefährliche Krisis vorbereitete, die früher oder später zu einer neuen Revolution führen muß, wenn nicht nachgeholt wird, was gleich im Anfange hätte geschehen sollen. Die Charte von 1830 sprach die Freiheit des Cultus, der Lehre und der Presse aus und die Universität behielt die oberste Leitung aller öffentlichen Unterrichtsanstalten bei. In der Universität aber hatte der Unglaube und die Frivolität des Gedankens ihren Thron aufgeschlagen. Die verwegensten Ideen widerhallten in den Hörsälen und die Jugend, die in dieselbe gebannt war, verlor alle Scheu vor dem Heiligen. Es ist entsetzlich, welche unberechenbare Folgen der Einfluß der Universität auf die ganze französische Jugend bis jetzt ausgeübt hat und nach der gegenwärtigen Einrichtung ist es eine Unmöglichkeit, die zarten Pflanzen dem Pesthauche ihrer verderblichen Afterphilosophie zu entziehen. Wer nicht den, vom Staate vorgeschriebenen, Bildungsweg, sagt ein Schriftsteller, auf den wir uns oben berufen haben, auf den vom Staate vorgeschriebenen Anstalten, nach den, vom Staate vorgeschriebenen, Methoden durchgemacht hat; wer nicht in jenem Alter von 18—20 Jahren, wo der künftige Lehrer seine Prüfungen zu machen pflegt, sich zur Wahl dieses Standes entschlossen, wer sich dann nicht der lehrenden Corporation angeschlossen und sich in der Gunst der Oberen und Leiter, der Rektoren und Inspektoren zu befestigen gewußt hat, der verzichte darauf, sich mit Unterricht und Erziehung zu beschäftigen. Beruf, Talent, Vertrauen der Eltern kommen als unerhebliche Nebendinge nicht in Betracht. Das Brevet der Regierung vertritt diese Eigenschaften, wo sie fehlen, in hinlänglichem Maße und jede zartere Rücksicht verschwindet bekanntlich vor der Consequenz der Staatsallmacht." Während auf diese Weise derjenige Jüngling, welcher seine Bildungslaufbahn nicht nach den starren Vorschriften des Staates gemacht und vollendet u. seinen Kenntnissen durch die Erlangung des Grades eines Baccalaureus, den ihm nur die Universität Paris verleihen kann und nur in Concurrenz mit ihren eigenen Zöglingen verleiht, die Krone aufgesetzt hat, von jedem Lehrpulte ausgeschlossen ist; sind auf der andern Seite alle Maßregeln genommen, die Geistlichen, sie mögen einem Orden angehören oder nicht, so sehr als möglich von der Mitwirkung an den Unterrichtsanstalten auszuschließen, so daß die Jugend willenlos den Mördern ihrer Seelen preisgegeben ist und selbst das erste Recht, das dem Menschen die Natur verleiht, das Recht, seinen Kindern diejenige Richtung zu geben, die sein Wissen und Gewissen für die beste halte, gegen die ausdrückliche Bürgschaft der Charte mit Füßen getreten wird; denn daß unter diesen Umständen keine Rede von Freiheit des Unterrichts ist, sieht Jeder von selbst ein. Allein es ist nicht nur ein rechtswidriges, sondern auch ein vernunftwidriges, ein völlig antipolitisches Verfahren, die eidlich versprochene Aufhebung des Unterrichtsmonopols so lange zu verzögern. „Es begreift sich," sagt der mehrerwähnte Schriftsteller, „daß das Chor der Philosophen, welches heute die Universität in Frankreich als ihre Domaine ausbeutet, alles Interesse hat, die gefährliche Concurrenz der Priester zu beseitigen, um sich das Monopol der Heranbildung der Jugend in ihrem Geiste zu sichern. Was aber schwer, ja unmöglich zu begreifen scheint, das ist das Interesse einer Regierung, welche die Ordnung in Frankreich wieder herstellen und den Thron gegen die Brandung des revolutionären Schwindels aufrecht erhalten will, — an der Festhaltung und hartnäckigen Vertheidigung dieses Monopols. Die Dynastie, welche durch die Julirevolution auf den Thron gehoben wurde, mag Ursache haben, an der Ergebenheit eines Theiles des Klerus zu zweifeln; wir läugnen es nicht. Aber abgesehen davon, daß die Abneigung der ältern Geistlichkeit *aus ganz nahe liegenden* statistischen Gründen sich mit

jedem Jahre vermindern muß — ergibt sich daraus noch keineswegs die Folgerung, daß es vortheilhafter für das Land und die Regierung sei, „die ingrimmigsten Feinde jeder Ordnung auf Erden, auf Kosten jenes Klerus, ausschließlich zu bevorrechten, ein heiliges Freiheitsrecht aller Eltern zu beeinträchtigen und das künftige Frankreich durch eine Zunft wahnwitziger Sophisten wissentlich demoralisiren zu lassen.“ Und diese Demoralisation ist es, welche die Reklamirung der, in der Charte oder Constitution versprochenen, Unterrichtsfreiheit hauptsächlich hervorrief. Die Constitutionen sind aber großentheils Produkte des Verstandes, der von einem Grundgedanken ausgeht und denselben auf alle denkbaren Verhältnisse applicirt, ohne den vorhandenen Leidenschaften und den faktischen Zuständen Rechnung zu tragen. Erst die Durchführung stößt auf die Wirklichkeit und da treten denn auch alle vorhandenen Elemente mit ihren Sympathien und Antipathien auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens und suchen sich streitig zu machen und abzutrotzen, was man sich in abstracto gegenseitig zugestanden oder in Aussicht gestellt hatte. Die constitutionelle Charte, welche unterm 9. August 1830 von Louis Philipp feierlich beschworen wurde, stellt in ihrem 69. Artikel diejenigen Punkte zusammen, welche „in der möglichst kürzesten Frist“ durch spezielle Gesetze geregelt werden sollen. (Charte const. §. 69. „Il sera pourvu successivement par des lois séparées et dans le plus court de la possible aux objets qui suivent etc.) Die achte Nummer führt unter denselben „das öffentliche Schulwesen in die Freiheit des Unterrichts“ auf. Wenn Jemand, so war die katholische Kirche bei diesem Gegenstande speziell und auf die handgreiflichste Weise betheiliget; denn das erleidet gar keine Widerrede, daß ihr Zustand in jedem Lande bedingt ist von dem Zustande der Schule u. daß sie, ohne Antheil an dem öffentlichen Erziehungswesen, eben nur so viele Hoffnungen haben kann, als dieses ihrer Mission und ihrem Geiste befreundet ist; ist die Schule im Widerspruch mit der Sendung und Aufgabe der Kirche, dann muß sie auf die bedeutendsten Verluste gefaßt seyn, sie ist von den geistigen Bewegungen eines Volkes ausgeschlossen, sie hat keine Zukunft, als diejenige, welche die göttliche Barmherzigkeit aus spezieller Gnade verleihen will. Einen constitutionellen Staat muß die Kirche nehmen, wie er ist, kann aber auch rechtlich von ihm verlangen, was ihr die Verfassung feierlich garantirt. (Katholische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, von den Professoren der katholisch theologischen Fakultät zu Bonn herausgegeben, redigirt von Dr. Dieringer. Erster Jahrg. Ersten Bds. erstes Hft.) Die Universität von Paris u. die Kirche. Von Dr. Dieringer. 1. Artikel. Das Recht der Kirche in der U.s-Frage. Zu diesen verfassungsmäßigen Garantieen treten noch die feierlichen Versprechungen von Seiten des Königs, nicht nur unverbrüchlich an der Charte festhalten, sondern auch die ausdrücklichen Zusagen derselben in Erfüllung bringen zu wollen. Die französische Constitution mußte aber, nach ihrem ganzen Geiste, Freiheit des Unterrichts einräumen und sichern. Sie gründet sich nämlich, wie auf die unvollkommene individuelle Freiheit (§§. 1. 4.), also auch auf die vollkommene Religionsfreiheit, dergestalt, daß der 5. Artikel geradezu ausspricht: „Jeder bekennt seine Religion mit der gleichen Freiheit und empfängt für seinen Cult denselben Schutz.“ (§. 5). Wenn im darauffolgenden Artikel der Katholizismus als die Religion prädicirt wird, zu welcher sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt (§. 6.: Les ministres de la religion catholique, apostolique et romaine, professé par la majorité des Français, et ceux des autres cultes chrétiens, reçoivent des traitemens du trésor public), so ist hier nur ein thatsächliches Verhältniß in der Gesetzgebung anerkannt, keineswegs aber der katholischen Kirche eine rechtliche Bevorzugung zugesprochen. Der Staat hat sich demzufolge über die einzelnen, zu Rechte bestehenden, Confessionen gestellt, hat sich zu keiner derselben speziell bekannt, hat allen gleiche Freiheit und gleichen Schutz zugesprochen, ist aber selbst ohne eine bestimmte Confession, oder, wie sich der Franzose exaggerirend ausspricht, der *Staat an sich* (abgesehen von der religiösen Eigenthümlichkeit der concreten, am

nder stehenden, Personen) ist atheistisch. Vollkommene individuelle Freiheit in
der rechtlichen Hinsicht, Freiheit und Gleichheit der Confessionen vor dem Ge-
he, einer jeden nach ihrer Eigenthümlichkeit, Stellung des Staates über den
eligionen mit gleichem Schutze für jede, — diese Eigenthümlichkeiten der fran-
sischen Verfassung können, neben der ausschließlichen Berechtigung des
Staates selbst, den ganzen Unterricht und das ganze Erziehungswesen allein in
n Händen zu haben, nicht bestehen; denn der erziehende Staat — u. Niemand
an ihm verwehren, in diesem Geschäfte selbstthätig zu seyn, — muß die Frei-
it des Individuums, der Corporation, der Kirche respektiren und sie mitunter-
hten, miterziehen lassen, so lange deren diesfallige Thätigkeit inner der gesetz-
hen Schranken bleibt. Das ist vom Standpunkte der französischen Constitution
s so klar und folgerichtig, daß es nicht einmal einer grundgesetzlichen Garantie
durft hätte, um es den Bürgern einleuchtend zu machen, daß das Monopol
s Staates, welches er durch seine, durch den Despotismus Napoleons organi-
te, Universität ausübt, in Sachen der Erziehung und des Unterrichtes, neben
m Geiste und Inhalte der Verfassung, eine Anomalie sei. Dem Staate kann
r daran liegen, daß überhaupt unterrichtet und erzogen werde, daß der Unter-
ht und die Erziehung in Händen ruhen, welche die erforderlichen Garantieen
wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht, darbieten, daß jeder Bürger seine
inder einer, seinen Grundsätzen u. Absichten entsprechenden, Schule anvertrauen
nne, daß jede zu Rechte bestehende Corporation sich durch die Schule ergänzen
d zu consolidiren vermöge. In einem Staate, dessen Verfassung sich auf all-
meine Freiheit u. Gleichheit stützt, ist die Aufgabe der Staatsbehörden größten-
eils eine negative, sie beruht in der Verhütung u. Abwendung der Mißbräuche
d positiv haben sie dahin zu wirken, daß die Besten, die Kenntnißreichsten, die
ewährtesten, die Ehrenhaftesten auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens auch
n entschiedensten Einfluß erhalten können. Die Schule müßte in keiner so
hen Verbindung mit der Kirche stehen, als dies wirklich der Fall ist; der
anzösische Episkopat müßte den Eifer nicht besitzen, der ihn so sehr auszeich-
t; die französischen Katholiken müßten die Rechte über Bord werfen, welche
e Charte auch ihnen zusichert, wenn die Stimmführer des Katholizismus es
itten unterlassen sollen, die garantirte Freiheit des Unterrichts
ch für sich in Anspruch zu nehmen. In der U. war das constitutionelle
echt entschieden auf Seiten der Kirche, die despotische Tradition aber auf
eiten der Staatsgewalt. Schon im Jahre 1831 eröffneten einige katholische
chriftsteller ein Blatt, das der Erlangung der, durch die Charte ver-
rochenen, Unterrichtsfreiheit gewidmet seyn sollte; allein da sie eine Sprache
hrten, welche sich nicht mit der Liebe und Mäßigung vertrug, welche das
hristenthum u. die Klugheit fordert, fanden sie keinen Haltpunkt an der höhern
eistlichkeit und die Bischöfe tadelten ihre Polemik sehr. Doch hatte sie die
ohlthätige Folge, daß die Regierung im J. 1833 den Versuch machte, die Zu-
gen der Charte in den Primärschulen zu realisiren. Für die höheren Anstalten
urden zwei Entwürfe vergebens berathen und ein dritter einstweilen verheißen.
lan hatte eine Aufforderung an die Bischöfe erlassen, ihr Gutachten über die
inrichtung in ihren niederen Seminarien abzugeben, allein diese Gutachten selbst
ieben sechs Jahre lang unbeachtet u. nur einige Aeußerungen des Cultusmini-
rs, bei der Berathung über den ersten Gesetzentwurf im Jahre 1837, sowie des
linisters des öffentlichen Unterrichts, bei der Wiederaufnahme dieser Berathung
i J. 1840, deuteten auf die Bemerkungen und Wünsche der Bischöfe hin und
ide Berathungen scheiterten. Die Bischöfe, die bis jetzt das tiefste Stillschwei-
n beobachtet hatten, glaubten sich um so mehr zur Erhebung ihrer Stimmen
ifgefordert, als in dem Gesetzentwurfe von 1840 die Freiheit des Unterrichtes
it weit beschränkenderen Clauseln angetragen wurde, als dieß im Jahre 1837
r Fall gewesen war. „Beinahe Alle erhoben sich dagegen, sagt der hochwür-
igste Erzbischof *von Paris in seinen* Bemerkungen über die Freiheit des Unter-

richts. Einige schrieben an den Cultminister, Andere wendeten sich an das Publikum. Ihre Bemerkungen waren im Allgemeinen gegen die Anordnungen gerichtet, welche die niederen Seminarien betrafen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts wollte diese nicht in seinen Entwurf aufnehmen und gab nur (man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen) der Verwendung einiger edeldenkenden Staatsmänner nach, welche sich der Religion mit dem lobenswerthesten Eifer annahmen u. ihr einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie die niederen Seminarien unter das gemeine Recht stellen ließen. Die Bischöfe würden diesem Entwurfe mit Freuden beigetreten seyn, wenn das gemeine Recht, welches die Regierung in Vorschlag brachte, nicht Anordnungen enthalten hätte, welche diese Wohlthat für den größten Theil der Diözesen zu einer blos illusorischen machten. Der Minister wollte nämlich die Geistlichkeit wieder auf den Bereich der niederen Seminarien beschränken, um sie nicht aus der stark umzäumten Stellung heraustreten zu lassen, welche ihr die Ordonnanzen von 1828 angewiesen hatten und welche die Jurisdiction der Universität von Tag zu Tag noch enger einschloß. Die Katholiken aber, von denen wir soeben gesprochen, wollten zwischen der Universität, den verschiedenen Unterrichtsanstalten und der Geistlichkeit eine Concurrenz in's Leben rufen, welche für Alle, hauptsächlich aber für die französische Jugend, gleich nützlich wäre. Das Episcopat konnte zwar eine solche Absicht nicht verwerfen, allein es sah, statt des gepriesenen Mittels, einen wohlthätigen Wetteifer zu erwecken, blos Bedingungen, welche die Freiheit im höchsten Grade beeinträchtigten; denn es sollte eine Anstalt, die als Mitbewerberin hingestellt war, unumschränkte Richterin seyn, während die Geistlichkeit, vermöge der Stellung, die man ihr seit dreizehn Jahren angewiesen hatte, eine solche Concurrenz nicht wohl aushalten konnte. Auf der andern Seite sah sie die niederen Seminarien, an die man bereits so strenge Anforderungen machte, in ihrer Existenz bedroht. Und es erhob sich ein Schrei des Entsetzens, den sich der Minister des öffentlichen Unterrichts nicht zu erklären wußte, indem er die wohlwollende Absicht hatte, — die niederen Seminarien unangetastet zu lassen, im Falle die Bischöfe genöthiget würden, auf die Gründung anderer Anstalten zu verzichten. Die Einsprachen der Bischöfe geschahen auch, wenn wir uns recht erinnern, hauptsächlich zu Gunsten der Unabhängigkeit der niederen Seminarien und selbst im J. 1841, eilf Jahre nach der feierlichen Bekanntmachung der Charte, überließen sie es Anderen, die vollkommene Erfüllung des gegebenen Versprechens zu verlangen. Unter denjenigen, welche sich der U.s-Frage am thätigsten annahmen, war hauptsächlich Herr Desparets, der in der Schrift: Le Monopole Universitaire Destructent de la Religion et des lois, den verderblichen Einfluß des Universitätsmonopols auf die Religion und Sittlichkeit der Nation nachwies, indem er die öffentlichen Lehrer der Universität in wörtlichen Auszügen aus ihren eigenen Schriften und Vorlesungen der gefährlichsten Grundsätze überführte. Und diese Schrift war es auch, welche das Signal zum Angriff auf die Jesuiten gab, die, wie wir aus dem Bisherigen gesehen haben, den geringsten Theil an der ganzen Sache hatten u., wenn sie auch dabei betheiligt waren, nichts Anderes, als die Rechte der Menschheit, die Rechte der Nation zurückforderten. Mit einer unbeschreiblichen Wuth fiel man über diese Väter des Glaubens her. Gotteslästerungen gegen Jesus Christus, Beschimpfung der Heiligen, Verläumdung der Lehre der Bischöfe, Aufruf aller Leidenschaften gegen den Katholizismus, Michelet's Erklärung, daß er eher zehn Dynastieen über den Haufen werfen, als die Jesuiten dulden wolle, — dieß sind die Gegenstände, durch welche man die Lehre der Verachtung der Religion, der Gesetze und der Freiheit entschuldigen wollte; dieß sind die Gegenstände, wodurch man eben bewies, daß man Religion, Gesetze und Freiheit verachtete, und daß Desparets in seiner Schrift Recht hatte, wenn er die Professoren der Demoralisation von ganz Frankreich beschuldigte. Die Angriffe, welche durch diese Schrift hervorgerufen wurden, widerlegte er in *seiner zweiten*, bereits genannten, Schrift: L'Université jugée par elle-même

Nun begann auch der Episkopat mit Entschiedenheit gegen das Monopol der Universität, d. h. den Inbegriff aller Staatsschulen oder den lehrenden Staat, gegen den centralisirten doctrinären Zwang des Staates sich zu erheben; namentlich war es der Cardinal-Erzbischof von Lyon, de Bonald, wie die Bischöfe von Chalons und Chartres, welche in vielen Denkschriften als unermüdliche Vorkämpfer für die Freiheit des Unterrichts in die Schranken traten. Außerdem erließen der Graf von Montalembert und Herr v. Lamartine sehr beachtenswerthe und die Frage geistreich und erschöpfend beleuchtende Denkschriften. Die Hauptphasen in der Geschichte der Frage bezeichnen die, sich mit der Regelung des Unterrichtswesens befassenden, Gesetzentwürfe Guizot's vom J. 1836, des Unterrichtsministers Villemain aus den Jahren 1841 und 1844 und des Unterrichtsministers Salvandy vom 12. April 1847. Was den ersten Gesetzentwurf anbelangt, so muß zugestanden werden, daß Guizot, als erleuchteter Staatsmann, die Verheißungen der Charte zu erfüllen trachtete. Sein Entwurf verlangte weder eine religiöse Erklärung, noch Studiencertificat; weder verlangte er Universitätsgrade für die Professoren und ihre Assistenten, noch gestattete er der Universität, über den Inhaber oder Vorstand einer Privaterziehungsanstalt aus irgend welchem Grunde die Suspension zu verhängen; auch hob er die Verpflichtung auf, die Vorlesungen an der Universität zu hören. Der Klerus erkannte die im Gesetze liegende Freiheit an und verhielt sich stillschweigend, von der Zukunft erwartend, daß auf dem betretenen Wege die, einmal anerkannten, liberalen Grundsätze noch weiter entwickelt werden würden. Die Kammer ihrerseits, wenn gleich den wahrhaft liberalen Männern ein entschiedener reformirendes Vorgehen gegen die sogenannte Universität wünschenswerth gewesen wäre, nahmen im Ganzen in sehr würdigen Discussionen das Projekt günstig auf. Trotzdem sah sich das Ministerium bei seiner schwankenden Politik veranlaßt, den Entwurf zurückzunehmen. Fast vier Jahre später erschien ein neuer Entwurf, der aber den vorhergehenden förmlich aufhob und damit die Hoffnungen der Freisinnigen und der Geistlichkeit vernichtete. Er bewies, daß die Universität inzwischen ihren ganzen Einfluß aufgeboten hatte, um zu verhüten, daß sie, ihres Monopols entkleidet, einer gefährlichen Concurrenz ausgesetzt werden würde. In der Motivirung des Entwurfs war sogar geradezu ausgesprochen: „Die Freiheit des Unterrichts mochte im Prinzip von der Charte anerkannt werden, ist aber durchaus kein integrirender Theil derselben, ja, es bekundete sich das Wesen der politischen Freiheit häufig eben durch einen ausschließlichen und absoluten Einfluß des Staats auf die Erziehung der Jugend.“ Natürlich mußte nun der Klerus sein Schweigen brechen, aber auch die, von der Deputirtenkammer niedergesetzte und von Salvandy präsidirte, Prüfungskommission sprach sich entschieden gegen den Entwurf aus, wenn auch nicht in einem offiziellen Berichte. Es kam weder dazu, noch zu einer Discussion und zwischen zwei Sessionen der Kammer ward der Entwurf zurückgezogen. Dagegen erschien im Jahre 1842 in Form eines Berichtes an den König eine offizielle Apologie der Universität und ihres Monopols und auf dieser Grundlage war der Gesetzentwurf von 1844 aufgebaut. Er war noch exclusiver gegen die Freiheit, wenn er auch die Ansprüche der Staatsgewalt auf Controlirung der niederen Seminarien fallen ließ. Namentlich verlangte er — was der Entwurf von 1841 nicht gethan — eine Erklärung Desjenigen, welcher privatim lehren und erziehen will, daß er keiner, im Lande nicht gesetzlich zugelassenen, religiösen Congregation angehöre. Der „Courrier français“ sprach sich folgendermaßen über den Entwurf des Unterrichtsministers und Großmeisters der Universität aus: „Das Grundübel dieses Gesetzes, sein ursprünglicher und unverlöschbarer Makel ist, daß es nicht das Werk des Staates, sondern der Universität; daß in jedem seiner Artikel die Universität sich verräth und sagt: Der Staat bin ich! Es ist ein Ausspruch der Partei, nicht der Regierung.“ Der Cardinal-Erzbischof von Lyon sagte seinerseits in einem meisterhaften Sendschreiben an die *Pairskammer*, welcher der Entwurf zuerst vorgelegt ward,

über denselben u. a.: „Ich muß Sie, meine Herren, hier darauf aufmerksam machen, daß in dem Gesetzentwurfe und seiner Einleitung die Erziehung nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Wissenschaft ist Alles, gerade, als wenn die Wissenschaft der ganze Mensch wäre, als wenn die Erziehung nicht mehr, als die Wissenschaft, zum Glücke des Lebens und zur Ruhe der Familien beitrüge. In der Schule wird der Schüler unterrichtet, aber erzogen wird er während der Erholungsstunden, auf den Spaziergängen, im Schlafzimmer, im Speisezimmer, in der Hauskapelle. Dort aber erscheinen die Professoren, die Meister der Wissenschaft, nicht mehr; ihr Rang erlaubt ihnen wahrscheinlich nicht, sich mit der Erziehung zu beschäftigen und es ist diese Sorge einer Klasse untergeordneter Beamten (den maîtres d'études) übertragen. Die Universität ist also, wie es scheint, der Ansicht, daß, um stets unter Kindern zu seyn, um ihre Spiele, ihre Gespräche, ihre Angewöhnungen überwachen, um ihnen bei Gelegenheit guten Rath und eine sittliche Richtung geben zu können, es keines großen Zartgefühls, keiner, das Gewöhnliche weit überragenden, Richtung des Denkens, keiner feinen Bildung bedürfe; vielleicht scheint ihr auch das praktische Christenthum und strenge Sittlichkeit überflüssig. Wir dagegen, wir sind der Ansicht, daß die reinsten Hände und die edelsten Herzen das Kind bei seinem Austritte aus der Schule empfangen und daß die Religion und eine erleuchtete Liebe Tag und Nacht über diesen kostbaren Schatz machen müssen. — Ich habe ferner mit Schmerz bemerkt, daß in diesem Gesetzentwurfe über den Secundarunterricht die Religion eben so wenig Platz gefunden hat, wie jene Rücksicht. Einige kalte Ausdrücke der Achtung gegen unsern Glauben, einige farblose und schüchterne Phrasen über Moral: das ist eben Alles, was man über die wesentlichste Grundlage der Erziehung zu sagen weiß, eine Grundlage, ohne welche es kein häusliches Glück gibt, sei auch die Wissenschaft, welche der Schüler in das väterliche Haus aus dem Gymnasium mitbringt, noch so groß." Am Schlusse heißt es: „Ohne allen geheimen Rückhalt spreche ich Ihnen gegenüber meine Prinzipien aus und habe allen Grund zu glauben, daß von meinen Collegen im Episkopate meine Gesinnung keine Mißbilligung erfahren wird: 1) Wir verlangen nicht die Vernichtung der Universität. 2) Wir verlangen nicht, daß der Klerus allein das Privilegium haben solle, zu lehren, weil wir das Monopol überhaupt nicht wollen. 3) Wir verlangen vor Allem nicht, daß irgend eine Societät oder Corporation, heiße sie wie sie wolle, allein mit dem Lehramte beauftragt werde. 4) Wir verlangen die Freiheit so, wie sie in Belgien besteht. Wir verlangen sie für alle Welt. 5) Wir verlangen, daß dem religiös-wissenschaftlichen Unterrichte die Bahn der freien Concurrenz eröffnet werde. 6) Wir wollen, daß der Unterricht unter derselben Ueberwachung der Behörde stehe, wie die Presse und weisen in Sachen des Unterrichts jene präventiven Maßregeln zurück, welche das Gesetz nicht duldet, wenn es sich darum handelt, seine Meinung durch den Druck zu veröffentlichen. Wir verlangen also für jeden Franzosen die Freiheit, Schulen zu eröffnen, welche von dem Universitätsjoche unabhängig sind und für unsere geistlichen Schulen insbesondere verlangen wir die Aufhebung der Ordonnanzen vom Jahre 1828." — Diesem Sendschreiben, wie einer Denkschrift und glänzenden Rede Montalembert's, ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Gesetzentwurf eine sehr ungünstige Aufnahme im Hause der Pairs fand und eigentlich schon gefallen war, noch ehe sein Urheber, plötzlich von einer Gemüthskrankheit befallen, versuchen konnte, den legislativen Kammern seine Ansichten genehm zu machen. Es erschien nun noch, fast drei Jahre später, der Gesetzentwurf Salvandy's, auf den man große Hoffnungen baute, denn Salvandy war entschieden gegen die Villemain'schen Entwürfe aufgetreten. Allein das Gesetz konnte weder die Freisinnigen und Katholiken, noch die Universität zufrieden stellen und bei seinem Bestreben, jeder der beiden Parteien Etwas zu bewilligen, verletzte es beide. Es war eine halbe Maßregel, eine halbe Gerechtigkeit; wie alles Halbe, war es schlimmer als gar *Nichts und darum* moralisch todt, ehe es geboren war. Sehr bedeutungsvoll ist

der Umstand, daß Salvandy in der Motivirung seines Entwurfes offen zugesteht, das ältere Unterrichtssystem sei viel besser gewesen, als das neuere. „Unter dem alten System, im Jahre 1760, wo die Bevölkerung Frankreichs sich kaum auf 24 Millionen belief, machten in 740 Schulen, welche noch einige Spuren ihrer frühern Einrichtung aufwiesen, etwa 75,000 Studenten ihre classischen Studien. Bei den Collegien sind etwa 100 nicht mitgezählt, über die wir keine Mittheilungen besitzen, sondern nur wissen, daß sie bestanden. Dazu kommen noch manche, deren Namen sogar verloren gegangen und eine Menge bekannter und unbekannter Studenten, die zu guten Philologen in jedem Kloster, in jedem Kapitel, von jedem Pfarrer, ja fast von jedem Geistlichen in seinem Hause gebildet wurden. Mit Recht kann man daher das Doppelte von 75,000 Studierenden annehmen. Welch einen Abstand bilden dagegen unsere gegenwärtigen Verhältnisse in dieser Beziehung." Der Minister schien wirklich eine traurige Freude daran zu finden, die Kirche zu rächen gegen die mannigfaltigen Verläumdungen, welche von einer undankbaren Generation gegen sie geschleudert werden. So bemerkt er weiter, daß Frankreich, obgleich nun eine Bevölkerung von 36 Millionen besitzend, nur 365 Collegien und außer den öffentlichen Anstalten kaum 75,000 Studierende zähle. „Die allgemeine Bevölkerung des Landes habe also in demselbem Maße zugenommen, als die wissenschaftlich gebildete abnehme." Diese Thatsache stellte der Minister noch schärfer heraus, indem er bemerkte, früher habe ein „allgemeines System kostenfreier Ausbildung" die französische Jugend vielleicht zu sehr zu den Studien hingezogen; die gegenwärtige „kostspielige" Erziehung habe aber die umgekehrte Gefahr, viele von denen, die zum Studium geneigt gewesen wären, von den Wissenschaften fern zu halten, so daß im Ganzen die Zahl der Gebildeten abnehme, was eine beklagenswerthe Oberflächlichkeit u. Verkommenheit veranlasse. „Wenn wir bedenken, daß unter unseren 80,000 Bürgern, welche sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmen können, viele weder das nöthige Alter, noch Vermögen besitzen, um Wähler zu werden; daß wenigstens die Hälfte von ihnen nicht gewählt werden können, so müssen wir zugestehen, daß, da 240,000 Wähler den politischen Körper bilden, welcher über das öffentliche Vermögen, über Menschen und Dinge verfügt, wenigstens $\frac{4}{5}$ desselben nicht jene Studien über das Alterthum, die Geschichte und Philosophie gemacht haben, welche durchaus wesentlich zu einer allgemeinen und richtigen Erkenntniß der staatlichen Angelegenheiten nothwendig sind." (Und wie ist dieß erst bei der allgemeinen Wahlfreiheit!) Ueber die Universität endlich urtheilte Salvandy folgendermaßen: „In Folge ihrer allgemeinen Privilegien scheint die Universität dem eigentlichen Begriffe des Staates zu widersprechen . . . Obgleich voll Freiheit in ihrem eigenen Busen, ist sie in einer Weise organisirt, soweit die Gesellschaft hiebei betheiligt ist, daß sie politische und bürgerliche Freiheit durchaus ausschließt. Privatanstalten können nur mit ihrer Erlaubniß bestehen und müssen ihrer eigenen Hierarchie angehören, ihrer Disposition und ihren besonderen Gesetzen gänzlich unterworfen seyn, können von ihren Oberen vernichtet werden. Nach diesem Systeme übernimmt der Staat die Stelle eines Vormunds, ja, ist der einzige Vormund und beraubt sich somit freiwillig jenes anregenden und ermuthigenden Einflusses, den der Wetteifer erzeugt, welcher doch das Wesen alles wahren Fortschrittes ist. Ein solches System war noch in keinem Lande versucht worden. In keinem Theile der Welt erlebte man eine solch überwältigende Usurpation der Gewalt über die Jugend, über Unterrichtsmethoden, über den praktischen Unterricht, das Studium selbst. Der Minister geht sogar so weit, den Klerus zu rechtfertigen wegen seiner Haltung der Staatsgewalt gegenüber und es gerecht zu finden, daß die Familienväter eine solche Tyrannei nicht dulden wollten. Des Familienvaters Rechte gründeten sich auf Prinzipien, die höher stünden, als jegliches menschliche Gesetz: Prinzipien, die keine vernünftige und gesetzliche Regierung jemals in Abrede stellen sollte." — „Die Rechte des Staates beruhen lediglich auf denen des Vaters und, wollte er *seine eigene Thätigkeit*, seine eigenen Ansichten denen sub-

stituiren, welche auf den Rechten des Vaters beruhen, so wäre dieß eine offenbare Usurpation.“ — „Sie erinnern Sich wohl, welche Ansichten sich in Betreff der freien Erziehung von einem Ende des Reichs bis zum andern mit besonderer Energie geltend gemacht haben. Sie erinnern Sich dessen nicht nur, weil diese Reaktion laut sprach, sondern weil sie sich nothwendig aussprechen mußte. Die Kirche hat manche Perioden ihres Bestehens durchgemacht; hoffen wir, daß sie zu keiner Zeit gegen Erziehung und Unterricht sich gleichgültig verhalte; denn dann würde sie gleichgültig geworden seyn über die Richtung des menschlichen Gemüths, gleichgültig in Betreff des ihr anvertrauten Glaubensschatzes, in Betreff der Religion selbst, des sittlichen Zustandes der Gesellschaft. Die Bildung des Geistes ist viel zu innig verbunden mit der des Gewissens, um nicht Diejenigen, welche die rechtmäßigen Ueberwacher des letztern sind, anzufeuern, theilnehmende u. eiferige Beobachter der, der erstern gegebenen, Richtung zu seyn. Der französische Klerus verspricht eine richtige Auffassung seiner Mission und beweist seine Aufrichtigkeit, wenn er irgend eine Betheiligung an den Angelegenheiten des Unterrichts bekundet.“ Daß nun bei solchen Ansichten des Ministers dessen Gesetzentwurf nicht liberaler ausfiel, die Inspektion der Universitätsbehörden über die Unterrichtsanstalten, die Excludirung der religiösen Corporationen und Aehnliches beibehielt, wäre in der That ein räthselhafter Widerspruch, läge die Annahme nicht nahe, daß eine äußere Gewalt den Minister nöthigte, seinen eigenen Ansichten keine Folge zu geben und daß er seinem bedrängten Gewissen in der ihm freistehenden Einleitung des Gesetzes Luft machte. Mit der Februarrevolution fand die Frage ihre Erledigung und hoffentlich nicht blos in Frankreich; denn die Omnipotenz der weltlichen Gewalt scheint überhaupt gebrochen, deren Uebergreifen in das geistige Gebiet nicht mehr möglich. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei,“ sagt die französische u. auch die deutsche Constituante, wenn auch die letztere es nicht unterlassen konnte, diese Freiheit dahin zu verklausuliren, daß die Schule, zu einem Elemente des Staatslebens erhoben (?), dem Bereiche der Kirche entzogen wurde. Die Kirche hat aber nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, sowohl die Volks-, wie die höhere Schule ihrem Einflusse nicht entziehen zu lassen. Sie hat das Recht, eine, ihre Interessen sichernde, Besetzung des Lehrkörpers und positive Lehre anzusprechen; es können also auch die gegenseitige Beaufsichtigung und Leitung der Universitäten von Kirche und Staat, je nach ihrer Zuständigkeit, gefordert werden. Verweigert der Staat der Kirche ihren rechtlichen Einfluß auf die hohen Schulen, so ist sie zur Gründung eigener Universitäten ermächtigt. Die Einwirkung der Kirche auf die Universitäten ist um so berechtigter, wenn, wie in Deutschland, die Zöglinge des Priesterstandes ihre Studien an den hohen Schulen machen; sie ist es aber auch ohnehin, da auch die, anderen Berufen sich zuwendenden, Studierenden in ihrer religiösen Erziehung nicht verkümmert werden dürfen. „Zu lehren und zu unterrichten ist nicht Sache des Staats; denn Lehre und Unterricht erzeugt das geistige Bewußtseyn der Völker; die äußeren Mittel und Bedingungen mag er schaffen, aber nicht sich selbst in das Heiligthum der Geister drängen. Der Staat hat das geistige Bewußtseyn von sich ausgeschieden; durch Erhebung der Schulen zu Staatsanstalten aber würde er selbst nur versuchen, dieses Bewußtseyn des künftigen Geschlechtes zu zeugen. Der Staat würde so die religio, das innere Band der Völker; er würde sich selbst als das allgemeine Bewußtseyn unterstellen und mit dem physischen Schwerte auch das geistige verbinden und mit Zwang und Gewalt und allen äußeren Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, den Glauben an sich verkünden, während es den bisherigen Confessionen vielleicht aus Gnade nur erlaubt seyn sollte, Winkelschulen zu halten.“ (Kirche und Staat in Bayern, unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern; Schaffhausen 1849.) — Will man das Ideal der Erziehung durch den Staat kennen lernen, so blicke man auf Rußland, wo Niemand die Funktionen eines Lehrers, nicht einmal einer Gouvernante, ausüben darf, ohne die Ermächtigung des Ministers des öffentlichen Unterrichts; wo

selbst die Bildungsanstalten der Geistlichen Staatsinstitute sind, der Klerus aber auch in sittlicher und geistiger Versumpfung schmachtet. Im Berichte des Unterrichtsministers Uwarow an den Kaiser für das Jahr 1842 ist zu lesen, daß auf 60 Millionen russischer Unterthanen nur 1554 Lehrer und Lehrerinnen kommen. Indem wir noch bemerken, daß die große Frage über die Freiheit des Unterrichts keineswegs eine Darlegung der Verhältnisse des Unterrichtswesens in den einzelnen Ländern involvirt, fügen wir bei, daß, wie in Belgien, so auch in England der Unterricht frei ist, wenn auch der Anglikanismus, als Staatsinstitut, seine eigenen Hochschulen hat. Br.

Unterrichtslehre, s. Didaktik.

Unterschiebung ist eine Art des Betrugs, wodurch eine Sache oder Person für eine andere ausgegeben und an die Stelle derselben gebracht wird, wenn vielleicht auch eine ächte gar nicht vorhanden ist; z. B. wenn ein Testament, ein Kind unterschoben wird, wo gar keines vorhanden war. Diese U.en kommen in mancherlei Formen vor. Es sind wichtige Prozesse geführt worden über U. und Vertauschung von Kindern, wo die Mütter gar nicht schwanger waren, wo Lebende für Todte, Knaben für Mädchen und umgekehrt untergeschoben worden seyn sollten. Diese Art des Betruges kann übrigens zu den schwersten Rechtsverletzungen gebraucht werden und daher auch sehr verschiedenen Strafen unterliegen.

Unterschlächtig, s. Mühlen.

Unterschlagung (interversio), ist die heimliche Innebehaltung, Veruntreuung einer Sache, die dem Betrüger, z. B. einem Boten, zur Ablieferung an einen Andern übergeben war. was dieser nicht wußte, die also der Eigenthümer nicht im Besitz hatte. Die U. unterscheidet sich vom Diebstahle (s. d.) dadurch, daß der Betrüger die unterschlagene Sache nicht aus fremdem Besitze wegnimmt, denn er hat sie schon im Besitze. Vollendet ist dies Verbrechen erst, wenn die, zur Restitution der Sache an den Eigenthümer bestimmte Gelegenheit, ohne davon Gebrauch zu machen, absichtlich vorübergelassen, oder vereitelt wird. — U. von Seiten eines öffentlichen Beamten, gehört unter die Amtsverbrechen.

Unterthan heißt der Staatsbürger im Verhältnisse zum Souverän u. einzig nur in dieser Beziehung. Da, wo man bisher die Untergebenen eines Grund- und Gutsherrn U.en nannte, ist dies nur ein uneigentlicher Ausdruck; blos im zusammengesetzten Staate können die untergeordneten Regenten wieder U.en haben. So war es ehemals im deutschen Reiche; so war es in gewisser Hinsicht bis in die neueste Zeit bei den ehemals souveränen, nun standesherrlichen Besitzungen. In unumschränkt monarchischen Staaten gibt es keinen Stand, der nicht U. ist; die Gemahlin des Souveräns ist dessen erste U.in. Auch Fremde sind U.en, so lange sie im Staate weilen (subditi temporarii), nur diejenigen ausgenommen, welchen nach völkerrechtlichem Gebrauche die Exterritorialität zukommt.

Unterwalden, einer der drei Urkantone der Eidgenossenschaft, fast in der Mitte der Schweiz, gränzt im Westen an den Kanton Luzern, im Osten an Uri, gegen Mittag an Bern, gegen Mitternacht an den Vierwaldstädtersee und den Pilatusberg. Der Flächenraum beträgt 12,4 □ Meilen, die Bevölkerung 22,570 Seelen. Die Gebirge (Engelberger und Sarner Alpen) erheben sich bis zu 10 000′ über das Meer und die im Süden gelegenen bedeckt ewiger Schnee. Die höchste Spitze ist der Titlis (10.570′). Ein dicht bestandener Gebirgsrücken, der Kernwald, vom Titlis auslaufend, theilt den Kanton in 2 Theile oder Thäler, Unterwalden und Oberwalden, oder nach der Volkssprache — das Land ob dem Wald und nid dem Wald. Hauptflüsse sind die beiden Aa und die Melch. Der Vierwaldstädtersee berührt die nördliche Seite des Kantons und bildet daselbst die prächtige Alpenacher Bucht. Außerdem finden sich noch vier andere Seen, der von Lungern, Melch, Sarnen und der Trübsee. Das Klima ist, die höher gelegenen Theile ausgenommen, sehr mild, das Ansehen des Landes überaus freundlich. Die tiefen Thäler sind fruchtbar,

die Höhen mit schönen Weideplätzen bedeckt. Die Einwohner sind beinahe ausschließlich Hirten; im Sommer sieht man mehr als 11,000 milchreiche Kühe auf den Alpen. Von Wild kommen besonders Gemsen, Murmelthiere, Hermeline 2c. vor; die Gewässer sind sehr fischreich und der Fischfang beschäftiget einen großen Theil der Anwohner der Seen. Der Ackerbau ist durch die Weidewirthschaft zurückgesetzt, dagegen werden die Obstbaumzucht und der Gemüsebau in ausgedehntem Maße betrieben. Auch die Forstnutzung ist ziemlich bedeutend. Die Gebirge von U. bestehen zumeist aus Kalkstein und nur in den höheren Regionen sieht man den Granit hervorbrechen. Der Mineralreichthum des Landes wurde übrigens nie einer besondern Beachtung gewürdiget. Im Melchthale und anderwärts wird Marmor gebrochen; Kalk, Schiefer und Bausteine fehlen nicht. Mineralquellen hat der Kanton zwei. — U. ist ganz katholisch und gehört zur Diözese Chur. Der Menschenschlag ist schön. Die ursprüngliche Volkstracht verliert sich aber von Tag zu Tag mehr. Handel u. Industrie sind unbedeutend; ausgeführt werden Vieh, Käse, Butter, Häute, Holz. — U. bildet im Schweizerbunde nur Einen Staat, ist aber im Innern schon seit dem 12. Jahrhunderte in zwei Theile geschieden, Ob- und Nidwalden, mit gegenseitig unabhängiger Verfassung und Verwaltung. Indeß weichen die Konstitutionen beider Theile in den wesentlichen Bestimmungen nur wenig von einander ab; überall liegt die absolute Demokratie zu Grunde und beruht die höchste souveräne Gewalt auf der Landesgemeinde, oder der Versammlung aller ehrenfähigen Landleute. An der Spitze der vollziehenden Gewalt stehen der Landammann und die Mitglieder des Landrathes. Zum Nationalrathe sendet U. 2 Abgeordnete; das Bundeskontingent beträgt 677 Mann. — Wir führen nun die bemerkenswerthesten Punkte des Kantons vor. — Sarnen, der Hauptort von Obwalden, ist ein Flecken mit 4000 Einwohnern, dessen Gemeindehaus die Bildnisse der Landammanne seit 1381 zieren. Auf der Anhöhe nahebei ragen die Ruinen des Schlosses Landenbergs, in dessen Hofraume sich die Landesgemeinde versammelt. An den Ufern des Sarnersees liegt das Dorf Sachslen, die Grabstätte des Bruders Nikolaus von der Flue, der durch eine seltene Vereinigung großer Eigenschaften der Schutzgeist und der Friedensvermittler seines Vaterlandes wurde. Das romantische Melchthal gab einem der drei Gründer der Schweizer Freiheit Leben u. Namen, und das hoch liegende, rauhe Engelbergerthal, also genannt von dem in seinem Schooße erbauten Kloster Engelberg, leitet zum Fuße des Titlis hin, dessen riesiger Gipfel eine mehr als 170 Fuß dicke Eiskruste trägt, welche unaufhörlich stürmische Lawinen hinabwälzt. Stanz mit 3500 Einwohnern ist der Hauptort von Nidwalden; man sieht daselbst das noch erhaltene Wohnhaus Arnold's von Winkelried, der sich in der Schlacht von Sempach opferte, um seinen Landsleuten die feindliche Schlachtlinie zu öffnen, und der Brunnen auf dem Platze ist mit der Statue dieses Nationalhelden geschmückt. — Es wird, wir wissen nicht mit welchem Rechte, behauptet, U. sei zuerst von römischen Flüchtlingen bevölkert worden. Gewiß ist, daß es der Reihe nach unter fränkischer, burgundischer und deutscher Oberherrschaft stand. Im J. 1308 verjagten die Bewohner, im Vereine mit den Urnern und Schwyzern, die Reichsvögte u. zerstörten die Zwingburgen Sarnen und Rotzberg. Darauf kämpften sie tapfer bei Morgarten und Sempach mit, halfen aber auch den benachbarten Kantonen die Unterwerfung von Bellinzona bewerkstelligen und rissen, bei aller Liebe für eigene Freiheit, Herrenrechte — wenn schon von geringem Antheile — über das Tessiner Land an sich, welche sie bis zur Revolution von 1798 behaupteten. In diesem Zeitraume bereitete sich das Land, gleich den andern demokratischen Kantonen, zu einem lebhaften Widerstande gegen die Truppen der französischen Republik vor. Allein ungeachtet des Heroismus der Vaterlandsvertheidiger drang der General von Schauenburg durch das Melchthal ein. Es kostete ihn 4000 Soldaten, aber dafür wurde nun auch Alles angezündet, das Vieh weggenommen, Alt und Jung erschlagen. Dieses Unglück traf vorzüglich Nidwalden, welches

h beim Kampfe ernstlicher betheiliget hatte, als Obwalden. 1802 nahm U.
t der Insurrektion der Schweiz Theil u. 1815 wurde es, weil es sich weigerte,
e neue Verfassung anzunehmen, durch Waffengewalt zur Unterwerfung gezwun-
n. In der letzten Zeit zeigte sich U. fortwährend konservativ, verwarf die Ba-
ner Konferenz, protestirte gegen die Aufhebung der Klöster (1841), stimmte in
esem Geiste in der Jesuitenfrage (1845) und faßte in der Landgemeinde zu
tanz den 10. Oktober 1847 den Beschluß, am Sonderbunde festzuhalten. Nach
m für diesen unglücklichen Ausgange des Bürgerkriegs kapitulirte es am 21. No-
mber unter denselben Bedingungen, wie Zug: Rücktritt vom Sonderbunde,
esetzung durch eidgenössische Truppen, Entlassung der Kantonstruppen, Abgabe
r Landsturmswaffen an das Kantonalzeughaus, Vorbehalt aller Fragen nicht
ilitärischer Natur zur Entscheidung der Tagsatzung. Man rühmt den Unter-
aldnern nach, daß sie während des Krieges sich am tapfersten geschlagen und
ich demselben ihre Verbindlichkeiten am ersten erfüllt haben. Doch konnte dies
r mit großen Opfern geschehen, und U. ist durch die Kosten der bewaffneten
kkupation und die auferlegten Kriegssteuern, gleich den übrigen Sonderbunds-
ntonen, schwer gedrückt, so daß außerordentliche Steuern erhoben werden müssen.
- J. Buffinger und L. N. Zeller: Versuch einer Geschichte des Freistaates
, 2 Thle., Luzern 1789—92. mD.

Unterwelt, die, kommt in doppelter Bedeutung vor: einmal in den kosmo-
nischen Systemen, mit Rücksicht auf die früheren Vorstellungen von der Gestalt
d Beschaffenheit der Welt und der Erde und dann in den religiösen Ansichten
s Alterthums. In der ersten Beziehung dachte man sich, da man die Erde
s eine Scheibe betrachtete, einen Raum über derselben und einen andern, ihm
tsprechenden, unter derselben ausgedehnt; jener war der Himmel oder die Ober-
elt, dieser der Tartarus oder die U. Die Kosmogonie der Alten ließ die U.
durch entstehen, daß die Erdscheibe durch die Umarmung des Eros und des
haos aus dem letzteren entsteht und sich durch das ei- oder kugelförmige All
sdehnt. Dadurch geschieden von dem Himmel, an den die Tag und Licht
ingenden Gestirne gestellt wurden, herrscht in der U. eine ewige, undurchdring-
he Finsterniß (Erebus), daher auch Hades genannt, d. h. ein Ort, wo
an Nichts sieht und auf ihrem Boden sollten die Säulen stehen, worauf Erde,
eer u. Himmel ruheten. Hieher versetzten die Dichter den Kerker der von Kronos
stürzten Titanen und dann, nach Zeus u. der Kroniden Siege, den entthronten
ronus selbst. Die Phantasie der Dichter ließ die U. mit einem metallenen Bo-
n versehen und von metallenen Mauern umschlossen seyn, durch welche eherne
hore führten, bewacht von den Centimanen Kottus, Gyes und Briareus. Als
itz der Abgeschiedenen, als das Reich der Todten wird die U. erst später ge-
nnt und bei Hesiodus und Homer sind die Inseln der Seligen weder als Auf-
thaltsorte der Seelen aller Gestorbenen, sondern nur einzelner Göttergünstlinge,
ch unter der Erde, sondern außerhalb derselben, an ihrem Westrande, in den
luthen des Oceans, gedacht. Indeß schon die Zeit, welcher die Odyssee ange-
rt, scheint die U. als den Sitz der abgeschiedenen Menschenseelen angenommen
haben; wenigstens werden in diesem Gedichte die ausserirdischen Sitze der, der
rde entnommenen, Götterfreunde und die U. an verschiedenen Stellen genannt;
n einer Vergeltung ist noch keine Rede. Weil überhaupt die epische Zeit nur
e Namen von Helden kennt, so kamen, weil nur persönlicher Muth als Tugend
lt, alle Geschiedenen an einen Ort u. nur erklärte Götterfeinde, wie Tityus,
antalus, Sisyphus und A. erduldeten positive Strafen. Diese Scheidung be-
mmte, als Richter der Todten, der als gerechter König im Leben bewährte
önig von Kreta, Minos. Mit der Zeit änderte sich jedoch der angebliche Ort
r U. u. die daselbst angenommenen Räumlichkeiten. Als Todtenreich war die U.
m wirklich angenommen, aber, je richtigere Ansichten von der Gestalt der Erde
breitet, als dieselbe als eine Kugel erkannt wurde und man von einer, zwischen
n leeren Himmels- und U.s-Räumen schwebenden, Scheibe abkam, so mußte

man das Todtenreich anderswohin versetzen. Die Entscheidung fiel auf das Innere der Erde und zwar dachte man sie entweder überhaupt in den inneren Theilen, oder, bestimmter, in der Mitte und Zugänge in diese U. waren alle schauerigen Erdrisse, Höhlen, Klüfte, Felsspalten und dgl., z. B. auf dem lakonischen Vorgebirge Tänarum, bei der italienischen Stadt Cumä ꝛc. Unterdessen hatte sich, auch durch hervortretendes sittliches Prinzip in der griechischen Religion, besonders durch orientalische Ideen erregt, die Idee an eine Vergeltung nach dem Tode bestimmter herausgebildet und nach derselben durften die Seelen der Guten und die der Schlechten nicht an demselben Orte im Schattenreiche verweilen, sondern sie mußten von einander geschiedene Räume bewohnen. Die U., *Hades*, oder auf lateinisch Orcus (welche beide Namen auch für den, die U. regierenden, Gott gebraucht werden), theilte sich nun in 2 Theile: in das *Elysium*, wohin die Frommen und den *Tartarus* im engern Sinne, wohin die Strafwürdigen kamen. Von Merkur wurden die Seelen in die U. hinabgeführt; dort gelangten sie zuerst an den acherontischen See, welcher durch das Zusammenströmen der unterirdischen Sümpfe *Kocytus* und *Styx* gebildet wurde. Ueber diesen See führte sie *Charon* (s. d. Artikel), auf einem alten, zerbrechlichen Boote, wofür diesem ein kleines Geldstück (Danake, auch ein etwas weniger geltendes, Obolus) gezahlt wurde. Daher pflegte man dem Todten eine solche Münze in den Mund zu legen. Doch wurden nur die übergefahren und in den eigentlichen Bereich der U. gebracht, welche nach ihrem Tode auf der Oberwelt beerdigt, d. h. mit Erde bedeckt waren; wessen Körper unbeerdigt geblieben war, dessen Seele mußte 100 Jahre ruhe- u. rastlos an dem schauervollen Ufer des trüben Sees umherirren. Auch Lebende konnten dahin kommen, wenn sie mit einem goldenen, der Proserpina geweihten, Zweige bewehrt waren. Jenseits des Pfuhls trafen die wandernden Geister zuerst auf eine Höhle, in welcher der dreiköpfige *Cerberus* (s. d. Artikel) lag; wer diese passirt hatte, konnte von dort nicht wiederkehren; nur dem lebendig hinabgestiegenen Herkules glückte es mit des Admetos Gemahlin. Auf einem dahinter liegenden Platze angekommen, erblickten die Schatten den Richterstuhl des Minos; er entschied, nach den Thaten auf der Oberwelt, ob einer im Elysium, oder im Tartarus fortzuleben verdient habe. Der letztere war ein trauriger und finsterer, von einer dreifachen Mauer umgebener, von dem feuerströmenden *Phlegethon* und dem traurigen Acheron umflossener Ort, wo ein anderer Höllenrichter, Rhadamanthus, Art und Grad der Strafe bestimmte und die Furien die Verurtheilten mit allen Qualen peinigten. Der Weg hieher führte links von dem Gerichtsplatze; rechts lag das Elysium, ein herrlicher, mit Allem, was die Natur Reizendes bietet und die Phantasie nur Schönes schaffen kann, versehener Ort; um denselben flossen die Fluthen der *Lethe*, von deren Wasser trinkend, die Schatten Alles vergaßen, was sie auf der Oberwelt gelitten und geduldet hatten; nur die Erinnerungen an die oberweltlichen Freuden blieben ihnen und in denselben Beschäftigungen sehen wir die Seligen dort geschildert, die sie diesseits geliebt. Daß einzelne Ideen, oder vielmehr die Grundidee, worauf die Griechen den Glauben an eine Vergeltung gründeten, aus orientalischen, besonders persischen Ansichten herrührten, ist schon oben angedeutet. Die Annahme derselben fällt gewiß in die ruhige, von keinem bedeutenden Kriege gestörte, Bildungsstufe des Hellenenthums nach dem homerischen Zeitalter und vor den Perserkriegen, wo die, sich über Griechenland ausbreitenden, Magier ihre Ideen dahinbrachten. In jenem Zeitraume war aber auch Aegypten den Hellenen geöffnet worden u. auch aus der Mythologie dieses Landes entlehnten dieselben Vieles, hauptsächlich Lokales; denn wer dürfte wohl daran zweifeln, wenn man das oben Angeführte mit den ägyptischen Ansichten vergleicht? Hier glaubte man einen *Amenthes*, das unterirdische Todtenreich, wo Osiris, Serapis und Isis richteten, wohin Anubis die Seelen führte u. wo Wölfe den Eingang bewachten. Das Fahren über den acherontischen See scheint von dort genommen zu seyn; denn aus Memphis wurden die Mumien in Kähnen

über den See Möris in die Todtenkammer geführt. Vielleicht gab auch die ägyptische Sitte, vor der Beisetzung der Mumien ein Todtengericht zu halten, Veranlassung zu den unterirdischen Gerichten. — Das Judenthum, dessen Glaube Bestimmung des Menschen und Vergeltung seiner Thaten im irdischen Leben annahm, war ziemlich gleichgültig gegen ein anderes Leben; doch dachten sie, die Seele gehe nicht ganz unter und in dem Scheol, welchen Ort sie auch in die inneren Räume der Erde versetzten, wo der Körper geborgen wurde, meinten sie, lebe die Seele in schlummerähnlichem, freude- und erinnerungslosem Zustande fort. Erst nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil finden sich auf eine bestimmtere Fortdauer und Vergeltung hindeutende Ansichten, welche man den Chaldäern entlehnt hatte u. die sich dann in der griechischen Zeit verschieden im alten Vaterlande und bei den alexandrinischen Juden, unter mannigfaltigen äußeren Einflüssen, gestalteten.

Unze, ein zum Katzengeschlechte gehöriges Raubthier, eine Spielart zwischen Panther und Leopard. Die U. wird nicht allgemein als besondere Thiergattung angenommen, indem Einige sie mit dem Leoparden, Andere mit dem Jaguar für einerlei halten.

Unze, 1) ein, in allen deutschen Staaten übliches, Gewicht von zwei Loth. In Frankreich heißt es Once, in Italien Oncia etc. In einigen afrikanischen Staaten wird nach U.n Gold gerechnet, welche z. B. in Abyssinien = 14 Thlr., in Massuah 6¼ Thlr. preußisch Courant ist. — 2) U., in Sicilien eine wirklich geprägte National-Goldmünze, 3 Ducati (s. Ducato) an Werth, wovon es auch doppelte, fünf- und zehnfache gibt.

Unzer, Johann August, Arzt und Schriftsteller, geboren den 29. April 1727 zu Halle, studirte daselbst und wurde 1748 zum Med. Dr. promovirt. Er übte nun die ärztliche Praxis in seiner Vaterstadt aus, zog 1750 als praktischer Arzt nach Hamburg, dann nach Altona und wurde später Professor in Rinteln, wo er am 2. April 1799 starb. — U. war der geistreichste Vertreter jener Richtung der Nervenphysiologie, die sich aus der Irritabilitätslehre entwickelte. Am berühmtesten aber wurde er durch seine populär-medizinische Wochenschrift: „Der Arzt," 6 Bde., Altona 1759, 2. Aufl., 1769. — Ausserdem schrieb er: „Medizinisches Handbuch," 3 Thle., Leipzig 1770, 5. Aufl., 1794; „Erste Gründe einer Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper," Lpz. 1771; „Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten," Leipzig 1782 &c. — Seine Frau: Johanna Charlotte Ziegler, geb. zu Halle 1724, gestorben zu Altona am 29. Jan. 1782, ist bekannt als Dichterin. E. Buchner.

Unzucht, s. Fleischliche Vergehen.

Unzuständigkeit, s. Incompetenz.

Upas (Antiaris toxicaria), der Giftbaum, kommt auf Java vor und enthält einen sehr scharfen Saft, der, in's Blut gebracht, schnell tödtet und deswegen zur Vergiftung der Pfeilspitzen benützt wird. Die Eingebornen nennen diesen Baum Anchar. Er gehört zur 21. Klasse nach Linné. Die männlichen und weiblichen Blüthen stehen auf demselben Zweige nicht weit von einander entfernt. Das Samengefäß ist eine längliche, in einen Kelch auslaufende Steinfrucht, und der Same selbst eine eirunde zellige Nuß. Der cylinderförmige Stamm wird 60—80' hoch und seine Aeste bilden eine halbkugelartige, nicht ganz regelmäßige Krone. Die Rinde ist weißlich und mit leichten Längenrissen versehen. Dicht am Boden ist sie bei alten Bäumen mehr als einen halben Zoll dick und wenn man sie ritzt, läuft ein milchiger Saft hervor, aus welchem das Gift bereitet wird. Dieser Saft ist gelblich, schäumig und färbt sich an der Luft braun. Seine Konsistenz ist dicker und klebriger, als die der Milch. Der Saft ist in der Rinde oder eigentlichen cortex enthalten. Die innere Rinde (liber) ist ein dichtes, faseriges Gewebe und sieht, wenn sie abgelöst und gereinigt wird, wie grobe Leinwand aus. Man macht starke Stricke aus ihr und sogar einen groben Kleidungsstoff, welchen die armen Leute bei der Feldarbeit tragen. — Der Giftbaum

wird nur in großen Wäldern gefunden, und es ist eine Fabel, daß in seiner Nähe keine andere Pflanze gedeihe und daß seine Ausdünstungen oder wohl gar schon sein Schatten Menschen und Thiere tödten. mD.

Upsala, Hauptort der Län (Landeshauptmannschaft) gleichen Namens, in der Provinz Upland des Königreichs Schweden, liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, der größten in Mittelschweden, an dem Fyrisflusse, u. ist der Sitz eines Erzbischofes (des Primas des Reiches) und einer Universität. Die Stadt wurde in den letzten Jahren durch neue Häuser u. Parkanlagen sehr verschönert. Unter den Gebäuden ragt insbesondere der Dom hervor, die größte und schönste Kirche des ganzen protestantischen Nordens. Der Bau wurde 1258 begonnen und erreichte erst nach zwei Jahrhunderten seine Vollendung. Seine Dimensionen sind 180 Ellen Länge, 76 Breite und 57½ Höhe. Aussen zeigen sich zwei Thürme und das mit Kupferplatten belegte Dach. Im Innern tragen vier neben einander hinlaufende Säulenreihen das herrliche Gewölbe und umgeben einen großen freien Raum, wo die Könige von Schweden gekrönt werden. Die Kirche enthält viele Reliquien der Landesgeschichte und interessante Grabdenkmäler, darunter das Linné's. Das von Gustav I. erbaute prächtige Schloß steht auf einem Hügel ausserhalb der Stadt, zu deren Sehenswürdigkeiten auch der zum Andenken Gustav Adolph's errichtete Obelisk und das Wohnhaus Linné's gehören. Die 1476 von dem Reichsverweser Sten Sture gestiftete Universität ist eine der berühmtesten Hochschulen des nördlichen Europas und zählte im Jahre 1845 1367 Studenten. Ihre Bibliothek umfaßt 100,000 Bände Druckwerke und 6000 Handschriften, darunter der berühmte Codex Argenteus, die Edda, die Manuskripte aus den zwei mysteriösen Kisten Gustav's III. u. a.; ferner hat sie ein Museum mit einer Bildsäule Linné's, von Thorwaldson, ein Münzkabinet, eine Sternwarte, einen wohleingerichteten botanischen Garten u. s. w. Nebst der Universität bestehen in U. eine k. Gesellschaft der Wissenschaften, eine Kathedralschule, ein Lyceum, eine Real- und mehre Volksschulen, sowie ein Volkslehrerseminar, Tabak-, Band- u. Strumpffabriken; 5000 Einwohner, ohne die Studenten. Ein großer Markt, Disathing genannt, versammelt alljährlich zu Anfang Februars die Bauern aus Norrland mit ihren Produkten in der Stadt. — U. hat sehr merkwürdige Umgebungen. An einer Bucht des benachbarten Mälarsee's liegt die uralte Stadt Sigtuna, die Residenz Odin's und der Ausgangspunkt seiner Lehren. Alt-U., jetzt ein Kirchdorf, eine Stunde von der Stadt, hatte einst einen prächtigen Götzentempel und war der Sitz der schwedischen Könige bis auf Olof Schooßkönig, um das Jahr 1000 nach Chr. In der Nähe U.s sind auch die in der ältern Landesgeschichte so berühmte Ebene Fyriswall, der Wahlplatz, die Morasteine genannt, wo von der Mitte des 11. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die schwedischen Könige gewählt wurden, die vier Högarhügel (Hünengräber) von welchen einer oben abgeplattet ist u. Thingshög (Gerichtshügel) heißt, indem die alten Könige auf ihm zu Gericht saßen. Bei diesen Hügeln wurde 1843 die Versammlung der skandinavischen Studenten gehalten. Andere besuchenswerthe Parthien der Umgegend sind das schöne k. Lustschloß Rosersberg am Mälarsee, Hammarby, der ehemalige Landsitz Linné's, Skokloster, ehedem eines der reichsten Klöster des Landes, jetzt Rittersitz des Grafen Brahe, mit einer schönen gothischen Kirche, in welcher der berühmte Feldmarschall Wrangel begraben liegt, und weitläufigen Gebäuden, Signildsberg, Rittersitz des Freiherrn Baner, welcher seinen Namen von Signild hat, der Tochter des im 8. Jahrhunderte lebenden Königs Sigurd Ring, die sich aus Verzweiflung über den schmählichen Tod ihres Geliebten, des Prinzen Habor, mit ihren sämmtlichen Jungfrauen verbrannte. Etwa 6 Meilen von U. liegen die berühmten Eisenbergwerke von Dannemora. — Die Stadt hieß vormals Oestra Aros, später auch Neu-U., zum Unterschiede von Alt-U. Bei Einführung des Christenthums in Schweden wurde hier ein Bisthum gegründet, welches König Karl I. 1163 zum Erzbisthume erhob. mD.

Ural, d. h. der **Gürtel** (montes riphaei oder hyperborasi), ein Gebirge, das auf 300 Meilen vom Eis- bis zum kaspischen Meere die Gränze zwischen Europa und Asien bildet. Der nördlichste Theil heißt das werchoturische oder jugorische Gebirge. Südlich vom uraler Bergrücken senkt sich derselbe in den guberlinskischen Bergen in die Kirgisensteppe. Sein padwinskischer Felsen liegt 6397 Fuß höher, als das kaspische Meer. Mehre Flüsse, auf der östlichen und westlichen Abdachung des U., befördern den innern Handelsverkehr des Gouvernements Perm, dessen größte Merkwürdigkeit das metallreiche U.-Gebirge ist. Der Krone gehören 9 Bergwerke und Hütten in Eisen, 51 Kupferbergwerke, eine Goldwäsche, ein Münzhof; von Privatbergwerken sind 81 in Gußeisen und 18 in Kupfer vorhanden. Die jährliche Ausbeute an Kupfer beträgt 200,000, an Eisen 5,500,000, an Gußeisen 8,500,000 Pud. Die Salzwerke der Regierung geben jährlich 1,300,000 Pud Salz, die Privatsalzwerke liefern 6,136,000 Pud. Die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken beläuft sich auf mehr als 120,000. Von Zinn findet man gar keine, von Blei und Silber nur geringe Spuren auf dem U.-Gebirge. Die, aus den Bergwerken gewonnenen, Produkte kann man jährlich im Durchschnitte auf 45 und, mit Einschluß des Waschgoldes, auf 50 Millionen Rubel schätzen. Seit Kurzem hat die Benützung der Goldadern des U. einen überaus reichen Ertrag gegeben. Den uralischen Goldsand kannte man schon seit 1774. Er bedeckt eine Fläche von 135 □ Meilen. Man findet ihn sowohl in den Bergadern, als in dem Ufersande. Die Sandbänke sind wahrscheinlich Trümmer früherer Gebirge. Aus den Bergadern wird das Gold durch Stampfen in Kasten von Gußeisen gewonnen, aus denen man das, zu Sand zerstampfte, Mineral mittelst des Wassers auf die Waschbälge bringt, wo der Schlamm und die leichten Theile durch das Wasser weggespühlt werden, die schweren metallischen aber sich auf dem Waschbalge setzen, von dem sie als kleine Körner aufgelesen werden. Das Gold aus den Sandbänken wird durch Waschen mittelst siebartiger Gefäße gewonnen. Zu diesem Erwerbszweige braucht man 14,000 Arbeiter, darunter 4380 Bauern der Regierung. Bis 1817 betrug die Ausbeute des Goldes auf den uralischen Gebirgen nicht über 18 Pud im Durchschnitte; im Jahre 1843 war der Ertrag bereits auf 1313 Pud 30 Pfund gestiegen. Im Ganzen kann man rechnen, daß die Gesammtausbeute aller uralischen Goldbergwerke seit 1815—1843 zum mindesten 6000 Pud oder 420,000 kölnische Mark, das ist an Werth in runder Summe 90 Mill. Thlr., betragen hat. Unter den Privatbesitzern haben im U. die bedeutendsten Bergwerke: die Familien Demidow, Jakowlew, Stroganow und das Handelshaus Gubin. Merkwürdig ist die Ausbeute an **Platina** (s. d.); im Jahre 1843 beutete man bereits 203 Pud 30 Pfd. dieses Minerals in den uralischen Bergwerken aus. Doch ist dieselbe nicht in so regelmäßiger Zunahme begriffen, wie die Goldproduktion, auch kommt dieses Mineral nicht in so enormen Klumpen vor, wie dies beim Golde zuweilen der Fall ist. Im Jahre 1825 hatte man bereits einen Goldklumpen von 14 Pfd. Schwere gefunden; später fand man Stücke von 15—20 Pfd. und am 26. Okt. 1842 entdeckte man endlich beim Abbruche eines Hüttengebäudes im Bereiche der, zum slatustischen Hüttenbezirke gehörenden, mijaßkischen Goldsandlager eine, jetzt im Museum des Berginstituts zu Petersburg niedergelegte, 77 Pfd. schwere Goldstufe, deren Werth gegen 33,000 Thlr. beträgt. Auch ist der U. reich an Edelsteinen; besonders berühmt sind die Topasgruben bei Mursinsk und die Beryllgruben von Jekaterinburg. An letzterem Orte fand man in neuester Zeit einen 6 Pfd. schweren, sehr reinen Beryll von grüner Farbe. Ebenso findet man hier prächtige Malachitdrusen u. seit 1836 auch Bernstein. Vgl. Hoffmann u. Helmersen, „Geognostische Untersuchungen des Süduralgebirges“, Berlin 1831; Humboldt, „Fragments de géologie et de climatologie asiatique“, 2 Bde., Paris 1831, deutsch, Berlin 1832; Erman, „Reise um die Erde durch Nordasien“, 3 Bde., Berlin 1833—1838 und Gregor Schischurowsky, „Das Uralgebirge in physisch-

geographischer, geognostischer und mineralogischer Beziehung", Moskau 1841, in russischer Sprache geschrieben.

Ural (der Fluß), bis 1775 Jaik genannt, entspringt im russischen Gouvernement Orenburg, südlich am Uralgebirge. Sein Lauf ist zuerst südlich bis Orskaia, dann westlich auf der Gränze des Gouvernements Orenburg und des Kirghisenlandes; er nimmt den Ilek auf und fließt von Uralsk wieder südlich bis zur Mündung ins kaspische Meer. Er ist ziemlich tief, fischreich und hat einen raschen Lauf. Nebenflüsse von ihm sind: Kizil, Tanalik, Sakmara, Bolschoi-Tschegan, Sundukt, Or, Ilek, Utwa, Grutchi.

Urania (die Himmlische, rein Unkörperliche), ist 1) der Name einer der neun Musen (s. d.), der Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte und in einem, mit Sternen besäeten Gewande, in der Linken eine Himmelskugel oder eine Leiter haltend, vorgestellt. Einige geben ihr auch ein Sehrohr, einen Zirkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen. 2) Beiname der himmlischen Venus, oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatze der blos sinnlichen. 3) Bei den alten griechischen Dichtern heißt U. eine der Okeaniden oder Meernymphen.

Uranos ist nach der griechischen Mythologie der Urvater des ganzen griechischen Göttergeschlechts. Seine ersten Kinder waren die Centimanen, dann gebar ihm Gaea die Cyklopen; diese wurden wegen ihrer ungeheuern Gewalt in den Tartaros gesperrt, was deren Mutter so sehr erzürnte, daß sie ihre nachher geborenen Kinder, die Titanen, gegen den Vater aufreizte und diese denselben vom Throne der Welt verstießen, ja, Saturnus sein jüngster Sohn, ihn sogar mit einer diamantenen Sichel unfähig zu ferneren Zeugungen machte. Das Meer nahm die verstümmelten Glieder auf, die der Venus das Leben gaben; aus dem vergossenen Blute aber entstanden die Giganten, die Erinnyen und die melischen Nymphen.

Urban, Name von acht römischen Päpsten. 1) U. I., Heiliger und Martyrer, ein Römer von altadelicher Abkunft, wurde im Jahre 223 zum Papste erwählt. Er taufte viele Personen, welche dem römischen Adel angehörten, wie die heilige Cäcilia u. ihren Bräutigam Valerianus. Er verordnete, daß die Gefäße, welche beim Gottesdienste gebraucht wurden, von Silber seyn sollten, weßhalb anzunehmen ist, daß die silbernen Kelche schon vor diesem Papste im Gebrauche waren. Daher wiederholen wir mit Novaes die Antwort, welche der hl. Bonifazius auf die Frage gab: „ob es erlaubt sei mit hölzernen Gefäßen zu celebriren?" „Sonst, sagte er, als die Priester golden waren, bedienten sie sich hölzerner Kelche; jetzt, da die Priester von Holz sind, bedienen sie sich goldener Kelche." U. gab die Verordnung, daß die getauften Christen nur aus der Hand der Bischöfe die hl. Firmung empfangen sollten. Daraus haben die Irrlehrer den thörichten Schluß gezogen, als habe er das Sakrament der Firmung eingesetzt. Es ist so gewiß, daß dieses hl. Sakrament schon vor U. eingesetzt wurde, als es erwiesen ist, daß Jesus Christus und die Apostel schon vor diesem Papste gelebt haben. Er soll verordnet haben, daß die Throne der Bischöfe höher gestellt würden, damit sie die Gläubigen übersehen könnten, weshalb die Stätten, wo sie stehen, auch Emporkirchen genannt werden. Er litt den Martertod unter Alexander Severus im Jahre 230. Wir nehmen deshalb das Lob nicht zurück, welches wir anderwärts diesem Kaiser gespendet haben. Cesarotti hat genau nachgewiesen, daß Leute, die dem Cultus der alten Gesetze hartnäckig anhingen, während der Abwesenheit dieses Kaisers das Volk aufwiegelten und die Christen dem Martertode überlieferten. Mehre frühere Beschlüsse ließen zu, daß die Christen unter verschiedenen Vorwänden mißhandelt und als Römer, welche sich gegen den Staat verschworen hätten, gefangen genommen werden konnten. Zur Verurtheilung reichte es hin, an ein strafbares Vergehen zu erinnern, ohne nachzuweisen, daß der Gerichtete ein anderes Verbrechen begangen habe, als daß er ein Christ sei. — In fünf Ordinationen ernannte der hl. U. I. acht Bischöfe, fünf Priester und acht Diakone.

Er wurde in der Grabstätte Pretertat's an dem appianischen Wege, bei der Porte von St. Sebastian, begraben. Das Haupt dieses hl. Papstes wird in der Kirche der „hl. Maria über der Tiber“, in der Kapelle der „Madonna de Strada cupa“ verehrt, welche durch den Cardinal Herzog von York, Commendator dieser Kirche, reichlich ausgeschmückt und eingeweiht wurde. Die Ceremonie fand am 14. Nov. 1762 statt. — 2) U. II., aus einer edeln Familie in der Champagne, nach Einigen zu Rheims, nach Anderen zu Chatillon an der Marne geboren, hieß zuvor Otto, wurde Benediktiner im Kloster Clugny, später Cardinal und Bischof von Ostia und war einer von jenen Dreien, welche schon Gregor VII. des Papstthums würdig erklärt hatte. Er wurde den 12. März 1088, als Nachfolger Papsts Viktor III., obgleich der Gegenpapst Clemens III. noch lebte und einen nicht unbedeutenden Anhang in Rom hatte, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Seine Wahl wurde in der ganzen Christenheit mit Freuden aufgenommen. Obschon U. vielfältig durch den Gegenpapst beunruhigt wurde, so unterließ er doch Nichts, was dahin zweckte, die Ketzereien zu unterdrücken, die Spaltungen, die ungeistlichen Belehnungen und andere Mißbräuche zu hemmen. Aus Veranlassung der Ketzerei des Roscelin über die Trinitätslehre, welchen der Erzbischof Anselm von Canterbury widerlegte und deshalb viel zu leiden hatte, nahm er den letztern kräftig in Schutz. Auch versammelte er im Oktober 1098 ein Concil zu Bary, um an der Vereinigung der Griechen zu arbeiten. Unter U.s Regierung begannen auch die Kreuzzüge (s. d.), zu denen schon Papst Gregor VII. den Grund gelegt hatte. U. unterstützte nach Kräften das Bemühen Peters von Amiens (s. d.), der, nachdem er sich selbst von der Bedrückung der Christen im Morgenlande überzeugt hatte, die Hülfe des Papstes, der Fürsten u. Völker anrief. Bei einer Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, einer unzähligen Menge von Geistlichen und Laien zu Clermont im Jahre 1095 hielt U. II. auf freiem Felde eine so eindringliche Rede, daß ihn die ganze Versammlung unterbrach und mit Einer Stimme rief: „Gott will es! Gott will es!“ Nachdem es wieder still geworden war, erhob der Papst wieder seine Stimme und sprach: „Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: „„Wo auch nur zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen seyn.““ Denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch Allen und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem Einzelnen. So möge denn das Wort: „„Gott will es!““ euer Feldgeschrei seyn in jeder Gefahr, welche ihr übernehmet für die Lehre Christi; das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Der Fluch des apostolischen Stuhles soll Jeden treffen, der sich unterfängt, das hl. Unternehmen zu hindern; seinen Beistand dagegen im Namen des Herrn euere Bahn ebnen und euch geleiten auf allen Wegen.“ — Es wollte nun Alles den überall gepredigten Kreuzzug mitmachen, aber nicht Alle aus reinem Beweggrunde; daher schon der erste Zug von 200,000 Menschen theils unterwegs von Hunger und Elend, oder durch bewaffnete Einwohner als Raubgesindel aufgerieben, theils, da die verschiedenen Nationen unter einander uneins geworden und sich getrennt hatten, von den Türken vernichtet, oder in die Gefangenschaft und Sklaverei geschleppt wurden und nur Peter von Amiens mit höchstens 3000 Menschen Rettung durch und bei den Griechen fand. Einen bessern Erfolg hatte ein zweiter Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon 1096. Am 15. Julius 1099 wurde Jerusalem, nach neununddreißigtägiger Belagerung, im schrecklichsten Sturme erobert und von 70,000 Sarazenen blieben nicht so viele am Leben, um die Ermordeten zu beerdigen. Die Griechen, welche zwar die abendländischen Christen um Hülfe gegen die Türken angerufen, aber bei ihrem Erscheinen eine feindliche Stellung genommen, offenbarten keine Freude über die Eroberung Jerusalems; auch war das Bemühen des Papstes U. II., die Griechen wieder mit der Kirche zu vereinigen, fruchtlos gewesen; desto größer war die Freude bei der römischen Christenheit, welche deswegen Lob- und Danklieder anstimmte und zu neuen Zügen nach dem gelobten Lande belebt wurde. U. II.,

welcher für den glücklichen Ausgang des Krieges den Geistlichen die Tagzeiten zu Ehren der h. Jungfrau Maria zu beten befahl u. die Heiligung des Sonnabends zu ihrer besondern Verehrung einführte, hatte zwar von dem Gange des ersten Kreuzzuges die erforderlichen Nachrichten erhalten; allein die erfreulichste bekam er nicht, denn 14 Tage nach Eroberung Jerusalems starb er, den 29. Juli 1099, nachdem er die Kirche 11 Jahre u. beinahe 5 Monate regiert hatte. „Er hat," sagt ein französischer Schriftsteller, „das Schiff Petri mit eben so viel Weisheit, als Muth geleitet. Er bekämpfte zu gleicher Zeit einen gewaltthätigen und vielgeltenden Gegenpapst, Clemens III., einen schismatischen Kaiser, Heinrich IV., einen ausschweifenden König von Frankreich, Philipp I., einen gewaltthätigen und wenig gewissenhaften König von England, Wilhelm den Rothen, des Concubinats und der Simonie schuldige Prälaten. — 3) U. III., vor seiner Erwählung Humbert Crivelli, aus Mailand, wo er auch Bischof war, erhielt nach Lucius III. die päpstliche Tiare, den 25. November 1185. Auch diesem Papste war es, wie mehren seiner Vorgänger, nicht vergönnt, ruhig zu Rom zu leben, weshalb er seinen Sitz in Verona aufschlug. Gegen Kaiser Friedrich beschwerte er sich in einer Zusammenkunft, daß er das Erbtheil behielte, welches die Kirche von der Gräfin Mathilde bekommen, die Güter der verstorbenen Bischöfe zu Staatsgütern machte, fromme, Gott geweihte Jungfrauen unter dem Vorwande, die Zucht und Sitte herzustellen, aus ihren Klöstern jagte und sich ihrer Güter bemächtigte. Nach dem Beispiele Alexanders III. (s. d.) wollte Papst U. III. den kaiserlichen Prinzen Heinrich nicht eher krönen, als bis der Kaiser selbst die Krone abgelegt hätte; dagegen schickte er den Cardinal Octavian an den König Heinrich II. nach England, mit dem Erbieten, einen seiner Söhne, welchen er wollte, zum Könige von Irland zu krönen. Die Nachricht, daß die Christen Jerusalem wieder verloren hätten, schlug ihn so nieder, daß er am 19. Oktober 1187 vor Betrübniß starb, nachdem er die Kirche nicht volle zwei Jahre regiert hatte. — 4) U. IV., geboren zu Troyes in der Champagne, war der Sohn eines Schuhmachers und hieß Jakob Pantaleon. Durch seine Gelehrsamkeit und sein berühmtes Predigttalent brachte er es dahin, daß er Erzdiakon zu Lüttich, dann Bischof von Verdun ward, als päpstlicher Legate in verschiedenen Gesandtschaften in Pommern, Preußen, Liefland und Deutschland sich auszeichnete und von Papst Alexander IV., dessen Legat er gewesen war, zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde. U. wurde im J. 1261, nach dem Tode Alexanders IV., zum Papste erwählt. In demselben Jahre ward Konstantinopel von den Griechen überrumpelt und somit hatten das lateinische Kaiserthum und das lateinische Patriarchiat ein schnelles Ende. Der Papst ließ zwar einen Kreuzzug gegen den griechischen Kaiser Michael Paläologus predigen; dieser aber, der von seinem eigenen Patriarchen excommunicirt war, schien eine Kirchenvereinigung befördern zu wollen; es hatte daher das kriegerische Unternehmen gegen ihn keinen Fortgang. Besonders ausgezeichnet ist die Regierung U.s IV. durch die Einsetzung des Frohnleichnamsfestes (s. d.), dessen Feier jedoch, wegen des bald darauf eingetretenen Todes des Papstes, der nach einer Regierung von vier Jahren am 2. Oktober 1264 erfolgte, noch über 40 Jahre ausgesetzt blieb. — 5) U. V., ein Sohn Wilhelms von Grimoard, Barons von Roure und Grisac, aus der Diözese Mende gebürtig, war nach und nach Benediktinermönch, Abt zu St. Germain d'Auxerre, dann von St. Viktor zu Marseille und nach Innocenz VI. Papst, den 23. Okt. 1362. U. V. war der letzte Papst, der zu Avignon residirte; er überwand die Hindernisse, welche ihm der König von Frankreich machte, nach Rom zu gehen, wo er den 26. Okt. 1367 unter den größten Freudenbezeugungen seinen Einzug hielt und im darauffolgenden Jahre 1368 von Kaiser Karl IV. nebst dessen Gemahlin Anna einen Besuch empfing. 1369 kam der griechische Kaiser Johann Paläologus, welcher schon mit Innocenz VI. zu unterhandeln angefangen hatte, nach Rom, um gegen die schnellen Fortschritte der Türken Hülfe zu suchen; er legte daselbst das katholische Glaubensbekenntniß ab, kehrte zwar ohne die er-

wartete Hülfe, doch zufrieden zurück; allein die türkischen Eroberer Amurat und dessen Nachfolger Bajazet drängten das griechische Reich immer mehr. — Die Gegenwart des Papstes U. V. zu Rom hatte schon sehr viel Gutes gestiftet, als er plötzlich den Entschluß faßte, wieder nach Avignon, welches päpstliches Eigenthum geworden war, zurückzukehren, was ihm aber die hl. Brigitta, welche von Schweden nach Rom gekommen war, um ihre Ordensregel bestätigen zu lassen, mißrieth, weil er zu Avignon sterben würde. Wirklich fiel U. auch bald nach seiner Ankunft zu Avignon in eine schwere Krankheit, in welcher er öfter beichtete, die hl. Sakramente empfing und in Gegenwart vieler angesehener Personen erklärte: „Ich glaube fest Alles, was die hl. katholische Kirche lehret. Wenn ich Etwas, was derselben widerspricht, gelehrt habe, so widerrufe ich es und unterwerfe mich der Verbesserung der Kirche." Er starb den 19. Dezember 1370, nach einer Regierung von acht Jahren und zwei Monaten. — Papst U. V. soll zuerst die dreifache Krone getragen haben, was sich auch dadurch bestätigt, daß, als er die Häupter der heiligen Apostel Petrus und Paulus unter dem Altare, wo sie seit langer Zeit verschlossen waren, hervornehmen und sie mit Brustbildern versehen ließ, der hl. Petrus mit der kegelförmigen Tiara und drei Kronen vorgestellt wurde. Die päpstliche Regierung U.s V. gehört unter die ausgezeichnetsten, so daß selbst Petrarca, der strengste Richter der französischen Päpste, gesteht, kein Mensch habe sich gefunden, der je eine Klage gegen die Regierung oder Aufführung dieses Papstes vorgebracht hätte. Seine Liebe war so groß, daß er auch auf eigene Kosten tausend Jünglinge auf verschiedenen Universitäten studiren ließ und zu Montpellier für zwölf Studenten der Arznei-Wissenschaft ein Collegium stiftete, alle Mittwoche, Freitage und Samstage des ganzen Jahres viele Armen an seiner Tafel speiste, während er bei Wasser und Brod fastete, was ihm gewiß zur größten Ehre gereicht. Es ist ein Irrthum, wenn man diesem Papste die Einführung der Agnus Dei (s. d.) und der geweihten goldenen Rosen als Geschenke für Fürsten zuschreibt: jene sind mindestens schon seit dem 5. Jahrhunderte im Gebrauche. Die goldenen Rosen betreffend, so ist ihr Gebrauch schon im 11., sicher im 12. Jahrhunderte bekannt gewesen; denn Papst Alexander III. verehrte dem französischen Könige Ludwig VII. eine goldene Rose; ihre feierliche Weihung aber wird dem Papste Innocenz IV. zugeschrieben. Die goldene Rose wird noch jährlich vom Papste am vierten Sonntage in der Fasten, Lätare, feierlich geweiht, um anzuzeigen, gleichwie die natürliche Rose nach dem Winter durch Schönheit und Wohlgeruch erfreuet, ebenso auch Jesus Christus, die geistliche Rose, die Menschheit erfreue. — 6) U. VI., zuvor Bartholomäus von Prignano, aus Neapel gebürtig und früher Erzbischof von Bari, wurde den 8. April 1378 zum Papste erwählt. Seine Wahl veranlaßte eine vieljährige Spaltung. Die französischen Cardinäle erklärten die Wahl U.s, der durch seinen rauhen, ungestümen Eifer, ohne Klugheit, seinen unbeugsamen Starrsinn und Härte, bei großer Schwäche gegen Schmeichler und Verwandte und sein rücksichtsloses, gewaltsames Zufahren sich Alles entfremdet hatte, für erzwungen und wählten den Cardinal Robert von Genf, der den Namen Clemens VII. führte u. seinen Sitz zu Avignon nahm. Da war nun das Schisma, das seine Wurzel längst in der französischen Politik der Päpste geschlagen, mit einem Male hervorgebrochen. Italien, ein großer Theil Deutschlands, Englands, Portugals, Ungarns, Polens, Dänemarks, Schwedens, hielten an U. VI.; Frankreich, Spanien, Neapel, ein Theil Deutschlands an Clemens VII. Die Strenge U.s rief eine Verschwörung von 6 Cardinälen gegen ihn hervor, wurde aber entdeckt und die Cardinäle auf Befehl des Papstes grausam gefoltert, in hartem Gefängniß gehalten u. endlich 5 davon hingerichtet. Den Vorschlag Clemens VII., ihren Streit durch ein allgemeines Concilium entscheiden zu lassen, verwarf er. Er starb, allgemein gehaßt, den 15. Oktober 1389, nach einer Regierung von $11\frac{1}{2}$ Jahren. — 7) U. VII., früher Johann Baptist Castagna, ward als Nachfolger Sixtus V. den 14. September 1590 zum Papst erwählt, starb aber schon am 13. Tage nach

seiner Wahl. Gleich in den ersten Tagen bewies er seine Mildthätigkeit mit Austheilung von reichlichem Almosen; auch verbot er seinen Beamten, seidene Kleider zu tragen, damit er sich dem Luxus um so kräftiger widersetzen könnte. Seine Anverwandten, die auf die Nachricht von seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl nach Rom gekommen waren, mußten die Stadt verlassen. So rühmlich fing U. VII. seine Regierung an, allein er wurde schon am dritten Tage krank. Alle Kirchen waren Tag und Nacht voll, um für die Genesung eines so tugendhaften Papstes zu beten. Gott hielt es aber für gut, ihn der Kirche nur gezeigt zu haben. U. selbst fand seinen Tod erwünscht. „Gott," sagte er, „befreiet mich von Banden, die mir hätten traurig werden können. Wie schrecklich hätte mein Fall werden können auf der Stelle, auf welcher ich mich befinde." U. VII. starb und nahm alle Hoffnungen, die er gegeben hatte, mit in's Grab. Sein Vermögen bestimmte er zur Ausstattung von armen Mädchen und Waisen. — 8) U. VIII., zuvor Maffeo Barberini, aus Florenz, wurde erwählt den 6. August 1623. Die Fähigkeiten dieses Papstes, beweisen sich daher, daß er mit 19 Jahren schon Priester, von Sixtus V. als Referendar aufgestellt, von Clemens VIII., in einem Alter von 24 Jahren, für die Regierung von Fano bestimmt, dann zum apostolischen Notar gemacht, zu diplomatischen Arbeiten und Sendungen frühzeitig gebraucht ward. Er wurde als Erzbischof von Nazareth, Nuntius in Frankreich, hierauf Cardinal, Legat von Bologna, Bischof von Spoleto, Beschützer der Schottländer und Mitglied der Congregation zur Ausbreitung des Glaubens. Selbst ein Liebhaber der schönen Wissenschaften und Dichter heiliger Gesänge, wollte er der Beschützer der Gelehrten seyn. Obschon U. VIII. für seine Verwandten große Sorge trug, so wußte er doch auch die Bescheidenheit zu beobachten und gab ihnen keines von den beträchtlichen Lehen, welche dem päpstlichen Stuhle zugefallen waren. Den Cardinälen, welche bisher bloß Illustrissimi und Reverendissimi betitelt wurden, gab er den Titel Eminentissimi, Eminenz. U. feierte 1625 ein Jubeljahr; auch hob er mehre Feiertage auf, um der Noth der Armen zu Hülfe zu kommen und die Gelegenheit zu manchem Laster abzuschneiden. Bei allen seinen Unternehmungen besaß er ein außerordentliches Selbstgefühl. Das Cardinalcolleg fragte er selten um Rath und, als man ihm einst einen Einwurf aus alten päpstlichen Constitutionen machte, bemerkte er: der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr werth, als die Satzungen von hundert verstorbenen. Seine politische Stellung zu Frankreich führte ihn zu einer, so offen hervortretenden, Kälte gegen das spanisch-österreichische Haus, daß man ihm bereits mit Wallenstein drohte. Unter U. fiel dem Kirchenstaate das reiche Herzogthum Urbino heim (1631). Dagegen hatte U. die Schulden des Kirchenstaates, die sich beim Antritte seiner Regierung auf 18 Mill. Scudi beliefen, bis zum Jahre 1635 auf 30 Millionen erhöht, theils durch Bereicherung seiner Verwandten, theils durch kostspielige Bauten u. s. w. Der unnütze u., den römischen Stuhl in der öffentlichen Meinung sehr bloß stellende, Krieg gegen den Herzog von Parma kostete dem Papste allein bei 12 Mill. U. starb den 29. Juli 1644, nachdem er die Kirche 21 Jahre verwaltet hatte.

Urbanistinnen, s. Clarissinnen.

Urbanität (städtische Sitte, im Gegensatze zur bäuerischen, Rusticität) nennen wir die feine Lebensart, das feine Benehmen in Gesellschaft Anderer, wodurch man Alles, was den gebildeten Geschmack oder das Schönheitsgefühl verletzen würde, zu vermeiden sucht. U. ist mithin verschieden von der Höflichkeit und Artigkeit.

Urbarium, nicht vom Lateinischen urbs abzuleiten, sondern, nach Adelung, ein ursprünglich deutsches Wort, von ur, er, u. bären, tragen, daher soviel als Urbarbuch, Ertragbuch, bedeutet ein Buch, in welchem die urbaren u. daher zins- oder steuerpflichtigen Ländereien eines Bezirkes oder einer Gemeinde verzeichnet und beschrieben sind. Die Benennung ist jedoch nicht allgemein u. man nennt solche Bücher auch Erdbücher, Grund-, Lager-, Zins- und Steuerbücher.

bekannt ist namentlich das ungarische Urbarialgesetz, das auf dem Reichstage von 1835 zu Stande kam und die Verhältnisse der Grundherren zu ihren Unterthanen hinsichtlich der Urbarmachung der Grundstücke, der freien Benützung derselben und der Abgaben von denselben festsetzt. Vergl. Mailáth, „Das ungarische Urbarialsystem," Pesth 1838.

Urbarmachung nennt man die Bearbeitung eines, noch gar nicht, oder seit langer Zeit nicht mehr im Ertrage gewesenen, Landes, zum Zwecke der Umwandlung in fruchtbares Ackerland. Bei dem, dabei zu beobachtenden, Verfahren, kommt es darauf an, von welcher Beschaffenheit der Boden ist u. wozu das ungebaute Land zeither benützt wurde. Bei Waldboden ist, nach Abtreibung des Oberholzes, eine sehr sorgfältige Ausrottung der Wurzeln, besonders vom Laubholze nöthig. Dieses Durcharbeiten des Grundes macht das Land, bei einigermassen guter Beschaffenheit, sogleich geschickt, um mit Getreide, oder noch besser mit Kartoffeln bestellt zu werden. Bei einem, mit Dornen und geringem Buschholze bewachsenen, Boden wird dieses, ganz nahe an der Erde, oder einige Zolle unter der Erde, abgehauen; benützt man nun dieses Land 3 Jahre lange als Wiese, so vergehen meist die jungen Sprößlinge und Wurzeln fast gänzlich und alsdann kann man die Wiesen umreißen und mit Kartoffeln oder Getreide bestellen. Moorboden muß erst durch Abzugskanäle trocken gelegt werden, worauf das Land als Wiesgrund benützt, oder auch in Ackerland verwandelt werden kann. Es würde nicht rathsam seyn, unbebautes Land urbar zu machen, wenn die Beschaffenheit des Bodens so gering ist, daß sich das darauf gewendete Capital nicht verzinsen könnte, oder auch, wenn das Stück Land zu entfernt vom Sitze der Wirthschaft ist, so daß die Bestellung immer sehr kostspielig bleibt und nur ein geringer Reinertrag erwartet werden kann. Müßten wegen des urbargemachten Landes neue Wirthschaftsgebäude an Ort und Stelle aufgeführt werden, so ist diese Höhe des Kostaufwandes mit in Rechnung zu ziehen. Was jedoch für größere Wirthschaften unrathsam ist, kann Vortheil gewähren, wenn kleinere Wirthschaften angelegt werden, welche den Boden, besonders durch Spatencultur urbar machen.

Urbino, Hauptstadt einer Legation im Kirchenstaate, welche, vereint mit Pesaro. 70½ □Meilen u. 230,000 Einwohner zählt, auf einer Anhöhe an der vortrefflichen neuen Straße, welche von der Romagna nach Florenz führt, ist Sitz eines Erzbischofs, einer, von Papst Leo XII. restaurirten, Universität und hat ausserdem mehre höhere Lehranstalten und 12,000 Einwohner. Unter den Gebäuden führen wir an: den Dom, die Kirchen St. Francesco u. St. Giovanni Battista; den vormaligen herzoglichen Palast, besonders seiner schönen Architektur wegen sehenswerth; den Palast Albani mit einer interessanten Gemäldesammlung, worunter namentlich werthvolle Handzeichnungen. — Ehemals Sitz eines hochgebildeten herzoglichen Hofes, ist U. im 16. Jahrhunderte an den päpstlichen Stuhl gekommen u. hat seitdem viel von seiner frühern Bedeutung verloren; allein immer noch zieht es wegen seiner ausnehmend schönen Lage, des guten Tones seiner Bewohner, namentlich aber als Vaterstadt Rafaels (s. d.) viele Fremde an. Das Haus, in dem Rafael geboren wurde, ist aber leider nur selten zugänglich, da der jetzige Besitzer sich meist auf dem Lande aufhält. Ein, von Rafael schon als Kind gemaltes und im Hofraume dieses Hauses befindlich gewesenes Bild der heiligen Jungfrau soll im Jahre 1837 verkauft worden seyn. Die Inschrift über der Hausthüre heißt: Nunquam moriturus exiguis hisce in aedibus eximius ille pictor Rafael natus est oct. id. apr. anno 1483. Venerare igitur hospes nomen et genium loci ne mirere.

Urevangelium heißt ein Evangelium, das schon früher, als die vier kanonischen Evangelien des neuen Testaments vorhanden gewesen sei und aus welchem, nach der Meinung verschiedener biblischer Kritiker, die ersten Evangelisten Mathäus, Markus u. Lukas, als aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben sollen. Indessen ist das *Daseyn eines* solchen U.s durch Nichts nachzuweisen,

sondern es gründet sich diese Behauptung auf bloße Hypothesen, indem man daraus die einzelnen Abweichungen in den genannten 3 Evangelien neben der großen Uebereinstimmung in der Erzählung von den Reden und Thaten Jesu erklären wollte. Das U., behauptete man, habe die Thatsachen nur ganz kurz in einer Art tabellarischer Reihenfolge enthalten und die Verfasser unserer Evangelien hätten diese dann, jeder nach seiner individuellen Anschauungsweise, oder mit Hülfe ihres Gedächtnisses, oder einer bereits gebildeten Tradition weiter ausgeführt. Einige neuere Kritiker verwarfen die Annahme eines, von den ersten Evangelisten des neuen Testaments unabhängigen, U.s und wollten dasselbe in dem Evangelium des Markus erkennen, welches dann von Matthäus und Lukas weiter ausgeführt worden wäre.

Urfehde oder **Urphede** war nach gemeinem deutschem Rechte das eidliche Angelöbniß, welches von Kriegsgefangenen, sowie von solchen, welche eine langwierige Gefangenschaft oder die Tortur erlitten hatten, verlangt wurde, nach ihrer Freilassung weder an dem Gerichte, von dem sie verurtheilt worden waren, noch an dem, der ihnen die Gefangenschaft zugezogen hatte, Rache nehmen zu wollen. Die Verletzung dieses Eides nannte man den U.-Bruch. Die einfache Strafe des letztern war in den ältesten rohen Zeiten die des Abhauens der drei ersten Finger der rechten Hand, deren er bedurfte, um das Schwert zu führen; bei der bloßen Rachedrohung aber anderweitiges Gefängniß, bis zur geleisteten Sicherheit. Diese ältere Sitte hatte sich auch nach der Auflösung des deutschen Reichs noch in vielen deutschen Ländern erhalten, obschon die Strafe der Uebertretung gemildert ist.

Urgebirge, s. Geognosie.

Urhan, **Christian**, geboren 1790 zu Montjoie bei Aachen, widmete sich schon frühe der Musik und schrieb bereits im 12. Jahre Variationen für die Violine, die allgemeinen Beifall fanden. Der Kaiserin Josephine vorgestellt, wurde er zu Lesueur, dem Kapellmeister der kaiserlichen Kapelle, geschickt und trat nach 5 Jahren in die Kapelle. Unter der Restauration u. mehr noch nach 1830 stieg sein Ruf so, daß er in der Meinung Vieler für den ersten Violinspieler von Paris galt. Sein Lieblingsinstrument waren die Viole d'amour dann Violin, Bratsche, der er eine eigenthümliche Stimmung zu geben wußte und Pianoforte. Für ihn schrieb Meyerbeer die so vielfach angefochtene Begleitung zu Raoul's Romanze im ersten Aufzuge der Hugenotten. U. hat für die Verbreitung deutscher Musik, namentlich Schubert's u. Beethoven's Compositionen, in Paris viel gethan. Unglücklicher Weise verdüsterte in den späteren Jahren, etwa von 1836 an, sein Geist u. er verfiel einer Mystik, die seinem künstlichen Wirken hemmend entgegentrat. Eine schmerzhafte Krankheit nöthigte ihn zuletzt, seinen Dienst im Orchester als erster Violinspieler aufzugeben. Am 4. Februar 1845 erfolgte sein Tod. Er hat wenig, aber Gediegenes componirt; für das Piano: Les Regrets, La Salutation angelique, Les Lettres u. a. Als er seine Stelle im Orchester antrat, gab er seinem Geistlichen das Versprechen, nie einen Blick auf die Bühne zu werfen und hielt dies Gelübde unverbrüchlich. Er sah blos auf seine Stimme und den Dirigenten, in den Zwischenakten las er fromme Bücher.

Uri, einer der drei Urkantone der Schweiz, liegt zwischen den Kantonen Graubündten, Tessin, Wallis, Bern, Unterwalden, Schwyz und Glarus, und umfaßt einen Flächenraum von 20 □Meilen mit 14,500 Bewohnern. Das Land ist fast von allen Seiten her mit sehr hohen Gebirgen umgeben. Im Westen und Osten begränzen es mit ewigem Schnee bedeckte Ferner, worunter der Tödi, der Baldus, der Crispalt, das Scheerhorn, der Titlis, das Sustenhorn, sämmtlich 9—10 000 Fuß hoch, im Süden erhebt sich der mächtige St. Gotthard. Von diesen Eisbergen strömen oder vielmehr stürzen sich die drei Quellen der Reuß herab und durchziehen, nachdem sie sich vereinigt haben, den Kanton seiner ganzen Länge nach, um sich endlich in den Vierwaldstädtersee zu ergießen, dessen südliche Bucht zwischen zwei Felswänden in die Marken U.s eindringt.

So besteht das ganze Land eigentlich nur aus dem langen und wilden Reußthale, in das sich einige andere Thäler münden, wie die von Schächen, Maderan, Meyen rc., deren Gießbäche der Reuß zuströmen. Die Gegenden um die Quellen der Reuß sind ungemein rauh; nicht selten trifft man 30—40 Fuß tiefen Schnee auf dem St. Gotthard. Weiter unten wird das Klima milder, Wiesen u. Gärten lassen sich erblicken, und herrliche Nußbaumpflanzungen umgeben die Dörfer. Den Schneestürzen sind die Thäler des Kantons U. häufig ausgesetzt, und eine noch schlimmere Landplage ist der Föhn. Er brauset von Zeit zu Zeit vom St. Gotthard herab, verfängt sich im Reußthale, wird immer heftiger, je tiefer er kommt, stürzt Häuser um, schmelzt den Schnee an den Berghängen in wenigen Stunden weg und schwellt die Gießbäche furchtbar an. In seinen Einwirkungen auf die Gesundheit gleicht er dem Sirocco; er schwächt die Nerven, verursacht heftige Kopfschmerzen und verbreitet eine allgemeine Abspannung der geistigen Kräfte im Menschen. — In einem Lande, wo die eng zusammentretenden Felsketten so wenig Raum für urbaren Boden lassen, sind die Bewohner zumeist auf das Hirtenleben angewiesen. Die Urner unterhalten eine große Zahl Rindvieh von trefflicher Raçe, und außer dem Käse, den sie sehr gut zu bereiten verstehen, führen sie auch das Vieh selbst aus, besonders nach Italien. Der Ackerbau ist sehr geringfügig; man zieht nur etwas Gemüse und Obst. Von Wild findet man Gemsen, Murmelthiere und Alpenhasen; die Bäche sind sehr reich an Forellen. Der St. Gotthard und die Bergkolossen in seiner Nachbarschaft lieferten ehedem prächtige Quarzkrystalle, doch jetzt sind die Gruben erschöpft. Ueberhaupt werden die Gaben des Mineralreiches von den Eingebornen wenig geachtet. Auch in den Gewerben herrscht geringe Regsamkeit; bedeutender aber ist der Transithandel auf der St. Gotthardsstraße, obwohl der Waarentransport, seitdem mehre Alpenpässe durch Anlegung von Kunststraßen fahrbar geworden sind, gegen früher abgenommen hat. — Die Urner entstammen deutschem Blute, und ihr Charakter nähert sich dem der übrigen Urschweizer. Sie sind einfach, fromm und anhänglich an's Vaterland und ihre Kirche, die katholische. Die Verfassung des Kantons ist rein demokratisch; die höchste Gewalt steht der Landesgemeinde zu, die vollziehende Gewalt übt der gewählte Landrath, unter Vorsitz des regierenden Landammanns. Als Bundeskontingent stellt U. 405 Mann u. den Nationalrath beschickt es mit Einem Abgeordneten. — Eingetheilt wird der Kanton in zwei Bezirke, U. (das Gebiet des alten Kantons) und Urseren. Hauptort ist der Flecken Altorf (s. d.) an der Mündung der Reuß in den Vierwaldstädtersee. Andere Merkwürdigkeiten des Kantons sind das Dorf Bürglen, der Geburtsort Wilhelm Tell's, die Tellskapelle am Vierwaldstädtersee, das durch den Bundesschwur berühmt gewordene Rütli oder Grütli, die alte Veste Attinghausen und die oben erwähnte St. Gotthardsstraße, auf welcher das liebliche Urserenthal, das Urnerloch, die Teufelsbrücke und die schauerlichen Schöllenen vorzüglich beachtenswerth sind. Früher nur Saumrossen zugänglich, wurde diese Straße nach zehnjähriger Arbeit (1820—30) mit einem Aufwande von einer Million Schweizer-Franken fahrbar gemacht. — U. theilt mit den Kantonen Schwyz und Unterwalden die Ehre, die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit gewesen zu seyn. 1410 nahm es das Urserenthal in seinen Schirm auf und später erwarb es auch noch das Levantinerthal. Hier übte es unbeschränktes Herrenrecht aus, bis die französische Revolution Gleichheit der Rechte aufstellte u. den Kanton zur Entsagung seiner Supremacie nöthigte. Der Distrikt Urseren ward U. einverleibt und das Levantinerthal kam in Folge der Mediationsakte an den Kanton Tessin. Beide Verfügungen bestätigte nachmals der Wiener Kongreß. In neuerer Zeit gehörte U. stets zu den konservativen Kantonen und verfolgte fast immer das politische System von Schwyz und Unterwalden. Mit diesen nahm es auch Theil am Sonderbunde, erklärte in der Landesgemeinde vom 3. Oktober 1847 sich für den Widerstand gegen die Tagsatzungsbeschlüsse, und besetzte, als der Krieg ausbrach, die Höhe des St. Gotthard mit 400 Mann.

Diese, verstärkt durch Schwyzer und Walliser, trieben am 18. November die Tessiner aus Airolo thalab bis hinter Ponte grande. Schon aber hatte die Sache des Sonderbundes eine unglückliche Wendung genommen. Freiburg war gefallen, Luzern bedroht. Die Regierung dieses Kantons, Siegwart-Müller und Staatsschreiber Meier, erschien als Flüchtling auf dem Boden von U. Bald darauf wurden auch Unterwalden und Schwyz von den eidgenössischen Truppen besetzt, und U. konnte unter diesen Umständen an eine Fortsetzung des Krieges auf seinem Gebiete nicht denken. Es kapitulirte am 28. November und schickte die von Luzern hergebrachten Kassen, Siegel, Dokumente und Vorräthe zurück; auch verpflichtete es sich zur Herausgabe der im Kanton Tessin gemachten Beute. Von den Okkupationskosten, welche die Tagsatzung den besiegten Sonderbundskantonen auferlegte, trafen U. 96,760 Fr. — Geographisch-statistische Darstellung des Kantons U, Zürich 1805; F. V. Schmid: Geschichte des Freistaates U., Zug 1788—90, 2 Thle. mD.

Urim u. Thummim (d. h. Offenbarung u. Wahrheit, oder Licht u. Recht) hießen zwei kleine, diese Begriffe vorstellende Bilderschriften, welche sich in der innern Höhlung des Brustschildes des jüdischen Hohenpriesters befanden. Vgl. 2. Mos. 28, 30. 3. Mos. 8, 8. Dieses heiligen Looses bediente sich der Hohepriester bei Aussprüchen über wichtige Rechtssachen und andere Streitfragen im Namen Jehova's, nachdem er diesen gleichsam um Rath gefragt hatte. Nach den Rabbinen geschah die Antwort durch das Hervorspringen oder das Leuchten einzelner Buchstaben im Brustschilde, welche die Antwort bildeten; die heilige Schrift sagt jedoch hievon Nichts.

Urin, s. Harn.

Urkunde heißt 1) ursprünglich jedes Bekenntniß oder Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrheit einer Sache oder Handlung; daher kunden u. urkunden f. v. a. Zeugniß geben. 2) Insbesondere dieses geschriebene Zeugniß; daher U.n von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutung heißen alle Diplome (s. d.) U.n. Nach den bestehenden Gesetzen sind die U.n entweder öffentliche oder private. Den öffentlichen U.n ist in Ansehung des Factums, worüber sie errichtet werden, voller Glaube beizumessen. Für öffentliche U.n sind zu halten: a) jene Schriften, welche Regierungen, Gerichte und andere landesfürstliche oder ständische, beeidigte u. zur Ausstellung von derlei U.n eigens berechtigte Beamte in Amtssachen; b) eine Obrigkeit, oder ihre, zur Ausübung der obrigkeitlichen Handlungen beeidigte u. zur Ausstellung von derlei eigens berechtigte Diener, ebenfalls in Amtssachen errichten; c) die von den, in auswärtigen Landen zur Ausstellung öffentlicher Amts-U.n eigens berechtigten, Personen errichteten und mit der, in jedem Lande üblichen, Legalisirung versehenen Schriften; d) die Wechselproteste der gehörig aufgenommenen Notare; e) die Bücher der gehörig aufgenommenen Sensale, wenn sie in der vorgeschriebenen Form geführt worden sind; f) die Tauf-, Trauungs- und Todtenbücher der Pfarrer. Privat-U.n sind diejenigen, welche von Privatpersonen ausgestellt werden und denselben ist Glaube wider denjenigen beizumessen, welcher sie errichtet hat, jedoch werden Privat-U.n zu öffentlichen durch eine amtliche Bestätigung. Daß sich Jemand durch die Nachahmung oder Verfälschung einer öffentlichen U. nach den bestehenden Strafgesetzen des Verbrechens des Betruges schuldig mache, ist schon unter dem Artikel Betrug angeführt worden.

Urkundenbeweis oder Edition heißt der mit Benützung von schriftlichen Urkunden geführte Beweis (s. d.). Zur Herausgabe von Urkunden Behufs der Beweisführung ist der Kläger ohne Weiteres verpflichtet; der Beklagte und jeder Dritte nur dann, wenn der sie Fordernde den Besitz des Gegners und sein Interesse bei der Herausgabe nachweist, oder der Fiskus oder eine Kirche ist. Läugnet der auf Edition Belangte und dazu Verpflichtete den Besitz der Urkunde, so muß er auf Verlangen desjenigen, der die Edition fordert, dies beschwören (den Editionseid leisten).

Urkundenlehre oder Diplomatik ist die Wissenschaft von den schriftlichen Aufsätzen, welche Rechte und Thatsachen beurkunden und in künftigen Zeiten als Beweis dienen sollen und von deren Alter und deren Aechtheit: ein Haupttheil der historischen Quellenkunde. Da sich das Alter keiner, auf ägyptischem Papier oder Pergament geschriebenen, Urkunde weiter zurück, als bis zum 5. Jahrhunderte erweisen läßt, so bewegt sich auch die Diplomatik innerhalb der letzten 13 Jahrhunderte. Zwar gab es früher ebenfalls Urkunden; allein, da sie nicht mehr im Original vorhanden sind, können sie auch kein Gegenstand der Untersuchung seyn. Die Diplomatik, als Wissenschaft, bildete sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo Länderstreitigkeiten, die in Deutschland stattfanden, zur genauen Untersuchung von Urkunden führten. Nikolaus Zyllesius war 1633 der Erste, der Grundsätze zur Untersuchung einzelner Urkunden (bei Entscheidung eines Streits zwischen dem Kurfürsten von Trier und der Reichsabtei St. Maximin) aufstellte; ihm folgten D. Heider, B. Leuber und besonders H. Conring, deren Schriften durch Zweifel über die Aechtheit alter Urkunden veranlaßt wurden und der Jesuit Papebroch bildete 1675 die Anwendung dieser Grundsätze in seiner Schrift: Propylaeum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membranis (Act. SS. April. Tom. II. 1675), auf Urkunden im Allgemeinen weiter aus. Die Karmeliter und Benediktiner waren in diesem Werke wegen des Alters mehrer ihrer Klöster angegriffen u. dieß veranlaßte letztere, die Diplomatik genauer zu erforschen und war Ursache von Mabillon's classischem Werke: De re diplomatica, Paris 1681, Suppl. 1704 Fol.; diesem folgte Maffei mit seiner Istoria diplomatica, Mantua 1727, von Bessel, Heumann und besonders die Benediktiner Toustain und Tassin mit ihrem Traité de diplomatique, 6 Bde. mit 100 Kupfern, 1550—1565, übersetzt von Adelung, Erfurt 1769. Später stellten J. D. Köhler und J. Ch. Gatterer die Diplomatik noch wissenschaftlicher auf und Oberlin, Schwartner, Joh. v. Schmidt-Phiseldeck und besonders Schönemann vervollkommneten sie immermehr. Als Hülfswissenschaft ist fast unzertrennlich von ihr die urkundliche Chronologie (Zeitrechnungskunde).

Urmia, eine volkreiche Stadt in der persischen Provinz Aserbeidschan, in einer an edlen Früchten reichen Gegend, an der Stelle des alten Tatarma erbaut, ist der Geburtsort Zoroasters (s. d.). — Unweit der Stadt westlich befindet sich der gleichnamige, 24 Meilen lange u. 16½ Meilen breite See, auch Schahi genannt, in welchem kein Fisch lebt und der sich durch seinen Salzreichthum auszeichnet. Die dort befindlichen Salzsiedereien gehören theils den Russen, theils den Armeniern.

Urne, s. Vase.

Urphede, s. Urfehde.

Urrechte, Grundrechte oder unveräußerliche Rechte nennen die Naturrechtslehrer diejenigen Rechte des Menschen, welche ihm angeboren sind u. die er durch keinen Vertrag oder Verzicht an einen Andern abtreten kann, die somit unter keinerlei Umständen für ihn verloren gehen können. Es sind ihnen entgegengesetzt die veräußerlichen oder erworbenen Rechte, die entweder Gegenstand des Verkehrs sind, oder wenigstens, ihrer Natur nach, veräußert werden können. Zu den U.n, die auch allgemeine Menschenrechte heißen, werden ziemlich übereinstimmend folgende gerechnet: 1) das Recht, als rechtsfähiges Wesen, als Person und Selbstzweck oder Rechtssubjekt anerkannt zu werden, woraus auch das Recht auf Ehre abgeleitet wird; 2) das Recht auf Leib und Leben, auf die Erhaltung seines Daseyns und die Unverletztheit der einzelnen Glieder u. Organe seines Körpers; 3) das Recht auf ungehinderten Gebrauch der geistigen u. körperlichen Kräfte — Recht der natürlichen Freiheit, welches wieder die folgenden besonderen Rechte in sich schließt: die Denkfreiheit (s. d.), oder die Befugniß, seine Gedanken zu äußern und Anderen mitzutheilen; die Gewissensfreiheit und die Glaubensfreiheit (s. dd.), oder die Befugniß, seiner moralischen und religiösen *Ueberzeugungen gemäß* zu handeln; das Recht der Zu-

eignung von Sachen und das Recht der Verträge, oder die Befugniß, seinen Willen mit einem fremden Willen auszutauschen, zu vereinigen. — Je wichtiger die Rolle ist, welche die unveräußerlichen Rechte im ganzen Rechtsgebiete spielen, um so wichtiger ist auch die Bestimmung der Gränzlinie, bis zu welcher ihre Beschränkbarkeit, im Gegensatze zur Veräußerlichkeit, geht und es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Rechtsphilosophie, das unveräußerliche Recht zu deduciren und Maß und Gränze der Beschränkbarkeit anzugeben. — Geht man zu diesem Endzweck auf den letzten Grund aller Rechtsfähigkeit und alles Rechts zurück, so ist es eine nicht weiter zu beweisende, aber auch unzweifelhafte, weil unmittelbar gewisse Thatsache aus der Welt der innern Erfahrung und des menschlichen Bewußtseyns, daß der Mensch eine sittliche Bestimmung hat, zur Sittlichkeit oder zur freien Erfüllung des Sittengesetzes bestimmt ist. Zur freien Erfüllung des Sittengesetzes gehört aber ein nicht blos innerlich, sondern auch äußerlich freier Wille und eine Willenssphäre oder ein Gebiet, in dessen Umkreis er sich frei von jedem Zwange bewegt. Ein solcher freier Wille wird ein gültiger Wille, wenn seine Freiheit keine blos zufällige, thatsächlich jeder fremden Willkür preisgegebene, wie die des Vogels in der Luft, des Wildes im Walde rc. ist, sondern auch Andere sie anerkennen oder gelten lassen müssen, und wer diese Anerkennung, soweit er will, fordern und nöthigenfalls erzwingen darf, der ist rechtsfähig, er ist eine Person und Rechtssubjekt; die Sphäre aber, worin Andere seinen guten Willen gelten lassen müssen, oder die Gegenstände, die in diese Sphäre gehören, oder über die sich sein Wille erstreckt, sei es nun seine eigene Person oder ein Theil der Außenwelt, bilden sein Rechtsgebiet. — Der Anspruch nun auf solche Geltung, auf solche Freiheit oder Unabhängigkeit des eigenen Willens und Willensgebiets vom fremden Willen kommt allen denjenigen, aber auch nur denjenigen Wesen zu, die eine vernünftig-sittliche Bestimmung haben und erfüllen sollen. Denn, wer soll, der muß auch können, weil Sollen und Nichtkönnen ein Widerspruch ist; wer also das Sittengesetz mit Freiheit erfüllen soll, der muß, um dieß zu können, auch in Wirklichkeit frei seyn, ein Recht auf Freiheit haben und die Anerkennung dieser Freiheit erzwingen dürfen. Aber auch nur wegen seiner sittlichen Bestimmung, zur Realisirung des ihm angeborenen Pflichtgesetzes, werden jedem Menschen Rechte zugeschrieben, sind die Bedingungen und Gesetze seiner Natur und seines Lebens auch von Anderen anzuerkennen, haben dieselben auch außer ihm selbst und für Andere (also objektive) Gültigkeit, wie sie dem Thiere, der Pflanze und Gesteine nicht zukommt. — So gewiß jedoch, wenn freie Sittlichkeit des Menschen Bestimmung ist, sein Wille ein auch äußerlich gültiger seyn und es in seiner Macht und Willkür stehen muß, das Sittengesetz im handelnden Leben zu erfüllen oder unerfüllt zu lassen, so kann doch diese Wahlfreiheit keine ganz unbedingte und in allen Fällen unbeschränkte seyn. Das Sittengesetz ist nämlich, den Nebenmenschen oder den Mitlebenden gegenüber, ein Gesetz der Gleichheit und zwar sowohl der gleichen Liebe und Förderung, als der gleichen Achtung oder Geltung und Anerkennung; das Naturgesetz hingegen, welches blos auf Befriedigung der angeborenen Triebe gerichtet ist und welches der Mensch mit dem Thiere gemein hat, ist ein Gesetz des Stärkern, der seinen selbstsüchtigen Willen, ohne Rücksicht auf den entgegenstehenden des Schwächern, durchsetzt u. die Sittlichkeit besteht eben darin, daß der Mensch, bei der ihm freigelassenen Wahl zwischen der Befolgung des Einen oder des Andern, für das Erste entscheide. Stände nun aber Jedem frei, den Nebenmenschen, wie es ihm in jedem Fall beliebt, entweder nach dem sittlichen Gesetze der Gleichheit, oder nach dem Naturgesetze des Stärkern zu behandeln, so würde die völlig schrankenlose Freiheit des Einen die des Andern aufheben und Gleichheit würde zwar auch hier stattfinden, insofern das, was dem Einen erlaubt wäre, auch jedem Andern freistände; aber diese gleiche Unbeschränktheit der Geltung jedes Einzelnen wäre ein förmlicher, immerwährender Krieg Aller gegen Alle und noch schlimmer, als der rohe Naturzustand, indem das Recht des Stärkern gilt. Die Freiheit in Erfüllung oder Nichter-

füllung des Sittengesetzes kann daher nur einen Theil der durch dasselbe vorgeschriebenen Pflichten umfassen und, so gewiß es unerzwingbare Pflichten, freie oder reine Gewissenspflichten geben muß, wenn freie Erfüllung des Sittengesetzes möglich seyn soll: eben so gewiß muß es auch unfreiwillige Pflichten oder einen erzwingbaren Theil des Sittengesetzes geben. Nun sind auch in der That die, vom Sittengesetze im Verhältniß zu Mitlebenden gebotenen, Pflichten wesentlich verschiedener Art: als ein Gesetz der Gleichheit fordert das Sittengesetz theils eine bloße Gleichheit der Achtung, die dem Willen des Nebenmenschen gleiche Geltung, wie dem eigenen, zuerkennt, theils eine weitergehende Gleichheit der Liebe, die für des Nächsten Wohl, wie für das eigene, besorgt ist und der unerzwingbare Theil des Sittengesetzes ist derjenige, der auf die Achtung Anderer, die Anerkennung gleicher Geltung ihres Willens sich bezieht, während derjenige Theil des Sittengesetzes, welcher die gleiche Liebe, wie für sich selbst, auch für den Nebenmenschen fordert, unerzwingbar bleibt. Die, zur freien Erfüllung des Sittengesetzes nothwendige, Gleichheit kann also weder eine, auch die reinen Liebespflichten umfassende, noch eine, auf der gleichen Unbeschränktheit jedes Einzelwillens beruhende seyn, sondern sie muß in der gleichen wechselseitigen Beschränktheit oder wechselseitigen Gleichheit Aller bestehen. Hiernach ist es erzwingbare Pflicht, Andere nicht zu verletzen und eingegangene Verträge zu erfüllen; die bloßen Liebespflichten aber sind unerzwingbar, so lange sie nicht durch Vertrag oder Gesetz zur Rechtspflicht geworden sind. Allein auch der an sich erzwingbare Theil des Sittengesetzes ist wiederum nicht unbedingt oder ohne alle Beschränkung erzwingbar, sondern nur in so weit, als der Mensch dadurch die, zur Erfüllung seiner menschlich-sittlichen Bestimmung unentbehrliche, Freiheit oder Willensgeltung und Willenssphäre nicht verliert; denn diese muß ihm jeder Zeit gesichert, von fremder Willkür oder Gnade unabhängig bleiben und darf selbst durch die sonst erzwingbaren Pflichten, durch den Grundsatz der gleichen wechselseitigen Beschränktheit oder wechselseitigen Gleichheit Aller nicht geschmälert werden, weil es ein Widerspruch wäre, wenn dasselbe Gesetz, das gewisse Pflichten für erzwingbar erklärt, blos, um die Mittel zur freien Erfüllung ihrer sittlichen Bestimmung den auf Erden Lebenden zu sichern, diese Erzwingbarkeit so weit ausdehnte, daß durch sie — das bloße Mittel — der Zweck selbst zerstört wird. Wenn ich daher dem Hungertode nur dadurch entgehen kann, daß ich mich an fremdem Eigenthume vergreife; wenn ich, um ein vertragsmäßig gegebenes Versprechen zu erfüllen, eine Schändlichkeit begehen müßte: so hört die sonst erzwingbare Verpflichtung, Andere nicht zu berauben und das im Wege des Vertrags gegebene Wort zu halten, auf, weil in dem letzten Falle ich meiner sittlichen Bestimmung geradezu entgegenhandeln, im ersten aber eine Grundbedingung sittlicher Menschheitsentwickelung, das lebedige Daseyn, verlieren würde. — Es muß also Rechte geben, welche jedem Menschen unbedingt, nicht blos gleichheitlich oder nach dem Grundsatze wechselseitiger Gleichheit zustehen und in deren Behauptung keine Rechtspflicht ihn beschränken kann, weil sie das, zur Erfüllung seiner menschlichen, sittlich-vernünftigen Bestimmung unentbehrliche, Willens- oder Rechtsgebiet umfassen und in dieses Gebiet muß Alles fallen, was vom Begriffe des Menschen sich nicht trennen läßt und einen integrirenden Bestandtheil seines Wesens bildet; denn in der freien und vollständigen Menschheitsentwickelung besteht des Menschen sittliche oder vernünftige Bestimmung und, um diese in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können, müssen vor Allem die von seinem Begriff und Wesen unzertrennlichen Eigenschaften als unzertrennliche und unveräußerliche, oder als solche, zu deren Hingabe er nie recht verpflichtet seyn kann, anerkannt werden. Geht man demnach von dem Begriffe des Menschen als rechtsfähiges Wesen aus: so ist das von seinem Wesen schlechterdings unzertrennliche Recht — das Recht, unter dem Rechtsgesetze zu stehen, oder nach dem Gesetz der wechselseitig gleichen Geltung Aller, so weit dieselbe mit der gleichen unbedingten Willensgeltung jedes Einzelnen vereinbar ist, behandelt zu werden. Auf dieses Urrecht, welches alle

anderen Rechte in sich faßt, kann nie verzichtet werden, weil es eine nothwendige Folge der vernünftig-sittlichen Natur des Menschen ist, deren Gesetze er zwar übertreten, aber nie ändern, noch aufheben kann.

Ursini oder **Orsini** (gewöhnlich **Ursinus** genannt), **Fulvius**, ein gelehrter Philolog und Alterthumskenner, geboren zu Rom 1530, wurde von dem Kanonikus Gentilis Delphini an Kindes Statt angenommen, erhielt später dessen Pfründe u. wurde bei dem Cardinal Rainutius u. hierauf bei dem Cardinal Alexander Farnese Bibliothekar. Papst Gregor XIII. bewilligte ihm eine Pension, die ihm die Mittel zur Anschaffung eines reichen Kabinets von Handschriften und Antiquitäten bot. Er starb 1600. Werke von ihm sind: De familiis romanis, Rom 1587 (steht im 7. Bande von Grävius Thesaurus antiquit. roman.); außerdem Anmerkungen zu Festus, ebd. 1581; zu Cicero, Antw. 1581; zu den Scriptores rei rusticae, 1587; zu den römischen Historikern, Antw. 1595, auch zu den Fragmenten der griechischen Lyriker, ebd. 1578; auch gab er den Arnobius, Rom 1583, und Ciacconius, De triclinis, 1588, heraus.

Urstoffe, s. **Elemente**.

Ursula, die **Heilige und ihre Gefährtinnen, Jungfrauen und Martyrinnen**. Während im 5. Jahrhunderte die noch heidnischen Sachsen England verheerten, entflohen viele der alten Britten nach Gallien, sich niederlassend in Armorica, das in der Folge den Namen Bretagne erhielt; Andere setzten in die Niederlande über und blieben bei Brittenburg an der Mündung des Rheins. Um eben diese Zeit scheinen auch unsere heiligen Martyrinnen Großbritannien oder England verlassen zu haben. Sie wollten lieber das Opfer ihres Lebens darbringen, als ihre Jungfräulichkeit schänden lassen. Die Hunnen aber, die damals so viele Länder mit Feuer und Schwert verwüsteten, ermordeten diese gottseligen Flüchtlinge am Niederrheine. Man hält einmüthig dafür, daß diese Heiligen ursprünglich aus Großbritannien gekommen seien und daß U., die Tochter eines christlichen englischen Fürsten, an ihrer Spitze gestanden, um sie zu leiten und zu ermuthigen. Obgleich man sie mit dem allgemeinen Namen Jungfrauen bezeichnet, ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß unter denselben auch Verheirathete gewesen. Die Zahl dieser heiligen Blutzeugen ist unbekannt. Ueber ihrer Grabstätte zu Köln erbaute man, nach dem Gebrauche jener Zeit, eine Kirche, die schon 643 berühmt war, als **Cunibert** zum Erzbischof dieser Stadt gewählt wurde. Der heilige Hanno, Erzbischof von Köln im 11. Jahrhunderte, hatte eine große Andacht zu diesen heiligen Martyrinnen und betete oft ganze Nächte hindurch auf ihren Gräbern, die auch durch mehre Wunder verherrlicht wurden. Die Kirche feiert den Jahrestag der heiligen U. und ihrer Gefährtinnen am 21. Oktober. — Die hl. U., welche so viele, von ihr zur Tugend gebildete, Seelen dem Himmel zugeführt, wird als ein Muster derjenigen aufgestellt, die sich der Erziehung der christlichen Jugend widmen. So sind unter ihrer Anrufung viele Erziehungshäuser für junge Mädchen entstanden, besonders 1611 die Ursulinerinnen. Dieser letztere Orden wurde von **Maria d'Huillier de Sainte Beuve**, einer Dame von ausgezeichneter Frömmigkeit, gestiftet und von **Paul V.** genehmigt. Religiös-sittliche Erziehung der weiblichen Jugend und Unterricht derselben in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten, als: Nähen, Stricken, Sticken, Spinnen, Kleidermachen u. s. w. sind der Hauptzweck dieses, ehemals so sehr ausgebreiteten Ordens, der noch jetzt an manchen Orten mit vielem Segen fortbesteht.

Urtheil, 1) in der **Logik**: die Bestimmung des Verhältnisses zweier oder mehrer Begriffe gegen einander zum Behufe der Erkenntniß. Die Begriffe selbst machen die Materie oder den **Inhalt** aus; das bestimmte Verhältniß, in dem diese stehen, oder die Art ihrer Verbindung, bildet die **Form** des U.s. Zum Ausdruck des bestimmten Verhältnisses dient die **Copula**, die verbundenen Begriffe sind **Subjekt** u. **Prädikat**. In Ansehung der Form lassen sich die U.e aus 4 Gesichtspunkten betrachten: 1) von Seiten des Umfangs (Quantität und man

unterscheidet allgemeine, besondere oder partikuläre und einzelne U.e, 2) von Seiten des Inhalts, je nachdem mehre Begriffe im Bewußtseyn verbunden werden, oder nicht (Qualität); in dieser Rücksicht sind die U.e bejahende, verneinende und limitirende oder unbestimmte, in denen die Copula bejahend, das Prädikat verneinend ist, z. B. die Seele ist — nicht sterblich, wogegen das U.: die Seele ist nicht — sterblich negativ ist. 3) in Ansehung der gegenseitigen Unterordnung u. Abhängigkeit der verbundenen Begriffe (Relation); hier sind die U e kategorisch, wenn der Begriff blos hinsichtlich seiner Unterordnung unter einen andern betrachtet wird, z. B. der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf; oder hypothetisch, wo eine Behauptung nur unter gewissen Bedingungen aufgestellt wird, z. B. wenn es regnet, wird es naß; oder endlich disjunctiv, wenn ein Ganzes in seinem Verhältnisse zu seinen sich gegenseitig ausschließenden Theilen vorgestellt wird, z. B. die Thiere sind entweder Säugethiere, oder Fische, oder Vögel. 4) in Ansehung des Verhältnisses eines U.s zum Erkenntnißvermögen überhaupt (Modalität) und dann wird eine Behauptung entweder als blos gedacht oder denkbar dargestellt: problematisches U., oder Etwas wird schlechthin behauptet: assertorisches U., oder der Behauptung wird die Andeutung von Gründen hinzugefügt: apodiktisches U. In Ansehung der Materie theilt man die U.e in analytische, wenn das Prädikat keine anderen Bestimmungen enthält, als die schon in dem Subjektivbegriff lagen oder gedacht wurden u. die man durch die Entwickelung des letztern findet z. B. alle Körper haben Ausdehnung u. in synthetische, wenn andere Bestimmungen hinzugefügt werden. Wenn zwei oder mehre U.e Etwas unter sich gemeinschaftlich haben, aber sich in der Form unterscheiden, so sind sie mit einander verwandt u. lassen sich mit einander vergleichen. Jenes Gemeinschaftliche ist der Inhalt der U.e. Wenn man solche verwandte U.e so behandelt, daß man das eine aus dem andern ableitet, so entsteht ein **Schluß** (s. d.). U.e von völlig gleichem Inhalte können mit einander verglichen werden: 1) in Ansehung der Quantität, wenn das eine ein allgemeines, das andere ein besonderes ist, z. B.: alle Menschen sind sterblich und: einige Menschen sind sterblich; das allgemeine heißt das subalternirende, das besondere das subalternirte U. u. das Verhältniß selbst Subalternation; 2) in Ansehung der Qualität, insofern das eine verneint, was das andere bejaht; die Entgegensetzung. Diese ist entweder bloßer Widerspruch, wenn das eine U. das andere aufhebt, ohne eine andere positive Bestimmung hinzuzufügen: contradictorisches, entgegengesetztes U., z. B. dieser Ofen ist schwarz und dieser Ofen ist nicht schwarz; oder Widerstreit, wenn das eine das andere nicht blos aufhebt, sondern außerdem noch etwas positives von demselben Subjekte aussagt, conträr entgegengesetztes U., z. B. dieser Ofen ist schwarz und dieser Ofen ist weiß; 3) in Ansehung der Relation, wenn das Subjekt des einen U.s in dem andern Prädikat wird: Umkehrung und zwar reine Umkehrung, wenn das Subjekt und Prädikat von gleichem Umfange ist, z. B. jeder Körper ist schwer — Alles, was schwer ist, ist ein Körper; oder veränderte Umkehrung, wenn das Prädikat von weiterem Umfange ist, als das Subjekt u. dann muß das allgemeine U. in ein besonderes umgewandelt werden, z. B. alle Gelehrte sind Menschen, also sind einige Menschen gelehrt. Eine Art der Umkehrung ist die Contraposition, wenn bei der Umkehrung die vorher positiv aufgestellten Begriffe negativ ausgedrückt werden, z. B. alle Dreiecke sind Figuren von 3 Seiten: eine Figur, die nicht 3 Seiten hat, ist kein Dreieck. — 2) U. in **juristischer Bedeutung**, die Meinung, das Gutachten, der Beschluß des Richters über eine streitige Sache, sowie die Bestimmung einer Strafe für ein Verbrechen. Das richterliche U. kann ebenso in einer förmlichen Entscheidung, als in den Entscheidungsgründen eines Erkenntnisses (motivirtes U.), in einem Berichte an eine höhere Behörde, oder in einer Zuschrift an eine gleiche Behörde ausgesprochen seyn. Das U., in wiefern es ein wirklicher Beschluß des Richters ist, erfolgt nach, von beiden Seiten geschehener, Vertheidigung beider Parteien und heißt in diesem Falle **Entscheidung, Erkenntniß** (sententia, decisum), oder auf eine einseitige Vorstellung (Decre-

tum simplex). Ein Zwischen-U. heißt ein solches, welches die Entscheidung in der Hauptsache erst von dem Ausgange gewisser, durch dasselbe angeordneter, prozessualischer Handlungen, wie z. B. des Beweises, abhängig macht.

Urtheilskraft ist dasjenige Vermögen des Verstandes, vermittelst dessen die Regeln auf einzelne Fälle angewendet werden und welches beurtheilt, ob und wiefern ein gewisser, vorkommender Fall unter eine gegebene Regel gehört (subsumiren). Dies setzt deutliche und bestimmte Begriffe von den Gegenständen, deren Verhältniß zu einander hierbei beachtet wird, voraus und von je mehr Gegenständen man deutliche und bestimmte Begriffe hat, über desto mehr Gegenstände kann man urtheilen. Dieses Vermögen kann zwar, wo es in geringem Grade vorhanden ist, durch Uebung gestärkt und erhöht, aber nie durch Anweisungen u. Vorschriften hervorgebracht werden; denn jede Vorschrift ist wieder eine Regel, deren Anwendung jenes Vermögen immer wieder voraussetzt.

Uruguay, eine der südamerikanischen Republiken, die früher den Namen Banda Oriental, Montevideo und Cisplatana führte, liegt im Norden des La Platastromes, östlich vom U. und südlich von Brasilien und hat einen Flächenraum von 4,915, nach anderen Angaben von 10,565 □ Meilen. Der westliche Theil des Landes ist sanftes Hügelland, im Nordosten nach Brasilien zu erheben sich einige Landrücken, die unter dem Namen der Sierra de San Pablo sich nach Süden hinunterziehen, der übrige Theil des Landes ist Ebene, hie und da mit sanften Anschwellungen wechselnd. U. ist ein, an Naturschönheiten reiches und durch Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnetes, Land, das von zahlreichen Flüssen und Bächen bewässert wird, welche in die Hauptströme Uruguay, Negro, Cetelati, Lucia und Yb cui fließen. Groß und fischreich ist der Mirim — oder Mimissen, welcher durch einen natürlichen Kanal mit der großen Lagune Patos in Brasilien in Verbindung steht. Das Klima von U. ist angenehm, gesund u. weit beständiger, als in dem gegenüber liegenden Buenos-Ayres, die Sommer sind heiß und trocken, im Herbst, Winter und Frühling fällt sehr viel Regen. Der Boden ist meist rothe Thonerde und enthält kleine Massen von zerreiblichem Mergel und Kalkstein, auf den Bergen gehen Schiefer und Granit häufig zu Tage. Gegen den Uruguay hin besteht das Erdreich aus verwittertem thon- u. kalkhaltigen Gestein, geht in vollkommene Pampas über und, statt der üppigen Grasfluren des übrigen Landes, sieht man hier ausgedehnte Distelfelder, die auf Trockenheit des Bodens hindeuten. U. ist Gras- und Weideland, daher Viehzucht der Hauptnahrungszweig seiner Bewohner. Rinder, Pferde und Vicunnaschafe sind die Quellen des Nationalreichthums und groß ist die Ausfuhr an Häuten, Talg, gesalzenem Fleisch und Wolle. Ackerbau wird auf dem fruchtbaren Boden, welcher Weizen, Mais und andere Gewächse von vorzüglicher Güte erzeugt, wenig betrieben, weil die Bewohner das Hirtenleben vorziehen. Auffallend ist der Holzmangel des Landes, nur einige felsige Hügel und Landrücken sind mit dichtem Gebüsche bewachsen, wo aber irgend eine Quelle hervorrieselt, da ist meist ein kleiner Hain, der kühlenden Schatten spendet. Die Bevölkerung des Landes einst 700,000 Seelen zählend, ist durch Bürgerkriege, Auswanderungen u. s. w. auf 250,000 Seelen herabgesunken. Die Einwohner sind theils Nachkommen spanischer und portugiesischer Colonisten, größtentheils aber Mischlinge; europäische Einwanderer aus Frankreich, England und Deutschland befinden sich etwa 50,000 im Lande, die Zahl der Indianer ist gering. Die Bewohner von U., meist Hirten und Jäger, sind im Allgemeinen gebildeter, als die Brasilier. Die Verfassung dieses Freistaates vom 10. September 1829 ist die freieste unter den Verfassungen der südamerikanischen Freistaaten und ihre Grundzüge sind: Zwei Kammern, die erste mit 9 Senatoren, die zweite mit 29 Abgeordneten, Freiheit des Glaubens und der Presse, Geschwornengerichte, Bürgerbewaffnung und kein stehendes Heer, Ertheilung des Staatsbürgerrechtes an jeden, sich im Lande niederlassenden, Fremden, Aufhebung des Briefportos, öffentlicher Unterricht auf Staatskosten und Verpflichtung jedes Staatsbürgers, sein

Kind unterrichten zu lassen. Gesetzbuch für die Rechtspflege ist der Code Napoleon mit einigen lokalen Modifikationen. Die Finanzen U.s sind, trotz der fortwährenden Kriege mit Buenos-Ayres und Brasilien, so geregelt, wie die keines anderen südamerikanischen Staates; die Staatsschuld beträgt 2 Millionen, die jährlichen Einnahmen 1½ Millionen, die Staatsausgaben 1 Million Dollars. Das ganze Land ist in 9 Departements eingetheilt, Hauptstadt: San Felipe de Montevideo (16,000 Einw.). — Geschichte U.s. Dieses Land wurde zuerst von Spaniern bevölkert und 1724 die Hauptstadt Montevideo angelegt. Später wurde die Banda Oriental der Sammelplatz brasilischer Schleichhändler, wodurch Brasiliens Handel fast ganz vernichtet wurde. Um diesem Unwesen zu steuern, gewann der Vicekönig von Buenos-Ayres, Graf Sobremata, den berüchtigsten und entschlossensten aller Schleichhändler Don Jose de Artigas u. dieser reinigte nun in kurzer Zeit die Banda Oriental von Schmugglern und raublustigem Gesindel, wofür er zum Generalfeldwächter der Provinz Montevideo ernannt wurde. Als die Revolution in Buenos-Ayres ausbrach, wollte Montevideo sich derselben anschließen, aber die Bemühungen eines ehrgeizigen Advokaten Dr. Obes brachten es dahin, daß die Junta von Buenos-Ayres nicht anerkannt wurde, was die Veranlassung zu traurigen Spaltungen zwischen U. und letzterem Staate gab. Indessen besiegten die sich erhebenden Patrioten, unter Anführung des schon erwähnten Artigas, die Spanier bei Las Piedras und am 20. Juni 1814 ergab sich Montevideo, diese wichtige spanische Festung dem patriotischen Obersten Alvear. Von jetzt an nannte sich Artigas das Oberhaupt der Banda Oriental, zerfiel deshalb mit Buenos-Ayres und trieb die Truppen des letzteren Staates aus Montevideo, worauf er von dem Direktor Posades als Rebell geächtet wurde. Die eroberungssüchtige, brasilianische Regierung sendete 1816 den General Lecor mit 8000 Mann nach U., die, nach blutigen Gefechten mit den tapferen, berittenen Viehhirten (Gauchos), einige Plätze besetzten. Artigas, der kühne Faccioso, führte nun gegen die Brasilianer, einen Guerillaskrieg, der einen unglücklichen Ausgang nahm, 1821 wurde die Banda Oriental eine brasilianische Provinz, weshalb es zwischen Buenos-Ayres und Brasilien zum Kriege kam (1826 — 28), den Englands Vermittelung erledigte. Nach den Bestimmungen dieser Vermittelung wurde Cisplatana für vollkommen unabhängig erklärt und ihr das Recht eingeräumt, sich als selbstständigen Staat mit einer beliebigen Regierungsform zu constituiren. Die Provinz Montevideo erklärte sich unter dem Namen Republica oriental del U. für einen selbstständigen Freistaat u. gab sich am 10. Sept. 1829 eine eigene Verfassung. C. Pfaff.

Urwelt nennen die Geologen den Zeitraum und den Zustand der Erde, welcher mit der Bildung der Diluvialformation schließt, also die Periode, in der die feindseligsten Elemente, Wasser und Feuer, mit gewaltigen Kräften an der Gestaltung der Erde arbeiteten und wo für den Menschen, mitten in dem tobenden Aufruhre der Natur, welche ihre eigenen Erzeugnisse verschlang, um sie immer wieder neu zu gebären, noch keine Stätte bereitet war, allmälig aber in geordneter Stufenreihe die Pflanzen- und Thierwelt sich entwickelte. Die Geschichte dieser unermeßlichen Zeit ist eingegraben in den Felsen, welche Zeugen und Produkte jener Revolutionen sind; zur Entzifferung und Deutung dieser geheimnißvollen, wunderbaren Züge, deren Schlüssel die neueste Wissenschaft gefunden hat, ist vornämlich die Petrefaktenkunde, die Kenntniß der, in dem Schooße der Gesteine begrabenen, vegetabilischen und animalischen Geschöpfe förderlich gewesen. s. Geognosie und Petrefakten.

Usanzen, Handels-U. oder Handelsgebräuche, nennt man die, meist von den Handelsgesetzen unabhängigen Gewohnheiten, welche von den Kaufleuten einer Stadt oder eines Landes als gültig angenommen worden sind und als gesetzliche Vorschriften befolgt werden, auch meist von den Behörden anerkannt und als Gesetze angenommen worden sind. Sie haben jedoch meist den Uebelstand, daß sie bei entstehenden Streitigkeiten Widersprüche in ihrer Auslegung zulassen

und daß sie auch nicht durchgängig von den Gerichten anerkannt sind. Es muß daher oft durch **Parere** (s. d.) darüber entschieden werden. Eine der wichtigsten Arten der U. sind die **Wechsel-U.** (s. d.).

Usbeken (der Name ist hergeleitet vom türkischen „Us" selbst u. „Bek" Herr, also soviel als: eigene Herren), heißt ein türkischer, jetzt in der Tatarei herrschender Volksstamm, welcher das heutige Bokhara oder Usbekistan u. Turkomanien bewohnt und schon seit 3 Jahrhunderten der Schrecken eines großen Theiles von Mittelasien ist. Schai Bek oder Schaibani Khan ward 1498 der erste Stifter der U.-Macht am Oxus (Gihon oder Amu). Er entriß den Timuriden den letzten Schatten der Herrschaft, der ihnen bis dahin noch übrig geblieben war. Unter fortdauernden Kriegen mit den Persern, Bokharen (Sarten), Truchmenen (Turkmenen) und den alten Chorasmern, nach verwüstenden Bürgerkriegen u. blutigem Herrscherwechsel, errang endlich 1802 Mahmud Rahim Khan die unumschränkte Herrschaft über Khiwa und die benachbarten Länder. Er endigte die bisherige Anarchie, ordnete das neue Reich, setzte einen Staatsrath ein und ließ Gold- u. Silbermünzen prägen. Die U. übertreffen an Ehrlichkeit alle übrigen Völker des Khanats. Gerechtigkeit ist einer ihrer Hauptzüge. Sie hassen die Lüge u. jede Kriecherei und verachten die Sucht nach Gold. Nur Krieg und Räuberei treiben sie, als ein ehrenvolles Gewerbe. Noch immer führen sie bald mit den Persern, bald mit den Truchmenen einen wahren Vertilgungskrieg, fallen unaufhörlich in die umliegenden Provinzen ein und schleppen die zum Dienste brauchbaren Menschen als Sklaven mit sich fort. Unter ihnen sollen jetzt an 3000 Russen und an 30,000 Perser als Sklaven sich befinden. Die U. leben gegenwärtig größtentheils in Städten, bekleiden die höchsten Stellen im Staate und sind Besitzer der vielen kleinen Schlösser und Burgen, die man zerstreut im Khanate findet und die sie an die Truchmenen und Sarten, die kein eigenes Land besitzen, verpachten. Sie theilen sich in vier Hauptstämme; die Anzahl ihrer Krieger mag sich etwa auf 30,000 belaufen. Der Khan hat überhaupt gegen 3 Millionen Unterthanen. Größer noch, als Khiwa, die Residenz des Mahmud Rahim, ist Neurgenz, eine uralte, zur Zeit der Araber blühende, jetzt entvölkerte Stadt. Man kultivirte hier Wissenschaften und Künste, Musik und Poesie. Sie war bis in's 14. Jahrhundert der Sammelplatz aller Karawanen am Gihon.

Usher, **Jakob**, gewöhnlich **Usserius** genannt, hochkirchlicher Erzbischof, geboren zu Dublin 1580, studirte in seiner Vaterstadt, neben der Theologie, vornämlich Geschichte, lehrte und predigte daselbst und erhielt, in Folge seiner Gelehrsamkeit und übrigen Verdienste, 1624 das Erzbisthum zu Armagh in Irland, wo er bis 1640 blieb. Von dieser Zeit an hielten ihn aber die innerlichen Streitigkeiten in England zurück. Als treuer Anhänger Karl's I. verlor er das ihm vom Parlament verliehene Bisthum Carlisle, wurde aber öffentlich nicht weiter verfolgt. 1647 wurde er Prediger zu London, legte 1654 seine Stelle nieder und starb den 20. März des folgenden Jahres zu Ryn. Ausgerüstet mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, ausgezeichnetem Scharfsinn und kritischer Genauigkeit, erwarb sich U. bleibende Verdienste um die biblische Literatur, Geschichte und Chronologie. Seine bedeutendsten Schriften sind: „De ecclesiarum christianarum successione et statu", London 1613; Discourse of the religion ancient by professed by the Irish et British, ebendas. 1622, 4.; Goteschalci et praedestinatianae controversiae ab eo motae historia, Dublin 1631; Veterum epistolarum hibernicarum sylloge, London 1632, Par. 1666, 4.; Britannicarum ecclesiarum antiquitates, Dublin 1639, 4., London 1687, Fol.; Annales veteris et novi testamenti, London 1650—54, 2 Thle., Fol., Paris 1673, Fol., Bremen 1686; er gab auch 1644 die Briefe des Polykarpus u. Ignatius heraus. Seine Biographie, Paris und London 1686.

Uso oder **Uso-Wechsel**. Schon frühe stellten sich, neben anderen **Usanzen** (s. d.), auf Wechselplätzen gewisse **Fristen** fest, in welchen man **in der Regel** *von einem* solchen Platze auf einen andern und umgekehrt die Wechsel auszustellen

pflegte. Wollte man daher nicht aus besonderen Gründen von dieser Gewohnheit abweichen, so unterließ man sehr häufig im Wechselbriefe selbst die Angabe der Zahlungsfrist (Verfallzeit) und schrieb dafür blos: „Nach Uso“, „à Uso“ oder „à Usance“, d. h. nach dem bestehenden Gebrauche; längere Wechselfristen pflegte man auch in doppelten (2) oder 1½ Usi auszudrücken, kürzere in ½ U. Dem feststehenden Herkommen gemäß wurde hiernach leicht der Verfalltag bestimmt und so hat sich dieser Gebrauch bis jetzt erhalten; der U. selbst aber, d. h. die Anzahl der Tage, die er begreift, ist an den einzelnen Orten sehr verschieden, weshalb man sich damit genau bekannt machen muß und zu welchem Ende in den Handelslexiken unter allen Wechselplätzen das Nöthige bemerkt wird. Wechselbriefe, welche nach U. gestellt sind, heißen U.-Wechsel. Nicht allein die Dauer des U. ist in den einzelnen Ländern und Orten verschieden, sondern auch der Zeitpunkt, von welchem an man denselben zählt, indem derselbe auf manchen Plätzen von der Vorzeigung (Präsentation) oder Annahme (Acceptation), auf anderen aber von der Ausstellung an gerechnet wird; hiernach sind die U.-Wechsel (im erstern Fall) Sichtwechsel oder (im andern Fall) Dato-Wechsel. An mehren Orten, z. B. in Frankreich und den Niederlanden, sind beide Arten gebräuchlich: dann muß im Wechsel bemerkt seyn, ob der U. nach Sicht oder Dato zu verstehen sei; im zweifelhaften Falle werden die U.-Wechsel meist als Datowechsel angesehen, z. B. in den Niederlanden. In den meisten deutschen Handelsplätzen ist der U. der auf sie gezogenen Wechsel 14, auch 15 Tage nach der Vorzeigung.

Usteri. 1) Martin, ein trefflicher Liederdichter, geboren zu Zürich 1763, war Kaufmann daselbst und starb zu Rapperswyl am Züricher-See als Mitglied der Regierung des Canton Zürich 1826. Er dichtete Lieder und Idyllen aus seiner Alpenwelt, theils in Schweizer Mundart, theils hochdeutsch, einfach und gemüthlich, z. B. das bekannte „Freut euch des Lebens.“ „Dichtungen“ 2 Bde., herausgegeben von Heß, 1831, die mehr im Volke gekannt zu seyn verdienten. — 3) Paul, geb. 1768 zu Zürich, bildete sich in Göttingen zum Arzte und übte und lehrte, über Berlin und Wien heimgekehrt, seine Kunst im Vaterlande, wo er schon 1797 in den großen Rath gelangte und bis zu seinem Tode, 1831, segensreich in die politischen Verhältnisse Zürichs und der Schweiz eingriff. Er war zuletzt Vorstand des Regierungsdepartements, des Innern, Sanitätsrath u. Präsident der naturforschenden Gesellschaft. U. schrieb Mehres über Botanik u. Medizin, leitete mehre politische Zeitschriften und verfaßte „Schweizerisches Staatsrecht“ 3. Aufl., 2 Bde. 1815—1831; „Kleine Schriften“, Aarau 1832.

Usurpation, ein in der Politik längst eingebürgerter Ausdruck, welcher der Besitzlehre entlehnt ist und hier in dem Falle gebraucht wird, wenn, ohne vertragsmäßige Uebertragung des Besitzrechtes an einen Andern, die Bedingungen des Besitzes in dem bisherigen Besitzer aufhören, es sei nun von Seiten des Körpers oder des Willens, und insbesondere, wenn der bisherige Besitzer entsetzt wird. Wie hier, kann auch in Bezug auf das Besitzrecht einer Krone — die Souveränität in einer Erbmonarchie — von einer Illegitimität des Erwerbers nur im Verhältnisse zu einem frühern, rechtmäßigen Besitzer die Rede sein. Als hier mögliche Fälle treten uns folgende drei entgegen: 1) daß eine Person, welche nicht zu der herrschenden Familie des Landes gehört, — ein Unterthan — mit Verdrängung ersterer oder 2) ein Mitglied der Herrscherfamilie selbst, mit Verdrängung des besser berechtigten Erben, sich die Souveränität anmaßt, oder endlich 3) daß ein fremder Souverain das Land kriegerisch occupirt und die frühere Regentenfamilie vertreibt. — Alle unter einer U. vorgenommenen Akte, als: Verkäufe von Staatsgütern, Confiskationen, Verbannungen, eigentlich auch alle Urtheilssprüche, gegebenen Gesetze rc. sind, wenn der legitime Herrscher zurückkehrt, ungültig; indessen treten, besonders, wenn die U. mehre Jahre lange gewährt hat, da eine solche U. meist mit der faktischen Anerkennung der Großmächte verbunden ist, oft solche Verwickelungen ein, daß es schwer ist, diesen

Grundsatz nach seiner ganzen Strenge durchzuführen, wie z. B. bei dem westphälischen Domänenverkaufe. Ist schon bei dieser Art U. die Frage streitig, wie weit sich die Reaktion nach einer U. erstrecken kann, so wird es noch weit mehr, wenn das Volk den Herrscher vertrieben und die Herrschergewalt als Republik geübt, oder sich einen andern Fürsten gesetzt hat. In der Praxis wird, wenn eine solche U. nur einige Zeit gewährt hat, gewöhnlich noch viel weniger streng verfahren, als bei der ersten Art und meist waltet die Milde vor. Ein gegentheiliges Benehmen ist immer die Ursache von früheren oder späteren Reactionen, wie wir dies an den Beispielen von Spanien, Portugal und ähnlichen sehen.

Usus fructus, s. Nießbrauch.

Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, in der Musik die Guidonischen Sylben genannt, weil der italienische Benediktinermönch Guido von Arezzo (Aretinus) im 11. Jahrhundert sich ihrer zu Bezeichnung der Töne c, d, e, f, g, a bediente. Er entlehnte sie einem in der Kirche gebräuchlichen Gesange, in welchem der heilige Johannes als Schutzpatron der Sänger gegen die Heiserkeit angerufen wurde:

Ut queant laxis	Damit deine Diener
Resonare fibris	Mit erweiter Brust
Mira gestorum	Deine Großthaten besingen können,
Famuli tuorum	O, so tilge die Schuld
Solve polluti	Der entweihten Lippen
Labii reatum	Heiliger Johannes!
Sancte Joannes!	

Die aus den Anfangsbuchstaben „Sancte Joannes“ gebildete Sylbe si kam erst später hinzu und diente zur Erweiterung der Tonreihen, wie zur Bereicherung der melodischen Schönheit. W. Christian Müller ist zweifelhaft, ob er die Erfindung dem Deutschen Prasperg aus Merseburg, Cantor in Basel 1501 oder 1525, oder dem Niederländer Waelrant, 1550, zuschreiben soll. Letzterer muß indeß die Sylbe si, mithin auch den Ton g, wohl schon vorgefunden haben; denn er veränderte nicht nur die sechs Guidonischen Silben in bo, ce, di, ga, lo, ma, sondern auch die Sylbe si in ni. Weniger noch kann Kilian Hammer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Sylbe si den sechs Guidonischen beigefügt haben. Die Sylbe ut verwandelte aber G. B. Doni, ein gelehrter Musiker, 1640, in do, weil diese dem italienischen Ohre mehr zusagte, und C. H. Graun (gestorben 1759) brachte statt der Guidonischen die Sylben da, me, ni, po, tu, la, be in Vorschlag. Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen haben jene Sylben ut (do), re, mi, fa, sol, la, si zur Bezeichnung der Töne der diatonischen Tonleiter beibehalten, die Deutschen und Engländer jedoch statt ihrer die Buchstaben c, d, e, f, g, a, h angenommen. Vgl. dd. Art. Guido und Solfeggiren.

Uterini, Schoosgeschwister, nennt man die Kinder einer und derselben Mutter.

Utica, eine von den Phöniziern gegründete Stadt des Alterthums, im nördlichen Afrika, eine Verbündete Karthago's, nach dessen Falle sie der Hauptort der römischen Provinz Afrika und die bedeutendste Handelsstadt daselbst wurde. In den bürgerlichen Kriegen hielt sie der berühmte Marcus Porcius Cato, der Gegner Cäsars, für die Partei des Pompejus besetzt, woher er den Beinamen Uticensis erhielt; auch war es hier, wo er sich selbst den Tod gab. Jetzt ist die Stadt, bis auf eine große Ruine im Gebiete von Tunis, völlig verschwunden.

Utopien (griechisch, wörtlich: nirgendswo) nennt man ein Land, das nicht wirklich vorhanden ist, sondern nur in der Phantasie existirt. Thomas Morus (s. d.) schrieb im 16. Jahrhunderte einen politischen Roman „Utopien“, in welchem er das Musterbild eines vollkommenen Freistaates aufstellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der österreichische General Schrebelin eine moralisch-satyrische Landkarte unter dem Namen: Tabula Utopiae oder Schlaraffenland. Seitdem nennt man auch phantastische Weltverbesserer Utopisten.

Utraquisten, s. Calixtiner.

Utrecht (Ultrajectum, Trajectum), Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Provinz (26 □ Meilen mit 155,000 Einwohnern) am Zusammenflusse des alten Rheines und der Vecht, in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, ist mit Wällen, Mauern und Thürmen umgeben, überhaupt alterthümlich gebaut, hat aber auch viele schöne Gebäude und angenehme Spaziergänge, unter welchen letzteren die, an der Ostseite der Stadt angelegte, Maillebahn berühmt ist. Unter den 54,000 Einwohnern der Stadt sind nicht ganz die Hälfte Katholiken. Man findet hier acht katholische und acht protestantische Kirchen, eine der Jansenisten u. eine der Wiedertäufer. Unter denselben ist bemerkenswerth: der Dom, dessen 380 Fuß hoher Thurm in Folge eines Sturmes, der 1674 das Schiff der Kirche zusammenwarf, von dem Chore getrennt ist. Von diesem Thurme übersieht man einen großen Theil des Landes und an zwanzig Städte. Im Chor sind die marmornen Mausoleen mehrer Bischöfe und das Denkmal des Admirals van Gend, der 1672 bei der Themse-Expedition blieb. Man findet hier ferner eine Universität, errichtet 1636 und verbunden mit einer bedeutenden Bibliothek, einem anatomischen Theater, physikalischen Kabinet, botanischen Garten, Observatorium etc.; eine Thierarzneischule, ein Gymnasium, ein Museum der Künste, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine Gesellschaft für Dichtkunst, ein Malercollegium, einige, namentlich an Stücken aus der holländischen Schule reiche Privat-Gemäldesammlungen, eine Münzstätte etc. — Dabei zeichnet sich U. auch durch Gewerbfleiß und Handel aus. Es fabricirt Tuch (das hiesige schwarze Tuch soll alle übrigen an Farbe übertreffen), Seidenstoffe, Sammet, halbseidene und baumwollene Waaren, Leinwand, Spitzen, Teppiche, Matten von Schweinshaar, Tabak, Thonwaaren, Zucker, Spiegel, Gewehre, Nadeln, Lackmus und andere Farben und chemische Artikel, Feuerspritzen, Wagen und besitzt Oelraffinerien, Genevèrbrennereien, Salzraffinerien, Leinwandbleichen. Dabei ist die Umgegend reich an Getreide (berühmter Buchweizen), Tabak (bester in Holland), Hülsenfrüchten, Rübsamen, Flachs und zieht gute Pferde, vortreffliches Rindvieh (von dem man vorzüglich Butter und Käse gewinnt) und viele Bienen. Diese Produkte und die genannten Industrieerzeugnisse sind für die Stadt U. der Gegenstand eines sehr ansehnlichen Handels, welcher auf dem Rheine und seinen Nebenarmen sich nicht nur nach den holländischen Plätzen, sondern auch nach Deutschland erstreckt. — U. soll 65 nach Christus von dem römischen Tribunen Antonius Columnus, der sich von Rom vor Nero hieher flüchtete, erbaut u. nach ihm Antonia genannt worden seyn; nach Anderen soll es letztern Namen von dem Kaiser Antonius Pius, der es ausbessern ließ, erhalten haben. Gewöhnlicher war aber der Name Trajectum oder Trajectus, weil hier eine Fähre über den Rhein war; doch soll dieser Name nach Anderen erst im 7. Jahrhunderte unter dem Frankenkönige Dagobert aufgekommen seyn. Da aber Mastricht Superius Trajectum hieß, so nannte man U. Ulterius Trajectum, woraus Ultrajectum und U. entstand. Schon in dem Itinerarium Antonii wird U.s als Stadt gedacht und zu Karls des Großen Zeiten ihrer als Vetus Trajectum erwähnt. Nach dem Verfalle des römischen Reichs gehörte das, von einem Burggrafen bewohnte, Kastell Trajectum den Friesen; dabei war eine Stadt Willaburg gelegen, wo auch der bischöfliche Sitz war und das der jetzige Flecken Willenburg, eine halbe Stunde von U., ist. Anfangs lag U. auf der Nordseite des Rheins, schon 630 aber legte Dagobert die Kathedrale auf der Südseite an und darauf ward die eigentliche Stadt U. auf der Südseite erbaut und wuchs nun rasch, besonders unter dem Bischofe Balderich (um die Mitte des 10. Jahrhunderts). 1046 schenkte Konrad der Salier die Grafschaft Theisterband und die Insel Betau der Kirche von U. und zu selbiger Zeit scheint auch der Bischof seinen Sitz in U. genommen zu haben. Bischof Heinrich, Prinz von Bayern, überließ Stadt und Fürstenthum U. dem Kaiser Karl V. als Herzog von Brabant und Grafen von Holland 1527. 1529 baute Karl V. in der Stadt ein Schloß, die Veraburg oder Friedenb-

burg. 1559 erhob Papst Paul IV. die Kirche von U. zur Metropolitankirche u. unterwarf dem neuen Erzbischof die Bisthümer Harlem, Middelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen. Erster Erzbischof war Friedrich Schenk von Tautenburg (starb 1580). 1577 wurde das Schloß Vredeburg von den Einwohnern zerstört. Nachdem unter der Regierung Philipp's II. auch hier der Protestantismus Eingang gefunden hatte, vereinigte sich U. am 23. Januar 1579 mit den sechs anderen niederländischen Provinzen durch die sogenannte U.er Union, welche als das erste u. vornehmste Grundgesetz derselben angesehen wurde. Auch wurden die Versammlungen der Generalstaaten Anfangs in dieser Stadt gehalten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden, wo sie nachher bis zu den neueren Zeiten blieben. 1672 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt, verließen dieselbe aber bald wieder. Einer der wichtigsten Friedensschlüsse des 18. Jahrhunderts, der sogenannte U.er Friede, den 11. April 1713 hier zwischen Frankreich einer- und England, Portugal, Holland und Preußen andererseits abgeschlossen, beendigte den spanischen Erbfolgekrieg (s. d.). U. ist auch Geburtsort Papst Hadrian's VI.

Uttmann, Barbara, die Tochter Heinrich's von Elterlein, dessen Vorfahren das gleichnamige Städtchen im sächsischen Erzgebirge gründeten, nachdem sie sich des Bergbaues wegen von Nürnberg dahin übersiedelt hatten, ward 1514 zu Elterlein geboren und verheirathetete sich später an Christoph U., einen Bergherrn zu Annaberg. Hier erfand Barbara das Spitzenklöppeln, nach der gewöhnlichen Angabe im Jahr 1561 und starb auch daselbst als Wittwe 1575, von einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet.

Utzschneider, Joseph von, k. bayerischer geheimer Rath und großartiger Unternehmer vaterländischer Industriezweige, geboren zu Rieden am Staffelsee, wo sein Vater Landwirth war, am 2. März 1763. Frühzeitig kam der Knabe nach München zu seinem Oheim, welcher bei der Herzogin Maria Anna Zahlmeister war, besuchte dort die lateinische Schule und fand bald Aufnahme in dem Kadettenkorps. Auf der Universität Ingolstadt erwarb er sich 1783 den philosophischen Doktorgrad und erhielt an der neu organisirten Militärakademie den Auftrag, Mathematik und Physik mit den Zöglingen zu repetiren. Da ihm die Herzogin die Verwaltung der Meierei Schwaigangen im bayerischen Oberlande anvertraute, gewann er zuerst Neigung zur Landwirthschaft, welche sich von Jahr zu Jahr steigerte und der er bis ans Lebensende treu blieb. Die Unbesonnenheit, sich in den Illuminaten-Orden aufnehmen zu lassen, zog ihm vielfältige Verdrießlichkeiten zu und schon war er Willens, deshalb Bayern ganz zu verlassen und in die Dienste Friedrichs von Preußen zu treten. Da verschaffte ihm seine hohe Gönnerin 1784 die, bei der damaligen Einrichtung bedeutende, Stelle eines kurfürstlichen Hofkammerrathes mit Sitz und Stimme. Für die Cultur des Donaumooses wirkte er vorzüglich thätig, schlichtete die entstandenen Irrungen mit Salzburg und Berchtesgaden in Bezug auf die bayerischen Salinen, wodurch die bedeutendste Saline zu Berg mit Pfanne und Wald 1795 an Bayern überging. Max Joseph ernannte ihn 1799 zu einem der sieben Direktoren bei der neu errichteten General-Landesdirektion, noch in demselben Jahre am 8. Juni zum geheimen Referendar im Finanzministerium für die sogenannten Landschaftssachen. Sein erstes Geschäft in seiner neuen Stellung war die schwierige Untersuchung des zerrütteten Finanzstandes, den er dem Kurfürsten gewissenhaft enthüllte und der von der Art war, daß man bis dahin weder den wirklichen Stand der Staatsschulden noch den Ertrag der Staatseinnahmen kannte. Mit den Ständen des Herzogthumes Neuburg brachte er am 5. Oktober 1799 den sogenannten doppelten Abschluß zu Stande, zog sich aber dadurch viele Anfeindung zu; verdächtigt als Revolutionär und Jakobiner bei dem Kurfürsten verläumdet, erhielt er am 10. Juni 1801 seine Entlassung. Da er nicht mehr als Beamter wirken konnte, ergriff sein feuriger Geist die neue Laufbahn, den Aufschwung der Cultur in Bayern zu fördern. Zuerst gründete er eine Ledermanufaktur in München,

die in kurzer Zeit emporblühte und jetzt noch in gutem Betrieb steht. Mit dem Artilleriehauptmann Reichenbach und dem Uhrmacher Liebherr verband sich U. am 20. Aug. 1804 zu einem Gesellschaftsvertrage, um die Werkstätte zur Verfertigung mathematisch-physikalischer Instrumente mit größerer Ausdehnung zu betreiben. Um die astronomischen Instrumente zugleich mit optischen zu versehen, unternahm er bedeutende Reisen und besuchte die ausgezeichnetsten Optiker an Ort und Stelle und nahm die genaueste Einsicht von ihrer Werkstätte. In Genf fand er den Glasschmelzer Guinand, der früher brauchbares Flintglas erzeugte. Mit diesem, sowie mit dem genialen Glasschleifer Riggel, begann er in Benediktbeuren die optische Anstalt, worin bald darauf Frauenhofer durch seine herrlichen Leistungen die Welt in Erstaunen versetzte. Am 7. Februar 1809 wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen U., Reichenbach und Frauenhofer geschlossen, denn Riggl hatte bereits das Institut verlassen, bis 1814 auch Reichenbach austrat, um eine eigene mechanische Werkstätte zu etabliren. Nach dem erfolgten Tode Frauenhofers, dem U. das bekannte rühmliche Denkmal mit der sinnvollen Inschrift hatte setzen lassen, ging die Anstalt, um sie für die Zukunft zu erhalten 1839 an Merz und Mahler, die Schwiegersöhne Liebherrs, über. U. ward in den Staatsdienst zurückgerufen, zum geheimen Finanzreferendar und Generaladministrator der Salinen ernannt, gerade zu einer Zeit, als die Regierung in großer Geldverlegenheit, wegen der langwierigen kostspieligen Kriege, dieselben verpachten wollte. U. wirkte dagegen und brachte es sogar dahin, daß die neue Saline in Rosenheim erbaut wurde. Reichenbach trat auf U.s Bitten aus dem Militär- in den Civildienst als Salinenrath über und führte die Soolenhebung und Soolenleitung mit einer Sicherheit und Kühnheit aus, die seinen Namen durch ganz Europa berühmt machte. Der Krieg 1809 drohte dem Unternehmen Vernichtung: da entschloß sich U. auf eigene Gefahr ohne Paß und Vollmacht nach Wien zu reisen und begann dort mit der französischen Generalintendantur der Armee die Unterhandlungen wegen der, in Bayern gefährdeten, Salinen u. es glückte ihm, einen vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Eine der schönsten Anstalten, die er ins Leben rief, war jene zur Herstellung des Grundkatasters, nämlich die ganze Grundsteuer d. h. Vermessung, Bonitirung, Liquidirung, um die daraus hervorgehende Katastirung zu bestimmen, wurde, trotz heftigen Widerstandes, ins Leben geführt. Er benützte hiezu die neu erfundene Kunst der Lithographie, indem er die sämmtlichen Plane der Katasterkommission auf Steinplatten auftragen ließ und dem Erfinder Senefelder einen Jahresgehalt auf die Dauer seines Lebens sicherte. Dadurch suchte er zugleich für die Förderung des Landbaues zu wirken, indem durch die lithographirten und unter das Volk vertheilten Plane und Aufnahme der Ortschaften mit den Privat- und Gemeindegründen Jedem die Vortheile der Güterabrundung und Vereinigung einleuchten mußten. Allmälig sollte dieser Plan allgemein durchgeführt werden, und er bestimmte aus seinen eigenen Mitteln Preise zu 1000 fl. und 500 fl. für die besten Schriften über Güterabrundung. Um in den, durch die langwierigen Kriege zerrütteten, Zustand der Finanzen einigermaßen Ordnung zu bringen, trug U. darauf an, die sämmtlichen Staatsschulden von den Kassen für die laufenden Dienste zu trennen, dadurch den argen Mißstand der Besoldungsrückstände zu vermindern und mit Verzinsung und Tilgung der Schulden nach einem festen Plane verfahren zu können. Er selbst wurde zum Vorstande der Staatsschulden-Tilgungs-Commission ernannt. Es schien der Plan den besten Erfolg zu haben, da ereignete sich die fast gänzliche Aufreibung des bayerischen Heeres auf den Eisfeldern Rußlands. Um ein neues Heer, mit dem nöthigen Kriegsmaterial, zu schaffen, fiel U. auf die Idee einer freiwilligen Lotterieanleihe, die einen günstigen Fortgang nahm und binnen einigen Monaten ein neues Heer schlagfertig machte. Die Bedürfnisse der Gegenwart zu bestreiten, mußte die Schuldentilgung begreiflich ausgesetzt werden, aber die weitern politischen Verhältnisse, der, für Bayerns Hoffnungen täuschende, Pariser Friede, vielfache Verläumdungen von Neidern mit der Verdächtigung, er habe sein früher gegebenes Wort nicht erfüllen können — be-

wogen ihn, seine sämmtlichen Stellen am 19. September 1814 niederzulegen und, unter Verzichtleistung der wohlverdienten Pension von 6000 fl., aus dem Staatsdienste zu treten. Von nun an lebte U. ausschließlich den industriellen Bestrebungen. Er kaufte die Grundstücke des aufgelösten Klosters Benediktbeuren und machte Versuche mit Stärkezucker aus Kartoffelmehl; später ließ er Runkelrübenzuckerfabrikation an dessen Stelle treten. Da die Staatsregierung dort einen Militärfohlenhof errichten wollte, trat er den werthvollen Besitz gern ab und beschränkte sich patriotisch nur auf die Räume für Glasfabrikation und optisches Institut, 1815 errichtete er ein großes Bräuhaus, dann eine Tuchmanufaktur mit englischen Spinnmaschinen von Cockeril, welche aber keinen Fortgang nahm, und als unglückliche Spekulation aufgegeben werden mußte. In Giesing bei München kaufte er einen großen Bauernhof, ließ großartige Wirthschaftsgebäude aufführen, den Grundbesitz mit grossen Opfern durch Ankauf von Waldungen arrondiren und eine Milchwirthschaft betreiben, welche wegen der Nähe der Hauptstadt sehr einträglich war. Ein eigenes Fabrikgebäude ward zur Branntwein- und Zuckerfabrikation aufgeführt; zeigte dem Besucher mit freundlichem Selbstgefühle seinen Syrup, Rohzucker, gedeckten und raffinirten Melis und schön kristallisirten Kandiszucker. Bei der Einführung der Verfassungsurkunde 1818 berief ihn das Vertrauen zum I. Bürgermeister der Hauptstadt. Das für ihn bestimmte Gehalt vertheilte er an die niedern magistratischen Bediensteten, hob das Volksschulwesen und die Verschönerung der Stadt. Nach drei Jahren legte er das Amt nieder und ward 1827 zum Vorstande der polytechnischen Schule gewählt. Zum Abgeordneten gewählt, traf ihn ein verläumderischer Vorwurf, 1837, gegen den er sich in öffentlicher Schrift zu vertheidigen bewogen fand. Seine Anträge bezogen sich vorzugsweise auf den materiellen Wohlstand der Nation, z. B. Befreiung und Theilbarkeit des Grundeigenthums, Cultur- und Gewerbsgesetze u. s. w. Drei Stunden von München erwarb er 1829 für sich den Ankauf von Erching, um landwirthschaftliche Versuche in ganz großem Maßstabe auszuführen: da ereilte ihn in Mitte eines thätigen und noch rüstigen Greisenalters, während der Landtagsperiode 1840, ein plötzlicher Tod. Am 29. Januar fuhr er, 80 Jahre alt, mit dem Landtagsdeputirten, Pfarrer Silberhorn von Giesing, nach München: als die Pferde scheu wurden, den Wagen an eine Hausecke schleuderten, ihn zertrümmerten, und U. bewußtlos und stark beschädigt in der Nacht, den 31. Jan., sein Leben endete. Seine Schriften: Menzotti's Abhandlung über den Colbertismus oder Freiheit des Commerzes, München 1794. Unterth. Antrag über einen Landtag in Bayern, 1800". Nachtrag zu meinem Veto: Landtag betr. über eine Landesdefensions-Armee in Bayern, 1800. Beiträge zur Landes- und Staatswirthschaft, 1 Heft, München 1804. Cm.

Uwarow, Sergius, Graf von, kaiserlich russischer Minister der Volksaufklärung und wirklicher geheimer Rath, war seit 1818 Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften und bis 1821 auch Curator der Universität und des Lehrbezirkes von St. Petersburg, in welcher Stellung er viel für das Studium der morgenländischen Sprachen that. 1822 wurde er Direktor der Reichs-, Leih- und Commerz-Bank, 1824 wirklicher geheimer Rath, 1832 erhielt er seinen obengenannten Posten und 1846 wurde er in den Grafenstand erhoben. Man hat von ihm auch nachstehende wissenschaftliche Arbeiten: „Etudes sur les mystères d'Eleusis", „Ueber das vorhomerische Zeitalter", „Examen antique de la fable d'Hercule", „Etudes de philologie et de critique" (Petersb. 1843).

Uz, Johann Peter, bekannter lyrischer Dichter, geboren 1720 zu Ansbach, studirte zu Halle Philosophie und die Rechte und trieb mit Götz u. Gleim die Dichtkunst. Horatius und Anakreon waren seine Lieblinge. 1748 ward er Sekretär in seiner Vaterstadt, 1763 Assessor beim Landgerichte in Nürnberg und 1790 Direktor und geheimer Rath daselbst. Hier starb er als preußischer wirklicher geheimer Justizrath, Landrichter u. s. w. 1796, ein edler, thätiger, menschenfreundlicher Mann. Aus seinen Liedern spricht ein heiteres Gemüth und

seine Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral; ebenso seine didaktischen Gedichte („Kunst, stets fröhlich zu seyn") und seine Episteln. Er schrieb: „Lyrische Gedichte" (1749), übersetzte den Anakreon, Horatius u. a. „Sämmtliche poetische Werke" (n. A. 1804). Im Schloßgarten zu Ansbach ist „Dem Weisen, dem Dichter, dem Menschenfreunde" ein Denkmal errichtet.

V.

V, 1) als Laut- u. Schriftzeichen, ein in den alten Sprachen nur selten vorkommender Konsonant, den z. B. die griechische Sprache gar nicht kannte, sondern an seiner Stelle das Digamma hatte, später aber das β oder ου substituirte. Im Lateinischen war V und U (s. d.) nur ein Zeichen. Im Hebräischen vertritt das ו diesen Laut, scheint jedoch mehr dem W entsprochen zu haben. In den germanischen Sprachen ist das V der 22. Buchstabe im Alphabet und entspricht in der Aussprache theils dem F, theils einem weichen W. — 2) Als Abkürzung: a) auf römischen Inschriften: vale, vivus, vixit, victoria; b) bei Citationen: vide, verte, versus; c) auf dem Revers neuerer französischer Münzen die Münzstätte Troyes. — 3) Als Zahlzeichen im Lateinischen V = 5.

Vacanz überhaupt Erledigung, namentlich 1) die Erledigung einer Stelle, eines Amtes, sowie das erledigte Amt selbst, auch Vacatur genannt. 2) Bei Kirchenstellen wurde das Wort V. früher nur von erledigten bischöflichen Stellen gebraucht (vgl. den Art. Sedes), während die Erledigung einer untern Kirchenstelle nur eine einfache Erledigung war (vacantia loci). Da die V.en oft ungebührlich ausgedehnt wurden, besonders durch die Zögerung der Kirchenpatrone, so bestimmte die Kirche, binnen welcher Zeit ein neuer Geistlicher angestellt seyn mußte; besetzte ein geistlicher Patron die Stelle, so mußte es binnen sechs, besetzte sie ein Laie, so mußte es schon nach vier Monaten geschehen. Die V.en finden auch jetzt noch in der protestantischen Kirche Statt u. dauern regelmäßig ein halbes Jahr, während dessen die Amtsgeschäfte von benachbarten Geistlichen, oder von besonders dazu eingesetzten Vikaren besorgt, die Einkünfte aber von den Erben des verstorbenen Pfarrers, oder von dem Fiscus bezogen werden. — 3) Soviel als von Geschäften freie Zeit, Erholung, Ferien, z. B. bei Gerichten, in Schulen 2c.

Vacciniren, s. Kuhpockenimpfung.

Vacuna (von vacuus, frei, ledig) hieß bei den alten Römern eine von den alten Sabinern überkommene, weibliche Gottheit, die Göttin der Erholung und Muse, der die Landleute nach vollbrachter Feldarbeit Opfer darbrachten u. ihr zu Ehren auch ein Fest, Vacunalia genannt, feierten.

Vacuum, s. Leere.

Vademecum, wörtlich „Geh mit mir", nennt man Etwas, was man immer bei sich trägt, z. B. ein Taschenbuch u. dgl.; dann eine Sammlung allerhand lustiger Schwänke und Einfälle, welche daher auch V.s-Geschichten heißen.

Väterliche Gewalt, die, umfaßt nach den Gesetzgebungen der meisten Länder diejenigen Rechte, welche vorzüglich dem Vater, als Haupt der Familie, über seine Kinder zustehen und sich auf die Erziehung mit Rücksicht auf die künftige Standeswahl, auf die Verwaltung des Vermögens und auf die Verpflichtung der Kinder beziehen, ohne ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung des Vaters keine gültigen Verpflichtungen einzugehen. Die v. G. erlischt mit der Großjährigkeit des Kindes, mit der Nachsicht des Alters, oder, wenn der Vater einem zwanzigjährigen Sohne die Führung einer eigenen Haushaltung gestattet; dann, wenn eine minderjährige Tochter sich verehelichet; jedoch kommt sie wieder unter die v.

G., wenn der Mann während ihrer Minderjährigkeit stirbt. Wenn ein Vater den Gebrauch der Vernunft verliert, wenn er als Verschwender erklärt, oder wegen eines Verbrechens auf längere Zeit, als ein Jahr, zur Gefängnißstrafe verurtheilt wird; wenn er eigenmächtig auswandert oder wenn er über ein Jahr abwesend ist, ohne von seinem Aufenthalte Nachricht zu geben, so kommt die v. G. außer Wirksamkeit und es wird ein Vormund bestellt; mit dem Aufhören dieser Hindernisse tritt jedoch der Vater wieder in seine Rechte. Dagegen verliert ein Vater seine v. G. auf immer, wenn er die Verpflegung und Erziehung seiner Kinder gänzlich vernachläßigt. Gegen den Mißbrauch der v. G. kann nicht nur das Kind selbst, sondern Jedermann, der davon Kenntniß hat und besonders die nächsten Anverwandten, den Beistand des Gerichtes anrufen. — Nach dem römischen Rechte hatte der Vater das Recht über Leben und Tod der Kinder, dann das Recht des dreimaligen Verkaufes, nämlich, wenn sie das erste Mal freigegeben waren, sie wieder um zu verkaufen u. endlich das Recht auf allen Erwerb der Kinder.

Vahl, Martin, ein berühmter dänischer Naturforscher, geboren zu Bergen in Norwegen 1749, besuchte die Schule seiner Vaterstadt, ging 1766 auf die Universität nach Kopenhagen, hielt sich dann 1767 — 69 bei dem Naturforscher Ström in Norwegen und darauf fünf Jahre zu Upsala bei Linné auf, dessen besonderes Wohlwollen er genoß. Bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen 1779 wurde er Lektor am botanischen Garten, bereiste 1783—85 auf königlichen Befehl Holland, Frankreich, Spanien, die Berberei, Italien, die Schweiz und England, erhielt 1785 eine Professur zu Kopenhagen und durchreiste von Neuem die Küsten und Gebirge Norwegens, bis Wardöe, zum Behufe der ihm übertragenen Fortsetzung der Flora danica, wovon er das 16. bis 21. Heft (Kopenhagen 1787—1803) herausgab. In den Jahren 1799 und 1800 machte er auf Kosten der Regierung abermals eine Reise nach Holland und Paris, wo er eine, seinen Verdiensten entsprechende, Aufnahme genoß. Als er von dieser Reise zurückkam, ward er als Professor der Botanik in Kopenhagen angestellt und erhielt die Aufsicht über den botanischen Garten der Universität, starb aber schon am 24. Dezember 1804. V. genoß unter den Botanikern in ganz Europa einer ausgezeichneten Achtung und seine Werke enthalten ruhmvolle Beweise einer ungemeinen Forschbegierde, außerordentlicher Belesenheit und eines ausdauernden Fleißes. Symbolae botanicae, sive plantae, tam earum, quas in itinere, imprim. orient. collegit Pt. Forskael, quam aliarum recentius detect. exactiones descriptt., 3 Bde., Kopenhagen 1791—94, mit 30 Kupfern; Eclogae Americanae, s. descriptt. plantar. Americae merid. nondum cogn., 3 Bde., ebd. 1796—1807, Fol., mit 30 Kupfern; Enumeratio plantarum vel ab aliis, vel ab ipso observat., 2 Thle., ebd. 1805. Obgleich die Botanik sein Hauptfach war, so verabsäumte er doch auch die übrigen Theile der Naturgeschichte nicht. Er hat an der Zoologia danica und an der Fortsetzung der Icones des Berghauptmanns Ascanius gearbeitet; Cuvier in Paris erhielt von ihm Beiträge zur Geschichte der Blutthiere und Fabricius zur Geschichte der Insekten. In der Bücherkunde und Literaturgeschichte war er sehr stark und hinterließ auch ein ungemein reichhaltiges Herbarium.

Vaillant, Jean Foi, berühmter Numismatiker, geboren zu Beauvais den 24. Mai 1632, war für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, wendete sich aber der Heilkunde zu, wurde 1656 zum Med. Dr. promovirt und ließ sich in Beauvais als praktischer Arzt nieder. Noch war er ganz fremd in der Numismatik: ein in der Nachbarschaft von Beauvais gefundener Schatz von alten Münzen, der ihm gebracht wurde, veranlaßte ihn zuerst, sich mit dieser Wissenschaft abzugeben und bald gewann er solche Vorliebe zu derselben, daß er die Heilkunde aufgab und sich gänzlich der Numismatik widmete. V. begab sich nach Paris, fand hier bald Anerkennung seiner großen numismatischen Kenntnisse und wurde von dem Minister Colbert beauftragt, eine Reise nach Italien, Sicilien und Griechenland

zu unternehmen, um für das königliche Cabinet Münzen zu sammeln. V. brachte von dieser, mehre Jahre dauernden, Reise solche Schätze an Münzen zurück, daß dadurch das königliche Cabinet in Paris den Vorrang vor allen anderen in Europa erhielt. 1674 schiffte sich V. in Marseille zu einer neuen Reise ein, wurde aber von einem Corsar gefangen genommen und nach Algier gebracht, wo er nahezu 5 Monate in der Sklaverei zubrachte. Losgelassen, kehrte er nach Paris zurück, begab sich aber alsbald auf eine neue Reise in das Innere von Aegypten und Persien, von wo er reiche Schätze heimbrachte. 1701, bei der Reorganisation der Pariser Akademie, wurde V. Mitglied derselben; er starb den 23. Oktober 1706. — V. hat mehre geschätzte antiquarische Schriften hinterlassen, so: „Numismata imperatorum Romanorum praestantiora," Paris 1674, 2. Aufl. 1694, eine 3., spätere Aufl. ist weniger vollkommen. — „Seleucidarum imperium," Paris 1681; „Historia Ptolemaeorum Aegypti regum," Amsterdam 1701; „Arsacidarum imperium," Paris 1725 ꝛc. E. Buchner.

Vaillant, Sebastian, ein berühmter Botaniker, geboren zu Vigny bei Pontoise 26. Mai 1669, widmete sich der Chirurgie, aber die große Liebe zum Pflanzenreiche machte, daß er vorzüglich diese Wissenschaft studirte. Tournefort, dessen Unterricht er beiwohnte, trug Alles bei, seinen hoffnungsvollen Schüler zu bilden. Er wurde Demonstrator der Botanik am Pflanzengarten zu Paris. Von zu großem Eifer für die Kräuterkunde angetrieben, durchwanderte er die Gegenden um Paris und zog sich dadurch die Schwindsucht zu, welche auch den 21. Mai 1722 seinem thätigen Leben ein Ende machte. Die kleinsten Gewächse waren der Hauptgegenstand seiner Untersuchungen. Er erkannte den Blumenstaub der Parietaria für männlichen Samen und nicht, wie Tournefort, für Excremente der Blumen: Botanicon Parisiense ou dénombrement par ordre alphabetique des plantes qui se trouvent dans les environs de Paris, Leyden 1727, Fol., mit 300 schönen Kupfern, von Boerhave nach seinem Tode herausgegeben. Viele kleinere Abhandlungen von ihm finden sich in den Schriften der Akademie zu Paris.

Valckenaer, 1) Ludwig Kaspar, ein berühmter holländischer Philolog, geboren zu Leuwarden den 7. Juni 1715, studirte auf der Universität Franeker alte Literatur, Philosophie und Theologie, wurde 1740 Conrektor zu Campern, 1741 Professor der griechischen Sprache in Franeker und in der Folge in Leyden, wo er den 14. März 1785 starb. V. war ein gründlicher und dabei bescheidener Kritiker, dessen Verdienste um die classische Literatur allgemein anerkannt sind. Das erste Werk, welches er herausgab, war eine neue Auflage des Buches von F. Ursinus, worin die Nachahmungen Virgil's aus dem Griechischen gesammelt sind (1747). Von zwei Tragödien des Euripides: den Phönissen u. dem Hippolytos, veranstaltete er besondere Ausgaben: von ersterer Franeker 1755, zuletzt Lpz. 1824, 2 Bde.; von letzterer, nebst der „Diatribe in deperditas Euripidis tragoedias", Leyden 1768, zuletzt Leipzig 1824. Den Herodot seines Freundes Wesseling gab er mit trefflichen Noten bereichert heraus. Ferner die Briefe des Phalaris, Gröningen 1777, neue Ausgabe von Schäfer, Leipzig 1823; Ausgabe des Theokrit, Leyden 1779 und 1781, neue Prachtausgabe von Schäfer, Leipzig 1810; die Fragmente des Kallimachos, Leyden 1799; des Ammonius Werk „De differentia affinium vocabulorum, Leyden 1759. Ferner schrieb er: De ritibus in jurejurando a veteribus observatis, Franeker 1755. Nach seinem Tode erschienen: Observationes academicae, Utrecht 1790; De Aristobulo Judaeo, Franeker 1806; Opuscula philologica, Leipzig 1809, 2 Bde. — 2) V., Johann, Sohn des Vorigen, studirte zu Leiden die Rechtswissenschaft und wurde 1787 Professor dieses Faches zu Utrecht. Als Anhänger der anti-oranischen Partei in Holland mußte er sich nach der Rückkehr des Erbstatthalters nach Frankreich zurückziehen, wurde jedoch schon 1795 wieder Professor zu Leyden. Hierauf machte er Gesandtschaftsreisen an den preußischen und spanischen Hof. Als er 1801 zurückkehrte, trat er in den Senat und wurde Mitglied der Administration des Rheinlandes, wo er großen Antheil an dem Bau der Schleußen von Katwick hatte. In der französischen

Zeit zog er sich von den Staatsgeschäften zurück und lebte in der Nähe von Harlem den Wissenschaften; dort starb er 1820.

Valée, Sylvain Charles, Graf von, geboren zu Brienne Chateau im Departement Aube 1773, trat 1792 als Souslieutenant in die Artillerieschule zu Chalons ein, ward 1793 Lieutenant der Artillerie, machte dann den Feldzug in den Niederlanden mit, ward 1795 Kapitän, zeichnete sich in dem Feldzuge 1796 in Deutschland aus, wurde 1804 Oberstlieutenant, diente 1807 als Souschef der Artillerie gegen Preußen, wurde 1807 Chef des ersten Artillerieregiments, zeichnete sich bei Eilau und Friedland aus und ward Chef der Artillerie beim dritten Corps der spanischen Armee, 1810 Brigade- und bald Divisionsgeneral, that sich in Spanien besonders bei Castella 1813 hervor, kehrte nach Napoleons Abdankung 1814 nach Frankreich zurück und ward unter Ludwig XVIII. Generalinspekteur der Artillerie. Obgleich er 1815 das Generalcommando der Artillerie des 5 Armeecorps übernahm, behielt er dennoch nach der zweiten Restauration das Generalinspektorat der Artillerie. Später lebte er in Zurückgezogenheit, begleitete aber 1837 den General Damremont nach Afrika und Konstantine, übernahm nach dessen Tode das Commando und ward Marschall und Generalgouverneur in Algier. Da er aber 1838 bis 1840 sein Heil mehr in Erhaltung des Bestehenden, als im Angriffe gegen Abdel-Kader suchte, wurde er, obschon im Vertheidigungssystem glücklich, abberufen und kehrte 1841 nach Frankreich zurück, nachdem ihn General Bugeaud (s. d.) ersetzt hatte. Von nun an war seine Thätigkeit nur noch der Pairskammer gewidmet und er starb zu Paris 1846.

Valençay, Stadt im französischen Departement Indre, am Flusse Nahon, mit 3000 Einwohnern, die Weinbau und Baumwollenfabrikation treiben, hat ein schönes Schloß des Fürsten Talleyrand, auf welchem von 1808—13 Ferdinand VII. von Spanien im Exil lebte und den Vertrag vom 11. Dez. 1813 schloß, wodurch Ferdinand VII. Friede und Vertreibung der Engländer vom spanischen Boden versprach und dagegen ganz Spanien wieder erhielt. Obgleich die interimistische Regierung von Spanien diesen Vertrag nicht bestätigte, gab Napoleon doch Ferdinand VII. los und verließ am 13. März V. — 1829 ward V. zum Herzogthume für Talleyrand erhoben.

Valence, Hauptstadt des französischen Departements Drôme, in einer schönen Ebene am linken Ufer der Rhone, über die eine eiserne Hängebrücke führt, hat einige Befestigungen, eilf Kirchen, ein Collegium (früher Universität), öffentliche Bibliothek, Artillerieschule, Gesellschaft der Künste, des Ackerbaues und des Handels und ist Sitz eines Bischofs. Die 11,000 Einwohner unterhalten Fabriken in Wolle und Seide, Handschuhen, Papier, Oel 2c. und treiben Handel mit Wolle, Leder, Wein, Pelzwerk und anderen Waaren. — V., sonst Valentia oder Civitas Valentinorum, lag im Gebiete der Segovellauni im narbonnensischen Gallien; unweit V. schlug 407 nach Chr. Sarus, an der Spitze eines römischen Heeres, den Justinus, Feldherrn des Konstantinus; nach der Schlacht belagerte er V. vergebens. Hier starb 1789 Papst Pius VI.

Valencia, spanisches Königreich zwischen Neu-Castilien und dem mittelländischen Meere, im Süden von Murcia, im Norden von Aragonien und Catalonien begränzt. Flächeninhalt 362 □ Meilen, Einwohnerzahl 1,260,000. Die nördlichen und westlichen Gegenden des Landes sind gebirgig und ziemlich steril, der übrige Theil aber, d. i. die schmale, langgestreckte Ebene am Meeresufer, zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit und den sorgfältigsten Anbau aus. Man nennt ihn mit Recht den Garten Spaniens. Wohin das Auge sich hier wendet, erblickt es die üppigsten Wiesen und Felder, von unzähligen Kanälen durchschnitten, tausende der freundlichsten Wohnungen, umkränzt von Mandel-, Johannisbrod-, Citronen-, Orangen-, Feigenbäumen und Dattelpalmen. Von der Landseite durch die Gebirge gegen die rauhen Winde geschützt, nur im Südost gegen das Meer geöffnet, erfreut sich dieser Küstenstrich des herrlichsten Klima's. Fast beständig lacht ein heiterer Himmel über den blühenden Fluren und man

es Jahres kaum 20 Regentage. Reif und Nebel sind in den Jahrbüchern eltenheiten aufgezeichnet. Die Hitze wird durch erfrischende Seewinde ge: bisweilen herrscht aber auch der gefürchtete Solano. Dieser, dem Si-Italiens ähnliche Südostwind bläst von Afrika's nahen Küsten erstickend erüber, und die Atmosphäre scheint dann im eigentlichsten Sinne zu . Menschen und Thiere leiden unter den Einwirkungen des Solano. alencianer sind ein arbeitsames Völklein. Mit vieler Einsicht betreiben sie ndbau und haben ihre Provinz zur gesegnetsten Spaniens gemacht. Die eien sind getheilt in gewässerte oder Huertas (bei weitem die meisten) ungewässerte oder Secanos. Bei jenen ist die Kunst der Bewässerung höchste getrieben. Jeder Fluß, jeder noch so kleine Bach, jeder Brunnen, isterne wird zu diesem Zwecke benützt, große Kapitalien sind zu Anlegung anälen, Schleußen, Schöpfrädern u. d. gl. verwendet. Eine genaue gesetz-Ordnung wird dabei eingehalten. Dafür lohnt auch eine üppige Vegetation n vielfältiger Ertrag des Landwirthes Mühe. In unaufhörlichem Wechsel er von Einem Felde in einem und demselben Jahre Getreide, Gemüse, gewächse &c. Jeder Monat bringt neue Saaten und Ernten. Besonders h gedeihen Wein, Oel, Südfrüchte, Reis, Getreide, Safran, Hanf, Soda, o, Süßholz. Das Thierreich liefert Honig, Kermes und Seide. Die n am Meere sind reich an wildem Geflügel und Fischen. Dort wird l viel Seesalz gewonnen. Auch die technischen Gewerbe stehen in hoher . Politisch eingetheilt ist das Land in die Provinzen oder Subdelegationen cia, Alicante und Castellon de la Plana. — Valencia, die stadt und Sitz eines Erzbischofes, liegt in einer der reizendsten Ebenen (der von V.), an den Ufern des Guadalaviar, eine halbe Stunde vom Meere, t mit Mauern und Thürmen nach alter maurischer Art und durch eine Citadelle befestigt. Schöne, zu beiden Seiten mit Landhäusern besetzte führen zu den 8 Thoren. Fünf Brücken sind über den Fluß geschlagen; önste unter ihnen, die königliche genannt, ruht auf 10 steinernen Bögen. Innere der Stadt erinnert durch seine engen und winkligen Gassen, durch on Außen unansehnlichen, aber tief gehenden und mit großen Hofräumen nen Häuser an die ehemaligen Bewohner, die Mauren. In dem neuern und in den 5 Vorstädten gibt es auch breitere Straßen, doch sind diese wenig gepflastert wie in der Altstadt, werden aber reinlich gehalten und achts erleuchtet. Durch brillante Kaufläden, welche zum Theil von Böhmen irolern gehalten werden, zeichnen sich die Saragossa-, See- und St. Vin-raße aus. Die alterthümliche Kathedrale birgt einen außerordentlichen an edlem Metall und Juwelen. Der Hochaltar ist ganz aus Silber ge-t, und seine Flügelthüren bedecken die vortrefflichsten Schildereien berühmter . Der achteckige Thurm der Kathedrale, Micalet geheißen, gewährt eine ende Aussicht über die Huerta. Im Ganzen zählt V. 14 Pfarr- und 59 Kirchen. Der k. Palast — el Real — ist jetzt von dem Generalkapitän rovinz bewohnt. Der erzbischöfliche Palast bewahrt eine reiche Sammlung üchern, Alterthümern, Münzen und Naturalien. Die Börse — Lonja — schönes Denkmal gothischer Baukunst. — V. hat eine Universität, eine mie der bildenden Künste u. viele andere wissenschaftliche und Lehranstalten, ahlreiche Buchdruckereien und ziemlich lebhaften Buchhandel, mehre Klöster 835 41), viele Hospitäler, Arbeits-, Waisen-, Armenhäuser, ein Theater. inwohner (66,000) sind sehr gewerbthätig u. unterhalten Seidenwebereien, et-, Tuch-, Fayence- und Papierfabriken, Seifensiedereien und Branntwein-reien. Das Esparto verarbeiten sie vielfach zu Möbeln und Flechtwerken. eehandel wird durch den nahen Hafenort Grao vermittelt. Dahin führt hönster Spaziergang, die Alameda. Hier versammelt sich im Schatten ypressen, Platanen, Orangen, Granaten und prachtvollen südamerikanischen n alle Abende die schöne Welt, und noch im November lustwandelt man

zwischen grünbelaubten Sträuchen und blühenden Blumen. Eine Stunde von V. liegt der See Albufera (s. d.). — V. hieß bei den Römern Valentia Editanorum, und kam später unter die Herrschaft der Westgothen, dann der Mauren welche hier nach dem Verfalle des Chalifats ein besonderes Königreich gründeten Dieses fiel 1238 auf dem Wege der Eroberung an die Krone Aragonien. Im 15. Jahrhunderte erhielt V. eine Universität u. einen Erzbischof. Im spanischen Befreiungskampfe hielt es sich muthig auf der Seite der Patrioten. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. wurde es der Schauplatz der Grausamkeiten des General Elio, welcher hier endlich vom Volke erdrosselt wurde (1822). — Ch. A Fischer: Gemälde von V., Leipzig 1803. mD.

Valencia, Don Ramon Narvaez, Herzog von, geboren 1795 zu Jaen in Andalusien, nahm sehr jung im spanischen Befreiungskriege noch Theil am Kampfe gegen Napoleon, stieg als Offizier schnell von Stufe zu Stufe und war 1833 beim Ausbruche des Bürgerkrieges in den baskischen Provinzen Oberst. Die Auszeichnung, mit welcher er in demselben gegen die Karlisten focht, verschaffte ihm bald den Grad eines Brigadiers; insbesondere machte er sich durch die unermüdliche Verfolgung des karlistischen Generals Gomez auf dessen abenteuerlichem Zuge durch ganz Spanien im Jahre 1836 einen Namen Nach der Beendigung des Krieges in den baskischen Provinzen zerfiel er 1840 mit Espartero. Er trat ganz auf die Seite der Königin-Regentin Christine und gehörte mit zu denen, welche durch Aufstände im J. 1841 Espartero zu stürzen suchten. Allein der Anschlag, den er im Oktober dieses Jahres von Gibraltar aus zur Wegnahme und Insurgirung von Cadiz machte, mißlang und er mußte sich nach Paris in's Exil begeben. Hier gehörte er als eines der Häupter der Moderadospartei zur Camarilla der vertriebenen Königin Christine. Er war wenn auch nicht die Seele, doch der eifrigste Beförderer ihrer Plane, wozu ihn sein entschlossener, energischer Charakter, trotz der ihm eigenen, wilden Tollköpfigkeit und seiner eigensinnigen Sonderbarkeiten, ganz geeignet machte. Im J. 1842 begab er sich zur bessern Leitung der christinischen Umtriebe nach Perpignan Bei der 1843 unternommenen Insurgirung Spaniens gegen Espartero war er es vorzüglich, der das Gelingen derselben und die Vertreibung Espartero's herbeiführte, was ihm den Titel eines Herzogs von Valencia u. die Granden würde erster Classe verschaffte, sowie er es nach der Rückkehr der Königin Christine war, welcher an der Spitze der Camarilla derselben stand und durch seine kräftige Hand alle Regungen der Progressisten und Ayacuchos niederzuhalten wußte, bis sein Ministerium im Febr. 1846 gestürzt wurde (s. Spanien). Seit dieser Zeit trat er in den Hintergrund u. es schien sogar, als ob die Spannung in die er, besonders, wie es hieß, wegen der Vermählung der Königin Isabella mit der Königin Christina gerathen war, ihn ihrer Sache entfremdet und der Gegenpartei genähert habe. Doch hielt es das Ministerium Pacheco für gerathen, den seiner Sache gefährlichen Mann, obschon er sich scheinbar theilnahmlos verhielt, aus Madrid zu entfernen und man gab ihm deshalb im Mai 1847 die Stelle als spanischer Botschafter in Paris. Hier blieb er, ausgesöhnt mit der Königin Christine, bis zum Umsturze der Regierung Ludwig Philipp's.

Valenciennes, Stadt und Festung im französischen Departement des Nordens, an der Schelde, die hier für Schiffe von 120—200 Tonnen fahrbar ist und durch die Eisenbahn mit Paris und Brüssel verbunden, hat 21,000 Einw., ein Gymnasium, öffentliche Bibliothek, Naturalien-Cabinet, Gemälde-Galerie, eine Akademie der Malerei u. Bildhauerei, eine Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und Industrie. Die Stadt ist berühmt wegen der Battist- und Linnenfabriken die hier u. in der ganzen Umgegend, wo die Cultur des Flachses mit besonderem Fleiße betrieben wird, blühen und die feinsten Waaren liefern. Die sonst ebenfalls sehr bedeutende Spitzenfabrikation hat sich bis auf einen, nur noch ganz geringen, Betrieb vermindert. Außerdem besitzt V. Branntweinbrennereien Brauereien, Salzsiedereien, Steinkohlengruben, Bleichen, Leinwand-Druckereien

mechanische Spinnereien, Fabrikation von Leinwand, Strumpfwaaren, Wollenzeugen, Seife, Stärke, Zucker, Tabak, Leder, Spielwaaren für Kinder, Töpferwaaren, wodurch ein lebhafter Handelsverkehr erzeugt wird.

Valengin, s. Neuenburg.

Valens, Flavius, römischer Kaiser, Bruder des Kaisers Valentinian I. und Sohn Gratian's, geboren zu Cibale in Pannonien um 328; wurde von seinem Bruder 364 zum Mitregenten angenommen, der ihm den Orient 365 abtrat und besiegte einen Gegenkaiser Procopius mit vieler Mühe 366, sowie den Marcellus. Ebenso bezwang er auch die Gothen und bestimmte die Donau zur Gränze (370). Da aber die Gothen, von den Hunnen bedrängt, um die Erlaubniß nachsuchten, sich in Thracien niederzulassen und ihnen V. dieses gestattete, erfolgten daraus neue Unfälle für das römische Reich. V., in der Schlacht bei Adrianopel besiegt, wurde den Tag darauf, den 9. August 378, in einem Hause von den Gothen verbrannt. Als eifriger Arianer verfolgte er alle die, welche einer andern Lehrmeinung anhingen.

Valentin, 1) Moses, ein sehr verdienter Maler, geboren 1600 zu Colomiers in der Landschaft Brie in Frankreich, lernte bei Simon Vouets, ging darauf nach Italien, folgte zu Rom der Manier des M. A. Merigi und malte für die Peterskirche das Gemälde des heil. Processus und Martianus. Er starb 1632. Gewöhnlich stellte er in seinen Gemälden Musikgesellschaften, Spieler, Soldaten und Zigeuner vor. Seine Arbeit ist leicht, sein Colorit kräftig u. seine Figuren wohlgeordnet. Er folgte bisweilen der Manier Poussin's. — 2) V. Gabriel Gustav, ein ausgezeichneter Physiolog, geboren 1810 zu Breslau von jüdischen Eltern, Schüler Purkinje's (s. d.), seit 1836 Professor in Bern, wo er das „Repertorium für Anatomie und Physiologie" gründete. Treffliche Forschungen enthalten sein „Handbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen" (Berl. 1835); „De functionibus nervor. cerebralium" (Bern 1839); „Hirn- und Nervenlehre" (Leipzig 1840); „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde., Braunschw. 1845), 2. Aufl. 1847 und „Grundriß der Physiologie des Menschen" ebd. 1846, 2. Aufl. 1847.

Valentini, Georg Wilhelm, Freiherr von, ein berühmter militärischer Schriftsteller, geboren zu Berlin 1775, machte den Feldzug am Rhein als Secondlieutenant mit, ward bei Landau verwundet, kam 1803 in den preußischen Generalstab, ward Hauptmann und 1806 bei Saalfeld in der Nähe des Prinzen Louis, als dieser blieb; wußte sich der Capitulation von Lübeck durch die Flucht zu entziehen u. erreichte die Armee u. nahm 1809 den Abschied, um in österreichische Dienste zu treten, wo er Adjutant des Prinzen von Oranien ward. 1810 trat er in russische Dienste, machte dort den Feldzug gegen die Türken mit und ward Oberstlieutenant, trat aber später wieder in preußische Dienste in gleichem Range zurück. 1813, 1814 und 1815 war V. Chef des Generalstabs York's und dann Bülow's. Er ward darauf General und 1828 Chef des gesammten Militärunterrichtswesens und Inspekteur der Cadettenanstalten und Militärschulen. Er starb als Generallieutenant 1834. Werke: das Gefecht bei Saalfeld den 10. Oktober, Königsberg 1806; die Lehre vom Kriege 1810—24, 4 Bde., 1. Theil 6., 2. Theil 1. und 2. Bd. 2, 3. Theil 3. Aufl., ebd. 1833; Abhandlung über den kleinen Krieg, ebd. 1810, 6. Aufl. ebd. 1833; Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809, Berlin 1812, 2. Aufl. ebd. 1818.

Valentinianus, der Name von drei römischen Kaisern. 1) V. I., folgte 364 auf Jovianus und theilte die Regierung mit seinem Bruder Valens, dem er den Orient überließ. Er schlug die in Gallien eingefallenen Germanen zurück, stellte in Afrika die Ruhe wieder her und baute am Rhein und an der Donau eine Menge fester Orte wieder auf. Gegen Quaden und Sarmaten, die in Pannonien eingefallen waren, zog er selbst zu Felde und starb plötzlich bei einer Audienz, die er den Gesandten der Quaden zu Bregetio an der Günz bewilligte, den 17. November 375. Ihm folgten seine Söhne Gratian und 2) V. II., ge-

boren 371, unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, wurde 378 von dem Tyrannen Maximus seiner Staaten beraubt, flüchtete zu Theodosius, den er zum Mitregenten angenommen hatte und der ihm die Herrschaft wieder verschaffte u. wurde von dem fränkischen Feldherrn Arbogastes den 15. Mai 392 ermordet. — 3) V. III., Flavius Placidius, Kaiser des Abendlandes, Sohn des Konstantius und der Placidia, der Tochter Theodosius des Großen, geb. den 3. Juli 419 zu Rom; regierte von 425—455 sehr unglücklich, weil Sueven, Alanen, Westgothen, Burgunder und Franken sich in Gallien und Spanien und die Vandalen in Afrika festsetzten, während die Hunnen einen Theil von Italien verheerten. Er wurde den 17. März 455 zu Rom von Petronius Maximus getödtet.

Valentinus, der Stifter der, nach ihm benannten gnostischen, Sekte der Valentinianer, um die Mitte des 2. Jahrhunderts, war in Aegypten geboren, hatte sich zu Alexandrien den Wissenschaften, besonders der Philosophie gewidmet und vielseitige Kenntnisse erlangt. Er predigte in Aegypten und nachher in Rom mit vielem Beifalle, ward aber in Rom dreimal mit dem Kirchenbanne belegt, ging von da auf die Insel Cypern, wo er zuerst öffentlich gegen die Lehren der Kirche auftrat, aus Eifersucht, wie uns Tertullian berichtet, weil er zu einem Bisthume, um das er sich beworben hatte, nicht war erhoben worden. Dieser Irrlehrer erwarb sich einen nicht unbedeutenden Anhang und die Väter der christlichen Kirche haben sich mit ihm und seinen Irrlehren viel zu schaffen gemacht. Nach dem, was uns von seinem Lehrgebäude übrig ist, liegt das Charakteristische seines Systems einmal in der Anerkennung des Heidenthums als einer Vorstufe der christlichen Offenbarung; dann aber darin, daß er die höhere Geisterwelt in 15 Syzygien oder Aeonenpaare theilt, von denen jedes aus einem männlichen, oder lebengebenden u. aus einem weiblichen, oder lebenempfangenden Aeon besteht. Die erste Syzygie bildet nach ihm der Bythos, d. i. Gott in sich und die Ennoia, d. i. Gott als sich selbst denkend; aus ihnen emaniren zunächst der Nus und die Aletheia u. s. f. Indem der letzte Aeon, Siphoa, über die, durch den Aeon Horos bestimmte, Gränze hinausstrebte und ein Theil seines Wesens in das Chaos sich verlor, bildete sich die Achamoth, ein unreifes Wesen, welche durch den, von ihr ausgegangenen, Demiurgus die beseelte Körperwelt erschuf. Nun theilte zwar Horos den Menschenseelen ein pneumatisches Element mit, allein dieses erlangte erst volle Wirksamkeit, als Christus eine Collectivemanation aus allen Aeonen, als Soter erschien und mit dem Menschen Jesus sich vereinigte. Dereinst wird alles Pneumatische, ja selbst das ursprünglich blos Psychische, soweit es sich jenem assimilirt hat, in das Pleroma zurückkehren. V. hatte sehr viele Schüler, die bald ausarteten. Er selbst scheint ein Mann von tadellosem Wandel gewesen zu seyn. Aber seine Jünger schmeichelten dem Stolze und zugleich den Lüsten. Der Meister hatte zwar Unterdrückung der Sinnlichkeit und Emporhebung der Vernunft geboten. Aber seine Jünger meinten, dieses gehe nicht sowohl sie, die Geistischen, als die Katholiken, die Seelischen an. Diesen, sagten sie, seien Enthaltsamkeit und gute Werke wohl dienlich, weil bei ihnen, ihrer Natur nach, die Sinnlichkeit über die Vernunft die Oberhand hätte, sie aber als geistige Leute, hätten, vermöge ihrer, aus dem Pleroma erhaltenen, überwiegenden Geistigkeit, sichere Ansprüche an die Seligkeit, ohne nöthig zu haben, auf äußere Werke noch Rücksicht zu nehmen; sie gehe die Sittenlehre nichts an, auch nicht der Martyrertod. Sie machten sich Nichts daraus, an den Opfermahlzeiten der Heiden, an ihren blutigen Schauspielen, Theil zu nehmen. Die Katholiken, sagten sie, machen den Pöbel, den gemeinen Troß aus, denen nur Glauben gebühre, weil sie des vernünftigen Denkens nicht fähig wären; ihnen aber gehöre die Gnosis, die Vernunfteinsicht zu; sie hätten schon eine Vorherbestimmung zur Seligkeit mit zur Welt gebracht. Wie das Gold auch im Kothe von seinem innern Werthe Nichts verliere, so könnten sie auch von äußeren Werken nicht befleckt werden. Gestützt auf die Grundsätze überließen sich manche Va-

lentinianer den schändlichsten Wollüsten. Gleichwohl erhielt sich diese Sekte bis ins vierte, ja bis ins fünfte Jahrhundert. Die berühmtesten Schüler V.s waren: Ptolomäus, Secundus, Herakleon, Markus, Colarbasus, Bassus, Florinus, Blastus, welche diese Irrlehre verbreiteten u. Stifter oft weit ausgedehnter Sekten wurden. Sehr zahlreich waren sie in Gallien zur Zeit des heiligen Irenäus, dem wir die meisten Aufschlüsse über diese Sekte zu verdanken haben. Vgl. Stollberg „Geschichte der Religion Jesu", 7. Thl., S. 490—497, Wiener Ausgabe.

Valerianus, Publius Licinius, römischer Kaiser, der Sohn eines Senators, geboren 190; stammte aus einer berühmten Familie und wurde von den Armen in Rhätien im August 253, nach dem Tode Aemilianus, zum Kaiser ausgerufen und nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an. Franken und Alemannen verheerten Gallien, die Gothen Macedonien und die Perser Capadocien und Cilicien. Gegen die Germanen in Deutschland und Macedonien waren seine Feldherrn nicht unglücklich. Desto weniger Glück hatte er gegen die Perser, denn in der Nähe von Edessa 260 vom Könige Sapones geschlagen, fiel er in persische Gefangenschaft und starb kurz darauf vor Gram.

Valerius (Corvinus oder Corvus), ein berühmter römischer Feldherr u. Staatsmann, aus einem alten adeligen Geschlechte, diente schon in seiner Jugend als Kriegstribun unter dem Camillus und erlegte einen gallischen Feldherrn im Zweikampfe; da ihm hiebei ein Rabe, der sich auf seinen Helm setzte, den Sieg über den Feind erleichterte, so bekam er den Beinamen Corvinus. Er leistete darauf seinem Vaterlande im Kriege und Frieden viele wichtige Dienste, war sechsmal Prätor, vielmal Aedilis, einmal Censor, sechsmal Consul, zweimal Diktator und überhaupt unter allen Römern der Einzige, der 21mal curulische Aemter bekleidete. War er von öffentlichen Geschäften frei, so baute er ruhig seine väterlichen Aecker und bewies sich immer, sowohl in seinem Privatleben, als an der Spitze der Armee und Staatsgeschäfte, als einen der edelsten und größten Männer, die Rom je hervorgebracht hatte. Bei einem Alter von fast 100 Jahren genoß er noch einer Gesundheit und die Römer priesen ihn als den glückseligsten Mann ihrer Zeit. S. Liv. 7, 26. Flor. 1, 13. Val. Max. 8, 15. Cic. d. Sen.

Valerius Flaccus, Cajus, ein römischer Dichter, vermuthlich aus Padua gebürtig, lebte unter der Regierung Vespasian's oder Domitian's und starb, noch jung, im Jahre 88 nach Christi Geburt. Er wählte, nach dem Muster des Apollonius von Rhodus, den Zug der Argonauten zum Stoff eines epischen Gedichtes, wovon noch acht Bücher übrig sind. Von dem letzten Buche fehlt der Schluß; wahrscheinlich hatte das Ganze noch mehre Bücher, oder sollte sie haben. Dieses Gedicht hat jedoch nur einzelne Schönheiten; der Erzählungston des Ganzen ist nicht lebhaft genug, die Schreibart aber ist oft dunkel und abgebrochen. Einige Beschreibungen sind jedoch nicht ohne poetischen Werth. Ausgaben: von Burmann, Leyden 1724. Nach derselben und mit einigen Anmerkungen von Harles, Altenburg 1781; auch von J. A. Wagner, Göttingen 1805, 2 Bde. Eine metrische Uebersetzung mit Anmerkungen und beigefügtem Texte von Wunderlich, Erfurt 1805. — Epistolae crit. de C. Valerii Flacci Argonaut. ad H. C. A. Eichstaedt, scr. ab J. A. Weichert, Lips. 1812.

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, war von vornehmem Stande und ein jüngerer Genosse des Vellejus Paterculus, der sich unter Kaiser Tiberius Tyrannei gelehrte Muße erwählte; er schrieb nach Sejan's Tode (also nach 31 nach Christus) Libri 9 factorum dictorumque mirabilium, eine nach der Sachordnung gestellte Reihe von Anekdoten, worin er Sitte, Gebräuche, Tugenden, Laster u. s. w. durch Beispiele aus der Geschichte zu erläutern sucht. Doch scheint diese Sammlung entweder ein Auszug eines größern Werkes (den ein gewisser Januarius Nepotianus gemacht haben soll), oder sehr interpolirt zu seyn. Der Ausdruck wechselt auffallend, besonders ist er oft niedrig, oft zu preciös, oft unendlich kurz, auch durch Sentenzen prangend. Ausgaben: von Lipsius, Lyon 1581;

Thysius, Leyden 1651; Torrentus, Leyden 1726; Hase, Paris 1832 und Galvin de Lennemas, 2 Bde., Paris 1838 fg.; ein „Novoe editionis specimen" lieferte Calmberg, Hamburg 1844; eine deutsche Uebersetzung von Hoffmann, 5 Bdchn., Stuttgart 1828—1829.

Valesius. 1) Heinrich, eigentlich de Valois, geboren zu Paris 1603, studirte zu Bourges die Rechte, beschäftigte sich sieben Jahre zu Paris mit Rechtssachen, dann vornämlich mit der griechischen und lateinischen Literatur, wurde 1660 mit seinem Bruder königlicher Historiograph und starb den 7. Mai 1676. Er hat als Kritiker um die alte Literatur mannigfaches Verdienst. Das erste Werk, das er herausgab, waren die Auszüge, die Konstantin Porphyrogenetes aus dem Polybius ꝛc. gemacht und von denen Peiresctus eine Abschrift aus Griechenland erhalten hatte: Exerpta Polybii etc. gr. et lat. c. nat. Paris 1634 u. 1648. Ferner verbesserte er den Text des Ammianus Marcellinus und zuletzt beschäftigte er sich fast ganz mit der Kirchengeschichte, indem er Ausgaben des Eusebius, Sokrates ꝛc. veranstaltete. Schätzbar sind seine Emendatt. Lib. V. et de critica lib. II. ex de P. Burmanni, Amsterdam 1740. — 2) V., Hadrian, Bruder des Vorigen, geboren zu Paris 1607, studirte bei den Jesuiten, ward hierauf königlicher Historiograph und starb 1692. Er war ein tüchtiger Kenner der alten Literatur und kritisch fleißiger Historiker: Notitia Galliarum, ordine alphabetico digesta, Paris 1675, Fol. Gesta veterum Francorum, seu rerum francicarum a primordiis gentis ad a. 752 lib. VIII., ebend. 1646, 3 Bde., sehr genau, kritisch, zierlich u. fleißig. Den Ammianus Marcellinus gab er mit seinen Anmerkungen heraus, auch ließ er Etwas über den gelehrten Streit drucken, „ob das in Belgrad gefundene Fragment des Petronius ächt sei oder nicht?" u. verwarf es. Er hinterließ einen Sohn, der 1694 zu Paris Valesiana in 12. edirte.

Valla, Lorenzo, ein berühmter Humanist des 15. Jahrhunderts, geboren zu Rom 1407, bildete sich in seiner Vaterstadt aus und trat in mehren italienischen Städten, namentlich in Mailand und Pavia als Lehrer der classischen Literaturen und schönen Wissenschaften auf. Wegen seiner übermäßigen Ausfälle gegen die Vertreter der scholastischen Philosophie war er mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt, weßhalb er seine Zuflucht zu dem Könige Alphons von Neapel nahm, den er in der lateinischen Sprache unterrichtete und auf vielen Kriegszügen begleitete. Fortgesetzte Angriffe gegen die römische Kirche, namentlich gegen die Schenkung Konstantins, bedrohten ihn mit der Inquisition; indessen zog er es vor, selbst nach Rom zu gehen und Widerruf zu leisten 1447. Nach geleistetem Widerrufe, erhielt er vom Papst Nikolaus V. eine jährliche Unterstützung, lehrte zu Rom Rhetorik, wurde Kanonikus am Lateran und päpstlicher Sekretär und starb 1457. Abgesehen von seiner unkirchlichen Richtung, war V. ein geschmackvoller und geistreicher Kenner der Alten und mit ihm beginnt eigentlich die Reihe der gelehrten Humanisten. Seinen Schriften wußte er durch Mannigfaltigkeit u. Eleganz einen besondern Reiz zu geben und von vielen griechischen Autoren lieferte er meisterhafte lateinische Uebersetzungen, so namentlich von Herodot und Thucydides. Seine Elegantiae latini sermonis, Rom 1471 und öfter (nicht ohne polemische Tendenz) wurden lange als Norm für den lateinischen Styl angesehen. Seine Annotationes in novum Testamentum und seine Abhandlung „De donatione Constantini", welche letztere Ulrich von Hutten (s. d.) herausgab und aus Spott dem Papste widmete, sind entschieden ketzerisch. Seine Opera omnia, erschienen in der Folge zu Basel 1543. Vgl. auch die Schrift von Helbing De Laurentio Valla, Lemgo 1740.

Valladolid, die Hauptstadt der spanischen Provinz oder Delegation gleichen Namens, im ehemaligen Königreiche Leon, zeigt sich mit seinen vielen Thürmen in ausgedehnter Länge auf einer weiten und gut angebauten Ebene hingestreckt, welche von den Flüssen Pisuerga und Esgueva durchströmt wird. Die Straßen sind breit und gerade, aber verödet, ein großer Theil der Häuser liegt in Ruinen, denn seitdem V. aufgehört hat die Residenz der kastilischen und spanischen Könige

zu seyn — dies geschah unter Philipp II., welcher Madrid bevorzugte — sank es von seinem frühern Flore tief herab, und während es zu Karl V. Zeiten über 100,000 Einwohner zählte, hat es jetzt etwa noch den fünften Theil. 16 Thore, 15 steinerne Brücken und die Reste prächtiger Gebäude erinnern noch an die ehemalige Bedeutsamkeit der Stadt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich vorzüglich el Campo grande und Plaza mayor aus. Ersteren, vielleicht einer der größten Europa's, umgeben nicht weniger als 15 Kirchen, den Plaza mayor eine Kolonade von 400 Säulen und Pilastern. Die unter Philipp II. nach einem sehr weitläufigen Plane begründete Kathedrale ist kaum zur Hälfte vollendet. Die Kirche der Dominikaner (St. Paul), ein erhabener gothischer Bau, enthält eine Menge herrlicher Bildhauerarbeiten und Gemälde. Von dem alten königlichen Schlosse sind nur noch traurige Ueberbleibsel vorhanden. Das große und schöne Gebäude der königlichen Kanzlei bewahrt in 18 Sälen das Archiv der Krone Kastiliens. — V. ist der Sitz eines Bischofs und hat eine 1346 gestiftete Universität, ein Collegio mayor, ein schottisches und irländisches Kollegium, Schulen für Mathematik und Zeichenkunst, eine Akademie der Künste und Wissenschaften, mehre Hospitäler, ein Theater. Der im Ganzen nicht sehr rege Kunstfleiß beschränkt sich auf die Fertigung von Tuch-, Gold-, Silber- und Seidenwaaren, Fayance und Leder. An den Ufern der Pisuerga bilden Ulmenalleen den besuchten Spazierplatz Espolon. — V., angeblich das Pintia oder Pintaea der Römer, sah in seinen Mauern Philipp II. und Anna von Oesterreich geboren werden und den berühmten Columbus sterben (1506). mD.

Valle, Pietro della, ein berühmter Reisebeschreiber, geboren zu Rom 1586, reiste als Pilger in das Morgenland, hielt sich von 1614—1626 in der Türkei, Aegypten, Palästina, Persien und Indien auf, erwarb sich in morgenländischen Sprachen große Kenntnisse und gab nach seiner Rückkehr nach Rom eine Reisebeschreibung in 54 Briefen an einen Arzt in Neapel heraus, unter dem Titel: Viaggi in Turchia, Persia et India dall' anno 1614 al 1626, 4 Bde., Rom 1650, 4.; deutsch, 4 Bde., Genf 1674, 4.; auch holländisch und französisch. Er starb den 20. April 1652.

Valmy, Dorf im Arrondissement St. Menehould des französischen Departements der Marne, ist in der Geschichte berühmt durch die, am 20. Sept. 1792 zwischen den Preußen unter dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (s. d.) und den Franzosen unter dem Marschall Kellermann (s. d.) hier gelieferte Schlacht, von welcher der letztere den Titel eines Herzogs von V. erhielt.

Valois ist der Name einer, später zum Herzogthum erhobenen, Grafschaft in Frankreich, welche gegenwärtig das Departement der Oise bildet. Schon seit dem 10. Jahrhundert kommen die Grafen v. V. in der Geschichte vor; indessen kam die Grafschaft durch Heirath an die Grafen von Vermandois. Durch die letzte Erbtochter von Vermandois kam dieses und V. an Hugo, den Sohn Königs Heinrichs I. von Frankreich und, da dessen Nachkommin, Elisabeth, vermählte Gräfin von Elsaß und Flandern, starb, zog der König Philipp August um 1310 beide Grafschaften ein. Erst Philipp IV. gab die Grafschaft V. seinem Oheime, Bruder Philipps des Schönen, Karl und dieser wird als Stifter der Linie V. betrachtet. Dessen Sohn folgte als Philipp V. dem Könige Karl VI. auf dem französischen Thron, machte das salische Gesetz gegen Isabella, Schwester Karls IV., an Eduard II. König von England vermählt, geltend und behauptete die Krone. Obgleich er nur ein Sprößling der Capetinger aus jüngerer Linie war, so zählen die französischen und mit ihnen die ausländischen Geschichtschreiber doch von da an das Haus V. — Könige aus demselben waren: Philipp V., Johann II., Karl V., Karl VI., Karl VII., Ludwig XI. und Karl VIII., mit dem das ältere Haus V. schloß und das jüngere Haus V., das von Karl von Orleans, jüngerem Bruder Karl VI. abstammte, mit dessen Enkel Ludwig XII. auf den Thron kam. Ihm folgte aus demselben Hause Franz I., Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Hein-

rich III., nach dessen Ermordung das Haus Bourbon (s. d.) mit Heinrich IV. auf den Thron kam. Siehe die Geschichte von Frankreich.

Valombrosa, berühmte Abtei auf den Appenninnen, in dem Sprengel von Fiesole im Florentinischen, wo der hl. Johannes Gualbertus (s. d.) im Jahre 1038 einen Mönchsorden nach der Regel des hl. Benedikts stiftete, welcher nach diesem Stammorte der Orden von V. heißt und nach seiner ehemaligen Kleidung auch unter dem Namen der „grauen Mönche" bekannt ist. Sein Zweck war Anfangs nur Einsamkeit und beschauliche Andacht, doch ging er bald aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung über und unterhielt nur einzelne Einsiedeleien in Nähe seiner Klöster. Das Stammkloster, das Gualbert, nach seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge, V. genannt hatte, wurde durch Schenkungen reich, daher sich die außerordentliche Größe und Pracht seiner, 1637 neu aufgeführten, Gebäude erklären läßt. Gleichwohl hatte dieser stets nur andächtige Orden, der erste, der Laienbrüder aufnahm, sich nur wenig verbreitet und nie besondere Bedeutung erlangt. Bei seiner Vereinigung mit den Silvestrinern 1662 nahm er schwarze Kleidung an. V. erhielt sich mitten unter den Stürmen der Revolution unversehrt und war während der französischen Herrschaft ein Zufluchtsort der Priester. Merkwürdig ist es auch für die Kunstgeschichte, weil ein Mönch zu V., Pater Heinrich Hugfort, die unter dem Namen Scagliuola bekannte und nachgehends in Florenz sehr vervollkommnete, Steinmalerei erfunden und während seines Aufenthaltes in der reizenden Einsiedelei il Paradisino bei V. ausgebildet hat. Noch jetzt blüht dieses Kloster und wird oft von Andächtigen und Reisenden besucht, die der herrlichen Aussicht vom Paradisino nach dem 10 Meilen entfernten Florenz u. dem tuskischen Meere genießen wollen.

Valuta (italienisch), heißt im Allgemeinen der Werth, die Bezahlung für Etwas; dann aber bedeutet es besonders die in einem Lande oder Orte gebräuchliche Rechnungs- u. Münz-Währung. So ist die in Preußen übliche V. — die preußische Curant-V. = 14 Thaler- oder 21 Guldenfuß; die in Oesterreich gebräuchliche V. oder Währung der Conventions- oder 20 Guldenfußes ꝛc. Bei der Notirung der Wechselcurse kommen zwei V. in Betracht: die des Ortes, auf welchen man trassirt (Zielplatz) und die desjenigen, von welchem aus die Ziehung geschieht (Standplatz). Die eine dieser V. muß im Courszettel feststehend und unveränderlich als Einheit angenommen seyn, wogegen, nach den Umständen, der für diese Einheit gegebene Werth in der andern V. sich ändert. Jene Einheit wird die feste oder beständige V., dieser, bald höhere, bald geringere Werth oder Preis, der eigentliche Cours, die veränderliche oder unbeständige V. genannt.

Valvation (Münzvalvation), die Gegeneinanderhaltung und Schätzung einer Münze gegen die andere, nach dem innerlichen, feinen Gehalte, wie viel nämlich eine gegen die andere werth sei. Daher die V.s-Tabellen, das Verzeichniß verschiedener Münzen nach ihrem Werthe gegen einander. Solche Tabellen werden in einigen Ländern von der Behörde von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt gemacht, in anderen Ländern haben sie den Namen Münztarif.

Vampyr, (Vespertilio Spectrum), die größte Art der Fledermäuse, mißt mit ausgebreiteten Flügeln zwei Fuß, ist kastanienbraun, hat einen hundeartigen Kopf, wird in Ostindien, Afrika und Südamerika gefunden. Schlafenden Thieren und Menschen setzen sie sich an die Füße, lecken ihnen die Haut wund u. saugen das Blut aus. Eine gemeine Volkssage von blutsaugenden Gespenstern, unter vielen Völkern, selbst schon bei den Alten verbreitet, hat sich namentlich in Ungarn und Serbien bis auf den heutigen Tag erhalten; die im Kirchenbanne Verstorbenen sollten des Nachts solchen Personen, mit denen sie Umgang gehabt, das Blut aussaugen u. sie so tödten, die auf diese Weise Umgekommenen aber selbst V.e werden. Dieser Aberglaube hat in Serbien mehrmals zu gerichtlichen Untersuchungen Veranlassung gegeben, wobei sich dann allerdings die Leichname der, als V.e Bezeichneten, unverwest gefunden hatten, wahrscheinlich in Folge der eigen-

thümlichen chemischen Beschaffenheit des Bodens. Das Volk aber konnte nur dadurch beruhigt werden, daß der Bann aufgehoben, die Leichname aber verbrannt wurden. Das Wort V. selbst soll serbischen Ursprungs seyn.

Vandalen, nach Einigen ein slavischer Volksstamm, nach Anderen ein germanisches Volk, eine von den Nationen, welche durch die Völkerwanderung den Untergang des römischen Reiches beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz war höchst wahrscheinlich in Norddeutschland, zwischen der Elbe und der Weichsel; die älteren römischen Schriftsteller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. führten sie, gemeinschaftlich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rheine. Unter dem Kaiser Aurelian (um 272) ließen sie sich im westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen und einem Theile des jetzigen Ungarn nieder. Als sie aus diesen Gegenden von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Konstantin der Große, sich in Pannonien niederzulassen, wofür sie sich verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den fremden Völkern immer bekannter und diese dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf das römische Reich zu wagen. Daß es unter den V. Männer von Talenten gab, beweist das Beispiel von Stilico. 406 verließen die V. Pannonien und zogen, vereint mit den Alanen und Sueven, nach Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten, von da über die Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, sich mit den Sueven ins heutige Altcastilien und Galicien theilten und hier ein Reich errichteten, dem sich die Alanen, die sich in Lusitanien niedergelassen hatten, aber sich gegen die Angriffe der Westgothen allein nicht behaupten konnten (420), unterwarfen. Zwischen den V. und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege; die ersteren behielten zwar die Oberhand, mußten aber doch, von den Römern gedrängt, aus Galicien weichen und sich nach Bätica, dem Küstenstriche des heutigen Königreiches Granada, ziehen. Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber (423) eine große Niederlage und die V. bekamen Muth zu neuen Unternehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König war Genserich (Geiserich), ein tapferer, kluger, unternehmender Fürst und einer der größten Männer seiner Zeit, der aber, weil er viele Verwüstungen durch seine Kriege verursachte und von der rechtgläubigen Kirche zu der arianischen Partei übergetreten war, bei den Geschichtsschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hatte. Das nördliche Afrika war zu dieser Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von Valentinian III. beleidigt zu seyn glaubte, wollte sich gegen den Kaiser durch die Hülfe der V. vertheidigen und rief diese, unter dem Versprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich schiffte sich mit seinem ganzen Volke (427) in dem Hafen von Andalusien ein und ging nach Afrika über. Bonifacius war inzwischen mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt worden, wollte daher sein Versprechen nicht erfüllen und suchte zuletzt durch Waffen die V. zum Rückzuge zu nöthigen, aber er wurde besiegt. Genserich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländischen Kaiserthume gehörte und stiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Majorca u. Minorca vergrößerte. Seine Raubflotte beherrschte das mittelländische Meer und verbreitete Schrecken an den Küsten Italiens. Die Kaiserin Eudoxia, Wittwe Valentinian's III., welche Maximus, der Mörder ihres Gemahls und Usurpator des kaiserlichen Thrones, gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, glaubte man, habe aus Rache die V. nach Italien gerufen, was aber der Erfolg nicht erwiesen hat, da Genserich die Kaiserin und ihre Töchter als Gefangene mit fortführte. Genserich erschien (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden: Alles floh und der Kaiser Maximus wurde im ersten Lärm ermordet. Die V. plünderten nun 14 Tage lange Rom und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Gothen vormals übrig gelassen hatten. Eine

Menge Bildsäulen und anderer Denkmäler wurden weggenommen, um, nebst mehren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Ueberfahrt ging ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der dem Könige Genserich feierlich entgegengegangen war, hatte Nichts weiter, als die Verschonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. Streitigkeiten unter Genserichs Nachkommen wegen der Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandalischen Reiches. Gelimer, ein unruhiger, ehrsüchtiger Fürst, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderich, einen guten Regenten, vom Throne und ließ ihn ermorden. Hilderich hatte in freundschaftlicher Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian gestanden. Dieser kündigte, um jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Absicht, sich Afrika zu unterwerfen, Gelimern den Krieg an. Justinan's großer Feldherr, Belisarius, kam mit nur 15,000 Mann nach Afrika (534), besiegte aber Gelimer in zwei Schlachten und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Konstantinopel im Triumphe aufgeführt und mit ihm hörte das Königreich der V. in Afrika auf, nachdem es 106 Jahre bestanden hatte.

Vandamme, Dominique Joseph, General des französischen Kaiserreiches, wurde am 5. November 1771 zu Mont-Cassel im französischen Norddepartement geboren, wo sein Vater als Chirurg und Apotheker lebte. Bereits vor 1789 diente er in einem Kolonialregimente auf den Inseln und kehrte beim Ausbruche der Revolution nach Frankreich zurück. 1792 errichtete er, erst 21 Jahre alt, eine Freikompagnie, die man auf der belgischen Gränze unter dem Namen Jäger von Mont-Cassel kannte. V. stieg sehr schnell empor; nach zwei Feldzügen war er Brigadegeneral. Als solcher nahm er 1793 Furnes und blockirte Nieuport. Als Divisionsgeneral diente er nach einander bei der Rhein-, der Nord- und der Sambre- und Maasarmee. 1805 befehligte er die zweite Division im Soultschen Korps, eroberte am 9. Okt. Augsburg und zeichnete sich in der Schlacht bei Austerlitz aus. 1806 und 1807 kommandirte er die Württemberger in Schlesien und 1809 in Oesterreich. Niemand war geeigneter als er, eine Vorhut zu befehligen, einen schnellen Streich auszuführen, eine entscheidende gefahrvolle Bewegung auf den Flanken vorzunehmen. Anderseits aber war er sehr verrufen wegen seiner schlechten Mannszucht. Man hat Napoleon oft das Wort in den Mund gelegt: „Hätt' ich zwei Vandamme's, so müßt' ich den einen erschießen lassen.“ Schwerlich hat Napoleon dies je gesagt oder gedacht, aber der von den Soldaten erfundene Ausspruch zeigt wenigstens, was sie für eine Meinung von V. hatten. In der Art, wie er den Krieg sowohl unter der Republik als unter dem Kaiserthum führte, sah man stets noch den Hauptmann der Freikompagnie. Vae victis! lautete sein Wahlspruch. Den Bewohnern feindlicher Länder war er ein Schrecken, erbarmungslose Strenge sein Mittel, zügellose Habsucht sein erstes Laster. Bei Eröffnung des russischen Feldzuges überwarf er sich mit dem Könige Hieronymus und erhielt deshalb kein Kommando. Erst zu Anfang des Jahres 1813 finden wir ihn wieder auf der Kriegsschaubühne in Westphalen, dann in Niedersachsen. Ein unbedeutender Aufstand im Oldenburgischen, der bald gedämpft war, veranlaßte ihn, eine Militärkommission zu bilden, zu deren Vorsitzer er sich ernannte. In dieser Eigenschaft ließ er zwei edle deutsche Männer, den damaligen Tribunalrath v. Fink und den Departementsrath v. Berger (s. d.) angeblicher Pflichtversäumniß wegen erschießen, obwohl der öffentliche Ankläger nur auf Gefängnißstrafe angetragen hatte. Im August entsendete ihn der Kaiser mit einem Korps von 30,000 Mann nach Böhmen, allein die Unternehmung mißlang und lähmte die Folgen des Sieges, welchen Napoleon inzwischen bei Dresden errungen hatte. V. wurde am 30. August bei Kulm von den Verbündeten umzingelt; 5000 der Seinigen blieben auf dem Platz, 5000 entkamen, die übrigen wurden gefangen. Unter diesen befand sich der General selbst (s. Kulm). Er wurde im feindlichen Hauptquartier sehr streng behandelt, eine Folge der unnöthigen Grausamkeit, welche er sich bei dem oben erwähnten Kriegsgerichte hatte zu

Schulden kommen lassen. Kaiser Alexander nannte ihn einen Verbrecher (scélérat) und ließ ihn in das Gouvernement Wjätka, an der Gränze von Sibirien, schaffen. Nach der ersten Restauration kehrte V. in sein Vaterland zurück, blieb aber ohne Anstellung. Während der 100 Tage gab ihm Napoleon ein Armeekorps, und er hatte Theil an dem Ruhme von Fleurus. Aber in der Schlacht bei Waterloo kam seine Division, wie die Gerard's, nicht auf den Walplatz, wovon er, wie Gerard, die Schuld dem General Grouchy zuschrieb. Nach der zweiten Restauration wurde er aller seiner Würden entsetzt und verbannt. Erst 1824 durfte er wieder den französischen Boden betreten und brachte von da an die Hälfte des Jahres in Mont-Cassel, die andere in Gent zu. Seine Vaterstadt verdankt ihm ein Spital für alte Männer und die Urbarmachung mehrer Moorstriche. In ihren Mauern starb er auch am 15. Juli 1830. mD.

Vandiemensland oder Tasmanien, Insel an der Südostspitze des australischen Kontinents (Neuholland), von diesem durch die Baßstraße getrennt. Im Flächenraume hält dieses beträchtliche Eiland 1132 □ Meilen; die Bevölkerung erreicht aber nur die Zahl von 69,000 Seelen. Die Oberfläche V.s ist von drei Bergketten durchschnitten, deren Gipfel, zu 4700′ absoluter Höhe aufsteigend, zum Theil mehre Monate lang im Jahre mit Schnee bedeckt sind. Diese Gebirge schließen zwei Hochebenen ein, von denen die östliche durch den Tamarfluß, die westliche durch den Derwent bewässert wird. Vorherrschend sind auf der Insel die pyroxenischen Massengesteine, namentlich der Basalt, welcher nicht nur rings um die Küste die prachtvollsten Säulenufer bildet, sondern auch im Innern in bedeutenden Massen erscheint. An der Westseite ist die Küste theils durch Halbinseln, theils durch die vorliegende Insel Bruny in mehre Buchten gespalten, die eben so viele, sehr sichere Häfen gestalten. Außer dem genannten Eilande gehören zu V. noch die Gruppe der drei Furneauxinseln, Maria, Sarah King und einige kleinere. — Das Klima ist mild u. gesund, nur gibt es häufig Stürme. Die Gebirge liefern Marmor, Jaspis, Asbest, Kupfer. Die Pflanzen sind im Allgemeinen dieselben, wie in Neuholland. So findet man das schwarze Holz (blak wood) und die zum Schiffbaue so taugliche Huonfichte, Eichen, Gummiholz 2c. In dem fruchtbaren Boden gedeihen fast alle Erd- und Baumfrüchte, Gemüse und Cerealien unsers Planeten. Es gibt in V. Heerden von prächtigem Rindvieh und feinwolligen Schafen, wilde Stiere und Esel, Känguru's, wilde Enten, Hühner, Papageien u. s. w. Schädliche Raubthiere sind der große u. der kleine Dasyure. Das Meer beherbergt Fische, Mollusken, Phoken und Wallfische in großer Menge. — Die Eingebornen V.s sind Papua's von Ursprung, schwärzer als die Neuholländer und krausen Haares, an Sitten roher als jene, an Fähigkeiten sie übertreffend. Sie ziehen in Truppen umher, scheinen aber keine Häuptlinge und überhaupt keine Idee von einer Regierung zu haben. Beide Geschlechter gehen gewöhnlich nackt; nur im Winter werfen sie kleine Mäntel von Kängaruhaut um die Schultern, wie ihre Nachbarn in Neuholland. Jagd und Fischfang sind fast ihre einzigen Nahrungszweige. Die weiße Bevölkernng besteht aus freien Kolonisten und Deportirten. Gewiß würden fleißige Europäer, welchem Lande sie auch angehören, in V. gerne aufgenommen werden und hier auch ihre Nahrung finden, denn es ist ein Land der Verheißung für Ackerbauer und gute Handwerker, und Jedem, der arbeiten will, wird es dort an Nahrung nicht fehlen. — V. ist eine britische Kolonie, unter der Leitung eines Lieutenant-Gouverneurs stehend, welchem ein gesetzgebender und ein vollziehender Rath zur Seite gestellt sind. Die Insel ist in zwei Grafschaften eingetheilt, Cornwall und Buckingham. Hobart-Town, die Hauptstadt, liegt an der Südwestküste V.s, im Hintergrunde einer kleinen Bai, hat breite und gerade Straßen, und 12,000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die Kirche, der Justizpalast, das Gefängniß, die katholische Kapelle und der Palast des Gouverneurs. Launceston am Flusse Tamar besitzt ein blühendes Kollegium. — V. wurde am 24. November 1642 von dem Holländer Abel Tasman

entdeckt, welcher der Insel den Namen V. gab. Im Jahre 1803 ankerte eine kleine, von Port-Jackson ausgegangene Kolonie von Engländern, bestehend aus Beamten, Militär und Deportirten, in der Bai von Hobart-Town und legte den Grund zu dieser Stadt. — Domeny de Rienzi: Oceanien, Stuttgart 1840. mD.

Van Dyk, s. Dyk.

Vanille (Vanilla, Vaniglia, Siliquae vanillae) sind die Früchte von Vanilla aromatica und von mehren anderen Arten dieser Gattung. Es ist ein Schmarotzer-Schlingstrauch, der sich auf Bäumen in feuchten Gebirgswäldern Südamerika's, vorzüglich Meriko's, findet. Die im Handel vorkommenden V.n-Schoten (Kapseln) sind 6—12 Zoll lang und 2—6 Linien dick, rund, wenig gebogen, der Länge nach fein gerunzelt; bessere Sorten dunkelbraun, geringere bräunlich-gelblich. Das Innere der Schoten ist ein dicker, braunschwarzer Brei, worin die kleinen, schwarzen, glänzenden Samen liegen. Geschmack süßlich, eigenthümlich gewürzhaft; Geruch aromatisch, dem Perubalsam ähnlich, doch lieblicher. Als Arzneimittel wird die V. weniger benützt; die vorzüglichste Verwendung ist als Gewürz zu Chokolade, Liqueur, Gefrorenem, Thee u. s. w. Im Handel finden sich auch einige Beisorten, als: Laguayra-V., auch Vanillon genannt; dieses sind über einen Zoll breite, an beiden Enden etwas zugespitzte, schwarze, fettig glänzende, schwach riechende Schoten; ferner brasilianische, dies sind nur etwa vier Zoll lange, dreikantige, schwarzbraune, glanzlose Schoten von sehr schwachem Geruche.

Vanini, Lucilius, oder, wie er sich selbst lieber nannte, Julius Cäsar, geboren 1586 zu Taurosano im Neapolitanischen, studirte zu Rom, Neapel und Padua die Philosophie und Theologie, Physik, Medizin und Astrologie, hielt sich aber mehr an den Schein, als das Wesen und ward schon frühe von dem Kitzel geplagt, an Allem meistern zu wollen. Er reiste in mehren Ländern umher, legte seine verworrene Gelehrsamkeit überall zur Schau und ward 1619 zu Toulouse als Atheist lebendig verbrannt. Er war eigentlich blos Freidenker, der in seiner Jugend Scholastik für Philosophie nahm und in der Folge verschiedenen Arten des Aberglaubens anhing, die sich nicht gerade aus der Gotteslängnung, wohl aber aus dem Pantheismus erklären lassen. In seinen philosophischen Aeußerungen herrscht zwar eine absichtliche Zweideutigkeit zur Verwahrung gegen kirchlich-politische Verfolgung, doch ist die Ueberzeugung von der Identität der Natur und Gottheit verständlich genug ausgedrückt und durch unüberlegten Spott und schneidende Urtheile bestätigt. Amphitheatrum aeternae providentiae etc., Lyon 1615; De admirandis naturae arcanis, lib. IV, Paris 1616. S. Durand: La vie et les sentiments de C. V., Rotterdam 1717; vgl. „Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Luc. V.“, Leipzig 1800 und eine andere, gut geschriebene Biographie in Münch's „Biographisch-historischen Notizen“ (Bd. I., Stuttg. 1836).

Vanloo, ein berühmtes adeliges Künstlergeschlecht, dessen erster Stammvater Johann war. Sein Sohn, Jakob, ein vortrefflicher Porträtmaler zu Amsterdam, folgte seinem Sohne Ludwig nach Paris u. hatte das Vergnügen, diesen den ersten Preis in der Akademie gewinnen zu sehen. Ludwig, welcher nachher wegen eines Duells nach Nizza flüchten mußte und als ein geschickter Zeichner und Frescomaler Ruf hatte, ward der Vater zweier Söhne, welche den Namen ihres Geschlechtes eben zu dem großen Rufe erhoben, den es unter den Künstlern erlangt hat. Der älteste besonders, Johann Baptista, geboren zu Air 1684, zeigte schon im 8. Jahre die glücklichste Anlage und ein Genie, das für Geschichts- und Porträtmalerei gleich geschickt war. Der Prinz von Carignan ließ ihn unter den schmeichelhaftesten Bedingungen (1714) nach Rom reisen; hier besuchte er die Schule des Benedetto Lutti. Mehre seiner Arbeiten wurden auswärts gesucht und seinen historischen Gemälden mußte man den Ruhm zugestehen, daß sie in Ansehung der kräftigen Manier den besten neueren Gemälden gleich

waren. Dem Befehle des Prinzen von Carignan, welcher sich 1718 Paris zu seinem Aufenthalte wählte, zu folgen, kam er, nachdem er unterwegs zu Turin durch mehre Gemälde sich verewigt hatte, 1719 nach Paris, wo ihm der Prinz in seinem Palaste eine Wohnung einräumte, um ihn bei seinen Arbeiten fleißig besuchen zu können. Portraitmalerei ward jetzt, obgleich er die Geschichtsmalerei nicht aus den Augen ließ, sein Hauptgegenstand, bis er 1731 als wirkliches Mitglied der Akademie aufgenommen und durch einige große Stücke, namentlich die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse, in der Kirche von St. Germain de Prés, noch mehr erhoben, 1735 wirklicher Professor bei der Akademie ward. Auch in London arbeitete er von 1738—42 unter außerordentlichem Zulaufe, ging aber dann nach Aix zurück und starb daselbst 1745. Dieser berühmte Künstler erfand und zeichnete mit großer Leichtigkeit; an seinen Gemälden rühmt man eine kecke und verständige Behandelung des Pinsels, gute Auswahl und edle, erhabene Zusammensetzung. Sein jüngerer Bruder, Karl Andreas, geboren zu Nizza 1705, gestorben zu Paris 1765, welcher auch eine Zeit lange zu Rom den Unterricht seines Bruders und auch des Benedetto Lutti genoß, 1735 ebenfalls an die Malerakademie zu Paris aufgenommen, 1762 erster königlicher Maler und Direktor der Akademie wurde, zeichnete sich als geschickter Historien- und Landschaftsmaler aus. Richtige Zeichnung, sorgfältige Ausführung, ein liebliches, angenehmes Colorit, waren Eigenschaften, die auch ihn den Namen seines Geschlechtes in dem erworbenen Ruhme erhalten ließen. Folgende vier Söhne des Johann Baptista zeichneten sich aus: 1) Charles André Philippe, wurde als Hofmaler nach Berlin berufen, malte daselbst Deckenstücke und Portraits, kehrte aber 1770 nach Paris zurück und starb 1776; 2) Louis Michel, Geschichts- und Portraitmaler, war erster Maler des Königs von Spanien, starb aber 1771 zu Paris; 3) Claude und 4) François zeigten viele Anlagen, starben aber jung.

Vannucchi, s. Sarto.

Vansittart, s. Berley.

Vanucci, Pietro, genannt Perugino, einer der bedeutendsten Maler der umbrischen Schule, geboren 1446 zu Castello della Pieve, verfolgte anfänglich die Richtung des Niccolo Alunno, eignete sich darauf zu Florenz unter Andreas Verocchio die freie, mehr naturalistische Formbildung der Florentiner an, kehrte aber dann zu Perugia in freierer Entwickelung zu seiner frühern Auffassungsweise zurück und verband, bei manchen Härten, mit hoher Anmuth und Zartheit der Formen den Ausdruck eines innigen, tief und schwärmerisch bewegten Gefühles. Von 1500 an ist an ihm eine gewisse Flüchtigkeit bemerkbar, die später zu einer ganz handwerksmäßigen Manier wurde. Diese Entwickelungsstufen lassen sich in seinen zahlreichen, meist mit der Jahreszahl versehenen, Fresco- u. Oelgemälden (zu Perugia, Rom, Florenz rc.) genau nachweisen. Er starb 1524 zu Perugia und bildete eine große Anzahl Schüler, unter denen Rafael (s. d.) weitaus der berühmteste war.

Varel, eine, dem Reichsgrafen von Bentinck gehörige, im Großherzogthum Oldenburg gelegene und unter oldenburgischer Oberhoheit stehende, Herrschaft von 2½ □M. mit 6000 Einwohnern, deren Hauptort, der Marktflecken gleiches Namens mit 3500 Einwohnern, eine protestantische Kirche, ein Waisenhaus, einen Hafen, ein Fort (Christiansburg) und ein ziemlich besuchtes Seebad hat. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel mit Getreide u. Vieh u. Schifffahrt unter eigener Flagge bilden die Hauptnahrungsquellen der Einwohner.

Varianten (variae oder variantes lectiones) nennt man diejenigen Abweichungen der Lesarten in den Schriften der Alten, welche durch die Abschreiber entstanden sind. Da bekanntermaßen ehedem die Schriften nicht durch den Druck, sondern blos durch Abschreiber vervielfältigt werden konnten, so war es ganz natürlich, daß theils durch Unwissenheit oder Unachtsamkeit, theils auch durch Eigendünkel solcher Abschreiber oft nicht blos Buchstaben und Wörter, sondern auch ganze Zeilen verändert und verfälscht wurden. Die V. zu sammeln und zu sich-

ten, ist das Geschäft der sogenannten niedern oder Wortkritik, deren Zweck die Wiederherstellung des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt ist.

Variation heißt in der Musik überhaupt eine, auf mannigfaltige Art veränderte, Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leichtfaßlichen) musikalischen Satzes: Figuren und Gänge mit ihren Gegensätzen, wobei das Thema (der zu variirende Hauptsatz) in seiner Grundmelodie überall durchklingen muß. Je nachdem die veränderte Wiederholung des Hauptsatzes wieder einen für sich bestehenden Satz von gleichem Umfange, wie das Thema, bildet, oder von der Grundmelodie und dem Umfange des Thema abgewichen wird und die mehr oder weniger ausgeführten Veränderungen durch eingeschaltete Zwischensätze zu einem Ganzen vereinigt werden, erhalten auch die V.en eine verschiedene Benennung und zwar heißen dann die ersten streng varirt oder V.en im eigentlichen Sinne und letztere freie V.en. Von dieser Art sind die meisten Andante's in den Symphonien, auch kommen sie in Concertstücken, Quartetten, Sonaten u. Trio's vor. Jene aber, die das ganze vorzutragende Tonstück bilden, werden für eine Hauptstimme allein, oder mit Begleitung, dann auch für mehre Stimmen abwechselnd (concertirend), für alle Instrumente, mit einer vorangeschickten Introduktion oder Phantasie, gesetzt. Das Schwierige ist allerdings die Auffindung eines Thema, das einfach und angenehm seyn soll, ohne diesen Charakter durch mannigfaltige Veränderung zu verlieren. Kann indeß jede V. einen eigenthümlichen Charakter behaupten und wird durch eine solche Abwechselung das Interesse erhöht, so steigert sich auch das Verdienst des Componisten. Mozart, Beethoven (insbesondere) und Rhode haben treffliche V.en für Klavier und Violine; Rhigini, Winter und Andere aber auch Gesang-V.en geschrieben, die jedoch mehr zur Uebung bestimmt und nur hin und wieder, um eine entschiedene Virtuosität kund zu geben, öffentlich zum Vortrage benützt sind.

Variationsrechnung, s. Combination.

Varicellen, Schafblattern, s. Blattern.

Varietät, s. Spielart.

Varioloiden, modificirte Blattern, s. Blattern.

Varius, Lucius, ein epischer und tragischer Dichter Roms, Freund und Zeitgenosse des Horatius und Virgilius, ist der Verfasser eines Epos, worin er die Thaten des Augustus u. Agrippa pries; ferner eines Gedichtes: „De morte," das wahrscheinlich den Tod Julius Cäsars zum Gegenstande hatte und endlich eines von den Alten allgemein gerühmten Trauerspiels „Thyestes". Nur noch sehr wenige Bruchstücke sind von ihm vorhanden, welche Weichert in „De L. Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus" (Grimma 1836) einer sorgfältigen Prüfung unterworfen hat.

Varna, befestigte Stadt und Sitz eines griechischen Metropoliten im Sandschak Silistria des Ejalets Rumili, ist der Stapelplatz für das östliche Bulgarien und der beste Hafen, den die europäische Türkei am schwarzen Meere hat, mit 20,000 Einwohnern. In der Ebene Vis verlor König Wladislaw von Ungarn durch seine unvorsichtige Hitze den, bereits von Hunyad errungenen, Lorbeer des Sieges über die Türken sammt seinem Leben (1444). 1610 nahmen die Kosaken vom Dniepr her die Stadt u. befreiten 3000 Christensklaven. 1828 ergab sie sich nach tapferer Vertheidigung durch Capitulation an die Russen. mD.

Varnhagen von Ense. 1) Karl August, geboren 1785 zu Düsseldorf, studirte zu Halle, Berlin und Tübingen Medizin u. trat in österreichische Kriegsdienste, welche er verließ, um als Hauptmann und Adjutant Tettenborn's den russischen Fahnen während des Befreiungskrieges zu folgen; 1814 trat er in die Kanzlei des Fürsten Hardenberg ein, besuchte in dieser Stellung den Congreß zu Wien und reiste nach Paris. Von hier wurde er als Chargé d'Affaires und kurze Zeit nachher als Ministerresident nach Karlsruhe gesendet. Gegenwärtig lebt er als geheimer Legations-Rath mit Pension in Berlin und widmet seine Muse einer fruchtbringenden, schriftstellerischen Thätigkeit. V. v. E. ist einer der

:insten Kritiker und Biographen Deutschlands. Jenes hat er namentlich in seinen ꞉ichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, die 1833 un- ꞉r dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Literatur" gesammelt erschienen ꞉nd, dieses in seinen „Biographischen Denkmalen," Berlin 1824—1830, 5 Thle. Vgl. H. Laube, „Moderne Charakteristiken," Thl. II. S. 299 und Dr. O. L. B. Wolff, Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur, Leipzig 1846, S. 430. — ꞉) V. v. E., Rahel Antonie Friderike, ursprünglich Rahel Levin, die Tochter eines angesehenen jüdischen Kaufmanns, wurde in Berlin 1771 geboren, ꞉rhielt eine treffliche Erziehung und fand für ihren Geist häufige und belebende Anregung im Verkehre mit Männern wie Fr. u. A. W. Schlegel, den beiden Humboldt, Tieck u. A. Nachdem sie zur christlichen Religion übergetreten war, ꞉ermählte sie sich am 27. September 1814 mit V. v. E., begleitete denselben ꞉ach Wien, wo sie bis Juli 1815 blieb und mit den ausgezeichnetsten Männern ꞉nd Frauen in fortwährender geistiger und geselliger Verbindung stand. Im August 1815 traf sie mit ihrem Gatten in Frankfurt a. M. wieder zusammen, ꞉og mit demselben nach Karlsruhe und kehrte, als V. v. E. von seinem Gesandt- ꞉chaftsposten am badischen Hofe abberufen wurde, mit diesem nach Berlin zurück, ꞉o die geistreiche Frau, welche in den Beziehungen des irdischen zum höhern Leben meist die Gegenstände ihrer Betrachtung suchte, am 7. März 1833 starb. Nach ihrem Tode veröffentlichte der Gatte ihren Briefwechsel unter dem Titel: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde," Berl. 1834, 3 Bde. C. Pfaff.

Varro, Marcus Terentius, ein sehr gelehrter Römer und ein ungemein ꞉ruchtbarer Schriftsteller, geboren 117, gestorben 27 vor Christi Geburt, that in ꞉einer Jugend Kriegsdienste und war auf der Seite des Pompejus, hernach aber ꞉ing er zur Partei Cäsar's über, der ihm die Aufsicht über seine Büchersamm- ꞉ungen auftrug. Von Antonius ward er in die Acht erklärt; unter Augustus ꞉ber kehrte er mit den übrigen Verbannten wieder zurück und beschloß sein Leben, ꞉0 Jahre alt, in gelehrter Ruhe. Er hat ein grammatisches Werk über die ꞉ateinische Sprache und in seinen späteren Jahren ein anderes von der Land- ꞉wirthschaft geschrieben. Ersteres bestand ursprünglich aus 24 Büchern, wovon ꞉ber nur noch Buch 4, 5 und 6, die von der Wortableitung u. Buch 7, 8 u. ꞉, die von der Sprachähnlichkeit handeln, übrig sind. Von den anderen Büchern ꞉ibt es nur noch einzelne Bruchstücke. Ihres Alters u. ihrer Genauigkeit wegen ꞉erdienen diese Ueberreste unter den grammatischen Schriften der Römer unstreitig ꞉en ersten Rang. Nur ging V. oft in seiner Wortforschung zu weit und war ꞉u sehr für den einheimischen Ursprung lateinischer Wörter. — Ausgaben seiner ꞉ämmtlichen Werke: Dordrecht 1619 und Amsterdam 1623; einzeln erschienen die ꞉och übrigen Bücher und Bruchstücke der erstgenannten Schrift zu Zweibrücken ꞉1788, 2 Bde., mit dem Commentare des Casaubonus; von L. Spengel, Berlin ꞉826 und von O. Müller, Leipzig 1833. Sein landwirthschaftliches Werk in 3 Büchern verdient unter den ähnlichen Schriften des Alterthums den ersten Rang. Nicht blos in Absicht auf seinen eigentlichen Zweck, sondern für die Literatur ꞉iberhaupt ist viel Nützliches darin enthalten. Man findet es sowohl in den oben ꞉enannten Ausgaben seiner Werke, als in den verschiedenen Sammlungen land- ꞉wirthschaftlicher Schriftsteller. Auch einzeln, Halle 1730, übersetzt von G. Grosse, Halle 1788. Von den übrigen Schriften V.s besitzen wir nur noch Bruchstücke. Namentlich ist dieß der Fall bei der eigenthümlichen Gattung von Satire, welche V. bald in prosaischer, bald in poetischer Form behandelte und die nach ihm den Namen Satira Varroniana, oder nach dem bekannten Cyniker Menippus (s. d.) Satira Menippea, erhielt (s. Satire). Vgl. Oehler, „Varronis satirarum Menippearum reliquiae," Quedlinburg und Leipzig 1844. Ausserdem gibt es von ihm ꞉och viele Fragmente in den Schriften des Augustinus und eine Reihe soge- ꞉nannter Sentenzen, die bis in die neueste Zeit aus Handschriften vermehrt worden ꞉ind. Erstere wurden am Besten von Francken in „Fragmenta Varronis, quae ꞉nveniuntur in *libris Augustini*," Leyden 1836; letztere von Devit in der Schrift:

„Sententiae M. L. Varronis majori ex parte ineditae," Padua 1843, zusammengestellt und erläutert. Vergl. Pape, „Dissertatio historico-literaria de V.," Leyden 1835.

Varus, Publius Quinctilius, war 740 d. St. Rom Consul, kam dann als Proconsul nach Syrien und unterdrückte daselbst einige Empörungen der Juden, wobei er auch keine Gelegenheit unbenützt ließ, sich zu bereichern und erhielt unter August, nachdem Tiberius den Oberbefehl niedergelegt hatte, die Stelle eines römischen Statthalters in Germanien. Die Deutschen, denen er die römischen Gesetze aufdringen wollte, wurden dadurch, sowie durch viele Abgaben und Bedrückungen aufs höchste empört und suchten durch List und heimliche Verbindungen, besonders durch den Helden Arminius (s. d.) zu ersetzen, was ihnen an Macht abging. Gehorsam heuchelnd, schläferten sie den V., ungeachtet dieser selbst durch einen deutschen Fürsten, Segest, gewarnt wurde, so ein, daß, als beim Abfalle einiger entfernten Völker ihn die Häupter der Verschworenen zur Dämpfung des Aufruhres aufforderten, er auch, ganz sicher gemacht, mit seinen Legionen bis in den Teutoburger Wald zog. Hier, in einsamen, sumpfigen Gegenden, wurde er erst truppenweise angefallen; bald aber nahm die Uebermacht so sehr zu, daß das ganze römische Heer nach drei Tagen bis auf wenige Haufen vernichtet war, V. aber und die vornehmsten Heerführer aus Verzweiflung sich selbst umbrachten. August war bei der Nachricht von dieser Niederlage untröstlich; Monate lange widerholte er seinen Ausruf: „O V., V., gib mir meine Legionen wieder!" Diese Niederlage geschah im 9. Jahre nach Chr. Geburt.

Vasall, s. Lehen.

Vasari, Giorgio, ein berühmter Künstler und Kunstschriftsteller, geboren zu Arezzo 1512, genoß den Unterricht des Andrea del Sarto und des Michel Angelo und lieferte sowohl in der Malerei, als in der Baukunst, Werke von großer Vortrefflichkeit. Vieles von seinen Arbeiten sieht man zu Florenz, in verschiedenen Städten von Toskana, zu Bologna, Venedig und Rom. Da er aber zu viel malte und große Arbeiten bei feierlichen Gelegenheiten auf sich nahm, so zeigte er nicht nur zu große Flüchtigkeit des Pinsels, sondern er gewöhnte sich auch, Alles aus dem Kopfe zu malen, wobei er sich einer großen Anzahl Schüler bediente, die nach seinen Zeichnungen und Cartons die Gemälde ausführen mußten. Es ging daher aus seiner Schule ein Geschlecht von Malern hervor, an dem man die Vorliebe für Michel Angelo und sonst Nichts wahrnimmt. Das aber, wodurch sich V. allgemeines und unsterbliches Verdienst um die Kunst erworben hat, sind seine, mit den vortrefflichsten Bemerkungen über die Kunst bereicherten, Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer und Architekten, von Cimabue bis auf seine Zeiten: „Vite dè più excellenti archtetti, pitt'ori e scultori italiani da Cimabue infino al 1550, Florenz 1550, 2 Bde., vermehrt bis zum Jahre 1567, ebend. 1568, 3 Bde., 4., mit Kupfern. Mit Bemerkungen von G. Bottari, Rom 1760, 3 Bde., 4.; von Tom. Gentili, Livorno u. Florenz 1767 — 1772, 7 Bde. Uebersetzung von Schorn u. Förster, 5 Bde., Stuttgart 1832 bis 1847. V. starb 1774. Das Museum Florentinum hat im 1. Bande von den Malern Nachrichten von ihm und sein Bildniß. Vergl. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, 1. Bde., 392.

Vasco de Gama, s. Gama.

Vase (vom latein. vas), im Allgemeinen jedes Gefäß; dann aber, in Beziehung auf die bildende Kunst, besonders ein Pracht-, Schmuck- und Ziergefäß und in einer noch engern Bedeutung gewisse irdene Gefäße der Alten von einer feinen röthlichen Masse oder (terra cotta) gebrannter Erde, mit rothen und gelben Figuren auf schwarzem Grunde, mit schönen Zeichnungen und Gruppen, sogar in Hautrelief, deren größter Theil in Sicilien, Griechenland und in Athen gefunden ist und die nur deshalb etruskische genannt wurden, weil sie zuerst von Gelehrten aus Toskana bekannt gemacht sind. Sie dienten zur Verzierung hauptsächlich der, zum Empfange der Gäste bestimmten Zimmer, auch mögen

andere wohl einen kosmetischen Zweck gehabt haben. Die in den Gräbern gefundenen V.n aber werden für, den Abgeschiedenen mitgegebene, Geschenke gehalten. Ueber die Bedeutung der darauf befindlichen Gemälde fehlt noch eine genügende Erklärung. — Bei uns bedient man sich der V.n als einer Verzierung zu Aufsätzen auf Gebäude, Geländer, Monumente u. s. w., verfertigt sie aus Alabaster, Marmor, Sandstein u. dergl. und strebt, indem die griechischen zum Vorbilde genommen werden, hauptsächlich nach Schönheit der Form. Eines der großartigsten Erzeugnisse der modernen Skulptur ist die Waterloo-V. in der Nationalgalerie auf dem Trafalgarplatze in London, an der einen Seite Georg IV. auf dem Throne sitzend, vom Ruhme die Siegespalme empfangend, an der andern Seite Napoleon darstellend, vom Pferde steigend. Aus toskanischem Marmor vom Bildhauer Westmacott gearbeitet, hat sie eine Höhe von 16 Fuß und im obern Durchmesser 9 — 10 Fuß. Das Bedeutendste in Größe, Form und Trefflichkeit aus dem Alterthum aber ist die sogenannte Warwick-V. im Besitz des Grafen Warwick in England, gefunden in der Villa Hadrian's zu Tivoli, in schönem weißem Marmor ausgeführt, sehr sinnreich mit bacchischen Masken geschmückt, von 6 Fuß, 11 Zoll im Durchmesser und nach Dr. Wagner's Vermuthung (Kunst und Künstler in England II. 373), eine antike Copie nach einem, wahrscheinlich schon im Alterthum sehr berühmten, Krater in Bronze.

Vater, Johann Severin, Orientalist und Exeget des Alten Testaments an der Universität Halle, geb. am 27. Mai 1771 zu Altenburg, wo sein Vater Hofadvokat und Syndikus war. Nach tüchtiger Vorbildung in den classischen, wie in der hebräischen Sprache, bezog er 1790 die Universität Jena und widmete sich unter Gnesbach, Döderlein und Paulus der Theologie. 1792 ging er nach Halle, um bei August Wolf in der Philologie sich mehr noch auszubilden, bei Niemayer hörte er Pädagogik u. ertheilte an der unteren Classe des Waisenhauses den Religionsunterricht; Noffelt ließ ihn Theil nehmen an den Disputatorien aus Dogmatik und Kirchengeschichte und leitete ihn an in der Kenntniß für theologische Bücherkunde. 1795 trat er als Privatdocent auf, nachdem er über Aristoteles Rhetorik eine Abhandlung geschrieben u. sich die philosophische Doktorwürde erworben hatte. In Jena zum außerordentlichen Professor ernannt, lehrte er hebräische Sprache, folgte aber bald 1800 nach Schulze's Tode dem Rufe nach Halle als Professor der Theologie und morgenländischen Sprachen, wo er durch Untersuchungen über die mosaischen Schriften und Kirchengeschichte sich rühmlichst bekannt machte. Die Aufhebung der Universität Halle und das unglückliche Schicksal der Stadt 1806, bewog ihn 1809 als Professor der Theologie nach Königsberg sich zu wenden. Da das Klima seiner Gesundheit nicht zusagte, ergriff er 1820 mit Freude die Gelegenheit, wieder nach Halle zurückzukehren. Allein die angegriffene Gesundheit ließ sich, ungeachtet mehrmaliger Badereisen, nicht mehr dauernd herstellen, nach langjährigem Siechthume starb er 16. März 1826, 55 Jahre alt. Als gründlichen Forscher in den morgenländischen Sprachen bewährten ihn seine „hebräische Sprachlehre", 1797; das „Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik", 1801. Seine Sprachforschungen führten ihn auf das Studium der allgemeinen Grammatik, als dessen Resultat erschienen 1801 „Versuch einer allgemeinen Sprachlehre"; schon früher 1795 die Schrift über die Erfindung der allgemeinen Schriftsprache unter dem Titel „Pasigraphie und Antipasigraphie"; bearbeitete sodann „Sylvest. de Sacy, Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre" 1804 und wurde Fortsetzer von „Adelungs Mithridates", 1809. Auch die neueren Sprachen zog er in das Bereich seiner Untersuchungen, 1807 veröffentlichte er „Tabellen der deutschen Sprache", schrieb 1807 seine Grammatik für polnische, 1808 für russische Sprache und erhielt als Anerkennung hiefür 1813 den Wladimir-Orden. Mit Bertuch verband er sich 1808 zur Herausgabe „Archiv für Ethnographie und Linguistik". Im Fache der Theologie sichern ihm einen ehrenvollen Namen: der „Commentar über den Pentateuch", 1802—5; die „Uebersetzung und Erklärung

des Proph. Amos" 1810 und die Schulausgabe des Neuen Testaments 1824. Für die Kirchengeschichte gab er 1810 und 1818 die Fortsetzung von Henke's größerem und kleinerem Lehrbuche, bearbeitete sehr instruktiv angelegte „synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte" 1805 und versuchte sich selbstständig in der neuern Kirchengeschichte unter dem Titel: „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, seit dem Anfange der Reformation bis auf die neueste Zeit." In Verbindung mit Tiedge, Schuderof, Veillodter gab er seit 1819 jährlich das „Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens" heraus u. machte behufs des Schulgebrauchs einen leichtfaßlichen Auszug aus den historischen Büchern des Alten Testamentes 1821. In Mitte der damaligen Parteien der Rationalisten und Supranaturalisten suchte er eine vermittelnde Stellung einzunehmen, fand aber gerade hier wenig Anerkennung, so, daß das Sendschreiben an Plank, über den historischen Beweis für die „Göttlichkeit des Christenthumes" 1822, den beabsichtigten Zweck nicht erreichte. Außer den bereits namhaft gemachten Schriften verdient noch Erwähnung: „Literatur der Grammatiken, Lexika u. Wörtersammlungen aller Sprachen" 1815. „Proben deutscher Volksmundarten" 1816. „Analekte der Sprachkunde" 1820 — 21. „Anbau der neuesten Kirchengeschichte", 1820 — 22. „Vergleichungstafeln der europäischen Stammsprachen und Süd-West-Asiat. Sprachen". Mehre Aufsätze: in Staudlin's Archiv der Kirchengeschichte, Journal für Prediger, Fundgruben des Orients u. s. w. Cm.

Vaterlandsliebe, s. Patriotismus.

Vatermord (parricidium in der engsten Bedeutung), ist die strafbarste Art des Verwandtenmordes und wird auch nach den Grundsätzen des letztern, unter Berücksichtigung des Unterschiedes von Mord und Todtschlag und der besonders großen Unmoralität des Kindes, das seinen Vater absichtlich tödten kann, bestraft. Im Mittelalter wurden Vatermörder gesäckt, auch ihnen die Hand abgehauen und in Frankreich noch jetzt mit einem schwarzen Schleier verhüllt zum Richtplatz geführt.

Vaterschaft heißt das Verhältniß des Vaters zu seinem Kinde. Die V. kann eine eheliche oder außereheliche seyn. Im erstern Falle hat die rechtliche Vermuthung: Pater est, quem justae demonstrant nuptiae, ein solches Gewicht, daß die V. rücksichtlich eines in der Ehe erzeugten Kindes selbst dann noch als unbezweifelt angenommen wird, wenn die, als eine ausschweifende Person bekannte, Mutter auch unter den Geburtsschmerzen behaupten sollte, das Kind sei nicht von ihrem Ehemanne, sondern im Ehebruche erzeugt u. wenn nicht durch andere Beweismittel erwiesen ist, daß der Ehemann in der Zeit, wo das Kind erzeugt wurde, mit seiner Frau den Beischlaf nicht gepflogen hat. Durch dargethane physische Unmöglichkeit wird jene Vermuthung aufgehoben, auf welche übrigens der Vater sich nicht blos für sich berufen kann, sondern welche er auch gegen sich gelten lassen muß. Um bei der Ungewißheit, die häufig rücksichtlich der physischen Möglichkeit oder Unmöglichkeit der V. stattfindet, wenigstens in den meisten Fällen, einen sichern Anhalt zu geben, verordnen die Gesetze, daß gedachte Vermuthung eintritt, so oft ein Kind nicht vor dem 182. Tage nach eingegangener u. nicht nach dem 10. Monate nach aufgehobener Ehe geboren wird. Doch wird selbst in diesen Fällen das Kind zum ehelichen, wenn der Vater es freiwillig anerkennt. Nur dann tritt die Vermuthung nicht ein, wenn durch Kunstverständige (Aerzte, Hebammen &c.) nachgewiesen wird, daß das Kind nach seiner körperlichen Beschaffenheit entweder länger als 181 Tage, oder kürzer als diese Frist, oder 10 Monate im Mutterleibe getragen worden ist. Wird gegen den Vater die V. erwiesen, so wird das Kind nicht blos als legitimirt, sondern als ehelich angesehen. Die uneheliche V. wird vermuthet, wenn der Beischlaf bewiesen ist und zur Führung dieses Beweises wird der Mutter der Erfüllungseid leicht nachgelassen, wenn Vermuthungen zu ihren Gunsten vorhanden sind, wie z. B. ein sonst sittlicher Lebenswandel ihrerseits und ein unsittlicher des Vaters &c. Die

außereheliche V. zieht die Verbindlichkeit zur Alimentation des Kindes nach sich. Davon wird der Vater nicht frei, wenn auch der Beischlaf mit mehren Anderen zu gleicher Zeit stattgefunden hat, wenn nicht, daß er nicht Vater seyn könne, nachgewiesen wird. Nach mehren Landesgesetzen bleibt ihm nur der Regreß gegen die Mitschwängerer auf Beitrag. Nach Partikular-, besonders aber nach außerdeutschen, z. B. nach französischen Rechten findet der Erweis der V. gegen den unehelichen Vater und die Klage gegen ihn nicht statt.

Vatican, s. Rom.

Vauban, Sebastian le Prêtre de, französischer Marschall und berühmter Ingenieur, geboren zu St. Leger de Foucheret den 12. Mai 1633, nahm in seinem 17. Jahre Kriegsdienste unter dem Prinzen Condé bei der spanischen Armee gegen Frankreich, kam aber, da er gefangen wurde, in französische Dienste und führte den Oberbefehl 1658 bei den Belagerungen von Grävelingen, Ypern und Oudenarde. Nach dem pyrenäischen Frieden war sein Hauptstudium auf Schleifung oder Eroberung von Festungswerken gerichtet und so wurde er auch in der Folge zur Leitung der wichtigsten Belagerungen zugezogen: bei Mastricht, bei Valenciennes, bei Cambrai &c. Nach dem Nimweger Frieden legte er den berühmten Hafen zu Dünkirchen an, nahm, da der Krieg 1683 wieder ausgebrochen war, Luxemburg ein und befestigte durch vielfache Eroberungen seinen Ruhm immer noch mehr. 1703 erhielt er den Marschallstab von Frankreich, starb aber den 30. März 1707 zu Paris, nachdem er selbst von der Akademie der Wissenschaften 1699 als Mitglied war aufgenommen worden. 53 Belagerungen hatte er selbst geleitet, 33 neue Festungen angelegt und gegen 300 alte sehr gut wieder hergestellt. — In seinem Aeußern zwar kein Hofmann, war er doch sehr menschenfreundlich und für das Wohl des Vaterlandes und seiner Bürger eifrig bedacht. Nach ihm nennt sich die Vauban'sche Manier zu fortificiren. In der Invalidenkirche zu Paris ist ihm ein schönes Monument von Napoleon errichtet worden. V. selbst hinterließ nur Handschriften seiner Werke, die indessen veröffentlicht wurden in den „Oeuvres militaires" von Foissac (Paris 1793), dann in dem „Traité de l'attaque des places" von Augoyat (Paris 1829) u. in dem „Traité de la défense", nach einer von dem Marschall selbst durchgesehenen Handschrift, mit einer Vorrede des Generals Valazé (Paris 1829), sowie in mehren anderen Werken niedergelegt. Die unter seiner Leitung verfertigten Modelle der französischen Festungen wurden von den Verbündeten 1815 mit fortgenommen und befinden sich zum Theil in Berlin.

Vaucanson, Jacques de, berühmter Mechaniker, geboren den 24. Februar 1709 zu Grenoble aus einer adeligen Familie, zeigte von Kindheit auf große Neigung und Geschicklichkeit für die Mechanik. Er brachte einen Theil seiner Jugend in Lyon zu u. kam später nach Paris, wo er sich mit großem Eifer dem wissenschaftlichen Studium der Mechanik widmete. Vorzugsweise zeichnete er sich aus durch die Erfindung und Ausführung von Automaten: so stellte er einen Priester her, der die Messe zu lesen schien; — Enten, die Nahrung zu sich nahmen und verdauten; — einen Flötenspieler, der das Spiel eines damals berühmten Künstlers nachahmte &c. Wichtiger waren seine Leistungen für die Förderung der industriellen Künste, die er namentlich bethätigte, als er der Inspektion der Seidenmanufakturen in Lyon beigegeben ward. Auch hier fertigte er Automaten: so einen Esel, der eine Art geblümten Zeuges fertigte, das damals in der Mode war und von den Arbeitern nur zu übertriebenen Preisen gefertigt werden wollte. — Er starb den 21. November 1782. — Ein Theil der von ihm erfundenen Maschinen befindet sich im Conservatoire des arts et métiers zu Paris. E. Buchner.

Vaucluse (lat. Vallis clausa), ein Departement im südöstlichen Frankreich, mit $64\frac{2}{3}$ □ Meilen und 254,000 Einwohnern, ist im Osten durch Zweige der Alpen gebirgig und in den Thälern außerordentlich fruchtbar. Getreide, Wein, Obst und Gemüse, Seide, Oel, Safran, Krapp, Honig werden ausgeführt; die

Industrie arbeitet leinene, wollene, seidene Gewebe. Auch Eisengießereien bestehen. Es zerfällt in die Bezirke Avignon, Apt, Carpentras, Orange. Hauptstadt ist Avignon. Den Namen hat es von der Quelle V., die den Fluß Sorgues bildet. Sie entspringt in der Tiefe einer Höhle und drängt sich durch eine überaus romantische Felsenpartie. Petrarca (s. d.), der hier verweilte, hat sie hoch gefeiert.

Vaudeville, früher Vau de Vire genannt, vom Thale Vire in der Normandie, wo heitere und boshafte Gesänge vor einigen Jahrhunderten häufig verfertigt wurden und in Umlauf waren, hieß früher ein heiterer epigrammatischer Gesang nach einer bekannten Melodie, dessen Gegenstand gewöhnlich eine komische oder lächerliche Tagesbegebenheit ist. Es besteht aus mehren Strophen und der Hauptgedanke muß am Ende einer jeden derselben mit passender Veränderung wiederholt werden. Jetzt bedeutet jedoch, dem Dictionnaire de l'academie zufolge, V. ein Lied, welches durch die Stadt geht (qui court par la ville), ein Volkslied, dann auch ein Liederspiel für das Theater, worin eine Tagesbegebenheit komisch oder satirisch behandelt wird, und dessen Erfinder le Sage in Paris um 1790 seyn soll. Vgl. den Art. Liederspiel.

Vaudoncourt, Guillaume de, geboren zu Wien 1772 und in Berlin erzogen, bildete sich seit 1786 militärisch in Frankreich aus, wo er 1791 in das Heer trat, besonders ruhmvoll in Italien kämpfte und 1801 an die Spitze der Artillerie der italienischen Republik gestellt wurde. Im J. 1807 organisirte er die Truppen Ali Pascha's in Epirus, befehligte 1809 in Tirol, wurde in Wilna 1812 gefangen und war während der 100 Jahre Inspektor der Nationalgarde zu Metz. Verbannt, lebte er einige Zeit in München, stand 1801 an der Spitze der constitutionellen Armee in Piemont, flüchtete nach Spanien und sah Frankreich erst 1825 wieder. Seine Werke über die Feldzüge Hannibals in Italien, (3 Bde. 1812), in Rußland 1812 (1815), in Italien von 1803—4 (1817), in Deutschland 1813 (1819), in Frankreich 1814—1815 (5 Bände 1826), sind kenntnißreich, wenn auch unkritisch. Interessant sind seine „Quinze ans d'un proscrit“ (5 Bände, Paris 1835).

Vauquelin, Louis Nicolas, Chemiker, geboren den 16. Mai 1763 zu Saint André des Berteaux in der Nähe von Pont l'Evêque im Departement Calvados, besuchte die Schule seiner Heimath und kam dann nach Rouen zu einem Apotheker als Ausläufer. Hier trieb er heimlicher Weise nebenbei das Studium der Chemie, ward aber von seinem Dienstherrn überrascht und verlor seinen Platz; er wendete sich nun nach Paris, arbeitete hier nacheinander bei zwei Apothekern, wurde aber krank und fand, als er ganz entkräftet aus dem Spital entlassen ward, lange keine Beschäftigung, bis sich der Apotheker Chéradame seiner erbarmte und ihn aufnahm. Bald entdeckte dieser den Eifer V.s für die Chemie und empfahl ihn an seinen Verwandten Fourcroy (s. d.). Von diesem erhielt nun V. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der Chemie und Pharmacie; er wurde 1783 dessen Gehülfe und erwarb sich in vollem Maaße die Freundschaft desselben. 1791 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften; 1793, bei Aufhebung derselben, ging er als Oberapotheker an das Militärhospital nach Melun, wurde aber schon im folgenden Jahre nach Paris zurückgerufen als Inspektor des Bergbaues, in welcher Eigenschaft er an der Bergakademie Vorlesungen über Probierkunst gab. Er wurde nun schnell nach einander Adjunkt der Akademie an der polytechnischen Schule, Mitglied des neu gestifteten Nationalinstituts, Professor der Chemie am Collége de France, Direktor der neu errichteten Schule der Pharmacie, Professor der Chemie am botanischen Garten und 1811, nach Fourcroy's Tode, Professor der Chemie an der medizinischen Facultät. Aber schon 1822 verlor er diese Professur wieder und zog sich nun ins Privatleben in seine Heimath zurück. Er nahm die Stelle eines Deputirten seines heimathlichen Departements an, starb aber am 14. Nov. 1830. — V. hat sich zunächst durch die Entdeckung des Chroms (s. d.) 1797 berühmt gemacht. Er

t zahlreiche Abhandlungen, zum Theil mit Fourcroy gemeinschaftlich verfaßt,
iterlassen; als ein selbstständiges Werk schrieb er: „Manuel de l'essayeur",
aris 1812. E. Buchner.

Vauxhall, Name eines schönen Dorfes an der Themse bei London, einer
r berühmtesten Vergnügungsörter der Bewohner dieser Weltstadt. In einem äußerst
izenden Garten, der aber in der neuesten Zeit eingegangen ist, versammelten sich
nst hier viele tausend Menschen; die Bogen- und Spaziergänge, die stark und
achtvoll erleuchtet waren; die Concerts, die in einem prächtig dazu eingerichteten
empel gegeben wurden; Pyramiden, Rotunden, optische Schauspiele und Feuer-
erke, die mit einander abwechselten; dann die Erfrischungen u. Mahlzeiten, die
er zu haben sind, haben für jeden Eintretenden das Ueberraschendste, was man
dieser Art nur finden kann. Jetzt ist das Dorf V. völlig mit London zusam-
engeschmolzen und selbst sein früherer Name in dem des Stadttheils Lambeth
fgegangen.

Veda, heißen im Allgemeinen die ältesten und heiligsten Schriften der indi-
hen oder Sanskritliteratur, die den Indiern als Quelle nicht nur ihrer religiösen
enntnisse, sondern überhaupt alles höhern Wissens gelten. Es gibt ihrer im
anzen vier; ihr Inhalt soll den Menschen unmittelbar von der Gottheit geoffenbart
orden seyn. Derselbe besteht aus Gebeten, Hymmen und Anrufungen der Götter
id trägt noch ganz den Charakter der einfachen, vom Götzendienst freien, Religion
s indischen Volkes an sich. Vgl. die Artikel: Indische Literatur, Indische
eligion und Sanskrit.

Vedette, heißt beim Militär eine Schildwache, die in Lagern und überhaupt
i Felde an die entfernten Orte ausgestellt wird, um die Annäherung des Feindes rc.
gleich anzuzeigen.

Veduta (Gesichtspunkt), in der zeichnenden Kunst (s. d.) s. v. a. Aus-
cht, Prospekt; in der Landschaftsmalerei die Darstellung wirklicher Gegenden,
i Gegensatze der Phantasie-Landschaften. In dieser Gattung scheint das Nützlichkeits-
inzip vorzuherrschen. V.en finden nämlich immer Liebhaber, weniger die Land-
haften. Jene sind angenehme Erinnerungen für die, welche die dargestellten
egenden kennen und für Andere eine Aufmunterung, solche kennen zu lernen.
er Kunstwerth kommt dabei nicht überall in Betracht. Die älteren Maler be-
ßten sich selten damit.

Vega. 1) Garcias Laso oder Garcilaso de, ein berühmter spanischer
ichter, 1500 oder 1503 zu Toledo aus adelichem Geschlechte geboren, wurde
it Kaiser Karl V. erzogen, begleitete denselben in Deutschland, Afrika und der
rovence, commandirte auf dem letztern Zuge ein Bataillon und starb 1536 an
inen Wunden. Im Geiste der Alten und nach italienischen Mustern gebildet,
ng er Lieder, die sich durch Zartheit, Innigkeit und Sanftheit des Gefühls
iszeichnen. Sein Ausdruck hat Zierlichkeit, Reinigkeit, Leichtigkeit und Har-
onie. Am schönsten sind seine Tercetas oder Strophen von drei Versen. Seine
onette sind ganz Petrarchisch, in der Ekloge strebt er dem Sannazar nach und
ertrifft ihn sogar. Die beste Ausgabe seiner „Obras" besorgte Azara, Madrid
765, 1788 und 1817; eine niedliche Ausgabe erschien zu Paris 1828. —
) V. Carpio Lopez Felix de, einer der ausgezeichnetsten Dichter Spaniens,
eboren zu Madrid 1562, stammte aus einem alten spanischen Adelsgeschlechte.
lles Lernen war dem talentvollen Knaben ein Spiel und als er, zum Jünglinge
erangereift, in Alcala de Henares Philosophie studirte, zeichnete er sich vor allen
inen Mitschülern aus. Er wurde nachher Sekretär bei dem Bischofe von Avila,
ann bei dem Grafen von Lemos und ging in derselben Eigenschaft in die Dienste
es Herzogs Alba. Später diente er auf der Flotte Philipps II., wurde wieder
ekretär und trat nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, zwischen seinem 40.
nd 50. Lebensjahre, in den geistlichen Stand ein und zwar in den Orden des
l. Dominikus (Franciscus?), erhielt reiche Pfründen und genoß als dramatischer
Dichter eines so großen Ruhmes, daß man ihn zu Madrid allen Fremden wie

ein Wunder zeigte u. das Sprüchwort entstand „Es de Lope“ (es ist von Lopez), womit man vorzügliche schriftstellerische Arbeiten bezeichnete. Im Genusse einer so großen Verehrung starb V. den 25. August 1635. Er war ein Dichter, der der Kunst wenig, der Natur Alles verdankte und durch Fruchtbarkeit seines Talentes fast alle Dichter früherer oder späterer Zeiten übertraf, so daß seine übergroße Produktivität sprüchwörtlich geworden ist. Kaum fünf Jahre alt, machte er schon Verse, die ihm andere Knaben aufschrieben und im 11. Jahre verfaßte er Komödien. Die besten Verse schrieb er schneller, als Prosa; nie sah er noch einmal Etwas durch, strich nie Etwas aus und seine dramatischen Werke wurden ihm von den Schauspielern noch naß aus den Händen gerissen. Diese Leichtigkeit im Schreiben ist Ursache, daß die Werke V.s zuweilen das Gepräge der Nachlässigkeit und Unvollendheit an sich tragen, übrigens zeugen sie von der reichen Erfindungsgabe und Menschenkenntniß ihres Verfassers, von dessen tiefer und inniger Religiosität und seiner seltenen Kunst, Charaktere und Sitten seiner Zeit zu zeichnen. Außer dem Drama versuchte sich V. auch in allen anderen Gattungen der Dichtkunst, am glücklichsten im Schäfergedichte. Er hat 1800 Lust- und Trauerspiele und 400 Autos sacramentales geschrieben, die alle auf die Bühne gebracht worden sind. Nach seiner eigenen Angabe, deren Wahrheit man nicht zu bezweifeln braucht, kommen auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen und nach diesem Verhältniß muß er 133,225 Bogen und, nach Abzug seiner wenigen prosaischen Werke, 21,316,000 Verse geschrieben haben. C. Pfaff. — 3) V., Georg Freiherr von, geboren 1754 zu Sagoritza in Krain von unbemittelten Eltern, studirte mit fremder Unterstützung an dem Lyceum zu Laibach, wo er bald die ausgezeichnetsten Talente entwickelte. Nach vollendeten philosophischen Studien erhielt er die Stelle eines k. k. Navigations-Ingenieurs, trat aber bald zur Artillerie über, wo er seine großen mathematischen Kenntnisse vollends ausbildete. 1783 trat er zuerst als Schriftsteller auf und erregte durch seine gediegenen „Mathematischen Vorlesungen“, worin er zuerst die Lehre von der Analyse entwickelte, großes Aufsehen. 1784 wurde er zum Unterlieutenant und Lehrer der Mathematik im zweiten Feldartillerie-Regimente ernannt. Er machte hierauf den Türkenkrieg und die ersten französischen Feldzüge mit Auszeichnung mit, erhielt den Maria-Theresien-Orden und war bereits 1800 zu dem Range eines Oberstlieutenants gestiegen. Schon bei der Errichtung des Bombardiercorps hatte er die, damals gestiftete, Stelle eines Professors der Mathematik bei demselben erhalten, welche er mehre Jahre mit großem Erfolge bekleidete. In Anerkennung seiner ausgezeichneten Kenntnisse und seiner Verdienste um die mathematischen Wissenschaften, wurde er von den gelehrten Gesellschaften zu Prag, Berlin, Erfurt, Göttingen, auch von den Landständen in Steyermark zum Mitgliede aufgenommen. Er verunglückte den 26. Sept. 1802 in der Donau; späteren Erhebungen zufolge soll er von einem Müller ermordet u. dann in jenen Fluß geworfen worden seyn. — Seine gediegenen Schriften, noch größtentheils als Lehrbücher in Anwendung, sind: Vorlesungen über Mathematik, 4 Bde., Wien 1782—1790, (von jedem Bande erschienen mehre Auflagen und zwar vom 1. Band 1837 die 6., vom 2. 1847 die 8., vom 3. 1839 die 5. u. von dem 4. 1819 die 2.; dieses Werk gilt noch fast allgemein als Lehrbuch, zu welchem es sich durch die verständliche Schreibart und systematische Ordnung vollkommen eignet. „Logarithmisch-trigonometrische Tafeln und Formeln“, Wien 1783; 2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1797; 3. Aufl., ebd. 1814; Neue, völlig umgearbeitete Aufl., von Hülße, ebend. 1840. Es ist dieß eines seiner berühmtesten Werke, welches an Correktheit alle gleichzeitigen derartigen Tabellenwerke übertrifft. Um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Vlacq'schen und Wolf'schen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler viele Irrungen veranlaßten, gab V. sein „Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch“, Leipzig 1794; 30. Aufl., von Hülße, 1848 heraus. Das größte Verdienst um die Mathematik erwarb er sich durch die Herausgabe des „Thesaurus logarithmorum completus“, Leipzig 1794, Fol. Die Chronologie verdankt ihm die Herausgabe der faßlich u. gründlich geschrieb-

enen „Anleitung zur Zeitkunde", Wien 1801, die er mit vielen Anmerkungen bereicherte. Auch hat er sich um die Vergleichung der Maße und Gewichte in den verschiedenen Ländern Europa's verdient gemacht durch sein „Natürliches Maß-, Münz- und Gewichtsystem", herausgegeben von Kreil, Wien 1803.

Vegetabilien heißen die Pflanzen (s. d.), denen bekanntlich die willkürliche Bewegung der Thiere fehlt, die ihre Nahrung durch Wurzeln aus der Erde und durch Blätter in der Atmosphäre einsaugen und ein eigenes Naturreich, das vegetabilische, Pflanzen- oder Gewächsreich, ausmachen. Das Vermögen zu empfinden und die Reizbarkeit mit Bewußtseyn kann, ohne eine Hypothese anzunehmen, ihnen wohl nicht beigelegt werden; aber daß sie eine besondere Reizbarkeit mit Bewußtseyn besitzen, ist ihnen nicht abzusprechen. — Vegetabilisch, Alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabilische Kost, wenn man blos von Brod und Zugemüsen lebt; vegetabilische Säuren, die aus Materien gezogen werden, welche aus dem Pflanzenreiche abstammen.

Vegetius, 1) Flavius Renatus, ein römischer Schriftsteller, der im 4. Jahrhunderte zu Rom oder Konstantinopel lebte und vielleicht ein Christ war, schrieb acht Bücher vom Kriegswesen, aus früheren militärischen Schriftstellern gesammelt. Auch benützte er dabei die Verordnungen verschiedener Kaiser. Ausgaben: von G. Stewechius u. P. Scriver, Antwerpen 1607; von N. Schwebel, Nürnberg 1767; Zweibrücken 1806; deutsch von R. Meineke, Halle 1799 und Lipowski, Sulzbach 1827. Comment. sur les institut. militaires de Végèce par le Comte Turpin de Crissé, 2. édit., Paris 1783, 2 Bde. V. ist auch, nebst Frontinus und anderen Schriftstellern über die Kriegskunst, unter der Aufschrift: Veteres de re militari scriptores, Wesel 1670, abgedruckt. — 2) V., Publius, der angebliche Verfasser eines, wahrscheinlich im 12. oder 13. Jahrhundert unter dem Titel: „Ars veterinaria sive Mulomedica" zu Stande gekommenen, Machwerkes über die Thierarzneikunde in 6 Büchern, wovon die brauchbarste Bearbeitung von Schneider in Band IV. der Scriptores rei rusticae, Leipzig 1799, erschien.

Vehmgericht oder Fehmgericht, (abgeleitet von dem Altdeutschen Vahm, das Oberste), also soviel als: oberstes Gericht, Blutgericht, hieß im Anfang jedes hohe Criminalgericht ohne Unterschied; dann aber besonders die, im Mittelalter üblichen, heimlichen oder Stillgerichte (judicia secreta) auch westphälische Gerichte genannt, eine der auffallendsten und eigenthümlichsten Erscheinungen des Mittelalters. Dieselben leiteten ihren Ursprung von Karl dem Großen her, der sie begründet haben sollte, um den Rückfall der gewaltsam zum Christenthum bekehrten Sachsen zu überwachen. Wahrscheinlicher aber sind sie ein Ueberrest der freien germanischen Gerichte, die sich unter günstigen Umständen in Westphalen erhielten, als bei der Auflösung der Gauverfassung Deutschland in eine Menge selbstständig regierter Länder zerfiel. Größere Bedeutung erlangten dieselben zunächst nach der Aechtung Heinrich des Löwen (s. d.) im Jahre 1179, von dessen Ländern der Erzbischof von Köln Engern und Westphalen erhielt, daher auch die Sage den Erzbischof Engelbert von Köln (s. d.), 1215—1225, zum ersten Freigrafen macht. Leicht wurde es ihnen in der allgemeinen Verwirrung, welche nachmals in Deutschland herrschte, sich ein furchtbares Ansehen zu verschaffen, zumal, da die deutschen Kaiser selbst sich ihrer gegen mächtige Große bedienten. Ihren Culminationspunkt erreichten sie im 14. und 15. Jahrhunderte, wo sie sich über ganz Deutschland auszubreiten anfingen. So wohlthätig sie indeß auch in vielen Fällen wirken mochten, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie sehr bald ausarteten und häufig dem Eigennutze und der Bosheit zum Deckmantel dienten. Es war daher kein Wunder, daß viele Stimmen sich gegen sie erhoben und daß 1461 mehre deutsche Fürsten und Städte, denen auch die schweizerische Eidgenossenschaft beitrat, unter sich Vereine errichteten, um Jeden bei sich Recht finden zu lassen und zu verhindern, daß solches bei dem heimlichen Gerichte gesucht werde. Auch wurden von mehren Ständen des Reichs besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen

die Anmaßungen der Freigerichte verlangt. Die Kaiser ließen es indeß bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Verbesserungen in der Verfassung der heimlichen Gerichte einzuführen, da diese kühn genug waren, sich den Kaisern zu widersetzen und Kaiser Friedrich II. sogar vorzuladen. Ihre Wirksamkeit hörte erst auf, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbesserte Gerichtsform und die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt worden waren. Das letzte V. wurde 1568 bei Celle gehalten. Doch, noch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts sollen in milderer Form in Westphalen Freigerichte gehalten worden seyn. Außerhalb Westphalen vermochten sie, aller Versuche ungeachtet, keinen Bestand und kein Ansehen zu gewinnen; auf die „Rothe Erde", d. h. Westphalen, wie dieses vielleicht des rothen Ziegelbodens wegen genannt wurde, waren sie auch durch die kaiserlichen Privilegien, auf die sie ihre Wirksamkeit stützten, beschränkt. Die Glieder der Vehm hießen Wissende, d. h. Eingeweihte; sie mußten ehelich erzeugt seyn, Christen seyn, ein untadelhaftes Leben führen und durch einen Eid geloben: „Die heilige Vehm halten zu helfen und verfechten vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist." Ursprünglich sollten Wissende nur auf der rothen Erde aufgenommen werden u. daselbst mit unbeweglichen Gütern angesessen seyn; später aber wurden auch Fremde aufgenommen. Aus den Wissenden wurden die Freischöffen, die Beisitzer des Freigerichts und die Urtelvollstrecker gewählt; den Vorsitz in dem Freigerichte führte der Freigraf; die Aufsicht über sämmtliche Gerichte hatte als Stuhlherr der Landesherr, also in Westphalen der Erzbischof von Köln; die oberste Aufsicht aber, als oberstem Stuhlherrn stand dem Kaiser zu, der gewöhnlich bei seiner Krönung in Aachen zum Wissenden aufgenommen wurde. Das Gericht eines Freigrafen hieß Freiding und der Ort, wo das Gericht seine Sitzungen hielt, Freistuhl. Einer der berühmtesten Freistühle war zu Dortmund. Später, als die V.e über ganz Deutschland ihre Wirksamkeit zu erstrecken anfingen u. die Freigrafen Freischöffen aller Orten ernannten, entstand der Unterschied zwischen Wissenden, wie sich nun die Schöffen nannten, und Nichtwissenden. Die Freigerichte waren entweder öffentliche, oder heimliche; jene, die bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne und unter freiem Himmel gehalten oder gehegt wurden, urtheilten in bürgerlichen Streitigkeiten; vor letzteres oder das heimliche Gericht wurden diejenigen geladen, die sich in dem öffentlichen Gerichte nicht genügend hatten vertheidigen können, sowie alle, wegen Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord Angeklagte. Die Anklage geschah durch einen Freischöffen, der durch einen Eid erhärtete, daß der Angeklagte wirklich das Verbrechen begangen habe, dessen er angeschuldigt werde. Nichtwissende wurden binnen sechs Wochen und drei Tagen, Wissende binnen einer dreifachen Frist vorgeladen. Die Ladung besorgte ein Wissender, der sie unter symbolischen Zeichen an der Thüre des Vorgeladenen anheftete, welchen nun an bestimmten Nächten und an bestimmten Orten Wissende erwarteten, um ihn zum Gerichte zu führen. Hier konnte sich der Angeklagte durch einen Eid reinigen, der Ankläger diesem einen Eid mit Eideshelfern entgegenstellen. Leistete hierauf der Angeklagte den Eid mit sechs Eideshelfern, so konnte der Ankläger denselben durch einen Eid mit vierzehn Eideshelfern entkräften; erst auf den eidlichen Eid mit 21 Eideshelfern mußte nothwendig die Freisprechung erfolgen. Der Ueberwiesene, sowie die, welche der Ladung nicht folgten, wurden verv ehmt, d. h. allen Wissenden preisgegeben, die nun verpflichtet waren, den Vervehmten, wo sie ihn trafen, an einen Baum aufzuhängen, oder, wenn er sich zur Wehre stellte, sonst zu tödten. Zum Zeichen, daß an dem Getödteten das Urtheil der Vehme vollzogen worden sei, wurde ein Dolch neben seinen Leichnam gelegt. Geistliche, Reichsunmittelbare, Juden und Weiber wurden nicht vor die Vehme geladen. Vgl. Wigand „Das Vehmgericht Westphalens", Hannover 1825 und Usener, „Die Frei- und heimlichen Gerichte Westphalens", Frankfurt 1832.

Veilchen (viola), ein bekanntes Pflanzengeschlecht, dessen Blumen fünf, an
:stalt und Größe verschiedene Blätter, einen fünfblattigen Kelch, fünf kurze
taubfäden und einen, über die Staubbeutel hervorragenden, Griffel mit einem
iefen Staubwege haben. Vorzugsweise das V. von blauer Farbe, März-V.
iola odorata), im ersten Frühjahre blühend, mit dem lieblichsten Geruche, be-
nders vor der warmen Morgensonne, wird in Blüthen und Blättern als Apo-
:kerpflanze geschätzt u. gedeiht auch in sehr kalten Klimaten. Auch die gefüllten
. haben viele Liebhaber, erscheinen jedoch etwas später. Auch das weiße V. ist
e beliebte Blume.

Veit, Philipp, ein berühmter Maler, Sohn eines israelitischen Banquiers
Berlin, wo er 1793 geb. ward, studirte bis 1811 in Dresden, später in Wien
machte 1815 den deutschen Freiheitskrieg als Freiwilliger mit. Hierauf begab
sich nach Rom, wo er mit Cornelius, Overbeck u. Schadow eine neue Kunstepoche
dete u. nebst seinem Bruder Johann, ebenfalls einem verdienten Historienmaler,
die katholische Kirche trat. 1831 wurde er Direktor der Kunstschule des Stä-
l'schen Instituts in Frankfurt am Main, gab aber 1844 diese Stelle wieder auf,
:il die Verwaltung des Instituts ihn durch den Ankauf von Lessing's „Huß"
rsönlich beleidigt hatte. Seine berühmtesten Werke sind: Dante's Himmel in
r Villa Massimi zu Rom; die Einführung der Künste durch die Religion, al
:sco im Städel'schen Institut zu Frankfurt; die „Fetten Jahre", viele Darstel-
igen aus der christlichen Geschichte u. a.

Veitstanz (Chorea Sancti Viti) nennt man eine Krankheit, welche der Er-
;einung nach in unwillkürlichen Bewegungen mehrer oder aller Glieder bei
rtdauerndem Bewußtseyn besteht. — Der V. war schon den Alten bekannt und
urde Hieronosos (die heilige Krankheit) genannt; den Namen V. erhielt die
rankheit im Mittelalter, als sie 1374 epidemisch in Deutschland herrschte und
an dagegen den heiligen Veit, den Schutzpatron des Klosters Corvey, anrief.
on der Epilepsie, mit welcher der V. nahe verwandt ist, unterscheidet er sich
ırch das vorhandene Bewußtseyn und die minder heftigen Contraktionen der
luskeln. Selten gehen dem V. Vorläufer, wie Steifheit des Halses, Schmerzen
den Gliedern ꝛc., voraus, gewöhnlich tritt er plötzlich ein. In leichteren Fäl-
n ist blos ein Zittern oder solche unwillkürliche Bewegungen der Glieder vor-
ınden, die den Gebrauch der leidenden Glieder erschweren, aber nicht unmöglich
achen. In den heftigeren Graden dagegen können die Kranken kaum gehen,
er irgend eine Verrichtung mit den Händen vornehmen, ja, oft nicht einmal
rechen, während rastloses Hüpfen und Springen, tolles Gesticuliren, sonderbare
erdrehungen der Glieder und des Körpers ꝛc. stattfinden. In der Regel tritt
r V. in Paroxysmen auf, die nur bei Tage sich einstellen und eine Viertel- bis
ılbe Stunde andauern. Der V. kann Wochen, Monate, Jahre lange, ja durch
ıs ganze Leben dauern; er endet meist in volle Genesung, oder geht in andere
rankheiten, namentlich Nervenkrankheiten, über. Der V. ist bedingt durch die
eizung gewisser Organe des Gehirns; er entsteht nach Verletzungen des Schä-
ls, bei Anomalien der Entwickelung, namentlich zur Zeit der Pubertät, durch
n rheumatischen und durch den Wechselfieber-Prozeß, durch Störung anderer
rankheitsprozesse, namentlich chronischer Hautausschläge, durch Störung gewohn-
r Ausscheidungen, durch Gifte, durch psychische Einflüsse und sympathisch bei
rankheiten des Unterleibs, z. B. Würmern ꝛc. Der V. kommt weit häufiger bei
:auen, als bei Männern vor, am häufigsten um die Zeit der Pubertät, aber
ıch früher und später; er ist weit häufiger im Norden, als im Süden. — Bei
r Behandelung des V.es muß vor Allem die Ursache aufgesucht und entfernt
erden. Zur radikalen Hebung des Uebels sind sehr verschiedene Mittel empfoh-
n worden, zur Abkürzung der einzelnen Anfälle aber das Berühren des Kranken
it Eisen, indem man ihm z. B. einen Schlüssel in die Hand gibt. E. Buchner.

Veji, eine der zwölf etrurischen Cantonsstädte, bekannt aus Rom's frühern
riegen mit dieser Stadt. Wahrscheinlich lag sie auf der Spitze des Berges Lu-

poli, längs der cassischen Straße, im Walde Baccano, da diese hohe Lage u. die von Livius angegebene Entfernung damit übereinstimmen.

Velasquez de Silva, Don Diego, ein ausgezeichneter Maler der Schule von Sevilla, Schüler Herrera's des ältern und Pacheco's, wurde 1623 Hofmaler Philipps IV. zu Madrid, bildete sich in Italien von 1629—31 in der Zeichnung und im Colorit weiter aus und erhob sich von seiner naturalistischen Richtung zu hoher Anmuth und Würde der Darstellung, so daß er in ihnen die Mitte hält zwischen Rubens und Tizian. Bei einem zweiten Aufenthalte in Italien, 1648—51, machte er für die, in Madrid neu zu errichtende, Akademie bedeutende Kunsterwerbungen, wurde wegen eines, die königliche Familie darstellenden, Gemäldes in den Ritterstand erhoben und starb 1660. Neben seinen historischen und Genrebildern erwarb er sich den größten Ruhm durch Portraits.

Velde, 1) Adrian van der, ein berühmter niederländischer Maler, geboren zu Amsterdam 1639, lernte bei Johann Wynant, fing schon in seiner Kindheit an, allerhand Figuren, besonders Thiere, mit gutem Geschmacke zu zeichnen, malte nach Beendigung seiner Lehrzeit das Altarblatt in der katholischen Kirche zu Amsterdam, das die Abnahme vom Kreuze vorstellte und viele andere Stücke aus der Leidensgeschichte Christi. Er starb zu Amsterdam 1673. Man schätzt an ihm ein schönes Colorit, lebhaften Ausdruck u. schönen Baumschlag. Man hat von ihm auch 26 Kupferstiche. — 2) V., Esaias van der, Maler, lernte bei Peter Deneyn und machte sich durch einige Feldschlachten berühmt, die er mit vielem Feuer und Verstande malte. Er wohnte 1627 zu Harlem und 1630 zu Leyden. Man hat von ihm einige kleine Landschaften, die er nach seinen Zeichnungen radirte. — 3) V., Wilhelm van der, Maler, geboren zu Amsterdam 1633, machte sehr jung einige Seereisen, malte vorzüglich Seestücke und zeichnete 1666 das berühmte Seegefecht zwischen den Engländern und Holländern unter dem Commando der Admirale Monk und Ruyter. Karl II., König von England, berief ihn an seinen Hof und er trat nach dem Tode dieses Königs in die Dienste Jakobs II. Er starb 1693 zu London im 83. Jahre und wurde in der St. Jakobskirche begraben. — 4) V., Wilhelm van der, Sohn des Vorigen, war ein trefflicher Seemaler, lernte bei Simon de Vlieger, war ebenfalls Hofmaler König Jakobs II. und starb 1707. Man bewundert an seinen Gemälden das Durchsichtige der Farben, seine Schiffe und das Anschlagen der Wellen. Sein Horizont ist hell und seine Wolken verschieden. — 5) V., Karl Franz van der, ein bekannter Romandichter, geboren 1779 zu Breslau, studirte hier u. in Frankfurt a. d. O. die Rechte, verwaltete mehre Aemter in seiner Vaterstadt, in Winzig und Zobten und starb als Justiz-Commissarius in Breslau 1824. Seine zahlreichen historischen Romane wurden viel und gerne gelesen, ob sie gleich nicht tief eingehen in die Zeit der geschilderten Thatsachen und in den Charakter der handelnden Personen. Das Originelle und Großartige fehlt ihnen, aber sie sind voll Poesie, Leben und glücklicher Gestaltung, haben eine reiche, anmuthige Malerei und Alles bewegt sich leicht u. natürlich. Seine besten Arbeiten sind: „Arwed Gyllenstierna", „Asmund Thyrsklingurson", „Die Lichtensteiner", „Der Malteser", „Die Patrizier", „Die Wiedertäufer" u. s. w. „Gesammtausgabe" (25 Bde.) — Seine Tochter Bertha, geboren um 1810, Gattin des Bürgermeisters Richter in Neustadt (Schlesien), gestorben 1835, schrieb „Novellen" (2 Bände, 1831 und 1832), gewandt und gemüthlich und „Prinz Wilhelm von Hessen" (1833).

Veldeck, Heinrich von, der früheste Minnesänger, von welchem Gedichte auf unsere Zeit gekommen, war ein schwäbischer, nach Anderen ein westphälischer Ritter, der von Burg zu Burg wanderte, Ritter u. Damen mit seinem Gesange ergötzte und im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte. Auch nahm er Theil an dem Wartburgkriege (s. d.). Seine „Schwäbische Eneit", vollendet 1188, schildert die Abentheuer des Aeneas nach einem französischen Original, das er aber weit übertraf,

sonders durch die naive Einflechtung der Minne. Zart und lieblich sind auch ine „Minnelieder". Wahrscheinlich von ihm ist auch „Herzog Ernst".

Velĕda (minder gut Veleda), eine der weisen Frauen aus der eutschen Vorzeit, wohnte im Lande der Bructerer auf einem Thurme und erwarb ch durch Weissagung großes Ansehen. Eingegangene Verträge wurden in ihrer Gegenwart geheiligt; sie weissagte nicht blos, sie hatte unter dem Volke Geschäfte ı schlichten u. auszuführen. Den römischen Legionen weissagte sie Untergang u. ıre Worte gingen im Jahre 71 in Erfüllung. Die Gesandten der Tencterer erhielten e gewünschte Antwort, durften die hehre Frau aber nicht selbst sehen; einer ihrer erwandten überbrachte Anfragen und Antworten, wohl, um das Ansehen der Beissagerin und ihre Heiligkeit zu erhöhen. Späterhin ward sie als Gefangene n Triumphe zu Rom aufgeführt. Ihren Namen leiten Anton und Fulda prachwidrig von Wald ab; Fr. Wachter nicht minder sprachwidrig Wala=Eda Weissagerin Eda), zusammengezogen Wal=Eda, umgelautet Wäl=Eda, Weleda; inn Magnusen leitet ihn aus Valaheid ab, was sich aber nicht findet. Nach Grimm scheint Veleda fast Appellativ und verwandt dem nordischen Vala, Völva, elcher Name allgemein eine zauberhafte Wahrsagerin bezeichnet und dann auf ine bestimmte mythologische Völva geht, von welcher eines der ältesten lettischen ieder (Völuspâ) handelt. Vielleicht ist der Name auch dem altnordischen Helden 'ölundr (Wietart), vielleicht auch der Benennung der Valkyrier verwandt. Vgl. en gothischen Frauennamen Valadamarca und den thüringischen Ortsnamen Balada. *x.*

Veliten (velites), 1) bei den Römern eine Gattung leichter Reiterei, die von hrer Geschwindigkeit den Namen führten, volites, d. h. volantes, fliegend. Sie waren nicht in bestimmten Cohorten, sondern fochten in zerstreuten Haufen, echten den Feind von allen Seiten ꝛc.; ihre Waffen waren Bogen, Schleudern nd Wurfspieße, auch ein leichtes Schwert. — 2) Im französischen Heere ne Art Fußvolk, welches sich, seinem Zwecke nach, durch den höchsten Grad von Gewandtheit dergestalt auszeichnet, daß sie gegen die Linieninfanterie das seyn ollten, was bei der Reiterei die Husaren oder Kosaken gegen die Kürassiere sind.

Vellejus Paterculus, Cajus, ein römischer Ritter und Prätor unter Tiberius, verfaßte eine ganz summarische römische Geschichte in 2 Büchern, von eren erstem der Anfang fehlt. Sie geht vom Ursprunge Roms bis auf seine eiten und verdient mehr von Seite der Schreibart, als der historischen Glaub= würdigkeit empfohlen zu werden, weil sich V. offenbare Partteilichkeiten u. niedere Schmeichelei gegen den Tiberius und Sejan (bei dessen Sturze auch er hinge= chtet wurde, 31 n. Chr.) erlaubte. Bei dem Allem leuchtet aus seiner Dar= ellungsart des Ganzen Scharfsinn, sowie reife Beurtheilung hervor. Von iner Geschichte gab es nur eine einzige, jetzt verlorene Handschrift. — Ausg. on Burmann, Leyden 1744, 2 Bde.; von Ruhnken, Leyden 1799, 2 Thle.; die rste kritische und erklärende Ausg. von H. H. Cludius, Hannover 1815, 2 Bde.; ritische Ausg. des Textes nebst Uebersetzung von R. Walther, Regensburg 1830. ine neue Recension nach einer Baseler Abschrift des verlorenen Codex, die cor= ekter, als die von den ersten Herausgebern, gebrauchte, ist, haben Orelli, Leip= g 1835, Kreyßig, Meißen 1836; Bothe, Zürich 1837 und Kritz, Leipzig 1840 esorgt. — Uebersetzungen: von Fr. Jacobs, Leipz. 1793; von W. Götte, Stutt= art 1833, 2 Bdchen.

Velletri (Velitrae), schön gelegene Stadt im Kirchenstaate und Hauptort ner Legation, 25 Miglien von Rom, an der Straße nach Neapel (via appia), it 12.000 Einwohnern, hat nur wenig Merkwürdiges aufzuweisen, mit Aus= ahme des Domes St. Clemente, der Kirche St. Maria del Orto, des Palazzo ublico u. des Palazzo Lancelotti in herrlicher Lage mit einem reizenden Garten. Hier und in der Umgegend wird ein sehr guter Wein erzeugt, auch ist die Stadt erühmt wegen der Schönheit ihrer Frauen. Eigenthümlich ist die Stellung des egaten, welche Würde der Dekan des Cardinalcollegiums und Bischof von Ostia

bekleidet, als eines fast souveränen Reichsfürsten mit eigener Miliz, eigenem Aerar und oberstem Gerichtshofe ohne Appellation an den Papst. — Ehedem eine volskische Stadt, wurde V. 260 nach der Erbauung Roms römische Colonie. Augustus Familie stammte von da. Spätere Kaiser, Tiberius, Nerva, Caligula, Otho ꝛc. hatten prächtige Villen daselbst. Jetzt sieht man von dieser Herrlichkeit Nichts mehr, außer etwa das alte Theater bei den Passionisten. In den letzten Zeiten des Römerreiches hatte die Stadt in den Gothen- und Longobardenkriegen viel zu leiden; dann kam sie unter die Herrschaft der tusculanischen Grafen und endlich unmittelbar unter die der Päpste. Im J. 1744 fiel hier das nicht unwichtige Gefecht vor, in welchem König Karl III. die Kaiserlichen schlug und welches Neapels Schicksal zu Gunsten des Hauses Bourbon entschied. In der Nähe, nach dem Sabinergebirge zu, das Städtchen Cora mit Resten eines Herkules- und eines Dioskurentempels; von ersterem stehen noch 8 dorische Säulen. Südlich davon steht Sezza (Setia), im Alterthume wegen vorzüglichen Weines berühmt und daselbst eine ungeheuere Ruine, die man gewöhnlich Tempel des Saturn nennt.

Veltheim, August Ferdinand, Graf von, der Abkömmling einer, schon im Mittelalter bekannten Adelsfamilie, geboren 1741 auf dem Rittergute Harbke bei Helmstädt, erhielt seine Bildung theils von Hauslehrern, theils auf der Schule zu Klosterbergen und wurde, da er Neigung zur Bergwissenschaft verrieth, von seinem Vater, der früher herzoglich braunschweigischer Hofrichter gewesen war, dem damaligen Vicebergauptmann Heinitz in Zellerfeld übergeben, der ihn ganz für die Metallurgie gewann. Diese und die verwandten Wissenschaften studirte er auch fast ausschließlich zu Helmstädt unter Beireis. Er trat darauf 1763 als Kammerassessor in braunschweigische Dienste, machte mit seinem Vater eine kameralistische Reise durch Deutschland und die Niederlande, wurde 1766 hannöverischer Kammerrath und 1768 Vicebergauptmann auf dem Harze. Hier fand er einen Wirkungskreis, wie er ihn wünschte, widmete sich mit rastlosem Fleiße den Bergwissenschaften, machte sich durch gute Einrichtungen verdient und schrieb seinen „Grundriß der Mineralogie," der aber erst 1781 zu Braunschweig gedruckt wurde. Indessen verleideten ihm doch zuletzt gewisse Amtsverhältnisse seine Stelle; er legte sie nieder, zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und theilte seinen Aufenthalt zwischen Harbke und Braunschweig, indem er seine Zeit den Wissenschaften, dem Umgange mit Gelehrten und der Bewirthschaftung seiner Güter widmete. Er war nicht nur der Herr, sondern auch der Vater seiner Unterthanen auf seinen ansehnlichen Gütern, schrieb selbst eine musterhafte Feuerordnung für die von Veltheimischen Gerichtsorte Harbke und Weferlingen (Helmstädt 1794) und administrirte aufs Gewissenhafteste die Anstalten seiner Vorfahren zu Gunsten der Armuth. Sehr thätigen Antheil nahm er als magdeburgischer Landstand an dem Unternehmen eines Provinzialgesetzbuches für das Herzogthum Magdeburg. Da er als Deputirter dieses Herzogthums 1798 nach Berlin geschickt wurde, um Friedrich Wilhelm III. zu huldigen, wurde er vom Könige in den Grafenstand erhoben; die philosophische Fakultät in Helmstädt ernannte ihn in eben dem Jahre zum Doktor der Philosophie und 1801 starb er zu Braunschweig. Es war fast keine Wissenschaft oder Kunst, die ihn nicht interessirte und beschäftigte, doch war Geognosie sein Hauptfach. Lessing hatte ihm Lust und Liebe zum Studium der Antiken eingeflößt, die er mit seinem mineralogischen Studium in Verbindung setzte und welcher das Publikum anziehende mineralogisch-antiquarische Aufsätze verdankt: über Vasa Murrina, über Memnon's Bildsäule, Nero's Smaragd, die Kunst der Alten in Stein und Glas zu schneiden ꝛc. Alle seine Aufsätze (zuerst einzeln und in Journalen, dann zusammengedruckt unter dem Titel: „Sammlung einiger Aufsätze historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts, Helmstädt, 2 Thle., 1800. tragen das Gepräge von Scharfsinn und einer glücklichen Combinationsgabe. Von seinen Untersuchungen über Gegenstände der neuern Geschichte zeugt seine

unterhaltende Schrift: „Anekdoten vom französischen Hofe aus den Zeiten Ludwig's XIV.“, Braunschw. 1789, 1795. Literarischen Ruhm hielt er des eifrigsten Strebens werth und zog ihn jedem andern Genusse weit vor. Alles, was er that, that er mit Feuereifer und mit einer Lebhaftigkeit, die ihn oft weit über die Gränze führte; er pries die französische Revolution Anfangs eben so sehr im Superlativ, als er sie nachher über alles Maß verfluchte. Dennoch fühlte er selbst, daß Maß und Ziel der Kern aller Tugenden sei, suchte sein ganzes Leben darnach einzurichten, pries die Tugend laut und, um sie sich stets gegenwärtig zu erhalten, schnitt er den Spruch der griechischen Weisheit: „Μηδὲν ἄγαν“ in einem Fenster seines Museums ein. S. Elogium ejus dictum von A. P. C. Henke, Helmst. 1802 (mit V.s schönem Bildnisse).

Velthem, Johann, ein um die deutsche Bühne verdienter Mann, von dessen Lebensumständen wir aber nur sehr dürftige Nachrichten haben, brachte 1688 eine Schauspielergesellschaft aus Studenten zu Leipzig, wo er selbst studirt hatte, zusammen und suchte seine Darstellungen zuerst nach den Regeln der Kunst, die den bisherigen Akteurs, meist zusammengelaufenem Gesindel, völlig unbekannt waren, zu ordnen. Zu Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig und an anderen Orten, wo er Vorstellungen gab, ward ihm der allgemeinste Beifall. Mit ihm begann die seither verachtete Schauspielerkunst Achtung zu gewinnen. Er selbst war aus reiner Liebe zur Kunst Schauspieler geworden. Seine Kenntnisse scheinen nicht gering gewesen zu seyn; er übersetzte Vieles (so wird ihm die Uebersetzung der Lustspiele Molière's, Nürnberg 1694, 4 Bde., zugeschrieben), ahmte noch Mehres nach und hatte besonders eine große Geschicklichkeit, in jedes Stück, mochte es nun angelegt seyn wie es wollte, den Hanswurst hineinzubringen, welchen sich das deutsche Publikum um keinen Preis nehmen ließ.

Veltlin (zusammengezogen aus Val Tellina), begreift im weitesten Sinne die ganze Landschaft Oberitaliens, welche das Thal der Adda von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Einflusse in den Comersee bildet; im engern Sinne nur den mittlern Theil derselben, so, daß man die Landschaft Bormio im Nordosten und Chiavenna (Kläven) im Westen als besondere Theile annimmt. Es ist ein äußerst fruchtbares, von hohen Bergen begränztes Thal, welches seit dem Mittelalter häufig der Zankapfel der oberitalienischen Staaten und Schweizerkantone gewesen ist, bis es in der neuern Zeit zu dem lombardisch-venetianischen Königreiche geschlagen worden ist und dessen Delegation Sondrio (s. d.) bildet.

Velum heißt das seidene Tuch, welches bei der heiligen Messe als Decke des Kelches dient und dieselbe Farbe, wie das Meßgewand, hat; dann nennt man auch so das lange, oft mit reichen Stickereien versehene, Tuch von seidenem Stoffe, welches dem Priester, so oft er das Sanctissimum aussetzt, den Segen damit ertheilt, oder mit demselben feierliche Umgänge hält, um die Schulter gehängt wird. Ein solches V. haben auch jene geistlichen Ministranten, welche bei den Pontifikal-Verrichtungen des Bischofs die Inful oder den Hirtenstab tragen. Außerdem gibt es noch verschiedene Arten von Velen: a) der Subdiakon hat ein V. wenn er vom Offertorium bis zum Pater noster die Paten eingehüllt vor sich hält; b) das Pacifikale wird mittelst eines V. dargereicht und ebenso c) die Reliquien mittelst eines solchen erfaßt; d) vom Passions-Sonntage bis zum Charfreitage sind die Crucifixe in V.en von blauer Farbe eingehüllt; am grünen Donerstage wird e) zum Verhüllen des Kelches, worin die consekrirten heil. Hostien sich befinden, ein weißes V. gebraucht.

Vendée, ein, nach dem gleichnamigen kleinen Fluße benanntes, Departement im Westen von Frankreich, umfaßt das ehemalige Nieder-Poitou und gränzt nördlich an die Departements Nieder-Loire und Maine-Loire, östlich an Deux-Sèvres, südöstlich an dasselbe und Nieder-Charente, südwestlich und westlich an den atlantischen Ocean und zählt auf 123¾ □ Meilen 356,500 Einwohner. Hauptstadt ist Bourbon-Vendée, zur Zeit der napoleonischen Herrschaft Na-

poleon-Vendée genannt und jetzt unter der Republik wahrscheinlich ebenfalls wieder umgetauft, eine neu angelegte Stadt, mit 5500 Einwohnern. An der Küste ist die Bai van Bourgeneuf u. die Rhede von Aiguillon. Das Land ist zum atlantischen Ocean geneigt, hat aber nur kleine Flüße und Häfen, die höchstens 75' hoch sind, besonders im Westen. Seine Beschaffenheit ist sehr verschieden, theils sumpfig, theils sandig und unfruchtbar, theils eben und fruchtbar. Die Produkte sind: Getreide, Weizen, Hafer, Gerste, Hirse, besonders Hanf, Flachs, Obst und Kastanien. Die geringe Industrie beschäftigt nur einige Papiermühlen, Zuckerfabriken, Gerbereien und Weberei von Hausleinwand. Der Handel führt nur Salz, einiges Vieh, Getreide und Maulesel aus. — Die Bewohner dieses Departements haben sich durch einen Aufstand, der drei Jahre lange unter dem Namen des V.-Krieges dauerte, ihren Landsleuten ungemein furchtbar gemacht. Er brach am 10. März 1793 zu Gunsten der königlichen Familie aus und endete erst im März 1796. Die Bewohner der V., an alte Sitten gewohnt, erhoben sich gegen die Revolution und sie würden unstreitig, hätten sie immer fort vereint gewirkt, der neuen Republik den Untergang bereitet haben. Auch hatten sie bis in die Mitte des Jahres 1793 sehr vieles Glück und ihre Armee zählte bei 200,000 streitbare Männer; allein der Neid ihrer Anführer, besonders des Charette gegen d'Elbée, trennte ihre Operationen und ward zuletzt die einzige Ursache ihrer Niederlagen. Die abscheulichsten Schandthaten und muthwilligsten Frevel, Noyaden, Füsiladen, republikanische Heirathen &c. wurden von den Republikanern und ihren Generalen, die man gegen die V. schickte, ausgeübt, bis endlich der Convent 1794 Unterhandlungen anfing, dann 1795 zu Nantes einen Frieden mit Charette eingehen ließ, der aber bald wieder gebrochen sodann aufs Neue zu den Waffen gegriffen, zuletzt aber Charette, bei der eingerissenen Muthlosigkeit der Vendéer, gefangen und 1796 erschossen wurde. Die Hoffnungen der übrigen Mißvergnügten sanken ganz dahin; sie lieferten ihre Waffen ab u. der schrecklichste Bürgerkrieg, der Frankreich wenigstens eine halbe Million Menschen gekostet hatte, war beendigt. Ruhe und Ordnung kehrten nun wieder zurück und, obschon in den Jahren 1799—1800, dann 1814 und 1815 abermals einige Bewegungen in diesem Lande stattfanden, so waren dieselben doch von keiner Bedeutenheit und es kehrte bald wieder Ruhe zurück. Ebenso ohne allen wesentlichen Erfolg waren die Bewegungen nach der Juli-Revolution 1830 und in den nächstfolgenden Jahren.

Vendemiaire war der erste Monat in dem, nur 13 Jahre bestandenen, Kalender der ehemaligen französischen Republik und dauerte vom 22. September bis 21. Oktober, daher sein Name, der auf deutsch Weinlesemonat bedeutet.

Vendôme, eine, nach der gleichnamigen Stadt benannte, Grafschaft in Frankreich, welche Heinrich IV. bei seiner Thronbesteigung mit der französischen Krone vereinigte, dieselbe aber dem ältern seiner beiden natürlichen Söhne, welche er mit der schönen Gabriele d'Estrées gezeugt hatte, Cäsar, verlieh, welcher der Stifter des berühmten Hauses V. wurde. Demselben gehören an: 1) Louis Joseph, Herzog von, geboren 1654, der Enkel Cäsar's, ein berühmter General unter Ludwig XIV., trat schon im 18. Jahre in Kriegsdienste und entwickelte seine militärischen Talente unter dem großen Turenne (s. d.). In der Schlacht bei Altenheim, wo dieser das Leben verlor, bekam V. eine Wunde. Auch während des übrigen Verlaufes dieses und des nächstfolgenden Krieges fuhr er fort, seinen Beruf zu einem einst berühmten Feldherrn zu rechtfertigen. Bald erstieg er die Stufe des militärischen Ranges, welche Ludwig XIV. für Prinzen vom Geblüt als die höchste bestimmt hatte: die eines Generallieutenants der königlichen Armeen. Um eben diese Zeit (1689) erhielt er das Gouvernement der Provence. Von 1694 führte er den Oberbefehl über die Armeen in Italien und Spanien und führte es besonders in Catalonien 2 Jahre lange mit fast ununterbrochenem Glücke und krönte seinen längst erworbenen Ruhm durch die Eroberung von Barcelona den 5. August 1694. Neue Lorbeeren errang er im spanischen Succes-

fionskriege, wo ihm Ludwig XIV. den Oberbefehl in Italien übertrug, nachdem Villeroi gefangen und der Name Eugen der Schrecken des ganzen französischen Heeres geworden war. V. hob den Muth der Soldaten aufs Neue, schlug 1702 die kaiserlichen bei St. Vittoria und Luzzara, entwaffnete die Völker des Herzogs von Savoyen und erhielt den 6. August 1705 bei Cassano einen Sieg über den Prinzen von Savoyen. V. schlug die Kaiserlichen den 17. August 1706 bei Calcinato und führte hierauf den Oberbefehl in Flandern. Er gewann den 10. Dezember 1710 das berühmte Treffen bei Villaviciosa und starb zu Vinaros ohne Nachkommen den 11. Juni 1712. V. besaß einen vorzüglichen Verstand, viel Klugheit und Geschmeidigkeit. Er war freigebig, offenherzig, ohne Verstellung und Heuchelei. Vornehmen begegnete er mit Geringschätzung, Geringeren hingegen mit Leutseligkeit. Er war im höchsten Grade und auf die gröbste Art sinnlich, weichlich und bequem, brachte den größten Theil seines Lebens im Bette, bei Tafel und auf dem Leibstuhle zu und bewies sich in seiner ganzen Lebensweise höchst cynisch. Dabei war er thätig u. unermüdet, sobald es nöthig war, erhielt die Armee in steter Regsamkeit, unternahm Dinge, die Niemand wagte und erwartete, wußte Alles, was vorging, betrieb Alles und war selbst von seinem Leibstuhle aus die Seele der ganzen Armee. Am bewundernswürdigsten zeigte sich seine Geisteskraft in der Stunde der Schlacht. — 2) Philipp, Herzog von, Großprior des Maltheserordens in Frankreich u. Bruder des Vorigen, geboren 1655, wohnte von 1672 an den Feldzügen der Franzosen in den Niederlanden, am Rheine und in Spanien bei. Im spanischen Successionskriege erhielt er nach der Schlacht bei Cassano (1705) seine Entlassung und lebte darauf einige Jahre zu Rom. Auf einer Reise durch die Schweiz nach Frankreich (1710) wurde er von dem Rathsherrn Thomas Maßner zu Chur, weil dessen Sohn in Frankreich gefangen gehalten wurde, verhaftet und nur erst wieder freigelassen, als jener auf freien Fuß gesetzt worden war. Er starb zu Paris den 24. Januar 1727, nachdem er 1715 von den Malteserrittern, die einen Angriff der Türken befürchteten, zum Oberbefehlshaber ernannt worden war.

Venedey, Jakob, geboren zu Köln am Rhein den 13. Mai 1805, wurde im zarten Knabenalter von einer schweren Krankheit befallen und verlebte, seiner schwachen Gesundheit wegen, zwei Jahre auf dem Lande, meist in freier Natur, was großen Einfluß auf seine körperliche und geistige Entwickelung hatte. Er besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat in Folge eines Zwistes mit einem Lehrer jener gelehrten Anstalt aus derselben, bildete sich durch Privatunterricht weiter und bestand die Maturitätsprüfung in Bonn. Nun studirte V. die Rechte daselbst und zu Heidelberg u. war auf beiden Hochschulen Mitglied der Burschenschaft. Von der Universität zurückgekehrt, arbeitete er einige Zeit bei seinem Vater, einem Advokaten in Köln. Damals mußten die jungen rheinischen Juristen ihre Examina im Altpreußischen machen, was mit großen Kosten verbunden war, die V.'s Vater, welcher in seinen Geschäften sehr zurückgekommen war, nicht bestreiten konnte, weßhalb der junge V. gleich an's Brodverdienen gehen mußte. Er schrieb nun für ein in Köln erscheinendes Blatt „Der Verkündiger" Berichte über die Verhandlungen der Assisen, die mit Interesse gelesen und, von ihrem Verfasser gesammelt, nebst einer einleitenden Darstellung des französischen Strafverfahrens und einem Schlußworte, das eine Vertheidigung der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschworenengerichte enthielt, herausgegeben wurden. Dieses Buch fand in den kritischen Blättern der „Börsenhalle" eine sehr günstige Beurtheilung und Mittermaier in Heidelberg sprach in seinen Vorlesungen über Prozeß mit Achtung von demselben. Kurze Zeit nachher brach die Julirevolution aus und regte auch V.'s Inneres sehr auf. Er gab den Prozeß der Aachener Aufrührer heraus und seine criminalistische Abhandlung über diesen Fall lenkte die Aufmerksamkeit des berühmten Hitzig in Berlin auf ihn, der V. aufforderte, für die „Annalen der Criminaljustiz" zu arbeiten; später wurde er auch Mitarbeiter an Mittermaier's „Archiv". Mit diesen Arbeiten hatte V.'s prak-

tische Richtung eine neue Bahn betreten: das Advokatenhandwerk behagte ihm nicht, auch hatte sein Vater auf diesem Felde kein Glück gehabt, deßhalb faßte der Sohn den Entschluß, Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete des Criminalrechtes zu werden, studirte sehr viel und suchte das Material zu einer Doktor-Dissertation aus verschiedenen psychologisch-zweifelhaften Criminalfällen zusammen. Während dieser Zeit wuchs der Eindruck, den die Julirevolution in Deutschland gemacht hatte, in der ganzen deutschen Jugend und zu Köln bildete sich ein Leseverein, dessen thätiges Mitglied V. war. Plötzlich wurde er vor eine Militärnachuntersuchungs-Commission geladen und von dieser als tauglich zum Militärdienste erklärt; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die feinnasige preußische Polizei in ihm einen Führer der Kölner Opposition sah und ihn auf diese Weise unschädlich zu machen suchte, obgleich das ganze Treiben der paar Patrioten in Köln Nichts weniger, als gefährlicher Natur war. V. versuchte alle Wege, um die dreijährige militärische Dienstzeit von sich abzuwenden und, als Nichts helfen wollte, entschloß er sich, Preußen zu verlassen. — Anfangs Mai 1832 reiste er von Köln ab, besuchte seine besten Universitätsfreunde in Frankfurt und Dürkheim a. d. Hardt, fand diese ganz von den Zeitbewegungen ergriffen u. wurde bald selbst von ihnen fortgerissen. Bei dem Feste zu Hambach war V. als Zuschauer zugegen; am Tage nach dem Feste aber wurde er, weil er fast der einzige anwesende Rheinpreuße war, in einen der politischen Ausschüsse gewählt, lernte auch Wirth und Siebenpfeifer kennen und schloß sich diesen an. Nachher war er in Mannheim Mitredakteur des von Stromeyer redigirten „Wächters am Rhein". Hier wurde er verhaftet, entkam aber dieser Haft und flüchtete nach Straßburg, wo er sehr unangenehm enttäuscht wurde, als er die dort versammelten deutschen Flüchtlinge kennen lernte, worunter nur wenige Männer ernsten Sinnes sich befanden und deren Treiben V. so mißfiel, daß er sich mit Stromeyer von den Uebrigen absonderte, weßhalb beide die „Aristokraten" genannt wurden. Als das Aprilattentat zu Frankfurt (1833) ausgebrochen war, wurden die deutschen Flüchtlinge in Straßburg von der französischen Regierung genöthigt, ihren Aufenthalt in Nancy zu nehmen, wo V., der französischen Sprache unkundig, gezwungen war, zwei Monate lange sich mit dem Gehalte der politischen Flüchtlinge zu begnügen, beim dritten Monate verweigerte aber die Regierung die fernere Auszahlung dieses Gehaltes und nur nach vielen Anstrengungen konnte V. die Erlaubniß erhalten, nach Paris zu gehen. Im Spätherbste 1833 langte er in der französischen Hauptstadt an und lebte hier eine Zeit lang auf das Kümmerlichste, bis er Gelegenheit zu schriftstellerischen Arbeiten fand. Um diese Zeit schrieb er sein berühmt gewordenes Werk „Preußen und das Preußenthum", welches die damalige Stimmung V.'s nur zu deutlich verräth und mit grellen Farben, ja, oft einseitig die dunkelen Seiten der preußischen Zustände schildert, jedoch sind alle darin enthaltenen Behauptungen auf Gesetze, Verordnungen und Thatsachen gestützt. Im Frühlinge 1834 begann V. die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel „der Geächtete", die in Monatsheften erschien und die offenen Spuren des damals herrschenden revolutionären Zeitgeistes trug. Diese Zeitschrift bestand nur mit großen Opfern Seitens des Herausgebers, wie seiner Freunde und war die Veranlassung, daß auf Verlangen der preußischen Gesandtschaft die Ausweisung des Schriftstellers aus Frankreich verfügt wurde und derselbe nur mit Mühe auf Heine's Verwendung bei Thiers die Erlaubniß, in Havre bleiben zu dürfen, erhielt. Nach sechs Monaten der Verbannung wurde V. gestattet, auf acht Tage nach Paris zu kommen, um eines Augenübels wegen seinen Arzt zu consultiren. Aus diesen acht Tagen wurden aber Jahr und Tage, weil die französische Regierung gern ein Auge zudrückte. Indessen war der Zweck, den „Geächteten" zu unterdrücken, erreicht worden, denn während der Abwesenheit V.'s erschien die Zeitschrift unregelmäßig und die Führung der Redaktion wurde schlecht betrieben, so daß das Unternehmen mit dem 12. Hefte einging. Während seines zweiten Aufenthaltes in Paris lebte V. sehr stille und brachte

den größten Theil des Jahres auf dem Lande in Courbevoye bei Neuilly zu. Unterdessen war er Mitglied einer gelehrten Gesellschaft (l'institut historique de Paris) geworden und der Zufall leitete seine Aufmerksamkeit auf die Preisfrage der Academie de France „über die Umgestaltung der alten Sklaverei in Schollenknechtschaft“. Diese Preisfrage bearbeitete unser Schriftsteller, reichte sie ein u. überließ die Arbeit ruhig ihrem Geschicke. Kaum aber war diese Arbeit vollendet, so wurde V. von Neuem aus Paris verwiesen. Die Ursache dieser abermaligen Ausweisung war folgende. Nach der Steinhölzligeschichte wurden alle politischen Flüchtlinge aus der Schweiz verwiesen und nach England gebracht; nur zwei derselben erhielten ausnahmsweise die Erlaubniß, in Paris bleiben zu dürfen. Diese Beiden setzten sich mit den zersplitterten Resten früherer deutscher Verbindungen in's Einvernehmen, suchten die deutschen Arbeiter wieder zu sammeln und veranstalteten eine Art deutscher Volksversammlung, die in einer Vorstadt von Paris gehalten werden sollte. Die Folgen einer solchen Versammlung würden dieselben, wie in der Schweiz gewesen seyn, die deutschen Flüchtlinge wären per Schub von Paris nach England gebracht worden. V. hörte von diesem Unternehmen erst, als Alles halbwegs in Ordnung war; er suchte nun die Gründer des Unternehmens auf, setzte ihnen das Verwerfliche ihrer Absicht u. die schlimmen Folgen, welche die Ausführung haben würde, auseinander und erklärte, daß, wenn sie nicht von dem beabsichtigten Unternehmen abständen, er es hintertreiben würde. Am andern Tage erhielt er von der Polizei die Ordre, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen und selbst die thätigste Vermittelung des Hrn. von Courcelles, eines Schwagers des damaligen Staatssekretärs Remusat, konnte nur einen Aufschub von 8 Tagen bewirken. Dieser Aufschub genügte V., um die beabsichtigte Demonstration unmöglich zu machen, worauf er dann mit brutaler Gewalt verhaftet und unter Aufsicht von Polizeiagenten nach Havre gebracht, hier aber der besondern Aufsicht des Präfekten empfohlen wurde. Indessen befreite die Vermittelung sehr angesehener Kaufleute in Havre bald unsern V. von der sehr lästigen Aufsicht der Polizei. Fast 18 Monate verweilte er nun in jener Seestadt u. schrieb während dieser Zeit sein Werk „Reise- und Rasttage in der Normandie“, das unter dem Titel: „Excursions in Normandy edited from the Journal of a recent traveller by Fr. Schobert Esq“ in's Englische übersetzt wurde, ohne daß Hr. Schobert es für nöthig erachtet hätte, den „recent traveller“ zu nennen. Gegen Ende der 11monatlichen Doppelverbannung veröffentlichte die Akademie ihren Bericht über die Mémoires, welche zur Lösung der obenerwähnten Preisfrage eingelaufen waren. Das „Mémoire“ V.'s wurde als das beste erkannt und ihm der Preis zugesagt, wenn der Verfasser dieses und jenes ändern wolle. V. veröffentlichte unmittelbar darauf, daß er der Verfasser jener so belobten Preisschrift sei. Damit hatte er erreicht, was er wollte: der moralische Erfolg seiner Schrift war ihm die Hauptsache gewesen. Dieser Erfolg war aber auch so groß, daß Arago auf der Tribune der Kammer den Minister des Innern interpellirte, warum er Hrn. V., einen Mann, der sich mit streng wissenschaftlichen Arbeiten beschäftige, von Paris verbannt habe. Aber trotz der Verwendung mehrer einflußreicher Männer konnte V. dennoch nicht die Erlaubniß, unmittelbar nach Paris zurückzukehren, erlangen, er mußte erst noch in Pontoise, einem sechs Stunden von Paris entfernten Landstädtchen eine sechsmonatliche Quarantäne halten und dieß nur unter dem, auf Ehrenwort gegebenen Versprechen, nicht ohne Erlaubniß nach Paris gehen zu wollen. Endlich erhielt er diese Erlaubniß und hat von da an sich nicht wieder über die Pariser Polizei zu beklagen gehabt, bis in den letzten Tagen der Julireregierung, wo ihn der Präfekt wegen eines Zeitungsartikels zur Rede stellen wollte, aber von V. auf die rechte Weise zurückgewiesen wurde. — In Paris wurde V. mit Arago, David, Martin von Straßburg u. vielen anderen republikanischen Autoritäten bekannt und befreundet. Im freundschaftlichen Gespräche stieß V. sehr oft auf die Vorurtheile, womit sie, Deutschland gegenüber, erfüllt waren. Diese Vorurtheile suchte er zu be-

seitigen und bekämpfte daher besonders das Rheingelüste, wo er denselben nur immer begegnete. Die Nutzlosigkeit des mündlichen Widerspruches einsehend, kam er endlich auf den Gedanken, einmal öffentlich gegen jene unsinnigen Ansichten aufzutreten. Eine, in dieser Sache mit Arago geführte, Unterhaltung gab den Ausschlag und so schrieb V. im Anfange des Jahres 1840 eine französische Flugschrift: „La France, l'Allemagne et les Provinces rhénanes", die er Hrn. Arago widmete. Die Broschüre war noch in den Händen eines Buchhändlers, der es abgelehnt hatte, sie zu verlegen, als die Verwickelung der orientalischen Frage und der Vertrag der vier Mächte in London (Juli 1840) ihr eine sehr zeitgemäße Bedeutung gaben, was den Buchhändler veranlaßte, die Flugschrift Hals über Kopf, ohne den Verfasser davon zu benachrichtigen, herauszugeben. Diese Schrift fiel wie eine Bombe in das Lager der französisch-republikanischen und kaiserlichen Partei und rief eine Menge kleiner Streitigkeiten von Edgar Quinet, Michelet, Charles Didier &c. hervor. V. antwortete mit einer zweiten Flugschrift: La France, l'Allemagne et la sainte alliance des peuples", worin er noch schärfer die unsinnigen und unheilvollen Ansprüche Frankreichs an Deutschland beleuchtete und nachwies, wie sie die einzigen Ursachen seien, daß die Deutsch[illegible] die Franzosen nicht gemeinsame Sache im Interesse der Freiheit und [illegible]rtschrittes machen könnten. Der Eindruck, den diese Streitschriften hervor[illegible] war groß und vor Allen fühlten die französischen Publizisten die Bedeutung, [illegible]e es haben mußte, wenn ein Flüchtling, der einen offenen Kampf gegen die deutschen Regierungen führte, sich in der Nationalfrage über den Rhein unbedingt auf die Seite seiner politischen Gegner in Deutschland stellte. Im ersten Augenblicke schrie man über „Verrath" und flüsterte sich in's Ohr: V. wolle sich in Deutschland beliebt machen, aber am Ende blieb der Eindruck zurück und er ist nicht wenig Ursache, wenn heute die denkenden Franzosen wenigstens wissen, daß sie den Rhein nicht berühren können, ohne sich ganz Deutschland auf den Hals zu laden; indessen hat die französisch-republikanische Partei niemals V. jenen vermeintlichen „Verrath" verziehen. Während jene beiden Schriftchen die Rheinfrage in Frankreich und für die Franzosen besprachen, schrieb V. auch eine deutsche Flugschrift, „Der Rhein", die zuerst in Leipzig bei Brockhaus herauskam, aber, trotz der vorhergangenen Censur, confiscirt, später aber in der Schweiz wieder aufgelegt wurde. — Das Dombaufest zu Köln gab V. von Neuem Gelegenheit, sich über die Entwickelung, die in Deutschland seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. angefangen hatte, auszusprechen. Er schrieb zu Anfang des Jahres 1842 eine Flugschrift: „Der Dom zu Köln", worin er den Domenthusiasmus benützte, um die schwarz-roth-goldene Fahne auf dem Dome aufzustecken. — Nach und nach hatte die politische Anschauung V.'s eine feste Richtung genommen; er hatte aus Erfahrung die innere Leere und Bodenlosigkeit des rein revolutionären Treibens kennen gelernt und kam zu dem immer klarer werdenden Bewußtseyn, daß die Völker und insbesondere die Deutschen nur durch den gesetzlichen Kampf gegen Unrecht und Anmaßung der Fürsten, wie der Bureaukratie, zur wahren Freiheit und zu dauernden, besseren Verhältnissen kommen könnten. Dieses Ergebniß langjähriger Erfahrung und vieler Studien legte er in dem Werkchen: „John Hampden," Bellevue bei Konstanz 1843, nieder, welche Schrift bald eine zweite Auflage erlebte. Dieser Arbeit fügte er eine Korrespondenz bei, aus der hervorgeht, daß er Ende 1842 bei der preußischen Gesandtschaft in Paris angefragt hatte, ob die Amnestie von 1840 auch auf ihn Anwendung finden könne? worauf Graf von Arnim mit sehr bündigen Worten: „Nein!" antwortete. Die Studien der englischen Geschichte, aus denen „John Hampden" hervorgegangen war und die überhaupt eine besondere Wirkung auf V. gehabt hatten, ließen ihn Ende 1843 den Entschluß fassen, England und die Engländer selbst zu studiren. Ein mehr als einjähriger Aufenthalt in England und eine Reise nach Irland führten zu den Werken „England von J. V.", 3 Bände, und „Irland von J. V.", 2 Bände, beide Leipzig bei Brockhaus 1843. Diese Arbeiten, das Klima

und das unstäte Leben hatten des Publizisten Gesundheit so angegriffen, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris gefährlich krank wurde. Professor Dr. Lallemand verordnete ihm einen Aufenthalt in den Pyrenäen zu Vernet les Bains. Die Ruhe dieses Aufenthaltes that noch bessere Wirkung, als die dortigen Schwefelbäder, am besten aber wirkte, als V. nach sechsmonatlichem Aufenthalte in Vernet, wo er sein „England" vollendete, den Entschluß faßte, zu Fuß über Stock und Stein die Pyrenäen von einem Ende bis zum andern zu durchlaufen. Dieses Mittel schlug sehr gut an und V. kam erstarkt und hergestellt zu Bayonne an. Nach dieser Reise erhielt er die Erlaubniß, seinen Vater in Köln, der sichtbar am Rande des Grabes stand, auf 14 Tage zu besuchen. Dieser Umstand gab die Veranlassung zu der Schrift: „Vierzehn Tage Heimathluft", Leipzig bei Jurany 1847. Die halbgermanische Luft in Brüssel veranlaßte V., sich hier eine Zeit lange niederzulassen, wo er sein Werk: „Das südliche Frankreich", 2 Bände, Frankf. 1847, schrieb. Nach Paris zurückgekehrt, veröffentlichte er kurz vor der Februarrevolution 1848 die Schrift: „Vorwärts und Rückwärts in Preußen", Leipzig bei Jurany, die sich besonders mit den Zuständen, welche das Februarpatent von 1847 hervorrief, befaßte. Die Februarrevolution fand V. noch in Paris, das er am 25. April verließ und in dem Vorparlamente zu Frankfurt a. M. erschien; nachher wurde er in den Fünfziger-Ausschuß gewählt und ist jetzt für Hessen-Homburg Mitglied der deutschen Nationalversammlung, in der er als Redner, wie als Arbeiter in den Ausschüssen, sich bemerkbar gemacht hat. — V., dessen politische und religiöse Ansichten wir nicht theilen können, ist seiner äußern Persönlichkeit nach eine sanfte Natur, zum Vermittler zwischen den Ansichten der Linken, zu deren gemäßigterer Partei er gehört und jenen der Rechten geeignet, wenn gleich nicht immer leidenschaftslos auftretend. Außer den schon angeführten Schriften verfaßte er: 1) Römerthum, Christenthum und Germanenthum, Frankfurt a. M. bei Meidinger, 1840 (eine deutsche Bearbeitung seiner erwähnten französischen Preisschrift). 2) Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit, Paris 1847; ferner zahlreiche Aufsätze und Korrespondenzen in den Zeitschriften: Gränzboten, Europa, Morgenblatt, Blätter für literarische Unterhaltung, Démocratie pacifique (1839—41), Augsburger Allgemeinen, Kölnischen und Leipziger, Deutschen Zeitung; auch war er Mitarbeiter an dem Staatslexikon von Welker und Rotteck. C. Pfaff.

Venedig (Venezia). Von den Lagunen (s. d.), jenen bekannten eigenthümlichen Buchten des adriatischen Meeres, ist die berühmteste die Lagune von V. Ihre Oberfläche wird auf 47 Meilen berechnet. Eine schmale Dünenreihe (Lidi) scheidet sie vom Meere, hat aber fünf Oeffnungen, welche zugleich Häfen (Porti) sind, nämlich di Malamocco, di Chioggia, di Lido, di Tre porti und di S. Erasmo. Die Lidi sind sehr bevölkert (etwa 30,000 E.), und es befinden sich auf ihnen ganze Ortschaften, viele Vergnügungsplätze und Landhäuser der Venetianer und die Begräbnißstätten der Juden und Muhammedaner. Man unterscheidet die Laguna viva und Laguna morte. Jene ist zur Fluthzeit stets unter Wasser und enthält insbesondere die Inseln und die Stadt V. Die Inseln sind bebaut, mit Flecken und Dörfern besetzt und von der üppigsten Vegetation bedeckt. Die Laguna morte, näher dem Festlande, stellt sich zur Zeit der Ebbe vollkommen als Sumpf dar. Die eigenthümliche Lage V.s machte eine Reihe von Schutzwerken nöthig, wie sie in diesem Maßstabe an keinem andern Orte der Welt vorkommen. Um die Lagune vor Verschlammung zu bewahren, welche einerseits V. seiner Eigenschaft als Inselstadt beraubt, anderseits die Luft bis zur Unwohnbarkeit verpestet haben würde, unternahm man die ungeheure Arbeit, alle in die Lagune mündenden Flüsse zwischen hohen Dämmen in die offene See abzuleiten, und die Lagune gegen das Festland hin durch eine weit hinlaufende Reihe von Pfählen abzugränzen. War auf diese Art von der Lagune das Eindringen des süßen Wassers abgewehrt, so galt es hinwieder, die Dünen gegen die Wuth der Meereswogen zu schützen und dadurch zu verhüten,

daß die Lagune den Stürmen und somit V. selbst dem Untergange preisgegeben werde. Man verrammelte also die gefährlichen Stellen der Dünen mit Pfahlwerk, und 1744 begann die Republik jenen großartigen Dammbau, der mit Recht den Namen Murazzi (Riesenmauern) erhielt. Diese Mauern sind von Marmorquadern aufgeführt, 41—44 Fuß dick und ragen 14 Fuß über den gewöhnlichen Meeresstand hervor. Die österreichische Regierung setzte in neuerer Zeit diesen kolossalen Bau fort, wo ihn die Republik unvollendet gelassen hatte, und zu gleicher Zeit ließ sie einen ganz aus Marmor bestehenden Damm (Molo) errichten, um die Verschlammung des Hafens von Malamocco zu hindern, an dessen innerer Mündung sich eine gefährliche Bank gebildet hatte. In strategischer Hinsicht beschützen die Lagune starke Werke, an den Einfahrten und auf den Dünen angebracht, die jedem feindlichen Schiffe den Zugang verbieten, und eine Linie von Forts (darunter das renomirte Malaghera), welche auf der westlichen Uferstrecke der Terra firma sich hinzieht und einen Angriff von der Landseite her abwehrt. Ueberdies besteht eine eigene Lagunenflotte von 100 Penischen oder kleinen Kriegsfahrzeugen, jedes mit 15 Marinesoldaten bemannt und zum Kreuzen auf dem seichten Gewässer eingerichtet. Im Mittelpunkte dieser bewundernswerthen Wasserbauten und Befestigungsanstalten nun liegt V., die einstige Königin des Meeres, umspült von den Gewässern der Lagune, auf 136 Inseln, von 135 Kanälen durchschnitten, über welche 450 Brücken und Stege führen. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 2¼ □ M., ist in 6 Bezirke (Sestieri) eingetheilt und zählt 120,000 Einwohner, worunter viele Armenier, Griechen, Deutsche und Juden, 28,000 Häuser, von welchen indeß viele leer stehen und verfallen, 51 Plätze, 2108 Gassen, 99 katholische Kirchen, eine griechische, eine griechisch-orientalische, eine armenische, eine protestantische, 7 Synagogen, 19 öffentliche und 45 Privatpaläste. Die Luft ist ungeachtet der nahen Sümpfe gesund, aber als großer Uebelstand zeigt sich der Mangel an Trinkwasser, welchem die 160 öffentlichen Zisternen und mehre artesische Brunnen nur ungenügend abhelfen. Die Kanäle stellen allerdings die Straßen V.s vor, und Hauptstraße ist der Canal grande (Canalazzo), welcher in Gestalt eines S das Ganze in zwei Theile scheidet; indeß ist es eine ganz irrige Vorstellung, wenn man meint, die Häuser ständen daselbst alle so im Wasser, daß man außer dem Markusplatze keinen Schritt gehen könne, sondern überall gondeln müsse. Viele kleinere Kanäle sind neuerlich zugeschüttet oder überwölbt worden; ferner gibt es auch zahlreiche schmale Kai's (Calli) und wirkliche Straßen, freilich meistens so schmal, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberstehenden Häuser erreichen kann. Diese Gäßchen sind mit Quadern gepflastert, werden sehr reinlich gehalten und zeigen ein reges Menschengewimmel. Thiere fehlen im Straßenverkehr V.s und es gibt viele Eingeborene, welche in ihrem ganzen Leben keine anderen Pferde, als die ehernen Rosse an der Markuskirche gesehen haben. Die Stelle der Equipagen u. Miethkutschen vertreten in V. die Gondeln. Die Führer derselben (Gondolieri, Barcaroli) zeichnen sich durch ihre große Gewandtheit im Rudern und Steuern aus. Der nordwestliche Theil der Stadt bildet einen merklichen Gegensatz zum südöstlichen, denn dort gibt es mehr festen Boden, freie Plätze, Hofräume, Gärten, dagegen herrscht weit weniger Verkehr und Leben, als hier. Die Juden haben ein eigenes Quartier in der Sestiera di Canalreggio, den Ghetto, wo 7—8 Stockwerke hohe Häuser enge, düstere Gassen bilden; doch seitdem die Franzosen zu Anfang dieses Jahrhunderts den Judenzwang gänzlich aufhoben, wohnt von den reichen Israeliten kaum Einer mehr im Ghetto, und auch von den Aermeren haben manche der Geschäfte wegen andere Stadttheile bezogen. Alle Gebäude V.s stehen auf Pfahlwerk, mehre auf Rösten von Cederstämmen, und einer der großen Paläste ist sogar auf lauter Mahagoniblöcken erbaut. — Der interessanteste Theil der Stadt ist Rialto mit der schönen Straße Riva dei Schiavoni, dem berühmten Markusplatze und der Piazetta. Der Markusplatz, 553 Fuß lang und über 200 Fuß breit, ist par-

kettartig mit viereckigen schwarzen Trachytplatten und weißem Marmor gepflastert. Er wird gebildet durch die Markuskirche, den königlichen Palast und die beiden Prokuratien. Auf ihm stehen, von ehernen Fußgestellen getragen, drei kolossale Cedermasten, die Symbole der ehemaligen Herrschaft der Republik V. über die Königreiche Candia, Cypern und Morea. Die umlaufenden Arkaden sind zu Handelsgewölben und Kaffeehäusern benützt. Von letzteren haben hier für die bedeutendsten fremden Nationen, mit welchen V. zu thun hat, sich eigene etablirt. Der Markusplatz wird mit Recht das Herz von V. genannt. Von allem Großen, was geschehen, ist er Zeuge gewesen, und noch immer ist er der Sammelplatz der schönen Welt, der Fremden und aller Geschäftsleute. Die im rechten Winkel an ihn stoßende Piazetta ist von dem Markuspalaste, der Bibliothek und der Münze (Zecca, daher Zechinen) umgeben. An der offenen Seite gegen den Kanal Giudecca hin erheben sich zwei hohe Granitsäulen, 1125 von dem Dogen Domenico Michieli aus dem Archipel hieher gebracht. Die eine davon trägt die Statue des hl. Theodor, des Schutzpatrons von Dalmatien, die andere den bronzenen Löwen des heil. Markus. Die Markuskirche besteht aus drei verschiedenen, räumlich von einander getrennten Bauten, der eigentlichen Kirche San Marco, dem Glockenthurme und dem Uhrgebäude. Die Basilika des heil. Markus ist berühmt wie Sankt Peter in Rom, wie der Dom zu Köln, aber als Kunstwerk der Architektur kann sie sich nicht mit diesen beiden Tempeln messen, ja sie wird in dieser Hinsicht selbst von mehren Kirchen V.s übertroffen. Sie ist ein sonderbares Gemisch byzantinischen, deutschen u. italienischen Styles, im 10. Jahrhunderte begonnen, im 12. vollendet. Die Facade hat fünf Portale; über dem mittleren u. größten stehen die vier herrlichen Pferde Lysipp's, von Erz und vergoldet, welche der Doge Dandolo im J. 1204 vom Hippodrom zu Konstantinopel wegführte. Fünf Kuppeln, von Goldmosaik bedeckt, überwölben die Kirche, deren Umfang 950′ beträgt. Die Pracht im Innern übersteigt alle Vorstellungen, und es soll der Realwerth der Kirche auf 80 Millionen venetianische Dukaten (nicht ganz so viel Thaler) sich belaufen. Eine strotzende Fülle von Gold und Edelgestein, von Marmor und Mosaik, von Säulen, Statuen und Gemälden ist da dicht zusammengedrängt. Die Schatzkammer enthält ausgezeichnete Kunstwerke aller Zeiten. Der Glockenthurm, isolirt neben der Kirche stehend, ist im Viereck erbaut, 322′ hoch und endet in eine Pyramide, welche einen 16′ hohen Engel aus Bronze trägt. Er hat doppelte Mauern von außerordentlicher Stärke, zwischen welchen ein Gang ohne Stufen hinaufführt, so breit und bequem, daß man bis in die Glockenstube ohne die geringste Beschwerlichkeit reiten kann. Die Aussicht von der Höhe über V., das Meer und das Festland bis zu den Tiroler Gletschern ist bezaubernd. Der Markusthurm diente Galilei als Observatorium. Das Uhrgebäude steht auf der Seite der alten Prokuratorien. Das Zifferblatt ist von gewaltigem Umfange, so daß selbst das auf dem Münster zu Straßburg unbedeutend dagegen erscheint. Zwei eherne riesenhafte Statuen schlagen die vollen Stunden an, während die Viertel durch den Thürmer auf dem Markusthurme an eine der Glocken desselben geschlagen werden. Die übrigen Kirchen der Stadt sind fast alle im italienischen Kuppelstyle gehalten, und man kann nicht läugnen, daß dieser etwas Imposantes hat. Die herrliche Santa Maria della Salute wurde 1630 nach Longhena's Plane zum Danke für die Befreiung von der Pest erbaut u. hat die großartigste Rotunde in V. In der Franziskanerkirche Dei Frari ist das Grab Tizians aufgefunden worden. Die Kirche S. Giovanni e Paolo umschließt die Monumente von 70 Dogen. Ueberaus reich verziert ist die Kirche Degli Scalzi. Sehenswerth sind ferner S. Luzio, Palladio's letztes Werk, St. Giorgio Maggiore, Palladio's schöne Kapuzinerkirche il Redentore u. a. — Der weltberühmte Dogen- oder Markuspalast (Palazzo Ducale), im 14. Jahrhunderte von Calendario erbaut, macht eine Fronte von 216 Fuß gegen die Piazetta. Der Styl ist förmlich bizarr zu nennen, aber grandios, mächtig, gebieterisch. Die Säle, die gewaltigen Räume, in denen die Bürger der

Republik, wie einst die Bürger Roms auf dem Kapitol, über das Geschick von Königen und Königreichen entschieden, wo die großartigsten Pläne entworfen und Beschlüsse gefaßt, wo aber auch die furchtbarsten Grausamkeiten in heimtückischer Staatsklugheit ersonnen und mit empörender Kaltblütigkeit ausgeführt wurden, dienen jetzt zur Aufbewahrung von Sammlungen, zu Büreau's und andern nichts weniger als welthistorischen Zwecken. Der Audienzsaal, von goldenen Zierathen strotzend und an den Wänden mit Gemälden errungener Siege überdeckt, ist ein sprechendes Denkmal des ehemaligen Reichthumes und der Macht der Republik. Im großen Rathssaale sind die Bildnisse sämmtlicher Dogen V.s aufgehängt und über der Eingangsthüre sieht man Tintoretto's Paradies, ein Gemälde im kolossalsten Maßstabe. Unter den Antiken des Saales finden sich Werke der höchsten Vollendung. Die übrigen Merkwürdigkeiten des Palastes sind die Riesenstiege, die goldene Stiege, die Kapelle, der Saal der Zehnmänner, das Gemach der Staatsinquisitoren, das Kabinet des Dogen, die Löwen- und Leopardenköpfe mit offenen Rachen, in welche früher die schriftlichen Denunziationen geworfen wurden. Die übel berüchtigte Seufzerbrücke verbindet den Palast mit den Gefängnissen (Prigioni), einem massiven Bau, welcher gegen die Riva dei Schiavoni Fronte macht. Die Kerker gehören zu den gesundesten und besten in Europa, denn die verrufenen Bleidächer (Piombi) und die unterirdischen Gefängnisse (Pozzi) werden nicht mehr benützt. Jene sind 8 Fuß hohe, geräumige Gemächer und von dem Bleidache durch eine horizontale Mauerdecke getrennt, demnach bei weitem nicht so fürchterlich, als man von ihnen gefabelt hat, anders steht es freilich mit den Pozzi. Das sind unterirdische, sehr feste Gewölbe, kalt, finster und schauerlich. Einige lagen so tief, daß die Fluth in sie eindringen konnte; diese sind aber jetzt verschüttet. Der königliche Palast, gegenüber von der Markuskirche, wurde 1810 von Napoleon auf der Stelle der Kirche St. Geminiaro erbaut. Die Zahl der Paläste, welche sich der reiche Adel von V. in den Zeiten der Republik erbaute, ist außerordentlich groß; doch sind jetzt nur noch die wenigsten im Besitze der Familien, deren Namen sie führen. Durch ihren Baustyl oder durch Kunstsammlungen und historische Erinnerungen zeichnen sich aus die Palazzi Grimani, Corner, Falieri, Manfrin mit berühmter Gemäldegallerie, Barbarigo, Pisani, Mocenigo, Pesaro, Manin, Manfredi, Moretto, Nanini, Siveri, Ca Doro, Rizzo. Unter den Theatern ist das schönste und größte die herrliche Fenice, 1791 um 1½ Mill. Gulden von Selva erbaut. Sie hat 160 Logen und faßt 3000 Zuschauer. — Zu dem Gewaltigsten, was an V.s ehemalige Größe mahnt, gehört sein Arsenal. Es ist dieses nicht etwa ein großes Haus, sondern ein ganzer Stadttheil, von Mauern und Thürmen umgeben und aus verschiedenen mächtigen Gebäuden, Plätzen u. Kanälen bestehend, in einem Umfange von mehr als zwei italienischen Meilen. Gleich am Eingange zeigen sich die vier antiken Löwen, welche 1687 aus dem Piräus von Athen hieher als Beute gebracht wurden, und auch das Innere enthält zahlreiche Trophäen und anderweitige Dokumente der ehemaligen Seeherrlichkeit V.s, so z. B. die Büsten der venetianischen Seehelden, die große Fahne, welche in der Schlacht von Lepanto den Türken abgenommen wurde, das Modell und ein kleines Fragment des Bucintoro. Im Modellsaale sieht man das meisterhafte Relief der adriatischen Küsten. Der Riesensaal, in welchem die Taue gedreht werden, die sogenannte Tana, ist 910 Fuß lang, 56 Fuß breit, 70 Fuß hoch und ruht auf 92 Säulen. 86 Schiffe können zu gleicher Zeit im Arsenal gebaut werden. — Die Rialtobrücke zeichnet sich durch ihre Kühnheit und Festigkeit aus. Ein einziger Bogen, 89 Fuß weit, ist aus istrischem Marmor über den Kanal gesprengt. Aber ein noch viel größeres Wunderwerk der Wasserbaukunst ist die vier Miglien lange Riesenbrücke für die Eisenbahn von V. quer durch die Lagune nach dem Festlande. — Gewissermaßen die Vorstädte von V. bilden die zumeist von Künstlern, Fabrikanten, Handwerkern, Fischern und Gärtnern bewohnten Inseln San Lazaro, mit einem armenischen Mechitaristenkloster, berühmt durch seine orientalische Druckerei, seine Bibliothek

und sein Museum, Giudecca, San Giorgio, Santa Elena, San Erasmo, il Lido di Malamocco, il Lido di Palestrina, Chioggia, mit einer Stadt von 25,000 Einwohnern, in welcher ein Bischof residirt, San Michele, Murano, Hauptsitz der venetianischen Glas- und Spiegelfabrikation, Mazarbo, Torcello, Burano u. a. m. — V. ist der Sitz eines Patriarchen und war bis zur Revolution im Jahre 1848 die Hauptstadt des österreichischen Gouvernements V. und der Aufenthaltsort der bei dieser hohen Behörde angestellten Beamten, sowie des k. k. Marine-Oberkommando. Das ungeheure Staatsarchiv der ehemaligen Republik, die Urkunden und Schriften von den ältesten Zeiten her enthaltend, wird im Kloster der Frari aufbewahrt. Von Unterrichtsanstalten bestehen hier ein Lyceum mit Konvikt, reicher Bibliothek, einem physikalischen Museum und einem botanischen Garten, drei Gymnasien, ein Patriarchalseminar, welches jetzt auch die berühmte Pinoteca Manfredini besitzt, ein Marinekadetten-Institut, Mädchen-Erziehungsanstalten der Salesianerinen. Weniger gut bestellt zeigt sich das Volksschulwesen, und namentlich ist von einer allgemeinen Schulpflichtigkeit, wie in den deutsch-österreichischen Staaten, nicht die Rede. Die Markusbibliothek im Dogenpalaste zählt 70,000 Bände und 5000 Handschriften. Athenäum. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie reich V. an Kunstschätzen ist. Es gibt schwerlich eine Kirche, die nicht ein bedeutendes Werk der Malerei oder der Skulptur aufzuweisen hätte, dann die großen Paläste und außerdem noch besondere Sammlungen, wie die Akademie der schönen Künste. Hier befindet sich V.s schönstes Bild, die Himmelfahrt Mariä von Tizian, dessen Opferung der Jungfrau im Tempel, Tintoretto's Hauptwerk, die Befreiung eines Sklaven durch den hl. Markus, das Abendmahl von Paul Veronese, ferner eine sehr reiche Sammlung von Gypsabdrücken. Auch Canova's rechte Hand mit seinem Griffel wird in der Akademie aufbewahrt. Der durch die neueste Umwälzung veranlaßte Nothstand der öffentlichen Kassen ließ in der Nationalversammlung einen Vorschlag zur Veräußerung eines Theiles der Kunstschätze der Stadt laut werden; derselbe wurde jedoch mit Stimmenmehrheit verworfen, ein Beschluß, welcher eben sowohl dem Kunstsinne als dem Patriotismus der Venetianer Ehre macht. Außer La Fenice hat V. noch sechs Theater. Für die Pflege der Musik sorgt ein Musik-Conservatorium mit einem Pensionate, das schon viele treffliche Künstler zog. Von Wohlthätigkeits- und Gesundheitsanstalten besitzt V. viele Hospitäler, ein Findelhaus, drei Waisenhäuser, drei Versorgungshäuser, ein Militärspital, zwei Quarantäne-Lazarethe u. a. m. Im großen Bassin sind eine Schwimmanstalt und mehre Bäder errichtet. — Der Handel V.s war in den letzten Jahren bis zur jetzigen Katastrophe her, ungeachtet der drückenden Nachbarschaft Triests, durchaus nicht so unbedeutend, als er uns von mehren Schriftstellern geschildert worden ist; einzelne Zweige, wie z. B. der Oelhandel, wurden sogar sehr schwunghaft betrieben und die Kommissions- und Wechselgeschäfte der Venetianer dehnten sich über den größten Theil Europa's aus. Die Regierung erklärte im J. 1830 die Stadt zu einem Freihafen und that alles Mögliche, um die äußern Hindernisse der Schifffahrt zu beseitigen, wofür sie eine Summe von vielen Millionen Gulden verwendete, (vgl. die Eingangs erwähnten Wasserbauten). Nach dem Innern der Lombardei führt eine Eisenbahn, und zur Erleichterung der Kommunikation mit Triest und der Levante besteht eine regelmäßige Dampfschifffahrt. — Von der Industrie V.s sind durch den Mangel an süßem Wasser mehre Gewerbe ganz ausgeschlossen, doch ist sie im Ganzen keineswegs unerheblich. Es bestehen eine ärarialische Tabakfabrik, 15 Fabriken für gemeine Glaswaaren, Perlen, Pasten und Glasblumen, vier für Spiegel- und Tafelglas, eine Dampfmahlmühle, eingerichtet von einer Aktiengesellschaft in der ehemaligen Kirche St. Gerolamo, deren Thurm jetzt als Kamin dient, eine Zuckerraffinerie. Bemerkenswerthe Produkte des hiesigen Gewerbfleißes sind ferner Wachs, Wachsblumen, Masken, Seife, Theriak, Weingeist, türkische Käppchen, Handschuhe, künstliche Blumen, Steingut, Tuch-, Seiden- und Seilerwaaren. Die venetiani-

schen Goldketten haben noch ihren alten Ruf. — Als Belustigungsorte dienen die Arkaden des Markusplatzes, die von Napoleon angelegten öffentlichen Gärten und die Theater. Von den Volksfesten ist das interessanteste verloren gegangen, seitdem kein Doge mehr am Himmelfahrtstage im goldstrotzenden Bucintoro hinausschifft in's adriatische Meer, den kostbaren Brautring in Hadria's Fluthen versenkt und so die Vermählung feiert zwischen der Inselrepublik und dem mächtigen Elemente. Unter den noch bestehenden Feierlichkeiten sind die größten die Beleuchtung der Markuskirche am Charfreitage, das Marthafest und die Feste del Redentore und St. Agata. Den Glanzpunkt des geselligen Lebens bildet der Karneval. — — **Verfassung der ehemaligen Republik V. und Geschichte.** Zur Zeit der Auflösung dieses Staates (1797) hatte sein Gebiet, so weit es nämlich zu Italien gehörte (Terra firma genannt) und mit Inbegriff des venetianischen Istriens einen Flächenraum von ungefähr 625 □ M. Hiezu kamen noch die venetianischen Besitzungen in Dalmatien und im nördlichen Albanien, dann die Jonischen Inseln. Die Bevölkerung belief sich auf drei Millionen, das Einkommen auf 5½ Millionen venetianischer Dukaten. Die Staatsverfassung war völlig aristokratisch, und die Gewalt lag in den Händen von etwa 1500 Adeligen oder **Nobili.** Sobald einem Nobili ein Sohn geboren wurde, ließ er dessen Namen in das sogenannte goldene Buch eintragen, außerdem sein Adel nicht anerkannt worden wäre. Kein venetianischer Edelmann durfte in eines auswärtigen Fürsten Dienste treten. Jeder Nobile ward sowohl von seines Gleichen als von Andern Excellenza titulirt. Er hatte von seinem 25. Jahre an das Recht, den großen Rath zu besuchen. Das übrige Volk war Null; es durfte an keiner Staatsberathung Theil nehmen, keine Stellen bekleiden, es mußte nur gehorchen. Das in seiner Machtvollkommenheit sehr beschränkte Oberhaupt der Republik war der **Doge** oder Herzog, welcher für Lebensdauer gewählt wurde. Die obersten Staatsbehörden waren der große Rath, oder die Versammlung aller Nobili, der Senat (300 Mitglieder) und das Kollegium, aus dem Dogen und sechs Räthen (der Signoria), den Ministern u. s. w. bestehend. Der Signoria, dem Rathe des Fürsten, lag die Ausführung aller Regierungsmaßregeln ob. Die Rechtspflege wurde von vier Tribunalen verwaltet. Nebst diesen bestand der **Rath der Zehn.** Dieses Gericht beschäft'gte sich vornehmlich mit den Kriminalanklagen, in welche Nobili, Geistliche und andere Standespersonen verflochten waren, und mit den politischen Vergehen. Es war wegen seiner Strenge sehr gefürchtet. Ihm zur Seite standen die drei **Staatsinquisitoren,** welche so unumschränkte Gewalt hatten, daß sie selbst den Dogen aus dem Wege räumen konnten. Sie waren im eigentlichen Sinne Vehmrichter, bei ihren Sentenzen keiner Regel unterworfen und vom undurchdringlichsten Geheimnisse umschleiert. Zahllose Spione, öfters aus den höchsten Ständen, dienten ihnen, und überdies erhielten sie viele Denunziationen durch die oben erwähnten Löwenköpfe, hinter welchen Kästchen angebracht waren, zu denen die Inquisitoren die Schlüssel hatten. Die Schlachtopfer dieses tyrannischen Gerichtshofes füllten die beschriebenen furchtbaren Staatsgefängnisse, und zahlreiche, von den Inquisitoren verhängte Todesstrafen wurden heimlich vollzogen. Im Uebrigen, so lange es sich nicht um Politik handelte, verfuhr die Regierung mild, die Abgaben waren gering, Handel und Gewerbfleiß blühten. Nirgends sind die guten wie die schlimmen Seiten des aristokratischen Regiments so offenbar geworden, als in V. Die Landmacht der Republik war in den letzten Zeiten unbedeutend, beträchtlicher die Seemacht, welche aus 85 Kriegsfahrzeugen bestand, worunter 24 Linienschiffe. Von Ritterorden vergab V. den des heil. Markus und den der Konstantinerritter. — Als zur Zeit der Völkerwanderung Oberitalien mehr und mehr von wilden Horden durchzogen und verwüstet ward, da faßten die Anwohner der Piave und Brenta, die Veneter, den nicht allein für sie selbst, sondern gewiß auch für die Wissenschaft und Civilisation im Allgemeinen sehr glücklichen Gedanken, sich und ihre ganze materielle und geistige Errungenschaft vor den

Eingriffen der Barbaren in's Meer zu flüchten, d. h. auf die Inseln, die sich vor den Mündungen der vielen Bergströme im nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres gebildet hatten. Im Jahre 421 ward in Rialto die erste Kirche von ihnen erbaut. Das Gemeinwesen der Auswanderer war ein völlig demokratisches. Der Einfall der rohen Longobarden in Italien führte wieder eine Menge von Flüchtlingen nach den Lagunen, und bald wuchs die Bevölkerung dort so an, daß für jede Insel ein Tribun erwählt wurde, der über die Rechtspflege wachte. Die Streitigkeiten, welche diese Tribunen wegen des Vorranges mit einander anfingen, so wie die Gefahren, die von Seite der Longobarden und Slaven drohten, veranlaßten, daß im J. 697 auf einer Volksversammlung zu Heraklea ein gemeinsames Oberhaupt gewählt wurde. Der erste Dux oder Doge war Paoluccio Anafesto. Von dem zweiten, Marcello Tegagliano († 726), existiren noch jetzt direkte Nachkommen, und manche venetianischen Familien rühmen sich eines tausendjährigen Alters. Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts wurde Malamocco die Hauptstadt des Staates, und hier residirten auch die Dogen. Aber diese reiche Stadt ward in Folge innerer Zwiste 830 durch Feuer, und hierauf durch ein Erdbeben mit heftigen Sturmfluthen gänzlich zerstört und ist gegenwärtig nur ein ärmliches Rest, während das jetzige Venedig seinen entschiedenen Vorrang vor allen übrigen Ortschaften der Republik besonders dem Umstande zu danken hat, daß im J. 827 die irdischen Reste des heil. Markus von Alexandria dahin gebracht wurden. Was San Marco von jeher und bis in unsere Zeit für die Venetianer bedeutet, ist weltbekannt. Schnell erhob sich auf der Rialtoinsel eine volkreiche und blühende Stadt, und allmählich wurden die vielen andern Inseln, welche jene umgaben, durch Brücken und Stege mit einander verbunden, so daß sie zusammen nur Eine große Seestadt ausmachten. Die Kämpfe mit den Arabern, von denen selbst das adriatische Meer unsicher gemacht wurde, und mit den slavischen Seeräubern, deren Stammesgenossen an der Ostküste jenes Meeres die Königreiche Dalmatien und Kroatien gegründet hatten, gaben den Venetianern Gelegenheit, sich zu trefflichen Seeleuten auszubilden und so nach und nach die Herrschaft über das adriatische Meer an sich zu reißen. Schon 997 begaben sich mehre Städte Dalmatiens unter ihren Schutz und wurden fortan durch venetianische Prioren oder Podesta's regiert. Fortwährend benützte V. seine Lage auf den Gränzen des ost- und weströmischen Kaiserthums mit vieler Klugheit, und frühzeitig eigneten sich seine Diplomaten eine Gewandtheit an, welche den Staatsmännern anderer Länder zum Vorbilde diente. Immer blühender erhob sich auch V.s Handel, und am Schlusse des 10. Jahrhunderts genoß es bereits großer Handelsvorzüge im Morgenlande sowohl, als im Abendlande. Besonders gewann V. durch die Kreuzzüge, welche es zur reichsten und mächtigsten Stadt Oberitaliens erhoben, in welcher die Schätze des ganzen Orients zusammenflossen. Mehr und mehr wuchs aber auch mit der Zunahme des Reichthums der Einfluß der Aristokratie auf die Leitung des Staates; nicht nur die Volksversammlungen verloren ihr bisheriges Ansehen, sondern auch die Macht der Dogen wurde immer beschränkter. Nach der Ermordung des Dogen Vitale Michieli II. im J. 1173 wurde die Verfassung dahin abgeändert, daß man die höchste Gewalt einer zahlreichen Wahlversammlung von Edlen übertrug, die durch feste Gesetze in Schranken gehalten werden sollte. Die Vertreibung des griechischen Prinzen Alexius, welcher in V. Hülfe suchte, veranlaßte die mächtige Republik, unter der Führung des Dogen **Enrico Dandolo** (s. d.) u. mit dem Beistande des Heeres der Kreuzfahrer Konstantinopel zu erobern (1204). Diese Kriegsthat verschaffte den Lateinern die Herrschaft über einen großen Theil des griechischen Kaiserthums, ihren Verbündeten, den Venetianern, den Besitz von Euböa, Lemnos, Creta (Candia), Corfu u. s. w., und V.s Handel erhielt dadurch einen noch größern Aufschwung. Alle Küsten des schwarzen Meeres wurden nun von seinen Schiffen besucht, und sein Verkehr reichte bis nach Armenien und Persien, während er sich im Norden bis zur Ostsee erstreckte.

Selbst bei der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums (1261) behaupteten die Venetianer einen großen Theil der ehemals gemachten Beute. Mit den Genuesern, welche zum Sturze der Lateiner in Konstantinopel wesentlich beigetragen hatten und den venetianischen Handelsbeziehungen großen Abbruch thaten, gerieth die Republik in heftige Kriege, welche, hie und da von Waffenstillständen und Friedensschlüssen unterbrochen, 130 Jahre lang mit großer Erbitterung geführt wurden, ohne daß die eine der beiden mächtigen Städte ein dauerndes Uebergewicht über die andere erlangen konnte. Die Verfassung V.s verwandelte sich 1297 nach heftigen Streitigkeiten in eine aristokratisch-oligarchische, indem man durch das neue Gesetz, welches nur den Familien der damaligen Mitglieder des großen Rathes den Zutritt zu den Staatswürden offen ließ, an die Stelle des bisher jährlich durch Wahl sich erneuernden Kollegiums eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten, nämlich die im goldenen Buche eingezeichneten Nobili, setzte. Die Einführung des Rathes der Zehn im J. 1310 bildete den Schlußstein dieses aristokratischen Staatsbaues. 1381 beendigte V. glorreich für sich den langen Kampf mit Genua und vergrößerte in dieser und den darauf folgenden Zeiten sein Gebiet, indem es sich in der Lombardei, in Dalmatien und Friaul immer mehr ausbreitete und zuletzt sogar das schöne Cypern erwarb (1486). Der Handel u. die Seemacht des Freistaates hatten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den höchsten Gipfel erreicht, aber jetzt geschahen Dinge, deren Folgen keine Staatsklugheit abwenden konnte. Der Welthandel nahm durch die Auffindung eines Seeweges nach Ostindien und durch die Entdeckung Amerika's eine völlig neue Wendung, während die Fortschritte der osmanischen Macht die Venetianer auf ihrem eigenen Boden bedrohten und ihnen nach und nach ihre Besitzungen im Archipel, auf Morea und auf dem griechischen Festlande entrissen. Der hohe Glanz des venetianischen Verkehrs schwand für immer dahin. Gleichwohl behielt die Republik so viel Kraft, daß sie den gefahrvollen Sturm, welchen der Bund von Cambray (1508—1516) über sie brachte, mit Glück bestand. Doch wiederholten die Angriffe sich immer wieder. 1571 entrissen ihr die Türken Cypern, u. 1669 nach einem 24jährigen verderblichen Kriege auch Candia. Zwar eroberte Francesco Morosini 1684 Morea mit Athen für V. wieder, aber im Passarovitzer Frieden von 1718 mußte dieses Land wieder aufgegeben werden. Je tiefer der Handel der Republik sank, desto mehr nahm auch ihr Ansehen ab, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts stand nach einem mehr als 1300jährigen Daseyn der venetianische Staat nur noch als ein morsches Gebäude aufrecht. Schwankendes, unentschlossenes Benehmen beim Vordringen Bonaparte's im ersten italienischen Feldzuge beschleunigte den Untergang. Ein Aufstand der Bevölkerung der Terra firma im Rücken der Franzosen reizte diese, nachdem sie der Oesterreicher durch die Präliminarien von Leoben los geworden waren, sich mit aller Macht gegen V. zu wenden, das nicht lange widerstehen konnte. Am 12. Mai 1797 dankte der letzte Doge, Luigi Manin, ab. Das venetianische Gebiet kam durch den Frieden von Campo Formio fast ganz an Oesterreich, als Entschädigung für die Abtretung der österreichischen Niederlande an Frankreich und der österreichischen Herzogthümer Mailand und Mantua an die damalige cisalpinische Republik, das nachherige Königreich Italien. Oesterreich mußte zwar im Preßburger Frieden 1805 V. wieder herausgeben, erhielt es aber durch den Pariser Frieden von 1814 und die Beschlüsse des Wiener Kongresses von 1815 wieder. Die kaiserliche Regierung ließ es, wie bereits im geographischen Theile dieses Artikels angedeutet worden ist, nicht an den geeigneten Maßregeln fehlen, um V.s Handel und Schifffahrt wieder in Flor zu bringen, aber alle Bemühungen und Opfer waren nicht im Stande, ihr die Sympathien der Bevölkerung dauernd zu erwerben. Im September 1847 hielten die italienischen Gelehrten zu V. einen Kongreß. Damals schon herrschte allenthalben in Italien, von Sizilien bis zum Fuße der Alpen, eine unruhige Bewegung und eine politische Stimmung, welche vorzüglich gegen die Deutschen gerichtet war. Der

Prinz von Canino, Karl Lucian Bonaparte, welcher gegenwärtig in Rom die Rolle eines eingefleischten Republikaners spielt, vergaß den wissenschaftlichen Zweck der Versammlung so weit, daß er in seine Antrittsrede Oesterreich verletzende politische Demonstrationen einflocht, und wurde deshalb vom Gouvernement aus der Stadt gewiesen. Die Februarrevolution von 1848 fand den politischen Boden in V. bereits sattsam gelockert, denn längst schon hatte sich die Bevölkerung in ihrem nationalitalienischen Stolze dem Hasse gegen die Deutschen angeschlossen, u. die Propaganda war unablässig bemüht, die junge Flamme zum hellen Brande zu schüren. Dem Ausbruche gingen mancherlei unzweideutige Anzeichen voran. Die Cerito tanzte im Theater Fenice unter unermeßlichem Beifalle in den italienischen Farben. Der Pöbel durchzog die Straßen mit dem Geschrei: „Tod den Deutschen! Tod den Oesterreichern!“ Der Vicekönig wurde mit maßlosen Petitionen bestürmt. Die Regierung trat diesen Bewegungen nicht entschieden genug entgegen. Inzwischen langte die Nachricht von der vom Kaiser ertheilten Verfassung nebst der Bewilligung zur Errichtung einer Nationalgarde an und plötzlich kam eine unglaubliche Menge von Waffen und Bewaffneten zu Tage. Um die Regierung zu täuschen, spielte man Komödie und freute sich scheinbar über die Konstitution. Es gelang den Spiegelfechtereien der Verschwornen, alle wichtigen Punkte in die Hände der Bürgergarde zu bringen, das deutsche Regiment Kinsky zu entfernen und die italienischen Truppen wie die Marine für sich zu gewinnen. Am 20. März Vormittags wurde ein Aufstand der Arsenalarbeiter mit Mühe gestillt. Nachmittags 5 Uhr verbreitete sich plötzlich das Gerücht, einige Soldaten des Regiments Kinsky seien bewaffnet gesehen worden. Man schrie über Verrath; in einem Augenblicke war die ganze Stadt in Aufruhr, Alles griff zu den Waffen. Doch wurde die Ruhe noch einmal wiederhergestellt. Die Regierungsbehörde freute sich, wie Alles vortrefflich gehe und jede Befürchtung mehr und mehr verschwinde. Es fehlte ihr die klare Einsicht in die Lage der Dinge. Tags darauf erschien plötzlich, wie aus Land und Meer hervorgewachsen, ein Volkshaufe vor dem Gouvernements-Palais. Die Mitglieder des Municipalrathes u. einige Abgeordnete des Volkes begaben sich zum Grafen Palffy. Der bestürzte Gouverneur stammelte einige unbestimmte Konzessionen. Das war genug; diese Versprechungen wurden der draußen harrenden Menge als eine förmliche Gewährleistung ihres Verlangens dargestellt. Man rief: „Es lebe die Konstitution! es lebe die Bürgerwehr!“ vor Allem aber: „Es lebe Manin! es lebe Tomaseo!“ Diese waren die thätigsten Agitatoren. Das Geschrei ertönte noch immer, als plötzlich eine furchtbare Stimme den unerwarteten Ruf: „Abasso il governo!“ (Nieder mit der Regierung!) ausstieß. Er wurde sogleich aus tausend Kehlen wiederholt. Die sorglose, fast scherzhafte Haltung der Menge wich von nun an einer finstern Aufregung. Das Wort, welches man ausgesprochen hatte, rief alles Rachgefühl des Volkes in's Leben. Die drohende Bewegung theilte sich bald der ganzen Stadt mit; die Emeute verwandelte sich in eine Revolution. Der Gouverneur fand es an der Zeit, sich zum Widerstande zu rüsten. Kroaten stellten sich vor dem Palaste auf, eine letzte Warnung wurde gegeben — dann feuerten die Soldaten unter die vor ihnen stehende Menge. Ein augenblickliches Schweigen folgte der Salve; es dauerte nicht lange, und dann erhob sich ein Freudengeschrei. Nur ein Mann und drei Kinder waren gefallen, obgleich 300 Kugeln durch geübte Schützen unter eine eng zusammengekeilte Masse Volkes abgefeuert worden. Ein so merkwürdiger Umstand konnte nicht verfehlen, die Einbildungskraft der Venetianer mächtig aufzuregen; man schrie Mirakel! und die Meinung, Gott selbst habe sich für Venedig erklärt, steigerte die Begeisterung des Volkes zum Heroismus. Jung und Alt, Männer und Weiber rissen Pflastersteine aus und schleuderten sie auf die Kroaten. Eine zweite Musketensalve vermehrte nur die Erbitterung der Menge, welche über die Soldaten herfiel und sie zwang, sich in den Palast zurückzuziehen. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen u. die Volksführer benützten *dieselbe zu einer* geheimen Zusammenkunft. Das Pro-

gramm des morgenden Tages wurde in dieser Berathung festgestellt u. der Schluß gezogen, daß Alles vom Besitze des Arsenals abhänge. Nichts war mehr zu fürchten, wenn man sich seiner bemächtigt hätte — Alles, wenn der Feind sich darin verstärkte. Schon bei Tagesanbruch erschienen ungeheuere Volksmassen vor diesem Gebäude. Sie fanden die Thore geschlossen, die sich aber bei dem Rufe: Abasso il governo! öffneten. Die Arbeiter waren in's Komplott gezogen worden. Sie verschafften dem Volke den Eingang, und das Arsenal war ohne Schwertstreich genommen. Leider begnügte man sich nicht mit diesem leichten Siege. Im Arsenal befand sich der Oberst Marinovich, der Nachfolger des am 5. Oktober 1847 gestorbenen Erzherzogs Friedrich im Oberbefehle des österreichischen Seewesens. Gegen ihn, der wenig beliebt war, kehrte sich die Wuth des Volkes und er wurde auf eine gräßliche Weise ermordet. Ein Ruf, den man noch nicht vernommen, bezeichnete eine neue Phase in der Revolution V.s; man schrie: Es lebe die Republik! Die ganze Stadt hallte von dieser Losung wieder — die Würfel waren gefallen. Der Volkshaufe wälzte sich vor den Palast des Gouverneurs. Eine Deputation erklärte diesem, daß Alles zur Vernichtung der Deutschen vorbereitet sei, und foderte ihn auf, die Stadt zu verlassen. Nach langer Unschlüssigkeit entgegnete der Gouverneur, er wolle seine Macht in die Hände des Militärkommandanten niederlegen, man möge sich an diesen wenden. Die Menge stürzte sich nun vor den Palast des Grafen Zichy-Ferraris, welcher einige Augenblicke später den Vertrag unterzeichnete, der die Entfernung der österreichischen Truppen aus V. mit Zurücklassung sämmtlicher Kassen und Kriegsvorräthe festsetzte. An demselben Tage ward die Republik proklamirt. Manin war Präsident, Tomaseo einer von den Ministern. So hatte Oesterreich durch einen Handstreich eine seiner wichtigsten Provinzen verloren, denn Padua, Vicenza, Treviso, Rovigo, Belluno und Udine schlossen sich alsbald den Venetianern an. Auch ein großer Theil der Flotte war in den Händen des Feindes geblieben, zu welchem sich die Mannschaft aller in Venedig befindlichen Schiffe, lauter Italiener, geschlagen hatte. Am 31. März erfolgte die Berufung einer Nationalversammlung (Constituente-Consulta). Die wiedergeborne Republik sah sich aber gleich im ersten Augenblicke ihres Daseyns mit Gefahren umgeben. Eine österreichische Armee erschien in den venetianischen Provinzen; Vicenza, Padua, Rovigo, Treviso fielen. Da rieth Manin, indem er von der Regierung zurücktrat, der Nationalversammlung, sich nach dem Beispiele der Lombardei mit Piemont zu vereinigen. Der Antrag wurde mit 127 gegen 6 Stimmen angenommen. Die ersten Folgen dieses Entschlusses waren die Ernennung einer neuen Regierung unter dem Vorsitze des Herrn Castelli, der Einmarsch eines piemontesischen Korps von 2000 Mann und die Auszahlung einer Anleihe von 800,000 Franken, wodurch Karl Albert den erschöpften Kassen Venedigs zu Hülfe kam. Kurz darauf trugen sich die bekannten Kriegsereignisse in der Lombardei zu. Die Wirkung des Rückzuges der Piemonteser über den Ticin machte sich bald auch in V. fühlbar. General Welden setzte die Regierung von dem zwischen dem Feldmarschall Radetzky und dem Könige Karl Albert geschlossenen Waffenstillstande in Kenntniß und gab dabei zu verstehen, daß die Uebergabe V.s zu den Bedingungen des Vertrages gehöre. Die Stadt wies jedoch alle Unterwerfungsvorschläge u. alle weiteren Unterhandlungen zurück. Die Nationalversammlung, die erst vor einem Monate den Anschluß an Piemont dekretirt hatte, wurde wieder einberufen, und schritt zur Ernennung einer aus drei Mitgliedern bestehenden provisorischen Regierung. Das Triumvirat bildeten Manin, als Präsident, Graziani und Cavedallis. Unmittelbar darauf reiste Tomaseo nach Paris ab, um den Schutz der französischen Republik in Anspruch zu nehmen. Ein halbes Jahr ist jetzt verflossen, seitdem V. seinen eigenen Hülfsmitteln überlassen wurde. Während dieser Zeit ist die Hoffnung auf eine baldige Intervention Frankreichs verschwunden, die sardinische Besatzung hat sich in Folge der Bedingungen des Waffenstillstandes zurückgezogen, und die österreichische Blokade hat die Stadt in einen engen

Kreis eingehemmt. Die völlige Stockung alles Handels, aller Industrie und aller Arbeit hat die Regierung zu extremen Maßregeln gezwungen, um die ärmeren Klassen zu unterstützen. Man hat Obligationen ausgegeben, deren Bürgschaft die reichsten Eigenthümer V.s übernahmen. Nach einer neulichen Berechnung hätten die Bürger der Republik bisher die Summe von 30 Mill. entweder baar vorgeschossen, oder sich dafür verantwortlich gemacht. Dieses Geld wird zur See ausgeführt, welche die Blokade bisher noch nicht zu sperren vermochte, und es werden damit die Lebensmittel bezahlt, die die Stadt von außen beziehen muß. — In der letzten Zeit (März 1849) ist es in V. zu stürmischen Auftritten gekommen. Die obersten Gewalthaber wollen, wie es scheint, sich nicht von Piemont, ihrer natürlichen Schutzmacht, trennen, indeß die Clubs auf Anschluß an das republikanisirte Italien, zur Beschickung der Constituante in Rom drängen. Tomaseo und Manin sind in Zwiespalt unter sich, während Cavedallis gegen die Clubs eifert. In dieser Verlegenheit hat die Nationalversammlung am 7. März beschlossen, Manin zum unumschränkten Diktator zu ernennen. Jedoch bleibt er verantwortlich. — Sachi: Die Murazzi bei Venedig und die neuen, von der österreichischen Regierung in die Lagunen gebauten Dämme, Echo 1834; Cicognara und Diedo; Fabriche più cospicue di V., Venedig 1815; Fr. v. Raumer: Die Herbstreise nach V., Berl. 1816; Fr. v. Freiberg: Tagebuch aus V., München 1823; W. v. Lüdemann: V., wie es war und wie es ist, Dresden 1828; Haslauer: Deutscher Führer in V., Wien 1834; Moschini: Nuova guida per Venezia, Ven. 1834; Quadri: Otto giorni a V., 8. Aufl. Venedig 1842; A. v. Binzer: V. im J. 1844, Pesth 1845; Veghi: Atlas von V.; Daru: Histoire de la République de Venise, Paris 1819, 7 Vol.; R. F. Philippi: Geschichte des Freistaates V., Dresden 1828; Oettinger's histor. Archiv, Ausland, Allgem. Ztg., Magazin für die Literatur des Auslandes u. a. m. mD.

Venen, s. Blut- und Gefäßsystem.

Venerabile, s. Allerheiligstes 2).

Veneter, ein altes Volk im lugdunensischen Gallien, im jetzigen Vannes, welches durch Reichthum an Schiffen und Kenntniß im Seewesen das meiste Ansehen unter den gallischen Völkerschaften behauptete. Sie trieben starken Handel und erhoben einen Zoll von allen, das dortige Meer befahrenden Schiffen. Ihre Städte lagen meist auf den daselbst häufigen Landzungen. An der Küste der V. lag eine Inselgruppe (die Insulae veneticae) ausgebreitet, deren größte Insel Vindilis (jetzt Belle-Isle) u. Siata (jetzt Houat) waren. — V. hieß auch ein Volk in Italien, am adriatischen Meere.

Venezuela, eine Republik in Südamerika und zwar im Norden desselben, zwischen dem karaibischen und atlantischen Meere, dem britischen und brasilianischen Guiana, Brasilien u. Neugranada, zählt auf 35,951 □ M. 1,300,000 E. Längs den Küsten zieht sich von Westen nach Osten ein Ausläufer der Anden; an sie schließt sich ein großartiges, dicht bewaldetes Hochland (Caraccas), dann unermeßliche Ebenen und Triften. Die Hauptverbindung bildet hier der Orinoco (s. d.), welcher den Apurn, Araucos, Meta rc. aufnimmt. Der Bodenbau ist im raschen Fortschreiten begriffen. Tabak, Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle, Färbeholz werden von geschätzter Güte gewonnen. Auch die Viehzucht ist so bedeutend, daß Häute ausg führt werden. Der Ackerbau beschäftigt 440,000 Menschen, die Viehzucht 244,000, die bürgerlichen Gewerbe 235,000: Alles ohne die unabhängigen Indianer. Der Gesammtwerth des angebauten Grundeigenthums wird zu 58 Millionen, des Viehstandes zu 20 Millionen Piaster angeschlagen. Die Ausfuhr betrug (1841) 6,570,000, die Einfuhr 8,096,000 Thlr. Die Verfassung des Staates, welcher früher zu Colombia gehörte und seit 1821, namentlich durch Bolivar (s. d.), San Jago Marino und Paez befreit wurde, ist republikanisch, mit einem Präsidenten an der Spitze der Verwaltung und Abgeordneten des Volkes für die Gesetzgebung. Die römisch-katholische Religion ist herrschend, aber alle übrigen Glaubensgenossen haben Freiheit des Cultus. Die

Staatseinkünfte werden zu 2,550,000 Thlr. angeschlagen. Die Schulden betragen gegen 40 Millionen Thlr., das Heer 6000 Mann ohne die Miliz. V. zerfällt in die Provinzen: Caraccas, Zulia, Maturin und Orinoco. Die wichtigsten Städte sind: Caraccas (s. d.), Puerto-Cabello; 3000 Einwohner; Maracaibo, 20,000 Einw.; Barcelona's 16,000 E.; Angostura 6000 E; Varinas, Coro 12,000 Einw., Merida 13,000 Einw. etc. Vgl. Codazzi „Resumen de la geografia de V." (Paris 1841); Baralt „Resumen de la hist. de V." (ebendaselbst 1841).

Ventil heißt jeder Verschluß, durch den zwei an einander liegende Räume von einander getrennt werden können, jedoch dergestalt, daß von dem einen weder Luft, noch Wasser zu den andern gelangen kann. Es gibt verschiedene V.e; Klappen-, Muschel-, Kegel- und Scheiben-V.e. Das Klappen-V. ist eine Platte, die sich um eine Kante dreht u. die Oeffnung verschließt; bei hölzernen Brunnenröhren besteht die Platte aus starkem Leder; auf ihr ist ein Stück Holz mit einer Schraube, um demselben größere Steifigkeit u. Gewicht zu geben. An einer Seite ist das Leder fest genagelt, wodurch die Drehaxe gebildet wird. Auch die obere Oeffnung des Luftpumpenkolbens einer Dampfmaschine erhält zwei neben einander liegende Klappen-V.e von Metall. Das Muschel-V. besteht darin, daß die Oeffnung, welche verschlossen werden soll, horizontal liegt, kreisrund ist u. einen kegelförmigen, aber schmalen Rand hat, auf welchen ein Deckel mit gleichgeformten Rande paßt. Die Oeffnung hat einen mitten durchreichenden Steg, der Deckel aber einen cylindrischen Ansatz, welcher in der cylindrischen Oeffnung des Steges auf- u. niedergeht, so daß das V. sicher geöffnet und geschlossen werden kann. Das Kegel-V. ist ganz eben so construirt, nur daß die Form eines abgekürzten Kegels gewählt, der Verschluß hier, statt eines Deckels, mehr die Gestalt eines verjüngten Pfropfens hat und massiv ist. Man gebraucht dies V. besonders zu Sicherheits-V.en bei Dampfkesseln und der hydraulischen Presse. Das V. befindet sich dann auf der äußern Oberfläche des Kessels oder der communicirenden Röhre bei der Presse. Das Kugel-V., eine massive Kugel, welche in den obern kugelförmigen Ansatz der zu verschließenden Oeffnung paßt und vermöge ihres Gewichts verbleibt. Ein größerer Druck von unten hebt die Kugel und das Wasser tritt durch Seitenöffnungen, die um die Kugel liegen, in die Höhe und die Kugel fällt wieder herab, nachdem der Druck aufgehört hat. Das Scheiben-V. besteht in einer ledernen, beschwerten, oder in einer metallenen Scheibe, welche mehre kleinere, neben einander befindliche Oeffnungen verschließt; der größere Wasserdruck von unten hebt die Scheibe, das Wasser fließt um sie herum in das obere Gefäß und sie fällt herab, nachdem der Wasserdruck aufgehört hat. — Das Schiebladen-V. endlich besteht in einer langen Platte, welche über zwei Oeffnungen reicht, so daß, wenn die eine verschlossen wird, die andere sich öffnet.

Ventilator, im Allgemeinen jede Vorrichtung, durch welche aus verschlossenen Räumen die verdorbene Luft abgeführt und frische Luft denselben zugeführt wird. In Wohnungen sieht man in einer der obersten Scheiben des Fensters ein eingesetztes Rädchen, welches umherläuft: dies ist ein V., der die obere warme Luft abführt, indem dieselbe bei ihrer Ausströmung gegen die schräge Blechkugel trifft und sie herumtreibt. Künstliche V.en sind mit Pumpwerken versehen, wie solche von Hales Ventura, de Lyle de St. Martin und Parrot construirt sind.

Ventura, Gioachimo, geboren 1792, ist unstreitig der größte Prediger unserer Zeit in Italien. Derselbe wurde zuerst im Jahre 1841, als er in der Fasten seine ergreifenden Homilien über das Leiden Christi in der Peterskirche zu Rom vortrug, allgemein bewundert. Diese ausgezeichneten Homilien übergab er 1847 unter der Aufschrift: „Il tesoro nascosto, ovvero omilie sopra i misteri della Passione del Signore N. Gesu Christo" (Rom 1847), der Oeffentlichkeit. Im J. 1843 riß er in der Fasten alle Zuhörer durch seine mei-

lerhaften Homilien „über die Wunder Christi“ hin („La scuola de' miracoli“, Rom 1843). Im J. 1846 erbaute und rührte er durch seine Homilien über die Parabeln im Evangelium und in der Fasten 1847 erntete er rauschenden Beifall durch seine Homilien über die Bergrede und die anderen Reden Christi. (Beide letzteren Schriften sind noch nicht im Drucke erschienen.) Seine Trauerreden („Elogi funebri“, Rom 1843) sind classische Muster. — Ein Werk des Tiefsinns und der Betrachtung ist seine Schrift über die Schönheiten des Glaubens („Le bellegge della fede“, Rom 1841). Seine Schrift: „Die Mutter Gottes am Fuße des Kreuzes“ („La Madre di Dio al Piè della croce“, Rom 1841) athmet südliche Frühlingsmilde und heilige Salbung. Ein ungemein zartes Gemälde ist sein „Leben der Virginia Bruni“ („Il modello delle Vedove ovvero biografia christiana di Virginia Bruni“, Rom 1845). Höchst lehrreich ist sein Lebensabriß des hl. Hieronymus „Vita di S. Girolamo“, Rom 1837). — Von einem tiefen, philosophischen Scharfblicke zeugt seine Abhandlung (die er in der Akademie in Rom vorlas) „über das Grundprinzip der wahren Philosophie“ („Sul Principio fondamentale della vera filosofia“, Rom 1845). — Wir finden bei V. als Kanzelredner große, natürliche Beredsamkeit, Leichtigkeit und ruhige, klare Erhabenheit; etwas Römisches, Antikes — in der ergreifenden Sicherheit. Er vertieft sich in allen seinen Homilien in den Gegenstand und seine anscheinend leichte und nachlässige Darstellung ist in der That unendlich schön und durchsichtig. Er übt eine große Gewalt über die Zuhörer aus, die ihm mit unvermeidlicher Aufmerksamkeit folgen u. sich den Stimmungen hingeben müssen, die er in ihnen anregt. Jetzt begegnet uns Scharfsinn, jetzt Bitterkeit, jetzt ernstes Mahnen, jetzt eingehende Selbstbetrachtung, jetzt die feinste Ironie des geistreichen Italieners; jetzt wirkt er durch Erzählungen, die durch analoge Uebertragung fortreißen und dieses Alles hält das Netz eines einzigen, beherrschenden Stils zusammen. — Einen großen Theil der Homilien über die Wunder Christi übersetzte Dr. Fr. Jos. Schermer („Neue Predigtbibliothek des Auslandes, 2., 3. und 4. Jahrgang, Würzburg, Stahel). — Ferner erschienen noch in Uebersetzung: Die Schule der Wunder, 3 Bde., Regensburg 1847 bis 1848 u. m. a. Dr. Schermer.

Venus, bei den Griechen **Aphrodite**, die Schaumgeborene (ἀναδυομένη), die Göttin der Liebe, entweder die Tochter des Zeus u. der Dione, oder durch die dem Uranos geraubten Theile, die Saturn ins Meer warf, erzeugt und aus dem Meere geboren. Die Dichter schmückten mit allen erdenklichen Reizen die holde, ewig blühende, ewig jungfräuliche Göttin: die Anmuth, das Verlangen, die Sehnsucht, der Liebreiz, die Zärtlichkeit, die Liebe waren ihre steten Begleiter; wohin sie kam, bezauberte sie Alles, was ihr nahete; selbst die erhabenen Götter, ewig wandelnd im Licht, alles Schönen Schönstes immer um sich sehend, huldigten ihr und gestanden ihr den Preis zu und Vulkan war der Glückliche, der sie zur Gattin erhielt. Ihm wollte Zeus und Juno damit das Unheil versüßen, was sein Vater ihm angethan, als der mächtige Herrscher im Donnergewölke ihn vom Himmel herabstürzte, wodurch er hinkend wurde. Allein der Lohn ward ihm zur Strafe, denn die schöne Aphrodite fand, daß Mars begehrenswerther sei, als ihr hinkender Gatte und ergab sich seinen Bewerbungen. Ihre Ehe mit Vulkan war kinderlos gewesen, allein sie hatte während der Zeit von Mars den Eros, den Anteros, die Harmonia und die Formido empfangen; von Bakchos ward sie Mutter der Charitinnen, des Hymenaios und des Priap; dem Hermes gebar sie den Hermaphroditos; dem Neptun den Rhodos; dem Helios den Elektrion und noch fünf Söhne; unter den Sterblichen schenkte sie ihre Gunst dem Anchises, dessen Sohn Aeneas war; dem Butes, von dem sie den Eryx gebar und dem Adonis, dem sie den Golgos schenkte; auch Paris und viele andere erfreuten sich ihrer Liebe und sie blieb immer gleich schön, gleich begehrenswerth und war den Menschen so beglückend, daß ihr Dienst sich auf das Schnellste über das bekannte *Asien, Afrika und Europa verbreitete.* Von den Arten der Verehrung, welche

den Eigenschaften, welche man ihr beilegte, waren ihre Beinamen unzählig und ebenso unzählig ihre Abbildungen, so daß von ihr die meisten Antiken vorhanden sind, indem die größten Meister sich an diesem Gegenstande versucht haben und die reizendsten Mädchen Griechenlands es für eine Ehre hielten, ein Modell für das Ideal vollendeter Schönheit zu werden. Unter den Abbildungen alter Künstler von dieser Göttin ist die sogenannte mediceische Venus von Kleomenes Appollonios und die berühmte Venus Knidia von Praxiteles besonders zu erwähnen.

Vera-Cruz, ein mexikanischer Bundesstaat von 1005, nach anderen Angaben 1493 □ M., gränzt östlich an den Meerbusen von Mexiko, südöstlich an Tabasco, südlich und westlich an Oajaca, Puebla, Mexiko, Queretaro und San-Luis-Potosi, nördlich an Tamaulipas. Der schmale Küstenstrich ist eine im Tropenklima brennend heiße Sangsteppe; aber einige Leguas landwärts steht schon der steile Abfall der Gebirge, deren Kuppen die Schneeregion erreichen und selbst mit ewigem Schnee bedeckt sind, wie der Pic von Orizaba. Die Berge sind Vulkane, erloschene oder noch brennende, wie der Vulkan Turtla. Zwischen den Bergen sind tiefe Schluchten eingerissen. Die Häfen von V., Boca-del-Rio, Antigua, Juan-Angel, Tuspan, Chuchalacas, Tampico, Guasacualco sind meist durch Sandbarren gesperrt und gefährlich. In den Meerbusen strömen die Flüsse: Tampico, Garzes, Tuspan, Cazones, Tenistepec, Jajalpam oder Tecolutla, Rautla, Palmar, Misantla, Maguilmancapa, Yeguascalco, Actopan, Chuchalaca, Antigua, Jamapa oder Medellin, Rio-Blanco, San-Juan oder Alvarado, Aquivilco, Guasacualto. An der Küste sind die Haffs: Tamiahua, Tampico, Mandingo, Alvarado, Catemaco, Alijoyuca, Tenango. Mineralquellen sind warme bei Atotonilco und Alotengo. Eingetheilt ist der Staat in die vier Departements: Jalapa, Orizaba, Veracruz und Acayucam. — Die gleichnamige befestigte Hauptstadt liegt am Meere, in einer theils sumpfigen, theils dürren Sandebene, ist deshalb sehr ungesund und erhält ihr Trinkwasser durch eine Wasserleitung. Sie hat einen guten Hafen und 15,000 Einwohner, welche beträchtlichen Handel treiben.

Verankern, 1) ein Schiff mittelst der Anker an einer Stelle festhalten; 2) Theile eines Gebäudes mittelst eiserner oder hölzerner Anker fester unter einander verbinden; 3) bei Wasserbauten: die Einbaue durch hölzerne Anker am Ufer befestigen; 4) bei Starkwerken: das Buschwerk und die Faschinen durch eingeschlagene Pfähle verbinden und befestigen; 5) mehre senkrechte eingeschlagene oder eingerammte Pfähle durch ein Querholz verbinden; 6) Faschinen, Schanzkörbe, Hurden ꝛc., durch Ankerwenden, starke Weiden- oder Fichtenäste, über gelindem Feuer gebrüht, gedreht und an der Spitze zu einer Schleife umgeschlungen, an den Ankerpfählen befestigen.

Verantwortlichkeit der Fürsten und Minister. Alles Recht ist gegenseitig; wo ein Berechtigter ist, da ebenso auch ein rechtlich Verpflichteter, der nöthigen Falls zur Erfüllung seiner Pflicht gezwungen werden muß; wo nicht, so ist nur von Gnade, Belieben und Willkür, nicht aber von Recht die Rede. Diese Sätze sind so alt als die menschliche Vernunft selbst und als die Geschichte freier Völker und wenn sie, woran wohl nicht gezweifelt werden wird, wahr sind, dann bedarf es ebenso gewiß zum Schutze der Throne, wie der Völker, einer Anstalt, welche die Rechte des Volkes, den Regierungen gegenüber, schützt. Wie sehr aber diese Anstalt zugleich auch im Interesse des Thrones sei, darüber gibt die Geschichte ein lautes Zeugniß. Wo Gefühl für Recht und Freiheit in den Völkern herrschte; wo eine Idee von wahrer Verfassung, wie namentlich in den germanischen Staaten, von der ältesten bis zur neuesten Zeit war, da hatte das Volk Mittel und schuf sich Mittel, sein Recht durchzusetzen. Darum haben schon die allerältesten Verfassungsurkunden, die Magna Charta der Engländer, die spanischen und portugiesischen, sowie ähnliche alte Gesetze in Deutschland diese wilde Gewalt zu ordnen gesucht, aber sie haben dennoch diese Gewalt zum Schutze des Rechts im Interesse des Thrones, wie des Volkes, nicht so geordnet, wie wir es heut zu Tage durch ein kräftiges Verantwortlichkeitsgesetz ordnen wollen. Jene Gesetze

und die allermeisten deutschen Gesetze geben nämlich ein vollkommenes Revolutions- und zum Theil ausschließliches Absetzungs- und Strafrecht gegen den Fürsten. Man ordnete nur einigermaßen dieses Revolutionsrecht. In Deutschland bildete sich durch die Reichsverfassung ein geordneter Schutz der Rechte des Volkes gegen die Fürsten aus. Rudolf von Habsburg ordnete aufs Neue den alten Gerichtshof, vor welchem selbst der Kaiser, damals die einzige Majestät der Christenheit, Recht stehen mußte und gestraft werden konnte bis zur Acht, zur Rechtlosigkeit und Absetzung. Alle deutschen Fürsten waren ebenso, bis zur Auflösung des Reichs, vor den Reichsgerichten persönlich verantwortlich. Diese hatten gegen sie vollkommene Strafgewalt, selbst gegen ihre Person. Heut zu Tage wollen wir diese persönliche Verantwortlichkeit der Fürsten nicht mehr, weder die ungeordnete Revolution, noch eine durch die Verfassung gemilderte und selbst nicht einmal ein Tribunal, um den Fürsten vor Gericht zu stellen. Wir erkennen als eine herrliche Frucht der englischen Staatsweisheit u. unserer, der englischen nachgebildeten, Verfassungen die Unverantwortlichkeit unserer Fürsten; allein diese besteht nur dadurch, daß die Regierungshandlungen sämmtlich verantwortet werden durch die Minister, welche alle Regierungsmaßregeln unterzeichnen müssen. Nur, wenn diese Verantwortlichkeit eine Wahrheit ist, nur dann wird die Krone wirklich gesichert, daß jenes kostbarste Gut des Fürsten, jene juristische Unverantwortlichkeit, nicht angegriffen wird; daß nicht wilde Stürme hervorbrechen, welche die Throne mit sich fortreißen. Daß es aber in Deutschland an einer solchen genügenden Verantwortlichkeit bis auf die allerneueste Zeit noch fehlte, ist nur allzubekannt. Die blos parlamentarische Verantwortlichkeit der öffentlichen ständischen Verhandlungen und selbst Steuerverweigerungen und Unwürdigkeitserklärungen können nicht ausreichen, haben zum Theil einen zu parteiischen Kriegscharakter und erlangen erst wirklichen Nachdruck und richtige Würdigung und Gestaltung, wenn eine strafgerichtliche Verantwortlichkeit im Hintergrunde steht. Schiedsgerichte werden in schlimmen Fällen nie ausreichen und widersprechen, wenn Auswärtige sie bilden, der Selbstständigkeit und Freiheit des Staatsorganismus. Noch mehr thut dies die Anrufung auswärtiger Hülfe, Garantie u. Vermittelung, welche Polen ruinirte. — Somit bleibt zuletzt nur die strafgerichtliche Ministerverantwortlichkeit als der unentbehrliche Schlußstein der freien Verfassung übrig. Selbst der unverantwortliche athenische Volkssouverain strafte Die, welche ihm als Volksredner zu Schlechtem gerathen hatten. Diese Verantwortlichkeit der Rathgeber kann nur despotischen, nicht aber rechtlich gesinnten Fürsten verhaßt seyn und sie schützt ihre rechtliche Würde, statt sie zu gefährden. Sie nur verwirklicht den rechtlichen Satz, die juristische Fiction: „der König kann nicht Unrecht thun", d. h. juristisch und in Beziehung auf die Verantwortlichkeit wird es so angesehen und gehalten, daß die Verantwortlichkeit für das Unrecht einer Regierungshandlung nur dem sie unterzeichnenden Minister beigelegt wird. Zur rechtlichen Durchführung dieser Verantwortlichkeit bedarf es der rechten strafgesetzlichen Bestimmungen, einer genügenden Bestimmung über das Anklagerecht, über ein gutes Gericht und ein zweckmäßiges öffentliches Prozeßverfahren. Einer weitern Ausführung darüber wird es wohl nicht bedürfen, daß nur eine wirklich durchgeführte strafgerichtliche Verantwortlichkeit der höchsten Staatsdiener auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise das Räthsel löse: wie eines Theils der Fürst selbst unverantwortlich und möglichst gesichert bleiben kann, oder, wie rechtliche Souveränität möglich ist und wie doch zugleich alle Regierungspflichten durch Strafe unter Zwang gestellt u. jedes Unrecht der Regierungshandlungen gestraft werden könne, oder, wie mit der Souveränität des Fürsten die rechtliche Freiheit des Volkes vereinbar ist. — Nur ist dazu die Bestimmung unentbehrlich, daß keine Regierungshandlung, als solche, Gültigkeit oder die nöthige rechtsgültige Form hat, wenn sie nicht ein verantwortlicher Minister oder höchster Staatsbeamter unterzeichnete. — Nicht minder klar ist es, daß dem Minister durch die Verantwortlichkeit kein Unrecht geschieht. *Denn er ist nicht blos im Zweifel* durch seinen Einfluß und Rath, oder

durch Unterlassungssünden Schuld an dem Bösen. Er macht es sich jedenfalls zu eigen durch das Unterschreiben. Und er kann ja, statt sich zu unterzeichnen, jederzeit abtreten. Der Fürst wird, wenn sein Wille gut war, einen andern Minister finden, der unterschreibt und, wo nicht, belehrt werden und das Böse nicht mehr wollen. — Eben so klar ist es, daß für einen guten Minister und vollends für Fürst und Volk eine streng durchführbare Ministerverantwortlichkeit heilsam ist. Der Minister wird dadurch geschützt gegen Intriguen und bloße Launen und erhält die nöthige Kraft für das Gute. Fürst und Volk aber werden vor dem Verderben bewahrt. — Eine öftere Ausübung der Verantwortlichkeit wird, wenn nur die Gesetze und die Möglichkeit vollständig vorhanden sind, ebensowenig nöthig seyn, als jetzt in England. Aber freilich bedarf es viel besserer Einrichtungen, als bei uns. Ministeranklagen, die abhängig sind von der Zustimmung der ersten nnd vollends unserer deutschen ersten Kammern, die wohl gar entschieden werden sollen von denselben obersten Gerichten, deren Mitglieder lediglich die Minister nach Belieben auswählen, versetzen, befördern oder pensioniren, diese verwirklichen nicht die wahre Verantwortlichkeit der Minister. Selbst solche Staatsgerichtshöfe, wie die von Württemberg und Sachsen, lassen Vieles zu wünschen übrig. Soll die ministerielle Verantwortlichkeit eine wahre, ihrem Zwecke vollkommen entsprechende seyn, so dürften nachstehende Punkte dabei besonders ins Auge gefaßt werden: 1) daß jeder der beiden Kammern einzeln das Recht der Klage zustehe; 2) daß, außer den Ministern und Mitgliedern der obersten Staatsbehörde, auch einer höchsten Dienstbehörde unterworfene Beamte, im Falle sie ohne Anweisung der Minister für sich, oder kraft Kabinetsbefehles, sich der Verletzung der Verfassung oder verfassungsmäßiger Rechte schuldig gemacht haben, der Anklage unterliegen; 3) daß jede That, wodurch die Verfassung oder anerkannt verfassungsmäßige Rechte im Ganzen oder einzeln wirklich verletzt wurden, eben sowohl, als der Versuch, der Anklage und Strafe unterliegen; 4) daß ein Schwurgericht, in ähnlicher Weise wie die Abgeordneten der zweiten Kammer erwählt, unter den Formen des öffentlichen und mündlichen Anklageprozesses über That und Rechtsfrage entscheide; 5) daß die Ministerverbrechen neben der Dienstentsetzung mit entsprechender Freiheitsstrafe gebüßt werden; 6) daß bei ihnen weder Abolition der Anklage, noch Begnadigung vor der richterlich anerkannten Strafe Statt finde und endlich die erhobene Anklage im Falle der Auflösung einer Ständeversammlung auf die nächste Versammlung übergehen solle. Ueber die Literatur vgl. Klüber „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes" und R. von Mohl „Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, politisch und geschichtlich entwickelt", Tübingen 1837.

Verband nennt man die Anwendung mechanischer Mittel auf die äußere Oberfläche des Körpers, welche bestimmt sind, Druck oder Zug auf gewisse Theile des Körpers auszuüben, oder sie auch nur zu decken, zu unterstützen oder zu ersetzen. Die Mittel zum V. werden Verbandstücke (Bandagen) oder Verbandgeräthe und, wenn sie aus festen Substanzen bestehen, oder einen zusammengesetzten Bau haben, Maschinen genannt. Alle zu einem V. nöthigen Gegenstände bilden den Verbandapparat. Die Verbände sind verschieden u. werden verschieden bezeichnet, je nach dem Stoffe, aus welchem sie bestehen (Leinwand, Wolle, Fischbein, Holz 2c.); dann je nach ihrer Gestalt (einfacher V., Steigbügel, Kornähre 2c.); ferner nach dem Theile, auf welchen sie angewendet werden (Kopfbinden, Brustbinden, Bruchbänder 2c.); endlich nach dem Nutzen, den sie gewähren (vereinigende Binde, zertheilende 2c.). Die Lehre vom V., die V.-Lehre, ist ein sehr wichtiger Theil der Chirurgie auch heut zu Tage noch, obgleich die Richtung der neuern Chirurgie dahin geht, den V. so einfach als möglich zu machen. E. Buchner.

Verbannung, s. Exil.

Verbindlichkeit, s. Obligation.

Verblutung ist der Tod in Folge von übermäßigem Blutverluste. Außer

den Zeichen der zunehmenden Schwäche bemerkt man, zumal, wenn ein innerer Blutfluß vorhanden ist, auffallende Bläſſe, verminderte Wärme des ganzen Körpers, öftere Ohnmachten und endlich zunehmende Convulſionen. An den Leichen an V. Geſtorbener findet man bleiche, wachsfarbige Haut, wenig oder keine Todtenflecken, die Eingeweide blaß, das Herz und die großen Adern blutleer.

Verbrechen (delictum, crimen), iſt im weiteſten Sinne jede, aus Vorſatz oder Fahrläſſigkeit begangene, Uebertretung eines Strafgeſetzes. Man theilt die V. in dieſem Sinne ein in eigentliche V. (delicta sensu angusto) und Vergehen (delicta sensu lato). Unter erſteren verſtehen bewährte Rechtslehrer die Handlungen, welche die Verletzung angeborner Rechte, d. h. ſolcher, welche jeder Menſch als Menſch beſitzt, bezwecken, unter Vergehen dagegen Verletzungen erworbener Rechte, wie des Rechts auf Eigenthum, der äußern Ehre und der, auf Erhaltung der, durch die bürgerliche Geſellſchaft getroffenen, Einrichtungen. Andere Rechtslehrer haben andere Merkmale des Unterſchiedes zwiſchen dieſen beiden Begriffen aufgeſtellt, je nachdem ihre Anſichten über das Grundprinzip des Strafrechts verſchieden ſind. — Die V. im engern Sinne theilt man nun wieder in Begehungs- und Unterlaſſungs-V. (crimina commissionis et omissionis), in ſonderliche, d. h. einem gewiſſen Stande eigene (delicta propria), und gemeine V. (delicta communia), in geiſtliche, weltliche u. vermiſchte (delicta ecclesiastica, saecularia, mixta). Dieſe Eintheilung findet jetzt jedoch in den proteſtantiſchen Ländern faſt gar keine Anwendung. Eine weitere Eintheilung iſt die in V., die mit der Ueberzeugung u. dem Willen, eine ſtrafbare Handlung zu begehen, begangen werden, V. aus Bosheit (vera delicta) und V. aus Fahrläſſigkeit (quasi delicta). — Ohne Einfluß iſt jetzt die Eintheilung der V. in delicta privata und delicta publica; dieſe beruht auf den Grundſätzen des römiſchen Rechts, nach welchen einzelne V. nur auf Auftrag des Beeinträchtigten (laesi) unterſucht u. beſtraft werden konnten. Alle V. können übrigens entweder blos begonnene V. (delicta inchoata), oder wirklich vollendete (delicta consummata) ſeyn. Die Rechtsgründe, welche ein V. tilgen, ſind: die erlittene Strafe, die Begnadigung durch die höchſte Gewalt im Staate (abolitio) und die Verjährung (ſ. d.). Die Verjährung fordert den Ablauf einer geſetzlich beſtimmten Zeit und zwar in der Regel des Zeitraums von 20 Jahren. Einige V. verjähren erſt nach 30 Jahren, andere dagegen ſchon nach kurzer Zeit, doch wird, damit ein V. verjähren könne, vorausgeſetzt, daß nicht, während der zur Verjährung feſtgeſetzten Zeit, etwas von Seiten des Staates geſchehen iſt, das begangene V. zu unterſuchen und zu beſtrafen.

Verbrennen der Todten, ſ. Beſtattung.

Verbrennung iſt ein chemiſcher Naturprozeß, wodurch gewiſſe Körper in ihre Grundbeſtandtheile zerſetzt werden, um mannigfaltige Zwecke dadurch zu erreichen. Die Geſetze, nach welchen die V. geſchieht, ſind ſehr verſteckt, weshalb man Erklärungen angenommen hat, welche bald mehr bald weniger mit den ſich darbietenden Erſcheinungen übereinſtimmen. Vor Stahl (ſ. d.) kennt man Niemand, der die Operation der V. zu erklären verſucht hätte. Dieſer nahm eine eigene Materie: den Brennſtoff oder das Phlogiſton an, um die V. zu erklären. Dieſen Brennſtoff betrachtete er als die Quelle des Feuers in jedem brennbaren Körper und meinte, daß derſelbe entbunden werde, wenn man einen Körper anzünde. Zu verwundern iſt hiebei, daß er nicht durch den Augenſchein auf die einleuchtende Mitwirkung der atmoſphäriſchen Luft beim V. geleitet wurde; wenigſtens äußerte er nicht im Geringſten die Meinung, daß die Luft eine Rolle bei dieſer chemiſchen Operation ſpiele. Gleichwohl ſieht Jeder, daß keine V. ohne Zutritt der atmoſphäriſchen Luft möglich iſt. Dies erkannten denn auch nach Stahl mehre Chemiſten, obgleich dadurch der Glaube an die Exiſtenz des Brennſtoffs nicht geſchwächt wurde. Dieſer blieb ſelbſt dann noch unerſchüttert ſtehen, als man bei mehrem Studium der Chemie auf große Schwierigkeiten bei der Stahliſchen Erklärung der V. ſtieß. Um dieſelbe zu beſeitigen, legte man dem Aus-

druck Brennstoff bald diesen, bald jenen Begriff unter und versuchte jetzt diese, dann jene Hypothese; allein die Wegräumung einer Schwierigkeit hatte gewöhnlich mehre andere zur Folge. Endlich erkannte man, durch Priestley's Untersuchungen über die Gasarten aufmerksam gemacht, daß die atmosphärische Luft etwas mehr sei, als ein bloßes Mittel, in welchem die V. geschähe; denn man sahe deutlich, daß sie bei dem Akte der V. eine merkliche Veränderung erleide. Es wurde ein zur V. wesentlich gehöriges Zwischenmittel in der Luft entdeckt, welches bei dieser Operation zersetzt wird und eine ganz andere Verbindung eingeht. Dieses Zwischenmittel ist der Sauerstoff, welcher als Gas einen Bestandtheil der atmosphärischen Luft ausmacht. Man sah ihn beim Verbrennen aus der Luft verschwinden, vermißte ihn besonders dann, wenn Metalle in einer Luftmasse in Kalke verwandelt wurden, und sah ihn wieder entstehen beim bloßen Glühen des Quecksilberkalks. Diese bisher unerkannten Erscheinungen brachten nun Lavoisier (s. d.) auf den Gedanken, daß sich die V. ohne Brennstoff erklären lassen möchte, wenn man dafür der Luft oder dem Sauerstoff eine andere, als die bisherige Rolle bei diesem Akte ertheile. Versuche entwickelten und gründeten diese Idee immer mehr in ihm und er verwarf endlich ganz ein Wesen, für dessen Daseyn die Erfahrung nicht im Mindesten sprach. Da nun aber mit der Vorstellung von der V. viele andere chemische Operationen zusammenhängen, so mußten auch diese aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden und so legte Lavoisier den Grund zu einem ganz neuen System der Chemie, welches wegen der Verwerfung des Brennstoffs das antiphlogistische genannt und, weil es überhaupt alle Erscheinungen weit ungezwungener, als das alte erklärt, von den größten Chemikern in allen Ländern Europa's mit Beifall aufgenommen wurde. Nach der antiphlogistischen Vorstellungsart wird nun der Prozeß der V. so erklärt: Wenn ein brennbarer Körper verbrennen soll, so muß er auf irgend eine Art angezündet, d. h. es muß ihm eine hinreichende Menge freien Wärmestoffs mitgetheilt werden, es geschähe dies entweder durch Daranhaltung eines wirklich brennenden Körpers, oder durch Selbstentzündung, wie z. B. in Gährungen, oder durch Reibung &c. Dies ist die erste Veranlassung zur V.; ist sie einmal gegeben und hat die freie Luft hinlänglichen Zutritt, so dauert, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die V. so lange fort, als noch brennbare Theile in dem angezündeten Körper vorhanden, d. h. bis alle Bestandtheile desselben völlig zersetzt sind. Während der V. entwickelt oder entbindet sich eine Menge bisher gebundener (latenter) Wärme (Wärmestoff), die Alles in der Nähe erhitzt u. die brennbaren Körper, welche sie in hinlänglicher Quantität durchdringen kann, ebenfalls entzündet und zersetzt. Hieraus erklärt sich, wie der kleinste Funke unter günstigen Umständen zur fürchterlichsten Feuersbrunst werden kann. Bei dem Verbrennen der Körper bemerkt man eine beträchtliche Verschiedenheit; manche glühen bloß, andere dampfen fast nur, noch andere verbrennen mit reiner heller Flamme, viele endlich zeigen zwar Flamme, die aber in Rauch oder Dampf eingehüllt ist. Diese Verschiedenheit beruht auf den mannigfaltigen Bestandtheilen der Körper, oder auch auf der Mischung und dem Verhältnisse derselben. Je stärker der Zufluß der Luft und je reiner diese ist, desto schneller geht die V. vor sich, desto heller lodert die Flamme und desto mehr Wärmestoff wird entwickelt. Im luftleeren Raume erlischt das Feuer sogleich und in einem verschlossenen, luftdichten, wo die Luft nicht beständig erneuert werden kann, sobald, als der Sauerstoff der eingeschlossenen Luftmasse zersetzt ist. Nach den Grundsätzen der antiphlogistischen Chemie geschieht die Zersetzung des Sauerstoffs in der Luft dadurch, daß sich derselbe mit den Bestandtheilen des brennbaren Körpers verbindet, weil er mit ihnen näher, als mit dem Wärmestoff verwandt ist. Durch diese Verbindung wird der brennbare Körper während der V. gesäuert. Der Wärmestoff, welcher vorher in der Luft mit dem Sauerstoff so verbunden war, daß er gar nicht auf die Empfindung wirkte, wird frei, weil der Sauerstoff ihn verlassen hat und eine nähere Verbindung eingegangen ist. Durch das Freiwerden oder

ch die Entbindung wird er fühlbar und wirksam. Durch die neue Verbind-
; des Sauerstoffs mit dem brennbaren Körper entbindet sich zugleich auch der
ıtstoff, der als frei mit dem Wärmestoff zusammentritt und dem Auge sichtbar
d. Daher Licht und Wärme bei der Entzündung eines brennbaren Körpers,
oon man vorher Nichts wußte. — Nach dieser Erklärung, welche Nichts zu
nschen mehr übrig läßt, ist also dieser merkwürdige Prozeß der Natur eine
hre Säuerung und ein brennbarer Körper heißt derjenige, dessen Bestandtheile
:wandtschaft zum Sauerstoffe haben. Ist ein brennbarer Körper mit dem
uerstoffe übersättigt, so hört er auf zu brennen, brennt aber wieder, wenn man
durch einen andern Körper von noch größerer Verwandtschaft zum Sauer-
fe den Ueberfluß entzieht. Die Luft, worin ein Körper verbrannt ist, nimmt
Umfange (volumen) und spezifischem Gewichte ab, weil ihr ein gewichtiger
tandtheil, der Sauerstoff, entzogen ist. Dagegen nimmt der Rückstand des
brannten Körpers, wenn nicht, wie beim Holze und den übrigen vegetabilischen
ı thierischen Substanzen, Bestandtheile im Rauch aufsteigen, eben soviel am
wichte zu, als die Luft abgenommen hat und diese Zunahme besteht im Sauer-
fe. Sie kann bei solchen Körpern, welche viele Bestandtheile durch die V.
düßen, gar nicht bemerkt werden; wohl aber bei Metallen, welche durch's Feuer
sogenannte Kalke verwandelt werden.

Verbum bezeichnet in der Grammatik den Gattungsbegriff für eine Classe
ı Wörtern, welche, im Gegensatze zu den Substantiven, den bloßen Namen von
genständen, die an denselben vorgehenden Erscheinungen, in sich schließen, indem
in Verbindung mit ihnen den jedesmaligen Zustand ausdrücken, in dem man
ade dieselben auffassen will. Ein bezeichnender deutscher Name fehlt uns ganz
ür. Man hat zwar das V. im Deutschen durch Melde- oder Aussage-
rt wiederzugeben gesucht; doch paßt diese Benennung nur in Bezug auf die
ellung desselben als Prädikat, ohne sein Wesen zu bezeichnen, nicht aber auf
absoluten Begriff und eben so wenig genügt die Bezeichnung Zeitwort, da
ır das V. sich stets mit dem Begriffe der Zeit verbindet, diese Verbindung
r nur eine Folge aus dem Grundwesen des V.s und folglich etwas blos
ıidentielles ist. Man scheint aber diesen Grundbegriff des V.s bisher immer
h verkannt zu haben, indem man denselben unter dem Namen „Copula" von
ı zu unterscheiden gesucht, so jedes V. in den eigentlichen Verbalbegriff u. die
pula getrennt und letztere in dem Begriffe des Seyns gefunden hat. Aber
n erst die sogenannte Copula ist der eigentliche Verbalbegriff, ohne welchen
ı V. ein bloßes Adjektiv oder sonstiges Beschaffenheitswort seyn würde; doch
t sie nicht überall deutlich hervor, sondern läßt sich nur bei einer bestimmten
ıſſe der Verba, den sogenannten neutra, davon ablösen und im V. „sein" dar-
len. Man hat aber sehr unrecht daran gethan, diesen Begriff des Seyns
n übrigen Verben zu Grunde legen zu wollen; denn man hat den, erst später
wickelten, Begriff der Existenz mit dem reinen Verbalbegriffe verwechselt, wel-
r in allen Ursprachen Nichts weiter, als die, mit einer Verbalform verbundene,
tte Person des pronomen personale ist und die demselben angehängten For-
n, welche natürlich auch anderen Verben zu Theil wurden, wegen ihrer engen
rschmelzung mit dem, nur durch einen Vokal bezeichneten, Pronomen für ein
verbum gehalten, während es selbst in allen Ursprachen seinen spätern Gebrauch
Begriff der Existenz und selbst als Hülfszeitwort deutlich erkennen läßt.
:lmehr ist der Grund des V.s das Leben in der Natur überhaupt, das Allge-
:ne, welches das Daseyn der Dinge den Sinnen beurkundet, das eigentlich
rmittelnde zwischen der Existenz und der Erkenntniß und jedes einzelne Ver-
n ist daher nur eine Verbindung dieses Allgemeinbegriffes mit einer besondern
: des Sichzuerkennengebens. Wie aber alle Erscheinungen in der Natur sich
zwei allgemeine Begriffe zurückführen lassen, Ruhe und Bewegung, so gibt
auch zwei Arten von Verben: a) solche, welche die Lebenserscheinungen nur
den Gegenständen *inhärirend angeben* (Zustand) und b) solche, welche die-

selbe als von jenen ausgehend darstellen (Thätigkeit). Die ersteren hat man unpassend verba neutra genannt (indem man damit bezeichnen wollte, daß sie weder activa, noch passiva seien); die letzteren sind die verba activa in der weitesten Bedeutung; beide gänzlich von einander verschieden, aber durch die verschiedensten Nüancen in einander übergehend. Die verba neutra nämlich sind reine Adjektivbegriffe, mit dem allgemeinen Verbalbegriffe verbunden, weßhalb sich bei ihnen auch die merkwürdige Erscheinung findet, daß, während in jeder Sprache ihrer nur wenige sind, einestheils die übrigen durch Adjectiva, mit beigefügtem allgemeinen Verbalbegriffe gebildet werden, anderntheils besonderen Verben in verschiedenen Sprachen adjektivische Umschreibungen entsprechen. Allein auch sie sind wieder in sich selbst verschieden, indem ihr allgemeiner Verbalbegriff in drei besondere Begriffe, des vollendeten Zustandes (seyn) mit seinen Nüancen (scheinen, bleiben &c.), des unvollendeten Zustandes (werden) und des verschwindenden Daseyns (Aufhören) zerfällt. Die verba activa dagegen zeigen den Gegenstand in Thätigkeit und Bewegung und zwar entweder, indem sie nur einen Zustand der Bewegung beschreiben, oder indem sie den Gegenstand ganz aus dem individuellen Zustande herausnehmen und seine Beziehung zu einem andern darstellen. Erstere nennt man intransitiva, letztere transitiva, zwischen denen diejenigen liegen, welche beides zugleich seyn können; beiden liegt der Grundbegriff, das Thun oder Machen, zu Grunde, weßhalb nicht nur die Vulgärsprache diesen Begriff häufig pleonastisch beifügt, sondern auch in allen Sprachen derselbe in Zusammensetzungen sehr oft vorkommt (zumachen, aufmachen, afficere, deficere, conficere etc.). Hier tritt aber auch ein Unterschied der Form ein, indem man die Thätigkeit entweder als von einem Gegenstande ausgehend (activum), oder als auf ihn einwirkend (passivum) ansehen kann, weßhalb jedes verbum transitivum beide Formen aufzuweisen hat. — Aus dem Gesagten folgt die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Eintheilung der Verba in activa, passiva und neutra; aber mit dem Angegebenen ist die Verschiedenheit der Verba selbst noch nicht erschöpft. Denn, wie sich schon wegen der unendlichen Vielfachheit der Verbalbegriffe keine bestimmte Gränzlinie zwischen den einzelnen Arten ziehen läßt, indem die Classe der Neutra Begriffe vom einfachen Zustande bis zur eigentlichen Thätigkeit enthält und so allmälig ein Uebergang zu den Activen sich bildet, unter denen wieder die verschiedenen Arten der Thätigkeit und ihr Verhältniß zu anderen Gegenständen mannigfache Unterschiede bewirken: so hat die Art und Weise des Zustandes und der Handlung selbst wieder besondere Arten von Verben erzeugt, welche als iterativa, meditativa, frequentativa etc. die Grundverhältnisse nicht ändern, aber durch ein besonders hinzugetretenes Merkmal sich von anderen Verben wesentlich unterscheiden. Aber auch die Form der Verba verdient manche Berücksichtigung, zumal, da sie häufig von dem Inhalte selbst abhängt. Denn, da die ersten Sprachbildner sich nicht nach erkannten logischen Grundsätzen richteten, sondern einem innern Gefühle folgten, welches das Allgemeine durch eine gemeinschaftliche Form auffaßte, aber einzelne Verba ihrer Bedeutung nach oft mehren Classen zugleich angehören können, oder wenigstens die eine leicht in die andere übergeht, so sind in verschiedenen Sprachen oft einzelne Verba in ganz verschiedene Classen gesetzt worden, so daß sie einer andern Sprache fast als Unregelmäßigkeiten vorkommen. So streifen die Neutra des unvollendeten Zustandes, welche man auch inchoativa nennt, nahe an die Passiva an; die Verba, in denen die Handlung des Subjekts auf dieses selbst zurückgeht, reflexiva, sind activa u. passiva zugleich; die intransitiven activa stehen wieder den neutris sehr nahe &c. und daher kommt es, daß, während in den einzelnen Sprachen häufig nur die aktive und passive Form zum Bewußtseyn gekommen ist, die neutra aber selten durch eigene Form sich unterscheiden, dieses Schwanken der Bedeutung die Wahl der äußern Form bestimmt hat und so die reflexiva im Griechischen zum Theil passiva, eben so im Lateinischen reine verba activa oder auch neutra passive Form erhalten haben und dann deponentia heißen (weil sie gewissermaßen die passive

Bedeutung ablegen [deponere]), verba neutra halb aktive, halb passive Form erhalten haben (neutra passiva) und wirkliche passive Verbalbegriffe nur in der Form einfacher neutra auftreten (neutralia passiva). Was andere Classen von Verben betrifft, wie die irregularia oder anomalia, welche in ihrer grammatischen Flexion von der gewöhnlichen Regel abgehen, die defectiva, denen einzelne Formen gänzlich fehlen, die impersonalia, welche nur ein allgemeines Subjekt gestatten, so sind dieß nur grammatische Auswüchse, welche sich in jeder Sprache anders gestalten und, was die grammatische Behandlung der Verben betrifft, so ist über dieselbe unter den Artt. Conjugation, Modus, Tempus, Pronomen das Nöthige bereits erwähnt.

Verdacht, ein, auf nicht hinreichenden Gründen beruhendes Urtheil, daß Jemand der Urheber von etwas Bösem sei und zwar, wenn die Gründe in dem Gegenstande selbst liegen, zum Unterschied von Argwohn, wo das Urtheil in der Stimmung und Gemüthsart des Urtheilenden seinen Grund hat.

Verdauung heißt der erste Theil des Ernährungsprozesses, nämlich die Umwandelung der Nahrungsmittel in den Speise- oder Milchsaft, Chylus (s. d.). Die V. findet statt im Darmkanal, durch dessen verschiedene Abtheilungen die Nahrungsmittel hindurch bewegt werden. Der Vorgang der V. ist folgender: Die Nahrungsmittel werden, sobald sie in den Mund als den obersten Anfang des V.s-Kanals aufgenommen sind, durch das Kauen in ihrem Zusammenhange getrennt, zerstückt und verkleinert und gelangen dann durch die Speiseröhre (s. d.) in den Magen und von da in den Darmkanal. Auf diesem Wege werden verschiedene, aus dem Blute abgesonderte, Flüssigkeiten: der Speichel, der Magen- u. Darmsaft, der Saft der Bauchspeicheldrüse und die Galle, beigemischt, welche die Nahrungsmittel auflösen und verflüssigen und sie dem Blute ähnlicher machen. Der auf solche Weise bereitete Speisesaft wird von Gefäßen eigener Art, den Saugadern, aus dem Nahrungsschlauche aufgenommen und dem Blute zugeführt. Die in den zugesetzten Säften nicht löslichen Bestandtheile der Nahrungsmittel dagegen werden von Zeit zu Zeit als Darmkoth durch den After entleert. — Die V. der aufgenommenen Speisen dauert beim Menschen gewöhnlich 3 — 4 Stunden; doch ist dies sehr verschieden nach Alter und Gesundheitszustand, nach Bewegung oder Ruhe, anstrengender körperlicher Thätigkeit oder Müßiggang der Verdauenden; ferner nach der Beschaffenheit der Speisen, sowie nach Jahreszeit, klimatischen Verhältnissen &c. — Störungen im Vorgange der V., V.s-Störungen, treten sehr häufig auf bei der großen Zahl der Organe, welche bei der V. betheiligt sind, sowie bei dem bedeutenden Einflusse, den äußere Umstände auf die V. ausüben. Die aus den V.s-Störungen hervorgehenden V.s-Krankheiten gehören zu den wichtigsten und gefährlichsten, da durch die Hemmung der V. einer der wichtigsten Lebensprozesse, die Ernährung, gestört ist. Zur Hebung aller V.s-Störungen und V.s-Krankheiten ist, neben geeigneter ärztlicher Behandlung, strenge Regelung der Diät in Beziehung auf Essen u. Trinken nothwendig. Bei geringer V.s-Kraft, sogenannter V.s-Schwäche ist in gleicher Weise Befolgung einer zweckmäßigen Diät und Vermeidung aller Exzesse zur Erhaltung der Gesundheit unbedingt nöthig. E. Buchner.

Verdeck, s. Deck.

Verdeckte Batterien heißen sowohl Festungs-, als Angriffsbatterien dann, wenn vor ihnen noch ein zweiter Erdaufwurf, Wall- oder Brustwehr, liegt, in den dann, mit den hinteren Scharten correspondirend, sogenannte Vorscharten eingeschnitten sind. So wenig anwendbar ihr beschränktes Gesichtsfeld diese Scharten in Festungen macht, um so brauchbarer werden sie durch die treffliche Deckung der hinter ihnen stehenden Geschütze beim Angriffskriege, namentlich, wo es gilt, zahlreiche und wohlgedeckte feindliche Batterien mit namhafter Minderzahl niederzuwerfen, wie z. B. Montalembert's hohen casemattirten Batterien gegenüber.

Verden, 1) früher ein Bisthum, jetzt ein zur hannöver'schen Landdrostei Stade gehöriges Herzogthum mit 25 □ Meilen und 29,500 Einwohnern, wurde

als Bisthum 776 oder 780 von Karl dem Großen gestiftet und dem Benediktiner Schwibrecht, einem Briten, nach Anderen dem Abte Pato von Amerbach gegeben. Die früheren Bischöfe residirten zu Konnede oder Bardewick. Zur Zeit der Kirchenspaltung wurde das Land unter Bischof Gregor lutherisch. Zwar bemühte sich später der Bischof Franz Wilhelm, die katholische Religion wiedereinzuführen, wurde aber im 30jährigen Kriege von den Schweden verjagt, worauf der Erzbischof von Bremen, Johann Friedrich von Holstein, das Stift in Besitz nahm. Dessen Nachfolger, Johann Friedrich von Dänemark, behielt das Bisthum. 1648 im westphälischen Frieden wurde es aber zu einem Herzogthum erhoben und Schweden als erbliches Reichslehen überlassen. Es theilte nun die Schicksale des Herzogthums Bremen, kam 1715 an Hannover u. Schweden trat es im Frieden von 1719 förmlich ab. — 2) V., die gleichnamige Hauptstadt an der Aller, hat 5000 Einwohner, einen Dom, ein Gymnasium, Speditionshandel, Schifffahrt und Fischerei. In der Nähe befindet sich der Uhlenmüller Gesundbrunnen, welcher dem von Pyrmont sehr ähnlich ist.

Verdichtung, s. Condensation.

Verdict, s. Jury.

Verdun, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement der Maas, welche durch die Stadt fließt, ist gut befestigt, mit einer starken Citadelle, Sitz eines Bischofs, eines Handelstribunals und Priesterseminars; auch findet man hier eine Bibliothek und eine Ackerbau-Gesellschaft. Die 15,000 Einwohner betreiben beträchtliche Bierbrauerei, Gerberei, Oehlschlägerei, Liqueur- und Nägelfabrikation. Geschichtlich berühmt wurde V. durch den Vertrag, den Kaiser Lothar u. seine Brüder, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, den 11. August 843 über die Theilung des fränkischen Reiches hier schloßen. — Das Land V. oder Verdunois, früher den Herzogen von Lothringen gehörig, die es durch eigene Grafen regieren ließen, wurde von Balduin, dem Bruder Gottfried's von Bouillon, den Bischöfen von V. käuflich überlassen, die es als Vicomteschaft dem Grafen Dietrich von Monçon und Bar zu Lehn gaben, später aber wieder zurücknahmen. Dabei hatten sie mit der Stadt V., welche frühzeitig die deutsche Reichsfreiheit erlangte und ihre Selbstständigkeit fortdauernd hartnäckig vertheidigte, unablässige Fehden zu führen, bei denen die Bürger zuletzt Frankreich gegen den Bischof zu Hülfe riefen. Hiedurch geschah es, daß die Stadt im Jahre 1552 von Frankreich in Besitz genommen wurde, worauf sie, nebst ihrem Gebiete, im westphälischen Frieden, zugleich mit den beiden anderen deutschen Bisthümern, Metz und Toul, förmlich an Frankreich abgetreten wurde.

Vereine und Vereinsrecht. Es ist ein natürliches Bedürfniß des Menschen, sich mit seinen Mitmenschen zu vereinigen und es gehört deßhalb die Befriedigung dieses Bedürfnisses zu den natürlichen oder Urrechten (s. d.). Im Grunde läßt sich der Mensch einzeln, außerhalb des Vereines, gar nicht denken; die Familie, die Gemeinde, die Kirche sind V. Wenn man daher von einem besondern Vereinsrechte spricht, so kann man diese V. der Familie, Gemeinde, Kirche, des Staates, nicht meinen. Das Vereinsrecht ist die Befugniß des Menschen, sich mit Anderen zu der Erreichung solcher Zwecke zu vergesellschaften, die in jenen Vereinen des Staates u. s. w. nicht realisirt werden können. Da es nun viele Zwecke gibt, die sich in den genannten V.n nicht verwirklichen lassen, die aber doch zur Beförderung des Menschenwohles viel beitragen, so nennt man das Recht, zu besonderen Zwecken besondere Vereine zu stiften, ein natürliches. Jene vier allgemeine Vereine sind nothwendige, denn ohne sie kann das Menschengeschlecht nicht bestehen und sie bilden sich deßhalb überall von selbst; die besonderen Vereine zur Erreichung bestimmter Zwecke sind nützliche; das Menschengeschlecht kann ohne sie bestehen, aber seine Aufgabe nicht so gut erfüllen. Vereine dieser letztern Art haben von je bestanden: das ganze Mittelalter, das germanische wie das romanische, war von ihnen voll; das Ritterwesen, die geistlichen Orden, die Zünfte, die städtischen Bünde sind die großartigsten Aeußerungen des

mittelalterlichen Vereinsgeistes, der unsere Wälder lichtete, unsere Ströme in regelmäßige Beete faßte, unsere Münster erbaute; dem wir überall begegnen, von den ronkalischen Feldern bis zu den Morästen Lieflands, wo deutsches Wesen u. deutsche Art sich heimisch machten. Viele V. jener Zeit haben sich unter uns erhalten: die Stiftungen, die Zünfte, letztere freilich bedeutend modificirt. Die großen politischen V. des Mittelalters sind dagegen verschwunden. Das Vergesellschaften zu politischen Zwecken ist eine lange Zeit, die nahe an drei Jahrhunderte umfaßt, ganz aus der Uebung gekommen. Die politischen V. sind es aber, die unsere Zeit wieder verlangt. Man kann das Recht, solche V. zu bilden, den Staatsbürgern nicht streitig machen, sobald man sich die Schranken dieses Rechtes richtig denkt. Die bestehenden Gesetze sind diese Schranken. Ich kann mich mit einer beliebigen Anzahl von Mitbürgern verbinden, um gesetzlich erlaubte Zwecke zu verfolgen. Ich darf mich mit Niemand vergesellschaften, um solche Absichten zu realisiren, die das Gesetz mir als Einzelnem schon verbietet. Ein an sich löblicher Zweck wird dadurch nicht unmoralisch, daß nicht Einer es ist, sondern Viele, die für ihn wirken; umgekehrt verwandelt sich eine unerlaubte Handlung nicht in eine erlaubte, weil sich eine Menge von Menschen bei ihr betheiligt. Unter der Voraussetzung der Gesetzlichkeit können V. sich mit Aufrechthaltung oder Abänderung der bestehenden Zustände beschäftigen. So steht die Sache unzweifelhaft nach dem philosophischen Rechte, die positive Gesetzgebung beurtheilt sie aber anders. Dieser schwebt vorzüglich die Wichtigkeit des Vereinswesens vor, seine Gefährlichkeit, wenn es sich auf die Gegenstände politischer Natur wirft. Die Wichtigkeit ist vorhanden, sie beruht auf denselben Gründen, wie die Wichtigkeit des Vereinswesens überhaupt. Durch Vereinzelung gehen die schönsten Kräfte verloren, die in der Vergesellschaftung zum Wohle des Ganzen fruchtbringend arbeiten würden. Der Mensch, der als Einzelner verzagt, findet sich durch das Mitwirken Anderer ermuthigt, der Wetteifer beflügelt seine Thätigkeit und auf der andern Seite fällt vor den organisirten Bemühungen Vieler manches Hinderniß, welches der ungeregelten, wenn auch kräftigsten, Anstrengung Einzelner für immer Wiederstand leisten würde. Der Verein ist ein Sammelpunkt, in dem sich nach jedem Verfalle, jeder Niederlage die Zersprengten wieder vereinigen können; er ist in den Stunden der Gefahr ein Schirm, in den Tagen des Kampfes ein Sporn. Dieß gilt von allen, so auch von politischen V.n. Diese wirken nach einem gemeinschaftlich berathenen und entworfenen Plane übereinstimmend und auf die mannichfaltigste Weise, durch Rede und Schrift, durch Unterstützungen mit Rath und Geld; ihr Angriff ist zu fürchten, denn er trifft auf den Gegner mit der vollen Wucht der Masse, ihre Vertheidigung wird ihnen sehr erleichtert, da es eine Menge ist, gegen die vorangeschritten werden muß, der Einzelne durch den Einzelnen, Gruppe durch Gruppe sich deckt. Nicht weniger ist die Gefährlichkeit politischer V. vorhanden. Was man gewöhnlich von mangelhafter politischer Bildung des Volkes spricht, um Concessionen als schädlich darzustellen, hat, auf das politische Vereinswesen angewendet, eine gewisse Wahrheit. Für rohe Völker wäre das politische Vereinsrecht ein schlimmes Geschenk; selbst die gebildetsten Nationen haben die Nachtheile dieses Rechtes kennen lernen müssen. In Nordamerika haben die Gegen-Sklaverei-V. das Fortbestehen der Union gefährdet; Frankreich mußte nach der Julirevolution das Vereinsrecht aufheben, wenn die Regierung fortbestehen sollte. Auch England schritt gegen die politischen V. ein, als es seinen Riesenkampf mit der französischen Republik ausfocht. Verbote helfen indessen Nichts, wenn sie nicht von dem Volksgeiste kräftigst unterstützt werden. Verbotene V. ziehen sich in das Dunkel zurück, wenn wirkliche Volksbeschwerden da sind und wirken insgeheim viel gefährlicher, als wenn man sie öffentlich geduldet hätte. Allerdings haben Geheimbünde nie unmittelbar zu einer Revolution geführt, der Feind hat sie noch stets entdeckt und zerstört. Mittelbar haben sie aber zu den modernen Katastrophen viel beigetragen und es dürfte nicht eine Revolution der Neuzeit geben, die nicht von Geheimbünden [illegible]

worden wäre. Die Geheimbünde sind die verlorenen Posten, der Vortrab der Umwälzung; sie fördern dieselbe, mögen sie nun siegen oder unterliegen, im letztern Falle durch die Erbitterung, welche ihre Niederlage hervorruft. Ueberdies demoralisiren sie die Regierung, die gegen sie eine geheime Polizei zu errichten gezwungen ist. — Die Befugniß zu Volksversammlungen folgt aus dem Vereinsrechte von selbst. Wenn einer bestimmten Gesellschaft das Recht, sich zu vereinigen, nicht genommen werden kann, so läßt es sich noch weniger dem gesammten Volke absprechen. Auch sind die Volksversammlungen so alt, wie die menschliche Gesellschaft und es ist kein Volk, in dessen Geschichte sie nicht Epoche machten. Bureaukraten stellen die Volksversammlungen gewöhnlich als eine rohe Aeußerung der Volkskraft dar, die in gesitteten Staaten nicht vorkommen dürfe. Diese Behauptung verdient jedoch keine Widerlegung. — Die Kehrseite, man möchte sagen, die Carrikatur des Vereinswesens ist das Clubwesen. Es waren hauptsächlich die Clubs, welche der ersten französischen Revolution ihren fürchterlichen Charakter gaben. Durch sie wurden die Massen in die öffentliche Debatte eingeführt; die Leidenschaften, die in diesen gährten, der Fanatismus, der politische Haß, der persönliche Neid erhielten die Oberhand über die edlen Motive der Gesetzgeber. Die Beschränktheit der Ungebildeten entschied, sie erklärte sich in dem Maße als allein berechtigt, daß sie die geistige Bildung als „der Contrerevolution verdächtig" proscribirte. Der Sieg der Clubs über die Volksvertretung kündigte sich schon in den ersten Tagen der Revolution an. Die Constitutionellen der constituirenden, die Girondisten der gesetzgebenden Versammlung stützten sich auf Clubs und bereiteten selbst deren endliche Oberherrschaft vor. Seinen Höhepunkt erreichte dieses Unwesen, als der Gemeinderath von Paris aus seiner Verachtung gegen den Convent kein Hehl mehr machte, Cordeliers und Jakobiner in ihren Verhandlungen die Gesetze entwarfen, welche die zitternden Gesetzgeber anzunehmen hatten, correspondirende Vereine der Jakobiner eine Regierung von Frankreich bildeten, welche in der Muttergesellschaft eine stärkere Centralisation besaßen, als die offizielle Regierung selbst war, jede Stadt, jedes Dorf des Landes Clubs hatte, die einander an Wildheit und Blutdurst zu übertreffen suchten. Die rohe Leidenschaft wuchs sogar den Führern über den Kopf. Robespierre (s. d.) wurde als gemäßigt angeklagt, Marat (s. d.) erhielt Aufforderungen, in seiner revolutionären Thätigkeit nicht nachzulassen. Wir mußten auf diese Ausartung des Vereinswesens aufmerksam machen, wenn wir auch keineswegs Denen zustimmen, die in den Vereinen und Volksversammlungen den Anfang der Clubherrschaft erblicken. Diese Furcht, die vielleicht aufrichtig ist, übertreibt. Eine Revolution, wie die französische war, ist in Deutschland nicht möglich und eben so wenig ein Clubwesen, wie das von 1793. Uebelstände werden die politischen V. hervorrufen, das ist das Schicksal von Allem, was der Mensch erfinnt; aber wegen dieser unvermeidlichen Unvollkommenheiten dürfen wir nicht das ganze Institut verwerfen. Diese Uebelstände lassen sich mildern, die damit verbundenen Gefahren beseitigen. Politische V. sind ein wirksames Mittel, Bildung in weiten Kreisen zu verbreiten, sie führen uns am schnellsten in das frische Volksleben ein, dem wir bisher nicht angehören durften. Das Verhalten der Gesetzgebung gegen das Vereinswesen dürfte etwa folgendes seyn. Die Präventivgesetzgebung muß bei den Vereins-, wie bei den Preßangelegenheiten künftig wegfallen und durch Repressivmaßregeln ersetzt werden. Der Grundsatz des Rechtes: „Jeder gilt so lange für gut, bis das Gegentheil bewiesen wird", hat zur vollesten Geltung zu gelangen. Die bisherige Gesetzgebung, die dem Polizeigrundsatze huldigte: „Jeder gilt so lange für schlecht, bis er das Gegentheil beweist", knüpfte die Stiftung von V n an obrigkeitliche Erlaubnißscheine, stellte endlose Erörterungen über Zulässigkeit an, nahm bei dem kleinsten Anlasse „Recherchen" vor, verlangte Vorlage von Protokollen, Statuten, forderte Garantien über Garantien, übte eine fortwährende Ueberwachung aus und erreichte durch endlose Plackereien durch Auflegung von Strafen und Geldkosten ihren Zweck der „Läuterung des Volksgeistes" doch so

enig, daß sie im Gegentheil die bestehende Mißstimmung vermehrte. Will die ue Gesetzgebung mit den alten Polizeigrundsätzen brechen, so muß sie das Ver- nsrecht völlig frei lassen, keine Einholung von Erlaubnißscheinen verlangen, ine besondere Aufsicht führen. Die Staatsgewalt schreite erst dann ein, wenn n bestimmter Verein gegen die Gesetze handelt. Die, gewöhnlich als solche an- nommenen Garantien, die Viele im Interesse der Ordnung beibehalten wollen, ß jeder Verein seine Statuten veröffentliche und der Behörde zur Kenntniß- hme vorlege, daß verantwortliche Vorsteher genannt werden u. s. w. sind, beim chte betrachtet, illusorisch. Neben den gedruckten Scheinstatuten kann es geheime ben; die genannten Vorsteher werden in vielen Fällen blos Gliederpuppen seyn, nter denen sich die wirklichen Leiter verstecken: gegen solche Mißbräuche schützt s Präventivsystem nicht; läßt man sich im Allgemeinen auf Erörterungen und ntersuchungen solcher Art ein, so geräth man sogleich wieder in das alte Be- ufsichtigungswesen. Man warte wirkliche Gesetzesübertretungen ab, um dann e Staatsauctorität mit dem größten Nachdrucke geltend zu machen. Dann müssen itürlich auch etwaige Fälschungen der Statuten und Namen als gravirende Um- inde in Betracht kommen. Jedes Geschworenengericht wird das „Schuldig" eher gen einen Verein aussprechen, der durch Unwahrheiten dieser Art sein böses ewissen bekundet, als gegen einen solchen, der in allen Dingen frei und offen indelte. Es ist indessen auch der Fall denkbar, daß ein Verein, der sich streng i die gesetzliche Ordnung hält, aus Gründen des Staatswohles aufgelöst werden uß. Jede Auflösung eines Vereines muß aber als die Suspension eines ver- ffungsmäßigen Rechtes betrachtet werden. Eine Suspension verfassungsmäßiger echte darf nur ausnahmsweise, in wichtigen Fällen eintreten; sie darf nur von m verantwortlichen Ministerium verfügt werden, wo möglich unter Mitwirk- ig der Stände, denen, wenn Gefahr im Verzuge war, die Motive der Verfüg- ig vorzulegen und der Entscheidung derselben zu unterstellen sind. Wir würden ese Unterdrückung immer gerechtfertigt halten, so oft das Vereinswesen in ein lubswesen umschlüge, die V. nicht mehr spezielle Zwecke verfolgten, sondern all- mein eine Einwirkung auf die Politik des Landes üben wollten, zu diesem nde hierarchisch in Haupt- und Zweig-V. sich organisirten, Andersdenkende ein- hüchterten, in die öffentlichen Geschäfte sich mischten und eine Regierung neben r Regierung sich bildete. Weise Regierungen werden aber nicht sofort ein- hreiten, wenn eines der eben angedeuteten Merkmale ein Umschlagen des Ver- nswesens in Clubswesen anzudeuten scheint, am wenigsten in dieser Zeit, deren eugestaltungen des gegenseitigen Vertrauens bedürfen. Die junge Freiheit wird h etwas ungeberdig anstellen; in Dingen, die bisher verboten waren, mag hin nd wieder zu viel geschehen: der ächte deutsche Volkssinn wird darum unveränd- t derselbe bleiben, er wird uns sicherer gegen Revolution und Schreckensherr- haft schützen, als Polizeimaßregeln.

Verfahren heißt in der Rechtssprache so viel als im Prozesse fortfahren. So verfährt der Richter mit der Untersuchung, oder mit Vollstreckung der Execution über die Person, oder mit Taxation und Versteigerung der Sache rc. Bei rozessen zwischen Parteien verfahren, so viel als vor Gericht mit einander reiten. Im besondern Sinne versteht man in manchen Ländern unter dem V. der dem rechtlichen V. die Einreichung der Sätze oder Schriften in den ver- hiedenen Instanzen des bürgerlichen Prozesses; daher Beweis-V., Läuter- ngs- oder Apellations-V. Solcher abwechselnder Sätze sind 6 hergebracht, r jeden Theil 3, nämlich: 1) der Provocationssatz; 2) Exceptionssatz; 3) Replik;) Duplik; 5) die Triplik u. 6) die Quadruplik. Die Sätze 1, 2 und 3 gehören m Angriffe, die 2, 4 und 6 aber zur Vertheidigung. Den Anfang hat der- nige mit dem Provocationssatze (1) zu machen, welcher in der vorliegenden nstanz den Vortrag hat. Beim V. über die Klage ist solches sonach der läger, bei dem über den Beweis der Beweisführer, beim V. über den Gegen- weis der Gegenbeweisführer, beim Appellationsverfahren der [illegible]

beim V. über die Hauptsache (Haupt-V.) vor dem Endurtheile widerum der Kläger. Es muß der Natur der Sache nach einem jeden Theile der Gebrauch von 3 solchen Sätzen oder Schriften freistehen; selten werden jedoch mehr als 2 gebraucht. — Bei der französischen Gesetzgebung werden in bürgerlichen Rechtssachen die Vorverfahren mehrentheils in Schriften abgehandelt und nur nach diesem die Hauptsache (das Haupt-V.) mündlich und öffentlich betrieben. In Criminalsachen werden nur die eigentlichen Assisen mündlich und öffentlich verhandelt, nicht aber das vorhergehende V. vor dem Instructionsrichter, welches aber auch in Ansehung derjenigen Punkte, die vor der Assise nicht speziell wiederholt worden sind, keinen Beweis abgibt.

Verfassung oder **Constitution** hießen im frühern Sinne des Wortes die, theils im Mittelalter ausgebildeten und zunächst auf dem Herkommen beruhenden, Versammlungen der Reichs- und Landstände in einer großen Mehrzahl der europäischen Reiche germanischer Abstammung, theils gewisse schriftliche Reichsgrundgesetze, welche zwar gewisse allgemeine, aber nicht unter sich organisch zusammenhängende, Grundbestimmungen des innern Rechtszustandes der betreffenden Reiche und Staaten enthielten. Es sind dies folgende Reichsgrundgesetze: die goldene Bulle (s. d.) vom 25. Dezember 1356; der ewige Landfriede vom 7. August 1495; die jedesmalige kaiserliche Wahlkapitulation (seit Karls V. Wahl gewöhnlich); der zu Augsburg abgeschlossene Religionsfriede vom 25. Sept. 1555 und der westphälische Friede vom 24. Oktober 1648; der lüneviller Friede vom 9. Februar 1801 und der, auf die Basis desselben zu Regensburg abgeschlossene, Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803. So wichtig alle diese Reichsgrundgesetze waren, so bildeten sie doch kein zusammenhängendes Ganze der innern Gestaltung des politischen Lebens im deutschen Reiche. Auf ähnliche Weise bildete sich die britische V. (s. d.). Auch sie beruht durchaus auf keinem einzigen, alles Wesentliche des innern Staatslebens in sich enthaltenden, schriftlichen Grundgesetze: es sind vielmehr einige einzelne, in verschiedenen Zeitaltern und für augenblickliche Bedürfnisse gegebene, organische Gesetze, die man als die Unterlage der noch jetzt bestehenden V. Großbritanniens ansehen muß. Auch in einigen anderen Ländern des europäischen Festlandes waren schon vorlängst glückliche Vorschritte zur Freiheit geschehen, veranlaßt allernächst durch Mißbrauch der Gewalt. So in der Schweiz, in den Niederlanden, Spanien, Frankreich, Ungarn u. m. a. Dieses Ringen, hauptsächlich nach Gewissensfreiheit, legte auch den Grund zu einer bürgerlichen, ja, es führte selbst zu überspannten Lehren und Bestrebungen. Nach der jetzigen Bedeutung versteht man unter V. eine schriftliche Urkunde, welche alle die rechtlichen Bedingungen enthält, auf welchen das innere Bestreben eines Staates, nach dem nothwendigen Zusammenhange der einzelnen Theile dieses Lebens, beruht. Unter diesen modernen Verfassungsurkunden tritt uns zunächst die nordamerikanische vom 17. Sept. 1787, von dem Congresse von Philadelphia entworfene und im März 1789, in Verbindung mit mehren Zusatzartikeln von den 13 Provinzen dieses Bundesstaates angenommene, schriftliche Verfassungs- und Staatsvertragsurkunde entgegen. Sie ist ihrem Charakter und Inhalte nach ein Nachbild der britischen V. In Frankreich wagte es bald darauf die Nationalversammlung am 3. Sept. 1791, eine neue V. zu geben, die vom Könige am 14. ohne Einschränkung beschworen ward; aber sie trat ins Leben, ohne daß zuvor eine zweckmäßige Gemeinde- und Städteordnung (eine Munizipal-V.) gegeben wurde, beschränkte die Macht des Königs und erklärte sich gegen das Zweikammersystem. Sie erlosch aber bald wieder, da sie in vielen organischen Fehlern den Grund ihrer eigenen baldigen Auflösung in sich trug u. eine zweite V., die man dem Volke verheißen hatte, nachdem Herault de Sechelles im Namen des Wohlfahrtsausschußes über denselben Entwurf berichtet hatte, ward nach flüchtiger Berathung vom Convente angenommen (24. Juni 1793) und am 10. August in Paris feierlich verkündet. Diese V., ein Denkmal der Verkehrtheit u. Tolldreistigkeit ihrer Urheber, trat gar nicht ins Staatsleben ein; denn es ward

wegen der gefahrvollen Umstände des Staats die Republik in Revolutionszustand erklärt (28. Aug.) und eine revolutionäre Regierung angeordnet, welche die Diktatur der Schreckensmänner befestigte. — Dagegen dauerte die dritte V. der Republik Frankreich vom 22. August 1795, mit einem Direktorium von 5 Individuen für die vollziehende Gewalt und zwei Räthen, dem Rathe der Fünfhunderte und dem Rathe der Alten, für die gesetzgebende Gewalt, vier Jahre, bis sie General Bonaparte (s. d.) auflöste u. an deren Stelle die vierte V. vom 13. Dezember 1799 setzte, die ihn als den ersten Consul an die Spitze des Staates stellte und in welcher durchgehends die Annäherung an das monarchische Prinzip hervortrat. Diese V. wurde in der Folge in vielen wesentlichen Punkten verändert und ergänzt durch die sogenannten organischen Senatsconsulate: vom 2. August 1802, welches Bonaparte zum lebenslänglichen Consul ernannte; vom 4. August, wodurch die V. von 1799 in mehren wesentlichen Punkten verändert ward u. vom 18. Mai 1804, in Folge dessen auf Bonaparte u. seine Nachkommenschaft die erbliche Kaiserwürde Frankreichs übertragen ward; zugleich befanden sich darin mehre durchgreifende Veränderungen der V. Indessen blieb diese doch die Basis der Organisation des französischen Reiches bis zu Napoleon's Thronverzichtung im Jahre 1814. Allein einige Tage vor dieser Thronentsagung erließ der französische Senat 8. April 1814 unter Talleyrand's Vorsitze eine V., welche, vorzüglich die Interessen der Senatoren wahrend, Ludwig XVIII. auf den Thron berief. Indessen erkannte Ludwig XVIII. nach seiner Ankunft in Frankreich diese fünfte V. nicht an; er machte vielmehr am 4. Juli 1814 die sogenannte constitutionelle Charte, die sechste V. Frankreichs, aus königlicher Machtvollkommenheit bekannt, ohne sie vorher den Repräsentanten der Nation zur Begutachtung, Prüfung und Annahme vorzulegen, sprach in derselben die königliche Initiative der Gesetze aus und verordnete die Eintheilung der Volksrepräsentanten in zwei Kammern. Diese V. bestand, mit Ausnahme der 100 Tage, bis in den Juli 1830, obgleich viele ihrer Grundbestimmungen durch die Willkür der Ministerien Ludwig's XVIII. und Karl's X. bald beschränkt, bald verändert, bald in der Wirklichkeit nicht vollzogen wurden, bis nach der mächtigen Bewegung Frankreichs vom 27. bis 29. Juli 1830, zugleich mit der Thronbesteigung des Herzogs von Orleans (Ludwig Philipp's), am 8. August 1830 die siebente V. erschien, welche zwar die Hauptgrundlage der Charte Ludwig's XVIII. beibehielt, doch mehre wesentliche Bestimmungen derselben veränderte u. dadurch neue Gewährleistungen für die bürgerliche Freiheit erweiterte. Seine achte V. endlich erhielt Frankreich wieder als Republik, nach dem Sturze des Hauses Orleans, im Februar 1848. — Auch der vormalige Freistaat der Niederlande erhielt nach dem Vordringen der Franzosen und nach dreijähriger Berathung der ersten (1796) und zweiten (Sept. 1797) Nationalversammlung am 23. April 1798, unter dem Einflusse des französischen Gesandten Lacroix, eine V. auf die Unterlage der Volkssouveränität. Diese V. ward aber am 16. Oktober 1801 mit einer zweiten vertauscht, die der vierten V. Frankreichs nachgebildet war. Doch auch diese V. mußte einer dritten vom 15. März 1805 weichen, in welcher an die Stelle des Staatsbewind ein Rathspensionär mit beinahe monarchischen Rechten trat und der gesetzgebende Körper (nun „hochmögende Repräsentanten" genannt) auf 19 Individuen zurückgebracht ward. Schon am 4. August 1806 wurde sie jedoch von der vierten V. verdrängt, deren politischer Charakter monarchisch-repräsentativ war, nachdem (24. Mai 1806) Napoleon's jüngerer Bruder, Ludwig, zum Könige von Holland ernannt und von diesem die neue V. unterzeichnet worden war. Als aber Napoleon am 9. Juli 1810 das Königreich Holland Frankreich einverleibte, erlosch diese vierte holländische V. und die vierte französische von 1799 trat mit ihren Modifikationen an ihre Stelle, bis nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Befreiung und Trennung Hollands von Frankreich wieder erfolgte. Der Prinz von Oranien, von den Niederländern am 1. Dez. 1813 als souveräner Fürst anerkannt, gab bereits am 2. Dez. das Versprechen einer neuen [illegible]

Den Entwurf derselben ließ er am 28. März 1814 dem zusammenberufenen Ausschusse der Repräsentanten (den Notabeln) der niederländischen Provinzen zur Berathung vorlegen, damit auf dem Wege des Vertrages das neue Grundgesetz in's öffentliche Leben träte. Als aber kurz darauf (30. Mai 1814) die verbündeten Mächte Belgien mit Holland zu einem gemeinsamen Königreiche vereinigten, versammelte der nunmehrige König der Niederlande, Wilhelm (seit dem 8. August 1815), die belgischen und holländischen Notabeln zur nochmaligen Berathung des vorjährigen, nun aber auf beide vereinigte Länder ausgedehnten Verfassungsentwurfes. Ob nun gleich die Stimmenmehrheit gegen die Annahme der neuen V. sich aussprach, so erklärte doch der König dieselbe am 24. August 1815 zum Grundgesetze des Königreiches. Als die südlichen Provinzen sich von dem Hause Oranien im Jahre 1830 losrießen und von den Mächten als eigener Staat anerkannt wurden, wurde für das neue Königreich Belgien am 7. Februar 1831 eine V. vom Nationalcongresse angenommen u. am 21. Juli vom Könige beschworen. Diese V. ist wohl die merkwürdigste der neuern Zeit, indem sie dem Volksleben, gegenüber der Regierung, größere Freiheit und Unabhängigkeit gewährt, als irgend eine andere. (Ueber die V.en in den übrigen Ländern verweisen wir auf die einzelnen Artikel.) — Allen modernen V.en ist, bei aller Verschiedenheit ihres Inhaltes, gemeinschaftlich die Ordnung des Verhältnisses zwischen der Regierung und der parlamentarischen Gewalt, mag nun letztere unter dem Namen von Häusern, Kammern, Banken, Curien, Ständen, oder wie sie sonst vorkommen; dann die Feststellung des Weges, auf welchem Gesetze, mit Einschluß der die Steuern betreffenden, beschlossen werden sollen. Man unterscheidet octroyirte, von der Regierung allein überlassene u. pactirte, mit den Ständen vertragsmäßig verabschiedete, V.en. Erstere haben zuweilen formelle, letztere in der Regel materielle Vorzüge. Der früheren Zeit gehören nur pactirte Verfassungsgesetze an und stellen sich auch zumeist in der Form von wirklichen Verträgen, oder von, an eine bestimmte Partei ertheilten, Privilegien und Concessionen dar; denn sie waren zumeist die Vergleiche und Friedensschlüsse, welche zwischen bereits bestehenden, aus dem geschichtlichen Leben des Volkes erwachsenen, Mächten im Staatswesen geschlossen wurden. Selbst das einzige Verfassungsgesetz, das den Absolutismus zum Prinzipe der Regierung erhebt, die dänische Lex regia vom 14. November 1660, ist in seinen Grundzügen ein pactirtes. Die octroyirten V.en gehören der Zeit u. den Ländern an, wo nur die Regierung eine Gestalt und Gewalt im Staate hatte und die alten Stände erloschen waren. So ist die erste constitutionelle V. in Deutschland, die nassauische, eine octroyirte, die aber auch ganz besonders die Mängel einer solchen zeigt. Die badische V., ebenfalls octroyirt, dürfte unter allen dieser Classe wohl noch die meisten Vorzüge besitzen, wenn wir nicht den ganz neuen österreichischen u. preußischen V.en, über die sich jedoch, da sie kaum erst in's Leben getreten sind, noch kein sicheres Urtheil fällen läßt, noch den Vorzug vor ihr einräumen wollen. — Die V.en sind mehrfach gesammelt worden, namentlich von Martens, Dufau, Lüders und Anderen. Die vollständigste Sammlung der europäischen Constitutionen ist die von Pölitz (2. Aufl., 3 Bde., Leipz. 1833; 4 Bd., herausgeg. von Bülau, 1847—48.).

Vergantung, s. Gant u. Concurs.

Vergennes, Charles Gravier, Graf von, ein verdienter französischer Minister, geboren zu Dijon 1720, widmete sich dem Staatsdienste, kam in seinem 21. Jahre zu der Gesandschaft in Lissabon, wurde 1749 französischer Gesandter in Trier und 1755 in Konstantinopel, wo er nicht allein große Schwierigkeiten glücklich beseitigte, sondern sich auch die Achtung und das Wohlwollen des türkischen Kaisers und der Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II. erwarb. Kurz nach seiner Rückkehr nach Paris (1771) ging er als französischer Botschafter nach Schweden und nahm großen Antheil an der Revolution, die dem Könige Gustav III. unumschränkte Gewalt verschaffte. Unmittelbar darauf, als Ludwig XVI. den französischen Thron bestieg, wurde er aus Schweden zurück-

rufen und in Frankreich an die Spitze der auswärtigen Angelegenheit gestellt.
ein ganzes Bestreben ging dahin, Frankreich im Auslande Achtung zu ver-
schaffen und zugleich den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Ihm verdankte
eutschland den Teschener Frieden, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen
esterreich und Holland wegen Eröffnung der Schelde u. den Frieden von Ver-
illes. Mit Rußland schloß er einen ergiebigen Handelstraktat. Weniger vor-
ilhaft war jener, welcher 1786 mit England abgeschlossen wurde, weil dadurch
: britischen Fabrikate über die französischen in Frankreich selbst die Oberhand
pielten. Er starb den 13. Febr. 1787.

Vergilius, Polydorus, gebürtig aus Urbino, studirte zu Bologna, ward
pstlicher Kammermeister zu Rom, hernach Archidiakonus an der Kirche zu
els in England und starb 1555 zu Urbino. Der Kirche trat er feindselig ent-
gen durch seine Vertheidigung der Priesterehe, seine Verwerfung der Bilder- u.
eliquienverehrung u. m. a. Sein bekanntes Werk: „Historia anglicana", Basel
34 und Leyden 1657, ist sehr unzuverlässig und parteiisch; mehr Beifall fand
ı anderes Werk von ihm: „De rerum inventoribus", acht Bücher, 1499 und
chher sehr oft herausgegeben. In der Leydener Ausgabe desselben sind auch seine
ei Bücher „De prodigiis" hinzugekommen; in einigen Ausgaben ist auch „Alex.
rdus de inventoribus rerum" angehängt. V. hat, bei manchen schätzbaren
ıchrichten, auch viel Falsches und Unerweisliches in die Geschichte der Erfind-
gen eingemischt.

Verglasung nennt man die, durch Hülfe des Feuers bewirkte, Umwandelung
tes oder mehrer Körper zu einer glasartigen Masse, wozu die meisten mit sehr
chtflüssigen Körpern, sogenannten Schmelzungsmitteln, wie Kochsalz, Holzasche,
ottasche, Soda, gebranntem Kalk ꝛc. versetzt werden, um sie schneller zum Schmel-
ı zu bringen. Körper, die für sich allein unschmelzbar sind, schmilzen, wenn
m sie mit gewissen anderen Körpern vermengt. Reine Kieselerde schmelzt für
h im heftigsten Ofenfeuer nicht, eben so wenig schmelzen auch Sand oder
uarz für sich allein, weßhalb man zu diesem Zwecke seine Zuflucht zu obigen
hmelzmittel nnehmen muß.

Vergleich ist derjenige Vertrag, durch welchen zwei oder mehre Personen
ı, unter ihnen streitiges oder zweifelhaftes, Recht durch gegenseitiges Nachgeben
stimmen. Um einen V. zur Perfection zu bringen, ist nur die Einwilligung
r Transigenten selbst zu dem Abkommen erforderlich. Ein V. kann daher so-
ohl außergerichtlich, als auch gerichtlich abgeschlossen werden, kann vor Beginn
tes wirklichen Rechtsstreites, oder nach dessen Entstehen, zu dessen Beendigung
ıtreten und kann Hauptpunkte oder blos Nebenpunkte eines Rechts betreffen;
r wird stets vorausgesetzt, daß das Recht, um welches es sich handelt, ein
eifelhaftes oder streitiges sei. Ungültig ist ein V., welcher die Gültigkeit der
je, den Inhalt einer letztwilligen Anordnung vor deren Bekanntmachung, oder
esetzesübertretungen betrifft, obschon er in dem letztern Falle hinsichtlich der
rivatgenugthuung gültig ist; auch ein Irrthum in der Person oder in dem Ge-
nstande kann den V. ungültig machen. Jedem Theile der Parteien steht es frei,
ihrend des Prozesses einen V. gerichtlich oder außergerichtlich vorzuschlagen,
och soll der Prozeß dadurch ohne eine, von der Gegenpartei selbst vorläufig
gebrachte, schriftliche Erklärung niemals im Mindesten gehemmt werden, son-
rn seinen ungehinderten Lauf haben. Auch ist es dem Richter zur Pflicht ge-
cht, nach Möglichkeit zur Ausgleichung der Parteien beizutragen.

Vergleichung, s. Gleichniß.

Vergniaud, Pierre Victorin, das Haupt der Girondisten in der ersten
anzösischen Revolution und einer der größten Redner des Nationalconventes,
boren 1758 zu Limoges, wurde Advokat in Bordeaux. Er war Präsident der
gislativen Versammlung, als Ludwig XVI. in ihr mit seiner Familie Schutz suchte;
äter stimmte er für dessen Tod, doch mit Berufung an das Volk. Die Ge-
ichte der Gironde (s. Girondisten) ist die seinige; am 31. Oktober 1793

blutete dieser körperschöne, hochgebildete, hinreißend beredte, aber für seine Zeit zu wenig leidenschaftliche Mann auf der Guillotine.

Vergoldung nennt man das Auftragen eines feinen Goldüberzugs auf Körper. Dieses geschieht entweder auf mechanischem oder chemischem oder galvanischem Wege. Bei dem erstern Verfahren wird das Gold in feinen Blättchen oder als Pulver auf der Oberfläche des Körpers, gewöhnlich durch klebende Mittel (Oel, Leim, Eiweiß 2c.) befestigt. Die chemische V. findet blos bei Metallen statt und geschieht im Feuer, indem das Metall (Messing, Tombak, Kupfer), welches vergoldet werden soll, mit Goldamalgam überzogen u. das Quecksilber durch Hitze verflüchtigt wird, wobei das Gold in mehr oder weniger dünner Schicht auf dem Metalle zurückbleibt, oder, und zwar nur für polirtes Eisen und Stahl, mittelst ätherischer Goldsolution, oder endlich auf sogenanntem nassem Wege, mittelst einer durch kohlensaures Kali neutralisirten Goldsolution. Die galvanische, erst in neuerer Zeit bekannt gewordene und vielfach besprochene, V. besteht darin, daß man eine möglichst neutrale Goldauflösung in das eine und äußerst stark verdünnte Schwefelsäure in ein zweites Glasgefäß bringt u. beide Flüssigkeiten durch einen porösen Körper, am besten Blase, in leitende Verbindung setzt. Legt man dann in die Schwefelsäure ein Stück Zinkblech, während man das Metallstück, welches vergoldet werden soll, in die Goldsolution hängt u. stellt die Verbindung durch einen Metalldraht her, so findet eine elektrische Erregung statt, das Zink wird positiv, das andere Metall negativ elektrisch und dieses schlägt nun das Gold aus der umgebenden Lösung metallisch auf sich nieder. Apparate hiezu haben Elkington, Ruolz, Elsner, Frankenstein 2c. angegeben.

Vergrößerungsglas, s. Mikroskop.

Verhältniß, 1) in der Mathematik die gegenseitige Beziehung, in welcher zwei gleichartige Größen in Absicht ihrer Größe zu einander stehen, d. h. die Vergleichung zweier gleichartigen Größen mit einander. Die vollkommenste Vergleichung zweier Größen mit einander stellt man aber an, wenn man untersucht, wie die eine aus der andern entstehen kann. Die beiden, mit einander zu vergleichenden, Größen heißen Glieder des V.es und zwar die eine das erste oder Vorderglied, die andere das zweite oder Hinterglied. Die Vergleichung zweier Größen kann auf eine doppelte Art geschehen, nämlich: 1) indem man untersucht, um wie viel die eine größer sei, als die andere; 2) indem man untersucht, wie vielmal die eine Größe in der andern enthalten sei. Die erste Art des V.es nennt man ein arithmetisches, die andere ein geometrisches oder auch blos ein V. Die erstere Art bezeichnet man mit (—), die letztere mit (:). Daher bezeichnet 7 — 21 das arithmetische und 7 : 21 das geometrische V. der beiden Größen 7 und 21. Die Größe 14, welche zu 7 addirt werden muß, um 21 zu erhalten, heißt die Differenz des V.es 7—21. Die Zahl 3, mit der man 7 multipliren muß, um 21 zu erhalten, heißt der Exponent des V.es 7 : 21. Arithmetische V.e sind einander gleich, wenn ihre Differenzen einander gleich sind und geometrische V.e sind einander gleich, wenn ihre Exponenten einander gleich sind. Ist das Hinterglied größer, als das Vorderglied, so heißt das V. steigend, im entgegengesetzten Falle fallend. Ueber die Lehre von den V.en überhaupt sehe man Kannegießer, „Versuch einer allgemeinen Theorie der V.e" (Berlin 1811). — 2) V. in der Logik, die Beziehung des Einen auf ein Anderes. Eine V.-Bestimmung ist daher eine solche, welche einem Dinge oder einem Begriffe nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Beziehung auf ein Anderes, in einer Vergleichung mit dem letztern zukommt. Bei der unabsehbaren Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen kann es unbestimmbar viele Classen von V.en geben. Alles, was die Natur, die Gesellschaft, das leibliche und geistige Leben u. s. w. einschließen, ist dem Begriffe des V.es zugänglich. V.-Begriffe oder relative Begriffe heißen vorzugsweise solche, deren ganze Bedeutung auf einer Vergleichung mit einem andern beruht, die also in nothwendiger Beziehung zu einander stehen. So sind z. B. groß und klein, rechts und links, Aeltern und

Kind relative Begriffe. Jeder solche Begriff verlangt daher ein Correlatum, d. h. ein Mitbezogenes.

Verhärtung (Induratio) heißt in der Medizin jede Verdichtung eines Gewebes im menschlichen Körper. Dieselbe ist entweder gut- oder bösartig. Erstere entsteht, zuweilen auch ohne Vermehrung des Umfanges, in drüsigen, fleischigen und anderen Theilen, als Folge eines Drucks und zu Ende einer Entzündung und Verschwärung; sie bildet sich gewöhnlich bald und verschwindet entweder von selbst oder nach äußeren Mitteln und gibt zu neuer Entzündung Anlaß, oder bleibt unverändert. Sie fühlt sich als eine bestimmte Härte an; zuweilen geht sie, besonders bei Alten, in Verknörpelung, selbst in wirkliche Verknöcherung über. Sie wird durch Beseitigung der, vielleicht noch stattfindenden, chronischen Entzündung und Anwendung von erweichenden, zertheilenden Mitteln gehoben. V. des Zellengewebes, s. u. Zellengewebs-V. — Ueber die bösartige V. siehe den Art. Krebs.

Verhau nennt man eine Verschanzung, die man dadurch anlegt, daß man Bäume umschlägt und sie über und neben einander legt. Die V.e werden meist zum Hinderniß vor einer Schanze gebraucht, um dem Feinde die Annäherung zu derselben zu erschweren, auch um ein Defilé zu sperren, Werke mit einander zu verbinden ꝛc. Meist werden die V.e so gelegt, daß die Spitzen der Bäume gegen den Feind gerichtet sind; nur, wenn Defilé's gesperrt werden sollen, legt man die Bäume quer in den Weg. Sie müssen stets durch eingeschlagene Pfähle an dem Boden befestigt, oder ihre Aeste etwas eingegraben seyn, damit ihre Wegräumung Mühe macht. Sonst brachte man eine dünne Brustwehr von Erde mit einem Auftritte hinter ihnen an, um ihnen direkte Vertheidigung zu geben; jetzt gibt man langlinigen V.en, z. B. zur Verbindung bestimmten, durch je 300 Schritte angelegte Redouten Seitenvertheidigung. Ist der V. so angelegt, daß die Bäume nicht an Ort und Stelle gefällt, sondern von entfernten Orten erst dahin gebracht werden, so heißt er ein geschleppter V.

Verhör heißt jede gerichtliche Vernehmung, welche den Zweck hat, Auskunft über Thatumstände zu erhalten. Die V.e sind besonders wichtig im Criminalprozesse (s. d.) u. setzen von Seiten des Richters große Umsicht u. Scharfsinn, geschickte Entwerfung und consequente Durchführung eines Befragungsplanes voraus. Vgl. Criminalprozeß.

Verhuel, Charles Henri, Graf von Savenaer, geb. 1770 zu Deutich in Geldern, trat frühe in die niederländische Flotte und ward 1795 Schiffslieutenant. Bis 1804 blieb er ohne Anstellung, nun aber wurde er Viceadmiral der holländischen Flotte, die sich im Boulogner Hafen mit der französischen vereinen sollte. Er führte die Flotte glücklich nach Boulogne, nachdem er beim Cap Guinez ein hartnäckiges Gefecht mit den Briten gehabt hatte. Unter dem Könige Ludwig von Holland ward er Marineminister, Marschall des Königreichs und Graf von Savenaer und trat, bei der Vereinigung Hollands mit Frankreich, auch in französische Dienste über. Er erhielt das Commando des Helders, welchen er auch 1813 und 1814 gegen die Holländer vertheidigte und erst nach Napoleon's Abdankung an den General Jonge übergab. Hierauf kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Marine-Inspecteur und 1819 Pair von Frankreich. 1836 wurde er Gesandter in Berlin, doch bald wieder zurückberufen und starb 1845.

Verjährung ist die Veränderung, welche mit den wirklichen oder vermeintlichen Rechten, wegen unterlassener oder ermächtigter Ausübung derselben, nach Ablauf einer bestimmten Zeit eintritt. Bei wirklichen Rechten besteht also die V. in dem Aufhören, bei vermeintlichen in dem Entstehen des Rechts nach Ablauf der V.s-Frist. Soll die V. stattfinden, so muß innerhalb der V.s-Frist bei wirklichen Rechten die Ausübung derselben unterblieben, bei vermeintlichen Rechten müssen gewisse Handlungen vorgekommen seyn. Ob aber Etwas verjährbar sei und binnen welcher Zeit, bestimmen die positiven Gesetze und sind die V.sfristen

in den einzelnen Fällen durch die neueren Gesetzgebungen sehr verschieden festgesetzt. Die V. kann nun seyn entweder eine extinctive (erlöschende), wo Rechte verloren gehen, oder eine acquisitive (erwerbende, sog. Ersitzung), wo Rechte erworben werden. Da aber ein Recht, so lange dessen Ausübung möglich ist, an sich nur durch den Willen des Berechtigten, keineswegs aber durch bloße Nichtausübung verloren geht, so gehören zur Extinctiv-V., wo ihr nicht Acquisitiv-V. eines Dritten correspondirt, positive Gesetze, welche ausdrücklich bestimmen, daß ein Recht binnen einer gewissen Frist durch Nichtausübung erlösche, z. B. bei Privilegien einzelner Personen und Corporationen. — Die V. wird verhindert, wenn Ursachen vorhanden sind, welche den Anfang oder die Fortsetzung der V. verhindern. Dieß ist besonders dann der Fall, wenn der Gegner des Ersitzenden sein Recht nicht geltend machen kann, z. B. während seiner Minderjährigkeit. Die Zeit, während welcher diese Unmöglichkeit dauert, wird von der V.s-Frist zurückgerechnet. Die Hindernisse der V. sind entweder natürliche (interruptio praescriptionis naturalis), wenn der Ersitzende den Besitz der zu ersitzenden Sache verliert, oder bürgerliche (interruptio praescriptionis civilis), wenn das positive Gesetz irgend eine Sache von der V. ausschließt. Die Unterbrechung der V. beginnt durch Klage, wo in den neueren Gesetzgebungen bald die Einreichung der Klage bei den Gerichten, bald Ausfertigung derselben, bald Insinuation des Klaglibells an den Beklagten erfordert wird. Auch gesetzliche Pfändung unterbricht in einigen Partikulargesetzgebungen die V. Bei der Acquisitiv-V. geht entweder das Recht, das der Eine gehabt, auf den Andern unverändert über, oder es wird ein neues, zuvor wenigstens in anderer Art bestandenes, Recht begründet, welches letztere namentlich bei Erwerbung von Servituten der Fall ist. Der Extinctiv-V. correspondirt entweder eine Acquisitiv-V., oder sie ist eine solche, welche vom Nichtgebrauche abhängt, nämlich da, wo die positiven Gesetze die V. ausdrücklich als gesetzliche Folge des Nichtgebrauchs bestimmen (welches meistentheils bei den rebus merae facultatis, d. h. bei solchen Rechten vorkommt, wodurch Andere in ihrer natürlichen Freiheit beschränkt werden), oder endlich ist sie eine solche, welche blos als exceptio einer, binnen der gesetzlichen Frist nicht angestellten, Klage entgegengesetzt werden kann (praescriptio actionum). Manche Juristen nennen als dritte V.s-Art praescriptio immemoralis, d. h. den unvordenklichen Besitz. Dieser ist aber keine eigentliche V., weil er noch kein Recht, sondern nur die Vermuthung für den rechtmäßigen Erwerb einer Sache begründet und den Gegenbeweis nicht ausschließt. Das beste über V. hat Professor Unterholzner zu Breslau geschrieben. — Das Institut der V. ist eines der heilsamsten im Staate. Denn durch dasselbe werden theils eine Menge der weitläufigsten, ärgerlichsten Prozesse abgeschnitten und wird Betrügereien mannigfacher Art (z. B. nochmaliges Bezahlen einer längst gekauften und bezahlten Sache) vorgebeugt, theils wird in vielen Fällen durch die V. allein ein sicherer Rechtszustand begründet. Jetzt, wo man einen allgemeinen Krieg gegen das Eigenthum begonnen, wird auch die Rechtmäßigkeit der V. unter den nichtigsten Vorwänden bestritten und wird den Besitzern zugemuthet, den rechtmäßigen Erwerb von Sachen und Rechten zu beweisen, die sie lange über die gesetzlichen V.s-Fristen hinaus ruhig und ungestört besessen, während doch dieser Beweis den Gegnern obläge. Wie aber so Vieles schon verjährt ist, so werden auch diese Grundsätze, hoffentlich binnen der brevissimi temporis praescriptio, verjähren. v. Berlepsch.

Verklärung, s. Transfiguration.

Verkohlung des Holzes ist das Verwandeln des Holzes in Kohlen, wie man sie nicht blos zu Brenn-, Glüh-, Back- und Schmelzprozessen, sondern auch noch zu vielen anderen technischen Prozessen, z. B. bei der Stahlfabrikation, zum Reduciren der Metalle, zur Pulverfabrikation, zum Reinigen von Oel, Branntwein, Zuckersaft, zur Sicherung mancher Körper vor dem Verderben rc. anwendet. — Das gewöhnliche Kohlenbrennen geschieht in Wäldern an freien Plätzen, wo von diesem Brennen kein Waldbrand entstehen kann und zwar mit möglichst trockenem

Holze, welches man zur Verwandelung in Kohlen ohne Flamme zum Glühen bringen muß. Der freie Zutritt der Luft muß dabei bis zu dem Grade beschränkt werden, welcher zur Unterhaltung des Glühens nothwendig ist. Zuweilen wird ein solches Kohlenbrennen in Gruben, mehr aber in Meilern, nämlich emporgeschichteten Holzhaufen, gewöhnlich bestehend aus vielen, etwas schräg im Kreise herum an einander gestellten, seltener über einander gelegten, in der Mitte des Haufens mit Reisig und Spänen versehenen, Holzscheiten vorgenommen. Ein solcher Meiler wird mit Rasen und Erde überdeckt und dieser Decke läßt man nur hin und wieder Oeffnungen für den nöthigen Luftzug und das Herausdringen des Rauchs. Meistens zündet man den Meiler von unten durch eine, bis zu seiner Mitte gehende, röhrenartige Oeffnung an dem Reisig an und sucht den Brand dadurch möglichst gleichförmig zu erhalten (was man an der Glut und der Art des herausdringenden Rauches sieht), daß man manche Oeffnung in der Bedeckung zuwirft, manche frische an anderen Stellen macht. Bis die Gahre des Brandes eingetreten ist, sinkt der Meiler zusammen und der Rauch hört auf. Mit Krücken und Besen wird dann die Decke hinweggenommen und die Kohlen mit dem sogenannten Langhacken herausgezogen und zum Abkühlen auf dem Erdboden ausgebreitet. — Uebrigens sind die Meiler von mittlerer Größe, etwa von 18 Fuß im Durchmesser der runden Grundfläche und 9 Fuß Höhe, die besten. Gut gebrannte Kohlen färben nicht an den Fingern ab, haben einigen Glanz, sind spröde, im Bruche rein und glatt. Auch Torf wird bisweilen in Meilern verkohlt und wenn die V. in Gruben geschieht, z. B. in Schießpulverfabriken, so bekommt das hineingelegte Holz gleichfalls eine Erd- und Rasendecke, in die man aus ähnlichem Grunde und auf ähnliche Weise, wie dort, Oeffnungen anbringt. In eisernen Retorten oder in ähnlichen verschlossenen Räumen verkohlte man für einige technische Zwecke, z. B. für die Schießpulverfabrikation, schon längst Holz, um daraus die harzig-öligen-säuerlichen Theile &c. auf einem angewiesenen Wege fortzuschaffen und vor mehren Jahren fing man eine solche Verkohlungsart auch im Großen an. Man legte da, z. B. zu Blansko in Mähren und zu Heusach im Badischen, riesenhafte gemauerte Behälter an, in die wohl 80 Klafter Holz hineingingen und aus ihnen zog dann die Holzsäure, der Theer nebst anderen solchen Stoffen, durch eigene Röhren und Kanäle bis zu den Sammelbehältern dieser Flüssigkeiten ab. Eine besondere Art großer V.s-Oefen ließ Schwarz in Schweden bauen. Alle hereinkommende Luft mußte da durch den Herd ziehen u. durch zwei andere, im Boden des Ofens befindliche Kanäle, die in einen hohen Schornstein führen, entweichen. Steinkohlen werden auf ähnliche Weise von solchen Stoffen befreit, wie man schon an den Gasentwickelungsapparaten bei der Gasbeleuchtung sieht. In verschlossenen eisernen Cylindern oder Tiegeln macht man auch Knochen zu Kohle. Solche Knochenkohle wird jetzt häufig, namentlich auch in Zuckerfabriken, angewendet.

Verkürzung ist in der zeichnenden Kunst diejenige Darstellung einer Figur, daß sie dem Auge in der nämlichen Lage erscheint, in welcher sie erscheinen würde, wenn sie wirklich in der Luft, oder über dem Auge hinge. Das Verkürzte entsteht hiernach durch einen Gegenstand, welcher dem Auge sich en face und der Länge nach darstellt, in dieser Beziehung also ein kürzeres Bild gibt, als wenn derselbe der Breite nach erschiene. V.en sind daher solche Darstellungen der Körper, welche nicht nach dem wirklichen Verhältniß der Glieder, sondern von einem bestimmten Standpunkte aus nach der perspektivischen Ansicht entworfen werden. Sie sind für den Künstler der schwerste Theil der Zeichnung, deren richtige Darstellung größtentheils nur dadurch gelingt, daß Modelle in die Lage, welche man zeichnen will, gestellt werden, der Künstler aber sich selbst in jene Stellung setzt, worin der Beschauer sich in Beziehung auf die darzustellende Scene befinden soll. Da Figuren in ihrer Entwickelung, wie schon Levesque richtig bemerkt hat, schöner sind, als in ihren V.en, so darf der Maler bei Hauptfiguren, die er in voller Schönheit darstellen will, nur gemäßigte und nicht zu vermeidende V.en anbringen.

Uebrigens beruhen sie ganz auf der genauen Kenntniß der Perspektive. Von den älteren Malern soll Lukas Signorelli zuerst in solchen V.en sich ausgezeichnet haben.

Verlag, 1) die baaren Auslagen bei irgend einem Geschäfte, z. B. bei Gerichts- und Advokaten-Liquidationen, wo dieselben durch Quittungen und sonstige Belege nachzuweisen sind und dann, den übrigen Gebühren gegenüber, welche der Liquidirende für seine Arbeit zu fordern hat, keiner Ermäßigung unterliegen können. 2) V., die Bestreitung der Kosten, welche der Druck und die Verbreitung einer Schrift, ingleichen das dem Verfasser zu zahlende Honorar veranlaßen. Hiedurch erlangt der Buchhändler (Verleger) das Recht, das Buch zu seinem Nutzen zu verkaufen (Verlagsrecht). Der auf diese Weise von einem Verleger erworbene Complex von Werken wird ebenfalls dessen V. genannt. Der, zwischen Schriftsteller und Buchhändler bestehende, Vertrag (Verlagscontract) ist gegründet auf das durch die Gesetzgebung geschützte Recht des erstern, seine geistigen Erzeugnisse (literarisches Eigenthum) bekannt zu machen oder bekannt machen zu lassen. Durch den V.s-Contract erhält der Buchhändler das Recht, ein Werk ein oder mehre Auflagen in einer beliebigen, oder auch näher bestimmten Anzahl von Exemplaren zu drucken, die Ablieferung des Manuskripts in den bedungenen Fristen vom Verfasser zu verlangen u. alle Verfügungen desselben zu verhindern, wodurch der Verleger im Absatze der Auflage beeinträchtigt werden könnte. Auch steht dem Verleger der Verkauf seines V.s-Rechts frei. Nach dem Tode eines Schriftstellers geht dessen literarisches Eigenthum an seine Erben über, denen dasselbe in den meisten deutschen Bundesstaaten auf die nächsten 20 Jahre nach dem Tode des Verfassers gesetzlich gesichert ist.

Verleumdung ist im weitern Sinne die Injurie (s. d.) und zugleich ein Betrug, wobei der Injuriant durch Erdichtung unwahrer Thatsachen die Meinung Anderer gegen den Injurirten zu stimmen sucht und zwar entweder blos zur Nachricht für Privatpersonen (Privat-V., Diffamation), oder zur Notiz einer Obrigkeit (öffentliche V.), deren Unterart, die eigentliche Calumnie (crimen calumniae), von Dem (Calumniant, Calumninator) begangen wird, der einen Andern (Calumniat) wissend fälschlich eines Verbrechens anklagt. Strafe der V. im weitern Sinne (s. u. Injurie); der Calumnie: die Talion, früher auch theils Einbrennen des Buchstaben C. (Calumniator); theils willkürlich, jetzt blos letzteres und eben sowohl für den Ankläger, als für den, der diesen angestellt; sie kann bis zu mehrjähriger Zuchthausstrafe steigen.

Verlöbniß, s. Eheverlöbniß.

Vermächtniß, s. Legat.

Vermeyen, Johann Cornelius von, auch Hans mit dem Barte genannt, ein berühmter Historienmaler, geb. zu Beverwick bei Harlem 1500, begleitete den Kaiser Karl V. auf seinen Reisen u. auch 1535 nach Tunis u. starb zu Brüssel 1559. Die Kriegsthaten Karl's V. wurden nach seiner Zeichnung in Tapeten gewirkt, die sich, so wie seine 10 großen Cartons, welche den Zug Karl's nach Tunis darstellen, zu Wien befinden.

Vermindert, eine musikalische Benennung der kleinen und reinen Intervalle, wenn sie nämlich durch Versetzungszeichen um einen kleinen halben Ton vermindert werden. — Verminderter Dreiklang besteht aus dem Grundtone, der kleinen Terz und der kleinen oder verminderten Quinte. — Verminderter Septimenaccord, die erste Verwechselung des kleinen Nonenaccordes mit Weglassung des Grundtones.

Vermischunsrechnung, s. Obligationsrechnung.

Vermögen, 1) in der Psychologie die geistigen Kräfte des Menschen. Man unterscheidet nach Anleitung der kant'schen Philosophie das Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen, belegt aber die, diesen allgemeinen Begriffen untergeordneten, einzelnen geistigen Thätigkeiten, wie Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft rc. mit demselben Ausdrucke. Alle diese Kräfte aber, so sehr

ie auch in der Theorie von einander gesondert werden können, existiren doch in der Wirklichkeit oder in dem Geiste des Menschen nicht getrennt, sondern wirken zu jeder Zeit des mit Bewußtseyn verbundenen Zustandes zusammen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke und machen in der Wirklichkeit ein unzertrennliches Ganze aus. Die neueren Philosophen, wie Hegel, Herbart, Schelling, haben daher und mit Recht jene spaltende Eintheilung fallen lassen, da sie zur Erklärung des Wesens des Geistes Nichts beiträgt, vielmehr irrige Ansichten über dasselbe veranlaßt und, indem sie die Gesammtheit der geistigen Substanz ins Auge fassen, suchen sie die einzelnen Erscheinungen des Geisteslebens im Zusammenhange und in ihrer Beziehung zu der Individualität zu begreifen. — 2) In der Staatsökonomie heißt V. die Masse des materiellen Besitzes, welche sich in Händen von Privatpersonen (Privat-V.) befindet, oder dem ganzen Staate (National-Staats-V.) angehört, bestehe derselbe nun in baarem Gelde, oder in Produkten und Waaren, oder in Grundbesitz, oder endlich in gegründeten Forderungen der Privaten oder des Staates an andere Staaten.

Vermögenssteuer, s. Einkommensteuer.

Vermont, ein Staat der nordamerikanischen Union, zwischen Canada, New-Hampshire, Massachusetts, New-York u. Champlainsee, mit 481 □ Meilen u. 300,000 Einwohnern, hat seinen Namen von den 35,000 Fuß hohen Green Mountains (Grünes Gebirge) welches sich von Norden nach Süden durch die Mitte des Landes zieht. Eine Menge Gewässer: Connecticut, Michiscoui, Lamoille, Onion, Otter, West, White, Poultney, Black, Missisque stürzen von diesen erzreichen Bergen; dazu sind Landseen zahlreich. Der Winter ist streng, der Sommer drückend heiß. Alle Cerealien, Gemüse und Obst gedeihen trefflich in dem fruchtbaren Boden; zu ergiebiger Viehzucht laden die fetten Wiesengründe ein. Das Holz bildet immer noch einen Theil des Reichthumes der Bewohner; auch jagdbare Thiere und Geflügel gibt es in Menge. Die Industrie liefert namentlich Pottasche, Eisen, Branntwein, Ahornzucker, Oel, Papier u. s. w. Für Bildung ist ausreichend gesorgt. Die Legislatur versammelt sich jährlich im Oktober zu Montpellier. V. wurde seit 1749 colonisirt, zeichnete sich stets durch republikanischen Sinn aus und trat am 4. März 1791 in die Union.

Vernageln nennt man im Artilleriewesen das Unbrauchbarmachen eines Geschützrohres durch Einschlagen eines Nagels in das Zündloch. Meistentheils kann aber der Feind diese momentan unbrauchbare Röhre wieder in Stand setzen, wodurch ihm ein großer Nutzen erwächst. Es gehört zu den artilleristischen Problemen, in wenigen Minuten ein Geschützrohr, ohne große Vorbereitungen, mit Sicherheit vollkommen zu zerstören. Das V. geschieht dann, wenn man im Felde, sei es beim Rückzuge, bei Aufhebung einer Belagerung, oder sonst, gezwungen wird, dem Feinde Geschütze zu überlassen.

Vernet, eine berühmte französische Malerfamilie, aus welcher wir anführen: 1) Claude Joseph, geboren 1714 zu Avignon, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, Antonio V., begab sich 1733 nach Italien, wo auf der Fahrt sich seine Neigung zur Marinemalerei entschied und erlangte hierin, so wie in den Darstellungen des Strand- und Hafenlebens, großen Ruhm. Von Neapel, wo er mit Pergolese u. A. innig sich befreundet hatte, folgte er 1752 einem ehrenden Rufe nach Frankreich, wo er die im Louvre befindlichen Ansichten der französischen Häfen (in Kupfer gestochen von Lebas) malte und eine große malerische Thätigkeit entfaltete. Er wurde 1766 Rath der Akademie und starb 1789, als einer der geistreichen Künstler geschätzt. — 2) V., Anton Charles Horace, geboren 1758 zu Bordeaux, Schüler seines Vaters, erlangte im 23. Jahre den ersten Preis und vom Könige eine Pension zu einer Reise nach Rom und wurde 1786 Mitglied der Akademie. Er verherrlichte durch ausgezeichnete Schlachtengemälde die Glanzpunkte der napoleonischen Herrschaft, unter denen die 28, auf Napoleons Feldzug in Italien bezüglichen, Blätter als die vorzüglichsten gelten. V. starb 1836 zu Paris. — 3) V., Horace, Sohn u. Schüler

des Vorigen, geboren 1789 zu Paris, erwarb sich auch durch lebensvolle, wenn auch öfter zu sehr an's Genre streifende, Darstellung napoleonischer Schlachten- u. Paradestücke in meisterhafter Anordnung und Gruppirung einen großen Namen. Mit großer Sicherheit und Leichtigkeit bewegt er sich auch in anderen Gebieten der Malerei und wurde namentlich durch eine Reihe patriotischer Genrebilder, unter denen „Le soldat laboureur, le soldat de Waterloo, le chien du regiment etc.“ in sehr zahlreichen Lithographien wiederholt worden sind, der Liebling des französischen Publikums, so wie auch seine Deckengemälde al Fresco in dem Museum Karls X. viel Beifall fanden. Er wurde Mitglied der Akademie di S. Luca und Direktor der französischen Akademie. Im Jahre 1836 folgte er einer Einladung des Kaisers nach Petersburg und besuchte 1844 Algerien und den Schauplatz des Krieges mit Marokko, worauf er sein großes Bild, die „Smala“ zur Ausstellung gab. Seitdem lebt er zu Paris in den höchsten Kreisen der Gesellschaft.

Vernunft, im gewöhnlichen Gebrauche gleichbedeutend mit Verstand, ist die geistige Thätigkeit des Menschen, welche das bewußte Vorstellen und die Zweckmäßigkeit des Handelns umfaßt und somit den wesentlichen Unterschied zwischen Thier und Mensch begründet. Daher existirt für diese beiden Begriffe in der Sprache der meisten Völker nur ein Ausdruck. Nur die deutsche Philosophie unterscheidet zwischen V. und Verstand sehr scharf, wozu Kant das Beispiel gegeben hat, indem er den Verstand das Vermögen der Begriffsbildung, die V. dagegen das Vermögen der Ideen nannte, wonach man dann die V. gewissermaßen zum Organe der höhern Erkenntniß, die über das in der Erfahrung Gegebene hinausliegt, erhob und derselben den Verstand als eine andere Geisteskraft unterordnete, deren Geschäft es allein sei, Begriffe zu bilden und diese zu Schlüssen und Urtheilen zu verknüpfen. Diese Unterscheidung und Feststellung, als deren Urheber Jakobi angesehen werden muß, hat sich seitdem erhalten und ist in der Geschichte der neuern Philosophie sehr wichtig und einflußreich geworden; denn, anstatt jene Trennung im Kant'schen Sinne nur für eine Classification der Begriffe zu nehmen, sucht man nun in der V. die Quelle der einzig richtigen spekulativen Erkenntniß und die verschiedensten Systeme beriefen sich auf dieselbe, als die letzte Instanz, obschon die V. unterdessen immer die nämliche subjektive Geistespotenz geblieben war und daher mit mehr Recht das entwickelte Denken hätte genannt werden können, gleichviel, von welchem Standpunkte die Entwickelung und das Denken begonnen hatte. So wurde jener Gegensatz auch von Schelling und Hegel festgehalten, von denen der erstere die V. zum Träger des absoluten Erkenntnißaktes macht, während der letztere aus der Operation der V. die Einheit der endlichen Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung als den Prozeß der Idee, die Spitze und das Ziel des Denkens gewinnt, wozu man über die Stufe des verständigen, einseitigen, die Gegensätze unermittelt und unaufgelöst lassenden Denkens, des Verstandes, gelange.

Verona, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im lombardisch venetianischen Königreiche, am Fuße der Alpen, in einer fruchtbaren Ebene an der Etsch, über welche 4 Brücken führen, hat 4 Haupt- u. 27 kleinere Plätze, 266 Straßen u. Gäßchen, 14 Parochial- u. eben so viele Nebenkirchen u. 28 Oratorien, sowie eine jüdische Synagoge, 11 Kasernen für 5650 Mann Infanterie u. 10 für 1340 Pferde u. 1206 Mann Cavalerie, ein Militärspital, 3 Montirungshäusern rc. Für den Civildienst zählt V. 31 öffentliche Gebäude. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines obersten Gerichtshofes, eines Tribunals erster Instanz, eines Rechnungshofes, des Generalcommando's und anderer Behörden. Auch findet man hier ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine Akademie der Künste, zwei Waisenhäuser, ein Findelhaus, mehre Bibliotheken, unter diesen: die Bibliotheca capitulare, in dem 9. Jahrhundert gegründet und wegen der hier gefundenen Palimpsesten wichtig. Hier entdeckte Niebuhr 1817 die Institutionen des Gajus in einem Codex rescr. Sonst noch merkwürdige Manuskripte sind: einige Blätter des Livius, Scholien

n Virgil, einige Blätter philosophischen und mathematischen Inhalts. — Die Communalbibliothek, mit 20,000 Bänden, aber ohne Manuskripte. Das Museo lapidario, von dem Grafen Maffei gestiftet, mit einer Sammlung etrurischer, griechischer und römischer Statuen, Reliefs, Inschriften, Denkmalen &c., unter welchen letzteren der Grabstein des Diogenes. Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten der Stadt führen wir an: die Kathedrale, deren Ursprung sich aus dem Jahrhunderte herschreibt, mit einer Façade aus dem 12. Jahrhunderte und Statuen der Paladine Karls des Großen, Roland und Olivier; ferner die Kirche S. Giovanni in Fonte, gleichalterig mit der Kathedrale; darin der alte Taufbrunnen mit Reliefs aus dem 12. Jahrhunderte. Der Kirche gegenüber finden sich Grabmäler aus dem 14. Jahrhunderte und eine alte Kanzel. — S. Giovanni in Valle, eine sehr alte Kirche mit antiken Inschriften, Reliefs und sonstigen Fragmenten antiker Sculptur. S. Giovanni in sacco, mit dem Denkmale des Spinetta Malaspina von 1352. Zeno Maggiore, aus dem 11. und 12. Jahrhunderte, der Glockenthurm von 1045 bis 1148, aus welcher Zeit auch die Sculpturen an der Vorderseite von Niccolo da Ficarola und dem Meister Wilhelm und die bronzenen Thüren sind. Im Innern Wandmalereien aus dem 14. Jahrhunderte, unter denen ältere aus dem 12. zum Vorschein kommen; nebenan Reste des Palastes, in welchem die deutschen Kaiser und Könige von Italien residirten; ferner altrömische Grabsteine, Inschriften und das apokryphe Grabmal des Königs Pipin. S. Anastasia, aus dem 13. und 14. Jahrhunderte (1201 angefangen), mit gleichzeitigen Sculpturen am Portale; im Innern viele Wandmalereien und einige Sculpturen aus dem 14. Jahrhunderte, vorzüglich in der Kapelle Pellegrini u. a., auch schöne Holzschnitzwerke. S. Bernardino, 1452 erbaut. S. Eufemia, aus dem 13. Jahrhunderte; über der Seitenthüre Fresken von Stephano da Zevio. S. Fermo Maggiore, aus dem 13. Jahrhunderte, mit bedeutenden Restaurationen aus dem 14. Jahrhunderte. Unter den Denkmälern: das des Pietro und Lodovico Alighieri, als der letzten männlichen Nachkommen des Dante Alighieri; ferner des Giov. Scaliger von 1359, des Brenzoni mit Sculpturen von 1400, des Torriani. S. Nazario e Celso, von 1446. Im alten Presbyterium interessante, sehr alte Wandgemälde: Christus, Michael, die Apostel, die Taufe, &c. Unter den Palästen zeichnen sich aus: Palazzo Buri, mit Gemälden von Carotto, Giov. Ballini &c.; P. Bevilaqua, von Sanmicheli; P. Muselli, mit einer Sammlung antiker Münzen, Medaillen und anderen Ueberresten antiker Kunst; P. Canossa, von Sanmicheli, mit Fresken von Guidia und Tiepola und einer Fossilien- und Mineraliensammlung; Castel vecchio, vom Jahre 1355, nebst der großen Brücke über die Etsch; Casa Pinali, mit der vortrefflichen antiken Statue eines Redners. Palazzo del Consiglio, mit einer Sammlung von aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern geretteten Gemälden älterer und späterer veronesischer Meister. — Denkmäler aus dem Alterthume sind: das Amphitheater auf Piazza Bra; die Zeit der Erbauung ist ungewiß, fällt aber mit Wahrscheinlichkeit in die des Antonin: Länge 464', Breite 367', Höhe 30,176', Umfang 1333'; es zählt außen 72 Arkaden von toskanischer Ordnung. Im Innern erheben sich 45 Stufenreihen übereinander, darauf 25,000 Menschen sitzen, aber 75,000 stehen können. — Arco de Leoni, Rest eines von Titus Flavius Noricus erbauten Thores. Porta de Borsari, Rest eines unter den Antoninen, oder, wenn die vorhandene Inschrift am Thore gilt, unter Gallienus um 265 nach Chr. erbauten Thores. Ponte della pietra, drei Bogen sind antik. Das alte Capitolium, jetzt Castel S. Pietro, ist ganz überschüttet u. verbaut, ebenso, wie das am Fuße desselben gelegene Teatro antico; doch kann man an einigen Stellen in die begrabenen Gänge eintreten. Die Einwohner, [illegible],000 an der Zahl, fabriziren Metall-, Bronce-, Tischler-, Seiler-, baumwollene und halbseidene Waaren, Seidenstoffe, Leder, Seidenhüte, Confekt, Chocolade, Seife, Spodium, Zucker, baumwollenes Garn u. unterhalten namentlich eine große Zahl Seidenmühlen oder Filatorien. Der Handel, der hauptsächlich Seide,

Reis, Getreide, Wein, Oel, ausser den genannten Industrieartikeln, zum Gegenstande hat, ist zwar nicht mehr so lebhaft, als ehemals, aber noch immer beträchtlich. Dagegen ist der Transithandel nach Italien, Deutschland und der Schweiz sehr ansehnlich. — V. schreibt seine Gründung euganeischen u. rhätischen Volksstämmen zu und wurde nach Vertreibung der sennonischen Gallier, die mit den Henetern um seinen Besitz gekämpft, von den Römern genommen, jedoch zur Municipalstadt ernannt. Im Jahre 113 v. Chr. besiegte hier in der raudischen Ebene Caj. Marius die Cimbern. V. verlor seine alten Gerechtsame, erhielt sie aber unter Augustus zurück und wurde, wie man aus den vorhandenen Denkmalen jener Zeit ersieht, von Umfang u. Bedeutung. Während der Völkerwanderung wurde V. von Attila verwüstet. Odoaker, König der Rugier und Heruler, schlug nach der Eroberung Italiens und der Vertreibung des Romulus Augustulus hier seine Residenz auf; nach ihm der Ostgothen-König Theodorich, der ihn im Jahre 489 in den Feldern von V. gänzlich besiegte. Nach ungefähr 60jähriger Herrschaft wurden die Gothen von Narses, dem Feldherrn Justinians, aus Italien vertrieben 553; V. wurde griechische Provinzialstadt, bis 572 die Longobarden in Italien ihre Macht ausbreiteten, die durch Karl den Großen ihr Ende erreichte. V. blieb Hauptstadt des Königreichs Italien unter Pipin, dem Sohne Karls und dessen Nachfolgern, bis, nach vielen Kämpfen italienischer Fürsten um seinen Besitz, es sich 1201 zur Republik erklärte. Nach einer 35jährigen Herrschaft des Tyrannen Ezelino gelangte die Familie der Scaliger 1262 zum Primate über die Republik, welches sie 127 Jahre behauptete. 1389 kam V. unter die Gewalt der Visconti von Mailand, 1405 unter die des Carrara von Padova und ergab sich nach dessen Fall der Republik Venedig, deren Schicksal es bis auf die neueste Zeit getheilt. Es ward im Jahre 1797 der cisalpinischen Republik unter französischer, dann 1815 dem lombardisch-venetianischen Königreiche unter österreichischer Oberherrschaft einverleibt. 1822 war hier der berühmte europäische Congreß, auf welchem die Intervention Frankreichs in Spanien zu Gunsten Ferdinands VII., dagegen die Nichteinmischung zu Gunsten der Griechen, ferner die Räumung Piemonts von den Oesterreichern und die Unterdrückung der geheimen Gesellschaften in Italien beschlossen wurde. — Berühmte Veroneser waren: Catull, Cornelius Nepos, Aemilius Macer, der Freund Virgils, Pomponius II., der größte tragische Dichter der Römer, Vitruvius und die beiden Plinius. Später Julius Scaliger, Lod. Nogari, Onofrio, Panvinio der Geschichtschreiber und Sc. Maffei, der sein Leben dem Ruhme V.s geweiht. — In V. fand Dante nach seiner Vertreibung aus Florenz gastfreundschaftliche Aufnahme und hier hat sein Geschlecht bis ins sechste Glied geblüht.

Veronese, s. Cagliari.

Veronika, die Heilige, von Mailand, ward in dem Dorfe Binosco, zwischen Mailand und Pavia, von armen, durch Handarbeit sich nährenden Eltern geboren, die, wenn auch irdischer Güter beraubt, doch reich vor Gott waren; zwar lernte V. nicht lesen, weil die Armuth ihrer Eltern den Schulbesuch unmöglich machte; wohl aber unterwies man ihr göttliche Lehren, so, daß sie schon in ihrem zarten Alter verstand, Gott zu lieben und ihm zu dienen, denn das heilsame Beispiel der Eltern erleuchtete ihren Verstand und bildete ihr Herz. Mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit und klarer Einsicht horchte sie auf die vertraulichen Mittheilungen, die Eltern gewöhnlich an Kinder richten, bildete sie andächtig in ihrem Innern aus, dachte darüber nach und stärkte auf diese Weise ihre Seele. Der heil. Geist strömte über sie aus und erleuchtete sie über die wichtigsten Wahrheiten unsers hohen Glaubens so, daß sie, genährt vom himmlischen Manna, geheiligt durch die Geschenke der Gnade, ein inneres Leben des Gebetes und der Betrachtung lebte. Ihre anderen Pflichten wurden aber durch die inbrünstige Frömmigkeit nicht im Geringsten vernachläßigt; denn sie war unermüdet bei der Arbeit, gehorchte den Eltern und Herrschaften mit ängstlicher Sorgfalt und that es den Gefährtinen, denen sie stets liebend gefällig war, in

allem Guten zuvor. Sie war stets gelassen und demüthig, betrachtete sich als die Niedrigste und unterwarf ihren Willen gerne dem der Anderen. Sie zeichnete sich durch eine merkwürdige Andacht und Beschaulichkeit aus, denn mitten unter gewöhnlichen Beschäftigungen schenkte sie doch den Aussendingen keine Aufmerksamkeit und beim Arbeiten auf dem Felde wählte sie entferntere Stellen, um ungestörter und von keiner zerstreuenden Nähe gehindert, der Unterhaltung mit dem liebsten Gegenstande ihrer Gedanken sich überlassen zu können. Diese Liebe zur Einsamkeit war aber weder finster noch zurückscheuchend, denn kaum war sie wieder mit ihren Gefährtinnen vereint, als auch eine liebliche Heiterkeit ihr Gesicht verklärte; manchmal, ohne daß sich eine Ursache darüber auffinden ließ, füllte sich ihr schönes Auge mit Thränen, dann schwieg sie, beugte ihr Haupt und verbarg sorglich die Bewegung ihres Innern. Bald entwickelte sich in der blühenden Jungfrau die Neigung zum klösterlichen Leben und in der heil. Ueberzeugung, daß Gott sie zum Herrn rufe, entschloß sie sich, in das Kloster der strengen Augustinerinnen zu St. Martha in Mailand zu gehen. Unglücklicher Weise ward ihre Unwissenheit ein Hinderniß und sie mußte sich entschließen, Rechnen u. Schreiben zu lernen. Mit rühmlichem Eifer ging sie an das schwere Werk, diese Kenntnisse ohne Unterricht sich selbst anzueignen und benützte die Zeit der Nacht, um bei Tage Nichts zu versäumen; es gelang ihr. Welche unendliche Mühe muß es aber gekostet haben! Als sie eines Tages über die geringen Fortschritte in große Unruhe gerathen war, erschien ihr die heilige Jungfrau, die sie mit besonderer Andacht verehrte, in einer Vision und tröstete sie: „Verbanne deinen Kummer; es genügt dir die Kentniß dreier Buchstaben: der erste ist jene Herzensreinheit, die darin besteht, Gott über Alles, die Geschöpfe nur in ihm und durch ihn zu lieben; der zweite ist, niemals zu murren u. beim Anblicke der Fehler des Nächsten nicht ungeduldig zu werden, sondern sie zu ertragen u. für ihn zu beten; der dritte ist, jeden Tag eine bestimmte Zeit haben, um über das Leiden Christi nachdenken zu können.“ Nach drei Probejahren wurde sie eingekleidet und zeichnete sich bald durch Inbrunst bei allen Bußübungen und Pünktlichkeit in der Beobachtung aller Klosterregeln aus; Nichts erschien ihr geringfügig oder leicht zu nehmen, Alles war in ihren Augen groß und der Wille der Oberen für sie ein heiliges Gesetz. Wenn ihre Neigung für Einsamkeit Hindernisse fand, ihre Betrachtungen u. Wachen in der Kirche abgekürzt wurden, gehorchte sie demüthig, denn sie war im Innersten der Seele überzeugt, daß kein Opfer dem Herrn lieblicher ist, als Gehorsam und keine Tugend uns dem göttlichen Meister näher bringt, der selbst gehorsam bis zum Tode war. Gott erlaubte, daß die Heilige durch eine dreijährige Krankheit geprüft ward, die aber in Nichts die Gluth ihres Eifers verminderte. Denen, die sie ermahnten, sich zu pflegen, sagte sie: „Lasset mich, nur wenige Kraft u. kurze Zeit bleiben mir noch, vergönnet mir, daß ich sie Gott widme.“ In dieser schönen Seele hatte Alles Bezug auf diesen himmlischen Glauben, ihr Eifer, Anderen zu dienen und sich zu den niedrigsten Leistungen zu verstehen, ihre Einfachheit und Mäßigkeit, die ihr nur Wasser und Brod erlaubte, die herrliche Unschuld und glänzende Reinheit ihres Lebens, dies Alles bezweckte nur, Gott gefällig zu seyn und ihm näher zu stehen. Und aller dieser Tugenden ungeachtet, hielt sie sich seiner Liebe noch unwerth, sprach von sich nur mit einem Gefühle von Reue und Buße, Alles von der göttlichen Barmherzigkeit, Nichts von ihren eigenen Verdiensten erwartend. Am Abende ihres gesegneten Lebens besonders begrub sie sich tief in beschauliche Betrachtungen, unterbrach selten das heil. Schweigen und weinte fast fortwährend; sprach sie einige Worte, so geschah dies mit rührender Salbung, welche die kältesten Herzen erschütterte. Endlich, nachdem ihr Gott die Stunde ihres Todes geoffenbaret hatte, schwang sich ihre schon so reine und freie Seele aus den Banden des irdischen Lebens hinauf in das Reich des himmlischen Vaters. Sie starb 1497 im 52. Jahre, in der von ihr bezeichneten Stunde. Wunder bestätigten ihre Heiligkeit. Leo X. erlaubte durch eine Bulle den Schwestern zu St. Martha, die Geschiedene als

Selige zu verehren, Benedikt XIV. aber trug sie 1749 in das römische Martyrologium auf den 13. Januar als Heilige ein.

Verrenkung nennt man das Heraustreten eines Knochens aus seiner natürlichen Verbindung mit einem oder mehren anderen, mit welchen er auf bewegliche Art verbunden ist. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten der V., nämlich jene, welche durch Einwirkung einer äußeren Gewalt bedingt ist, und die, deren Bedingung in den knöchernen Gelenkapparat selbst liegt. Letztere ist immer secundär, langsam herbeigeführt durch eine mehr oder weniger schleichende Entzündung und Verschwärung der Gelenkenden der Knochen und ihrer knorpeligen Ueberzüge. Die erste Art der V., welche im engeren Sinne allein V. genannt wird, entsteht, indem eine mechanische Gewalt auf einen, mit einem andern beweglich verbundenen, Knochen in der Weise einwirkt, daß er aus seiner natürlichen Beziehung und Verbindung heraustritt. Am häufigsten entsteht V. in Folge eines Stoßes, Schlages oder Falles und zwar um so leichter, wenn Schlaffheit der Muskel und Bänder in Folge vorausgegangenen Leidens vorhanden ist im allgemeinen oder im einzelnen Gelenke, oder dieses letztere durch seine eigenthümliche Construktion besonders geeignet zu V. ist. Man unterscheidet die V. in frische und veraltete, vollkommene und unvollkommene, primäre und secundäre, bei welch letzterer der, aus der Gelenkhöhle ausgetretene, Knochenkopf durch die Wirkung der Muskeln noch weiter aus seiner, unmittelbar nach der V. eingenommenen, Stellung weggezogen wird; man unterscheidet die V. ferner in V. nach vorn, hinten, aussen, innen, oben oder unten ꝛc. Bei jeder V. tritt Funktionsstörung und Schmerz im verrenkten Theile, veränderte Gestalt des Gelenks, veränderte Richtung und veränderte Länge des verrenkten Theiles ein. Die Erkennung der V. ist nicht immer leicht, wenn sie schon länger bestehen und bereits bedeutende entzündliche Geschwulst eingetreten ist. Die Behandlung der V. erfordert die Zurückführung des verrenkten Knochens in seine normale Lage (Reposition, Einrichtung), die Erhaltung des zurückgeführten Knochens in dieser Lage und die Verhütung und Beseitigung der vorhandenen Zufälle, Complicationen u. Folgekrankheiten. E. Buchner.

Verres, Cajus, ein berüchtigter römischer Staatsmann, war im Jahre Roms 679 Praetor urbanus und dann 680—82 Proprätor in Sicilien, wo er Schändlichkeiten und Laster jeder Art ausübte. Daher verklagte ihn Cicero als Patron der Provinz, in der er selbst 678 Quästor gewesen war, griff ihn in 2 Reden so heftig an, daß er nicht nöthig hatte, die anderen gegen ihn zu halten, die wir jetzt auch von ihm übrig haben, weil Hortensius, der jenen vertheidigte, ebenso wie V. selbst an dem guten Ausgange der Sache verzweifelte und dieser deswegen noch vor dem Ausspruche der Richter freiwillig in's Exil ging, in dem er lange lebte, bis ihn 711 die Triumvire in die Acht erklärten.

Verrius Flaccus, ein römischer Grammatiker, war ein Freigelassener und Erzieher der Enkel Augusts, weshalb ihm zu Präneste auf dem Markte eine Bildsäule aufgestellt wurde. Er starb sehr alt 14 nach Christo. Von seinen Schriften besitzen wir noch Bruchstücke eines römischen Kalenders, die im Jahre 1770 zu Präneste auf einer verschütteten Marmortafel entdeckt und nachher mit anderen ähnlichen Ueberresten unter dem Titel: „Fasti praenestini" von Foggini (Rom 1779, Fol.) bekannt gemacht wurden. Neuere Abdrücke besorgten F. A. Wolf in seiner Ausgabe des Suetonius (Bd. 4, Leipz. 1802) u. Orelli in den „Inscriptionum lat. collectio" Bd. 2, Zürich 1828). Dagegen hat sich von seiner bedeutendsten Leistung, dem umfangreichen Werke „De verborum significatione," von dem glücklicher Weise Festus (s. d.) einen Auszug gab, nur Weniges erhalten, was ihm als Eigenthum unbestritten zugeschrieben werden kann. Das Vorhandene hat Egger in der „Scriptorum lat. nova collectio" (Bd. 2, Paris 1839) zusammengestellt.

Verrücktheit, die psychische Krankheit, worin sich durch Verkehrtheit der Be-

griffe und Urtheile die Ueberspannung eines Geistes und dessen Schwäche zeigt. Vgl. den Art. Geisteskrankheiten.

Vers (lat. versus), Umdrehen, Umwenden, die regelmäßige Wiederkehr der gewählten Bewegung ist jede, aus mehr als einem Fuße bestehende metrische Reihe, oder die rhythmische Verbindung mehrer Füße. Nach Verschiedenheit der Füße, welche im V.e als Taktschritte zu einem rhythmischen Ganzen verbunden werden, kann im Allgemeinen auch der V. selbst verschieden seyn; dann aber nimmt man zwei Hauptarten der V.e, solche insbesondere nämlich, in welchen eine Gleichförmigkeit der Versfüße stattfindet und andere, in welchen das umgekehrte Verhältniß obwaltet. Zu jenen gehört die daktylische, elegische, heroische, iambische u. trochäische, zu diesen die alcäische, choriambische u. sapphische V.-Art. Die Griechen, bei welchen der Dimeter der kleinste V. ist, unterscheiden die V.e theils, nach deren Größe, in Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter und Hexameter, theils, nach dem Geschlechte, in daktylische, jambische und päonische, theils, nach den Schlußfällen, in akatalektische, katalektische, brachykatalektische u. hyperkatalektische und endlich, nach der Zusammenstellung ihrer Füße, in unvermischte und vermischte (s. die einzelnen Art.). In neueren Sprachen ist noch eine Hauptbedingung des V.es der Reim entweder mit männlichem oder weiblichem Ende, je nachdem mit einer betonten Länge, oder mit einer tonlosen Sylbe nach einer Länge geschlossen wird. Daher die Unterscheidung in gereimte u. reimlose V.e. Da aber Rhythmus ohne Takt nicht denkbar ist und der Takt in einen geraden und ungeraden sich scheidet, so wird gegenwärtig nicht mehr nach Füßen, sondern nach dem erwähnten Takte gemessen und hienach das Metrum (d. i. Maß und Begränzung der V.e) auf eine dreifache Art bestimmt, nämlich das spondäische, $\frac{2}{4}$ und $\frac{4}{4}$ Takt, das molossische, der schwere $\frac{3}{4}$ Takt und das trochäische Metrum, der leichte $\frac{3}{8}$ oder $\frac{6}{8}$ Takt, worüber das Ausführliche in Apel's Metrik und über die mannigfaltigen V.-gattungen und Arten in Fr. Meineke's V.-Kunst der Deutschen, Quedlinburg 1817, 2 Bde., enthalten ist. Unrichtig werden zuweilen auch Strophen (Gesätze, Stanzen) Verse genannt.

Versailles, Hauptstadt des französischen Departements Seine und Oise, eine der größten und schönsten Städte Frankreichs und Europa's überhaupt, ist Sitz eines Bischofs, der Präfektur, eines Civil und Handels-Tribunals, eines großen und eines kleinen geistlichen Seminars, einer Centralgesellschaft für Ackerbau, Wissenschaft und Künste und einer philharmonischen Gesellschaft. Die Stadt liegt 4 Meilen südwestlich von Paris, mit welchem sie durch zwei Eisenbahnen verbunden ist und zählt 36,000 Einwohner, welche Kaschemir-Shawls-, Blechwaaren-, Buntpapier- und Porzellanfabriken unterhalten. Das hiesige weltberühmte Schloß, welches Ludwig XIV. durch Leveau u. Mansard vergrößern u. durch le Nôtre mit Gartenanlagen schmücken ließ, enthält eine hübsche Kirche und in den langen Zimmerreihen und Sälen eine berühmte Sammlung Statuen und Gemälde, die zum Theile Gegenstände aus der französischen Geschichte bis zur Gegenwart herab behandeln. Diese Sammlung, sowie die Gärten mit ihren Wasserkünsten, führen täglich eine Menge Fremde herbei. Nach Ludwig XIV. residirten Ludwig XV. und XVI. in V. Auch fand hier die Versammlung der Notabeln und der Reichsstände 1789 u. die denkwürdige Sitzung des Ballhauses Statt. Vergl. Laborde: „V. ancien et moderne," Paris 1844.

Versalbuchstaben nennt man die großen oder Anfangsbuchstaben, welche einen Satz, oder in manchen Sprachen, wie z. B. in der deutschen, jedes Substantiv beginnen (Vergl. den Art. Schriften). In alten Drucken und in Manuskripten des Mittelalters sind die V., welche Abschnitte beginnen, viel größer, als die übrigen, mannigfaltig mit Figuren verziert und, da V. in Manuskripten häufig ausgemalt wurden, geschah dies Anfangs auch in Drucken.

Verschneidung, s. Castration.

Versehen der Schwangern nennt man es, wenn psychische Eindrücke auf die Schwangere, besonders solche, die durch das Gesicht statthaben, sich wesen-

Abweichungen in der Bildung oder in den Functionen des Neugebornen kundgeben. Man hat vielfältig das V. gänzlich geläugnet und allerdings bleibt es das bequemste, unerklärliche Thatsachen rund wegzuläugnen; allein die Einwirkung psychischer Eindrücke der Mutter auf die Leibesfrucht läßt sich im Allgemeinen durchaus nicht läugnen; wissen wir ja doch, daß z. B. heftiger Schrecken der Schwangern plötzlich den Tod der Leibesfrucht nach sich ziehen kann. Ist aber solch große Wirkung möglich nach einem Gemüthseindrucke, so dürfte wohl Nichts im Wege stehen, daß ein psychischer Eindruck auch geringere Einwirkung auf die Leibesfrucht äußere und diese sich kundgebe in äußeren Merkmalen, der, wenn nicht gänzlich doch theilweise gehinderten, oder in abnormer Richtung wirksamen Bildungsthätigkeit. Auf welche Weise das geschieht, wissen wir freilich so wenig, als wie nach heftigem Schrecken der Schwangern der Tod der Leibesfrucht eintritt. Man sucht gewöhnlich beim V. eine äußerliche sichtbare Uebereinstimmung zwischen der vorfindlichen Abnormität der Leibesfrucht u. dem stattgehabten psychischen Eindrucke der Schwangeren aufzufinden. So nahe dies nun manchmal zutrifft, so gesucht erscheint es in anderen Fällen und zwar um so mehr, wenn erst aus dem Vorhandenseyn von Abnormitäten an dem Neugeborenen rückwärts auf psychische Eindrücke der Schwangeren geschlossen wird, und diese nachträglich bei den Haaren herbeigezogen werden. Es gilt demnach die Regel, wenn auch das V. im Allgemeinen nicht geläugnet werden kann, doch jeden einzelnen angeblichen Fall desselben nur mit großer Vorsicht zu beurtheilen, wobei sich gar häufig ergibt, daß vorfindliche Mißbildungen dem V. d. h. psychischen Eindrücken zugeschrieben werden, die zu einer Zeit der Schwangerschaft statt hatten, zu welcher die fraglichen Mißbildungen in keiner Weise mehr entstehen konnten. E. Buchner.

Verschollen nennt man einen Landesabwesenden, welcher, nach öffentlicher Aufforderung des Gerichts, nicht erschienen und unter Voraussetzung, daß er todt ist, seiner Gerechtsame verlurstig geworden ist. Gewöhnlich wird das zurückgelegte siebenzigste Lebensjahr als Termin der V.heitserklärung angenommen.

Verschwägerung, s. Schwägerschaft.

Verschwender, s. Prodigus.

Verschwörung ist ein Verbrechen, bestehend in Vereinigung Mehrer zur gemeinschaftlichen Verwendung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte zur Erreichung eines unerlaubten Zweckes. Der Ausdruck V. ist hergenommen von der, vorzüglich im Alterthume vorkommenden Sitte, daß die Mitglieder wegen des Gefahrbringenden einer solchen Verbindung einander die größte Treue und Verschwiegenheit eidlich anzugeloben pflegten. Das Vertragsmäßige, welches in einer solchen Verbindung liegt, setzt allemal einen überdachten bösen Vorsatz und wenigstens einige Kenntniß von den Folgen des Unternehmens voraus. Deßhalb findet in der Regel gleiche Zurechnung für Alle statt. Doch unterscheidet man dabei noch die Anstifter (Rädelsführer) und Oberhäupter, für welche eine erhöhte Strafbarkeit angenommen wird. Es kann zwar die V. sowohl ein Privatverbrechen als ein öffentliches bezwecken; doch pflegt man sich bei ersterm mehr des Ausdrucks „Bandcomplott" oder „Zusammenrottirung" zu bedienen. V. mehr auf Vereine wider die Staatsregierung oder das Staatsoberhaupt zu beziehen. Die Alten nahmen die Bedeutung gewöhnlich in letzterm Sinne. Für geringere Vergehungen unterschied man: Societät, für die Verbindung Mehrer zur gemeinschaftlichen Erreichung des guten Zweckes und Faktion, für die Verbindung der Bösen zum Ungesetzlichen.

Versetzung, s. Inversion.

Versetzungszeichen, chromatische Verwandelungszeichen, oder chromatische Zeichen, sind musikalische Zeichen, mit welchen jeder der sieben Haupttöne (c d e f g a h) erhöhet oder erniedrigt werden kann und als solche entweder einfache oder doppelte, wesentliche oder zufällige. Zu den erst genannten gehören demnach das einfache Kreuz, welches die Note, vor der

steht, um einen kleinen halben Ton, der auf dem Pianoforte die nächste auf-
ärts liegende Taste ist, erhöht, wogegen das Doppelkreuz die Note um einen
nzen Ton, d. i. um zwei stufenweise auf- u. absteigende Tasten erhöht. Das
fache Be (b) seiner Seits erniedrigt die Note um einen halben Ton und das
oppel-Be dieselbe um einen ganzen Ton. Den durch das Kreuz erhöheten
oten wird die Sylbe is, den durch b erniedrigten die Sylbe es angehängt.
ummel schlägt vor, statt dessen ihnen nur den Namen des vorgesetzten Zeichens
zulegen, als c Kreuz, d Kreuz, a Be, g Be u. s. w. In Beziehung auf beide
ichen der erwähnten Erhöhung u. Erniedrigung besteht das Auflösungszeichen,
iederherstellungszeichen, auch Be-Quadrat genannt, welches das Kreuz und
:, das einfache, wie das doppelte, ganz aufhebt u. der Note ihren vorigen Namen,
on und Standort auf dem Instrumente zurückgibt. Soll jedoch das Doppel-
reuz oder das Doppel-Be (bb, auch ♮, ♭) in ein einfaches verwandelt werden,
ist dem Auflösungszeichen ausdrücklich noch das einfache Kreuz, oder das ein-
che Be (b) beizufügen. — Wesentliche V. sind, welche gleich zu Anfange des
ückes nach dem Schlüssel vorgezeichnet stehen, die Haupttonart des Stückes be-
chnen und im ganzen Verlaufe desselben diejenigen Noten versetzen, deren Stelle
auf dem Notenplane einnehmen. Zuweilen wird jedoch die Hauptvorzeichnung
es Stückes durch eine neue Vorzeichnung aufgehoben. Zufällige V. werden
Laufe des Stückes den Noten selbst beigesetzt.

Versicherung, s. Assecuranz.

Versöhnung heißt in der christlichen Glaubenslehre die Wiedervereinigung
Menschen mit Gott und begreift Alles, was Christus gethan und gelitten
t, um die gefallene Menschheit nicht nur wieder Gott wohlgefällig zu machen,
ndern ihr auch den Himmel zu eröffnen; denn, obwohl Gott stets bereit ist zu
geben, so konnten wir doch nur durch Christi unendliche Verdienste zur ewigen
ligkeit gelangen. Röm. 5, 10. Kol. 1, 19—22.

Versöhnungsfest, das, wurde bei den alten Juden alljährlich am zehnten
ge des siebenten Monats (Tisri), fünf Tage vor dem Laubhüttenfest, gehalten
d war zugleich ein Sabbath- oder Ruhetag, durch welchen den Israeliten die
eiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und ihre eigene Schuld und Strafwürdigkeit,
bst der Pflicht, Buße zu thun, veranschaulichet wurde — der einzige Fasttag im
hre, an welchem man vom Abende bis zum andern Abende Nichts genießen
rfte. Die besondere Feier und der Zweck dieses Tages bestand in der Ent-
ndigung des Hohenpriesters, seines Hauses und der Priesterschaft; in der Ent-
ndigung des Heiligthums mit seinen Geräthen und in der Entsündigung des
nzen Volkes. — Der Versöhnungstag wurde im ganzen Lande gehalten
a nicht alle Männer nach Jerusalem reisen mußten), d. h. mit Fasten, Bußan-
chten, Sündenbekenntniß u. dgl. zugebracht. Uebertretungen wurden mit Ver-
isung bestraft. Niemand durfte sich waschen oder salben; fromme Israeliten
chienen in ihren Todtenhemden. Diese feierliche Entsündigung war ein Vor-
ld der Entsündigung durch Christum.

Versorgungsanstalten, s. Arbeitshäuser u. Armenwesen.

Verstand, s. Vernunft.

Versteigerung, s. Sub hasta.

Versteinerungen, s. Petrefakten.

Verstolk van Soelen, Jan Gijsbert, Baron van V., geboren 1777
Rotterdam, wurde 1809 Landdrost von Geldern, 1811 Präfekt von Friesland,
15 mit der Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg beauftragt, 1816
1822 Gesandter Hollands am Hofe zu Petersburg, 1825 Chef des Depar-
nents des Auswärtigen, 1833 vertrat er Hollands Ansprüche gegen Belgien auf
r Londoner Conferenz. Seit 1841 war er Staatsminister u. starb in diesem Jahre
Haag. Er schrieb mehre Staatsschriften in den Recueil de pièces diplom[illegible]
ues relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique de 1830 jusqu'en
33, Haag 1833, 3 Bde.

Verstopfung, s. Obstruction.

Versuch. 1) In der Naturwissenschaft, auch Experiment genannt, ist eine selbstveranstaltete Naturerscheinung, um dieselbe zu beobachten und näher zu untersuchen. Durch solche V.e bilden sich namentlich die Physik, Chemie, Technologie und Oekonomie (s. dd.) aus. — 2) In juristischer Bedeutung eine, auf Hervorbringung eines Verbrechens absichtlich gerichtete, äußere Handlung, ohne daß dadurch das Verbrechen vollendet, namentlich der dadurch beabsichtigte Erfolg erreicht wird. Der V. macht entweder für sich, ohne Rücksicht auf das beabsichtigte Verbrechen, schon ein Verbrechen oder Vergehen aus, weil die Handlungen, aus denen er besteht, schon an sich strafbar sind, oder er ist nur als V. zu beurtheilen. Man unterscheidet daher zwischen entferntem V., wo bloße Vorbereitungshandlungen vorliegen; nahem V., wo der Verbrecher bereits in der Ausführung der verbrecherischen Handlung begriffen war u. vollendetem V., wo derselbe alle, von ihm zur Herbeiführung des rechtswidrigen Erfolges für nöthig erachtete, Handlungen vollbracht hat. — Ist der V. an sich strafbar (dieß nur, wenn ein Gesetz es ausdrücklich bestimmt), so vermehrt die Höhe des Grades seine Strafbarkeit. Letztere findet da statt, wenn wider Willen des Thäters das Verbrechen nicht vollendet wurde; strafbarer wird der qualifizirte V.; straflos gemeinrechtlich, wenn der Thäter aus Reue freiwillig die That aufgab, wenn das beabsichtigte Verbrechen blos als fahrlässiges zu bestrafen, oder der V. blos culpos, oder die vollbrachten äußeren Handlungen keine zur Vollbringung irgend eines Vergehens dienliche waren. Bloße Vorbereitungshandlungen, ehe die äußere Handlung einen Anfang der Ausführung enthält, sind nicht strafbar. Nach der jetzt ziemlich allgemeinen Meinung ist ein V., der mit, ihrer Natur nach zur Ausführung des Verbrechens untauglichen, Mitteln begangen wird, straflos, nicht aber der mit in concreto untauglichen begangene.

Vertagen, einen Tag bestimmen, an welchem Etwas geschehen soll; dann: die Besorgung einer Sache auf einen bestimmten Tag weiter hinaus verlegen, welcher Ausdruck namentlich im südlichen Deutschland gebräuchlich ist; daher: eine Sache vertagen soviel als: dieselbe auf einen spätern Termin verschieben.

Vertebralsystem nennt man in der Anatomie den, zunächst von dem Rückenmarke ausgehenden, oder mit ihm sich vereinigenden Theil des Nervensystems, so daß demnach das V. aus dem, im Kanale der Wirbelsäule hinauflaufenden, Marke und allen den aus ihm entspringenden Nerven besteht. (S. Nerven, Nervensystem, Rückenmark und Rückgrath.)

Vertheidigung, s. Defension.

Vertikal, s. senkrecht.

Vertikalkreis, s. Höhenkreis.

Vertrag ist eine Willenseinigung zweier oder mehrer Personen über eine Leistung oder Unterlassung, zu welcher ausserdem keine, oder wenigstens keine äußerlich anerkannte, Verpflichtung vorhanden gewesen war. Zu einer solchen Willenseinigung ist jeder rechtsfähige Mensch vermöge seiner natürlichen Freiheit befugt und es muß dieselbe nach dem Grundsatze der wechselseitig gleichen Geltung Aller — wofern sie kein unveräußerliches Recht zum Gegenstande hat und deshalb unverbindlich ist (s. Unrecht) — so lange unverückt und unauflöslich bleiben, oder erfüllt oder eingehalten werden, bis sie durch beiderseitiges Einverständniß der Vertragschließenden, oder durch entgegengesetzte Willenseinigung aufgehoben wird. Denn, um seinen einmal erklärten u. durch die Annahme des Andern gebundenen Willen einseitig ändern und die Willenserklärung des letztern eigenmächtig entkräften zu dürfen, müßte der Wille dessen, der die Aenderung will, mehr gelten, als der Wille des Andern, der sie nicht will, da überall, um Bestehendes zu ändern, derjenige, der die Aenderung begehrt, mehr gelten und vermögen muß, als derjenige, der einer Aenderung entgegen ist. — Die Willenseinigung muß aber entweder auf freiem Willen, oder auf rechtmäßigen Zwang

eruhen, indem Gewalt und Zwang, soweit sie nicht im Rechtsgesetze begründet nd, wohl ein Zwangsrecht auf Schadloshaltung für den, der sie erlitten, aber ein Recht und namentlich kein Zwangsrecht auf Erfüllung für denjenigen, der e angewendet hat, erzeugen können. Richtig ist daher jeder auf unbefugtem Zwang beruhende V. und ebenso derjenige V., dem ein Irrthum, sei es nun blos es einen, oder beider Vertragschließenden, zu Grunde liegt, weil in diesem Falle ur eine vermeintliche, keine wirkliche Willenseinigung vorhanden ist. — Jeder Irrthum, der auf die Willensbestimmung des einen oder beider Vertragschließ-nden von irgend einem Einfluß war, vernichtet das betreffende Rechtsgeschäft u. avon macht auch der Irrthum in den Beweggründen (falsa causa, error impel-ens), sowie der durch Betrug erzeugte keine Ausnahme (wenn gleich das posi-ve Recht aus guten Gründen die rechtlichen Folgen des Irrthums theilweise nders bestimmt, auch zwischen wesentlichem und außerwesentlichem, entschuld-arem und unentschuldbarem Irrthum unterscheidet u. s. w.). — Aus der Unzu-issigkeit einseitiger Vertragsaufhebung folgt indessen nicht, daß auch derjenige Theil an den V. gebunden bleibe, dem der Gegentheil nicht Wort hält. Daraus, aß ein V. nichts Anderes ist, als eine Willenseinigung des Inhalts: „Weil du willst, weil du mir Dies versprochen hast, will ich so und verspreche dir da-egen Jenes“ folgt vielmehr unmittelbar, daß, wenn der Eine das Versprechen icht leistet, der Andere auch nicht zu erfüllen nöthig hat; denn mit dem Grunde ört auch die Folge, mit der Bedingung das Bedingte auf. — Weil positive Rechtspflichten oder Leistungspflichten einzig durch V. entstehen können, so können uch alle diejenigen Rechtsverhältnisse, welche positive Verbindlichkeiten oder Leist-ngspflichten auferlegen, wie namentlich der Staat, die Ehe, die Gemeinde u. s. . nur auf V. beruhen. Ein unterscheidendes Merkmal der Rechtspflicht, im Gegensatze von der Gewissenspflicht, ist nämlich ihre Erkennbarkeit oder Beweis-arkeit durch den Begriff der wechselseitigen Gleichheit u. gerade diesem Begriffe widerspricht die angeborene oder natürliche, auf keiner Willenseinigung beruhende eistungspflicht. Denn in der Uebernahme einer Leistung liegt es, daß ich den Willen eines Andern zu dem meinigen mache und seinen Willen so ausführe, ie wenn es mein eigener wäre. Nun ist es zwar eine Unterlassungspflicht, welche nmittelbar aus der gleichen Freiheit oder Geltung jedes Menschenwillens folgt, aß ich an der unverletzenden Ausführung ihres Willens Andere nicht verhindern arf; auch kann ich unbeschadet meiner Gleichheit und vermöge meiner Freiheit n Wege des V.es durch Willenseinigung mich zu Leistungen verpflichten, durch ie ich einen fremden Willen so erfülle, wie wenn es ursprünglich mein eigener Wille gewesen wäre. Um aber ohne vorausgegangene Willenseinigung einem Andern in der Art verpflichtet zu seyn, daß mein Wille nicht nur dem seinigen eichen muß, sondern daß ich seinen Willen zu dem meinigen machen u. anstatt es meinigen zu befolgen schuldig bin, müßte mein Wille nicht blos weniger, ondern gar Nichts gelten, er müßte gar kein rechtlich freier, sondern ein von em Andern ursprünglich abhängiger Wille seyn. Das einzige Mittel zur Erschaffung ositiver Leistungspflichten ist demnach die freie Willenseinigung im V.e u. in letzter Entwickelung auf einem V., nämlich dem Staats-V., beruhend u. deshalb nach Vertragsgrundsätzen zu beurtheilen ist folgeweis auch jedes Staatsgesetz, welches em einzelnen Staatsbürger positive, in keiner natürlichen Verbindlichkeit begrün-ete, Rechtspflichten auferlegt u. Dienste, Leistungen, Gehorsam und Treue von m fordert.

Vertumnus, eine ursprünglich volskische Gottheit, deren Tempel und Bild-säule auf dem tuskischen Wege stand. V. war der Fruchtspender, der Segen bringende Herbstgott, welchem die Erstlinge der Früchte und Blumen geopfert u. m Oktober zu Rom ein Fest, die Vertumnalia, gefeiert wurde.

Veruntreuung, s. Peculat.

Verus, Lucius Aelius, römischer Kaiser, sonst auch Lucius Cejonius Aelius Commodus V. Antoninus, der Sohn des Aelius V., durch

andern Lucius V. Sohn's, der von Kaiser Hadrian im Jahre Christi 136 an Sohnes Statt aufgenommen worden war. Marcus Aurelius Antoninus machte ihn zu seinem Collegen in der kaiserlichen Regierung und gab ihm seine Tochter Lucilla zur Gemahlin. Er überließ sich allen Arten von Ausschweifungen, aber Antoninus beugte den Uebeln, die er hätte stiften können, dadurch vor, daß er ihn mit den besten Truppen und den größten Feldherren dieser Zeit gegen die Parther schickte. Diese litten große Niederlagen und, während V. sich in Antiochien den Wollüsten überließ, eroberten seine Feldherren alle Länder bis an den Tigris. Beide Kaiser triumphirten und nahmen den Titel Particus an. Nachher unternahmen beide einen Krieg gegen die Markomannen und, als sie sich in einer Sänfte über die Alpen tragen ließen, wurde Lucius V. von einem Schlagfluße getroffen, woran er 169 sterben mußte.

Verviers, Stadt in der belgischen Provinz Lüttich, an der Vèse und dem aus derselben abgeleiteten Kanale, der zum Betriebe der Dampfmaschinen und zu den Tuch- und Wollenwäschen benützt wird, ist gut und freundlich gebaut, Sitz eines Ober-Tribunals und Handelsgerichtes und zählt 21,000 Einw., welche viele Tuch- und Wollzeug-, sowie Bandfabriken, Woll- und Baumwollspinnerei, Kupfer- und Eisengießereien, Maschinenbau-Werkstätten, Färberei, Seifen- und Vitriolsiederei und ansehnlichen Handel betreiben.

Verwaltung des Staates wird von der Verfassung unterschieden und ist die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt, oder die Regierung, besonders in sofern sie gewissen Aemtern übertragen ist. Man unterscheidet die collegialische und bureaukratische V.; bei der letztern werden die, zu einem Verwaltungszweige gehörenden, Geschäfte einem einzigen Vorsitzenden (Präsidenten, Direktor) übertragen, welchem andere Geschäftskundige (Räthe) nur mit berathender Stimme zur Seite stehen und bearbeiten, was ihnen jener überträgt; bei jener werden die Geschäfte gewissen Collegien übertragen, in denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Die collegialische V. ist volksthümlicher, als die bureaukratische, welche man besonders da antrifft, wo die Ministerialgewalt stattfindet. Bei Verwaltungsgegenständen, die einen schnellen Entschluß und pünktliche Vollziehung erfordern, wie bei Steuer- domainen- und Staatskassen-V., ist die bureaukratische V. sehr heilsam und zweckmäßig; es müßen aber die Direktoren wirklich und fortdauernd verantwortlich gemacht worden seyn. Bei Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege muß die collegialische Behandlung eintreten und die Beschlüsse nach vorgängiger gemeinschaftlicher Berathung durch Stimmenmehrheit gebildet werden. In neueren Zeiten pflegt man die Justiz von der V. zu trennen, wenigstens für die höheren Stellen. Vergl. Malchus, „Politik der innern Staats-V., oder Darstellung des Organismus der Behörden für dieselben," (Heidelberg 1823).

Verwandtschaft, s. Blutsverwandtschaft u. Affinität.

Verwandtschaft, geistliche (cognatio spiritualis), ist eine Verbindung gewisser Personen, welche aus der Administrirung u. dem Empfange der heiligen Taufe und der Firmung entsteht. Nach dem römischen Rechte ist die Ehe nur wegen Gevatterschaften verboten. Justinian verbot nämlich, jene Personen zu ehelichen, welche man aus der Taufe gehoben hat. Die trullanische Synode (692) Can. 53 dehnte dieses Verbot auch auf die Eltern des Täuflings aus; in der Folgezeit ward es jedoch noch mehr erweitert und auf die Firmlinge erstreckt. — Nach dem kanonischen Rechte und insbesondere nach dem Concil von Trient besteht das Hinderniß der geistlichen V. blos a) zwischen dem Taufenden, dem Täuflinge und dessen Eltern, dann zwischen dem Taufpathen, dem Täuflinge und dessen Eltern; b) zwischen dem Firmenden, dem Gefirmten und dessen Eltern und zwischen dem Firmpathen, dem Firmlinge und dessen Eltern. Die Stellvertreter der Pathen trifft dieses Hinderniß nicht, wohl aber ihre Committenten. Wer bei der Nachholung der Tauf-Ceremonien ein Kind zur Taufe hält, kommt nicht mit demselben in eine geistliche V. Derjenige Geistliche, welcher aus Auftrag des Pfarrers die heil. Taufe spendet; deßgleichen,

wer im Nothfalle ein Kind tauft, zieht sich ebenfalls die geistliche V. zu. Tauft ein Vater im Nothfalle sein eigenes Kind, so entsteht zwischen ihm u. seinem Weibe das Hinderniß der geistlichen V. nicht; tauft hingegen ein Vater ausser einem Nothfalle sein eigenes Kind, oder hebt er es aus der Taufe, oder führt er solches zur Firmung, so entsteht zwischen ihm und seiner Ehefrau, resp. der Mutter des Kindes, eine geistliche V. und er verliert in einem solchen Falle bis zur erlangten Dispensation das Recht, die Leistung der ehelichen Pflicht von seinem Weibe zu begehren. Wer, auch im äußersten Nothfalle, das Kind seiner ausserehelichen Beischläferin tauft, der kann mit derselben ohne Dispensation keine gültige Ehe eingehen. Bei den Protestanten findet weder die geistliche V., noch das hieraus entspringende Ehehinderniß statt.

Verwandtschaft der Körper, Wahlverwandtschaft, oder Wahlanziehung nennt man die, allgemein durch Beobachtung und Erfahrung erkannte, Erscheinung in der Natur, nach welcher sich die Materien mit anderen gleich- oder ungleichartigen innig zu verbinden bestreben, sobald sie sich einander gehörig berühren. Der Augenschein überzeugt uns, daß ein Stoff sich mit dem einen lieber, als mit dem andern, verbindet; ja, daß er unter Begünstigung der Umstände die Verbindung mit dem einen Stoffe aufgibt oder verläßt, um sich mit einem ihm näher verwandten zu vereinigen. So ist z. B. der Essig sehr geneigt, sich mit Kreide zu verbinden und sie aufzulösen; setzt man aber reines Laugensalz zu der Auflösung, so geht sogleich der Essig oder ein Theil desselben eine Verbindung mit demselben ein und verläßt die Kreide, welche dadurch als ein trockener Körper abgesondert wird. Diese V. zeigt sich auf sehr verschiedene Art modifizirt bei tausend Erscheinungen und Operationen in der Natur. Wir sehen sie in der gegenseitigen Anziehung von zwei glatt geschliffenen und polirten Glas-, Metall- u. Marmorplatten, in der kugelähnlichen Form der Tropfen, in dem Zusammenfließen der Tropfen, wenn sie einander zu nahe kommen, in den mannigfaltigen Niederschlägen, Auflösungen, Zerlegungen, Zusammensetzungen und überhaupt in allen den Operationen, welche die Natur im Großen und die künstliche Chemie im Kleinen bewirkt. — Durch die Wahlanziehung oder das gegenseitige Bestreben verwandter Materien, sich zu verbinden, entstehen Körper in der Natur und Kunst und werden unter anderen Umständen auch wieder zerstört. Die Verschiedenheit, welche man in der Art der Wahlanziehung oder in den Wirkungen der gegenseitigen V. wahrnimmmt, hat zur Unterscheidung mehrer Arten derselben Anlaß gegeben, obgleich alle auf einem gemeinschaftlichen Prinzip beruhen und nur eine einzige Kraft voraussetzen. Die Abtheilungsweise ist gewissermassen willkürlich; indeß scheint diejenige die ungezwungenste, nach welcher man die verschiedenen Modifikationen auf folgende drei Hauptarten zurückführt. Die erste ist die zusammensetzende V., welche auch die mischende heißt. Ihre Wirkung besteht darin, daß sich zwei oder mehre Stoffe von ungleicher Beschaffenheit zu einem neuen, völlig gleichartigen (homogenen), Ganzen verbinden. Hieher rechnen viele Chemisten auch die Anneigung, oder anneigende V., nach welcher zwei ungleichartige Stoffe, welche eigentlich keine verbindende Verwandtschaft unter sich haben, durch die Dazwischenkunft eines dritten nicht nur unter einander, sondern auch mit diesem in Verbindung treten und zusammen ein gleichartiges Ganzes bilden. — Die zweite Art der V. ist die einfache, welche darauf beruht, daß zwei ungleichartige, mit einander zu einem gleichartigen Ganzen verbundene, Stoffe durch Zutritt eines dritten auf die Weise getrennt werden, weil dieser zu einem von den beiden ersteren eine nähere V. hat, als zu dem andern. Durch diese nähere V. entsteht eine neue Verbindung und der entfernter verwandte Stoff wird getrennt. — Die dritte Art der V., die mehrfache, ist die, bei welcher mehr als eine neue Verbindung ungleichartiger Stoffe stattfindet, oder wobei zwei, mit einander verbundene, Stoffe durch den Zutritt zweier anderen, welche gleichfalls verbunden, aber auch einzeln seyn können, vermöge der gegenseitigen Anziehung zu denselben getrennt werden, worauf alsdann zwei neue Verbindungen erfolgen.

Daß dieses allgemeine u. merkwürdige Phänomen der chemischen Wahlverwandtschaft durch eine geheime Kraft in der Natur hervorgebracht werde, ist nun zwar unbezweifelt, aber die Frage, worin diese Kraft bestehe, läßt sich blos dahin beantworten, daß man sie als eine Art von Attraction bei der Berührung betrachtet (s. Attraction). So wenig man aber diese Naturkraft zu erklären weiß, ebenso unerklärbar bleibt uns auch die Wahlverwandtschaft. Die Namen, welche wir dem Phänomen beilegen, erklären Nichts; sie sind blos Bezeichnung einer unbezweifelt wahren Erscheinung. — Die großen Fortschritte unserer Zeit in der Chemie haben über die Wirkungen der vorzüglichsten Wahlverwandtschaften und Zersetzungen Tabellen geschaffen, welche bei wiederholten Versuchen zwar zu immer größerer Vollkommenheit gediehen, aber gleichwohl noch weit von dem wünschenswerthen Ziele entfernt sind. Die meisten Atomisten erklären die chemische V. aus der Form, Lage u. Dichtigkeit der kleinsten Theile der Materie. Man begreift hiebei aber nicht, wie bei dieser Erscheinung die Materie in ihrer Qualität (Beschaffenheit) geändert werden könne, da doch blos eine Zusammenhäufung der kleinsten Theile stattfindet. — Andere leiten die Wahlverwandtschaft aus der Gleichartigkeit der Grundstoffe her, wogegen aber die Erfahrung streitet. Nach der dynamischen Lehrart, die am Ende alle Phänomene auf anziehende und zurückstoßende Kräfte zurückführt, liegt die Ursache der Wahlverwandtschaft eben in den genannten Kräften der Stoffe, welche mit einander in Berührung kommen. Nach der Idee neuerer Chemiker gibt es nur eine Art von V. und der Unterschied zwischen näherer und entfernterer findet nicht Statt.

Verwandtschaft der Töne u. Tonarten ist das nähere oder entferntere Verhältniß, in welchem die Töne und Tonarten unsers vollständigen Tonsystems zu einander stehen. Dieses Verhältniß gründet sich auf die größere oder geringere Aehnlichkeit der Tonleitern unter einander, welche hiernach getheilt werden in nächstverwandte oder im ersten Grade verwandte und in entfernter verwandte Tonarten. Diese V. entspringt aber aus der größern und kleinern Anzahl der ihnen gemeinschaftlichen Töne und betrifft die Ausweichungen und Versetzungen. Der Ton, in welchem ausgewichen wird, darf demnach das Gefühl des vorhergegangenen nicht vernichten und bei Versetzungen müssen bei zwei Tönen die verschiedenen Intervalle der Tonika nicht sehr verschieden seyn, weil sonst keine V. stattfindet. Hauptsächlich aber bezieht man die V. auf die Modulation, wo dann mit C dur die Töne g dur, a moll, f moll, d moll u. e dur verwandt sind, indem keiner dieser Töne eine wesentliche Saite hat, welche nicht in der Tonleiter c dur enthalten ist. Wo bei der Modulation beide Tonarten nicht ein gemeinschaftliches Intervall haben, ist solche unnatürlich und dem Ohre gewiß unangenehm.

Verwesung, s. Fäulniß.

Verwickelung nennt man bei Werken der Dichtkunst und der Musik das, wenn eine Begebenheit in der epischen Poesie, oder eine Handlung in der dramatischen von verschiedenen, sich entgegenstehenden (collidirenden), Interessen und Strebungen berührt und durchkreuzt und dadurch Theilnahme und Spannung für den Ausgang angeregt und erhöht wird. Dem Dichter steht hier ein doppelter Weg offen: er kann nämlich Wirkungen beschreiben und veranschaulichen, bevor deren Ursache erkannt wird, oder, im umgekehrten Verhältnisse, die Ursache als wichtig und groß darstellen, bevor die Wirkung vor Augen tritt. Mangel an V. hat wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Begebenheit oder Handlung zur Folge. Aus der V. in der epischen und dramatischen Poesie aber bildet sich der sogenannte Knoten, dessen Auflösung durch endliche Befriedigung jener gespannten Erwartung Wohlgefallen erregt. — In der Musik findet die V. besonders in größeren Werken eine angemessene Stelle, bestehend in dem Verflechten und Entgegenstreben verschiedener Stimmen und Partien zum Behufe einer kunstvollen u. wohlgefälligen Auflösung.

Verwitterung ist ein eigenthümlicher Zerstörungsprozeß der Natur in Folge

von atmosphärischen Einwirkungen jeder Art auf die Körper, besonders auf Mineralien. Sie erfolgt theils durch Zersetzung körniger Gemenge, so daß sie in die einzelnen Körner, aus denen sie zusammengesetzt sind, bei dem leisesten Schlage darauf zerfallen; theils durch Umänderungen der Substanz, durch Ausscheidung einzelner Bestandtheile in Gasgestalt. Sonnenhitze, Kälte und Wärme, Trockenheit u. Feuchtigkeit in schnell abwechselnden Folgen, Regenstürze, Veränderungen des Elektricitäts-Zustandes, sind die Naturverhältnisse, durch die der V.-Prozeß auftritt.

Verzicht oder **Entsagung** (renunciatio) ist die einseitige Erklärung einer Person, ein ihr zustehendes Recht nicht gebrauchen oder aufgeben zu wollen. Die Entsagung enthält somit die Entäußerung eines Rechtes, ohne gleichzeitige Uebertragung auf einen Andern, wie eine solche bei der Veräußerung (alienatio) im engern Sinne vorhanden ist. Jede Entsagung erfordert zu ihrer Rechtsbeständigkeit: 1) vollständige Dispositionsbefugniß dessen, der seinen Rechten entsagen will; 2) ein dem Entsagenden zuständiges Recht, dessen Erhaltung weder durch das öffentliche Recht, noch durch Verpflichtungen gegen dritte Personen geboten ist; 3) genaue Kenntniß des Rechtes, welches aufgegeben werden soll, da in Ermangelung derselben die Absicht, ein Recht aufzugeben, nicht angenommen werden kann; 4) eine ganz genaue, das aufzugebende Recht vollständig umfassende Erklärung, daß man einem Rechte entsage, mag nun diese Erklärung in Worten ausdrücklich, oder durch unzweideutige Handlungen stillschweigend, z. B. Rückgabe eines cassirten Schuldscheins, bestehen. Eine besondere Form ist bei der Entsagung nach gemeinem Rechte nicht vorgeschrieben, obgleich einige Landesgesetze schriftliche und unter besonderen Umständen gerichtliche Form u. gerichtliche Belehrung der entsagenden Person über das aufzugebende Recht vorgeschrieben haben. Die Wirkung einer rechtsgültigen Entsagung besteht darin, daß das aufgegebene Recht für immer erlischt, so daß eine spätere Zurücknahme des V.s und eine Wiederaufnahme des Rechtes in der Regel nicht Statt findet (ad jura renunciata non datur regressus). Diese Regel erleidet aber zwei, sich von selbst verstehende, Ausnahmen und zwar: 1) wenn die Zurücknahme für einen bestimmten Fall vorbehalten ist und dieser eintritt und 2) wenn das Gesetz in speziellen Fällen den Widerruf der Entsagung gestattet, z. B. wenn eine Frau bei der Uebernahme der Bürgschaft auf ihre Rechtswohlthat aus dem Vellejanischen Senatsbeschlusse Verzicht leistet. Im Zweifel über den größern oder geringern Umfang des Rechts, dem entsagt worden ist, muß die Entsagung nach dem strengsten Wortverstande, also so ausgelegt werden, wie sie dem Entsagenden am Wenigsten nachtheilig ist. Demnach hat ein allgemeiner Verzicht keine Wirkung und müssen insbesondere die Entsagungen von Privilegien diese letzteren speziell umfassen. Die Entsagung gestaltet sich nach Verschiedenheit der Rechte, denen entsagt wird, in ihren spezielleren Wirkungen verschieden. Nur die, auf absolute Berechtigungen, wozu insbesondere Privilegien zu rechnen sind, und auf dingliche Rechte gerichtete Entsagung, welche nicht ausdrücklich im Interesse einer bestimmten Person erfolgt, hebt das Recht auf. Hierher gehören: die Entsagung bestimmter Vorrechte, z. B. Adelsentsagung, die Dereliktion von Sachen und Entsagung einer Erbschaft. Sind mit dem aufgegebenen Rechte gewisse Verbindlichkeiten verbunden, so gehen diese natürlich nicht mit unter. Die Entsagung der obligatorischen Rechte kann nicht einseitig den Verlust des Rechtes herbeiführen, es muß zu der Entsagung des Berechtigten die Annahme derselben durch den Verpflichteten treten; denn, wie letzterer nicht gezwungen werden kann, sich beschenken zu lassen, so kann ihm auch durch die Entsagung eines obligatorischen Rechtes des Berechtigten keine Liberalität aufgedrungen werden. Die Entsagung der Obligationsrechte gestaltet sich somit zu einem selbstständigen Vertrage (pactum remissorium), welcher durch die Occupation verbindende Kraft erhält. So lange diese nicht erfolgt ist, kann der Entsagende seine Erklärung zurücknehmen und dadurch sein obligatorisches Recht erhalten. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Amtsentsagungen, auch

sie sind erst dann wirksam, wenn die vorgesetzte Behörde sie angenommen hat. Daß bei der Entsagung, sowohl der obligatorischen Rechte, als auch des Amtes, gewisse Entsagungsclauseln mit Erfolg benützt werden können, folgt im Allgemeinen aus der Natur des remissorischen Vertrags. Das kononische Recht schreibt indeß in Betreff der Kirchenämter vor, daß der V. der Geistlichen nur als ein freier V. von den Kirchenoberen angenommen werden darf, weshalb der, zu Gunsten eines dritten, oder unter Vorbehalt eines Jahrgehaltes, oder selbst des spätern Wiedereintritts in das Amt, ohne Weiteres zurückgewiesen werden muß. Gr.

Verzierungen nennt man überhaupt kleinere, den wesentlichen Theilen eines Kunstwerkes angefügte, zur Vermehrung der Annehmlichkeit oder des Reichthums dienende Beigaben, welche mithin zur bloßen zufälligen Schönheit gehören, dennoch aber, ohne im Ueberflusse angebracht zu seyn, Neuheit, Abwechselung und Geschmack erfordern. In der **Baukunst** sind es die architektonischen Glieder, woraus die verzierenden Kränze, Gesimse u. Einfassungen zusammengesetzt werden, Pilaster und Säulen, Bogen und Säulenstellungen. In der **Bildhauerkunst** sind V. Statuen, Trophäen, Vasen an den Façaden u. s. w.; in der **Musik**: die **Manieren**, **Ausschmückungen** der Melodie, die Fiori (s. dd.).

Verzug (mora) ist die Nichterfüllung einer, zur bestimmten Zeit zu leistenden, Verbindlichkeit u. in juristischer Hinsicht von Bedeutung, vorzüglich in Schuldangelegenheiten. Man unterscheidet aber den V. des Verpflichteten (mora solvendi) u. dessen, gegen die Pflicht zu leisten ist (mora accipiendi), wobei jederzeit vorausgesetzt wird, daß der bestimmte Termin bekannt ist. Der aus dem V. hervorgehende Schaden trifft allemal den, welcher sich denselben hat zu Schulden kommen lassen. Daher hat der Verpflichtete von dem Augenblicke an, wo er seine Pflicht zu leisten hatte, für alle Folgen der Nichterfüllung zu stehen und sowohl den etwa entstehenden Schaden, als auch den möglichen Gewinn zu vergüten u. in Bezug auf das letztere Verzugszinsen zu bezahlen; der Gläubiger dagegen hat von dem Augenblicke des Termins an, an dem er mit seiner Forderung hätte hervortreten sollen, keine Zinsen mehr zu fordern und kann selbst bei zu langer Verschiebung mancher Rechte verlustig werden. Dies Alles bezeichnet das Sprichwort: „Periculum in mora“ (Gefahr im Verzuge).

Vesalius, **Andreas**, berühmter Anatom, geboren den 30. April 1513 (oder den 31. Dezember 1514) zu Brüssel, Sohn eines Apothekers, aus einer Familie von Aerzten, welche ursprünglich von Wesel am Rheine herstammte und daher auch den Namen führte. V. erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in Löwen; in seinem 18. Lebensjahre begab er sich nach Montpellier, später nach Paris, wo er sich besonders mit Anatomie beschäftigte; beim Ausbruche des Krieges zwischen Karl V. und Franz I. kehrte er nach Löwen zurück und hielt daselbst Vorlesungen über Anatomie, trat dann als Wundarzt in das Heer Karls V. und kam mit diesem 1535 wieder nach Frankreich, wo er die erste Zergliederung einer menschlichen Leiche vornahm, die damals äußerst selten waren. Mehre Leichenöffnungen nahm er auf dem Heereszuge in Italien vor, die ihn in seinem Vorsatze bestärkten, die Anatomie, welche bisher nur nach den Lehren des Galenus gelehrt ward, vollständig umzuarbeiten. Schon war V.s Ruf so groß, daß der Senat von Venedig ihm 1537 die Professur der Chirurgie und Anatomie zu Padua übertrug. Hier trug er noch dreimal die Anatomie nach Galen vor, machte sich dann aber von den überlieferten Lehren los und fußte fortan auf seine eigenen Forschungen an menschlichen Leichen. Sieben Jahre lange lehrte er abwechselnd in Padua, Bologna und Pisa in wöchentlichen Kursen die Anatomie unter großem Zulaufe. 1543 folgte V. dem Rufe des Kaisers zur Armee nach Geldern, während sein Werk: „De humani corporis fabrica libri VII“ in Basel gedruckt wurde, nachdem 1542 in Basel „Librorum de corporis humani epitome“ erschienen war, dessen Abbildungen von Johann von Kalcker, einem Schüler Titian's, gezeichnet waren. Beide Schriften riefen wegen der Neuer-

ungen, die sie enthielten, die heftigsten Kämpfe hervor. Als die wichtigsten Gegner erschienen: Jakob Silvius (s. d.) u. Bartholomäus Eustachi (s. d.). Zu des letztern Widerlegung reiste V. eigens nach Italien, nachdem er vorerst noch in Regensburg den, an der Gicht erkrankten, Kaiser behandelt hatte und hielt mit dem glänzendsten Erfolge Vorlesungen und Leichenöffnungen in Padua, Bologna und Pisa. Der Streit war so heftig, daß Karl V. selbst das angeschuldigte Buch der theologischen Fakultät in Salamanca vorlegen ließ, mit der Frage, ob es katholischen Christen erlaubt sei, Leichen zu zergliedern? Die Antwort lautete zu V.s Gunsten dahin, daß dieß allerdings nützlich und deswegen erlaubt sei. Von Italien wandte sich V. nach Brüssel, ging aber 1546 nach Basel, um die neue Herausgabe seiner Anatomie (Basel 1555) zu besorgen und hielt daselbst auch einige Vorlesungen. 1556, nach der Abdankung Karl's V., ging V. als Leibarzt Philipp's II. nach Spanien. Das Hofleben und die Eifersucht der spanischen Aerzte versetzten ihn aber bald in trübe Stimmung: unter dem Vorwande eines frommen Gelübdes verließ er Madrid und pilgerte nach Jerusalem. Auf der Rückkehr erlitt er an der Küste von Zante Schiffbruch, in dessen Folge er erkrankte und am 15. Oktober 1564 starb. — V. ist vermöge seiner Leistungen in der Anatomie mit Recht der Vater der neuern Anatomie genannt worden, aber auch auf das Gedeihen der Heilkunde im Allgemeinen war er von dem größten Einfluße, indem sein Beispiel den, bis dorthin allein geltenden, Autoritäts-Glauben an die Lehren Galen's erschütterte und an dessen Stelle die Ergebnisse der fortgesetzten Forschung setzte. — Ausser obengenannten Werken, die vielfache Ausgaben, erlebten u. einigen polemischen Schriften schrieb V.: „Epistola rationem modumque propinandi radicis Chinae decocti pertractans," Basel 1546 und mehrere folgende Ausgaben. — S. Burggräve, „Etudes sur A. V.," Gent 1841. E. Buchner.

Vesicatorien (von Vesica, Blase) nennt man im Allgemeinen Blasen ziehende Mittel, namentlich Pflaster (s. d.), welche den Zweck haben, krankhafte Stoffe aus dem Körper auf die Haut zu ziehen. Hauptsächlich werden hiezu spanische Fliegen (s. d.), Senf, Meerrettig, heftig reizende Salben 2c. verwendet.

Vespasianus, Titus Flavius, römischer Kaiser, geboren im Jahre 9 nach Christus in einem kleinen Landhause bei Rieti, aus einer geringen Familie. Seine Tapferkeit und Klugheit verschafften ihm das Consulat. Er begleitete den Kaiser Nero auf seiner Reise nach Griechenland, fiel kurz darauf in Ungnade u. wurde, da die Juden in Palästina einen Aufstand erregt hatten, mit einer Armee dahin geschickt. Er war gegen dieselben glücklich, schlug sie in mehren Treffen und nahm Ascalon, Jotapa, Joppe, Gamola und verschiedene andere Plätze ein. Er belagerte hierauf Jerusalem, beendigte aber diese Eroberung nicht, denn, als Vitellius gestorben war, wurde er im Jahre 69 nach Christus zu Alexandria von seiner Armee zum Kaiser ausgerufen und übertrug die Fortsetzung des Krieges seinem Sohne Titus (s. d.). V. kam 70 wieder nach Rom zurück, verschönerte es, machte den Senat vollzählig, stellte die Kriegszucht wieder her und sorgte für die Sicherheit und den Wohlstand des Staates. Er starb 79 n. Chr., 70 Jahre alt, nachdem er 10 Jahre regiert hatte.

Vesper (Abendzeit, Abendgebet), wird in der katholischen Kirche vorzugsweise der Nachmittagsgottesdienst genannt. Nach der ältesten Einrichtung wurde das Abendgebet nach dem Sonnenuntergange verrichtet. Im 7. Jahrhunderte aber fing man an, die V. vor dem Untergange der Sonne zu halten u. im 9. Jahrhunderte war dies schon allgemein im Gebrauche. Für die V.-Andacht (Officium vespertinum) wurden in der römischen Kirche fünf Psalmen, ein Kapitel mit den dazu gehörigen Versen, ein Hymnus, das Magnifikat, dann eine oder mehre Collekten angeordnet und solche auf eine Nachmittagsstunde, gewöhnlich zwischen 3 und 4 Uhr, verlegt. Nur in der Fastenzeit wird die V., mit Ausnahme der Sonntage, am Vormittage schon abgebetet. Die Kirche fängt übrigens

ihre Feste vom Vorabende an, weswegen am Vorabende eines jeden Festtages an vielen Orten eine mehr oder minder feierliche V. (Vor-V., vesperae primae) abgehalten wird. Bei den feierlichen V.n wird in den Pfarrkirchen das Sanctissimum ausgesetzt, mehre Kerzen sind angezündet und beim Magnifikat wird der Altar vom Priester beräuchert.

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta, der lateinische Name der Hestia, der Tochter des Saturn, einer der vornehmsten Göttinnen des griechischen und römischen Alterthums, welche schon von den Trojanern hoch verehrt und durch Aeneas nach Italien verpflanzt wurde, woselbst ihr Dienst, durch Numa Pompilius vorzüglich ausgebildet, seinen höchsten Glanz erreichte, wiewohl schon vor Roms Erbauung in Albalonga ein V.-Tempel stand und Vestalinnen derselben ihr Leben weihten, wie denn Rhea Silvia, Numitor's Tochter, eine Priesterin der V. war, welche, durch Mars Mutter des Romulus und Remus, des Gottes Liebe in den Fluthen der Tiber büßen mußte. V. hatte zu Rom in der achten Region einen prächtigen Tempel, eine große Rotunda — man weiß nicht, ob diese jetzt die Kirche Mariae liberatricis, St. Stephani oder Maria della gratia ist, auch scheint es zweifelhaft, ob nicht zwei Tempel der V. heilig waren. Sie enthielten keine Bildsäulen; nur eine Erdkugel hing aus der Mitte des Domes herab und auf ihrem Altare brannte ein ewiges Feuer, von ihren Priesterinnen, den Vestalinnen (s. d.), immerfort unterhalten.

Vestalinnen hießen die Priesterinnen der Vesta (s. d.). Diese, Anfangs vier, dann sechs, genossen der höchsten Ehren, der größten Vorrechte; sie waren verpflichtet, rein und jungfräulich zu seyn, denn nur Jungfrauen durften sich dem Altare der keuschen Göttin nahen, welche sich von Zeus als Gnade erbeten, ewig Jungfrau bleiben zu dürfen, wie späterhin Diana und Minerva. Darum wurden zu ihrem Dienste auch keine Mädchen gelassen, die älter als 10 Jahre war. Diese hatten nun zwar keine Clausur, keine körperliche Zucht zu bestehen, allein bei dem unbegränzten Vertrauen verlangte man auch, daß sie desselben vollkommen würdig seien und bestrafte Fehltritte auf das Grausamste. Jeden Tag hatte eine V. die Wache im Tempel und mußte das heilige Feuer unterhalten; erlosch es, so ward sie von dem Pontifex Maximus auf's Härteste mit Ruthen gestrichen (das Feuer ward von der Sonne wieder entzündet); verging sie sich jedoch noch gröber, ward sie der Unkeuschheit überwiesen, so wurde zuerst ihr Verführer todtgepeitscht, sie aber und, wenn ihr Vergehen Folgen gehabt hatte, auch ihr Kind in ein tiefes unterirdisches Gewölbe verschlossen, in grausamem Mitleid ein Quantum Nahrungsmittel ihr gegeben und sie dann eingemauert; ganz Rom aber hüllte sich in tiefe Trauer, denn solch ein Fall galt nicht für menschliche Schwäche, sondern für ein Zeichen des Zornes der Götter. Die Erste, welche so begraben wurde, hieß Minucia.

Vestris, eine berühmte Tänzerfamilie, die lange Zeit hindurch das Publikum von Paris entzückte. — 1) V., Gaetano Apollina Baldasare, geboren zu Florenz 1729, kam schon in frühen Jahren nach Paris und nahm bei Dupré Unterricht im Tanze. Die seltenen Talente, die er hiebei entwickelte, waren Ursache, daß ihm Ludwig XV., auf Dupré's Empfehlung, zur Fortsetzung des Unterrichts aus seiner Privatcasse 1500 Livres zusicherte. Der Enthusiasmus war außerordentlich, als der junge V. zuerst in der Oper auftrat und er hatte viel Antheil an der Revolution, welche damals Noverre bewirkte, der die Choregraphie zum Range der schönen Künste erhob und den Tanz ächt dramatisch und zur rührenden Darstellung jeder Leidenschaft machte. V. war nicht nur der Abgott der Franzosen, sondern der Ruf seiner Talente verbreitete sich durch ganz Europa. Die verschiedensten Höfe wetteiferten, ihn zu besitzen u. er vollendete sich in einem Grade, daß er der Einzige in seiner Art ward. Anmuth, Eleganz, Zartgefühl und Geschmack zeichneten ihn vor Allen aus. Die Oper in Paris genoß 40 Jahre lange dieses seltenen Mannes und sein Rückzug von der Bühne war der Anfang zur Epoche vom Verfalle seiner Kunst. 1780, nach seiner Rückkehr von

London, zog er sich von der Bühne zurück und starb 1808 in seinem 80. Jahre. — 2) Sein Sohn, **Marie Auguste V.-Allard**, geboren zu Paris 1760, entzückte die Schaulust des Publikums von 1772—1818. Von da an betrat er nur noch einige Male die Bühne: das letzte Mal 1835 bei dem Benefiz der Taglioni u. starb zu Paris 1842. — 3) **Madame V.** (**Marie Rose Gourgault**), Schwester des Schauspielers Dugazon, geboren 1776 zu Rochelle, mit Angelo V. verheirathet, debutirte 1769 auf dem Théâtre français und theilte die großen tragischen Rollen mit Mademoiselle Sainval, mit welcher sie stets im Streite lag. Sie starb 1804. Noch jetzt ist eine V. die Ziede der Pariser und Londoner Oper.

Vesuv, ein berühmter, 3680 Fuß hoher, feuerspeiender Berg bei Neapel. Derselbe steigt von der Ebene aus in Gestalt einer Pyramide empor; sein Fuß ist vortrefflich angebaut, denn die verwitterte Lava begünstiget die Vegetation im höchsten Grade und die Weinberge (Lacrimae Christi) und Obstgärten bedecken noch eine Strecke der zuerst sanft aufsteigenden Seitenwände. Die höhere Region ist kahl, steil, schwarz, mit Geröll und Lavaschutt überzogen, wodurch das Besteigen ziemlich erschwert wird. Der Gipfel bildet eine kleine Ebene und hier, zwischen Aschenhaufen und umhergeschleuderten Steinen, öffnen sich die beiden Krater von ungleicher Größe, aus denen fast ununterbrochen ein dicker, schwefeliger Rauch hervorbricht. Die furchtbarsten Ausbrüche des V.s waren in den Jahren 79 (Untergang von Pompeji u. Herkulanum), 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, 1766, 1779 u. 1794. Heftig, jedoch weniger verheerend, waren die Eruptionen der Jahre 1822, 1833 und 1834. Vgl. Monticelli und Lovelli, „Der V. in seiner Wirksamkeit während der Jahre 1821, 1822 und 1823" (deutsch 1824); Abich, „Vues illustr. de quelques phénomènes géol. prises sur le V. et l'Etna, pendant les années 1833 et 1834," Paris 1836.

Veteranen hießen bei den Römern die alten erprobten Soldaten, welche lange Zeit gedient, die gehörige Anzahl von Feldzügen mitgemacht, oder doch wenigstens ihr 50. Jahr erreicht hatten, von welcher Zeit an sie nicht mehr zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Entschlossen sie sich nun freiwillig, noch länger zu dienen, so wurden sie dafür durch eine ganz besondere Achtung von den übrigen Soldaten ausgezeichnet. Daher heißt auch jetzt noch ein V. ein alter, erfahrener Soldat und man trägt diesen Ausdruck auch auf Wissenschaften und Künste über, wo Einer durch Alter und Erfahrung gleichsam berechtigt ist, seine Meinung vor allen Anderen zu sagen.

Veterani, Friedrich, Graf von, k. k. österreichischer Feldmarschall, von Geburt ein Italiener, diente von Jugend auf Oesterreich im Kriege und erwarb sich vornämlich in Ungarn gegen die Türken großen Ruhm. Er trug in dem Gefechte bei der Brückenschanze Vieles dazu bei (den 15. Juli 1683), daß die Stadt Wien nicht im ersten Anlaufe weggenommen wurde; er schlug 1684 den Grafen Tököli bei Eperies u. eroberte Stratko; 1684 stieß er bei Szegedin auf die Türken und Tataren und schlug den Großvezier in die Flucht, nöthigte 1688 Kronstadt zur Uebergabe, eroberte 1689 Widdin und führte 1690, in Abwesenheit des Markgrafen Ludwig von Baden; das Commando über die ganze kaiserliche Armee, worauf er nach Siebenbürgen marschirte und dort die Pässe besetzte. Er verlor sein Leben in einem Treffen gegen die Türken bei Lugosch den 11. September 1695. Wegen seiner großen Talente und seines biedern Charakters war er sehr geachtet.

Veteranische Felsenhöhle, im walachisch-illyrischen Regimentsbezirke der banatischen Militärgränze, 5½ Stunden von Alt-Orsowa, 50 Klafter von der Donau entfernt, im Berge Tamantisches, ist 16 Klafter 3 Fuß lang, 12 Klafter breit und 10 Klafter hoch. Der Eingang ist mit Gesträuchen bedeckt und hat 2—3 Fuß in der Weite. Zu oberst am Berge ist eine ungefähr 8 Fuß weite Oeffnung, durch welche einiges Licht in die sonst dunkele Höhle hineinfällt. Die Höhle kann 700 Menschen fassen. Sie hat ihren Namen von dem Grafen Veterani (s. d.), der sie 1693 mit 300 Mann besetzen ließ, die sich noch einer

verzweifelten Gegenwehr den Türken ergeben mußten. Gleiche Tapferkeit bewies hier, mit gleichem Erfolge, 1788 der österreichische Major von Stein, der am 31. August durch Capitulation freien Abzug mit seiner Mannschaft erhielt. — Der Eingang der Höhle kann mit einer eisernen Thüre gesperrt werden u. wird durch mehre Verschanzungen vertheidigt. Eine kleine Nebenhöhle, welche durch eine Scheidewand abgesondert ist, dient zum Pulvermagazin. Es bestehen noch einige andere Unterabtheilungen für Offiziere und für den Proviant; auch ist eine Cisterne, ein Backofen und ein Feuerherd vorhanden. Die Wichtigkeit der Höhle beruht auf dem Umstande, daß das linke Ufer der Donau in dieser Gegend, wo der Strom zwischen steilen Ufern fließt und bis auf 80 Klafter eingeengt ist, nachdem er vorher eine Breite von 600 Klaftern erreicht hatte, das rechte so beherrscht, daß Niemand die Durchfahrt wagen darf, der nicht Meister dieser Höhle ist. — Höchst wahrscheinlich ist es, daß diese Höhle schon von römischen und deutschen Soldaten benützt worden; mehre Spuren römischen Aufenthaltes findet man noch heut zu Tage.

Veterinärkunde, s. Thierheilkunde.

Veto (ich verbiete), war der Ausspruch eines römischen Volkstribunen im Senate, wenn er einen Beschluß nicht anerkannte. Davon ist der Begriff u. Name in das neue Staatsleben übergegangen, so, daß man jetzt unter V. das Verweigerungs- oder Verbietungsrecht überhaupt versteht, wozu verfassungsmäßig Jemand berechtigt ist. Man unterscheidet ein absolutes und suspendirendes V.; mit dem erstern zeigt man an, daß Jemand die Gewalt gelassen werde, eine Sache unbedingt zu verwerfen; da er hingegen blos Aufschub bewirken kann, wenn ihm ein suspendirendes V. zugestanden wird. Als sich Cromwell zum Protektor in England emporgeschwungen hatte, behielt er sich gleichfalls in Rücksicht der Parlamentsbeschlüsse ein dreimonatliches V. vor. Die französische Nationalversammlung ließ 1789 dem Könige Ludwig XVI. zwar das V., aber nur mit Suspensiveffekt, d. h., wenn drei Berathungen der Versammlung den gefaßten Beschluß bestätigt hätten, so sollte der König den Beschluß auf jeden Fall bestätigen, oder sein V. sollte alsdann seine Kraft verlieren. Aber der erste Versuch des Monarchen, solches auszuüben, brachte ihn ins Verderben. Aehnliche Ideen über das V. enthielt die spanische Constitution und enthält noch jetzt die norwegische. In Polen konnte seit 1652 jeder einzelne Landbote die Beschlüsse des Reichstages hemmen.

Vevay, deutsch Vivis, eine sehr alte u. nach der Hauptstadt Lausanne (s. d.) die größte Stadt im Schweizer-Canton Waadt, dicht am Genfersee, an der Südseite des Jura und am östlichen Ufer der wilden Vevaise, über welche eine Brücke führt, ist wegen ihrer herrlichen Lage ein Lieblingsaufenthalt der Fremden, besonders der Engländer. Hier befindet man sich in einem milden Klima, umgeben von dem prachtvollen Wechsel schöner und wilder Natur. Auf dem Jura liegen milde Alpenweiden, am Abhange desselben Weinberge, hübsche Dörfer, Landhäuser und Schlösser. Dem einladenden See gegenüber erheben sich die grauen Felsen von Meillerie, in der Ferne die hohen Berge Savoyens, in deren Mitte der Montblanc (hier aber nicht sichtbar) liegt. — Die Stadt bildet ein Dreieck, der Länge nach vom See bespült. Sie hat einen großen Hauptplatz, viele artige Wohnhäuser u. ziemlich breite, reinlich gehaltene Straßen. Merkwürdig sind: die Hauptkirche St. Martin, vor der Stadt, mit einer schönen Terrasse und sehr alter Vorderseite. In derselben befinden sich die Grabmäler der, wegen Karl's I. Hinrichtung verbannten, Engländer Edmund Ludlow und Andreas Broughton; die Kirche St. Klara; das Rathhaus, Spital, Kornhaus; das Schloß, in welchem ehemals der Bernische Landvogt wohnte. V. hat 5000 Einwohner, ein Collegium, wo Rhetorik, alte Sprachen, Mathematik, Geographie und Geschichte gelehrt werden; eine Sektion der Nacheiferungsgesellschaft von Lausanne; eine Armenschule, ein Hospital, eine Ersparnißkasse, mehre Privatinstitute und Sammlungen. — Die Einwohner treiben vorzüglich mit Landeserzeug-

nissen, Wein, Käse und Leder einen nicht unwichtigen Handel; zudem beleben den Ort die Gütersendung und mehre Jahrmärkte. — Die Umgegend bietet Spaziergänge und Aussichten in der mannigfaltigsten Abwechselung dar. Vorzüglich schön ist in der Nähe die Aussicht vom Thurme der Hauptkirche, beim Schlosse und beim Landhause le Chemin. Der besuchteste Spaziergang ist der am Seeufer, derrière l'Aile genannt. Weitere Ausflüge macht man zu den Schlössern: Chatelard, Hauteville, Blonay, nach den Dörfern Montreux, Cherbres, auf den Jura u. s. w.

Vezier oder Wesir ist ein Ehrentitel für alle vornehmen türkischen Staatsbeamten mit 3 Roßschweifen, also der ersten Bassen. Ausser diesen sitzen im Divan (Staatsrath) zu Konstantinopel noch 6 V.e: rechtskundige und durch frühere Provinzialverwaltung mit der Administration bekannte Männer, deren Abstimmung indessen nicht entscheidend ist, denn sie geben diese nur, wenn sie der Groß-V. befrägt. Ihr Gehalt ist mäßig, aber ihr Turban gleicht jenem des Groß-V.s und sie unterschreiben den Namen des Großsultans unter die in Provinzen abgehende Fermane. Der Groß-V. dagegen ist der Vorstand des Staatsrathes, leitet die Berathung des Divan und entscheidet als Stellvertreter des Sultans allein.

Viaticum hieß bei den Römern theils dasjenige, was man abreisenden Freunden mit auf den Weg gab (Brod, Wein u. s. w.), theils das, was den in die Provinzen abgehenden Statthaltern aus dem öffentlichen Schatze zur Bestreitung ihrer Reise gereicht wurde, theils auch das Geld, das der Soldat im Kriege verdient oder erspart hatte. — In der katholischen Kirche bezeichnet V. oder Wegzehrung das, einem Sterbenden vor seinem Abscheiden gereichte, heilige Sakrament des Altars. — Im gemeinen Leben ist es überhaupt soviel als Reise- oder Zehrpfennig.

Vibration, s. Schwingung.

Vibrationssystem heißt die Theorie oder Lehrart, nach welcher gewisse Erscheinungen in der Natur durch Vibrationen oder Schwingungen erklärt werden. Das V. steht dem Emanationssystem entgegen. Von mehren Phänomenen, z. B. dem Schalle, ist es ausgemacht, daß er sich durch Schwingungen in der Luft fortpflanzt; vom Lichte aber sehr unwahrscheinlich. Vergl. den Artikel Schall und Licht.

Vicarius, überhaupt so viel als Stellvertretter eines Beamteten, sowohl eines weltlichen, als geistlichen; daher 1) Reichs-V. (s. d.); 2) Vicarii an den Dom- und Stiftskirchen, wurden angestellt, als man nach der Auflösung des gemeinschaftlichen Lebens keine Regular-Chorherren mehr in die Stifte aufnehmen wollte. Eine Veranlassung hiezu war gegeben, als der Besitz mehrer Präbenden an verschiedenen Kirchen zugelassen wurde. Da die doppelt Präbendirten ihre Obliegenheiten an den verschiedenen Kirchen nicht erfüllen konnten, so stellte man Substituten für den Chor und andere kirchliche Funktionen auf, denen ihr Unterhalt aus den betreffenden Präbendal-Einkünften angewiesen wurde. Endlich entstanden auch die ehemaligen Stifts-V.e mittelst besonderer Stiftungen, oder es wurde ihnen ihr Sustentation aus den Stiftseinkünften angewiesen. — Dieselben hatten ehemals nach den besonderen Stiftungszwecken die Obliegenheit, im Chore und bei gewissen kirchlichen Verrichtungen, wiewohl der Bestimmung des Kirchenraths von Trient entgegen, die Kanoniker zu vertreten. Die Vikare der neuen Stifte in Preußen, Bayern, Hannover, in der oberrheinischen Kirchenprovinz, wie in den neuorganisirten Bisthümern in der Schweiz rc., sind aus der nämlichen Stipulation, wie die übrigen Mitglieder, hervorgegangen, ohne daß letzteren besondere Ansprüche auf die Dienstleistungen der ersteren zugestanden, noch daß die Vikare im Chor- oder Kirchendienste als Stellvertreter von jenen bestimmt sind; vielmehr sind nach den neuesten Concordaten und päpstlichen Bullen alle stiftischen Mitglieder gleichmäßig zur Pflege des Cultus in den Kathedral-Kirchen verpflichtet, mit Ausnahme dessen, was in einzelnen Fällen für Einen

Rechte, ward Lehrer des Neffen des Bischofs von Ischia, dann Professor der Rechte zu Neapel, zuletzt Historiograph Karls III., verfiel in Blödsinn und starb 1744. Er schrieb: „De antiquissima Italorum sapientia," Neapel 1710; italienisch von Monti, Mailand 1826; „De uno universi juris principio et fine uno," Neapel 1720; „De constantia jurisprudentis," ebendaselbst 1721; „Principi della scienza nuova d'intorno alle commune nature delle nazioni," ebend. 1725—44, 7. Aufl. von Galotti, 1817, deutsch von Weber, Leipzig 1822.

Victor Aurelius, s. Aurelius Victor.

Victor, drei römische Päpste dieses Namens. 1) V. I., Heiliger und Martyrer, von Geburt ein Afrikaner, wurde den 1. Juni 193 nach Papst Eleutherius auf den heiligen Stuhl erhoben. Dieser Papst hatte viele Streitigkeiten mit den asiatischen Gemeinden wegen der Osterfeier, indem er verlangte, daß sie dieses Fest mit der abendländischen Kirche gleich feiern sollten, ohne darum den Streit zu beendigen, welches erst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa geschah. Besonders kräftig widersetzte sich Papst V. den Irrlehrern u. namentlich dem Gerbert Theodot (s. d.), der bei der Kirchenversammlung vom Glauben abgefallen war und, um diesen seinen Abfall zu beschönigen, die gottlose Lehre verbreitete: „Jesus Christus sei nicht mehr, als ein bloßer Mensch;" sei zwar durch den heiligen Geist von der Jungfrau geboren, aber nur durch seine vollendete Gerechtigkeit von der übrigen Menschheit unterschieden. Zu Rom, wohin er gekommen war, fand er Anhänger. Der Papst sprach daher über ihn und über mehre Ketzer den Bannfluch aus; allein seine Anhänger, die Theodotianer, stießen sich nicht daran, sondern fuhren fort, den einmal angenommenen Irrthum festzuhalten und behaupteten: sie wären die ächten Christen und stammten von den Aposteln; die Anderen aber wären vom Papste Zephyrin, der Jesus Christus zum Gott erhoben, in Irrthum geführt worden. V. starb, nachdem er die Kirche 9 Jahre verwaltet, unter Kaiser Severus, den 28. Juli 203 den Martyrertod, an welchem Tage auch die Kirche sein Andenken begeht. — 2) V. II., von Geburt ein Schwabe, Sohn des Grafen Harduin von Kalw, war Bischof von Eichstädt, als der Cardinalsubdiakon Hildebrand nach dem Tode Leo's IX. von den Römern ersucht wurde, den Kaiser um einen, für den päpstlichen Stuhl tauglichen, Mann zu bitten, da man in der römischen Kirche keinen zu finden wüßte. In einer Versammlung zu Mainz, im Jahre 1055 fiel die Wahl auf Gebhard oder Gerhard, Bischof von Eichstädt, einen Verwandten des Kaisers. Der Kaiser entließ ungern einen ihm so werthen u. nützlichen Rath; aber auch Gebehard folgte seinem Vorgänger ungern in der Würde nach, wurde aber zu Rom mit ungemeiner Freude empfangen. V. II. wollte seinem heiligen Vorgänger im heiligen Eifer nicht nachstehen und machte es sich zur größten Angelegenheit, unermüdet gegen die herrschenden Laster, sowie gegen die neuen Irrthümer zu kämpfen. — Den Cardinal Hildebrand schickte er besonders deswegen nach Frankreich, um sowohl gegen die damals überhand genommene Simonie und das eingerissene Sittenverderbniß der Geistlichkeit, als auch gegen die Ketzerei Berengar's mit Kraft zu handeln. Dem Papste V. II. zog sein Eifer für die Kirchenzucht Feinde zu, die ihn bei der heiligen Messe mit Gift im Kelche vergeben wollten. Wenn ihm zu Rom etwas Unangenehmes begegnete, pflegte er zu sagen: „Was Saulus gethan, muß Paulus sich gefallen lassen." („Quod fecit Saulus, Paulum pati necesse est.") Den Kaiser Heinrich, der ihn nach Deutschland hatte berufen lassen, traf er nicht mehr beim Leben an. Er gab sich nun Mühe, die Mißhelligkeiten zwischen der Kaiserin u. einigen Großen des Reiches beizulegen u. dem jungen, erst siebenjährigen Prinzen seine Rechte zu sichern. Auf seiner Rückreise nach Rom starb er in Toskana, den 28. Juli 1057 nach 2½jähriger Regierung und hinterließ den Ruhm der Frömmigkeit und Gottseligkeit. — 3) V. III., aus Benevent gebürtig und ein Abkömmling des Stammes der Herzöge von Capua, hieß vor seiner Wahl Desiderius und war Abt zu Monte Cassino, als er den 24. Mai 1086 als Nach-

folger Gregor's VII. auf den päpstlichen Stuhl erwählt wurde. V. war der Erste von den drei Männern, welche Gregor VII. vor seinem Tode der päpstlichen Würde für würdig erklärt hatte. Er war der päpstlichen Würde um so würdiger, jemehr er sich weigerte, dieselbe anzunehmen; denn, obschon man mit allem Ernste in ihn gedrungen hatte, die Regierung der katholischen Kirche zu übernehmen, so blieb er doch unbeweglich. Es verging ein ganzes Jahr, bis man zur Wahl eines neuen Papstes schritt. Man berief den Abt Desiderius neuerdings nach Rom, um der durch den Afterpapst Guibert, der sich Clemens III. nannte, bedrängten Kirche wenigstens mit seinem Rathe beizustehen. Er kam zwar; als man ihn aber wieder ersuchte, die päpstliche Würde anzunehmen, konnte das Bemühen bis in die Nacht hinein ihn nicht zu der Bewilligung bewegen; am folgenden Tage, dem Pfingstfeste, wiederholte man die nämliche Bitte; aber eben so fruchtlos; endlich ergriff man ihn und brachte ihn in die Kirche der heiligen Lucia und erwählte ihn förmlich zum Papste u. er hieß nun V. III.; aber nach wenigen Tagen mußte er Rom verlassen, da die Anhänger des Kaisers Heinrich IV. die Oberhand hatten und den Gegenpapst Guibert unterstützten. V. III. legte nun zu Terracina das Kreuz, den Talar und alle päpstliche Ehrenzeichen nieder und begab sich wieder in sein Kloster, wo er ein Jahr verweilte, ohne Jemanden vor sich zu lassen. Er willigte nun doch endlich darein, daß er zu Rom in der Peterskirche, woraus man den Afterpapst Guibert vertrieben hatte, feierlich eingeweiht wurde. Ob er schon sich nur wenige Tage in Rom aufhielt und wieder nach Cassino zurückkehrte, so waren ihm doch die Angelegenheiten der Kirche seine Hauptsorge. Gegen die Sarazenen, welche das päpstliche Gebiet bedroheten, sammelte er eine Armee beinahe aus allen Völkern Italiens, gab ihnen die Fahne des heiligen Petrus, nebst der Versicherung, die Nachlassung ihrer Sünden zu erhalten und ließ sie unerschrocken gegen Afrika aufbrechen. Die Sarazenen wurden geschlagen u. erlitten einen starken Verlust. Da V. III. zu Rom keinen ruhigen Besitz nehmen konnte, so berief er ein Concilium nach Benevent, auf welchem er den Afterpapst Guibert in den Kirchenbann that und ihn seines Erzbisthumes entsetzte; auch den Erzbischof Hugo von Lyon, welcher Unruhen gestiftet hatte, um Papst zu werden, schloß er aus der Gemeinschaft der Kirche aus und erneuerte die Dekrete Gregors VII. gegen die Laien-Investitur. Noch ehe das Concilium beendigt werden konnte, erkrankte der Papst; er ließ sich daher wieder nach Cassino bringen, sein Grab zubereiten und 3 Tage darnach — 16. Sept. 1087 — starb er, nachdem er die Kirche 1½ Jahr regiert hatte.

Victor, der Heilige, von Arcis sur Aube, in der Champagne, hatte an dem heil. Bernhard einen großen Lobredner und auf Bitten des Abtes Guy, von Montier-Ramey, verfaßte jener zwei Reden und eine dreireimige Hymne zu Ehren des heiligen V., dessen Leib 837 nach genannter Abtei gebracht wurde. Aus diesen Lobreden ersehen wir, daß Gott schon vor der Geburt durch ein merkwürdiges Wunder die künftige Größe seines Dieners verkündet hatte und die Gnade schon in seiner Jugend sich wirksam zeigte. Als Knabe zeichnete er sich schon durch Liebe zum Gebete, Wachsamkeit und Uebung christlicher Tugenden aus, unter welchen Wohlthätigkeit den ersten Rang einnahm und zog das Studium der heiligen Schrift allen anderen Beschäftigungen vor. Die allgemeine Zustimmung und Verehrung trug dazu bei, daß der Bischof ihn vor dem kanonischen Alter durch Auflegung der Hände weihte, zum Diakon und dann zum Priester ordinirte. Weil er sich aber mehr von der Lieblichkeit stiller Betrachtungen, als von der äußern Thätigkeit des Priesteramtes angezogen fühlte, baute er sich eine Einsiedelei, wo er sich ungestört mit Gott unterhalten und dessen Barmherzigkeit für sich und seine Mitmenschen anflehen konnte, versagte übrigens keinem der zu ihm Kommenden Rath u. mildreiche That. Der Herr begnadigte ihn mit wunderwirkender Kraft des Gebetes, wodurch er oft bei seinen Werken liebender Barmherzigkeit unterstützt ward. Er starb zu Ende des 6. oder 7.

Jahrhunderts in Saturniacum, das jetzt nach ihm St. Victor benannt ist. Man baute über seinem Grabe eine Kirche, in der er bis zur Versetzung seiner Gebeine, in die erwähnte Benediktiner-Abtei Montier-Ramey ruhte. Jahrestag 26. Februar.

Victor, Claude Perrin, Herzog von Belluno, geboren 1766 zu la Marche in Lothringen, trat schon im 15. Jahre in die französische Artillerie u. zeichnete sich 1793 vor Toulon so aus, daß er Bridgadegeneral wurde. Bis 1795 diente er gegen Spanien und wurde dann zur Armee von Italien versetzt. Zum Divisionsgeneral ernannt, siegte er 1797 über die päpstlichen Truppen am Senio, eroberte Ancona und zwang dadurch den Papst zum Frieden von Tolentino. Von 1797—1799 befehligte V. in der Vendée, aber nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten kehrte er nach Italien zurück, focht mit seiner Division bei St. Lucie, Villafranca, Alexandrien, an der Trebia und bei Novi und befehligte bei Marengo das erste Corps. Nach dem Frieden von Amiens wurde V. französischer Gesandter in Kopenhagen und blieb dort bis zum Anfange des Krieges mit Preußen, sollte Ende 1806 den Oberbefehl über das neuerrichtete polnische und deutsche Armeecorps übernehmen, wurde aber am 12. Januar 1807 von Schil's Freicorps bei Stargard gefangen, bald darauf aber wieder gegen den General Blücher ausgewechselt. Bei Friedland befehligte V. ein Armeecorps auf dem rechten französischen Flügel, mit dem er die russische Garde warf, Friedland eroberte und so entschieden zum Siege beitrug, daß ihn der Kaiser Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Marschall ernannte und ihm nach dem Waffenstillstande das Gouvernement von Berlin übertrug, das er 15 Monate verwaltete. Gegen Ende 1808 übernahm er das Commando des I. Corps in Spanien, siegte 1808 bei Espinosa und in der Somosierra, erstürmte am 3. Dezember d. J. das Schloß Buen Retiro bei Madrid und schlug am 19. März 1809 den spanischen General Cuesta bei Medellin. Später verlor er die Schlacht bei Talavera u. leitete hierauf die Belagerung von Cadix, bis er 1812 nach Rußland berufen wurde. Beim Beginne des Feldzuges war er wieder Gouverneur von Berlin, dann folgte er dem Heere bis Smolensk und vereinigte sich später mit dem 2. und 6. Corps (Oudinot und St. Cyr) gegen Wittgenstein und deckte an der Beresina den Uebergang mit 2 Divisionen und 1 Reiterbrigade. 1813 commandirte er das 2. Corps und focht bei Dresden, Leipzig und Hanau. 1814 versäumte er die Besetzung von Montereau, weshalb ihm Napoleon das Commando seines Corps nahm und dem General Gerard übertrug, aber, gerührt durch V.s Verlangen, als Grenadier unter die Garde treten zu wollen, übertrug er ihm bald darauf den Oberbefehl über 2 Divisionen der jungen Garde. Nach der ersten Restauration wurde V. Gouverneur der 2. Militärdivision und folgte im April 1815 Ludwig XVIII. nach Gent, worauf ihn der König nach seiner Rückkehr zum Majorgeneral der Garde, Pair des Reiches und Chef der Commission ernannte, welche über das Betragen der Offiziere während der 100 Tage zu richten hatte. Im Dezember 1821 wurde er Kriegsminister und im März 1823 Majorgeneral der Pyrenäenarmee, bei welcher er aber blos wenige Tage blieb, dann im April nach Paris zurückkehrte und das Kriegsministerium wieder übernahm. V. wurde nach der französischen Intervention in Spanien mit in die Ouvrard'schen Händel verwickelt, am 28. Oktober 1823 zum Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths ernannt und so von den Geschäften entfernt. Kurz darauf wurde er Gesandter in Wien, was er bis zum Tode Ludwigs XVIII. blieb. Von Wien kehrte er nach Paris zurück. Er war durchaus Royalist und starb 1841.

Victor Emmanuel I., König von Sardinien, zweiter Sohn des Königs V. **Amadeus III.**, geboren 1759, vor seiner Thronbesteigung Herzog von Aosta, war ein großer Gegner der französischen Revolution, befehligte die Truppen gegen Frankreich und, da er den Friedensschluß mit Frankreich (1796) nicht verhindern konnte, zog er sich in das südliche Italien zurück. Als König **Karl Emanuel IV.**, erstgeborener Sohn des Königs V. Amadeus III., 1802 die Re-

gierung niederlegte, übernahm solche dessen Bruder, der Herzog von Aosta, als König V. Emanuel I. Seine Besitzungen waren damals nur auf Sardinien beschränkt und blieben es auch bis zum Pariser Frieden 1814, in welchem er Nizza und einen Theil von Savoyen erhielt; der zweite Pariser Friede 1815 gab ihm den noch übrigen Theil von Savoyen und durch den Wiener Congreß erhielt er Genua. König V. suchte nun die alten Verhältnisse in seinen Staaten wieder herzustellen; da jedoch hieraus Mißvergnügen und Unruhen entstanden, legte er den 13. März 1821 zu Gunsten seines Bruders, Karl Felix, die Regierung nieder. Er lebte in der Folge zu Turin und starb den 10. Januar 1824 zu Montcalieri.

Victoria, bei den Griechen Nike, Tochter des Pallas und der Styx, kommt zumeist als Atribut des Zeus, des Mars und der Minerva vor u. wird als geflügelte Jungfrau, mit einem Palmzweige oder einem Lorbeerkranze vorgestellt, steht häufig, wie Fortuna, auf einer Kugel und trägt eine Lanze, oder hat zu ihren Füßen einen Helm oder sonst eine Trophäe. V. ist eine stete Genossin der Götter und Begleiterin des Zeus, weil sie, obgleich eine Titanide, doch dem letztern im Kriege gegen die Titanen beistand.

Victoria I., Alexandrine, Königin von England, Tochter des Herzogs von Kent u. der verwittweten Fürstin Louise Victoria von Leiningen, geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg, wurde geboren den 24. Mai 1819 u. erhielt von ihrer Mutter eine, ihrem künftigen hohen Berufe in allen Theilen entsprechende Erziehung; namentlich erwarb sie sich gediegene Kenntnisse in der Musik und Botanik. Ein Uebel am Fuße, das sie in ihren Kinderjahren befiel, wurde später glücklich geheilt. Am 20. Januar 1837 folgte sie ihrem kinderlosen Oheime, dem Könige Wilhelm IV., auf dem Throne u. am 28. Juni 1838 wurde ihre Krönung mit ungeheuerer Pracht gefeiert. Im Januar 1840 vermählte sie sich mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg Gotha, aus welcher glücklichen Ehe 6 Kinder entsprossen sind, unter diesen der Kronprinz Albert Eduard, Prinz von Wales, geboren den 9. November 1841. Im September 1843 stattete die Königin dem Könige der Franzosen, Ludwig Philipp, einen Besuch auf dem Schlosse Eu ab, der von dem französischen Monarchen erwiedert wurde. Ebenso traf sie im August 1845 mit dem Könige von Preußen auf dem Schlosse Stolzenfels am Rheine zusammen und begab sich hierauf abermals nach Frankreich. Ueber ihre Regierung s. d. Art. Großbritannien; als Privatperson gebührt ihr der Ruhm einer edlen Frau, Gattin und Mutter.

Victorinus, Fabius Marius, ein römischer Rhetor, aus Afrika gebürtig, lehrte in der Mitte des 4. Jahrhunderts unter Kaiser Konstantius, mit großem Ansehen zu Rom, erklärte sich nach langem Besinnen und Widerstande frei und feierlich für die christliche Religion und starb nach 362. Es sind von ihm einige rhetorische Abhandlungen, geistliche Gesänge u. theologische Streitschriften übrig und in der Dunkelheit der letzteren sind manche seltsame Gedanken versteckt. Ausser einigen kleineren grammatischen und metrischen Abhandlungen, die Andere jedoch einem von ihm verschiedenen Grammatiker, Maximus Victorinus, zuschreiben, verfaßte er einen „Commentarius sive expositio in Ciceronis libros de inventione," der theils besonders (Mailand 1474 u. Paris 1527, 4.), theils in den Sammlungen der „Antiqui rhetores lat." von Pithöus (Paris 1599, 4.) und Capperonner (Straßb. 1756, 4.) erschien und einige Schriften theologischen Inhalts, die zum Theile Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio" (Bd. 3) bekannt gemacht hat.

Victorius, Peter, eigentlich Vettori, war geboren zu Florenz 1499, studirte zu Pisa Philosophie und alte Literatur, zu Rom die Alterthümer, machte einige Reisen in fremden Länder, lehrte die griechische und lateinische Sprache zu Florenz, wurde vom Großherzog in verschiedenen Gesandtschaften gebraucht und starb in großem Ansehen 1585. Er war ein Humanist von ausgebreiteter Belesenheit, großem Scharfsinne u. reichem Geschmacke, vielfach um die alte Literatur verdient, durch Anmerkungen zum Cicero, Cato, Varro, Columella, Terentius,

lateinische Uebersetzungen des Euripides, Sophokles etc. Besonders sind seine vermischten Anmerkungen zu den Classikern eines der schätzbarsten philologischen Observationsbücher, vornämlich wegen der Erläuterungsmethode durch Parallelstellen u. wegen Aufsuchens der Quellen, woraus die Vorstellungen geflossen sind; „Variarum lectionum“ lib. 25., Florenz 1553 (Lyon 1554); lib. 26—38., ebend. 1569, 4.; lib. 38., ebend. 1582; (Straßb. 1609, 8.); sehr interessante Briefe: „Epistolar. lib.,“ Florenz 1586; „Orationes,“ Rostock 1586; „Opera,“ Florenz 1573. Ein handschriftlicher Nachlaß von ihm befindet sich auf der Bibliothek zu München. Nach seinem Tode machte Bandini von ihm die „Clarorum Italorum et Germanorum ad V. epistolae,“ Florenz 1758, 4., bekannt. Sein Leben beschrieben Benivieni in „Vita di Petr. V.,“ Florenz 1583, 4. und Bandini in seinem „Victorius,“ Florenz 1759, 4.

Vicunna (camelus pacos L.), das Schaafkameel, ein vierfüßiges Thier mit gespaltenen Klauen, welches Aehnlichkeit mit dem Kameele, noch mehr aber mit der Kameelziege (Lama, s. d.) hat, jedoch weit kleiner u., wie dieses letztere, blos dem südlichen Amerika eigenthümlich ist. Diese Thiere halten sich in den dortigen Gebirgen auf, sind sehr schüchtern, lassen sich aber doch leicht fangen. Sie sind hauptsächlich wegen ihrer feinen, seidenartigen Wolle geschätzt, welche 1—3 Zoll lang, rothbraun, blaßroth oder auch gelblich ist und zu sehr feinen Tüchern verwendet wird.

Vida, Marcus Hieronymus, ein berühmter lateinischer Dichter, geboren zu Cremona 1470, aus einer armen adeligen Familie, studirte zu Mantua, Padua und Bologna Humaniora und Theologie. Leo X. legte den Grund zu seinem Glücke im geistlichen Stande und Clemens VII. beförderte ihn zum Bisthume von Alba im Montferratischen, wo er den 27. September 1566 in seinem 96. Jahre starb. Unter den neueren lateinischen Dichtern, vornämlich aber unter den neueren Nachahmern Virgils, zeichnete er sich am vortheilhaftesten aus. Vorzüglichen Werth haben seine 3 Lehrgedichte über die Dichtkunst, den Seidenbau und vom Schachspiele. In dem ersten („De arte poëtica,“ 3 Bde., herausgegeben von Ch. A. Klotz, Altenb. 1766) hat er sich über alle Arten der Poesie ausgebreitet, verweilt aber am längsten bei der Epopöe. Mehr Verdienst noch hat das zweite („De bombyce lib.,“ mit dem vorigen Rom 1527. Englisch von Sam. Pullien 1753) wegen der vielen glücklichen Wendungen und der völlig Virgilischen Darstellungsart. Auch das Lehrgedicht vom Schachspiel („De ludo scacchorum lib.,“ mit dem vorigen Rom 1527, vorher mit einem Commentar von L. Wiel, Straßb. 1504, deutsch Magdeburg 1772, 8. in Reimen) hat um desto größern Werth, je mannigfaltiger die Schwierigkeiten waren, einen den Römern fremden Gegenstand in ihrer Sprache zu behandeln. In allen herrscht sehr viel Geschmack, ein überaus feines Gefühl, eine sehr überdachte Anordnung der Theile, eine reiche Fülle u. einnehmende Anmuth des Vortrags. Eben diese Vorzüge sind auch seinen Eklogen: Daphnis, Coredan, Nice eigen abgedruckt mit den vorigen und in der Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte, Cremona 1550, 8., London 1732, 2 Bde., 8.; „Carmina cum notis G. Vulpii,“ Padua 1731, 2 Bde., 4. In dem epischen Gedichte „Christiados lib. VI.“ Cremona 1535, 4., Lyon 1636, englisch übersetzt von Ed. Granan 1772, deutsch von Müller, Hamburg 1811, ist, bei der lebhaften, reichen und harmonischen Dichtersprache, die Vermischung der heidnischen und christlichen Mythologie anstößig. In Prosa schrieb er: „Dialogi de reip. dignitate, Orationes, Epist. etc.“

Vidimirung (vom lat. vidimus, wir haben gesehen) heißt eine, durch Unterschrift bewirkte, gerichtliche Bestätigung, daß eine Abschrift gleichlautend mit dem betreffenden Original sei.

Vidocq, Eugène François, Hauptagent der französischen geheimen Polizei und einer der größten Abenteuerer unserer Zeit, war der Sohn eines wohlhabenden Bäckermeisters zu Arras, wo er 1775 geboren war. Der junge V. begann sein Gaunerleben damit, daß er seinen Eltern 2000 Franken stahl, sich aus

seiner Vaterstadt entfernte und nach Ostende begab, um sich nach Amerika einzuschiffen; er fiel indessen vor seiner Abreise in die Hände verschiedener Gauner, unter denen er sich eine Zeit lange herumtrieb, bald aber, von Reue und widrigen Schicksalen getrieben, wieder zu seinen Eltern zurückkehrte. Beim Ausbruche der Revolution nahm er Kriegsdienste, desertirte jedoch nach allerlei Abenteuern zu den Oesterreichern, deren Armee damals in Belgien stand. Hier wegen Ungehorsam mit Stockprügeln regalirt, verließ er das feindliche Lager wieder, ging zu einem andern französischen Regimente und von da in seine Vaterstadt, wo ihn der berüchtigte Lebon als verdächtig verhaften und in das Gefängniß werfen ließ. Aus dieser Gefahr durch einen Freund gerettet, trat er in ein Regiment Volontairs u. spielte den Offizier. Eine Baronin in Belgien verliebte sich in ihn, der er nun durch falsche Dokumente vorspiegelte, er sei ein emigrirter Adeliger und habe ein großes Vermögen zu hoffen; jedoch gestand er ihr später etwas von der Wahrheit; sie erschrack, reiste ab und hinterließ ihm noch 15,000 Francs. V. reiste nun in Holland umher und gerieth in eine Spielergesellschaft, die ihn Antheil an ihrem Gewinne nehmen ließ, damit er ihre Gaunerstreiche Niemand entdecke. Nach mehren anderen Abenteuern kam er nach Paris, gerieth unter Diebe und Landstreicher, beging selbst Diebereien, wurde ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt; als er aber schon dahin abgeführt ward, entwischte er, beging aber neue Streiche, wurde abermals verurtheilt und entkam auf's Neue. Von nun an trieb er sich in ganz Frankreich umher und erschien unter allerlei Gestalten und Charakteren, doch kam ihm endlich die Polizei zu Paris auf die Spur und suchte ihn auf; er aber entsprang, flüchtete sich in ein oberes Stockwerk, verkroch sich in einem eben offenstehenden Zimmer unter ein Bett und blieb unentdeckt. Da er mit den meisten Dieben und Betrügern in Verbindung stand, also auch der Polizei manche Auskunft ertheilen konnte, ließ er sich von derselben zum Spion oder Mouchard annehmen, was sogleich eine Menge von Verhaftungen zur Folge hatte. Zur Zeit der Restauration wurde er ein gewichtiger Mann für die Pariser Polizei; gewandt und schlau wurde er Chef der sogenannten Brigade de sureté (einer aus Spionen und heimlichen Agenten zusammengesetzten Truppe), worein V. manchen seiner ehemaligen Spießgesellen aufnahm. Diese Agenten standen mit Dieben und verrufenen Weibern in enger Verbindung und kamen so manchem Diebstahle auf die Spur. V. rühmt sich, im Jahre 1817 über 700 Verhaftungen bewirkt zu haben. Nach seiner Behauptung hat er blos mit Gaunern zu thun gehabt und in politischen Angelegenheiten den Bourbons nicht gedient. Die Polizei erkannte seine wichtigen Dienste; ihm allein hatte sie die Aufdeckung mancher Frevelthat zu verdanken; in allerlei Verkleidung wußte er die abgefeimtesten Schelme zu täuschen. Stark und unerschrocken, hat er mehrmals ganz allein Diebe und Gauner aufgesucht und verhaftet; sonst ließ er sich von Spionen begleiten und spielte der Polizei ganze Diebesbanden in die Hände. Die reichliche Belohnung seiner Mühen machte ihn zum wohlhabenden Manne. 1818 erhielt er auch Begnadigung wegen seiner ehemaligen Galeerenstrafe u., obschon eine Menge von Beschuldigungen gegen ihn einliefen, auch ihm manche Schlinge des Verderbens gelegt wurde, so behielt er doch sein Ansehen bei der Polizei. Zur Verwunderung Aller verlangte er aber seine Entlassung, oder erhielt sie. Man vermuthete, er sei der Polizei wegen seiner beständigen Verbindungen mit Gaunern endlich doch lästig gefallen u. sie habe daher lieber seine Hülfe entbehren wollen. V. schrieb nun seine „Mémoires" (Par. 1828, 4 Bde.), die man mit denjenigen des Gauners Vaur in England vergleichen kann. Auch in diesen Memoiren kommt nichts Politisches vor; dagegen sind sie voll von Abenteuern. Als ein Beitrag zur Geschichte des Abschaums der Menschheit sind dieselben von Wichtigkeit; auch sind sie gar nicht ohne Talent geschrieben. Sein Nachfolger im Amte wurde sein Zögling u. auch ein ehemaliger Sträfling, Coco-Lacoar. V. legte dann zu Saint Maure, bei Paris, eine Papierfabrik an, in welcher er auch dergleichen Sträflinge gebrauchte. 1832 errichtete

er in Paris ein Bureau, in welchem die Kaufleute Auskunft über den moralischen Werth oder Unwerth derer erhalten sollten, mit welchen sie in Geschäftsverbindung treten wollten. Es scheint jedoch dieses Bureau keinen Fortgang gehabt zu haben. 1834 legte er der Regierung eine Art von Papier vor, auf welchem die Tinte gar nicht sollte ausgelöscht werden können. 1840 begab er sich nach England, von wo aus man längere Zeit Nichts mehr von ihm hörte, bis er 1845 einem ausgestreuten Gerüchte von seinem Tode in öffentlichen Blättern widersprach. Von England begab er sich nach Belgien, wo er wahrscheinlich gegenwärtig noch lebt. Sein Buch „Les Voleurs", das zu Paris in neuerer Zeit erschienen ist, machte gerechtes Aufsehen; es enthüllt dem größern Publikum die List der Beutelschneider.

Viehzucht, s. die Art. Pferd, Rindvieh, Schaf.

Vieira, Antonio, einer der größten Männer Portugals, aus einem altadeligen Geschlechte entsprossen, wurde den 6. Februar 1608 in Lissabon geboren. In seinem achten Jahre zog der Knabe mit den Eltern über den atlantischen Ocean nach Bahia. Dort floh er aus dem elterlichen Haus in der Nacht, eilte in das dortige Collegium der Gesellschaft Jesu und weihte, fünfzehn Jahre alt, sich diesem hl. Orden. Kaum hatte er das achtzehnte Jahr erreicht, als er von seinen Oberen nach Pernambuco geschickt ward, dort die Redekunst zu lehren; er begeisterte durch seine sinnvollen Erklärungen der Verwandelungen des Ovidius und der Trauerspiele Seneca's. Schon in seinem zwanzigsten Jahre verfaßte er einen trefflichen Commentar zu dem Buche Josua und dem hohen Liede. Im Jahre 164, als Johann VI. den Thron bestiegen hatte, segelte er unter furchtbaren Stürmen nach Lissabon. Der König, der das edle Herz und den hohen Geist V.s bewunderte, ernannte ihn zu seinem Prediger und bot ihm ein Bisthum an; doch er verzichtete auf diese hohe Würde. — Hierauf wurde er von dem Könige in höchst wichtigen Angelegenheiten nach England, Frankreich, nach Holland und Rom geschickt. Von Rom nach Lissabon zurückgekehrt, zog ihn die flammendste Sehnsucht nach den Missionen in Brasilien. Er war fest entschlossen, die volkbelebte Stadt und den Glanz des Hofes mit undurchdringlichen Wäldern und Wüsten und Einöden zu vertauschen und zu den geliebten Indianern zurückzueilen, treu seinem Gelübde, welches er als zarter Jüngling gemacht, sich bis zu seinem Lebensende der Bekehrung der Heiden zu weihen, zu welchem Zwecke er die brasilianische und die angolische Sprache erlernt hatte. Er wollte der Apostel von Maranhão werden. — Nachdem V. mannigfache Hindernisse überwunden, ging er mit drei Gefährten den 22. November 1652 unter Segel. Bald wurde er von Stürmen, bald von Seeräubern u. anderen Mühsalen bedrängt. Er umschiffte Gomeira und die Insel Palma und landete am Cabo-Verde; am 16. Februar 1653 gelangte er im Hafen von Maranhão an; die Freude seiner Ordensbrüder war unbeschreiblich. Er durchzog Wälder und Einöden, trocknete die Thränen von dem Auge der Armuth und träufelte Balsam in die Wunden der Wittwen und Waisen. Die beweinenswürdige Lage der brasilianischen Eingeborenen zwang ihn, nach Lissabon zurückzukehren; er verließ im Juni 1654 Maranhão, landete an der Insel Graziosa und segelte alsdann nach San Miguel und gelangte im November nach Lissabon. Da entfaltete er vor dem Könige das Jammerbild der unglücklichen Indianer und bot alle Kraft auf, ihre Bedrücker zu stürzen. Er kehrte mit wichtigen Anordnungen nach Maranhão zurück. Er verwendete sich in Para für die Befreiung der Gefangenen und drang in den Einöden bis zu den Moquigaren vor. Jetzt beschäftigten seinen unermüdeten Eifer die Einwohner in der Serra de Ibiapaba und die Heiden von Ceara. Nachdem er auf seinen Wanderungen 4000 Meilen Wegs — meist in Einöden und Wäldern, zu Fuß zurückgelegt und zweiundzwanzigmal unter furchtbaren Stürmen den Ocean durchzogen hatte, kam er nach Garuzi. — V. segelte nach einem Aufstand in Maranhão nach Lissabon und verwendete sich für die Schuldigen; er begeisterte in der königlichen Kapelle durch seine erschütternden Predigten; doch er verließ den Hof und ging nach Oporto und später nach Coimbra. Er wurde

von Feinden bei dem Glaubensgericht angeklagt u., wie der gefeierte Luis de Leon, zum Gefängniß verurtheilt. Hier schrieb er in den letzten Monaten, wo ihm Tinte, Feder und Papier gestattet wurden, ohne irgend ein Buch zur Hand zu haben, eine weit umfassende Vertheidigungsschrift, die Staunen erregte. Er wurde, nachdem er zwei Jahre und drei Monate im Kerker geschmachtet, freigesprochen; er verließ (1668) Coimbra und begab sich nach Lissabon. Er wurde zum zweitenmal in einer wichtigen Angelegenheit nach Rom geschickt, wo er durch seine Predigten Staunen erregte, und von der Königin Christina von Schweden zum Prediger gewählt ward. — V. verließ (1675) Rom und kehrte nach Lissabon zurück. Im Jahr 1681 schiffte er sich nach dem ersehnten Brasilien ein. Zum letztenmal ruhte sein Auge auf den dunkelgrünen Höhen Lissabon's, auf seinen ragenden Kirchen und Palästen und auf den Wogen des geliebten Tajo, an dessen Ufern er so oft als froher Knabe sich ergangen. V. zog sich in die Einsamkeit zurück und brachte in der Quinta de Tanque die Zeit mit Gebet und wissenschaftlichen Beschäftigungen hin. Die Würde eines Generalvisitators der Gesellschaft Jesu rief ihn aus der theuern, ländlichen Einsamkeit in die bewegte Stadt; nach drei Jahren aber kehrte er in die ländliche Einsamkeit zurück. Ein Fieber ergriff ihn und er starb den 18. Juli 1697 — gleich dem großen, frommen Frey Bartolme Las Casas — als neunzigjähriger Greis sanft und ruhig. — 2) V. ist ein klassischer Kanzelredner im vollen Sinne des Wortes. Bewunderungswürdig ist die ungemeine Eindringlichkeit seines Vortrags und die zermalmende Schwere seiner Gedanken; jeder Begriff ist bei ihm in seinem Kern erfaßt; wie von einem natürlichen Gefühl geleitet, findet er immer das innere Wesen einer Wahrheit auf und kehrt sie heraus. Seine Kraft liegt vorzüglich in dem Gedanken; er verbreitet nach allen Seiten hin Licht und gießt über die gewöhnlichsten Dinge neue Helle aus. V. liebt es, eine Wahrheit in ihrer ganzen innern Beschaffenheit vorzulegen, alle ihre feinsten Aederchen und Fäserchen schauen zu lassen, jede hemmende irrthümliche Meinung hinwegzuräumen, Enttäuschung um Enttäuschung hervorzurufen, — bis der Verstand sich gefangen gibt und das Gemüth, von dem Gewicht der Wahrheit bewältigt, von seiner stolzen Starrheit läßt. — In Auffindung der Themate, in Eintheilung und Anordnung und in dem allmäligen Fortschreiten ist V. höchst eigenthümlich. In der Darstellung zeigt sich V. immer neu, überraschend und anziehend. Oft faßt er die wichtigsten Wahrheiten in sententiöse Kürze; oft drückt er sich räthselhaft aus; oft springt er von der zunächst liegenden Folgerung auf eine unerwartete über; häufig bringt er anscheinend paradoxe Behauptungen vor, um sie ins Geleise zurückzuführen und nicht selten bedient er sich auch der Waffen feiner und sinnvoller Ironie. Unübertrefflich ist V. in Erklärung und Benützung und rednerischer Gruppirung der Bibelstellen; und seine ungemeine Kenntniß der biblischen Geschichte setzt uns in Verwunderung. — In der schönsten, vollendetsten Prosa, einfach und natürlich, voll Wohllaut und Melodie, wie sie weder vor ihm noch nach ihm je Portugal vernommen, trug V. seine Kanzelreden vor und schrieb sie nieder. Seine klassischen Predigten umfassen fünfzehn Quartbände (Sermões, Lissab. 1677—1699). Den ausgezeichnetsten Platz nehmen darunter seine Advents- und Fastenpredigten ein. — Die erste, höchst gelungene, deutsche Uebersetzung der Advents- und Fastenpredigten von Dr. Franz Joseph Schermer, dem gründlichen Kenner und Verbreiter der portugiesischen Literatur in Deutschland, ist bis zum fünften Band erschienen (Regensburg bei Manz 1840—1849). — V. verfaßte außerdem noch folgende Werke: 1) „De regno Christi in terris consummato“, eine Schrift, die sich durch die Tiefe und den Scharfsinn der Entwickelung, durch die lebendige und siegreiche Polemik und durch die hohe Klarheit der Darstellung auszeichnet. 2) „Geschichte der Zukunft“ (Historia de futuro). Diese Schrift schließt sich der vorhergehenden als ergänzend an. Was V. durch göttliche Erleuchtung in die heiligen Weissagungen eingehend, vorhergesehen, das entfaltete er vor unsern Augen als Geschichte. 3) „Kunst zu stehlen“ (Arte de furto),

eine treffliche Schrift, welche die feinsten und schlausten Anschläge von Räubern jeder Art enthüllt, die Darstellung ist oft bitter und ironisch, doch V. suchte, wie er sich selbst ausdrückt, dieses Wintergemälde mit dem heitern Kleid des lächelnden Frühlings zu schmücken und den unerquicklichen Stoff also zu gestalten, daß die Darstellung seine Bitterkeit versüße. 4) „Briefe" (Cartas). Die kostbare Sammlung dieser Briefe, die drei Quartbände fassen, wurde von Ericeira und von Antonio dos Reis fortgesetzt und vollendet. Sie sind außer den wenigen Briefen des Luis de Lamöes das Ausgezeichnetste und Vollendetste, was die portugiesische Literatur in diesem Zweige besitzt. Es durchwaltet dieselben ein erhabener Geist und tiefer Ernst; es spricht sich darin ein äußerst scharfes Urtheil aus, lebensvolle Charakterzeichnung und hohe, allseitige Bildung. R.

Vieleck, s. Polygon.

Vielfraß (mustela gulo), ein Stinkthier, etwas größer, als der Dachs, mit einem runden Kopfe, langer Schnauze und starkem Gebisse, stark behaartem Schwanze und schwarzem, auch wohl dunkelbraunem Felle, das wie Seidenmoor glänzend ist. Er hält sich in Sibirien auf, klettert auf Bäume, wovon er auf seinen Raub herabstürzt.

Vielgötterei, s. Polytheismus.

Vieltheilige Größe, s. Polynom.

Vielweiberei, s. Polygamie.

Vien, Joseph Marie, Graf von, ein berühmter französischer Maler, der Vater der neuen französischen Schule, geboren zu Montpellier 1716, erlernte die Anfangsgründe der Kunst in seiner Vaterstadt, ging 1741 nach Paris und in der Folge nach Rom, wo er sich unter den Meisterwerken des Alterthums zur Vollendung ausbildete und unter anderen auch sein köstliches Bild, den Eremiten, verfertigte. Bei der Rückkehr nach Paris errichtete er eine Malerschule, die von 1750—75 dauerte u. die französischen Künstler zum bessern Geschmacke, zu dem vernachlässigten Studium der Natur und der Antiken zurückführte. Die Menge seiner Schüler, unter welchen Maler vom ersten Range glänzen, ist unzählbar. Die Regierung ernannte ihn 1771 zum Direktor der Eleven, die auf Kosten des Staates nach Rom gingen und 1775 zum Direktor der französischen Akademie zu Rom und beehrte ihn mit dem St. Michaelsorden. Als er im 60. Jahre von Rom nach Paris zurückkam, machte ihn Ludwig XVI. zu seinem ersten Maler. Durch die Revolution verlor er seine Stelle und beträchtlich an seinem Vermögen; nach Wiederherstellung der Ruhe kam er in den Erhaltungssenat. Noch im spätesten Alter blieb er der Kunst treu u. sein Genius schien sich gleichfalls zu verjüngen. Den Abschied Hektor's und Andromache's malte er im 75.; Helena von Aeneas verfolgt, in seinem 77. Jahre. Im 90. Jahre malte er Blumen und 6 Monate vor seinem Tode noch ländliche Scenen voll idyllischer Schönheit und Ruhe. Er starb in seinem 93. Jahre, den 3. März 1809, ohne Krankheit oder Schmerzen. Die Zahl seiner Arbeiten ist unübersehbar und er hat sie oft um sehr geringe Preise weggegeben.

Viereck (lat. quadrangulum; franz. quadrangle, carré; englisch quadrangle, square) heißt jede, von vier geraden Linien in einer Ebene, oder von vier Bogen auf der Oberfläche einer Kugel, die unter eben so vielen Winkeln zusammentreten, eingeschlossene Figur. Ueber die unter besonderen Namen bekannten V.e, Parallelogramm u. Trapezium (s. dd.). Ein in und um einen Kreis beschriebens V. heißt ein ein- oder umgeschriebenes V. Jedes V., um oder in welches sich ein Kreis beschreiben läßt heißt centrisch nach den Ecken oder nach den Seiten. Die hieher gehörenden Lehrsätze sind folgende: 1) die Summe aller Winkel eines V.s beträgt 4 rechte; 2) congruente V.e können in congruente Dreiecke zerlegt und aus solchen zusammengesetzt werden, wenn die Dreiecke mit einer Seite zusammenfallen; 3) V.e sind congruent, wenn zwei Seiten nebst dem eingeschlossenen Winkel in ihnen gleich und die anliegenden Winkel rechte sind; 4) die Summe der Quadrate der vier Seiten ist immer der

Summe der Quadrate der beiden Diagonalen, nebst dem vierfachen Quadrate der, die Mittelpunkte der Diagonalen verbindenden, Linie gleich; 5) die Summe der Gegenwinkel jedes eingeschriebenen ebenen V.s beträgt zwei rechte.

Vierlande, ein 1⅛ □ Meilen großes u. von etwa 15,000 Menschen, welche eigenthümliche Sprache, Sitten und Kleidertracht haben, bewohntes, höchst fruchtbares Marschland an der Elbe und Bille, reich an Getreide aller Art, Obst und Gemüse. Dieselben bilden das, den freien Hansestädten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich angehörige Amt Bergedorf, waren ursprünglich eine Colonie der Holländer und gehörten bis ins 15. Jahrhundert zum Herzogthume Lauenburg.

Vierstimmiger Satz, in der Musik, besteht aus vier Sing- oder Instrumenten-Stimmen, deren jede in ihren eigenthümlichen Tonreihen fortschreitet, so daß die Harmonie des Satzes oder des Tonstücks sich zu einem Ganzen verbindet und einen entschiedenen Wohlklang behauptet. In soferne hier eine Verdoppelung des Dreiklangs stattfindet, ist ein solcher Satz im Grunde auch schon vielstimmig, weil man vielstimmig einen Satz zu nennen pflegt, der die Verdoppelung eines oder mehrer, zum Accorde gehöriger, Intervalle erheischt.

Vierthaler, Michael, verdienstvoller Pädagog und Direktor des Waisenhauses zu Wien, geboren am 25. September 1758 zu Mauerkirchen im Innviertel, studirte unter den Jesuiten zu Berghausen und später an der Universität Salzburg. 1783 erhielt er eine Lehrerstelle an der Pagerie, wie am Virgilianum, beides Erziehungsanstalten für adelige Jünglinge. 1790 errichtete der Fürst-Erzbischof Hieronymus, Graf von Colloredo, ein Seminar zur Bildung von Lehrern für Stadt- und Landschulen und ernannte V. zum Direktor. Zugleich hielt er an der Universität Vorlesungen über Pädagogik. Nachdem ihm 1796 provisorisch die Schlüssel der Hofbibliothek übergeben waren, erhielt er bald darauf unter der Regierung des Erzherzogs-Kurfürsten Ferdinand die Stelle eines wirklichen Hofbibliothekars. Vielfache Verdienste erwarb er sich in seiner einflußreichen Stellung, die Aufsicht und Leitung sämmtlicher Stadt- und Landschulen zu führen. Für die Literatur wirkte er durch die Herausgabe der „Oberdeutschen Literaturzeitung" höchst bedeutend und als Verfasser der „philosophischen Geschichte der Menschen u. Völker" ward sein Name auch in weitere Kreise verbreitet. Salzburg verdankt ihm die wichtigsten Beschreibungen seiner geologischen, antiquarischen und statistischen Merkwürdigkeiten; auch während der feindlichen Invasion schützte und rettete er Vieles durch seine klugen Maßregeln und unerschütterliche Festigkeit, was ohne seine umsichtigen Verfügungen unwiderbringlich verloren gewesen wäre. Seit 1806 zum Direktor des Waisenhauses nach Wien berufen, zeigte er sich auch in diesem segensreichen Wirkungskreise als zartfühlender Menschenfreund und einsichtsvoller Erzieher. Der Kaiser ehrte seine Bemühungen mit dem Charakter eines niederösterreichischen Erziehungsrathes. Nach zwanzigjähriger Wirksamkeit entriß den siebenzigjährigen Greis ein Schlagfluß plötzlich diesem ehrenvollen Berufe, am 3. Oktober 1827. Ausser der oben genannten philosophischen Geschichte der Menschen und Völker, 7 Bde. 1787 — 1817: „der englische Spion," ein Trauerspiel 1781; „Elemente der Pädagogik und Methodik," 5. Aufl. 1810; „Goldener Spiegel," 1791; „Kinderbuch," 3. Aufl. 1799; „Geist der Sokratik," 1810, 4. Aufl.; „Entwurf der Schulerziehungskunde," 1794; „Anleitung zur Rechenkunst," 5. Aufl. 1806; „Beiträge zur Geographie und Geschichte Salzburgs," 1798; „Reisen durch Salzburg," 1799; „Geschichte des Schulwesens und der Kultur von Salzburg," 1804; „Meine Wanderung durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich," 1817. Cm.

Vierwaldstätter-See, der, auch Luzerner-See genannt, welche letztere Benennung aber nur den Busen bei Luzern angeht, liegt im Mittelpunkte der Schweiz, 1368 Fuß über dem mittelländischen Meere, in den Cantonen Luzern, Unterwalden, Uri und Schwyz und hat seine Benennung von diesen vier angränzenden Ländern. Er hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und gleicht eher mehreren zusammenhängenden kleinen Seen, als einem See. Der nördliche Theil ist einem Kreuz

ähnlich, dessen Mittelstück in der Richtung von Süd-Ost nach Nord-West sich von dem Felsvorsprung unter Gersau gegen Luzern zieht und dessen Arme von Küßnacht bis Alpnach fünf Stunden lang sind. Der zweite, mittlere Theil, von Brunnen bis Buochs, ebenfalls von Süd-Ost nach Nord-West gehend und drei bis vierthalb Stunden lang, hängt mit dem erstern von der Seite zusammen; der dritte (auch Urner-See genannt) nimmt ganz die Richtung von Süden nach Norden und ist von Flüelen bis Brunnen drei Stunden lang. Das Ganze von Luzern bis Flüelen beträgt ungefähr neun Stunden. Mit Ausnahme jenes, den Hauptheil durchkreuzenden Armes, beträgt die Breite des See's nirgends eine Stunde und seine größte Tiefe bis 900 Fuß. Alle Gewässer der Berge, vom Rigi bis auf die Höhen des Gotthard und der Furca und dem Pilatus bis an den Brünig und den Titlis, fließen dem See zu. Am beträchtlichsten ist die Reuß, die in Uri sich mit ihm vereinigt u. in der Stadt Luzern denselbigen wieder verläßt. Wenn in den Sommertagen die Hitze lange anhält, schwillt er fünf und mehr Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand; im Winter friert er selten weiter, als einige Schritte vom Ufer. Seine einzige, sehr kleine Insel, Altstad (Altes Gestade) genannt, liegt an der Stelle, wo man, von Luzern kommend, in den Küßnachter Arm einlenkt und soll früherhin zu einer Waarenniederlage gedient haben. Hier errichtete Abbé Raynal den Stiftern der Eidsgenossenschaft ein Denkmal; aber es hatte nur wenige Jahre gestanden, als es 1796 vom Blitz zerstört ward. — Die Umgebungen dieses See's gehören zu den anziehendsten der Schweiz, tragen aber alle das Gepräge des Alpencharakters. In der Gegend von Luzern, welche Stadt mit ihren vielen Thürmen wie aus den Fluthen emporsteigt, sind die Ufer niedrig, mit hübschen Landhäusern und Dörfern, in Waldungen von Obstbäumen, besetzt. Dann folgen Thäler mit schönen, an die Berghöhen sich lehnenden Flecken, wie Stanz und Schwyz, Gersau und Küßnacht; dann schaurig einsame Stellen, wo Felsen senkrecht in den See hinab gehen, wie gegen Altdorf und Alpnach. — Merkwürdiger aber noch, als durch Naturschönheiten, ist der See durch geschichtliche Erinnerungen. An seinen Ufern brachten die österreichischen Vögte durch ihren Trotz freiheitsliebende Männer zu dem Entschlusse, unabhängig zu leben und zu sterben. Oefter trug später der See die eidsgenössischen Helden zur Vertheidigung des Vaterlandes, zu glänzenden, blutreichen Feldzügen; aber keine fremden Waffen erklirrten, bis der Donner des französischen Geschützes in den Thälern wiederhallte und, zu spät! an die längst vergessenen Tugenden der Väter erinnerte. Nachdem im rühmlichen Kampfe die Männer von Schwyz erlegen und die Unterwaldener vergeblich gezeigt, daß noch altes Heldenblut in ihren Adern walle, erschienen die österreichischen Adler und Krieger aus dem fernen Norden und aus Asiens Steppen und schlugen sich hier mit den Franzosen um die Herrschaft der Welt. Sie durchzogen mit Feuerschlünden Gegenden, die der Schnee nie verläßt und gingen Wege, auf welchen sonst nur Jäger u. Hirten wandeln. — Die Schifffahrt auf diesem See ist im Allgemeinen nicht gefährlich; bedenklich aber wird sie bei stürmischer Witterung, wegen der Heftigkeit des Föhns und der vielen, zum Landen untauglichen Stellen. Eine andere Gefahr drohen, nach anhaltendem Regenwetter, herabfallende Steine. Man darf daher alsdann nicht zu nahe am Gestade und besonders nicht am Fuße des großen und kleinen Achsenberges vorüberfahren. Seit mehren Jahren ist die Dampfschifffahrt auf dem V. sehr lebhaft. — Unter den zahlreichen Fischen des See's werden sehr geschätzt: die Lachse, Forellen, Welse und die, mehreren Schweizer-Seen eigenthümlichen Bollen (Salmo lavaretus) und Röteln (Salmo salvelinus). Im Januar und Februar 1830 war, was ohne Beispiel ist, der See bis an wenige Stellen zugefroren.

Vierzehnheiligen oder Frankenthal, berühmter Wallfahrtsort mit einem Franziskaner-Hospitium in Oberfranken, Königreich Bayern. Die schöne mit zwei Thürmen gezierte Kirche erhebt sich an der linken Seite des Mainthales auf einer Anhöhe, zwischen Lichtenfels und Staffelstein, Banz gerade gegenüber. Die

Wallfahrt nahm ihren Anfang im Jahre 1447, nachdem der Abt des Klosters Langheim, welchem der Grund gehörte, hier zu Ehren Mariä und der hl. vierzehn Nothhelfer eine Kapelle hatte erbauen lassen. Die Zahl der Pilger mehrte sich bald so, daß Langheim sich veranlaßt fand, bei der Kapelle eine Probstei zu errichten und einen seiner Konventualen als Probst und stets anwesenden Seelsorger dahin zu setzen. 1525, im Bauernkriege, wurde das Heiligthum von den aufständischen Bewohnern Staffelsteins zerstört, doch Abt Johann V. stellte es 1543 wieder her. Zu der jetzigen großen Kirche legte man im Jahre 1743 den Grundstein. Der Bau dauerte bis 1772. Zur Zeit der Klosteraufhebung in Bayern wurde V. seines äußern Glanzes und namentlich seines herrlichen Geläutes beraubt und am 3. März 1835 zerstörte ein zündender Blitzstrahl die Thürme und die Dächer der Kirche. Erst im Jahre 1838 ward der Schaden wieder ausgebessert. — J. H. Jäck: Beschreibung des Wallfahrtsortes der Vierzehn Heiligen zu Frankenthal, Nürnberg 1826. mD.

Vieuxtemps, Henri, ein ausgezeichneter Virtuos auf der Violine, geboren zu Verviers 1820 und in seinen frühesten Jahren von Beriot gebildet, in dessen Spiel sich großartige Bravour mit hinreißender Grazie und Tiefe des Gefühls im schönen Contraste verbanden, erregte schon als zwölfjähriger Knabe in Paris und später in Wien und allen Hauptstädten Europa's allgemeine Bewunderung, zwar immer mehr von seinem Meister sich entfernend und an Lipinski und Molique sich anschließend, aber auch nicht minder an Originalität und universeller Ausbildung gewinnend, geistvoll zugleich und gediegen in seinen Compositionen. In Rußland hielt er sich längere Zeit auf, kehrte, nach einer Reise in die vereinigten Staaten, ebenfalls wieder dorthin zurück und erhielt eine feste Anstellung daselbst.

Vigerus, Franciscus (eigentlich Vigier), ein berühmter, namentlich um die gründliche Bearbeitung der griech. Grammatik höchst verdienter Philolog, 1591 zu Rouen geboren, trat in den Jesuitenorden, ward dann Professor der Beredsamkeit zu Paris und starb daselbst 1647. — Er ist vorzüglich durch sein grammatisches Werk: „De praecipuis graecae linguae idiotismis" (zuerst in Paris 1627, 12. und öfter), bekannt worden, das durch die späteren Umarbeitungen von Hoogeveen, Zeune und Hermann (4. Aufl. 1833), noch jetzt ein äußerst brauchbares Werk zur Erlernung der griechischen Sprache ist. Außerdem besitzen wir von ihm noch eine Ausgabe der „Praeparatio evangelica" des Eusebius mit lateinischer Uebersetzung, Paris 1628.

Vigilie, (vom lateinischen vigiliae, Nachtwache), heißt in der Liturgik der katholischen Kirche der einem Feste vorangehende Tag, wobei jedoch, nach der jetzigen Bedeutung des Worts, nicht mehr an die zwischen beiden liegende Nacht gedacht wird. Die ersten Christen versammelten sich in der Nacht, die den Hauptfesten voranging, in ihren Kirchen und brachten dieselbe mit Gebeten und Lobgesängen zu. Einen Beweis davon liefern noch jetzt die Meßformulare von der Weihnachts-, Oster- und Pfingst-V. Allein diese herrliche Einrichtung artete nach und nach in Mißbrauch aus, indem sich in diese christliche Versammlungen Sänger und Tänzer eindrängten, die unpassende Lieder sangen, unanständige Tänze aufführten und allerlei strafbaren Unfug trieben. Deswegen verschwand die ursprüngliche Feier der V. und statt ihrer fastete man des Tages, wie dieses noch jetzt zu geschehen pflegt. Man hat den Christen von einer Seite her den Vorwurf gemacht, daß sie durch die Feier der V. die Gebräuche der Heiden nachahmten, die zur Ehre ihrer falschen Gottheiten ebenfalls V. feierten. Liegt denn aber darin etwas Anstößiges, wenn jene auf eben die Weise die Geheimnisse ihrer Religion verehrten, in welcher die Heiden ihren Gottheiten huldigten. So viel aber steht fest, daß die Christen in den ersten Jahrhunderten sich in den V. durchaus nicht den schändlichen Orgien des Heidenthums überließen, da ihr Eifer so glühend und ihr Lebenswandel so lauter war. Uebrigens waren in den vier ersten Jahrhunderten die V. nicht blos Vorbereitungen für hohe Feste, sondern man brachte *auch ganze Nächte* an den Gräbern der Märtyrer zu. Namentlich

unterzog sich das weibliche Geschlecht diesen Andachtsübungen; sie wurden aber von den Concilien untersagt, da sich in der Folgezeit Mißbräuche in dieselben eingeschlichen hatten. Die Hauptfeste in dem kirchlichen Cyclus, als: Weihnachten, Epiphanie, Ostern und Pfingsten, haben eine V., die ein besonderes Officium hat. Zu diesen Hauptfesten fügte die Kirche im Laufe der Zeit einige Feste Mariens und anderer Heiligen, als: Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, das Fest Johannes des Täufers, das Fest der Apostel und des hl. Laurentius. Die zuletzt genannten gehören nach der römischen Liturgie in Bezug auf den genannten Punkt zu den Festen zweiter Classe, können demnach verlegt, müssen aber an dem betreffenden Tage commemorirt werden. Was das Fasten an den V.n dieser Feste anlangt, so herrscht nicht überall eine völlige Gleichförmigkeit. Fast durchgehends sind die V.n vor Weihnachten, Ostern, Pfingsten, vor Petrus und Paulus, vor Mariä Himmelfahrt und vor Allerheiligen Fast- und Abstinenztage. An allen anderen V.n darf man weder fasten, noch sich der Fleischspeise enthalten, nur muß das besondere, für sie bestimmte, Officium verrichtet werden. — V. heißt auch zuweilen der Theil des Officiums, der aus dem Matutinum und den Laudes besteht. So ist öfters von den V.n für die Verstorbenen die Rede, da früher in der That das Officium defunctorum in der Nacht gebetet wurde. Dieses beweisen, nebst einem Statute der Pariser Universität vom Jahre 1215, mehre alte Documente, worin die Exequien beschrieben sind. Die Bücher der Bischöfe und anderer vornehmen Personen trug man zu diesem Zwecke des Nachts in die Kirche. Obwohl diese Art V.n schon seit mehren Jahrhunderten aufgehört haben, so werden wir doch an sie dadurch einigermassen erinnert, daß noch heutiges Tages in manchen Ländern am Abende, der am Allerheiligen-Feste vorangeht, das Officium defunctorum gebetet wird, welches zuweilen bis um Mitternacht dauert. Ein treues Bild von den ehemaligen V.n liefert die hl. Weihnachtsnacht. Das Officium beginnt des Abends gegen zehn Uhr und schließt mit der ersten Messe; während derselben werden die Laudes gebetet.

Vigilius, römischer Papst, von Geburt ein Römer und Abkömmling einer consularischen Familie, war von Bonifazius II. zum Botschafter in Konstantinopel ernannt worden und hatte ohne Zweifel großes Verlangen nach der Tiare getragen, weil er, nachdem er auf kurze Zeit zum Nachfolger im Papstthum erklärt worden war, ohne vorhergegangene Wahl und offenbar mit seiner Zustimmung unter dem hl. Sylverius als Papst figurirt hatte. Nach dem Tode des letztern wurde er indessen 538 in gesetzlicher Weise zum Papste erwählt. Belisar, sein Beschützer, war Befehlshaber in Rom und übte bedeutenden Einfluß auf seine Wahl und auch der Klerus wollte um jeden Preis den Frieden in der Kirche erhalten. Uebrigens war der Gewählte ein Mann, der sich eben so sehr durch Talente, wie durch genaue Geschäftskenntniß auszeichnete; auch trat in seiner Gesinnung alsbald nach seiner rechtmäßigen Wahl eine unerwartete Aenderung ein. Während seiner 16½jährigen Regierung machte ihm der sogenannte Dreikapitelstreit, d. h. die Schriften des Theodorus von Mopsuesta, des Theodoret von Cyrhus und des Ibas von Edessa, über die gestritten wurde: „ob sie sammt ihren Verfassern verwerflich seien", viel zu schaffen und setzten ihn vielen Mißhandlungen, ja selbst der Verbannung aus, bis er endlich dem, im Jahre 535 abgehaltenen, allgemeinen Concil von Konstantinopel, welches die 3 Kapitel verdammte, beitrat. Er starb den 8. Januar 555 auf der Rückreise von Konstantinopel, wo er acht Jahre als Gefangener zugebracht, an heftigen Steinschmerzen auf der Insel Sicilien, eben da, wo er zur Verbannung und zum Tode seines hl. Vorfahrers Sylverius Vieles beigetragen hatte. Seine Leiche wurde nach Rom gebracht und in der Kirche des hl. Marzellus am salarischen Thore beigesetzt. Nach seinem Tode blieb der Stuhl des hl. Petrus drei Monate unbesetzt. V. hatte während seiner Regierung Zeit und Gelegenheit genug, in den mancherlei Verfolgungen, die er zu ertragen hatte, für seine früheren Fehltritte zu büßen. Durchaus unwahr ist es übrigens, was ihm von einigen seiner Feinde vorge-

worfen wird, daß er der Kaiserin Theodora das Versprechen gegeben habe, mit den Ketzern in Gemeinschaft zu treten.

Vignetten, sind kleine, in Holz geschnittene, oder in Kupfer gestochene Verzierungen, theils auf dem Titelblatte, theils bei einzelnen Abtheilungen, oder am Ende der Bücher, die da, wo sie beigefügt sind, in angemessener Beziehung zu dem Inhalte stehen müssen. Der Name selbst kommt von dem französischen vigne (Weinrebe) her, weil sie ursprünglich meist aus Traubenblättern bestanden. Dergleichen V. können eine sehr sinnreiche ästhetische Bedeutung haben und rücksichtlich ihrer Ausführung wirklich eine Stelle in dem Gebiete der Kunst einnehmen.

Vignola, Giacopo Barozzi, ein berühmter Baumeister, geboren 1507 zu V. im Herzogthume Modena, lernte die Malerei bei Bartolomeo Passerotti, zeigte aber mehr Neigung für die Baukunst, welche er von sich selbst lernte. Franz Primaticcio nahm ihn mit nach Frankreich, wo er zwei Jahre blieb. Nach seiner Rückkehr gab er den Riß zu dem Kanal von Ferrara. 1550 wurde er päpstlicher Baumeister und baute die Wasserleitung Aqua vergine genannt. Für sein Meisterwerk wird der Palast Caprarola, den er für den Cardinal Farnese baute, gehalten. Er starb zu Rom 1573. Auch schrieb er: „Regole de' cinque ordini d'architectura"; „Regole della prospettiva prattica," Bologna 1682, Fol.

Vignoles, s. Lahire 1).

Vigny, Alfred, Graf von, ein bedeutender lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, geboren 1798 zu Loches, von 1814—1828 Offizier, erntete schon 1826 durch kleinere, zum Theil tief poetische Gedichte „Poëmes antiques et modernes" 4. Aufl. 1835, bei den Romantikern großen Beifall; noch größern, als er den, aus gründlichen Studien geschöpften, wenn auch zu sehr geschichtlichen Roman „Cinq Mars", 2 Bde., 1826, herausgab. Gleiche Kunst und meisterhafte Sprache ziehen in „Stello" (1832), „Servitute et Grandeur militaires" (1835), an. Nachdem er Shakspeare's Othello und Kaufmann von Venedig in vortrefflichen Versen und treu übersetzt hatte, dichtete er die schönen Dramen „La maréchale d'Ancre" (1831) und „Chatterton" (1835). Seine sämmtlichen Werke erschienen 1838 in 2 Bänden.

Villa, hieß bei den alten Römern eine Wohnung auf dem Lande, sowie der dazu gehörige Ländercomplex ager. Die Reichen bewohnten ein Haus für sich (v. urbana); die Wohnung ihres Feldbebauers hieß v. rustica und das Gebäude zur Aufbewahrung der Vorräthe v. fructuaria. Diese V.en waren ein Gegenstand des größten Luxus, der nach und nach auf den höchsten Grad stieg, so daß sie den beträchtlichsten Städten gleichkamen. Nicht blos großartige Wohngebäude mit einer Menge von Speisesälen, Säulengängen, Badezimmern ꝛc., sondern auch die herrlichsten Gärten, Berge, Wälder, Flüsse und alles dieses in den reizendsten, anmuthigsten Lagen, meist am Meere, gehörten dazu. Der durch seine Verschwendung berüchtigte Lucullus (s. d.) zeichnete sich auch hierin außerordentlich aus und in der Folge waren die V. des Tiberius, Caligula, Nero, Hadrian ꝛc. nicht bloße Paläste, sondern selbst die ansehnlichsten, schönsten Städte. Auch jetzt gibt es noch in allen Gegenden Italiens V., unter denen sich die der Albini, Borghese, Aldobrandini, Esthe ꝛc. durch ihre Pracht auszeichnen und wo sich die Besitzer derselben während der schönen Jahreszeit aufhalten.

Villaflor, s. Terceira.

Villanella (ital., franz. villanelle), ein nicht mehr üblicher, ländlicher, italienischer und französischer Tanz, der mit Gesang begleitet wurde (daher Conzoni villanesche). Roquefort versteht unter villanelle auch eine Art der alten französischen Poesie in Couplets, die einen gleichen Refrain hatten, eine Art Hirtenlieder, wie die erwähnten canzoni villan., von welchen sie wohl eine Nachahmung sind.

Villani, Name mehrer gelehrten Florentiner, die sich als Historiker und Dichter rühmlichst auszeichneten. 1) Giovanni, gest. 1348, schrieb eine Chron-

tinische Chronik in zwölf Büchern, von den ältesten Zeiten bis 1348, in classischer Sprache. Die ersten sieben Bücher sind oft wörtlich von Malespini entlehnt und von geringem historischen Werthe; mit dem 105. Capitel des siebenten Buches dagegen beginnt die Originalarbeit, die zuverläßig ist und auch die Geschichte der benachbarten Staaten begreift. Ausgabe: Florenz 1587. — 2) Sein Bruder Matteo, gest. 1363, führte das Werk bis 1363 in eilf Büchern fort. Sein Styl ist weitschweifiger, als der seines Bruders. Ausgaben: Florenz 1567 und 1581 und bei Muratori Bd. 14. — 3) Filippo, Matteo's Sohn, gest. nach 1404, hatte an dem eilften Buche der von seinem Vater abgefaßten Geschichte Antheil und schrieb, zuerst in lateinischer Sprache, ein Werk über berühmte Florentiner, wovon sich jedoch nur eine italienische Uebersetzung von Mazzuchelli, Venedig 1747, erhalten hat. — 4) Nicolo, gebürtig aus Pistoja im Toskanischen, war ein vortrefflicher lateinischer und italienischer Dichter, Mitglied der Akademie der Humoristen und Kämmerer des Bischofs zu Viterbo, gest. um das Jahr 1632. Er legte sich besonders auf die Kritik und vertheidigte den Marino gegen die Angriffe des Stigliani mit großer Heftigkeit, wobei er zugleich über den Dante, Petrarca, Aristo und Tasso spottete. Unter seinen lateinischen Gedichten werden seine Hendekasyllaben wegen der reinen Schreibart am meisten geschätzt.

Villarica, 1) die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Minas Geraes, auch Cidade do Ouro preto genannt, liegt am Abhange eines Berges in der Nähe des Itacolumi, des höchsten und bedeutendsten Gipfels in Brasilien, u. wird von dem sehr goldhaltigen Ribeirao de Carmo und anderen Bergströmen durchflossen, über welche vier steinerne Brücken führen. Die abschüssigen, nicht zum besten gepflasterten Straßen sind mit vielen Springbrunnen besetzt, aus denen jedes Haus mit Wasser versorgt wird. Die über eine Viertelstunde lange Hauptstraße nimmt sich sehr gut aus. Die Stadt zählt im Ganzen 10 Kirchen und 2000 Häuser, in welchen 10,000 Menschen wohnen, von denen etwa der zehnte Theil Weiße, die Uebrigen Mulatten, Cabras (Abkömmlinge von Mulatten und Negerinen) und Schwarze sind. Als die vorzüglichsten Gebäude machen sich bemerklich: der Palast des Gouverneurs, das Stadthaus, die Schatzkammer, das Gefängniß und das Theater, das älteste in Brasilien. Die Kirchen sind nicht groß, aber gut gebaut und sehr reich verziert. Eine derselben macht auf den besuchenden Fremden einen überraschenden Eindruck; sie hat nämlich keine Fenster und wird durch Lampen erhellt, welche beständig vor den goldstrotzenden Altären brennen. Die Stadt treibt lebhaften Handel nach Goyaz, Cuyaba und Rio de Janeiro. Veranlassung zu ihrer Gründung, in einem der kahlsten und unfreundlichsten Landstriche Brasiliens, konnte unstreitig nur der goldreiche Boden geben. Als dieser Ort zuerst von portugisischen Goldsuchern entdeckt wurde, sollen diese Nichts weiter gethan haben, als daß sie die Grasbüschel aus dem Abhange des Berges rissen und den kostbaren Fund von den Wurzeln abschüttelten. Man findet ausser dem gewöhnlichen glänzend gelbem Golde, in dieser Gegend auch schwarzes Gold, in der Gestalt dunkelfarbigen Sandes. Der Ertrag der Goldgruben ist aber gegen früher bedeutend schwächer. Auch Eisenerz und kalcinirtes Eisen kommt in den Bergen um V. vor. — J. Luccok: Narrative of a voy. to Brasil. — 2) V., Stadt mit 4000 Einwohnern, in der südamerikanischen Republik Paraguay, südöstlich von Assumpcion, in einer Gegend, wo der meiste Paraguaythee gesammelt wird. mD.

Villars, Louis Hektor, Herzog von, Pair und Marschall von Frankreich, geboren zu Moulins im Bourbonnais 1653, ergriff frühe die Waffen und zeichnete sich bald durch persönlichen Muth, durch Thätigkeit und Brauchbarkeit in den Feldzügen aus, welche er zuerst in dem Kriege gegen die Niederländer und nachher in den folgenden machte. Er stieg schnell von einer Stufe der militärischen Ehrenstellen zu der andern. Während des Friedens wurde er zu verschiedenen ehrenvollen Missionen gebraucht, auf welchen er sich die Aufmerksamkeit

und den Beifall Ludwigs XIV. noch mehr erwarb. Nach dem Ryswicker Frieden wurde er als Gesandter an den Wiener Hof geschickt und beim Ausbruche des spanischen Successionskrieges kam er zuerst als Generallieutenant zu der französischen Armee in Italien. Den Marschallstab erwarb er sich durch die Schlacht bei Friedlingen, die er den 13. Oktober 1702 gegen den Prinzen Ludwig von Baden gewann. Ebenso glücklich war er gegen den Grafen von Styrum bei Höchstädt den 20. September 1703. Sehr viele Ehre macht es ihm, daß er die protestantischen Sevenner 1704 und 1708 mehr durch Güte, als Schärfe zum Gehorsam zu bringen suchte. Er durchdrang 1707 die Linien bei Stollhofen und den Ruhm eines Retters seines Vaterlandes erwarb er sich den 24. Juli 1712 durch Eroberung der Verschanzungen bei Denain. Mit Eugen schloß er den Frieden bei Rastadt und nach Ludwigs XIV. Tod wurde er zu einem Mitgliede des Regentschaftsrathes und zum Präsidenten des Kriegsrathes ernannt. Als dieser jedoch nachher wieder aufgehoben wurde, blieb ihm kein Antheil weiter an den öffentlichen Angelegenheiten. Da der Krieg wegen der polnischen Königswahl 1733 ausbrach, ruhte er nicht, bis man ihn mit der Armee, die sich mit den Sardiniern gegen die Kaiserlichen vereinigen sollte, nach Italien schickte. Allein die Zeit seiner Kraft und seines Ruhms war vorüber. Schon im Anfange des zweiten Feldzuges war seine Lebenskraft völlig erschöpft; er suchte seine Zurückberufung und erhielt sie, starb aber zu Turin den 17. Juni 1734. V. besaß einen raschen, wenn gleich nicht tief eindringenden Geist, eine gute Beurtheilungskraft und Kenntnisse mancherlei Art. Uebertraf gleich seine hohe Meinung von sich seine Verdienste bei weitem und hatte gleich das Glück an seinen glänzenden Thaten oft mehr Antheil, als sein Geist, so bleibt er doch immer in der Reihe der Helden und der Wohlthäter Frankreichs und ein sehr merkwürdiger Mann. Seine lebhafte Phantasie, sein Muth, seine Beharrlichkeit, sein offenes, gerades Wesen, seine Anhänglichkeit an das wahre Interesse des Staates, die mit Milde gepaarte Strenge, womit er auf Kriegszucht hielt und andere Tugenden mehr zeichneten ihn vor vielen seines Standes und Ranges aus. Aber ein hoher Grad von Eitelkeit und Anmaßung, sein Ehrgeiz, der ihm eine subalterne Rolle unerträglich machte und der nie vom Glücke genug begünstigt sich fand; seine Härte, womit er die Geißel eroberter Länder wurde, u. sein Neid sind Flecken in seinem Charakter.

Villèle, Joseph, Graf von, königlich französischer Finanzminister und Ministerpräsident, geb. 1773 zu Toulouse, trat schon in früher Jugend in französische Seedienste, nahm an einem Feldzuge in St. Domingo Theil, kehrte 1791 nach Frankreich zurück, begleitete alsdann den nachmaligen Viceadmiral St. Felix nach Indien u. folgte ihm, als dieser wegen seiner Anhänglichkeit an die monarchische Constitution 1793 von seinem Posten flüchten mußte, auf die Insel Bourbon, wo V. Mitglied der Colonialversammlung wurde und sich bis zum Jahre 1807 aufhielt. Alsdann kehrte er nach Frankreich zurück, lebte aber bis 1814 in Zurückgezogenheit zu Toulouse und machte sich während dieser Zeit durch die Herausgabe einer Gelegenheitsschrift bekannt, worin er seine absolutistischen Grundsätze und seinen Widerwillen gegen jede Verfassungsurkunde auf das Grellste aussprach. Im Jahre 1815 von dem Departement der Obergaronne zum Deputirten erwählt, stimmte er stets auf der Seite der Anhänger der absoluten Monarchie, wiewohl er seine Ansichten mit vieler Vorsicht und scheinbarer Mäßigung vortrug. Als jedoch die Kammer zu Folge der Ordonnanz vom 5. September 1816 aufgelöst wurde, kehrte V. nach Toulouse zurück, trat aber schon im folgenden Jahre aufs Neue in die Deputirtenkammer ein. Der Mangel an großen Rednertalenten in derselben machte es ihm möglich, seine Gewandtheit im Sprechen geltend zu machen; noch von größerem Einflusse für seine künftige Laufbahn war jedoch sein genaueres Studium der finanziellen Verwaltungszweige. Als nach der Ermordung des Herzogs von Berry die Partei des Absolutismus von Neuem ihr Haupt erhob, wurde V. zum Vicepräsidenten der Kammer ernannt und bald darauf [illegible]

ihm nebst Corbière der Sturz des Ministeriums, dessen Stütze beide bisher gewesen waren. V. trat nun nebst Corbière und Peyronnet als Finanzminister in das Kabinet, unterstützte als solcher vorzüglich den Feldzug des Herzogs von Angoulême nach Spanien, schuf die Septennalität der Kammern und brachte das Sacrilegiengesetz in Vorschlag. Er führte mehrmals die Censur wieder ein, war jedoch durch die öffentliche Meinung gezwungen, dieselbe immer wieder abzuschaffen. Die Stimme der Nation widersetzte sich aber allen seinen Maßregeln, die Mehrheit der Pairskammer war entschieden gegen ihn und da 1827 neue Wahlen der Deputirten eintraten, zeigte sich durch diese auch die künftige Deputirtenkammer ihm feindlich, indem die neuen Mitglieder fast durchaus gegen den Willen des Ministeriums waren und der König sah sich daher genöthigt, ihn, nachdem er ihn zum Pair ernannt hatte, am 4. Jan. 1828 zu entlassen. Während sodann Martignac (s. d.) das Staatsruder übernahm, trat V. in die Pairskammer, wo er jedoch nur einmal seine Stimme erhob, um sich gegen seinen Nachfolger Roy zu rechtfertigen. Nach der Julirevolution zog er sich nach Toulouse zurück, wo er seitdem als Privatmann lebt.

Villemain, Abel François, Pair von Frankreich, ein geist- und geschmackvoller Schriftsteller, an der Literatur der Griechen u. Römer, der Briten u. älteren Franzosen gebildet, vielleicht der vollendetste der neueren französischen Redner, zu Paris 1791 geboren, übernahm er schon im 19. Jahre die Professur der Rhetorik im College Charlemagne, bahnte sich durch die gekrönten, meisterhaften Lobreden auf Montaigne u. Montesquieu, so wie durch die Rede über die Kritik den Weg zu der Professur französischer Literatur an der Universität (1816) und ward im Ministerium des Innern als Requetenmeister und nach Villelé's Sturz als Staatsrath angestellt. 1824 traf ihn zugleich mit seinem Collegen Guizot Cousin u. A. das Verbot Villelé's, in Folge dessen er seine Vorlesungen unterbrechen mußte, die er aber 1827 wieder fortsetzte. Die Julirevolution beförderte den freisinnigen Mann in die Pairskammer. Die Akademie erwählte ihn 1834 zu ihrem beständigen Sekretär. Das Ministerium des Cultus, welches er unter Guizot begleitete, mußte er 1845 wegen Geisteskrankheit niederlegen. Seine Vorlesungen erschienen gesammelt als: „Cours de littérat fr.“, 7. Bde., die kleinern Schriften als: „Mélanges hist. et littér.“, 3 Bde. Schon früher hatte er das literarische und psychologische Kunstwerk „Hist. de Cromwell“, 2 Bde. 1819 herausgegeben.

Villena, Enrique de Arragon, Marquis von, ein Abkömmling der arragonischen und kastilianischen Könige, geboren zwischen 1370 und 1389, und starb 1434 zu Madrid. Seine Kenntnisse brachten ihn in den Ruf der Zauberei. Durch die von ihm unter dem Namen eines Consistorio de la gaya ciencia eingeführte Dichterschule, für welche er eine eigene Poetik (Arte de troban) verfaßte, übte er Einfluß auf die Poesie seiner Zeit aus. Bei einer Vermählungsfeier am Hofe zu Zaragoza wurde von V. ein allegorisches Schauspiel aufgeführt, welches als der erste bekannte Anfang der dramatischen Literatur der Spanier zu betrachten ist. Der Dominikaner Franz Lore de Barrientos, welcher nach V.s Tode dessen Bibliothek untersuchte, ließ mehre hundert Bände derselben als Zauberbücher verbrennen. Außer lyrischen Gedichten und dieser Poetik schrieb V. den versificirten Roman: „Los trabajos de Hercules“, Burgos 1499.

Villeneuve, Pierre Charles Jean, französischer Contreadmiral, war beim Ausbruche der französischen Revolution Schiffslieutenant, nahm an den wichtigsten Auftritten des Revolutionskrieges Theil, und war in dem Treffen von Abukir so glücklich, seine Division zu retten, worauf er mit drei Schiffen in Malta einlief. Im Jahre 1802 führte er das Oberkommando der Seemacht, die bei den Windinseln stationirte; im Juni 1804 ward er zum Viceadmiral und im September zum Kommandanten des Geschwaders von Toulon ernannt. Er vereinigte sich hierauf mit dem Geschwader von Cadix, ging nach den Windinseln, kehrte nach Europa zurück, begegnete der englischen Flotte des Admiral Colder,

eferte ihr ein Treffen und erreichte nach einem Verluste von 2 Schiffen Ferral. m Okt. 1805 wagte er mit der vereinigten französischen u. spanischen Seemacht :n Engländern bei dem Vorgebirge Trafalgar ein Treffen zu liefern, das für n höchst unglücklich endigte: drei Viertheile seiner Schiffe wurden theils ver- ichtet, theils geentert und er selbst gerieth in die Gefangenschaft des Feindes. us Furcht vor dem, nach seiner Rückkehr aus England ihn erwartenden, Kriegs- :richte endigte er zu Rennes sein Leben durch Selbstmord.

Villeroi, François de Neufville, Herzog von, Pair u. Marschall on Frankreich, Ritter der königlichen Orden, war 1645 geboren und stammte ıs einem alten, sehr ansehnlichen Hause. Seinen ersten Feldzug that er als reiwilliger in Ungarn gegen die Türken, wo er mit vielem Ruhme focht. In :r Folge commandirte er die französische Armee in Flandern gegen Oesterreich on 1695 bis zum Frieden von Ryswick; hernach auch noch verschiedentlich am heine, in der Picardie u. den Niederlanden. Durch den Ueberfall in Cremona 702, wo ihn Prinz Eugen gefangen nahm und durch den Verlust der bei amilies vorgefallenen Schlacht büßte er aber seinen Kriegsruhm ein. Indessen urde er Staatsminister, Präsident des königlichen Finanzrathes und Oberhof- eister Ludwigs XV. Er starb den 18. Juli 1730.

Villiers, s. Buckingham 1).

Villoison, Jean Baptiste Gaspard d'Ansse de, Professor der alt- und :ugriechischen Sprache am Collège de France, Mitglied des französischen In- ituts der Wissenschaften und Künste und zuvor der Akademie der Inschriften, ie auch Mitglied vieler auswärtigen Akademien, einer der besten Kenner der alt- nd neugriechischen Sprache u. Literatur, geboren den 5. März 1750 zu Corbeil n der Seine, kam jung an das Collegium Beauvais zu Paris und zeichnete ch durch ein bewunderungswürdiges Gedächtniß aus. In seinem 15. Jahre ıtte er schon alle Autoren gelesen und wurde schon im 23. Jahre in die Akade- ie der Inschriften aufgenommen. Sein erstes Werk war eine Ausgabe von Apollonii Sophistae lexicon graec. Iliadis et Odysseae," 2 Bde., Paris 1773, ., das er mit Prolegomenen und Anmerkungen versah. Seine Ausgabe von Longi Pastoralium de Daphnide et Chloe lib. IV. ex recens. et cum animadv." schien 1778. Um diese Zeit wurde er auf Kosten der Regierung nach Venedig eschickt, um dort die Handschriften der St. Marcusbibliothek zu untersuchen. ier schrieb er: „Anecdota graeca et e regia parisiensi et e veneta St. Marci ibl. depromta," 2 Bde., Venedig 1781, 4. In der St. Marcusbibliothek ent- eckte er einen Codex der Iliade Homer's, mit einer Menge von Scholien, die : herausgab unter dem Titel: „Ilias Homeri ad veteris cod. Veneti fidem recen- ta. Scholia in eum antiquiss. ex eodem cod. aliisque nunc primum edit." enedig 1788, Fol. Ausserdem copirte er in Venedig eine anonyme griechische eberſetzung der Sprichwörter u. des Predigers Salomonis, des Buches Ruth, er Klagelieder, des Daniel und des Pentateuch, die er 1784 in Straßburg ucken ließ. Nach seiner Rückkehr besuchte er Deutschland und benützte vorzüg- h die Bibliothek zu Weimar, wovon seine „Epistolae Vimarienses", Zürich 783, 4., zeugen. 1785 besuchte er mit dem Gelehrten- und Kunstfreunde, dem anzös. Gesandten bei der Pforte, Grafen Choiseul-Gouffier, Konstantinopel, bereiste Jahre lange das feste Land und die Inseln des Archipels, besuchte die Kloster- bliotheken und sprach das Neugriechische mit Fertigkeit. In der Ausarbeitung iner Beschreibung von Griechenland ward er durch widrige Ereignisse schmerz- h gestört, vornämlich aber durch die Stürme der Revolution, die ihn aus Paris trieben. Er zog sich nach Orleans zurück, wo er den größten Theil des Tages der Bibliothek lebte und die Anmerkungen von Heinrich Valesius copirte, die h am Rande vieler dortigen Bücher befinden. Auch legte er nun Hand an seine iechische Paläographie. Als sich die Stürme gelegt hatten, kehrte er nach Paris rück, eröffnete im Oktober 1799 Vorlesungen über alte u. neugriechische Litera- r, die aber nur wenig besucht wurden. Zuletzt wurde er noch Mitglied des Nati-

tionalinstituts und Professor der griech. Sprache an der Universität, starb aber bald darauf, den 26. April 1805. Viele gelehrte Abhandlungen von ihm stehen in den „Mém. de l'acad. des Inscr. und im Magas. encyclop."

Vilshofen, schönes und gewerbsames Städtchen in Niederbayern und Sitz eines Landgerichtes und Rentamtes, an der Donau, welche hier die fischreiche Vils aufnimmt. Die stattliche Pfarrkirche war früher der Sitz eines Collegiatstiftes, welches der in den niederbayerischen Volkssagen berühmte Ritter Heinrich Tuschl von Söldenau 1376 gegründet hatte. Zwei Vorstädte, Krankenhaus u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, Handel, Bierbrauerei, Leinwand- und Gänsemärkte, lebhafte Getreideschrane, 2200 Einwohner. In der Nähe Frauendorf mit den sehenswerthen Pflanzungen des um den Gartenbau und die Landwirthschaft in Bayern hochverdienten J. E. Fürst u. das besuchte Schwefelbad Höhenstadt. — V. wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Brüdern Heinrich u. Rapoto, Grafen von Ortenburg, mit Mauern umgeben u. zur Stadt erhoben. Herzog Heinrich von Bayern-Landshut brachte es durch Kauf an sein Haus. In der Staatsgeschichte ist der Ort merkwürdig geworden durch den zwischen Kaiser Ludwig dem Bayer und dem Könige Philipp von Frankreich abgeschlossenen Bundesvertrag, den Ersterer am 24 Januar 1341 zu V. unterzeichnete. mD.

Vinalia hieß bei den alten Römern ein Fest, welches zweimal im Jahre gefeiert wurde und zwar das erste Mal am 22. April und das zweite Mal am 21. August (letzteres das Fest der Weinlese, v. rustica), um den Weinwachs Italiens dem Jupiter zu weihen.

Vincentius. Der Name von vier Heiligen der katholischen Kirche. 1) V., der Heilige und Martyrer, wurde zu Saragossa in Spanien geboren und in der Folge von Valerius, dem Bischofe dieser Stadt, unter dessen Augen er in der Kenntniß der heiligen Schriften herangebildet worden, zum Diakon geweiht, mit der Bestimmung, den Gläubigen das göttliche Wort zu verkündigen. Der damalige Statthalter Spaniens war Dacian, einer der grausamsten Christenverfolger, auf dessen Befehl Valerius und V. im Jahre 304 verhaftet wurden. Die ersten Leiden hatten sie in Saragossa zu erdulden, von wo man sie später nach Valencia schleppte und in einen jammervollen Kerker warf, wo sie lange Zeit in Banden und peinigendem Hunger schmachten mußten. Endlich ließ sie Dacian vor seinem Richterstuhle erscheinen, wo der heil. Diakon im Namen beider das Wort nahm und erklärte, daß sie Christen seien; daß sie nur den einen wahren Gott, mit Jesus Christus unserm Herrn, seinem einigen Sohne, der nur ein Gott mit dem Vater und dem heil. Geiste ist, anbeten und daß sie bereit seien, für seinen Namen Alles zu leiden. Valerius ward hierauf zur Landesverweisung verurtheilt, V. aber mußte alle Peinigungen bestehen, welche die boshafteste Grausamkeit ersinnen konnte. Seine Martern waren, wie der heilige Augustin berichtet, so qualvoll, daß die menschliche Natur sie ohne übernatürliche Kraft nicht zu ertragen im Stande gewesen wäre. Der Heilige bewahrte dennoch dabei einen so sanften Frieden, und eine so unveränderliche Ruhe, die auf seinem Angesichte, in seinen Reden und Gebärden sich zeigte, daß selbst die Verfolger, erstaunend, darin etwas Ueberirdisches erkannten. Der Richter stand wie erstarrt, als er das Blut von allen Theilen des Leibes herabrinnen, den gräßlichen Zustand des Martyrers erblickte und zugleich dessen unwandelbare Festigkeit in dem Glauben an Jesus. Er befahl daher, von den Peinigungen abzulassen, in der Hoffnung, auf dem Wege der Güte vielleicht den erwünschten Zweck zu erreichen. Die Antwort des Martyrers war aber: er fürchte viel weniger Qualen und Peinigung, als falsches Mitleid. Dacian, der jetzt mehr als je ergrimmte, befahl, den heiligen Diakon auf einen glühenden Rost zu legen. V., der in dem Leiden die höchste Freude fand, bestieg muthvoll das schauerliche Werkzeug unaussprechlicher Qual, an dem auf allen Seiten spitzige Eisen hervorragten, verlor nicht einen Augenblick seine heitere Seelenruhe, sondern unterhielt sich, die Augen gegen Himmel erhoben, innerlich durch ununter-

brochenes Gebet mit Gott. — Der Statthalter, der endlich an dem erwünschten Erfolge verzweifelte, ließ den Bekenner in einen finstern Kerker schleppen, mit dem Befehle, dessen zerrissenen Körper auf Scherben zu legen und seine Füße in den Stock zu spannen, wodurch dieselben gewaltsam auseinander gezogen wurden. Niemanden wurde erlaubt, den Gefangenen zu besuchen, oder mit ihm zu sprechen. Allein Gott verließ seinen Diener nicht. Engel stiegen vom Himmel zu ihm herab, ihn zu trösten und das Lob des Ewigen mit ihm zu singen. Der Kerkermeister sah durch einen Ritz der Thüre das Gefängniß von einem hellen Glanze erleuchtet und den Heiligen auf- und abwandeln und in freudigen Lobgesängen seine Befreiung feiern. Durch dieses Wunder ward er so gerührt, daß er sich unverzüglich bekehrte und die heilige Taufe empfing. Diese Nachricht war ein Donnerschlag, der den Staatthalter niederschmetterte; den Heiligen ließ er jedoch in Ruhe. Auch wurde den Gläubigen die Erlaubniß ertheilt, ihn zu besuchen. Sie küßten unter Thränen seine Wunden und sammelten von seinem Blute in Tüchern auf, um es den Ihrigen als einen kostbaren Schatz zu hinterlassen. Die Christen legten dann den Heiligen auf ein weiches Bett, von dem er aber bald in die Ruhe seines Herrn überging. Dacian ließ die Leiche zuerst auf einen sumpfigen Anger werfen; als sie aber wunderbar daselbst erhalten wurde, befahl er, sie, mit einem Mühlsteine beschwert, in das Meer zu werfen. Allein die Leiche erhob sich aus der Tife und ward an das Ufer getrieben, wo zwei Christen sie fanden und ausserhalb Valencia's Mauern in einer kleinen Kapelle beerdigten, wo diese heiligen Ueberreste durch mehre Wunder verherrlichet wurden. Die Kirche feiert sein Andenken den 22. Januar. — 2) V. von Lerin stammte aus Gallien und wurde wahrscheinlich zu Ende des 4. oder am Anfange des 5. Jahrhunderts geboren. Er war nach Gennadius Priester in dem damals berühmten Mönchskloster auf der Insel Lerin, jetzt St. Honorat. Aus seinem „Commonitorium" geht hervor, daß er von seiner zarten Jugend an bis in sein spätes Alter sich stets im Kreise gebildeter u. edler, heiliger u. gelehrter Männer bewegt haben muß. Welt und Religion sah er für das an, was sie wirklich sind; beides hatte er empfunden u. gefühlt u., da er den Hafen der Religion für den sichersten hielt, so zog er sich mit innigster Ueberzeugung, mit ganzer Seele, im Vertrauen auf den allwaltenden Schöpfer und Herrn in denselben zurück und lebte in Beschauung und Betrachtung, unbekümmert um das weltliche Treiben und Gewühl, bis zu seinem seligen Hinscheiden in das Land der Frommen und Gerechten, nach der gewöhnlichen Annahme um das Jahr 450. Die Kirche feiert seinen Sterbetag am 24. Mai. V. war ein wackerer Kämpfer für die alte katholische Lehre, für das wahre Wohl der Menschheit und deswegen ein erklärter Feind aller Gegner der katholischen Kirche. Aber er, in seinem Kampfe gegen die Neuerer, hielt sich selbst nicht ganz rein von der Lehre der Semipelagianer und Massilienser. Sonst gilt von seinem Commonitorium, das in einfacher, angenehmer und fließender Sprache geschrieben ist, das Urtheil Mabillons, „dieses Buch ist die größte Probe der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit und ein ewiges Vertheidigungsmittel gegen alle Ketzereien, alte, neue u. künftige. Die erste Ausgabe erschien zu Basel 1528; andere erschienen: zu Paris 1544, 1547, 1560, 1586; von Coster zu Köln 1569; von Calixtus zu Helmstädt 1629, 1655; von St. Baluze zu Paris 1663, 1669, 1684, Cambridge 1687, Bremen 1688, Venedig 1728; von Salinas zu Rom 1731, 1765; von Klüpfel zu Wien 1809. Die neuesten Ausgaben erschienen zu Avignon 1821, zu Oxford 1836, zu Augsb. 1843. Deutsche Uebersetzungen haben wir von Feder, Bamb. 1795; Geiger, Luzern 1822; Epalt, Breslau 1840. Weitere Nachweisungen s. in „Beredtsamkeit der Kirchenväter von M. A. Nickel und Kehrein," Regensburg 1846, 4 Bde., S. 523 ff. rc. — 3) V. Ferrerius, Apostel aus dem Orden des heiligen Dominicus, wurde den 23. Januar 1357 zu Valencia in Spanien, im Schooße einer, durch Frömmigkeit und werkthätige Nächstenliebe ausgezeichneten, Familie geboren und erbaute schon in seinem 10. Jahre durch seine innigste Liebe zu Jesu

und der heiligen Jungfrau, durch sein Fasten und durch seine Liebeswerke gegen die Armen, seine Eltern und alle Bekannte. Mit vorzüglichen Geistesgaben geschmückt, hatte V. schon als Jüngling seine wissenschaftliche Laufbahn zurückgelegt, worauf er sich 1374 zu Valencia mit Zustimmung seiner Eltern in den Dominikanerorden aufnehmen ließ. Den heiligen Stifter nachahmend, ward er bald ein vollendeter Geistesmann. Und, um seine Bestimmung vollkommen zu erreichen, verband er mit dem Gebete und den Abtödtungen ein unermüdetes Forschen in den göttlichen Schriften und ein aufmerksames Lesen der Kirchenväter. Auf Befehl seiner Oberen lehrte er in Barcelona und dann auf der berühmten Universität Lerida in Catalonien Philosophie, erntete großen Beifall ein und empfing 1338 den Doktorhut aus den Händen des Cardinals Peter de Luna, des Legaten Clemens VII. Der Bischof und das Volk von Valencia riefen ihn zurück und er erklärte daselbst die heilige Schrift und predigte mit ausserordentlichem Erfolge, denn seine Reden athmeten den Geist eines ganz von Gott erfüllten Herzens u. seine Studien, Arbeiten und Handlungen glichen einem fortgesetzten Gebete. In seinem Traktate über das geistige Leben gibt er den Studirenden die für ihren Beruf heilsamsten Rathschläge. V. blieb 8 Jahre in Valencia und predigte mit immer steigendem Einfluße; aber selbst der tugendhafteste ist nicht ohne Versuchung u. Feinde und Verläumdung, von diesen geschickt benützt, erfüllte auch das Herz unsers Heiligen mit bitterer Kränkung. Eine junge Frau war für den schönen und begeisternden Kanzelredner in sündiger Liebe entbraunt, stellte sich krank u. ließ ihn, unter dem Vorwande beichten zu wollen, zu sich kommen, also frevelhafter Weise heilige Sachen zu verbrecherischen Handlungen mißbrauchend. Als der Geistliche mit ihr allein war, entblödete sie sich nicht, ihm mit allen glühenden Farben eines aufgeregten Herzens die Gefühle zu schildern, welche er in ihr erweckt hatte. V. stieß einen Entsetzensschrei aus und floh, wie Joseph. Die Elende, die zu viel auf Jugend und die Gewalt ihrer Reize gebaut hatte, nahm in der Wuth über die Vereitelung ihres Beginnens zur Verläumdung ihre Zuflucht und zeihte den Heiligen eines Verbrechens, das sie allein begangen. Später aber ging sie, in Folge der Mahnungen ihres Gewissens, in sich, bekannte ihre Schuld und gab dem Gekränkten öffentliche Genugthuung, der demüthig u., ohne sich zu vertheidigen, die auf ihn gehäufte Schmach ertragen und durch diesen Beweis seiner Tugendhaftigkeit in einem für Sünden so empfänglichen Alter neuen Ruhm geerntet hatte. Der erwähnte Cardinal-Legat nahm ihn 1390 mit nach Frankreich, um der neuen Legation bei Karl VI. durch ihn mehr Glanz zu geben. Der Heilige lebte aber in ganz anderer Weise, als der sehr weltlich gesinnte Legat und, während dieser sich nur um Politik bekümmerte, arbeitete V. zur Ehre Gottes und erntete eben so reichen Segen, wie früher in Spanien. Nach vier Jahren ging er nach Valencia zurück, ward aber von Benedikt XIII., dem von Frankreich und Spanien als Papst anerkannten Peter de Luna, als Beichtvater verlangt. Den Heiligen schmerzte das Schisma der Kirche, deren übrige Länder Gregor XIII. anerkannten u. er nahm diese kritische Stellung nur aus dem Grunde an, um zum Heile und Frieden der Kirche auf den neuen und zweifelhaften Papst wirken zu können, sah aber seine Bemühungen an dem Ehrgeize desselben scheitern, verließ ihn wieder und trug durch Enthebung Ferdinands von Castilien vom Gehorsam viel dazu bei, ihm den Schein der Macht zu rauben, den er so verbrecherisch benützen wollte. Als Gregor XII. entsagt hatte, wurde Benedikt XIII. durch die Concilien von Pisa u. Constanz abgesetzt und Martin V. kam 1417 auf den päpstlichen Stuhl und heilte durch seine Tugenden die Wunden der Kirche. — Noch vor dem Ende des Jahres 1398 hatte V. Avignon verlassen, um in sein Vaterland zurückzukehren. Mit hoher Begeisterung durchwanderte er alle Provinzen Spaniens, Galicien ausgenommen und predigte die Lehren des Heils. Die verhärtetesten Sünder vermochten dem Strom seiner Rede nicht zu widerstehen; ihre Verirrungen beweinend, thaten sie aufrichtig Buße. Unter den Bekehrten zählte man eine Menge

Juden, Muhamedaner, Irrgläubige und von der Kirche Getrennte. Der Heilige ging hierauf nach Frankreich und verweilte eine Zeit lange in den Provinzen Languedoc, Provence und Dauphiné; von da setzte er über die Alpen u. durchwanderte die Lombardei, Piemont und Savoyen; er predigte auch in Deutschland in den Gegenden des Oberrheins u. in Flandern. Englands König, Heinrich IV., lud ihn durch ein ehrfurchtsvolles Schreiben in sein Königreich ein und ließ ihn durch sein eigenes Schiff an der Küste Frankreichs abholen. V. ertheilte dem Könige verschiedene Mahnungen für sein und seines Volkes Heil und predigte in den vorzüglichsten Städten der drei Inselreiche. Nach dieser Arbeit kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wo sich seinem Eifer ein neuer ausgebreiteter Wirkungskreis öffnete. Unwissenheit u. Sittenverderbniß, die gewöhnlichen Folgen des Krieges und der Spaltung, machten damals die Predigten und apostolischen Wanderungen eines Mannes, wie V., nothwendig. Mit flammender Beredtsamkeit verband er die Gabe, sich stets zur Fassungskraft seiner Zuhörer herabzulassen oder hinaufzusteigen und unterstützte seine Rede jedes Mal mit lichtvollen Vernunftschlüssen, vorzüglich aber mit dem Ansehen der Schrift und der Väter, in deren Lehre er vollkommen bewandert war. Dazu kam noch die Heiligkeit seines Wandels, verbunden mit der Wundergabe, wodurch seine Worte neue Kraft erhielten. Einen großen Theil des Tages brachte er im Beichtstuhle zu, wo er das auf der Kanzel Begonnene vollendete. Fünf seiner Ordensbrüder und einige andere eifrige Priester hatte er zu Gehülfen in seinen heiligen Amtsverrichtungen. Sein wohlthätiges Wirken war so allgemein anerkannt, daß er, der die Kirche verwirrenden Spaltung ungeachtet, in allen Ländern ehrenvoll aufgenommen wurde. Als er sich in Dauphiné befand, erfuhr er, daß die Bewohner eines Thales, mit Namen Vaupute oder Verderbensthal, den abscheulichsten Lastern fröhnten. Dabei waren sie noch so roh und verwildert, daß kein Religionslehrer bis zu ihnen vorzudringen es wagte. V., bereit, Alles für die Ehre Gottes zu leiden, unternahm es, dieselben selbst für den Preis seines eigenen Lebens dem Untergange zu entreißen. Seine Arbeiten waren nicht ohne glücklichen Erfolg; denn jene Thalbewohner wurden durch seine Mahnungen erschüttert, verabscheueten ihre Greuelthaten und unterwarfen sich einer aufrichtigen Buße. Die Umwandelung zeigte sich so erfreulich, daß diese vorhin so verrufene Gegend den Namen Thal der Reinigkeit fortan trug. Der hohe Ruhm des heiligen Bußpredigers gelangte bis an den Hof des Maurenkönigs von Granada in Spanien und dieser, obgleich ein Muhamedaner, wünschte den ausserordentlichen Mann zu sehen. Der Heilige folgte auch unverzüglich der an ihn ergangenen Einladung und erschien vor dem ungläubigen Könige. Auf seine Predigten bekehrten sich mehre Muhamedaner. Die Großen des Reiches baten aber den König, den Verfall ihrer Religion befürchtend, den V. bald wieder zurückzuschicken. Der Heilige wanderte wieder in andere Gegenden und Länder, um Gott aus Sündern u. Ungläubigen neue Verehrer zu bereiten. Brach Unruhe oder Zwiespalt irgendwo aus, so erschien er sogleich als ein Engel des Friedens und lenkte die Herzen zur gottgefälligen Eintracht. — Durch die anhaltenden Arbeiten ward aber seine Gesundheit so geschwächt, daß man, für sein Leben besorgt, ihm rieth, in sein Vaterland zurückzukehren, um sich wieder neue Kräfte zu sammeln. Doch, er sollte Frankreich, wo er so segensreich gewirkt hatte, nicht mehr verlassen. In Vannes war für ihn die Ruhestätte bestimmt. Als er sich dem Tode nahe fühlte, verdoppelte er seinen Andachtseifer u. empfing die heiligen Sterbsakramente. Während der ganzen Zeit seiner Krankheit redete er nie von seinen Schmerzen; wenn er den Mund öffnete, geschah es nur, um Gott zu danken, daß er ihn an dem Kelche seines Sohnes habe Theil nehmen lassen. Seine Geduld und Ergebenheit in dem schweren Todeskampfe, den er zu bestehen hatte, waren ausserordentlich. Am 10. Tage seiner Krankheit ließ er sich die Leidensgeschichte unsers Erlösers vorlesen, betete die 7 Bußpsalmen und wanderte, so mit Gott in heiliger Liebe vereint, in die Wohnung der Seligen hinüber, den 5. April 1419, am

Mittwoche vor dem Palmsonntage, in einem Alter von 62 Jahren. Sein Leichnahm wurde in der Domkirche von Vannes beigesetzt. Die Kirche ehrt sein Andenken am 5. April. — 4) V., der Heilge, von Paula, Stifter der Lazaristen (s. d.), war der dritte Sohn Wilhelms von Paula und der Bertranda von Moras und war den 24. April 1576 in dem kleinen Dorfe Poy in der Gascogne geboren. Seine Eltern, welche ein kleines Erbgut besaßen, von dessen Ertrage sie ihre Familie fromm u. redlich ernährten, hatten im Ganzen 6 Kinder, nämlich 4 Söhne und 2 Töchter. V., der schon frühe besondere Beweise seiner Geistesfähigkeit an den Tag legte, hütete in den ersten Jahren die Heerden seines Vaters. Oft beraubte sich da der Knabe eines Theiles seines nöthigen Unterhaltes, um damit die Armen, in welchen er Jesus selber verehrte, zu unterstützen. Sein Vater, diese seltenen Eigenschaften an seinem Sohne bemerkend, hielt ihn eines edleren Berufes werth u. bestimmte ihn zum geistlichen Stande. Er führte daher den 12jährigen Knaben nach Acqs zu den Franziskanern, welche sich mit Erziehung der Jugend abgaben. Als V. vier Jahre im Kloster zugebracht hatte, wählte ihn ein Anwalt zu Acqs auf des Guardians vortheilhafte Empfehlung zum Hauslehrer. Dadurch war der junge V. in Stand gesetzt, seine Studien fortzuführen, ohne seinen Eltern zur Last zu fallen. In seinem 20. Jahre begab er sich nach Toulouse, vollendete da seine theologische Laufbahn und ward Baccalaureus der Theologie. Im Jahre 1598 empfing er das Subdiakonat und das Diakonat und zwei Jahre später die Priesterweihe. Schon bewunderte man an ihm die Tugenden, welche den würdigen Diener Jesu bilden, wiewohl er vollkommene Kreuzigung, auf welcher das ganze Gebäude der Heiligkeit ruht, noch nicht kannte. Durch innere u. äußere Prüfung mußte er sich noch jene Geduld, Sanftmuth und Liebe erwerben, wodurch die auserwählten Seelen der wunderbaren Einwirkung der göttlichen Gnade würdig werden. Nach seines Vaters Tode entsagte er dem, ihm durch dessen Testament zugefallenen, Theil zu Gunsten seiner Mutter und seiner Geschwister und erwarb sich durch Unterrichtgeben den nöthigen Unterhalt. Als er 1605 eine Reise nach Marseille machte, um daselbst den, von einem Freunde ihm gewordenen, Erblaß von 700 fl. zu erheben, ward er auf der Rückkehr zu Wasser von 3 Raubschiffen angefallen. Da die Christen mit ihrem Fahrzeuge sich nicht ergeben wollten, schossen die Ungläubigen mit Wuth auf sie los, tödteten 3 Mann und verwundeten alle Uebrigen. V. ward von einem Pfeile verletzt, dessen Folgen er noch lange nachher fühlte. Das Erste, was die Muhamedaner nach erfochtenem Siege thaten, war, daß sie den Steuermann in Stücke hieben, um sich dafür zu rächen, daß er ihnen so kräftige Gegenwehr geleistet und einen ihrer Hauptleute, sammt 4 oder 5 Sklaven, getödtet hatte. Die übrigen Gefangenen legten sie in Ketten und durchstreiften noch 7 bis 8 Tage das Meer. Als sie dann mit Beute beladen waren landeten sie in Tunis, kleideten die Christen als Sklaven, führten sie an Ketten 5 bis 6 Mal zur Schau durch die Stadt hin und her und boten sie dann auf der Galeere den Kauflustigen an. — Nach genauer Untersuchung ward V. von einem Fischer gekauft, der ihn aber wieder, weil er die Meeresluft nicht ertragen konnte, an einen Arzt verkaufte, der ein großer Chemiker war und seit 50 Jahren dem Steine der Weisen nachspürte. Dieser behandelte V. mit vieler Milde, versprach sogar, wenn er seine Religion ändern wollte, ihm alle seine Reichthümer zu geben und ihn in die Geheimnisse jener angeblichen Kunst einzuweihen. Der Heilige, welcher mehr die Gefahren für seine Seele, als die Schmach seiner Sklaverei fürchtete, erflehte den Beistand des Himmels durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und stets glaubte er, das Glück, der Versuchung entkommen zu seyn, dieser gütigen Mutter verdanken zu müssen. Nach dem Tode des Arztes fiel der Heilige dessen Neffen zu, welcher ihn einem Renegaten aus Nizza in Savoyen verkaufte, auf dessen gepachtetem Grundstücke, in einem sehr heißen und öden Landstriche, V. arbeiten mußte. Der Renegat hatte 3 Frauen, deren eine, von Geburt und Religion eine Türkin, oft aus Neugier zu V. auf das Feld ging, ihm mehre Fragen

über das Gesetz, die Gebräuche und kirchlichen Ceremonien der Christen stellte u. ihn zuweilen aufforderte, dem Gott, den er anbetete, Loblieder zu singen. Der Heilige stimmte innig gerührt u. allezeit mit weinenden Augen den schönen Psalm: „An den Flüßen von Babylon saßen wir," das „Gegrüßt seist du Königin" und andere ähnliche Kirchengesänge, an; dann unterhielt er sich mit der Türkin über die Lehre unsers Glaubens. Die Muhamedanerin hörte mit vieler Theilnahme die Wahrheiten des Christenthums, sah mit Verwunderung den tugendhaften Wandel ihres Sklaven u. machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er eine so schöne Religion verlassen habe. Der beschämte Renegat konnte seinem Weibe Nichts erwidern. Von Abscheu ergriffen gegen sein Verbrechen, besprach er sich mit V. und sie kamen überein, bei günstiger Gelegenheit sich aus dem Gräuel der Sklaverei und dem Schatten des Todes zu retten. Sie bestiegen einen kleinen Nachen, durchschifften das mittelländische Meer, furchtlos vor einbrechendem Ungewitter und landeten am 28. Juni 1607 an Frankreichs Küsten, worauf sie sich nach Avignon begaben, wo der Renegat seine Abschwörung in die Hände des Vice-Legaten des heiligen Stuhles ablegte. Des folgenden Jahres begleitete er den Heiligen nach Rom, wo er, um seinen Fehler in Bußthränen abzuwaschen, in eine Klostergenossenschaft trat, die sich der Krankenpflege in den Spitälern widmete. V. ward von unaussprechlicher Tröstung überströmt beim Anblicke der ewigen Stadt, in welcher das Oberhaupt der streitenden Kirche wohnt, das Blut so vieler Martyrer geflossen und in deren Schooße die Gebeine des Apostelfürsten Petrus und des Heidenlehrers Paulus, sammt einer unzähligen Menge anderer Heiligen ruhen. Als er seine Andacht befriedigt hatte, reiste er wieder nach Frankreich zurück. Bei seiner Ankunft in Paris bezog er eine Wohnung in der Vorstadt Saint Germain, unfern des Spitals der barmherzigen Brüder, wo er häufig die Kranken besuchte und tröstete. In demselben Hause wohnte auch ein Richter des Dorfes Sore, aus dem Bezirke von Bordeaux. Dieser ging eines Tages aus, ohne vorher seinen Schreibtisch zu verschließen und, da er bei seiner Rückkehr einen Beutel von 400 kleinen Thalern vermißte, beschuldigte er V. des Diebstahls und verschrie ihn bei allen seinen Bekannten u. Freunden. Der Heilige begnügte sich mit der Verwahrung gegen die ihm angeschuldigte böse That und sagte, in ruhigem Tone: „Gott weiß die Wahrheit." 6 Jahre dauerte dieser Verdacht, bis der, wegen eines neuen Verbrechens eingekerkerte Dieb, von Gewissensbissen gefoltert, seine Schuld bekannte. Der Cardinal von Berulle lernte damals den heiligen V. kennen und bewog ihn, die Seelsorge des, unfern Paris gelegenen, Dorfes Clichy anzunehmen. V. oblag mit allen Kräften der Erfüllung seiner Amtspflichten. Er unterwies nicht nur seine Gemeinde, sondern suchte alle Mißbräuche zu heben, oder ihnen vorzubeugen. Mit zärtlicher Sorgfalt besuchte er die Kranken, unterstützte die Armen, tröstete die Betrübten, söhnte die feindlich Gesinnten unter sich aus und unterhielt den Frieden in den Familien. Indeß mußte er bald diese Pfarrei verlassen und die Erziehung der Kinder des Philipp Emanuel von Gondi, Grafen von Joigni, Generals der Galeeren Frankreichs, übernehmen. Francisca Margaretha von Silly, Gondi's Gemahlin, ein Muster der christlichen Frömmigkeit, ward durch die hehren Tugenden des heil. V. so gerührt, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkte und ihn zu ihrem Gewissensrathe erwählte. 1616 begleitete V. die Gräfin in das Schloß Folleville in dem Bisthume Amiens. Eines Tages begehrte man ihn in ein etwa zwei Stunden von Amiens gelegenes Dorf, um da einen gefährlich kranken Landmann Beicht zu hören, der sein ganzes Vertrauen auf den heiligen Priester setzte. V. machte sich ungesäumt auf den Weg. Als er den Seelenzustand des Kranken ernstlich untersucht hatte, rieth er ihm eine allgemeine Beicht an, welcher sich dieser auch willig unterzog. Bald gewahrte der Heilige, daß sein Kranker noch nie mit der gehörigen Vorbereitung das Bußsakrament empfangen und mithin keine Verzeihung seiner Sünden erhalten habe. Der in Thränen zerfließende Landmann klagte sich über alle seine Vergehungen an und verspürte darauf eine

Freude, die sich kaum mit Worten ausdrücken läßt. Dieses öffentliche Bekenntniß legte er in Gegenwart vieler Personen ab, namentlich der Gräfin von Joigni. — Diese tugendhafte Frau ward von Angst ergriffen, da sie bedachte, welchen Gefahren so viele Seelen entweder aus Mangel an Hilfe, oder an Unterricht ausgesetzt sind. Sie ersuchte demnach den Erzieher ihrer Kinder, in der Kirche von Folleville an dem Feste Pauli Bekehrung zu predigen, um das Volk zu belehren über die Kennzeichen der wahren Buße u. über die Stimmung des Herzens, mit der in der Beicht die Vergebung der Sünden erlangt werden könnte. Der Heilige that, was die Gräfin verlangte und seine Predigt brachte die herrlichsten Früchte hervor. Er konnte aber der Menge derjenigen nicht genügen, welche durch eine allgemeine Beicht ihr Gewissen zu beruhigen wünschten und berief deshalb zur Aushülfe zwei eifrige Priester aus Amiens. In demselben Jahre verließ er dann das Gondi'sche Haus, weil seine Zöglinge zu einer höhern wissenschaftlichen Bildung herangereift waren u. er sich ungehinderter dem Dienste der Kirche zu widmen wünschte. Der Cardinal von Berulle schickte ihn nun nach Bresse, wo eine gränzenlose Unwissenheit in Betreff der ersten Wahrheiten des Christenthums herrschte. V. verkündigte hier, in Verbindung mit einem andern tugendhaften Priester, die Heilslehren mit einem so sichtbaren Segen des Himmels, daß mehre Irrgläubige in den Schoos der Kirche zurückkehrten und eine Menge Verirrter sich mit Eifer den Abtödtungen der Buße weihte. Mit einem Worte, die ganze Umgegend wurde in sehr kurzer Zeit umgestaltet. Die Gräfin von Joigni vernahm mit überaus großer Freude den Erfolg der christlichen Arbeiten unsers Heiligen. Sie sandte ihm nachher eine beträchtliche Geldsumme, damit eine ewige Mission zum Unterrichte der niederen Volksclasse zu stiften, indem sie den Ort dieser Stiftung und die Ausführung eines so heilsamen Werkes seiner bessern Einsicht anheimstellte. Zugleich erwirkte sie auch, daß er während ihres Lebens ihr Gewissensführer bleiben und in der Sterbestunde ihr beistehen wolle. Kurz nachher beschloß sie, im Einverständnisse ihres Gemahls, eine Gesellschaft von Missionären zu stiften, welcher der Unterricht ihrer Lehensträger und Gutsangehörigen übertragen werden sollte. Diesen Plan genehmigte der Erzbischof von Paris, Johann Franz von Gondi, Bruder des Grafen und wies der neuen Genossenschaft das Collége der guten Kinder zur Wohnung an. Im April 1625 nahm V. dieses Haus in Besitz. Um eben diese Zeit machte V. einen Besuch beiden den Galeerensklaven in den verschiedenen Gefängnissen zu Paris. Tief betrübt über ihre Vernachlässigung, fiel er auf den Gedanken, sie in einem Hause zu vereinigen und durch die milden Zuflüsse frommer Personen brachte er wirklich dieses schöne Werk zu Stande. Durch die Abhülfe der leiblichen Bedürfnisse dieser Unglücklichen stimmte er ihre Gemüther zur willigern Aufnahme der von ihm und seinen Priestern ertheilten Unterweisung. Herr von Gondi, hoch erfreut und erbaut durch die unter den Galeerensklaven nun herrschende Ordnung, erwirkte bei dem Könige Ludwig XIII. einen Beschluß, wodurch der heilige V. am 8. Febr. 1619 zum Oberaufseher der gesammten Galeeren Frankreichs ernannt wurde. 3 Jahre später unternahm der Heilige eine Reise nach Marseille, um die Züchtlinge dieser Stadt zu besuchen und dieselbe Ordnung, wie in Paris, einzuführen. Ihr Elend erleichternd u. sie zur Geduld ermahnend, gewann er sie endlich für die Lehren und Tröstungen der heiligen Religion. Besonders rührte ihn der Anblick der Kranken, die in gänzlicher Verlassenheit dahin schmachteten, allen Schrecknissen des Elendes hingegeben und beinahe aller körperlichen und geistigen Hülfe beraubt. Damals reifte in ihm der Plan zur Anlegung eines Spitals für die Galeeren von Marseille, der, einige Jahre später in's Werk gesetzt, den Kranken eine erquickliche Aufnahme gewährte. Nach dem, am 23. Juli 1625 erfolgten, Tode der Frau von Gondi bezog V. die Wohnung bei seinen Priestern. Ludwig XIII. bestätigte 1627 die neue Genossenschaft und Urban VIII. erhob sie zu einer Congregation durch eine Bulle vom 11. Januar 1633. Allein erst 1658 gab der heilige Stifter seinen Jüngern Satzungen und nannte sie Priester der Mission. Sie sind jedoch

auch unter dem Namen Lazaristen bekannt, von dem Priorate St. Lazarus, welches die regulirten Chorherren von St. Victor ihnen im Jahre 1633 eingeräumt hatten. Kaum war diese neue Anstalt gegründet, als der apostolische Mann, um immer mehr den geistigen und leiblichen Nöthen des Nächsten zu Hilfe zu kommen, die Schwesterschaft der Mädchen der christlichen Liebe oder der barmherzigen Schwestern (s. d.) stiftete. Die Schwesterschaft der Frauen des Kreuzes übernahm die Erziehung der Kinder; jene, die man schlechtweg die Schwesterschaft der Frauen nannte, widmete sich dem Dienste der Kranken in den größten Spitälern von Paris. Nebst diesen Wohlthätigkeitsvereinen gründete u. erweiterte er noch mehre Spitäler. Besonders hat ihm das der Findelkinder seine Errichtung zu verdanken. Für 40 arme Greise errichtete er das Spital zum Namen Jesu; ebenso hat ihm auch das zur heil. Regina in Burgund, worin viele arme Pilger und Kranke ihre Verpflegung finden, seine Gründuug zu verdanken. Um den, zur Verpflegung armer Kranken gestifteten, Verein für immer zu begründen, wählte V. mit der gottseligen Frau Legras eine gewisse Anzahl Mädchen, die zur Krankenbedienung u. zu den Uebungen des geistigen Lebens eigens angeleitet wurden. Die Ersten, die sich zu diesem heil. Geschäfte erboten, traten in das Haus der Frau Legras, welche ihnen Wohnung und Nahrung gab, und sie zum beabsichtigten Werke mit unermüdetem Eifer heranbildete. V. empfahl dieses wichtige Unternehmen dem Herrn und er sah dessen herrlichstes Gedeihen. Diese gottselige Gesellschaft, Mädchen der christlichen Liebe, und auch graue Schwestern genannt, vermehrte sich nach und nach so sehr, daß sie seine kühnste Erwartung überstieg. Die frommen Töchter leisteten nicht nur den Pfarreien die wichtigsten Dienste, sondern besorgten auch die Erziehung der Findlinge, den Unterricht der jungen Mädchen, die sonst desselben beraubt blieben, der Kranken in vielen Spitälern u. sogar der Galeerensklaven. Da aber diese verschiedenen Geschäfte gleichsam mehre Genossenschaften einer einzigen Gesellschaft bilden, schrieb ihnen der gottselige Stifter allgemeine u. besondere Regeln vor, um die Gesammtkörperschaft, wie auch die verschiedenen Verzweigungen, zu leiten und aufrecht zu erhalten. — Während der Kriege, die ganz Lothringen verheerten, gewährte er den Unglücklichen dieses Landes, die in das äußerste Elend gerathen waren, seine Unterstützungen: er ließ die Almosen hin fließen, welche er zu Paris gesammelt hatte u. die die Summe von 2 Mill. erstiegen. Bei vielen anderen Gelegenheiten wußte der Diener Gottes durch die Kraft seines Zuspruches die Mildthätigkeit der Gläubigen gegen die im Elende Schmachtenden aufs wirksamste anzuregen. Man wird sich übrigens diese Werke der Liebe nur aus der großen Verehrung, die der Heilige in ganz Frankreich genoß, einigermassen erklären können. Man sah ihn selbst am Hofe als einen Himmelsboten an. Er stand Ludwig XIII. am Sterbebette bei und bereitete ihn durch seine Ermahnungen zu einem gottseligen Ende vor. Die regierende Königin Anna von Oesterreich schätzte und ehrte ihn überaus; sie ernannte ihn zum geistlichen Staatsrath und machte es sich zur Pflicht, ihn bei allen kirchlichen Angelegenheiten, besonders bei Vergebung der Pfründen, auf welche jetzt nur Tugend und Verdienste Anspruch machen konnten, zu Rathe zu ziehen. Obgleich im Drange so vieler Geschäfte, war des Heiligen Seele dennoch stets aufs Innigste mit Gott vereinigt. Bei Arbeiten, die am meisten zerstreuen, erhob er am öftesten sein Herz zum Himmel. Begegneten ihm Widersprüche, so verlor er Nichts von seiner gewohnten Heiterkeit. Er betrachtete alle Begebenheiten des Lebens als weise Anordnungen der göttlichen Vorsehung, fügte sich geduldig und freudig dem Willen des Himmels und verlangte in Allem Nichts, als die Ehre Gottes zu befördern. Voll Zartgefühl und Wärme für Religion und Nächstenliebe, vergoß er häufige Thränen der Zerknirschung über seine und seines Nächsten geistige Armseligkeiten. Die Hoffnung war der Anker, der ihn an Gott festhielt. Nie vermochte ein Sturm ihn zu erschüttern oder unedle Leidenschaften ihn aufzuregen. Durch die Abtödtung und Demuth, verbunden mit Uebung des Gebetes, erschwang der Heilige eine hohe

Stufe christlicher Vollkommenheit. V. stand mit den ausgezeichnetsten Gottesmännern in engster Verbindung. Der hl. Franz von Sales ernannte ihn zum Vorsteher der Frauen von der Heimsuchung, wovon er zu Paris eine Genossenschaft gestiftet hatte. Nebst mehren anderen Vereinen leitete er auch jenen der Töchter der Vorsehung, wo junge Personen des weiblichen Geschlechts, welche die Armuth, die Verlassenheit oder harte Behandlung von ihren Eltern nur zu oft der Gefahr aussetzen, ihre Ehre zu verlieren und ihre Seele zu Grunde zu richten, einen Schutzort fanden. Bei so gehäuften Arbeiten, verbunden mit strengen Bußübungen, mußte die Gesundheit unsers Heiligen, wiewohl er von ziemlich starker Leibesbeschaffenheit war, allmälig abnehmen und es kann nicht genug bewundert werden, daß er sein 80. Lebensjahr erreichte. Des ihn immer mehr abmattenden Fiebers ungeachtet, setzte er doch seine heilige Lebensweise noch immer fort, bis er endlich den 27. September 1660, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, im Herrn verschied. Man setzte seinen Leichnam in der Kirche zum hl. Lazarus bei, unter einem ungemeinen Volkszulaufe. Durch die Fürbitte des hl. V. von P. geschahen verschiedene Wunder, nach deren gerichtlicher Untersuchung er 1729 von Papst Benedikt XIII. heilig gesprochen wurde. Die Kirche feiert sein Andenken am 19. Juli.

Vinci, Leonardo da, einer der größten und genialsten Maler Italiens, geboren 1452 zu Vinci bei Florenz und daselbst in der Schule des Andreas Verocchio gebildet, den er, wie alle Meister des 15. Jahrhunderts, bald überragte, eignete sich mit der strebsamen Kraft eines reichen Geistes fast alle Wissenschaften und Künste an und erforschte mit tiefem Scharfblick das Körper- wie das Seelenleben, das er in seiner ganzen Fülle zart, innig und tief zur Darstellung brachte. Von dem Herzog Lodovico Sforza 1482 nach Mailand berufen, übte der sanfte u. anmuthige Charakter u. der der Antike verwandte Styl der mailändischen Schule Einfluß auf ihn, sowie er, von zahlreichen Schülern umgeben, sie zur höchsten Blüthe führte. Hier malte er auf eine Wand des Refektoriums von S. Maria della Grazia mit Oelfarben das berühmte Abendmahl, das, später übermalt und verdorben, jetzt kaum noch in seinen Umrissen kenntlich, doch in mehren alten Copien und in des Meisters eigenhändigen Entwürfen der Köpfe erhalten und durch den herrlichen Kupferstich R. Morghen's vervielfältigt ist. Hier fertigte er auch das Modell für die Reiterstatue Franc. Sforza's, das, wie alle seine Sculpturwerke, verloren gegangen ist und baute für Mailand und die Lombardei großartige Wasserleitungen und Kanäle. Nach seiner Rückkehr (1499) entwarf er zu Florenz im Auftrage der Regierung, wetteifernd mit Michel Angelo, einen Carton für ein vaterländisches Schlachtenstück, der als eine Künstlerschule betrachtet wurde, aber nur noch in einem Kupferstiche Edelink's sich erhalten hat. Ein zweites Meisterwerk dieser Periode ist der, die h. Jungfrau mit ihrer Mutter u. dem Christuskinde darstellende, Carton in der Akademie zu London. 1513 begleitete er den Herzog Julian von Medici nach Rom an den Hof Leo's X. und folgte 1516 dem Rufe Franz I. nach Frankreich, wo er 1519 in den Armen des Königs starb. Sein rastlos fortschreitender, das Höchste erstrebender Geist that sich kein Genüge; zaghaft begann meist der große Meister seine Gemälde und ließ oft, von ihnen unbefriedigt, sie unvollendet. Ueberhaupt scheint die Zahl seiner Arbeiten, von denen viele verloren gegangen, nicht groß gewesen zu seyn und die Aechtheit der vorhandenen ist nicht immer erwiesen. Wir nennen noch: die Portraits Lod. Sforza's und seiner Gemahlin; zwei Madonnen mit dem Kinde und eine Mater Dolorosa, in Mailand; die Anbetung der heiligen drei Könige, in Florenz; die hl. Familie, genannt Vierge aux rochers, zu Paris. Als sicher von seiner Hand begonnen und vollendet sind zu betrachten: Johannes der Täufer; ein weibliches Portrait, früher La belle ferronnière genannt u. das der Monna Lisa, im Museum von Paris. Auch von seinen höchst werthvollen Schriften ist Manches verloren gegangen, Anderes nur handschriftlich vorhanden; erschienen allein sind: „Trattato della pittura", 2 Bde., Rom 1817 und ein „Fragment

l'un traité sur les mouvements du corps humain". Eine Sammlung von Handzeichnungen und Studien des Meisters gab Caylus 1730 zu Paris heraus, die auch in einem deutschen Nachstiche erschien. Sein Leben beschrieb Braun, Halle 1819.

Vincke, 1) **Ludwig, Freiherr von**, wurde am 23. Dezember 1774 auf dem Gute Ostenwalde im Fürstenthum Osnabrück geboren und war der Sohn des Oberstallmeisters und Landdrosten v. V. Seine erste Bildung erhielt der junge V. durch Privatunterricht im elterlichen Hause, besuchte dann von Ostern 1789 bis Ostern 1792 das Pädagogium zu Halle und machte seine akademischen Studien in Marburg, Erlangen und Göttingen. Nach Beendigung seiner Studien trat er in preußische Staatsdienste, wurde Auscultator und Referendar bei der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer zu Berlin und besuchte von hier aus zum ersten Male England. Bald nach seiner Rückkehr wurde er zum Landrathe des Kreises Minden ernannt. Kaum 30 Jahre alt, wurde er 1803 Präsident der Kammer zu Aurich in dem damals preußischen Fürstenthum Ostfriesland; 1804 wurde er auf Empfehlung des Freiherrn von Stein Oberpräsident sämmtlicher, westlich der Weser gelegenen, preußischen Besitzungen. Als nach der Schlacht bei Jena ein französisches Heer in Westphalen einrückte, ging V. zum zweiten Male nach England, um sich mit den Zuständen und Verhältnissen dieses Landes bekannt zu machen. Die Früchte seiner Forschungen legte er in dem 1815 von Niebuhr herausgegebenen Werke: „Darstellung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung von Großbritannien" nieder. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er Präsident der Regierung zu Potsdam, welche Stellung er bis zum Jahre 1810 (12) behielt, wo er seine Entlassung nahm und sich auf seine Güter in Westphalen zurückzog. Den französischen Behörden verdächtig, wurde er plötzlich verhaftet, seiner Papiere beraubt und auf das linke Rheinufer verwiesen; nach der Besetzung Westphalens durch die Preußen kehrte er dahin zurück, wurde zum Civilgouverneur der westphälischen Provinzen ernannt und zeigte sich für die Befreiung Deutschlands durch Ausrüstung der Freiwilligen, Zusammenberufung der Landwehr und Bildung des Landsturmes sehr thätig, weßhalb er mit dem Orden des eisernen Kreuzes belohnt wurde. 1815 wurde V. Oberpräsident von Westphalen, organisirte nun die Regierungen zu Arnsberg, Münster und Minden und machte sich durch Hebung der materiellen und geistigen Interessen um die, unter seiner Leitung stehende, Provinz vielfach verdient. 1817 wurde er zum Staatsrath, 1825 zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel „Excellenz" ernannt und, nachdem er zwei Classen des rothen Adlerordens erhalten hatte, 1841 mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt. Sein Tod erfolgte den 2. Dezember 1844. Außer der Schrift über England verfaßte er noch die: „Ueber die Gemeinheitstheilung", Berlin 1825. — 2) V., **Heinrich von**, Sohn des Vorigen, studirte Rechts- und Staatswissenschaft, war Referendar in Berlin, wurde nachher Landrath des Kreises Hagen in Westphalen, zu dessen Ritterschaft V. gehört. Durch sein Auftreten auf dem vereinigten Landtage in Berlin (1847), wo er in den Reihen der entschiedenen Opposition stand, wurde V.s Name zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Als die Märzereignisse des Jahres 1848 auch in der preußischen Hauptstadt ihren Widerhall fanden, eilte V. nach Berlin, ging im Reiseanzuge zum Könige, stellte diesem die bedrohliche Lage, in welcher sich die Krone befand, vor und übte so nicht geringen Einfluß auf die nachgiebigen Entschließungen des Monarchen. In die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm V. auf der äußersten Rechten seinen Sitz und richtete die Pfeile seiner, an Sarkasmen so reichen, Rede gegen die Männer der Linken, wodurch er aber auch den ganzen Haß dieser Leute auf sich zog, der sich noch steigerte, als Fürst Felix Lichnowsky, der gewandteste und geistig bedeutendste Gegner der deutschen Jakobiner, mittelst des schändlichsten Meuchelmordes aus dem Leben ge[illegible] worden war und V. nun dessen Stelle einnahm. Sein chevalereskes, von [illegible]scher Großthuerei nicht ganz freies, Wesen hat ihn in mehre persönliche

geführt, die zu Herausforderungen Anlaß gaben: so mit dem badischen Abgeordneten Brentano, wegen der bekannten Aeußerung des letztern über den Prinzen von Preußen und in neuester Zeit (Dezember 1848) mit dem Assessor Jung aus Berlin, Mitglied der preußischen Nationalversammlung. Letzterwähnter Ehrenhandel führte zu einem Stelldichein V.s und Jung's in Eisenach, wo es zwar nicht zum Zweikampfe, aber doch zu mehrfachen, für den „Ritter" V. eben nicht günstigen, Erörterungen in Zeitungen kam. Eine Folge dieser, sehr verschieden beurtheilten, Geschichte war auch der Brief d. d. Frankfurt 13. Januar 1849, den V. von einem gewissen S. Deutsch aus Wien erhielt und worin sehr beleidigende Aeußerungen gegen den Landrath von Hagen enthalten waren. V. ist ein Mann von großen geistigen Fähigkeiten, dabei ausgerüstet mit einem seltenen, leicht übersprudelnden Rednertalente und einem reichen, leicht beißend werdenden Humor. Seine Anhänglichkeit an Preußen und das spezifische Preußenthum hat er häufig genug bewährt und es war vielfach die Rede davon, daß er ein Ministerportefeuille in Berlin erhalten werde. C. Pfaff.

Vindelicien, (so genannt von Vinda, Wertach und Licus, Lech) hieß das Land auf dem nördlichen Abhang der Alpen, vom Bodensee durch Süd-Bayern und Tirol bis zum Inn, später bis zur Donau. In die Ebene breiteten sich die Vindelicier nach Besiegung der Bojer aus. Nachdem Tiberius sie besiegt hatte, legte er in ihrem Lande die Colonie Augusta Vindelicorum (Vindelica, Augsburg, s. d.) an, theils führte er viele Vindelicier fort. Später wurde V. mit Rhätien zu einer Provinz verbunden.

Vindication, in der Jurisprudenz so viel als: Zurückforderung des Eigenthums; daher V.s-Klage, (rei vindicatio), wo Jemand wegen seines, an einer Sache ihm zustehenden, Eigenthumes und der Restitution derselben &c. wider denjenigen, der ihm die Sache vorenthält, oder das Eigenthum läugnet, klagt.

Vindicta hieß bei den alten Römern der Stab, womit der Prätor bei der feierlichen Freisprechung eines Sklaven das Haupt des letztern berühren ließ, was als Symbol der Freisprechung galt. — Dann ist V. überhaupt so viel als: Rache, Ahndung, Bestrafung; auch zuweilen gleichbedeutend mit Vindication (s. d.).

Vineta, (Winneta oder Windenstadt), die älteste Stadt auf der Insel Usedom, angeblich eine phönizische Colonie, war im 5. Jahrhunderte die größte des nördlichen Europa; ihre Einwohner bestanden aus Wenden, Vandalen, Sachsen, Griechen und anderen fremden Kaufleuten. Die Stadt blühte besonders durch den Handel und war wegen der Gastfreundschaft und Sittlichkeit ihrer Bewohner berühmt, obgleich das Christenthum daselbst nicht Eingang fand. Von der Höhe ihres Wohlstandes kam V. durch einen Streit der verschiedenen Bewohnerstämme über den Vorrang im bürgerlichen Leben herab; die Vandalen sollen deßhalb den Schwedenkönig Harald und den Dänenfürsten Hemming zu Hülfe gerufen haben, damit sie ihrer Partei beistünden. Jene kamen und zerstörten 796 V.; nach Anderen ist V. erst 830 durch die Schweden unter Harung zerstört, dann wieder aufgebaut worden und im Anfange des 11. Jahrhunderts durch eine Wasserrevolution untergegangen. Später wollte man noch bei heiterem Wetter, eine Stunde vom östlichen Ufer Usedoms (östlich von Strackelberg), in der See die Ruinen von V. sehen, welche einen größern Umfang als Lübeck haben sollten. Herzog Philipp I. von Pommern soll sie im 16. Jahrhunderte haben ausmessen lassen und ihre Ausdehnung ½ Meile lang und ¼ Meile breit gefunden haben. Neuerdings wird jedoch behauptet, V. habe nie existirt; wenigstens haben neuere Untersuchungen ergeben, daß die angeblichen Ruinen ein Riff sind, welches, ¼ Meile von dem Lande in der Ostsee bald 4½ Fuß, bald 18—24 Fuß unter dem Wasser liegend, aus Lagern von großen Granitsteinen besteht, die theils auf einander geschoben sind, theils in Kreide und Sand liegen, daß aber eine Spur von Bauten nicht vorhanden ist.

Vinificator nennt man eine Vorrichtung, welche verhütet, daß während

der Gährung des Weinmostes Nichts von den geistigen und ätherischen Bestandtheilen des Gases aus dem Mostbehälter ausdünsten könne, vielmehr solches dem brausenden Moste wieder zuführe. Man setzt nämlich einen Helm auf die Oeffnung des Mostgefäßes, der dem einer Branntweinblase gleicht. Zur schnellen Verdichtung dieses Gases ist der Helm mit einem zweiten, etwas weitern Gefäße umgeben, zwischen welchem und dem eigentlichen Helme Eis oder kaltes Wasser geschüttet wird. Durch eine besondere Röhre werden die Gase abgeleitet, welche sich nicht condensiren lassen.

Viole (vielleicht hergeleitet von Phiala, Tasse, Schale, wegen der Aehnlichkeit ihres Körpers mit dieser, richtiger aber wohl von Fides, Saiten, woher das altdeutsche Fiedel kommen mag), ist der gemeinschaftliche Name für mehre Gattungen musikalischer Instrumente z. B. Viola di Gamba, Viola di Braccio u. a., von denen einige schon veraltet sind und von denen alle Geigeninstrumente ausgingen. — Auch wird darunter eine offene Orgelstimme von vier oder acht Fußton verstanden.

Violine oder Geige ist die kleinste Gattung der jetzt üblichen Bogeninstrumente, ohne Zweifel aber das angenehmste und vollkommenste, obgleich eines der schwersten unter denselben in der Behandelung. Ueber die Zeit ihrer Erfindung, von Einigen in jene der Kreuzzüge gesetzt, ist Näheres nicht bekannt. W. Christian Müller will eine Art der V. mit drei Saiten, eine von Messing und zwei von Seide, welche mit dem Bogen gestrichen werden, schon bei den Aegyptern finden; dann sagt er, daß etwa um 1620 Testatori, Geigenmacher in Mailand, sie durch Verkleinerung der Viola, jedoch roh, ohne scharf gebogene Einschnitte und ohne Randbelegung gearbeitet und Amati und Stradivari in Cremona, 1662—1710, sie verbessert hätten, weshalb man sie wohl auch für deren Erfinder halte. Fetis dagegen behauptet, daß solche bei den Franzosen zuerst in Gebrauch gekommen sei, weil alte italienische Partituren ihrer als piccoli violini alla francese erwähnen, was allerdings einigermassen zum Beweise dient. Anderseits erkannte Ferdinand Wolf das Vorbild der V. in der britischen Chrotta vom celtischen crwth, einem mit sechs Saiten bezogenen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spitzen Winkel seitwärts davon auf der Decke endigen, jene mit einem Plectrum in Bewegung gesetzt, die anderen, um den Baß zu bilden, mit dem Daumen gedrückt werden und, da dieses Instrument von den Barden auf die Minstrels übergegangen sei, so scheint ihm auch dessen Verpflanzung leicht nachweisbar. In dem Berichte, welchen Dr. Mauro Rusconi am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institut zu Mailand über Wolfs Werk abzustatten hatte, wird der von diesem gegebenen Abstammung der V. beigestimmt, als monumental bestätigt durch ein Basrelief in Sandstein an der Hauptthüre von San Michele zu Pavia, das, roh, wie alle Reliefs an dieser Thüre u. dem ganzen Gebäude, einen Mann darstellt, der eine V. streicht, im Gegensatze eines Mannes, der die Harfe spielt. Nun stammt San Michele zwar nicht aus dem 6. oder 7. sondern aus dem 11. Jahrhundert und, da man keine Veranlassung hat, das erwähnte Basrelief für jünger oder älter zu halten, so meint Rusconi, daß der V. ein über die Kreuzzüge hinausreichendes Alter gesichert sei. Indeß ist auch durch diesen Bericht der Ursprung der V. im eigentlichen Sinne nicht ermittelt; denn theils begannen die Kreuzzüge schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts, in welchem San Michele, ohne nähere Angabe der Jahre, entstand, theils kennt man das genaue Alter der britischen Chrotta, oder das Walliser Bogeninstruments Cruth nicht und ebensowenig ist nachzuweisen, wie sich das Plektrum in einen Bogen verwandelt hat, als daß schottische und irische Mönche sie auf das Festland gebracht haben. Nur so viel möchte aus dem erwähnten Basrelief hervorgehen, daß die V., größtentheils in der heutigen Gestalt, schon im 11. Jahrhundert gebräuchlich gewesen ist. Ob Fetis darunter die Vielle versteht, mit welcher die Minstrels ihren Gesang begleitet haben, ist nicht recht klar, ebensowenig, daß die Vielle wirklich eine V. gewesen sei. —

V., deren Bau übrigens bekannt ist, wird mit vier Darmsaiten bezogen und quintenweise in die Töne g d̄ ā c̄ gestimmt. Letzteres, das zweigestrichene c, heißt auch schlechtweg die Quinte und die stärkste und tiefste, mit Silberdraht übersponnene, Saite ist g. Die Töne selbst werden in dem Maße höher, je näher mit dem Aufsetzen der Finger nach dem Stege gerückt wird. Die Noten sind stets in den g-Schlüssel gesetzt, daher heißt dieser der V.-Schlüssel. Der Umfang der guten Töne geht vom kleinen g bis ins viergestrichene a, jetzt aber wird bis ins viergestrichene c gespielt und durch dieses Aufsetzen der Finger und eine eigene kurze Bogenführung eine täuschende Nachahmung der hohen spitzigen Flageolettöne hervorgebracht. Indeß behauptet der lange Bogenstrich u. der gesangvolle Vortrag noch immer seinen entschiedenen Vorzug. Corelli, geboren 1553 zu Bologna und der Florentiner Verazini lehrten zuerst die V. kunstmäßig spielen und Franz Benda war der erste Geiger, der in Deutschland eine Schule gründete. Ungeheuern Ruf und übergroßes Vermögen erwarb in neuester Zeit mit seinem Spiele auf der V. der Italiener **Paganini** (s. d.), der keineswegs nach, wie öffentliche Blätter früher berichtet hatten, durch den, 1836 in London aufgetretenen, norwegischen Violinisten **Ole-Bull**, besonders im Adagio sentimentale und in dem sogenannten Gesang des Instruments, verdunkelt ist. Ausgezeichneten, europäischen Ruf erwarb sich der Violinvirtuose **Ernst** und Unglaubliches leistete der Mailänder **Bazzini**. Für die beste Violinschule wird noch die von Rode gehalten, außerdem erschien auch eine von L. Spohr, Wien 1832 und von Baillot, die Kenntniß des V.sspiels, Berlin 1835.

Violon, (**Baßgeige**, ital. Violono, Contrabasso), das größte aufrechtstehende Geigeninstrument, welches den Grundbaß führt. Es hat heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten und die Simmung, von unten herauf e a d g, geht vom tiefen e bis ins d̄ und ē und führt den bekannten Baß- oder F-Schlüssel.

Violoncell, **Kniegeige**, **kleine Baßgeige**, eines der vorzüglichsten und unentbehrlichsten Orchester-Instrumente, in Größe, Tiefe und Stärke des Tons zwischen der Bratsche und dem Contrabaß stehend, wird mit vier Darmsaiten, die zwei tiefsten derselben mit Draht übersponnen, bezogen, welche in C G d und a gestimmt sind und beim Spielen senkrecht zwischen den Knieen festgehalten. — Sein Ton hat viel Aehnliches mit der menschlichen Stimme und die schönsten Töne sind in der Mittellage enthalten. Bei voller Orchestermusik begleitet es gewöhnlich den Baß und hebt dessen Töne bestimmter hervor, auch eignet es sich sehr gut zum Concert- und Quartettvortrag. Francillo in Florenz spielte 1725 das erste Solo auf diesem Instrumente; auch soll in dem nämlichen Jahre von den fünf Saiten, mit denen es bezogen gewesen ist, die fünfte Saite d als überflüssig abgeschafft seyn. Das Zeichen desselben ist der Baßschlüssel, doch wird bei hohen Tönen der eingestrichenen Oktave und bei hohen Solosätzen der Tenor- und der Violinschlüssel verwendet. Als Erfinder des V. wird ein Geistlicher von Tarascon, **Tardieu** (s. d.) genannt. — In Deutschland wurde es seit 1750 gebräuchlich. Ausgezeichnete Violoncellisten in neuester Zeit sind: Bernhard Romberg, Moritz Gans, Kammervirtuose in Berlin; der Belgier Batta; Joseph Menter aus München; Merk in Wien; Max Bohrer und insbesondere François Gervais, Solospieler des Königs von Belgien, die beide als große Virtuosen glänzen. Unter diesen Tonkünstlern und, wie versichert wurde, in der **Welt** soll Batta der Belgier das beste V besitzen, ursprünglich in einem kleinen Flecken Spaniens für 300 Franks gekauft, längere Zeit im Besitze einer französischen Familie, später von Batta mit 8000 Franks bezahlt und von einem geschickten Geigenmacher ausgebessert. Ein Engländer hat dafür 25,000 Francs, sogar unter der Bedingung geboten, in den Besitz desselben erst nach dem Tode des Künstlers zu kommen. Eine V.-Schule besteht von J. F. **Dotzauer**, Mainz, 1825; Bernhard Romberg aber gab die seinige in zwei Abtheilungen 1840 auf eigene Kosten heraus.

Vipern, eine Familie der **Schlangen** (s. d.), ausgezeichnet durch einen

großen, weit ausdehnbaren Mund, der mit Giftzähnen versehen ist. Sie sind von den Nattern oder ungiftigen Schlangen hauptsächlich durch den Zahnbau verschieden; bei den V. findet sich nämlich in der Oberkinnlade auch eine einfache Reihe von Gaumenzähnen, wie bei den Nattern, aber im Oberkieferbeine steht nicht eine ganze Reihe von kleinen und undurchbohrten Zähnen, wie bei den letzteren, sondern gewöhnlich ein einziger, langer und seiner ganzen Länge nach durchbohrter Giftzahn, der an seiner Wurzel mit einer kleinen Drüse in Verbindung steht, welche das Gift absondert. Dieser Zahn ist während der Ruhe mit seiner Spitze nach hinten gerichtet und ist in einer Scheide des Zahnfleisches verborgen; wenn aber das Thier beißen will, so richtet es den Zahn mit Hülfe des beweglichen Kieferknochens auf. Hinter dem Giftzahne sind noch einige Zahnkeime, von denen nur der vorderste zur Ausbildung gelangt, wenn der große Beißzahn verloren geht. Der Kopf der Vipern erscheint gewöhnlich nach hinten breiter und die Schnauze stark abgestutzt. Je nach dem Alter des Thieres, der Jahreszeit, des Klima's u. s. w. ist das abgesonderte Gift mehr oder weniger gefährlich; im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß der Biß großer und ausgewachsenen V. gefährlicher ist, als kleiner und junger; ferner, daß bei heißer Jahreszeit die Folgen schlimmer, als bei kalter, sind und daß eine nachtheilige Wirkung nur dann erfolgt, wenn das Gift in das Blut von warmblütigen Thieren gelangt. Merkwürdig ist es, daß die V. nicht allein von den Bissen anderer, sondern sogar von ihrem eigenen sterben. Gewöhnlich wirkt das Gift nicht schnell zerstörend, obwohl unter sehr ungünstigen Umständen der Tod schon nach wenigen Minuten erfolgen kann; die Dauer der giftigen Wirkung erstreckt sich oft von zwölf Stunden bis über vierzehn Tage, worauf der Tod eintritt. In anderen Fällen gelingt es (bei zweckmäßiger Hülfe), das Gift zu überwältigen, obwohl immer eine bedeutende Zerrüttung im Organismus hervorgerufen wird, in deren Folge zuweilen der Verwundete nach jahrelangem Siechthum endlich einer allgemeinen Wassersucht erliegt. — Zu dieser Thierfamilie gehören mehre Gattungen und Arten, unter denen besonders die **Klapperschlange** (s. d.), die **Ottern** (Viperina), die **Schildviper** (Naja) und Seeschlangen (Hydrina) bekannt sind.

C. Arendts.

Virgilius, Publius Maro, der größte Epiker, Bukoliker und Didaktiker der Römer, geboren zu Andes, einem Flecken bei Mantua, 70 v. Chr., wo sein Vater ein kleines Landgut besaß, welches er selbst baute, machte seine Studien zu Cremona, Mailand u. Neapel und begab sich, 30 Jahre alt, nach Rom, um seine Ländereien, die eine Beute der Soldaten des Octavian und Antonius geworden waren, wieder zu erhalten. Dieses machte ihn mit Octavianus und Mäcenas bekannt, die ihn fortan mit ihrer Gunst beehrten. Er lebte, ohne ein Staatsamt zu bekleiden, sich selbst und den Musen und hielt sich abwechselnd in Rom und auf seinem Landgute und in Neapel auf. Um seinen Gedichten die größte Vollendung zu geben, unternahm er eine Reise nach Griechenland, starb aber unterwegs zu Brundusium, nach Anderen zu Tarent, im 52. Lebensjahre, 19 Jahre vor Christus. Sein Körper wurde, seinem Verlangen gemäß, nach Neapel, seinem liebsten Aufenthalte, gebracht und nicht weit von der Stadt, am Berge Pausilippus begraben, wo man noch heut zu Tage sein Grabmal zeigt (die Grabschrift soll von ihm selbst angegeben seyn) und zu welchem nachher auch die Gelehrten reisten, seinen Geburtstag feierlich begingen und so die Verehrung fortpflanzten, die man mit Recht dem Genie dieses großen Dichters erwies, der auch in Rücksicht seiner Sitten sich so ganz auszeichnete, daß er sich die Liebe aller seiner Freunde, des Horaz, Properz, Sallust ꝛc. und die Achtung und Gewogenheit seiner Gönner erwarb, ob es gleich nicht an Neidern und Feinden gefehlt hat, die ihn sehr zu verkleinern suchten. V. zeichnete sich unter allen Dichtern durch Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, durch Feinheit des Geschmackes und durch gebildeten Verstand aus und für Sprache und Versbau war er das erste Muster. Seine zehn **Eklogen** sind Nachahmungen Theokrits, aber voll einzelner

eigenthümlicher Schönheiten; sein Gedicht vom Landbau, in vier Büchern, ist ebenso lehrreich, als anmuthig; seine Aeneis, in zwölf Büchern, ist zwar Nachbildung der Homerischen Heldengedichte, aber zugleich die reichste Frucht des Genie's und des Geschmacks, in der Schreibart vollendeter und einem verfeinerten Geschmack angemessener, als die an sich vollkommenere u. mehr originale Manier Homer's. Dazu kommt V.s ausnehmende Kunst, sich Alles, was er entlehnte, völlig eigen zu machen und mit dem Uebrigen in ein Ganzes zu verweben. Es gibt außerdem noch manche andere, ihm beigelegte Gedichte, die man unter der Benennung Catalecta Virgilii zu begreifen pflegt, deren sämmtliche Aechtheit aber sehr zweifelhaft ist. Von seinen älteren Auslegern sind der Sprachlehrer Servius Honoratus Maurus und Tiberius Claudius Donatus die merkwürdigsten. Die älteste Ausgabe von V.s Werken ist die römische, ohne Anzeige des Jahres, vermuthlich 1467 oder 1469. Unter den größeren Ausgaben haben die von J. L. de la Cerda, Madrid 1608 ff. (auch Lyon 1619 ff. und Frankfurt 1647), 3 Bde. und die Burmann'sche, Amsterdam 1746, 4 Bde., die meiste Vollständigkeit. Der berichtigte Text von Brunck, Straßburg 1785, auch 1789. Von keinem Dichter aber hat man eine so empfehlungswürdige und geschmackvolle Handausgabe, als von V., nämlich die Heyne'sche, 3. Aufl., Leipzig 1800, 6 Bde, gr. 8. mit Kupfern, auch 1804 in 4 Bdn. ohne Kupfer, als Schulausgabe ebd. 1800, 2 Bde. und neu von G. P. E. Wagner besorgt, Berlin 1830—1833, 4 Bde. Mit neuer Recension des Textes von Gilbert Wakefield, London 1796, 2 Bde. Weitere Ausgaben sind: von Wunderlich und Ruhkopf (2 Bde., Leipzig 1822); J. Christian Jahn, Leipzig 1825, 2. Aufl. 1838; Forbiger, 3 Bde., Leipzig 1836 — 1839, 2. Aufl. 1846 und Phil. Wagner, Leipzig 1845; ebenso vorzügliche Bearbeitungen einzelner Gedichte, namentlich der „Georgica" mit deutscher Uebersetzung und Erklärung von J. H. Voß, 2 Bde., Altona 1800, der „Eclogae" von demselben, (2. vom Abr. Voß besorgte Auflage, 2 Bde., Altona 1830) und der „Aeneis" von Thiel, 2 Bde., Berlin 1834—1838; Peerlkamp, 2 Bde., Leyden 1843 und Goßrau, Quedlinburg und Leipzig 1846 und die besten deutschen Uebersetzungen sämmtlicher Gedichte von J. H. Voß, (2. Aufl., 3 Bde., Braunschweig 1821), der „Aeneis" von Neuffer (2. Aufl., 2 Bdchen, Stuttgart 1830), der „Idyllen und Georgika" von Osiander (2 Bdchen, Stuttgart 1834—1835).

Virgilius, s. Vergilius.

Virginia, s. Appius.

Virginien, der älteste und wichtigste unter den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, liegt am Atlantischen Meere, zwischen Pennsylvanien im Norden und Nord-Carolina im Süden, im Westen von Kentuky und Ohio begrenzt. Der Flächenraum beträgt 3014 □ Meilen; darauf leben 1,350,000 Einwohner, worunter 200,000 Deutsche und gegen 500,000 Sklaven. Die Natur des Landes zeigt die reichsten Züge des Schönen und Lieblichen, wie des Großartigen und Erhabenen. Harpers-Ferry, Wiers-Höhle und die berühmte natürliche Felsenbrücke bei Lexington würden selbst in der Schweiz mit Bewunderung angeschaut werden. An den Küsten niedrig wird V. nach innen zu sehr gebirgig, und Zweige der Apalachen (s. d.) oder Alleghany's, in parallelen Ketten mit der Küste laufend, steigen terrassenförmig hintereinander auf. Zwischen ihnen liegen reizende, zum Theil sehr fruchtbare Thäler. Seen gibt es nur wenige, dagegen durchflechten herrliche Ströme jeden Theil des Staates, und die Naturschönheiten des Potomac übertreffen selbst die gepriesenen Ufer des Rhein. Dieser Fluß, dann der York und James ergießen sich in die schöne Chesapeakbai, während der Roanoke in den Albemarlsund fällt und der Kenawha und Monongahela dem Ohio zuströmen. Die Wälder sind von einer Art, wie man sie nur in Amerika trifft. Sie sind Urwälder, die noch jetzt da stehen, wie sie damals dastanden, als die Menschen in Paradiesesunschuld am Euphrat lebten, ehe eine Ceder gefällt, ehe ein Tempel zum Himmel aufgethürmt ward. Ihr Schweigen unterbricht nichts, als Vogelsang und das Rauschen der Wasserfälle.

Das Klima zeigt schnelle Uebergänge vom Sommer zum Winter, und umgekehrt; die Luft ist, mit Ausnahme der Gegenden am großen **Dismal Swamp** (Sumpf) zwischen V. und Nord-Carolina und einiger Küstenstriche, gesund. — Die Einwohner sind, abgesehen von den Deutschen und von den Sklaven, meist brittischer Abkunft. Man schildert sie als freigebig, gastfrei und redlich. Wort halten gilt bei ihnen mehr als Gesetz. Niedriger Sinn und Gemeinheit findet im Virginier keine Statt, schmutzige Gesinnung bleibt ihm unter allen Verhältnissen fremd. Diese Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters dürfte ihren Grund zum Theil in der großen Anzahl reicher und verständiger Landwirthe haben, die auf ihren Pflanzungen nach der Weise der alten englischen Landedelleute leben. In häufigen Zwischenräumen über den Staat hin verbreitet, üben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Sinnesart der unmittelbar unter ihnen stehenden Klassen, wie z. B. der kleinen Grundsassen. Sie geben dem Volksgeiste einen veredelnden Schwung, und die Leute fühlen, daß von der Verachtung eines solchen Männervereines getroffen zu werden eine härtere Strafe ist, als irgend die Gesetze auferlegen könnten. — Viele von den Pflanzungen V.s umfassen 5000 Morgen Flächeninhalt, und der Landbau hat also hier einen großen Maßstab, obwohl er hinsichtlich des rationellen Betriebes, zufolge der die Kultur zurückhaltenden Sklavenwirthschaft, nicht auf der hohen Stufe steht, wie in den nördlichen Staaten der Union. Das Haupterzeugniß desselben ist der Tabak, nebstdem Getreide, Gartenfrüchte, Hanf. Obst wird viel gewonnen, in den östlichen und südlichen Gegenden auch Baumwolle. Westlich von den Apalachen wächst der Zuckerahorn häufig. Die Virginier sind große Freunde der Pferde und verwenden auf die Zucht dieser edlen Thiere viele Sorgfalt. Die trefflichen Weiden ernähren auch zahlreiche Heerden von Rindvieh und langwolligen Schafen. Jagd und Fischerei sind ergiebig. Die wichtigsten Bergprodukte sind Eisen, Salz und Steinkohlen; letztere kommen in sehr reichen Lagern vor. Auch gute Mineralquellen hat V. mehre. Der Kunstfleiß ist noch wenig bedeutend, desto mehr der Handel, welchen Banken, Assekuranzen, Straßen, Eisenbahnen und Kanäle fördern. — In kirchlicher Beziehung sind die Virginer Anglikaner, Presbyterianer, Lutheraner, Baptisten, Methodisten u. s. w. Die Katholiken haben einen Bischof zu Richmond. Kirchen gibt es wenige und nur in weiten Zwischenräumen von einander gelegene; ja viele von denen, welche zur Zeit der englischen Herrschaft gebaut wurden, sind jetzt schon Ruinen, so daß die Frömmigkeit hier zu Lande eben nicht zu den vorherrschenden Tugenden zu gehören scheint. Die höheren Lehranstalten sind reichlich ausgestattet, insbesonders die mit vielem Aufwande gegründete Universität zu Charlotteville. Weniger befriedigend ist der Zustand der Landschulen. Viele Pflanzer halten sich Hauslehrer, und manchmal treten mehre zusammen, um die Kosten einer Privatschule zu bestreiten. Das Schulhaus ist eine Blockhütte. Die Kinder kommen wegen der großen Entfernungen häufig geritten oder gefahren. — V. hat sich im Jahr 1830 eine neue Verfassung gegeben. Die Generalversammlung hat die gesetzgebende Gewalt, hält jährlich einmal Sitzung und besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten. Jeder Staatsbürger hat das Wahlrecht, ausdrücklich sind aber jene ausgenommen, welche sich in einen Zweikampf eingelassen haben. Neben diesen freien Einrichtungen besteht aber auch noch die Sklaverei, und der Kauf und Verkauf der Sklaven (Neger und Mulatten) ist durch die Landesgesetze gestattet; doch dürfen aus Afrika selbst keine neuen Sklaven mehr eingeführt werden, und man läßt daher die Unglücklichen unter sich selbst sich fortpflanzen. Die ausübende Gewalt hat der auf 3 Jahre gewählte Gouverneur, welchem ein Staatsrath zur Seite steht. Die Staatseinkünfte betragen ½ Mill. Dollars, die Schulden etwas über 7 Mill. Zum Kongreß sendet V. 8 Repräsentanten. — Eingetheilt wird das Land in Ost- und West-V., nebstbei in 120 Grafschaften. Die Hauptstadt ist **Richmond** am Jamesflusse, mit ansehnlichem Handel und 24,000 Einwohner. — Walter Raleigh gründete im Jahre 1585 die erste eng-

liche Niederlassung auf dem Küstenstriche südlich vom 40° N. Br. und nannte das Land seiner jungfräulichen Königin zu Ehren V. Später untersuchte der Schiffskapitän Smith die Küste nördlich von V., welcher er den Namen Neuengland beilegte. Auf seiner Expedition von den Indianern gefangen genommen und bereits dem Tode geweiht, wurde er von der edelsinnigen Pocahontas, der Tochter des Häuptlings, gerettet. Sie war die erste Indianerin aus diesen Ländern, welche die Taufe empfing, und wurde die Gemahlin eines angesehenen Engländers, John Rolfe. V. kam bald in einen gedeihlichen Zustand, und im Jahr 1610 wurden gegen 100 Mädchen als Handelswaare nach der neuen Ansiedlung geschickt. Sie gingen reißend ab, und bald folgten noch weitere ähnliche Ladungen. Eine Frau (wife, Ehefrau) bezahlte man durchschnittlich mit hundert Pfund Tabak, wiewohl dieser Preis bald um 50 Prozent sich erhöhte. 1624 hatte V. schon eine geregelte Kolonialverwaltung und erhielt seitdem durch zahlreiche Einwanderungen aus dem Mutterlande eine starke Bevölkerung. 1776 erklärte es mit andern 12 Provinzen sich unabhängig von England. mD.

Viriathus, oder Viriathes, ein aus Lusitanien gebürtiger Hirte, kämpfte mit Glück lange Zeit gegen die Römer, als sich seine Landsleute, hart bedrückt durch den römischen Prätor Sulpicius Galba, gegen dieselben erhoben hatten. Mehre römische Feldherren wurden von ihm besiegt, bis endlich Metellus, theils durch die Kraft seiner Waffen, theils durch billige Bedingungen einen Frieden zu Stande brachte, den jedoch kurz darauf Servilius Cäpio treulos brach, indem er den V. durch Gift aus dem Wege räumte. (612 der Stadt Rom.)

Virilstimme (d. h. Stimmen Mann für Mann) nennt man die Befugniß jedes Einzelnen, als solcher seine Meinung in einer Versammlung abzugeben und bei der Zusammenzählung der Stimmen für sich gerechnet zu werden. Auf den ehemaligen deutschen Reichstagen nannte man im Fürstencollegium V.n die jedem einzelnen Stande zustehenden Stimmen, im Gegensatze zu den Curiat- oder Gesammtstimmen der unmittelbaren geistlichen und weltlichen Reichsfürsten und der Reichsgrafen. Derselbe Unterschied fand auch im engern Rathe der deutschen Bundesversammlung statt, wo die 38 Bundesmitglieder zusammen nur 17 Stimmen hatten, unter denen 11 V.- u. 6 Curiatstimmen waren (s. d. Artikel „Deutscher Bund").

Virtuos (vom lat. Virtus, Vorzug, Tüchtigkeit), bezeichnet ein zur hohen Vollkommenheit ausgebildetes Talent in der schönsten Kunst, namentlich aber einen Musiker, welcher ein Instrument vollendet zu behandeln weiß, oder der eine ausgezeichnete Fertigkeit im Gesange besitzt. Diese, durch ausdauernde Uebung erlangte, Gewandtheit in der Behandlung des materiellen Theiles der Kunst erhält allerdings erst den eigentlichen Kunstwerth, in sofern mit der mechanischen Fertigkeit auch ein seelenvoller Ausdruck in Verbindung tritt. Die Italiener nennen jedoch jeden Musiker Virtuose.

Vischer, Peter, Bildhauer und Erzgießer, unter den Meistern, welche das kunstpflegende Nürnberg hervorgebracht, einer der ausgezeichnetsten. Seine der jetzigen Zeit noch aufbewahrten Arbeiten sind genügende Belege hiefür, insbesonders das eherne Grabmal des hl. Sebaldus in der Sebaldkirche zu Nürnberg, welches er mit Beihülfe seiner fünf Söhne, Peter, Hermann, Hans, Paul und Jakob, in den Jahren 1506 — 1519 zu Stande brachte. Seine Gußwerke kamen in viele Länder und Städte des deutschen Reiches, wie unter andern nach Magdeburg, wo im Dome V.s meisterhafter Sarkophag des Erzbischofes Ernst von 1495 aufgestellt ist, nach Wittenberg, dessen Stiftskirche das herrliche Grabdenkmal Ernst des Weisen von 1527 bewahrt, nach Breslau, Bamberg, Erfurt, Aschaffenburg. Ein schöner Erzguß V.s aus dem Jahre 1521, das Monument der Margaretha Tuecherin von Nürnberg, ist bei der Restauration des Regensburger Doms aus der alten Pfarrkirche St. Ulrich in den Dom versetzt worden. Peter V. wurde 1489 Meister und machte sich durch seine Kunst bald so berühmt, daß kein angesehener Mann nach Nürnberg kam, ohne ihn in

seiner Gießhütte aufzusuchen. 1520 wurde er von seinen Mitbürgern aus Achtung in den großen Rath gewählt. In Gemeinschaft mit seinen Söhnen, die alle mit ihren Weibern und Kindern in seinem Hause am Katharinengraben wohnten, arbeitete er bis zu seines Lebens Ende, das am 7. Januar 1529 erfolgte. Man rühmt seinen plastischen Werken korrekte Zeichnung, edle und freie Stellungen, geistvollen Ausdruck in den Köpfen, treffliche Gewandung und reinen Guß nach. mD.

Vischl, P. **Gotthard**, Benediktiner zu Kremsmünster, geboren 1672 zu Viechtach in Bayern, gest. 1745. Er wirkte als Professor und Präfekt im Stifte, später als Lehrer der Philosophie an der Universität Salzburg. Von seinen Werken erlebten die „Disputationes in universam philosophiam“ eine zweite Auflage. — Vgl. Ziegelbauer Historia lit. ord. S. Benedicti III. p. 325. Hist. Univers. Salisb. p. 353.

Visconti, eine alte u. berühmte italienische Familie zu Mailand, die nach Einigen ihren Ursprung den Königen der Lombardei verdankt und die schon im 11. Jahrhunderte nicht unrühmlich in der Geschichte genannt wird. Bei der Zerstörung Mailands durch Kaiser Friedrich I. verschwindet sie auf einige Zeit aus der Geschichte, doch wird sie hernach unter denjenigen Geschlechtern genannt, die durch die Torriani vertrieben wurden. Otto V., Erzbischof von Mailand (gest. 1258), besiegte seine Feinde und hinterließ die gewonnene Oberherrschaft seinem Neffen Matteo I. (gest. 1312), der zwar eine Zeit lange den Torriani's weichen mußte, aber durch Kaiser Heinrichs VII. Hülfe wieder eingesetzt wurde und den Titel eines kaiserlichen Statthalters erlangte, den er jedoch bald mit dem eines Herrn über Mailand vertauschte. Auf ihn folgte Galeazzo, der von seinen eigenen Brüdern bedrängt und durch Kaiser Ludwig IV. 1327 zu Monza eingekerkert wurde und kurz darauf zu Brescia starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Es folgte darauf sein Oheim Luchino, ein Sohn Matteo's, der nicht nur die Besitzungen seiner Familie vermehrte, sondern sich auch als Pfleger der Wissenschaften und Künste erwies. Als er 1349 starb, erbte die Herrschaft sein Bruder Giovanni, der zugleich Erzbischof von Mailand war und sich auch Genua unterwarf. Ihm folgten 1354 seine 3 Neffen: Matteo II., Bernabo u. Galeazzo II., von welchem jedoch Matteo nach zwei Jahren starb, während die beiden übrigen durch Grausamkeiten und andere Laster ihren Unterthanen verhaßt wurden. Galeazzo stiftete indessen auf Petrarca's Rath die Universität Pavia. Nach seinem Tode, 1378, gelangte sein Sohn Gian Galeazzo zur Regierung, der bald seinen Oheim Bernabo in das feste Schloß Trezzo warf u. die Regierung allein führte. Kaiser Wenzel verlieh ihm 1395 die Herzogswürde und er unterwarf sich sogar Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna und nur sein Tod durch Gift, 1402, vernichtete den Plan, den Titel eines Königs von Italien anzunehmen. Nach seinem Tode theilten sich seine zwei rechtmäßigen Söhne, Giammaria u. Filippo Maria u. sein natürlicher Sohn Gabriel in seine Länder. Doch ihre große Jugend u. andere Unbesonnenheiten zerstörten bald das große Gebäude ihrer Macht und beschränkten ihre Herrschaft auf das Gebiet von Mailand. Giammaria verlor sein Leben 1412 an einer Verschwörung. Sein Bruder Filippo Maria führte viele unglückliche Kriege mit den Venetianern und starb ohne männliche Nachkommen 1447. Seine natürliche Tochter, Bianca, brachte Mailand an ihren Gemahl, Francesco Sforza, der 1450 von den Mailändern zum Herzog ausgerufen wurde. Die jetzt noch lebenden V. stammen von diesem alten Geschlechte ab.

Visconti, **Ennio Quirino**, einer der größten Archäologen, geboren 1751 zu Rom, Sohn des rühmlichst bekannten Präfekten der Alterthümer, Giov. Batt. Ant. V. Er war ein so frühreifes Talent, daß er, $3\frac{1}{2}$ Jahre alt, griechisch und lateinisch las u. 1765 eine poetische Uebersetzung der Hekuba des Euripides drucken lassen konnte. Seinen Vater unterstützte er bei Herausgabe des Museum Pio-Clementinum (7 Bde. 1782, 1807), ward Conservator am Museum des Capitol

und durch die Franzosen Minister des Innern, dann Consul. In das Schicksal der Republikaner verflochten, verließ er Rom 1799 und begab sich nach Frankreich, wo er als Professor der Archäologie, Mitglied des Instituts und Conservator des Museums im Louvre 1818 starb. Die Wissenschaft ward durch ihn wesentlich gefördert und einzig in ihrer Art sind: Iconographie grecque (3 Bde. 1818) und romaine (3 Bde. 1818—1820). Eine Gesammtausgabe seiner Werke ward von Labus, Mailand 1818, unternommen.

Vision, Gesicht, Erscheinung, nennt man das, wenn ein Individuum durch äußere Sinneseindrücke in sein Bewußtseyn aufnimmt, was sonst auf solchem Wege nicht erfaßt wird u. auch anderen Anwesenden verborgen bleibt. Die V.en beziehen sich entweder auf die Vergangenheit, da dem Visionär oder Seher vergangene, unbekannte Dinge offenbar werden, — oder sie beziehen sich auf die Gegenwart, indem der V. in Beziehung auf den Ort weit entfernte Dinge sieht, Fernsehen, — oder endlich die V.en beziehen sich auf die Zukunft, indem dem V. zukünftige Dinge offenbar werden, prophetischer Geist (s. Propheten). Bei allen V.en spielt das Sehen von Geistern eine große Rolle (s. Geisterwelt). Daß V.en in Wahrheit statt haben können, ist keinem Zweifel unterworfen; sehr häufig lauft aber Selbstbetrug oder absichtlicher Betrug mit unter, daher denn bei Annahme von V.en immer große Vorsicht beobachtet werden muß. Von den V.en unterscheiden sich die Phantasmen dadurch, daß den letzteren nie Wahrheit, sondern immer nur Irrthum zu Grunde liegt. — Zu den bedeutendsten Visionären gehörte Swedenborg (s. d.) und in neuerer Zeit die Seherin von Prevorst (s. d.). E. Buchner.

Visir, 1) bei Geschützen, Büchsen, Flinten, der Einschnitt, welcher am hintern Ende des Rohres angebracht ist, genau auf der Mittellinie der Seele desselben steht und dazu dient, das Geschütz genau zu richten, indem V., Korn und Ziel in eine gerade Linie gebracht werden. Bei den Meßinstrumenten nennt man die Einschnitte, Löcher oder Kreuzfaden in den Oculardioptern ebenfalls V. Jeder geschossene oder geworfene Körper bewegt sich in einem Bogen, welcher, wenn kein Widerstand der Luft stattfände, die Form einer Parabel haben würde. Um daher mit dem Geschosse das Ziel zu treffen, ist es nothwendig, daß die Axe der Seele des Rohres so gestellt werde, daß auf diesen Bogen Rücksicht genommen wird. Dennoch liegt das V. jederzeit höher, als das Korn über der Seelenaxe, wodurch, wenn man die Linie über V. und Korn (Visirlinie) verlängert denkt, dieselbe die verlängert gedachte Seelenaxe schneidet, also ein Winkel entsteht, welcher der natürliche Erhöhungswinkel oder auch V.-Winkel genannt wird. Geschützröhre, bei denen V.-Linie und Seelenaxe gleichlaufend sind, welche mithin keinen V.-Winkel haben, nennt man verglichen. Diese werden gebraucht, wenn man auf ganz kurze Entfernungen (bis 400 Schritte) schießen will; zu größeren Distanzen bedient man sich alsdann des Aufsatzes (s. Kanonen), dessen Höhe für die jedesmalige Entfernung durch Erfahrung ausgemittelt ist. Die senkrechte Ebene, welche durch den V.-Einschnitt und die Spitze des Korns gedacht werden kann, muß mit der senkrechten Ebene auf der Axe der Seele zusammenfallen, oder darf doch nur um ein Geringes davon abweichen, muß dann aber jedenfalls parallel mit derselben laufen. Würde das V. z. B. zur Seite abweichen, so würde das Geschoß auch nach dieser Seite von der Richtungslinie abgehen; stände das Korn nicht in der gedachten Ebene, so würde aus demselben mathematischen Grunde das Geschoß nach der entgegengesetzten Seite aus der Richtungslinie gehen. Bei den Büchsen sind, um auch auf weitere Entfernung schießen zu können, als Aufsatz die sogenannten Klapp-V.e angebracht. Anders verhält es sich jedoch bei den Bogengewehren, wo das Korn sich auf dem Pfeile oder Bolzen befindet. Indem man hier mit dem Korn das vordere Ende des Pfeils ꝛc. zur Seite schiebt, rückt man die Axe desselben und die Richtung des Schusses selbst mit dem Korne zugleich und verändert gegen die V.-Linie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches keinen Einfluß auf die Richtung des Schusses

äußert. — V.-Schuß nennt man beim Geschütze den Schuß, welcher über V. u. Korn nach dem Ziele gerichtet ist. — 2) An dem Helme der alten Ritter das Gitter, welches das Gesicht deckte und das herabgelassen und zurückgeschlagen werden konnte.

Visirkunst lehrt untersuchen, wie viel Einheiten eines bekannten Hohlmaßes (für Flüssigkeiten) irgend ein Gefäß, z. B. ein Faß oder eine Tonne, enthält. Das Ausmessen der Dimensionen dieses Gefäßes, um mittelst derselben deffen Inhalt geometrisch zu berechnen, geschieht mit Hülfe eines hiezu besonders construirten, V.-Stab (s. d.) genannten, Maßstabes. Die V. stellt hiezu zwei, durch Versuche gefundene und durch die Erfahrung bestätigte, Sätze auf: 1) der Inhalt eines gleichförmig gekrümmten Fasses ist ohne beträchtlichen Fehler gleich dem eines geraden Cylinders von gleicher Länge, dessen Grundfläche ⅔ der Spundkreisfläche + ⅓ der Bodenkreisfläche ist; 2) der Inhalt eines, am Halse weniger gewölbten (ausgestossenen), Fasses ist ohne bedeutenden Fehler gleich dem eines geraden Cylinders von gleicher Länge, dessen Durchmesser ⅔ des Spunddurchmessers + ⅓ Bodendurchmesser ist. — Ferner lehrt die V. den richtigen Gebrauch der Stäbe. Auch lehrt die V. das Profil eines Fasses nach gegebenen Verhältnissen zu zeichnen, sowie mittelst V.-Stabes und Rechnung den Inhalt eines nicht vollen, liegenden Fasses zu finden.

Visirschuß, ist derjenige Schuß, bei dem das Visir nicht erhöht, sondern über Metall, d. h. die höchsten Punkte der Kopf- und Bodenfriesen, visirt wird. Da hierbei Visirlinie und Seelenaxe einen Winkel, Spitze nach vorn, bilden, so gehört der V. zu den Bogenschüssen; wenn nicht gerollt wird, muß die Kugelbahn die Visirlinie am Ziele zum zweiten Male durchschneiden. — V.-Weite rechnet man meistens noch etwas weiter, nämlich vom ersten Aufschlage der Kugel.

Visirstab, nennt man das Werkzeug, mit dem man den Inhalt eines Fasses oder einer Tonne, mit oder ohne Rechnung, bequem bestimmen kann, (s. Visirkunst) sobald die Länge des Fasses nebst dessen Spund- und Bodendurchmesser gegeben sind. Es gibt zwei Arten von V.: den quadratischen und den cubischen V. Auf dem ersten ist auf einer Seite (Längenseite) die Höhe einer Kanne z. B. so oft als möglich aufgetragen, auf der andern Seite (Flächenseite) die Durchmesser von Cylindern, die bei einer Kanonenhöhe 1, 2, 3 Kannen u. s. w. Inhalt haben. Der cubische V. gründet sich darauf, daß ähnlich gestaltete Fässer sich wie die Würfel ihrer gleichliegenden Linien verhalten. Er gibt die Doppelzahl von Eimern u. s. w. an, die ein Cylinder enthält, dessen Höhe und Durchmesser gleich sind u. der die gemessene Diagonale hat; dieser V. gewährt aber weniger genaue Resultate, als der quadratische. Will man endlich einen gewöhnlichen Maßstab brauchen, so muß das Resultat durch Rechnung allein bestimmt werden; dies ist zwar mühsam, jedoch gewährt es die sichersten Resultate. Die Anwendung aller dieser verschiedenen Arten von V. und des Visirens überhaupt wird in jedem guten Lehrbuche der praktischen Geometrie (Stereometrie), oder in besonderen Werken über die Visirkunst (s. d.) ausführlich dargestellt.

Vissegrad (deutsch Plintenburg), einst eine berühmte Königsburg, jetzt ein geringer Marktflecken im Pesther Komitate Ungarns. Die kolossalen Trümmer des alten Königsbaues zeigen einen originellen, von den deutschen Burgvesten abweichenden, mehr asiatischen Charakter. Das Hauptschloß, 781′ über dem Spiegel der vorüberfließenden Donau liegend, bildet ein Dreieck. Die Ringthürme sind durch Mauern verbunden und oben mit Zinnen und Schießscharten besetzt. Am Fuße des Schloßberges steht der 4 Stockwerke hohe Salomonsthurm, und unfern, dicht am Strome, eine Bastion, von welcher eine 4 Klafter hohe Mauer zur Burg hinanzieht. Durch das noch ziemlich wohl erhaltene Hauptthor der Veste gelangt man in das untere Schloß und von diesem sodann in das Hochschloß. Noch zeigt man dort das Gewölbe mit der Ueberschrift 1493, in welchem die ungarische Krone aufbewahrt wurde. Von der Geräumigkeit der Königsburg kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie 350 [illegible]

enthielt. Was Prachtliebe und Luxus ersinnen können, vereinigte sie in ihren Mauern u. wurde deswegen von den Zeitgenossen den so hoch gepriesenen Weltwundern des Alterthums beigezählt. Vorzüglich hatte Mathias Corvinus Palast und Gärten überherrlich ausgeziert. — Der Name V. ist slavischen Ursprunges und bedeutet eine „hohe Burg". Wahrscheinlich ist die Veste schon vor Ankunft der Magyaren durch die Slaven erbaut worden. Einige Geschichtsforscher vindiziren ihr ein noch höheres Alter, indem sie hier das Carpis der Römer suchen. Ladislaus I. hielt 1081 seinen Vetter, den Gegenkönig Salomon, in dem Thurme eingekerkert, welcher noch heute nach dem Gefangenen benannt wird. Im Jahre 1310 wählte König Karl Robert V. zu seiner Residenz und ließ es durch neapolitanische Baumeister erweitern, befestigen und verschönern. Auch Ludwig der Große, Sigismund und Matthias Corvinus hatten hier ihren Lieblingssitz. Von 1526 an, wo die Türken zum ersten Male Ungarn überschwemmten, ward die Veste, aus der man schon früher die Krone geflüchtet hatte, mehrmal belagert u. bald von den Osmanen erobert, bald von den Christen wieder zurückerkämpft. Die alte Pracht ging unter den zerstörenden Fußtritten des Krieges verloren. 1686, als die Türken zum letzten Male und für immer auszogen, hinterließen sie die Burg in so ruinösem Zustande, daß Kaiser Leopold, um die großen Summen ihrer Wiederherstellung zu ersparen, den Befehl ertheilte, sie gänzlich zu räumen und dem Verfalle zu überlassen. 1702 wurden die noch stehenden Festungswerke gesprengt, damit sie den Rakoczi'schen Kuruzzen keinen Haltpunkt gewähren möchten. Ein altes Distichon beklagt den Untergang V.s:

Inspice natales Vicegradi et funera, dices:
Destruxisse homines, sed posuisse Deos.

Vergl. J. V. Häufler: Album von V., Pesth 1845. mD.

Visum repertum, s. Obduction.

Vitalianer oder Victualienbrüder, hieß eine, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Seeräubergesellschaft, die vorzüglich in der Ostsee ihr Wesen trieb und deren Ursprung in Folgendem zu suchen ist. Als im Jahre 1389 König Albert von Schweden mit seinem Sohne Erich von Margaretha von Dänemark gefangen worden war, suchte ihn sein Bruder Johann von Stargard mit Hülfe der Hansa, namentlich der Städte Wismar und Rostock, seines Gefängnisses zu entledigen. Um den Krieg mit mehr Nachdruck führen zu können, hatten die erwähnten Städte eine Bekanntmachung ergehen lassen, nach der allen denen, die auf eigene Kosten Caper gegen Dännemark, Schweden und Norwegen ausrüsten würden, ihre Häfen offen stehen sollten. Eine Menge von Abenteuerern fand sich zu diesem Unternehmen bereit, welche, durch glückliche Erfolge einmal kühn gemacht, bald weder Freund, noch Feind verschonten. Sie nannten sich V., da sie, obgleich gewissermassen im Dienste jener Städte, für Unterhalt und Lebensmittel (Victualien) selbst sorgen mußten. Der Hansebund, über dieses Unwesen aufgebracht, schloß die Urheber desselben, Wismar u. Rostock, die indessen durch eingebrachtes Capergut ansehnlich gewonnen hatten, von seiner Gesellschaft aus. Im Jahre 1395 kehrte Albert, der Krone Schwedens entsagend, nach Mecklenburg zurück und die V. mußten bei Abschluß des Friedens die Ostsee räumen; von der Insel Göthland, die sie bis jetzt noch inne gehabt hatten, vertrieb sie der deutsche Orden. Ein Theil von ihnen wendete sich nach Bergen in Norwegen, ein anderer nach Friesland, wo Aurikenhave, Wiwunde u. Marienhave, die einem friesischen Häuptlinge, Kentom Broecke, gehörten, ihre vorzüglichsten Schlupfwinkel wurden. Von hier aus trieben die V. ihr Wesen ärger, als jemals, so daß der Hansebund ernstlich auf ihre Ausrottung dachte. Vor Allen gelang es den Hamburgern, zwei der kühnsten Häupter der V., den Klaus Stortebeker und Wigmann, als sie mit ihren Schiffen vor Helgoland lagen, nach tapferer Gegenwehr zu überwältigen; 40 Seeräuber blieben und 70 wurden gefangen nach Hamburg geführt und hier auf dem Grasbrooke (1402) enthauptet. Ein altes Lied (abgedruckt im „Wunderhorn" II. S. 167 u. anderwärts) besingt

diese Begebenheit. Nicht lange nachher wurden von denselben Hamburgern zwei andere bekannte Seeräuber von den V.n, Godeke oder Gottfried Michael und Wigbold, letzterer, wie man sagt, ein Magister der freien Künste, mit 80 Gefährten eingebracht und 1403 gleicherweise bestraft. Man fand bei ihnen die, an der spanischen Küste erbeuteten, Gebeine des heiligen Vincentius, durch deren Besitz die Seeräuber sich für unbesiegbar gehalten hatten. Seitdem ist der Name der V. gänzlich verschwunden.

Vitalianus, der Heilige, römischer Papst, Sohn des Anastasius Pontracius von Segni, einer Stadt in der römischen Campagna, oder, nach Anderen, von Svernia, einem Schlosse in den Abruzzen, bestieg am 11. August 657 den päpstlichen Stuhl. Er hielt mit unermüdetem Fleiße auf die Festhaltung der Kirchenzucht und verdiente durch seine ausserordentliche Frömmigkeit als Heiliger verehrt zu werden, daher die Kirche sein Andenken am 27. Januar ehrt. Als er sich genöthigt sah, den Erzbischof Maurus von Ravenna zu excommuniziren, that dieser gegen den Papst das Nämliche, was allgemeinen Unwillen erregte. Gleich nach seiner Thronbesteigung sandte V. seine Botschafter mit einem Synodalschreiben an den Kaiser Konstans, um ihm seine Wahl anzuzeigen und ihn zu bitten, daß er dem Monotheletismus entsagen und wieder zur katholischen Kirche zurückkehren möchte. Die Botschafter wurden gut aufgenommen und überbrachten der Kirche des heil. Petrus von dem Kaiser ein mit Gold geschriebenes u. reich mit Edelsteinen verziertes Evangelienbuch. V. nahm dieses Geschenk mit großer Freudenbezeugung an und, als Konstans im Jahre 663 einen Zug nach Rom machte, ging ihm der Papst 6 italiensche Meilen entgegen, empfing ihn mit größter Pracht und begleitete ihn nach Rom, wo der Kaiser 12 Tage verweilte, die Kirchen besuchte und denselben während der Zeit seines Aufenthaltes reiche Geschenke machte, überhaupt nur Zeichen der Andacht und frommer Freigebigkeit äußerte. Als jedoch die Longobarden, welche der Kaiser vernichten zu können geglaubt hatte, seine Nachhut bei Neapel schlugen, verlor er alle Hoffnung, sich länger in Rom halten zu können. Ehe er aber hinweg ging, plünderte er die Kirchen, nahm die Geschenke zurück, die er geopfert hatte und raubte, was die Stadt an den größten Kostbarkeiten besaß. Man hatte ihm den Vorschlag gemacht, er solle das Pantheon schmücken, welches seit dem Jahre 608 unter Bonifacius IV. mit Genehmigung des Phokas in eine Kirche verwandelt worden war; aber Konstans II. zog es vor, dasselbe aller Metallplatten zu berauben, mit denen es bedeckt war. Unaufhaltsam ließ er alle diese Reichthümer nach Syrakus bringen. Ein solches Benehmen konnte die Macht der Päpste in Italien nur stärken. Konstans selbst trug das Loos der Tyrannen davon, welche die Kirche verfolgt und die Christen gemartert hatten; er wurde selbst ermordet. — Der Erzbischof Wighand von Canterbury, welchen König Oswy nach Rom gesendet hatte, um sich dort weihen zu lassen, starb an der Pest, die damals in Italien herrschte. An des Verstorbenen Stelle schickte V. den Theodor einen griechischen Mönch, der sowohl durch Wissenschaft, als Geistesüberlegenheit ausgezeichnet war, nach England. — Nach Einigen soll V. den Gebrauch der Orgeln beim Gottesdienste in den Kirchen eingeführt haben, wogegen Andere diesen Gebrauch dem heiligen Damasus zuschreiben. Indessen scheint keine von beiden Behauptungen die richtige zu seyn und wirklich sagt Ladvokat, diese Erfindung sei schon vier Jahrhunderte älter, weil schon Claudian eine Orgel beschreibe. Gewiß ist, daß schon vor dem heiligen V. Venantius Fortunatus, der im Jahre 606 starb, von dem heiligen Bischof Germanus von Paris sagt, daß es schon zu dessen Zeit eine Orgel in einer Kirche dieser Stadt gegeben habe. Wie daher Bingham in seinen „Origines ecclesiastici" die Behauptung aufstellen konnte, man habe vor dem heil. Thomas von Aquin die Orgeln nicht gekannt, ist wirklich unbegreiflich. V. ernannte in vier Ordinationen 97 Bischöfe, 22 Priester und 10 Diakone. Er regierte die Kirche 14 Jahre und 10 Monate und starb am 27. Jänner 672. — An Wissenschaft kann der h. V. mit den gelehrten

verglichen werden und an Eifer zur Verbreitung der Religion, an Muth für die Vertheidigung derselben stand er Keinem nach.

Vitellius, Aulus, römischer Kaiser, ward im Jahre 15 nach Christo geboren und zu Caprea, dem damaligen Sitze aller Ausschweifungen, erzogen. Allen Lastern und Ausschweifungen ergeben, wußte er sich am Hofe des Caligula dessen Gunst durch sein Kutschertalent, des Claudius Wohlwollen durch seine Liebe zum Spiel und des Nero besondere Gewogenheit durch kriechende Schmeichelei gegen dessen Talente für den Gesang zu erwerben, spielte so bei allen die wichtigste Rolle und erhielt die wichtigsten Staatsämter und Priesterstellen. So ward er auch, da er die Armeen in Deutschland, deren Legionen er befehligte, durch Geschenke sich geneigt gemacht hatte, nach des Kaisers Galba Tode von jener zum Kaiser in seinem 57. Jahre ausgerufen, während die prätorianischen Truppen zu Rom den Otho dazu erklärten. Wider diesen seinen Nebenbuhler verloren seine Armeen drei wichtige Schlachten und nur erst die vierte, zwischen Cremona und Verona, hatte für ihn den erwünschtesten Ausgang. Otho tödtete sich selbst und nun huldigte die ganze Armee, sowie der Senat, dem neuen Kaiser V. Die unbeschreiblichsten Verschwendungen waren nun an der Tagesordnung: binnen wenigen Tagen waren vier Millionen und in Zeit von vier Monaten 900 Millionen Sestertien verschwendet. Aber auch an Grausamkeit suchte er sich seinen Vorgänger Nero zum Muster zu nehmen, dem er sogar Altäre u. feierliche Todtenopfer errichtete. Die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt und nicht nur seine Freunde ließ er hinrichten, selbst seine Mutter ließ er Hungers sterben. Doch, seine Regierung dauerte nicht lange. Die Armeen, im Oriente sowohl, als an der Donau, empörten sich und riefen den Vespasian zum Kaiser aus; Alles kam in Aufruhr. Er selbst suchte noch auf dem Capitol Rettung: der Tempel ging in Flammen auf, Rom wurde mit Sturm eingenommen und V. nach einer achtmonatlichen Regierung ermordet; seinen Körper schleppte man mit Haken fort und warf ihn in die Tiber.

Viterbo, Stadt im Kirchenstaate, an der Straße von Siena nach Rom, am Fuße des Monte Cimino, leitet seinen Ursprung aus der Zeit der Longobarden-Herrschaft ab, ist Sitz eines Bischofs, sowie der Behörden der gleichnamigen Delegation (78½ □ Meilen, mit 145,000 Einw.) und zählt 16,000 Einwohner. Im Mittelalter war die Stadt öfter Residenz der Päpste. Unter den merkwürdigen Gebäuden heben wir heraus: die Kathedrale S. Lorenzo, im mittelalterlichen Baustiele, auf dem Grunde eines Herkules-Tempels; die Kirche S. Angelo in Spada, an der Façade ein antiker Sarkophag, in welchem die schöne Galiana beigesetzt worden, um deren willen Rom und V. in einen Krieg geriethen; der Palazzo communale, angefangen 1264, beendigt unter Sixtus IV., mit einem schönen Brunnen im Hofe und großen etruscischen Grabmälern; Palazzo vescovile, neben der Kathedrale, aus dem 13. Jahrhunderte, mit dem großen Saal, in welchem nach 33 Monaten das Conclave Martin IV. auf Betrieb Karl's von Anjou zum Papste wählte; Palast S. Martino, der Familie Doria gehörig, mit einer fahrbaren Treppe, dem Bildnisse der berühmten Donna Olympia Maidalchini, ihrem Bette und sonstigem Ameublement. Die Stadt hat auch viele schöne Brunnen und treffliches Wasser, mehre Ueberreste etruskischer Baukunst und in der Umgebung viele herrliche Landhäuser.

Vitriol ist die allgemeine Benennung für jedes, aus einem Metalle und Schwefelsäure (V.-Oel) bestehende Salz, welches durch die Beisetzung des Namens seines Metalls noch näher bezeichnet wird. Für den technischen Gebrauch sind am wichtigsten der Eisen-, Kupfer- und Zink-V. Der Eisen-V., auch Kupferwasser oder grüner V. genannt, kommt in der Natur als ein, sich fortwährend erzeugendes, Produkt vor, wird aber für den Handel im Großen fabrikmäßig auf verschiedene Weise bereitet. Gewöhnlich stellt man ihn aus V.-Erz (Vitriolkies), Schwefelkies, Magnetkies, oder auch aus Eisen- und Schwefelsäure dar. Läßt man diese Mineralien, welche hauptsächlich aus

Eisen und Schwefel bestehen, an der Luft verwittern, so kömmt Sauerstoff in ihre Verbindung, wodurch der Schwefel in Schwefelsäure (s. Vitriolöl), das Eisen in Eisenoxyd umgewandelt wird, die sich wieder mit einander verbinden und den Eisen-V. (schwefelsaueres Eisenoxyd) darstellen. Man verwendet ihn zur Darstellung mehrer Farben, z. B. des Berlinerblaus (s. d.), zur Bereitung des V.-Oels &c.; ferner in der Medizin, Färberei &c. In Deutschland wird an sehr vielen Orten Eisen-V. fabricirt. Der Kupfer-V., auch cyprischer oder blauer V., blauer Galitzenstein genannt, findet sich in der Natur in den Grubenwassern der Kupferbergwerke, wird aber größtentheils künstlich dargestellt aus Kupferverbindungen oder als Nebenprodukt bei chemischen Arbeiten, z. B. in den Münzstätten, gewonnen. Er besteht aus Kupferoxyd, Schwefelsäure und Wasser und bildet ein Hauptingredienz vieler grüner und blauer Farben; dient zum Verkupfern und Bruniren von Eisen, zum Färben des Gelbes und in der Medizin. Er ist giftig, wie alle Kupfersalze. Der Zink-V., weiße V. wird durch Rösten und Auslaugen der Blende, einem, aus Zink und Schwefel bestehenden, Erze gewonnen, besteht aus Schwefelsäure und Zinkoxyd und wird zur Firnißbereitung (um das Oel mehr trocknend zu machen) gebraucht, ferner zur Feuerversilberung, in der Kattundruckerei u. in der Medizin. Große Quantitäten werden von demselben zu Goslar am Harze erhalten. C. Arendts.

Vitriolöl oder Schwefelsäure (Acidum sulphuricum, Oleum vitrioli), nennt man eine Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff. (Vgl. Schwefel.) Die technische Gewinnung der Schwefelsäure ist entweder eine Abscheidung schon gebildeter Säure aus dem Eisenvitriol (eine natürliche Verbindung von Schwefelsäure und Eisen), oder eine wirkliche Bildung derselben aus Schwefel. Die auf erstere Weise gewonnene Säure wird rauchende Schwefelsäure (sächsisches oder Nordhäuser-V.) genannt, die auf die andere Art erhaltene heißt gewöhnliche Schwefelsäure (englisches V.). Um die rauchende Schwefelsäure darzustellen, setzt man Schwefelbrände (s. Schwefel) längere Zeit der Luft und dem Regen aus und begießt sie bei trockener Witterung von Zeit zu Zeit mit Wasser. Es bildet sich hiebei Eisenvitriol, der sich im Wasser löst und in Laugensümpfen zum Versieden gesammelt wird. Der unverändert gebliebene Theil der Schwefelbrände bleibt der weiteren, freiwilligen Oxydation (s. Oxyd) und Ablaugung durch Regenwasser überlassen. Nach längerer Luftberührung wird schwefelsaures Eisenoxyd gebildet, das eine braune Auflösung liefert, die in Bleipfannen stark eingedampft wird. Das dadurch erhaltene feste, wasserhaltige, schwefelsaure Eisenoxyd wird bei mäßiger Hitze geröstet und hierauf aus thönenen Retorten destillirt, wobei die Schwefelsäure mit geringem Wassergehalte übergeht, in dem Retort aber Eisenoxyd zurückbleibt. Die fabrikmäßige Bereitung der gewöhnlichen Schwefelsäure geschieht in großen Bleikammern, die, unten offen, in einer flachen Bleipfanne stehen, ringsum von Balken gestützt sind. Unten oder vor den Kammern befindet sich der Verbrennungsofen, auf dessen Heerd man Schwefel, dem 8% Salpeter beigemengt wird, verbrennt; man leitet beständig Wasserdämpfe und atmosphärische Luft zu und läßt diese Dämpfe in den Kammern niederschlagen. Die so erzeugte Säure wird von dem überschüssigen Wasser durch Abdampfen in bleiernen oder Platin-Kesseln befreit. Die Ausübung der Schwefelsäurebildung im Großen ist schon alt, der fabrikmäßige Betrieb datirt aber doch erst von der Erfindung der Schwefelsäure-Kammern (Bleikammern), von denen die erste im Jahre 1774 von Roebuck in Birmingham aufgestellt wurde. Zur Speisung derselben ist neben Luft und Wasserdampf auch schwefelige Säure (die beim Verbrennen des Schwefels entsteht) und Stickoxyd (durch den Zusatz von Salpeter erhalten) erforderlich. Sonst hatte man die schwefelige Säure fast immer durch Verbrennen von Schwefel in besondern Oefen direkt dargestellt und dazu sicilianischen Rohschwefel benützt. Als aber im Jahre 1841 zwischen der englischen Regierung u. Neapel die Schwefelfrage aufgeworfen wurde, gelangte der Preis des natürlichen Schwefels, ungeachtet der friedlichen

Schlichtung durch Frankreichs Vermittelung, zu einer solchen Höhe, daß die Fabrikanten gezwungen waren, auf neue Quellen zu denken. Die englische Industrie eröffnete auch solche durch Ausbeutung der ungeheueren Vorräthe von Schwefelkies, welche in Irland und den Kohlendistrikten vorkommen. Die rauchende Schwefelsäure, eine mehr oder minder klare, gewöhnlich braune Flüssigkeit, ist eine Verbindung von wasserfreier, mit wasserhaltiger Säure, die an der Luft dichte weiße Nebel ausstößt; sie erstarrt schon bei über 0° R. zu wasserhellen Krystallen. Die gewöhnliche Schwefelsäure ist eine Verbindung von ungefähr gleichen Theilen wasserfreier Schwefelsäure u. Wasser. Sie ist wasserhell, dichtflüssig wie Oel, geruchlos, aber sehr ätzend u. stark sauer; sie verkohlt, wie auch die andere, die meisten organischen Stoffe, gefriert erst bei 28° R. und siedet bei 260° R. Aus der Luft zieht sie Wasser mit großer Begierde an, sie erhitzt sich, gemengt mit Wasser, wie auch mit Weingeist, sehr stark. Mit den Basen bildet die Schwefelsäure die schwefelsaueren Salze und ihre Verbindungen mit Erde und Metallen werden im Allgemeinen Vitriole genannt. C. Arendts.

Vitruvius, Marcus Pollio, ein berühmter römischer Baumeister und Schriftsteller in diesem Fache, aus Verona, gleichzeitig mit Christus, that anfänglich unter Cäsar Kriegsdienste und erhielt von Augustus die Aufsicht über die Kriegsmaschinen und öffentlichen Gebäude. Rom wurde durch die von ihm entworfenen Bauten sehr verschönert. Sein Werk von der Baukunst besteht aus zehn Büchern und ist, wiewohl ohne die dazu gehörigen Risse, vollständig erhalten worden. Eigentlich betreffen nur die sieben ersten Bücher die Baukunst, das achte handelt von Wasserleitungen, das neunte von Sonnenuhren und das zehnte von der Mechanik. An seiner Schreibart hat man oft den Mangel an Eleganz getadelt, ohne auf die Einzelnheit und Popularität der von ihm behandelten Gegenstände Rücksicht zu nehmen. Doch bedarf der Text noch mancher Berichtigungen. — Die besten Ausgaben haben wir: von Aug. Rode, Berlin 1800, 2 Bde. mit Kupfern, der auch vorher, Lpz. 1776, 2 Bde., eine schätzbare Uebersetzung dieses Schriftstellers lieferte; von J. Gottl. Schneider, Leipzig 1807, 4 Thle. und mit den Anmerkungen von Laet, Galiani, Polenus, Stratico u. A. in vier Bänden (8 Thln.), Udine 1825—30 mit Kupfern und Holzschnitten. Von Marini, 4 Bde. Rom 1836. Vgl. Ch. Genelli's exegetische Briefe über V., Braunschweig und Berlin 1801 ff., 2 Hefte mit Kupfern und J. F. v. Rösch, Erläuterungen über V.s Baukunst, Stuttgart 1802; C. L. Stieglitz, Archäolog. Unterhaltungen, erste Abtheilung über V., Lpz. 1820.

Vittoria, Hauptstadt der baskischen Provinz Alava in Spanien, in einer fruchtbaren Ebene an der Zadorra, hat alterthümliche Befestigungen, einen schönen Marktplatz, 5 Kirchen, mehre Hospitäler und 12,000 Einwohner, welche Stahl- und Eisenwaaren, insbesonders gute Degenklingen, Wachstaffet, Wollenzeuge, Leder ꝛc. verfertigen und einen beträchtlichen Handel mit Wein und Getreide treiben. — Der Ort hieß früher Bizancio und ist erst im J. 1431 eine Stadt geworden. 1367 erfocht hier der schwarze Prinz einen Sieg zu Gunsten Peters des Grausamen von Kastilien, und am 21. Juni 1813 schlug Wellington bei V. die Franzosen unter Jourdan. mD.

Vittoria, Herzog von, s. Espartero.

Viviani, Vincenzo, einer der berühmtesten Mathematiker des 17. Jahrhunderts und würdiger Schüler von Galilei. Von adeligen Eltern zu Florenz den 15. April 1622 geboren, fing er im 16. Jahre an, die Geometrie zu studieren und bald nahm ihn Galilei als seinen Schüler an, bei welchem er 3 Jahre blieb. Einige Jahre widmete er sich ununterbrochen der Geometrie und suchte in der Zeit die 5 Bücher, welche Aristäus 300 Jahre vor Christus über die Kegelschnitte geschrieben hatte und welche gänzlich verloren gegangen waren, zu ersetzen. 15 Jahre lange wurde er nun theils durch Privatangelegenheiten, theils durch öffentliche u. Staatsverhandlungen, welche ihm sein Fürst, der Großherzog Ferdinand II. von Toskana, anvertraute, beschäftiget; aber dennoch unternahm er noch während

der Zeit ein ähnliches Vorhaben, nämlich auch 5 Bücher des Apollonius Pergäus von den Kegelschnitten zu ersetzen, welche dieser Schriftsteller ungefähr 250 vor Christus geschrieben hatte, die aber schon schon fast vor tausend Jahren verloren gegangen waren. V. war mit dieser Arbeit eben sehr eifrig beschäftigt, auch schon sehr weit damit vorgerückt, als auf einmal Borelli in der großherzoglichen Bibliothek zu Florenz ein arabisches Manuscript fand; welches die für verloren gehaltenen Bücher des Pergäus enthielt. Ehe dieser aber noch mit der Uebersetzung, welche er zu Rom fertigen ließ, hervortrat, eilte V., seine eigene Arbeit zu beschleunigen. Diese erschien 1659 und nach einigen Jahren erst jene Uebersetzung und aus der angestellten Vergleichung ging nun hervor, daß V. in seinen Muthmaßungen über die Materie jenes Werkes weit tiefer eingedrungen war, als Apollonius selbst. Kurz darauf bediente sich der Herzog V.'s zur Ausgleichung gewisser Streitigkeiten mit den päpstlichen Commissarien. V.s Ruhm breitete sich immer mehr in ganz Europa aus, so daß auch der König von Frankreich, Ludwig XIV., ihm freiwillig eine Pension aussetzte und 1666 der Großherzog ihm den Titel seines ersten und vornehmsten Mathematikers ertheilte. Er starb zu Florenz den 22. Sept. 1703.

Vlämische Sprachbewegung und Literatur. Die flandrischen Provinzen Belgiens, diese früheren Bestandtheile des burgundischen Kreises, welche von Frankreich so lange streitig gemacht wurden, zur Zeit der Revolution vom Reiche sich gänzlich losrissen, durch den Wiener Kongreß mit Holland zu einem Königreiche gebildet wurden, durch die belgische Revolution von 1830 zum Königreiche Belgien kamen — haben in der jüngsten Zeit in ihrem Schooße eine Bewegung gepflegt, welche das Band, das sie an das deutsche Stammland knüpft, noch immer als lebenskräftig erweist, jedenfalls beweist, daß Zusammengehöriges sich nicht willkürlich auseinander reißen läßt. Es ist dies die vlämische Sprachbewegung. So lange Belgien und Holland vereinigt waren, hatte die niederdeutsche Sprache über das Wallonische das entschiedenste Uebergewicht, als Sprache des überwiegenden Landestheiles und der Regierung; natürlich war auch die Literatur eine niederdeutsche. Als das Haus Burgund zur Herrschaft gelangte, wurde Französisch zwar die Sprache des Hofes, des Volkes Sprache blieb aber vor, wie nach das Niederdeutsche. Erst der Aufstand der Niederlande, welcher zwischen Holland und Belgien eine weite Kluft riß, brachte in dieser Beziehung eine große Veränderung zuwege. Das Niederdeutsche oder Vlämische starb als Schriftsprache ab, wozu auch der Umstand mitwirkte, daß in Holland der Protestantismus festen Fuß faßte und den katholisch gebliebenen belgischen Provinzen darum bald Ketzerisch und Niederdeutsch gewissermaßen als gleichbedeutend erschienen. Jedoch erhielt im Volksleben, selbst in der Geschäftssprache, sich das Vlämische. Als der Herzog von Alba i. J. 1568 den Ständen von Brabant Aktenstücke in französischer Sprache abgefaßt vorlegen ließ, sandten jene die Dokumente zurück, weil sie vlämisch geschrieben seyn mußten. Die Gesetze für die vlämischen Gebietstheile wurden niederdeutsch abgefaßt, in einigen Bezirken war vor Gericht das Vlämische allein gültig; selbst in Lüttich bedienten sich die Provinzialstände nicht ausschließlich der französischen Sprache. Die große Kaiserin Maria Theresia machte die vlämische Sprache zu einem Hauptzweig des von ihr neuorganisirten Unterrichts und begünstigte überhaupt dieselbe so sehr, daß ein belgischer Schriftsteller von ihr sagt, ihr Name sei bei Allem zu finden, was einen nationalen Stempel trage. Die von ihr gelegten neuen Grundlagen zu einer vlämischen Literatur wurden indessen durch die Unruhen unter ihren beiden Nachfolgern rasch zerstört. Nachdem Joseph II. durch willkürliche rücksichtslose Reformen die deutsche Herrschaft auf das Aeußerste verhaßt gemacht hatte, fand die französische Revolution in den Niederlanden einen um so günstigeren Boden. Die Sprache der Sklaven, wie man das vlämische nannte, wurde nun grundgesetzmäßig durch die Sprache der Freiheit, das Französische, verdrängt. Wie in allen, damals von den Franzosen occupirten, Ländern wurde der gesammte öffentliche Verkehr von

zösisch. Erst mit dem Jahre 1815 bekam das Vlämische eine günstigere Zeit. Noch ehe der Wiener Kongreß über Belgien bestimmt hatte, rief derselbe Van der Nort, der zwanzig Jahre früher einer der hervorragendsten Führer des Aufstandes gegen Oesterreich gewesen, die Niederländer auf, sich wieder einen Fürsten aus dem Hause Habsburg zu geben. Zugleich erklärten sich 145 Aelteste und Syndiken der Brüsseler Gemeinde in einem begeisterten Aufrufe für die vlämische Sprache. Die Vereinigung Belgien's mit Holland kam dem Aufschwung des Vlämischen sehr zu Statten. In dem neuen Staate lebten sechs Millionen Niederdeutsche neben anderthalb Millionen Wallonen und schon aus diesem Grunde mußte die Sprache der großen Mehrheit zur herrschenden werden. Vlämische Schriftsteller behaupten jedoch, Wilhelm I. habe den Fehler begangen, volle vier Jahre lang mit der Einführung der Volkssprache in der Verwaltung und den Gerichtshöfen zu zögern. Als aber dies geschah, entfremdete sich der Staat in nachhaltigerer Weise seinen vlämischen Unterthanen, indem er kein Hehl aus seinen protestantisch-absolutistischen Tendenzen machte. Und als nun wieder die vlämische Sprache zur Geltung gekommen, zeigte sich, daß sie gegen die so nahe verwandte holländische im Schatten stand, da sie seit dem 16. Jahrhunderte nicht weiter gebildet worden. Der Spott der holländischen Beamten und Offiziere über die rohe vlämische Sprache reizte die Vläminger und rief bei Vielen den Entschluß hervor, sich des niederdeutschen Idiom's zu enthalten. Daher ist es erklärlich, daß bei der Revolution von 1830 das Vlämische gänzlich verschwand, um so mehr, da das Ferment des Aufstandes ein wesentlich französisches war. Auch wurden fast alle Stellen mit Wallonen oder Franzosen besetzt und man beging die Ungerechtigkeit — welche sich freilich die holländische Regierung früher gegen die wallonischen Provinzen hatte zu Schulden kommen lassen — den vlämischen Provinzen das Französische aufzudringen. Die neue Verfassung berechtigte dazu, denn sie bestimmt in Art. 23: Der Gebrauch der, in Belgien herkömmlichen, Sprachen ist einem Jeden beliebig freigestellt; nur für die Aktenstücke der öffentlichen Behörden und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden. Die Umstände waren den Flamändern so ungünstig, daß sie kaum einen Gegenkampf zu unternehmen wagten. Jedem schüchternen Versuche stellte die öffentliche Meinung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wer vlamisch redete, wurde als Orangist angefeindet, während aus dem socialen Verkehr die niederdeutsche Sprache als gemein verbannt war. Da nun Alles, was von der gesetzgebenden, wie von der ausübenden Macht im Staate herkam, französisch war, man nur dieses hörte, sprach und schrieb und ohne Französisch nicht an die Erlangung des geringsten Postens bis zum Korporal abwärts gedacht werden konnte, so kann man sich darstellen, wie sehr die Aemtersüchtigen und Alle, die etwas gewinnen wollten, sich beeilten, auf der Höhe des Jahrhunderts stehend zu erscheinen. Ein solcher Zustand war indeß zu unnatürlich, zu entwürdigend für einen ganzen Volksstamm, um Bestand haben zu können. Den ersten Anstoß zum Bessern gab der, nunmehr verstorbene, berühmte Philologe J. F. Willems in Genf durch seine Vorrede zu der Uebersetzung des Reinert de vos, die im Jahre 1834 erschien. Er forderte darin kühn zum Kampfe für die angeborne Sprache auf, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß der Parteigeist seinem Kampfe für das Vlämische orangistische Zwecke und Tendenzen unterschob. Männer gleicher Gesinnung und gleichen Muthes, wie Ledegank, Blommärt, Serrure, Van Duyse, Schlayes u. A. schlossen sich ihm an und vereinigten sich mit ihm zur Herausgabe einiger periodischen Schriften. Zugleich bildeten sich Gesellschaften zur Hebung der Muttersprache, in Gent der Verein: De Tael es gansch hét Volk (Die Sprache ist das ganze Volk), in Antwerpen der Clystok (Olivenzweig) und ähnliche Genossenschaften in andern flandrischen und brabantischen Städten und so gewann die vlämische Bewegung einen festern Boden. Als im Jahre 1840 der Friede mit Holland geschlossen war und die *politische* Verdächtigung mehr und mehr verstummte, that Willems einen ent-

scheidenden Schritt. Von ihm angeregt, forderte die literarische Gesellschaft von Gent des ganze Land auf, bei den Kammern um Wiedereinsetzung der vlämischen Sprache in ihr altes Recht zu petitioniren. Tausende von Unterschriften, in Antwerpen allein 20,000, bedeckten diese Bittschrift, die von de Decker in der Kammer überreicht und von ihm und Coremaaren vertheidigt wurde. Manche der, in dieser Denkschrift enthaltenen, Behauptungen mögen übertrieben seyn, der Hauptsache nach hat aber ihr Inhalt nicht widerlegt werden können. Die große Mehrheit der Belgier, heißt es in der Petition, spricht fortwährend vlämisch und die Geringschätzung von Einigen gegen unsre Sprache hat keine andere Ursache, als daß man seit der französischen Herrschaft sich leider der französischen Erziehung, anstatt einer nationalen, zugeneigt zeigte, indem man freilich das nicht gehörig würdigen konnte, was man nicht gehörig kannte. Worin bestehen aber die Früchte dieser Erziehung? Daß wenig Eintracht mehr besteht zwischen den höheren Klassen, die französisch sprechen, und dem Bürgerstande, der noch auf alte flämländische Weise lebt; daß man dem Französischen zu Liebe Tausende von Fremden in das Land gezogen hat, um uns durch ihre Anstellung in den bedeutendsten Aemtern, durch den öffentlichen Unterricht oder durch die Tagespresse französiren zu helfen; daß die belgisch: Jugend durch den Einfluß fremder Denkweise und französischer Schriften leichtsinnig, frivol und unkirchlich zu werden beginnt; daß durch die französisch sprechenden Klassen, die alle Herrschaft ausüben, täglich stets mehr Staatsbeamte in die städtischen Gebiete kommen, die gar kein Vlämisch verstehen, unsere Sitten und Gebräuche nicht kennen und dennoch von Amtswegen berufen sind, darüber zu urtheilen; daß unsere einfachen Bürger sehr häufig in Strafe u. Unkosten fallen, blos weil sie die Schrift nicht verstehen, die man ihnen mittheilt u. sie unterzeichnen müssen; daß in vielen Orten keine Bürgermeister, Gemeindeschreiber und andere Amtshalter gefunden und gewählt werden können, die im Stande sind, mit der Landesobrigkeit zu verkehren; daß ein überwiegender Theil der Bevölkerung eines Dolmetschers bedarf, um mit seinen Beamten und Richtern sprechen zu können; daß viele Angeklagte verurtheilt werden, die kein Wort der Vertheidigungsrede in der Verhandlung verstehen und deshalb nicht einmal ihre eigenen Advokaten zurecht zuweisen vermögen, wenn diese in den Mitteln der Vertheidigung sich vergreifen. Kurz, die französisch Sprechenden haben in unserm Lande alle Vortheile allein, während die flamändischen Bürger, die große Mehrheit der Bevölkerung, gezwungen sind, sich blindlings der Leitung jener zu überliefern, was die größte Erniedrigung ist, welche ein Volk nur heimsuchen kann. Der Antrag der Bittsteller ging auf folgende Punkte: 1) Alle provinziellen und örtlichen Geschäfte des flamändischen Sprachgebiets in niederdeutscher Sprache zu verhandeln. 2) Anweisung für die dortigen Beamten, bei ihren Verhandlungen mit den Gemeinden, wie mit den Einzelnen, der französischen Sprache sich zu enthalten. 3) Einführung des Vlämischen als Gerichtssprache. 4) Errichtung einer vlämischen Akademie, oder doch einer vlämischen Abtheilung bei der Brüsseler Akademie zur Ermunterung niederdeutscher Literatur. 5) Gleiche Berechtigung des Vlämischen mit dem Französischen an der Hochschule von Gent und an den anderen flamändischen Lehranstalten. Die Petition ward indessen von der Kammer ungünstig aufgenommen u. hauptsächlich die Befürchtung ausgesprochen, es möchte zu einer unheilvollen Spaltung führen, würde die v. Sprache als eine gleichberechtigte anerkannt werden. Die ungünstige Stimmung der Kammer veranlaßte das Ministerium, mit den nöthigsten Verbesserungen, namentlich des Elementarunterrichts, lange zu zögern. Erst Ende 1843 sind zur Bildung von Volkslehrern zwei Normalschulen errichtet worden, eine vlämische zu Lier, eine wallonische zu Nyvel; selbst aber bei dieser Einrichtung ward das Französische auffallend begünstigt. In der vlämischen Schule ist die Erlernung der französischen Sprache als Hauptsache geboten, in dem wallonischen Seminar ist jedoch das Vlämische nicht unter den Unterrichtsgegenständen. Diese und ähnliche französische Maßregeln gegen die vlämische Sprachbewegung wurden hauptsächlich

zösisch. Erst mit dem Jahre 1815 bekam das Vlämische eine günstigere Zeit. Noch ehe der Wiener Kongreß über Belgien bestimmt hatte, rief derselbe Van der Nort, der zwanzig Jahre früher einer der hervorragendsten Führer des Aufstandes gegen Oesterreich gewesen, die Niederländer auf, sich wieder einen Fürsten aus dem Hause Habsburg zu geben. Zugleich erklärten sich 145 Aelteste und Syndiken der Brüsseler Gemeinde in einem begeisterten Aufrufe für die vlämische Sprache. Die Vereinigung Belgien's mit Holland kam dem Aufschwung des Vlämischen sehr zu Statten. In dem neuen Staate lebten sechs Millionen Niederdeutsche neben anderthalb Millionen Wallonen und schon aus diesem Grunde mußte die Sprache der großen Mehrheit zur herrschenden werden. Vlämische Schriftsteller behaupten jedoch, Wilhelm I. habe den Fehler begangen, volle vier Jahre lang mit der Einführung der Volkssprache in der Verwaltung und den Gerichtshöfen zu zögern. Als aber dies geschah, entfremdete sich der Staat in nachhaltigerer Weise seinen vlämischen Unterthanen, indem er kein Hehl aus seinen protestantisch-absolutistischen Tendenzen machte. Und als nun wieder die vlämische Sprache zur Geltung gekommen, zeigte sich, daß sie gegen die so nahe verwandte holländische im Schatten stand, da sie seit dem 16. Jahrhunderte nicht weiter gebildet worden. Der Spott der holländischen Beamten und Offiziere über die rohe vlämische Sprache reizte die Vlämınger und rief bei Vielen den Entschluß hervor, sich des niederdeutschen Idiom's zu enthalten. Daher ist es erklärlich, daß bei der Revolution von 1830 das Vlämische gänzlich verschwand, um so mehr, da das Ferment des Aufstandes ein wesentlich französisches war. Auch wurden fast alle Stellen mit Wallonen oder Franzosen besetzt und man beging die Ungerechtigkeit — welche sich freilich die holländische Regierung früher gegen die wallonischen Provinzen hatte zu Schulden kommen lassen — den vlämischen Provinzen das Französische aufzudringen. Die neue Verfassung berechtigte dazu, denn sie bestimmt in Art. 23: Der Gebrauch der, in Belgien herkömmlichen, Sprachen ist einem Jeden beliebig freigestellt; nur für die Aktenstücke der öffentlichen Behörden und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden. Die Umstände waren den Flamändern so ungünstig, daß sie kaum einen Gegenkampf zu unternehmen wagten. Jedem schüchternen Versuche stellte die öffentliche Meinung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wer vlamisch redete, wurde als Orangist angefeindet, während aus dem socialen Verkehr die niederdeutsche Sprache als gemein verbannt war. Da nun Alles, was von der gesetzgebenden, wie von der ausübenden Macht im Staate herkam, französisch war, man nur dieses hörte, sprach und schrieb und ohne Französisch nicht an die Erlangung des geringsten Postens bis zum Korporal abwärts gedacht werden konnte, so kann man sich darstellen, wie sehr die Aemtersüchtigen und Alle, die etwas gewinnen wollten, sich beeilten, auf der Höhe des Jahrhunderts stehend zu erscheinen. Ein solcher Zustand war indeß zu unnatürlich, zu entwürdigend für einen ganzen Volksstamm, um Bestand haben zu können. Den ersten Anstoß zum Bessern gab der, nunmehr verstorbene, berühmte Philologe J. F. Willems in Genf durch seine Vorrede zu der Uebersetzung des Reinert de vos, die im Jahre 1834 erschien. Er forderte darin kühn zum Kampfe für die angeborne Sprache auf, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß der Parteigeist seinem Kampfe für das Vlämische orangistische Zwecke und Tendenzen unterschob. Männer gleicher Gesinnung und gleichen Muthes, wie Ledegank, Blommärt, Serrure, Van Duyse, Schlayes u. A. schlossen sich ihm an und vereinigten sich mit ihm zur Herausgabe einiger periodischen Schriften. Zugleich bildeten sich Gesellschaften zur Hebung der Muttersprache, in Gent der Verein: **De Tael es gansch hét Volk** (Die Sprache ist das ganze Volk), in Antwerpen der **Clystok** (Olivenzweig) und ähnliche Genossenschaften in andern flandrischen und brabantischen Städten und so gewann die vlämische Bewegung einen festern Boden. Als im Jahre 1840 der Friede mit Holland geschlossen war und die *politische* Verdächtigung mehr und mehr verstummte, that Willems einen ent-

enden Schritt. Von ihm angeregt, forderte die literarische Gesellschaft von
des ganze Land auf, bei den Kammern um Wiedereinsetzung der vlämischen
iche in ihr altes Recht zu petitioniren. Tausende von Unterschriften, in Ant-
en allein 20,000, bedeckten diese Bittschrift, die von de Decker in der Kam-
überreicht und von ihm und Coremaaren vertheidigt wurde. Manche der,
ser Denkschrift enthaltenen, Behauptungen mögen übertrieben seyn, der Haupt-
nach hat aber ihr Inhalt nicht widerlegt werden können. Die große Mehr-
der Belgier, heißt es in der Petition, spricht fortwährend vlämisch und die
ngschätzung von Einigen gegen unsre Sprache hat keine andere Ursache, als
man seit der französischen Herrschaft sich leider der französischen Erzieh-
anstatt einer nationalen, zugeneigt zeigte, indem man freilich das nicht
ig würdigen konnte, was man nicht gehörig kannte. Worin bestehen
die Früchte dieser Erziehung? Daß wenig Eintracht mehr besteht zwi-
den höheren Klassen, die französisch sprechen, und dem Bürgerstande,
noch auf alte flämländische Weise lebt; daß man dem Französischen zu
Tausende von Fremden in das Land gezogen hat, um uns durch ihre An-
ng in den bedeutendsten Aemtern, durch den öffentlichen Unterricht oder durch
Tagespresse französiren zu helfen; daß die belgische Jugend durch den Ein-
fremder Denkweise und französischer Schriften leichtsinnig, frivol und unkirch-
u werden beginnt; daß durch die französisch sprechenden Klassen, die alle
chaft ausüben, täglich stets mehr Staatsbeamte in die städtischen Gebiete
en, die gar kein Vlämisch verstehen, unsere Sitten und Gebräuche nicht ken-
und dennoch von Amtswegen berufen sind, darüber zu urtheilen; daß unsere
chen Bürger sehr häufig in Strafe u. Unkosten fallen, blos weil sie die Schrift nicht
hen, die man ihnen mittheilt u. sie unterzeichnen müssen; daß in vielen Orten keine
ermeister, Gemeindeschreiber und andere Amtshalter gefunden und gewählt
en können, die im Stande sind, mit der Landesobrigkeit zu verkehren; daß
berwiegender Theil der Bevölkerung eines Dolmetschers bedarf, um mit seinen
ten und Richtern sprechen zu können; daß viele Angeklagte verurtheilt werden,
ein Wort der Vertheidigungsrede in der Verhandlung verstehen und deshalb
einmal ihre eigenen Advokaten zurecht zuweisen vermögen, wenn diese in
Mitteln der Vertheidigung sich vergreifen. Kurz, die französisch Sprechenden
in unserm Lande alle Vortheile allein, während die flamändischen Bürger,
roße Mehrheit der Bevölkerung, gezwungen sind, sich blindlings der Leitung
zu überliefern, was die größte Erniedrigung ist, welche ein Volk nur
uchen kann. Der Antrag der Bittsteller ging auf folgende Punkte: 1) Alle
nziellen und örtlichen Geschäfte des flamändischen Sprachgebiets in nieder-
cher Sprache zu verhandeln. 2) Anweisung für die dortigen Beamten, bei
Verhandlungen mit den Gemeinden, wie mit den Einzelnen, der französischen
iche sich zu enthalten. 3) Einführung des Vlämischen als Gerichtssprache. 4)
htung einer vlämischen Akademie, oder doch einer vlämischen Abtheilung bei
Brüsseler Akademie zur Ermunterung niederdeutscher Literatur. 5) Gleiche
htigung des Vlämischen mit dem Französischen an der Hochschule von Gent
an den anderen flamändischen Lehranstalten. Die Petition ward indessen von
Kammer ungünstig aufgenommen u. hauptsächlich die Befürchtung ausgespro-
es möchte zu einer unheilvollen Spaltung führen, würde die v. Sprache als
gleichberechtigte anerkannt werden. Die ungünstige Stimmung der Kammer
laßte das Ministerium, mit den nöthigsten Verbesserungen, namentlich des
entarunterrichts, lange zu zögern. Erst Ende 1843 sind zur Bildung von
lehrern zwei Normalschulen errichtet worden, eine vlämische zu Lier, eine
nische zu Nyvel; selbst aber bei dieser Einrichtung ward das Französische
llend begünstigt. In der vlämischen Schule ist die Erlernung der französi-
Sprache als Hauptsache geboten, in dem wallonischen Seminar ist jedoch
Vlämische nicht unter den Unterrichtsgegenständen. Diese und ähnliche
ösische Maßregeln gegen die vlämische Sprachbewegung wurden hauptsächlich

dem ehemaligen Minister Nothomb, der doch ein Angehöriger der deutschen Provinz Luxemburg war, zugeschrieben. Noch unter seinem Ministerium kam es übrigens zu einer wichtigen Koncession, zu der Errichtung eines Lehrstuhls in Lüttich für vlämische Literatur. Mehr that die Regierung für die Begünstigung eines andern Wunsches der Flamänder. Wir meinen hier jenen Streit über Rechtschreibung, der in Deutschland oft als geringfügig oder gar lächerlich betrachtet wurde, obgleich er beides keineswegs ist. Holländisch und Vlämisch sind ursprünglich eine und dieselbe niederdeutsche Sprache, von denen das erstere durch die Literatur sich fortbildete, das andere stehen blieb. Was die Schriftsprache betrifft, so äußert sich der Unterschied vorzüglich in der Rechtschreibung. Die bisherige vlämische Rechtschreibung gründete sich auf die Autorität des Grammatiker Desroches, der unter Maria Theresia lebte und von der frühern Schreibart, aber nur in geringfügigen Dingen, abwich; denn es handelt sich blos darum, ob man in gewissen Fällen den Vokal verdoppeln, oder einfach schreiben soll, gewisse Accente beibehält oder abschafft. Ein Hauptpunkt ist der männliche Artikel, den die Flamänder zur Unterscheidung von dem weiblichen Artikel den, die Holländer aber mit Wegwerfung des letzten Buchstabens de schreiben. Diese Rechtschreibungsfrage, unter der holländischen Herrschaft ein Gegenstand resultatlosen Zankes und nach der Septemberrevolution von 1830, wie alles Flamändische, vernachläßigt, wurde von dem rührigen Willems wieder aufgenommen und de Theux, der frühere Minister des Innern, sah sich veranlaßt, im Jahre 1836 eine Preisbewerbung zur Lösung der Frage auszuschreiben. Zur Beurtheilung der eingegangenen Schriften wurde 1838 unter dem Vorsitz von Willems eine Kommission gebildet, die im folgenden Jahre ein Gutachten gab, wodurch sie ein eigenes System vorschlug, das sich der holländischen Sprache sehr näherte. Es entstand darüber eine große Bewegung, indem man Willems und seinen Freunden zum Vorwurfe machte, daß gerade sie, die Leiter der vlämischen Agitation, die nationale Eigenthümlichkeit aufopfern wollten. Viele Erziehungsanstalten und die meisten Schriftsteller erklärten sich jedoch für jenes System. Um dem fortdauernden Streite ein Ende zu machen, versammelte sich im Oktober 1841 in Gent ein Sprachkongreß, dessen Mitglieder, aus Schriftstellern und Abgeordneten der literarischen Gesellschaften bestehend, sich ebenfalls für die Kommission erklärten. Die Regierung hielt sich in Folge dessen für ermächtigt, durch eine Verordnung vom 1. Januar 1844 das Willems'sche System für alle offiziellen Aktenstücke als Norm aufzustellen. Dies gab Veranlassung zu einer heftigen Scene in der Kammer, wo sich der Abbé de Toeré erhob und die Regierung anklagte, daß sie die Verfassung verletzt habe und dem Volke die holländische Sprache aufdringen wolle. Als Demonstration dagegen schrieben die Flamänder auf den 11. Februar 1844 ein großes vlämisches Verbindungsfest nach Brüssel aus. Alle Städte der Provinzen Antwerpen, Brabant, Flandern und Limburg, die literarischen Gesellschaften von Antwerpen, Turnhout, Nieupoorte, Ostende, Brügge, Löwen, Gent, Brüssel, Truyen und Ninove waren dabei vertreten. Willems führte den Vorsitz und 500 Schriftsteller, Gelehrte, Buchhändler und Buchdrucker unterzeichneten die „feierliche Erklärung", daß sie der Kommission beiträten. Das Vorurtheil des Volkes ist indessen dadurch nicht besiegt worden; denn es kommt nicht selten vor, daß Leute aus den untern Ständen Bücher der neuen Rechtschreibung als protestantisch zurückweisen, selbst wenn sie bei dem Buchdrucker des Erzbischofs von Mecheln erschienen sind. Die hauptsächlichsten Träger der vlämischen Bewegung sind die literarischen Gesellschaften in allen größern Städten, in Antwerpen zwei, in Löwen drei, von denen die bedeutendste „Tael en letterlievend genootschap". Fast eine jede dieser Gesellschaften hat zugleich ihr eigenes journalistisches Organ, so daß es über 40 vlämische Zeitschriften gibt. Unter den politischen Zeitungen ist „Van Gend" die bedeutendste. „De Vlämische Belgen" erlag der Anfeindung, welche sich namentlich gern wider katholische Zeitschriften erhebt. Gent hat allein drei vlämische Zeitungen und Lokalblätter, deren wohl jetzt keine vlämische Stadt

mehr entbehrt. Von den nicht politischen Zeitschriften ist die älteste und berühmteste das „Belgische Museum", das von Willems im Jahre 1837 gegründet wurde. Er beschäftigt sich mit alter und neuer niederdeutschen Sprachenkunde, mit Alterthumswissenschaft u. Geschichte. Willems gab darin vieles Schätzbare an wenig oder gar nicht bekannten älteren Schriften, deren er eine große Sammlung besaß. Die wichtigsten Mittheilungen aus der einheimischen Geschichte, die es enthält, waren Briefe von Jan van der March, Wilhelm von Oranien, Wernix u. A. aus den Jahren 1578 und 1579 und zur Beurtheilung der damaligen Verhältnisse von großem Werth. Die kritischen Aufsätze des Museums über altvlämische Dichtung haben auch in Deutschland Anerkennung gefunden, für das größere Publikum bilden nordische, in das Niederdeutsche übertragene, Sagen eine erwünschte Abwechselung. Dem Alter nach steht dem Museum am nächsten das „Kunst- und Literaturblatt", dessen Herausgabe F. A. Snellaert, ein junger Arzt, im Jahre 1839 zu Gent begann. Seine gelehrten Aufsätze sind ausgeschlossen, doch leistet das Journal Tüchtiges durch gediegene Mittheilungen über die gegenwärtigen Zustände von Kunst und Wissenschaft und zählte stets die besseren der jüngeren vlämischen Schriftsteller zu Mitarbeitern. Ungefähr gleiche Tendenz, wie das belgische Museum, hat der „Middelaer", von dem Löwener Professor David im Jahre 1840 gegründet. Er gab vorzügliche Aufsätze über Sprachkunde, Geschichte und Unterrichtswesen. Bogärts berichtete darin über niederdeutsche Kanzelredner, David gab treffliche Arbeiten über die Landesgeschichte. Von den rein belletristischen Zeitschriften ist nennenswerth der „Nordstern", der romantische Erzählungen neben humoristischen Aufsätzen bringt. Eine von dem, in Brüssel schon seit längerer Zeit lebenden, deutschen Gelehrten Wolf gegründete Zeitschrift „Broederhand" setzte sich den Zweck, Niederland mit Deutschland durch Sprache und Literatur zu vermitteln. Im Ganzen ist die vlämische Journalistik, welche doch auf eigenen Füßen steht, bei weitem besser, als die französische Journalistik Belgiens, welche, auch meistens von Franzosen geleitet, nur ein Nachhall der französischen ist. In der schönen Literatur begegnen wir zunächst Henrik Consciença, er wurde in Antwerpen im Jahre 1815 geboren, diente zur Zeit der belgischen Revolution als Freiwilliger im Heere und erhielt später eine Anstellung als Sekretär der Antwerpener Akademie der bildenden Künste. Er schrieb die ersten Romane in vlämischer Sprache. Seine erste Arbeit „Ein Wunderjahr" (das Jahr 1566 ist gemeint) lenkte die Aufmerksamkeit der Flamänder auf ihn; sein großer Roman „Der Löwe von Flandern" machte ihn zum Lieblingsschriftsteller seines Volkes. Seine nächste Arbeit „Vlämisches Stillleben", drei Erzählungen, von welcher zuerst der gegenwärtige Fürstbischof von Breslau eine gelungene deutsche Uebersetzung herausgegeben, ist trefflich als Genrebild, in welcher Gattung Conscience seitdem viel Interessantes geschrieben. Einem andern Gebiete gehört sein „Pilgrim in dem Osten" an, dessen Hauptcharakterzug jene Melancholie bildet, die dem Dichter eigenthümlich. Seine illustrirte „Geschichte von Belgien" hat ihren Zweck, die Liebe des Volkes für seine eigene Geschichte zu erwecken, vollkommen erreicht. Kampf gegen das Fremde, das entartete Französisch, das die Quellen des Volkslebens zu verstopfen droht, ist Consciença's Hauptziel. Er will dieses Ziel aber nicht durch leidenschaftliche Angriffe erreichen, sondern dadurch, daß er das Bessere an die Stelle des Schlechten setzt, der genialen Zerfahrenheit, der oberflächlichen Bildung, der sittlichen Gleichgültigkeit des Afterfranzosenthums, das gesunde, gemüthliche Volksleben gegenüberstellt. In der Ausführung seiner, bald historischen, bald dem Stillleben angehörenden Gemälde entfaltet er eine eigentlich niederländische Kunst. Ziererei wie Nachlässigkeit bleiben ihm gleich fern und, wie er die Grundzüge mit fester Hand hinwirft, so führt er auch das kleinste Detail mit großer Sorgsamkeit aus. Klarheit im Denken verschwistert sich in seinen Werken mit einer wohlthuenden Reinheit der Bestimmung, mit einem innern idealen Werthe, und die kindliche, oft altmährchenhaft klingende Sprache bildet noch einen Reiz mehr. De Laet, der Gründer von „Vlämisch Belgen" folgte

Conscienca auf dem von ihm betretenen Wege und schrieb „Das Haus von Wesembeke“, eine Episode aus dem Freiheitskriege gegen Spanien, von Duller in das Deutsche übersetzt. Als Romandichter traten noch auf: Baron de St. Genois, Rousse u. Ecrevista. Felix Bogaerts früher, gleich St. Genois, bedeutender französischer Schriftsteller, schrieb: „Die alte Zeit in Belgien“, ein Cyclus von Novellen. Notel de Brauwere aus Seeland schrieb: „Reise durch Skandinavien nach Petersburg und Moskau“, einen epischen Versuch „Ambiarix“ und Gedichte, die zu den besten vlämischen gehören. Als Dichter gebührt übrigens dem Volksdichter v. Ryswick, der leider jüngst dem Wahnsinn verfiel, die Palme, namentlich im humoristischen Genre. Anerkannte Dichter sind auch Ledegank, van Duyse, Archivar der Stadt Gent, de Laet; die Dichterinnen: Maria Doolaeghe, Frau Courtmanns und Fräulein d'Huygehelaere, von welchen die erstgenannte sich des größten und wohlverdienten Rufes erfreut. Im dramatischen Gebiete steht aus natürlichen Gründen die vlämische Literatur noch sehr gegen die Französische zurück. Von Peene und Onderet, dieser einer der beliebtesten Schauspieler, von denen die Flamänder selbst zugestehen, daß sie den Vergleich mit den ältern Schauspielen ihrer Literatur nicht aushalten können. Beide sind Vorsteher einer vlämischen Schauspielgesellschaft in Gent. Auch Brüssel hat ein vlämisches Schauspiel. Von rein wissenschaftlichen vlämischen Werken ist, außer praktischen, theologischen, wie Predigten u. dgl., noch wenig zu nennen. Canaert, Altrathsherr bei dem Brüsseler Gerichtshofe, schrieb Beiträge zur Kenntniß des alten Strafrechts in Flandern, ein sehr verdienstliches Werk, von dessen großer Verbreitung die bereits erschienene dritte Auflage zeigt. Die Bemühungen der deutschen Gelehrten um niederdeutsche Literatur, eines Grimm, Mone, Kaußler u. A. haben in der vlämischen Literatur stets Anerkennung gefunden. Diese Literatur besteht, wie man aus Vorstehendem ersehen kann, lediglich aus Anfängen, die aber der erfreulichsten Entwickelung fähig sind. Den vlämischen Bestrebungen ist es weniger hinderlich, daß das Französische die offizielle Sprache geblieben, als daß es noch immer die Umgangssprache der gebildeten Stände ist. Darum heißt es auch mit Recht in de Decker's Petition für die vlämische Sprache: „Ach, warum sind wir nicht vierhundert Meilen von Paris, warum gibt es keine chinesische Mauer zwischen Belgien und Frankreich? Inner der Höhe dieser unerschütterlichen Mauer hat das alte Flandern die gewaltigen Anstürmungen Frankreichs immer zurückgeschlagen. Und diese Mauer, dieser Wall unserer Nationalität, den die Sorglosigkeit in Trümmer zerfallen ließ, möchte heut zu Tage ein unpolitischer Vandalismus niederreißen, indem er die flamändische Sprache unterdrückt! Noch mehr, nach der Meinung Aller ist es Zeit, daß wir uns nach Deutschland hinwenden, das wir bisher zu sehr vernachlässigt haben!“ Dieser Wink ward auch befolgt und zwar durch das Medium der Männergesangvereine, die mit Lust und Liebe zu deutschem Gesange in den vlämischen Orten sich zusammenthaten. Eine innige Verbindung mit niederrheinischen Gesangvereinen ward eingeleitet. Deutsche Sänger kamen zu einem Concurs von Liedertafeln in Gent und bald bildete sich der „deutsch-vlämische Gesangverband“, welcher im Juni 1846 in Köln und im September desselben Jahres in Brüssel Mitglieder fast aller deutschen und vlämischen Liedertafeln vereinigte. Und somit treten Literatur und Kunst zusammen, um politisch getrennte Stammgenossen ein dauerndes Band zu schlingen.

Vließ, s. Goldenes Vließ.

Vliessingen, stark befestigte Seestadt auf der Insel Walcheren, in der niederländischen Provinz Zeeland, an der Mündung der Wester-Schelde, ist Sitz eines Handelsgerichts, einer Handelskammer u. einer Börse, Geburtsort des berühmten Admirals Ruyter (s. d.) und zählt 8500 Einwohner. Die Stadt hat einen vortrefflichen Hafen zwischen Dämmen, welche die Meereswellen brechen; er geht mitten durch die Stadt und ist 1700 rheinl. Ruthen lang und 200 Ruthen breit; eine Flotte von 80 großen Kriegsschiffen kann darin vor Anker liegen. In der

Mitte des Hafens ist eine trockene Decke, worin die Schiffe kalfatert werden. Beim hohen Wasser werden die Schiffe hereingebracht und dann durch Ablassen des Wassers auf's Trockene gebracht. An der Seite des neuen Hafens, durch welche man in des Landes Docke fährt, ist ein großes Schiffszimmerwerft und mehr westlich der Eingang zum alten Hafen, welcher sich in zwei Busen theilt und für die Kauffahrteischiffe dient. Durch einen Kanal ist V. mit Middelburg verbunden. Da die Stadt auf der Wasserseite von den Wellen der Nordsee bespühlt wird, so machen Sturmfluthen oft großen Schaden. An der Landseite hat sie viele Gärten und fruchtbare Ländereien. Starke Batterien schützen sie an der See- und hohe Bollwerke an der Landseite.

Vocal, s. Buchstaben.

Vocalmusik oder **Gesangmusik**, deren Ursprung schon uralt ist, steht der reinen Instrumentalmusik entgegen und wird mit der menschlichen Stimme allein, oder, von Instrumenten begleitet, vorgetragen. Im letztern Falle muß die Musik, als Ton, dem bestimmten, der Vorstellung dargebrachten Inhalte, dem Worte, entsprechen. Demnächst versteht man unter V. alle Tonstücke, die mit und ohne Musikbegleitung für den Gesang gesetzt sind. Die in ihrer Vollkommenheit erst als vierstimmiger Gesang aufgetretene V. hat, wie die Instrumentalmusik, verschiedene Bestimmungen, aus welchen ihre Form entspringt und hiernach vier Haupteintheilungen: 1) die Kirchenmusik u. in derselben die Messen, Vespern, Motetten, das Magnificat und Te Deum, die Litaneien und zum Theile auch Oratorien; 2) die dramatische oder Theatermusik, die Oper und deren Theile: die Arie, nebst den Nebenarten Ariette, Cavatine, Couplet, Romanze, das Recitativ, Duett, Terzett, die anderen vielstimmigen Musikstücke und Chöre; 3) die Kammermusik, Canzone, Canzonette, das Lied der Deutschen, die Notturno's in Frankreich; 4) die Volksmelodien. Endlich rechnet man zur V. auch die Solfeggien (s. d.). Die Bedingung ist hier: die im Texte angeregten Empfindungen durch entsprechende Töne auszudrücken und in sofern wird die höchste Wirkung der Tonkunst nur durch Vereinigung der V. und Instrumentalmusik zu erreichen seyn. Hiermit ist zugleich die Forderung begründet, daß die Kunst des Gesanges demjenigen eigen seyn müße, der eine gute V. componiren will. Vergl. Reicha, „Die Kunst der dramatischen Composition oder vollständiges Lehrbuch der Vocaltonsetzkunst, aus dem Französischen von C. Czerny, deutsch und französisch.

Vögel (Aves) unterscheiden sich, obgleich sie mit den Säugethieren auf derselben Stufe des Lebens stehen und, wie diese, ein aus zwei Kammern und zwei Vorkammern bestehendes Herz und einen doppelten Blut-Kreislauf haben, von diesen, sowie allen übrigen Thierklassen, dadurch, daß sie zwei Füße, zwei Flügel, einen hornigen Schnabel und einen mit Federn bedeckten Körper besitzen. Das Blut der V. ist röther, als das der Säugethiere, bewegt sich schneller und hat eine größere Wärme, die 34—38 Grade Reaumur beträgt. An dem Kopfe der Vögel, der im Vergleich mit ihrem übrigen Körper ungleich klein ist, unterscheidet man den Oberkopf oder die Haube, das ist, der obere Theil, woran die Stirn liegt, den Scheitel in der Mitte und den Hinterkopf. Der Schnabel ist für die Charakteristik der wichtigste Theil am Vogel, indem auf seiner Beschaffenheit und Gestalt die geschlechtliche Bestimmung beruht; auch braucht ihn der Vogel zum Untersuchen, Auffassen und Zerkleinern der Nahrungsmittel, zur Reinigung des Gefieders, zum Baue der Nester, zum Füttern der Jungen, zur Vertheidigung u. dgl. mehr. Er sitzt als hornige Scheide über dem knöchernen Fortsatze des Stirnknochens, hat zwei Kinnladen oder Kiefer, wovon gewöhnlich, wie bei den Säugethieren, nur die untere beweglich ist und hat verschiedene Gestalten nach der Lebensart der V. Eigentliche Zähne finden sich in demselben nicht, aber bisweilen sind seine Ränder mit kleinen Hornzähnchen versehen, wie bei den Schwänen, Gänsen, Enten 2c. Viele Arten besitzen statt der Lippen an der Wurzel des Schnabels eine weiche, gleichsam fleischige Haut, die Wachs-

haut, welche bei den Adlern, Falken ꝛc. in der Gegend der Nasenlöcher, abgesetzt vom übrigen Schnabel und von anderer Farbe, blau, gelb oder weiß erscheint. Eine äußere Nase fehlt, aber Nasenlöcher sind vorhanden, welche gewöhnlich eine innere Scheidewand haben; ihre Lage und Gestalt ist sehr verschieden. Die Zunge ist meistentheils knorpelig und dient mehr zum Hinabschlucken, als zum Schmecken; jene V., welche, wie z. B. die Papageien, eine mehr fleischige Zunge besitzen, können selten singen, dagegen lernen sie das Sprechen. Das Auge zeichnet sich aus durch seine Größe, die geringere Beweglichkeit und dann dadurch, daß, außer dem obern und untern Augenlide, noch ein drittes, die Nick- oder Blinzhaut, vorhanden ist, welche der Vogel willkürlich von dem vordern Augenwinkel aus quer über das Auge ziehen kann. Der Gesichtssinn ist bei vielen Vögeln sehr ausgebildet und scharf. Dem äußern Ohre fehlt die Ohrmuschel, aber im Ganzen ist doch der Gehörsinn meist ebenfalls sehr ausgezeichnet. Der fast schlangenähnliche Hals der V. besteht bei allen aus 9 bis 23, bei den meisten aus 11 bis 12 oder mehren Wirbeln, die zusammen den beweglichsten Theil der ganzen Wirbelsäule bilden. An dem Rumpfe unterscheidet man eine obere und untere Seite, oder den Ober- und Unterleib. Jener besteht aus dem Rücken oder der auf dem Rückgrat liegenden Gegend; unter dem Vorderrücken versteht man die Stelle vom Halsende an zwischen den Schulterblättern, unter dem Unterrücken die Gegend von da bis zum Bürzel und unter dem Bürzel die hinterste Stelle des Rückens über den Schwanzwirbel. Die Brust ist die vordere Gegend der untern Seite; man unterscheidet von letzterer noch den Vorderbauch, welcher unmittelbar auf die Brust folgt, den Hinterbauch, der von da bis gegen den Steiß reicht. Der Steiß endlich begreift die Aftergegend unter dem Schwanze, dem Bürzel gegenüber. Die zu Flügeln umgestalteten Vorderglieder bestehen aus dem Oberarm, Vorderarm und der Hand; die Hinterglieder bestehen aus dem Oberschenkel, Unterschenkel und dem Fuß; der Oberschenkel ist kurz und liegt am Leibe an, das Knie kommt nie zum Vorschein; der Unterschenkel wird gebildet von dem langen, starken Schienbein und dem kurzen Wadenbein. Statt der Fußwurzel und des Mittelfußes ist nur ein einziger langer Knochen vorhanden, der Lauf, welcher, als vorzüglich sichtbarer Theil des ganzen Fußes, auch gewöhnlich das Bein, so wie sein oberes Ende, welches der Ferse entspricht, fälschlich das Knie genannt wird. An dem untern Ende des Laufes sind die Zehen eingelenkt, deren Zahl nie mehr als 4 beträgt. Das Knochengerüste der V. hat wenig Knorpeln, sondern harte, spröde, meist hohle, marklose Knochen; die Schädelknochen verwachsen sehr früh untereinander und hinterlassen keine Nähte, wie man sie bei den Säugethieren findet. Das mit einem Kiele versehene Brustbein ist besonders groß und steigt mit den Rippen, welche aus zwei, unter einem Winkel zusammenstoßenden, beweglichen Stücken bestehen, weit hinab. Die Vorderglieder sind nicht nur durch die Schlüsselbeine, sondern auch noch durch einen Vförmigen Knochen, den Gabelknochen, auf das Brustbein gestützt. In dem innern Bau des Vogels ist der Mangel des Zwerchfelles bemerkbar; bei den Tauben und anderen fehlt auch die Gallenblase. Die Speiseröhre bildet bald nach ihrem Anfang eine Erweiterung, den Kropf, in welchem die hinabgeschluckten Speisen erweicht werden; von hier, aber bei V.n ohne Kropf unmittelbar, gelangt die Nahrung in eine zweite, drüsenreiche Erweiterung, den Vormagen, wo die Speisen weiter zur Verdauung vorbereitet werden. Diese geht in dem eigentlichen oder Fleischmagen, von ziemlich muskulöser und kräftiger Beschaffenheit, vor sich. Das für den Körper Unbrauchbare gelangt, zugleich mit dem Urin, in einen vor dem After befindlichen Sack, die Kloake, um von da aus dem Körper entfernt zu werden. Die ziemlich lange Luftröhre besteht aus geschlossenen Knorpelringen, und hat nicht nur an ihrem obern, sondern auch am untern Ende einen Kehlkopf; an dem obern Kehlkopfe ist kein Kehldeckel vorhanden; an dem untern, welcher vorzüglich die Stimme hervorbringt, befinden sich bei den Singvögeln (s. d.) fünf kleine Muskelpaare,

welche der Singmuskelapparat heißen. Die eingeathmete Luft tritt durch mehre Löcher aus den Lungen heraus in dünnhäutige Luftsäcke, verbreitet sich in diesen und der ganzen Rumpfshöhle und geht dann selbst in die leeren Knochen. Bekanntlich sind fast alle Körpertheile der Vögel mit Federn bekleidet, die in regelmäßigen Reihen in der Haut sitzen und sich unterscheiden lassen in solche, welche zur Bekleidung des Körpers und in solche, welche zum Fluge dienen. Zu ersterm Zwecke sind die Flaum- und die Deckfedern vorhanden; jene kommen zuerst und unmittelbar auf der Haut zum Vorschein und entsprechen der Wolle der Säugethiere. Den Flug vermitteln die in den Flügeln stehenden Schwungfedern und die im Schweife befindlichen Steuerfedern. Ein- oder auch zweimal des Jahres verlieren die V. ihre Federn, was man das Mausern nennt, worauf sie neue erhalten, welche oft eine von den alten verschiedene Farbe zeigen. Zwei Drüsen in der Nähe des Schweifes sondern eine ölige Feuchtigkeit ab, die der Vogel von Zeit zu Zeit mittelst des Schnabels ausdrückt und damit dann die Federn einölt. Die öftere Ausleerung der Fettdrüse dient zugleich zur Erhaltung der Gesundheit des Vogels, der erkrankt, wenn sich die feinen Mündungen der Drüsen durch Unreinigkeit verstopfen, was gerne geschieht bei V.en in der Gefangenschaft, wodurch die Darre oder Dörrsucht entsteht. In der Lebensweise der V. ist besonders die Fähigkeit zu fliegen, der Bau der Nester und bei Vielen der eigenthümliche Wanderungstrieb bewundernswerth. Das Fliegen, welches gleichsam ein Schwimmen in der Luft ist, beginnt der Vogel damit, daß er Hals und Rumpf wagrecht ausstreckt, den Schweif entfaltet, mit den Flügeln auf und nieder schlägt und den Schweif als Steuerruder gebraucht. Die meisten V. können schnell und lange fliegen; sie fliegen selbst bedeutend länger, als die Säugethiere laufen können; die Schwalbe legt in einer Stunde 10 Meilen, also in einem Tage 240 Meilen zurück. Ein Falke, der dem König Heinrich II. von Frankreich auf der Jagd in der Nähe von Paris entfloh, wurde schon am folgenden Tage auf der Insel Malta in einer Entfernung von 200 Meilen wieder gefangen und an einem Ringe an seinem Fuße erkannt. Auch der Flug der Tauben ist sehr schnell; sie durchfliegen einen Raum von 100 Fuß Länge in einer Zeit von 5 Sekunden, also 5 Meilen in einer Stunde, weßhalb man diese V. in älterer und auch wieder in neuerer Zeit gebraucht hat, um Briefe auf's schnellste zu befördern. Die Nester werden von den V.n gebaut, um beim Brüten der Eier die Wärme zusammenzuhalten und den zarten Jungen ein weiches Lager zu bereiten; gewöhnlich trägt das Männchen die Materialien herbei und das Weibchen baut das Nest; bei den Schwalben bauen aber beide zugleich. Die Stoffe oder Materialien, deren sie sich zum Nesterbau bedienen, sind in der Regel schlechte Wärmeleiter, z. B. Federn, Haare, Grasstengel, Moos &c., welche sie sehr geschickt in einander zu verflechten wissen. Einige V. zeigen bei dem Bau der Nester eine größere, andere eine geringere Kunstfertigkeit; die Form der Nester selbst ist bei verschiedenen Arten verschieden, in der Regel aber um so künstlicher, je kleiner der Vogel ist. Sobald der Bau des Nestes vollendet ist, legt das Weibchen gewöhnlich noch an demselben Tage ein Ei in dasselbe und fährt damit alle 24 Stunden fort, bis die, jeder Vogelart eigenthümliche, Anzahl von Eiern gelegt ist; die Dauer des Brütens richtet sich nach der Größe des Vogels. Gestalt, Farbe, Größe und Anzahl der Eier sind sehr verschieden; manche Vögelarten legen kugelrunde, andere länglich-runde; bei den einen ist die Farbe der Schale weiß, bei anderen ist sie grünlich, röthlich, bräunlich, punktirt, gestreift u. s. w.; am größten ist das Ei des Strauß, am kleinsten das des Kolibri. V., welche mehrmal im Jahre brüten, legen das zweitemal eine geringere Anzahl; große Adler, Falken, Geier &c. legen jährlich nur ein oder zwei Eier. Das Hausgeflügel legt viele, zumal wenn sie ihnen genommen werden; nimmt man z. B. dem Haushuhn seine Eier nicht weg, so begnügt es sich mit 10 bis 15 Eiern, werden diese aber weggenommen, so legt es in einem Jahre 50 bis 60 Stücke. Unter Wanderungstrieb versteht man den Instinkt vieler V., im Winter

ihre Heimath, wo ihnen Nahrungsstoffe mangeln würden, mit entfernteren, milderen Himmelsstrichen zu vertauschen; man unterscheidet in dieser Beziehung Stand-V., Strich-V. und Zug-V. Stand-V. sind jene, welche die Gegend ihres Geburtsortes niemals verlassen, wie die Sperlinge, der Zaunkönig ꝛc.; Strich-V. solche, welche besonders zur Winterszeit ihren Aufenthaltsort ändern, ohne jedoch mehre Breitengrade zu überschreiten, z. B. Hänflinge, Zeisige, Stieglitze ꝛc. und Zug-V. diejenigen, welche zu bestimmten Zeiten nach weit entfernten Ländern ziehen u. von dort in bestimmten Fristen wieder zurückkehren. Die Mehrzahl unserer V. geht nach Griechenland und Nordafrika; von einigen, z. B. den Störchen und Schwalben, kennt man den Winteraufenthalt noch gar nicht, vermuthet aber das innere Afrika. Die meisten V. erreichen, nach Verhältniß ihrer Größe und im Vergleich mit den Säugethieren, ein sehr hohes Alter, am längsten leben die Wasser-V., die Sumpf-V. und die Raub-V.; man erzählt von Schwänen, die 300, von Gänsen, Adlern, Falken und Raben, die 80 bis 100 Jahre alt geworden sind. Die Zahl der Arten von V.n wird auf mehr als 4000 angegeben, von denen etwas über 400 auf Europa und von diesen wieder etwas über 300 Arten auf Deutschland kommen. Bei der Eintheilung der V. wird besonders auf den Bau des Schnabels und der Füße Rücksicht genommen, weil diese zunächst ihre Lebensart und Nahrung bezeichnen; sie zerfallen hienach in: 1) Raub-V. (Raptatores), z. B. Geier, Falken, Eulen; 2) Sperlingsartige V. (Passeres), z. B. Schwalben, Drosseln, Nachtigall, Rothkehlchen, Grasmücken, Zaunkönig, Meisen, Lerchen ꝛc.; 3) Kletter-V. (Scansores), z. B. Eis-V., Spechte, Kuckuck, Papageien; 4) Hühner-V. (Gallinacei), Tauben, Feldhühner, wahre Hühner; 5) Straußartige V. (Struthiones), Strauß und Kasuar; 6) Sumpf-V. (Grallae), Hühnerstelzen, Kraniche, Störche, Ibis, Schnepfen; 7) Schwimm-V. (Natatores), Möven, Pelekane, Gänse, Schwäne, Enten ꝛc. aM.

Völkerrecht, (jus gentium), ist nach der jetzigen Bedeutung der Gesammtbegriff der, zwischen unabhängigen Völkern in ihren gegenseitigen Verhältnissen geltenden Rechtsgrundsätze. Hievon aber war das, was die Alten und lange Zeit auch die germanischen Völker unter V. verstanden, ein zum Theile verschiedener Begriff. Die Alten hatten noch kein ausgebildetes Recht unter Völkern, sondern mehr nur einzelne, bruchstückweise, durch religiöse Gebräuche, besondere Sitten und Verträge, namentlich Gastverträge, oder durch Bündnisse zwischen verwandten Völkern begründete Rechte. Im Ganzen herrschte das Recht der Stärke, zumal im Kriege und gegen die als rechtlos behandelten Ueberwundenen. Dagegen verstanden die Römer unter dem Rechte der Völker (jus gentium) das allgemeine, natürliche oder vernünftige Recht, welches sie darin zu erkennen suchten, daß sie es gleichermassen von allen freien gesitteten Nationen (qui legibus et moribus reguntur) anerkannt sahen. Unter den neueren Völkern begründete theils die germanische Stammesgenossenschaft und eine, dunkler oder klarer mit ihr verbundene, Anerkennung einer Bundespflicht gegen gemeinschaftliche übermächtige Feinde, theils der Gastvertrag, theils endlich das Christenthum und das anerkannt christliche Bruderband, welches jedoch nur auf Christen angewendet wurde, etwas ausgedehntere Anerkennungen völkerrechtlicher Verhältnisse. Das römisch-deutsche Kaiserthum und das Papstthum beförderten die Ausbildung. Zum allgemeinen rechtlichen Bewußtsein und zur wissenschaftlichen Ausbildung aber wurde das Völkerrecht zuerst im 16. Jahrhunderte erhoben durch Gentilis (de jure belli libr. Drf. 1588), vorzüglich aber durch das berühmte Werk des Holländers Hugo Grotius (s. d.) De jure belli ac pacis, Paris 1635. Merkwürdiger Weise aber wurde Hugo Grotius durch Mißverständniß des römischen jus gentium verleitet, das allgemeine natürliche Recht und das Völkerrecht und das natürliche und positive Völkerrecht nicht abzusondern, sondern beide als eine einzige Wissenschaft zu behandeln. Nur hob er die, in der rechtlichen Anerkennung der europäischen Nationen jetzt ausgedehnteren, völkerrechtlichen Verhältnisse vorzugsweise hervor und verknüpfte mit ihnen die Entwickelungen der

natürlichen Rechtsgrundsätze auch für die privatrechtlichen u. staatsrechtlichen Verhältnisse. Allerdings eignete sich auch, zumal bei noch mangelhafter Erkenntniß und Ausbildung des natürlichen Rechts, das Verhältniß freier Völker unter einander darum zur Auffassung der natürlichen Rechtswahrheiten, weil die, hier auftretenden, rechtlichen Persönlichkeiten keiner positiven Gesetzgebung und Gewalt untergeordnet waren, sondern selbst aus dem natürlichen Rechte schöpften. Nach dem Vorgange des Grotius nannten viele noch lange das natürliche Recht überhaupt natürliches Völkerrecht. — Jetzt ist es anerkannt, daß man einerseits das Völkerrecht von den beiden anderen Haupttheilen des Rechts, dem Privatrecht und Staatsrecht, trennen muß; andererseits aber muß man auch wieder das natürliche von dem positiven Völkerrechte sondern. Denn ausser der rein philosophischen oder moralischen Lehre, was, nach der individuellen religiösen oder philosophischen Ansicht des Lehrenden, die Völker gegeneinander beobachten sollten, gibt es auch ein juristisches, natürliches Völkerrecht. Dieses ist dasjenige Recht für die Verhältnisse der Völker unter einander, welches mit logischer Folgerichtigkeit aus der Natur des rechtlich anerkannten Friedens- und Rechtsvertrags in seiner Anwendung auf jene Verhältnisse sich ableitet. Ebenso gibt es aber auch ein positives Völkerrecht. Dieses enthält diejenigen besonderen Anwendungen oder Modificationen, welche ein bestimmter Kreis von Völkern oder Staaten durch besondere Verträge und Gewohnheiten in Beziehung auf die einzelnen Verhältnisse den allgemeinen, natürlich-rechtlichen, völkerrechtlichen Grundsätzen gegeben hat. — Zuerst haben die christlich germanischen, dann alle europäischen Völker allmälig durch besondere Anerkennungen, Gewohnheiten und Verträge eine ganze Reihe positiver, völkerrechtlicher Bestimmungen anerkannt. Diese bilden das positive europäische V., welches bei der, in der ganzen civilisirten Welt siegenden, europäischen Cultur immer allgemeiner und ausdrücklich, namentlich von allen nord- und südamerikanischen Völkern, anerkannt ist. — Dem positiven europäischen V. dient das natürliche juristische V. zur Grundlage, zur Auslegung u. Ergänzung. Es ist also ebenso wenig zu rechtfertigen, wenn Manche das nur bruchstückweise positive V. allein das praktische V. nennen, als wenn Andere, wie z. B. Hugo, sowohl die Existenz eines natürlichen, als einen juristischen V.s leugnen wollen. — An sich ist das natürliche V. u. auch das, meist mit ihm übereinstimmende, positive europäische V. eine sehr einfache, folgerichtige Wissenschaft Demselben liegen, abgesehen von dem schwierigen Bundesverhältnisse, die allgemeinen, natürlichen Grundsätze des Privatrechts zu Grunde. Es liegen ihm zu Grunde das Personenrecht oder die bleibenden Rechte der rechtlichen Persönlichkeit, vorzüglich der Freiheit und Gleichheit; 2) das Sachenrecht oder das Recht der Erwerbung von Eigenthum und dinglichen Rechten an Sachen und 3) das Obligationen- oder Verkehrsrecht, die Rechte auf vorübergehende, rechtliche Verpflichtungen durch Verträge und andere Verkehrshandlungen. Die Abweichungen vom Privatrecht entstehen dann natürlich durch die Eigenthümlichkeiten der Gegenstände, worauf sich diese, im V. dreifachen, Rechtsgrundsätze anwenden. So ist die Person des Volks eine moralische, deren einzelne Glieder selbst wieder die Achtung rechtlicher Persönlichkeiten in Anspruch nehmen. Sie hat in ihrer Regierung eine besondere Repräsentation u. bedarf besonderer Mandatare, Gesandten (s. d. Art.). So ist der Hauptgegenstand des völkerrechtlichen Eigenthums das Staatsgebiet und bei Verletzungen vorzüglich kommen eigene Schutzmittel vor und begründen das V. in Kriegszeiten (s. Krieg). — Die einzelnen völkerrechtlichen Materien, wie z. B. Allianz, Krieg, Bund, Gesandtschaft u. s. w. sind bereits in besonderen Artikeln abgehandelt.

Völkerwanderung heißt derjenige merkwürdige Zeitpunkt der Weltgeschichte, in welchem die Völker des westlichen Europa, besonders die deutschen Völker, ihre bisherigen Wohnsitze verließen, in das abendländische römische Reich eindrangen und dadurch sowohl allmälig dessen gänzliche Auflösung bewirkten, als

auch zu den meisten noch bestehenden europäischen Staaten den ersten Grund legten. Die Deutschen bestanden aus verschiedenen großen Stämmen, die sich nach und nach zu Völkerschaften bildeten. Sie waren groß und stark, abgehärtet und kriegerisch und geriethen daher schon zeitig und länger als hundert Jahre vor Christi Geburt mit den Römern in schwere Kriege. Zu den Zeiten Julius Cäsar's kamen besonders die am Rheine wohnenden Nationen unter ihrem Feldherrn oder Könige Ariovistus über den Rhein, um sich in Gallien oder dem heutigen Frankreich auszubreiten, allein Cäsar trieb sie wieder über den Rhein zurück; Kaiser August machte sogar noch Eroberungen über den Rhein und bedeckte den Rhein und die Donau mit seinen Legionen, litt aber eine entscheidende Niederlage durch den Arminius. Von jetzt an suchten die Römer an der Donau mehr vertheidigungsweise zu verfahren, nahmen, wie sie schon längst gethan, doch jetzt in größerer Anzahl, Deutsche in Sold, so wie auch sie immerfort die deutschen Völker gegen einander zu reizen suchten, um von ihnen nicht angegriffen zu werden. Die Deutschen waren dazu, als Freunde des Krieges, ohnehin geneigt. Sie versuchten zwar noch immer von Zeit zu Zeit über den Rhein zu gehen und wagten Einfälle in Frankreich und Italien, wurden aber immer von den Römern und ihren, gegen sie selbst gemietheten, Landsleuten zurückgeschlagen. Allein seit 375 fingen die Hunnen an, gegen Europa vorzudringen u. drängten die Gothen u. andere Völker aus ihren Wohnsitzen. Jetzt war das in seinem Innern so sehr verfallene römische Reich nicht mehr im Stande, den Einfällen der Deutschen zu widerstehen, besonders, da die Theilung des Reiches, die Theodosius der Große vornahm, dem Reiche sehr verderblich wurde. Zwar hielt seines Sohnes Honorius Minister, Stilicho, der selbst ein deutscher und tapferer Soldat war, seine Landsleute noch einige Zeit im Zaume; allein, da ihn Honorius 408 ermorden ließ, waren sie nicht länger aufzuhalten und von jetzt an fing die sogenannte V. an. Man kann die deutschen Nationen, die jetzt ihre Sitze veränderten, am besten eintheilen: 1) in solche, die in die eigentlichen römischen Länder eindrangen und zum Theile neue Reiche stifteten und 2) in solche, die sich in dem eigentlichen Deutschland ausbreiteten und längere oder kürzere Zeit hindurch sich als besondere Völker erhielten. Zu den ersteren gehören: die Vandalen, die Alanen, die Sueven (s. d.). Die Vandalen und Sueven drangen 406 mit großen Verheerungen in Gallien ein, passirten 409 die Pyrenäen und theilten sich 411 im eroberten Spanien. Nun erst ermannten sich die alten Bewohner zu lebhaftem Widerstande, der bis dahin nicht stattfand. Das Reich der Alanen in Lusitanien wurde 418 wieder aufgelöst u. was von diesem Volke nicht vertilgt wurde, schloß sich an die Vandalen an. Bis 429 kriegten mit einander lebhaft die Römer und die Vandalen, welche endlich unter ihrem Könige Genserich die Eroberung Nordafrika's leichter fanden, als die Behauptung in Spanien; doch zerstörte Belisar 534 dieses neue Vandalenreich in Nordafrika gänzlich. Auch das Reich der Sueven in Spanien wurde aufgelöst durch die Westgothen im Jahre 584. Die eigentlichen Hunnen (s. d.) hatten in Ungarn sich behauptet. Von hier aus verheerte ihr König Attila den Westen, wurde 451 in Gallien geschlagen, fiel aber dann in Italien ein. Als er 454 starb, verschwand das Reich der Hunnen schnell und 489 lösten die Gothen und Gepiden diese Nation völlig auf. Die Gothen (s. d.) hatten früher an der Ostsee, im heutigen Westpreußen, gehauset, waren durch Polen nach dem schwarzen Meere vorgedrungen und eroberten 274 Dakien, nahmen die christliche Religion an und theilten sich in Ostgothen (am Don und schwarzen Meere) und in Westgothen zwischen der Weichsel, dem Dniester und der Donau. Letztere wurden zum Theil von den Hunnen verdrängt und verlegten unter römischer Botmäßigkeit ihre Wohnsitze u. entzweiten sich dann mit den Römern. Ihr König Alarich drängte 408 Italien und plünderte Rom 410. Sein Nachfolger Ataulf führte die Krieger 411 nach Gallien und von dort nach Spanien, wo er das Reich der Westgothen gründete, das, ausser der pyrenäischen Halbinsel, ein Stück von Frankreich und des jetzigen Marocco von 624 an umfaßte, welches jedoch

nach der Schlacht bei Xeres 711 die Araber wieder auflösten. Ostgothen hatten mit Rom's Erlaubniß Mösien besetzt, fielen aber 489 in Italien ein, nachdem 476 das römische Kaiserthum durch Odoaker's Heruler und Regier aufgelöst worden war, aber 493 besiegte Theodorich, König der Ostgothen, die Partei Odoakers u. nahm letztern gefangen, doch zertrümmerte der glückliche Feldherr Belisarius und nachher Narses das unter sich uneinige Reich der Ostgothen; die übrigen Ostgothen wanderten aus, oder verschmolzen sich mit des Kaisers anderen Unterthanen. Die Burgunder (s. d.) kamen 412 in die pfälzischen Lande und ließen sich am Rhein nieder, gingen aber endlich über denselben nach Frankreich, wo sie, mit Bewilligung der übrigen deutschen Völker, die sich dort schon festgesetzt hatten, an der Rhone sich niederließen. Hier stifteten sie ein Königreich, welches Dauphiné, Provence, das Herzogthum Burgund, die Franche-Comté, Savoyen und den größten Theil der Schweiz enthielt und von der Hauptstadt Arles (Arelate) das Königreich Arelat (regnum arelatense) hieß, aber erst 430 recht zu Stande kam. Ihm machte der König der Franken, Chlodewig I., 500 ein Ende und verband es mit dem fränkischen Reiche. Die Heruler und Rugier (s. d.) vernichteten 476 unter ihrem Anführer Odoaker das abendländische römische Kaiserthum. Die Longobarden (s. d.) fielen 568 unter König Alboin in Nord- und Mittelitalien ein und behaupteten sich dort. Sie kamen von der Mittelelbe über Ungarn nach Italien. Nach Pavia's Eroberung, 572, nahm dort die neue Dynastie ihren Sitz. Die Päpste riefen die Franken zu Hülfe, deren König Karl 774 dem longobardischen Reiche ein Ende machte. Die Völker, die sich im eigentlichen Deutschland ausbreiteten und wenigstens eine Zeit lange als besondere Völkerschaften behaupteten, sind: die Alemannen, die Friesen, die Thüringer, die Bojaren, die Sachsen und die Franken (s. dd. alle). In diejenigen Sitze der deutschen Völker, die von diesen V.n nach und nach verlassen wurden, rückten in der Folge slavische Völker ein (s. Slaven), und so entstand in einem großen Theile von Europa eine Revolution, die in der Weltgeschichte einzig ist, indem bei derselben ganze Nationen einander drängten und gleichsam eine die andere vor sich hertrieb.

Vogel, 1) Wilhelm, ein beliebter Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 1772 zu Mannheim, vertauschte das Studium der Medizin mit der Bühne, war in Hamburg, Düsseldorf, Mannheim engagirt, Theaterdirektor in Prag, Sekretär u. Direktor in Wien, wo er, von der Bühne abgetreten, 1841 in höchst dürftigen Umständen starb. Seine Lustspiele haben überall Beifall erlangt, besonders „Gleiches mit Gleichem", „Ein Handbillet Friedrichs II.", (Preislustspiel 1842) u. s. w. — 2) V., Christian Leberecht, ein ausgezeichneter Historienmaler, geboren zu Dresden 1759, machte sich schon als Knabe durch seine Malereien u. Zeichnungen bekannt (unter anderen durch sein eigenes Portrait in Pastell als 12jähriger Knabe), so daß ihn der Hofmaler Schenau als Schüler annahm. Nun studirte er auf der Kunstakademie zu Dresden, deren Pensionair er ward und ging 1780 nach Wildenfels ins Erzgebirge, um die gräflich Solms'sche Familie zu malen, wo er nun seinen bleibenden Aufenthalt nahm; doch kehrte er 1804 als Mitglied der Kunstakademie nach Dresden zurück, ward 1814 Professor an derselben und starb den 6. April 1816. Am meisten gelangen ihm Portraits; doch malte er auch größere historische Stücke. Auch als Schriftsteller hat er sich durch die nicht mißlungene Schrift: „Die Schönheitslehre über die Verhältnisse der Formen" (1. Thl. Leipz. 1812) bekannt gemacht. — 3) V. von Vogelstein, Karl Christian, Sohn des Vorigen, geboren 1788 zu Wildenfels, erlernte die Malerkunst bei seinem Vater und später auf der Kunstakademie zu Dresden, lebte von 1808—1812 in Petersburg, wo er fast Nichts als Portraits malte, kehrte dann nach Dresden zurück und reiste 1813 nach Italien, wo er zur katholischen Kirche übertrat und abwechselnd in Rom, Neapel und Florenz lebte. Auch hier malte er größtentheils Portraits merkwürdiger Männer und kehrte endlich 1820 als Professor an die Akademie nach Dresden zurück, wo er 1824 Hofmaler ward

und sich vorzüglich mit der Ausschmückung des königlichen Schlosses zu Pillnitz, besonders der neuen Kapelle daselbst, al Fresco, beschäftigte. Der König von Sachsen erhob ihn für seine Leistungen in den Adelstand, mit dem Beisatze von Vogelstein und die Akademie der Künste zu Berlin nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. 1842 machte er abermal eine Reise nach Rom, namentlich wegen einer Composition aus Dante's göttlicher Komödie, welche nachher in den Besitz des Großherzogs von Toskana kam. Seine Werke zeugen von tiefem Studium der italienischen großen Meister, ohne daß er sklavischer Nachahmer wäre und gehören jederzeit zu den herrlichsten Stücken bei den jährlichen Kunstausstellungen zu Dresden.

Vogelfrei (wörtlich: frei wie der Vogel in der Luft, der Niemandes Eigenthum ist, aber von einem Jeden eingefangen und willkürlich behandelt werden kann), hieß im Mittelalter Einer, der außer dem Gesetze stand, d. h. keinen gesetzlichen Schutz genoß. Mit dem Vogelfreien konnte Jedermann vornehmen, ihm anthun, was er wollte. Die Erklärung für vogelfrei erhielt in früheren Zeiten die härteste Strafe für des Landes verwiesene, schwere Verbrecher, um ihnen die Rückkehr zu verleiden, oder für solche Subjekte, deren man nicht habhaft werden konnte, um sie zur freiwilligen Entfernung zu nöthigen (s. Acht).

Vogelperspective oder Luftperspective heißt eine solche, wo der Darsteller und Beschauer höher stehend gedacht werden, als der dargestellte Gegenstand, der sich uns somit gleichsam wie einem in der Luft schwebenden Vogel darstellt, wo also das Auge über jedem Punkte senkrecht schwebend angenommen wird. Zeichnungen dieser Art eignen sich vorzüglich für Grundrisse einer Gegend.

Vogesen, 1) eine Gebirgskette im Nordosten Frankreichs und im Westen von Deutschland. Dieselbe beginnt zwischen den Quellen der Mosel, Savoureuse und Doller, auf der Gränze der Departements Haute-Saône, Haut-Rhin und Vosges und bildet Anfangs die Gränze zwischen dem Departement Haut-Rhin und Vosges, steht weiter im Nordosten des Departements Vosges, im Osten des Departements Meurthe u. im Westen des Departements Bas-Rhin, weiter in der bayerischen Pfalz und im Westen der hessischen Rheinprovinz, bis zum Rhein am Einflusse der Nahe. Die Länge der Gebirgskette beträgt an 60 Stunden. Ein Knotenpunkt ist der Ballon-d'Alsace, 4401 Fuß hoch, an den sich gegen Südosten ein Jurazweig anschließt und im Westen die Faucillesberge. So bildet der Ballon einen großen Knoten in dem europäischen Gebirge. Im Nordnordwesten sind die V. durch einen Zweig um die Quelle der Glane mit dem Hundsrück verbunden. Die Berge sind mit Tannen, Fichten, Eichen und Kastanien bewaldet. — 2) Das darnach benannte Departement in Frankreich (Departement des Vosges), gebildet aus dem ehemaligen südlichen Theile von Lothringen, gränzt an die Departements Meuse und Mosel nördlich, Oberrhein und Niederrhein östlich, Ober-Saône südlich u. Ober-Marne westlich, ist in fünf Arrondissements getheilt und zählt auf 116 □ Meilen 419,000 Einwohner. Der Westen und Nordwesten wird Ebene und der übrige Theil Gebirge genannt, obgleich das Land überhaupt durch die V. gebirgig ist. Die Flüsse sind: Mouzon, Vraine, Madon, Moselle, Meurthe, Saône, Coney. Produkte sind: etwas Getraide, Mais, Hanf, besonders viel Flachs, Nüsse, Zwetschen, Kirschen, Fichtenholz, Eisen, Stahl, Blech, Nägel, Stahl- und Eisenwaaren, Glas, Fayence, Käse, musikalische Instrumente, Marmor, Potasche x. Hauptstadt ist Epinal.

Vogl, **Berthold**, Abt zu Kremsmünster 1759—1771, als solcher in weit geringerem Grade ausgezeichnet, als in seinem literarischen Wirken. Seit 1735 an der Universität Salzburg thätig, trug er viel bei zur Umgestaltung der philosophischen Fakultät, zu fleißigerem Studium der Mathematik und Experimentalphysik. 1744 zum Rector Magnificus gewählt, widersetzte er sich mit aller Macht seines Ansehens der von den Aebten beantragten Zurückführung der scholastischen Doctrin und Methode und sorgte in jeder Rücksicht für das Beste der Hochschule. — Vgl. Ziegelbaur Hist. rei lit. ord. S. Benedicti III. p. 555, IV. p. 407.

Verzeichniß der academ. Professoren zu Salzburg, S. 21. — Seine Schriften philosophischen und theologischen Inhaltes enthält aufgezählt: **Series Abbat. et Religios. monast. Cremifan.** von P. Marian Bachmayr, p. 806.

Vogler, Georg Joseph, Abbé, 1749 zu Würzburg geboren, war kurfürstlich pfalzbayerischer Konsistorialrath, erster Kapellmeister und öffentlicher Tonlehrer. 1801 hielt er sich zu Prag auf, wo er sein kunstreiches Orchestrion, welches er selbst verfertigte, an dem Clementinum aufstellte und als außerordentlicher Lehrer öffentliche Vorlesungen über die mathematischen, akustischen und ästhetischen Grundsätze für die Tonkunst und über sein Simplificationssystem für den Orgelbau im Herbste desselben Jahres zu geben anfing. Aber bald traten einige Umstände ein, die diesen großen Tonkünstler seine, durch sechs Monate gehaltene, Vorlesungen aufgeben hießen. Während des Aufenthaltes in Prag aber überbaute er doch die große Orgel in der Pfarrkirche zu St. Niclas nach seinem Simplificationssysteme, worauf er einige gedruckte Prüfungspunkte der, nach dem Simplificationssysteme vorgenommenen, Umschaffung der Orgel bei St. Niclas bekannt machte. Die Prüfung seiner umgeschaffenen Orgel wurde den 5. Juli 1802 im Beiseyn einer großen Zahl Musikverständiger vorgenommen und der Künstler trug großen Beifall davon. Hierauf und zwar den 26. Juli desselben Jahres noch, machte er eine Reise nach Breslau und dann begab er sich nach Wien, wo er 1803 als Opernkompositeur an dem Schikaneder'schen Theater angestellt wurde. Er starb den 12. Juny 1814 zu Darmstadt als großherzoglich hessischer geistlicher Rath. Seine vortreffliche Oper: „Castor und Pollux" wurde zu Prag 1798 mit allgemeinem Beifalle aufgeführt.

Vogt oder **Voigt**, vom Lateinischen advocatus abgeleitet, hieß früher ein deutscher Reichsbeamter, welcher in den Provinzen die Rechte des Kaisers und Reichs wahrte, Klöster und Bisthümer in weltlichen Sachen vertrat und die Gerichte in ihrem Namen handhabte; Schirmherr, Beschützer. Sein Bezirk hieß **Voigtei**, womit in Städten auch die Wohnung des Kerker- und Stockmeisters bezeichnet wird.

Vogt, Moritz Johann, Cisterzienser aus dem böhmischen Stifte Plaß, 1669 zu Königshof im Grabfeld geboren. Mit seinem Vater, einem geschickten Landmesser, kam er als Knabe nach Plaß, wo er nach der in Prag zurückgelegten Philosophie 1692 in den Orden aufgenommen wurde und den 5. Oktober 1698 die erste Messe las. Hier beschäftigte er sich mit der Musik, mit der Geographie und der Geschichte so eifrig, daß er, von dem Markgrafen von Baden-Baden berufen, auf dessen Gütern in Böhmen mehre Monate mit ihm zubringen mußte. Seine Landcharten wurden zu Nürnberg gestochen und hochgeschätzt, sowie auch seine Musikalien, deren er eine Menge, besonders für die Kirchen, geliefert hat. V. starb in seinem Stifte den 17. August 1730. Er gab folgendes Werk über die Musik heraus: „Conclave thesauri magnae artis musicae", Prag 1719. Nebstdem hinterließ er ein schönes Werk in der Handschrift, welches er „Vertumnus vanitatis musicae in 31 fugis delusus" betitelte.

Voigt. 1) **Adauctus a S. Germano,** Piarist, einer der ruhmwürdigsten Geschichtsforscher und Literaturkenner, eine der größten Zierden der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, war 1733 zu Ober-Leutendorf in Böhmen geboren. Seine ersten Studien legte er zu Schlan, Komotau und Leitomischl zurück und trat 1747 in den Orden der frommen Schüler. 1758 empfing er die Priesterweihe und war dann, nachdem er sich kurze Zeit ausschließend mit der Seelsorge beschäftigt hatte, an verschiedenen Orten Lehrer der Dichtkunst, der Rhetorik, Philosophie und Mathematik. 1771 erhielt er die Stelle eines Vicerektors im Piaristen-Collegium zu Prag; 1777, nebst der ersten Custosstelle bei der Bibliothek, die Professur der Geschichte an der Universität in Wien, die er jedoch bald wieder niederlegte und sich in das Ordenshaus zu Nikolsburg zurückzog, wo er auch den 18. Oktober 1787 starb. Seine vorzüglichsten Werke sind: Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Münzen nach chronologischer Ordnung,

4 Bde., Prag 1771—1787. Effigies virorum eruditorum atque artificum Bohemiae et Moraviae una cum brevi vitae operumque ipsorum enarratione, mit Kupfern von Balzer, 2 Thle., ebd. 1773—1775. (Auch deutsch, fortgesetzt von F. A. Pelzel.) — Acta literaria Bohemiae et Moraviae, 2 Bde., ebd. 1775—1783. Schau- und Denkmünzen unter Maria Theresia geprägt, deutsch und französisch, 2 Thle., Wien 1782—1783. Ueber den Geist böhmischer Gesetze in den verschiedenen Zeitaltern (Preisschrift), Prag und Dresden 1788. Leben des Cardinals von Dietrichstein, Leipzig 1792 (nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Fulgenz Schwab). — 2) V., Johannes, geboren zu Bettenhausen im Herzogthume Sachsen-Meiningen 1786, studirte zu Jena Philologie und Theologie, wurde aber durch Luden (s. d.) dem Studium der Geschichte zugewendet, die er mit großer Vorliebe, gründlichem Quellenstudium und ausgezeichnetem Scharfsinn behandelte. 1809 habilitirte er sich als Privatdocent auf der Universität Halle, ward 1817 Professor der geschichtlichen Hülfswissenschaften an der Universität Königsberg, 1821 Professor der Geschichte und Archivdirektor daselbst und später Geheimer Regierungsrath. Werke von ihm sind: „Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter", 2 Bde., Weimar 1813, 2. Aufl. ebd. 1846, ein wahres Meisterwerk. „Geschichte des Lombardenbundes", Königsberg 1818; „Geschichte der Eidechsengesellschaft", ebd. 1821; „Geschichte Marienburgs", ebd. 1824; „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens", Königsberg 1827—1839, 9 Bde.; „Die westphälischen Fehmgerichte in Beziehung auf Preußen", ebd. 1836; „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen", ebd. 1841; „Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation", ebd. 1842—1843, 3 Bde.; „Namen-Codex der deutschen Ordensbeamten, Hochmeister rc.", 1843; er gab auch mit F. W. Schubert die Jahrbücher Johann von Lindenblatt's, Offizials zu Riesenburg 1823; allein den „Codex diplomaticus Prussicus", ebd. 1836—1842, 2 Bde. 4. heraus.

Voigtland, (terra advocatorum), heißt im weitern Sinne das Land, welches von den Voigten des Reiches verwaltet wurde. Es umfaßte den jetzigen voigtländischen Kreis Sachsens, das Amt Weida in Weimar, das altenburgische Amt Ronneburg, den preußischen Kreis Ziegenrück, die Landeshauptmannschaft Hof in Bayern und die jetzigen reußischen Lande. Die Voigte selbst gehörten dem Hause Reuß (s. d.) an. Der sächsische voigtländische Kreis, welcher die Gegend um Plauen u. Adorf an der Mulde umfaßte, bildet seit 1835 einen Theil der Kreisdirektion Zwickau. Viehzucht, Getreidebau und Industrie, besonders in Geweben, werden in ihm in bedeutender Ausdehnung getrieben. Vgl. Limmer, „Urkundliche Geschichte des V.s", 4 Bde., Ronneburg 1825—1828.

Volger, Wilhelm Friedrich, ein bekannter und verdienter deutscher Geograph, geboren zu Neetze bei Lüneburg 1794, studirte auf dem Johanneum in letzterer Stadt und seit 1812 auf der Universität Göttingen und widmete sich, neben der Theologie, hauptsächlich der Geographie, Geschichte u. den Naturwissenschaften. 1815 wurde er Collaborator, 1830 Rektor des Johanneums zu Lüneburg und seit 1844 ist ihm auch das Rektorat der mit genannter Anstalt verbundenen Realschule übertragen. Man hat von ihm: „Länder- und Völkerkunde", Hannover 1819, 2 Bde., 3. Aufl. 1833; „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische", ebd. 1823; „Handbuch der Geographie", ebd. 1828, 5. Aufl. 1846; „Lehrbuch der Geographie I. Cursus", ebd. 1821, 12. Aufl. 1845; II. Cursus 1830, 7. Aufl. 1845; III. Cursus, ebd. 1832, 2 Aufl. 1837; „Lehrbuch der Geschichte", I. Cursus ebd. 1832, 6. Aufl. 1844; II. Cursus 1834, 3. Aufl. 1845; „Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte", ebd. 1835—1839, 2 Bde. in vier Abtheilungen; „Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft", Berlin 1834.

Volhynien, ehemalige Woiwodschaft Kleinpolens, jetzt ein russisches Gouvernement, liegt zwischen Polen, Galizien und den Gouvernements Podolien, Kiew,

Minsk und Grodno, einen Flächenraum von 1297 □ Meilen mit 1,400,000 Einwohnern umfassend. Das Land hat in seinen nördlichen Theilen den Charakter Litthauens — Sandboden, Wald und Sumpf; die mittleren Striche sind aber sehr fruchtbar und man trifft hier die schönsten Getreidfelder, Obstbaumpflanzungen, Wiesen und Weiden, untermischt mit Eichen- und Lindenwäldern. Weizen, Hanf und Lein gedeihen in vorzüglicher Güte. Die südlichen Distrikte werden von einzelnen Ausläufern der Karpathen durchzogen und die Ebene verwandelt sich dort in Hügelland. Die Bevölkerung — ein Gemisch von Rußniaken, Russen, Polen, Tataren, Moldauanern, Deutschen, Juden und Zigeunern — treibt Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, Handel und Gewerbe. Unter allen ehedem polnischen Provinzen hat V. die meiste Industrie und man findet hier Fabriken für Glas, Steingut, Porzellan, Leder, Hüte, Tuch, Papier ꝛc. Die Hauptstadt ist Schitomir (Zytomierz) am Teterow mit 26,500 Einwohnern. Berdyczew, eine dem Fürsten Raziwil gehörige Stadt mit 34,000 Einwohnern, ist der Mittelpunkt des südrussischen Handels mit Deutschland über Brody und zeichnet sich durch seine berühmte Messe aus. Krzemieniec oder Kremenetz ist der Sitz der Wissenschaften für diese Gegenden, indem es ein wohleingerichtetes Seminar (früher das bekannte „volhynische Lyceum") und eine gelehrte Gesellschaft hat. — V. war lange Zeit der Zankapfel zwischen den Russen, Tataren, Polen und Litthauern, bis es 1569 auf dem Reichstage zu Lublin mit Polen verknüpft wurde. Das jetzige Gouvernement wurde 1796 gebildet. mD.

Volk und Volksthum. Während wir eine große Anzahl Menschen von gemeinschaftlicher Abstammung, deren verwandtschaftliches Verhältniß sich durch Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit in Sitten, Sprache und physischer Bildung hinlänglich nachweisen läßt, mit dem Namen „Nation" bezeichnen, nennen wir Volk ebenfalls eine solche größere Anzahl von Menschen, wenn wir sie uns, anderen Menschen gegenüber, als Einheit und abgeschlossenes Ganze sich fühlend und erkennend vorstellen. Der Inbegriff dessen, worauf dieses Gefühl und Bewußtseyn der ausschließlichen Einheit beruht, heißt Volksthum und dieser ist von dem Begriffe eines Volkes eben so unzertrennlich, wie die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Menschen von diesem selbst. Hiernach beantwortet sich denn die Frage, die wir in unseren Tagen so oft aufgeworfen und so verschiedenartig beantwortet sehen: „wer das V. sei?" sehr leicht u. einfach. Das V. sind nämlich diejenigen, in denen sich die, in der Geschichte geoffenbarte, Volkseigenthümlichkeit abspiegelt und in denen das Bewußtseyn und Gefühl der Volkseinheit lebendig geworden ist. Somit können wir zum V.e die höheren Stände nur dann rechnen, wenn sie ihre Volkseigenthümlichkeit noch nicht in europäischer Weltbildung verscherzt haben; den großen Haufen aber nur dann, wenn er nicht blos dem thierischen Triebe der Selbstsucht folgt. Hiemit hängt auch eng zusammen die Frage: „was Volkswille sei? welche Bedeutung er habe und in wie weit es recht und zweckmäßig sei, auf denselben Rücksicht zu nehmen und ihm Folge zu leisten." Daß das Verlangen eines wilden aufgeregten Haufens nie Volkswille sei, versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst und es bedurfte dieses Gespenstes nicht, um, wie es bisher nur zu oft geschehen ist, Aeußerungen der öffentlichen Meinung vornehm zurückzuweisen. Volkswille ist nur der Wille der Gesammtheit. Auf diesem muß aber auch Alles beruhen, was im öffentlichen Leben gelingen und von Dauer seyn soll. Dieß ist eine so unbestrittene Wahrheit, daß wir sie selbst in den absolutesten Staaten nie ganz vernachlässigt sehen, wenn auch nicht aus Achtung der Regierenden vor demselben, so doch darum, weil die Gesammtheit es ist, durch deren Kraft allein regiert werden kann und regiert wird. Eben deshalb dürfen aber auch in keinem Staate die Mittel fehlen, den Willen der Gesammtheit kennen zu lernen, wie: das Recht der freien Vereinigung, der freien Presse ꝛc. deren Beschränkung Nichts mehr und Nichts weniger ist, als das Bekenntniß der Staatsgewalt, daß sie die Billigung des Volkes für sich haben müsse, um bestehen und wirken zu können. — Wie der einzelne Mensch, so bedarf auch

das V. der Erziehung; wie die Seele des Einzelnen, so muß auch das V. gebildet und gelenkt werden. Dies muß erstlich um seiner selbst willen geschehen; denn das V. ist, wie der einzelne Mensch, sich selbst Zweck und kann nie Mittel für die Zwecke Anderer werden. Dieses erfordert das Recht; sodann muß die Erziehung u. Ausbildung des Volksthums, wie die des Einzelnen, nicht erzwungen, sondern gelenkt werden: dies erfordert die Vernunft, weil in der menschlichen Natur Gut und Böse so innig verschmolzen ist, daß man kein Laster ausrotten kann, ohne zugleich eine Tugend damit zu bedrohen. Wie wenig sich auf die Eigenthümlichkeiten eines Volkes mit Zwang einwirken läßt, sehen wir namentlich in Deutschland aus der Geschichte der Einführung fremdartiger Gesetze und Rechtsanstalten. Nur ganz langsam und nicht ohne vielfaches Widerstreben wich hier das urdeutsche Recht dem römischen, das öffentliche Gerichtsverfahren dem geheimen und kaum erwachte nach Jahrhunderte langem Schlummer das Selbstbewußtseyn unsers Volkes wieder, so rief es auch laut und einmüthig nach der Wiederherstellung jener uralten Einrichtungen. Man denke nur an die Bewohner des linken deutschen Rheinufers. Was sie allein mit der, ihnen im innersten Herzen verhaßten, napoleonischen Herrschaft einigermassen aussöhnte, das war die, wenn auch ziemlich kümmerliche, Wiederherstellung jenes uralten, ächt deutschen, öffentlichen Gerichtsverfahrens; wie wenig dagegen ist die französische Gesetzgebung über die Ehe in das deutsche Volksleben übergegangen, sie, die so undeutsch als nur möglich war! — Hauptzüge unsers Volksthumes sind Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Sie sind aber auch die Wurzeln von Fehlern, die besonders im öffentlichen Leben wirksam und nachtheilig werden. Oder, ist es nicht übertriebene Liebe zur Wahrheit, was den Deutschen verführt, sie blos um ihrer selbst willen zu suchen und darüber ihre Anwendung auf's Leben zu vernachlässigen? Ist es nicht übertriebene Gerechtigkeit, was ihn blind macht gegen eigene Vorzüge, schüchtern in Behauptung eigenen Rechtes, aus Besorgniß, fremdes zu verletzen? Soll man deswegen Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen und gehässig machen? Gewiß nicht. Man soll aber, um jener Verirrung der Wahrheitsliebe entgegenzuwirken, thätigen Gemeinsinn wecken, der die Denker und Forscher aus überirdischen Sphären herabzieht in's wirkliche Leben u. anlockt, ihren Mitbürgern nützlich zu werden; man soll Sinn für Forschung und Achtung vor der Wissenschaft im Volke verbreiten, damit es den Forscher verstehen und würdigen lernt. Der übertriebenen Rechtsachtung gegenüber muß ein edles Selbstgefühl erzogen werden, das freilich nie ein ganzes Volk, anderen Völkern gegenüber, beseelen wird, so lange der einzelne Mann es nicht, seinen Mitbürgern und der Gesammtheit gegenüber, im Busen trägt. Uebertriebene Wahrheits- und Rechtsliebe sind es zumeist, was in Deutschland da und dort Mißbräuche der Redefreiheit veranlaßt hat, aber durch Unterdrückung der Rede- und Preßfreiheit hat man das Rechts- und Wahrheitsgefühl Aller beleidigt und den Beistand derer verscherzt, welchen Recht und Wahrheit zu ehrwürdig sind, um ihnen anders, als im Herzen zu huldigen, so lange das Wort nicht frei, also nicht würdig ist, dem Höchsten zu dienen. — Wir besitzen ein Werk über deutsches Volksthum von Jahn (s. d.), wie wohl kein anderes Volk ein ähnliches aufzuweisen hat. Er hat den ersten Morgenstrahl der Wiedergeburt unsers deutschen Vaterlandes damit begrüßt; er hat damit bewiesen, daß seine Begeisterung nicht blos gefühlt, sondern auch verstanden und begriffen war und damit Hunderte mit sich selbst klar gemacht, im Guten gestärkt und für Volk und Vaterland begeistert.

Volksbewaffnung wird als Gegensatz der stehenden Heere angesehen, weil man sich gewöhnt hat, in der ersten eine improvisirte Heeresmacht, hervorgegangen aus dem ganzen Volke, zu erblicken, während man letztere als ein, vom Volke getrenntes, Institut betrachtete. Wenn nun auch diese Annahme bis vor ganz kurzer Zeit ziemlich richtig war, so ist sie doch jetzt eine durchaus falsche, indem die Verpflichtung der Heere auf die Verfassung das ganze bisherige Verhältniß durchaus geändert hat. Wir wollen die Militärmacht, die wir bisher hatten, zur

nähern Verständigung des Folgenden Armee nennen und dieser das Volksheer gegenüberstellen. Die Möglichkeit der Aufstellung eines Volksheeres liegt in dem Willen des Volkes. Absolute Staaten können Armeen aufstellen, aber keine Volksheere; nur, wenn der einzelne Mann so viel staatsbürgerlichen Sinn hat, daß er die Nothwendigkeit einer Vertheidigung seiner vaterländischen Interessen und Institutionen einsieht und diese Einsicht stärker ist, als der Trieb nach Bequemlichkeit: nur dann ist die Bildung eines Volksheeres möglich. Diese Grundlagen besitzen wir hinlänglich in Deutschland; sie waren vorbereitet durch die bisherigen Formen der Regierung, welche eine Uebergangsperiode zu der vollkommenen, vernünftigen staatlichen Freiheit bilden, sowie durch die Wissenschaft. Die Armee besitzt hinreichende Kräfte, um die nach und nach aufgebotenen, wehrfähigen Theile des Volkes zu üben und die höheren Führerstellen tauglich zu besetzen. Es fehlt somit nur noch an der Nutzbarmachung dieser Kräfte. Der einzig mögliche Weg hiezu ist die Verschmelzung der Armee mit dem Heere. Die Armee gilt fortan nur als Stamm des Auszuges, als Waffenschule. Ein eigenthümliches Zeichen des Heeres ist, daß es die sich darbietenden Erscheinungen im Volksleben benutzt, anstatt sich auf eine unwandelbare Basis zu stellen und dieser die Verhältnisse anzupassen. Es bestrebt sich nicht, da Reiterei zu bilden, wo die Pferdezucht und Pferdebenützung in untergeordneter Wichtigkeit besteht, während es die, an die Pferde gewöhnten, Männer Norddeutschlands nicht zu Grenadieren umformen will, sondern bei ihren Pferden läßt. Daraus folgt, daß die Zusammensetzung des Heeres eine verschiedene, je nach den provinziellen Eigenthümlichkeiten, seyn muß. Treten die Heere auf, so werden diejenigen Ausgleichungen und Zutheilungen stattfinden, die nothwendig sind. Die Grundeinheit der Heerverfassung ist der Wehrbezirk, ein Landestheil, groß genug, um nachhaltig ein Wehrfußvolk (Compagnie) ins Feld zu stellen. Es würden dazu etwa 800 waffenfähige Männer (von 20—50 Jahren) gehören. In ihrer Gesammtheit bilden diese 800 Mann die Bürgerbewaffnung, aus der die Wehr (Compagnie) des Heeres nach Bedarf gezogen wird, um den Auszug zu bilden. Je 4 oder 5 solcher Wehrbezirke bilden den Bezirk des Banners (Bataillons), das man zu 5 oder 6 Wehren (Compagnien) organisirt. Die Reiterei kann sich auf ähnliche Weise bilden, ihre Wehrbezirke bestehen unabhängig von denen des Fußvolkes und umfassen wahrscheinlich je einen Bannerbezirk in den pferdereichen und mehre in den pferdearmen Gegenden. Die Mannschaft stellt sich mit den Pferden, jedoch gegen eine Entschädigung bei Verluste u. s. w. Unabhängig hievon befindet sich bei den Stämmen eine Anzahl Pferde, die entweder dem Staate gehören, oder zu den Uebungen ermiethet werden, wie bei der preußischen Landwehr, deren Bestimmung ist, diejenigen Leute beritten zu machen, die zwar Fertigkeit im Reiten besitzen, aber keine eigenen Pferde stellen können. Die dazu nöthigen Pferdewärter sind ein Kern der Schwadron, wohl geeignet, die erworbene Dienstkenntniß bald auf die neuen Leute überzutragen. Die schwere Reiterei wird dagegen eine, der jetzigen Verfassung ähnliche, Einrichtung beibehalten müssen, da die Kürassiere eine besondere Auswahl der Pferde und Leute erfordern. Die Geschütztruppen haben keine Wehrbezirke, ihre Stämme müssen vollständig seyn, eben so ein Theil der Mannschaften immer im Dienste, weil der laufenden Geschäfte zu viele sind und die Führer eine weit größere Ausbildung bedürfen, als beim Fußvolke. Auch an Zugpferden bei den Fußbatterien und an den Reitpferden bei den reitenden muß ein Stamm gegenwärtig seyn. Auf die technischen oder Arbeitstruppen findet dasselbe Anwendung. Der Stamm des Auszuges steht im Dienste der Reichsgewalt u. unter dem Reichskriegsministerium; er wird nach Verhältniß aus den verschiedenen Theilen oder Provinzen ergänzt, die einzelnen Glieder sind aber nicht an das Stammland gebunden. Seine Formirung kann etwa folgende seyn: Die großen Einheiten theilen sich nach den Provinzen des Staates in Heertheile (Divisionen), welche unter Generalen des Reichs stehen; ihre Unterabtheilung bilden die Treffen (Brigaden), unter den Obersten des Reiches. Diese

zerfallen wieder in je zwei Banner (Bataillone), deren Befehlshaber der Bannermeister (Major, Oberstlieutenant) ist. Hier beginnt nun das provinzielle Element; während die Generale u. Obersten im Solde u. in der Verpflichtung der Reichsgewalt stehen und von ihr ernannt werden, gehören die Bannermeister bereits der Waffenschule der Provinz an u. gehen wesentlich aus ihr hervor. Jedes Banner hat wieder 5 Wehre (Compagnien) und 4 Wehrbezirke, indem nämlich die fünfte Wehr, welche die Jäger bilden, keinen Bezirk hat, sondern sich aus den schießfertigsten Männern der anderen Bezirke ergänzt. Neben dem Bannermeister steht der Stabshauptmann (Adjutant). Jede der 5 Wehre hat zwei Hauptleute (Capitän, Premierlieutenant) u. 4—6 Zugführer (Lieutenants) so wie 4 Feldwebel u. 10 Rottmeister (Unteroffiziere verschiedenen Ranges, Feldwebel, Sergeant, Corporal, Gefreiter rc.) Das Aufrücken (Avancement) geschieht nach folgenden Grundzügen: in jedem Banner der Waffenschule findet ausserhalb der Uebungszeit ein Lehrkursus mit den Unteroffizieren statt. Nach dessen Beendigung werden bei der Prüfung durch eine Commission diejenigen Rottmeister ermittelt, die sich zum Aufrücken eignen. Sie treten in die 1. Classe und nur sie können von der Gesammtheit der Rottmeister zum Aufrücken in den Grad des Feldwebels vorgeschlagen werden. Es gibt keine andere Art des Aufrückens, als die Wahl der Gleichgestellten oder Untergebenen; sie erfolgt bei jeder Wiederbesetzung einer leer gewordenen Stelle, kann von den Betheiligten abgelehnt, muß aber von den Vorgesetzten bestätigt oder einem Kriegsrechte (Geschworenen-Gericht) zur Cassirung vorgelegt werden. Da die Aufrückung nothwendig im ganzen Heertheile erfolgt, so wird dem General die Pflicht obliegen, auf irgend eine Weise die Reihenfolge der so gewählten Candidaten festzustellen; man könnte da recht gut das Altersrecht (Anciennetät) als Maßstab annehmen, so daß jeder neugewählte Candidat den letzten Platz erhält. Namentlich ist die Ausbildung der Unteroffiziere von hohem Werthe und dieselbe hat sich zu erstrecken: 1) auf praktische Dienstkenntniß, wozu wir rechnen, daß jeder Feldwebel einen Zug (Peloton) vollständig exerzieren kann; daß ein Zugführer im Stande ist, eine Wehr von Anfang an durchzuexerzieren und zu gebrauchen, daß sie die Grundsätze des zerstreuten Gefechtes anzuwenden wissen, daß sie mit dem Felddienste vertraut sind; 2) auf die theoretischen Zweige oder die Militärwissenschaften. Die Feldwebel erhalten Vorträge über niedere Taktik aller Waffen, über Feldbefestigung und Aufnahmen. Als Grundlage dient Mathematik. Die Taktik wird sich wesentlich auf die Erörterung einzelner Theile der Kriegsgeschichte stützen. 3) Auf die allgemeine Bildung. Sie erstreckt sich auf die deutsche Sprache, Geschichte und Geographie; man kann auch etwas Französisch beifügen. — Die weitere Zugführerprüfung geht in diesen Zweigen weiter; die Vorbereitung darauf kann recht gut der Thätigkeit des Einzelnen überlassen bleiben. Die eigentlichen Vertreter des wissenschaftlichen Elementes im Heere bleiben die Offiziere, deren Bildung demgemäß eine hervorragende seyn muß. Sprachkenntnisse, Staatsrecht und Philosophie sind die Theile ihrer allgemeinen Bildung, vermöge deren sie sich ebenbürtig neben die angesehenen Köpfe der ganzen Bevölkerung stellen können und die ihnen denjenigen Einfluß sichern, den sie als die Führer des Volkes in den ernstesten Zeiten brauchen. Die Kriegswissenschaften in ihrem ganzen Umfange müssen ihnen vertraut seyn; der Begriff des Subalternoffiziers existirt nicht mehr, weil jeder von ihnen berufen ist, an die Spitze größerer Abtheilungen zu treten; er muß sich also dazu fähig machen. Die Lehre von der Leitung u. dem Gebrauche der Truppen, von den Operationen, von der Vertheidigung und dem Angriffe der Festungen sind jedem Einzelnen unentbehrlich. Neben diesen bestehen noch die technischen Zweige für die Geschütz- und Arbeitstruppen. Die Kriegsschulen sind die Sammelpunkte der Kriegswissenschaften. Sie bestehen neben den Universitäten, gehören ihnen an. Ihre vorbereitenden Anstalten finden sich in den Realgymnasien oder polytechnischen Schulen, denen die einzelnen militärischen Zweige, die einer andern Lehrweise, als des Vortrags, bedürfen, einverleibt werden, wie z. B. das Situa-

tionszeichnen und Aufnehmen. Dagegen kann das militärische Aufnehmen, das Rekognosziren u. Krokiren auf die Universitäten übertragen werden. Die Schüler nehmen während ihrer Studienzeit an den Waffenübungen ihrer Altersclasse Antheil. Die Prüfungen erfolgen vor besonderen Commissionen, die übrigens gewählt sind und nicht ernannt. Die Aufrückung der Offiziere erfolgt gleicher Weise durch Wahl. — Die Bürgerwehr ist mit dem Heere vollständig verschmolzen. Jeder Wehrbezirk bildet ein Banner der Bürgerwehr, das seine sämmtlichen Chargen selbstständig besetzt. Ein Veto steht nur den Ortsbehörden zu u. es muß dann die Wahl einem Kriegsrathe zur Entscheidung unterbreitet werden. Das Banner der Bügerwehr hat die Verpflichtung, sich während der bessern Jahreszeit monatlich zweimal zu versammeln u. in den Waffen zu üben. Namentlich bildet das Zielschießen, das man zu anderweitigen Festlichkeiten benützt, einen Hauptzweig; an ihm hat auch die heranwachsende Jugend sich zu betheiligen, damit die Schießfertigkeit mehr und mehr gehoben werde. Man wird sich begnügen müssen, den Auszug und die Ergänzung von Staatswegen mit Waffen zu versehen, während das zweite Aufgebot nur theilweise mit Gewehren ausgerüstet werden kann. Bei Störungen der öffentlichen Ruhe u. Sicherheit schreitet die Bürgerwehr ein, mit Güte oder mit den Waffen, wie die Umstände es erfordern. Sie ist stark genug, um es mit ihrer Masse zu zwingen, geübt genug und gut geführt, so daß sie die Anwendung der Waffen versteht und rechtzeitig entwickeln kann. In der Vereinigung aller Classen liegt eine Garantie gegen die zerstörenden Tendenzen des Communismus, sowie gegen Arbeiterexcesse. Große Arbeiteraufstände werden durch die Bürgerwehr wenigstens im Zaume gehalten, bis die Banner der nächsten Bezirke eintreffen. Die Behörden werden dann auch zur Stelle seyn und die Distriktscommandanten der Waffenschule den Oberbefehl übernehmen, damit Einheit in das Handeln komme. Tritt der Aufstand in den Charakter eines innern Krieges, zerfleischt Parteiwuth das Vaterland, dann ist es ein Bürgerkrieg, wie jeder andere: kein Heer bleibt von den Einflüssen des Bügerkrieges frei; es werden Spaltungen entstehen u. man wird sich um seine Fahne schaaren. Es ist fast allgemein in den bisherigen Armeen ein System großer, mitunter übergroßer Sparsamkeit geltend gewesen; man hat aber trotzdem nicht genug erreicht. Man will jetzt den Boden des Vaterlandes um jeden Preis schützen, man will dieß nicht nur einer einzelnen Classe von Staatsbürgern, der Armee, anvertrauen, so tüchtig sie sonst seyn kann, sondern man will stets Antheil nehmen; volksthümliche Institutionen werden durch das Volk vertheidigt, absolutistische Regierungsformen brauchen stehende Heere. Es fragt sich jetzt nicht: „ist ein Volksheer billiger?" sondern: „erfüllt es seinen Zweck, macht es wirklich das ganze Volk wehrhaft in einer Weise, die auf erfolgreichen Widerstand hoffen läßt?"

Volksbildung. Erst in neuerer Zeit hat sich die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der V. geltend gemacht, obschon sowohl über das Wesen derselben, wie über die zweckmäßigsten Mittel, den untern Ständen die angemessene Belehrung und Aufklärung zuzuführen, sehr verschiedene Stimmen laut geworden sind. Früher war das Volk sich größtentheils selbst überlassen, Schulunterricht fehlte gänzlich oder war doch höchst mangelhaft; der Kreis materieller Kenntnisse war überhaupt eng und umschloß hauptsächlich die Gelehrten. Wenn nun auch damals von V. keine Rede seyn konnte, so existirte doch eine Volksintelligenz, ein Volksverstand, der seine Nahrung aus eigenem Grund und Boden, aus dem Volksleben, zog und, in seiner eigenthümlichen Weise das originelle Wesen der Nation darstellend, eine bedeutende Kraft und Spannung besaß, aus welcher freilich nicht wissenschaftliche Entdeckungen, oder, von der Wissenschaft getragene, praktische Verbesserungen, aber energische charakteristische Handlungen sich entwickelten. Das natürliche Element war der Kern jenes Volksverstandes und die wilden Schößlinge: Aberglaube, Rohheit, Fanatismus, welche neben ihnen hervorsproßten, waren, wenn man tiefer blicken will, eben so natürliche, mit der Hauptwurzel zusammenhängende, Produkte, die den gewohnten harten Tadel demnach nicht ver-

dienen. So ist die Beschaffenheit des Volkes in allen civilisirten Staaten, wo der Volksunterricht noch nicht um sich gegriffen hat und tiefer eingedrungen ist. Die neuere Zeit, eine Uebergangsperiode, in welcher das Alte zusammenbricht und überall neue Formen mit Geräusch sich zu gestalten versuchen, hat in Deutschland bereits auch für den Zustand des Volkes eine interessante Wendung hervorgebracht. Die Dämme, innerhalb deren das Wissen eingeschränkt war, sind niedergerissen worden; der Strom der Gelehrsamkeit hat sich auch über die tiefer gelegenen Stände ergossen und hat sich schon zu einem weiten, klaren, nur flacheren See erweitert, in welchem die allgemeine Bildung ihre ruhigen, langen Wellen schlägt. Man hat Sorge getragen, durch zweckmäßig eingerichtete Volksschulen die Unwissenheit des Volkes über die Gegenstände der Natur, die bürgerlichen Einrichtungen, die geschichtlichen Ereignisse des Vaterlands u. der Menschheit überhaupt aufzuklären; man hat den Religionsunterricht ernster und gründlicher genommen und auf die natürlichen Volksbegriffe von Recht und Unrecht die veredelnden Grundsätze der christlichen Moral gepfropft; man hat endlich auch für nöthig gefunden, den Blick des Volkes auf die politische Verfassung des Vaterlandes zu richten, dasselbe an seine Wichtigkeit in dem Staatsorganismus erinnert und zu gemeinsamer Thätigkeit an dem Werke patriotischer Reformen aufgefordert. Das Werkzeug aber, womit man dergestalt auf das Volk eingewirkt und allein einwirken kann, ist die Alles versuchende Presse. Weil aber die Freunde des Volks wohl einsehen, daß für das Volk in besonderer Weise geschrieben werden müsse, so ließ man eine neue Gattung der Literatur, die **Volksschriften**, entstehen, deren Form und Inhalt auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten des Volkes berechnet war. Diese Schriften dem Volke zugänglich zu machen und zu verbreiten, bezwecken Volksschriftenvereine, wie der zu Zwickau, Dorfbibliotheken, von Preußler in Großenhain angeregt und zuerst eingerichtet; Wanderbibliotheken, Lehrvereine &c. Selbst eine Zeitschrift wurde 1845 von Ruppius und J. Gersdorf, dem ruhelosen, wackern Volkskämpen, gegründet, deren Zweck auf die Richtung der, ihrem Werthe nach allerdings sehr verschiedenen, Volksschriften und auf die Feststellung der, für das Volksschriftenwesen leitenden, Prinzipien gerichtet ist. Denn nur Wenigen, wie König, Ruppius, dem Schweizer Jeremias Gotthelf ist die glückliche Gabe verliehen, das Volk allseitig und richtig aufzufassen, treu zu schildern und von dem Volke selbst verstanden und geschätzt zu werden. Wie es nun nicht zu läugnen ist, daß allgemeine Volksschriften nicht geschaffen werden können und dürfen, weil jeder Volksstamm, ja jede einzelne Gegend, eigenthümliche Vorstellungen, Sprache, Sitten und Bedürfnisse, Vorzüge und Fehler besitzt, so mag man denjenigen, welche mit der V. den ursprünglichen Volksgeist festhalten zu können meinen, entgegnen, daß mit der V. zugleich die Nivellirung jenes Standes begonnen hat, daß die Natur allmälig, aber ohne Widerrede, der Cultur Raum geben muß, daß das Volk, jemehr es an Wissen und Aufklärung gewinnt, desto mehr an origineller Haltung, an Charakter einbüßt, und daß das, was man jetzt noch zum Theil unter Volk versteht, d. h. die niederen, ungebildeten Stände, endlich mit zunehmender Bildung in die, nun noch über ihm stehenden, Classen mit seinen Ansichten, Gebräuchen, Genüssen übergehen muß. Vgl. König, „Die Erziehung des Landvolks" (1840), J. Gersdorf, „Das Volksschriftenwesen der Gegenwart" (1842); Ruppius und Gersdorf, „Organ für das gesammte Volksschriftenwesen" (1. 2. H. 1845).

Volksbücher werden solche Bücher genannt, deren Inhalt größtentheils der Sagengeschichte angehört und welche entweder im Volke selbst entstanden, oder aus den höheren Dichtungen in diesen Kreis übergegangen sind, wobei Stoff und Form natürlich mannigfache Aenderungen erlitten, um den Vorstellungen des Volks angepaßt zu werden. Reichen die Traditionen, die den V. zu Grunde liegen, auch weit höher hinauf, so konnten diese selbst doch erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst entstehen und sich verbreiten. An solchen Büchern waren Frankreich und Deutschland vorzugsweise fruchtbar und nicht wenige der fran-

zösischen Produkte sind sogar ins Deutsche übergetragen und germanisirt worden. In das Ende des 15. Jahrhunderts fallen die V. Wigalois, Tristan, Pontus u. Sidonia, Fierabras, die schöne Melusine, die Schildbürger, Hans Tucher; in das 16. Jahrhundert Fortunatus, Till Eulenspiegel, Salomon und Markolf, die Schwänke des Pfaffen Amys, die vier Haymonskinder, Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, Peter Leu, die Historia von Dr. Faustus, der hörnerne Siegfried, Griseldis, Geschichte der sieben Schwaben, Genovefa, die drei Rolandsknappen, Herzog Ernst, Heinrich der Löwe, Riesengeschichte, Helena, Hirlanda, die sieben weisen Meister, das Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna u. a. — Sammlungen derselben wurden veranstaltet: von Feyerabend, in dem Buch der Liebe, 1587; von Reinhard, 1779; van d. Hagen und Büsching, 1809 und 1811; Görres, 1807; G. Schwab, 1836; Marbach 1838. Die neuerdings ausgesprochene und anempfohlene Idee, die V. in ihrer reinen, ursprünglichen Gestalt in das Volk zurückzuführen und dadurch den sinkenden Volksgeist zu beleben, dieselben sogar zu einem Mittel der Volksbildung zu machen, dürfte besser gemeint, als erwogen seyn; das Volk, wie es jetzt ist, dürfte weder Geschmack an jenen alterthümlichen Erzählungen finden, noch das rechte Verständniß der ältern Zeit sich anzueignen im Stande seyn. Für literarische und Culturgeschichte besitzen sie indessen unschätzbaren Werth.

Volksfeste sind Feste, bei welchen Belustigung und Unterhaltung der unteren Volksklassen der Hauptzweck ist, die gewöhnlich aber nur an einzelnen Orten oder in einzelnen Gegenden stattfinden und ihren Ursprung meist in Begebenheiten von lokalem Interesse haben. Hieher gehören besonders: öffentliche Vogel- u. Scheibenschießen, Handwerksaufzüge, mit denen auch wohl öffentliche Spiele und gemeinschaftliche Mahlzeiten verbunden sind; ländliche Feste, Wettrennen zu Pferde und zu Fuße, Klettern u. dgl. mehr.

Volksgesang, der durch Volksunterricht begründete und ausgeführte Gesang. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gesang kräftiger Lieder auf die Bildung überhaupt u., unter gehöriger Leitung, auf Veredelung der Gesinnung insbesondere einzuwirken geeignet ist. Eine Verbreitung desselben durch Volksunterricht muß daher stets als höchst wünschenswerth erscheinen u. es ist höchst erfreulich, daß zu solchem Behuf das Meiste zunächst auf deutsche Anregung in Ausführung kommt. In Paris hat nämlich, wie bereits an einem andern Orte bemerkt wurde, Mainzer einen Gesangverein von Handwerkern u. dgl., unterstützt von einem andern deutschen Landsmann, eingerichtet und seine Bemühung durch den glänzendsten Erfolg belohnt gesehen und in London nimmt ebenfalls der Volksunterricht im Gesange unter Leitung eines Deutschen den entschiedensten Aufschwung. Hier ist Herr Wilhelm der Vorsteher einer Gesangsanstalt, welche in der Exeter-Hall am 13. April 1842 ihr erstes Volksconcert gegeben hat. Der Chor besteht aus 1500 Personen und die Anzahl der Zöglinge dieser Gesangsschule, meist Schullehrer, Arbeiter oder unbemittelte Kaufmannslehrlinge, beläuft sich weit über 2000. Aber auch Deutschland ist in dem Streben, den V. zu befördern, nicht zurückgeblieben. Ein tüchtiger Generalbassist, Groß, stiftete zu Anfang des Jahres 1842 einen V.-Verein unter den jungen Handwerkern in Hamburg, der, wenigstens bis zu der Zeit des furchtbaren Brandes, mit dem glänzendsten Erfolge fortgeführt wurde. Denn am Palmsonntage, 20. April 1842, leiteten schon 300 junge Handwerker, welche vor drei Monaten noch Nichts von Noten u. s. w. wußten, zum ersten Mal den Kirchengesang in St. Jakobi durch dreistimmigen Choralgesang. Ohne Zweifel wird diese treffliche Anstalt durch das eingetretene Brandunglück nicht untergegangen seyn. Wie in Frankreich der Versuch gemacht ist, den Gesang beim Militär einzuführen, so ist auch dasselbe bei mehren deutschen Armeen bereits geschehen, bei anderen die Einleitung getroffen und neben Kirchenliedern werden hiezu namentlich auch solche gewählt, die dem Geschmacke der Jugend zusagen: Lieder des Krieges, der Waffen, der Ehrenhaftigkeit, des Vaterlandes. Vgl. auch den Art. Volkslied.

Volkskalender nennt man alle, zum Gebrauche für das Volk eingerichtete, gemeinverständliche Kalender, in welchen von dem astronomisch-chronologischen Theile nur das, was im gemeinen Leben zu wissen erforderlich ist, aufgenommen, dagegen Manches beigegeben wird, was für das Geschäftsleben und sonstige Verhältnisse häufig in Anwendung kommt. Fast in allen bedeutenderen Staaten Deutschlands bestehen seit mehren Jahren solche, mehr oder minder zweckmäßig eingerichtete und schön ausgestattete V.

Volkslied, ein zum Volksgesange bestimmtes Lied, überhaupt aber ein weltliches Lied, zum Unterschiede von dem geistlichen, endlich ein solches, welches im gesellschaftlichen oder häuslichen Kreise zur Erheiterung gesungen wird. Eine wesentliche Bedingung des V.es ist die Einfachheit des Ausdrucks bei dem allgemeinen Interesse eines, aus der Geschichte, der Gesinnung und den Sitten des Volks entnommenen Stoffes, wodurch es für alle Classen des Volks verständlich und anziehend wird. Daher verlangt man mit Recht, daß V.er auch volksgemäß seyn müssen und, was das Volk singt, auch im Volke gedichtet werden soll. Sowie jedoch Veranlassung und Inhalt der V.er verschieden sind, erhalten sie alsdann verschiedene Namen, als Fischer-, Hirten-, Jäger-, Kinder-, Kriegs-, Tanz-, Zunftlieder und dgl. Lieder, gesungen beim festlichen Mahle, bei Volksfesten, zur Feier alter Volksgebräuche u. s. w. Nun beruht die Volksdichtung zwar allerdings auf Liebe und Haß, auf Schmerz und Lust, Staunen und Verachtung, auf mächtigem Gefühl und Leidenschaft; allein nicht darin liegt die Eigenthümlichkeit des V.es, daß es von Individuen nach ihrer Stimmung in Freude und Leid gesungen wird, sondern es muß in's Volk dringen und würdig seyn, von allem Volke gesungen zu werden. — Die Zeit des deutschen V.es begann mit der Auflösung der Poesie der schwäbischen Minnesänger in die förmliche Liedertafel des Meistergesanges, zum Theil wohl früher. Denn in der Mitte des 14. Jahrhunderts war schon ein Barfüßermönch am Main ein berühmter Volksdichter. Das Eigene des V.es ist in seinem Wesen begründet, daß Jeder, der es singt, es nach seiner Empfindungsweise modeln kann, ohne daß es im Wesentlichen seinen Gehalt verliert. Daher das Hinzuthun oder Weglassen eines Reimes u. dgl. — Docen (Miscellen zur Geschichte der deutschen Literatur 1, 257) erwähnt einer Sammlung der ältesten V.er von Augsburg 1512; eine andere Sammlung gab Rosthius, Kapellmeister in Augsburg, 1593 in zwei Bänden heraus; mehr oder minder gehaltvolle Sammlungen erschienen dann: von Percy, Elwert, Eschenburg, Görres, Hagen, Büsching, O. L. B. Wolff, Grübel, Hebel, M. Schottky, Gabr. Seidl u. a. In neuester Zeit die von Fr. C. von Erlach, Mannheim 1834; die deutschen V.er mit ihren Singweisen von L. Erk und W. Irmer, Berlin 1838; die Volksharfe, oder Sammlung der schönsten V.er aller Nationen, Stuttg., 6 Bdchen, 1838; V.er, historische, aus dem 16. und 17. Jahrhundert nach den in der k. Hof- u. Staatsbibliothek zu München vorhandenen, fliegenden Blättern, gesammelt von Ph. Marim. Körner, Stuttgart 1840, welchen sich die von Schott angekündigte Sammlung aus den in dieser Beziehung bedeutenden Schätzen der Ulmer Stadtbibliothek anschließt. Ganz besonders aber dürfte das Werk Uhlands über das V., welches neben einer ausführlichen, die ganze Geschichte desselben und seinen Zusammenhang mit der Kunstpoesie betreffenden, Abhandlung auch eine Auswahl der schönsten älteren deutschen V.er nach den Urtexten verspricht, die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Das Nähere über die V.er der einzelnen Nationen siehe in den betreffenden Artikeln in deren Literaturen. Eine Sammlung der beliebtesten deutschen Lieder unter dem Titel: „Popular airs of Germany,“ V.er der Deutschen, haben die Gebrüder Worch und Thomas zu Philadelphia in guter Uebersetzung veranstaltet. Man findet unter diesen (1842): My joys from me are fleing, Mich fliehen alle Freuden; Where is the German's Fatherland, Was ist des Deutschen Vaterland? u. s. w. Bedeutende Erweiterung wird das Gebiet des V.es durch den hoffentlich mehr erweiterten Volksgesang (s. d.) erhalten.

Volksmährchen, s. Mährchen.
Volksschriften, s. Volksbildung.
Volksschulen, s. Schulen.
Volkswirthschaftslehre, Staatswirthschaftslehre oder Nationalökonomie begreift die wissenschaftliche Darstellung der Verwaltung, Quellen, Bedingungen, Bestandtheile, Wirkungen, Erhaltungs- und Vermehrungsmittel des Nationalvermögens (s. d.). Hiebei haben die Deutschen sorgfältiger, als dieß von anderen Nationen geschehen ist, drei Wissenschafen unterschieden: 1) die reine Nationalökonomie oder V., nämlich die Lehre von dem Verhältnisse des Menschen zu den Gütern im Allgemeinen, während die Kameralwissenschaften (s. d.) das Verhältniß des Menschen zu gewissen concreten Gütern betrachten, wobei der Staat und das Eigenthum vorausgesetzt, sonst aber keine Rücksicht auf den fördernden oder hindernden Einfluß des Staates genommen, sondern nur das Verhältniß an sich betrachtet wird. 2) Die angewandte V. oder eigentliche politische Oekonomie, auch Staatswirthschaftslehre genannt, oder die Lehre von dem Verhältnisse des Staates zu dem wirthlichen Leben des Volkes. 3) Die Finanzwissenschaft (s. d.). — Die namhaftesten Volkswirthschaftslehrer in Deutschland sind: Jakob, Sartorius, Kraus, Lotz, Graf von Soden, Storch, Rau, Zachariä, Bülau, Hagen, Hermann, Kudler, Eiselen, Schütz, List u. A. In England: Adam Smith, Ricardo, Mill, Mac-Culloch, Malthus; in Frankreich: Say, Ganilh, Droz, Blanqui, Dunoyer; in Italien Custodi.

Vollblütigkeit nennt man die zu große Menge guten Blutes, die leichtlich Veranlassung zu mancherlei Gesundheitsstörungen geben kann. Die V. ist entweder eine allgemeine, da denn im Allgemeinen zu viel Blut im Körper vorhanden ist und dieß findet sich leicht bei kräftigen, stark genährten, wenig thätigen Individuen; — oder sie ist nur eine theilweise, da einzelne Organe mehr Blut enthalten, als dieß seyn soll. Solche partielle oder lokale V. ist die Folge anhaltender Congestionen (s. d.). — An V. leidende Personen sind sehr geneigt zu Blutflüssen, durch welche die V. von selbst gehoben wird; außerdem muß sie ärztlich behandelt werden; — in diätischer Beziehung aber empfehlen sich: Verminderung der Nahrung, besonders Entziehung aller stark nährenden Speisen, — Aufenthalt und mäßige Bewegung in freier Luft und strenge Regelung der Stuhlausleerungen. E. Buchner.

Vollgraff, Karl, Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Marburg, 1794 zu Schmalkalden geboren, studirte 1816 bis 1819 die Rechtswissenschaft zu Marburg, wurde hierauf Regierungsprokurator daselbst, habilitirte sich 1820 als Privatdocent und rückte 1824 zum außerordentlichen und 1827 zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der genannten Universität vor. Seit 1840 ist er auch Beisitzer der juristischen Facultät. Seine publicistischen Schriften, welche das politische System Ludwig Haller's (s. d.) in nur geringer Modification repräsentiren und deshalb von der modern liberalen Partei heftig angefeindet wurden, sind: Die deutschen Standesherren, Gießen 1824; Revision verschiedener deutsch-rechtl. Theorien, Heidelb. 1826; Systeme der praktischen Politik im Auslande, Gießen 1828—29, 4 Bde.; Die historisch staatsrechtlichen Gränzen moderner Gesetzgebung, Marburg 1830; die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, ebend. 1832 u. m. a. Letztere Schrift wurde von der marburger Studentenschaft öffentlich verbrannt.

Vollkommenheit ist derjenige Zustand einer Person oder Sache, in welchem dieselbe der höchsten Idee, die wir uns von ihr machen, in jeder Beziehung entspricht. Während die Begriffe Vollendung, (welches auch gleichbedeutend mit V. gebraucht wird) und Vollständigkeit sich mehr auf das Aeußere der Dinge, auf das Daseyn aller zu einem Gegenstand gehörigen Theile beziehen, stellt die V. den äußersten Grad der Ausbildung des Wesens des Gegenstandes dar und gewissermaßen die Summe aller seiner möglichen ausgezeichneten Eigenschaften. Ein vollständiger Gegenstand kann deshalb Nichts weniger, als vollkommen seyn; aber

zur V. gehört als Grundbedingung die Vollständigkeit. Vollständigkeit wird daher schon durch die Sinne erkannt; V. dagegen ist allein ein Gegenstand der Vernunfterkenntniß, gewissermaßen das zum Körper gewordene Ideal und daher mehr geistiger Natur. Sie ist aber entweder eine moralische, wenn sie das Ideal der Tugend repräsentirt, in welchem Sinne wir Gott allein V. zuschreiben u. das Christenthum dem Menschen zur Pflicht macht, immer mehr nach V. zu streben, oder eine physische und zwar theils eine logische oder intellektuelle, in Bezug auf den reinen Begriff, theils eine technische oder ästhetische hinsichtlich des Ideals, welches die Kunst aufstellt. In jeder Weise bleibt sie aber ein relativer Begriff, da sich derselbe nur nach dem jedesmaligen Standpunkte der geistigen Bildung des Menschen richtet und eine absolute V. außer dem Kreise der menschlichen Erkenntniß liegt, weshalb man auch verschiedene Grade der V. angenommen hat, als Stufen der Entwickelung zur absoluten V.

Vollmacht, auch **Mandat** genannt, heißt eine schriftliche Willenserklärung, wodurch Jemand (der Machtgeber, Mandant) einem Andern, (dem Bevollmächtigten, Mandatar) den Auftrag und das Recht ertheilt, in seinem, des Machtgebers, Namen irgend ein Geschäft zu vollziehen. Die Vollmacht bildet zwischen beiden Theilen einen förmlichen Vertrag und wird in dieser Beziehung auch der Vollmachtsvertrag genannt. Vermöge dieses Vertrages darf der Bevollmächtiger von seinem Bevollmächtigten die sorgsame und pünktliche Vollziehung des in Rede stehenden Geschäfts und Entschädigung für alle, aus Nachlässigkeit, besonders aber aus Ueberschreitung der Vollmacht entstehende, Folgen fordern, während anderseits der Bevollmächtigte für die, aus der genannten Besorgung des Geschäfts erwachsenden, Unkosten vom Bevollmächtiger hinlänglichen Ersatz verlangen kann. Alle Schritte, welche der Machthaber im Namen seines Mandanten thut, machen diesen letztern verbindlich und beziehen sich in ihren Folgen allein auf ihn. Das Verhältniß ist ein und dasselbe, der Machthaber mag seine Verrichtungen unentgeltlich thun, oder sich Gebühren dafür vergüten lassen. — Die V. ist entweder ganz unbeschränkt und verbreitet sich über alle Geschäfte des Machthabers, in welchem Falle sie allgemeine oder General-V. heißt, oder aber sie bezieht sich nur auf einen einzigen und bestimmten Fall, wo sie dann besondere oder Spezial-V. genannt wird. Obgleich nur die General-V. zur Besorgung aller Angelegenheiten des Mandanten beauftragt, so berechtigt und verpflichtet sie doch den Bevollmächtigten zu verschiedenen einzelnen Geschäften, namentlich zur Erhebung von Geld oder Geldeswerth, der Leistung, Annahme oder Erlassung von Eiden und der Schließung von Vergleichen, wozu eigentlich Spezial-V.n erforderlich wären, nur in sofern, als sie ausdrücklich darauf lautet. In diesem Falle steht sie übrigens in rechtlicher Beziehung der Spezial-V. gleich. Diejenigen Fälle, in denen nothwendig gerichtliche Spezial-V.en erforderlich sind, sind durch die positiven Gesetze der einzelnen Staaten besonders festgestellt. — Prozeß-V. heißt insbesondere diejenige Art der V., welche zur Einleitung und Führung von Prozessen ausdrücklich berechtigt.

Volney, Constantin François Chasseboeuf de, ein sensualistischer Philosoph, scharfsinniger Chronolog und trefflicher Stylist, geboren 1757 zu Craon (Anjou), bereiste und beobachtete genau Syrien und Aegypten, versuchte den Anbau von Colonialpflanzen auf Corsika und trat 1789 in die Nationalversammlung. Dem Tode durch Robespierre's Sturz entgangen, lehrte er einige Zeit an der Normalschule, bereiste Nordamerika u. ward nach dem 18. Brumaire durch Napoleon Senator, durch Ludwig XVIII. Pair. Er starb 1820. V. verdankt den besten Theil seines Ruhmes seinen „Voyages en Syrie et en Egypte“ (2 Bde. 1787) und seinem „Tableau des Etats-Unis“ (2 Bde. 1803), in welchen er ein seltenes Talent der Beobachtung, großen Scharfsinn, richtiges Urtheil und ausgebreitete Kenntnisse darlegt. Zugleich ist sein Styl klar, bündig, oft elegant. In seinen „Ruines“ (1791) erschüttert er die Basis aller Religionen. Mit Recht wird der fernige Styl und die logische Gedankenentwickelung im „Catéchisme de la

loi naturelle (1793) gelobt, worin V. das Unglück hat, das persönliche Interesse als einzige Grundlage der Tugend aufzustellen. Dem allgemeinen Sprachstudium, der Chronologie und alten Geschichte hat er wichtige Dienste geleistet. Oeuvres complètes (8 Bde., Paris 1836).

Volpato, Giovanni, ein berühmter Kupferstecher, geboren 1733 zu Bassano, bildete sich theils durch sich selbst, theils unter Bartolozzi zu Venedig und trat zuerst unter dem Namen Renard auf, hierauf ging er nach Rom, wo er Rafael's Werke treu in Kupfer nachstach und auch 1803 daselbst starb. Rafael Mengs war sein Schüler und Schwiegersohn.

Volsker, ein uraltes und ansehnliches Volk ausonischen Stammes in Latium, welches den südlichen Theil dieses Landes bewohnte und seine eigene Sprache (die alte ausonische oder oscische), Religion, Sitte und Verfassung hatte. Ihre Besitzungen brachten sie mit den Latinern in Verbindung, die nach der Zerstörung Alba Longa's durch die Römer keinen Mittelpunkt mehr hatten und sich daher zumeist an die V. anschlossen, um sich gegen das aufstrebende Rom zu halten. Jene Verbindung aber veranlaßte die blutigen Kriege mit den Römern, denen sie endlich unterlagen. Der Bund, den die V. mit den Latinern machten, hat zu mancherlei Irrthümern Veranlassung gegeben, besonders hinsichtlich der zum Volskerlande gerechneten Stücke. Antium u. andere, südlich herab bis Terracina gelegene, Seestädte waren nicht volskisch, wenn die Alten sie auch so nannten, sondern vielmehr latinisch und nur im Bunde der V. begriffen; denn die V. trieben weder Handel, noch waren sie mit dem Seewesen bekannt, sondern in dem Flachlande baueten sie Getreide und Wein. Ausser ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit rühmte man noch an ihnen Treue, Einfachheit und Vaterlandsliebe. Auch in den Künsten, besonders in den plastischen, waren die V. nicht ohne Ruhm; denn aus einer ihrer Städte, Fregellä, wurde Turianus nach Rom berufen, um die Statue des capitolinischen Jupiters zu verfertigen. Man fand auch noch zu Veliträ, einer andern volskischen Stadt, sehr alterthümlich gemalte Reliefs, welche, nach der Form und den dargestellten Figuren zu urtheilen, auf Verwandtschaft mit hetrurischer Kunst schließen lassen.

Volta, Alexander Graf, berühmter Physiker, geboren den 18. Februar 1745 zu Como, aus einer alten adelichen Familie, zeigte von Jugend auf große Neigung für die Wissenschaften, stand 1763 bereits mit Nollet, einem berühmten Physiker Frankreichs, in Briefwechsel über physikalische Gegenstände, veröffentlichte 1769 eine Abhandlung: „De vi attractiva ignis electrici“ und hatte sich durch diese, sowie durch einige andere Forschungen im Gebiete der Elektricität, einen so geachteten Namen in seinem Vaterlande erworben, daß er zum Rector u. Professor der Physik am Gymnasium seiner Vaterstadt ernannt, 1774 aber als Professor der Physik an die Universität nach Pavia berufen wurde. 1775 erfand er den Elektrophor (s. d.), wodurch sein Name in ganz Europa bekannt wurde. Nun folgten seine Untersuchungen über die Sumpfluft, seine Erfindung der elektrischen Pistole, des elektrischen Feuerzeugs, des Eudiometers (s. d.), des Condensator's (s. d.) &c. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich durch seine Beobachtungen und Entdeckungen im Gebiete des Galvanismus (s. d.) und insbesondere durch die Erfindung der nach ihm benannten Volta'schen Säule (s. Galvanismus). 1801 begab sich V. nach Paris, um der Akademie seine Erfindung vorzulegen; er erndtete den größten Beifall und wurde 1802 Mitglied des Instituts. 1804 legte er seine Professur nieder und unter Napoleon's Herrschaft wurde er zum Grafen und Senator des Königreichs Italien ernannt; 1815 ernannte ihn die österreichische Regierung zum Direktor der philosophischen Facultät in Pavia; 1820 legte V. dieses Amt nieder und zog sich in seine Vaterstadt zurück, woselbst er am 5. März 1827 starb. — Seine Schriften erschienen gesammelt von Antinori, Florenz 1826, 5 Bde. — Vergleiche: A. Seebeck, Gedächtnißrede auf A. V., Dresden und Leipzig 1846. E. Buchner.

Voltaire, François Marie, jener allbekannte, geistreiche, aber darum um so verworfenere Atheist des 18. Jahrhunderts, war der Sohn eines Notars am Chatelet zu Paris und daselbst den 20. Februar 1694 geboren. Er hieß mit seinem eigentlichen Familiennamen Arouet, allein theils aus Eitelkeit, theils weil der Name Arouet in der Aussprache eine Zweideutigkeit enthält (à rouer), legte er diesen letztern Namen ab, machte sich selbst zum Edelmanne und nannte sich Monsieur de Voltaire. Er besaß einen durchdringenden Verstand, eine ausserordentliche Urtheilskraft, ein glückliches Gedächtniß und eine bewundernswürdige Leichtigkeit in der Darstellung, die seinen Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit oft trefflich unterstützte. Hiemit verband er sehr viel Witz und Scharfsinn, große Anlage zur Satyre, hatte die Sprache ganz in seiner Gewalt u. war unerschöpflich an Einfällen: ein geborener Dichter. Von Seite seines Herzens und seiner Sitten dagegen war V. einer der verdorbensten Menschen seiner Zeit: ehrgeizig und eitel in hohem Grade, geizig und habsüchtig bis zum Schmutze und zu den kleinsten Betrügereien immer bereit, wovon sein Aufenthalt am Berliner Hofe, so wie seine Stellung zu den Buchhändlern, die seine Schriften verlegten, eine Menge Belege liefern. Wo es darauf ankam, Etwas zu gewinnen, schämte er sich selbst der niederträchtigsten Heuchelei nicht, wie er denn einst ganz die Rolle eines Bekehrten und Jansenisten spielte, um seinen Bruder, den Abbé Arouet, der Jansenist war, zu beerben. Er war kriechend, niederträchtig, einschmeichelnd und wiederum eben so stolz und wegwerfend, äußerst boshaft, falsch und undankbar, heimtückisch und rachsüchtig und besaß einen entschiedenen Hang, Andere so zu demoralisiren, als er es selbst war. Es konnte nicht fehlen, daß solche Anlagen des Geistes, verbunden mit solcher Verderbtheit des Herzens, ihn zu dem vollendeten Dämon bilden mußten, der wirklich in der Folge aus ihm ward. Von seiner Gestalt sagt Mercier: „Man hat unendlich viele Portraits von V.; alle gleichen sich, nach meinem Gefühle aber ist kein einziges unter ihnen, das recht einem Menschen ähnlich gewesen wäre, sondern er glich in seinen Zügen auffallend der großen Affenart, hatte aber ein funkelndes Auge, welches dem übrigen Theile seines Angesichtes seine Häßlichkeit benahm." V. genoß in seiner Jugend den Unterricht der Jesuiten in dem Collegium Ludwig's XIV. Schon damals stellte ihm einer seiner Lehrer, der Jesuite le Jay folgendes Prognostikon, das später auch auf's pünktlichste eingetroffen ist: „Malheureux! tu seras le Porte-Etendart de l'Impiété!" Als er das Collegium verlassen hatte, war der Dichter Chaulieu, ein ganz sittenloser Mensch, den man den französischen Anakreon nannte und der V.s Verderben vollenden half, sein beständiger Genosse, so daß sich Bossuet's Ausspruch vollkommen an ihm bewährte: „Nie war ein Ungläubiger, der nicht zuvor ein Lasterhafter gewesen wäre." — V.s erste literarische Versuche waren: sein „Oedip", den er schon in seinem 18. Jahre schrieb, dann Satyren. Diese letzteren aber zogen ihm das Schicksal zu, daß der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, so nachsichtig und ausgelassen er übrigens war, ihm doch einen Platz in der Bastille anweisen ließ. Er kam indessen bald wieder los und, da es nicht an Leuten fehlte, die ihn als einen jungen Mann von Genie beschützen zu müssen glaubten, erhielt er sogar eine Pension. Allein, weil er seinen Hang zur Satyre nicht bändigen konnte, verlor er sie bald wieder. — Dieser Hang zur Satyre zog ihm, neben den genannten und noch anderen Gefängnißstrafen, selbst dreimal körperliche Züchtigung, als Ausfluß der Privatrache der Beleidigten zu; ähnliche unangenehme Folgen für ihn hatten seine übrigen Ausschweifungen und Laster, unter denen gemeiner Geiz und Habsucht nicht die letzte Stelle einnahmen. So ehrenvoll begann die Laufbahn dieses Menschen, den nachmals die Welt so sehr vergöttert hat, den Könige und Fürsten und andere Große, als Beweis des Abfalles vom lebendigen Glauben an Jesus Christus, ihres Briefwechsels und ihrer Vertraulichkeit gewürdigt und als ihren Lehrmeister verherrlicht haben; den die neueren Philosophen als ihren Patriarchen und Dalai-Lama verehren, den endlich das regene-

rirte Frankreich apotheosirt und im Pantheon beigesetzt hat!!! — Als V. schon damals anfing, in seinen Schriften Religion und Geistlichkeit zu verspotten, was in jenen Zeiten noch als Verbrechen in Frankreich galt und der Regent selbst, so verderbt er übrigens war, in Hinsicht auf das öffentliche Wohl dieß nicht ungeahndet hingehen ließ, hatte er wieder nichts Anderes, als einen Platz in der Bastille zu erwarten. Er kam aber dieser Gefahr durch die Flucht zuvor, ging zuerst im Jahre 1723 nach Holland und von da 1727 nach England. Hier wurde er mit den Schriften der englischen Freidenker, eines Hobbes, Collins, Blount, Toland, Shaftesbury und Anderer bekannt u. hier — wie der berüchtigte Condorcet, sein Vertrauter und Mitgehilfe und nachmals sein Lobredner, versichert — „hier schwor er, sein Leben zum Sturze des Christenthums und aller positiven Religionen anzuwenden" und er hat Wort gehalten. Seine Beschützer brachten es indessen bei dem französischen Hofe dahin, daß er die Erlaubniß erhielt, im Jahre 1728 wieder nach Paris zurückkehren zu dürfen. In die Zeit seines damaligen Aufenthaltes zu Paris fällt sein vertrautes Verhältniß mit der Marquise von Chastelet, einer geborenen Breteuil, die zu den gelehrten Weibern gehörte und, wie wenigstens geglaubt wird, in den Sprachen, in der Philosophie und Mathematik ziemliche Fortschritte für ihr Geschlecht gemacht hatte. Was er in England sich vorgenommen hatte, suchte er nun in Frankreich durch mehre Schriften wider die Religion ins Werk zu setzen und zwar mit solchem Vertrauen auf seine Absichten, daß er dem Polizeilieutenant von Paris, Herault, der ihm seine Gottlosigkeit mit dem Beifügen: „Was ihr auch schreiben möget, ihr werdet es doch nicht dahin bringen, das Christenthum zu zerstören!" zu Gemüthe führte, erwiederte: „So? das werden wir sehen." Da die Herausgabe seiner „Lettres philosophiques", die voll Ausfälle gegen die Religion waren und auch auf Befehl des Parlaments verbrannt wurden, ihm indessen einen Verhaftsbefehl zugezogen hatte, verkroch er sich und lebte bei der Marquise von Chastelet mehre Jahre zu Cirei, ihrem Landgute, wo beide, wie sie wenigstens sagten, die Leibnitz'sche und Newton'sche Philosophie eifrig studirten. Die Pompadour (s. d.) erwirkte ihm endlich die Erlaubniß, sich wieder zeigen zu dürfen und er ward wegen seiner Tragödien sogar vom Hofe belohnt, wie er es denn auch den Intriguen dieser berüchtigten Buhlerin und dem Herzoge von Richelieu zu danken hatte, daß Ludwig XV. ihn zum Gentil-homme ordinaire machte. Er machte es aber bald so arg und zog sich durch seine Satyren so viele Feinde zu, daß er, um der Bastille zu entgehen, Frankreich abermals verlassen mußte. Verkleidet ging er im Jahre 1738 nach Brüssel und von da 1741 nach Berlin, da er mit Friedrich II., (der das Jahr vorher den preußischen Thron bestiegen hatte), als dieser noch Kronprinz war, schon einen Briefwechsel unterhalten hatte, worin beide sich ihre Religionsansichten mittheilten und über das Christenthum spotteten. Indessen war sein Aufenthalt in Berlin diesmal von keiner festen Dauer, sondern bald war er in den Niederlanden, bald wieder in Deutschland, bald zu Luneville bei der Chastelet und bald, da seine Beschützer in Frankreich ihm sogar eine Stelle in der Pariser Akademie verschafft hatten, wieder in Paris. Im Jahre 1750 rief ihn Friedrich II. wieder nach Berlin. Er wurde Mitglied der dortigen Akademie, erhielt die Stelle eines Kammerherrn und eine sehr ansehnliche Besoldung, neben vielen anderen Wohlthaten, womit ihn dieser Monarch, dessen Gesellschafter, Tischgenosse und Lehrmeister im Philosophismus er war, überhäufte. — Diese Herrlichkeit war indessen von nicht langer Dauer. V. ward seines königlichen Schülers, dem auch er ebenfalls gleichgültig geworden war, bald überdrüßig und beide zerfielen mit einander. Ein Streit, den er mit dem bekannten Maupertuis hatte und einige vom Könige sehr übel aufgenommene Spöttereien, die er sich gegen den General Manstein über einige, ihm zur Durchsicht zugeschickte, Gedichte des Königs erlaubt hatte, bewogen ihn, Berlin nach einem Aufenthalte von ungefähr drei Jahren wieder zu verlassen. Bei seiner Abreise von Berlin hatte V. seinem gekrönten Freunde seine Dankbarkeit

auf ächt philosophische Weise noch dadurch bewiesen, daß er ihm eine Sammlung seiner poetischen Werke, die nur wenigen Schöngeistern des Hofes bekannt waren, gestohlen hatte, unstreitig in der Absicht, sie hernach durch den Druck bekannt zu machen. Ueber diese Infamie äußerst entrüstet, schickte ihm der Monarch einen Major nach, der ihn auch zu Frankfurt a. M. einholte, ihm den preußischen Kammerherrnschlüssel abnahm, nach dem Befehle des Königs eine derbe Tracht Stockprügel gegen Quittung aufzählen ließ und ihn dann unter der Aufsicht des preußischen Residenten Freitag so lange in Gewahrsam hielt, bis die gestohlenen Papiere von Leipzig, wo er sie gelassen, angekommen waren. — Von Frankfurt reiste er nun nach Colmar und bewarb sich von da aus um die Erlaubniß, nach Paris kommen zu dürfen, was ihm indessen abgeschlagen wurde. Ebensowenig glückte ihm sein Versuch, sich in Lyon niederzulassen, wohin er deswegen wirklich zu Ende des Jahres 1755 gereist war. Der dortige Erzbischof kündigte ihm nämlich an, daß ihn der König gar nicht im Reiche haben wolle und so nahm er denn seine Zuflucht in die Schweiz und kaufte sich vor den Thoren von Genf ein kleines Landgut, welches er Delices nannte. — Auch diese Herrlichkeit dauerte indessen nur kurze Zeit. Da er nämlich in den nicht ungegründeten Verdacht gerieth, den Samen der Uneinigkeit in der kleinen Republik ausgestreut zu haben, ward er genöthiget, Delices zu verlassen, worauf er sich in dem Ländchen Gex niederließ. Hier lebte er auf seinem Landgute Ferney, das er sich von dem, auf mancherlei Wegen zusammengescharrten, Gelde gekauft hatte, noch bei 26 Jahre, die er unter den rastlosesten Bemühungen, das Christenthum zu untergraben und zu zerstören, zubrachte. — V. hatte lange gewünscht, wieder nach Paris zurückkehren zu dürfen, allein ein wider ihn ergangenes Arrêt des Pariser Parlaments stand der Erfüllung dieses Wunsches immer entgegen. Die große Menge Anhänger, die er sich durch seine vielen Schriften am Hofe gemacht hatte, brachte es endlich bei dem allzu nachgiebigen und gutmüthigen Ludwig XVI. doch dahin, daß die Gesetze in Ansehung dieses geschworenen Feindes aller Religion, dieses allgemeinen Sittenverderbers, schwiegen und ihm die Zurückkehr nach Paris im Jahre 1778 gestattet wurde. Dies war schon gewissermassen ein Triumph des Philosophismus über die Religion. Wo V. hinkam, wo er sich blicken ließ, strömte die Menge von Adepten, die er durch seine Schriften für den Philosophismus gemacht hatte, in Masse herzu; die Akademien feierten seine Rückkehr; ebenso die Komödianten, welche ihn noch bei lebendigem Leibe zu apotheosiren vorhatten und als er, um dieser Feier beizuwohnen, in das Theater fuhr, ging der thörichte Fanatismus soweit, daß man die Pferde küßte, welche ihn dahin zogen: sogar Höckerweiber und Savoyarden, denen der Rausch des Tages ebenfalls die Köpfe versengt hatte, eilten heran, um ihre Ehrfurcht zu beweisen. Bei seinem Eintritte in das Theater hatte er, ungeachtet des Beistandes des Marquis de Villette, der ihn unterstützte, Mühe, durchzukommen. Man hielt ihn auf, um seinen Rock zu berühren, strich Tücher daran, zupfte Haare aus seinem Pelzrocke, um Reliquien von ihm zu besitzen; auf dem Theater ward seine Statue gekrönt und der französische Unsinn ging so weit, vor ihm auf die Kniee zu fallen und sie zu küssen. Auch die Freimaurerloge des neuf soeurs, an deren Spitze der bekannte Lalande stand, sandte eine Deputation von 40 Mitgliedern an ihn ab und rechnete es sich als eine Ehre an, daß er ihre Statuten unterschrieb und sich als ihr Mitglied einschreiben ließ. Hier aber war seiner Laufbahn das Ziel gesteckt; er fiel bald darauf in eine Krankheit, welche sein Leben endigte. War es Grimasse und Heuchelei, um ein ehrliches Begräbniß zu erlangen, oder war es wirklich Ernst: genug, es schien Anfangs, als ob er wieder zu der Religion, die er sein ganzes Leben hindurch gelästert hatte, zurückkehren wollte. Er ließ den Abbé Gauthier zu sich rufen, legte vor ihm eine Generalbeicht ab u. stellte im Beiseyn desselben, des Abbé Mignet und des Marquis de Vieilleville eine, bei dem Notarius Manet niedergelegte Erklärung aus, „daß er in dem Schooße der katholischen Kirche sterbe.“ Allein diese „Apostasie“ war seinen Mitverschworenen

gegen die Religion zu erniedrigend für ihre Partei. Sie verwehrten nicht nur dem Abbé Gauthier, welcher jene Erklärung dem Pfarrer von St. Sulpice und dem Erzbischofe überbracht hatte und mit der Antwort derselben zu dem Kranken zurückkehren wollte, sondern auch allen Geistlichen jeden weitern Zutritt zu ihm und V. gab am 30. Mai 1778, im 84. Jahre seines Alters, in einer solchen Verzweifelung und Raserei seinen Geist auf, daß sein Arzt Tronchin und der Marschall von Richelieu versicherten, nie etwas Aehnliches je gesehen zu haben. — Nach Tronchin starb er unter Zuckungen der Verzweifelung mit dem Schrei: „Ich bin von Gott und den Menschen verlassen!" Es konnte nicht fehlen, daß ein Mensch wie V., mit seinem Witze, mit seinem Darstellungsvermögen, seiner Thätigkeit, seiner Kunst zu gefallen, sehr bald viele Proselyten machte, zumal unter einem Volke, das im höchsten Grade leichtsinnig und eitel ist, auf welches ein Bon-Mot, ein witziger Einfall, ein satyrischer Zug mehr wirkt, als alles gründliche Raisonnement und welches das Oberflächliche, wenn es nur glänzt, insgemein dem Wahren und Gründlichen vorzieht, wenn dieses nicht eine sehr gefällige Aussenseite hat und das noch überdies während der Regentschaft des, in allen Liederlichkeiten versunkenen, Herzogs von Orleans zu einem hohen Grade von Sittenlosigkeit emporgestiegen war. Mercier, der bekanntlich selbst dem atheistischen Philosophismus jener Zeit huldigte, kann doch nicht umhin, V. den großen Verderber zu nennen, der den Königen, den Großen und allen Lastern seines Jahrhunderts und allen frechen, die Sitten verderbenden Irrthümern, die bei den Höfen angeschrieben sind, gehuldigt und den Aberglauben nicht habe schlagen können, ohne zugleich die Moral tief zu verwunden; der in dem vortrefflichen Buche, in Leibnitzens „Theodicée", nichts Anderes gesehen, als den Stoff zu seinem elenden Romane „Candide", in welchem die tröstende Wahrheit von der Vorsehung angegriffen worden; der endlich mit seinem ewigen sardonischen Lachen der Nachwelt einen schimpflichen Pyrrhonismus hinterlassen und, mit demselben, den grausamen Leichtsinn, mit welchem man über Tugend und die größten Verbrechen gleichgültig hinwegschlüpft. Alles sehr richtig. Die ungeheure Schuld aber, welche hiedurch auf das Haupt dieses Unglücklichen gehäuft worden, wird noch größer, wenn man bedenkt, daß alles dieses wohldurchdachter Plan war, der über ein halbes Jahrhundert hindurch mit größter Anstrengung ausgeführt worden; wenn man bedenkt, daß seine Schriften noch immer, auch in vielen deutschen Uebersetzungen, um die geringsten Preise, selbst in die niedrigsten Hütten, in einer Unzahl von Exemplaren verbreitet werden. — Nach seinem Tode ließ seine Familie den Leichnam einbalsamiren und unbemerkt nach Sellieres, 30 Meilen von Paris, bringen. 12 Jahre später wurde derselbe indeß wieder ausgegraben und unter großem Pompe im Pantheon zu Paris beigesetzt. Allein nach der zweiten Restauration, im Jahre 1817, wo das Pantheon seinem ursprünglichen kirchlichen Zwecke wieder zurückgegeben wurde, mußte er auch diese Ruhestätte wieder verlassen und wurde auf einen Kirchhof gebracht. — Werke: Novellen, Erzählungen u. Romane (Zadig, Gengischan, Candide, La princesse de Babylon, L' Ingene); ein komischer Epos: la Pucelle d'Orleans; ein Epos, die Henriade; die Trauerspiele: Oedipe, Brutus, Zaire, Alzire, Mahomed, Tancred (beide übersetzt von Göthe, Tübingen 1799 und 1800), Semiramis, Orestes, Rome sauvée, Olympia, die Scythen, das Triumvirat. Historische Arbeiten V.s sind: Siècle de Louis XIV. et Louis XV., Histoire de Charles XII., Histoire de la guerre de 1741, Essai sur l'histoire générale, Sur le moeurs et l'esprit des nations. Als Geschichtsforscher ist V. unbedeutend. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen: 1756, 40 Bde.; Bas. und Gotha 1785, 71 Bde.; Paris 1795, 45 Bde., 4.; ebd. 1817, 50 Bde., 12.; ebd. 1820, 16 Bde. und öfters, von Dupont, Paris 1827, 70 Bde. Gleichzeitig erschienen: Pièces inédites de Mr. d. V. und 1823 fand man in der Eremitage zu St. Petersburg mehre ungedruckte Werke V.s, unter anderen einen literarischen Commentar über Rousseau's Contract social. Deutsche Uebersetzungen: von W. C. S. Mylius, Breslau 1783—1787,

29 Bde.; Auserlesene Werke von Fr. Gleich, Th. Hell und A., Leipz. 1825—1830, 30 Bdchen, 12.; Sämmtliche Werke neu übersetzt von L. G. Förster und F. H. Ungewitter (unvollendet, Quedlinburg 1827—1830, 3 Bde.; neu übersetzt Leipzig 1844 und f.; Lebensbeschreibungen: von Mercier, Genf 1788 und Condorcet, deutsch Berlin 1791; Vie de V. suivie d'anecdotes qui composent sa vie privée, Paris 1797; Wagnieres und Longchamps (seine Sekretäre), Mémoires sur V. et sur ses ouvrages, ebd. 1826, 2 Bde.; Lettres inédites de Madame la Marquise de Chatalet et supplément à la correspondence de V. avec le roi de Prusse etc. ebd. 1818.

Volte, Wendung, nennt man in der Reitkunst die völlig runde Wendung auf der Reitbahn, so daß das Pferd einen Kreis um sich selbst macht und die Hinterfüsse desselben als das Centrum anzusehen sind. — Im Kartenspiele heißt Volte schlagen: den Karten unvermerkt eine andere Wendung, eine andere Folge geben.

Volterra, eine, hoch auf dem Gipfel eines Berges einsam gelegene Stadt, in der Provinz Pisa des Großherzogthums Toskana, Sitz eines Bischofes und im Alterthume von 100,000, jetzt nur noch von etwa 4000 Menschen bewohnt, mit vielen Alterthümern und Sehenswürdigkeiten, unter denen wir hier ausheben: der Dom, 1254 von Pisano erbaut und 1574 restaurirt; das Baptisterium, der Sage nach auf dem Grunde eines Herkules-Tempels, in Form eines Achtecks errichtet. Die Kirchen S. Francesco und Antonio; das Frauenkloster St. Lino und das, eine Miglie entfernte, Camaldulenser-Kloster La Badia. Der Palazzo publico, dem zu Florenz ähnlich, mit hohem Thurme über den Zinnen. Die hier befindliche Bibliothek ist ein Vermächtniß des Abbate Guarnacci u. enthält mehre schätzbare alte Drucke und Manuscripte. Hier ist auch das Museum der etruskischen Alterthümer, ausserordentlich reich an Sarkophagen u. Kunst- u. Lebensdenkmalen aller Art der alten Etrusker. V. ist die Vaterstadt des Aulus Persius, der Maler Francesco und Daniel da V., Baldassare Franceschini, genannt Volterrano, des Raf. Maffei, Uebersetzers des Homer ꝛc. — V. war im Alterthume eine der 12 mächtigen etrurischen Städte, hatte 6 Migilien im Umfange, starke sogenannte cyklopische Mauern und feste Thore, wovon noch wohl erhaltene Reste zu sehen sind. (Thor des Herkules mit zwei Bogen und Porta all arco, aus ältester Etruskerzeit). — Der etrurische Begräbnißplatz ist eine Miglie von der heutigen Stadt entfernt; die alten Begräbnißkammern sind noch zugänglich. Etrurische Thermen hat Guarnacci in der Nähe der Citadelle aufgefunden; das große Mosaik daraus befindet sich im Museum. Unter den römischen Alterthümern zeichnet sich die Piscina und das Bad des Otho aus. — Die Mauern der Jetztstadt rühren von Kaiser Otho her, haben 2 Miglien im Umkreise und sind noch wohl erhalten. Im Mittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, war V. eine der nicht unbeträchtlichen Republiken und kam erst im 14. an Florenz. — Die Citadelle ist von den Mediceern erbaut und enthält den berüchtigten, vom Herzoge von Athen 1347 aufgeführten, Thurm Mastio di Volterra, ein Staatsgefängniß, dessen Mauern 11′ dick. Hier verschmachtete der unglückliche Lorenzini, nachdem er sein Werk über die Kegelschnitte daselbst geschrieben, das als MS. in der Magliabecchiana in Florenz ruht.

Voltigiren, mit Leichtigkeit auf ein Pferd springen, mag dasselbe ruhig stehen, oder galoppiren und zwar mit oder ohne Steigbügel; dann überhaupt mit einer gewissen Gewandtheit springen. Wer diese Kunst versteht, heißt Voltigeur. — Dann führt diesen Namen auch eine Gattung leichter Infanterie, namentlich bei den Franzosen. Bei diesen befinden sich in einem Bataillon von 6 Compagnien 4 Füsilier-Compagnien; die rechte Flügelcompagnie bilden die Grenadiere, die linke Flügelcompagnie aber die Voltigeurs, die in der Regel das Tirailliren und den übrigen leichten Dienst versehen.

Volumen oder Rauminhalt wird der, von einem physischen Körper eingenommene, bestimmte geometrische Raum genannt. Bei zweien Körpern von

gleichem Gewichte steht das V. in umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Dichtigkeit. Vergl. den Art. Spezifisch. — In der Chemie ist das Verhältniß des V.s, in welchem sich gasförmige Körper mit einander verbinden, zu ihrem Mischungsgewichte von großer Wichtigkeit. Die Annahme, daß das V. und die Aequivalente bei gasförmigen Körpern übereinstimmend seyn müssen, nennt man Volumtheorie.

Vondel, Joost van, von anabaptistischen Eltern abstammend, wurde den 17. November 1587 zu Köln geboren und in dem Glaubensbekenntnisse seiner Eltern erzogen, welches er verließ, um zu der Sekte der Arminianer überzutreten, die er mit Eifer vertheidigte; später indessen ging er zur katholischen Kirche über und feierte deren Herrlichkeit in seinen Gesängen. V. zeigte schon in seiner Jugend außerordentliche Anlagen zur Dichtkunst und sein poetisches Genie entwickelte sich ohne allen Unterricht. Mit dem 30. Jahre begann er das Lateinische zu erlernen, um an den Dichtern des alten Roms sein Talent auszubilden; später erlernte er auch das Französische. 1610 hatte er sich mit Maria de Wolf verheirathet und in Amsterdam einen Strumpfladen etablirt, bekümmerte sich aber, um ganz der Poesie leben zu können, wenig um sein Geschäft, sondern überließ dessen Besorgung seiner Frau. Er starb den 5. Februar 1679, im 92. Lebensjahre. In einer kräftigen und reichen, aber nicht immer correkten Sprache haben wir von ihm, außer metrischen Uebersetzungen der Psalmen, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Lobgedichte, bittere Satyren, religiöse Gedichte und 30 Tragödien, unter welchen sein „Palamedes" für das vorzüglichste gehalten wird. Es ist dieß ein allegorisches Stück, worin unter Palamedes Olden Barneveldt gemeint ist; V. dichtete es zu der Zeit, als er der Sekte der Arminianer angehörte. David Hoogstraaten gab die Werke unsers Dichters, den man den holländischen Virgil nannte, in 2 Quartbänden 1720 zu Amsterdam heraus. C. Pfaff.

Vorarlberg, s. Tirol.

Vorgebirg der guten Hoffnung, s. Cap.

Vormundschaft (tutela) ist eine, durch das Gesetz oder den Willen einer dazu berechtigten Person Jemanden übertragene Verpflichtung, für die physische u. geistige Erziehung einer gesetzlich unmündigen Person (s. Minorennität) Sorge zu tragen, deren Vermögen zu verwalten und sie in allen Civilsachen zu vertreten. Der hiezu vom Gerichte Verpflichtete heißt Vormund, Tutor, Curator; der Bevormundete Mündel, Pflegbefohlener; das Gericht ist die Obervormundschaftsbehörde. Die Legitimationsurkunde, welche dem Vormunde über die erfolgte Bestätigung ausgefertigt wird, heißt Tutorium oder Curatorium. Bis zur erlangten Mannbarkeit der Pflegbefohlenen waren bei den Alten die Vormünder Beschützer (tutores), hernach aber Besorger, Versorger (curatores), indem sie auch ihre Unmündigen zur Vermögungsverwaltung mit anleiten sollten. Neuerdings ist der Unterschied weggefallen. Die Vormünder sind entweder zur Uebernahme gesetzlich berufen (legitim), als die nächsten Anverwandten, oder im Testamente (testamentarii), oder sie werden endlich, in Ermangelung der ersteren beiden Classen, vom Richter selbst gegeben (dati); denn jeder Bürger ist bis zum 60. Jahre zur Uebernahme dieser Pflicht verbindlich. Der V. ist verpflichtet für seine Pflegebefohlenen zu sorgen, als ob es seine eigenen Kinder wären, aber auch ihnen und der Obrigkeit, die ihn bestellte, von Zeit zu Zeit Rechnung abzulegen und bei Niederlegung seines Amtes das Vermögen auszuantworten. Bis dahin hat derselbe mit seinem gesammten Vermögen zu haften, weshalb man den Pflegbefohlenen (wie den Ehefrauen) bisher eine stillschweigende Hypothek im Vermögen des Vormundes einräumte, wofür jetzt vielfältig die Bestellung des ausdrücklichen Pfandrechts eingeführt ist. — Den Unmündigen gleich werden mit Curatoren versehen alle die, welche des vollen Gebrauches ihres Verstandes nicht mächtig sind, wie z. B. Wahnsinnige, Gemüthsbefangene (mente capti), Rasende und Verschwender, deren Versorger curator status genannt wird. Den Frauenspersonen wird zum Schutze gegen das Nach-

schlecht entweder für immer ein Curator (allgemeiner Geschlechtsvormund) gegeben, welcher ihnen bei allen ihren Rechtsangelegenheiten beiräthig ist, oder es wird ihnen bei einer jeden einzelnen Verhandlung vor Gericht ein der Rechte kundiger Beistand zugeordnet. In mehren Staaten ist indessen das weibliche Geschlecht auch in dieser Beziehung vollkommen emancipirt und bedarf somit eines Curators nicht mehr.

Vorposten, s. Feldwachen.

Vorrückung der Nachtgleichen. Genaue astronomische Beobachtungen haben an den Fixsternen eine sehr geringe scheinbare Bewegung gezeigt, nach welcher sie sich in Kreisen mit der Ekliptik parallel um die Pole derselben zu drehen scheinen u. wodurch die Länge eines jeden jährlich etwa 50¼ Sekunden oder in 71¼ Jahren um einen Grad vergrößert wird. Bei dieser scheinbaren Bewegung ändert sich also blos die Länge der Fixsterne, während ihre Breite oder ihr Abstand von der Ekliptik unverändert bleibt. Die Fixsterne scheinen folglich in Kreisen fortzugehen, welche mit der Ekliptik parallel laufen, so daß es das Ansehen hat, als dreheten sie sich um die Pole der Ekliptik. Diese Erscheinung kann entweder von einer wirklichen Bewegung der Fixsterne selbst, oder von einer bloßen Vorrückung des ersten Punktes der Ekliptik, von welchem man die Längen zu zählen anfängt, herrühren. Die erstere Annahme widerstreitet allen Erscheinungen am Himmel, dagegen spricht Alles für die letztere. Wenn man die älteren Beobachtungen mit den neueren vergleicht, so ergibt sich, daß die Längen der Sterne in einem Zeitraume von 2200 Jahren um mehr als 30 Grade zugenommen haben. Dieses wird dadurch sehr anschaulich, daß die Sternbilder des Thierkreises, welche jetzt nicht mehr in den Zeichen oder Theilen der Ekliptik stehen, wo sie ehemals standen, sondern in die nächstfolgenden übergegangen sind, wie z. B. die Sterne des Widders jetzt in dem Zeichen des Stiers stehen; daher man auch die wirklichen oder ungebildeten Zeichen des Thierkreises von den gebildeten, d. i. von den Sternbildern, deren Namen sie führen, zu unterscheiden hat. Aus der Vergleichung der älteren mit den neueren Beobachtungen bestimmt man die Größe dieser Bewegung im Durchschnitte jährlich auf 50½ Sekunden oder 50¼ Sekunden, was für ein Jahrhundert 1° 23′ 54″ ausmacht. Hienach läßt sich berechnen, daß die Fixsterne ihren scheinbaren Umlauf um die Pole der Ekliptik in 25,700 Jahren vollenden, welche Umlaufszeit man das große platonische Jahr nennt. Newton erklärte zuerst das V. der N. und zeigte, daß die Gravitation der nicht vollkommen sphärischen, sondern um die Pole abgeplatteten Erde gegen Sonne u. Mond die Knotenlinie der täglichen Umwälzung zurücktreiben müsse. Wenn man sich nämlich um den Aequator der Erde einen Ring vorstellt, welcher aus angehäuften materiellen Theilen zusammengesetzt ist und sich binnen 24 Stunden um die völlig kugelrunde Erde dreht, so wird zwar dieser Ring eine weit größere Schwere gegen die Erdkugel, als gegen die Sonne und gegen den Mond haben; allein beide Himmelskörper werden doch gegen den Ring eine stärkere Anziehung, als gegen die übrigen Theile der Erde, beweisen. Weil nun dieser Ring in der Ebene des Aequators liegt und Sonne und Mond jederzeit aus der Ebene der Ekliptik darauf wirken, so wird daraus die nämliche Wirkung, wie bei den Planetenbahnen, entstehen; die Punkte des Erdringes werden nämlich die Ebene der Ekliptik bei jeder Umdrehung etwas früher durchschneiden, als sonst geschehen würde; daher die Durchschnittspunkte, oder Knoten der Umdrehung, nach der Seite, welche den Bewegungen der Erde und des Mondes entgegengesetzt sind, d. i. gegen die Ordnung der Zeichen fortrücken müssen.

Vorschlag heißt in der Musik die, irgend einem Hauptton in einer Melodie beigefügte Note, um denselben vorzubereiten oder zu heben. Geschmackvoll angebracht, macht diese Note einen angenehmen Effekt. Die Vorschläge werden mit kleinen Noten geschrieben, können ober und unter der Hauptnote genommen werden und unterscheiden sich in lange und kurze. Der lange V., auch der accentuirte genannt, weil der Nachdruck mehr auf ihn, als auf die Hauptnote fällt, besteht

n einer kleinen Note, welche der Haupt- oder wesentlichen Note, der sie voran-
geht, wenigstens die Hälfte ihrer Geltung nimmt, wogegen der kurze B., mit
iner noch kleinern Note, oder mit einem schrägen Strich durch den Stiel be-
eichnet, fast gar nicht in Rechnung kommt, indem er gleichsam nur angeschnellt
wird. Da hier der Accent auf die Hauptnote fällt, der B. also keinen Nach-
ruck erhält, so heißt er der accentuirende. Indeß werden auch schon öfter
B.e durch gewöhnliche Noten in regelmäßige Takteintheilung gebracht. Es ist
übrigens eine richtige Bemerkung, daß B.e effektreich seyn können, indem sie ge-
wissermassen den Gegensatz des Punktes bilden. Denn, während dieser den
Inhalt der Noten verlängert, verkürzen jene, wie alle Manieren, denselben, indem
ie sich muthwillig in das Zeitmaß eindringen.

Vorsehung (providentia) ist diejenige Einwirkung Gottes auf die Welt,
nach der er dieselbe fortwährend erhält und alle Veränderungen in ihr, seinem
Endzwecke gemäß, leitet. In der heil. Schrift wird der Glaube an die Vor-
sehung dargestellt als Ausfluß der Ueberzeugung, daß Alles, was geschieht, das
Größte, wie das Kleinste, unter Gottes väterlicher Leitung stehe und daher zur
Beförderung des Gottesreiches dienen müsse. Mit dieser Lehre verschwindet nicht
nur der blinde Zufall, der Alles unter der Leitung des blinden Ungefährs regie-
ren, sondern auch die blinde Nothwendigkeit, die alle Welterscheinungen mit un-
widerstehlicher Gewalt verknüpfen und zusammenfesseln soll. Erwiesen wird die
göttliche V. aus der Unveränderlichkeit Gottes, nach welcher er die Absicht, für
welche er die Welt erschuf, erreichen, also die Erfolge in der Welt so ordnen muß,
daß sie dem Endzwecke der Schöpfung gemäß sind; aus der Zweckmäßigkeit der
Natureinrichtung, aus deren Betrachtung erhellt, daß nicht nur Alles für die Er-
reichung weiser Zwecke eingerichtet ist, sondern daß auch durch alle Erfolge und Ereig-
nisse diese Zwecke erreicht werden; aus dem Gange der Weltbegebenheiten u. den Schick-
salen der Völker u. einzelner Menschen, in welchem die Spuren einer, Alles für
gewisse Zwecke vorbereitenden und durchführenden, göttlichen Wirksamkeit offenbar
werden; eine ganze Reihe von Glaubensgründen für die Gewißheit der göttlichen
V. geht endlich aus der moralischen Weltordnung hervor, in der wir leben und
welche nothwendig auf einen gerechten Belohner der Tugend u. auf einen strengen
Richter der Lasterhaften hinweist. Ungeachtet dieser wichtigen Gründe hat es
nicht an Solchen gefehlt, welche die Lehre von einer göttlichen V. haben un-
gewiß und verdächtig machen wollen. Man hat sich nämlich zuerst auf den Ur-
sprung des Uebels und des Bösen berufen, das man mit einer göttlichen Fürsorge
nicht vereinigen zu können glaubte. Man hat ferner bemerkt, daß eine, das Ganze
umfassende, Regierung der Welt eine genaue Verkettung der Naturereignisse und
der menschlichen Handlungen voraussetze, die mit der Freiheit auf keine Weise
bestehen könne. Ueberdieß haben Einige darzuthun gesucht, daß die nothwendige
Vereinigung der Weltbegebenheiten zu einem Ganzen bei ihrer Unabänderlichkeit
jedes Gebet überflüssig und entbehrlich mache. Endlich haben Viele besonders
daran ein Aergerniß genommen, daß sie die Tugend oft ihres Lohnes beraubt u.
in's Elend verstoßen, das Laster dagegen triumphirend und im Hochgenusse des
äußern Glückes schwelgen sahen. Auf alle diese Einwendungen läßt sich aber er-
wiedern: daß einmal das Uebel, dessen Größe bei Weitem nicht so beträchtlich ist,
als man gewöhnlich glaubt u. auch das Böse von der Natur endlicher, beschränk-
ter u. dem Irrthume unterworfener Wesen nicht zu trennen sei; daß es nur den
Menschen selbst, die ihre Freiheit mißbrauchen, zur Last falle und daß selbst
Verirrungen und Leiden sich zuletzt unter Gottes weiser Führung zum Besten des
Ganzen auflösen. Ferner kann die Annäherung des menschlichen Willens an die
wahre Freiheit der Vernunft und des Weisen mit dem göttlichen Endschlusse voll-
kommen bestehen, wenn wir uns nur bei dem Urtheile über die Sittlichkeit unserer
Handlungen auf die Aussprüche unsers Bewußtseyns einschränken und nicht in
dem Gedanken einer Unwiderstehlichkeit der göttlichen Rathschlüsse verlieren wol-
len, die, wenn sie auch an sich vollkommen gegründet wäre, doch [illegible]

ward zum Hofrathe; derselbe Fürst setzte V., als letzterer wegen Kränklichkeit das Schulamt niederlegen mußte, eine lebenslängliche Pension von 600 Rthlr. aus. V. ging nun nach Jena, wo er bis zum Sommer 1805 in heiterer Abgeschiedenheit und stets mit literarischen Arbeiten beschäftigt lebte. 1805 erhielt er einen Ruf nach der, damals protestantisirten, Hochschule zu Würzburg, um hier ein philologisches Seminar zu gründen und zu leiten. Er lehnte jedoch diesen Ruf ab, nahm dagegen die Einladung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, mit ansehnlichem Jahrgehalte, ohne Amtsverrichtungen, nach Heidelberg zu gehen, um zum Glanze der dortigen reorganisirten Universität durch den Ruhm seines Namens beizutragen, an. Hier lebte er in ununterbrochener Thätigkeit den Musen, verbitterte aber seine Tage und befleckte seinen Namen durch die heftigsten, mit Leidenschaft geführten Streitigkeiten, welche er, der **Verherrlicher norddeutscher Hausbackenheit** und eifrige Vorkämpfer des Rationalismus, gegen den Symboliker Creuzer zu Heidelberg und seinen ehemaligen Freund, den edlen Grafen Fr. Leopold von Stolberg, führte, als dieser zur katholischen Kirche übergetreten und nach Vossens engherziger Ansicht „ein Unfreier" geworden war. Die vorzüglichsten deutschen Schriften dieses, als **Uebersetzer** weit höher, denn als **Dichter** stehenden Mannes sind: Sämmtliche Gedichte, Königsberg 1802, 7 Thle. und 1826, 4 Thle.; Uebersetzungen von Homer (4 Thle.), Ovid, Virgil, Hesiod und Orpheus, Horaz, Tibull und Lygdamus, Theokrit, Bion, Moschus, Aristophanes; Mythologische Briefe, Königsberg 1794, 2 Thle.; Uebersetzung des Shakspeare, 9 Thle.; Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? abgedruckt in Paulus Sophronizon 1819; Louise, ein idyllisches Epos in drei Gesängen, 1823; Poetische Werke, Lpz. 1846. C. Pfaff. — 4) V., **Heinrich**, Sohn des Vorigen, geb. zu Otterndorf 1779, war Professor am Gymnasium zu Weimar, später Professor zu Heidelberg, wo er 1822 starb. Er nahm an den Uebersetzungen seines Vaters von Aeschylus u. Shakspeare's Antheil; außerdem schrieb er erläuternde Anmerkungen zu der von seinem Vater 1821 herausgegebenen Uebersetzung des Aristophanes u. a. m.; Briefe, Heidelb. 1833—34, 2 Bde.; 5) V., **Abraham**, Bruder des Vorigen, geb. 1785 zu Eutin, Professor an dem Gymnasium zu Rudolstadt, später Oberlehrer an dem Gymnasium zu Kreuznach, übersetzte mit den beiden vorigen Shakspeare's Schauspiele und gab Briefe seines Vaters, Halberstadt 1829—32, 3 Bde., heraus. — 6) V., **Julius von**, ein talentvoller, Dramen- und Romandichter, geboren 1768 zu Brandenburg, trat in das preußische Militär, ward Adjutant des Oberst von Hundt und zeichnete sich mehrfach aus, nahm jedoch, durch Zurücksetzung verletzt, seinen Abschied, reiste nach Frankreich, Schweden und Italien und lebte dann meist in Berlin, wo er 1832 an der Cholera starb. Sein Geist hatte viel Elasticität und Scharfblick, sein Humor u. seine Satyre sind oft trefflich und seine Phantasie sehr reich; zugleich schildert er die Menschen in ihren Verirrungen und die Mängel in politischer und socialer Hinsicht mit tiefer psychologischer Wahrheit. Seine besten Lustspiele sind: „Flitterwochen, Herr von Schievelbein, Künstlers Erdenwallen, Liebe im Zuchthause, die Emporkömmlinge, Beförderung nach Verdienst, John Horse und Jack Dog u. s. w.; übrigens ist ihre Zahl groß. „Eine Auswahl neuer Lustspiele" besorgte er selbst für das berlinische Hoftheater in 7 Bden. (1824—27). Auch seine „Kleinen Romane" (11 Thle. 1811—16) sind durch originelle Charaktere und Situationen, so wie durch Witz und Satyre trefflich. Außerdem: „Travestien u. Burlesken" (1811), Satyren und Launen (1814), Theaterpossen nach dem Leben (2 Bde., 1809—20), Gemälde üppiger gekrönter Frauen (1821, mit A. v. Schaden), Beiträge zur Philosophie der Kriegskunst (1804), Fragmente über Deutschlands Politik und Kriegskunst (1807) u. a. m.

Votum, 1) so viel als **Gelübde** (s. d.); 2) so viel als **Abstimmung**; in dieser Bedeutung ist das V. entweder ein begutachtendes (V. consultativum), oder ein entscheidendes (V. decisivum).

Vries, **Hieronymus von**, ein in hohem Grade verdienter, holländischer Ge-

ichtschreiber u. Literator, 1776 zu Amsterdam geboren, widmete sich der Philosophie
ıd der Alterthumswissenschaft und ward Stadtsekretär zu Amsterdam. Seine
ographisch-literarischen Versuche, das „Leben des Anaxagoras" und die „Lob-
de auf Hieronymus von Decker" sind sehr gelungen zu nennen und bewirkten
ne Aufnahme in das niederländische Institut. Eine numismatische Geschichte
ollands (von 1723 an), welche er in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern
s Instituts begann, wurde nicht beendigt. Sein Hauptwerk, das einen
ohlverdienten classischen Namen erlangt hat, ist die gekrönte Preisschrift:
Proeve eener Geschiedenis der Nederduitsche Dichtkunde" (Amsterdam
810, 2 Bde., 8.).

Vulcan, bei den Griechen Hephaistos, war nach Einigen ein Sohn des Ju-
ter und der Juno, nach Anderen der letztern allein, ohne Zuthun eines Mannes
ıs ihr geboren, wie Zeus die Minerva ohne Zuthun eines Weibes gebar. Die
öttin stieß ihn seiner Mißgestalt wegen von sich und warf ihn zum Himmel
nunter, oder Zeus that dies, wie er selbst in der Ilias erzählt. V. war ein ge-
schickter, von allen Göttern hochgeschätzter Künstler, welcher nicht blos in Erz
eisterhaft zu arbeiten wußte, sondern auch sogar die Pandora verfertigte (sie
ar nicht seine Tochter, sondern war von ihm aus Erde gebildet); die Gemahlin
s V. war nach Ilias eine Charis, nach der Odyssee aber Aphrodite selbst, seine
inder sind: Periphetes, die Kureten, Aglaija, Erichthonios und Proteas. Als
ott des Feuers wird er gewöhnlich mit dem Schmiedehammer, oder selbst mit
nen Gehülfen, den Cyklopen, arbeitend dargestellt. Orte seiner Berehrung waren
rzüglich die feuerspeienden Berge Aetna u. Vesuv, mehre Inseln: Volcanello,
tromboli, Lemnos, dann viele Städte Aegyptens, Griechenlands und Italiens,
denen er, als Erfinder der Künste u. besonders des Feuers, Tempel, Priester,
ıen eigenen Cultus und oft große Feste (Vulcanalia in Rom und Lampadophoria
Griechenland) hatte. — Ein anderer V. ist der Sohn des Talos von Kreta
Sohn des Kres, des ältesten Königs dieser Insel); er erzeugte mit einer Nymphe
s Ida den Rhadamantos.

Vulcane oder feuerspeiende Berge (von dem alten Gotte Vulcan (s. d.),
r nach der Mythe im Aetna auf Sicilien seine Schmiedewerkstätte hatte), sind
ı Allgemeinen von kegelförmiger Gestalt, die sie sich selbst geben. Denn, sowie
h eine Oeffnung in der Erdrinde bildet, aus welcher Lava ausströmt, Asche
ıd Steine ausgeworfen werden, so wird sich um sie herum von selbst ein kegel-
rmiger Hügel ansetzen, der mit der Zeit zu einem Berge heranwächst. Ein
eispiel dafür liefert die beobachtete Entstehung des Monte Nuovo (neuen Berges)
i Puzzuoli in Neapel. In der Nacht vom 29. auf den 30. September 1538
tstand dort, nachdem man längere Zeit vorher mehrmalige Erdbeben verspürt
ıtte, auf einer Ebene eine Oeffnung in der Erdrinde, woraus unter donnerähn-
hem Getöse mehre Tage hindurch eine große Menge vulkanischer Erzeugnisse
schleudert wurde, die durch ihre Anhäufung einen kegelförmigen Berg bildete,
r noch jetzt eine Höhe von fast 1000 Fuß hat. Auf dem Gipfel der V. be-
ıdet sich eine kessel- oder trichterförmige Vertiefung (Krater, von dem grie-
ischen Κρατήρ, Becher), aus welchem die vulkanischen Erzeugnisse ausgeworfen
erden und die sich nach unten in eine schlotähnliche Röhre verläuft, oberhalb
er von einem, mehr oder weniger durchbrochenen, kreisförmigen Walle (Kra-
rrand) umgeben ist; zuweilen, wie beim Cotopaxi in Südamerika, besteht
eser aus einer beinahe senkrechten Felsenwand, welche den Zugang zum Krater
ımöglich macht. Häufig stürzt der Rand des Kraters hinab in denselben, oder
ird beim Herausschleudern der glühenden Masse mit fortgerissen, so daß sich die
estalt des Kraters mit der Zeit ändert; aber nicht immer ergießen sich die
ıerigen Massen blos aus dem Krater auf den Gipfel des Berges, sondern
ıufig öffnen sich neue Krater an der Seite des Berges, welche neue Kegel bil-
n, wodurch dann sogar die ganze Gestalt des Berges Veränderungen erleidet.
Man unterscheidet (nach Leopold v. Buch) Ausbruchskrater und Erhe-

bungskrater; durch erstere haben wirkliche Ausbrüche glühender Massen stattgefunden; letztere dagegen sind kraterähnliche Bodenformen und so entstanden, daß eine große Fläche durch vulkanische Gewalt kegelförmig emporgehoben wurde und dadurch in der Mitte eine stark klaffende Oeffnung, so wie von dieser ausgehende, radienförmige Risse erhielt. Diese Erhebungskrater finden sich häufig auf den canarischen Inseln und in den vulkanischen Landstrecken Südfrankreichs (Cantal, Montd'or). Oft befindet sich auch in dem Erhebungskrater noch ein Ausbruchskrater, wie beim Pic auf Teneriffa. Während manche V. fortdauernd thätig sind, wie z. B. der Stromboli, („der Leuchtthurm des Mittelmeeres",) verharren wieder die meisten lange Zeit, selbst Jahrhunderte hindurch, im Zustande der vollkommensten Ruhe. Dann schließen sich die Ausbruchöffnungen in Folge des Einsturzes der Wände, es verwittern die obere Schlackendecke und sogar die Wände des Kraters und ändern sich in einen, für die Vegetation günstigen Boden um, wodurch die sonst rauhe Außenseite des Berges sich freundlich gestaltet. So war der Vesuv zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert auf seiner ganzen Oberfläche angebaut und selbst der Boden des Kraters mit Kastanienbäumen besetzt. Viele V. sind auch ganz erloschen und als solche nur dem Geologen kenntlich; in der Auvergne, in der Eifel, im nordöstlichen Spanien rc. finden sich solche. — Der Ausbruch (Eruption) eines V.s dürfte die schönste, zugleich aber auch die furchtbarste aller Naturerscheinungen seyn. Unterirdisches Getöse, als dessen Ursache plötzliche gewaltsame Ausdehnungen wässeriger Dämpfe gelten, die, früher zusammengepreßt, nun, um sich Bahn zu brechen, ihre Felsendecke sprengten rc. — und das Erscheinen oder Zunehmen des aus dem Krater aufsteigenden Rauches sind die ersten Vorboten eines Ausbruches. Die Erde erbebt. Dieses Erdbeben pflanzt sich oft in bedeutende Entfernungen fort; Quellen, oft in weiter Ferne, versiegen; das in der Nähe befindliche Meer tritt zurück, indeß es sich an anderen Stellen über seine Ufer ergießt. Mit gewaltigem Toben und mit ungeheuerer Heftigkeit steigen aus den Hauptöffnungen und den eben erst entstandenen Rissen der Wände luftförmige Flüssigkeiten, besonders Wasserdämpfe, hervor, die, untermischt mit staubartigen Stoffen, Trümmer von festen Gesteinen, welche ihnen im Wege stehen, losreißen und weit umherschleudern. Bald erscheinen diese Dämpfe in Form von Haufenwolken, bald als eine mächtige, dem Sturmwind trotzende Säule, die sich oberhalb weiter ausbreitet und die Gestalt eines Pinien-Baumes annimmt. Unzählige Blitze zucken aus den Wolken. Die Erdstöße folgen rascher und heftiger aufeinander; die Massen von Rauch, Feuerklumpen, Dampf, Sand und Asche nehmen immer mehr zu und verwandeln nicht selten den hellen Tag in finstere Nacht. Nun ergießt sich die Lava aus den Spalten an den Bergabhängen, oder auch bei niedrigen V.n über den Kraterrand und erstarrt bald auf ihrer Oberfläche zu einer dichten, schlackenartigen Rinde. Zuletzt steigen nur noch Sand- und Aschenwolken in die Höhe, die dann in solcher Unmasse herabfallen, daß sie ganze Gegenden zu begraben vermögen. (S. d. Artikel Herculanum, Pompeji.) Das Ende der ganzen Eruption wird gewöhnlich von wolkenbruchähnlichen Regengüssen begleitet, die sich mit der trockenen Asche verbinden und einen zähen Teig bilden, der nach der Zeit zu einer steinigen Masse umgewandelt wird. Häufig zeigen sich nach dem Aufhören des Ausbruchs schädliche Gasarten, namentlich kohlensaures Gas (die sogenannten Mofetten), die aus Kellern, Gewölben, Feldern hervorbrechen. Die Menge der ausgeworfenen Masse ist ungemein groß. Man berechnete, daß die Lava des Aetna vom Jahre 1769 einen Berg ausmachen würde, der viermal so groß, als der Vesuv, wäre und daß die Lava des Skaptär Jökul auf Island 1783 die Masse des Montblanc sechsmal und die des Chimborasso 2½ mal übertreffen würde. Die Hitze der Lava ist so unendlich groß, daß das Innere derselben, namentlich bei tiefen Strömen, oft noch viele Wochen, selbst Monate flüßig bleibt, und erst nach Jahren gänzlich erkaltet. Die Größe der Lavaströme ist ziemlich verschieden; so war der Strom des Vesuv von 1805 zwischen 30 u. 40' hoch, 16,730' lang

50′ breit; der Strom in Island von 1783 bestand aus 2 Armen, die 11 deutsche Meilen lang, 2—3 Meilen breit und 100—600′ mächtig waren. eschindigkeit der Lava, im Ganzen nicht bedeutend, wird bedingt durch enge und Zähigkeit der Masse, sowie durch die Bodenbeschaffenheit. — i. lassen sich (nach Leop. v. Buch) in 2 Classen theilen, nämlich in Cen- und Reihen-B. Jene bilden stets den Mittelpunkt mehrer, um sie her llen Seiten wirkenden Ausbrüche; diese liegen hintereinander, wie Essen er großen Spalte und erheben sich entweder als einzelne Kegel aus dem e des Meeres, oder sie stehen auf der Gebirgsreihe selbst und bilden deren Zu den bekanntesten B.n Europa's gehören: der Vesuv im Königreich (s. d.), der Aetna auf Sicilien (s. d.), der Hekla Skaptar Jökul ꝛc. lland, die B. der liparischen Inseln u. s. w. Sehr groß ist die Anzahl der Asien und es ist sehr wahrscheinlich, daß noch nicht alle bekannt sind; rs zahlreich sind die Feuerberge in Kamtschatka, ferner auf Java, unter der Papandayang der größte, auf den Banda-Inseln der Gönong-Api, n Aleuten, den japanischen Inseln ꝛc. Auch Afrika's feuerspeiende Berge ei weitem nicht alle bekannt, besonders jene des Festlandes und des i, man erzählt von 8 B.n, die in Monomotapa, Angola, Kongo, Guinea, und Abyssinien liegen sollen, deren neuere Reisende jedoch nicht erwähnen; den Feuerbergen der afrikanischen Inseln ist der Pic von Teneriffa oder i Tayda am bekanntesten. Die größten aller B. finden sich in Amerika, Nähe des Aequators; der mächtigste, sowohl an Größe, als Wuth, ist der xi; bekannt sind noch: der Puchuscha, der Tunguruhua, der Peteroa in ꝛc. Auf Neuholland steigen aus vielen Spalten des Berges Duingen Schwefeldämpfe hervor, Lava wurde aber noch nicht gefunden; desto häu- nd B. auf den Inseln. Man berechnet die Zahl der gegenwärtig thätigen erge:

	auf dem Festlande,	auf Inseln,	im Ganzen,
Europa	1	11	12
sien	8	24	32
Afrika	—	6	6
merika	58	3	61
ustralien	—	52	52
Zusammen	67	96	163

heiligen Schrift kommen nur wenige Stellen vor, aus denen mit Zwer- it zu schließen ist, daß ihre Verfasser von B.n und deren Wirkung Etwas i; dagegen berichten Philosophen, Geschichtsforscher und Dichter alter Zeit Feuerberge. In der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt die allgemeine ung und Theilnahme der B.n-Erscheinungen. — Viele Ausbruchskegel nur Gase, Wasser, Schlamm, Naphta ꝛc, bisweilen auch Blöcke aus und Luft- oder Schwammv. genannt; da sie meistens salziges Wasser ent- so nennt man sie auch Salsen. Hieher gehört der Macaluba zwischen iti und Arragona auf Sizilien, 150′ hoch, der von mehr als 100 kleinen, hohen Erhöhungen umgeben ist, aus denen Blasen von salzigem Schlamm zu 160′ Höhe emporsteigen und mit einem kleinen Knalle zerplatzen; bis- haben aber auch bedeutende Auswürfe von Erde, Schlamm und erweichtem unter fürchterlichem unterirdischem Getöse statt. Die bedeutendsten Salsen man in der Krim, auf Java, Trinidad ꝛc. Bei Baku am kaspischen sind ebenfalls Schlammv., welche die wachsenden Berge genannt werden; nden sich auch B., welchen brennbare Gasarten (Kohlenwasserstoffgas) ent- i. Auch dem Meere entsteigen B., sie werden aber meist nur dann wahr- men, wenn ihre Gipfel so hoch werden, daß sie die Wasserfläche überreichen. schließt aus den, im Verhältniß zum Lande so bedeutenden, mit Wasser be- Flächen, daß die Zahl der untermeerischen (submarinen) Eruptionen nicht seyn müsse. Gar oft tauchen solche Eilande auf, besonders ist dieß im

selten im griechischen Archipelagus der Fall. Eines der neuesten Beispiele gewährt das Entstehen der Insel Ferdinandea, welche 1831 dem Kanale zwischen Afrika und Sicilien vom 28. Juni bis 11. Juli mit Erdbeben entstieg, gegen Ende des Dezembers aber bereits vom Meere wieder verschlungen wurde, weil sie nur aus einer Aufschütterung lockerer Massen bestand, wie die Untersuchungen der Geologen dargethan hatten. Das Zusammentreffen der Ausbrüche verschiedener V. in weit von einander gelegenen Orten und die fast immer gleichzeitig stattfindenden Erdbeben in entfernten Gegenden bestätigen die Vermuthung, daß alle V. mit einander in unterirdischer Verbindung stehen, welche sich sogar unter dem Meere fortsetzt. So brachen gleichzeitig aus: im J. 1730 V. auf Island, der Vesuv, der West-River-Mountain in Nordamerika und zugleich fand die vulkanische Zerstörung der Insel Lancerote statt; — 1737 der Vesuv und der Awatschiaskaia auf Kamtschatka, — 1755 der Aetna, der Kötlugia auf Island, der Schwefelberg auf Guadeloupe; in demselben Jahre das fürchterliche und weitausgebreitete Erdbeben, welches Lissabon zerstörte; — 1766 die V. auf Island, Italien, Sicilien, Isle de France; auf Trinidad sanken mehre Berge bedeutend herunter und in Andalusien wurde ein furchtbares Erdbeben verspürt. (Vrgl. Alex. v. Humboldt, über den Bau und die Wirkungsart der V.; — Desselben Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 5 Bde. — Leop. v. Buch, physikal. Beschreibung der canarischen Inseln.) aM.

Vulgata heißt die, in der katholischen Kirche approbirte und allgemein gebrauchte, lateinische Bibelübersetzung. — Anfänglich, wo das Christenthum in denjenigen Ländern auftrat, in denen die Kenntniß der griechischen Sprache allgemein verbreitet war, war eine lateinische Bibelübersetzung weniger nothwendig. Daher finden wir auch erst zu Anfang des 3. Jahrhunderts bei afrikanischen Vätern eine lateinische Uebersetzung im Gebrauche, die wahrscheinlich am Ende des 2. Jahrhunderts im nördlichen Afrika, den heutigen Barbareskenstaaten, durch wen, weiß man nicht, entstand und von da sich allmälig nach Italien und weiter verbreitete. Andere glauben, diese Uebersetzung, die im alten Testamente aus der Septuaginta geflossen war, sei in Italien entstanden; noch Andere geben speziell Rom als ihren Entstehungsort an. Diese Controverse kann zwar mit Sicherheit nicht entschieden werden; da jedoch die sehr reichhaltigen Ueberbleibsel dieser Uebersetzung, welche der gelehrte Mauriner Peter Sabatier aus den Citaten der Väter zusammengestellt und 1743 zu Rheims herausgegeben hat, offenbar ein afrikanisches Colorit an sich tragen, so ist die Meinung, jene Uebersetzung sei im nördlichen Afrika entstanden, die wahrscheinlichere. Diese Uebersetzung wird bei den Alten bald Itala (die Italische), bald Vulgata (die Verbreitete), bald Usitata (die Gewöhnliche), bald Vetus (die Alte) genannt. Manche Gelehrte, auf das Zeugniß des hl. Augustin bauend, nehmen mehre vorhieronymische lateinische Uebersetzungen an, unter denen die sogenannte Itala die vorzüglichste gewesen sei. Dieß sagt Augustin offenbar und die Versuche, dieß aus seinen Worten wegzudisputiren, sind vergeblich und beruhen auf willkürlichen Verdrehungen und Wortcorrecturen. Cf. Hug, Einleitung I. pag. 407. sq. 4. Ausg. Augustin sagt nämlich, De doct. Christ. II, 11: „Diejenigen, welche die hl. Schriften aus der hebräischen Sprache in die griechische übersetzt haben, können gezählt werden, die lateinischen Uebersetzer aber sind unzählbar. Denn Jeder, dem in den frühesten Zeiten ein griechischer Codex in die Hände kam und der sich nur einige Kenntniß beider Sprachen zutraute, unterfing sich, zu übersetzen.“ Und ebendaselbst, cap. 15: „Unter . . . den Uebersetzungen hat die Itala den Vorzug; denn sie verbindet mit Deutlichkeit der Gedanken größere Worttreue“ (als die übrigen Uebersetzungen). Ob aber Augustin sich nicht geirrt, das ist eine andere Frage, die wir darum bejahen möchten, weil sonst nirgends mehre lateinische Uebersetzungen erwähnt werden. Der Irrthum Augustin's entstand wahrscheinlich daraus, daß durch die unzähligen Veränderungen der Abschreiber die ursprüngliche Uebersetzung so verändert ward, daß sie kaum mehr zu erkennen war. Augustin nun, dessen geringe Kenntniß der biblischen

Ursprachen bekannt ist, konnte, indem er mehre lateinische, unter einander sehr abweichende, Codices verglich, leicht glauben, es seien dies verschiedene Uebersetzungen, da er ja nicht im Stande war, die Ursprachen gehörig zu vergleichen. Diese Vermuthung erhält aus einer Aeußerung des sprachlich gelehrten und kritisch höchst gewandten Hieronymus viele Wahrscheinlichkeit. Dieser klagt nämlich in einem Briefe an den Papst Damasus über die entsetzliche Verwirrung der Lesearten der lateinischen Bibel und sagt „daß fast jedes Manuscript eine eigene Uebersetzung zu seyn scheine." Um endlich diesem Schwanken des Bibeltextes ein Ziel zu setzen, forderte Papst Damasus den heiligen Hieronymus auf, das alte Testament nach der Septuaginta und das neue nach dem Urtexte zu revidiren und zu berichtigen. Hieronymus begann auch alsbald zu Rom die Arbeit mit Revision des Psalterii, welches zuerst in Rom, dann bald allgemein unter dem Namen „Psalterium romanum" in der Kirche angenommen wurde. Als Hieronymus sich später nach Palästina begeben hatte, revidirte er das alte Testament nach der Septuaginta, das neue nach dem Urtexte und nahm dabei so viele verbessernde Aenderungen vor, daß seine Bearbeitung eine neue Uebersetzung genannt werden konnte. Die Kirche nahm jedoch von dieser Uebersetzung, von der ein großer Theil schon dem hl. Hieronymus abhanden kam, Nichts als das Psalterium und auch dieses nur allmälig an; in das Meßbuch kam es jedoch nie. Diese Arbeit ist nicht auf uns gekommen. Bald nachher übersetzte Hieronymus die ganze Bibel aus der hebräischen und griechischen Ursprache, mit Ausnahme des Buchs der Weisheit, des Sirach, Baruch und der zwei Bücher der Makkabäer. Obwohl diese Arbeit für den sprachlichen Standpunkt der damaligen Zeit höchst ausgezeichnet war, so fand sie doch nur sehr wenig Anklang. Selbst der hl. Augustin sprach sich (wenigstens anfänglich) mißbilligend aus, erklärte das ganze Werk für eine bedenkliche Neuerung und hob namentlich hervor, daß durch diese Uebersetzung die Harmonie mit der morgenländischen Kirche, welche die Septuaginta gebrauche, gestört werde. Nach und nach jedoch fand sie Eingang. Es gehörten zwei Jahrhunderte dazu, um sie völlig über die alte V. obsiegen zu lassen. Denn erst nach dem Jahre 600 ward diese durch Hieronymus Arbeit verdrängt, jedoch mit Ausnahme des alten Psalterii, welches stets beibehalten wurde. — Zur Zeit Karls des Großen waren die Handschriften wieder dermaßen verunstaltet, daß dieser dem gelehrten Alkuin, Abt zu Tours, befahl, einen gereinigten Text der hieronymischen V. nach lateinischen codices herzustellen. Diese Textesrecension wurde später im fränkischen Reiche allgemein eingeführt. Im 11. Jahrhunderte machte sich um den lateinischen Text besonders verdient Lanfrank, Bischof von Canterbury, dem sich die geistlichen Orden, namentlich die Dominikaner, anschlossen. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die V. vielfach gedruckt wurde, zeigte sich wieder eine ungemeine Textesverschiedenheit. Dieß nun und namentlich die vielen, damals auftauchenden, theils arg häretischen, lateinischen Uebersetzungen veranlaßten die Väter des Trienter Concils, sich der Sache anzunehmen. Nachdem zuvor der Antrag Einiger, nach dem Urtexte eine neue Uebersetzung fertigen und publiciren zu lassen, gefallen war, wurde in der Sitzung vom 8. April 1546 (Concil. Trid. sess. IV.) folgendes beschlossen: „Die hl. Synode, in Erwägung, daß der Kirche Gottes kein geringer Nutzen erwachsen könne, wenn erhelle, welche von all den lateinischen Ausgaben der hl. Schrift, die im Umlaufe sind, für authentisch (pro authentica) zu halten sei, bestimmt und erklärt, daß eben diese alte und verbreitete (V.) Ausgabe, die durch den langen Gebrauch so vieler Jahrhunderte in der Kirche erprobt worden ist, bei öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen für authentisch gehalten werden soll u. daß Niemand, unter was immer für einem Vorwande, sie zu verwerfen sich kühn vermesse." In demselben Decret heißt es dann weiter unten, daß die V. „fortan möglichst verbessert" gedruckt werden solle. Wer aber sollte die Verbesserungen vornehmen? Das sagt die Synode nicht. Doch sieht man aus der Fassung des Decrets selbst, auch wenn man dies aus Pallavicini's

reinere Gestalt hätte bringen können. Dieses wichtige und merkwürdige Ergebniß der Kritik verdanken wir vorzüglich einem ausgezeichneten protestantischen Philologen, Karl Lachmann, vgl. dessen Ausgabe des N. T. von 1842. In der überaus lehrreichen Vorrede zu dieser Ausgabe hebt derselbe den kritischen Werth der V. auf das treffendste und evidenteste hervor. Aber auch schon vor Lachmann haben protestantische Koryphäen den großen Werth der V. offen bekannt, wie z. B. Beza, Isaak Casaubonus, Hugo Grotius, Richard Bentley, Leibnitz, beide Burtorf, Walton, Mill, Michaelis. Nur muß man sich hüten, der V. auch in formeller Hinsicht großen Werth zuzustehen. Sie entstand in einer Zeit, wo die classischen Studien sehr tief gesunken waren, ist in einem höchst barbarischen Latein verfaßt und überhaupt in philologischer und ästethischer Hinsicht, den Maaßstab von heute angelegt, ohne Bedeutung. Aber der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig und man muß die Zeit, in der sie entstand, berücksichtigen. Für das alte Testament freilich ist die V. kritisch weit weniger wichtig. Denn, man sage was man wolle, hier wird man schwerlich weit über den masorethischen Text hinauskommen, mit dem ohnehin die V. meistentheils harmonirt. — Schließlich ist noch kurz eine Frage, welche in neuerer Zeit aufgeworfen wurde, zu beantworten, nämlich: weßhalb die Kirche noch keinen hebräischen und griechischen Urtext sanctionirt habe. Antwort: weil die Kirche nicht hebräisch und griechisch, sondern lateinisch spricht; weil ihre Lehre nicht vom Buchstaben abhängt und weil sie auch ohne Bibel Kirche wäre und eine Zeit lange war. Nicht ist die Kirche durch die Bibel beglaubigt, sondern die Bibel durch die Kirche. Die wissenschaftliche Kritik des biblischen Urtexes aber überläßt die Kirche ihren Theologen. Deßhalb muß man lächeln, wenn selbst katholische Theologen glauben, der heilige Stuhl werde ehestens einen hebräischen und griechischen Text sanctioniren, weil dieß der gegenwärtige, so weit vorgerückte, Stand der Wissenschaft dringend erheische. Der heilige Stuhl hat wichtigere Dinge, zumal jetzt, wo er nach Gaëta verrückt ist, zu bedenken, hat auch eine viel zu erhabene Ansicht von der Freiheit der Wissenschaft, als um mit Kolben drein schlagen zu wollen. Frhr. v. Berlepsch.

Vulpius, Christian August, ein sehr fruchtbarer Romanschriftsteller, geboren 1763 zu Weimar, studirte zu Jena und Erlangen die Rechte, trieb aber mit großer Vorliebe Literatur. Er war Sekretär des Grafen von Soden, lebte in Leipzig und Erlangen, wurde Theaterdichter, Leihbibliothekar und Inspektor des Münzkabinets in Weimar und starb als Rath 1827. Er war nicht ohne Talent und Phantasie, stieg jedoch zu sehr zu dem gewöhnlichen Lesepublikum herab und leitete durch seinen „Rinaldo Rinaldini“ (4 Thle. 5. Aufl. 1824) leider die Wasserfluth der Räuberromanen ins Land. Seiner verschiedenen, zum großen Theil mehrbändigen Werke sind über 60, meist Ritter-, Abenteurer-, Zigeuner-, Zauberer- und ähnliche Gesellschaft; auch einige Dramen, eine Zeitschrift (die Vorzeit, 1817—20), ein „Handwörterbuch der Mythologie und der nordischen Völker“ (1826); „Curiositäten der physikal.- literar.- artist.- historischen Vor- u. Mitwelt“, (10 Thle., 1811—26). Am besten sind: „Auswahl romantischer Gemälde“, (3 Thle. 1793); „Romantische Geschichten der Vorzeit“, (10 Thle. 1792—98); „Thüring. Sagen und Volksmährchen“, (2 Bde. 1822) u. dgl.

W.

W, 1) als Laut- und Schriftzeichen der 23. Buchstabe im deutschen Alphabet, gehört zu den wehenden Spiranten (Blaselauten), unter denen er der weicheste u. sanfteste ist. Die meisten Sprachen gebrauchen indessen statt des W das V. — 2) Als Abkürzung: a) in der Geographie: Westen oder westlich; daher W. L. = westliche Länge; b) in Rußland bei Berechnung von Ortsentfernungen = Werste; c) in Cours-Berechnungen = Wechsel; d) W. W. = Wiener Währung, d. h. die in Oesterreich noch übliche Währung des Papiergeldes (der Einlösungsscheine) gegenüber der Silber-Währung, 100 W. W. = 40 Conventions-Münze.

Waadt (Pays de Vaud), der neunzehnte Kanton der Schweiz, grenzt gegen Osten an Freiburg und Bern, gegen Süden an Wallis, den Leman und Genf, gegen Westen an Frankreich, gegen Norden an den Neuenburgersee und Neufchatel. Der Umfang beträgt 55¾ □Meilen. Auf einer Seite zieht der Jura durch's Land, auf der andern die Alpen, gegen die Mitte erhebt sich der Jorat. Doch sieht man im Innern des Kantons keine hohen Berge, weßhalb er auch den Namen de Vaud (Thal) erhalten hat. Aber im Osten des Genfersees erreichen die den Alpen angehörenden und mit ewigem Schnee bedeckten Diablerets eine Höhe von 10,000′. Außer der Rhone, welche auf einer Strecke die Grenze gegen Wallis bildet, hat der Kanton keinen namhaften Fluß. Neben dem Genfer- und Neufchatelersee sind noch die von Joux und von Bret zu bemerken. Das Klima ist in den Niederungen mild und angenehm, rauher in den Alpenregionen. Die freundlichen Gegenden um den Genfersee wählen kränkliche Personen häufig zu ihrer Erholung. Ueberhaupt ist W. eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Schweiz. Die Vegetation ist üppig und mannichfaltig; der Botaniker findet hier eine reiche Ausbeute. Das türkische Korn gedeiht vortrefflich, eben so der Weinstock. Pfirsiche, Mandeln, Feigen und Kastanien kommen gut fort. Von den Waldbäumen sind die verbreitetsten die Tanne und der Ahorn. Das Mineralreich liefert Gyps, Marmor, Bergharz, Salz. Schwefelbäder. Auf den Höhen der Alpen sind Gemsen, weiße Hasen, Hermeline, Murmelthiere, auch Luchse und Bartgeier anzutreffen. Seevögel sind sehr zahlreich. An einsamen Stellen des Leman findet man Fischotter von außerordentlicher Größe; derselbe See hat Lachsforellen bis 50 Pfund schwer. — Die 200,000 Einwohner des Kantons sind, bis auf 6000 Deutsche, romantischer Abkunft. Man bedient sich jetzt allgemein der französischen Sprache, und das romanische Patois, welches das Volk früher redete, lebt nur noch in einigen abgelegenen Thälern. Mit gutem Erfolge werden Getreide- und Gemüsebau, Obstzucht und Weinbau betrieben. Der Wein ist eines der Hauptprodukte des Landes und man unterscheidet davon zwei Sorten, den Ryf- und den Lacotewein. Auch die Viehzucht, zum Theil Alpenwirthschaft, ist erheblich. Die Salinen von Bex, das einzige ältere Salzwerk in der Schweiz, liefern jährlich gegen 40,000 Ztr. Salz. Der Gewerbsfleiß beschäftiget sich vornehmlich mit der Verfertigung von Leinwand, Leder, Porzellan, Töpferwaaren, Uhren, Bijouterien. — In religiöser Beziehung gehören die Waadtländer der reformirten Kirche an, mit Ausnahme von 3200 Katholiken, welche vier Pfarreien bilden und unter dem Bischofe von Freiburg stehen. Bei den Reformirten selbst ist übrigens in letzter Zeit eine Spaltung eingetreten. Die Dissidenten haben sich von der alten Landeskirche abgetrennt und eine freie waadtländische Kirche gebildet. Für den Volksunterricht ist gut gesorgt. Es gibt im Kanton mehre Gymnasien und Schullehrerseminare, dann viele Volksschulen und Privatinstitute. Die

Pestalozzische Anstalt in Yverdun ist in neuerer Zeit von der Lehrmethode ihres Gründers abgegangen. Die Kantonsbibliothek zählt 45,000 Bände. Auch besteht zu Lausanne ein Kantonsmuseum, Sammlungen von Naturalien und Alterthümern umschließend. Im Ganzen haben indeß die wissenschaftlichen Bestrebungen im Vergleiche mit ihrem früheren Stande Rückschritte gemacht, und insbesonders mußte die weiland berühmte Akademie zu Lausanne die destruktiven Tendenzen des auch im Waadtlande zur Herrschaft gekommenen Radikalismus schmerzlich empfinden. — Die Staatsverfassung, wie sie durch die Revolution von 1845 umgestaltet wurde, ist repräsentativ-demokratisch. Die Souveränität wird von den in allgemeinen Kreis- oder Gemeindeversammlungen zusammengetretenen Aktivbürgern, und in ihrem Namen von der verfassungsmäßigen Regierung ausgeübt. Die gesetzgebende Gewalt bildet der Große Rath, die vollziehende und verwaltende der Staatsrath, bestehend aus 9 Mitgliedern, die aus der Mitte des Großen Rathes gewählt sind. Die Civilrechtspflege liegt in den Händen des Kantonsgerichtes, der Bezirksgerichte, die je nach der Weise ihrer Zusammensetzung in höherer oder niederer Instanz sprechen, und in denen der Friedensgerichte. Die peinliche Gerichtsbarkeit wird von dem Kassationshofe, dem Kriminalgerichte, den Korrektional- und Polizeigerichten ausgeübt. Außerdem hat das Gesetz ein Geschwornengericht für Kriminal- und eines für Korrektionalfälle eingesetzt. Die Verhandlungen sind öffentlich. Die Staatseinnahmen belaufen sich auf ungefähr 1,650,000 Frks., die Ausgaben auf 1,550,000 Frks. Zum Nationalrathe sendet W. 9 Abgeordnete, zum Bundeskontingent stellt es 5389 Mann. Eingetheilt ist der Kanton in 19 Bezirke, die zusammen 60 Kreise ausmachen. Die Gesammtzahl der Gemeinden beläuft sich auf 388. Die Hauptstadt ist Lausanne (s. d.). Andere bemerkenswerthe Ortschaften sind Vevay, Nyon, Yverdun, Avenches, Grandson, Bex, das alte Schloß Chillon im Genfersee 2c. — W. gehörte in alter Zeit zu Helvetien und umschloß die damalige Hauptstadt der Helvetier, Aventicum, später Avenches oder Wiflisburg geheißen. Hier saß schon frühzeitig ein Bischof, der aber im 4. Jahrhunderte nach Lausanne übersiedelte. Später geboten im Lande die Burgunder und Franken, dann die deutschen Kaiser, welche das Haus Zähringen damit belehnten. Um 1370 finden wir W. fast ganz in der Gewalt der Grafen von Savoyen, welchen es zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Berner abnahmen. Diese führten in dem eroberten Lande gewaltsam die Reformation ein und vertrieben 1536 den Bischof von Lausanne, der nun seinen Sitz in Freiburg aufschlug. Ueberhaupt betrachtete Bern die Waadtländer als blosse Unterthanen, so zwar, daß die Bedrückungen, welche es gegen sie ausübte, eben nicht das beste Zeugniß für die schweizerische Freiheit gaben. Im Jahre 1798 endlich riß sich W. auf Frankreichs Betrieb von Bern los und wurde ein selbstständiger Kanton unter dem Namen „Leman". Seitdem hat es sich viermal eine Verfassung gegeben — 1803, 1814, 1831 u. 1845. Die Umwälzung im letztgenannten Jahre ging von den Radikalen aus. Die Gährung, welche der Aufenthalt der Jesuiten in Luzern veranlaßte, benützend, hatten sie den Großen Rath, während er im Schlosse von Lausanne diskutirte, zu zwingen gesucht, in ihrem Sinne zu handeln. Da die Majorität desselben nur von einer freundschaftlichen Mahnung der Tagsatzung, Luzern möge die Jesuiten entfernen, etwas hören wollte, hetzte die Demagogie das Volk der Landdistrikte auf, und dieses, in dem Wahne, Regierung und Rath seyen den Jesuiten verkauft, umwogte bald von allen Seiten den Palast. Tumultarische Versammlungen, die am 14. und 15. Februar statt fanden, bestimmten endlich die legalen Behörden, ihre Entlassung zu geben, und eine konstituirende, von den Häuptern der siegenden Faktion beherrschte Versammlung trat an ihre Stelle. Eine allgemeine Proskription traf nun Alles, was, in der Verwaltung, in der Kirche, in der Literatur sich auszeichnend, einer systematisch von ihren Demagogen gegen die Traditionen des Landes aufgestachelten Masse einen Damm entgegensetzen zu können schien. Auch die Akademie zu Lausanne erfuhr eine Säuberung im radikalen

Sinne. Die größere Zahl der Pfarrer und Geistlichen (185), in ihrem Gewissen verletzt durch die Machtgebote des neuen Staatsrathes, der sie zur Theilnahme an seinem Verfahren nöthigen wollte, schied aus der Kirche. Die Dissidenten vereinigten sich zu einer Synode und nahmen am 12. März 1847 einmüthig die Verfassung der freien waadtländischen Kirche an. Aber der Staatsrath untersagte alle religiösen Versammlungen außerhalb der Landeskirche und verordnete die Eingränzung der Geistlichen, welche denselben vorständen, in ihren Gemeinden, — eine Strafe, die bisher nur über liederliche Menschen und Landstreicher verhängt worden war. Der radikale Pöbel seinerseits hatte schon früher seine geläuterten Ansichten über Freiheit und Toleranz dadurch manifestirt, daß er den Gottesdienst der Dissidenten störte und ihre Bethäuser verwüstete, wobei die Mißliebigen selbst grobe körperliche Mißhandlungen zu erleiden hatten. — L. Vulliemin: Der Kanton Waadt — aus der französischen Handschrift übersetzt von G. H. Wehrli-Boisot, St. Gallen und Bern 1849. mD.

Waag, die, — ungarisch Vagh — entsteht im Liptauer Komitate des Königreichs Ungarn aus der schwarzen und weißen Waag, die sich bei Kiraly-Lehota vereinigen, nimmt viele kleinere Flüsse auf, worunter die Arva, Thurocz, Kiszucza, und durchströmt das herrliche Waagthal, welches nicht weniger reich an malerischen Schönheiten, als an historischen Erinnerungen ist. Sie ändert häufig ihr Bett und verheert das umliegende Land durch Ueberschwemmungen, weshalb der Ungar von ihr sagt: „Zu spät gekommen sei die Waag, als Gott der Herr die Gewässer ordnete; darum sei sie verurtheilt worden, zu irren ohne bestimmtes Ufer, woher auch ihr Name Vaga, die Herumirrende." Der Verkehr auf diesem Flusse ist außerordentlich lebhaft, obwohl die Fahrt, wozu man sich der Floßgebinde und Plätten bedient, durch den reißenden Lauf und das felsige Bett schwierig, mitunter sogar gefahrvoll gemacht wird. Dieß ist besonders in den Strompässen Sokole und Margitta der Fall. Bei Pöstenv bricht sich die W. zum letzten Male an Felswänden und schleicht nun zwischen kahlen Hügeln, endlich durch Sümpfe und Auen träg dem Neuhäusler Donauarme zu. Ihre und dieses Armes bei Gutta sich vereinigenden Gewässer nehmen den Namen Waag-Donau (Vagh-Duna) an und fallen bei Komorn, noch durch die Neutra verstärkt, in den Hauptstrom. Von Lehota bis zur Mündung bei Gutta beträgt die Länge der W. 39¾ Meilen. Den Fall nimmt man zu 300 Klaftern an. — In der W. leben große Barben von 80 bis 100 Pfund. — v. Mednyansky: Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn, 1826. mD.

Waage, die, ist ein steifer, unbiegsamer, gleicharmiger Hebel, welcher seinen Drehpunkt genau in der Mitte hat, während an den beiden Enden die in's Gleichgewicht zu bringenden (zu wägenden) Lasten hängen. Der Haupttheil dieser, der gewöhnlichen Kramer- oder Kaufmanns-W., ist der eiserne oder stählerne W.-Balken. Er enthält über seinem Umdrehungspunkte rechtwinkelig die Zunge; der Umdrehungspunkt selbst aber enthält zwei glatte Zäpfchen, die in den Löchern der Scheere spielen, zwischen welchen die Zunge den gehörigen Spielraum hat. An der Scheere, die oben einen Ring hat, hängt man die W. auf, oder man hält sie da auch zwischen den Fingern. Die W. ist im Gleichgewicht, wenn der W.-Balken genau horizontal u. die Zunge mitten in der Scheere steht; alsdann muß die gleicharmige W. auch auf beiden völlig gleichen Schaalen gleiche Gewichte angeben; schon bei einem kleinen Uebergewichte muß sie nach der Seite des größern Gewichtes ausschlagen und nach gehobener Ungleichheit der Gewichte muß sie wieder in den Zustand des Gleichgewichts zurückkehren. Diese Eigenschaft muß eine empfindliche W. haben. Die Eigenschaft der Empfindlichkeit ist noch größer, wenn die W.-Balken länger sind, der Schwerpunkt näher an den Umdrehungspunkt des W.-Balkens gebracht und die Reibung der Zapfen in der Scheere vermindert worden ist, hauptsächlich dadurch, daß sie aus gut gehärtetem Stahl, an der die Scheere berührenden Stelle recht dünn und schmal gemacht worden waren. Ist die Zunge unter gleichen übrigen Umständen länger

und dünner, so bemerkt man an ihr den Ausschlag genauer, und wenn derselbe auch klein ist. Bei einer richtigen gleicharmigen W. muß der W.-Balken sowohl für sich, ohne Schaalen, als auch mit den Schaalen und mit den verwechselten Schaalen, leer, oder in beiden auch mit gleichen Gewichtern versehen, das Gleichgewicht haben. — Die Mechaniker construiren die W.n auf so verschiedene Arten, daß es unmöglich ist, sie hier sämmtlich zu nennen und zu beschreiben. Nur dieß verdient bemerkt zu werden, daß die Feinheit der jetzigen W.n ausserordentlich groß ist. Man hat es dahin gebracht, daß sie ein Milliontel der Last schon durch einen merklichen Ausschlag angeben; diese W.n haben eine feine Spindel, d. h. bei ihnen ragt der Zapfen nicht zu beiden Seiten des Balkens hervor, sondern er liegt mit seiner ganzen Schärfe auf einer Achatplatte auf. Solche W.n sind die, nach ihrer Bestimmung verschieden genannten, Probir-, oder Justir-, Juwelen-, Gold-W. u. s. w. Doch ist das Wägen mit sehr feinen W.n höchst zeitraubend und Sorgfalt erfordernd. Denn, wenn auch zur Abhaltung des Luftzuges die W. in einem Glaskasten sich befindet, so dauert es doch wegen der, nach den Pendelgesetzen höchst langsamen, Schwingungen sehr lange, ehe der horizontale Stand des Balkens eintritt, zu dessen vollkommener Herstellung meistens die hinreichend feinen Gewichtstheilchen fehlen. Eine andere Art von W. ist die Schnell-W., auch römische W. genannt, die aus einem W.-Balken mit ungleichen Armen besteht. Der kürzere Arm hat, mit seinem Hacken zusammengenommen, ein so großes Gewicht, daß er mit dem längern Arme im Gleichgewichte ist. An den Hacken des kürzern Arms wird die zu wiegende Sache angehängt, an dem längern Arme aber kann ein Gewicht hin u. her geschoben werden. Jemehr nun die zu wiegende Sache Gewicht hat, desto weiter muß das verschiebbare unveränderliche Gewicht am längern Arme vom Ruhepunkt entfernt werden und umgekehrt, sobald endlich Gleichgewicht stattfinden soll. Eine Theilung am W.-Balken selbst dient zur Angabe der Größe des Gewichts des abgewogenen Sache. Mit einer Schnellwage kann man also mit einem einzigen Gewichte verschiedene Lasten abwägen. Zu großen W.n jedoch, an denen z. B. geladenes Fuhrwerk gewogen werden soll, sind zusammengesetzte Schnell-W.n, d. h. die sogenannten Brücken-W.n (Straßenwaagen) erforderlich. Vortreffliche Kunstwerke dieser Art sind namentlich die ältere und neuere in Leipzig; dieselben sind fest angebracht, sowie die aus Elfenbein verfertigten chinesischen Schnell-W.n. Noch verdienen die in neuerer Zeit sehr in Gebrauch gekommenen, ebenfalls zum Abwägen größerer Lasten bestimmten, tragbaren Brücken-W.n oder Bascülen (von Quintenz, Rolle und Schwilgue) Erwähnung, da sie einen wesentlichen Vortheil der Bequemlichkeit dadurch gewähren, daß ein großer Theil des Hebelwerkes unter den Wägebrücken liegt, sie also verhältnißmäßig blos geringen Raum einnehmen und ausserdem, sobald sie in eine Vertiefung des Fußbodens eingesenkt werden, eine Wälzung der zu wiegenden Lasten auf die Brücke gestatten. Eine Abart der Schnell-W. ist die sogenannte schwedische Schiffs-W. und schwedische Schnell-W., weil bei dieser letztern der Unterstützungspunkt unveränderlich ist. Hier muß man zuerst den Schwerpunkt des, an dem einen Ende mit einem unveränderlich bleibenden Gewichte, an dem andern Ende mit einer W.-Schaale beschwerten W.-Balkens, mit Einschluß des in Rede stehenden Gewichts u. der W.-Schaale, suchen. Große Genauigkeit gewährt jedoch diese W. nicht. Dagegen hat Weber in seiner Commentatio de tribus novis librarum construendarum methodis drei neue vortreffliche Arten von W.n angegeben, über die man J. A. Grunert's Lehrb. d. Math. u. Phys., III. Thl., 1. Abthlg., Leipz. 1845, wo auch eine allgemeine Theorie der W. überhaupt anzutreffen ist, nachlesen kann. Endlich haben wir noch einige Worte der hydraulischen Schnell-W. und der Universal-W. zu widmen. Letztere besteht aus einem hölzernen, ganz regulären, in eine gewisse Anzahl gleicher Theile getheilten Parallelepipedum; sie ruht mit gewöhnlichen, unten zugeschärften Zapfen in Pfannen auf einem Stative. Diese Universal-W. dient gewöhnlich, die Theorie der W. an-

)aulich zu machen. Die hydraulische Schnell=W. dagegen dient nicht als
ägender, sondern als ein, die Geschwindigkeit eines Stromes messender Apparat,
r, auf das Prinzip des Wasserstosses gegen eine Fläche von gegebenem Inhalte
gründet, aus einer Tafel besteht, die an einer vorn kantigen Stange so in das
Jasser herabgesenkt wird, daß dieses lothrecht dagegen stößt. Die Stange kann
rch ein Hebelstück geschoben werden, um die Tafel tiefer herabzulassen, sie selbst
er bewegt einen doppelten Hebelarm, an dessen einem Arme ein Regulirungs-
wicht angebracht ist, um den horizontalen Stand des W.-Balkens hervorzu-
ingen, während ein Laufgewicht den Druck des Wassers abwägt. Diese Schnell-
3., sowie die Alkoholometer, Aërometer, Dreh-W.n, Wasser- und Setz-W.n u.
w. sind nicht eigentliche W.n und gehören folglich nicht hierher.

Wach, Wilhelm Karl, Professor der Geschichtsmalerei und Mitglied des
enates der Kunstakademie zu Berlin, sowie einer der Mitbegründer der neuen
erliner Malerschule, geboren daselbst 1787, bildete sich in seiner Vaterstadt un-
: Kretschmer, folgte hierauf dem Rufe der Freiwilligen zur Vertheidigung des
aterlandes und kam mit diesen 1815 nach Paris. Er verließ nun, mit dem
ernen Kreuze geschmückt, den Militärstand und studirte in der Hauptstadt Frank-
ichs die dortigen Kunstwerke, sowie nachher jene in Italien und kehrte erst
319 nach Berlin zurück. Hier richtete er nun, im Vereine mit Schadow und
egas, seine künstlerische Thätigkeit auf die Begründung der neuern Berliner
:alerschule und starb 1845 als Vicedirektor der Akademie, an der er von 1819
3 1841, wo er die erstgenannte Beförderung erhielt, als Professor gewirkt hatte.
:eisterwerke von ihm sind: die neun Musen am Plafond des neuen königlichen
chauspielhauses, die Altarbilder für die Garnisons- und Werder'sche Kirche in
:rlin, für die protestantische Peter-Paulskirche in Moskau (eine Auferstehung
)risti), die Bekehrung der Pommern durch Bischof Otto von Bamberg für den
ınstverein von Pommern.

Wachau, ein, im Leipziger Kreise des Königreichs Sachsen gelegenes, etwa eine
:eile von erstgenannter Stadt entferntes Dorf und Rittergut, ist berühmt in der
uern Kriegsgeschichte als Mittelpunkt der Völkerschlacht bei Leipzig (s. d.).

Wache bezeichnet 1) in der Militärsprache einen Posten von einem oder
:hren Soldaten, die zum Schutze u. zur Sicherheit irgend eines Gegenstandes
fgestellt werden. Nach der verschiedenen Absicht, aus welcher ein Posten auf-
stellt ist, ist auch dessen Benennung verschieden und so haben wir Haupt-W.n,
:lche die Nebenposten aussetzen, in Garnisonsorten 2c.; Feld-W.n, welche die
orposten ausstellen und Schild-W.n, der einzelne Mann, welcher gerade
n Posten besetzt hat. Im ausgedehntern Sinne versteht man in militärischer
edeutung unter Posten auch eine größere militärische Aufstellung an einem,
ährend eines Krieges wichtigen Punkte. Die Wichtigkeit der W.n, von denen
: im Felde das Wohl und Wehe einer ganzen Armee abhängen kann, macht
nothwendig, daß auf Vernachlässigung der Pflichten eine sehr strenge Strafe
setzt ist; dagegen haben dieselben auch wieder große Gewalt in den Händen u.
: Widersetzlichkeit gegen eine W. oder Schild-W. wird in den Militärgesetzen
r Widersetzlichkeit gegen einen Vorgesetzten gleich geachtet und eben so hart ge-
ndet. In den Kriegszeiten werden die Vergehungen einer W. noch erhöht u.
erhaupt wird jedes Verbrechen, welches von einer Schild-W. begangen worden
, doppelt so hart bestraft, als es sonst geschehen seyn würde. — 2) Auf den
chiffen nennt man W. einen Zeitraum von 4 Stunden; der Tag wird in sechs
:cher W.n eingetheilt, während welcher die eine Hälfte der Besatzung arbeitet
d die andere Hälfte ruhet.

Wachholder (Juniperus), eine Gewächsgattung aus der Familie der Zapfen-
ume (Coniferae), deren Früchte das Ansehen einer Beere haben, aber eigentlich
ıpfen sind. Die männlichen Blüthenkätzchen sind elliptisch und gesondert von
n weiblichen, so daß sie sich entweder auf einem andern Stamme, oder auf
ıer andern Stelle des gemeinschaftlichen Baumes befinden; die weiblichen Blü-

chen sind kugelig und bestehen aus 3 bis 5 Schuppen, deren jede einen Fruchtknoten umschließt. Zur Zeit der Reife werden diese Schuppen fleischig und verwachsen miteinander zu einer Scheinbeere; die Blätter sind nadelförmig und angedrückt. Die Früchte reifen bei allen Arten erst im zweiten Jahre. Der gemeine W. (Juniperus communis) ist in ganz Deutschland, von der Seeküste bis auf die Hochalpen, häufig und wird in dürren schlechten Lagen strauchartig, in feuchten, etwas schattigen Orten dagegen ein Baum von 20—30′ Höhe. Die steifen, stechenden Nadeln stehen zu 3 in Quirlen; die Blüthen erscheinen im Mai und die erbsengroßen, blauschwarzen, gewürzhaften Früchte reifen im Herbste des zweiten Jahres. Sein Holz ist wohlriechend, hart, rothbraun und wird von Tischlern und Drechslern zu feinen Arbeiten gesucht. Bekannt ist die allgemeine Anwendung der Früchte oder sogenannten W.-Beeren (Bacci Juniperi) als Arzneimittel (W.-Latwerge, W.-Oel), als Räuchermittel, als Gewürze an Speisen und zur Bereitung des W.-Branntweins (Genever). Die harzige Substanz, welche sich zwischen Holz und Rinde ansammelt und sich dann auch oft in der Erde vorfindet, war früher als deutscher Sandarak oder W.-Harz (Sandaraca germanica vel Resina Juniperi) gebräuchlich. Der stinkende W. oder Seven- (Sade-) Baum (Juniperus Sabina) wird hie und da in Gärten gezogen, wächst übrigens in den Alpenthälern als ein 4—5′ hoher Strauch wild. Seine Nadeln sind sehr klein, zu 2—3′ gegenüber, oder im Quirl stehend, schuppenförmig und dicht an den Zweig angedrückt, selten etwas abstehend. Die Beeren sind den vorigen fast gleich. Die ganze Pflanze hat einen widerlichen, wanzenartigen Geruch und ist giftig. Man gewinnt aus ihr ein ätherisches Oel (Oleum Sabinae), welches in der Arzneikunde angewendet wird. Einige ausländische W.-Arten (Juniperus thurifera und phoenicea) sollen eine Art des Weihrauchs (s. d.) liefern. aM.

Wachholz, Friedrich Ludwig von, herzoglich braunschweigischer Generalmajor, geboren zu Breslau 1783, besuchte das Gymnasium zu Brieg, welchem damals der berühmte Rektor Scheller vorstand und trat 1797 als Fähndrich in die Armee ein, rückte 1803 zum Lieutenant vor und beim Ausbruche des Krieges von 1806 gehörte sein Regiment zu denjenigen, die zuerst in das Feld rücken mußten. Bei der allgemeinen Flucht der Preußen nach der Schlacht von Auerstädt wurde W. ebenfalls bis Magdeburg mit fortgerissen, wo ein ernstlicher Widerstand hätte geleistet werden können, allein in Folge der Capitulation des alten Generals von Kleist wurden die Soldaten kriegsgefangen nach Frankreich geführt und die Offiziere gegen das Versprechen, in diesem Feldzuge nicht mehr dienen zu wollen, entlassen. W. begab sich nun nach Brieg, wo er aber nach der Uebergabe dieser Stadt in die traurigsten Umstände kam und, da die Franzosen ihrerseits die Kapitulation von Magdeburg nicht hielten und den Offizieren keinen Sold zahlten, so hielt auch er seines Wortes sich entbunden und beschloß, nach Ostpreußen zur Armee zu gehen. Hier war jedoch wenig mehr zu thun, hauptsächlich durch die Schuld der Russen, die in träger Unthätigkeit beharrten und dem Feinde volle Zeit ließen, nach der Schlacht bei Eylau sich zu neuen Angriffen wieder zu sammeln. Einige preußische Truppen, welche aus Noth die russische Gränze überschritten hatten und Quartiere occupiren wollten, fanden keine Aufnahme und wurden mit Hohn zurückgewiesen. Die Schlacht bei Friedland machte dem Kriege ein Ende. W. hatte gehofft, im Dienste bleiben zu können, aber die große Reduktion der preußischen Armee vereitelte diese Erwartung. Da kam das Gerücht nach Schlesien, daß der Herzog von Braunschweig an der Gränze ein Truppencorps sammele. Der Zudrang von Offizieren war ausserordentlich groß und W. gehörte zu den Ersten, die eintraten. Ueber den berühmten Feldzug dieses Corps hier nur das weniger Bekannte. Der Herzog sah bald ein, daß an eine allgemeine Volkserhebung, wie er sie beabsichtigt hatte, nicht zu denken sei. So viele Offiziere kamen, so langsam stellten sich die Mannschaften ein. Die Bevölkerung Schlesiens war im Ganzen gleichgültig; in

Sachsen, das man zuerst betrat, zeigte sich die entschiedenste Feindseligkeit. Man handelte ganz im Sinne Napoleons, indem man die Schwarzen wie eine Räuberschaar betrachtete. Auch der Ton der Bulletins wurde getreulich nachgeahmt. — Der Waffenstillstand von Znaim beraubte das Corps der Mitwirkung der Oesterreicher. Dennoch beschloß der Herzog, nach Norddeutschland vorzudringen, weil er glaubte, daß die Engländer an Elbe und Weser gelandet seien, in welchem Falle allerdings ein allgemeiner Volksaufstand erwartet werden konnte. Ehe er diesen Entschluß ausführte, stellte er es seinen Offizieren frei, ob sie ihm folgen wollten, worauf wirklich die meisten Reiteroffiziere austraten. Die Stärke des Corps bestand jetzt noch in 2100 Mann. Die schönste Waffenthat dieser kleinen Schaar ist der Sturm auf Halberstadt, wo ein ganzes westphälisches Regiment, 3000 Mann stark und von Mauern gedeckt, vernichtet wurde. Dagegen war es bei dem Gefechte von Oelper nur die Unentschlossenheit und Untüchtigkeit des feindlichen Generals Reubell, welche den Herzog rettete. Da Reubell aus westphälischen Diensten entlassen wurde, nach England ging und dort geltend machen wollte, daß er den Herzog geflissentlich habe entkommen lassen, so hat sich diese falsche Behauptung in viele Bücher, namentlich französischer Autoren, eingeschlichen. Nach dem Gefechte von Oelper lag der Weg nach der Weser frei und es erfolgte jetzt die bekannte Einschiffung. Die Offiziere mußten sich nun von ihren Pferden trennen und sie zu Spottpreisen veräußern. Ganz vorüber waren die Gefahren noch nicht; denn die Dänen beschossen die Schiffe, während diese die Weser hinabsegelten. W. verbrachte die nächste Zeit mit dem Corps auf den Inseln Wight und Guernsey und in Irland, bis das Corps nach Spanien überging, wo dasselbe die besten Dienste leistete. W. diente dort bis zur Beendigung des Krieges u. traf erst am 10. November 1814 in Braunschweig ein. Nach der Rückkehr des herzoglich braunschweigischen Infanterieregiments aus Spanien ward er zum Major im Generalstabe befördert. Während des Feldzugs des Jahres 1815 war er Generalquartiermeister des braunschweig'schen Truppencorps. Der einzige von allen jenen Offizieren aus dem Jahre 1809, sollte er Zeuge seyn der letzten Augenblicke seines geliebten Herzogs in der Schlacht von Quatrebras, welcher, mit schwacher Stimme ihn noch einmal nennend, bald darauf verschied. 1821 wurde er Obristlieutenant und erhielt zugleich das Commando der beiden Infanterie-Brigaden. Nachdem er 1824 zum Obrist ernannt worden war, trat er 1827, mit Beibehaltung seiner Stellung als Commandeur des ersten Linien-Infanterie-Regiments, in das herzogliche Staatsministerium, in welchem er bis zum September 1830 fungirte. Bei der, im Oktober jenes Jahres erfolgten, Reorganisation der braunschweigischen Truppen wurde er Commandeur des Feldcorps u. 1835 Generalmajor. Er war Commandeur erster Classe des herzoglich braunschweigischen Ordens Heinrichs des Löwen und des königlich hannöverischen Guelphenordens, Inhaber der braunschweigischen Feldzeichen für 1809, für den spanischen Feldzug und der des Jahres 1815, wie auch des 25jährigen Dienstauszeichnungskreuzes. Seiner zahlreichen Familie raubte ihn der Tod nach einem kurzen Krankenlager am 16. Sept. 1841.

Wachler, Johann Friedrich Ludwig, Professor der Geschichte und Literatur, Oberbibliothekar in Breslau, geboren am 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater geheimer Regierungsrath und Assessor des Steuerkollegiums war. Sein frühzeitiger Hang zur Bücherkenntniß fand im väterlichen Hause, wo vorzugsweise nur juridische Werke Eingang fanden, eine geringe Befriedigung: Gotha diplomatica, die asiatische Bainse, Kleists Werke und Aehnliches wurden ihm in die Hände gegeben. 1783 kam er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Kaltwasser, Stroth und Manso treffliche Lehrer ihm wurden, in der herzoglichen Bibliothek sich Collektanen machte und den ersten Grund zu späterer außerordentlichen Literaturkenntniß legte. 1784 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren; auch hier waren die trefflichsten Lehrer: Eichhorn, Griesbach, Döderlein und Altersgenossen, wie Schlichtegroll, Lenz, Eschenburg, Lange, Huber

land, Tennemann spornten seinen Eifer. In Folge eines Duells war W. aus Jena relegirt, begab sich nach Göttingen, um durch das Studium der Philologie sich zum Schulamte vorzubereiten. Heyne, Spittler und Gatterer nahmen ihn wohlwollend auf, aber der Hang zur Renomisterei verwickelten ihn auch hier in Unannehmlichkeiten und Schulden. Auf Professor Feders Empfehlung ward er Hauslehrer bei Regierungsrath Heuser in Rinteln u. setzte sein Studium der alten Literatur eifrig fort. Durch seine Dissertation „de pseudo Thocylide" ward er 1788 Doctor der Philosophie u. hielt bald darauf als außerordentlicher Professor Vorlesungen über klassische Philologie, Kirchengeschichte und allgemeine Literaturgeschichte. Nur kurze Zeit war er Rector des Friedrichs Gymnasium in Herford, denn schon 1794 erhielt er auf Hassenkamps Fürsprache die dritte theologische Professur in Rinteln und bald darauf die Universitäts Bibliothekarstelle. Nach Hassenkamps Tode setzte er die, von ihm redigirten, theologischen Annalen fort, wodurch er mit den berühmtesten Gelehrten in Verbindung kam. 1801 erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte nach Marburg und, weil er die Berufung nach Heidelberg abgelehnt hat, Titel und Amt eines Consistorialrathes. 1810 verwaltete W. das Protektorat, empfing am 5. Jan. den König Hieronymus auf seiner Durchreise und folgte ihm bald mit Professor Robert als Reichständischer Deputirter nach Kassel, um die Gerechtsame der Universität zu wahren. Seine Freimüthigkeit bewährte er, daß er den über Napoleon verhängten Bannfluch als der Erste in Deutschland in den theologischen Nachrichten veröffentlichte 1810, bis er endlich 1813 die lang ersehnte Befreiung von der Fremdherrschaft herbeiführte. Während einer, zwischen dem sächsischen Gardegrenadierregiment und den Studenten ausgebrochenen, Streitigkeit wurde auch er angefallen und vom Militär schwer mißhandelt und verwundet; es ward ihm der Aufenthalt in Marburg mehr und mehr verleidet und, als ihm auch noch der Tod seinen besten Freund, den Dogmen Historiker Münscher 28. Juni 1814 entriß, nahm er mit Freuden die Professur in der Geschichte in Breslau an mit dem Range eines Consistorial-Rathes. Er gründete hier die gelehrte Gesellschaft „Philomachie" und gab ihre interessantesten Arbeiten in 3 Bdn. heraus. Passow ward ihm Schwiegersohn und steter Freund gemeinsamer Studien, mit Freimuth ihre politischen Grundsätze verfechtend, obgleich in Folge der Turnstreitigkeiten vielfach verkannt und gekränkt. 1824 erfolgte W.s Ernennung als Oberbibliothekar u. er sorgte, unterstützt vom Professor Unterholzner als Unterbibliothekar, für bessere Anordnung der Bücher. Besonders ausgezeichnet war sein Vortrag über literarische Geschichte, er wußte den Stoff, den er mit seinem enormen, bis auf Jahreszahlen, Büchertitel und anderes Beigerathe sich erstrebenden, Gedächtnisse umfaßte, vollkommen zu beherrschen und unter das Joch des Geistes, der stets das Ziel vor Augen hatte, zu beugen. Nie gewahrte man ihn eine Masse todten und gelehrten Krames, gleich eines Automaten vor sich hinschütten und die schreibelustigen und denkfaulen Seelen in stumme Bewunderung und verblüfftes Staunen versetzen. Wie er sprach, lebendig, kurz, gedrängt, voll Mark und Kraft, so wollte er von seinen Hörern aufgefaßt und verstanden werden. Bei seinem geistvollen Geschichtsvortrage war es ihm darum zu thun, in den großartigen Verkettungen, in den Wirren, Kämpfen und Leiden der Menschheit, in ihren Siegen und Triumphen stets den Plan und die Leitung eines höheren, überall in den vergänglichen Erscheinungen in ruhiger Klarheit und ungetrübten Frieden thronendes, Wesen zu erkennen, dessen Offenbarungen zu belauschen, dessen sichtbaren Spuren festen und sicheren Trittes nachzugehen, dessen Mahnungen und Warnungen und Tröstungen an dem Menschengeiste zum hellen Bewußtsein sich und Anderen zu bringen, er für die edelste und schönste Aufgabe eines Historikers erkannte. Er starb als Senior der Breslauer Universität am 4. April 1838. Von seiner äußerst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit, die ihm in der gelehrten Republik eine ehrenvolle Stelle gesichert, kann nur das Wichtigere hervorgehoben werden: „Ueber Hesiods Vorstellungen von den Göttern, Welt, Menschen und menschlichen Pflichten. Programm 1799. Rede

über Geschichte, Zweck u. Vortrag 1789; Geschichte der Lit. u. Kunst für Schulen, 1. Heft 1790 und Betrachtungen über den Reichthum nach Rousseau'schen Grundsätzen 1792; Versuch einer allgem. Geschichte der Lit. 3 Bde. (unvollendet durch Schuld der Verlagshandlung) 1793—1801; Grundriß einer Encyklop. der theol. Wissenschaften 1795; Diodori Siculi lib. hist. qui supersunt et fragm. graec. ex rec. Wesselingii. 1795, 2 Tom.; Prolegomena zu einer christlichen Religionslehre nach den Bedürfnissen des Zeitalters 1801; Aphorismen über Universitäten u. ihr Verhältniß zum Staate, 1802; Handbuch der allgemeinen Geschichte der lit. Kultur, 2 Bde. 1800—5, 3 Aufl. in 4 Bdn., Lpz. 1833; Grundriß der Geschichte, als Handschrift für seine Zuhörer 1806; Johann v. Müller, Gedächtnißrede 1809; Ernste Worte der Vaterlandsliebe an Alle, die Deutsche bleiben wollen, 1813; Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit Wiederherstellung der liter. Kultur in Europa, 2 Bde. 1812—20; Lehrbuch der Geschichte 1816, 5. Aufl. 1828; Vorlesungen über Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1818, 2 Bde. 2. Aufl. 1828; Lehrbuch der Lit.-Geschichte, 1827, 2. Aufl. 1830; Biographische Aufsätze, 1835; Redakteur der „Neuen theologischen Annalen" 1798—1823; Herausgeber v. Münscher's Dogmengeschichte und nachgelassenen Schriften 1817 u. m. a. Cm.

Wachs (Cera, Cire), ist ein eigenthümlicher Körper, woraus die Bienen die zur Aufbewahrung des von ihnen gesammelten Honigs dienenden Zellen bauen. Früher glaubte man, daß das W. von den Bienen blos ausgearbeitet würde; daß sie den Blüthenstaub (Pollen) der Pflanzen verzehrten und als W. wieder von sich gäben; aufmerksame Beobachter fanden jedoch, daß, wenn man die Bienen blos mit Zucker und Honig füttert, sie dennoch eine beträchtliche Menge von W. erzeugen; deßhalb läßt sich annehmen, daß das W. nicht von den Pflanzentheilen aufgesammelt wird, sondern daß es ein wirklich secernirter Stoff, ein Produkt eines eigenthümlichen Organs ist, welches sich an den Seiten des Hinterleibes befindet. Wenn man die unteren Abschnitte des Hinterleibes der Arbeitsbienen in die Höhe hebt, so findet man kleine Taschen (8 an der Zahl) und dünne Schuppen W., paarweise geordnet, unter jedem Abschnitt, bei der Königin und den männlichen Bienen aber nicht. Im Herbst oder im Frühjahr beschneidet man die Bienenstöcke, d. h. man nimmt die Honigwaben heraus, läßt den Honig durch natürliche oder künstliche Wärme ausfließen, preßt die Waben aus, kocht sie mit Wasser, um den noch anhängenden Honig zu entfernen, schmilzt dann den Rückstand in gelinder Wärme und gießt die schmelzende Masse, zur Entfernung von Unreinigkeiten, durch Leinwand; nach dem Erkalten stellt sie das gewöhnliche W. dar. Das W., wie es von den Bienen gebildet wird, ist so weiß, wie gut gebleichtes W. und unterscheidet sich auch in der Farbe in den gefüllten und leeren Waben; die Waben junger Bienen sind sehr blaßgelb, fast weiß (Jungfern-W.), das rohe W. ist übrigens auch schwefelgelb, röthlichgelb, schmutzig grünlichgelb 2c., zerspringt leicht in größere scharfkantige Stücke, ist von 0,960 spezifischem Gewicht, hat einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Geruch, der besonders beim gelinden Erwärmen deutlich hervortritt, entwickelt beim Kauen einen unbedeutenden Geschmack, wird weich durch die Wärme der Hand und schmilzt über Feuer zu einer ölartigen bräunlichen Flüssigkeit. Es löst sich nicht in Wasser und kaltem Alkohol und auch nur zu $\frac{1}{20}$ in siedendem Alkohol; seine Hauptbestandtheile bilden zwei eigenthümliche Stoffe, das Cerin und Myricin: ersteres löst sich in kochendem Alkohol, letzteres nicht. Das W. kann gebleicht werden, was im Großen auf die Weise geschieht, daß das schmelzende gelbe W. in Streifen gegossen und dann der vereinigten Wirkung von Wasser und Licht ausgesetzt wird; dadurch wird es spröder, hat den eigenthümlichen Geruch in einem mindern Grade und nimmt nach längerem Liegen wieder eine blaßgelbliche Farbe an. Die wichtigsten Anwendungen des W.es sind: die in der Arzneikunde, die zu Lichtern, Figuren, W.-Perlen, Stiefelwichse, W.-Seife 2c. Häufig hat man gefunden, daß das W. mit Mehl und Talg verfälscht werde, welche Beimischungen

aber erkannt werden theils durch den Geruch beim Schmelzen, den Bodensatz, durch das Gewicht, weil das W. durch Talg leichter wird, theils durch die Behandlung mit Weingeist. Seit einiger Zeit kommt ein Pflanzen-W. unter dem Namen japanisches W. in den Handel, welches sich etwas fettig anfühlt, eine blaßgelblichweiße Farbe und einen schwachen Geruch besitzt und spröder, als Bienen-W. ist; es kommt von einem in Japan und China einheimischen Baume und wird zu Pflastern, Salben, selbst auch zu Kerzen verwendet. aM.

Wachsbildnerei, ist die Kunst, durch Bossiren oder Guß verschiedene Gegenstände (Früchte u. dgl.) und Figuren (Wachsfiguren), aus Wachs zu verfertigen. Die Formen zum Gusse sind von Holz oder Gyps und die Färbung geschieht gewöhnlich vermittelst der Wasserfarben und des Pinsels. Vergl. Keroplastik.

Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachsmuth, Ernst Wilhelm Gottlieb, geboren 1784 zu Hildesheim, ward Lehrer an der Klosterschule zu Magdeburg, lebte später in Zerbst, 1815 Lehrer an den vereinigten Gymnasien zu Halle und Lector der italienischen Sprache an der Universität, 1819 Professor der alten Literatur in Kiel und 1825 Professor der Geschichte in Leipzig. Werke von ihm sind: „Grammatik der englischen Sprache", Halle 1815; „Aeltere Geschichte der Römer", ebd. 1819; „Theorie der historischen Forschungen", ebd. 1820; „Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten", Leipzig 1826, 2. Aufl., ebd. 1829; „Leitfaden zu Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte", ebd. 1833; „Hellenische Alterthumskunde", Halle 1826—1830, 2 Bde., 2. Aufl. ebd. 1843—1846; „Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit", Leipzig 1831—1833, 3 Bde und Reg.; „Darstellungen aus der Geschichte des Reformationszeitalters", (1. Thl. der deutsche Bauernkrieg) ebd. 1834; „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter", Hamburg 1840—1844, 3 Bde.; „Weimar's Musenhof in den Jahren 1772—1807", Berlin 1844; auch gab er mit Fr. Günther das „Athenäum", Zeitschrift zur Beförderung humanistischer Studien, Halle 1817—1818, 3 Bde., u. allein „geographische und historische Tabellen", Magdeburg 1810, heraus.

Wachsthum, die allmälige und nothwendige Zunahme lebender organischer Körper an Masse, Größe und Umfang, die sie von dem Augenblicke ihrer Empfängniß an bis zu einem gewissen Zeitraume ihres Lebens darbieten. Von der Zunahme unorganischer Körper an Masse und Größe, die man im gemeinen Leben uneigentlich ebenfalls W. nennt, die aber nur durch die einfache Aggregation einer homogenen Materie bewirkt wird, wo dann die integrirenden Theile dieser letzteren, ohne durch etwas Anderes, als durch Anziehung miteinander verbunden zu seyn, in Form von concentrischen Lagen, oder mehr oder weniger regelmäßigen Krystallen übereinander liegen, unterscheidet sich das W. der lebenden Körper dadurch, daß sie die umgebenden Körper, die sie sich aneignen, stets in ihrer innern Zusammensetzung verändern und nur erst, nachdem sie dieselben assimilirt haben, in die Zwischenräume ihrer Gewebe aufnehmen, um ihre eigene Masse zu vermehren. Diese neuen Elemente, die übrigens durch Gefäße oder auch vermittelst einer Art unmittelbarer Einsaugung stufenweise zu jenen gebracht werden, gelangen beständig in den beiden Fällen durch diese, Intussusception genannte, Bewegung dorthin. Der Zufall allein beschränkt das W. der unorganischen Körper, so daß hier das W., wodurch ihre Ausdehnung von dem Sandkorn bis zu der ungeheuern Größe eines Berges varirt, keine bestimmten Gränzen hat. Dagegen sind diese bei dem W. der organischen Körper mehr oder weniger genau bestimmt, denn der Mensch, das Insekt und die Ceder des Libanon erlangen überall fast den nämlichen Grad von gegenseitiger Entwickelung u. bei jeder Art bilden die Zwerge und die Riesen die größten Extreme, zwischen welchen der Unterschied im Vergleiche zu dem, welcher z. B. einen Marmorblock von dem *Steinbruche trennt*, verschwindet. Dem W. der organischen lebenden Körper ist

eine bestimmte Richtung in der Länge und Dicke vorgezeichnet, jedoch so, daß die Ausdehnung in die Höhe die in die Dicke übertrifft, so daß sich die Mehrzahl derselben beständig in einer vertikalen Richtung verlängert, wie dieß z. B. bei allen Pflanzen der Fall ist; dagegen bietet das W. der unorganischen Körper gar keine bestimmte Richtung; daher auch die außerordentliche Mannigfaltigkeit von Figuren oder Formen, die sie annehmen können und unter denen sie sich auch wirklich zeigen. Zwischen dem W.e der Thiere und der Pflanzen besteht der Unterschied, daß sich bei ersteren die Ausdehnung, welche der Körper erlangt, fester bestimmt und Größe und Umfang der Individuen einer jeden Art mehr Stetigkeit zeigt, was bei den Pflanzen (s. d.) nicht der Fall ist, indem bei diesen die sie umgebenden äußeren Wärme-, Feuchtigkeits-, Luftmasse- u. Erneuerungszustände, so wie die Pflege der Cultur auf ihre Entwickelung einen, im Vergleiche weit ausgedehntern, Einfluß haben, der so groß ist, daß er z. B. einen schwachen Strauch in einen kräftigen Baum umzuwandeln vermag. Dagegen bringt bei dem Thiere das beendete W. eine, während des übrigen Theiles unveränderliche, Form und Ausdehnung, während die Form und die Anzahl der Theile der Pflanze periodisch durch neue Triebe fast bis zu ihrem Tode verändert werden. Was das W. des Menschen insbesondere betrifft, so bestimmt dasselbe die verschiedenen Altersperioden, s. Alter.

Wachstuch oder Wachsleinwand nennt man leinene oder andere Gewebe, die mit einem Oelfirniß überzogen, dann gefärbt, oder auch gedruckt und endlich noch mit einem Lackfirniß bestrichen sind. Zu dem geringsten W., welches meist nur zum Einpacken gebraucht wird, nimmt man grobes, lockeres Leinenzeug, zu dem feinern entweder bessere Leinwand, oder noch häufiger rohen Kattun (Wachskattun), oder auch Barchent (Wachsbarchent), letztern besonders zu Decken über Tische und dgl. von feinem Holz, auf denen durch die weiche, wollige Oberfläche des Barchents das Reiben vermieden wird. Die Zeuge werden zuerst auf einer großen Mang stark gerollt, dann in Stücke von 10—12 Ellen Länge geschnitten und auf hölzerne Rahmen gespannt, auf denen man sie mit einem dünnen Kleister aus Roggenmehl überstreicht. Wenn dieser trocken ist, wird ein Grund von Oelfirniß und Kienruß oder Kohlenschwarz aufgetragen und dieser nach dem Trocknen mit Bimsstein geglättet, worauf man noch ein, oder auch wohl mehre Male, einen dünnern Oelfirniß aufträgt u. dem letzten die Farbe zusetzt. — Soll das W. marmorirt werden, so wird die Grundfarbe mit Essig angemacht und, ehe diese trocken wird, eine mit Rindsgalle zubereitete Farbe aufgetragen und verrieben. Häufig wird das W. mit Holzformen, ebenso, wie der Kattun, entweder mit einer oder mehren Farben bedruckt, zuweilen auch bemalt, zuletzt wird es immer mit einem Bernstein- oder Kopalfirniß überzogen. Auf diese Weise verfertigt man sowohl einfarbige Wachsleinwand von verschiedener Feinheit, desgleichen Wachskattun und Wachsmusselin, als auch mit allerhand schönen Mustern bedrucktes zu Tischdecken, Fußteppichen, Tapeten u. dgl. — In den W.-Fabriken wird auch der Wachstaffet verfertigt, d. h. ein mit Firniß auf beiden Seiten überzogener Taffet, welcher dadurch wasserdicht gemacht ist und den man zu Futteralen, Ueberzügen, Regenmänteln u. dgl. braucht. Der Firniß besteht entweder aus Leinöl, Bleiglätte, Terpentin und Kopalfirniß, oder aus Leinöl, Kolophonium, Mennige, Silberglätte und Terpentin. Wenn der Wachstaffet durchscheinend seyn soll, wird er erst einige Male mit Mohnöl bestrichen und nach dem letzten Abtrocknen mit Kopalfirniß überzogen. Der undurchsichtige ist entweder grün, oder auf einer Seite schwarz, auf der andern grün, oder auch andersfarbig; der durchsichtige meist gelb oder braun. — In neuerer Zeit verfertigt man auch Wachspapier oder wachstuchartiges Papier, das mit einem Firniß, wie das W., überzogen und ebenfalls zum Einpacken gebraucht wird.

Wachtel (perdix coturnix), ein Vogel aus der Gattung der Feldhühner, wird gegen fünf Zoll lang, hat gelblich braunes, schwarz geflecktes Gefieder, die

Kehle des Männchens ist schwarzbraun, die des Weibchens weißlich. Letzteres legt Ende Juli 8—14 grünlich weiße, mit braunen Flecken bezeichnete, sehr stumpfe Eier in eine aufgescharrte, nur mit Grashalmen belegte Vertiefung und bebrütet sie drei Wochen. Der ganz eigenthümliche Schlag des Männchens klingt angenehm und wird besonders zur Erntezeit im Weizen und Rübsen gehört. Die W. hält sich überall auf den Feldern auf; Ende Septembers treten sie ihre Wanderungen nach Süden an und kehren erst Anfangs Mai zurück. Die W. ist sehr munter, behende, streitsüchtig, daher sie von den Chinesen zu W.-Kämpfen abgerichtet wird, besitzt aber wenig Schlauheit. Das Fleisch schmeckt vortrefflich.

Wachteln nennt man in der Artillerie-Wissenschaft eine Art dreipfündiger Granaten, die zu 40 bis 50 Stück aus großen Mörsern geworfen werden und beim Zersprengen ein großes Gezische verursachen. Loudon (s. d.) bediente sich ihrer 1789 gegen Belgrad mit gutem Erfolge.

Wachtmeister bezeichnet bei der Cavalerie die höchste Unteroffizierscharge und entspricht dem Feldwebel der Infanterie, sowie Unter-W. dem Sergeanten. Nur allein in dem achten deutschen Armeecorps bezeichnet W. den dem Range nach zweiten Unteroffizier, während der erste Ober-W. heißt.

Wachtschiff nennt man dasjenige Schiff vor oder neben einer vor Anker liegenden Flotte, welches in der See kreuzt, auf Alles, was vorgeht, genau Acht gibt und, wenn sich irgendwo Segel erblicken lassen, sogleich Meldung macht. Dann führt diesen Namen auch ein auf einem Posten zur Wache stehendes Schiff, besonders ein leichtes, vor einem Hafen liegendes Kriegsschiff, dessen Zweck ist, Zölle einzufordern und den Schleichhandel zu verhüten.

Wacke, ein, zwischen Thonstein und Basalt innestehendes, grünlich-graues, auch röthlich-braunes und schwärzlich-graues, meist durchsichtiges Mineral, mit ebenem oder feinerdigem Bruche, das in geognostischer Hinsicht einen Theil des Flötztrappgebirges ausmacht, wo man es auch mit glasigem Feldspathe, Augit, Hornblende, Olivin und Glimmer porphyrartig, mit Blasenräumen, mit Kalkspath, Analcim und anderen Zeolithen, mandelsteinartig und in ihrer natürlichen derben Beschaffenheit in großen Massen, Lagern, in Conglomeraten, zuweilen auch in Gängen findet. Die W. ist geschichtet und kugelig; die Kugeln sind zuweilen concentrisch schalig. Im Großen ist sie massig und plattenförmig abgesondert. Zuweilen enthält sie Versteinerungen und Pflanzenabdrücke. Sie constituirt auf diese Weise einen Theil der Umgegend von Zittau, einen großen Theil der basaltischen Region im nördlichen Böhmen; sie tritt ferner in der Röhn, in Tirol, in Italien, Sicilien, auf den Faröerinseln, auf Island und in anderen Ländern auf.

Wackerbarth, 1) August Christoph Graf von, königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Feldmarschall und geheimer Kabinetsminister, geboren auf dem Schlosse Kogel im Herzogthume Lauenburg, kam als Page an den kursächsischen Hof und studirte mit großem Eifer Mathematik und dann Bau- und Ingenieurkunst. Nach der Rückkehr von Reisen diente er bei der Artillerie, wurde 1702 Generalmajor von der Infanterie und nach einigen Jahren General-Intendant der Civil- und Militärgebäude. Die Stelle eines geheimen Kabinetsministers und Generals von der Infanterie erhielt er 1710 und seit 1718 war er Gouverneur von Dresden, wo er den 14. August 1734 starb. Er wohnte den wichtigsten Kriegsereignissen seiner Zeit, in den Niederlanden, Pommern und Polen mit Auszeichnung bei, führte 1715 bei der Belagerung von Stralsund das Generalcommando, zwang die Festung zur Uebergabe und bewies sich hier, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, als einen großen Meister in der Ingenieurkunst und viele Gebäude und Brücken, die unter seiner Leitung, besonders in Dresden, gebaut wurden, zeugen von seinen tiefen Einsichten in die Baukunst. Auch als Gesandter wurde er am Wiener u. anderen Höfen mit Vortheil verwendet. — 2) W., August Joseph Graf von, Enkel des Vorigen, von dessen Adoptivsohn Joseph Anton Gabaleon, der, nachdem er verschiedene hohe Staatsämter am

sächsischen Hofe bekleidet hatte, 1761 zu München starb, war 1770 zu Kutschendorf in der Niederlausitz geboren, studirte Jurisprudenz und hielt sich, von einer Reise durch England, Amerika, Ostindien, Italien und die Türkei zurückgekehrt, in Wien und Dresden und seit 1801 abwechselnd in Hamburg und Ratzeburg auf, ging auch nach Paris, wo er wegen einer Forderung an Sachsen, Lauenburg und Hannover, die er schon vergeblich bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar angebracht hatte, auch von Napoleon mit leeren Versprechungen hingehalten ward. Auch neuerdings suchte er diese Forderung, wie wohl vergebens, geltend zu machen. Seit 1812 lebte W. meist in und um Hamburg, mit Kunst und Wissenschaften beschäftigt. Schriften von ihm sind: Reclamationen, Hamburg 1815; Zuruf an den zu Wien sich bildenden Congreß, ebd. 1815; Früheste Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des byzantinischen Kaiserthums, 1821; Geschichte der großen Teutonen, ebd. 1821; Geschichte der letzten großen Revolution von China im Jahre 1644, ebd. 1821 u. a. m.

Wackernagel, 1) K. E. Philipp, geboren um 1803 zu Berlin, studirte daselbst u. wurde Gymnasiallehrer u. lebt jetzt als Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Stetten (Württemberg). Die von ihm veranstaltete Sammlung: „Das deutsche Kirchenlied“ (2 Thle. 1841) ist gründlich und mit großer Kenntniß bearbeitet u. besonders für die älteren Lieder und deren kritische Beurtheilung sehr wichtig. „Deutsches Lesebuch“ (4 Thle., 3. Ausg., Stuttgart 1843). — 2) W., Karl Heinrich Wilhelm, ein trefflicher Kenner der altdeutschen Literatur und Dichter, geboren 1806 zu Berlin, studirte daselbst und ging, gekränkt durch vergebliches Hoffen auf eine Anstellung, 1833 nach Basel als Professor der Philologie und ward hier, da die preußische Regierung ihm das Bürgerrecht nahm, Ehrenbürger. Seine naiven lieblichen Gedichte (Weinlieder) erinnern an die Zeit des Minnesanges und seine Werke über altdeutsche Poesie sind sehr gediegen. Leider ist er in neuerer Zeit dem Pietismus in nicht geringem Grade zugethan. Ausser der Mitredaktion der „Weihnachtsgabe“, der „Alpenrosen“ u. des „Schweizerischen Museums für historische Wissenschaften“ schrieb er „Spiritalia theotisca“ (1827), „Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen“ (1827), „Geschichte eines fahrenden Schülers“ (1828), „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis Klopstock“ (1831), „Gedichte Walthers v. d. Vogelweide“ (1833, mit Simrock), „Deutsches Lesebuch“ (3 Thle., 2. Aufl. 1839—44), „Das Landrecht des Schwabenspiegels in ältester Gestalt“ (1840), „Neuere Gedichte“ (1842), „Zeitgedichte“ (1843).

Wade (sura) heißt am menschlichen Körper der gerundete, fleischige, nach unten zu abnehmende Theil zwischen der Kniekehle und Ferse, vor welchem sich das Schienbein befindet.

Wadzeck, Franz Daniel Friedrich, der Begründer der Kleinkinderbewahranstalten, 1762 zu Berlin geboren, wo sein Vater Küster der böhmischen Colonie war, erhielt seine erste Erziehung im Waisenhause zu Halle, studirte alsdann daselbst Theologie, wurde im Jahre 1788 als Lehrer am königlichen Cadettenkorps in Berlin u. nachher aber als Professor der Literatur, Physik u. Naturgeschichte daselbst angestellt. Im Jahre 1819 begann er die Herausgabe des eben so nützlichen, als unterhaltenden „Berliner Wochenblattes für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann“, wurde aber um diese Zeit, wegen seiner beständigen Angriffe auf das damals in Preußen erlaubte Turnwesen in den Ruhestand versetzt. Die ihm dadurch gewordene freie Zeit benützte er zur Errichtung einer Anstalt zum Aufbewahren von 12 unmündigen Kindern, eine Stiftung, welche noch jetzt unter seinem Namen in Berlin fortbesteht. Allein die darauf verwandten Kosten nahmen fast sein ganzes Vermögen und seine Pension in Anspruch, so daß er im Jahre 1823 zu Berlin, zwar arm, aber allgemein geachtet starb. Seine Schriften sind von keiner Bedeutung.

Wächter, 1) Georg Philipp Ludwig Leonhard, in der literarischen Welt bekannt unter dem Namen Veit Weber, geboren zu Uelzen im Lüneburgi-

schen, studirte Theologie, lebte hierauf als Candidat in Hamburg und machte 1792 unter den hannöverischen Truppen einige Feldzüge mit, bis er bei Mainz verwundet wurde. Er war dann Lehrer und seit 1814 Direktor am Voigt'schen Institute zu Hamburg, wo er 1822 starb. In seinen „Sagen der Vorzeit" (7 Bde., Berlin 1787—98), „Holzschnitte" (1793), „Historien" (1794) trug er den Ton, welchen Goethe's Götz anschlug, auf die Romanenliteratur über und bewährte, bei allem Rohen und Grellen, Originalität und Kenntniß des Mittelalters. — 2) W., **Karl Georg von**, Kanzler der Universität Tübingen und einer der ausgezeichnetesten Criminalrechtslehrer der neuesten Zeit, 1797 in dem württembergischen Städtchen Marbach geboren, machte seine akademischen Studien zu Tübingen und Heidelberg, wurde 1819 Assessor bei dem königlichen Gerichtshofe in Eßlingen, folgte aber schon 1820 dem, seinen Wünschen ganz entsprechenden, Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Tübingen, ward ordentlicher Professor, verwaltete seit 1825, in den kritischen Zeiten der Universität, mehre Jahre das Rektorat derselben und ward 1829 Vicekanzler auf drei Jahre, legte diese Stelle aber schon im Herbste 1830 wieder nieder. Nun wirkte er einige Jahre segensreich und mit dem größten Beifalle lediglich als akademischer Lehrer und folgte zu Ostern 1833 dem Rufe als ordentlicher Professor der Rechte nach Leipzig, dem er aber 1836 durch seinen Ruf als Kanzler der Universität Tübingen wieder entzogen ward, nachdem er kurz vorher den Orden der württembergischen Krone und dadurch den persönlichen Adel erhalten hatte. — Seit mehren Jahren Präsident der württembergischen Kammer der Abgeordneten, deren Mitglied er durch seine amtliche Stellung ist, war er stets bemüht, zwischen den politischen Extremen zu vermitteln, hat sich aber in neuester Zeit entschieden der liberalen Partei zugewendet. — Seine, durch große Gelehrsamkeit und ungemeinen Scharfsinn ausgezeichneten Schriften sind: „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts" (2 Bde., Stuttg. 1825—26); „Die Strafarten u. Strafanstalten des Königreichs Württemberg, nach der ältern und neuern Praxis und Gesetzgebung dargestellt" (Tübingen 1832); „Abhandlungen aus dem Strafrechte" (Bd. 1, Leipz. 1835); „Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht" (Leipz. 1844); „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts" (Tübingen 1845); „Handbuch des in Württemberg geltenden Privatrechts" (2 Bde., Stuttg. 1845—46) und „Erörterungen aus dem römischen, deutschen und württembergischen Privatrechte" (Heft 1—3, Stuttg. 1845—46). Auch lieferte er schätzbare Beiträge in das, vom 14. Bande an von ihm, in Verbindung mit Linde, von Löhr, Mittermaier, Mühlenbruch u. Thibaut herausgegebene „Archiv für civilistische Praxis" und in das, von ihm vom 11. Bande an, früher mit Mittermaier und Roßhirt, jetzt mit Abegg, Birnbaum, Hefter und Mittermaier herausgegebene „Neue Archiv des Criminalrechts". Endlich gründete er mit Mohl, Rogge, Schrader, Scheurlen und R. Wächter die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft" (Tübing. 1826 f.).

Währwolf, **Wärwolf** oder **Wehrwolf** heißt in der Volkssage ein Mensch, der sich durch Zauberkünste in einen Wolf verwandeln kann und als solcher umherschweift, den Schlafenden bei Nacht das Blut aussaugt und sie durch seinen Biß tödtet. — Dieser Glaube war und ist zum Theil noch jetzt, besonders unter den Bauern von Saintonge, der Bretagne, Limousin und Auvergne verbreitet. Noch 1574 verdammte das Parlament von Dolle den Gilles Garnier zum Feuertod, weil er von Gott abgefallen und dem Teufel als W. zu Diensten geworden sei. — Daß der Glaube an W.e sogar schon im Alterthume bestanden habe, beweist eine Stelle bei Plinius, wo dieser bestreitet, daß Menschen sich in Wölfe verwandeln und dann wieder ihre natürliche Gestalt annehmen können.

Wärme, nennen wir im Allgemeinen die Empfindung, welche der Wärmestoff hervorbringt, wenn er auf das Gefühl wirkt; dann auch den Zustand der Körper, worin sie im Stande sind, jene Empfindung zu erregen. In der Physik nennt man W. die in den Körpern befindliche Ursache, welche jenen Zustand oder

jene Empfindung erzeugt. Ueber das Wesen der W. sind die Ansichten sehr getheilt; nach Erfahrungen und Beobachtungen nimmt man gewöhnlich eine wirkliche Materie, den W.-Stoff, an, die man als eine höchst feine, elastische Flüssigkeit betrachtet, welche alle Körper durchdringt, ihre Bestandtheile zerstreut und ihnen erlaubt sich zu nähern, so wie die Menge dieser Flüssigkeit in dem Körper vermehrt u. vermindert wird. Diese Substanz läßt sich weder wägen, noch einschließen und ist für alle Sinne, ausser dem Gefühle, unbemerkbar. Sie bildet keine bleibende Atmosphäre um die Erde, wie die Luft, sondern könnte sich, ihrer Natur nach, schrankenlos bis ins Unendliche ausdehnen, wenn nicht alle Körper durch ihre Anziehungskraft den freigewordenen W.-Stoff aufnähmen. Der W.-Stoff verbreitet sich nicht, wie das Licht, strahlenweise, sondern füllt den Raum, indem er sich ausbreitet, gänzlich und mit unmeßbarer Geschwindigkeit aus. Die Stärke der Wirkung, welche die W.-Theilchen hervorbringen, beruht auf der Dichtigkeit, womit sie den Raum erfüllen. Man nennt sie die Temperatur der Körper. Es gibt aber keinen Körper, der ohne fortdauernden Zufluß der W. dieselbe Temperatur immer beibehielte. Der Anhäufung der W. sind die einzelnen Körper in sehr verschiedenem Grade fähig (W.-Capacität). Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in der Verwandtschaft der Körper zum W.-Stoff und in der Form der Poren. Hat sich in dem einen Körper mehr freier W.-Stoff angehäuft, so wird seine Anziehung oder Verwandtschaft zu demselben vermindert; das Gegentheil findet in dem Körper von geringerer Temperatur statt. Die Dauer des Uebergangs des W.-Stoffes in den Zustand des Gleichgewichts beruht auf der wärmeleitenden Eigenschaft der Körper. Alle Körper, welche die W. stark und schnell leiten, nehmen dieselbe auch in höherem Grade an. Solche heißen gute, die übrigen schlechte W.-Leiter. Zu jenen gehören die Metalle und meisten Mineralien, zu diesen die Produkte des Thier- und Pflanzenreiches, namentlich Federn, Haare, Wolle. Von dem W.-Stoff, dessen Mittheilung zwischen verschiedenen Körpern auf ihrer Verwandtschaft zu demselben beruht, unterscheidet man den strahlenden W.-Stoff, der durch seine eigene Ausdehnungskraft in Strahlen entweicht, die durch die Oberfläche der Körper zurückgeworfen werden. Dieser durchstreicht die Luft, wie ein Strom, ohne sich mit ihr zu verbinden und selbst ohne sie zu wärmen. Von glatten Flächen wird derselbe nach eben denselben Gesetzen reflektirt, wie das Licht. So ist auch durch Herschel die Entdeckung gemacht worden, daß die leuchtenden Strahlen der Sonne von den wärmeerregenden gänzlich verschieden sind und hieher gehört ebenfalls die merkwürdige, von Jakobi in Königsberg beobachtete Erscheinung, daß die W.-Ausstrahlung zweier nahe gerückten Körper dieselbe Wirkung auf der Oberfläche hervorbringt, wie das Licht im Daguerreotyp. Körper von ungleichartiger Substanz, aber gleich großen Massen, nehmen bei gleicher Temperatur eine verschiedene Menge freier W. an und zwar die schlechten Leiter weniger, als die guten; dieses Verhältniß der Quantität des freien W.-Stoffes nennt man die spezifische oder comparative W. u. bestimmt dasselbe durch den Calorimeter oder W.-Messer. Frei oder entbunden heißt die W., wenn sie für das Gefühl bemerkbar ist; im Gegenfalle gebunden oder latent. Aus der wechselweisen Bindung u. Entbindung der W. lassen sich viele Erscheinungen erklären, z. B. die Erhitzung des Kalks durch Wasser, die Abkühlung der Luft nach Regen 2c. Bei der Schmelzung fester Materien, z. B. der Metalle, wird der W.-Stoff zwar gebunden, aber nicht so innig, als bei dem Uebergange eines Körpers in Gasform. In jenem Fall adhärirt er nur u. läßt sich durch einen kalten Körper wieder trennen, in diesem aber ist er chemisch und mit der luftförmigen Substanz verbunden und läßt sich allein durch chemische Operationen absondern. Die Wirkungen der W. auf die Körper bestehen in der Ausdehnung derselben, zu deren Messung das Pyrometer (s. d.) dient, in dem Schmelzen, der Auflösung in Dämpfe und in der Gasbildung. W.-Stoff liegt in jedem Körper verborgen, selbst in Schnee und Eis; die Entbindung desselben aber erfolgt auf verschiedene Weise. Die hauptsächlichste Erregung der W. geschieht durch die Sonnenstrahlen, es mögen diese selbst W. geben,

oder die in der Erde gebundene W. nur entwickeln; andere Mittel sind: das Anzünden brennbarer Stoffe, die Reibung fester Körper aneinander, die gegenseitige Einwirkung verschiedener Körper und die Veränderung ihrer Mischung. Die W. im thierischen Körper ist von der gemeinen W. nicht verschieden. Boerhaave leitete dieselbe aus der Bewegung des Bluts und der dadurch entstandenen Reibung ab. Wahrscheinlicher ist die chemische Erklärung, daß der eingeathmete Sauerstoff mit dem Blut sich verbindet u. vermittelst der Adern durch den ganzen Körper sich verbreitet, wo er zersetzt wird und der mit ihm zum Gas verbundene W.-Stoff sich entbindet.

Waffen heißen im Allgemeinen alle, zum Angriff oder zur Vertheidigung gegen Menschen und Thiere bestimmten, Werkzeuge und sie zerfallen daher zunächst in Angriffs-, Offensiv- oder Trutz-W. und Vertheidigungs-, Defensiv- oder Schutz-W. Die ersten, zu denen auch die Jagd-W. gehören, theilt man, nach ihrer Wirkung, in Schuß-W. oder Schießgewehre, oder auch blos Gewehre genannt, mit denen ein Geschoß mit einer solchen Kraft fortgeschleudert wird, daß es noch in bedeutender Entfernung Menschen und Thiere verwundet oder tödtet und Hieb-, Stich- oder Stoß-W., gewöhnlich blanke W. genannt, mit denen man einem Gegner nur in der Nähe schaden kann. Unter Gewehren versteht man zwar zuweilen auch die blanken Waffen, im engern Sinn aber nur die kleinen Feuer-W., mit denen eine kleine Bleikugel vermittelst der Kraft des entzündeten Schießpulvers fortgeschleudert wird, zum Unterschiede von den großen Feuer-W. oder dem groben Geschütz, dessen sich nur das Militär im Kriege bedient.

Waffenlehre, die, lehrt die Construktion, die Wirksamkeit und den Gebrauch der sämmtlichen Waffen; sie bildet sonach einen Zweig der Militärwissenschaften und zwar denjenigen, in welchen die meisten Hilfswissenschaften hineingreifen. Zur vollständigen W. bedarf man Kenntniße der Metalle und ihrer Behandlungsweise, praktische Chemie, Maschinenbaulehre, höhere Mathematik u. s. w.; ja, die Gewerbe des Schmiedes, Wagners, Taschners u. s. w. greifen so wesentlich mit ein, daß ihre Kenntniß wenigstens theilweise erforderlich ist. Die Lehre von der Wirksamkeit der Waffen erfordert Anwendung der Grundsätze der Ballistik, da erst nach den angestellten Berechnungen eine zuverlässige Wirkung zu erzielen ist. Der Gebrauch der Waffen, in ihrer Vereinigung zu taktischen Körpern, geht ins Gebiet der Taktik hinüber.

Waffenplatz nennt man im Allgemeinen einen befestigten Platz, der sich zum Sammelplatze für Truppen, sowie zur Niederlage von Kriegsbedürfnissen eignet. — Dann heißen auch in Festungen W.e die größeren freien Räume in den aus- und eingehenden Winkeln des Glacis, die namentlich zum Versammeln der Truppen dienen und meist mit Reduits versehen sind. Sie erleichtern die Ausfälle und den Rückzug der ausgefallenen Truppen; doch müssen sie geräumig seyn.

Waffenrecht, Waffen- oder Wehrhoheit (jus armorum, jus belli et pacis) ist das Recht des Staates, Schirm- und Wehranstalten, besonders eine bewaffnete Macht zu errichten, zu unterhalten und anzuwenden. Sie begreift a) das Recht der Anwerbung, Aufstellung und Unterhaltung von regulärer Kriegsmannschaft aller Waffengattungen, mit den nöthigen Befehlshabern; b) das Recht der Aufbietung der, dem Civilstande gewidmeten, Staatsbürger zum Kriegsdienste, also das Recht der Rekrutirung und Conscription, der Aufbietung der Landwehr, des Landsturmes, vermöge des Rechts der Heerfolge; ferner der Lehensmiliz, d. h. der Vasallen nach den Lehensgesetzen und der allgemeinen Volksbewaffnung; c) das Recht, Festungen zu bauen und zu unterhalten; d) das Recht, Stückgießereien, Waffen- u. Pulverfabriken, dann Waffenplätze, militärische Bildungsanstalten 2c. zu haben; e) das Recht, Einquartierung einzulegen, den sogenannten Service, auch Militärsteuern zu erheben, den Eintritt in fremde Kriegsdienste zu untersagen, Heerschau u. Waffenübung zu halten. — Schon zur Zeit des *deutschen* Reichs hatten nur Reichsunmittelbare dieses Recht und so haben es noch

Deutschland nur die Fürsten, welche die volle Souverainetät haben, nicht die diatisirten.

Waffenstillstand heißt die temporäre Einstellung der Feindseligkeiten, durch jenseitigen Vertrag, auf Stunden, Tage, Wochen, Monate oder Jahre. Er iß entweder aufgekündigt werden und es ist bestimmt, welche Zeit zuvor dies chehen muß, oder er läuft zu einer bestimmten Zeit ab. Meist wird eine Demarcationslinie gezogen, welche während der Dauer desselben beide Theile eidet. Oft ist noch neutrales Gebiet zwischen beiden Demarcationslinien.

Wage, s. Waage.

Wagen, um Lasten zu fahren, waren schon zu Moses Zeiten, der sie in gypten kennen lernte, bekannt und entstanden aus der Schleife, unter welche m Walzen legte. Bacchus und Ceres sollen Ochsen zum Ziehen derselben anvendet haben. In China soll unter der Regierung Hoangti's das Abrichten der hsen und Pferde zum Ziehen erfunden worden seyn. Die eisernen Wagenachsen b 1532 der Zimmermann Georg Weber in Dinkelsbühl an. Erst später wur t sie in England eingeführt. Anfangs hatten die Wagen zwei Räder (Karren, her das französische Wort Char für W.), später vier (diese sollen die Phrygier unden haben) und bei den Scythen, denen ihre W. auch zur Wohnung dienten, hs. Anfangs spannte man nur ein Pferd vor, später zwei, drei, vier nebeneinder. Die Streit-W. führte Theseus bei den Griechen ein. Aegypter und Israeliten hatten sie aber schon früher; Salomo hatte viele W. worin er seine 700 auen und 300 Beischläferinnen spazieren fahren ließ (s. Kutschen). W., die rch Mechanismus in Bewegung gesetzt werden, gaben an: Roger Baco, Joh. autsch in Nürnberg (1649 mittelst Räderwerk), Stevin und Stephans (1550, rch Segel getriebene), Farstler in Altorf (geb. 1633, † 1689); er fuhr sich, da lahm war, damit selbst herum. (Vgl. auch Dampfwagen.)

Wagenaar, Jan, Historiograph der Stadt Amsterdam, der Sohn eines chusters von da und daselbst 1709 geboren, äusserte schon in früher Jugend nen unwiderstehlichen Hang zum Lesen, kam als Lehrling in das Comptoir nes reichen Kaufmannes und benützte hier alle Nebenstunden zur Lektüre bis in n 17. Jahr, wo dieser Eifer erkaltete. Nun besuchte er in seinen Erholungsunden die Kirchen der Remonstranten und Wiedertäufer, besonders die Versammlungen der Collegianten; dabei legte er sich auf die lateinische, englische, iechische und hebräische Sprache, auf Mathematik, Philosophie und Geschichte. ach seiner Verheirathung 1740 trieb er einen Holzhandel, setzte aber daneben sonders das Studium der Theologie und Kirchengeschichte fort und starb den März 1773 als Rathsschreiber zu Amsterdam. W. ist der vornehmste Gechichtschreiber der vereinten Niederlande u. bei vielen Fehlern in Form u. Mae ist sein Werk über dieselbe noch immer das beste: De vaderlandsche Hisrie vervattende de Geschiedenissen der vereenigten Nederlanden, inzonderit die van Holland, van den vroegsten Tyden af (bis 1751), 21 Thle. nsterdam 1749—60, deutsch von E. Toze, Lpz. 1756, 8 Bde. 4. Dazu gehört: rvolg. van W. vaterl. Hist., 8 Thle. Amsterd. 1787—91 geht von 1776 bis 84. Um diese Fortsetzung mit dem Hauptwerke zu einem Ganzen zu machen, d 1789 ff. ein 22. 23. und 24. Thl. des Hauptwerks erschienen, worin die eschichte von 1751—1774 enthalten ist. W. schreibt nicht pragmatisch, sondern erzählt blos und liefert viele Anekdoten; er thut dies aber mit ziemlicher Treue, r, wo oranisches Interesse mit im Spiele ist, darf man keine reine Unpartheilichkeit varten. Weit mehr bedauert man bei dem Gebrauche des Werks zum öftern, ß die feineren Geschichtmaterialien, deren Auffammlung einen geübtern histori en Sinn fordert, gar zu sehr vernachlässigt sind. W. schrieb auch seit 1756 ederduitsche Staatscourant u. Description de la ville d'Amsterdam, Amsterdam 60, 2 Bde.

Wagenbauer, Maximilian Joseph, Inspektor der k. Gemäldegalerie zu ünchen, wurde 1774 zu Gräfing in Oberbayern geboren und hat sich unter dem

deutschen Landschaftsmalern einen vortheilhaften Ruf erworben. Seine Gemälde zeichnen sich durch fleißige Behandlung aus, die Beleuchtung an denselben ist natürlich, der Farbenton harmonisch. Er starb den 12. Mai 1829. Man hat auch von ihm: „Anleitungen zur Landschaftszeichnung lithographischer Manier," 1809 und 1815; Baumstudien in 12 Blättern, 1817.

Wagenburg nennt man eine Verschanzung von Wagen, wenn nämlich die ledigen Wagen zusammen eingeschoben und hinter solche sodann die Soldaten aufgestellt werden, damit der Feind nicht gleich einbrechen könne. Sie sind fast nicht mehr im heutigen Heere gebräuchlich, weil die Armeen bei ihren Lagerungen alsbald einige Linien, Graben und Schanzen aufzuwerfen pflegen. — Jetzt legt man diesen Namen auch der ganzen Masse der Proviant= und Packwagen eines Heeres bei.

Wagenwinde, auch Fuhrmannswinde, ist eine Maschine, welche zum Emporheben beladener Frachtwagen gebraucht wird, wenn man die Räder von den Axen abziehen will, um letztere zu schmieren. Sie hat in einem, an einem hölzernen Klotze befestigten, Gehäuse von Blech ein Räderwerk, das aus einer starken gezahnten Stange von Eisen, aus Getrieben und Stirnrädern, ebenfalls von Eisen, besteht. Ein Getriebe greift in die gezahnte Stange ein und letztere kann mittelst einer, von der Welle des ersten Rades oder Getriebes angebrachten, Kurbel auf und niederbewegt werden, wodurch also die, auf den obern Ansatz der gezahnten Stange gebrachte und sich stützende Last (ein Wagen z. B.) ebenfalls auf und nieder bewegt werden kann. Die Berechnung der Kraft u. Last ist bei der W. im Allgemeinen dieselbe, wie bei dem Krahn (s. d.).

Wagrecht, s. Horizontal.

Wagler, Johann Georg, Zoolog, geboren den 28. März 1800 zu Nürnberg, Sohn eines königlichen Stadtgerichts-Kanzellisten, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, kam dann auf die Universität Erlangen, wo er sich dem Studium der Heilkunde und der Naturwissenschaften widmete und zum Med. Dr. promovirt ward. 1819 wurde er Assistent am zoologischen Conservatorium zu München, 1823 Adjunkt desselben; 1825 unternahm er auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England und die Niederlande; nach der Verlegung der Universität nach München wurde er 1827 ausserordentlicher Professor der Zoologie und im selben Jahre Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 1832, in Folge einer brandig gewordenen Schußwunde am Arm, die er sich selbst zufälliger Weise beigebracht hatte. — W. hat Treffliches geleistet als Lehrer und Forscher im Gebiete der Zoologie und der vergleichenden Anatomie; vorzüglich aber beschäftigte er sich mit den Amphibien. Er bearbeitete, gemeinschaftlich mit Spix (s. d.), die „Serpentum Brasiliensium species novae", München 1824. — Außerdem schrieb er: „Systema avium", Stuttgart 1827; „Natürliches System der Amphibien", Stuttgart 1830; „Icones et descriptiones amphibiorum", 3 Hefte, Stuttgart 1831, rc. E. Buchner.

Wagner, 1) Johann Jakob, ein geistreicher philosophischer Schriftsteller und ehemaliger Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, geboren am 21. Januar 1775 in der damals freien Reichsstadt Ulm als das einzige Kind des dortigen hospitalischen Zinseinnehmers. Das Gymnasium zu Ulm hatte nicht blos die Vorbereitung zur Universität durch Sprachen und Erklärung der altklassischen Schriftsteller, sondern auch schon philosophisch-juridische u. theologische Collegien zu geben, und die bis zu diesen Collegien vorgerückten Schüler hießen Studenten. Neben Musik war die Poesie sein Lieblingsgedanke und in jugendlicher Feuerkraft dachte er sich schon als Dichter einer Mosaide einst Klopstock an die Seite zu treten. Um Ostern 1795 bezog W. die Hochschule zu Jena, nachdem er sich bereits vor seiner Abreise am 30. Januar 1795 förmlich mit Justine Philippine Vetter verlobt hatte, welche er auch nach mehren Jahren wirklich als seine Gattin heimführte. Fichte ward ihm Lehrer und freundlicher Rathgeber. 1796 ging W. nach Göttingen und mußte zu seiner Sustentation zur Schrift-

:llerei seine Zuflucht nehmen. Er bearbeitete die Lehre von den Realcontrakten, rner zwei Preisfragen, von denen eine mit dem Accessit belohnt wurde und ver:chte sich sogar an einem Roman und an einem Lexikon der Platonischen Philosophie, das in Göttingen bei Dietrich erschien. Heyne nahm ihn in sein philogisches Seminar auf und warnte ihn freundschaftlich wegen seines zu vielitigen Wissensdranges, ihm drohend mit dem Spruche: in omnibus aliquid, ı toto nihil. Wegen seiner künftigen Lebensstellung Anfrage an Fichte stellend ıd die kümmerliche Existenz schildernd, ließ er sich zu der übereilten Einladung :rleiten, zu diesem zu kommen u. seinen 4 jährigen Knaben (den jetzigen scharfınigen Philosophen Imanuel Herman in Tübingen) zu erziehen. Durch einen :eukauf von 32 Laubthalern wurde der Vertrag im Augenblicke rückgängig gacht, wo W. die Reise nach Jena schon antreten wollte; Letzterer ging dessenıgeachtet nach Jena, weil er bereits in Göttingen seine Stellung aufgegeben ıtte und blieb mit Fichte in gutem Vernehmen, bis er auf dessen Empfehlung ei dem Kaufmanne Leuchs in Nürnberg für die Uebernahme der Redaktion einer)andlungszeitung mit 250 Gulden Gehalt gewonnen wurde. Zwei Manuscripte ınden glücklich in Nürnberg einen Verleger: „Lorenz Chiramonti oder Schwärıereien eines Jünglings", ein Roman, der von ihm schon in Göttingen gebrieben war und, über Fichte's „Nikolai" oder Grundsätze des Schriftstellerrechtes." So sehr er sich in Nürnberg gefiel, konnte hier sein Verhältniß doch icht von längerem Bestande bleiben, einmal, weil die überhäufte Redaktionsverındlichkeit ihm an der fruchtbaren Produktion der Ideen hinderlich entgegentrat nd die prekäre Stellung ihm die Schließung des Ehebundes mit seiner Verlobten icht gestattete. Dennoch entschied er sich zu dem Wagniß, auf eigene Kraft verauend, als Privatgelehrter sich zu verehelichen 21. September 1801. Von ner damals erschienenen Reisebeschreibung durchs Salzburg'sche von Vierthaler ir Salzburg eingenommen und nach brieflicher Rücksprache mit diesem in seinem Jorhaben bestärkt, entschloß er sich, Salzburg zu dem Orte seines Aufenthaltes ir sich und seine Gattin zu erwählen. Die großartige philosophische Ansicht 5chellings erfüllte W. mit den größten Erwartungen, er faßte seinerseits den :ntschluß, die Naturphilosophie in einem universellen Plane, dieselbe in stufenveiser Entwickelung von der mineralischen bis zur menschlichen Natur durchzuihren und so entstand sein Werk: „Von der Natur der Dinge", 1801. Während r Abfassung dieser Schrift führte er zur Erholung von der angestrengten Speılation seine Ansicht über Licht und Wärme in einer besonderen Schrift, betitelt: Theorie der Wärme u. des Lichtes", aus. Hierauf bearbeitete er einen, in ein anz anderes Gebiet einschlagenden, Gegenstand, auf den ihn die Gespräche mit inem Freunde geleitet hatten: „Die Philosophie und Erziehungskunst", worin ıan zugleich die allgemeine Entwickelungsform alles geistigen und physischen ebens dargestellt findet. Diese Form, welche mit dem Weltgesetze zusammenıllen mußte, suchte er in dem engen Gesetze der Mathematik und glaubte, in den ahlen und Figuren den Ausdruck der zeitlichen und räumlichen Entwickelung efunden zu haben. Die freundschaftliche Verbindung mit dem Schuldirektor Jierthaler veranlaßte seine Theilnahme an der Salzburger literarischen Zeitung nd deren Fortsetzung durch Dr. Schallhammer unter dem neuen Titel „Pragıatische Annalen der Literatur und Kultur". Die kleine Schrift „Ueber das ebensprinzip" bewirkte die Korrespondenz mit Schelling. Die Sehnsucht, an ner Hochschule philosophischer Professor zu werden, ward immer unwiderstehlicher nd er begab sich zu diesem Zwecke nach München und bearbeitete, um sich zu npfehlen, den Gegenstand der damaligen Tagesdiskussion: „über die Trennung r legislativen und exekutiven Staatsgewalt." Gegen Ende des Jahres 1803 :hielt er den Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Würzburg, achdem er kurz zuvor eine finanziell-vortheilhaftere Berufung als Studienrektor ach Koburg abgelehnt hatte. Hier wetteiferte W. mit seinem Kollegen Schelling; ber des letzteren Schrift: „Religion und Philosophie", weckte seinen Widerspruch

und mit der Entschiedenheit seiner Natur entwickelte er die Polemik gegen die Identitäts-Philosophie und das Programm: „über das Wesen der Philosophie" und für das größere Publikum in der Einleitung zum „System der Idealphilosophie." Eine geistreiche Verbindung voll Anregung und lebendigem Ideenspiele unterhielt W. mit dem Minister v. Kretschmann in Koburg; während der Ferien war er längere Zeit bei diesem aufgeklärten Staatsmanne zum Besuche auf seinem Gute Theres zwischen Bamberg und Schweinfurt und der höchst interessante Briefwechsel 1808—1809, gewährt anschauliche Einsicht in die damaligen philosophisch-wissenschaftlichen Bestrebungen. W. entwickelte in Würzburg, neben seinem akademischem Berufe eine rege schriftstellerische Thätigkeit: es erschien 1805: „Grundriß der Staatswissenschaft und Politik zum Gebrauch akademischer Vorlesungen"; „Journal für Wissenschaft und Kunst", 1. Heft „von der Philosophie und Medizin", ein Prodromus für beide Studien. Er las an der Universität auch über Weltgeschichte, die W. schon lange als Parallele der Naturgeschichte erkannt hatte, und als Früchte solcher Quellenforschungen erschienen: „Ideen zur allgemeinen Mythologie der alten Welt" und „Homer und Hesiod", ein Versuch über das griechische Alterthum. Der großartige Verlauf der Weltgeschichte begeisterte ihn zur „Theodicee". Diese Schrift entzweite ihn mit seinem alten langjährigen Freunde Kanne (s. A.). Um diese Zeit fiel das Würzburger Land dem Großherzog von Toskana als Entschädigung zu, mehre Lehrer der Hochschule wurden pensionirt unter ihnen auch W. Er zog nach Heidelberg als Privatdocent, las „über mathematische Philosophie und über den Streit der vier Fakultäten", welches letztere Kollegium Graf Leopold von Hochberg, der nachmalige Großherzog von Baden, besuchte und für ihn ein väterlicher Mentor ward. Die „mathematische Philosophie" konnte nur höchst schwierig und mit einem sehr dürftigen Honorar bei Palm in Erlangen zum Verlag kommen; fand indeß auch, mit Ausnahme des scharfsinnigen Mathematikers Langsdorf, keine sonderliche Aufnahme bei dem Publikum. Noch vor seinem Abgange von Heidelberg hatte W. das Manuscript seines Werkes „der Staat" druckfertig; es erschien 1815 in Würzburg, wohin er zurückberufen wurde, ungeachtet der Widersetzlichkeit von vielen seiner ehemaligen Kollegen. Durch die Zeitfragen hervorgerufen, veröffentlichte W. 1819 „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen." Nach einem Zeitraum von zwei Jahren, „System des Unterrichts, oder Encyklopädie und Methodologie des gesammten Schulstudiums", 1821. Für die höchste, aber auch schwierigste Aufgabe seines Lebens hielt er, das Organon der menschlichen Erkenntniß zu entwickeln, woran er neun Jahre unausgesetzt thätig war, welches 1830 erschien und anfänglich die Aufschrift führen sollte: „Grundgesetze des Weltalls", oder „System der Form", denn der beabsichtigte Zweck des Werkes sollte seyn, die Architektur der Welt als Gesetz seiner eigenen Erkenntniß heraufzuholen. Nach der Arbeit des Organon mußte sich die Produktionskraft W.s einen Ruhepunkt gönnen; er wandte sich der Poesie zu und entwarf den Plan „der Dichterschule", sowie „System der Privatökonomie" 1836, worin er das Ganze des Familienhaushaltes für das gebildete Publikum entwickelte. Ehe dieses Werk noch erschien, erhielt er ohne vorgängiges Ansuchen 1834 den 11. Oktober das Dekret seiner Quiescenz und, von Gichtleiden zeitweise heimgesucht, verlegte er seinen Wohnort nach Neu-Ulm, kaufte sich daselbst ein schönes Wohnhaus mit Garten und darin befindlicher Eremitage und verbrachte hier seine alten Lebenstage in heiterer philosophischer Ruhe, bis ihn der Todesengel in Folge einer unvorsichtigen Verkältung, welche eine Lähmung des Unterleibs herbeiführte, sanft hinüberführte in ein besseres Jenseits am 22. Nov. 1842. Von seinen meisten Schriften erschienen durch seine beiden Freunde Philipp Ludwig Adam und August Kölle neue vermehrte Auflagen, sowie zum erstenmale W.s „kleine Schriften", 3 Thle. und zum Schlusse auch noch seine „Lebensnachrichten u. Briefe", Ulm 1849. Cm. — 2) W., Johann Ernst, ein vorzüglicher Romanschriftsteller, geb. 1768 zu Roßdorf bei Meiningen, erhielt den

›rbereitenden wissenschaftlichen Unterricht von seinem Vater, einem Prediger,
ıdirte hierauf zu Jena Rechtswissenschaft, wurde Gerichtsaktuar zu Roßdorf,
ırb als Kabinetssekretär zu Meiningen 1812. Seine Schreibweise ist künstlerisch
el, anmuthig und witzig, seine Darstellung gemüthstief und warm. „Die
isenden Maler" (2 Thle., n. A. 1820); „Willibald's Ansichten des Lebens",
! Thle., n. A. 1822); „Reisen aus der Fremde in die Heimath", (2 Thle.
308—1810); „A. B. C. eines vierzigjährigen Fibelschützen", (1810, trefflich
›n Humor); „Isidora" (1812) u. s. w. „Gesammelte Schriften", herausge-
:ben von Mosengeil, (12 Bde., 1824—1828). — 3) W. Johann Martin,
:boren zu Würzburg 1777, studirte bereits auf der Universität seiner Vaterstadt,
s er sich aus besonderer Neigung der Malerei und Sculptur zuwandte und zu
esem Zwecke nach Wien und Paris ging. Seine weitere Ausbildung gewann
in Rom, wo er zugleich für den damaligen Kronprinzen von Bayern antike
unstgegenstände aufkaufte und restaurirte. Außer Gemälden sind die Sculpturen
ı der Reitschule in München, der Fries für die Walhalla ꝛc. seine Werke. Er
bt noch in Rom, wo er die, dem Könige Ludwig von Bayern gehörige, Villa
Malta bewohnt. — 4) W., Rudolph, ordentlicher Professor der Physiologie,
:rgleichenden Anatomie und Zoologie an der Universität Göttingen, geboren den
). Juli 1805 zu Bayreuth, Sohn des dortigen Gymnasialprofessors und nach-
aligen Rektors des protestantischen Gymnasiums in Augsburg, Dr. Lorenz
›einrich W., besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt und in Augsburg,
ım 1822 auf die Universität Erlangen und widmete sich dem Studium der
aturwissenschaften und der Heilkunde; 1824 ging er nach Würzburg und wurde
ıselbst 1826 zum med. Dr. promovirt. 1827 unternahm er eine wissenschaftliche
eise nach Paris und an die Küsten der Normandie und des Mittelmeers, auf
elcher er sich besonders mit vergleichender Anatomie und Untersuchung der niederen
hierformen beschäftigte; den Sommer 1828 brachte er in München zu; 1829
urde er Prosektor und Privatdocent an der Universität Erlangen, 1832 außer-
:dentlicher und 1833 ordentlicher Professor der Zoologie; 1840 wurde er an
llumenbach's Stelle als ordentlicher Professor an die Universität Göttingen be-
ıfen. — W. gehört zu den ausgezeichnetsten Physiologen der neuern Zeit;
ımentlich aber trugen seine Bemühungen und Leistungen bei zur Gründung einer
ınz neuen Wissenschaft, der mikroskopischen Anatomie. — Von den zahlreichen
schriften W.s sind zu erwähnen: „Zur vergleichenden Physiologie des Bluts",
:ipzig 1833; „Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der medizinischen
Wissenschaften nach geschichtlicher Ansicht", Erlangen 1836, übersetzt ins Dänische;
Icones physiologicae", 3 Hefte, Leipzig 1839; „Lehrbuch der vergleichenden
natomie", 2. umgearbeitete Aufl., unter dem Titel: „Lehrbuch der Zootomie",
:ipzig 1843—1847, 1. Bd. (Anatomie der Wirbelthiere), von W., 2. Bd.
Anatomie der wirbellosen Thiere), von H. Frey und R. Leuckart; „Lehrbuch der
hysiologie", Leipzig 1842, 3. Aufl. 1845, übersetzt ins Englische und Französi-
he. -- Ferner gab er heraus: „Handwörterbuch der Physiologie", Braunschweig
342 ꝛc. — 5) W., Moritz, Bruder des Vorigen, bekannt als Reiseschriftsteller,
:boren 1807 in Bayreuth, besuchte das Gymnasium in Augsburg, wendete sich
ınn dem Handlungsfache zu und kam in ein Handlungshaus in Marseille, von
›o er einen Abstecher nach Algier machte. Dieß erweckte seine Reiselust und
e Neigung zu naturhistorischen Beobachtungen. Er entsagte dem Kaufmanns-
ande und begab sich nach Erlangen zu seinem Bruder, um sich naturhistorischen
studien zu widmen. 1836 ging er über Paris wieder nach Algier und durch-
anderte Algerien in allen Richtungen, war auch bei der Expedition nach Kon-
antine als Mitglied der wissenschaftlichen Commission. Nach seiner Rückkehr
ielt er sich in Augsburg auf, unternahm 1843 aber eine neue Reise nach dem
Kaukasus, von wo er 1846 nach Europa u., nach längerm Aufenthalte in Italien,
ach Deutschland zurückkehrte. — W. hat seine Reisen beschrieben: „Reisen in
:r Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838", 3 Bde., Leip-

1841 mit einem naturhistorischen Anhange und einem Atlas; „Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—1846", 2 Bde., Dresden und Leipzig 1848; „Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien", Stuttgart und Tübingen 1848. E. Buchner.

Wagram, ein Dorf mit 600 Einwohnern, in Niederösterreich, Viertel unter dem Wiener Walde, auf dem Marchfelde, geschichtlich berühmt durch die am 5. und 6. Juli 1809 hier gelieferte große Schlacht, welche das Ende des Feldzuges von 1809 herbeiführte. — Schon am 4. Juli waren von Napoleon die nöthigen Vorkehrungen zum Uebergange über die Donau getroffen und in der Nacht auf den 5. wurde dieser mit der ganzen, 50,000 Mann starken, Armee bewerkstelligt. Am Morgen wurden die unbedeutenden Feldschanzen zwischen Eßling und Enzersdorf genommen und das letztere Städtchen erstürmt. Nun entfalteten sich die Heeressäulen in möglichster Eile. 600 Geschütze deckten die große Schlachtlinie. 100,000 Oesterreicher mit 400 Kanonen erwarteten ihren Angriff. Des Feindes rascher Anfall des Centrums wurde, ungeachtet ihm das Eindringen zwischen das erste und zweite österreichische Armeecorps gelang, durch die Anstrengung des Siegers von Aspern, Erzherzog Karl, der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde, abgeschlagen, wobei sich das Infanterieregiment Wellington (Erbach) besonders auszeichnete. Die Franzosen mußten mit Verlust über den Rußbach zurückweichen. Auch wurde am Abende ein Angriff der Sachsen auf W. unter Bernadotte blutig zurückgewiesen. Am folgenden Tage, wo mit neuem, unermüdlichem Eifer um die Entscheidung des Sieges gekämpft wurde, drang der rechte Flügel der Oesterreicher glücklich vor, auch ihr Centrum trotzte jedem feindlichen Angriffe. Allein, da ein 12,000 Mann starkes Corps von Preßburg, welches den linken Flügel bei Markgraf-Neusiedl verstärken sollte, erst am Abende des wichtigen Tages eintreffen konnte, so entschied die Umgehung dieses Flügels, welcher sich lange mit der heroischesten Tapferkeit gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht des Feindes vertheidigte, die Schlacht zum Vortheil der Franzosen, in welcher die ausharrende Tapferkeit der Besiegten den Muth der so sehr überlegenen Sieger vielleicht überbot. Bellegarde, Kolowrat, Liechtenstein, Hohenzollern, Klenau, Rosenberg und Wimpffen (Generalquartiermeister des Erzherzogs-Generalissimus) haben in dieser zweiten Riesenschlacht des merkwürdigen Jahres 1809 auf dem Marchfelde als Commandirende des Armeecorps ihre Namen in der Kriegsgeschichte verewigt. 5000 Todte, unter welchen ausgezeichnete Generale: Vecsey, Bukassovich, d'Aspre, Nordmann; 18,000 Verwundete (darunter nebst dem Erzherzoge 10 Generale), 7500 Gefangene, 9 Kanonen, 1 Fahne waren der Verlust der Oesterreicher; 11 feindliche Geschütze, 12 Adler und 7000 Gefangene ihre Trophäen. Von den Feinden, unter deren Feldherren sich Bernadotte, Massena, Oudinot, Macdonald und Davoust am meisten ausgezeichnet hatten, waren die Generale Lasolle und Duprat, mit beinahe 10,000 Mann, gefallen; 2 Marschälle, 9 der bedeutenderen Generale und über 30,000 Mann waren verwundet.

Wagrien hieß sonst der nordöstliche Theil von Holstein, östlich und nördlich von der Trave, welcher ein eigenes slavisches Fürstenthum bildete, aber seit 1140 Holstein unterworfen ist. Ein Theil davon ist das, jetzt oldenburgische, Fürstenthum Lübeck oder Eutin.

Wahabiten, eine muhamedanische Sekte, gestiftet 1745 in der arabischen Provinz Nedschd von Ibn Abdul Wahab. Sie reformirten den Islam nach eigenthümlichen Grundsätzen, indem sie, mit Verwerfung der Tradition, den Koran als die alleinige Quelle der religiösen Erkenntniß anerkannten, alle Ceremonien und bisherigen Gebräuche aus dem Cultus entfernten, vornämlich aber auf Strenge und Mäßigkeit im Leben drangen. Dagegen ließen sie sich durch ungezügelten Fanatismus zur Bekriegung Andersgläubiger hinreißen. Nachdem sie längere Zeit im Stillen sich ausgebreitet, dann aber plötzlich einige kühne Raubzüge unternommen hatten, wurden auf Befehl der Pforte Truppen gegen die In-

pendenten gesendet. Diese aber, mehr als 50,000 streitbare, kampfgeübte Män-
r, welche mit heldenmüthiger Tapferkeit und Begeisterung fochten, vereitelten
ie Anstrengung der feindlichen Führer. Um das Jahr 1800 bis auf 120,000
ann angewachsen, schlugen sie mehrmals den Pascha von Bagdad, eroberten
d plünderten Mekka und andere Städte und überließen sich in der Trunkenheit
s Sieges den ausschweifendsten Grausamkeiten. 1811 wurde Mehmed Ali von
gypten gegen sie aufgeboten u. nach einem vierjährigen, verzweifelten, blutigen
ampfe, worin sie schreckliche Niederlagen erlitten und ihre thätigsten Häuptlinge
büßten, unterlagen sie der Uebermacht. Ihr letztes Oberhaupt, Abdallah ben
ahud, wurde 1818 in Konstantinopel hingerichtet. Seitdem ist ihre Kraft ge-
ochen und einzelne wiederholte Empörungen sind schnell gedämpft worden.
gl. Corancy, „Hist. des W." (1810); Burckhardt, „Notes on the Bedouins and
ahabys", 1830.

Wahlberg, Peter Friedrich, Professor der Naturgeschichte in Stockholm,
. den 9. Juni 1800 zu Gothenburg, Sohn eines Großhändlers, besuchte das
ymnasium zu Linköping, zeigte von Jugend auf große Neigung zum Studium
: Naturgeschichte überhaupt und insbesondere der Botanik und erwarb sich
nfassende Kenntniß der nordischen Flora auf seinen Reisen durch Schweden und
orwegen, die er 1816—1822 unternahm. 1818 kam er auf die Universität nach
psala, wurde 1824 zum Philos. Magister und 1827 zum Med. Dr. promovirt.
chon 1825 war W. in Upsala als Docent der praktischen Oekonomie aufge-
ten; 1827 wurde er Adjunkt der Naturgeschichte am karolinischen medizinisch-
rurgischen Institut in Stockholm; 1828 zum Professor ernannt, unternahm er
ie wissenschaftliche Reise durch Dänemark, Deutschland, Italien, die Schweiz,
ankreich und Holland; 1830 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaf-
 in Stockholm. — W. ist als Schriftsteller besonders im Gebiete der Botanik
ätig, unter anderen schrieb er eine „Flora Gothenburgensis"; seit 1832 ist er
itredakteur der „Tidsskrift for Läkare och Pharmaceuter". E. Buchner.

Wahlcapitulation hieß zur Zeit der deutschen Reichsverfassung der, zwischen
m Kaiser und den Kurfürsten im Namen des Reiches abgeschlossene Vertrag,
rch welchen die Rechte und Gränzen der kaiserlichen Gewalt bestimmt wurden.
: war eines der fünf Reichsgrundgesetze. Schon in den älteren Zeiten pflegte
n den deutschen Kaiser auf die Gesetze und die Verfassung zu verpflichten und
n gewisse Punkte schriftlich vorzulegen; allein erst unter Karl V. kam die W.
llig zu Stande. Kaiser Maximilian I. wünschte nämlich seinen Enkel,
arl I., König von Spanien (der als Kaiser Karl V. hieß), zum Nachfolger
f dem Kaiserthrone; allein die Reichsstände wollten Maximilians Wunsch nur
ter der Bedingung erfüllen, wenn Karl bei seiner Wahl gewisse Punkte unter-
riebe. Sie schickten auf des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs III., des
eisen, Anrathen diesem eine Capitulation zu, zu deren Erfüllung sich Karl auch
rbindlich machte. Seit dieser Zeit wurde die W. gebräuchlich und jedem neu
wählten römischen Könige oder Kaiser gleich bei der Wahl vorgelegt und er
ußte sie nach der Wahl unterschreiben und beschwören. Bis auf Rudolph II.
urde die W. von den Kurfürsten, ohne Widerspruch der übrigen Reichsstände,
ein verfertigt, da hingegen bei der Wahl des Kaisers Matthias 1612 die
rigen deutschen Fürsten an ihr, als einem Reichsgrundgesetze, ebenfalls Antheil
hmen wollten; auch jetzt verfertigten die Kurfürsten solche allein. Bei den
stphälischen Friedensunterhandlungen machten darauf die deutschen Fürsten den
ntrag, daß eine beständige W. entworfen, solche in das Friedensinstrument aufge-
mmen und der jedesmalige Kaiser auf dieselbe von den Kurfürsten vereidet
rden sollte, allein dieser Vorschlag kam nicht zu Stande. 1664 brachten die
urfürsten einen Entwurf zu einer solchen beständigen W. auf den Reichstag;
 sie ihn aber blos in ihrem Namen abgefaßt und sich das Recht vorbehalten
tten, nach Zeit und Umständen Zusätze zur W. zu machen, so wollten die
rigen Fürsten solches nicht zugeben. Eben dieses geschah auch 1711, als Leopold

Entwurf auf dem Reichstage zur Dictatur gebracht wurde. Die Kurfürsten legten aber doch bei der W. Karl's VI. und der nachfolgenden Kaiser diesen, zur Dictatur gekommenen, Entwurf zum Grunde und änderten nur bei jeder Wahl Etwas. Seitdem jedoch die Fürsten den Plan hatten, daß eine beständige W. entworfen werden sollte, pflegten sie allezeit allen denjenigen Stellen der W., die nicht in den älteren W.en vor Karls VI. Zeiten und in dem Projekt von 1711 standen, zu widersprechen und gegen dieselben zu protestiren und diese Stellen allein, die man widersprochene Punkte (passus contradictos) nannte, waren für die Fürsten nicht verbindlich, wohl aber für die Kaiser und Kurfürsten, da hingegen die W. in allen übrigen Punkten ein allgemein verbindliches Reichsgesetz war.

Wahlen, s. d. Art. Bischof, Papstwahl, Landstände.

Wahlenberg, Georg, berühmter Botaniker und Geolog, geb. den 1. Okt. 1780 auf Skarphyttan in Philipstad Bergslag in Wermeland, Sohn des dortigen Brukspatrons, kam 1792 nach Upsala, wo er sich vorzugsweise den Naturwissenschaften widmete und bereits 1801 Amanuensis am Naturalienkabinete wurde. 1806 ward er zum Med. Dr. promovirt und 1809 zum Adjunkt der k. Societät der Wissenschaften in Upsala ernannt; 1811 unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und die Schweiz, nachdem er schon früher auf mehrfachen Reisen Schweden und Norwegen bis in den höchsten Norden durchforscht hatte; 1814, bei seiner Rückkehr, wurde er Demonstrator der Botanik an der Universität zu Upsala; 1826 erhielt er die Professur der Botanik; 1829 wurde er zugleich Professor der Medizin; 1831 war er Rektor der Universität. In den letzten Jahren seines Lebens neigte sich W. der Homöopathie zu und war der Erste, welcher dieselbe in Schweden praktisch ausgeübt hat; er starb zu Upsala 1847. — Von seinen Schriften sind zu erwähnen: seine Flora lapponica, Carpathorum, Upsaliensis und als bedeutendste: „Flora suecica", 2 Bde., Upsala 1824—1826, 2. Aufl. 1832. Auch war er Mitarbeiter der „Svensk Botanik", 11 Bde., Stockholm 1802—1830. — Nach W. benannt sind die kryptogamen Gewächse: Lecidia Wahlenbergii und Gyalecta Wahlenbergiana. E. Buchner.

Wahlreich heißt derjenige Staat, in welchem der Oberherr, oder diejenigen, welchen die höchste Gewalt im Staate übertragen ist, durch eine jedesmalige neue Willenserklärung der Nation oder ihrer Stellvertreter bestimmt werden. Solche W.e waren bis in's 19. Jahrhundert herab: das deutsche Reich, Polen, Venedig in gewisser Art und die geistlichen Staaten, jetzt nur noch der Kirchenstaat. Dem W.e steht das Erbreich entgegen, wo eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familien besteht (s. Monarchie). Aber auch in den Erbreichen kann der Fall eintreten, daß nach Abgang des regierenden Geschlechts die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das dann einen Regenten nach Willkür zu wählen hat. Ein Fall dieser Art fand 1809 in Schweden Statt. — Zwischen einem W.e und einem Erbreiche ist übrigens noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten gar nicht als erledigt betrachtet wird, indem die Regierung sofort unmittelbar an den bestimmten Nachfolger übergeht. In den W.en wurde der Thron bei dem Tode des Monarchen für erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum) und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl des neuen Regenten von einem Reichsverweser geführt.

Wahlstatt, Dorf im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz (Schlesien), eine Meile von der Stadt Liegnitz. Es befindet sich hier ein aufgehobenes Benediktinerkloster, in dessen Gebäuden seit 1838 eine Kadettenanstalt errichtet ist. Die zweithürmige Kirche, im besten Geschmacke erbaut, enthält vortreffliche Freskogemälde. — Namen und Daseyn hat W. von einer weltgeschichtlichen Begebenheit, nämlich von der großen Mongolenschlacht am 9. April 1241, in welcher Herzog Heinrich II. von Niederschlesien mit der Blüthe seiner Ritterschaft fiel (vergl. Liegnitz). Seine Mutter, die heil. Hedwig, ließ an dem Orte, wo der Leich-

m ihres unglücklichen Sohnes gefunden wurde, eine Kapelle erbauen, um welche lmählich ein Dorf sich erhob. Das später gestiftete Kloster war eine Probstei r Benediktinerabtei Braunau in Böhmen. Ein zwischen W. und dem Dorfe ichholz aufgerichteter Obelisk erinnert an die Schlacht an der Katzbach (s. d.) n 26. August 1813, welche Blücher den Titel eines Fürsten von Wahlstatt rschaffte. mD.

Wahlverwandtschaft, s. Verwandtschaft, chemische, und Chemie.

Wahnsinn, nennt man jene Seelenstörung, bei welcher Abweichung der Gehlsthätigkeit, zugleich aber, in weit überwiegendem Maße, Störung der Denkätigkeit vorhanden ist. Je gemäßigter die Aeusserungen der Gefühlsthätigkeit ıd, desto weniger Einfluß zeigen sie auf die Aenderung des Willens und seiner eusserungen; diese sind daher in der Regel nicht heftig, stürmisch und gewaltsam, ndern mehr verkehrt, oder neckend und launisch. Hiedurch unterscheidet sich der 3. von der Manie (s. d.), bei welcher die Gefühlsthätigkeit und die Denkätigkeit in gleichem Maße gestört, der Wille äußerst heftig und stürmisch und e Aeusserungen der Thatkraft wild, gewaltsam und zerstreuend sind. Anderseits ıterscheidet sich der W. von der Gemüthsstörung dadurch, daß bei letzterer die störung der Gefühlsthätigkeit vorwiegt und die Denkthätigkeit nur in zweiter leihe und in geringerem Maße getrübt wird. Der W. bildet demnach das ittelglied zwischen den genannten beiden Seelenstörungen und es läßt sich als egel annehmen, daß die Geistesverwirrtheit in ihrem natürlichen und vollndigen Verlaufe von der Gemüthsstörung beginnt, zum W. und dann zur lanie übergeht und in der Abnahme wieder denselben Weg zurücknimmt. — Der 3. ist allgemein, wenn die Denkthätigkeit gleichmäßig in Beziehung auf alle indrücke getrübt und übereilt ist; oder er ist partiell, Wahnwitz, Monoanie (s. d.), wenn die Denkthätigkeit nur in einzelnen Beziehungen von der egel abweicht, während alles Andere, womit sie sich in normaler Kraftanstrengıg beschäftigt, richtig erkannt wird (s. Seelenheilkunde). E. Buchner.

Wahrheit ist, im Allgemeinen betrachtet, entweder eine innere formale Uebernstimmung der Erkenntniß mit denjenigen Gesetzen des Denkens, welche die Art ıd Weise des Denkens überhaupt betreffen, oder die äußere, materielle Uebernstimmung mit den Gegenständen der Erkenntniß. Formale W. besitzen die ätze der Mathematik und Logik, da sie entweder auf Anschauung a priori, oder ıf logischer Beweisführung beruhen. Materielle W. wird dem, aus der Erhrung geschöpften oder durch Nachdenken gewonnenen Wissen, insofern es mit n Gegenständen übereinstimmt, beigemessen werden. Der Begriff der W. im tztern Sinne, der sogenannten empirischen W., ist im gewöhnlichen Leben einch und zwecklos, da man die Aussenwelt so auffaßt, wie sie sich darstellt. Um schwieriger zeigt sich bei der Frage nach W. die Philosophie. Der Scepticisus verneint geradezu die Existenz der W., da der Beweis für dieselbe nicht zu ihren sei, entweder, weil er wieder aus der trügenden Erfahrung entlehnt, oder der subjektiven Ueberzeugung gefunden werde. Aehnlich damit verwirft der riticismus der kantischen Philosophie die objektive W., da nicht das Wesen der inge an sich erkannt, sondern nur nach der menschlichen Eigenthümlichkeit auffaßt werde. Diese subjektive Auffassung aber sei allgemein und es sei daher lerdings eine subjektive allgemeine W. anzunehmen. Anders urtheilt der Dogatismus, der die W. der begrifflichen Auffassung voraussetzt und der Absolutisus der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie, welcher die Erkenntniß der jektiven W., nach einer ähnlichen Voraussetzung, aus der Annahme ableitet, ıß Denken und Sein dasselbe sei. Ohne einer ausschließenden philosophischen lichtung anzugehören, wird man nicht umhin können, eine subjektiv-individuelle B. gelten zu lassen, sei es nun, daß man die individuelle Selbstständigkeit einer ıgern Beschränkung, als gewöhnlich, unterwirft, oder daß man das Natur- u. Renschenleben als einen allgemeinen, unendlich gegliederten Organismus beachtet, von dessen Theilen jeder seine W. in sich trägt; dann wird man in der

Wissenschaft, wie in der Moral und Kunst, von einer allgemeinen objektiven W. absehend, nur das für W. halten, was sich in Bezug auf das Verhältniß des Denkens zum Seyn als nothwendige und natürliche Folge der individuellen Organisation ergibt. — Während die Moralpflicht der W. keiner Ausführung bedarf, da sie die Grundlage der ganzen sittlichen Weltordnung ist und ihr Gegentheil, die Lüge, schon in der hl. Schrift als ein Werk des Teufels bezeichnet wird, ist doch eine andere Frage die: ob es ein juristisches Recht auf W. gebe, oder nicht? Viele behaupten dieselbe, Viele verneinen sie. Beides ist in seiner Unbedingtheit falsch. Es verhält sich mit dieser Moralpflicht, wie mit fast allen Moralpflichten des Menschen gegen einander. Sie werden juristisch, so weit sie nach der Natur des Rechtsverhältnisses ein Bestandtheil desselben werden. Sie bleiben frei (servandum arbitrio nach römisch juristischem Ausdruck), oder reine Moralpflichten, so weit sie nicht unmittelbar oder mittelbar durch rechtlichen Friedensvertrag objektiv gemacht oder zu anerkannten Rechtspflichten erhoben wurden. Nun ist die W. des Friedens- oder Rechtsvertrages selbst oder der gegenseitigen Anerkennung, Achtung und Heilighaltung als gleich freier, gleich unverletzlicher, rechtlicher Persönlichkeiten, die Treue in dieser W. und der Glaube an sie die Grundlage des ganzen Rechtsverhältnisses, oder des rechtlichen Friedens, wie dieses der gesunde und tiefe juristische Sinn der Römer so richtig anerkannte und Cicero mit den Worten „Fundamentum justitiae fides" ausspricht und auch der Tempel der Fides neben dem des Jupiter auf dem Kapitol bezeichnete. Wo also Jemand über meine Rechte juristisch mit mir verhandelt, darf er nicht durch Unwahrheit verletzen, nicht die Treue des Vertrags brechen, nicht juristisch betrügen und fälschen. Er darf mir auch nicht durch positive Unwahrheit da schaden, wo ich ihn in Beziehung auf meine Rechte frage, selbst wenn er nicht verpflichtet war zu positiver Leistung, zu positiver Aussage der W. Wollte z. B. Jemand so moralisch schlecht handeln, mir eine Grube nicht zu entdecken, in die ich hineinzustürzen im Begriffe bin, so würde das noch keine Rechtsverletzung seyn. Dazu wird es aber, wenn er auf meine Frage in Beziehung auf den Schutz meiner Rechte nicht etwa blos schweigt, sondern mich durch positive Lüge täuscht. Dagegen fällt eine Unwahrheit über seine angeblichen Heldenthaten und in seinen bloßen Freundschafts- und moralischen Verhältnissen der moralischen Beurtheilung anheim. Eine besonders schwierige Frage in dieser Beziehung ist: Ist ein Angeklagter juristisch verpflichtet, seine Schuld einzugestehen? Der Richter hat offenbar das Recht, ihn nach der W. zu fragen und dem scheint eine Rechtspflicht, hier die W. zu sagen, gegenüber zu stehen. Doch haben die Römer, die Engländer und andere freie Völker aus dem Grunde diese Pflicht nicht als Rechtspflicht anerkannt, weil sie sagten: Niemand ist rechtlich verpflichtet sich selbst anzuklagen, oder selbst seinem Ankläger die Beweismittel herbeizuschaffen. Die spätere deutsche Jurisprudenz wollte zwischen dem angeblich juristisch nicht rechtswidrigen bloßen Läugnen und dem angeblich auch hier juristisch strafbaren positiven Lügen unterscheiden. Doch laufen hier die Gränzen in einander und in jedem unwahren Läugnen ist ebenso mittelbar eine positive Lüge enthalten, wie in dieser, wenn sie die Schuld verbergen will, ein Läugnen. Die Gefahr der verwerflichen Inquisitionstortur unterstützt die römische und englische Theorie.

Wahrsagung, s. Weissagung.

Wahrscheinlichkeit ist ein niederer Grad der Gewißheit, der darin besteht, daß wir eine Behauptung mit ihren Gründen vergleichen und, ohne diese vollständig erhalten zu können, doch überwiegende Gründe dafür haben. Alle W. beruht somit auf Schlüssen, an denen jedoch immer entweder der Ober- oder Untersatz unvollständig ist, weßhalb sie, statt der vollständigen, nur eine getheilte Regel haben. Weiß ich, daß die getheilte Regel nicht vollständig gilt und ordne nur den größten Theil der Sphäre unter, so erhalte ich die mathematische (reale) W.; suche ich von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel zu *schließen*, so gibt dies die philosophische (logische) W. Die mathematische

., die z. B. bei Hazardspielen, Leibrenten, Wittwencassen ꝛc. in Anwendung
nmt; behandelt ein Theil der praktischen Arithmetik (Vgl. Laplace, „Théorie
s probabilités"). Die logische W. leitet unser Urtheil bei Vorherbestimmung
3 Wetters, vieler Lebensgeschäfte, im Gespräche über Politik ꝛc.

Waiblinger, Friedrich Wilhelm, geboren den 21. November 1804 zu
:ilbronn, studirte in Tübingen Philosophie und Theologie, reiste als Privatge-
rter 1827 nach Italien und starb zu Rom den 17. Januar 1830. Er hielt
), von Lehrern gehätschelt, schon in seinem 16. Lebensjahre für einen großen
ichter und suchte, wie es im Nürnberger Korrespodenten (1830 Nr. 54) heißt,
ne vermeintliche Originalität durch Verachtung aller Moral an den Tag zu
jen. W., dem übrigens poetischer Geist nicht abzusprechen ist, machte sich als
riker, Epiker und Dramatiker bekannt. Seine sämmtlichen Werke gab H.
Canitz in 9 Bänden heraus, Hamburg 1839 f. ĸ.

Waid (Isatis tinctoria Lin.), französisch Pastel, Vouède; englisch Wood;
lienisch Guado, Glasto, ist eine im mittlern Europa einheimische Farbepflanze,
ren man sich schon seit den ältesten Zeiten zum Blaufärben bedient und welche
iher, vor der allgemeinen Bekanntwerdung des Indigo (s. d.), besonders in
jüringen bei Erfurt, Langensalza, Gotha, Arnstadt und Tennstädt so häufig
gebaut wurde, daß man diese Städte die fünf W.-Städte nannte. Während
r Continentalsperre, zu welcher Zeit der Preis des Indigo bedeutend in die
5he kam, versuchte man einen Indigo aus W. darzustellen, was auch gelang.
ie Ergiebigkeit war jedoch zu gering; man erhielt aus 1 Centner W. nur
va ¼ Pfund Indigo — so daß die Fabrikation dieses Indigo's nur bei enorm
hen Preisen des ächten Indigo's vortheilhaft betrieben werden konnte. Die
.-Blätter werden entweder getrocknet, oder präparirt in Gestalt kleiner, faust-
oßen Ballen (en pains, coques, balls) im gegohrenen Zustande in den Handel
bracht. Die guten W.-Ballen sollen mehr grün oder grüngelblich, als blau,
sehen, leicht seyn und, schwach genäßt, einen hellgrünen Strich auf Papier
ben. Da bei der Präparation der W.-Ballen leicht die Farbe verdorben, statt
rbessert wird, so hat man in neuerer Zeit den getrockneten W.-Blättern den
orzug gegeben. Im Handel unterscheidet man noch thüringer und franz-
ischen W. Letzterer wird höher geschätzt; man baut ihn im südlichen Frank-
ch, vorzüglich bei Toulouse und Mirepoix, dann in der Provence, Normandie
d im Elsaß. In England wird in Lincolnshire W. produzirt. Außer den
reits oben genannten Gegenden Deutschlands, welche noch immer den größten
)eil Deutschlands mit W. versehen, wird diese Pflanze auch in Böhmen (um
rag) angebaut. C. Arendts.

Waidwerk, s. Jagd.

Waisenhäuser sind öffentliche Anstalten, worin elternlose Kinder (verwaiste
inder, Waisen), welche unbemittelt sind, unentgeldlich aufgenommen werden und
s zu dem Zeitpunkte, wo sie sich selbst fortzuhelfen im Stande sind, Unterhalt,
flege und Erziehung bekommen. Da der Staat gleichmäßig zur Erhaltung aller
:ner Mitglieder verpflichtet ist, so ist es dessen vorzüglichste Sorge, das Heran-
:hen solcher jungen Staatsbürger zu vollenden, denen die natürliche Stütze in den
ltern entzogen ist. Die Ausübung dieser Pflicht liegt zwar zunächst der Com-
une ob, welcher die Waisen angehören, aber die Aufsicht und die Vertretung
:, wo die Kräfte einzelner Communen nicht zureichen, kommt dem Staate als
illkommene Pflicht zu. Wir finden daher in den cultivirtesten Staaten auch
e umfassendsten Anstalten der Art. — Schon in Athen wurden die Kinder, deren
äter in der Vertheidigung des Vaterlandes fielen, auf öffentliche Kosten erzogen.
tiftungen zur Erziehung der Waisen machten später Kaiser Trajan (für Knaben),
aiser Antonin (für Mädchen), Kaiser Sever (für Knaben und Mädchen).
igentlicher Waisenhäuser findet man unter dem Kaiser Justinian unter dem
amen Orphanotropheum gedacht. 1572 entstand ein Waisenhaus zu Augs-
rg, 1695 das berühmte zu Halle durch August Hermann Francke. [illegible]

häuser bestanden früher (s. d.). Neuerlich hat man erkannt, daß es wohlfeiler und dem Wohle der Kinder angemessener ist, die Erziehung Privatpersonen zu überlassen, statt sie in Waisenhäusern zu vereinigen.

Wakefield, Gilbert, ein gelehrter englischer Theolog und Philolog, geboren 1756 zu Nottingham, wurde 1778 Diakonus, trat aber im folgenden Jahre aus der englischen Hochkirche aus und ward nun Lehrer zu Warrington, zu Bramcote, Richmond und Nottingham und 1790 zu Hackney. In Folge seines Tadels des französischen Krieges 1799 zu zweijähriger Haft verurtheilt, starb er 1801 zu Hackney. W. hatte ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er die Bibel, den Virgil und Horaz ganz, Homer und Pindar meist auswendig wußte. Er gab heraus: eine neue Uebersetzung des Neuen Testaments, London 1782, 2. Aufl. 1795; den Lucretius, Virgilius, Horatius u. a.; Silvae criticae, Cambr. 1785—1795; Noctes carcerariae, London 1801; Selbstbiographie, 2. Aufl. ebd. 1804, 2 Bde.

Walachei, die, ein Vasallen-Fürstenthum des türkischen Reiches, jedoch zugleich unter russischem Protektorate stehend, gränzt gegen Aufgang, Mittag und Abend an die sie in einem Halbzirkel umkreisende Donau, jenseits welcher Bulgarien und Serbien liegen; im Norden folgt die Gränze gegen Siebenbürgen meist dem Kamme der Karpathen, im Nordost gegen die Moldau dem Fluße Milkow bis zu seinem Einfalle in den Sereth und endlich diesem bis Galacz, wo er in die Donau sich ergießt. Im Westen berührt die W. auf eine kurze Strecke auch das Banat von Temesvar. Der Flächenraum wird zu 1350 □ M., die Bevölkerung zu $2\frac{1}{2}$ Mill. angegeben. Das großartige Amphitheater der Karpathen im Norden des weiten Beckens der W. erhebt sich bis dahin, wo die Aluta diese Bergkette durchbricht, zu 6000′, von da an weiter gegen Morgen über 7000′. Der Butschetsch erreicht die Höhe von 8160′. Die sogenannte kleine W., westlich der Aluta, wird bis ziemlich nahe an die Donau hin von den Ausläufern der Karpathen durchzogen, welche sich zu einem schönen Vorgebirgs- und Hügellande gestalten; die große W., östlich des genannten Flusses, ist meist ganz eben und steht durch die untere Moldau mit den Steppen Bessarabiens und des südlichen Rußlands in Verbindung. Das Gränzgebirge ist mit dichten Wäldern bewachsen. Ewigen Schnee findet man auf seinen Höhen nicht. Die bedeutendern Gebirgspässe, welche aus der W. nach Siebenbürgen führen, sind der Vulkanpaß, der rothe Thurmpaß an der Aluta, der Törtzburgerpaß, der Tömezer u. der Botzaerpaß bei Kronstadt, alle sehr beschwerlich zu übersetzen. Hauptstrom ist die Donau, mit welcher sich alle Gewässer des Landes vereinigen, — der Schyl, die Aluta, die Wedea, die Ardschisch mit der Dumbovitza, die Jalomitza, der Grenzfluß Sereth mit dem Buzeo. Die Donau bildet mehre seeartige Buchten; Teiche und Sümpfe finden sich zahlreich. Auch an Heilquellen ist das Land nicht arm; die von Skitt-Pietrosa übertrifft an Jodgehalt alle bekannten Mineralwässer. Das Klima ist weniger mild, als man nach den Breitengraden erwarten sollte, weil die Ostwinde freien Zutritt haben. Die Winter sind streng, die Schlittenbahn dauert manchmal 4 Monate. Die Sonnenhitze steigt nicht selten auf 23°, der Uebergang von Wärme zur Kälte ist sehr schnell. Regen und Gewitter sind häufig, Erderschütterungen kommen ziemlich oft vor. Der Boden der walachischen Ebene, dieses großen Donaubeckens, ist höchst fruchtbar; er besteht aus Humus von einer Dichtigkeit bis 4 Fuß, auf Lehm gelagert. Die Vegetation ist im Ganzen üppig und besonders da, wo einige Sorgfalt darauf verwendet wird, sehr dankbar; die Gemüse zeichnen sich durch vorzügliche Zartheit aus, und viele wild wachsende Pflanzen werden als sehr schmackhafte Gemüse benützt. Die gewöhnlichen Waldbäume sind, außer den Tannen und Fichten, der Lärchenbaum, die Zwergkiefer, die Birke, Eiche, Buche, Linde, der Ahorn, die Pappel. Die Obstbäume gedeihen trefflich. Der Weinstock, so wie Zucker- und Wassermelonen von außerordentlicher Größe und dem süßesten Geschmacke, werden auf freiem Felde häufig zwischen dem türkischen Korn gepflanzt, der Spargel aber wächst wild neben dem Grase der Wiesen. Der Weizen bringt gewöhnlich 20,

er Roggen 30 und die Hirse 300 Korn. Der unterirdische Reichthum ist be-
onders an Steinsalz, Steinöl, Erdpech, Schwefel, Kalk und Braunkohlen sehr
edeutend. Mehre Flüsse führen Goldsand. Von den im Lande heimischen Thieren
ind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, am wichtigsten die einen bedeutenden
Gegenstand der Ausfuhr bildenden Blutegel, die Kanthariden, Bienen und Sei-
enwürmer, der Hausen und der Stör der Donau, und die jagdbaren Thiere
Wildschweine, Gemsen, zahllose Hasen ꝛc.). Unter den Raubthieren befinden sich
Wölfe, Luchse und Bären. Von den Vögeln sind besonders die Raubvögel sehr
äufig, weil hier noch viel unbebauter Boden ist und todte Thiere gewöhnlich
icht begraben werden; doch gibt es auch vielerlei Arten von Sumpf- und Wasser-
ögeln und Singvögeln. Alle Gebüsche sind mit Nachtigallen belebt, die in der
B. ihr eigenthümliches Vaterland zu haben scheinen. Die Heuschrecken richten
ft bedeutende Verheerungen an. — Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die
Walachen oder, wie sie sich selbst nennen, die Romunen; neben ihnen leben
n Lande 90,000 Zigeuner, 20,000 Juden, 5000 Armenier und Serben, 4—5000
Deutsche (diese zumeist dem Handwerkstande in Bukarest angehörend) und 3000
Griechen. Türken dürfen seit 1829 nicht mehr in der W. wohnen. Die Landes-
prache ist die walachische, welche, aus der lateinischen entstanden, durch die sla-
ische bedeutend modifizirt worden ist, und in der man auch alte illyrische oder
acische, so wie ungarische und türkische Worte finden will. Die Vornehmen be-
ienen sich als Umgangssprache des Französischen. Der gemeine Walache ist ge-
rungenen, kräftigen Körperbaues, meist mittler Größe; unter dem weiblichen
Geschlechte findet man nicht selten Schönheiten. Es fehlt nicht an geistigen An-
agen, und der Volkscharakter ist gutmüthig, aber wohl zumeist nur aus Man-
el an Energie. Einen erfreulichen Gegensatz zu der Indolenz der Männer bildet
ie Reinlichkeit und Arbeitsamkeit der Weiber, welche bei der größten Armuth ihr
Haus sehr sauber halten und selbst wenn sie ausgehen emsigst spinnen. Treu
ängt das Volk an seinen nationalen Gewohnheiten, während die Bojaren von
en Türken türkische Trachten und Sitten, jetzt aber von den Russen die franzö-
schen angenommen haben. Die Nationaltracht der Männer auf dem Lande ist
ine ungegerbte Sohle um die Füsse gebunden, eine leinene Hose, das Hemd über
erselben, durch einen Gürtel zusammen gehalten; ferner tragen sie eine Weste,
ewöhnlich ohne Aermel, und einen braunen Mantel, oft mit rothen und blauen
Verzierungen besetzt. Den Kopf bedeckt eine der altphrygischen ähnliche Mütze von
Schaffell, so wie häufig auch der Mantel oder die Weste von Schaffell ist, mit
r Wolle nach außen. Die Vornehmen ahmten sonst so viel wie möglich den
Türken nach, bis auf die Bojarenmütze; diese ist bei den ältern Bojaren von
allonähnlicher Form und von solcher Größe, daß sie ein Drittheil eines preußi-
hen Scheffels fassen kann. Dabei trägt die ältere Generation der Bojaren noch
tzt türkische Kleidung, während die jüngern und die Damen sich streng nach dem
Pariser Modejournal kleiden. Die Bäuerinen tragen ein langes Hemd mit lan-
en Aermeln, bisweilen mit Glasperlen und Goldflittern gestickt; um die Lenden
hlingen sie ein großes Tuch von gestreiftem Wollenzeuge, so daß die eine Seite
ffen bleibt; die unverheiratheten gehen mit geflochtenen Haaren, die verheiratheten
inden ein Tuch um den Kopf. Dazu gehört im Winter ein Mantel mit
ermeln, meist mit Pelz gefüttert. Lieblingsputz sind Schnüre von Korallen oder
Geldmünzen. Alle männlichen und weiblichen Kleidungsstücke werden von den
Weibern selbst gemacht. Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes sind die
hlechtesten in Europa. Die meisten Bauernhäuser sind von Weideruthen ge-
ochten, mit Erde überklebt und mit Stroh oder Rohr gedeckt; oft aber müssen
ch die Armen mit in den Boden gegrabenen Höhlen begnügen, über welche
Stangen, mit Rasen bedeckt, als Dach gelegt sind. Solche unterirdische Hütten
ndet man sogar in den Städten. Daneben prangen die Häuser der Bojaren mit-
nter als wahre Paläste. Von den Wohnplätzen in der W. sind 22 Städte,
9 Flecken, 124 Klöster und 3627 Dörfer. Die Hauptnahrung des gemeinen

Mannes ist die Mumaliga, eine Polenta von grobem Maismehl; Brod wird verhältnißmäßig wenig verzehrt, noch weniger Kartoffeln, die man zum Branntweinbrennen gebraucht. Hinsichtlich des Getränkes ist der Walache besser versorgt; er hat Ueberfluß an Wein und läßt sich auch den Branntwein munden. Bei den Vornehmen ist der Luxus der französischen Küche gewöhnlich. — In Betracht der Fruchtbarkeit des Bodens sollte der Ackerbau in der W. eine hohe Stufe erreicht haben, aber dem entgegen steht er vielmehr noch in der Kindheit. Die Landgüter sind so groß, daß sie nur zum kleinen Theile bebaut werden, da die Gutsbesitzer gewöhnlich nur die Arbeit ihrer Bauern dazu verwenden. Diese haben kein Eigenthum, sondern es wird ihnen nur für ihre Arbeit ein Stück Acker zur Benutzung angewiesen, welches sie aber kaum nothdürftig kultiviren können, da sie fast das ganze Jahr über von ihren Herren im Frohndienste festgehalten sind. Viele der großen Landgüter werden auch verpachtet, doch ist die Wirthschaft der Pächter nicht minder schlecht. Vom Düngen ist keine Rede, das Stroh wird gewöhnlich weggeworfen, die Ackerwerkzeuge sind armselig, die Wagen ohne Eisen, Wirthschaftsgebäude kennt man eigentlich gar nicht. Nach der Ernte wird das Getreide eines Landgutes in großen Haufen aufgelagert und dann durch Pferde auf freiem Felde ausgetreten. Trotz dieses mangelhaften Betriebes erzeugt die W. doch weit mehr Getreide, als sie bedarf. Der Gartenbau ist wo möglich noch mehr vernachlässiget, der Wein aber wird etwas sorgfältiger gepflegt, und der von Dragoschan verdient seinen guten Ruf. Dem rothen Weine wird, wenn er in Gährung ist, ein Zusatz von Wermuth gegeben, der ihm seine Bitterkeit mittheilt. Man bereitet auch gefrornen Wein. Von einer geregelten Forstnutzung u. Holzflößerei hat man gar keine Ahnung, so daß das Holz, ungeachtet der großen Waldungen, welche die Quellen der walachischen Flüsse umgeben, von Jahr zu Jahr im Preise steigt. Lieblingsbeschäftigung des Walachen ist die Viehzucht, und bei den trefflichen Weiden auch sehr ergiebig. Das Schwein ist eben so häufig als fruchtbar; die Schafe sind sehr groß; die Büffelkühe geben weit fettere Milch, als die gewöhnlichen Kühe; die Pferde sind zwar selten groß, aber gut gebaut und dauerhaft. Federvieh gibt es in Menge. Die Seidenzucht wurde früher viel ausgedehnter betrieben als jetzt, die Bienenzucht ist eine Liebhaberei der Bojaren, deren mancher viele tausend Stöcke hält. Die Jagd steht jedem frei, aber dieses Vergnügen ist hier weniger Sitte als in Deutschland. Die Bären fängt man bisweilen mit Branntwein, der sie so berauscht, daß sie sich müde tanzen. Die technischen Gewerbe sind noch weiter zurück, als die Landwirthschaft, wofür der Umstand zeigt, daß alle Manufakturwaaren aus dem Auslande bezogen werden müssen. Die meisten Handwerke werden von Fremden oder von den Juden betrieben, wozu noch die Zigeuner als Schmiede kommen. In und um Bukarest befinden sich drei Fabriken für gedruckte baumwollene Kopftücher, zwei Hutfabriken, eine Tuchfabrik, eine Fabrik musikalischer Instrumente, und zu Tingugian eine Steingutfabrik. Damit ist die Liste der walachischen Fabriken auch schon geschlossen. Der Handel, in manchen Beziehungen sehr wichtig, ist zumeist in den Händen der Griechen, Armenier, Juden und einiger Fremden. Die Einfuhr aus Oesterreich wird theils zu Lande über die Gränzstationen Siebenbürgens und der Bukowina, theils auf der Donau mittelst der Dampfboote bewerkstelliget. Die Kaufleute, welche die Einfuhr aus und über Oesterreich vermitteln, sind theils sogenannte Leipziger, d. i. solche, welche die Leipziger Messe besuchen, theils sogenannte Kronstädter, d. i. solche, die ihre Waaren zunächst aus Siebenbürgen beziehen. Die „Leipziger" bereisen gewöhnlich die Oster- und Michaelimesse, in neuester Zeit häufig auch die Neujahrsmesse und beziehen dort für die beiden Fürstenthümer W. und Moldau im Durchschnitte jährlich um 2 Mill. Thlr. Waaren. Von der Leipziger Messe zurückkehrend, versehen sie sich während ihres Aufenthaltes in Wien auch mit österreichischen Industrieerzeugnissen, die in der Moldau u. W. gewöhnlich mit dem Namen „Wiener Waaren" bezeichnet werden und hauptsächlich Tuch, Schuhmacherarbeiten, Hand-

schuhe, Seidenwaaren, Quincaillerie und kurze Waaren, Wiener Wagen, Fortepianos und Möbeln, böhmische Gläser, Spiegel, Eisen- und Stahlwaaren, Modewaaren rc. umfassen, im Gesammtbetrage von etwa 1,700,000 fl. C. M. Unter „Kronstädter Waaren“ versteht man alle ordinären Fabrikate und Handwerkserzeugnisse zum häuslichen Gebrauche, und es werden von ihnen des Jahres um 1 Mill. fl. C. M. umgesetzt. Die mit russischen Waaren (Eisen, Messing, Thee) handelnden Kaufleute werden Moskitons genannt. Die Bulgarischen Waaren (Rauchapparate, Rosenöle, Sumach rc) bringen vorzüglich die Armenier ins Land. Auf dem Seewege gehen Kolonialwaaren, Südfrüchte, englische und türkische Manufakturwaaren, Baumwolle, Oel rc. ein. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Weizen, Mais, Gerste, Leinsamen, Holz, Knoppern, Horn- und Borstenvieh, Talg, Häute, Hasenbälge, getrocknetes Fleisch, Speck, Schweinsborsten, Schafkäse, Wolle, eingesalzene Donau- und Teichfische, Honig, gelbes Wachs, Blutegel, Steinsalz. Der Werth der Ausfuhr übersteigt den der Einfuhr um Namhaftes, so reich ist die W. jetzt schon an Naturprodukten, und um wie viel reicher könnte sie bei gehöriger Benutzung des Bodens noch werden? Der innere Verkehr ist sehr erschwert durch den mangelhaften Zustand der Straßen, die in der schlechten Jahreszeit vollkommen grundlos sind. Die bedeutendsten Handelsplätze sind Bukarest, Giurgevo, Fokschan, vornehmlich aber der Donauhafen Braila, in welchem jährlich gegen 900 Seeschiffe einlaufen. — Ihrem Glaubensbekenntnisse nach sind die meisten Einwohner der W. orientalische Christen, deren geistliches Oberhaupt der Metropolit von Bukarest ist, unter welchem die Bischöfe von Rimnik, Buzeo und Argisch stehen. In Bukarest und an den übrigen Bischofsitzen befinden sich Seminarien mit Freistellen. Die Gesammtzahl der Manns- und Frauenklöster wird auf 202 angegeben. Von barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege oder von klösterlichen Erziehungsanstalten ist keine Rede. Von der niedern Weltgeistlichkeit wird kein höherer Grad von Bildung erfordert, als daß sie nothdürftig schreiben und die Kirchengebete in der Landessprache lesen kann; Kirchen finden sich im Ganzen 4171, worunter die Mehrzahl von Holz erbaut ist; die Seelenzahl der dem geistlichen Stande angehörigen Personen beträgt außer 9500 Mönchen und Nonnen, bei 50,000, die Weiber und Kinder der Priester mit eingerechnet. Alle andern Religionen genießen in der W. vollkommene Freiheit der Ausübung. Die Katholiken, deren es über 40,000 gibt, haben eine Mission in Bukarest, welche unter einem bulgarischen Bischofe steht. Die kleine protestantische Gemeinde zu Bukarest erfreut sich des preußischen Schutzes. Der öffentliche Unterricht hat in der W. größere Fortschritte gemacht als in der Moldau. Auf dem Lande bestehen 2213 Gemeindeschulen und 145 Privatschulen, in den Städten 1819 Normalschulen, außerdem noch viele deutsche und französische Privaterziehungsanstalten. Im Ganzen erhält aber doch nur der 37ste Mensch Elementarunterricht. Zur Heranbildung der Schullehrer sind eigene Seminarien errichtet. Gymnasien sind zu Bukarest und Krajova. Die drei Klassen des höheren Unterrichts im Kollegium S. Sava zu Bukarest stellen gewissermaßen eine Universität vor, und es wird daselbst lateinische, griechische und französische Literatur, Philosophie, Mathematik und Rechtswissenschaft gelehrt. Die Medizinen studieren meist zu Pesth und Wien. In Bukarest besteht auch eine Gewerbschule. Wissenschaft und Kunst stehen im Vergleiche mit den westeuropäischen Ländern in der W. noch sehr zurück, doch müssen die literarischen Bestrebungen der neuesten Zeit rühmlich anerkannt werden. Mehre helle Köpfe liefern recht gute Originalarbeiten und Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Das Kollegium S. Sava hat eine Bibliothek von 13,000 Bänden, ein Naturalienkabinet und eine Alterthumssammlung. Der Buchhandel nimmt von Jahr zu Jahr höhern Aufschwung. Zeitschriften erscheinen in der W. 8—9. Musik und Theater werden in der Hauptstadt mit Vorliebe gepflegt. — Die sozialen Verhältnisse befinden sich in der W. noch in einem sehr traurigen Zustande. Es gibt hier streng genommen nur Herren und Knechte. Eigenthum haben ausschließlich der Adel (die Bo-

jaren) und die Geistlichkeit. Die Mehrzahl der Bevölkerung, die Bauern, ist mit Ausnahme einiger weniger Freibauern (Reseschen) ohne Grundbesitz und lebt, zu schweren Robothen an die Grundherren verpflichtet, in tiefer Armuth. Dem Bojaren, und wenn nicht diesem, dem Juden oder Armenier, welcher das Geld zur Steuer vorgeschossen hat, gehört das Korn auf dem Felde, das Obst auf den Bäumen, der Ertrag der Reben, das Wachs der Bienen, die Wolle des Schafes, das Kalb, das Füllen. Der Bauer thut deshalb auch nichts, um seine Lage zu verbessern, denn er weiß es doch schon, daß jede Bemühung umsonst seyn würde. Einen eigentlichen Bürgerstand gibt es nicht, oder er ist wenigstens noch zu gering, um in Betracht zu kommen. Es machen daher nur ein paar tausend Bojaren die Nation aus. Sie allein befinden sich im Besitze der politischen Rechte. Die Zigeuner sind ganz rechtlos, Sklaven der Bojaren, von welchen sie gekauft und verkauft werden, wie jede andere Waare. Nur auf den Gütern des Staates und der Geistlichkeit sind sie im Jahre 1814 freigelassen worden. — Die politische Verfassung der W. ist durch das 1829 unter russischer Autorität zu Stande gekommene Organische Statut (Reglément organique) geordnet. Das Land besitzt jetzt dieselben politischen Vorrechte und Freiheiten, wie Serbien (s. d.), und an seine Abhängigkeit von der Pforte erinnert nur noch ein jährlich an dieselbe zu entrichtender Tribut von 2 Mill. türk. Piastern (etwas über 400,000 fl.), die Verpflichtung zur Stellung eines Truppenkontingentes im Falle eines Krieges und das dem Großherrn vorbehaltene Recht, den von der walachischen Generalversammlung erwählten Fürsten, hier Hospodar genannt, zu bestätigen und zu investiren. Die fürstliche Würde ist nicht erblich, sondern der Hospodar wird auf Lebenszeit ernannt, kann aber auch noch vor dem Ablaufe derselben seiner Würde wieder enthoben werden, wenn er der Generalversammlung Anlaß zu Beschwerden gibt. Ihm steht ein aus den vornehmsten Bojaren zusammengesetzter Divan (Senat) zur Seite, welcher zugleich der oberste Gerichtshof ist und die Besteuerung ordnet. Die Generalversammlung besteht aus den 4 Landesbischöfen der griechischen Kirche, 123 Großbojaren, 36 Abgeordneten des niedern Adels und 27 Abgeordneten der Städte. Die Rechtspflege geschieht nach dem Gesetzbuche des Fürsten Karadja, nach dem französischen Handelsgesetzbuche und in gewissen Fällen auch nach dem römischen Rechte. Die Verwaltung, obwohl äußerlich nach europäischem Muster geordnet, trägt durch ihre Willkür und Bestechlichkeit, durch den Mangel aller Gerechtigkeit für den Schwachen und andere Gebrechen noch sehr den Charakter des früher im Lande herrschenden türkischen Despotismus an sich. Die jährlichen Einkünfte des Fürstenthums werden auf 17½ Millionen Piaster berechnet. Der Adel und die Geistlichkeit sind steuerfrei; alle Lasten trägt das gemeine Volk (misera contribuens plebs). Dazu kommt noch, daß der größte Theil der Staatseinkünfte den Bojaren in die Tasche fällt, indem sie zu allen Aemtern im Staate bestimmt sind. Ueberhaupt stammt das Unglück der W. und Moldau weniger von den Eroberungen her, denen sie unterworfen wurden, als von der aristokratischen Anarchie dieser Bojaren, welche gleich dem polnischen Adel sich beständig in Parteien spalteten, gegen die Fürsten Verschwörungen anzettelten und nach oben nie Ruhe halten konnten, während sie nach unten hin das Volk in hartem Drucke hielten. Die Civilliste des Hospodars beträgt jährlich 60,000 Dukaten in Gold. Das Heer besteht aus 5000 Mann Infanterie u. Artillerie, und einem Kavallerieregimente; doch kann die Zahl leicht verdoppelt werden. Festungen hat die W. keine. — Die große W. ist in 14 und die kleine in 5 Kreise (Insprawnizien) eingetheilt, Landeshauptstadt Bukarest (s. d.). Die alte Hauptstadt Tergovist im Kreise Dumbovitza liegt jetzt in Ruinen. — Geschichte. Die alte Geschichte der W. fängt mit den ersten historischen Zeiten Daciens (s. d.) an und geht bis zur Begründung des walachischen (1290) u. moldauischen (1350) Staates. In diesem Zeitraume sehen wir den Fall der Dacier, die Bevölkerung des Landes durch römische Kolonien, die Blüthe der

etzteren bis unter Kaiser Aurelian und ihre Zerstörung durch das Einbrechen
er Barbaren, welche vom J. 270 bis 570 abwechselnd diesen Boden verwüste-
en. Unter der Herrschaft der Bulgaren zu Anfang des 10. Jahrhunderts brei-
ete sich das Christenthum in der W. aus. Zu den mancherlei Völkerschaften,
ie seit der Völkerwanderung dieses Land heimsuchten, kamen im 11. Jahrhun-
erte auch Tataren (Petschenegen und Kumanen), deren Reste längst untergegan-
en sind, Mongolen und Magyaren. Die Romunen hatten sich damals in die Ge-
irge zurückgezogen und bildeten dort kleine Hauptmannschaften oder Knesate un-
er Knesen ihres Geschlechtes. Endlich im 13. und 14. Jahrhunderte verbreiten
ie sich auf der Ebene und gründen die zwei unabhängigen Staaten der Moldau
nd W. Erster Woiwode der ganzen W. war Radul der Schwarze. Die
Verfassung war slawisch. Die alten Stammeshäuptlinge oder Knesen, die Kriegs-
bersten und andere Machthaber vertheilten den Grundbesitz unter sich u. standen
em Woiwoden unter dem Namen Bojaren als mächtige Aristokraten zur Seite.
Damit fängt die mittlere Geschichte dieser Fürstenthümer an und endigt mit dem
völligen Verfalle derselben unter den Fanariotischen Fürsten (1716). Gleich nach
hrer Bildung sehen wir sie mit den benachbarten Völkern für die Bewahrung
hrer Nationalität kämpfen, fast immer siegreich. Aber nun erscheint ein furcht-
arer Koloß am europäischen Horizont, der Islamismus. Serbien, Bulgarien,
lbanien, Macedonien, Illyrien und die Krimm werden zu türkischen Provinzen
emacht; die Constantinische Stadt Neu-Rom, wird die Hauptstadt der Sultane
nd der Halbmond an die Stelle des Kreuzes auf dem Dome der heiligen So-
hia erhoben. Auch die Romunen haben einen harten und langwierigen Kampf
it den Muselmännern zu bestehen, von 1366 bis 1688, oft besiegt, oft unter-
vorfen, aber nie ganz unterdrückt. Mirtschea der Aeltere, Wlad Tschezech,
Stephan der Große, Michael der Tapfere und Scherban Kantaku-
en waren hauptsächlich die unversöhnlichen Feinde der Glaubensgenossen Moha-
neds, indem sie mit ihrem Blute das heilige Kreuz vertheidigten. Obwohl fort-
vährend in Kriege verwickelt, machen die Romunen dennoch große Fortschritte in
er Bildung. Ihre Schulen sind im 16. und 17. Jahrhunderte durch den gan-
en Orient berühmt; die Moldau ist eines der Länder, wo die Buchdruckerkunst
m ersten eingeführt wird. Romunische Lehrer, Kalligraphen und Juristen wer-
en an den Hof des russischen Czaren berufen. Basilius Lupus und Mat-
heus Bessaraba erwerben sich in der vaterländischen Geschichte einen unsterb-
chen Namen. Allein unaufhaltsam naht die Zeit des Verfalles den Romunen.
Unter sich selbst uneinig, bekämpfen sie sich gegenseitig als Moldauer und
Walachen. Die osmanische Tyrannei beginnt auf ihnen zu lasten, mit ihr die
Unwissenheit, der Aberglaube und die Finsterniß. Die Romunen verlieren das
tzte Recht, welches ihnen geblieben war, nämlich das Recht von einheimischen
Wahlfürsten regiert zu werden. Fanarioten (s. d.) werden die Beherrscher der
Moldau und W., von der Pforte als zinspflichtige Lehensfürsten eingesetzt. Ihre
Regierung ist rein despotisch und blutsaugerisch; denn sie trachten, sich so schnell
ls möglich zu bereichern, weil sie keinen Augenblick sicher sind, von dem Groß-
errn wieder abgesetzt zu werden. Ihnen hilft eine unwissende und gewaltthätige
ristokratie das Volk in Ketten schlagen. So fängt die neuere Geschichte der
W. mit dem unheilvollsten Jahrhunderte an, welches jemals auf diesem Lande
elastet. Die französische Revolution, nachdem sie Europa bis in die tiefsten
Grundlagen erschüttert, wird auch den Romunen fühlbar. Der tapfere Rigas,
urch Versprechungen Bonaparte's angereizt, erhebt das Banner der Freiheit;
ber, in seiner Unternehmung verhindert, wird er den Henkern von Belgrad über-
eben und stirbt für das Vaterland. Sein Tod, die unerträglichen Bedrückungen
er Fanarioten, die Ideen des Jahrhunderts, die zwar langsam, aber doch auch
nter den Romunen durchzudringen anfingen, die Kriege Rußlands mit der
Pforte und das daraus hervorgehende Zusammenkommen mit den russischen
eeren, welche von 1806 bis 1812 die Fürstenthümer besetzt hatten, — die

dies bereitet die Begebenheiten von 1821 vor. Während in der Moldau die Häterie zum Vorscheine kommt und zur Freiheit nicht nur die Griechen, sondern alle unter dem türkischen Joche seufzenden christlichen Völker aufruft, kündiget Theodor Wladimiresko in der W. den Romunen an, es wäre die Zeit gekommen, daß das Land die fremde Herrschaft abschüttele, die Mißbräuche, von denen es überladen sei, entferne und eine rationelle, auf einer freien Verfassung begründete Regierung erwerbe. Diese Bewegung wird zwar schnell wieder unterdrückt, aber sie veranlaßt mit der dazugekommenen Erhebung Griechenlands einen neuen Krieg zwischen Rußland und der Türkei, der den Feldherrn Diebitsch über den Balkan führt. Dort diktirt dieser am 14. September 1829 den Frieden von Adrianopel, welcher der Moldau und W. den Selbstherrscher aller Reußen förmlich zum Protektor gibt. — Von da an setzte sich der Einfluß Rußlands, welches schon 1774 in dem Frieden von Kondschuk-Kainadrje das Schutzrecht in Betreff der freien Uebung der griechischen Religion erlangt hatte, in den Fürstenthümern vollends fest. Sie standen bis 1834 unter der Verwaltung des russischen Generals Kisselew, und erst in dem genannten Jahre wurde nach Wahl der Pforte und des russischen Hofes der W. ein neuer Hospodar in der Person Alexanders Ghika vorgesetzt. Bald aber zeigte sich nur zu deutlich, wie die Politik Rußlands vor Allem darauf hinarbeitet, es in den Fürstenthümern zu keinem ruhigen Zustande kommen zu lassen, um im Gewirre der Intriguen und Wühlereien stets seine Uebermacht fühlen lassen zu können. So folgten sich denn, neben den von der Opposition in den Sitzungen der Generalversammlung erregten heftigen Scenen, beständige Gährungen und Aufstände, welche die Stellung Ghika's immer schwieriger machten und ihn am Ende nöthigten, 1842 abzudanken. Daß er sich in politische Verbindungen mit Frankreich eingelassen, hatte ihn bei dem Kabinete von St. Petersburg unbeliebt gemacht und hauptsächlich seinen Sturz herbeigeführt. Ghika's Entlassung hatte die erste Ausübung des Wahlrechtes der Nation, wie es ihr durch das bereits im Jahre 1829 von den Bojaren festgesetzte und später von der Pforte anerkannte Organische Statut zukam, zur Folge. Die walachische Partei entschied sich zwar für Georg Philippesco, welcher seit der Erledigung des Fürstenstuhles in Gemeinschaft mit Wakaresco und Kornesco bis 1843 die Regentschaft geführt hatte, allein dessenungeachtet fiel die Wahl nach der geheimen Leitung Rußlands auf den Großlogotheten Georg Bibesco. Schon im ersten Jahre seiner Verwaltung war die gegen ihn erhobene Opposition der Bojaren so bedeutend, daß der Fürst sich genöthiget sah, die Generalversammlung zu schließen. Die Folge davon war die einstweilige Suspendirung der Konstitution durch die Pforte. Zu Ende des Jahres 1846 glaubte Bibesco den Zeitpunkt gekommen, wo die Gemüther beruhigt wären, und berief die Generalversammlung wieder ein. Aber die Unzufriedenheit gegen das russische Protektorat war in der W. wie in der Moldau bereits zu allgemein verbreitet, und die beiden Hospodare mußten schon deshalb bei dem besten Willen verhaßt seyn, weil es täglich augenfälliger wurde, daß sie nur willenlose Puppen des Czaren, die eigentlichen Gewalthaber aber die russischen Konsuln zu Bukarest und Jassy waren. In der W. machte sich dieser Haß am 22. Juni 1848 durch einen Aufstand der Bojaren gegen den Fürsten Bibesco Luft, in Folge dessen selber, nachdem er ein von den Häuptern der Bewegung ihm vorgeschriebenes Ministerium bestätigt hatte, am 25. der Regierung entsagte. Tags darauf wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, den Metropoliten an der Spitze; die übrigen Mitglieder waren Johann Eliade, Stephan Golesco, Major Tell, Maghiero, Skurto. Die neue, selbstgegebene Konstitution emancipirte die Bauern und sprach ihnen Eigenthum zu, denn die Partei des Fortschrittes sah ein, daß sie die Masse für sich gewinnen müsse, um ihre Sache sowohl gegen die an den alten Vorrechten festhaltende Partei der Großbojaren, als auch gegen den russischen Schutz- oder vielmehr Zwingherrn behaupten zu können. Die Pforte, ihren eigenen Vortheil in der größern Selbst-

tändigkeit der Fürstenthümer wahrnehmend, beeilte sich, die neue Verfassung der W. schon im Monat Juli anzuerkennen und der türkische Kommissär Soleiman Pascha bestätigte die provisorische Regierung in Bukarest unter dem Namen einer ürstlichen Statthalterschaft. Am 20. September wurden das Organische Statut ınd die Archontologie (das Adelsregister) in Bukarest feierlich verbrannt. Aber Rußlands mit Geld unterstützten Intriguen wußten die Pforte von dem eingeschlagenen Wege abzubringen. Soleiman Pascha wurde der Bestechlichkeit verdächtiget und abgerufen, und ein neuer Kommissär, Amedzi Fuad Effendi, Secretär des Divans, mit Vollmachten und geheimen Instruktionen nach der W. gesandt. Dieser rückte (25. September) an der Spitze einer türkischen Armee im Lande ein, setzte die fürstliche Statthalterschaft ab und ernannte den Constantin Katakuzen zum einzigen Kaimakan. Gleichzeitig überschritt der russische General Lüders den Pruth. Vergebens that die Pforte gegen diese von den Umständen keineswegs gebotene Schutzbeflissenheit Einsprache. Jetzt stehen nahezu 25,000 Mann Russen und 15,000 Mann Türken in den Fürstenthümern. Die Häupter der liberalen Partei sind entflohen oder schmachten, ungeachtet der vom Sultan erlassenen, aber von den Russen nicht respektirten Amnestie, im Kerker. Die kleine walachische Armee hat sich in die Gebirge zurückgezogen. Oesterreich wäre berufen, die Pforte dem für sie so verderblichen Einflusse der russischen Diplomatie zu entziehen, allein es scheint, den neuesten Vorgängen nach zu urtheilen, jetzt selbst in den Fesseln derselben zu liegen. Oesterreich hätte schon früher, als seine Macht noch nicht durch innere Zerwürfnisse gelähmt war, seine und des gesammten Deutschlands Interessen in den Donaufürstenthümern besser wahren, und die Mündungen der Donau, dieser Lebensader des südöstlichen Handels, nicht in russische Hände fallen lassen sollen. Von welcher Bedeutung der deutsche Handel in diesen Gegenden schon unter den früheren ungünstigen Verhältnissen gewesen ist, davon geben die Berichte der Leipziger Messen den deutlichsten Beleg. Wie sehr derselbe durch Errichtung deutscher Agenturen gefördert und gehoben werden könnte, wie sehr er aber unter dem jetzt herrschenden russischen Einflusse und der Vernichtung der deutschen Konsulate darnieder liegen müsse, bedarf keiner Ausführung. — Dr. Joh. Ferd. Neigebaur: Beschreibung der Moldau und W., Leipz. 1848. mD.

Walafried, Strabo oder Strabus, aus Allemanien oder Schwaben gebürtig (wahrscheinlich 807), trat in dem Kloster Reichenau in den Benediktinerorden und starb als Abt daselbst 849. Er war ein fleißiger Schriftsteller und beliebter Dichter seiner Zeit. Man hat von ihm kurze Anmerkungen über den ganzen biblischen Text, Auslegungen über die Psalmen, Lebensbeschreibungen des heil. Gallus und Othmar, Abtes zu St. Gallen, und Gedichte. Sein Gedicht über die Kräuter, „Hortulus", gab Reuß, Würzburg 1834, heraus.

Walcheren, die bedeutendste Insel in der Provinz Zeeland im Königreiche der Niederlande, 2½ Meilen lang, mit 36,000 Einwohnern, zwischen den beiden Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere, hat nach jeder der vier Himmelsgegenden eine Hauptentwässerung und jede derselben ist zugleich eine politische Abtheilung. Nur eine Seite hat Sanddünen zu ihrem natürlichen Schutze und die anderen sind durch sehr kostspielige niederländische Deiche geschützt. Der, mit Sand natürlich und künstlich gemischte, Sandboden trägt üppig den schönsten Weizen, Kartoffeln und Färberröthe. Die Hauptstadt ist Middelburg (s. d.), aber wegen der, während der Ebbe sich entblößenden, Watten (Gegend, welche die Fluth mit Wasser bedeckt) ist die Luft dort mit Stickstoff faulender Körper überladen und zugleich wegen häufiger Nebel feucht.

Waldai, Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Groß-Nowgorod, in dem nach ihr benannten W.-Gebirge (dem Mons alaunus der Alten) und an dem schönen, über eine Meile langen und eine halbe Meile breiten W.-See, hat drei Kirchen und 5000 Einwohner, welche Gerberei, Seifensiederei, Wagenfabrikation,

Töpferei und Landwirthschaft betreiben. Die Stadt liegt fast im Mittelpunkte der Hauptstraße, welche St. Petersburg und Moskau mit einander verbindet.

Waldbau, s. Forst und Forstpolizei.

Waldbrand, das Brennen eines Waldes, welches gemeiniglich damit beginnt, daß das trockene Moos, das Haidekraut u. dgl. Feuer fangen, worauf sodann die Bäume angehen und der Brand allgemein wird. Am meisten wird der W. durch Nachlässigkeit der Kohlenbrenner, Holzhacker und der im Walde Tabak Rauchenden, durch absichtliches Anlegen, bisweilen auch durch den Blitz, aber nie durch die Sonnenhitze veranlaßt, wohl aber befördert. Nur durch Niederhauen der Bäume und Entblößen eines 6—12 Fuß breiten Streifen von Moor, Laub, Heide und sonst Brennbarem und tiefe Graben kann dem Brande Einhalt gethan werden. Hilft kein Mittel, so legt man 50—100 Schritte vom W.e, da, wohin der Wind weht, Gegenfeuer an, d. h. brennt eine Reihe kleiner Feuer, die man durch Menschen im Zaume halten kann, an, die sich zu einem 10 bis 20 Schritt breiten Gürtel verbinden, dort die Bäume niederbrennen und dem W. Gränzen setzen. In holzreichen Ländern, z. B. Schweden, werden bisweilen Waldtheile angebrannt, um Ackerland oder Wiesen zu gewinnen. Am häufigsten und verheerendsten sind die Waldbrände in Nordamerika, doch kommen auch häufig solche bei uns, besonders im heißen Sommer, wo Alles ausdorrt, vor. Es fanden dergleichen im Sommer 1842 in Schlesien und der sächsischen Schweiz am Prebischthore statt. In Nordamerika hat man die Bemerkung gemacht, daß bei Waldbränden nie wieder aus der Asche die vorigen Bäume, sondern die einer niederern Stufe, so z. B. statt der Fichten Pappeln wachsen, obschon diese früher nicht daselbst vorkamen.

Waldburg, ein uraltes, schwäbisches Geschlecht, dessen Besitzungen, das Fürstenthum gleiches Namens mit $13\frac{1}{2}$ □M. und 28,500 Einwohnern, zwischen der Donau und Iller, größtentheils unter württembergischer und nur zum kleinen Theile unter bayerischer Oberhoheit stehen. Dieselben bestehen aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Allgäu, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg, Kißlegg, Waldsee, Scheer, Marstetten u. a. m. — Die Grafen von W. führten schon seit dem 11. Jahrhunderte den Titel Truchseß-W., weil sie bei verschiedenen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen, jedoch nicht erblich, das Truchseßamt verwalteten. Im Jahre 1525 erlaubte ihnen Kaiser Karl V., sich Reichserbtruchsesse zu nennen, in welches Amt sie 1594 eingeführt wurden, seit welcher Zeit sie auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Der gemeinschaftliche Stammvater des ganzen Hauses war Johann, Graf von Truchseß-W., gestorben 1423. Seine Söhne, Jakob u. Georg, stifteten die Jakobinische u. Georgische Linie. Die Jakobinische verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmische Linie, welche Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von W. noch blüht, ohne an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil zu haben, da die Besitzungen der erloschenen Wilhemischen Linie an die jüngere Georgische Linie gefallen sind. Die Georgische Linie war mit dem Erbtruchseßamt beliehen, das der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in zwei Linien. Jakobs, eines Urenkels des Stifters Georg I. älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Aeste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1789 erlosch. Jakob's jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Aeste derselben, Zeil-Zeil, auch Zeil-Trauchburg genannt, u. W.-Zeil-Wurzach. Im Jahre 1628 wurden alle Zweige der Georgischen Linie in den Reichsgrafenstand u. 1803 die Häupter der einzelnen Aeste nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie, mit

Ausnahme der preußischen Linie, den Namen Truchseß ab; der Senior aber erhielt 1808 die Erbreichsoberhofmeisterwürde als württembergisches Thronlehen. Die gegenwärtigen Fürsten der Georgischen Hauptlinie des Hauses W. sind: 1) Fürst Friedrich von W. zu Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee, österreichischer Kämmerer, geboren 1808, der 1833 seinem Vater folgte; 2) Fürst Konstantin von W., geboren 1807, seit 1845 an der Regierung und 3) Fürst Leopold von W. zu Zeil-Wurzach, geboren 1795, der 1809 seinem Großvater unter mütterlicher Vormundschaft folgte.

Waldeck, ein 21½ □ Meilen großes, aus der alten Grafschaft W. und der Grafschaft Pyrmont bestehendes, Fürstenthum des deutschen Reiches, das früher eine zum oberrheinischen Kreise gezählte Grafschaft war. Die Gränzen des Landes sind: im Süden u. Osten Kurhessen und Hessen-Darmstadt, im Westen und Norden Preußen (Provinz Westphalen); die Grafschaft Pyrmont wird von Preußen, Hannover und Lippe-Detmold umschlossen. Der Boden des hochgelegenen Landes ist meist steinig und mit Wald bedeckt; die Gebirge sind eine Fortsetzung der sauerländischen und schließen sich nördlich an den Teutoburger Wald an; die höchsten Berge sind: der Eisenberg und die hohe Poen; die bedeutendsten Flüße sind: 1) die Diemel, auf der hohen Poen bei dem Dorfe Usseln entspringend, mit den Nebenflüßen Itter, Orpe, Twiste, Watter, 2) die Edder, mit den Nebenflüßen Werbe, Netze u. Lampe. W.s vorzüglichste Produkte sind: Holz, Wild, Getreide, Flachs, Eisen, Blei und Kupfer, etwas Goldsand in der Edder, Marmor, Alabaster, Schiefer, Mineralwässer in Pyrmont u. Wildungen. Die 56,000 Einwohner des Landes sind arbeitsam, aber nicht wohlhabend, woran die Last der Steuern, welche die Waldecker fast erdrückt, große Schuld haben mag. Ihre Beschäftigungen sind Ackerbau und Viehzucht, Arbeiten in den Berg- und Hüttenwerken, Verfertigung grober Tücher, wollener Zeuge und Garnspinnen; früher gingen auch viele Waldecker in holländische Militärdienste. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur protestantischen Kirche, 800 Katholiken wohnen in den katholischen Pfarreien Arolsen und Eppe bei Corbach; in Pyrmont befindet sich eine, von dem edlen Grafen Hatzfeld gegründete, kathol. Kapelle; die Zahl der Israeliten beträgt 500. Diese Bevölkerung wohnt in 14 Städten, 105 Dörfern, 46 Weilern und Schlössern, nebst vielen einzelnen Höfen. Die Verfassung des Landes ist eine ständische; die Landstände bestehen nach der, zu Arolsen den 19. April 1816 mittelst Hausvertrages bestimmten, Verfassung aus den Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte u. des Bauernstandes, bilden eine Kammer und haben das Recht der Steuerbewilligung, Gesetzgebung u. s. w. In früherer Zeit scheint die landständische Verfassung nicht sehr berücksichtigt worden zu seyn, weshalb häufige Klagen laut wurden; die Finanzverwaltung des Landes soll sehr im Argen liegen. Pyrmont blieb in Hinsicht auf Rechtspflege und Finanzverwaltung stets vom Hauptlande getrennt. Die Civilliste des Fürsten beträgt 450,000 Gulden, wozu die Heilquellen von Pyrmont über 80,000 fl. beitragen; Staatsschuld 1,800,000 fl. W. hatte bei dem frühern Bundestage mit beiden Hohenzollern, Lippe, Reuß und Liechtenstein eine Gesammtstimme, die sechzehnte; im Plenum der Bundesversammlung eine Stimme. Jetzt sendet es 1 Deputirten in die deutsche Nationalversammlung und hat 1 Bevollmächtigten bei der Reichscentralgewalt. Zu dem ehemaligen Reichscontingente stellte W. 2 Compagnien, zum Contingente des rheinischen Bundes 400 Mann, zum deutschen Bundesheere stellte es in die I. Division des 10. Heerhaufens 518 Mann; dem Beschlusse der Nationalversammlung zufolge wird das Contingent künftig 2 Pct. der Bevölkerung betragen und etwas über 1000 Mann zählen; Garnisonsplätze sind Arolsen und Mengringhausen. Das Fürstenthum ist in die 5 Bezirke: der Diemel, Twiste, Edder, Werbe und des Eisenbergs eingetheilt, Hauptstadt: Corbach (2250 Einw.), Residenzstadt: Arolsen. Die höchste Verwaltungsbehörde des Landes ist die Regierung zu Arolsen, erster Gerichtshof das Hofgericht zu Corbach, in letzterer Stadt befindet sich auch das [illegible]

Geschichte. Das nun fürstliche, früher altgräfliche Haus W. leitet seinen Ursprung von den Grafen von Schwalenberg ab, die von den Dynasten von Itter abstammen sollen. Seit dem 13. Jahrhunderte blühte das Haus W. in 4 Linien, welche sich nach und nach vereinigten; mit den 2 Söhnen des Grafen Josias († 1580) trennte sich das Haus abermals in 2 Linien, indem der ältere Sohn, Christian, die noch blühende Eisenbergische, der jüngere, Vollrath IV., die Wildenburger Hauptlinie stiftete. Letzterer brachte die Grafschaft Cuylenburg, die Herrschaften Palland u. Wittem in den Niederlanden an seine Linie, welche mit dem, 1682 in den Reichsfürstenstand erhobenen, Grafen Georg Friedrich, k. k. Generalfeldmarschall, Domprobst zu Halberstadt, Comthur u. Senior des Malteserordens, bereits 1692 erlosch. Die Grafschaft Cuylenburg kam durch Vermählung seiner Tochter Louise Anna an Erbach-Erbach, von welchem Hause sie in gleicher Weise an Sachsen-Hildburghausen überging, wie auch die übrigen allodialen Güter G. Friedrich's durch Heirath an Baden, Ansbach u. s. w. kamen. Es blieb also die eisenbergische Hauptlinie allein übrig, auf die sämmtliche Besitzungen und die Fürstenwürde der Wildurger Linie übergingen. In letzterer hatte Christian Ludwig das Primogeniturrecht eingeführt; sein ältester Sohn, Fr. Anton Ulrich, succedirte daher seinem Vater, erhielt 1711 für sich und seine Nachkommen die Bestätigung der reichsfürstlichen Würde und wurde 1719 bei dem oberrheinischen Kreise mit Sitz und Stimme auf der weltlichen Fürstenbank aufgenommen, er ist daher der eigentliche Stifter der fürstlichen Linie des Hauses W. Von seinen Geschwistern pflanzte der Graf Josias die gräfliche Nebenlinie fort, die unter fürstlicher Landeshoheit die Güter Bergheim, Melbe und Königshagen besitzt, aber in Hinsicht ihres Antheils an der Grafschaft Limburg in Württemberg zu den Standesherren dieses Königreiches gezählt wird. Die Glieder dieser Familie führen den Titel: Grafen zu W., Pyrmont und Limburg, erhalten von W. eine Geldapanage und residiren gewöhnlich zu Bergheim. Die durch Heirath von W. getrennte Grafschaft Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen von Gleichen, an W. zurück. Seit 1438 war W. ein Lehen des Gesammthauses Hessen, die Streitigkeiten über diese Lehenshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westphälischen Frieden 1648 bestätigt würde. Durch den Reichsdeputationsrecreß vom 25. Februar 1803 erhielt der Fürst von W. eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe; der Beitritt zum Rheinbunde durch einen Vertrag, geschlossen zu Warschau 18. April 1807, verschaffte ihm die völlige Souverainetät. Am 9. September 1813 folgte Fürst Heinrich Friedrich Georg (geboren 20. September 1789) seinem Vater Friedrich in der Regierung u. trat vom rheinischen Bunde ab. Nach dem, im Jahre 1844 erfolgten, Tode dieses Fürsten übernahm die Wittwe desselben, die Fürstin Emma, eine geborene Prinzessin von Lippe-Bückeburg, als Vormünderin ihres Sohnes, des minderjährigen Erbprinzen, die Regierung. Die Unruhen des Jahres 1848 machten sich auch in dem kleinen W. bemerkbar und bittere Klagen des Volkes über die seitherige Verwaltung des Landes wurden laut, ja, eine zu Wildungen im Herbste 1848 stattgehabte Volksversammlung sprach sich für die Vereinigung W.s mit Kurhessen aus, was wohl auch über kurz oder lange sich verwirklichen wird, zumal W. kurhessisches Mannlehen ist, mit Ausnahme der Grafschaft Pyrmont, die preußisches (früher Paderborn'sches) Mannsleben ist. C. Pfaff.

Waldenser, eine ketzerische Sekte, die im 12. Jahrhunderte entstand und unter mancherlei Abweichungen noch besteht, so genannt von ihrem Stifter, Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Kaufmanne zu Lyon. Der plötzliche Tod eines seiner Handelsfreunde, der im Jahre 1160 entseelt zu seinen Füßen niedersank, machte auf Waldo einen so tiefen Eindruck, daß er, in Betrachtung der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens u. der Nichtigkeit aller irdischen Güter, beschloß, allen zeitlichen Geschäften zu entsagen und sich blos mit der Sorge für sein Seelenheil zu beschäftigen. Er theilte daher sein nicht unbedeutendes Vermögen unter die Armen aus und forderte auch Andere auf, der Welt und den

Reichthümern zu entsagen; er ermahnte, predigte und das viele Predigen von Verzichtung auf alle zeitlichen Vortheile brachte bei ihm die Ueberzeugung hervor: daß die evangelische und apostolische Armuth, ohne welche man kein Christ seyn könne, keinen Besitz irdischer Güter gestatte. Verschiedene Personen folgten dem Beispiele des Peter Waldo und es bildete sich eine, meistens aus Handwerkern bestehende Sekte, die sich wegen der Armuth, von der sie Profession machten, die Armen von Lyon nannten; auch hießen sie vom Orte ihrer Entstehung (Leona) Leonisten und wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) welche oben offen waren und die bloßen Füße sehen ließen, Sabatati oder Insabatati. Waldo erklärte ihnen das Evangelium in der Landessprache und wurde der Führer dieser kleinen Heerde. Der Eifer seiner Schüler wurde bald feuriger u., weil die Apostel nicht allein arm, sondern auch Prediger des Evangeliums waren, so verlegten sie sich auf das Predigen und warfen sich zu Aposteln auf, ohngeachtet sie, als Laien, ohne geistliche Weihe und Sendung waren. Die Kirche von Lyon, ohne ihren Eifer und ihre Beweggründe zu verwerfen, wollte sie in die gehörigen Schranken zurückweisen; allein Waldo und seine Jünger hatten schon eine zu hohe Meinung von sich gefaßt, als daß sie den Befehlen ihrer geistlichen Oberen gehorchten. Zu gleicher Zeit verbot ihnen der Papst das Predigen; aber auch ihm versagten sie aus Stolz den Gehorsam und entgegneten dem Befehle der Kirche mit der Antwort, welche die Apostel dem hohen Rathe zu Jerusalem, als er ihnen die Auferstehung Jesu Christi zu predigen untersagte, ertheilten: „Sagt uns, muß man Gott, oder den Menschen gehorchen?" Bei dem Volke gaben sie vor: die Geistlichkeit verwehre ihnen nur aus Eifersucht, wegen der Heiligkeit ihres Lebens und der Reinheit ihrer Sittenlehre, das Predigen. — Die W. hatten einige Kenntniße der heiligen Schrift; ihr Aeußeres verrieth Abtödtung, ihre Sitten waren strenge und jeder Proselyt wurde ein Prediger. Der größte Theil der Geistlichkeit, anderer Seits, unwissend und sittenlos, stellte ihnen gewöhnlich Nichts entgegen, als ihr Ansehen. Sie machten ausserordentliche Fortschritte und nach fruchtlos entschöpfter Nachsicht belegte sie endlich der Papst Lucius III. zwischen 1181 u. 1185 mit dem Kirchenbanne und verdammte sie, nebst allen anderen Ketzern, die damals Frankreich überschwemmten. Der Blitzstrahl der Kirche empörte die W. und sie stellten sich der Macht feindselig entgegen, welche sie verdammte. Gestützt auf die Nothwendigkeit, allem Besitze zu entsagen, um in der That Christ zu seyn, behaupteten Waldo u. seine Schüler: „daß die römische Kirche von der Zeit an, wo sie Besitzungen zeitlicher Güter an sich gebracht hätte, aufgehört habe, die wahre Kirche zu seyn. Weder der Papst, noch die Bischöfe und Aebte, noch die anderen Geistlichen dürften Grundstücke, weltliche Würden, Lehen, Zehnte, oder Regalien besitzen; die Päpste, welche den Krieg gutgeheißen, oder die Fürsten dazu aufgefordert hätten, seien wahre Menschenmörder und folglich ohne Gewalt in der Kirche. Hieraus zogen sie dann den Schluß: daß sie allein die evangelische Armuth übten und lehrten. Nach Rainerus Sacho, einem Prediger der W., der in die katholische Kirche zurück und 1250 in den Dominikaner-Orden trat, bestand ihr Lehrbegriff hauptsächlich in folgenden Punkten: „Seit dem Papste Sylvester gibt es keine Kirche mehr, welcher Abfall von dem Besitze zeitlicher Güter kommt; die Geistlichen dürfen nichts Eigenthümliches besitzen, sondern sollen sich, wie die Apostel, von ihrer Hände Arbeit ernähren; der Kirche Schenkungen zu machen ist sündhaft und Schwören, auch vor der Obrigkeit, ein Verbrechen; alle Bischöfe sind Mörder, weil sie die Kriege dulden; alle Strafurtheile der Fürsten, Obrigkeiten und Geistlichen sind unerlaubt und es ist ein Verbrechen, die Uebelthäter zu bestrafen und Jemand zum Tode zu verurtheilen. Sie verwarfen das Fegfeuer und das Gebet für die Verstorbenen, die Abläße, das Fastengebot, die Feier der Festtage, sogar die der Ostern, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Kreuze, Bilder und Reliquien; die Lossprechung und alle Sakramente erklärten sie für nichtig, [illegible]

schlechten Priester ertheilt würden; ein guter Laie aber habe die Gewalt, Sünden nachzulassen und durch Händeauflegung den hl. Geist zu geben. Die Fortsetzung des ehelichen Umganges ist sündhaft, wenn die Frau aufgehört hat, Kinder zu gebären; die Ceremonien und Exorcismen bei der Taufe sind verwerflich; ein in Todsünden befangener Priester kann die Eucharistie nicht wandeln und die Brodverwandelung geht nicht in den Händen des unwürdig Messelesenden, sondern im Munde des würdig Empfangenden vor sich. Sie verwarfen den Kanon der Messe und sagten die Consekrationsworte in der Landessprache her; alle Laien gaben sie für Priester aus, mit dem Zusatze: man müsse eher einem frommen Laien, als einem schlechten Priester beichten; mit einem Worte, sie verwarfen Alles, was der Geistlichkeit Achtung u. Ansehen bei dem Volke gab; um endlich dasselbe in Unwissenheit zu erhalten, sprachen sie die höchste Verachtung gegen Wissenschaften und Akademien, als eben so viele Schulen der Eitelkeit, aus. Pylicdorf, der 100 Jahre nach Raineruß gegen die W. schrieb, legt ihnen dieselben Lehrartikel bei. Ihre ganze sogenannte Reformation war somit Nichts, als eine Erneuerung alter Irrthümer: des Vigilantius über die Kirchenceremonien, die Verehrung der Heiligen und Reliquien und die kirchliche Hierarchie; der Donatisten über die Richtigkeit der von schlechten Priestern gespendeten Sakramente und über die Natur der Kirche, sowie der Bilderstürmer. Eigene Zuthat von ihnen war, daß die Kirche keine zeitliche Güter besitzen könne. — Die W. schöpften ihre Irrthümer aus einigen zu buchstäblich genommenen Stellen der hl. Schrift. Vor ihnen hatten schon mehre Häretiker dieselbe Methode befolgt, aber in den ersten Jahrhunderten der Kirche geringe Fortschritte gemacht, weil damals die Gläubigen, wie die Diener, wohl unterrichtet waren; im 12. Jahrhunderte aber waren Volk und Geistlichkeit unwissend und das gröbste Sophisma war für diese ein unauflösliches Räthsel, für jenes ein handgreiflicher Beweis. Indeß fehlte es nicht an durch Kenntnisse und Sittenreinheit höchst achtbaren Männern; aber sie waren selten und konnten nicht verhindern, daß die W. einen großen Anhang bekamen. Waldo zog sich mit einigen Jüngern in die Niederlande, von wo sie den Samen ihrer Irrlehre in der Picardie und andere Provinzen Frankreichs ausstreuten. — Heinrich VII. schickte zu ihrer Bekehrung Missionäre aus; allein ihre Predigten blieben bei den W.n ohne Frucht. Philipp August, sein Sohn, brauchte Gewalt: er ließ über 300 Wohnungen der Edelleute, wo sie sich versammelten, niederreißen und zog dann in das Gebiet von Berry, wo diese Ketzer unerhörte Grausamkeit verübten. Ueber 7000 fielen durch die Schärfe des Schwertes; viele fanden in den Flammen ihren Untergang und von denen, welche durch die Flucht entkamen, gingen Einige, die in der Folge den Namen Turlupin's bekamen in das Wallonische, Andere nach Böhmen u. Waldo's Anhänger breiteten sich nun in Languedoc und Dauphiné aus. Die W., welche sich nach Languedoc und die Provence geworfen hatten, gingen durch die furchtbaren Kreuzzüge, welche man 1209—1230 gegen die Albigenser und andere Ketzer, die sich im mittägigen Frankreich so unglaublich vermehrt hatten, anstellte, zu Grunde; die in der Dauphiné, beunruhigt durch den Erzbischof von Cambray, zogen sich in das Ludwigsthal und in andere Thäler, wohin ihnen jedoch die Inquisitoren nachfolgten. Diese strengen Maßregeln hatten indeß keinen andern Erfolg, als daß die W. sich mehr verstellen lernten. Endlich der Verfolgungen der Inquisition müde, schlugen sie sich zu den Trümmern der Albigenser und entflohen in das cisalpinische Gallien und zwischen die Alpen, wo sie unter den Völkern, die von den Ketzereien des 9. und 12. Jahrhunderts angesteckt waren, eine Zufluchtsstätte fanden. Nachdem Alphons, König von Aragonien, Sohn Berengar's IV., Grafen von Barcelona und Markgraf der Provence, um das Jahr 1194 alle Sectirer, die sich nicht bekehren wollten, aus seinen Staaten vertrieben hatte, zogen sich auch die Sectirer der Provence in die Thäler zurück. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren einzelne Haufen dieser Secte nach Apulien und Calabrien, wo sie bald unterdrückt wurden, andere nach Böhmen

ı, wo sie auch Verfolgungen litten und Grubenheiner, weil sie sich
n und Bergen zu verbergen pflegten, genannt wurden; endlich verloren
unter die Hussiten. Nur in den, von der Natur befestigten, Thälern des
Piemonts fanden sie eine bleibende Heimath und die verschiedenen Ver-
ründeten da eine besondere Kirche, die, mit auswärtigen W.n verbunden,
tsitz ihrer Secte geworden ist. Aber auch hier blieben sie nicht in Ruhe.
st forderte den König von Frankreich, den Herzog von Savoyen und
rung von Dauphiné auf, die W. zur Abschwörung ihrer Irrthümer zu
und im Verweigerungsfalle Gewalt zu brauchen. Die päpstliche Er-
blieb nicht ohne Erfolg; man schickte Truppen in die Thäler. Als
hre darauf Ludwig XII. auf seinem Zuge nach Italien sich in der Nähe
ser Thäler, Valpute genannt, befand, befahl er einen Angriff gegen dessen
r und richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. In der Mein-
ı die Ketzerei ausgerottet zu haben, verwandelte der König den Namen
tes in Ludwigsthal. Allein die W. zogen sich tiefer in ihre Thäler
ten hinter den Schluchten derselben der Politik der Legaten, dem Be-
ifer der Missionäre, der Strenge der Inquisition und der Macht der
en Fürsten. Ganze Kriegsheere wurden in diesen furchtbaren Schlupf-
aufgerieben und man sah sich endlich, gegen das Ende des 15. Jahr-
. 1488, unter Philipp VII., Herzog von Savoyen, genöthiget, den W.n
Thälern freie Religionsübung zuzugestehen. Diese aber, sich nun unüber-
erachtend und mit errungener Religionsfreiheit nicht zufrieden, sendeten
aus in die katholischen Gebietstheile. Um diese Kühnheit zu züchtigen,
er Herzog von Savoyen einen Offizier mit 500 Mann in die Thäler,
ötzlich die Bewohner anfielen und Alles mit Feuer und Schwert ver-
die W. setzten sich zur Gegenwehr, überrumpelten die Piemonteser und
sie fast alle darnieder. Von nun an blieben sie in Ruhe. In diesem
blieb die Secte bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die
te Reformation in Deutschland und der Schweiz bereits große Fortschritte
hatte. Im Jahre 1530 wurden sie von Oekolampad zu Basel und
Straßburg zu einer nähern Verbindung mit den Schweizer Refor-
ngeladen; die deshalb angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich
s es sechs Jahre später Farel und anderen Genfer Predigern durch die
ng an die Lehrer der W., daß sie nie in Sicherheit seyn würden, wenn
icht mit ihnen vereinigten, gelang, eine Verbindung zu Stande zu bringen,
sie zum Theil ihren alten Irrthümern entsagten und dem calvinischen
ffe sich anschlossen. Diese Vereinigung hatte inzwischen gleich Anfangs
ung, daß die W. in Piemont und der Dauphiné, ermuthigt durch die
ng mit den deutschen und schweizerischen Protestanten und den französi-
formirten, die katholischen Pfarrer und Priester aus den Thälern, wo sie
varen, verjagten, sich ihrer Kirchen bemächtigten und ihre Predigtstühle
fschlugen. Der Krieg Franz I. mit dem Herzoge von Savoyen begünstigte
ernehmungen, aber nach abgeschlossenem Frieden ließ Papst Paul III. dem
von Savoyen und dem Parlamente von Turin wissen, daß sie in ihren
furchtbarere Feinde hätten, als die Franzosen, auf deren Ausrottung sie,
Wohl der Kirche und des Staates, Bedacht nehmen müßten. Als einige
auf eine päpstliche Bulle den Richtern des Turiner Parlaments die Pflicht
gegen jene, welche ihnen von den Inquisitoren würden überantwortet
mit aller Strenge zu verfahren, so wurde dieser Befehl, nach dem Vor-
r französischen Parlamente, pünktlich vollzogen; man sah in der Stadt
viele W. verbrennen, daß es schien, als wollte dieses Parlament sich
n anderen im Ketzerhasse auszeichnen. Indessen hielten sich die W. in
älern und der Herzog von Savoyen, zu schwach, sie auszutreiben, wendete
Frankreich um Beihülfe, welches Truppen absendete, die eine große Menge
ngen und dem Feuertode überlieferten. Nach dem Tode Franz I. ließ sein

Nachfolger Heinrich II. die W. in Ruhe, deren sie bis nach dem Frieden, der den Krieg zwischen Frankreich und Spanien endigte und den Herzog von Savoyen in seine Länder wieder einsetzte, genossen. Auf erneuerte päpstliche Aufforderungen schickte Savoyen abermals Truppen gegen sie, welche aber so hartnäckigen Widerstand fanden, daß der Herzog den W.n Frieden zugestehen mußte, dessen sie bis 1570 sich erfreueten, wo der Herzog Emmanuel der Ligue der katholischen Fürsten gegen die Protestanten beitrat. Gleich nach Unterzeichnung dieses Beitrittes wurde den W.n blos in Gegenwart eines Regierungskommissärs sich zu versammeln erlaubt. Durch diese Unternehmungen und durch die auswärtigen Kriege ward Savoyen so sehr entvölkert, daß die Regierung, ihr Unvermögen, die Barben oder W. zu unterjochen, fühlend, den Entschluß faßte, sie zu dulden, jedoch unter der Bedingung, daß sie keine Kirchen haben und ihre Prediger nicht aus der Fremde kommen lassen sollten. — Cromwell wünschte ihnen eine größere Toleranz und mit Hülfe der von ihm erhaltenen Geldsummen ergriffen die Sectirer abermals die Waffen und abermals wurden die Thäler mit dem Blute der Katholiken und der W. gefärbt und nochmals erhielten diese durch Vermittelung der Schweizerkantone bürgerliche Duldung; aber, mit dieser nicht zufrieden, verjagten sie die Missionäre und der Hof wurde zu gleicher Zeit benachrichtiget, daß sie mit den Feinden des Staates strafbare Einverständnisse unterhielten. Der Herzog Amadäus beschloß daher, sie gänzlich aus seinen Staaten zu vertreiben. Ludwig XIV. von Frankreich sagte ihm Unterstützung an Truppen zu; es erschien ein Edict, worin allen nicht katholischen Unterthanen der Thäler die Uebung ihrer Religion verboten wurde. Die W. versagten, wie natürlich, den Gehorsam; der neue entsponnene Krieg wurde mit großer Erbitterung geführt, bis endlich, nach vielem Blutvergießen und gänzlicher Erschöpfung, die W. sich unterwarfen und die Franzosen ihre Thäler verließen. Tausende dieser Sectirer wanderten bei dieser Verfolgung in protestantische Länder aus. In England traten sie mit den französischen Reformirten in Verbindung; in den Niederlanden mit den Wallonen; in Berlin mit der, zum Theile durch die W.-Flüchtlinge entstandenen, reformirten Gemeinde. Gegen zweitausend gingen in die Schweiz, von welchen 1689 einzelne Haufen wieder in Piemont einbrachen, sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen behaupteten und endlich, vorzüglich durch preußische Fürsprache, von dem Turiner Hofe im Jahre 1725 Religionsübung und bürgerliche Rechte erhielten. Von jenen Flüchtlingen siedelten sich auch, nach vielem Widerstreite, einige Hunderte, im Jahre 1699, im Württembergischen an, deren Nachkommen sich zur Zeit, in zehn Gemeinden, auf 1800 Köpfe erstrecken. Die W. in Piemont, welche ehedem über Susa, Saluzzo und den ganzen Bezirk von Pignerolo verbreitet waren, sind jetzt auf die Thäler des westlichen Piemont's, Perusa, St. Martino und Luzerna beschränkt, wo sie in dreizehn Kirchspielen mit 18,900 Seelen wohnen. Napoleon hatte jedem ihrer Prediger einen Gehalt von 1200 Franken ausgeworfen, welcher ihnen nach der Restauration entzogen, jedoch durch dringende Vorstellungen auswärtiger Mächte wieder auf 500 Franken gestellt wurde. — Die W. in Frankreich fanden ihren gänzlichen Untergang in dem Cevennen-Kriege.

Waldhorn, ein bekanntes Blasinstrument, meist von Messing, gekrümmt, oben mit einem Mundstück versehen u. im Tonumfange von vier Octaven. Große Verbesserungen erhielt es durch die Aufsatzstücke u. Krummbogen und für ausgezeichnet galten namentlich die von Joseph Anton Hampel zu Dresden 1753 bis 1755 erfundenen Inventionshörner, bei welchen durch einen Mechanismus im Horne selbst die Tonart leicht und schnell gewechselt werden kann. Gekrümmt wurden die Hörner zuerst in Paris 1680 und im nämlichen Jahre lernte sie dort Franz Anton Graf von Spörken aus Böhmen kennen und verbreitete sie weiter. Ursprünglich zwar nur zur Jagd verwendet, fanden sie bald in der Musik, zuerst im Orchester, später auch im Solo Anwendung. Jetzt verfertigt man W.er im hohen C stehend und gewinnt durch neue Krummbogen verschiedener

Größe alle Tonarten bis auf tief B herab. Das ehemalige Stopfen, d. h. Hervorbringen gewisser Töne durch die Finger der rechten Hand, welche in die Schallöffnung gelegt werden, hat Heinrich Stölzel aus Breslau 1814 beseitigt und zwar durch die Erfindung zweier luftdichter Ventile (Klappen) am Horne, welche mit den Fingern der rechten Hand niedergedrückt werden und mittelst Federn sich wieder schließen. Das Horn ist schwer zu blasen, weil die Intonationen von den Lippenbewegungen abhängen und deßhalb ist man genöthigt gewesen, die Tonleiter zu theilen, so daß der Hornist, welcher die tiefen Töne bläst, die hohen dem Andern überlassen kann. Ein doppeltes W. ist von Clagget erfunden. — Ein berühmter Waldhornist, für den Beethoven eine Claviersonate mit Horn schrieb, war Johann Wenzel Stich, pseudonym Giovanni Punto, gestorben 16. Dezember 1803 in Prag. — Auch ein Orgelrohrwerk von 2, 4, 8 Fußton heißt Horn oder W.

Waldis, s. Burkard Waldis.

Waldmensch, s. Orang-Utang.

Waldsassen, wohlgebauter Marktflecken und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes und Forstamtes, an der Wondreb, im bayerischen Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg. Es bestand hier ehedem eine der reichsten Cisterzienserabteien in Deutschland, welche ein Gebiet von 12 □ Meilen mit 19,000 Einwohnern und 200,000 Gulden Einkünften besaß. Man sagt, sie habe so viele Fischteiche gehabt, als Tage im Jahre sind. Die prächtige Klosterkirche enthält noch jetzt, nachdem die Säkularisation ihre Schätze sehr gelichtet hat, einen wunderbaren Reichthum an Gemälden, Bildhauerarbeiten und Schnitzwerken; auch umschließen ihre Hallen die Grabmäler mehrer Landgrafen von Leuchtenberg und anderer adeligen Personen. Die Marktbewohner, 1650 an der Zahl, sind sehr betriebsam und nähren sich von Feldbau, Viehzucht, Teichfischerei, Tuch- und Zeugweberei, Papier- und Steingutfabrikation. In der Nähe von W. die stark besuchte Wallfahrtskirche zur hl. Dreifaltigkeit, wo auch jährlich ein großer Markt gehalten wird, dann die Königshütte, Sitz eines Berg- und Hüttenamtes, mit berühmten Hochofen. — Der Begründer des Klosters W. war Markgraf Diepold von Cham; der Bau begann im J. 1128, aber noch in einer Urkunde von 1133 wird die Gegend „locus desertus invius et solis cognitus bestiis“ genannt. Der Fleiß u. die Einsicht der Mönche verwandelte die Wildniß nach und nach in wohnliches Land. Die ersten Religiosen erhielt W. aus dem Kloster Volkenrode in Thüringen. 1147 wurde die Abtei von Kaiser Konrad III. in den unmittelbaren Schutz des Reiches aufgenommen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts stand sie bereits in solchem Flore, daß Abt Konrad II. im Gefolge von 300 Adeligen, lauter Ministerialen des Klosters, zum Konzil nach Konstanz reisen konnte. Doch bald traten schlimme Tage ein. Zweimal nacheinander wurde W. von den Hussiten, 1504 von dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth ausgeplündert und niedergebrannt. Hiezu kamen noch die Prachtliebe einiger Aebte, welche das Kloster in Schulden stürzte, und die Zerwürfnisse wegen der Reichsunmittelbarkeit, die W. fortwährend in Anspruch nahm, während die Landesherren sich das Schutzrecht nicht nehmen lassen wollten. Diese Streitigkeiten gediehen im Jahre 1522 so weit, daß Pfalzgraf Friedrich das Stift durch Soldaten besetzen und dessen Beamten in Eid und Pflicht nehmen ließ. Abt Georg III., welcher den letzten Versuch wagte, sich dem pfälzischen Zwange zu entziehen, büßte sein Unternehmen mit langem Gefängniß im Fuchsstein zu Amberg (1537). Die Reformation gab den Pfalzgrafen Gelegenheit, das Stift völlig unter die weltliche Herrschaft zu bringen; es wurde fortan durch einen Oberhauptmann verwaltet. 1619 verweilte Kurfürst Friedrich V., der unglückliche Winterkönig, vom 10. bis 13. Oktober in W. und empfing daselbst die ihm von einer prunkvollen Gesandtschaft überbrachte Krone Böhmens. Am 1. August 1669 wurde das Kloster durch den Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern dem Cisterzienserorden wieder eingehändigt, welchem es bis zu der Aufhebung im Jahre 18[illegible]

verblieb. — J. B. Brenner: Geschichte des Klosters und Stiftes W., Nürnberg 1837. Die königliche Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt eine Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts, welche die Entstehung des Klosters in deutschen Reimen beschreibt. mD.

Waldstein u. Wartenberg, die Grafen, ein seit dem 11. Jahrhunderte bekanntes, böhmisches Adelsgeschlecht, das ursprünglich von den Herren von Wartenberg, die vor Alters in Böhmen blühten, abstammt, aus welchem bereits im 13. Jahrhundert Zdenko von Ralsky das Schloß Waldstein im Bunzlauer Kreise erbaute, davon den Namen annahm und denselben auf seine Nachkommen vererbte. Um 1600 erhielt das Geschlecht die reichsgräfliche Würde und theilte sich in der Folge in die waldstein'sche Linie zu Münchengrätz und in die Arnau'sche. Aus ersterer stammte der berühmte Kriegsheld Albrecht v. W. (Wallenstein s. d.) Es hatte unter den schwäbischen Reichsgrafen Sitz und Stimme und besitzt das Stammschloß W., das Fideicommiß Dux und das Oberst-Erblandvorschneideramt, welches bei Krönungen und solennen Belehnungen stets der Senior dieser Hauptlinie vertritt; ferner das Seniorat Trebitsch in Mähren und seit 1636 die Magnatenwürde in Ungarn. An allen diesen Prärogativen hat die Linie von Arnau keinen Theil. Erstere Linie theilte sich wieder in zwei Aeste, wovon der zweite jedoch mit dem Tode des letzten Stammhalters, Franz Adam, Grafen W. und Wartenburg auf Dux, 1823, erloschen ist u. die Güter derselben an den Repräsentanten der Hauptlinie, Grafen Ernst Philipp, k. k. wirklichen Geheimrath, fielen. Gegenwärtiger Standesherr der ersten Hauptlinie zu Münchengrätz ist Graf Christian Vincenz Ernst, Oberst-Erblandvorschneider in Böhmen, Herr der Allodialherrschaften Münchengrätz, Weiß- und Hühnerwasser, Hirschberg, Neuperstein, Stiahlau und Nebilau, dann noch mehrer kleineren Güter in Böhmen (geb. 1794). — Haupt der zweiten Linie zu Arnau ist Graf Joseph, geb. 1767, nach dessen Tode dieselbe erlischt.

Waldstein-Wartenberg, Franz Adam, Graf von, geboren zu Wien 1757, erhielt von frühester Kindheit an eine ausgezeichnete Erziehung und studirte vorzüglich Naturwissenschaft, besonders aber Botanik, widmete sich dem Soldatenstande, ward Maltheserritter und machte als solcher einige See-Caravanen gegen die Türken und die afrikanischen Raubstaaten mit. Er trat dann in die österreichische Armee gegen die Türken u. Preußen u. nahm 1789 seinen Abschied als k. k. Rittmeister. Hierauf kehrte er wieder in das Gebiet der Musen zurück; das Studium der Botanik war nun fast seine einzige Beschäftigung. Durch volle 7 Jahre bereiste er, in Gesellschaft des Botanikers und Professors Kitaibel, die Gebirge Ungarns, bis er 1797 bei dem in Wien errichteten adeligen Cavalerie-Corps eintrat. Nach dem Frieden zog sich W. auf eines seiner Landgüter in Ungarn zurück, um sich der Oekonomie, Technologie und anderen freien Wissenschaften zu widmen. Dort verblieb er, bis ihn 1808 die Errichtung der Landwehr zu neuen kriegerischen Unternehmungen aufforderte und er mit dem Range eines Oberstwachtmeisters das Commando über das dritte Bataillon der Wiener Landwehr erhielt, mit dem er den Feldzug von 1809 mitmachte. Wegen seiner bewiesenen vorzüglichen militärischen Kenntnisse erhielt er nicht nur das Commandeurkreuz des Leopoldordens, sondern auch das Recht, fernerhin den Oberstlieutenants-Charakter beibehalten zu dürfen. 1814 übernahm er, nach dem Tode seines Bruders, die Fiedeicommißherrschaften Dux, Oberleutensdorf u. Maltheuern in Böhmen und die Allodialherrschaften Großskal, Zwihan, Laukowitz, Sicherhof u. s. w., auf welche er nun seine ganze Sorgfalt verwendete. Davon zeugen die geschmackvollen Umstaltungen mehrer Schlösser, wo die neuen Einrichtungen des Naturalienkabinets, der Porzellansammlung, der Kunstgalerie und des, mit den seltensten älteren und neueren Waffen geschmückten, Waffensaales selbst den Kenner befriedigen. Er erhob auch aufs Neue die schon lange bestandene Tuchfabrik in Oberleutensdorf und eben so nahm er auch Verbesserungen in allen übrigen Zweigen der Oekonomie vor. Wildenow nannte in seinem Werke: „Species plantarum Linnaei,“

ım Andenken an W. eine von demselben entdeckte Pflanzengattung Waldsteinia. r starb am 24. Mai 1823 zu Oberleutensdorf und vermachte seine botanischen chätze dem vaterländischen Museum zu Prag. Wir haben von ihm: Descriptiones icones plantarum rariorum Hungariae, 3 Bde., Wien 1802—12.

Wales, ein Fürstenthum in England, an den St. Georgenkanal, das irländische Meer und die englischen Grafschaften Chester, Shrop, Hereford und Monouth gränzend, mit 350 (346, 314) □M. ist durch das, in drei Reihen sich ırch das Land hinziehende, Waleser Gebirge sehr bergig, hat felsige und zackige üsten mit vielen Vorgebirgen, Busen und Inseln und wird bewässert vom Dee, luyd, Conway, Tany, Tave, Severn, Wye, Uske und anderen Flüssen, sowie ›n vielen kleinen romantischen Seen und mehren Kanälen (Swansea). Auch gibt einige Mineralwasser. Das Klima ist Gebirgsklima, rauh, doch gesund. Proıkte sind: Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen, Marmor, Schiefer ꝛc. Fische (Lachse, äringe), Austern, einige Perlen, Wild (besonders Kaninchen) und Geflügel. W. hlt über 925,000 Einwohner, ihrer Abstammung nach Kymren, kräftiger, doch her Natur, etwas träg, doch gastfrei, gutmüthig offen, gesellig, bei mancherlei berglauben, eigener Sprache (Walische Sprache); unter ihnen leben auch nige Flamänder. Man treibt Ackerbau, doch nicht ergiebig genug, da die ebirge zu viele Hindernisse in den Weg legen; mehr Viehzucht (sehr lohnend) ischerei (ebenfalls sehr ergibig); der Austernfang um Glamorgan soll jährlich er 5 Mill. Stücke liefern; Bergbau (Eisen, wobei gegen 50 Hochöfen thätig ıd, Kupfer in noch reicheren Gruben, Steinkohlen); wenig andere Industrie, ›ch nicht unbedeutenden Handel. — W. wird eingetheilt in Nord- u. Süd-W., ›es mit 6 Grafschaften. Von W. führt der Kronprinz von Großbritanien seinen Titel. Die Hauptstadt ist Pembroke. — Die ersten Einwohner von 3. waren wahrscheinlich Cimbern. Als im 5. Jahrhundert die Angelsachsen in ritannien einfielen, mußte ein Theil der Bewohner Britanniens sich nach W. flüchn, das damals in mehre Staaten getheilt war. Der erste König soll Cadwallar geheißen haben. Nach seiner Entfernung bemächtigte sich Ivor der Herrschaft, urde aber 690 von Idwallo, dem Sohne Cadwalladers, wieder verdrängt. Fast)0 Jahre lange regierten nun Könige von W., bis gegen das Ende des 9. Jahrınderts Roderich II. sein Land unter seine 3 Söhne theilte und dem ältesten, marawd, Nord-W., dem zweiten, Cadel, Süd-W. und dem dritten, Mervin, ovisland gab. Die Nachfolger Roderichs II. theilten ebenfalls u. bald war das ınd in so viele kleine Theile zerstückelt, daß die Fürsten desselben alle Macht rloren. Schon dem sächsischen Könige Adelstan von England (924—941) mußte 3. einen jährlichen Tribut zahlen, der Anfangs in Geld, später aber in Wolfsfellen bestand, indem die jagdkundigen Waleser ganz England von Wölfen ubern mußten. 400 Jahre widerstanden die Waleser zwar noch den englischen önigen, aber 1282 mußten sie sich unterwerfen und, da der König das Land rn in Frieden bei seiner Krone erhalten wollte, die W. aber blos einem tatthalter gehorchen wollten, der in W. geboren sei, kein Wort englisch rstände und an dessen Leben Nichts zu tadeln sei, so ließ der König 285 seine hochschwangre Gemahlin nach W. bringen, wo sie auf dem chlosse Caernarvon von einem Prinzen, nachmals Eduard II., entbunden wurde. ieses Kind zeigte er den Walesern und ernannte es zu ihrem Statthalter, inm er sagte, daß dieser alle Bedingungen erfülle: indem er in W. geboren sei, in Wort englisch verstände u. Niemand gegen seinen Wandel Etwas einwenden nne. Daher der Titel des ältesten Sohnes des Königs und designirten Thronben: „Prinz von W." Stirbt derselbe, hinterläßt aber Söhne, so nimmt der älteste n Titel „Prinz von W." an. Brüder und Vettern des Königs können nie rinzen von W. heißen, selbst wenn alle Präsumtion für sie ist, daß sie einst die hronerben werden, da immer doch die Möglichkeit vorhanden ist, daß der König ›ch Söhne erhalte, oder, ist er unbeweibt, heirathe und dann Söhne zeuge. Seim gehört W. immerfort zu England und theilte seine Schicksale.

Walhalla, hieß in der scandinavischen Mythologie der goldene Palast im Reiche Odin's, in welchem sich alle Helden versammeln, die an einer Wunde, oder überhaupt im Kampfe geblieben sind. Alles, was die nordischen Helden als Glück und als Seligkeit auf der Erde gekannt, das fanden sie in W. Hermode und Braga empfingen sie in dem goldblätterigen Haine Glasor, welcher an den großen, bis in die Wolken reichenden Palast stieß, in diesem selbst warteten ihrer die reizendsten, blühendsten Jungfrauen, Walküren; warteten ihrer eine reich besetzte Tafel und Meth in schwelgerischer Fülle, aber auch Kampf und Sieg und Tod und wieder Kampf; denn Odin braucht die Helden, um an dem Tage des Weltunterganges sich gegen Surtur's Heerschaaren und die Bewohner von Muspelheim zu wehren.

Walhalla, die — der Tempel deutscher Ehren — liegt nahe beim Marktflecken Donaustauf im bayrischen Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg, am nördlichen Ufer der Donau, 304' über dem Stromspiegel auf mäßig steiler Anhöhe, schon aus weiter Ferne den Blicken der Wanderer sichtbar. Das Gebäude ruht auf einem fast 100' tief grundenden Unterbaue, welcher mehrfach abgestuft ist. Den Aufgang bildet eine zweimal sich theilende und wieder vereinende Treppe von mehr als dritthalbhundert Marmorstufen, welche dem zum Pronaos Emporsteigenden eine Fülle der mannigfaltigsten Aussichten über das herrliche Donauthal u. der wechselndsten Ansichten des Gebäudes selbst bietet. Die unterste und größte Abtheilung des Terrassenbaues ist nach Art der sogenannten Cyklopen- oder Polygonmauern, aus vieleckig behauenen Dolomitblöcken aufgeführt. Ein am Fuße der zweiten Terrasse sich öffnender Eingang führt in das Innere des Unterbaues, in welchem die Vorrichtungen zur Beheizung angebracht sind. Die Breite des ganzen Unterbaues beträgt an der Polygonmauer 288', die Länge von Süden gegen Norden 438', die Höhe vom Fuße der ersten Terrasse bis zu den Sockelstufen des Tempels 128'. Der ganze Walhallabau mit Einschluß des Tempels ist 197' hoch. Letzterer selbst mißt mit den dem Baue einzurechnenden drei Sockelstufen in der Länge 230', in der Breite 108 und in der Höhe 64'. Er krönt, als der Haupttheil des Gebäudes, die Platte des Berges und den Unterbau, und seine Wände bestehen aus ganz regelmäßigen Horizontallagen von Marmorquadern. Der Bau ist dorischer Ordnung, ein ὀκτάστυλος περίπτερος, d. i. mit acht Säulen von den schmalen Seiten und mit Säulenstellungen an den beiden Langseiten, welche jede, die Ecksäule eingerechnet, 17 Säulen enthalten. Hinter den 8 Säulen der Hauptfronte stehen in zweiter Reihe 6 gleiche. Dem Baumeister der W., Leo v. Klenze, scheint das Parthenon zu Athen, das herrlichste der griechischen Baudenkmale, zum Vorbilde gedient zu haben. Die Schafte der Säulen des Peristyls sind 31' hoch und halten am Sockel 5' 10" im Durchmesser. Das Gebälke darüber hat ein Dritttheil der Höhe derselben und ist mit Triglyphen verziert; die Firstspitzen, die Ecken und die Ablängen des Daches sind es mit Akroterien und Antisphiren. Alle diese Ornamente sind auf's sorgfältigste in Marmor ausgeführt und zeigen eine bis jetzt vielleicht nie gesehene Schärfe und Reinheit der Arbeit. In den Tympanen der beiden Fronten sind Schwanthalers herrliche Giebelbilder aufgestellt. Jede der beiden Gruppen besteht aus 15 Figuren. Die des südlichen, gegen die Donau ausschauenden Giebelfeldes erneuern symbolisch das Andenken an Deutschlands Wiederherstellung nach dem letzten französischen Kriege, und die nördliche Gruppe stellt die Hermannsschlacht dar. Der Dachstuhl ist ganz aus Metall, nämlich aus Eisen das Sparrwerk, aus Bronze die Kassettirungen u. dgl., aus Kupfer die Dachplatten. — In das Innere der W. führt eine großartige Eingangspforte, deren gigantische Thorflügel von außen mit Erz beschlagen, inwendig mit Getäfel von Ahornholz bekleidet sind. Jeder der beiden Flügel wiegt 42 Ztr. Die Länge des innern Hauses beträgt mit dem Opisthodomos 168', die Breite 48', die höchste Höhe 53' 5". Seine Ausschmückung ist im jonischen Style gehalten, und entwickelt eine Staunen erregende Fülle von Pracht und Kunst. Schon der aus

bunten, spiegelglatten Marmorstücken mosaikartig zusammengefügte Fußboden ist ein herrliches Meisterwerk. Gleich bewunderswerth ist die Decke des Saales, welche nicht auf gewöhnliche Weise horizontal liegt, sondern der Dachschräge folgt. Ihre sichtbare Konstruktur besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten; die Kassetten sind himmelblau mit Sternen von Weißgold. Sehr sinnreich sind in den durch die Dachbinder gebildeten dreieckigen Senkgiebeln Figuren der nordischen Götter- und Heldengeschichte, aus Metall gegossen, als Schmuck angebracht. Zwischen diesen Senkgiebeln, deren drei sind, öffnen sich in der Decke drei mit dickem französischen Spiegelglase belegte Fenster, jedes 112 □' groß. — Um die Spannung der Dachbinder zu vermindern, ließ der Baumeister an den Längenwänden des Saales Pfeilermassen vorspringen, deren vier einander gegenüber stehen. Selbe bilden auf jeder Seite drei, also im Ganzen sechs Wandfelder, welche, wie die Pilaster selbst, mit prachtvollem rothen, dem antiken Afrikano ähnlichen Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern nun sind die Büsten, die Brustbilder der großen Deutschen, gegenwärtig 97 an der Zahl, theils auf einzelnen Tragsteinen, theils auf fortlaufenden Piedestalen aufgestellt. Den Mittelpunkt jeder Büstengruppe bildet immer eine weibliche Figur, — eine Walkyre, als Genius des Ruhmes ausgeführt. Diese Viktorien sind von Rauch in Berlin aus dem reinsten Cararra-Marmor gemeißelt, plastische Werke, die geradezu an die schönsten des Alterthumes sich anreihen. Dem Eingange gegenüber macht der Opisthodomos — eine Halle, getragen von sechs 24' hohen jonischen Säulen und erhellt durch ein großes Fenster an der Nordseite — den paßlichen Schluß des architektonischen Bildes. — Dies der untere Raum des Saales oder die eigentliche Halle. Ueber ihr erhebt sich ein zweiter Stock, welcher dem Ganzen erst die ihm gebührende Höhe und Mannigfaltigkeit der Hauptformen geben konnte. Der Fries und die von Brüstungen aus graulichem Marmor geschirmten Umgänge, welche von dem ober dem Opisthodomos angebrachten Hauptbalkone nach den zwei Langseiten auslaufen und über den Pfeilermassen als Logen vortreten, sind es, durch die sich der Saal der Höhe nach in seine beiden Etagen theilt. Die Reliefe des erwähnten Frieses, von Professor Wagner in Rom meisterhaft in Carrara-Marmor ausgeführt, umziehen den Saal in einer Gesammtlänge von 292', und stellen in acht Abtheilungen die Urgeschichte der Deutschen von ihrer Einwanderung in das jetzige Vaterland bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthum durch den heil. Bonifazius dar. Um den weiten Räumen mehr plastische Belebung zu geben, hat der Architekt die Pfeilermassen im obern Stocke nicht, wie unten, mit Wandsäulen verziert, sondern hier gigantische, 10' 9" hohe weibliche Figuren aufgestellt, die als Karyatiden oder Kanephoren das obere Gebälk tragen. Diese edlen Frauenbilder, welche, altgermanisch gekleidet, Walkyren, d. i. jene kriegerischen Jungfrauen der deutschen Götterlehre vorstellen, denen oblag, die gefallenen Helden von der Walstatt in die Walhalla einzuführen, machen auf den Eintretenden eine besonders großartige Wirkung. Zwischen ihnen, die paarweise auf den Bogenbrüstungen stehen, bilden sich, ganz so wie zwischen den Pfeilern des Untersaales, sechs Wandfelder, welche hier abwechselnd mit Platten von rothbraunem Marmor und den weißen Marmortafeln bekleidet sind, auf denen in vergoldeter Erzschrift die Namen jener 64 Walhallagenossen prangen, die man, da keine Bildnisse von ihnen vorgefunden wurden, nicht durch Büsten verherrlichen konnte. Die prachtvolle Ausstattung des Saales vervollständigen sechs Stühle von Marmor und acht Kandelaber von demselben Material. — Die W. ist unstreitig eine der großartigsten und vollendetsten Schöpfungen der neuern Baukunst. Ihr Begründer, der König Ludwig I. von Bayern, hatte schon als Kronprinz, im Jahre 1807, unmittelbar nach dem Untergange des tausendjährigen deutschen Reiches, den Entschluß gefaßt, dem weltgeschichtlichen Ruhme der ganzen germanischen Vorzeit ein großes, unvergängliches Denkmal zu errichten. Nachdem die Vorarbeiten vollendet, legte er am 18. Oktober 1830, am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, den Grundstein zur W., und 1842, an demselben

Tage, beging er die Eröffnungsfeier. Die Kritik findet übrigens auch an diesem schönen Werke mancherlei auszusetzen, und denjenigen, welche es für einen Mißgriff erklären, daß man, statt im altdeutschen Styl, das Ehrendenkmal des deutschen Volkes in dem unserer Nationalität durchaus fremden griechischen Style aufgeführt hat, pflichten wir selber bei. Ein anderer oft und bitter ausgesprochener Tadel hat jetzt keinen Anlaß mehr, denn Luther's Büste ist seit 1848 in der W. aufgestellt. — Von den deutschen Männern und Frauen, die in der W. eingereiht sind, hat der königliche Begründer unter dem Titel „Walhalla's Genossen" eine Charakteristik mit beigefügten Abbildungen der Büsten herausgegeben, welche bereits in zweiter Auflage erschienen ist, und von dem Baumeister haben wir eine architektonische Beschreibung der W. mit Ansichten. — Ratisbona und Walhalla, Regensb. 1831, mit lithogr. Abbildungen; Adalbert Müller: Donaustauf und W., Regensburg 1838 (7. Aufl. 1847) mit Stahlst.; Dr. J. R. Pangkofer: Walhalla, Regensburg 1842 (2. Auflage 1843) mit Stahlstichen; J. L. Hoffmann: Abbildung und kurze Beschreibung der W. u. Donaustaufs, Regensb. 1842. mD.

Walken, ein gewaltsames Stoßen oder Schlagen, geschieht am meisten mit Tüchern u. ähnlichen Wollengeweben, wenn sie vom Webestuhle gekommen sind, theils, um sie mit Beihülfe von Wasser, Urin, Seife und Walkererde von Fett u. Leim zu befreien, theils auch, um sie zu verdichten und auf ihrer Oberfläche zu filzen. Das Stoßen oder Schlagen wird gewöhnlich durch eigene Walkmühlen verrichtet. Die nämliche Arbeit geschieht auch mit wollenen Strümpfen und mit gewissen Ledersorten.

Walkererde, Walkerde oder Walkthon, ein dem Thon ähnliches, aber in mehrfacher Beziehung von ihm unterschiedenes Mineral, derb, matt, an den Kanten schwach durchscheinend, durch den Strich fett glänzend werdend, von grünlicher, ins Graue fallender, selten von röthlicher oder weißlicher Farbe. Sie fühlt sich sehr fett an, hängt nur wenig an der Zunge, saugt fette u. ölige Stoffe ein und zerfällt im Wasser zu einer breiartigen, nicht plastischen Masse, wodurch sie sich hauptsächlich vom Thone unterscheidet. Ihre Bestandtheile sind: kieselsaure Thonerde, Talkerde, Eisenoxyd, etwas Kalk und Kochsalz und ihr spezifisches Gewicht ist 2,198. — Da sie Fett und Oel absorbirt, wird sie hauptsächlich zum Walken des Tuchs anstatt der Seife verwendet, wozu sie aber, besonders bei feinen Tüchern, durch Schlämmen von allem beigemengten Sande u. Steinchen gereinigt werden muß. Sie findet sich in Lagern im Grünsteinschiefer und im aufgeschwemmten Lande zwischen Sand- und Thonlagern, in England, Frankreich, Portugal und in Deutschland in Steyermark auf der Herrschaft Reifenstein bei Cilly und bei Grätz, in Böhmen, Mähren, Schlesien, im Königreich Sachsen bei Roßwein, Colditz, Grimma, Johanngeorgenstadt, Waldenburg rc. Die berühmte englische Walkerde, auf deren Ausfuhr eine Strafe von einem halben Thaler für das Pfund gesetzt ist, wird eine Stunde von Woburn bei Wavendon in Bedfordshire gegraben. Außerdem besitzt England noch an mehren anderen Orten sehr gute W. und Frankreich besonders bei dem Dorfe Salinelle in der Nähe von Sommières, welche daher Terre de Salinelle heißt.

Walküren sind in der skandinavischen Mythologie liebliche Jungfrauen von unvergänglicher Schönheit und Jugend, in Walhalla wohnend und den Helden, welche Odin um sich versammelt, die Freuden der Erde ersetzend und dennoch ewig ihre Reinheit unverletzt behaltend, gleich den Houris im Paradiese der Moslems. Im Sinne des nordischen Ritterthumes lag es jedoch, im Weibe nicht blos die Haus-, sondern auch die Kampfgenossin des Mannes zu sehen, daher sind die W. Schlacht- und Schild-Jungfrauen und Krieg ihr Element; stets reiten sie in das Getümmel des Kampfes voran; Odin sendet sie zu jeder Feldschlacht, sie bestimmen, wer fallen soll (daher auch ihr Name, von Wal: Schlachtfeld oder Todtenfeld, und küren, wählen, Todtenwählerinnen) und geleiten die Gefallenen zu Odin's Mahl.

Wall nennt man im Allgemeinen jede, von Erde zum Schutze aufgeworfene
rhöhung, besonders aber diejenige, womit eine Festung umgeben ist. Hat eine
estung mehre Wälle, so heißt der die Festung zunächst umgebende Haupt-W.
ie obere Fläche des W.es hinter der Brustwehr heißt der W.-Gang und dient
r Aufnahme der Soldaten und des Geschützes. Nach der Beschaffenheit der
nliegenden Gegend wird derselbe 10—24 Fuß hoch aufgeführt. Die, zwischen
m W.e und den Häusern der Festung befindliche, Gasse heißt W.-Gasse,
ärmgasse. Die mit dachförmigem Deckel versehenen hölzernen Kasten, welche
f den Wällen zur Aufbewahrung der Munition, des Geschützzugehörs ꝛc. dienen,
eißen W.-Kasten und die aus eisernen Stäben zusammengesetzten Körbe, in
elchen man Kienholz anzündet und sie an langen Stangen über den W. hin-
shängt, um in dunkelen Nächten die trockenen Festungsgräben zu erleuchten, um
eberfälle zu verhindern, nennt man W.-Lampen, Kienlampen, Feuer-
rbe. Die Auffahrten zu den W.en heißen Rampen oder Appareilen.

Wallace (William), ein berühmter schottischer Freiheitsheld aus einer
ten, aber armen Adelsfamilie, zeichnete sich durch Muth und Körperstärke aus,
mmelte 1298 Flüchtlinge aus seinem Vaterlande, um dasselbe von der Tyran-
i Eduard's I. zu befreien, schlug 40,000 Engländer unter dem Grafen War-
n Gressingha und tödtete selbst ihren Anführer. Da sich der König Johann
aliol noch in Gefangenschaft der Engländer befand, wurde er Regent von
chottland, setzt den Krieg glücklich fort, verheerte England bis in die Nähe von
urham und kehrte, mit Ruhm und Beute beladen, zurück. Eduard kam hierauf
hnell aus Flandern herbei und drang mit einem großen Heere in Schottland
n. W., ärgerlich über die Undankbarkeit seiner Landsleute, die ihn in der letz-
n Zeit verlassen hatten, legte seine Regentschaft nieder und zog sich in's Privat-
ben zurück. Eduard I. bekam ihn jedoch durch Verrätherei in seine Hände und
ß ihn 1305 hinrichten.

Wallbüchse ist ein gezogenes Feuergewehr, von größerem Kaliber, als die ge-
öhnlichen Büchsen. Man gebraucht sie namentlich in Festungen, um die feind-
chen Sappeurarbeiter u. s. w. schon von Ferne mit Gewehrfeuer angreifen zu
nnen und sie dadurch zu einem zeitraubenden Baue zu zwingen. Die alten
oppelhacken, glatte Gewehre großen Kalibers, wurden durch sie meist verdrängt.

Wallenstein, Albrecht, Graf von, genauer Albrecht Wenzel Eu-
bius Graf von Waldstein, Herzog zu Sagan, Friedland und Mecklen-
rg, stammte aus einem Geschlechte des böhmischen Herrenstandes und wurde
. Sept. 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanic in Böhmen geboren. Sein
ater war Wilhelm von Waldstein, seine Mutter eine geborene Freiin
mirricky von Smirric. Beide bekannten sich zur lutherischen Kirche.
chon frühe offenbarte sich sein feueriger, wilder, verwegener Geist. Er besuchte
erst die Schule der Brüdergemeinde zu Koschumberg u. darauf die Stadtschule
Goldberg in Schlesien, machte aber seinen Lehrern durch Ausgelassenheit und
tarrsinn viel zu schaffen und zeigte wenig Geschmack an den Wissenschaften.
a er seinen Vater im zwölften Lebensjahre verlor, brachte ihn ein Oheim, der
h zur katholischen Kirche bekannte, etwa in seinem sechszehnten Jahre in das
elige Convictorium der Jesuiten zu Olmütz. Darauf trat er als Page in die
ienste des Markgrafen von Burgau zu Innspruck, dessen Wohlwollen er sich im
hen Grade durch sein freies und kühnes Wesen zu erwerben wußte. Lange
eisen, die er in Gesellschaft eines reichen Edelmannes, Liceck von Riesenburg,
ternahm, führten ihn durch den größten Theil Europa's, namentlich zu den
öfen und Hauptstädten Hollands, Englands, Spaniens, Frankreichs und Italiens,
o er Gelegenheit fand, sich treffliche Kenntnisse und Erfahrungen im Finanz-
d Kriegswesen, so wie die nähere Bekanntschaft mit verschiedenen Staatsmännern
d Feldherrn zu verschaffen. Die erworbenen Kenntnisse erweiterte er auf den
niversitäten zu Bologna und Padua, wo er längere Zeit verweilte. Während
ine der gewöhnlichen Wissenschaften ihn anzog, gab er sich in Padua under

der Leitung des Professors der dortigen Hochschule, Argoli, der Astrologie, nicht allein wegen des gewaltigen Eindruckes, welchen die Geheimnisse jener Wissenschaft auf seinen abenteuerlichen Charakter machten, mit großem Eifer hin, sondern auch, weil sein brennender Ehrgeiz die erste Befriedigung in der Vorhersagung glänzenden Glückes fand, welche ihm von Argoli zu Theil geworden zu seyn scheint. Wie hätte er endlich sich von alchymistischen und astrologischen Träumereien in einer Zeit entfernt halten können, worin es Könige und Kaiser zum guten Tone rechneten, sich ihnen mit Leidenschaft hinzugeben? Nach seiner Rückkehr erhielt er auf die Empfehlung seines vielvermögenden Vetters, Adam von Waldstein, Oberstallmeisters des Kaisers Rudolph, eine Stelle in dem Heere, welches in Ungarn gegen die Türken stand, kämpfte unter dem General Georg Basta mit großer persönlicher Auszeichnung u. wurde während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolks ernannt. Der Friede von 1606 führte ihn nach Böhmen zurück, wo er die sich ihm darbietenden Gelegenheiten zur Erwerbung eines bedeutenden Vermögens sorgfältig benützte. Er heirathete eine reiche mährische Wittwe, Lucretia von Landeck, die ihm, als sie 1614 starb, ihre bedeutenden Besitzungen vermachte. Und da er ausserdem 14 Güter von seinem Oheim erbte, so konnte er schon jetzt zu den reichsten Edelleuten in Mähren und Böhmen gezählt werden. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, in dem Kriege, der 1616 zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark (Kaiser Ferdinand II.) und dem Freistaate Venedig in Friaul ausbrach, 200 Dragoner auf eigene Kosten ins Feld zu stellen u. 6 Monate lange zu besolden. Hier gewannen ihm seine Klugheit, sein leutseliges Benehmen, so wie seine Fürsorge für seine Soldaten eben so sehr das allgemeine Vertrauen, wie seine Tapferkeit, welche er besonders beim Entsatze von Gradiska unter Dampierre's Augen, der den Oberbefehl führte, bewies. Die Offiziere, deren er täglich viele zu seiner prächtigen Tafel zog, kettete er durch glänzende Freigebigkeit an sich. Zum Lohne erhob ihn Kaiser Matthias in den Grafenstand, ernannte ihn 1617 zum Kammerherrn und zum Obersten über ein Regiment zu Pferde und verschaffte ihm durch seine Empfehlung den Befehl über die mährische Landmiliz. Daher nahm W. seine Wohnung in Olmütz und heirathete die Isabella Katharina, Tochter des kaiserlichen Kammerherrn und Geheimeraths Grafen Harrach, der bei Ferdinand in hoher Gunst stand. Das Verhältniß war auf gegenseitige Neigung gegründet u. blieb durchaus ungetrübt. In den böhmischen Unruhen 1619, woraus dem Kaiser so viele Gefahren erwuchsen, stellte sich W., der entschieden die Partei seines Gebieters nahm, entschlossen dem nach Mähren vordringenden Grafen Matthias Thurn entgegen, mußte aber nach Wien flüchten, weil die mährischen Stände sich mit den Böhmen vereinigten. Dann warb er ein Kürassierregiment von 1000 Mann, vereinigte sich mit dem Grafen Boucquoi und entschied durch seine Tapferkeit dessen Sieg über Ernst von Mansfeld. Ebenso betheiligte sich sein Regiment an der Schlacht am weißen Berge 1620, deren unglücklicher Ausgang die Hoffnungen der Böhmen mit einem Schlage vernichtete; er selbst eroberte mit Boucquoi mehre feste Plätze in Mähren, zu dessen Militairgouverneur er ernannt wurde, erhielt seine, von den Böhmen eingezogenen, Güter zurück u. befehligte dann als Generalmajor, nicht ohne glücklichen Erfolg, gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Gleiche Thätigkeit bewies er gegen den Markgrafen Johann Georg in Schlesien. Seine Bemühungen fanden reichen Lohn; nicht allein kaufte er für 7,240,228 Gulden 60 größere und kleinere Herrschaften von den eingezogenen Gütern der böhmischen Edeln, sondern der Kaiser verlieh ihm auch 1622 die Herrschaft Friedland in Böhmen nebst dem Reichsgrafentitel, worauf 1623 seine Erhebung zum Fürsten von Friedland erfolgte. Auch diese Würde wurde später durch den Herzogstitel erweitert. Zu dieser Herrschaft gehörten 9 Städte und 57 Dörfer und Schlösser; sein Vermögen, welches an liegenden Gründen den Werth von 30 Mill. Gulden erreichte, vermehrte er durch treffliche Bewirthschaftung seiner Güter. Als Christian IV. von

Dänemark 1625 an die Spitze der Protestanten in Niedersachsen trat, befand sich der Kaiser, bei dem Mangel an Geld und Truppen, wegen der Aufstellung eines Heeres in großer Verlegenheit; denn, obwohl Tilly (s. d.) an der Spitze des ligistischen Heeres dem Könige gewachsen schien, erheischten doch triftige politische Gründe, dem Kurfürsten Maximilian von Bayern und dessen Feldherrn nicht allein die Entscheidung der Sache zu überlassen. In dieser Noth erbot sich W., ein Heer von 40.000 Mann auf eigene Kosten ins Feld zu stellen, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl ertheilen u. ihn später entschädigen wolle. Der Kaiser ging nach langem Bedenken auf seinen Vorschlag ein und ernannte ihn 25. Juli 1625 zum Generalfeldhauptmann mit einem monatlichen Gehalte von 6000 fl. Da schlug W. die Werbeplätze auf und sein Name versammelte bald 30,000 Menschen unter die Fahnen; denn Deutschland war reich an kriegeslustigen, unbeschäftigten Männern. Viele, namentlich Landleute, trieb freilich die Noth des Lebens, der Hunger, zu den Waffen; aber auch Männer von hohem Range, besonders Fremde, welche der schon lange dauernde Krieg in das Reich gelockt hatte, boten dem berühmten, freigebigen Führer ihre Dienste an. Dieser entwickelte jetzt ein bewunderungswürdiges Organisationstalent; mit sicherem Blicke wählte er die Tüchtigsten zu den Offiziersstellen. Sein Heer bildete er zu einem in sich geschlossenen Militairstaate aus, worin Alles genau gegliedert, er selbst die Seele war. Er sorgte für die Bedürfnisse Aller; Lob und Tadel vertheilte er mit Gerechtigkeit; Gehorsam und Muth verlangte er von Jedem auf das Entschiedenste, so daß auf Feigheit u. Ungehorsam der Tod stand. Er sprach wenig, aber mit großem Ernste; sein blasses Gesicht erschreckte durch einen geheimnißvollen, argwöhnischen Blick. Das schwarze Haar trug er kurz abgeschnitten; Hosen u. Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elenn'sleder, der Halskragen nach spanischer Sitte gekräuselt. Von seinem Hute hing eine rothe Feder herab. Im Herbste 1625 zog W. mit seiner neuen Armee von Böhmen aus zu dem Kriegsschauplatze und bezog im Anhaltinischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen die Winterquartiere. Anfangs führte er mit Tilly gemeinschaftlich den Krieg; allein, da keiner sich dem andern unterordnen wollte, wandte sich W. gegen Ernst von Mansfeld und sicherte sich den Uebergang über die Elbe durch eine, bei Dessau geschlagene, mit einem Brückenkopfe befestigte Brücke. Hier wurde Mansfeld, der diesen wichtigen Posten vergebens am 1. und 11. April 1626 angriff, am 25. April mit einem Verluste von 7000 Mann und aller Geschütze geschlagen. Daher eilte er durch Brandenburg, wo er 5000 Dänen an sich zog, nach Schlesien, von W. auf dem Fuße gefolgt und vereinigte sich, nachdem er in höchst beschwerlichen Märschen den Jablunka-Paß erreicht hatte, mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Aber auch nach Ungarn folgte ihm der Herzog von Friedland und, obgleich er aus Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen 25,000 Mann verlor, gelang es ihm dennoch, den Fürsten von Siebenbürgen zu einem Frieden, ohne Berücksichtigung seines Verbündeten, zu bewegen. Dadurch erhielt er freie Hand gegen die Türken, denen er Waizen entriß, nachdem er das von ihnen belagerte Novigard entsetzt hatte. Den folgenden Winter verlebte er zur Herstellung seiner Gesundheit in Wien, ersetzte die in Ungarn erlittenen Verluste durch neue Werbungen und erhielt darauf den Auftrag, Schlesien von den Feinden zu säubern und Brandenburg, Pommern und Mecklenburg zu besetzen, damit diese Länder dem Könige Christian keinen Vorschub leisten könnten. Schnell vertrieb er mit 25,000 Mann die Weimaraner aus Oberschlesien und kaufte bei dieser Gelegenheit vom Kaiser das Herzogthum Sagan für 125,708 Gulden, wobei er seine aufgewandten Kriegskosten in Rechnung brachte. Nachdem er die Festungen in seine Gewalt gebracht und 4000 Dänen niedergehauen hatte, drang er, immerfort sein Heer vermehrend, welches er, nach dem Beispiele Ernsts von Mansfeld, auf Kosten der durchzogenen Provinzen unterhielt, durch Brandenburg gegen Mecklenburg vor, besprach sich mit Tilly, der den König von Dänemark bei Lutter am Barenberge besiegt hatte, wegen des Feldzugsplanes und drang, mit ihm vereinigt, in Holstein ein. Tilly wandte sich

darauf gegen die Holländer; der Herzog aber besetzte in wenigen Tagen ganz Schleswig und Jütland und ließ, wie es heißt, erzürnt, daß er die Dänen wegen Mangels an Schiffen nicht auf die Inseln verfolgen konnte, glühende Kugeln in's Meer feuern. Alle diese Provinzen wurden von W. hart behandelt und mit unermeßlichen Contributionen belästigt; denn der Grundsatz Mansfelds, der Krieg muß den Krieg, das Heer sich selber ernähren, — wurde von seiner Armee schonungslos durchgeführt. Am schlimmsten erging es den beiden mecklenburgischen Fürsten, Herzog Adolph Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow, welche die Dänen unterstützt hatten. Der Kaiser entsetzte sie als ungehorsame Reichsfürsten und übertrug seinem Feldherrn ihre Besitzungen als Unterpfand für die aufgewandten Kriegskosten. Im folgenden Jahre erfolgte die wirkliche Belehnung, nachdem die beiden Herzoge zuerst gegen das kaiserliche Verfahren protestirt und sich dann zu ihrem Verwandten, Gustav Adolph von Schweden, begeben hatten. Seit dem 27. Juni 1629 unterzeichnete sich W. als Herzog zu Friedland und Mecklenburg, dessen Bewohner in dem kaiserlichen Patente zum Gehorsam gegen ihren neuen Herrn ermahnt wurden. Darauf besetzte W. die ganze Ostseeküste. Schon vorher und zwar seit 1627 war der Herzog Bogislav XIV. von Pommern genöthigt worden, zehn kaiserliche Regimenter als Besatzung in seine Städte aufzunehmen, weil man sich vor einer Landung der Dänen sichern mußte und da mittlerweile die Unterhandlungen, welche W. mit dem Könige von Schweden wegen eines Bündnisses gegen Dänemark eröffnete, erfolglos blieben, weil dieser andere Entwürfe hegte, trachtete er um so mehr nach dem Besitze aller Ostseehäfen, nachdem er vom Kaiser den 21. April 1628 zum Admiral des oceanisch-baltischen Meeres ernannt war und belagerte vom Mai bis Juli 1628 das feste Stralsund, weil die Bürger sowohl die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung, als auch die Zahlung von 150,000 Thalern verweigerten. Aber, obgleich W. selbst einem k. Abgeordneten, der ihm die Aufhebung der von Arnim begonnenen Belagerung befahl, die stolze Antwort gab: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es doch herunter" —; erreichte er dennoch seinen Zweck nicht, weil die Bürger, unterstützt von vier Kompagnien Dänen und 600 Schweden, denen später noch 2000 folgten, den Belagerern einen äußerst hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, so daß dieselben in verschiedenen Stürmen über 12,000 Mann verloren. Da auch die Dänen mit 200 Segeln an der Küste erschienen, hob W. am 3. August die Belagerung auf, verjagte die Dänen aus Pommern und von der Insel Wolgast, wo sie sich festgesetzt hatten, eilte nach Holstein und eroberte am 12. November Glückstadt, das sich bisher noch nicht ergeben hatte. Durch die tapfere Vertheidigung Stralsunds war die Möglichkeit, die Ostsee zu beherrschen und gelegentlich die Dänen und Schweden zu Schiffe anzugreifen, einstweilen weit hinausgeschoben und, da man den letzteren mit Recht nicht traute, wurde am 12. Mai 1629 mit Christian IV. zu Lübeck ein Friede geschlossen, worin er alles verlorene Land zurück erhielt: eine Milde, die ebensowohl durch die Rücksicht auf Mecklenburg, als durch die allgemeinen Verhältnisse hervorgerufen wurde. Der Versuch, die Stadt Magdeburg zur Fügung in das Restitutionsedict (vom 6. März 1629) zu zwingen, mißlang gänzlich; dagegen wurde dasselbe im Bisthum Halberstadt mit großer Härte vollstreckt und zu gleicher Zeit Feldmarschall Arnim beauftragt, mit 10,000 Mann dem Könige Sigismund von Polen gegen Gustav Adolph, den einzigen Fürsten des Nordens, der zu fürchten war, zu Hülfe zu ziehen. Auch hegte man den geheimen Wunsch, Preußen dem Reiche wieder zu gewinnen. Um diese Zeit residirte W. zu Güstrow mit großer Pracht. Sein Hofastrolog war damals der berühmte Kepler; denn auf die Sterne setzte er ein so großes Vertrauen, daß er selbst dem Könige von Schweden das Horoskop stellte, ein Zeichen, daß er es mit seiner Wissenschaft ernst meinte und nicht dieselbe, wie manche glauben, als Deckmantel geheimer Plane benützte. Wie der Feldherr, so lebten auch die Offiziere in großer Pracht, während die Provinzen des Reiches jämmerlich ausgesogen wurden. Daher er-

hoben sich von allen Seiten die lautesten Klagen über die Bedrückung der Wallensteiner und selbst des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, sprach sich in einem Briefe an Ferdinand unumwunden darüber aus. Als nun auf dem Reichstage zu Regensburg Maximilian von Bayern, im Bunde mit den Fürsten, auf die Entsetzung W.s drang, war der Kaiser gezwungen, dem allgemeinen Begehren nachzukommen, obgleich er fühlte, wie viel er aufgab. Demüthig fügte sich W. der kaiserlichen Botschaft, die ihm durch seine Freunde Wartenberg und Questenberg überbracht wurde und begab sich gelassenen Muthes, — denn er urtheilte richtig, daß die Zukunft ihn wieder emporheben werde, von Memmingen zuerst nach Prag, wo er einen königlichen Palast bewohnte und dann nach seiner Residenz Gitschin. Hier beschäftigte er sich eifrig mit der Landeskultur auf seinen großen Besitzungen, mit Bauten, prachtvollen Gartenanlagen und mit Hebung des Handels und der Gewerbe. Königliche Pracht umgab ihn; 60 Edelknaben aus den vornehmsten Häusern bedienten ihn. Hundert Schüsseln belasteten täglich seine Tafel. Doch war er selbst mäßig. Er sprach wenig und forderte auch von seiner Umgebung lautlose Stille. Mit dem Italiener Seni, der stets um ihn war, vertiefte er sich in astrologische Studien; mit dem Kaiser lebte er in ungestörtem Vertrauen. Zugleich mit der Entsetzung W.s war auch sein Heer im ungünstigsten Zeitpunkte bis auf 39,000 Mann entlassen worden; denn bald darauf landete Gustav Adolph (s. d.) in Pommern, vereinigte sich mit dem Herzoge Bogislav und dem Kurfürsten von Brandenburg, die ihm gezwungen ihre Festungen übergaben und vernichtete am 7. September 1631 in der Schlacht bei Leipzig oder Breitenfelde das ligistische Heer unter Tilly (s. d.). Bei diesem Umschwunge der Dinge dachte man in Wien wieder an W. Aber erst nach langem Drängen entschloß er sich zu dem Anerbieten, dem Kaiser bis zum Frühjahre 40,000 Mann zu stellen und die Kosten der Werbung und Ausrüstung größtentheils auf eigene Rechnung zn übernehmen. Den Oberbefehl selbst lehnte er ab. Kaum wirbelte jetzt seine Werbetrommel, als von allen Seiten Tausende zu den Fahnen des freigebigen, mächtigen, sieggekrönten Feldherrn herbeieilten, um Ehre und Beute und reichen Sold zu gewinnen. Im März 1632 war schon das Heer vollständig organisirt. Nachdem Wallenstein unter den ausschweifendsten Bedingungen die Führung desselben übernommen hatte, wandte er sich zunächst gegen die Sachsen, welche in Böhmen eingefallen waren und verjagte sie um so leichter, je weniger es ihnen und ihrem Kurfürsten mit der Führung des Krieges Ernst war. Doch blieb der kaiserliche Auftrag, mit Arnim, ihrem Führer, der früher unter W. gedient hatte, Unterhandlungen einzuleiten, und, wo möglich, den Kurfürsten vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, einstweilen ohne Erfolg. Mittlerweile rückte Gustav Adolph durch Franken gegen die bayerische Gränze vor, überschritt dieselbe nach Tilly's Tode und besetzte Augsburg und München. Daher sah sich Maximilian genöthigt, bei seinem Feinde Hülfe zu suchen und bei Eger seine Truppen mit den Wallensteinern zu vereinigen, so daß das gesammte Heer jetzt 50,000 M. zählte. Damit zog W. gen Nürnberg, wo sich Gustav Adolph mit 18,000 M. verschanzt hatte und lagerte sich ihm gegenüber, mit dem Entschlusse, seinem Gegner keine Schlacht zu liefern, sondern ihn, wo möglich, auszuhungern. So lagen sich beide Heere eilf Wochen einander gegenüber; nur unbedeutende Gefechte fielen vor; allein die Gegend litt gewaltig, da sie so viele Menschen ernähren mußte. Als aber der König von Schweden mit 34,000 M. unter Bernhard von Weimar und anderen Führern verstärkt war, beschloß er, da der Herzog noch immer die angebotene Schlacht verweigerte, sein Lager zu stürmen am 4. September 1632. Allein der Versuch mißlang gänzlich und kostete den Schweden 2000 Todte und noch mehr Verwundete. Noch wartete der König 14 Tage bei Nürnberg, ob der Feind sich zur Schlacht bequemen werde und rückte, da Krankheiten viele Leute wegrafften, wieder gegen Bayern vor. Aber W. folgte ihm nicht dahin, sondern wandte sich, mit richtiger Berechnung der Umstände, plötzlich gegen Sachsen, hoffend, daß

er dadurch den Kurfürsten dem schwedischen Bündnisse entfremden und den König Gustav Adolph vom bayerischen Gebiete ablenken werde. Vergebens gab er die gemessensten Befehle zur Verhütung jeder Plünderung. Die Armeen, die kaiserliche sowohl, als die schwedische, waren schon zu verwildert, als daß solche Befehle viel hätten nützen können. Der König von Schweden folgte den kaiserlichen Truppen, um seinen Verbündeten beizustehen und beschloß, in Erwartung einzelner Truppentheile, bei Naumburg ein festes Lager zu beziehen. W. hatte unterdeß Leipzig erobert und sich bei Merseburg mit Pappenheim vereinigt; auf die Nachricht aber, daß der König ein Lager bezogen habe, verlegte er seine Truppen in die Winterquartiere u. entsandte Pappenheim mit 10 Regimentern, zum Entsatze Kölns, an den Rhein. Als Gustav Adolph dieses erfuhr, brach er am 5. November 1632 von Weißenfels auf, um seinen Gegner zu überfallen. Am Tage darauf erfolgte die Schlacht bei Lützen (s. d.), welche ihm und dem tapfern Pappenheim das Leben kostete. Die Schweden schrieben sich den Sieg zu, weil der verwundete W., mit Zurücklassung seines Geschützes, das Schlachtfeld verließ. Er wandte sich nach Böhmen und hielt in Prag über diejenigen ein strenges Kriegsgericht, welche feige geflohen waren. Eilf Offiziere wurden hingerichtet, die Degen von sieben anderen vom Henker zerbrochen, die Namen von mehr als 50 abwesenden an den Galgen geschlagen (14. Februar 1633). Dann begannen neue Werbungen; aus geschmolzenen Glocken wurden neue Kanonen gegossen; im Mai standen wieder 25,000 Mann schlagfertig da. Zunächst wandte er sich nun nach Schlesien, wo sich ein schwedisches, mit Sachsen und Brandenburgern untermischtes, Heer befand; aber, obgleich er seinen Gegnern überlegen war, zeigte er sich doch auffallend unthätig und es bildete sich allmälig der Verdacht aus, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden stehe und sich mit Hülfe Frankreichs und der Protestanten die böhmische Krone erwerben wolle. Allerdings fanden Unterhandlungen statt; allein diese bezweckten lediglich, Sachsen, dessen Kurfürst die Anmaßung des schwedischen Kanzlers, Axel Oxenstjerna, unerträglich fand, zum Kaiser herüberzuziehen; wirklich wurde auch mit Arnim (7. Januar 1633) ein, später bis Ende Septembers verlängerter, Waffenstillstand geschlossen. Ueberhaupt schien W. nach dem Tode des Königs von Schweden und bei der Uneinigkeit der Protestanten im Reiche entbehrlicher geworden zu seyn und seine zahlreichen Feinde am kaiserlichen Hofe hatten gegen ihn einen um so offenern Spielraum, je mehr er es liebte, seine diplomatischen Unterhandlungen in Dunkelheit zu hüllen. Aber der wahre Grund der folgenden Verwickelungen zwischen ihm und dem Hofe liegt in den maßlosen Bedingungen, unter denen er den Oberbefehl über das Heer seit seiner Wiedererhebung übernommen hatte. Sie lauteten im Wesentlichen: „W. erhält als Generalissimus den Oberbefehl über alle Truppen Oesterreichs und Spaniens in absolutissima forma. Ein kaiserliches Erbland wird ihm zur Bürgschaft ordentlicher Belohnung zugesagt und verschrieben. Er erhält die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er künftig erobern wird. Im künftigen Frieden wird ihm Mecklenburg zugesichert. Begnadigungen und Confiscationen im Reiche hangen allein von ihm ab. Im Nothfalle müssen ihm alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen." — Der Herzog handelte offenbar unpolitisch, daß er die Noth des Kaiserhauses zu solchen Bedingungen ausbeutete, die man unmöglich als nothwendig für das Ansehen des Feldherrn ansehen kann. Daher benützten W.s Feinde den Vertrag zu allerlei Intriguen und Nachreden, die endlich seinen Sturz herbeiführten. Einstweilen jedoch machte er die Anklagen seiner Gegner dadurch stumm, daß er plötzlich den Waffenstillstand kündigte, 5000 Schweden bei Steinau überfiel und sie zwang, mit ihren Anführern, dem Obersten Duval und dem Grafen Thurn, die Waffen zu strecken. Den Bedingungen gemäß wurden beide entlassen; allein es wurde dem Herzog in Wien sehr übel genommen, daß er nicht den Grafen Thurn, den hartnäckigsten Feind des Kaisers seit den böhmischen Unruhen, gefangen eingesandt habe. Darauf rückte W. siegreich in Sachsen und Brandenburg ein; denn

er wollte die Fürsten beider Länder um jeden Preis den Schweden abwendig machen. Schon bedrohete er Berlin und Dresden, als die Nachricht einlief, daß Regensburg von Bernhard von Weimar genommen sei. Zu gleicher Zeit wurde er vom Kaiser aufgefordert, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu kommen. Es geschah unverzüglich, trotz der vorgerückten Jahreszeit. Aber der Feldzug hatte keinen Erfolg; der Herzog führte seine Truppen bald in die Winterquartiere nach Böhmen. Dadurch wurde in Wien große Unzufriedenheit erregt und der Hofkriegsrath Questenberg mit der Forderung nach Pilsen in das Hauptquartier geschickt, daß das Heer Böhmen verlassen und sich von der Weser bis zur Oder, also vorzüglich in Sachsen und Brandenburg, einquartieren solle. Allein ein versammelter Kriegsrath erklärte es für unmöglich, im Dezember das Heer gegen den Feind zu führen. Dagegen versprach der Herzog, 4000 Mann nach Bayern zu schicken. Diese Vorgänge erhöheten nicht wenig die obwaltende Spannung, so daß die spanische Partei am Wiener Hofe mit ihrem Plane, den Feldherrn zu stürzen, offener hervortrat. Da erklärte W. am 11. Januar 1634 den Regimentsobersten, daß er um seine Entlassung einkommen werde. Ob ihm dies Ernst war, ob Mißmuth und anhaltende Gichtleiden ihn zu diesem Entschlusse bestimmten, oder ob er die Stimmung der Generale erforschen wollte, bleibt dahingestellt. Aber die Obersten waren keineswegs damit einverstanden, daß W. das Heer verlasse; denn sie alle waren, ausser der natürlichen Anhänglichkeit an ihn, durch den sie gestiegen waren, besonders wegen der namhaften Schuldforderungen an den kaiserlichen Fiskus bei einem solchen Schritte lebhaft betheiligt. Der Feldmarschall Illo legte daher am 12. Januar den versammelten Offizieren einen Revers zur Unterschrift vor, kraft dessen sie dem Herzoge ewige Treue gelobten, so lange er sie zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Dagegen wurde verlangt, daß er beim Heere bleibe. Diese Vereinbarung fand in Wien nicht diejenige Deutung, die man vielleicht erwartet hatte; im Gegentheile betrachteten sie W.s Feinde als eine Verschwörung, gegen die man nachdrücklich verfahren müsse. Als daher Piccolomini, der selbst jenen Revers unterzeichnet hatte, dem Hofe von jenen Vorfällen Nachricht gab, wurde der Kaiser von den Gegnern des Herzogs zum raschen Handeln lebhaft aufgefordert und unterzeichnete (24. Januar) ein, an die Armee gerichtetes Patent, worin die Entsetzung W.s und die Uebertragung des Oberbefehls an den Generallieutenant Gallas angezeigt war. Dazu bekam dieser den besondern Befehl, Illo und den Grafen Terzky gefangen zu nehmen u. sich des Herzogs, lebendig oder todt, zu bemächtigen. Als W. eine, wenn auch dunkele Kunde von diesen Vorgängen erhielt; als Gallas und Altringer am 13., 14. und 15. Februar an die Obersten, auf deren Treue man sich glaubte verlassen zu können, geheime Weisungen ertheilten, keinem Befehle des Herzogs, Illo's und Terzky's Folge zu geben; als am 18. Februar auch der Kaiser, der bis dahin im alten Tone mit seinem Feldherrn Briefe gewechselt hatte, ein Ausschreiben an alle Obersten erließ, dem W., von dessen „boshaftem Beginnen und Anschlage" hier zum ersten Male öffentlich geredet wird, nicht mehr zu gehorchen: da erkannte W. seine Lage und gab, während die Obersten in einer zweiten Versammlung zu Pilsen am 20. Februar erklärten, daß der Revers vom 12. Januar nur beabsichtigt habe, den Herzog dem kaiserlichen Dienste zu erhalten, allen Regimentern Befehl, sich „zu seiner Versicherung und damit ihm kein Schimpf widerfahre" — am 24. Februar zu einem General-Rendezvous auf dem weißen Berge bei Prag einzufinden und schickte am 21. u. 22. Februar zwei Obersten mit der Erklärung nach Wien, daß er bereit sei, den Oberbefehl niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen. Diese wurden von Piccolomini festgehalten, so daß sie nicht zum Kaiser gelangten. Andererseits schickte der Herzog, trotz der Ergebenheitsversicherungen, Eilboten an den französischen Botschafter Feuquières, um denselben zur Abschließung eines Bündnisses zu bestimmen, während der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg zum Herzog Bernhard von Weimar eilte, damit er ihn im Auftrage W.s bestimme, sich mit

seinem Heere der böhmischen Gränze, zum Zwecke einer Vereinigung mit den Friedländischen Truppen bei Eger, zu nähern. Dieser aber zögerte aus Mißtrauen; nur Arnim führte seine Truppen auf Böhmen zu. Der Kaiser hatte unterdeß am 10. Februar Befehl gegeben, die Güter W.s einzuziehen; dieser selbst aber beschloß, da schon der größte Theil seiner Armee für seinen Gebieter gewonnen war und Piccolomini, Gallas und Maradas gegen Pilsen vorrückten, nicht nach Prag, sondern nach Eger zu gehen, wo der Schotte Gordon befehligte, der von ihm zum Obersten erhoben war und sein Vertrauen besaß. Am 24. Februar traf er, von seiner Gemahlin, von Illo, Terzky, Kinsky und zehn Reitercompagnien begleitet, daselbst ein und nahm seine Wohnung in dem Hause des Bürgermeisters Pachhübel. In seiner Umgebung war der Irländer Oberst Buttler. Dieser verband sich mit Gordon und dem Oberstwachtmeister Leßlie, einem Schotten, denen er die, von Gallas empfangenen, Befehle des Kaisers mittheilte, zuerst zur Gefangennehmung des Herzogs und seiner Anhänger, dann aber, als dieß nicht ausführbar schien, zu ihrer Ermordung. Man machte den Anfang mit Illo, Terzky, Kinsky und dem Rittmeister Neumann, welche auf einem, am 25. Februar deßhalb veranstalteten, Gastmahle von Buttler's Dragonern, unter Anführung des Majors Giraldin, überfallen und nach heftigem Widerstand getödtet wurden. W. hatte sich an diesem Abende früh zu Bett gelegt, nachdem er seinen Astrologen Seni entlassen hatte. Da drang gegen 11 Uhr Abends der Irländer Deverour mit sechs Dragonern in sein Wohnzimmer und mit den Worten an den ins Vorzimmer vortretenden Herzog: „Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will?" — gab er ihm den Todesstoß, den W. lautlos empfing. Er war erst 51 Jahre alt. Seine irdischen Ueberreste wurden zwei Jahre später von seiner Gattin in einer von ihm gestifteten Karthause zu Gitschin beigesetzt. Seine Baarschaft theilten die Mörder; seine Feinde erhielten, ausser anderen Belohnungen, den größten Theil seiner eingezogenen Besitzungen. Von seinen Papieren, deren man sich bemächtigte, ist Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, was seinen Verrath bewiesen hätte. Dennoch steht er keineswegs rein da. Zwar verdient die Haupturkunde zu seiner Anklage, ein Bericht des begnadigten böhmischen Auswanderers Sesyna Raschin von Riesenburg, 1635 an den Kaiser gerichtet (zuerst in lateinischem Originale mitgetheilt von Herrn von Murr, Halle 1806; Hauptquelle für Khevenhüller und Herchenhahn in ihrem Leben W.s), wornach W. schon seit 1630 mit Gustav Adolph in geheimen Unterhandlungen gestanden habe, durchaus keinen Glauben; zwar überzeugt auch der Rechtfertigungsbericht der Mörder W.s, zehn Tage nach der That in Eger gedruckt (wiederabgedruckt im Morgenblatte 1816, Nr. 175—178) nicht von des Herzogs Schuld; allein ebenso gewiß ist es, daß derselbe in der letzten Zeit seines Lebens geneigt war, des Kaisers Sache fahren zu lassen und sich mit dessen Gegnern zu vereinigen. Der Zug nach Eger beweist dieses zur Genüge; er machte auch die letzte Entschuldigung unmöglich, daß seine Vertrauten, vor allen der Graf Kinsky, ohne sein Vorwissen mit Frankreich und Schweden unterhandelt hätten. Uebrigens trägt auch der Wiener Hof schwere Schuld an dem traurigen Ausgange des berühmten Feldherrn und nur der Kaiser Ferdinand steht rein da vor dem Urtheile der Geschichte. — Die Schriften Fr. Förster's: „Briefe W.s", 3 Bde., Berlin 1828—29 und „Biographie W.s", Potsdam 1834, ermangeln des letzten Beweises für seine Unschuld. Die Meisterwerke Schiller's: „W.s Lager", „Die Piccolomini", „W.s Tod" — schließen sich ziemlich genau der Geschichte an. — Ein gutes Urtheil über W. gibt Wirth im 3. Bd. seiner deutschen Geschichte. Vgl. auch Dr. Zober: Ungedruckte Briefe Albr. v. W.s und Gustav Adolphs, nebst Beiträgen zur Gesch. des 30jährigen Krieges, Stralſ. 1830. — Aretin's Beiträge über W., Regensb. Manz 1846. — Auf den Grund der Schriften Förster's haben die Erben W.s ihr Recht auf die eingezogenen Güter bei dem kaiserlichen Fiskus geltend zu machen gesucht.

Waller, 1) **Edmund**, ein englischer Dichter, geboren 1605 zu Coleshill

(Warwickshire), gelangte schon im 17. Jahre ins Parlament, in welches er noch, 80 Jahre alt, gewählt wurde, nachdem er fast stets der jedesmaligen Gewalt gehuldigt und in Folge eines Aufstandes, den er mit Tomkins und Challoner, die er dann verrieth, erregt hatte, 10 Jahre in Frankreich gelebt hatte. Er war ein anmuthiger, stets bereiter Redner, am Hofe durch seinen Witz und gesellige Talente gern gesehen und steht noch durch Leichtigkeit, Feuer und harmonischen Versbau in der ersten Reihe der englischen erotischen Dichter. W. starb 1687 zu Beaconsfield. — 2) W., P. Benno, Benediktiner zu Kremsmünster, geb. 1757 zu Salzburg, gestorben 1833, erwarb sich, als der Professor der politischen Wissenschaften an der adeligen Akademie, später der Naturgeschichte und Physik, als Archivar und Kämmerer durch gründliche Gelehrsamkeit u. höchst liebenswürdigen Charakter einen bedeutenden Ruf und um die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Stiftes große Verdienste. Der Monarch ehrte ihn durch Verleihung der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille mit Kette. — Vergl. theologische Zeitschrift von Pletz 1836 I. 273.

Wallfahrten sind religiöse Wanderungen einer Kirchengemeinde, oder einzelner Glieder einer solchen, in eine entfernte, namentlich thaumaturgische Kirche, welche unternommen werden, theils überhaupt, um dort kräftiger, als zu Hause, der Andacht zu pflegen, theils zur Verehrung eines gewissen Heiligen, theils in gewissen besonderen Anliegen. — Die W. sind tief im Alterthume gegründet. In der Apostelgeschichte 20, 16 erzählt uns der heilige Evangelist Lukas eine Reise des heiligen Apostels Paulus über Ephesus nach Jerusalem, die wir aus guten Gründen für eine W. halten können. Desgleichen besuchten die ersten Christen die Gräber der Martyrer und Blutzeugen Christi und stärkten sich durch den Anblick derselben im Glauben. Bald kam auch das W. unter den Bußwerken vor. — Die Einrichtung und religiöse Anordnung der W. steht der Kirchengewalt zu, welche auch dafür zu sorgen hat, daß Gott dabei mehr im Geiste und in der Wahrheit, als nur allein mit einer bloßen Lippenandacht, angebetet; daß aller Aberglaube, so wie jeder falsche Wunderglaube, der oft ganze Gemeinden von dem pfarrlichen Gottesdienste abzieht, fern gehalten und daß die W. als wahre Tugend- und Erbauungsmittel von dem gläubigen Volke gebraucht und die dabei begreiflicher Weise leicht möglichen Mißbräuche abgehalten oder beseitigt werden. Wegen ihres Einflusses auf das staatsbürgerliche und Familienwohl, indem, wenn sie besonders an Werktagen vorgenommen werden, der Betrieb der Gewerbe, Industrie und Landwirthschaft darunter allerdings leidet, wie auch zur Abhaltung etwaiger äußerer Unordnungen, die dabei vorfallen können, unterliegen sie der polizeilichen Aufsicht, die sich jedoch nie weiter, als durchaus nöthig, in diese frommen Uebungen einmischen sollte. Vergl. auch den Art. Prozession.

Wallfisch u. **Wallfischfang**. Der W. (Balaena Mysticetus Lin.) ist der größte Fisch und überhaupt eines der größten Geschöpfe der Erde; er gehört zur Classe der Säugethiere und zur Ordnung der Wallthiere. Rücken und Flossen desselben sind schwarz; der Vordertheil des Unterkiefers und ein Theil des Bauches ist weiß. Er erreicht eine Länge von 60, selten von 65 Fuß und ein Gewicht von 200,000 Pfund. Der Kopf macht ungefähr den dritten Theil des Thieres aus; der Rachen kann 12 Fuß weit geöffnet werden; der Schlund ist jedoch so klein, daß der W. sich nur von kleinen Seefischen, höchstens bis zur Größe eines Härings, nähren kann. Der Umfang eines erwachsenen Thieres beträgt 30—40 Fuß; der Schweif hat eine Breite von 18—24 Fuß; das Auge ist nicht viel größer, als ein Ochsenauge. Auf dem Vordertheile des Kopfes befinden sich Spritzlöcher, von denen jedes 8 Zoll weit ist und durch eine Klappe geschlossen werden kann; jede Floße erreicht eine Länge von 7—9′ und eine Breite von 4 bis 5′. Der Körper des W.s enthält unmittelbar unter der äußersten Haut eine Lage Fett oder Thran, die bei einem großen Fische oft 2′ dick ist. Dieses Fett ist bei jüngeren Thieren dem Schweinefett ähnlich, bei älteren hat es eine röthliche Farbe. Es bildet den werthvollsten Theil des Fisches nach dem vom W. kom-

menden Fischbein. — Im 11. Jahrhunderte kamen die W.e zur Winterszeit noch an die nördlichen u. westlichen Küsten von Frankreich; jetzt sind sie durch die unaufhörlichen Jagden, die auf sie gemacht wurden, bis in das Eismeer zurückverscheucht. So plump der Körper des W.s ist und so unbehülflich er zu seyn scheint, so sind doch seine Bewegungen nicht ungeschickt und langsam. Ein W., der, ohne sich zu rühren, auf der Oberfläche des Wassers ruht, kann in 5—6 Sekunden ausser dem Bereich seiner Verfolger seyn; aber diese Schnelligkeit hält nicht lange an. Das Wasser, welches die Thiere durch die Spitzlöcher ausstoßen, steigt einige Ellen hoch und gleicht von ferne einem hervorschießenden Rauche. Am stärksten blasen sie, wenn sie aufgescheucht u. in Unruhe versetzt werden. Die mütterliche Liebe des W.s, der in anderer Hinsicht ein stumpfsinniges Thier zu seyn scheint, ist auffallend und merkwürdig. Aus Angst für die Erhaltung ihres Jungen setzt die Mutter alle Rücksichten für ihre eigene Sicherheit bei Seite, fährt mitten durch die Feinde hindurch und bleibt bei ihrem Jungen, selbst wenn schon mehre Harpunen dasselbe getroffen haben. — Der W.=Fang wurde vom 11. bis 14. Jahrhundert besonders von den Basken betrieben; hierauf kam er in die Hände der Holländer, die ihn im 17. Jahrhundert zu einer solchen Höhe brachten, daß sie in einem Jahre 300 Schiffe mit 18,000 Matrosen ausschickten und auf Spitzbergen eine eigene Niederlassung zur Betreibung dieses Industriezweiges gründeten. — Gegenwärtig wird der Fang dieses Thieres hauptsächlich von den Engländern im hohen Norden betrieben, auch jährlich einige Schiffe von Frankreich, Hamburg, Bremen, Altona, Glückstadt, Holstein und Schleswig, Hannover, Rostock und Stettin auf den W.=Fang ausgeschickt. Die hiezu bestimmten Schiffe gehen gewöhnlich im März, jedes mit ungefähr 50 Mann besetzt, unter Segel und kommen im August oder September zurück. So lange der Fang noch ergiebiger war, erlegte ein Schiff auf einer solchen Fahrt nach Spitzbergen, oder auf der noch gefährlichern nach der Davisstraße, ungefähr 8 W.e; jetzt wird das Jahr schon zu den glücklichen gerechnet, wenn ein Grönlandsfahrer 3 W.e erhält. Der Fang dieser Thiere wird mit Harpunen auf kleinen Böten unter großen Gefahren vorgenommen; die Tödtung geschieht auch mit langen vierschneidigen Lanzen, welche, wenn man dem W. nahe genug kommt, in die Lunge gestoßen werden. Den Speck schneidet man in großen Streifen ab und verpackt ihn entweder sogleich in Tonnen, oder zerläßt ihn am Feuer und behält nur den Thran. Im Durchschnitte gewinnt man von einem W. 120 Tonnen Oel; an Fischbein liefert ein großes Thier 2—3000 Pfund. Oel und Fischbein zusammen haben ungefähr einen Werth von 5000 Thalern. Die übrigen Theile des W.s überläßt man den Wellen, wo sie dann die Beute der längst lauernden Raubvögel und Haifische werden. aM.

Wallis (fr. le Valais ital. Vallese), der zwanzigste Kanton der Schweiz, ist ein tiefes Gebirgsthal, das von den Gletschern der Furka in einer Länge von 36 Stunden bis zum Genfersee herab zwischen himmelhohen, meist mit ewigem Schnee bedeckten Felsketten dahinzieht. Rechts und links öffnen sich 16 nicht minder wilde Seitenthäler, von eben so vielen reißenden Gießbächen ausgewaschen. Das Ganze gränzt gegen O. an die Lombardei, an Tessin und Uri, im S. an Piemont, gegen W. an Savoyen, im N. an den Genfersee, Waadt und Bern; der Flächeninhalt beträgt 78¼ □ M. W. ist der größte Alpenkessel in der Schweiz, von der Rhone in seiner ganzen Ausdehnung bewässert und umlagert von den Bergriesen der Penninischen, Lepontischen und Berner Alpen, unter welchen der große Bernhard (s. d.), der Combin (13,200) der Weißhorn (13,800), der Cervin (12,500), der Monte Rosa (14,580), der Simplon (s. d.), der St. Gotthard, das Finsteraarhorn, das Schreckhorn, die Jungfrau, der Mönch u. a. ihre königlichen Häupter erheben. Ungeheuere Gletschermassen und Eisfelder ziehen sich in diesen Gebirgen hin und überschütten mit verheerenden Lawinen häufig die zu ihren Füßen liegenden Thäler. Ueber diese Bergkolosse, die mit den Wolken zusammenstoßen, haben Menschenhände einige Wege und Straßen gebahnt. Der höchste Paß an der Furka erreicht 7705′, der Col-

errot 7170′, der Simplon 6174′; der Cervin führt aus dem Viescher Thale
ich Piemont über eine Höhe von 10,284′, wo selbst die Saumthiere beschwerlich
hmen. Das Hospitium an der Straße des St. Bernhard steht 7680′ über
m Meere; es kennt beinahe keine andere Jahreszeit, als den Winter. Einen
usgang in der Ebene hat W. nur bei S. Moriz, u. dieser ist so eng, daß er durch
n Thor geschlossen werden kann. Die Rhone (wallisisch Rodde), welche durch
re Ueberschwemmungen oft sehr gefährlich wird, nimmt, mit Ausnahme des
r Tosa übergehenden Vedro, alle fließenden Gewässer des Landes auf. Die
alenche bildet in der Nähe von St. Moriz den berühmten Wasserfall
issevache. Vom Genfersee gehört nur ein kleiner Theil zu W., die übrigen
een sind dem Umfange nach unbedeutend, verdienen aber theils um ihrer maler-
hen Lage, theils mancher interessanter Naturerscheinungen wegen gleichwohl die
ufmerksamkeit der Reisenden. — Das Klima ist im Hauptthale ziemlich mild,
sto rauher aber in den Gebirgsgegenden. Der Verfasser des Handbuches über
e Schweiz, Ebel, sagt, daß W. in Betreff der Verschiedenartigkeit der Vegeta-
on vielleicht das merkwürdigste Land Europas sei. Die Walliser Flora zählt
ihe an dritthalbtausend Arten. Die Produkte von Island und die des warmen
üdens finden sich hier beisammen. Während an der Gränze der Schneeregion
öchstens Steinbrech und trockene Flechten noch einiges Leben im Boden verrathen,
deihen in den Niederungen Mandeln, Feigen, Granatäpfel, durchglüht spanisches
euer den Saft der Rebe. Der Muskatwein von Siders ist allbekannt und all-
sucht. In einigen Gegenden erntet man im Mai, in andern erst im Oktober.
ier ist die Natur rauh, drohend, schrecklich, dort mild und lieblich. Die Berge
thalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Steinkohlen, Granaten,
rystalle rc. Marmor ist ziemlich allgemein. Zu Leuk, Brieg u. an mehren andern
rten sind treffliche Mineralquellen. Von wilden Thieren finden sich Wölfe, Bären,
ichse, Gemsen, Hirsche, Alpenhasen, das große Wiesel (Hermelin), Murmelthiere,
immergeier, Adler, Falken, Wassergeflügel. Die Rhone hat große Lachsforellen,
e gemeine Forelle hält sich in den Bächen und Gebirgsseen auf. Von Amphi-
en trifft man Schildkröten, die große graue Eidechse, mehre Arten Schlangen
s. w. Sehr zahlreich zeigt sich auch das bunte Volk der Schmetterlinge. —
ie Bewohner des Walliserlandes, theils Franzosen, theils Deutsche, untermischt
it 5200 Italienern, erreichen im Ganzen die Zahl von 80,000. Sie haben,
iufigen und furchtbaren Katastrophen der Natur ausgesetzt, sich eine fromme Er-
bung angeeignet, die nicht selten bis zur Indolenz und zum Aberglauben geht.
ngeachtet der Gefahren, mit welchen Lawinen, Bergstürze, Seedurchbrüche und
hnliche Ereignisse sie stündlich bedrohen, lieben sie dennoch ihre launenhafte Hei-
ath, wie sie dem Freiheitssinne ihrer Väter treu geblieben sind. Im Uebrigen
igt der Volkscharakter je nach den Landsmannschaften einige wesentliche Ver-
hiedenheiten. Die Oberwalliser, deutscher Abstammung, sind gutmüthig, einfach,
dlich, indeß die wälschen Unterwalliser mehr Verschlagenheit, Unzuverlässigkeit
id Neigung zum Müssiggange zeigen. Kretins oder Feren trifft man häufig im
estlichen Rhonethale; in andern Gegenden sind sie zum Theil gänzlich unbekannt.
m Ober-W. redet man ein verderbtes Deutsch, in Unter-W. wird ein dem Ro-
anischen ähnliches Patois, von den Gebildeten aber auch gut französisch ge-
rochen. Der Anbau ist ziemlich vernachlässiget, und für das Austrocknen der
e Thalsohle bedeckenden Moräste geschieht sehr wenig. Uebrigens muß auch an-
kannt werden, daß die Beschaffenheit des Bodens hier der Kultur besondere
chwierigkeiten in den Weg legt. Der Viehzucht wird mehr Eifer zugewendet;
Ober-W. liefert die Bienenzucht reichlich Honig und Wachs. Um den Berg-
u in's Große zu betreiben, sind die Bewohner zu arm und zu kenntnißlos.
ie Industrie liegt darnieder und der Handel ist meist nur Transito, auf den
roßen Straßen des Simplon und St. Bernhard sich bewegend. — Die Walliser
kennen sich zur katholischen Kirche; der Landesbischof residirt in Sitten. Die
nterrichtsanstalten lassen manches zu wünschen übrig; es besteht im ganzen

Kanton nur ein Gymnasium. Die Geistlichen werden im bischöflichen Seminar herangebildet. Die Verfassung ist demokratisch. Zum Nationalrathe sendet W. 4 Abgeordnete, zum Bundeskontingente stellt es 2241 Mann. Eingetheilt wird das Land in 13 Zehnten, von welchen 6 den Ober-W., die andern den Unter-W. bilden. Der Hauptort des Kantons ist Sitten (s. d.). — In ältester Zeit gehörte W. zu Helvetien und wurde von den Sedunern und Veragrern bewohnt. Später drangen von Norden her Deutsche in's Land und setzten sich im Hoch-W. bis Siders fest; den übrigen Theil bevölkerten mit den Ureinwohnern gemischte Römer, wozu nach der Hand auch Burgunder kamen. Zwischen beiden Nationalitäten brach der Krieg aus, und wie damals gewöhnlich siegten auch hier die Deutschen. Die Gebietseintheilung in Zehnten ist deutsch. Nach dem Zerfalle der Karolingischen Herrschaft wurde W. ein Theil des transjuranischen Burgunds und kam mit diesem 1032 zum deutschen Reiche. Kaiser Konrad II. übergab 1035 das untere W. dem Grafen Humbert von Savoyen, weil dieser ihm treue Kriegsdienste geleistet hatte. 1475 unterwarfen die Deutschwalliser sich die Wälschen im Unterlande und übten hier vollkommene Herrenrechte aus. Im nämlichen Jahre trat W. zuerst, dann 1529 bleibend in ein Bundesverhältniß zur schweizerischen Eidgenossenschaft, welcher es fortan als „zugewandter Ort“ angehörte. Streng katholisch ließ es die Reformation nicht in seiner Mitte aufkommen. Nieder-W. blieb durch Jahrhunderte dem Ober-W. unterthänig, und erst 1798, unter dem Einflusse der französischen Revolution, entzog es sich diesem Joche, freilich aber nur um unter ein anderes, das Joch der gallischen Republik, sich zu beugen. Fünf Jahre lang von den Truppen dieser Macht besetzt und ausgesaugt, ward endlich 1803 ganz W. von dem Schweizer-Verbande losgerissen und als eigene Republik konstituirt, im Jahre 1810 aber als Departement des Simplon dem französischen Kaiserreiche einverleibt. 1815 kehrte es als selbstständiger Kanton wieder in die Eidgenossenschaft zurück. Um 1821 errichteten die Jesuiten zu Brieg ein großes Erziehungshaus. Von 1839 an begannen die Kämpfe des Unterlandes mit dem Oberlande. Jenes drang auf Abänderung der Verfassung, dieses wollte die alte Regierungsform beibehalten haben. Im Jahre 1840 bestanden im Kanton zwei getrennte Regierungen; die eine, an der durch den Bund garantirten Verfassung von 1815 festhaltend, hatte ihren Sitz in Siders, die andere, der Verfassung vom 3. August 1839 ergeben, residirte in Sitten. Beiden Verwaltungen war vom Vororte der Landfriede geboten. Dieser wurde aber von Sitten her mehrfach verletzt, und es erfolgte sogar durch Waffengewalt ein momentaner Sieg des Unterlandes über das Oberland. Die sogenannte „junge Schweiz,“ unterstützt von einer leidenschaftlichen Presse, erlaubte sich alle Neckereien gegen Andersdenkende; ihr gegenüber bildete sich eine „alte Schweiz“, mit dem Entschlusse, sich selbst Schutz zu gewähren. Mit dem 18. Mai 1844 brach der Bürgerkrieg zwischen beiden Parteien aus. Die Jungschweizer unterlagen am 21. Mai in dem Treffen bei St. Moriz und wurden endlich durch die Dazwischenkunft des damaligen Vororts Luzern entwaffnet. Die unmittelbare Folge dieser Ereignisse war die Verfassung vom 14. September 1844, ferner, daß die Regierung von W. durch den Impuls des Ober-W. eine entschieden konservative Richtung annahm und sich deßhalb an Luzern, die Urkantone und Freiburg enger anschloß, mit welchen sie auch später in den Sonderbund eintrat. Nach dem für diesen unglücklichen Ausgange des Bürgerkrieges von 1847 wurde eine neue provisorische Regierung bestellt, an deren Spitze Moriz Barmann stand, einer der Anführer der Jungschweizer im Kampfe von 1844. Zu dem Angriffe gegen W. war Oberst Rilliet Constant bestimmt; indeß leistete dieses keinen Widerstand, sondern unterwarf sich am 29. November durch Kapitulation. Dem Kantone wurden von den Siegern 787,200 Fr. Okkupationskosten auferlegt, und die neue Regierung des W. säumte nicht, zur Beibringung dieser Summe die Weltgeistlichkeit mit 50,000 Fr. zu besteuern, während sie zugleich *die Säkularisation* sämmtlicher Klostergüter aussprach. Die Jesuiten hatten gleich

im ersten Augenblicke das Feld räumen müssen. Gegen die Hospize auf dem St. Bernhard und dem Simplon ließ man in so weit eine Milderung eintreten, daß man sie in ihrem Bestande zu lassen und nur die Verwaltung derselben zu Händen des Staates zu nehmen beschloß. Es wäre aber auch eine Gewaltthat gegen die Menschheit gewesen, hätte man das St. Bernhardsstift völlig aufheben wollen, vor dessen Bewohnern man die größte Hochachtung hegen muß; denn es sind lauter Männer, die in den Jahren, wo der Mensch am empfänglichsten für die Freuden der Welt ist, sich mit Demuth dem beschwerlichen Dienste ihrer Mitmenschen widmen, ohne andern Lohn, als den sie in der eigenen Brust tragen, und welchen ihnen die Religion, deren Bekenner sie sind, gewährt. mD.

Wallis, John, berühmter Mathematiker, geboren den 23. November 1616 zu Ashford in der Grafschaft Kent in England, Sohn des dortigen Predigers, besuchte nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters die Schule in Ashford, dann in Tenterden, zuletzt in Felsted u. kam 1632 auf die Universität nach Cambridge; er widmete sich der Theologie und verließ erst 1641 die Universität, um als Kaplan nach Bustercramb in Yorkshire zu gehen. Im folgenden Jahre hielt er sich in London auf und machte sich im nun ausbrechenden Bürgerkriege bekannt durch seine Fertigkeit im Entziffern der Geheimschriften. 1644 war er einer der Sekretäre der Versammlung der Gottesgelehrten zu Westminster; 1645 ward er Mitgründer der gelehrten Wochenversammlungen in London, welche der Ursprung der k. Gesellschaft der Wissenschaften waren; 1647 erfand er eine neue Methode, die kubischen Gleichungen aufzulösen; 1648 trat er in ein Paar Schriften öffentlich gegen Karl's I. Verurtheilung zum Tode auf. Dessenungeachtet wurde er noch 1648 zum Professor der Mathematik an der Universität Oxford ernannt; er wendete seine schriftstellerische Thätigkeit nun vorzugsweise der Mathematik zu, nahm aber auch an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit thätigen Antheil und wurde 1654 zum Theol. Dr. promovirt. 1658 erhielt er die Stelle eines Custos Archivorum an der Universität Oxford und 1660 von dem zurückgekehrten Karl II. die Würde eines k. Kaplans; bei Gründung der k. Gesellschaft der Wissenschaften in London wurde er eines der ersten Mitglieder. In den folgenden Jahren machte sich W. berühmt durch die Unterrichtung mehrer (nicht völlig gehörloser) Taubstummen, die er sprechen lehrte, was zu jener Zeit unerhört war; eben so beschäftigte er sich mit der Heilung Stotternder und Stammelnder. Er starb zu Oxford den 28. Oktober 1703. — Ausser seinen zahlreichen theologischen und mathematischen Schriften, welche letztere gesammelt: „Opera mathematica", 3 Bde., Oxford 1699, erschienen, veröffentlichte W. noch Verschiedenes, so „Grammatica linguae anglicanae cum tractatu de loquela seu sonorum formatione," Oxford 1653, wodurch er zuerst auf seinen Taubstummen-Unterricht geführt wurde. E. Buchner.

Wallnußbaum (Juglans regia Lin.), ein zu dem Schalenobst gehöriger Fruchtbaum, stammt ursprünglich aus Persien und ist bei uns einheimisch, obgleich er strenger Winterkälte nicht gut widerstehen kann, sondern nur in geschützten Lagen gedeiht. Er wird sehr groß und über 200 Jahre alt; seine bekannten Nüsse reifen im September und alle seine grünen Theile haben einen eigenen, starken, nicht unangenehmen Geruch. Der Nußbaum gehört zu den nützlichsten Holzarten; das feinfaserige, schön braungeflammte Holz wird zu Meubeln, Flintenschäften und anderen Holzgegenständen sehr geschätzt; die Wurzelstöcke geben ausgezeichnet schöne Maser. Rinde, Blätter und die unreifen Fruchtschalen können zum Schwarz- und Braunfärben verwendet werden; aus den letzteren bereitet man auch den Nußliqueur und gebraucht sie in der Arzneikunde. Die wohlschmeckenden Samen enthalten bis 50 Proc. eines fetten, süßen Oeles, welches als Salatöl äußerst beliebt ist und auch in der Oelmalerei Anwendung findet, weil es leicht trocknet. In Bezug auf Härte und Größe der Frucht unterscheidet man mehre Spielarten des W.es. aM.

Wallonen, heißen die Bewohner des Landes zwischen der Schelde und Lys,

im weitern Sinne aber werden alle diejenigen Bewohner von Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und theilweise des Stifts Lüttich darunter verstanden, welche die wallonische, d. i. altfranzösische Sprache reden. Auch ein wallonisches Brabant kannte man früher, dessen Name wohl vom altdeutschen wahl = fremd, herkommen dürfte. — Auch ist W. der Name für die französischen Reformirten in den Niederlanden, da diese hier Schutz gegen die Verfolgungen in ihrem Vaterlande suchten.

Wallraf, Ferdinand Franz, ein durch Gelehrsamkeit, Kunstsinn und die größte Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann, geboren den 20. Juli 1748 zu Köln am Rhein, besuchte, großen Fleiß und reiches Talent zeigend, die höheren und niederen Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich dann auf der Kölner Universität dem Studium der Philosophie, alten Sprachen und Geschichte, erhielt nach Beendigung seiner akademischen Studien die Würde eines Magister philosoph. et liberal. artium und übernahm eine Stelle am montaner Gymnasium. 1772 wurde W., der auch Theologie studirt hatte, zum Priester geweiht, in seinem 27. Lebensjahre gab er Proben seines originellen Dichtertalentes, von denen besonders der „Hymnus an die Natur" bemerkenswerth ist. Gesang und Saitenspiel erheiterten besonders das Gemüth des kunstsinnigen Mannes und mit Karl von Dalberg trat er in einen geistvollen Briefwechsel über Ideen von musikalischer Poesie und musikalischer Metaphysik. 1783 bereiste er, als Begleiter eines Kölner Domkapitularen, des Reichsgrafen von Oettingen = Baldern, Schwaben, wo sein Gemüth vielfache belebende und fruchtbringende Eindrücke empfing. Als der Kurfürst Maximilian Friedrich von Köln 1784 starb, fertigte W. die Inschriften zur Leichenfeier im Kölner Dom an: sie waren im vollendetsten römischen Lapidarstyle ausgeführt und erregten selbst die Bewunderung Heyne's in Göttingen. Um jene Zeit trat W. in die philosophische Fakultät der Universität seiner Vaterstadt ein und trug Aesthetik vor; 1786 wurde ihm die Aufsicht über den städtischen botanischen Garten und eine ordentliche Professur der Naturgeschichte übertragen, auch erhielt er die Stelle eines Kanonikus bei dem hochadeligen freiweltlichen Stifte zu St. Maria in Capitolio. 1788 ertheilte ihm die kölnische Universität den Grad eines Dr. med. et philosoph. 1794 wurde er zum Rektor der Hochschule erwählt, legte aber dieses Amt nach vier Jahren nieder, weil er, den durch die französische Regierung von den Priestern geforderten Eid, „Haß dem Königthume" nicht schwören wollte. Nach Aufhebung der Kölner Universität wurde W. Kanonikus bei St. Aposteln und Professor der Geschichte und schönen Wissenschaften an der neuerrichteten Centralschule. Die in jene Zeit fallenden schriftstellerischen Arbeiten W.'s aus dem Gebiete der Numismatik, Geschichte und Kunstgeschichte machten seinen Namen im Auslande berühmt. Zu diesen Arbeiten gehört die classische Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn von Merlo und die „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen", sowie auch das „Taschenbuch der Ubiner", 1797—1804. Auch als geistlicher Liederdichter im alten Kirchenstyle und als Componist zeichnete sich W. durch den Hymnus an die hl. Drei Könige: „Salvete sacra pignora" aus, wie überhaupt der, als Priester und Gelehrter gleich hochachtbare, Mann keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um das großartige des katholischen Kultus und die äußere Verherrlichung der Kirche mittelst der bildenden Künste darzustellen. 1803 ernannte die mineralogische Gesellschaft zu Jena unsern W. zu ihrem korrespondirenden Mitgliede; 1808 wurde er Mitglied des Athenäums der französischen Literatur, 1809 des Frankfurter Museums der Alterthümer. Im Dezember 1812 machte W. eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris, trat bald nachher in nähere Verbindung mit Göthe, Werner, Fiorillo und A., leistete 1815 mit den Landesdeputirten in Aachen dem preußischen Königshause den Eid der Treue und empfing hier, wie bei anderen Gelegenheiten, von den höchsten Personen Beweise besonderer Hochachtung. 1816 reiste W. nach Göttingen und machte hier die Bekanntschaft Blumenbach's; 1818 ernannte ihn die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache zu ihrem Mit-

gliede, die Marburger naturwissenschaftliche Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede. — Von einer schweren Krankheit genesen, setzte er (1818) seine Vaterstadt zur Erbin seines an Kunstschätzen so reichen Museums ein, worauf der Kölner Stadtrath dem patriotischen Geber eine Pension von 1500 Thalern bewilligte. Diese wendete der uneigennützige Mann an, um eine Sammlung römischer Antiken, welche nach England verkauft werden sollte, zu erwerben. Damals ertheilte ihm König Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden III. Classe und eine Pension von 630 Thalern. W., sein nahes Ende fühlend, führte nun noch ein längst gehegtes Vorhaben aus, indem er am Geburtshause des Malers Rubens, das zugleich das Sterbehaus der Maria von Medicis ist, zwei große Denksteine mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern ließ. Am 20. Juli 1823 feierte der edle Greis sein Priesterjubiläum, das ein allgemeines Fest für die Bewohner Kölns war; an diesem festlichen Tage erhielt er auch von der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher in Frankreich das Diplom eines korrespondirenden Mitgliedes. Am 18. März 1824 schied der treffliche Mann aus dem Leben; in ihm verlor die Kirche einen würdigen Priester, die Wissenschaft einen gründlichen Forscher, die Kunst einen hohen Verehrer, die alte Rheinstadt Köln aber ihren ersten Bürger, der so lange ihre Zierde und ihr Stolz gewesen war. Sein Andenken lebt unter seinen Mitbürgern, wie unter den Freunden und Verehrern der Kunst, durch W.'s herrliche Stiftung, das W.sche Museum, fort. Diese seltene Kunstsammlung besteht aus einer 13,428 Bände zählenden Büchersammlung, worunter über 1050 Incunabeln, 521 Handschriften und 488 Urkunden, einer Sammlung von 10,000 Stück Petrefakten und Erzstufen, einer großen, in neuester Zeit durch Ankauf trefflicher Gemälde, wie Lessing's Klosterhof im Schnee, Bendemann's trauernde Juden vermehrte, Bildergalerie und einer Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen, Holzschnitten, Antiken, römischen Alterthümern, Gemmen und 5958 Münzen. Dr. Wilhelm Smet's, der nun auch heimgegangene Dichter und Priester, hat W.s Leben geschildert in der Schrift, „T. Fr. W., ein biographisch-panegyrischer Versuch", Köln 1825. C. Pfaff.

Wallrath, (Sperma ceti, franz. Blanc de baleine), ist das, in einer Höhlung in dem Schädel des Pottfisches (s. d.) befindliche, wachsartige Fett. In dem lebenden Zustande des Thieres ist es eine ölige, weiße Flüssigkeit, die aber sogleich nach dem Tode desselben starr wird. Guter W. stellt eine weiße, blätterige, weich anzufühlende Masse von mildem Geschmack, schwachem Geruch und einem spezifischen Gewicht = 0,93 dar, löst sich in 28 Theilen kochendem Weingeist, sehr leicht in Aether und Oelen auf. Er besteht aus einem eigenthümlichen (W.-)Fett und etwas (W.-)Oel. Am meisten wird er zu Lichtern verwendet, die ein schönes Ansehen haben und sehr hell und langsam brennen; übrigens dient er auch in der Medizin, zu Seifen und Pomaden ꝛc.. Die Vereinigten Staaten sollen im Jahre 1820 gegen 280,000 Pfund W.-Lichter ausgeführt haben. Ein großer Pottfisch liefert über 5000 Pfund, nach Scoresby sogar bis 10,000 Pfund W. C. Arendts.

Wallroß (Trichecus Rosmarus), aus der Ordnung der Robben, hat flossenartige Füße; die hinteren liegen am Ende des Schwanzes, der Leib ist spindelförmig, 12—18 Fuß lang und ebensoviel Centner schwer, der Kopf, im Verhältniß zu dem starken Rumpfe sehr klein, mit großen, abwärts herausstehenden Eckzähnen bewaffnet, welche 5—10 Pfund schwer und gegen 2 Fuß lang sind. Die Zunge ist gespalten, der Leib mit kurzen gelblichen Haaren bedeckt. Das W. nährt sich von Seegras und Schalthieren und sie leben zu Hunderten auf dem Eise von Spitzbergen, Nowaja-Semlja und Grönland. Gefährliche Feinde haben sie an den Eisbären und Walen. Man erlegt sie mit Harpunen und benützt das Fett, die gegen vier Zentner schwere, außerordentlich dicke Haut und die Zähne, welche treffliches Elfenbein liefern.

Walmoden-Gimborn, ein altes niedersächsisches Adelsgeschlecht, das die Herrschaften Gimborn u. Neustadt in Westphalen und 1783 durch Hans Ludwig

die reichsgräfliche Würde erhielt und sich in die beiden Linien Walmoden-Walmoden und Walmoden-Gimborn theilte, von denen nur noch die letztere besteht, deren Haupt Graf Ludwig Georg Thedel, 1769 zu Wien geboren, ist. Erst in hannöverischen, dann bis zum Baseler Frieden in preußischen Diensten, zeichnete er sich im österreichischen Heere seit 1795 als glücklicher Parteigänger aus, schloß 1809 den Subsidienvertrag zwischen Oesterreich und England, erhielt bei Wagram den Theresienorden, befehligte bis 1813 als Feldmarschalllieutenant eine Division in Böhmen, dann in russischen Diensten die deutsche Legion gegen Davoust in Mecklenburg und trat nach dem zweiten Pariser Frieden in österreichische Dienste zurück. Von 1817—1823 befehligte er in Neapel; zuletzt war er General der Cavalerie, geheimer Rath, Inhaber des sechsten Kürassierregiments, commandirender General des ersten Armeecorps in Oberitalien und Militärcommandant in Mailand.

Walpole, 1) Robert, Graf von Orford, geboren 1674 zu Houghton, dem alten Wohnsitze seiner Familie, bereitete sich zu Cambridge zum Staatsdienste vor und wurde schon in jungen Jahren Mitglied des Unterhauses, in welchem er, wie immer, zur Partei des Hofes hielt u. sie mit der größten Beredtsamkeit vertheidigte. Schon 1707 ward er Mitglied des Admiralitätscollegiums und im folgenden Jahre Kriegssekretär, verlor aber bei Marlborough's Sturze seine Stelle. Allein König Georg I. übertrug ihm bald neue Aemter und machte ihn sogar zum geheimen Rathe und Kriegszahlmeister, von welcher Zeit an seine Macht im Parlamente und sein Ansehen bei Hof wuchs. Er bewirkte eine Untersuchung gegen das Ministerium der Tory's unter Anna's Regierung, um zu beweisen, daß dieses Ministerium es mit Frankreich gehalten und den Prätendenten unterstützt und den Utrechter Frieden nicht genau beobachtet habe. Seitdem er 1721 Kanzler geworden war, suchte er den Staat in seinem Innern zu verbessern und die Nationalschuld zu vermindern. Ungeachtet er an den Freunden der vorigen Regierung große Feinde bekam, konnte ihm doch Niemand schaden, da er auf alle Art die Partei des Hofes verstärkte. Unter seinem Ministerium, das auch unter Georg's II. Regierung fortdauerte, stieg Englands Macht immer höher; besonders that er sehr viel für die englischen Colonien und die Industrie. So stand er 20 Jahre lange am Ruder des Staats und leitete während dieser Zeit viele große Staatsbegebenheiten. Da aber 1741 ein neues Parlament gewählt wurde und die Gegenpartei des Hofes die Oberhand bekam, faßte er den Entschluß, alle seine Aemter niederzulegen und der König gewährte ihm seine Bitte, erhob ihn aber dabei mit dem Titel eines Grafen von Orford zum Pair und gab ihm eine Pension von 4000 Pfund Sterling. Seine Feinde verlangten eine Untersuchung über seine Staatsverwaltung, die zwar angefangen wurde, aber bald ins Stocken gerieth und W. starb, geliebt von seinem Könige und mit dem Ruhme eines Staatsmannes und Patrioten, im März 1745. — 2) W., Horace, Sohn des Vorigen, geboren 1717, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die er auf Reisen in's Ausland vollendete und wurde 1741 Mitglied des Unterhauses, zog sich später von den öffentlichen Geschäften zurück und widmete sich ganz den Wissenschaften. In seinem Landhause bei London legte er eine Druckerei an, druckte seine eigenen und andere Schriften, die er aber nie verkaufte, sondern verschenkte. Er starb zu London den 2. März 1797. Man hat von ihm: „Catalogue of the royal and noble authors of England with lists of their works," 2 Bde., London 1759; „Postscript de the royal and noble authors," ebend. 1786; „Anecdotes of painting in England with history of modern taste in gardening," 4 Bde., ebend. 1762—71, 4.; „The castle of Otranga a gothic history," ebend. 1765; Parma 1791, 4.; Sämmtliche Werke, 5 Bde., London 1798, 4.; deutsch, unter dem Titel: „Historische, literarische und unterhaltende Schriften von H. W.," von A. W. Schlegel, Leipzig 1800.

Walpurga, oder Walpurgis, die Heilige, Aebtissin zu Heidenheim im 8. Jahrhunderte, war in England geboren u. eine Nichte des heiligen Bonifa-

zius (s. d.) u. Schwester des heiligen Wilibald, Bischofs zu Eichstädt. Sie begab sich in das Kloster Winbrunn, wo die heilige Tetta Aebtissin war und nach einigen Jahren, ungefähr in der Mitte des 8. Jahrhunderts, dem Wunsche des Bonifazius gemäß, nach Deutschland, wo sie in dem Kloster Bischofsheim so lange als Klosterfrau sich befand, bis das Kloster Heidenheim in Franken von Wilibald erbaut u. sie von diesem als Aebtissin des, zugleich hier mit errichteten, Frauenklosters eingesetzt wurde. Ihr frommes exemplarisches Leben bewog Viele zur Annahme des Christenthums und ihre Tugenden und das viele Gute, was sie stiftete, gab bald nach ihrem Tode (der ungefähr 776 bis 78 erfolgte) Veranlassung, sie als Heilige u. Wunderthäterin zu verehren. — In einigen Gegenden werden in der Nacht vor dem Walpurgisfeste (1. Mai) noch manche abergläubische Handlungen begangen: so das W.-Feuer, wo das gemeine Volk am W.-Abend Strohwische, an lange Stangen gebunden, anzündet und damit herumläuft, um, ihrem Wahne nach, für Menschen und Vieh die bösen Einflüsse zu verhindern, welche die Hexen (s. d.) bei ihrer, für diese Nacht vorzunehmenden, Spazierfahrt etwa hinterlassen möchten. Besonders gehört dahin auch die berüchtigte W.-Nacht vor dem 1. Mai, wo, nach dem bekannten Volksaberglauben, die Hexen auf dem Blocksberge große Assemblée halten und mit dem Teufel und anderen bösen Geistern sehr vertraute Conversationen veranstalten sollen.

Walsingham, Sir Francis, ein britischer Staatsmann, wurde 1536 zu Chiselhurst in der Grafschaft Kent geboren und war der Abkömmling einer alten Adelsfamilie. Seine Studien machte er zu Cambridge, hielt sich während der Regierung der Königin Maria, der Religion wegen, im Auslande auf und wurde 1570 als Gesandter nach Frankreich geschickt, wo er der Königin Elisabeth mit großer Treue und Geschicklichkeit diente. Nach seiner Rückkunft wurde er 1573 Staatssekretär und nun lenkte er die wichtigsten Staatshändel mit seltener Klugheit und der feinsten Verschlagenheit. Er besaß eine ganz ungemeine Geschicklichkeit, die geheimen Gedanken der Menschen zu entdecken und zu benützen; zu diesem Zwecke hatte er an den meisten Höfen der Christenheit seine Spione, denen er sehr große Gehalte gab; denn seine große Staatsregel war, „daß die Erforschung der Cabinetsgeheimnisse nie zu theuer wäre." Durch geheime Operationen hielt er das Auslaufen der unüberwindlichen Flotte um ein Jahr auf und beschäftigte die Feinde Englands durch innerliche Unruhen, die er Frankreich und Spanien bereitete. Er legte in England den Grund zur protestantischen Kirche in Ansehung ihrer politischen Verfassung und machte den Hauptanschlag zur Ausrottung der römisch-katholischen. Eigennützig war er übrigens nicht im mindesten Grade und so starb er denn auch den 5. April 1590 so arm, daß ihn seine Freunde zur Nachtzeit in der St. Pauluskirche begraben mußten, damit man nicht Schulden halber Arrest auf seinen Körper legte. S. „The compleat Ambassador etc. comprised in letters of negociation of Fr. Walsingh. collected by Digges," London 1655, Fol.; franz. Amst. 1727, 4 Bde.

Walter, Ferdinand, geboren zu Wetzlar 1794, machte seine Vorstudien an der, damals auf französischem Fuße eingerichteten, Lehranstalt zu Köln, nahm hierauf 1813 in einem donischen Kosaken-Regimente an dem deutschen Befreiungskriege Antheil und bezog 1814 die Universität Heidelberg, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studieren. 1818 erhielt er eine ordentliche Professur an der damals neuerrichteten Universität Bonn, wo er hauptsächlich die Fächer des kanonischen Rechtes, des deutschen Privatrechtes und der römischen und deutschen Rechtsgeschichte vorträgt. Sein Lehrbuch des Kirchenrechts, dessen erste Auflage 1822, die zehnte 1846 erschien, hat ihm nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich den Ruhm eines der gründlichsten Kanonisten erworben und auch Papst Gregor XVI. hat den Werth dieses Werkes anerkannt, indem er 1836 dessen Verfasser mit dem Orden des heiligen Gregorius des Großen auszeichnete. Weitere Werke von W. sind: „Corpus juris germanici antiqui," Berlin 1824,

3 Bde.; „Juris Walici capita," ebend. 1836; „Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian," 2 Bde., 2. Aufl., Bonn 1845—46.

Walther von der Vogelweide stammte wahrscheinlich aus einer adeligen Familie im obern Thurgau, lebte, als ächter Hofdichter, abwechselnd an den Höfen von Oesterreich, Thüringen, der Hohenstaufen Philipps und Friedrichs II., wie auch Otto's IV.; ferner zu Mödling, Aquileja und bei den Fürsten von Kärnthen und starb bald nach 1230 und soll zu Würzburg begraben seyn. Edel geboren, dabei arm und zum fremden Dienste genöthigt, hat W. frühe, aus tiefem Berufe, die Dichtkunst zur eigentlichen Herrin erwählt, wie das gesammte Vaterland zur Heimath. Unbedenklich nimmt er für seine Dienste Unterhalt und Geschenke. W. ist einer der berühmtesten Dichter, sowohl nach der Zahl, als auch nach der Bedeutung seiner Lieder: Minnelieder, Botenlieder, Gespräche, Tagelieder, Kreuzlieder (er machte höchst wahrscheinlich selbst einen Kreuzzug mit), Lob- und Preislieder, Straf- und Rügelieder, Sprüche und gute Lehren. In ihm vereinen sich alle die mannigfaltigen Stimmen des Minnegesanges in vollem Umfange und Tiefe und sind zur höchsten Ausbildung gediehen. Er sang die Minne in allen ihren Abstufungen, von dem lieblichsten Abenteuer auf der blumigen Haide, bis zur höchsten und heiligsten Frauenverehrung. Aus ihm spricht vor allen auch die innigste Vaterlandsliebe, das schönste Selbstgefühl des Preises deutscher Männer und Frauen an Zucht und Schönheit vor allen durchwanderten Ländern; an allen öffentlichen Ereignissen der damaligen mächtig erregten Zeit der Kreuzzüge und des Kampfes der Hohenstaufen mit den Päpsten, an allen wichtigen Angelegenheiten des deutsch-römischen Reiches nimmt der edle, freie Dichter an den Höfen der Kaiser, Könige und mächtigsten deutschen Fürsten und bei ihren Reichsversammlungen den herzlichsten Theil durch seine gewiß nicht unwirksame Rede, Ermahnung, Lob und Rüge, stets für die Würde und Weltherrlichkeit des deutschen Reiches, meist gegen die, nach seiner Ansicht angemaßte, weltliche Gewalt des Papstes (nicht gegen den Papst als Oberhaupt der Kirche, denn diesen verehrt der Dichter), bis das Alter seinen Blick auf das unvergängliche Himmelreich richtet. Seine Verbindung des fahrenden Sängers mit dem Ritter und Reichslehnsmann, sein Aufenthalt immer an den Höfen, immer bei den Besten und vor Allem sein überlegener Geist, der hohe Ernst und die scharfe Ironie bei dem herzlichsten, vaterländischen Sinne machte seine, mit dem ächten Gepräge des Dichters erklingenden, Worte zur wahrhaften Volksstimme; zugleich war er in seinen Gedichten der Rath des Kaisers und der Fürsten. Wie der Dichter in seinen Kreuzliedern die Hülfe Gottes, seines Sohnes, Maria's und der Engel anruft, Christi Leiden vor Augen stellt und überall in seinen ernsten Gedichten den Glauben und die Gottesliebe als das Höchste verkündigt: so vergißt er auch sonst nicht des Gebetes, obwohl er bereut, daß es zu selten geschieht. Seine Gedichte sind besonders herausgegeben von K. Lachmann, Berlin 1827, neue Ausg. 1843, stehen auch (mit einer umfassenden Biographie und Charakteristik) in H. v. d. Hagens Sammlung der Minnesänger. Vergl. noch Uhland's Schilderung des Dichters, Stuttg. 1822.

Walther, Philipp Franz von, k. bayerischer Geheimerrath, Universitäts-Professor und Leibarzt des Königs, geboren den 3. Januar 1782 zu Burweiler in Rheinbayern, Sohn eines Justizamtmanns, besuchte das Gymnasium zu Speyer und in Heidelberg, widmete sich dann dem Studium der Heilkunde an der Universität in Heidelberg und in Wien und wurde 1802 an der Universität Landshut zum Med. Dr. promovirt. Er unternahm nun eine wissenschaftliche Reise nach Paris, wurde nach seiner Rückkehr 1803 kurbayerischer Medizinalrath und Oberwundarzt des Spitals in Bamberg, 1804 aber ordentlicher Professor der Chirurgie an der Universität Landshut; 1808 erhielt er mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone den persönlichen Adel; 1819 wurde er als ordentlicher Professor der Chirurgie an die neuerrichtete Universität nach Bonn berufen; 1824 wurde er k. preußischer Geheimer-Medizinalrath; 1830 folgte er einem Rufe an

: Universität München als ordentlicher Professor der Chirurgie, Direktor der
irurgischen und augenärztlichen Klinik, Geheimerrath und Leibchirurg des Kö-
gs; 1837 trat er von der Leitung der Klinik zurück; 1844 wurde er Leib-
zt des Königs. — W. gehört zu den ausgezeichnetesten Aerzten seiner Zeit;
Deutschland dürfte er unbedingt als der erste Chirurg und Augenarzt
zuerkennen seyn. Er hat mächtig beigetragen zur Entwickelung der deutschen
hirurgie, deren Gesammtgebiet er nach allen Richtungen zu erweitern be-
fen war; vorzugsweise aber hat er das Gebiet der Augenheilkunde er-
:itert und erleuchtet. Nicht nur durch seine Schriften hat sich W. un-
rgängliche Verdienste erworben, sondern auch durch die Heranziehung tücht-
:r Schüler, die im Geiste des Meisters wirken. Er war vermöge der Vor-
fflichkeit seiner Vorträge stets einer der geschätztesten Lehrer und ist es noch
ᴉt. — Von W.s Schriften sind die wichtigeren: „Physiologie des Menschen",
Bde., Landshut 1807. — „Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen
tedizin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde", Landsh. 1810. — „Sy-
m der Chirurgie", bisher 4 Bde. (3. u. 4. Augenheilkunde), Karlsruhe und
:eiburg 1833—1848, 1 Bd. in 2. Aufl. 1843. — Außerdem finden sich zahl-
:che werthvolle Abhandlungen von W. in verschiedenen Zeitschriften, nament-
h im „Journal der Chirurgie und Augenheilkunde", dessen Mitredakteur er seit
ssen Beginn 1820 ist. E. Buchner.

Wallthiere, s. Cetaceen.

Walze ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit Cylinder (s. d.). Je nach
r verschiedenen Anwendung unterscheidet man: 1) W.n zur Fortschaffung großer
ısten; 2) W.n zum Zerdrücken der Erdklumpen, sogenannte Ackerwalzen; 3) W.n
m Zerquetschen des Getreides, der Samenkörner, Früchte 2c.; 4) W.n zum
trecken und Plattdrücken gewisser Metalle; 5) W.en zum Drucken und Glätten;
W.en zum Ausdrücken der Getreidekörner und zum Brechen des Flachses; 7)
ı.en zur Leitung der Seile und zur Verminderung der Friction, statt der Rollen;
W.n in Spieluhren. — An Rädern angebracht, heißt die W. gewöhnlich
Welle oder Wellbaum.

Walzende Grundstücke heißen solche Theile eines Grundstückes, die nicht
m geschlossenen Complexe eines Gutes gehören und nach Belieben wieder davon
räußert werden können; walzende Güter, die unter die Erben ohne Unterschied
rtheilt werden; walzende Gerichte, wo die Richter- und Schöppenämter
r Reihe nach herumgehen.

Walzer, ein deutscher Nationaltanz von sehr munterer Bewegung, im ¾, auch
Takt, aus zwei oder mehren Reprisen, jede aus 8 oder mehren, selten über 16,
akten bestehend. Er führt durch die, in seiner Composition ausgezeichneten, Künst-
: Strauß, Lanner und Andere unzählige, oft seltsame und selbst lächerliche,
einamen und hat fast jede andere solide Tanzmusik verdrängt. Dieses Ueber-
ıß muß nothwendig wieder seine Beschränkung zur Folge haben und seit mehren
ıhren scheint auch wirklich bereits die Einleitung dazu getroffen zu seyn.

Walzwerk, s. Streckmaschine.

Wan, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets in der asiatischen
ırkei, sehr vortheilhaft am See gleiches Namens gelegen, der 11 Meilen lang
:d gegen 7 Meilen breit, sehr fischreich und salzig ist, weßhalb auch die Be-
ohner der Stadt und Umgegend beträchtliche Salzsiederei treiben. Die Stadt
Sitz eines Pascha, reich an Resten alter Denkmäler, die schon im 5. Jahr-
ndert nach Christo von Moses von Chorene beschrieben und 1827 von Pro-
sor Schulz aus Gießen auf's Neue untersucht wurden. Die Zahl der Ein-
ohner beträgt bei 20,000. — Die Stadt soll im frühesten Alterthume sehr bedeutend
ıd häufig die Residenz der assyrischen und persischen Könige gewesen seyn.

Wanderndes Blatt (Phyllium), ein der Heuschrecke ähnliches Insekt, das
n Namen von seinen Flügeldecken trägt, welche auffallend dürren Blättern

gleichen. Eine Art derselben heißt, wegen der aufgerichteten Vorderfüße, Gottesanbeterin.

Wandlung, s. Messe.

Wandsbeck, ein Flecken im Herzogthum Holstein, eine Stunde nordöstlich von Hamburg, mit einem Schlosse des Grafen von Schimmelmann und 3200 Einwohnern, bekannt als Aufenthaltsort des Dichters Matthias Claudius (s. d.), der sich nach diesem Orte den Wandsbecker Boten nannte u. dem hier ein Denkmal errichtet wurde.

Wanen heißt in der skandinavischen Mythologie eine Völkerschaft, deren Wohnsitz, Wanaheim, gänzlich unbestimmt ist u. welche man bald an den Don (Tanais), bald an das Nordcap (Finnen, Vanen, Wanen) versetzt, welche nur dadurch merkwürdig wird, daß sie mit den Asen in eine lange dauernde, entsetzliche Fehde verwickelt war, die zu beider Vernichtung führen zu wollen schien, bis man endlich Frieden schloß und zur Bestätigung desselben Geißeln gegen einander austauschte, so daß die Asen Niord, Freya und Freyr, die W. aber Häner und Mimer erhielten; auch spieen beide Parteien in ein Gefäß, aus dessen Inhalt die Asen den weisen Quaser erschufen. Die W. scheinen ein im Götterdienste wohl erfahrenes Volk gewesen zu seyn; denn ihre Geißeln führten die Verehrung der Götter bei den Asen ein, dagegen schienen sie der Staats- und Regierungskunst unkundig, denn die Asen setzten ihnen Häner zum Könige und gaben demselben den weisen Mimer als Rath zur Seite, woraus auch eine Art von Unterwürfigkeit der W. unter das Joch der erobernden Asen hervorgeht.

Wangenheim, Karl August, Freiherr von, königlich württembergischer Staatsminister und verdienter Staatsmann, aus einem altadeligen Geschlechte 1773 zu Gotha geboren, studirte auf dem dortigen Gymnasium und hierauf auf den Universitäten zu Jena und Erlangen, Anfangs Theologie und hierauf Rechtswissenschaft. 1795 wurde er Assessor bei der Landesregierung in Koburg, bald darauf Rath in derselben und später geheimer Assistenzrath im Ministerium, von wo er 1803 wieder als Vicepräsident an die Landesregierung versetzt ward. Da er aber als solcher über die Verwaltung des Ministers von Kretschmann amtlich ein ungünstiges Urtheil fällte, zog er sich dessen Feindschaft zu und ward den 29. März 1804 plötzlich seiner Dienste entlassen. Eine, deßhalb bei dem Reichshofrathe in Wien erhobene, Klage ward zwar dahin entschieden, daß W. wieder in seine Stelle eingesetzt, ihm rechtliche Genugthuung gewährt und der rückständige Gehalt ausgezahlt werden sollte; doch verhinderte die Auflösung des deutschen Reichs die Ausführung dieses Urtheils und W. lebte nun als Privatmann in Hildburghausen, mit staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt, bis ihn ein Auftrag des Herzogs von Hildburghausen nach Stuttgart führte, wo ihm der Eintritt in württembergische Staatsdienste angetragen wurde und er am 11. November 1806 Präsident des Oberfinanzdepartements ward. Mit großem Eifer widmete er sich seinem neuen Berufe und brach die Bahn zu einer bessern Einrichtung des Finanzwesens; aber schon im November 1809 ward er von hier wieder entfernt und zum Präsidenten der Oberregierung ernannt, von welchem Posten er, nach Aufhebung dieser Behörde und nachdem er eine Landvogtstelle ausgeschlagen hatte, zum Präsidenten des Obertribunals und zum Curator der Universität Tübingen ernannt ward (im Sept. 1811). Segensreich wirkte er hier, besonders im letztern Amte, mehre Jahre, erregte aber plötzlich 1815 durch seine Kritik der neuen Verfassung Württembergs vom 15. März 1815 in der Schrift: „Ideen der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung und den Entwurf zu deren Erneuerung“ (1815) bei Hofe ein großes Mißfallen und ward daher durch seine Berufung zum Mitgliede der Verfassungscommission (im Oktober 1815) sehr überrascht. In derselben war er die Hauptperson und suchte dem gemachten Entwurfe auch in der Ständeversammlung Anerkennung zu verschaffen; doch trat der Tod des Königs Friedrich (den 30. Oktober 1816) hindernd dagegen und kurz darauf (den 8. November 1816) ward W. zum Cul-

tusminister ernannt. In dieser Stellung vertheidigte er seit dem März 1817 den Verfassungsentwurf von Neuem und suchte denselben, als der König die Versammlung, mit der er sich wegen Annahme desselben nicht vereinigen konnte, auflöste, ins praktische Leben einzuführen. In seiner Verwaltung huldigte W. entschieden dem staatskirchlichen Systeme, unter welchem namentlich die katholische Kirche Württembergs Vieles zu leiden hatte (vgl. die Artikel Oberrheinische Kirchenprovinz und Keller). — Meinungsdifferenzen, welche sich zwischen dem neuen Finanzminister Malchus und W. erhoben, veranlaßten letztern, um seine Entlassung nachzusuchen, worauf er im November 1817 als Bundestagsgesandter nach Frankfurt ging. Auch hier nahm er an allen wichtigen Angelegenheiten den thätigsten Antheil; hatte er aber bei der, durch seine Ansichten und Maßregeln bei anderen Bundesmitgliedern erregten, Unzufriedenheit stets des kräftigsten Schutzes genossen, so wurde er zuletzt wegen einiger „Notamina" in Militärangelegenheiten des Bundes von einer Bundesregierung bundesverfassungswidriger Entwürfe beschuldigt und, ungeachtet seiner öffentlichen Vertheidigungsschrift an den Fürsten Metternich, da endlich auch Unzufriedenheit gegen die württembergische Regierung laut ward, im Juli 1823 abberufen und pensionirt. Seit dieser Zeit lebte er, theils in Dresden, theils in Koburg, wissenschaftlichen Bestrebungen und wurde im Dezember 1831 zum Abgeordneten des Oberamtes Ehingen in die zweite Kammer gewählt. Er reiste deßhalb im Frühjahre 1832 nach Württemberg und traf vor der Eröffnung der Kammern (im Januar 1833) in Stuttgart ein. Aber trotz dem, daß die ausgezeichnetsten Männer, selbst seine früheren politischen Gegner, wie Uhland, zu seinen Gunsten sprachen, so ward doch seine Wahl von der Kammer für nichtig erklärt „da dieselbe nur auf einen im Königreiche wohnenden Staatsbürger fallen könne," worauf er sich wieder nach Koburg zurückzog. — Ueber den letzten Vorfall vergleiche seine Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von W. zum Abgeordneten der württembergischen Ständeversammlung im April und Mai 1832; nebst einem Anhange über den deutschen Bund und die Unmöglichkeit moderner Freistaaten" (Tübingen 1832).

Wangeroge, herzoglich oldenburgische Insel in der Nordsee, unfern der Mündung der Weser, durch den eine Meile breiten Kanal Wad vom Festlande getrennt. Sie ist ungefähr 8 Minuten breit und eine Stunde lang, war aber vormals, ehe die Sturmfluthen hier so schlimm bausten, wohl zehnfach größer. Der Boden besteht aus lauter wellenförmig sich hebenden und senkenden Sandhügeln und Niederungen mit spärlicher Vegetation. Die Einwohner, gegen 400 an der Zahl, nähren sich hauptsächlich von der Schifffahrt und Fischerei u. der in neuerer Zeit hier eingerichteten Seebadeanstalt, welche stark besucht wird. Der auf allen Seiten sich sanft in's Meer senkende und mit einer festen Sandkruste überdeckte Strand bietet die bequemsten Gelegenheiten zum Baden. Außer den herrschaftlichen Gebäuden des Konversations- und Logirhauses gibt es mehre moderne, von Spekulanten erbaute Wohnhäuser, und ein Theil der Badegäste sucht auch in den bescheidenen, aber sehr reinlichen Hütten der Insulaner Unterkunft. Weiter findet man auf W. eine Seesalzsiederei und einen Leuchtthurm mit Drehfeuer, nämlich einem Lampenlichte, welches, um es von den benachbarten Leuchtthürmen auf Helgoland und Borkum zu unterscheiden, abwechselnd nach gewissen kurzen Zwischenräumen sichtbar ist und verschwindet. — W. bedeutet Auge von Wangerland, wie der nördlichste Küstenstrich der oldenburgischen Herrschaft Jever heißt, mit welchem die Insel ehedem verbunden war, bis die Cimbrischen Fluthen zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung sie vom Festlande abrissen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir ihre Rhede bedeckt mit Raubschiffen des kühnen friesischen Häuptlings Edo Wiemken, und die Thürme ihrer beiden Kirchen zur Aufbewahrung der Beute und der Gefangenen dienend, welche der wilde Seekönig den Holländern abgenommen. Diese rächten sich nach der Hand durch die gänzliche Verwüstung der Insel, und was aus diesem Ruine wieder erstand, verfiel allmählich der Gewalt des Meeres, welches

die fruchtbarsten und kultivirtesten Theile überfluthete und theils verschlang, theils im Flugsande begrub. Das Seebad entstand im J. 1819. — Dr. Chemnitz: W. und das Seebad, Bremen 1833. mD.

Wanken der Erdachse, s. Nutation.

Wanken des Mondes, s. Mond.

Wanker, Ferdinand Geminian, Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau und designirter Erzbischof der dortigen Diözese, geb. den 1. Oktober 1758 zu Freiburg, war der Sohn eines Wachsziehers. Schwächlich und klein und bei der Geburt fast für todt bei Seite gelegt, entfaltete doch nach einigen Jahren der hinfällige Knabe Lust zum Lernen und vielversprechende Fähigkeiten. Der zarte, schwächliche Körperbau ließ ihn an den frohen Spielen seiner Mitschüler wenig Antheil nehmen, dagegen saß er größtentheils zu Hause, trug von allen Seiten Bücher zusammen und wurde so auf seine eigene Weise des Lebens froh. Von seinen Mitschülern war er wie ein kleiner Lehrer geachtet und erhielt alljährlich regelmäßig die ausgesetzten Preise. Als der Vermögensstand seiner Eltern durch widrige Ereignisse der Zerrüttung nahe kam, erhielt der edle Jüngling 1773 einen Freiplatz in der wohlthätigen Stiftung des Collegii Sapientiae. Hier flossen ihm eben so still, wie früher im elterlichen Hause, die akademischen Jahre dahin, einzig seiner wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung beflissen. Um einst die theologische Doctorwürde anzusprechen, unterwarf er sich vor dem Abgange von der Freiburger Hochschule der strengen Prüfung und trat hierauf in das bischöfliche Priesterhaus. Am 25. Mai 1782 vom Fürstbischof Maximilian Christoph zum Priester geweiht, begann er die Seelsorge als Vikar im Dorfe Feldkirch, wurde bald als Erzieher zu einem jungen Adeligen in die Stadt gerufen, hierauf zur Pfarrei Wendelsheim von der hohen Schule in Vorschlag gebracht. Allein er bezog diese Pfarrei nicht, weil er gleich darauf zum ersten Subrektor in das kaiserlich josephinische Seminar zu Freiburg, am 3. Oktober 1783, ernannt wurde. In diesem Berufe verfaßte er ein Lehrbuch für die Pastoral, welches zur völligen Ausarbeitung zu bringen er später die Zeit nicht mehr fand; er legte die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der christlichen Sittlichkeit nieder. Mit rührender Kindesliebe unterstützte er seine Mutter, welche Wittwe geworden war und durch ihn sind ihr gerade ihre letzten Tage die schönsten ihres Lebens geworden. Am 30. August 1788 erhielt er den Lehrstuhl der christlichen Moral an der Universität. Nach seiner Methode pflegte er zuerst jeden Begriff auf des Genaueste zu bestimmen, beleuchtete ihn von allen Seiten, begründete ihn durch strenge Beweise und nun erst leitete er in logischer Ordnung alle daraus resultirenden Folgerungen mit Bedächtigkeit und Umsicht ab. Nie hielt er Etwas im Halbdunkel, oder nebelte um sich her, um die Einbildungskraft aufzuregen und unsichtbare Gestalten hinter dem mystischen Flore ahnen zu lassen, die man dann mit hellklingenden Worten beschwört, bis sie auch von Anderen gesehen werden. Nein, am lichten, heitern Pfade des Erkennens führte er die Zöglinge Schritt für Schritt in das Gebiet der Wissenschaft ein und bewirkte durch die Klarheit und den schulgerechten Gang seiner Vorträge bei ihnen volle Ueberzeugung. Die ungenügende Bearbeitung der früheren Lehrbücher der Sittenlehre bewog den österreichischen Staat, eine desfallsige Aufforderung an seine Lehrer ergehen zu lassen und W.s Lehrbuch erhielt den Vorzug und behauptete ihn fortwährend in den verschiedenen, stets reicher ausgestatteten Auflagen, (1794 erschien die 1., 1803 die 2., 1810 die 3., 1830 die 4.). Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt wartete und pflegte er die beiden schönen Stiftungen von Sautier und Reibett für Erziehung weiblicher Dienstboten und Unterstützung armer Lehrlinge zu Handwerkern. Eilf Jahre lange überwachte sein Wohlwollen den jungen Aufwuchs, kümmerte sich um ihr Glück und Fortkommen und verlor sie nie aus den Augen, bis sie seiner Sorge nicht weiter bedurften. Das gleiche schöne menschenfreundliche Gefühl trieb ihn auch ins Waisenhaus zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Gesundheitsanstalten in Augenschein zu nehmen, ihren sittlichen Zustand zu beobachten und, wo

es nöthig schien, Verbesserungen einzuleiten, oder die wohl entworfene Einrichtung zu handhaben. Alles Aeußere nahm er als Sittenlehrer auf, suchte jede auffallende Erscheinung im Gebiete der Sitten aus vorhergehenden Zuständen zu erklären und ruhte nicht, bis sie ihm aus psychologischen Ursachen verständlich geworden war. So wurde er ein gelehrter Beobachter der Menschen und ihrer Handlungen, ohne eigene Verschlimmerung oder bösliche Neugierde. Es war ihm nur darum zu thun, den Menschen als sittliches Wesen zu kennen. Durch wissenschaftliche Beschäftigung gewöhnt, Alles auf Grundsätze zurückzuführen, hatte er in denselben eine feste Grundlage, worauf er sich stützte, daß er nicht von fremder Bewegung abhängig, viel weniger ein Spielzeug äußerer Einwirkung, kaum der wohlersonnenen List, auch nur auf Augenblicke, wurde. Sein Wollen und Wünschen stand unter Grundsätzen, die ihm heilig waren, weswegen weder eine Störung, noch Unentschiedenheit abwechselnde Zustände herbeiführte. Mochte es in seinem, nach Außen hin stillen und einförmigen, Leben auch Anlässe geben, Leidenschaften aufzureizen: er blieb ruhig, nicht weil er stumpf oder wehrlos, sondern weil er schonend war. Ein Mann von der ihm eigenen regen Thätigkeit konnte nicht ohne Leidenschaft seyn, aber er ließ sie nie zum Ausbruche kommen. Daher in seinem Blicke, wie in seinem Gemüthe, jene ungetrübte Heiterkeit, gleich weit entfernt von lebhafter Freude, wie von Grämlichkeit, worin selbst das organische Mißbefinden keine sehr merkbare Aenderung machte. Hatte er mit gutem Gewissen das Seinige gethan, das Uebrige überließ er dem höchsten Wesen, in dessen Hand die Erfolge sind und die Gesetze einer ewigen Weltordnung. Die Gesinnungen wahrer Religion und frommer Gottergebenheit belebten sein geräuschloses, rein christliches Wirken, wodurch er auf's Vollkommenste würdig geworden ist, zum obersten Kirchenfürsten in den verbündeten Staaten des südlichen Deutschlands gewählt und bestimmt zu werden. Allein der göttliche Rathschluß hatte es anders beschlossen; der Edle wurde, nahe der höchsten Kirchenwürde, plötzlich aus der Mitte der Seinigen gerissen, indem eine Ueblichkeit, die er aus Eifer für seinen Beruf zu wenig achtete, die edelsten Lebensorgane ergriff und nach den heftigsten Schmerzen, unter denen er einem seiner geistlichen Freunde bekannte: „ohne Religion wäre es unmöglich, die mich marternden Schmerzen mit Geduld zu ertragen", an der Schwelle des 66. Lebensjahres, am 19. Januar 1824, sein ächt christliches Daseyn beendete. Seine Schriften wurden gesammelt von Dr. Wilderich Weick und erschienen in vier Bänden, Sulzbach bei Seidel 1830—1833. Die beiden ersten Bände enthalten: „Christliche Sittenlehre" in der 4. Auflage. Der dritte Band die vortrefflichen „Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung für Akademiker und gebildete Christen." Der vierte Band die kleineren Aufsätze: „Ueber Vernunft und Offenbarung mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit", eine akademische Rede zur theologischen Doctorpromotion des damaligen Stadtpfarrers Banotti in Rottenburg 1804. „Ueber die Verbindung der wissenschaftlichen mit der sittlichen Kultur der Geistlichen", zuerst im Archiv des Bisthums Konstanz erschienen 1806. Ebendaselbst 1810: „Ueber das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und moralischen Ansicht." Dieser Aufsatz, umgearbeitet unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Polygamie und Ehetrennungen." IV. Band gesammelte Schriften Seite 47—76, Seite 79—82. „W. theologisches Fragment." S. 83 „Nachricht von der Sauter'schen Stiftung zu Freiburg", akademische Rede 1819. — Besondere Hervorhebung verdient die meisterhafte Trauerrede des gelehrten Hug auf seinen Hintritt, Freiburg 1824. Auch Ernst Münch, der ehemalige Schüler und nachherige College, ehrte sein Andenken: „W. nach seinem Leben und seinen Schriften" geschildert. In den gesammelten Schriften wieder abgedruckt, IV. Bd. S. 93—119. Cm.

Wappen, sind gewisse besondere Zeichen, deren sich sowohl einzelne Personen, als Geschlechter, Gilden, Städte und Länder zur Auszeichnung und Bekräftigung ihrer Aussagen und Rechte, die sie zum Theil mit dem W. selbst überkommen haben, bedienen. Die Entstehung der W. ruht im Dunkeln; indessen sind

sie jedenfalls sehr alt und lassen sich wohl ins früheste deutsche Alterthum zurückführen, insofern mindestens, als unstreitig die Landes-W. aus religiösen Symbolen in ihrer ursprünglichen Einfachheit entstanden und sich sehr früh schon bei Einzelnen die Auszeichnung des Schildes durch glänzende, mannigfache Farben nachweisen läßt. Später wurden die W. künstlicher, zusammengesetzter, aber auch nach festgestellten Regeln der Heraldik geordnet und nach und nach durch Ritterthum und Turnier erblich, bis sie dann zu dem geworden sind, was sie jetzt sind. Die ältesten W. scheinen die religiösen Heersymbole gewesen zu seyn, aus denen, theilweise mindestens, die ältesten Landes-W. entstanden, da es bemerkenswerth ist, daß diese häufig Thiere darstellen, welche die Mythologie und der Götterdienst heiligte, z. B. Pferd, Drache, Adler 2c. Nächstdem möchten wohl die Geschlechts-W. folgen, welche den späteren Landes-W. zum Theil zu Grunde liegen und erst später dann die einzelnen Personen-W. hervortreten. Eine besondere Beachtung verdienen auch die Stadt-W. und in den älteren Städten auch die Gilde-W. Früherhin war für die Einzelnen die W.-Annahme etwas Willkürliches; später aber wurde dies, wie alles Uebrige, zur Ritterlichkeit Gehörige, gesetzlich geordnet und die Ertheilung derselben ward ein Recht des Landesherrn, der es auch geeigneten Falls wieder nehmen kann. Alle W. haben unstreitig eine Bedeutung und deshalb sind ächte Sagen über die Entstehung derselben von großem Werthe; allein man muß wohl unterscheiden die symbolisch bedeutungsvollen alten und die absichtlich symbolisirenden neuen W. und überhaupt mit der W.-Deutung sehr vorsichtig seyn. Eingetheilt werden die W. in Personen- und Länder-W. Die ersteren zerfallen wieder, nach dem Subjekte, in W. von Individuen, von mehren Personen, in Familien- und Gesellschafts-W.; in Rücksicht auf den Grund in Amts-, Gnaden- und Schutz-W.; in Hinsicht auf die Dauer in persönliche und erbliche. Die Länder-W. werden eingetheilt: in Herrschafts-, Gedächtniß-, Anspruchs- und Erbschafts-W. Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Allianz-W., d. h. solche, welche die Frauen führen, in denen das W. der Frau neben dem des Mannes gestellt ist, welches letztere jedoch, als das Vorzüglichere, rechts steht. Ebenso sind die falschen oder Räthsel-W. und die Schimpf-W. zu nennen. Erstere sind solche, bei denen, gegen die heraldischen Regeln, besonders der französischen, Metall auf Metall und Farbe auf Farbe gesetzt ist; letztere solche, welche von der Obrigkeit eines Verbrechens halber ertheilt wurden. Dergleichen Fälle sind selten, aber sie kommen in älterer Zeit doch vor. Jedes W. besteht nun seinen Theilen nach aus dem Schilde, den Unterscheidungs- und Prachtstücken. Die Form des Schildes ist verschieden, rund, viereckig, oval, herzförmig. Die Fläche des Schildes nennt man das Feld, dessen Grund eine Farbe oder auch Gold oder Silber ist. Oft ist auch das Feld getheilt. Auf demselben befindet sich nun das einfache oder zusammengesetzte W.-Zeichen. Dafür sind sieben Farben angenommen, die man im Kupferstiche der Zeichnung eines W.-s durch gewisse Zeichen andeutet. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, Roth durch senkrechte, Blau durch horizontale, Grün u. Purpur durch schräge, Schwarz durch gegitterte Striche bezeichnet. Zu den Unterscheidungsstücken, welche sich auf dem Schilde befinden, gehören: Helm, Krone, Hut, Mütze 2c. Krone und Hut führen königliche, fürstliche und gräfliche (nach den Kugeln unterschieden) W., den Helm adelige. Aber auch bei diesen herrscht ein Unterschied. Einmal waren sie entweder offen oder geschlossen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Der Rang bestimmte die Reifenzahl am Helme; Kaiser und Könige hatten 11, Grafen 7, Freiherren 5, Adelige 3. Prachtstücke sind: die Schildhalter, Mäntel, Zelte und Devisen.

Wappenherold oder **Wappenkönig**, s. Herold.

Wappenkunde, die, ein Zweig der Heroldswissenschaft oder Heraldik (s. d.), ist die Wissenschaft von den Regeln u. Rechten der Wappen, die Kunst, deren Geschichte und Aechtheit zu erkennen und zu beurtheilen. Unrichtig nehmen Einige

die W. und Heraldik geradezu für gleichbedeutend, während letztere (vgl. den Art. Heraldik) umfassender ist.

Waräger wurden diejenigen normännischen Stämme genannt, welche sich im Laufe des 7., 8. und 9. Jahrhunderts in den Weichselgegenden, einem Theile Ostpreußens und in Lief- und Kurland niedergelassen hatten, welches sie sich unterwarfen und auch die, weiter in Rußland wohnhaften, Volksstämme sich zinspflichtig machten. Ihr Name stammt wohl von „War", Krieg, her und heißt vielleicht nur Krieger. Als später die Slawen sich von der Herrschaft der Fremdlinge befreiten, schwankten sie lange zwischen den übrigen Stämmen herrenlos hin und her, bis endlich Rurik, ein Fürst aus dem W.-Stamme, die Herrschaft überkam. Nach und noch traten nun die W. in das Verhältniß einer Art Leibwache zum Fürsten und leisteten unter diesem noch bedeutende Dienste, bis endlich Wladimir, der apostelgleiche, nach der Erbauung Kiews, als er durch ihre Forderungen und die Macht, mit der sie dieselben zu unterstützen vermochten, wohl einsah, wie gefährlich sie ihm werden konnten, diese Fremdlinge Anfangs geschickt trennte, dann aber verabschiedete. Sie gingen nun nach Konstantinopel, traten dort in dasselbe Verhältniß und spielten bald eine sehr bedeutende Rolle. Auch in Rußland erscheinen sie 1015 und 1024 wieder, verschwinden dann aber dort für immer. In Griechenland dagegen stieg ihre Macht und Bedeutung, vorzüglich seit 1030, beständig und sie bildeten lange Zeit den Kern des griechischen Heeres. Vorzüglich berühmt ist Harald Sigurdson, genannt Hardrade, der als Kriegsmann sich Nordbricht zugelegt hatte, in Afrika und Sicilien 18 Schlachten gewann, die Serbier besiegte, die Hand der griechischen Kaiserin verschmähte, sich kühn aus einem entsetzlichen Kerker befreite, über Rußland nach Norwegen zurückging und dort sich einen Thron erstritt. Der Ruhm der W. dauerte bis ins 13. Jahrhundert, im 14. aber verschwand und erlosch er.

Warbeck, s. Perkin Warbeck.

Warburg, Stadt an der Diemel, im Regierungsbezirke Minden der preußischen Provinz Westphalen, theilt sich in die Alt- und Neustadt, welche durch eigene Mauern abgetheilt sind, hat zwei Pfarrkirchen, ein Kloster, eine Kapelle des heiligen Erasmus, zu welcher stark gewallfahrtet wird und 3200 Einwohner. Die Stadt selbst ist finster und öde, aber die Umgegend, Wer Börde genannt, ist eine der schönsten, reichsten u. fruchtbarsten Gegenden Westphalens und liefert schönen Flachs und Hanf, sowie Eisen- und Bleierz. — W., früher eine Reichsstadt, dann zum Bisthum Paderborn gehörig und Mitglied der Hansa, ist geschichtlich denkwürdig durch das, im siebenjährigen Kriege 31. Juli 1760 zwischen dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und den Franzosen unter General Muy hier gelieferte Gefecht, in welchem letztere 5000 Todte, Verwundete und Gefangene, 12 Kanonen und 10 Fahnen verloren.

Warburton, William, Bischof zu Gloucester, geboren 1698 zu Newark an der Trente, wo sein Vater Procurator war, dem er hernach in diesem Amte folgte, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde 1728 Rektor zu Burn-Broughton in Lincolnshire, 1754 königlicher Kaplan und stufenweise Kanonikus von Durham, Doktor der Theologie, Dechant von Bristol, endlich Bischof von Gloucester und starb den 7. Juni 1779. Er war ein sehr gelehrter und scharfsinniger und länger als 50 Jahre einer der fleißigsten englischen Schriftsteller, am bekanntesten durch seine, großes Aufsehen und viel Streit erregende, göttliche Sendung Mosis: Tho divine legation of Moses demonstrated., 3. Ausgabe 1742 bis zu 6 Büchern erweitert, aber nicht vollendet, indem es 9 werden sollten. Nach seinem Tode ist noch das 9. Buch unvollständig herausgekommen: A supplemental. Volume of Warb. Works, London 1788, deutsch mit Anmerk. von Chr. Schmidt, 1751 — 53, 3 Bde. W. suchte in diesem Werke mit dem größten Aufwande von Wissenschaft und Kunst zu zeigen, von den weisesten Gesetzgebern im Alterthum sei, bei der Unzulänglichkeit bloßer bürgerlichen Gebote u. Anstalten,

zur Erhaltung guter Ordnung im gemeinen Wesen der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande für durchaus unentbehrlich gehalten worden. Nur Moses habe hier eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen des göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die, in Gottes Vollmacht ihr überlieferten, Gesetze blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Hieraus aber werde eben auf das Gewisseste erkannt, daß der israelitische Staat unter einer wahrhaftigen Theokratie gestanden und verwaltet worden sei. W. beschäftigte sich aber nicht nur mit der Theologie, sondern auch mit den schönen Wissenschaften und gab die Werke Shakespeare's und Pope's mit Anmerkungen heraus. Ueberhaupt war er ein Mann, der Alles umfassen wollte und daher nicht immer genau u. bestimmt schrieb; er erwarb sich durch Denken u. Forschen einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen, der aber seine Einbildungskraft nicht unterdrückte, noch seine Deutlichkeit verdunkelte. Zu jedem seiner Werke brachte er ein schwer beladenes Gedächtniß mit, nebst einer Einbildungskraft, die an originalen Verbindungen fruchtbar war und strengte zugleich die Kräfte der Gelehrsamkeit, der Beurtheilung und des Witzes an. Allein seine Geschicklichkeiten gaben ihm ein stolzes Zutrauen, das er zu verbergen oder zu mäßigen verachtete. Works, London 1789, 8 Bde., dabei sein Leben.

Wardehuus, die nördlichste Festung der Erde, liegt im östlichen Theile von Finnmarken oder norwegisch Lappland, auf der Insel Wardöe. Ein vierjähriger Garnisonsdienst macht hier von allen Kriegsdiensten für die Zukunft frei. mD.

Wardein, die im Mittelalter üblich gewordene Form des Wortes Guardian (s. d.). Die Benennung W. ist noch üblich im Münz- und Bergwesen und es heißt hier so derjenige verpflichtete Beamte, welcher den Gehalt der Metalle und Mineralien untersuchen muß; in Münzstätten heißt er Münz-W.; beim Bergwesen Berg-W.

Warmbrunn, Stadt bei Hirschberg, im Regierungsbezirke Liegnitz der preußischen Provinz Schlesien, am Zacken, mit einem Schlosse des Grafen Schafgotsch, 2 schönen Kirchen, einer katholischen und lutherischen, ehemaliger Propstei, jetzt ein Logierhaus für Badegäste, Galerie, oder dem, 1800 im edlen Style erbauten, Gesellschaftshause und mit einem, von dem Grafen Schafgotsch 1820 erbauten, prachtvollen Hospitium für 12 männliche und 12 weibliche Kranke und einer Apotheke. Die Einwohner, 2200 an der Zahl, beschäftigen sich mit Glas- und Steinschleiferei, Schleier- und Leineweberei und Bleichen. Berühmt ist W. durch seine, im 12. Jahrhunderte entdeckten u. seit 1275 bekannten, warmen Schwefelquellen, welche früher die Bäder von Hirschberg, auch das Hirschberger Warmbad genannt wurden. Sie zerfallen 1) in das große gräfliche Bad, 1627 neu eingerichtet und überbaut und 1802 mit einem neuen Bassin versehen, welches 60 Personen faßt und eilf Ankleidezimmer enthält; 2) in das frühere Propstei-, jetzt neue oder Leopoldsbad, mit der ältesten Quelle im Kurorte; 3) in das Badegebäude zu den Douche-, Tropf-, Regen-, Dampf- und Schwitzbädern, mit Elektrisirmaschinen u. Galvanisirapparaten; 4) in die Trinkquelle im Leopoldsbade; 5) in die 1830 errichteten russischen Dampfbäder und 6) in das Grüttner'sche Bad im Anker. Sie werden, bei einer Temperatur von 28 — 30° R., vorzüglich bei Lähmung, Wunden, Gicht, Drüsenkrankheiten, Rheumatismus, Flechten, Ausschlägen, Steinschmerzen, Leber- und Unterleibskrankheiten, schwerem Gehöre, Augenentzündungen rc. angewendet. Hier genießen alle Jahre gegen 400 bedürftige Kranke freies Bad; gegen 200 Arme erhalten eine ansehnliche Geldunterstützung und gegen 130 — 150 Personen werden im gräflichen Hospitale ganz frei unterhalten und ärztlich verpflegt. Die Lage der Stadt ist gesund und die Spaziergänge, als: der Park, die neuen schönen Gartenanlagen, die Pappelallee mit der Aussicht auf das Hochgebirge, der Gang um den Teich und der nahe Schützenberg sind ausgezeichnet. Vergleiche: Wendt, „die Thermen zu W."

(Breslau 1840) und Preiß, „Beobachtung über die Heilkraft der Bäder zu W.“ (Breslau 1840, mit Nachträgen von 1841, 42 und 43).

Warnkönig, Leopold August, ein namhafter deutscher Kirchenrechtslehrer, geboren zu Bruchsal 1794, studirte von 1813 bis 1815 zu Heidelberg u. hierauf in Göttingen, wo er 1816 die juristische Doktorwürde erhielt, Privatdocent und außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. 1817 erhielt er einen Ruf als Professor der Rechte nach Lüttich; 1827 — 30 war er Professor in Löwen; 1831 kam er in gleicher Eigenschaft nach Gent; 1836 wurde er Professor zu Freiburg im Breisgau und erhielt den Titel eines großherzoglich badischen geheimen Hofrathes und 1844 folgte er einem Rufe an die Universität Tübingen. Verdient hat er sich namentlich dadurch gemacht, daß er die deutsche Rechtsschule nach Frankreich hinüber vermittelte, zu welchem Zwecke er, in Verbindung mit mehren französischen Gelehrten, die Zeitschrift „Themis ou bibliothèque du jurisconsulte“ begründete. Werke: „Institutionum sive elementorum juris rom. privati libri IV.“ (Lüttich 1811, 3. Auflage, Bonn 1834); „Versuch einer Begründung des Rechtes durch eine Vernunftidee“, Bonn 1819; „Commentarii juris romani privati“ (3 Bde., Lüttich 1825—29); „Doctrina juris philosophica aphorismis distincta“ (Löwen 1839); „Recherches sur la législation belge au moyen âge“ (Gent 1834); „Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis 1305“ (3 Bde., Tüb. 1834 — 39); „Histoire externe du droit rom.“ (Brüssel 1836); „Grundriß zu Pandektenvorlesungen“ (Freiburg 1837); „Histoire du droit belgique pendant la période franke“ (Brüssel 1837); „Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Lüttichser Gewohnheitsrechts“ (Freiburg 1838); „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts“ (Freiburg 1839); „Vorschule der Institutionen und Pandekten“ (Freiburg 1839) und mit L. Stein „Franz. Staats- und Rechtsgeschichte“ (3 Bde., Basel 1845—48).

Warschau (Warszawa), die Hauptstadt des russischen Königreichs Polen und des gleichnamigen Gouvernements (673 □ Meilen mit 1,650,000 Einw.), auf mehren Anhöhen am linken Ufer der Weichsel, hat über 10,000 Häuser, wovon jedoch nur der dritte Theil massiv gebaut ist, 165,000 Einw., darunter an 40,000 Juden, und ist mit der, auf dem rechten Weichselufer liegenden, Vorstadt Praga durch eine Brücke verbunden. Die Stadt ist Sitz des Reichsstatthalters und eines Erzbischofs, im Ganzen nicht schön, aber doch nichts weniger, als arm an ausgezeichneten Straßen, Plätzen und Palästen. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: das königliche Schloß (Zamek Krolewski) mit dem Senatorensaale, der Landbotenstube und einer Bibliothek von 6000 Bänden; Lazienki in der neuen Welt, ein Lustschloß des letzten Königs Stanislaus Augustus, merkwürdig wegen der Schönheit der Architektur, seines Gartens und seiner Wasserkünste, wo man die steinerne Reiterstatue des Johann Sobieski sieht; der vormals gräflich Krasinski'sche, jetzt Gouvernementspalast; der sächsische Palast mit seinem schönen Garten, der zu einem öffentlichen Spaziergange dient; der konstantinische Palast (vormals Brühl); der Palast des Namiestnik (vormals Radziwill); der Staathalterpalast; das Rathhaus von bemerkenswerther Größe; das Hôtel der Münze; das Gebäude der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften; das königliche Lustschloß Belvedere, der einstige Sommeraufenthalt des Großfürsten Konstantin, mit einem anmuthigen englischen Garten; das Postgebäude und der Palast Marieville mit der Börse, Zollkammer und 3000 Buden, Sälen und Kaufmannsgewölben. Unter den Privatpalästen sind die bemerkenswerthesten: die der Zamoyski, Chodkiewitz, Pac, Ostrowski, Potocki, Bielinski, Czartoryski. Unter den Kirchen verdienen Erwähnung: die dem heil. Johann geweihte Kathedrale, die durch bedeckte Gänge mit dem königl. Schlosse verbunden ist u. zum Andenken mehrer berühmten Männer errichtete Monumente enthält, in welcher die Könige gekrönt wurden; die Dominikanerkirche, merkwürdig wegen ihrer Größe; die Heilig-Kreuzkirche, die sich in die obere und untere theilt u. eine herrliche Façade hat; die Augustiner-, Piaristen- u. Alexander-

kirche; die Kirche der Lutheraner, welche zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehört; die Kirche der 20 Missionen mit einer Bibliothek; die Karmeliterkirche; die St. Andreas- und Kapuzinerkirche, welche letztere das marmorne Monument Johann's III. enthält. Eine große Anzahl wissenschaftlicher Anstalten erhöht die Wichtigkeit dieser Hauptstadt; zwar wurde die, 1818 eröffnete, Universität aus politischen Gründen wieder aufgehoben und nur eine Rechtsschule vertritt noch ihre Stelle, allein außerdem findet man hier: zwei Gymnasien, ein Centralseminar oder Schule der hohen geistlichen Studien, mit einer reichen Bibliothek; das Piaristengymnasium mit einer Sternwarte und einer schönen Bibliothek; ein Adelscollegium, eine Kunstschule, eine Forstschule, eine Hebammenschule, eine Bergwerksschule, ein Blinden- u. ein Taubstummeninstitut, ein Conservatorium für Musik, eine königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit einer reichen Bibliothek, einer prächtigen Sammlung von etwa 90,000 Kupferstichen und Zeichnungen, einem Naturalien- und Münzkabinete; eine königliche ökonomische Ackerbaugesellschaft, eine physikalische Gesellschaft, eine medizinische Gesellschaft. Ferner befinden sich in W. ein Zeughaus, eine Münze, zwei Irrenhäuser, ein städtisches und ein großes Militärhospital, ein Findelhaus, drei von den barmherzigen Schwestern besorgte Armenhäuser, ein deutsches, polnisches und französisches Theater. Die in den Jahren 1832 — 35 erbaute Alexander-Citadelle beherrscht und vertheidigt die Stadt. — Vor dem Krakauer Thore steht die kolossale, 26 Fuß hohe, massiv eherne Bildsäule des Königs Sigismund III., der hier zuerst seine Residenz aufschlug und das königliche Schloß in der Krakauer Vorstadt erbaute, in Lebensgröße auf einem 10 Fuß hohen Fußgestelle. W. hat, außer dieser Säule, noch die Standbilder des Astronomen Copernicus u. des Fürsten Joseph Poniatowski, 1830 errichtet. — W. ist der Mittelpunkt der Industrie und des Handels und man findet darin Gold- und Silberdraht-, Leder-, Tabak-, Wagen-, Woll- Hut-, Strumpf-, Handschuh-, Seife-, Tapeten-, Decken-, Baumwollenzeug-, Musikinstrument-, Meubles-, Bijouterie-, chemische Farben-, Bronze-, Liqueur-, Knopf-, Marroquin-, Leinwand-, Darmsaiten- u. Spielkartenfabriken, ein lithographisches Institut, Bierbrauereien, 7000 Handwerker, 5 Banken, worunter die von Kaiser Nikolaus 1828 errichtete Nationalbank, 2 Messen im Mai u. November, Hauptwollmarkt, wöchentliche Viehmärkte und Schifffahrt.

Wartburg, ein altes festes Bergschloß, ungefähr eine halbe Stunde von Eisenach, in einer schönen Gegend, dem Großherzoge von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ist wegen der im 13. Jahrhunderte daselbst gehaltenen Turn- und Ritterspiele (siehe den Artikel Wartburgkrieg), dann wegen des viermonatlichen Aufenthaltes von Martin Luther berühmt, der hier während dieser Zeit an seiner Bibelübersetzung arbeitete. Im Oktober 1817 feierten Studirende von fast allen deutschen protestantischen Universitäten hier die Befreiung Deutschlands u. das Säkularfest der s. g. Reformation, (vergleiche den Art. Burschenschaft); weil aber hierbei einige unüberlegte Vorgänge sich ergaben, so wurde ein derlei Fest für die Folge verboten.

Wartburgkrieg heißt ein mittelhochdeutscher Wettgesang, der mitunter einem fabelhaften Dichter, Klingsor, Klingesor, Klinsor von Ungarnland oder Siebenbürgen, zugeschrieben wird. Der Inhalt des uns nicht vollständig erhaltenen Gedichtes, das in zwei Theile zerfällt (Lob und Räthsellösung) ist, wie Rinne sagt, der Ausdruck kämpfenden Geistes über das Verhältniß des Wissens zum Glauben, was Göthe später in seinem Faust weiter ausführte. Der Mensch muß das Natürliche in sich als das Sündhafte erkennen, durch Reue und Buße sich dem Himmlischen zuwenden und so zur höchsten Seligkeit und Gemeinschaft mit Gott zu kommen suchen: das war der Inhalt der Zeit und ist der Inhalt des vorliegenden Gedichtes. Um seinem Gedichte einen Anhaltspunkt zu geben, ist die Scene nach Wartburg, an den Hof Hermanns von Thüringen, verlegt, dessen und der österreichischen Fürsten Lob den ersten Theil des Gedichtes füllen. Nicht der Geschichte, wie Manche gemeint, sondern der Sage fällt diese Begeben-

heit anheim. In den uns erhaltenen Bruchstücken lassen sich zwei Bearbeitungen erkennen, von denen die eine, ältere, den W. in der Manesse'schen Sammlung u. eine, an Sprache, Geist u. Charakter jüngere, die im Ganzen der Jenaer Handschrift entspricht. Jene fällt höchst wahrscheinlich um 1240, diese zwischen 1240 — 70. Der unbekannte Verfasser scheint aus Thüringen gewesen zu seyn. Ausgaben haben wir: von Zeune, Berlin 1808; von L. Ettmüller, Ilmenau 1830 und in H. v. d. Hagens Minnesängern, Bd. 3, S. 170 f. Vgl., ausser den Bemerkungen H. v. d. Hagens und dem unbegründeten und ungerechten Urtheil von Gervinus (Geschichte d. poët. Nat. der Deutschen Bd. 2, S. 50 f.), besonders: Rosenkranz (Gesch. d. deutschen Poesie im Mittelalter, Halle 1830, S. 471 f.); Koberstein (über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom W.e, Naumburg 1823) und J. C. F. Rinne (Zeitzer Gymnasialprogramm 1842: Es hat keinen Sängerkrieg gegeben). x.

Wartenburg, Dorf im Wittenberger Kreise des Regierungsbezirkes Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen, am linken Ufer der Elbe, dem Einflusse der schwarzen Elster gegenüber, ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg, welchen die Preußen unter York (seitdem Graf York von W.) am 3. Oktober 1813 über die Franzosen unter Bertrand erfochten. Durch ihn ward der Krieg auf das linke Elbeufer versetzt und die Vereinigung der schlesischen mit der Nordarmee bewerkstelligt.

Warte, der bedeutendste Nebenfluß der Oder (s. d.), entspringt bei Kromolov, nordwestlich vor Krakau, fließt in die preußische Provinz Posen und mündet bei Küstrin in die Oder rechts. Nebenflüsse sind: die Prosna, Ner, Obra, Widarka und Netze. Durch die Netze und den Bromberger Kanal ist er mit der Weichsel verbunden.

Warton, Thomas, der Begründer der englischen Literaturgeschichte, 1728 zu Oxford aus einer alten Familie geboren, kam schon vor seinem 16. Jahre in das Trinity-College zu Oxford u. erregte schon jetzt durch seine poetischen Talente Aufmerksamkeit. 1750 wurde er Magister artium, 1756 Professor der Dichtkunst, legte aber 1781 diese Stelle nieder und lebte von einigen Pfründen. 1787 wurde er Poeta laureatus und Professor zu Oxford, wo er, nach einem 45jährigen Aufenthalte, 1790 starb. Wahrheitsliebe, Ehrgefühl und hochherzige Denkart waren die Hauptzüge seines moralischen Charakters. Einfache Sitten, gesellige Tugenden, Bescheidenheit und ein außerordentlich ruhiges Temperament machten ihn sehr liebenswürdig. Große Talente und dabei unermüdeter Fleiß, ein richtiger und feiner Geschmack, starke Urtheilskraft, reiche Phantasie und ausgebreitete Kenntnisse waren die Bestandtheile seines literarischen Charakters. In der englischen Poesie war er mehr ein Schüler von Spencer und Milton, als von Pope; seine lateinischen Gedichte haben classische Reinheit, Eleganz und Simplicität. Als Prosaist gehört er unter die, welche die englische Sprache am reinsten schrieben. Er wußte seinen Vortrag immer dem Gegenstande anzupassen, durch Beweise zu überzeugen, durch Bilder zu fesseln. Von seinen Gedichten hat man mehre Sammlungen, am besten London 1777, 1791. Sein Commentar über Milton's Gedichte: Poems upon several occasions, english, italian and latin, with translations, by J. Milton; with notes critical and explanatory and other illustr. by T. Warton, 2. Ausgabe, London 1791, 8., zeugt von ausgebreiteter Belesenheit, Fleiß und Scharfsinn. Sein wichtigstes Werk in Prosa ist: History of the english poetry from the close of the eleventh to the commencement of the eighteenth century, London 1775, 3 Bde.; es geht bis auf die Zeiten der Königin Elisabeth und ist für die Literatur von hohem Werthe wegen der vortrefflichen kritischen und historischen Nachrichten, die das Resultat eines feinen u. richtigen Geschmackes sind.

Warwick, eine Grafschaft im Innern Englands, zwischen den Grafschaften Leicester nordöstlich, Stafford nordwestlich, Oxford südöstlich, Gloucester südwestlich, Northampton östlich, Worcester westlich, dazu eine Enclave in der Graf-

schaft Stafford und eine in der Grafschaft Worcester, hat 42¾ □ Meilen mit 415,000 Einwohnern. Industrie, Ackerbau und Viehzucht beschäftigen gleich viele Kräfte. Die Industrie schafft Leinwand, Bänder, Nähnadeln und sogenannte Birminghamer Waaren. Den Verkehr befördern Kanäle und Eisenbahnen. — Die gleichnamige Hauptstadt, südöstlich bei Birmingham am Avon und der Vereinigung der W.-Birmingham und W.-Napton Kanäle, hat 9000 Einwohner. — Auch eine Grafschaft in dem nordamerikanischen Freistaate Virginien führt denselben Namen.

Warze, ein kleiner, mehr oder weniger runder, schmerzloser Auswuchs, mit gewöhnlich körniger, oder, wenn er alt ist, gefurchter Oberfläche, der sich auf gewissen Gegenden der Haut oder Schleimmembranen, z. B. an den Händen, im Gesichte, im Nacken und an den Geschlechtstheilen entwickelt. Die W. hat eine Art von Wurzel, die bisweilen sogar bis in das, unter der Haut oder unter der Schleimmembran befindliche, Zellgewebe eindringt. Es kommen deren bei einem und demselben Individuum gewöhnlich mehre vor. Die Ursachen der W.n sind meist unbekannt; doch scheinen sie in manchen Fällen durch Druck, Stoß, Reiben und dgl. veranlaßt zu werden; häufiger liegt aber wohl ihr Grund in allgemeinen constitutionellen Ursachen, da sie bei einzelnen Personen in großer Anzahl und an verschiedenen Stellen zugleich entstehen, ohne daß irgend eine örtliche Einwirkung stattgefunden hat und wiederkommen, wenn sie durch örtliche Mittel entfernt worden sind. Das aus einer W. ausfließende Blut soll im Stande seyn, da, wo es mit der Haut in Berührung kommt, W.n zu erzeugen. Was ihre Behandelung betrifft, so müssen zuerst die inneren Ursachen, wenn solche vorhanden und erkannt worden sind, durch die geeigneten Mittel, wie z. B. geregelte Diät, Quecksilbermittel, Seife, auflösende Extrakte u. Harze, zu beseitigen gesucht werden. Die äußere Behandelung besteht in Zerstörung durch Aetzmittel, besonders Höllenstein, oder durch die Unterbindung, oder durch das chirurgische Messer.

Wasa, s. Gustav Wasa.

Wasgau, s. Vogesen.

Washington, die Bundeshauptstadt der vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt im Distrikte Columbia (s. d.), am Potomack und ist in einem länglichen und rechtwinkeligen Vierecke gebaut, welches durch das Kapitol und die Kapitolstraße in der Mitte in eine nördliche u. in eine südliche Hälfte geschieden wird. Die Straßen sind gerade und breit, die Gebäude groß. Das größte Gebäude ist das Kapitol, auf einem Hügel stehend, mit den beiden großen Sälen für die Senatoren und für die Repräsentanten und dem Bibliotheksaal; schön und groß sind auch die Paläste des Präsidenten und die darum stehenden Wohnungen der vier Minister, die Kaserne mit der Wohnung des Commandanten, das Marinearsenal, das Artilleriedepot, das Postgebäude, das Stadtgebäude, das Theater u. Correktionshaus, das College, die medizinische Schule, Waisenhaus, Nationalinstitut für Literatur und Wissenschaft ꝛc. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf ungefähr 30,000.

Washington, George, Oberfeldherr und erster Präsident der vereinigten Staaten Nordamerika's, war zu Washington in der Grafschaft Westmoreland (Virginien) am 11. Februar 1732 geboren, verlor seinen Vater im 10. Jahre u. erhielt seine Erziehung theils durch seine Mutter, theils auf der Schule zu Williamsburgh, wo er sich namentlich mathematische Kenntnisse erwarb. Seinen Wunsch, als Seecadet in die englische Marine zu treten, gab er auf Bitten seiner Mutter auf. Im 19. Jahre muß sein Ansehen schon fest gegründet gewesen seyn, da er zum Major in der Miliz Virginiens ernannt wurde. In aktiven Dienst riefen ihn zuerst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, welche von den canadischen Hügeln bis zum Ohio eine Reihe Forts zu gründen suchten. Als 1755 der offene Krieg ausbrach, diente er als Oberst tapfer unter General Braddock und erhielt den Oberbefehl über die ganze Miliz von Virginien. Geschwächte Ge-

sundheit machte 1758 seinen Rücktritt nöthig. Mit einer reichen Wittwe vermählt, verlebte er zu Mount Vernon, einem schönen Landsitze am Potomack, den er von seinem Bruder geerbt hatte, 15 Jahre der Landwirthschaft und den Pflichten eines Magistrats und Mitglieds der gesetzgebenden Versammlung. Beim Zwiste mit England vertrat er entschieden die Rechte der Colonien, ward 1774 in den ersten Congreß gewählt und endlich mit dem Oberbefehl betraut. Das amerikanische, schlecht disciplinirte Heer stand damals, 14,500 Mann stark, dem englischen Generale Gage entgegen, welcher sich bei Bunker's hill verschanzt hatte. W.s Tapferkeit, Klugheit, Festigkeit, seine militärischen Talente überwanden die verwickeltesten Hindernisse und Schwierigkeiten, so daß es schien, als wäre er für die Krisis seines Vaterlandes geboren. Die Capitulation der britischen Truppen unter dem Earl Cornwallis 1781 endete seine Laufbahn als Feldherr, aber selbst die verheißungsvolle Zeit eines siegreichen Friedens umdüsterten Umstände, zu deren glücklicher Beseitigung seine ganze Umsicht und Klugheit nöthig war. So vermochte er die Auflösung der Truppen, welche auf Belohnung drangen, nur dadurch zu bewirken, daß die Entscheidung dem Congresse überlassen bleiben sollte. Ergreifend war sein Abschied von dem Heere, als er nach Anapolis eilte, um dem Congresse Rechenschaft abzulegen. Innerhalb acht Jahren hatte er für den Krieg nur weniger als 16,000 Pfd. aus den öffentlichen Mitteln entlehnt. Für sich hatte er keine Besoldung beansprucht und selbst, als ihm, dem größten und besten Bürger Amerika's, der Congreß dankte und die Dankbarkeit der Nation ihm Alles gewährt hatte, begnügte er sich, einige unbemittelte Offiziere, die ihm als Adjutanten gedient hatten, dem Congresse zu empfehlen. Abermals lebte er in Mount Vernon dem Landbau, zugleich die Binnenschifffahrt Virginiens nach einem großen Plane fördernd. Als man ihm dafür 150 werthvolle Aktien einhändigen wollte, nahm er sie nur unter der Bedingung an, daß der Gewinn zur Errichtung von höheren Schulen an den Flüssen James und Potomack verwendet würde. Die Zukunft des Landes war ihm indeß nicht entgangen u. die Versammlung zu Philadelphia (Mai 1787), welche unter seinem Vorsitze die Verfassung feststellte, war sein Werk. Als sie angenommen war, kannte das Volk keinen Würdigern und wählte W. einstimmig zum ersten Präsidenten (14. April 1789). Die Lage Amerika's war schwierig. Ein leerer Schatz, Spaltung über die neue Verfassung, welche zwei Staaten nicht angenommen hatten, Zwiste mit England, Ansprüche Spaniens an den Mississippi, Stockung des Handels, Feindseligkeiten mit den Indianern. — Alles bedrängte den jungen Staat. Aber, mit den fähigsten Männern zur Seite, verzagte W. nicht. Im Jahre 1790 ward Friede mit den Creek-Indianern geschlossen; die Spanier verstanden sich zur freien Schifffahrt auf dem Mississippi, die Differenzen mit England wurden 1794 beigelegt, wobei W. es selbst nicht scheute, der allgemeinen Vorliebe für Frankreich entgegen, sich dem Strome der Erbitterung gegen England entgegenzustemmen. Nachdem er 8 Jahre an der Spitze des Staates gestanden, lehnte er die Wiedererwählung ab und nahm in einem langen Schreiben Abschied vom politischen Leben (1797). Viele Staatsschriften mögen beredter, geistreicher abgefaßt worden seyn: keine war es je mit mehr Weisheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und glühender Liebe für das eigene Volk und die Menschheit. Aus der ländlichen Muße noch einmal gerissen, als Frankreich mit Krieg drohte, starb W. am 14. Dezember 1799, vielleicht der einzige Charakter der Geschichte, bei welchem die Nachwelt mit ungetheilter Bewunderung verweilt. Der energischesten Maßregeln fähig, wenn sie die Umstände erheischten, vergaß er nie die Mäßigung und die Milde, die bei ihm aus ungekünstelter Humanität und liebendem Herzen floß. Nie sich erhebend, auch bei den Einflüsterungen der Schmeichelei nicht, aber auch nie verzagend, ging er unter allen Wechseln des Glückes fest seinen segensreichen Gang. In seinem Geiste herrschte gesunder Menschenverstand und richtiges Urtheil vor; auf Phantasie u. Beweglichkeit machte er keine Ansprüche. Trotz der mangelhaften Erziehung, erreichte er durch Reinheit, Eleganz und Kraft Meisterschaft im Style u. schwer-

lich lassen sich bessere Staatsschriften aufweisen, als die seinigen. Vergl. Cyrus R. Edmunds, „The life and times of General W." (3. Aufl., 2 Bde., London 1839); Jared Sparks, „The writings of G. W., with a life of the author" (n. Ausg. 12 Bde., Boston 1841 ff.).

Wasser. Lange galt das W. als ein einfacher Stoff, als ein Element. Man glaubte einige Zeit, dasselbe könne durch wiederholte Destillation in eine Erde verwandelt werden, bis Lavoisier 1773 zeigte, daß die, sich hiebei in den gläsernen Destillirapparaten absetzende, Erde vom Glase herrühre. Cavendish und Watt zeigten 1781 zuerst, aus welchen Bestandtheilen das W. zusammengesetzt sei; Lavoisier bestätigte die Angaben derselben. Man erfuhr durch die Untersuchung dieser Gelehrten, daß reines W. aus W.-Stoff (s. d.) und Sauerstoff (s. d.) bestehe, die darin dem Raume nach im Verhältniß von 2 : 1 enthalten sind, wie Alex. v. Humboldt und Gay-Lussac nachzuweisen wußten. Das W. findet sich auf der Erde in allen drei Aggregatszuständen und zwar: fest als Eis (s. d.), Schnee, Hagel und Reif; flüssig in den Meeren, Seen, Flüssen, Bächen, Quellen, Brunnen und Wolken; luftförmig in der Atmosphäre. Bei diesem verschiedenen Vorkommen hat es einen verschiedenen Grad von Reinheit. Am meisten vermischt mit anderen Substanzen, demnach verunreinigt, ist das Meer-W. und das der sogenannten Mineralquellen; das erstere enthält Chlornatrium, Chlormagnesium (s. Chlor ꝛc.), schwefelsaures Natron (s. Natrum), Chlorcalcium, kohlensaure Kalkerde, Kohlensäure; letzteres enthält theils diese, theils noch andere Stoffe, wie kohlensaures Natron, kohlensaures Eisenoxydul, schwefelsaure Kalkerde, schwefelsaure Bittererde und Schwefelwasserstoffgas. Solche Wässer haben einen salzigen, bitterlichen oder zusammenziehenden Geschmack und lassen sich weder in der Küche, noch zum Waschen gebrauchen. Gewöhnliches Brunnen-W. enthält etwas kohlensaure Kalkerde, durch Kohlensäure aufgelöst u. von den übrigen, eben angegebenen, Salzen nur sehr wenig. Man nennt es weich, wenn sich in demselben Seife leicht und schäumend auflöst und wenn es nach dem Kochen und Wiedererkalten keinen merklichen Bodensatz hinterläßt; hart wird es genannt, wenn es, wegen eines beträchtlichen Gehaltes an Kalkerde, Gyps ꝛc, die Seife nicht schäumen läßt und Hülsenfrüchte nicht weich kocht. Reiner als Brunnen-W. ist das Schnee- und Regen-W., das, wenn es im Freien aufgefangen wurde, keine anderen Stoffe enthält, als etwas aus der Luft niedergefallenen Staub, kohlensaures Amoniak und Spuren von Salpetersäure, wenn der Regen beim Gewitter gefallen war, oder etwas Salzsäure, wenn das W. in der Nähe eines Meeres gesammelt wurde. Vollkommen reines W. erhält man nur durch Destillation, am besten des Regen- oder Flußwassers, wobei die Vorsicht zu gebrauchen ist, daß man nur ungefähr $\frac{2}{3}$ des verwendeten W.s überdestillirt und das letzte $\frac{1}{3}$ im Rückstande läßt, weil sonst das Destillat durch Veränderung der im W. enthaltenen organischen Stoffe brenzlich wird. Im vollkommen reinen Zustande ist das W. ganz farb-, geruch- und geschmacklos, hinterläßt, in einer blanken Platinschale abgedampft, keinen festen Rückstand und wird weder von Schwefelwasserstoff, noch von Baryt-W., noch von salpetersaurem Silberoxyd getrübt; ein Kubikzoll desselben wiegt bei $+ 12\frac{1}{2}°$ R. 289,34 Gran und ein Kubikfuß 86,8 Pfund medizinisches Gewicht oder 65,1 Civilgewicht, ein Kubikcentimeter franz. Maß wiegt bei $+ 4°$ C. eine Gramme. Es hat ein spezifisches Gewicht = 1, und ist 770mal schwerer, als die atmosphärische Luft. Reines W. ist für sich ganz unzersetzbar und geht nicht in Fäulniß über, wohl aber die im unreinen W. enthaltenen organischen Substanzen, weßhalb Meer-, Fluß- und Regen-W. nach längerem Aufbewahren übelriechend und gelblich werden. Es läßt sich aber das W. von solchen organischen Stoffen, die hauptsächlich von den darin lebenden Thieren und Pflanzen herstammen, dadurch befreien, daß man es vor dem Aufbewahren über frisch ausgeglühte, etwas zerbröckelte, Holzkohlen gießt (filtrirt), durch welche diese organischen Körperchen aufgesaugt werden. Eine Eigenthümlichkeit des W.s ist, daß das Maximum seiner Dichtigkeit mit seinem

Gefrierpunkte (s. Eis) nicht zusammenfällt, sondern bei + 4°, 1 C. liegt. Daher tritt bei ihm der merkwürdige Fall ein, daß ein und derselbe Körper ein gleiches Volumen bei zwei verschiedenen Temperaturgraden, nämlich unter und über dem Dichtigkeitsmaximum, haben kann; z. B. hat W. von + 2,3° C. u. W. von + 6° C. gleiche Dichtigkeit. Salziges W., z. B. Meer-W., dagegen hat ein, mit dem Gefrierpunkte zusammenfallendes Dichtigkeitsmaximum. Durch Druck läßt sich das W. nur wenig verdichten, nämlich durch den einer Atmosphäre nur um 0,000048 seines Volumens u. s. f., proportional dem wachsenden Drucke. Es dehnt sich von seinem Dichtigkeitsmaximum an ungleichförmig bis zu seinem Siedepunkte aus, welcher unter 28 Par. Zoll Barometerstand bei + 100° C. (+ 80° R.) liegt. (Ueber W.-Dampf und Dunst siehe die Artikel Dampf, Dunst.) Das W. läßt sich mit vielen Flüssigkeiten vermischen; es löst sehr viele feste und luftartige Körper auf; die auflösende Kraft steigert sich bei den meisten Substanzen mit der Temperatur. Viele Stoffe, welche bei höherer Temperatur vom W. in bedeutend größerer Menge gelöst werden, setzen sich beim Erkalten von in der Hitze gesättigten Auflösungen in Krystallen ab und hinterlassen eine, bei der Lufttemperatur gesättigte Auflösung, welche Mutterlauge genannt wird. Von atmosphärischer Luft nimmt das W. etwa $\frac{1}{18}$ seines Raumes auf; sie entweicht aber durch Berührung des W.s mit rauhen Körpern, durch Aufkochen und Gefrieren, durch welchen letztern Umstand das Eis blasig wird u. daher gewöhnlich nur ein geringes spezifisches Gewicht besitzt. Der W.-Gehalt der Luft ist abhängig von ihrer Temperatur und von dem Vorhandensyn hinreichender W.-Mengen für die dadurch mögliche Verdunstung. Ueber den Meeren der heißen Gegenden enthält ein Maß Luft mehr W.-Dampf, als ein gleiches Maß Luft der kalten Steppen des nördlichen Asiens, oder der heißen, aber wasserarmen Sandwüsten Afrika's. Wird die mit W.-Dampf gesättigte Luft abgekühlt, z. B. durch Winde, so kann sie natürlich nur eine geringe Menge W.s aufgelöst erhalten. Ein Theil desselben verdichtet sich daher und wird dem Auge als Nebel (s. d.) sichtbar, wenn diese Niederschlagung des Dampfes nahe genug an der Erde vor sich geht, oder als Wolke (s. d.), wenn dieß in der Höhe geschieht. Diese Nebelbildung sehen wir im Kleinen bei jedem Athemzuge entstehen, wenn die warme, mit W.-Dampf gesättigte, Luft unserer Lungen in einem kältern Raume ausgeathmet wird. aM.

Wasserblei, **Molybdän**, ein unedles, schweres Metall, wurde zuerst als Molybdänsäure von Scheele 1778 entdeckt und von Hielm 1782 als Metall dargestellt. Es kommt in der Natur mit Schwefel verbunden, als Molybdänglanz und als molybdänsaures Bleioxyd, vor. Das reine Metall ist silberweiß, stark glänzend, oder ein aschgraues Pulver von 8,6 spezifisches Gewicht; es ist härter als Silber und schwer schmelzbar. Seit einiger Zeit wendet man einige seiner Verbindungen als Porzellanfarben, einige auch (z. B. den Molybdänglanz) zur Bereitung des sogenannten blauen Carmins, sowie zum Blaufärben wollener Zeuge, an. (S. Poppe, technologisches Lexikon, I. Bd., S. 763 und Hermbstädt, Magazin f. Färber, II. Thl., S. 14.) aM.

Wasserburg, alte, gewerbsame Stadt in Oberbayern und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes und einer Salzfaktorei, auf einer schmalen, vom Inn umströmten Erdzunge, zwischen hohen, aber fruchtbaren Berghängen, welche die Gegend zu einem anmuthigen Naturgemälde gestalten. Die Häuser mit ihren Hallengängen und den die Dächer verhüllenden Façaden erinnern an die südliche Bauweise. Den geräumigen Marktplatz ziert das altdeutsche Rathhaus, in welchem bis 1793 die Kreistage der bayrischen Reichsstände in Kriegs- u. Münzangelegenheiten gehalten wurden. Ein im Erdgeschosse eingerichtetes Zeughaus bewahrt nebst mehren alterthümlichen Waffen auch einen aufgeschichteten Haufen großer, steinerner Kugeln, welche 1427 während der Belagerung durch Herzog Heinrich den Reichen von Landshut in die Stadt geworfen wurden. Die Pfarrkirche St. Jakob erbauten die Bürger im J. 1255 und noch älter scheint die

lich lassen sich bessere Staatsschriften aufweisen, als die seinigen. Vergl. Cyrus R. Edmunds, „The life and times of General W." (3. Aufl., 2 Bde., London 1839); Jared Sparks, „The writings of G. W., with a life of the author" (n. Ausg. 12 Bde., Boston 1841 ff.).

Wasser. Lange galt das W. als ein einfacher Stoff, als ein Element. Man glaubte einige Zeit, dasselbe könne durch wiederholte Destillation in eine Erde verwandelt werden, bis Lavoisier 1773 zeigte, daß die, sich hiebei in den gläsernen Destillirapparaten absetzende, Erde vom Glase herrühre. Cavendish und Watt zeigten 1781 zuerst, aus welchen Bestandtheilen das W. zusammengesetzt sei; Lavoisier bestätigte die Angaben derselben. Man erfuhr durch die Untersuchung dieser Gelehrten, daß reines W. aus W.-Stoff (s. d.) und Sauerstoff (s. d.) bestehe, die darin dem Raume nach im Verhältniß von 2 : 1 enthalten sind, wie Alex. v. Humboldt und Gay-Lussac nachzuweisen wußten. Das W. findet sich auf der Erde in allen drei Aggregatszuständen und zwar: fest als Eis (s. d.), Schnee, Hagel und Reif; flüssig in den Meeren, Seen, Flüssen, Bächen, Quellen, Brunnen und Wolken; luftförmig in der Atmosphäre. Bei diesem verschiedenen Vorkommen hat es einen verschiedenen Grad von Reinheit. Am meisten vermischt mit anderen Substanzen, demnach verunreinigt, ist das Meer-W. und das der sogenannten Mineralquellen; das erstere enthält Chlornatrium, Chlormagnesium (s. Chlor 2c.), schwefelsaures Natron (s. Natrum), Chlorcalcium, kohlensaure Kalkerde, Kohlensäure; letzteres enthält theils diese, theils noch andere Stoffe, wie kohlensaures Natron, kohlensaures Eisenoxydul, schwefelsaure Kalkerde, schwefelsaure Bittererde und Schwefelwasserstoffgas. Solche Wässer haben einen salzigen, bitterlichen oder zusammenziehenden Geschmack und lassen sich weder in der Küche, noch zum Waschen gebrauchen. Gewöhnliches Brunnen-W. enthält etwas kohlensaure Kalkerde, durch Kohlensäure aufgelöst u. von den übrigen, eben angegebenen, Salzen nur sehr wenig. Man nennt es weich, wenn sich in demselben Seife leicht und schäumend auflöst und wenn es nach dem Kochen und Wiedererkalten keinen merklichen Bodensatz hinterläßt; hart wird es genannt, wenn es, wegen eines beträchtlichen Gehaltes an Kalkerde, Gyps 2c, die Seife nicht schäumen läßt und Hülsenfrüchte nicht weich kocht. Reiner als Brunnen-W. ist das Schnee- und Regen-W., das, wenn es im Freien aufgefangen wurde, keine anderen Stoffe enthält, als etwas aus der Luft niedergefallenen Staub, kohlensaures Amoniak und Spuren von Salpetersäure, wenn der Regen beim Gewitter gefallen war, oder etwas Salzsäure, wenn das W. in der Nähe eines Meeres gesammelt wurde. Vollkommen reines W. erhält man nur durch Destillation, am besten des Regen- oder Flußwassers, wobei die Vorsicht zu gebrauchen ist, daß man nur ungefähr $\frac{2}{3}$ des verwendeten W.s überdestillirt und das letzte $\frac{1}{3}$ im Rückstande läßt, weil sonst das Destillat durch Veränderung der im W. enthaltenen organischen Stoffe brenzlich wird. Im vollkommen reinen Zustande ist das W. ganz farb-, geruch- und geschmacklos, hinterläßt, in einer blanken Platinschale abgedampft, keinen festen Rückstand und wird weder von Schwefelwasserstoff, noch von Baryt-W., noch von salpetersaurem Silberoxyd getrübt; ein Kubikzoll desselben wiegt bei + 12½° R. 289,34 Gran und ein Kubikfuß 86,8 Pfund medizinisches Gewicht oder 65,1 Civilgewicht, ein Kubikcentimeter franz. Maß wiegt bei + 4° C. eine Gramme. Es hat ein spezifisches Gewicht = 1, und ist 770mal schwerer, als die atmosphärische Luft. Reines W. ist für sich ganz unzersetzbar und geht nicht in Fäulniß über, wohl aber die im unreinen W. enthaltenen organischen Substanzen, weßhalb Meer-, Fluß- und Regen-W. nach längerem Aufbewahren übelriechend und gelblich werden. Es läßt sich aber das W. von solchen organischen Stoffen, die hauptsächlich von den darin lebenden Thieren und Pflanzen herstammen, dadurch befreien, daß man es vor dem Aufbewahren über frisch ausgeglühte, etwas zerbröckelte, Holzkohlen gießt (filtrirt), durch welche diese organischen Körperchen aufgesaugt werden. Eine Eigenthümlichkeit des W.s ist, daß das Maximum seiner Dichtigkeit mit seinem

efrierpunkte (s. Eis) nicht zusammenfällt, sondern bei + 4°, 1 C. liegt. Da-
r tritt bei ihm der merkwürdige Fall ein, daß ein und derselbe Körper ein gleiches
olumen bei zwei verschiedenen Temperaturgraden, nämlich unter und über dem Dich-
hkeitsmaximum, haben kann; z. B. hat W. von + 2,3° C. u. W. von + 6° C.
eiche Dichtigkeit. Salziges W., z. B. Meer-W., dagegen hat ein, mit dem
efrierpunkte zusammenfallendes Dichtigkeitsmaximum. Durch Druck läßt sich
is W. nur wenig verdichten, nämlich durch den einer Atmosphäre nur um
(00048 seines Volumens u. s. f., proportional dem wachsenden Drucke. Es
hnt sich von seinem Dichtigkeitsmaximum an ungleichförmig bis zu seinem
ie'epunkte aus, welcher unter 28 Par. Zoll Barometerstand bei + 100° C.
+ 80° R.) liegt. (Ueber W.-Dampf und Dunst siehe die Artikel Dampf,
unst.) Das W. läßt sich mit vielen Füssigkeiten vermischen; es löst sehr
ele feste und luftartige Kö·per auf; die auflösende Kraft steigert sich bei den
eisten Substanzen mit der Temperatur. Viele Stoffe, welche bei höherer Tem-
ratur vom W. in bedeutend größerer Menge gelöst werden, setzen sich beim
rkalten von in der Hitze gesättigten Auflösungen in Krystallen ab und hinter-
ssen eine, bei der Lufttemperatur gesättigte Auflösung, welche Mutterlauge
nannt wird. Von atmosphärischer Luft nimmt das W. etwa $\frac{1}{18}$ seines Rau-
es auf; sie entweicht aber durch Berührung des W.s mit rauhen Körpern, durch
ufkochen und Gefrieren, durch welchen letztern Umstand das Eis blasig wird u.
iher gewöhnlich nur ein geringes spezifisches Gewicht besitzt. Der W.-Gehalt
:r Luft ist abhängig von ihrer Temperatur und von dem Vorhandensyn hin-
ichender W.-Mengen für die dadurch mögliche Verdunstung. Ueber den Meeren
r heißen Gegenden enthält ein Maß Luft mehr W.-Dampf, als ein gleiches
laß Luft der kalten Steppen des nördlichen Asiens, oder der heißen, aber was-
armen Sandwüsten Afrika's. Wird die mit W.-Dampf gesättigte Luft abge-
hlt, z. B. durch Winde, so kann sie natürlich nur eine geringe Menge W.s
fgelöst erhalten. Ein Theil desselben verdichtet sich daher und wird dem Auge
s Nebel (s. d.) sichtbar, wenn diese Niederschlagung des Dampfes nahe genug
der Erde vor sich geht, oder als Wolke (s. d.), wenn dieß in der Höhe ge-
hieht. Diese Nebelbildung sehen wir im Kleinen bei jedem Athemzuge entstehen,
:nn die warme, mit W.-Dampf gesättigte, Luft unserer Lungen in einem kältern
iume ausgeathmet wird. aM.

Wasserblei, Molybdän, ein unedles, schweres Metall, wurde zuerst als
olybdänsäure von Scheele 1778 entdeckt und von Hielm 1782 als Metall dar-
stellt. Es kommt in der Natur mit Schwefel verbunden, als Molybdänglanz
d als molybdänsaures Bleioxyd, vor. Das reine Metall ist silberweiß, stark
inzend, oder ein aschgraues Pulver von 8,6 spezifisches Gewicht; es ist härter
s Silber und schwer schmelzbar. Seit einiger Zeit wendet man einige seiner
:rbindungen als Porzellanfarben, einige auch (z. B. den Molybdänglanz) zur
ereitung des sogenannten blauen Carmins, sowie zum Blaufärben wollener Zeuge,
. (S. Poppe, technologisches Lexikon, I. Bd., S. 763 und Hermbstädt, Ma-
zin f. Färber, II. Thl., S. 14.) aM.

Wasserburg, alte, gewerbsame Stadt in Oberbayern und Sitz eines Land-
richtes, Rentamtes und einer Salzfaktorei, auf einer schmalen, vom Inn um-
römten Erdzunge, zwischen hohen, aber fruchtbaren Berghängen, welche die Ge-
nd zu einem anmuthigen Naturgemälde gestalten. Die Häuser mit ihren Hal-
igängen und den die Dächer verhüllenden Façaden erinnern an die südliche
zuweise. Den geräumigen Marktplatz ziert das altdeutsche Rathhaus, in wel-
:m bis 1793 die Kreistage der bayrischen Reichsstände in Kriegs- u. Münz-
gelegenheiten gehalten wurden. Ein im Erdgeschosse eingerichtetes Zeughaus
wahrt nebst mehren alterthümlichen Waffen auch einen aufgeschichteten Haufen
oßer, steinerner Kugeln, welche 1427 während der Belagerung durch Herzog
einrich den Reichen von Landshut in die Stadt geworfen wurden. Die Pfarr-
che St. Jakob erbauten die Bürger im J. 1255 und noch älter scheint die

Filialkirche zu U. L. Frau zu seyn. Außerdem befinden sich in der Stadt noch drei Kirchen, ein Schloß, ein Spital, ein Bruder- und Armenhaus, ein Kranken- und Leprosenhaus, ein Korrektionshaus. Die Einwohner, 2400 an der Zahl, beschäftigen sich mit Getreide-, Hopfen-, Hanf- und Obstbau, Bier- und Methbrauen, Leinwand- und Barchentweben, so wie mit Handel und Schifffahrt nach Oesterreich und Ungarn. Ein sehr beliebtes Produkt des hiesigen Gewerbfleißes sind insbesonders die bekannten W.er Dosen. — Auf dem rechten Ufer des Inn, über welchen eine hölzerne, 440′ lange Brücke führt, quillt der Achatiusbrunnen, ein heilsames Mineralwasser, hervor. — Oberhalb W. erscheinen auf den Uferhöhen Spuren von römischen Verschanzungen, doch läßt sich über eine etwaige Kolonie in dieser Gegend nichts Sicheres ermitteln und Reithofer fängt demnach seine Chronik von W. mit der Geschichte der Stadt in der Karolingischen Zeit an. In der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts blühte das Geschlecht der Grafen von Limburg und Hall, die sich späterhin ausschließend von Wasserburg schrieben und in dem Schlosse daselbst ihren Sitz nahmen. Graf Konrad wurde in den Streit des Herzogs von Bayern mit dem päpstlichen Legaten Albert Beheim verwickelt, indem letzterer, aus Landshut sich flüchtend, in W. Schutz suchte. Otto der Erlauchte ließ Burg und Stadt 119 Tage lang durch seinen Sohn Ludwig belagern und brachte sie endlich in seine Gewalt. Konrad entwich nach Ungarn und W. wurde Bayern einverleibt (1248). Um diese Zeit war die Bürgerschaft bereits in hohem Wohlstande, indem damals ein ansehnlicher Zweig des Welthandels sich auf den Innstrom geworfen hatte. Noch 1470 standen 43 Wein- und 20 Methschenken für die vielen durchreisenden Kaufleute, Frachtführer und Schiffer offen. Nachdem aber der Handel den Zug über Venedig verlassen hatte, verschwand er, wie in andern Städten Südbayerns, auch hier. In den Jahren 1633 und 1634 drohte der Stadt die größte Gefahr, als die Bauern der Landgerichte Haag und Wasserburg, durch die Räubereien und Erpressungen der österreichischen Marodeurs und anderer Truppen in Wuth gebracht, aufstanden und nahe an 15,000 Mann stark außerhalb der Innbrücke sich lagerten. In dieser Noth übernahm der menschenfreundliche Pater Roman, Quardian des Kapuzinerklosters zu W., die Rolle des Vermittlers und brachte es durch seine klugen Unterhandlungen einerseits mit den Insurgenten, anderseits mit den Räthen des Kurfürsten Maximilian dahin, daß die Ruhe ohne gewaltsames Einschreiten wieder hergestellt wurde. mD.

Wasserfall oder **Katarakt**, bezeichnet diejenige Stelle eines fließenden Wassers, wo dasselbe durch ein plötzliches Abfallen seines Bettes in festem Gestein gezwungen wird, ebenfalls herabzufallen. Dergleichen finden sich gewöhnlich da, wo die Flüsse und Bäche in ihrem Laufe durch die Hochgebirge auf stufenförmige Absätze treffen, oder wo Schlünde und Thäler durch Auseinanderreißen, oder durch Ausspühlung von weniger festem Gesteine, neben härterem entstanden sind. In den Strömen aber sieht man sie häufig in ihren Durchbrüchen mehr oder weniger bedeutend, oft nur als Stufen- oder Stromschnellen, wodurch die Schifffahrt mehr oder weniger gehindert, jedoch in den meisten Fällen unterbrochen wird. So hat man die berühmten W.e des Niagara (s. d. Art.) in Nordamerika, die durch die Wasser des Eriesees gebildet werden, den von Tecquendama des Rio Bogota in Südamerika, des Nils bei Assuan in Oberägypten, den Rheinfall bei Schaffhausen u. m. a.

Wasserheilanstalten, nennt man jene Anstalten, in welchen sich die nöthigen Vorrichtungen befinden zu den verschiedenen Gebrauchsweisen des kalten Wassers, welche die Wasserheilkunde (s. Hydriatik und Wasserkuren) vorschreibt. Das Haupterforderniß einer W. ist gutes Wasser; wo dieses vorhanden ist, läßt sich eine W. errichten, daher wir auch sehen, daß, seit das Wasserheilverfahren in Aufschwung gekommen ist, eine immer größere Anzahl von W. entsteht, die alle mehr oder minder nach dem Muster der, von Prießnitz (s. d.) in Gräfenberg (s. d.) errichteten, eingerichtet sind. Namentlich sind bei einer großen Anzahl

minder wichtiger Mineralquellen W. errichtet worden, um so die Wirkung des Mineralwassers und den Zulauf der Badelustigen zu vermehren. E. Buchner.

Wasserhose oder **Wettersäule**, ein oft überaus verheerendes Meteor, das im Wesentlichen aus einer schlauchartigen Verlängerung einer Wolke bis auf die Oberfläche der Erde oder des Meeres besteht, eine starke Kreisbewegung hat und sich mit dem aufbrausenden Fuße ungleichförmig schnell fortbewegt. Die W.n erscheinen häufiger auf dem Meere, als auf dem Lande, sind meist mit Getöse, schwefeligem Geruch, Blitz, Donner begleitet und haben Hagel oder Regen in großen Tropfen im Geleite. Ihre Entstehung findet man in den oberen Regionen und zwar in einem Luftwirbel, welcher Luftverdünnerung, das gewaltsame Zuströmen der umgebenden Luft verursacht, wobei Gegenstände aller Art mit unwiderstehlicher Kraft fortgerissen werden. Beobachtungen von der zerstörenden Gewalt der W.n sind häufig. Die, zuletzt 1845 bei Rouen beobachtete, zertrümmerte ganze Fabrikgebäude und ward von Pouillet untersucht.

Wasserjungfern, s. Libellen.

Wasserkur nennt man die methodische Anwendung des kalten Wassers, gleichzeitig in mehrfacher Weise zu Heilzwecken, wie sie heutzutage vorzugsweise durch Oertel (s. d.) und Prießnitz (s. d.) ins Leben gerufen wurde (s. Hydriatik). Der Gebrauch des Wassers und zwar des kalten Wassers zu Heilzwecken ist übrigens weit älter, ja, er ist uralt. Schon in den ältesten Zeiten finden wir den Gebrauch des kalten und warmen Bades als diätetisches Mittel; Hippokrates verbreitet sich ausführlich über Nutzen u. Nachtheil der Bäder; Plinius erzählt, daß die Römer in den ersten sechs Jahrhunderten nach Erbauung der Stadt sich der Bäder allein, statt der Arzneien, bedient hätten und bemerkt, daß die Sterblichkeit nicht größer gewesen, als nach Ankunft der griechischen Aerzte. Unter den Arabern empfehlen Rhazes (s. d.) und Avicenna (s. d.) das kalte Wasser gegen verschiedene Leiden und in verschiedener Anwendungsweise: als Getränk, Waschung, Begießung, Fallbad 2c. Im 14. Jahrhundert kamen in Italien die Douchen in Gebrauch. Dann gerieth das kalte Wasser wieder in Vergessenheit, bis Prosper Alpinus (s. d.) neuerdings auf dasselbe aufmerksam machte. Herrmann von der Heyden (1643) setzte das kalte Wasser geradezu über die Arzneien; am meisten aber förderte die W. der Engländer Floyer (1649—1714) durch seine „Psychrolusia", die schnell nacheinander sechs Auflagen erlebte und worin er das kalte Wasser in einer außerordentlich großen Anzahl von Krankheiten als ein vortreffliches Heilmittel empfiehlt; noch weiter ging Lucas (1750), der auch zuerst der Einhüllung in ein kaltbewässertes Betttuch erwähnt. In Italien gab es zu dieser Zeit schon Wasserdoctoren, die diesen Beinamen führten: so Todano, genannt medicus per aquam und Sangez, genannt medicus per glaciem, die der guten Sache aber durch ihre Uebertreibung schadeten. Großen Nutzen schaffte Tissot (s. d.) durch seine Empfehlung der kalten Bäder; auch in Deutschland wurde der Gebrauch des kalten Wassers zu dieser Zeit vielfach von Aerzten empfohlen, namentlich aber machte sich um dasselbe verdient der schlesische Arzt Sigmund Hahn (1662—1742) mit seinen beiden Söhnen. In der Chirurgie empfahlen es Schmucker (1712 bis 1786) und Theden (s. d.). Einen neuen Aufschwung erhielt der Gebrauch des kalten Wassers durch James Currie (1756—1805), der kalte Waschungen im Typhus, Scharlachfieber 2c. empfahl und mit glücklichem Erfolge anwendete. War auf solche Weise der Gebrauch des kalten Wassers bei den Aerzten bald mehr, bald minder bekannt und üblich, so gebührt in neuester Zeit einem Laien, Oertel (s. d.), das große Verdienst, durch eigenes Beispiel u. Bekanntmachung seiner Erfahrungen auf populäre Weise, die große Menge des Volkes auf die Wichtigkeit des Gebrauchs des kalten Wassers aufmerksam gemacht zu haben; nur ging er leider, verleitet durch seinen Enthusiasmus für das, was er für gut erkannt hatte, zu weit und empfahl das Wasser als Universalmittel, was das Wasser nicht ist und nicht seyn kann. — Als Ergebniß der bisherigen Erfahrungen

über die W. steht fest, daß gesunden Leuten das Trinken des kalten Wassers und der Gebrauch kalter Bäder recht dringend zu empfehlen sind, wobei jedoch ein gewisses Maaß nicht überschritten werden darf; — daß ferner der Gebrauch des kalten Wassers in vielen Krankheiten als Hauptmittel, oder als Beihülfsmittel der Behandlung, den größten Nutzen gewährt, daß aber eine solche Anwendung des kalten Wassers gegen Krankheiten nur auf Anordnung und unter Leitung eines umsichtigen Arztes stattfinden soll. — Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch das warme Wasser von jeher in verschiedener Weise für ärztliche Zwecke angewendet wurde, namentlich als warmes Bad, daß es aber auch in methodischer Anwendung als W. von Cadet de Vaux (s. d.) gegen Gicht und Rheumatismus empfohlen wurde. E. Buchner.

Wassermalerei (Aquarell), heißt im Gegensatze zur Oelmalerei die Malerei mit Wasserfarben, d. h. mit solchen, die nicht mit Oel, sondern mit Gummi oder Leimwasser zubereitet werden. Die W. ist sehr passend für Landschaften nach der Natur, für Skizzen zu großen Compositionen, für Theaterdekorationen u. dgl., wobei jedoch die Farben nicht zu schnell während der Arbeit selbst trocknen müssen, weil die Nüancen alsdann sich nicht verschmelzen lassen. Man unterscheidet hier auch die Aquarell- und Gouachemalerei, indem jene der durchsichtigen, diese der Deckfarben (s. d.) sich bedient. Werden beide, wie öfter geschieht, mit einander verbunden und die untermalten Deckfarben mit durchsichtigen lasirt, so gewinnt man zwar eine größere Klarheit und Kraft, die aber wegen Beschaffenheit der durchsichtigen Farben von keiner Dauer ist. Vgl. Aquarell.

Wasserscheu (Hydrophobia), nennt man die Wuthkrankheit beim Menschen, indem nur bei diesem, wenn Ansteckung von wuthkranken Thieren stattgefunden hat, als eine der beständigsten Erscheinungen Abscheu vor Flüssigkeiten, verbunden mit der Unmöglichkeit dieselben zu verschlucken, stattfindet. Bei den Thieren tritt W. nur höchst selten auf (s. Hundswuth). W. kommt aber beim Menschen auch vor ohne vorausgängige Ansteckung von wuthkranken Thieren in Folge heftiger Leidenschaften oder in Folge des Einflusses heftiger Kälte und Hitze oder auch in Folge von aufgeregter Einbildung und Furcht. So selten diese Fälle auch sind, so lassen sie sich doch nicht völlig läugnen. Ferner kommt die W. vor als begleitende Erscheinung anderer Krankheiten, namentlich von Nervenfiebern, mancherlei Entzündungen, vorzüglich des Gehirns, Schlundes, Zwerchfells und Herzens, dann bei hohem Grade hysterischer Zustände oder starrkrampfiger Zufälle bei Hypochondrie ꝛc. In diesen Fällen hängt die W. in ihrem Verlaufe von der Hauptkrankheit ab und verschwindet mit dieser. Bei der wahren W., welche durch Ansteckung, namentlich durch Biß von wuthkranken Thieren, entstanden ist, bekommt die Bißwunde früher oder später ein übles Aussehen und sondert statt des Eiters Jauche ab; gewöhnlich entsteht zugleich heftiges Jucken und Brennen in der Wunde; war diese schon geheilt und mit einer festen Narbe bedeckt, so bricht sie von neuem auf oder in anderen Fällen verändert sie nur ihre Farbe, wird bläulichroth und schmerzhaft. Mit diesen örtlichen Erscheinungen verbinden sich nun allgemeine: krankhaft erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems, sich kundgebend durch ungemeine Angst und Unruhe, große Abspannung, oder umgekehrt durch heftiges Auffahren, ungewöhnliche Lebhaftigkeit; dazu gesellen sich unruhiger Schlaf und eine erhöhte Empfindlichkeit der Sinnesorgane. Der Kranke ist in der Regel abgespannt, klagt über große Mattigkeit und ein eigenthümliches Schwergefühl in den Gliedmaßen, sieht blaß und ängstlich aus; zeitweise kommen Frostschauder, die Athmung ist beklommen, der Puls klein, häufig oder auch ganz normal; der Appetit fehlt, zuweilen ist galliges Erbrechen vorhanden. Alle diese Erscheinungen sind in keiner Weise beständig, sie fehlen oft bei W., kommen aber auch bei anderen Krankheiten vor u. haben daher bezüglich der Erkennung der Krankheit nur dann Werth, wenn sie bei, von wuthkranken Thieren Gebissenen, vorkommen. Nach 24—36 Stunden, oder erst nach acht und mehr Tagen steigert sich die Krankheit: die Aengstlichkeit nimmt zu, es

entsteht Betäubung, Schwindel und Schmerz in verschiedenen Theilen; der Kranke hat nirgends Ruhe, geht von einem Orte zum andern und murmelt gegen seine Gewohnheit einzelne unzusammenhängende Worte; er sucht die Einsamkeit, ist ungemein schreckhaft, klagt über Kältegefühl, sieht finster und wild aus; es entstehen krampfhafte Erscheinungen, namentlich im Schlunde, so daß bei vorwaltendem Durste das Trinken sehr erschwert ist, während das Hinabschlingen festerer Nahrungsmittel ohne große Schwierigkeit von statten geht. Nach wenigen Tagen nehmen alle diese Erscheinungen zu, das Trinken ist ganz unmöglich und jeglicher Versuch dazu erregt die heftigsten Zufälle, Krampf im Schlunde, Erstickungszufälle und allgemeine Fraisen. Die W. ist nun in vollem Maße vorhanden: der Kranke hat den größten Widerwillen gegen alles Flüssige, besonders gegen das Wasser, dessen Anblick sowohl, als Alles, was in dem Kranken eine Erinnerung davon erwecken kann z. B. das Ausgießen einer Flüssigkeit, das Rauschen eines Baches, selbst der Anblick glänzender Gegenstände, oder nur die bloße Nennung des Wassers in dem Kranken eine unbeschreibliche Angst und Unruhe, Fraisen, ja sogar Wahnsinn und Wuthanfälle erregt. Selbst den eigenen Speichel vermögen die Kranken nicht hinabzuschlucken, sondern spucken ihn beständig aus, oder er sammelt sich als Geifer vor dem Munde und fließt nach aussen ab; dabei leiden die Kranken an gewaltiger Trockenheit der Mundhöhle und an dem heftigsten Durste. Die Erscheinungen dauern nicht immer in gleicher Heftigkeit an, sondern nehmen ab und zu. Tritt ein Anfall ein, so erfolgen die heftigsten Krämpfe, der Kopf wird nach einer Seite gezogen, die Gesichtsmuskeln verzerren sich, es entsteht selbst Starrkrampf; dabei tritt dem Kranken oft Schaum vor den Mund, das bisher blasse eingefallene Gesicht wird roth, schwillt auf, der Blick nimmt einen furchtbaren Ausdruck an, es tritt wüthendes Delirium ein, in welchem der Wasserscheue aufspringt, brüllt, um sich beißt, oft Alles überwältiget und zertrümmert, was ihm entgegen steht, bis seine Kräfte erschöpft sind und er ermattet zusammensinkt. Diese wüthenden Delirien bemerkt man übrigens nicht bei allen Kranken, manche behalten ihre Vernunft bis zu ihrem Ende und es scheint, daß manchmal die Anfälle von Wuth durch rohe rücksichtslose Behandlung hervorgerufen werden. Die Anfälle dauern 20—30 Minuten, dann kommt ruhige Zwischenzeit und das Bewußtseyn kehrt wieder, die Kranken werden ruhiger aber trauriger und sehen ihrem Tode entgegen, der plötzlich unter Zeichen von Erstickung erfolgt, oder bei mehr und mehr sinkenden Kräften und sich einstellender Bewußtlosigkeit endlich ruhig und sanft unter leichten Zuckungen dem Leiden ein Ende macht. Tödtlich wird die W., wenn sie wirklich ausgebrochen ist, gewöhnlich zwischen dem dritten und fünften Tage, einzeln tödtet sie schon in den ersten 24 Stunden, zuweilen erst am sechsten, oder siebenten Tag, selten später. — Die W. entsteht zunächst in Folge des Bisses eines wüthenden Hundes oder andern Thiers, indem der Speichel den Ansteckungsstoff enthält; aber nicht alle von wüthenden Hunden Gebissenen, sondern durchschnittlich nur der achte bis zehnte Theil derselben bekömmt die W. Ob die W. durch den Biß eines wasserscheuen Menschen weiter gepflanzt werden könne, steht in keiner Weise fest. — Die **Behandlung** der ausgebrochenen W. ist eine ziemlich trostlose Sache, da, ungeachtet der verschiedenen vorgeschlagenen und durchgeführten Heilmethoden, kaum in **einem** Fall ein günstiges Ergebniß erzielt wurde. Von größter Wichtigkeit ist daher die Vorbauungskur, die bei Allen in Anwendung zu bringen ist, die von wüthenden Hunden gebissen worden. Es sind in dieser Beziehung von jeher die verschiedensten Mittel angepriesen worden; nur leider, daß von den Fällen, in welchen sie halfen, auf keine Weise feststeht, daß der Ausbruch der W. wirklich gedroht hat, da, wie oben bemerkt wurde, das Gebissenwerden von einem tollen Hunde nicht immer den Ausbruch der W. nach sich zieht. Am wichtigsten bleibt immer unmittelbar nach dem Bisse die Entfernung des, das Wuthgift enthaltenden, Speichels aus der Wunde, daher Aussaugen der Bißwunde durch den Verletzten selbst, oder durch andere Personen, denen dieses, wenn anders ihre Lippen und die Mund-

schleimhaut unversehrt sind, keinen Schaden bringt, oder Auswaschen, Ausbrennen, Ausätzen der Wunde ꝛc. die übrige Behandlung muß dem Arzte überlassen bleiben. **E. Buchner.**

Wasserschnecke, Wasserschraube oder Archimedische Schraube, die, besteht aus einem schräg liegenden Cylinder, um den sich schraubenförmig eine Röhre hinaufwindet, deren unteres Ende im Wasser steht. Bei Umdrehung der Kurbel, die durch irgend eine Kraft bewegt werden kann, schöpft das untere Ende der Röhre Wasser, das bei fortgesetzter Drehung der Kurbel stets höher gehoben wird, indem sich die Röhre unter ihr fortschiebt, so daß nach einigen Umdrehungen alle tiefsten Bogen in jeder Schraubenwindung mit Wasser angefüllt sind und der oberste dasselbe ausgießt. Anstatt einer umgewundenen Röhre legt man gewöhnlich blos eine wendeltreppartig gewundene Wand um die Welle. Die Maschine liegt aber dann in einem hohlen Halbcylinder, in welchem folglich das Wasser in die Höhe geschraubt wird, wodurch man zugleich auch mehr Wasser in die Höhe schaffen kann. Man wendet die W. zu verschiedenen Zwecken, so wie bei den holländischen Tonnenmühlen an; in neuester Zeit construirt man Dampfboote, statt mit Schaufelrädern, mit W.n, wodurch mehr Dampf u. Kraft erspart und zugleich eine größere Fahrgeschwindigkeit erzielt werden soll.

Wasserstoff (Hydrogen, brennbare oder inflammable, entzündbare Luft), ein chemisch einfacher Stoff, der sich in der Natur nie rein, sondern immer verbunden mit anderen Substanzen und zwar mit Sauerstoff im Wasser, mit Sauerstoff und Kohlenstoff als Bestandtheil fast sämmtlicher Pflanzen, mit Sauerstoff und Stickstoff als Bestandtheil fast aller thierischen Körper u. s. w. vorfindet. Er wurde zuerst als eigenthümliches chemisches Element erkannt, als Cavendish 1781 die Zusammensetzung und später Lavoisier die Zersetzung des Wassers in Sauerstoff u. W. zeigte. Man wußte zwar schon lange, daß sich beim Auflösen einiger Metalle in verdünnten Säuren eine brennbare Luft entwickele, kannte jedoch die weiteren Eigenschaften derselben nicht. Der W. wird immer durch Zersetzung des Wassers dargestellt. Man leitet entweder Wasserdämpfe über Eisen, welches in einer Röhre bis zum starken Glühen erhitzt wird; oder man bringt Eisen (statt dessen auch Zink), Wasser und Schwefelsäure zusammen. Der, dabei im gasförmigen Zustand sich entwickelnde, W. ist aber immer mehr oder weniger unrein und kann dadurch gereinigt werden, daß man ihn durch Kaliauflösung (s. Kali u. Kalium) streichen läßt, oder daß man ihn 24 Stunden lange mit feuchtem Kohlenpulver in Berührung setzt. Am reinsten wird er dargestellt durch Zersetzung des Wassers mittelst der galvanischen Säule, wobei er am negativen Pole ausgeschieden wird. (S. d. Art. Galvanismus und Elektrochemismus.) Der W. ist ein farb-, geruch- u. geschmackloses, permanentes Gas, 14½ mal leichter, als atmosphärische Luft (= 0,069), ist sehr brennbar, unterhält aber das Brennen anderer Körper nicht; das Produkt seiner Verbrennung ist Wasserdampf. Zum Athmen ist das Gas nicht tauglich; kleine Thiere sterben in demselben fast augenblicklich, im Menschen erregt es unangenehme Empfindung auf der Brust und Verlust der Muskelkraft; mit Luft gemengt, läßt es sich länger einathmen. Von 22 Raumtheilen Wasser wird nur ein Raumtheil des W.-Gases geschluckt. Von den Verbindungen, welche der W. mit anderen Stoffen eingeht, sind bemerkenswerth: die mit Sauerstoff zu Wasser (s. d.) und zu Knallgas (s. d.), mit Chlor (s. d.) zu Salzsäure, mit Schwefel (s. d.) zu Schwefel-W., mit Phosphor (s. d.) zu Phosphor-W. u. s. w. Der Gebrauch des W.es ist mannigfach; es dient zum Füllen der Luftballone (wegen seiner Leichtigkeit) u. der W.-Feuerzeuge oder Zündmaschinen (s. Feuerzeuge); beim Löthen einiger Metalle, besonders des Blei's; zum Hervorbringen intensiver Wärmegrade ꝛc. Auch in der Medizin wurde seine Anwendung versucht. Nach Einigen soll es, in Verbindung mit atmospärischer Luft eingeathmet, die Stimme heller und reiner machen. **C. Arendts.**

Wassersucht nennt man jede Ansammlung von wässeriger Flüssigkeit in irgend

einem Theile des Körpers, die durch ein Mißverhältniß zwischen Absonderung und Aufsaugung entsteht. Die Flüssigkeit, welche bei der W. sich angesammelt findet, ist nicht reines Wasser, sondern enthält immer mehr oder weniger thierische Stoffe und Salze, so daß sie häufig nicht durchsichtig und hell, sondern trüb und selbst manchmal dicklich ist. Eben so ist die Färbung dieser Flüssigkeit verschieden nach den beigemischten Stoffen; sie ist wasserhell, blaßgelb, grün, roth oder braun. Die Bestandtheile der Flüssigkeit sind in der Regel dieselben, wie die des Blutserums, nämlich Wasser, Eiweißstoff, eine gallertartige Substanz und die Salze des Blutwassers. Außer diesen Bestandtheilen findet sich zuweilen Gallenpigment und häufig Harnstoff vor; überdieß zufällig beigemengte Stoffe: so Eiterkügelchen, Blut ꝛc. Die verschiedensten Organe des Körpers können von W. ergriffen werden und zwar findet sich Wasseransammlung 1) in serösen Säcken, welche sich nicht nach außen öffnen; hieher gehören: die W. des Augapfels, der Hirnhöhlen u. der Hirnhäute (Wasserkopf), die Herzbeutel-W., die Brust-W., Bauch-W., die W. der Scheidehaut des Hodens (der Wasserbruch) ꝛc.; 2) in einigen von Schleimhäuten ausgekleideten Höhlen, so in den Schleimbeuteln der Sehnen und in der Höhle der Gebärmutter; 3) in dem Parenchyme einiger Organe, so der Eierstöcke, der Lungen und verschiedener Drüsen; 4) in dem Zellgewebe unter der Haut und zwar nicht blos der äußern Haut (Haut-W.), sondern auch der Schleimhäute. Das Wasser ist entweder unmittelbar in den ergriffenen Organen abgelagert, oder es ist in eigenen, krankhaft entstandenen, Säcken eingeschlossen. Die nächste Ursache jeder W. ist übermäßig starke Absonderung von Serum, deren Veranlassung sehr verschiedene Krankheitszustände seyn können, z. B. Entzündungen, Vergiftungen, Säfteverlust, Circulationshindernisse ꝛc.; immer wird bei solchen Ursachen das Entstehen der W. durch feuchte, nebelige, kühle Luft befördert und zwar um so mehr, wenn gleichzeitig Sprünge in der Temperatur stattfinden, oder die Menschen sich Verkältungen aussetzen; daher kommt die W. häufiger vor an tiefgelegenen Orten in der Nähe träger Flüsse, als auf den Bergen und Hochebenen, ferner häufiger im Herbst und Frühling, als im Sommer und Winter und, da in manchen Jahren eine feuchte Witterung durchaus vorherrscht, so treten dann auch die W.en epidemisch auf. — Die Folgen der W. sind Funktionsstörungen u. anatomische Veränderungen in dem ergriffenen Organe. Entwickelt sich die W. sehr langsam, dann scheinen sich die Organe allmälig an den Druck der angesammelten Flüssigkeit zu gewöhnen und es sammeln sich auf solche Weise oft große Mengen von Wasser an, ohne die Verrichtung der betroffenen Organe zu stören, während bei rascher Ergießung eine weit geringere Menge Flüssigkeit hinreicht, die heftigsten Funktionsstörungen hervorzurufen. Auch im Gesammtorganismus zeigen sich bedeutende Veränderungen in Folge der W.: das Blut verliert bei länger dauernder W. immer seine normale Beschaffenheit und wird dünnflüssig und wässerig; ferner sind alle Sekretionen der Exkretionsstoffe sehr vermindert: zuerst leidet die Transspiration, dann wird die Harnsekretion beschränkt und zuletzt tritt Stuhlverstopfung ein, — ungeachtet dessen ist aber der Durst dennoch gesteigert. Die W. endet entweder durch Genesung, indem von freien Stücken, oder in Folge geeigneter ärztlicher Behandlung, Entleerung der Flüssigkeit eintritt, oder geht in eine andere Krankheit über, oder endlich die W. endet mit dem Tode, indem so wichtige Funktionsstörungen eintreten in Folge der Wasseransammlung, daß eine Fortdauer des Lebens nicht möglich ist. — Die Behandlung der W. ist auf Entfernung des Wassers gerichtet und diese wird erzielt durch mechanische Entleerung, vorzugsweise die Paracentese (s. d.), oder durch arzneiliche Mittel, welche die Hauptausscheidungswege: den Darm, die Nieren oder die Haut zu verstärkter Thätigkeit erregen und dadurch die Aufsaugung und Entleerung der Flüssigkeit bewirken sollen. Diese Mittel sind die abführenden, Urin- und Schweiß treibenden. Doch muß die Behandlung der W., je nach Art und Sitz derselben, genau bemessen werden. E. Buchner.

Wasserweihe, 1) in der römisch katholischen Kirche die, am Charsamstage

stattfindende Weihe des Taufwassers. Der Priester fängt diese W. mit dem Gebete an, daß Alle, die ein Verlangen haben, sich mit diesem Wasser taufen zu lassen, an Leib und Seele geheiligt werden mögen. Hierauf theilt er das Wasser mit der Hand in der Form eines Kreuzes, um anzuzeigen: Gott wolle durch Jesus, der für uns am Kreuze starb, diesem Wasser die Kraft mittheilen, die in der Sünde Geborenen in neue Menschen umzuschaffen. Hierauf berührt er das Wasser mit der flachen Hand, zum Zeichen, daß der Geist Gottes, wie bei der Schöpfung, darüber schweben und den Täuflingen seine Gnade ertheilen wolle. — Er segnet das Wasser durch den lebendigen, wahren und dreieinigen Gott u. schüttet etwas davon gegen die vier Weltgegenden, um anzuzeigen, daß in der ganzen Welt die Begierde nach der heiligen Taufe gestillt werden möge. — Er haucht das Wasser dreimal in Kreuzesform an. Wie nämlich der Schöpfer den ersten Menschen anhauchte und ihm das Leben gab und, wie Jesus seine Apostel anhauchte und ihnen den heiligen Geist ertheilte: so wolle auch der göttliche Geist die Täuflinge zum neuen Leben erwecken. — Er taucht die Osterkerze dreimal, das zweite Mal tiefer und zuletzt bis auf den Boden des Taufsteines in das Wasser. Der Täufling soll nämlich, unter dem Beistande des hl. Geistes, immer mehr durch das Licht der Lehre Jesu erleuchtet und von derselben durchdrungen werden, um sie von ganzem Herzen hochzuschätzen und mit Freude zu befolgen. Mit diesem Wasser besprengt er die Gläubigen, um sie zu erinnern, daß sie ehemals Alle durch die heil. Taufe geheiligt wurden. Zuletzt gießt er einzeln etwas Katechumenenöl und Chrisam, hierauf von beiden zugleich in das Wasser, um anzuzeigen, daß die, welche mit diesem Wasser getauft werden, Christus dem Gesalbten ganz geweiht und, von dem heiligen Geiste gestärkt, ihrem Erlöser bis zum Tode ergeben bleiben mögen. — 2) W., in der griechischen Kirche, ein Fest, welches dieselbe am 6. Jänner zum Andenken der Taufe Jesu im Jordan feiert. Vorher wird eine Wake (Loch) im Eise des nächsten Wassers gehauen und mit Zweigen grünen Nadelholzes umgeben. Um solches stellt man Hütten mit Bildern von Heiligen, besonders des h. Johannes des Täufers. Nach dem Gottesdienste in der Kirche zieht die Geistlichkeit und Gemeinde in Prozession dahin u. erstere spricht über das offene Wasser den Segen, macht dreimal das Zeichen des Kreuzes über das Wasser, auch taucht der erste Geistliche erst das Kreuz und hernach eine Quaste ins Wasser, womit er die Umstehenden in Form des Kreuzes bestreicht oder besprengt. In Rußland gehört die W. zu den feierlichsten Festen. Der Hof ist immer in der Residenz zugegen, das Militär, in Parade aufgestellt, gibt Salven.

Wasserziehen der Sonne nennt man eine, zumal im Sommer nicht gar seltene Erscheinung, daß, wenn die Sonne zwischen zwei dichte Wolkenmassen durchscheint und dadurch in gewissen Luftstrichen die in derselben schwebenden Dünste erleuchtet, während die angränzenden dunkel bleiben, mehre helle Streifen in Säulengestalt von der Sonne aus auf dem dunkeln Grunde der Wolkenmasse nach der Erde herabgehen. Es ist dieses weiter Nichts, als ein optisches Meteor und steht mit der Witterung weiter nicht in der geringsten Verbindung, ausser, daß die Wolken, zwischen welchen die Strahlen fallen, allerdings Regen herabschütten können, was aber eben so gut ohne Vorhergehung dieses Phänomens geschehen kann. Oft erfolgt Regen nach demselben, oft aber auch nicht.

Wateau, Antoine, ein berühmter französischer Genremaler, ward um 1684 zu Valenciennes geboren, konnte Anfangs, wegen Mangel an gehöriger Leitung in seiner Vaterstadt, nur wenige Fortschritte in der von ihm mit Eifer ergriffenen Kunst machen u. mußte auch in Paris, wohin er sich 1702 begab, sich mit Abkopiren der Stücke eines unbedeutenden Malers ernähren, bis er, dem jüngern Audran empfohlen, von diesem bessere Anleitung erhielt. Zwar kehrte er später in seine Vaterstadt zurück, war aber bald wieder in Paris und concurrirte mit einigen lustigen Genrestücken bei der Akademie der Künste als deren Pensionär zu Rom, die aber so beifällig aufgenommen wurden, daß er sogleich

Mitglied derselben und peintre des fêtes galantes du roi ward und so in die Mode kam, daß die Damen sich nach seinen Gemälden kleideten. 1718 ging er nach England, kehrte aber bald nach Frankreich zurück, wo er beständig kränkelte und den 18. Juli 1721 zu Nogent bei Paris starb. Man rühmt an ihm sowohl die Leichtigkeit des Pinsels, als die naturgetreue Darstellung und sehr viele seiner Gemälde sind in Kupfer gestochen. Die Galerien zu Dresden, München und Wien besitzen mehre Stücke von ihm.

Waterländer, s. Wiedertäufer.

Waterford, Grafschaft in der irischen Provinz Münster; 31 □ Meilen, 150,000 Einwohner. Die Stadt, welche selber den Namen gibt, ist einer der ersten Seeplätze des Landes und der Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs. Sie liegt am Zusammenflusse des Barrow und Suire und am St. Georgskanale, und hat einen tiefen und geräumigen Hafen mit einem der schönsten Kai's in Europa. Die anglikanische Domkirche soll sich aus den Zeiten der Ostmans oder nördlichen Seeräuber herschreiben. Sehenswerth ist auch die katholische Kirche zur heiligen Dreieinigkeit. Weiter findet man hier eine schöne Börse, mehre Schulen, ein Krankenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, sehr beträchtliche Niederlagen von Rinder- und Schweinepökelfleisch, Butter, Getreide, Mehl und Leinwand, Zucker- und Flintglasfabriken, Wiskybrennereien. Das Dorf Passage ist der Ort der Abfahrt für die in's Ausland bestimmten Schiffe. Eine beträchtliche Zahl derselben beschäftiget sich mit dem Härings- u. Kabeljaufang. — 60,000 Einw. mD.

Waterloo, Dorf im Bezirke Nivelles der belgischen Provinz Südbrabant, 2 Meilen von Brüssel, am Eingange des Waldes von Soigne, mit 2500 Einwohnern, geschichtlich merkwürdig durch die, am 18. Juni 1815 eine Stunde von hier geschlagene, große Schlacht, in welcher Napoleon durch die Briten und Preußen die vollständigste Niederlage erlitt, in Folge der er für immer von dem politischen Schauplatze abtrat. Die Briten nennen diese Schlacht nach dem Dorfe W., wo Wellington sein Hauptquartier hatte und daher auch den Titel „Fürst von W.“ führt, Schlacht von W.; die Preußen nach dem Entscheidungspunkte des Sieges und dem Zusammenkunftsorte der siegreichen Feldherren Schlacht von Belle-Alliance; die Franzosen endlich, wegen des Zeitpunktes und Ortes ihrer Angriffe, Schlacht von Mont Saint-Jean. Auf dem Schlachtfelde befindet sich ein künstlicher Hügel in Form eines 200 Fuß hohen Hünengrabes, mit dem, von dem Prinzen von Oranien und der holländischen Armee errichteten, kolossalen Löwen. Bei dem Einfalle der Franzosen in Belgien, 1832, wurde derselbe von der französischen Armee bedeutend beschädigt und nur mit Mühe durch die Fürsorge des Marschalls Gérard geschützt. Auch befinden sich unfern davon, an der Straße von Brüssel nach Charleroi, noch zwei kleinere Denkmäler für den Oberst Gordon und die gebliebenen Offiziere der englisch-deutschen Legion. Zu Planchenoit, 1½ Stunde davon, steht noch ein eisernes, vom Könige von Preußen errichtetes, von den Franzosen gleichfalls sehr beschädigtes Denkmal.

Waterloo, Anton, 1618 zu Utrecht oder, nach Anderen, zu Amsterdam geboren, ein berühmter Landschaftsmaler, dessen Gemälde mit großem Beifalle aufgenommen und jederzeit außerordentlich gesucht wurden. Ungeachtet er sehr vieles Geld verdiente, auch selbst ererbtes Vermögen besaß, gerieth er doch in sehr dürftige Umstände, so daß er sein Leben 1660 im St. Jakobs-Hospital, unweit Utrecht, endete. Er hat 153 Landschaften radirt und darin vor allen anderen Meistern den Vorzug erhalten. Seine ländlichen Gegenstände und besonders sein Baumschlag athmen ganz den Charakter der Natur. Indessen sind gute Abdrücke von seinen Arbeiten, da die Platten sehr gelitten haben, selten.

Watt, James, berühmter Mechaniker, geb. 1736 zu Greenock in Schottland, Sohn eines Kaufmanns, aus einer Familie von Mathematikern und Ingenieuren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und kam 1754 nach London in die Lehre zu einem Fabrikanten mathematischer Instrumente; bald aber sah er

sich durch Kränklichkeit gezwungen, London und die Lehre zu verlassen und war fortan bezüglich seiner weitern Ausbildung auf sich selbst angewiesen. 1757 kam W. an die Universität Glasgow als Verfertiger mathematischer Instrumente; 1764 gab er diese Stelle auf und ließ sich als Ingenieur in Glasgow nieder; in dieser Eigenschaft entwarf er den Plan zum **caledonischen Kanal** (s. d.) und projektirte auch die Verbindung des Forth und der Clyde; bald aber wurde er diesen Bestrebungen entrückt und auf jene Laufbahn gewiesen, die ihm Ruhm und Glück, der Menschheit aber die folgen- und segensreichsten Erfindungen brachte. Er war nämlich schon 1763 beauftragt worden, das Modell einer Dampfmaschine auszubessern, das zum Unterrichte an der Universität dienen sollte. Hiedurch wurde W. mit der Dampfmaschine näher bekannt, die seit fast einem Jahrhundert entdeckt, aber noch immer von sehr beschränkter Kraft und weit unbedeutender war, als die meisten anderen mechanischen Erfindungen, die als bewegende Kräfte benützt wurden. W. bewirkte durch seine Erfindungen eine völlige Umgestaltung der **Dampfmaschine** (s. d.), wodurch sie auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, der die kühnsten Erwartungen übertraf und recht eigentlich zu dem erst wurde, was man heutzutage eine Dampfmaschine nennt; daher auch mit vollem Rechte W. als der zweite Erfinder, ja, als der eigentliche Schöpfer der Dampfmaschine betrachtet wird. — W. befand sich in sehr beschränkten Verhältnissen; um daher seine Erfindungen in's Werk setzen zu können, verband er sich mit Dr. **Roebuck**, dem Gründer der großen Eisenwerke zu Carron in Schottland; aber auch Roebuck's Mittel waren erschöpft, bevor noch W.'s Erfindung vollendet war und schon schien der Fortgang des Werkes gehemmt, als sich der reiche Fabrikbesitzer **Boulton** (s. d.) von Birmingham fand, der Roebuck's bisherige Zubußen zurückerstattete und mit W. in Verbindung trat. W. nahm nun 1769 mit Boulton ein Patent und zog zu letzterem nach Soho bei Birmingham, wo er die weltberühmte Dampfmaschinenbauerei anlegte, die noch von seinem und seines Gesellschafters Sohne betrieben wird. Außer den steten Verbesserungen, die W. an der Dampfmaschine anbrachte, erfand er 1779 auch eine Brief-Copir-Maschine, die große Verbreitung erlangte. 1800 zog sich W. von seinen Geschäften zurück und lebte den Rest seines Lebens in Ruhe auf seinem Landgute Heathfield bei Birmingham; er starb daselbst den 25. August 1819. Zur Errichtung eines Nationaldenkmals für W., der Mitglied der königlichen Gesellschaften zu London und Edinburgh, sowie des Instituts von Frankreich war, bewilligte das Parlament 1824 mehre tausend Pfund Sterling. **E. Buchner.**

Watte ist ursprünglich eine Gattung feine ostindische Baumwolle, die einen so kurzen Faden hat, daß sie zum Spinnen unbrauchbar ist und nur zur Fütterung von Decken, Kleidungsstücken u. s. w. verwendet wird, um solche wärmer, aber auch nicht schwer zu machen. In neuer Zeit hat man den Namen W. den bekannten, in ganz Deutschland von Baumwolle, Floretseide oder feiner Wolle verfertigten und theilweise mit Gummi bestrichenen Tafeln, zum Unterlegen und Ausfüttern der Decken und Kleider, beigelegt.

Watten oder **Wadden** heißen Sandflecken an den Küsten der Nordsee, die von der Fluth angespült sind und von derselben überspült, von der Ebbe aber bloßgelegt werden. Mit platten Fahrzeugen (**W.-Fahrer, Schmaken**) kann man über dieselben frei fahren.

Wau, **Gelb-** oder **Streichkraut** (Reseda luteola), eine, durch ganz Europa wildwachsende, in mehren Gegenden (Frankreichs, Deutschlands, Hollands und Englands) auch angebaute, krautartige Pflanze, mit einem 2 bis 3 Fuß langen Stengel, der sich in einer langen, mit geruchlosen, der gewöhnlichen Reseda (Reseda odorata) ähnlichen, Blüthen besetzten Aehre endigt. Die Blätter sind länglich lanzettförmig und von gelblich-grüner Farbe. Der W. wird in der Blüthenzeit geschnitten oder ausgerauft, getrocknet und dann, in Bündel zusammengebunden, in den Handel gebracht. Man gebraucht ihn vorzüglich in der Seiden-

färberei, um gelb, grün und schwarz zu färben; auch in der Leinen- und Baumwollenfärberei wird er verwendet, seltener in der Wollenfärberei; überdieß wird aus demselben das Schüttgelb verfertigt. Das mit W. hergestellte Gelb wird nicht so schnell schmutziggelb, wie das von anderen Vegetabilien. Guter W. soll eine schöne gelbe oder grünlichgelbe Farbe haben, nicht zu dickstielig, desto blüthen- und blätterreicher seyn. Am meisten wird der von Südfrankreich geschätzt. aM.

Wavre, Stadt mit 5000 Einwohnern, an der Dyle, in der belgischen Provinz Südbrabant, war am Tage der Schlacht bei Waterloo (s. d.) der Schauplatz eines Treffens zwischen den Franzosen unter Grouchy (s. d.) und den Preußen unter Thielemann (s. d.). Letzterer sollte nämlich mit 15,000 Mann die Reserve der Hauptarmee bilden und gegen Belle-Alliance anmarschiren, als ihn Grouchy bei W. den 18. Juni 1815 mit 35,000 Mann angriff. Die Preußen stellten sich an den steilen Ufern des Dyleflusses auf und behaupteten sich den ganzen Tag, so daß die Franzosen erst am 19. den Uebergang erzwingen konnten. Unterdessen war aber die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen worden, bei welcher Napoleon vergeblich auf Grouchy's Ankunft gewartet hatte u. Grouchy zog sich nach Namur zurück, wohin ihm die Preußen folgten und Namur mit Sturm nahmen. Auf jeder Seite waren über 5000 Todte und Verwundete geblieben.

Weben, Weberei, nennt man das Verfahren, Fäden rechtwinkelig so zu durchkreuzen, daß ein zusammenhängendes Gewebe daraus entsteht. Die Fäden, welche dabei der Länge nach laufen, werden Kette, die nach der Breite gehenden Einschuß genannt. Nach Maßgabe der Fädenverschlingung unterscheidet man glatte (schlichte) Stoffe, bei welchen die Verschlingung dieselbe bleibt u. gemusterte (façonirte) Stoffe, bei denen auf verschiedenen Theilen der Fläche zwei oder mehre Arten von Verschlingung vorkommen. Die einfachste Art der glatten Stoffe sind: Leinwand, Battist, Kattun, Musselin, Tuch, Taffet 2c. Sollen sie besonders dick werden, so kann man entweder zwei auf einander liegende leinwandartige Gewebe verbinden (Doppelgewebe), oder nach Art des Köpers weben, d. h. so, daß der Einschuß die Kette in Abtheilungen, z. B. von je abwechselnd drei Fäden und einem Faden, abtheilt. Dem Köper ist das Atlasgewebe ähnlich, nur liegen dann mehr als je drei Fäden dazwischen. In beiden entstehen Muster dadurch, daß man die Schußfäden bald unter, bald über den Fadenabtheilungen der Kette hingehen läßt. Eigenthümliche Gewebe sind: die Gaze, bei welcher die Kettenfäden paarweise zwischen je zwei Einschußfäden um einander herumgeschlungen oder gekreuzt sind, während die Schußfäden selbst einzeln und gerade liegen und die sammtartigen Stoffe, die darin übereinkommen, daß auf ihrer Oberfläche durch das W kleinere oder größere Fadenschleifen entstehen, welche dann, aufgeschnitten, eine kürzere oder längere haarartige Bedeckung erzeugen, mag nun das Haar (Pohle) durch Eintragfäden (Manchester), oder die Kette (Sammt) gebildet seyn. Das W. selbst geschieht mittelst des Webestuhls, auf welchem die Kettenfäden in regelmäßiger paralleler Anordnung neben einander aufgespannt sind und der Einschuß quer zwischen denselben hindurch gelegt wird, nachdem für jeden Einschußfaden vorläufig eine, dem Zwecke entsprechende, Abtheilung der Kette in Ober- und Unterfach vorgenommen worden ist. Der älteste u. einfachste Webstuhl ist noch in Hindostan üblich. Er besteht aus zwei Walzen von Bambusrohr, wovon eine zum Aufwickeln der unverarbeiteten Kette, die andere zum Aufrollen des gewebten Zeuges dient, und einem Paare sogenannter Schäfte zur Spaltung der Kette in Ober- und Unterfach. Das Gestell ist gleichfalls höchst einfach aus Bambusrohr gemacht. Der europäische einfache Webestuhl zu einfachen Stoffen ist bekannt; um größere und künstlerische Muster hervorzubringen, bedient man sich der Verbindung des Webestuhls mit der Jacquardsmaschine, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß auch alle die Kettenfäden gleichzeitig gehoben werden, welche oben auf dem Gewebe liegen und den Eintrag bedecken müssen, um das Muster zu erzeugen. Diese Kettenfäden sind von

in besondere Litzen eingezogen, die zusammen Harnisch heißen. Zum W. leinwandartiger u. geköperter Stoffe bedient man sich jetzt der Webestühle, die durch Wasser- oder Dampfkraft getrieben, wobei der Arbeiter blos die abreißenden Kettenfäden anzuknüpfen, oder Garnspulen in die Schützen einzusetzen hat. — Die Kunst zu weben konnte, nachdem einmal die Kunst Fäden zu spinnen erfunden war, nicht lange unbekannt bleiben. Man durfte nur eine Anzahl Fäden neben einander und wieder eine Anzahl quer durchlegen. Am ersten mochte dieß mit Binsen, Weidenruthen und Strohhalmen versucht worden seyn und daher ging die Kunst zu flechten der zu weben voran. Israeliten, Aegypter u. Griechen schreiben die Erfindung des W.s einem Frauenzimmer zu: erstere der Naema, Tochter Lamechs, Schwester Thubalkains und Jubals; die Aegypter der Isis; die Griechen der Pallas (Minerva), mit welcher aber die lydische Jungfrau Arachne in Mitbewerbung trat und zur Strafe in eine Spinne verwandelt wurde. Adristia verstand die Kunst, ganze Kleider zu weben, unterrichtete darin den Areas, einen Sohn Jupiters und König von Arkadien. Pamphila führte die Webekunst auf der Insel Kos und an dem ägeischen Meere ein. Hiob gedenkt des Weberschiffs. Penelope hielt ihre Freier viele Jahre hin, indem sie selbe ersuchte, zu warten, bis sie den Mantel fertig gewirkt, aber, was sie des Tages über gewirkt hatte, in der Nacht stets wieder auftrennte. Anfangs webte man stehend, mit senkrecht gespanntem Zettel. Die Aegypter führten das sitzende W. und den wagrecht gespannten Zettel ein. Regnier erfand den Webstuhl mit Walze, wofür er eine große Belohnung erhielt. Braun in Nimwegen erfand 1676 einen Webstuhl für Röcke ohne Nath. Becher schlug um dieselbe Zeit einen Webstuhl vor, womit zwei Personen täglich 100 Ellen Tuch weben sollten. 1799 erfand Joseph Maria Jacquard den nach ihm benannten Webstuhl, eine der wichtigsten Verbesserungen in der Weberei, für welche er von der französischen Regierung 6000 Franken Jahresgehalt erhielt, deren Werth die Jury bei der Ausstellung von 1801 aber so wenig anerkannte, daß sie dem Erfinder nur eine Bronzemedaille zuerkannte. Das Volk in Lyon zerschlug seinen Webestuhl und brachte den Erfinder dreimal in Lebensgefahr, aber doch verbreitete er sich und die Zahl der Webstühle für façonnirte Zeuge, die 1782 in Lyon 240 und zur Zeit der Erfindung Jacquard's 2800 betragen hatte, stieg 1812 auf 10,720, 1825 auf 20,101 und jetzt auf 36,000. England nahm sie erst 20 Jahre später an. Sie schuf den Fabrikanten ungeheure Reichthümer, während Jacquard sich mit seinem Gehalte begnügte und weiter keine Vortheile aus seiner Erfindung zog.

Weber, 1) Joseph von, Domdechant und Generalvikar des Bisthums Augsburg, geboren den 23. September 1753 in dem bayerischen Städtchen Rain, wo sein Vater Buchbinder war. Der Oheim, Pfarrer zu Bingen, unterrichtete den talentvollen Knaben in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, 1764—70 besuchte er das Gymnasium in dem Benediktinerstifte zum hl. Kreuz in Donauwörth, wo der berühmte Beda Mayer Rhetorik lehrte. Die philosophischen Studien machte er 1770—72 in Augsburg unter der Leitung der Jesuiten und zeichnete sich in den Fächern der Physik, Mathematik und verwandten Wissenschaften so hervorragend aus, daß er den künftigen großen Physiker ahnen ließ. Schon wollte er als Missionär nach China, da trat die erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens und das Widerstreben seiner Eltern hindernd entgegen. Als Alumnus des Priesterhauses weilte er 1773—77 in Dillingen, war zwei Jahre lange dort Repetitor der Philosophie und erwarb sich die Doktorwürde. Der neugeweihte Priester trat als Hofmeister in das Haus des Patriziers u. fürstbischöflich augsburgischen Regierungsdirektors von Pflumern u. erfand jetzt schon den neuen elektrischen Apparat: „Luftelektrophor", wofür ihm die Akademie der Wissenschaften in München nicht allein die Preis-Medaille zuerkannte, sondern den noch ganz jungen Mann zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Um sich mit den seelsorglichen Funktionen vertraut zu machen, begab er sich in das Klerikal-Seminar nach Pfaffenhausen, war ein halbes Jahr lange Kaplan in Illertissen,

ler 1779 vom Fürstbischof Clemens Wenzelaus als Repetitor des Kirchenrechtes der Katechetik in Pfaffenhausen angestellt. 1781 erhielt W. die Beförderung uf die Universität Dillingen als Professor der Philosophie und trug Anfangs ogik und Metaphysik vor, bis ihm der Lehrstuhl der Mathematik und Physik usschließlich zugetheilt wurde. 14 Jahre lange behaupteten seine Vorlesungen ne wahre Celebrität, so, daß das nachbarliche Ingolstadt Alles aufbot, diesen elehrten für sich zu gewinnen. Max Joseph trug ihm die Professur der Naturwissenschaften an, versetzte ihn in die Reihe der wirklichen geistlichen Räthe und e Universität fertigte ihm das Doktordiplom der Theologie aus. Mit der ebersiedelung der Universität von Ingolstadt kam W. nach Landshut begleitete 803 das Rektorat und unterrichtete den Kronprinzen, nachherigen König Ludwig, in den Naturwissenschaften. Auf gestellte Bitte wurde seinem Wunsche entrochen und er zum Professor der Physik in Dillingen, mit Beibehaltung seines harakters sammt ungeschmälerter Besoldung, ernannt. Bei der Organisation s neuen Lyceums ward W. mit diesem Geschäfte betraut und durch seine Vermittelung erhielt die Anstalt ein prächtiges Lokal, ein reich bestelltes physikalisches abinet, eine Menge neue Instrumente und vollständigen Apparat. Die drei erien-Monate verwendete er auf Pastorirung der Pfarrei Demingen und war frig als Prediger, Katechet, Beichtvater und Tröster, verschönerte Kirche und farrhaus seines Sprengels, gab dem Kirchthurm eine Viertelstundenuhr, bewirkte einen Aufschwung im Obstbaue und half einem der empfindlichsten Bedürfnisse der Gemeinde ab, dem Mangel eines gesunden fließenden Wassers, durch raben eines Brunnens, was nur mittelst Durchbohren eines Felsens geschehen unte. So wirkte der fromme Seelsorger in einem Zeitraume von 24 Jahren s 1811. Die erledigte Pfarrei Dillingen ward ihm angeboten: er aber ünschte aus mehren Gründen eine Landpfarrei und wählte die, eine Stunde n Dillingen entlegene, Pfarrei Wittislingen, welche er am 3. August 1811 ich erhielt. Ungeachtet seiner seelsorglichen Abgeschiedenheit wetteiferten die lehrten Gesellschaften, ihn zum Mitgliede zu wählen: 1780 die sittlich-ökonomishe Gesellschaft zu Burghausen, 1781 der hessen-homburgische landwirthschaftliche erein, 1783 Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin, 1802 vaterndische Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher in Schwaben und die k. k. kademie ernannte das bisherige Ehrenmitglied zu ihrem ordentlichen correspondirenden Mitgliede. In Folge des bayerischen Concordats ward W. am 1. Nov. 821 zum Domkapitular ernannt und am 15. August 1826 an des verstorbenen mpert's Stelle Domdechant und Generalvikar. In demselben Jahre, den . September, feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum und König Ludwig ehrte ne Verdienste durch Verleihung des Ritterkreuzes des Civilverdienstordens der yerischen Krone. 1828 befiel ihn ein inflammatorisch-gastrisches Fieber, wourch Gehör und Sprache sehr geschwächt wurden und die Heiserkeit herankende Luftröhrenschwindsucht befürchten ließ. Er entschlummerte am 14. Febr. 831. Seine letzte Arbeit war die Umarbeitung seiner ersten Schrift, die ihm rade vor 50 Jahren die Aufnahme als Ehrenmitglied der Akademie verschafft tte und sich betitelte: „Der Luftelektrophor in seiner Vervollständigung und urückführung seiner Erscheinungen auf bestimmmte Gesetze", in einem Sendreiben an Geheimen Rath v. Moll, mit lithogr. Zeichnung, München 1831. ie Zueignung schließt mit den Worten: „am 23. September 1830, meinem '. Geburtstage". Der tödtlich kranke Verfasser sah wohl die ersten Correkturgen, nicht aber den vollständigen Druck seines Schwanengesanges. Seine Schriften ellen sich in drei Classen: religiöse, philosophische und physikalische, welche letzten ihn am berühmtesten gemacht und namentlich „die Dynamik der gesammten atur" beabsichtigte, alle Naturerscheinungen aus einer, nach verschiedenen bemmten Gesetzen wirkenden Grundkraft herzuleiten, u. so die Physik aus dem Beiche der Empirik zur Wissenschaft zu erheben. Außer vielen einzelnen Abhandngen, deren Aufzählung zu weitläufig: Theorie der Elektricität, 1784. Lehrsätze

der theoretischen Philosophie, 1785. Ueber den Werth der Luftmaschine, 1786. Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind, 1786. Die Richtigkeit der Zauberei, 1787. Vorlesungen aus der Naturlehre, 1789. Physische Chemie, 1791. Allgemeine Naturwissenschaft, 1792. Planeometrie, 1797. Metaphysik des Sinnlichen und Uebersinnlichen, 1801. Galvanismus, 1802. Die einzige wahre Philosophie, nachgewiesen aus den Werken des Seneca, 1807. Mechanik und ihre gesammten Theile, Landshut 1810. Freie Darstellung der Philosophie, München 1811. Mehre Katechismen, Predigten, Gebetbücher und Erbauungsbücher; Rec. in der Oberdeutschen Allgemeinen lit. Zeitung, Würzburg. gel. Anzeigen, Kapler's Predigtsammlung und Magazin, Gilbert's Annalen der Physik. — Theorie vom Galvanismus, 1815. Thierischer Magnetismus, 1817. Electricität, 1817. Dynamische Licht-, Farben- u. Wärme-Theorie, 1818. Meteorsteine, 1820. Wissenschaft der materiellen Natur oder Dogmatik der Materie, 1821 u. s. w. Vgl. Domdekan Joseph von W., von Christoph Schmid, Augsburg 1831. Cm. — 2) W., Bernhard Anselm, ein berühmter Musiker, geboren zu Mannheim 1766, erhielt schon frühe Unterricht im Clavierspielen von dem Abte Vogler (s. d.), sowie von Holzbauer und Einberger und bezog schon im 15. Jahre die Universität Heidelberg, wo er Philosophie und Jurisprudenz studirte, bald jedoch auch dieses Studium ganz verließ, um sich dafür ganz dem Studium der Tonkunst zu widmen. Leider sah er sich bald darauf in seiner Hoffnung, zu Vogler nach München gehen zu können, um sich unter dessen Leitung vollends auszubilden, getäuscht, da derselbe gerade in jener Zeit seinen Ruf nach Schweden erhielt. Mit tüchtigem Talente und unermüdetem Fleiße überwand jedoch W. alle Unannehmlichkeiten, die ihm damals in den Weg traten, übernahm 1787 das Direktorium über das Großmann'sche Orchester in Hannover, ward hier mit dem ausgezeichnetsten Beifalle aufgenommen, reiste hierauf 1790 mit Vogler durch Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, ging dann 1792 nach Berlin, wo er Musikdirektor wurde und 1793 im Auftrage des preußischen Hofes nach Wien, wo die intime Bekanntschaft mit Salieri nicht wenig zu seiner vollendeten Ausbildung beitrug. Den Ruf als Kapellmeister nach Rheinsberg, den er 1796 erhielt, lehnte W. ab und ging hierauf mit der berühmten Künstlerfamilie Schick nach Breslau, 1803 aber mit Kotzebue nach Paris, von wo er jedoch bald wieder nach Berlin zurückkehrte, wo ihn der König zum Kapellmeister ernannte. Allen Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, entsprach er auf eine Weise, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht blos war er hochgefeiert als Clavierspieler, wobei er mit der größten Fertigkeit einen tiefen Reichthum an Gedanken und harmonischen Wendungen verband, sondern man hatte auch nie das Orchester des Nationaltheaters thätiger, einstimmiger und feuriger wirken hören, als unter W.s Leitung. Und so blieb er, wegen seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit von allen seinen Umgebungen geliebt und von Allen als Künstler geachtet, in Berlin bis an das Ende seines Lebens, das leider schon 1822 erfolgte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die vorzüglichsten u. zwar mehre Opern z. B. „Mudarra", „Deodata", „die Wette" ꝛc; ferner seine Ouverture u. Gesangmusik zu Schiller's „Wilhelm Tell" u. der „Braut von Messina"; „Lessing's Todesfeier"; viele Claviersonaten u. Clavierconcerts und seine Hymnen, Ouverturen und Marsch zum Schauspiele „Jolantha", Hamburg 1797 u. vieles Andere. — 3) W., Karl Maria von, königl. sächsischer Kapellmeister und Musikdirektor der deutschen Oper in Dresden, geboren 1786 zu Eutin im Holsteinischen, genoß einer sorgfältigen Erziehung und zeigte schon in früher Jugend eine große Neigung für die Musik, die durch den Unterricht eines Heuschkel in Hildburghausen seit 1796 und Michael Haydn's in Salzburg noch vermehrt wurde. Schon 1798 ließ sein Vater sechs Fugbetten von ihm drucken. Noch in demselben Jahre begab er sich mit seinem Vater, der sich bald hier, bald da aufhielt, nach München, wo ihm Valesi im Gesange und der Hoforganist Kalcher in der Composition Unterricht ertheilten. Unter den

Augen des letztern schrieb er damals die Oper: „die Macht der Liebe und des Weines," eine Messe und mehre andere Musikstücke, die jedoch später durch eine Feuersbrunst ihm entrissen wurden. Kurz darauf vermochte der, damals von Sennefelder erfundene, Steindruck ihn zu einer Reise nach Freiberg, um daselbst, wo alle Materialien zur Hand waren, eine noch vollständigere Maschine zu erfinden, die seiner Meinung nach im Stande wäre, noch mehr zu leisten; allein die ihm entgegentretenden Schwierigkeiten führten ihn bald der Tonkunst wieder zu. Als 14jähriger Knabe componirte er die vom Ritter Steinsberg gedichtete Oper: „das Waldmädchen," die 1800 an mehren Orten mit Beifall gegeben wurde, obgleich sie dem Künstler in späteren Jahren nicht mehr zusagte. Um einige ältere vergessene Instrumente wieder in Anwendung zu bringen, setzte er 1801 die Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbarn," die jedoch in Augsburg ohne Erfolg gegeben wurde. Er machte hierauf im folgenden Jahre mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg u. Holstein, welche für sein Künstlerleben nicht ohne Erfolg blieb. Der darauf erfolgte Aufenthalt in Wien verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Haydn u. Abt Vogler und auf des letztern Rath studirte er zwei ganze Jahre hindurch die verschiedenartigsten Werke und lieferte selbst einige Variationen und einen Clavier-Auszug der Oper „Samori" von Abt Vogler. Darauf als Musikdirektor nach Breslau berufen, bildete er daselbst ein neues Chor und Orchester und componirte zum größten Theile die von Roder gedichtete Oper „Rübezahl". Da ihn indessen Dienstgeschäfte von eigenen Arbeiten abhielten, nahm er 1806 einen Ruf des Herzogs Eugen von Württemberg nach Karlsruhe in Schlesien an, schrieb hier zwei Symphonien und mehre Concerte. Durch die Unruhen des Krieges aus Schlesien vertrieben, folgte er dem Herzoge Eugen nach Stuttgart, schrieb daselbst die Oper „Sylvana", die Cantate: der erste Ton, einige Ouvertüren und Symphonien und mehre Sachen für's Clavier. 1810 unternahm er abermals eine Kunstreise und genoß zu Frankfurt, München u. Berlin eine glänzende Aufnahme. Auch schrieb er in diesem Jahre die Oper Abu Hassan (Darmstadt 1810). Von 1813—16 war er Direktor der Oper in Prag und componirte daselbst die große Cantate: Kampf und Sieg. Er folgte hierauf einem Rufe nach Dresden, bildete daselbst die deutsche Oper; schrieb die Opern: Freischütz, Euryanthe und Oberon, so wie viele andere Sachen und reiste zu Anfang 1826 nach London, um bei der Aufführung seiner Oper Oberon zu dirigiren, starb aber daselbst den 5. Juni 1826. W. hat in der musikalisch-dramatischen Composition Epoche gemacht, vieles Neue geschaffen und den Volksgesang veredelt; er war ein origineller Tonsetzer, ein sehr geschickter ausübender Künstler, ein besonnener, einsichtsvoller Direktor und auch ein sehr gebildeter Theoretiker. — 4) W., Karl Julius, ein beliebter deutscher Schriftsteller, 1767 zu Langenburg im Hohenlohe'schen geboren, zeigte in der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Oehringen große Vorliebe für Geschichte, Geographie und Reisen und setzte sein eifriges Studium in diesen Lieblingsfächern, auch als er sich auf der Universität Erlangen der Jurisprudenz widmete, fort. 1789 ging er nach Göttingen, um sich hier zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten; da er aber keine Hoffnung auf eine Professur hatte, nahm er bald darauf eine Hofmeisterstelle bei dem Lyoner Bankier Delessert zu Bougy in der Schweiz an u. machte von hier aus mehre Reisen in die Umgegend, sowie nach Lyon und Paris. Im Umgange mit französischen Familien bildete er seine natürliche Anlage zu der witzigen Satyre aus und eignete sich jene, nicht immer zu billigende, Frivolität an, die in allen seinen Schriften grell hervortritt. Zum Privatsekretär bei dem regierenden Grafen von Erbach-Schönberg berufen, folgte er, nachdem er noch eine Reise durch Südfrankreich gemacht hatte, diesem aufgeklärten Freunde der Wissenschaften nach Mergentheim, wo derselbe als Statthalter des Deutschmeisterthums residirte. Später begleitete W. seinen Gönner auf den Congreß nach Rastadt (1797), wo er durch seine genaue Bekanntschaft mit französischer Art und Weise die Aussicht erhielt,

in französischen Staatsdienst aufgenommen zu werden, die aber bald durch die Ermordung des französischen Gesandten Bonnier schwand. Nach dem Tode seines Gönners erhielt er von dessen Nachfolger die Stelle eines Regierungs-Rathes zu König im Odenwalde (1799), die aber seinen Neigungen u. Ansichten so wenig entsprach, daß er sie schon 1802 wieder aufgab, um den jungen Erbgrafen von Isenburg-Büdingen auf Reisen zu begleiten. Diese Verbindung löste sich aber, da beider Charakter ein völlig verschiedener war, schnell und W. zog sich ins Privatleben zurück, aus welchem er nur noch ein einziges Mal als Abgeordneter des Oberamtes Künzelsau bei der württembergischen Ständeversammlung in den Jahren 1820—24 hervortrat. Abwechselnd sich mit seinen Studien und mit Beobachtungen auf kleinen Reisen befassend, fühlte er sich in der letzten Periode seines Lebens am glücklichsten. Er starb den 19. Juli 1832 zu Kupferzell. Der individuelle Geist und Charakter W.s, der sich hauptsächlich nach den französischen Encyclopädisten gebildet hatte, spricht sich in allen seinen Schriften ganz offen und bestimmt aus; in allen gibt sich die Persönlichkeit des Verfassers nach ihrer schwachen und starken Seite ohne Rückhalt zu erkennen. Seine Schriften zeichnen sich vornämlich durch einen die Welt belachenden und verachtenden Humor, ungemeine Belesenheit, Scharfblick, Fülle und Klarheit der Beobachtungen, geistreiche Einfälle und Anekdoten, aber auch beißenden Witz und tief verletzende Satyre aus. Seine beiden Hauptwerke sind: „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" und „Demokritus, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen"; wenig historischen Werth hat sein „Ritterwesen" und sein „Papstthum und die Päpste", sowie seine „Möncherei" gehören in die Classe der gemeinen Schmähschriften. Sämmtliche Werke erschienen in 30 Bänden, Stuttgart 1834—45, sowie verschiedene Ausgaben der einzelnen Werke. — 5) W., Friedrich Benedikt, Geheimer Hofrath und Professor der Kameral-Wissenschaften an der Universität Breslau, geboren den 11. November 1774 zu Leipzig, kam 1792 auf die Universität Leipzig, wurde 1796 zum jur. Dr. promovirt, wendete sich nun aber ganz den Kameralwissenschaften zu und trieb in Rochsburg praktische ökonomische Studien; 1799 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Leipzig, wurde 1800 außerordentlicher Professor, folgte 1802 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Frankfurt an der Oder und wurde bei deren Aufhebung, 1811, ordentlicher Professor an der Universität Breslau. — Von W.s zahlreichen Schriften sind die wichtigeren: „Systematisches Handbuch der Staatswirthschaft", Berlin 1803. — „Einleitung in das Studium der Kameralwissenschaften", Berlin 1803, 2. Auflage 1819. — „Lehrbuch der politischen Oekonomie", 2 Bde., Breslau 1813. — „Handbuch der ökonomischen Literatur", 3 Bde. und 5 Supplementbände, Berlin, Leipzig, Breslau, Grimma 1803—42. — „Handbuch der staatswirthschaftlichen Statistik u. Verwaltungskunde der preußischen Monarchie", Breslau 1840 und erste Fortsetzung 1843. — Auch gab er heraus das „Jahrbuch der Landwirthschaft", 7 Bde., Berlin, Breslau und Leipzig 1818—24 und „Historisch-statistisches Jahrbuch in Bezug auf Nationalindustrie u. Staatswirthschaft", 3 Bde., Bresl. 1834—37. — 6) W., Ernst Heinrich, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Leipzig, geboren zu Wittenberg den 24. Juni 1795, Sohn des Professors der Theologie, Michael W., besuchte die Fürstenschule zu Meissen, widmete sich dann dem Studium der Heilkunde an den Universitäten Wittenberg u. Leipzig u. wurde 1817 an letzterer zum Med. Dr. promovirt. Noch im selben Jahre habilitirte er sich, wurde 1818 außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor; 1833 war er als Abgeordneter der Universität in der ersten Kammer der Ständeversammlung. — W. schrieb, außer mehren Programmen: „De aure et auditu hominis et animalium", Leipzig 1820. — „Zusätze zur Lehre vom Baue und den Verrichtungen der Geschlechtsorgane", Leipzig 1846. — Ferner gab er Rosenmüller's (s. d.) Handbuch der Anatomie in 4., 5. und 6. Auflage heraus, ebenso Hildebrandt's (s. d.) Handbuch der Anatomie in

Auflage. — 7) W., Wilhelm Eduard, Professor der Physik an der Universität Leipzig, geboren zu Wittenberg den 24. Okt. 1804, Bruder des Ernst Heinrich W. (s. d.), besuchte seit 1815 die Unterrichtsanstalten und das Pädagogium in Halle, widmete sich an der dortigen Universität von 1825 an dem Studium der Naturwissenschaften, wurde Phil. Dr., habilitirte sich als Privatdocent, wurde außerordentlicher Professor daselbst, folgte 1831 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Göttingen, verlor diese Stelle aber 1837 in Folge der Aufhebung der Constitution von 1833 und seiner Theilnahme an dem Proteste gegen diese Aufhebung (s. Göttingen). Er verweilte hierauf längere Zeit als Privatmann in Göttingen, bereiste England und Deutschland und wurde 1843 als ordentlicher Professor an die Universität Leipzig berufen. — W. hat sich namentlich um die Lehre vom Erdmagnetismus (s. Magnetismus) durch seine, gemeinschaftlich mit Gauß (s. d.) unternommenen, Forschungen verdient gemacht. Ferner schrieb er mit seinem Bruder Ernst Heinrich: „Wellenlehre“, Leipzig 1825. — Mit seinem Bruder Eduard, der Prosektor und seit 1840 außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig ist, schrieb er: „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge“, Göttingen 1836, übersetzt ins Französische, — in deren Anerkennung er 1837 von der Universität zu Königsberg das Ehrendiplom eines Med. Dr. erhielt. — Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Journalen. E. Buchner. — 8) W., Beda, geb. zu Lienz in Tirol den 26. Okt. 1798, trieb bis zu seinem 16. Jahre Handwerk und Kunst des Hans Sachs, widmete sich dann mit glänzendem Erfolge den Studien und trat in das Benediktinerstift Marienberg. Im Jahre 1826 verwendete ihn dasselbe zum Gymnasial-Professor in Meran, welche Stelle er, mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1848, behauptete. Von der Stadt Meran und Umgebung zum Deputirten nach Frankfurt gewählt, rechtfertigte er auf eine ausgezeichnete Weise das in ihn gesetzte Vertrauen. In neuester Zeit hat ihn das Domkapitel zu Limburg an die Stelle des verlebten Stadtpfarrers u. Domkapitularen Bohn in Frankfurt a. M. erwählt. Ausgerüstet mit einer glühenden, ächt orientalischen Phantasie, hat W. viele sehr gelungene Proben seines Dichtertalentes, besonders im Bereiche der lyrischen Poesie, abgelegt. Seine „Lieder aus Tirol“, Stuttgart 1843, geben dafür ein schönes Zeugniß. Unter seinen übrigen Schriften verdienen folgende eine Erwähnung: „das Land Tirol“ mit einem Anhange: „Vorarlberg“ ein Handbuch für Reisende, in 3 Bänden, Innsbruck, Wagner 1838. Dasselbe erschien später auch in einem Auszuge deutsch und in französischer Uebersetzung. „Denkbuch der Huldigung im Jahre 1838.“ „Innsbruck, Tirol und die Reformation“, 1841. „Meran und seine Umgebung, oder das Burggrafenamt von Tirol“, Innsbruck 1835. Im Jahre 1847 gab er die Gedichte des Minnesängers Oswald von Wolkenstein heraus und zog sich durch seine Zuthat eine scharfe Kritik des Menzel'schen Literaturblattes zu. Die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien u. die in München ernannten W. zu ihrem Mitgliede. C. M.

Webster, Daniel, geboren 1782 zu Merrimack in Newhampshire (Nordamerika), wurde 1812 in die Repräsentantenkammer von Newhampshire gewählt, ging 1817 nach Boston, gehörte zur Verfassungsrevisionscommission von Massachussets, kam 1818 für Suffolk und Massachussets in den Congreß, vertheidigte 1821 die Unabhängigkeitserklärung der südamerikanischen Staaten, gelangte 1823 durch die Tarifbill zu großem Ansehen im Congresse, genoß eines großen Rufes als Advokat beim Bundesgerichte in Washington u. kam 1840 unter den Whigs (in Nordamerika Aristokraten) als Staatssekretär des Präsidenten Harrison ins Ministerium. Man hat von ihm: Reden, Boston 1840, 2 Bde.

Wechabiten, s. Wahabiten.

Wechsel, oder Wechselbrief, bezeichnet in der kaufmännischen Sprache die, nach einer bestimmten gesetzlichen Form abgefaßte Verschreibung, durch welche der Aussteller entweder sich selbst, oder einen Andern verpflichtet, eine gewisse

Geldsumme zu einer bestimmten Zeit an den genannten Inhaber der Verschreibung, bei Vermeidung des sogleich erfolgenden persönlichen Arrestes, zu bezahlen und welche diese Kraft dadurch erhält, daß sie in ihrem Texte selbst W. genannt, oder die Verpflichtung nach Wechselrecht darin ausgesprochen ist. Der Name rührt wahrscheinlich daher, weil es ursprünglich die Geldwechsler waren, welche dergleichen Verschreibungen ausstellten, um sie in den Messen gegen baares Geld wieder einzulösen; doch ist man über die Zeit und das Land ihres Entstehens verschiedener Meinung. Wahrscheinlich war es Italien, wofür auch die vielen, beim Wechselwesen üblichen, italienischen Benennungen sprechen und das 12. und 13. Jahrhundert, wo durch die Kreuzzüge die Messen in den italienischen Städten zu hoher Blühe gelangten. Die Wechsler, welche besondere Privilegien hatten und auch zum Theile das Münzregal ausübten, weshalb sie auch Münzer, Münzbürger, Hausgenossen und Campsoren genannt wurden, übernahmen auch das Uebermachen von Geldern an andere Orte durch Anweisungen und vereinigten sich auch wohl zu Gesellschaften, welche auf mehren Handelsplätzen Comptoire hatten. Da in der damaligen Zeit überhaupt die meisten Handelsgeschäfte auf den Messen gemacht wurden, so wurde es auch gebräuchlich, die Zahlung für gewöhnliche Schuldverschreibungen auf eine Messe festzusetzen und die Kaufleute, welche in der Zwischenzeit Geld übrig hatten, übergaben es den Wechslern, die ihnen dafür eine, in der Messe zahlbare, Anweisung gaben, mit welcher dann die Kaufleute ihre Gläubiger bezahlten u. dadurch das Mitnehmen und Hin- und Hersenden des baaren Geldes ersparten, wofür sie, bei der damaligen Unvollkommenheit und Unsicherheit des Transports, den Wechslern gern eine ansehnliche Vergütung zahlten. Diese Anweisungen hatten Anfangs ganz die Form eines Briefes, auf dessen Aussenseite der Name des Bezogenen als Adresse stand und der dem Käufer oder Wechselnehmer offen übergeben wurde. Nach und nach wurde der Text dieser Briefe immer mehr abgekürzt und alle überflüssigen Reden daraus weggelassen, auch verschwand mit dem häufigern Gebrauche der Indossamente, welche die Rückseite des Blattes in Anspruch nahmen, die äussere Aufschrift und der Name des Bezogenen fand unter dem Texte Platz. Die Zeit der Einführung der Indossamente ist ungewiß, doch gehen sichere Spuren derselben nicht über das 16. Jahrhundert hinaus; früher schienen die Uebertragungen auf gerichtlichem Wege geschehen zu seyn. Die Acceptation wurde Anfangs auf die Rückseite gesetzt und häufig nur durch ein Zeichen, z. B. ein Kreuz, angedeutet; ebenso der Protest eines nicht bezahlten W.s, den der Inhaber selbst durch ein auf die Rückseite gesetztes bloßes P., oder S. P. (sous proteste) angab und erst später wurde ein Notariatsinstrument darüber aufgenommen, durch welches der Inhaber bewies, daß er die rechtzeitige Vorzeigung des W.s nicht versäumt hatte. Die in Briefform ausgefertigten Anweisungen wurden lettere di cambio, deutsch Wechselbriefe, genannt und, da man die große Wichtigkeit bald einsah, welche sie durch Erleichterung der Zahlung für den ganzen Handel hatten, so wurde ihnen, um dem Darleiher des Geldes die möglichste Sicherheit zu gewähren, die Kraft beigelegt, daß der Inhaber, wenn der Bezogene die Zahlung nicht leistete, diese sofort und ohne die geringste Frist von dem Aussteller fordern und ihn nöthigenfalls durch persönliche Verhaftung dazu zwingen konnte. Die Zeit, wenn man durch dieses Vorrecht die W. von den, schon seit langer Zeit üblichen, Anweisungen unterschied, indem man die ersteren im Texte W. nannte, ist jedoch nicht bekannt. Ebenso weiß man nicht, wann Schuldverschreibungen, durch welche man sich selbst zur Zahlung einer Geldsumme verpflichtete, die strenge Wechselkraft durch die Benennung W. beigelegt wurde und so die eigenen W. entstanden, während die zuerst erwähnten, bei denen ein Dritter die Zahlung leisten sollte, trassirte W. oder Tratten waren. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts bestanden unter den Städten Oberitaliens schon Uebereinkünfte für die gewöhnliche Zeit der Einlösung der W., der Uso. — Man unterscheidet der Form nach zunächst eigene W., auch trockene genannt, d. h. solche, die ein Schuldner selbst zu be-

zahlen verspricht, oder trassirte W. (gezogene, Tratten), in Folge deren der Aussteller (Zieher, Trassant) den Betrag durch einen Dritten (Bezogenen, Trassaten) oft an einem andern Orte vergüten läßt, oder domicilirte W. Wenn nämlich der Wohnort eines Bezogenen kein W.-Platz, oder mit dem des Ausstellers in keinem direkten Verhältnisse steht, so daß der letztere eine Tratte auf der erstern nicht leicht verkaufen könnte, so pflegt der Schuldner seinem Gläubiger den Auftrag zu geben, auf einen Geschäftsfreund des erstern in einem geeigneten dritten Orte zu trassiren. Der Name des Schuldners wird dann zwar als Bezogener auf den W. gesetzt, aber die Adresse desjenigen, der die Zahlung leisten, oder wenigstens der Ort, wo dies geschehen soll, dabei bemerkt. Die domicilirten W. können wieder domicilirte eigene W., oder domicilirte Tratten seyn. In Beziehung auf die Zeit, wo die Zahlung geleistet werden soll (Verfallzeit, Verfalltag), hat man W. nach Sicht, welche sofort bei der Präsentation (Vorzeigung), kurz- oder langsichtige, die in kürzerer oder längerer Frist zahlbar sind; ferner indossirte (girirte, s. Giro) und nichtindossirte; acceptirte (s. Accept.) und nichtacceptirte, protestirte (s. Protest), verbürgte W., Ritratten, (Rück W.), d. h. der neue W., durch welchen der Inhaber eines protestirten nicht bezahlten, oder W. von dem Aussteller oder einem der Giranten sich bezahlt macht rc. In Betreff der Zahl der Exemplare, welche von einem W. ausgestellt werden, gibt es Sola-W. von denen nur ein Exemplar, Prima-, Secunda-, Tertia-, rc. W., von denen mehre Exemplare (W.-Duplicate oder W.-Copien) ausgegeben worden; letzteres geschieht, um ein Exemplar des W.s zur Acceptation zu senden und es zur Verfügung des folgenden, das in Circulation gesetzt wird, am Zahlungsorte liegen zu lassen, oder um ein verlorenes Exemplar zu ersetzen. Die in den W.-Ordnungen vorgeschriebenen wesentlichen Erfordernisse eines W.s sind: a) die W.-Fähigkeit des Ausstellers; b) das Wort W. in der Urkunde selbst; c) Ort und Zeit der Ausstellung; d) Name des Empfängers, bei trassirten W.n des Bezogenen und Unterschrift des Ausstellers; e) Betrag der zu zahlenden Summe und f) Angabe des Werthes oder der Valuta.

Wechselfähigkeit heißt die gesetzliche Befugniß, Wechselverbindlichkeiten gültig übernehmen zu können, welche im Allgemeinen Jeder hat, der überhaupt befugt ist, über sein Besitzthum und seine Person zu verfügen, oder der dispositionsfähig ist. Nach den meisten Gesetzgebungen sind jedoch mehre Personen, wenn sie auch dispositionsfähig sind, von der W. ausgeschlossen, nämlich, wenn sie solchen Ständen angehören, denen keine vollständige Kenntniß des Wechselrechtes zugemuthet werden kann, z. B. Dienstboten, Landleute, Handwerker rc. oder mit deren Würde sich die Strenge des Wechselverfahrens nicht vertragen würde, z. B. Offiziere, Geistliche, Lehrer, Staatsdiener rc. Man muß sich deshalb mit den, in jedem einzelnen Lande geltenden, Vorschriften bekannt machen. In der Regel sind nicht wechselfähig, d. h. ihre Wechsel sind entweder ganz ungültig, oder sie gelten nur als gewöhnliche Schuldscheine: 1) Minderjährige, wenn sie nicht schon selbst Handel treiben; 2) solche Volljährige, welche noch in der Gewalt der Eltern, Vormünder oder Curatoren stehen; 3) alle diejenigen, welche sich im Concurszustande befinden; 4) Frauenspersonen, welche nicht Handel treiben, wozu dann noch gewöhnlich die Unfähigkeit der oben erwähnten ganzen Stände hinzukommt.

Wechselfieber, kaltes Fieber, (F. intermittens), nennt man jene Fieber, bei welchen in regelmäßiger Wiederkehr völlig fieberfreie Zeiten (Apyrexia) mit Fieberanfällen (Paroxismus) wechseln. Schon den Alten waren die W. bekannt, ja, wir finden in ihren Schriften Arten derselben erwähnt, die heutzutage unbekannt sind, so das neuntägige W. des Hippokrates, das fünfzehntägige des Galen. Die W. kommen nicht blos bei Menschen vor, sondern sind auch bei Thieren beobachtet worden. Jedem W.-Paroxysmus gehen Vorboten voraus als: Gähnen, Kopfschmerz, Druck in der Herzgrube, Schwere in den Gliedern; die Kranken

werden immer kälter und endlich, nach längstens einer halben Stunde, tritt der wirkliche Fieberanfall ein mit Frost, der oft nur als leichte Empfindung verspürt wird, aber auch so heftig werden kann, daß Zähneklappern und Zittern aller Glieder entsteht, der Kranke im Bette hoch geworfen, oder auch so steif wird, daß die Gliedmaaßen kaum zu biegen sind. Der Frost dauert eine Viertelstunde bis zu mehren Stunden, dann läßt das häufig vorhanden gewesene Uebelseyn und das Erbrechen nach, der Puls wird freier und voller, die Beängstigungen im Athmen hören auf und eine allgemeine Wärme verbreitet sich über den ganzen Körper, die Anfangs noch von einzelnen Frostschauern unterbrochen wird, dann aber in eine fast unerträgliche Hitze übergeht, deren Grad meistens mit der Heftigkeit des vorausgegangenen Frostes in geradem Verhältnisse steht. Das Gesicht ist heiß und roth, der Durst äusserst heftig, die Kranken werfen sich unruhig von einer Seite zur andern und klagen über Schwere im Kopf, bei einigen treten selbst Delirien ein. Die Hitze dauert gewöhnlich viel länger, als der Frost und endet mit Schweiß, der warm, reichlich und eigenthümlich riechend über den ganzen Körper sich verbreitet und alle vorausgegangenen lästigen Erscheinungen aufhebt; zugleich wird der Urin trübe und zeigt nach einiger Zeit ziegelmehlartigen Bodensatz. Häufig tritt nun erquickender Schlaf ein, aus welchem der Kranke mit dem Gefühle der Gesundheit, wenn auch noch matt, erwacht. — Nach dem Fieberanfalle tritt die fieberfreie Zeit, die Intermission, ein, die länger oder kürzer dauert und während welcher die Kranken sich verhältnißmäßig wohl, wenn auch schwach, befinden und nicht selten an eingenommenem Kopfe und gestörter Verdauung leiden. — Aus wiederholten solchen Fieberanfällen mit nachfolgenden Intermissionen besteht nun das W., dessen Ausbruche gewöhnlich schon längere Zeit sehr verschiedene Vorboten vorausgehen; dann beginnen die Paroxysmen, Anfangs sehr schwach und erst allmälig ihre volle Stärke erreichend und können dann ohne geeignete Behandlung Jahre lange andauern, oder heilen auch von selbst unter fortgesetzten Krisen durch die Haut und den Urin. Größer, als bei den meisten übrigen Krankheiten, ist beim W. die Neigung zu Recidiven, wie auch die Neigung, dieselben Individuen zu wiederholten Malen zu befallen. Das W. kann in andere Krankheiten übergehen und namentlich entstehen häufig chronische Krankheiten, nämlich Anschoppungen einzelner Unterleibsorgane, der Leber und der Milz, sogenannte Fieberkuchen, welche, so lange sie bestehen, stets Recidive des W.s befürchten lassen; ferner ist ein sehr häufiger Ausgang Wassersucht. Auch kann das W. mit dem Tode enden und zwar während des Anfalls, durch Schlagfluß, oder in Folge der Nachkrankheiten. — Man unterscheidet die W., nach der Wiederkehr ihrer Anfälle, in das eintägige (f. i. quotidiana), welches sich im Verlaufe von 24 Stunden wiederholt, das dreitägige (f. i. tertiana), das häufigste von allen, welches nach 48 Stunden seinen Anfall wiederholt und in der Regel in den Vormittagsstunden auftritt; — das viertägige (f. i. quartana), wiederholt seine Anfälle nach 72 Stunden und beginnt meist Abends. — Die einzelnen Perioden der W. treten aber nicht immer in bestimmtem Typus auf, daher man die W. auch unterscheidet in regelmäßig und in unregelmäßig verlaufende. Ferner unterscheidet man die W. in einfache (f. i. simplex), wie die oben bezeichneten, in doppelte (f. i. duplex); so wird ein Quotidianfieber ein doppeltes, wenn in 24 Stunden zwei Anfälle kommen; das Tertianfieber wird ein doppeltes, wenn täglich ein Anfall erscheint, von denen der erste und dritte, zweite und vierte &c. nach Erscheinungen und Zeit des Eintritts übereinstimmen &c; verdoppelt (f. i. duplicata) dagegen nennt man ein W., z. B. ein Tertianfieber, wenn es am ersten und dritten Tage je zwei Anfälle macht, den dazwischen liegenden Tag aber frei läßt. — Noch unterscheidet man die vorsetzenden W. (anticipans, anteponens), wenn der Fieberanfall früher eintritt, als bisher und die nachsetzenden W. (postponens, retardans), wenn der Paroxysmus später eintritt, als zu erwarten stand. — Verläuft das W. ohne besondere Heftigkeit, so nennt man es ein gutartiges; im gegentheiligen Fall

wird es gefährlich genannt; bösartig aber, wenn es unter anscheinend milden Paroxysmen dem Leben große Gefahr droht. Solche W. verlieren oft den intermittirenden Typus mit den meisten seiner charakteristischen Zeichen und es bleibt nur eines oder das andere, das mit verstärkter Macht hervortritt und fremdartige Erscheinungen hervorruft. Diese verlarvten W. werden leicht verkannt und geben Veranlassung zu gefährlichen Irrthümern und Verwechselungen und können bei dem zweiten oder spätern Anfalle durch Schlagfluß tödtlich werden. — Noch unterscheidet man die W. in Frühlings- und in Herbstfieber, — in sporadische, epidemische und endemische, endlich in rheumatische, entzündliche, gastrische, nervöse 2c. — Ursachen des W.s sind Frühling und Herbst, mit ihren eigenthümlichen Witterungsverhältnissen; feuchte Gegenden, namentlich sumpfige, tief liegende, an Mündungen großer Flüsse gelegene. Im südlichen Europa sind die W. sehr häufig, sehr selten dagegen auf höheren Bergen und nach den Polargegenden zu, während sie in den Tropenländern häufig bösartig sind. Mehr unterworfen sind dem W. das jugendliche und reife Alter, während kleine Kinder und Greise verhältnißmäßig weniger häufig davon ergriffen werden. Der Ausbruch des W.s wird bewirkt durch Verkältungen, Verdauungsstörungen, heftige Gemüthsbewegungen 2c. — Die Behandelung des W.s erfordert vor Allem Regelung der Diät, Abwartung der Paroxysmen und Hebung der Grundkrankheit und der etwa vorhandenen Complicationen; in der Regel erst dann darf zur Anwendung der eigentlichen Fiebermittel (febrifuga) geschritten werden, unter denen die Chinarinde (s. d.) weit aus das beste ist. E. Buchner.

Wechselordnungen nennt man die, in einzelnen Staaten, oder auch blos von einzelnen Stadtobrigkeiten in Beziehung auf die Wechsel erlassenen, gesetzlichen Bestimmungen. Das älteste Wechselgesetz ist das von Verona vom Jahre 1319 und die ältesten W. sind die von Bologna von 1454, von Neapel von 1561, von Genua von 1589, von Bergamo von 1591 und in Deutschland die Hamburger Wechselordnung von 1603. Seit dieser, bis zum Jahre 1844, sind in Deutschland 94, mehr oder weniger umfassende, Wechselgesetze erlassen worden, von denen im letztgenannten Jahre noch 59 Gesetzeskraft hatten. In den österreichischen deutschen Staaten gelten 9, in Preußen 8, in den dänisch-deutschen Herzogthümern 2, in den deutsch-holländischen Provinzen 2, in Bayern 7, in Hannover 2 verschiedene Wechselgesetzgebungen 2c. Zur Verbesserung und Vereinfachung dieses wichtigen Zweiges der Gesetzgebung hatten sich in den letzten Jahren mehre deutsche Staaten mit der Ausarbeitung neuer W. beschäftigt; namentlich war in Sachsen 1841 eine solche mit den Ständen berathen und verabschiedet worden, welche zur Publikation bereit lag; in Bremen war 1843 eine neue Wechselordnung publizirt; in Frankfurt 1844 Novellen zur Wechselordnung von 1739 erlassen worden; in Württemberg lag der Entwurf eines vollständigen Handelsgesetzbuches und in Braunschweig der einer Wechselordnung vor und dazu kamen die vollendeten Entwürfe für Preußen, Holstein und Mecklenburg. Allein die Publikation aller dieser neuen u. verbesserten W. würde die so wünschenswerthe Gemeinsamkeit des Wechselrechtes durch ganz Deutschland jedenfalls wieder in weite Ferne hinausgeschoben haben und deshalb wurde auf der Zollconferenz 1846 der Versuch der Abfassung eines gemeinsamen Wechselgesetzes, mit Benützung der bisherigen legislativen Arbeiten und mit Zugrundelegung des preußischen Entwurfes, beschlossen. In Folge dessen trat am 20. Oktober 1847 in Leipzig eine Conferenz aus Abgeordneten sämmtlicher deutschen Bundesstaaten zusammen, welche bis zum 10. Dezember den Entwurf eines neuen gemeinsamen Wechselgesetzes ausgearbeitet hat und es ist zu hoffen, daß dieser Entwurf in allen deutschen Staaten zum Gesetze erhoben werde u. auch bereits theilweise erhoben wurde. (Siehe: G. Kitzinger, Wechselkunde f. Kaufl. u. Juristen mit Berücks. der allgem. deutschen Wechselordnung, Leipzig 1849.)

Wechselrecht bezeichnet im Allgemeinen den Inbegriff der, über Wechsel u.

Wechselgeschäfte bestehenden Gesetze, Gewohnheiten und Rechtsgrundsätze. In einem engern Sinne versteht man darunter jedoch die besondere Kraft, welche die Gesetze den Wechseln gewähren u. daher namentlich die gesetzliche Bestimmung, über einen Wechselverpflichteten die persönliche Haft verhängen zu können. In diesem letzten Sinne ist auch der Ausdruck: „sich nach Wechselrecht verbindlich machen," zu verstehen. Das W. gründet sich nicht allein auf wirklich erlassene Landesgesetze, oder Wechselordnungen, sondern häufig auch auf die, in Wechselsachen eingeführten Gewohnheiten u. auf den von den Handelsgerichten angenommenen Gerichtsbrauch.

Wechselseitiger Unterricht, s. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem.

Wechselwirthschaft ist diejenige landwirthschaftliche Behandlung des Ackerbodens, daß man stets tief und flach wurzelnde Gewächse, ferner, daß man von einander in Bestandtheilen abweichende Saaten auf einander folgen läßt, damit der Boden an Bestandtheilen, welche Pflanzen ernähren, nicht zu sehr erschöpft werde. Die W. liefert mehr Früchte und dem Dünger bestimmte Produkte als z. B. die Dreifelder-Wirthschaft. Sie verlangt aber einen dem Wirthschafter nahen Boden, erlaubt die Erzeugnisse zu erzielen, welche in gegebener Zeit auf dem Markte am meisten gesucht werden, erfordert jedoch einen servitutfreien Boden und eine geregelte Schlagabtheilung, starke Düngung, weniger Thier- u. mehr Menschenhülfe. Wo sie herrscht, ist mehr Mannigfaltigkeit in der Benützungsart des Bodens u. ebendaher eine Aussicht, das Getreide einigermassen im Preise zu erhalten; auch leitet sie zur Spatenkultur, ist folglich angemessener auf jedem Boden mit starker Bevölkerung; mag auf solchem der Boden nicht sehr humusreich seyn, so schafft ihn dazu die W. und deren Veredelung.

Weckherlin, 1) Georg Rudolph, geboren 15. Sept. 1584 zu Stuttgart, wo sein Vater Rentkammerrath war, erhielt eine sorgfältige Erziehung u. ging 1601 auf die Universität Tübingen, um Jurisprudenz zu studiren. Er machte während u. nach seiner Studienzeit Reisen durch Deutschland, nach Frankreich u. England, ward 1610 Sekretär des Herzogs Johann Friedrich in Stuttgart und, wie es scheint, zugleich Hofdichter. Im Jahre 1620 wurde er Sekretär bei der deutschen Kanzlei in England, wo er auch zwischen 1650—51 starb. W. hatte sich auf seinen Reisen mit der ausländischen Literatur vertraut gemacht und suchte nun manches Fremdartige in die deutsche Literatur einzuführen, wie das Sonett, die Ekloge, die Ode und das Epigramm. Er benützte dabei sehr die Mythologie der Alten und sang zuerst weltliche Lieder, was kein Dichter des 16. Jahrhunderts gethan hatte. Sein Ton ist meist volksmäßig, seine Sprache starr und ungelenk. Zwei Büchlein Oden und Gesänge, Stuttg. 1618; Geistliche u. weltliche Gedichte, Amsterdam 1641, 2. Aufl., ebend. 1648. rc. — 2) W., Wilhelm Ludwig, ein zu seiner Zeit beliebter Journalist und Satiriker, geboren 1739 in dem württembergischen Dorfe Botnang bei Stuttgart, widmete sich auf der Universität Tübingen dem Studium der Jurisprudenz, wurde aber desselben bald überdrüssig und ging als Hofmeister nach Straßburg und Paris, wo er nach französischen Mustern sein entschiedenes Talent zur Satire ausbildete, durch welches er sich sein ganzes Leben hindurch unglücklich machte. Von Paris ging er nach Wien, wo er sich durch Unterrichtgeben reichliches Auskommen erwarb, bis er sich durch seine derbwitzigen „Denkwürdigkeiten von Wien" (Nördlingen 1777) Gefängnißstrafe und Verbannung zuzog. Zu Regensburg und Augsburg erging es ihm nicht besser, als er die Reichsstädter durch die Satire „Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland" (Nördlingen 1778) lächerlich machte. Er wandte sich nun nach Nördlingen, wo er das „Felleisen" 1778, eine politische Zeitschrift, begann, die er aber bald, da er sich mit den Einwohnern dieser Reichsstadt verfeindete, wieder eingehen lassen mußte. Er lebte jetzt einige Zeit ruhig in dem Dorfe Baldingen, von wo aus er zuerst durch sein satirisches Journal: „Chronologen" (Frankfurt 1779—1783, 12 Thle.) in Deutschland als

witziger Schriftsteller bekannt wurde. Der Beifall, den dieses Alles verspottende und Alles neckende Journal erhielt, bewog ihn, es unter dem Titel: „Das graue Ungeheuer" (Nürnberg 1784—1787, 12 Bde.); „Hyperboreische Briefe" (Nürnberg 1788—1790, 6 Bde.) und „Paragraphen" (Nürnb. 1791—1796, 3 Bde.) fortzusetzen; dasselbe verlor aber allmälig an Interesse und wurde bald über besseren periodischen Blättern vergessen. Der Magistrat von Nördlingen, den er fortwährend höhnte, brachte es endlich dahin, daß er Baldingen verlassen mußte. Er fand eine günstige Aufnahme zu Hochhaus, einem Schlosse des Fürsten von Wallerstein. Als diese Gegend unter preußische Oberherrschaft kam, verschaffte er sich durch die Gunst des preußischen Ministers von Hardenberg die Erlaubniß, zu Ansbach eine politische Zeitung herausgeben zu dürfen, die er 1792 unter dem Titel: „Anspachische Blätter" begann. Da man ihn aber bald als einen französischen Spion betrachtete, so wurden seine Papiere in Beschlag genommen und selbst seine persönliche Sicherheit war durch den Pöbel bedroht, worüber sich W. so entrüstete, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, an welcher er den 24. Nov. 1792 starb. Sein moralischer Charakter, in welchem Unbesonnenheit und Liederlichkeit die hervorstechendsten Fehler bildeten, war durchaus verwerflich.

Wedekind, Georg Christian Gottlieb, Freiherr von, geboren den 8. Januar 1761 zu Göttingen, wo sein Vater Professor der Philosophie war, besuchte daselbst das Gymnasium und die Universität und wurde 1780 zum Dr. Med. promovirt. Noch im selben Jahre wurde W. Vicephysikus in Uslar, 1781 Physikus der Grafschaft Diepholz in Westphalen, 1785 Hospitalarzt in Mühlheim am Rhein und zugleich Physikus mehrer Aemter; 1787 kam er nach Mainz als Hofrath und Leibarzt des Kurfürsten und zugleich Professor der Medizin der dortigen Hochschule. 1792 bei der Annäherung der französischen Truppen blieb er allein vom ganzen Hofe zurück und trat in französische Dienste als Feldspitalarzt; 1794 wurde er Arzt des stehenden Lazareths in Straßburg; 1797, als Mainz wieder französisch wurde, Arzt am dortigen Militärspital und Professor an der Universität; wurde aber in beiden Stellungen 1803, bei Aufhebung der Universität pensionirt. Bald darauf wurde er Cantonsarzt in Kreuznach, 1805 abermals Militärarzt in Mainz, Professor an der neuerrichteten medizinischen Schule und Medizinalrath des Departement vom Donnersberg. Dieser Stellung wurde er entzogen durch seine Ernennung zum Oberstabsarzt der französischen Reservearmee, in welcher Eigenschaft er fast ein Jahr lange im Hauptquartier in Darmstadt zubrachte. Nach der Auflösung der Reservearmee kehrte er nach Mainz zurück, wurde aber 1808 wieder nach Darmstadt berufen, um den erkrankten Großherzog ärztlich zu behandeln; er trat nun in dessen Dienste als Leibarzt u. Geheimer Hofrath und wurde 1809 in den Freiherrnstand erhoben. Er starb den 28. Oktober 1831. — Von den zahlreichen Schriften W.s, die sich nicht blos auf medizinische sondern auch auf politische, philosophische, freimaurerische, ja selbst theologische Gegenstände erstrecken, sind die wichtigeren: „De morborum primarum viarum vera notitia et curatione," Nürnberg 1792. 2. Aufl., 1797, auch beide Auflagen deutsch; „Nachrichten über das französiche Kriegsspitalwesen," 2 Bde., Leipz. 1796—1798; „Ueber den Werth des Adels und über die Ansprüche des Zeitgeistes auf Verbesserung des Adelsinstituts," 2 Thle., Darmstadt 1816, 2. Aufl., 1818; „Ueber die Bestimmung des Menschen und die Erziehung der Menschheit," Gießen 1828; „Ueber die Cholera," Frankfurt a. M., 1831, 2. Aufl. 1832. E. Buchner.

Wedel-Jarlsberg, Johann Kaspar Hermann, Graf von, Statthalter von Norwegen, geboren 1779 zu Montpellier, erhielt, da sein Vater dänischer Gesandter in London war, in England seine erste Erziehung und studirte in Kopenhagen und Göttingen die Rechtswissenschaft. Als Amtmann von Buskerud, als Führer eines Freicorps gegen Schweden 1808—9 ward er so beliebt, daß ihn mehre Stimmen auf dem Reichstage zu Oerebro 1810 zum Thronfolger wählten. Die Meinung, die er 1814 aussprach, Norwegen müsse sich an Schweden anschließen,

schadete ihm zwar in der Achtung des Volks, dafür ernannte ihn der König zum Staatsrath und Chef des Finanz-, Handels- und Zolldepartements. 1822 legte er noch unter einer Anklage vor dem Reichsgerichte die Stelle nieder, erschien aber bald auf dem Storthing, dem er öfter als Präsident vorstand. Die Würde eines Statthalters (seit 1836) verwaltete er im Interesse des Königs. Er starb 1840 zu Wiesbaden.

Wedgewood, Josiah, geboren 1730 in Staffordshire in England, wo er auch 1795 starb, der Sohn eines Töpfers und selbst Töpfer, machte sich hochverdient um die englische Steingutfabrikation, die er auf den Stand der gegenwärtigen Vollendung brachte und in dem früher öden Bezirk in Staffordshire (Potteries) so einbürgerte, daß jetzt gegen 150 Brennöfen im Gange sind und 60,000 Menschen Beschäftigung finden. Ausser Anlegung von Straßen förderte er auch den Grand-Trunk-Kanal, die allgemeine Industriekammer von England in London und bereicherte die Wissenschaft mit einem Pyrometer. Für Arme und wohlthätige Anstalten war seine Hand stets geöffnet.

Wehrgeld (von Wehre, d. h. Schutz, Sicherstellung; nach Anderen von Waar, so viel als Krieg, Fehde), war nach uralter deutscher Rechtsgewohnheit eine Geldstrafe, die der Todtschläger an die Erben und Verwandten des Ermordeten, damit sie ihn nicht befehden möchten, bezahlen mußte (manchmal auch eine Geldbuße für andere schwere Verbrechen). Schon in den ältesten Zeiten wurde nach Tacitus der Todtschlag mit einer Anzahl Vieh, die man den Verwandten des Umgebrachten zur Unterlassung der Befehdung und Blutrache gab, u. nachher in den salischen, sächsischen und anderen alten Gesetzbüchern vor den Zeiten der Karolinger mit einer festgesetzten Geldsumme bestraft, die für jene Zeiten sehr beträchtlich und höher oder niedriger war, je nachdem ein Vornehmer, Freigeborner, Freigelassener, ein Frauenzimmer, Kind, Fremdling u. s. w. getödtet worden war und, da die freiheitliebenden Deutschen sich den körperlichen Strafen sehr hartnäckig widersetzten und als eine kriegliebende Nation den Tod eines Menschen gering achteten, so blieb in den meisten alten Gesetzbüchern dieses die einzige Strafe des Mordes. Als man aber bei einigen älteren deutschen Völkern, besonders im Mittelalter, den Todtschlag am Leben oder am Leibe strafte, so behielt man das W. dessenungeachtet bei unvorsätzlichem Morde, ausser der gewöhnlichen Strafe, noch bei. Es bestand, ausser dem gewöhnlichen Schadenersatze, in 20 Thlrn., wenn eine Mannsperson und in 10 Thalern, wenn ein Frauenzimmer oder ein Kind ohne Vorsatz getödtet worden ist.

Weib, s. Frau.

Weichbild (von Wik = Vicus, Stadt, Ort), eigentlich ein in Städten aufgerichtetes Zeichen zum Merkmal, daß sie eigene Gerichte und Statuten unter kaiserlichem Schutze ausüben durften; dann überhaupt das zu einer Stadt gehörige Gebiet, das ihr eigene Recht &c.

Weichert, Jonathan August, tüchtiger Schulmann und namhafter Philolog, geboren 1788 zu Ziegra bei Waldheim (Sachsen), durch Lobeck der Philologie zugeführt, 1809 Conrektor zu Wittenberg, 1810 Lobeck's Nachfolger im Rektorat, 1814—19 Professor zu Meißen, seit 1819 Rektor in Grimma, dessen Landesschule er neu organisirte. 1843 wurde er seines Amtes entbunden, starb aber schon am 23. Juli des folgenden Jahres. W. besorgte eine neue Ausgabe der Iliade Homer's von Müller (Meißen 1818—19), des Pomp. Mela (1815), der Fragmente lateinischer Dichter, wie des Hostius, Lävius &c. (1830), des Valerius Flaccus Argonautikon (1818), schrieb über Leben und Gedicht des Apollonios von Rhodos (1821), über die Schriften des Kaisers August (1836), des Lucius Varius und Cassius Parmensis (1836) und „Lectionum Venusinarum lib.“ (1843). Nach seinem Tode erschienen die „Imperatoris Augusti scriptorum reliquiae“, Grimma 1846.

Weichsel (poln. Wisla), ein Strom, der durch den Zusammenfluß dreier Quellen beim Dorfe Weichsel in Mähren entsteht; die drei Quellflüsse: schwarze,

weiße und kleine W., kommen von der Nordwestseite der Bieskiden (s. Karpathen) aus engen Thälern. Die W. fließt Anfangs in östreichisch Schlesien in einem sich allmälig erweiternden Thale, tritt bei Schwarzwasser auf die Gränze gegen preußisch Schlesien und bildet östlich von Krakau die Gränze Galiziens gegen das Königreich Polen, welches sie in Nord- und Nordwestrichtung durchströmt. Oberhalb Thorn tritt sie in Preußen ein, fließt hier Anfangs west-, dann nordostwärts, theilt sich unterhalb Marienwerder in zwei Arme, von denen der östliche, kürzere, unter dem Namen Nogat nach einem 7 Meilen langen Laufe mit 20 Mündungen in das frische Haff sich ergießt. Der westliche Arm geht als W. 6 Meilen nordwärts und spaltet sich beim Danziger Haupte wieder in zwei Arme, nämlich in die Elbinger W. (der östliche) und in die Danziger W. (der westliche Arm). Beide Arme ergießen sich in die Ostsee, der östliche mit 14 Mündungen in's frische Haff; der westliche, welcher im Jahre 1840 zwischen Neufähr und Bohnsack einen jetzt versandeten Durchbruch erlitt, mündet bei der Festung Weichselmünde. Der Oberlauf der W. ist innerhalb der Bieskiden u. sehr kurz. Ihr Mittellauf geht bis zur San-Mündung auf dem Rücken der südlichen Landhöhe, welche hier den Karpathen vorliegt (uralisch-karpathischer Landrücken), von hier bis zur Pilica-Mündung in einem engern Thale von der Landhöhe herab, dann bis zur Drewenz-Mündung in einer wellenförmigen, meist sandigen, hie und da sumpfigen Ebene. Im Unterlauf durchbricht sie die nördliche Landhöhe (uralisch-baltischer Landrücken) in einem weiten, häufig tief- und steil eingeschnittenen Thale und bei Mewe beginnt dann ihr fruchtbares Deltaland. Die Breite der W. nimmt von 100 Fuß (bei Schwarzwasser) bis auf 3000 Fuß (bei Mewe) zu; ihre mittlere Tiefe beträgt 10 bis 12 Fuß; schiffbar wird sie bei Dwory für kleine, bei Krakau für mittlere, bei Sandomirz für größere Fahrzeuge. Brücken gehen über sie bei: Skotschau, Schwarzwasser, Krakau in Oesterreich; Nachow, Pulawy (Schiffbrücke), Warschau (Schiffbrücke), Ploczk in russisch Polen; Thorn in Preußen. Das Stromgebiet beträgt 3540 □ Meilen, der Quellenabstand 70 Meilen, die Länge 130 Meilen. Die Nebenflüsse heißen rechts: Dunajec mit dem Poprad, Wisloka, San in Galizien; Bug mit der Narew und Soldawka, Drewenz im Königreiche Polen; links: Brahn in Preußen. C. Arendts.

Weichselzopf, s. Wichtelzopf.

Weide (salix), ein Pflanzengeschlecht, dessen Arten theils als Strauch, theils als Baum wachsen und die sich fast in allen Ländern der Erde, meist an Flüssen, Bächen, Gräben u. dergl. finden. Das weiche, weiße, leichte Holz ist als Bauholz nicht brauchbar, wird aber zu verschiedenen Geräthschaften und die dünneren Zweige einiger Arten besonders zu Korbarbeiten verwendet. Am nutzbarsten ist die gemeine weiße W. oder Baum-W. (salix alba), ein Baum, der eine Höhe von 40—80 Fuß und einen Durchmesser von 3—4 Fuß erreicht. Man läßt sie jedoch selten bis zu dieser Höhe emporwachsen, indem man den Baum gewöhnlich alle drei bis fünf Jahre köpft, d. h. ihm die Zweige nimmt, welche besonders zu Faßreifen verwendet werden. Die Rinde (cortex salicis albae), von bitter zusammenziehendem, etwas gewürzhaftem und schleimigem Geschmack und eigenthümlichem, etwas balsamischem Geruch, wird zuweilen anstatt der Chinarinde in der Medizin gebraucht. Ausser der gemeinen W. sind die bemerkenswerthesten einheimischen Arten noch: die Lorbeer-W., die Bruch-W., Busch-W., Schnee-W., Bach-W., Korb-W., Sohl- oder Palm-W., Aschen-W., Ohren-W., Kriech-W.

Weide, ein mit Gras und Kräutern bewachsener Ort, wohin das Vieh getrieben wird, um dort sein Futter zu suchen. Man unterscheidet natürliche oder wilde und künstliche oder cultivirte W.n. Die ersteren nehmen in der Regel einen unverhältnißmäßig großen Raum ein und sind, die Fett- und Marsch-W.n an den Strömen ausgenommen, selten gut bewachsen. Letztere sind solche, wo der Boden, zweckmäßig vorbereitet, entweder von selbst bewächst, oder

mit passenden W.-Pflanzen besäet wird. Sie gewähren auf gleichem Raume in der Regel mehr Nahrung, als jene und ernähren daher auf einer kleinern Fläche dieselbe Anzahl Thiere besser. Die cultivirten W. werden entweder mit W.-Pflanzen ordentlich bestellt (künstliche W.), oder man überläßt das Bewachsen der Aecker mit W.-Pflanzen der Natur (Dreisch- oder Dreeschfelder und Eggarten). Erstere sind den letzteren vorzuziehen. Künstliche W. werden gebildet, wenn man in den wohl vorbereiteten und in gutem Düngerstande befindlichen Boden, der im Frühjahr oder Sommer mit einer Sommerfrucht bestellt wird, mit dieser zugleich W.-Pflanzen säet. Außer diesen W.n kommen noch vor: a) die Stoppel-W., welche auf den Feldern nach der Ernte vor einem neuen Umbruch stattfindet; b) die Brach-W. oder die Behütung der brachliegenden Felder; c) die Vor- und Nach-W. auf den Wiesen im Frühjahr und Herbste, und d) die Wald-W. Alle diese W.n sind entweder dem Grundbesitzer allein zustehende, oder communliche, d. h. solche, welche, außer dem Grundbesitzer, noch von Anderen gemeinschaftlich, oft selbst mit Ausschluß des erstern, vermöge einer auf dem beweideten Grundstück lastenden Servitut, benützt werden. — Koppel-W. nennt man W., die von mehren Communen gemeinschaftlich benützt werden.

Weiden, Stadt und Sitz eines Landgerichts, Rentamtes und Forstamtes, an der Waldnaab, in einer der angenehmsten und fruchtbarsten Ebenen der Oberpfalz, mit 2500 Einwohnern. Die simultanische Haupt- und Stadtpfarrkirche, dem Erzengel Michael geweiht, ist geräumig und hell. Die Kirche St. Sebastian gehört ausschließlich dem katholischen Religionstheile an, und die Kirche zum hl. Kreuz auf dem Gottesacker ist wieder simultanisch. In der vormaligen Burg oder Veste ist gegenwärtig das Rentamt untergebracht. Lateinische Schule. Spital. Nicht unbedeutender Handel, eine Flanelldruckerei, Farben- und Raschfabrik, Salpetersiederei, Bierbrauerei, ergiebiger Feldbau. — W. entstand im 12. Jahrhunderte unter den Kaisern und ostfränkischen Herzogen aus dem Geschlechte der Hohenstaufen. Als Stadt kommt es zum ersten Male im J. 1375 vor. Die verheerenden Brände von 1536 und 1538, dann die Belagerungen, Plünderungen und Brandschatzungen, welche der 30jährige Krieg im Gefolge hatte, brachten die Stadt sehr von ihrem frühern Umfange und Flore herab. — J. Sintzel, Chronik der Stadt Weiden, Sulzbach 1819. mD.

Weidewirthschaft heißt, im Gegensatze zur Stallfütterung, diejenige Einrichtung, wo die Ernährung des Viehes während der Sommerszeit auf den Weiden geschieht. Vgl. auch den Art. Rindviehzucht.

Weigel, Valentin, der Stifter einer mystischen Sekte, der sogenannten Weigelianer, geboren zu Großenhain in Kursachsen 1533, wurde 1567 Pfarrer zu Zschopau im Erzgebirge und starb daselbst 1588. Erst nach seinem Tode wurden seine mystisch-theosophischen Schriften von dem Kantor Weichert (Halle und Magdeburg 1611—21) herausgegeben, unter denen die bemerkenswerthesten folgende sind: „Kirchen- und Hauspostille über die Evangelien" (1611); „Dialogus de Christianismo", d. i. Gespräch, wie der Mensch von Gott gelehrt, aus Gott wieder geboren, mit Christo leibhaftig, innerlich und äußerlich vereinigt werde" (1614), „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen" (1616); „Zwei schöne Büchlein vom Leben Christi, eine kurze, ausführliche Erweisung, daß zu diesen Zeiten in ganz Europa beinahe kein einziger Stuhl sei in allen Kirchen und Schulen, darauf nicht ein Pseudoprophete, ein Pseudochristus, ein Verführer des Volks, ein falscher Ausleger der Schrift stehe" (1621). In diesen Schriften stellte W. dem so vieldeutigen, nur Streit erregenden Buchstaben der heiligen Schrift, noch mehr aber den öffentlichen Glaubensformeln, der Schultheologie und allem bloß äußerliche Ritus das im Leben thätige und in Gott sich beruhigende Bewußtseyn des Innern entgegen und nahm die kirchlichen Dogmen als bloße Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse. Die im Jahre 1624 auf landesherrlichen Befehl angeordnete Verbrennung seiner Schriften in Chemnitz kam zu spät, um deren Wirksamkeit zu hindern;

denn schon hatten sie sich in verschiedenen Provinzen verbreitet und ihm viele Anhänger gewonnen, die unter verschiedenen Namen auftraten und manche Streitigkeiten erregten. Vgl. Hilliger, „De vita, fatis et scriptis Val. Weigelii", und Förtsch, „De Weigelio" in „Miscellan. Lips.", Tom. X., pag. 171.

Weigl, 1) Joseph, einer der berühmtesten neueren deutschen Operncomponisten, der Repräsentant der lyrischen Opernmusik, 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geboren, erhielt seine erste musikalische Bildung durch Albrechtsberger (s. d.) und componirte in seinem 15. Jahre eine kleine Oper: „Il Pazzo per forza", die Gluck's und Salieri's Beifall erhielt und auf deren Veranlassung vor Kaiser Joseph aufgeführt wurde, welcher fortan dem jungen Künstler seine Aufmunterung und Unterstützung gewährte. Nun gab sich W. ausschließlich den musikalischen Studien hin und verließ jenes der Medizin, für welches ihn sein Vater bestimmen wollte. Salieri nahm ihn nun ganz in seinen Unterricht u. bildete dessen glückliches Talent so vollkommen praktisch und theoretisch aus, daß W.s Compositionen bald allgemeinen Beifall erhielten. Nachdem er einen sehr vortheilhaften Ruf nach Stuttgart abgelehnt hatte, wurde er 1806 als Kapellmeister des k. k. Hofoperntheaters mit lebenslänglicher Versorgung angestellt. 1807 erhielt er einen Ruf nach Mailand, um daselbst zwei Opern zu schreiben, welches Auftrages er sich mit so glücklichem Erfolge entledigte, daß ihm der Antrag gemacht wurde, Direktor des Conservatoriums daselbst zu werden, den er jedoch abermals ablehnte und wieder nach Wien zurückkehrte, wo er, einen zweiten Ruf nach Mailand abgerechnet, ununterbrochen die Direktion des Theaters nächst dem Kärnthnerthor leitete und, nachdem er sich in vorgerückteren Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte, den 3. Februar 1846 starb. Die meisten seiner Compositionen zeichnen sich durch eine ungemeine Fülle eindringender musikalischer Ideen, durch Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart, durch Empfindung, lyrischen Ausdruck und richtige Deklamation aus, doch sagt ihm der erhabene und romantische Styl weniger zu. Eigentliche Kammermusik schrieb er wenig, großes Geschick jedoch hatte er, zu Opern anderer Meister passende Einlegestücke zu componiren, wie er dieß namentlich bei Mozart's Titus, Dalayrac's Gulistan, Gretry's Löwenherz und mehren Opern berühmter Tonsetzer mit großer Meisterhaftigkeit bewiesen hat. Die wichtigsten seiner Compositionen sind folgende. Opern: La principessa d'Amalfi; Giulietta e Pierotto; I Solitarj; L'Amor marino, auch deutsch unter dem Titel: Der Korsar aus Liebe; Das Dorf im Gebirge; L'Uniforme, auch deutsch; El Principe invisibile; Kaiser Hadrian, eine große ernsthafte Oper, die jedoch weniger Glück machte; Adrian von Ostade; Kleopatra; Il Rivale di sestesso; Das Waisenhaus; Die Schweizerfamilie, beide Opern, besonders letztere, seine Hauptwerke von unvergänglichem Werthe, die, 1808—9 componirt, noch stets mit gleichem Zauber wirken; Der Einsiedler auf den Alpen; Franciska von Foix; Der Bergsturz; Die Jugend Peters des Großen; L'Imboscata, für Mailand componirt; Nachtigall und Rabe, eine niedliche idyllische Operette, doch wohl mit etwas zu viel tändelnder musikalischer Malerei; Margaretha von Anjou; Baal's Sturz und endlich sein letztes Produkt in diesem Fache: Die eiserne Pforte, eine romantische Oper, welche sich indessen wenigen Beifalls zu erfreuen hatte. — Oratorien: La passione di Gesu Christo, von ausgezeichneter Schönheit, würdevoll und meisterhaft geschrieben; La Resurrezione di Gesu Christo; il Ritorno d'Astrea. Auch schrieb W. viele sehr reizende Balletmusiken, unter welchen sich besonders jene zur „Alcine" des größten Beifalles erfreute. — 2) W., Johann Baptist, geboren zu Hahnbach in der Oberpfalz den 26. März 1783, Priester den 31. Mai 1806, Professor der Theologie an dem Lyceum zu Amberg, nachhin Professor der Kirchengeschichte u. des Kirchenrechtes und Rektor des Lyceums zu Regensburg, und seit 1837 Domkapitular, Scholasticus, bischöflicher geistlicher Rath und Offizial ebendaselbst, erwarb sich in der literarischen Welt einen bleibenden Namen durch seine gediegenen Schriften. Dieselben führen die Titel: Katholisches Gebet- und [illegible]

buch für nachdenkende und innige Christen rc., Sulzbach 1817 (hiezu die trefflichen, größtentheils von W. selbst komponirten Choräle); Lehrbuch der Arithmetik u. Algebra, 2te Aufl. Sulzb. 1823; Abt Prechtl, eine biographische Skizze, Sulzb. 1833; mehre Ausgaben, Erläuterungen u. Uebersetzungen des Thomas a Kempis; Populäre Erdglobuslehre zum Privat- u. Schulgebrauche, Sulzb. 1843; J. N. Kroust meditationes de praecipuis fidei mysteriis ad usum Clericorum accomodatae, V Tomi. Vitam auctoris adumbravit et praefatus est J. B. Weigl, Solisb. 1841—47; Theolog. chronolog. Abhandl. über das wahre Geburts- u. Sterbejahr Jesu Christi, 1. Thl., Sulzb. 1849. Vgl. den Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1848. mD.

Weihbischof, s. Bischof.

Weihe, s. Ordination.

Weihkessel, 1) ein Gefäß, worin ehemals der geopferte Wein sich befand. Diese W. waren theils größer, theils kleiner; in die größeren kam derjenige Wein, welcher für den Unterhalt der Priester bestimmt war, in die kleineren hingegen jener, welcher von den Gläubigen für das Opfer und die Communion hingegeben wurde. — 2) W. wird auch das Gefäß genannt, in welchem das geweihte Wasser sich befindet; dieses Gefäß ist von Stein und an den Kirchenthür-Mauern angebracht; 3) heißen so jene messingene, kupferne oder silberne Gefäße, in welchen das Weihwasser dem Priester bei Vornahme kirchlicher Funktionen, dem Asperges, bei Beerdigungen, beim Ritus ad tumbam, bei verschiedenen Weihungen u. s. w. vom Kirchen- oder Altardiener dargereicht wird (s. den Artikel Weihwasser).

Weihnachten oder das Fest der Geburt Jesu Christi wird am 25. Dezember als eines der drei Hauptfeste der Christenheit gefeiert. Die abendländische Kirche beging nach einer alten Tradition dieses Fest stets an dem genannten Tage, während die morgenländische es bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts am 6. Januar feierte. Der Name selbst mag seine Entstehung daher haben, daß schon die ersten Christen zur Feier der Geburt des Erlösers die Nacht, in welcher derselbe von Maria der Jungfrau geboren wurde, der besondern Andacht weiheten. Der ganze Weihnachtscyclus umfaßt die Zeit vom ersten Adventsonntage bis zum hl. Dreikönigsfeste. — Das Geburtsfest Christi hat eine Vigil und Vorfasten. Diese Vigil dauerte die ganze Nacht hindurch u., obschon man später die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen zur Nachtszeit aufhob, so wurde doch diese beibehalten. Es werden in dieser Nacht, welche auch die heilige Nacht, oder der Christabend heißt, um 12 Uhr die kanonischen Tagzeiten, Christmette genannt, abgesungen, ein feierliches Amt gehalten und in Kirchen, die mehre Geistliche haben, mehre Messen gelesen; das zweite Amt ist dann früh um fünf oder sechs, das dritte um neun Uhr. Am Christtage selbst ist der Genuß der Fleischspeisen erlaubt; auch hatte derselbe schon in früheren Zeiten das Eigene, daß, wenn er auf einen Fast- oder Abstinenztag fiel, das Fastengebot aufgehoben blieb. Zur Erhöhung der Feier dieses Festes ist es jedem Priester gestattet, an dem Christtage drei heilige Messen zu lesen. Die Zeit, wann dieser Brauch seinen Anfang genommen, ist unbestimmbar. Soviel ist indeß gewiß, daß die Päpste zuerst drei Messen am Weihnachtsfeste zu Rom lasen. Die erste wurde in der Kirche des heiligen Liberius zu Maria major, die zweite in der St. Anastasien-Kirche und die dritte in der Kirche des Vaticans abgehalten. In den gallikanischen, ambrosianischen und mozarabischen Sakramentarien kommt jedoch Nichts hievon vor. Martene sucht aus mehren Ritualbüchern zu beweisen, daß diese drei Messen in früheren Zeiten nicht von einem Priester, sondern von dreien zu verschiedenen Stunden gelesen worden seien. Indeß nach und nach wurde der Gebrauch allgemein, daß am ersten Christtage jeder Priester drei Messen lesen durfte, ohne daß ein allgemeines Gebot hiefür vorliegt. Unter Karl dem Großen ward derselbe in Frankreich eingeführt, da vorher daselbst nur zwei Messen von einem Priester gelesen werden durften. — Der Priester nimmt in der ersten und zweiten heiligen Messe weder die Ablution, noch Purification (s. dd.), sondern wäscht die

Finger in einem, mit etwas Wasser auf dem Altar in Bereitschaft stehenden, Gefäße ab, welches dann in die Piscin geschüttet wird; bei der dritten Messe nimmt er die Ablution und purificirt auch den Kelch auf die gewöhnliche Weise. — In den communicantes derjenigen Messe, welche zur Nachtszeit gehalten werden, heißt es: Communicantes et noctem sacratissimam venerantes etc., in den beiden anderen aber: Communicantes et diem sacratissimam venerantes etc. Uebrigens sind die ganze Oktave hindurch die für das Geburtsfest des Herrn angeordneten Communicantes. Bei der zweiten Messe hat auch die Commemoratio pro sancto Anastasio statt. In den Kathedral-, Nebenstifts- und sonstigen Hauptkirchen werden die drei Aemter, wenn es möglich ist, musikalisch gehalten. In den Pfarr- und jenen Filialkirchen aber, welche mit einem ständigen sonn- und feiertägigen Gottesdienste versehen sind, wird gewöhnlich die zweite Messe still gelesen. Bemerkenswerth ist auch, daß der heilige Vater am Weihnachtstage jedesmal einen Degen und einen Hut zu weihen pflegt, welche beide er dann vornehmen und selbst fürstlichen Personen verehrt.

Weihrauch (olibanum, thus), ein Harz, dessen Abstammung noch nicht mit Gewißheit bekannt ist; das ostindische soll von Boswellia serrata Colebr., das arabische von verschiedenen Wachholderarten kommen; doch ist es möglich, daß beide Sorten einen Ursprung haben und theils nach Ostindien, theils nach Aegypten durch die Karawanen gelangen. Die beste Sorte besteht aus kleineren oder größeren, rundlichen, durchscheinenden, trockenen, spröden Stücken, Thränen genannt, von Farbe weiß, grünlich oder gelblich; die geringeren Sorten sind unrein, braun oder röthlich von Farbe, mit Holzstückchen vermengt und gewöhnlich in großen Klumpen. Der Geschmack ist scharf bitterlich, der Geruch, vorzüglich angezündet, angenehm und gewürzhaft. Es ist ein Gummiharz und besteht in 100 Theilen aus 56 Harz, 30,8 Gummi, 5,2 in Weingeist unlöslichem Harz, 8 ätherischem Oel und Verlust. Die Hauptanwendung ist als Räuchermittel. — Der W. wurde schon im alten Testamente bei den gottesdienstlichen Verrichtungen gebraucht und verbrannt, um die Majestät Gottes dadurch zu verehren u. ihm, dem Allerhöchsten, auf diese Weise Anbetung zu erweisen. So war im Gesetze Mosis befohlen, einen goldenen Rauchaltar zu errichten, worauf Gott täglich das Rauchopfer dargebracht werden sollte. Auch wurde zu allen Zeiten u. von allen Völkern der W. als ein besonderes Opfer, das nur Gott allein gebührt, angesehen, deßwegen bedienten sich dessen nicht nur die ersten Christen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen, sondern die katholische Kirche hat auch verordnet, daß bei feierlichen Messen, Vespern und anderen solennen Andachten zur Anräucherung des Altares, des Evangelienbuches, des Celebranten selbst, dann bei verschiedenen Benedictionen Rauchwerk gebraucht werden solle. Da dieses bei derlei Handlungen von dem Priester zuvor mit dem Gebete: „Ab illo benedicaris, in cujus honorem cremaberis, Amen"; oder mittelst jenes: „Per intercessionem beati Michaelis Archangeli" etc., gesegnet oder geweiht wird, so heißt es W. Bei der Messe soll nur reines Rauchwerk gebraucht werden; doch ist, besonders bei ärmeren Stiftungen, gestattet, auch anderes Rauchpulver beizumischen.

Weihungen (consecrationes) werden in der liturgischen Sprache von den Segnungen (benedictiones) unterschieden, obgleich nach dem gemeinen Sprachgebrauche die Segnungen mit den W. verwechselt zu werden pflegen. W. sind jene sacramentalischen, mit einer Salbung verbundenen, Handlungen oder Ritus, durch welche entweder eine Sache vom gemeinen zum geistlichen, (kirchlichen) Gebrauche abgesondert, oder eine Person dem geistlichen Stande oder Kirchendienste gewidmet, oder in bestimmte geistliche Pflichten genommen wird. — Die W. sind dem Bischofe vorbehalten. Die Priesterweihe, wie Ertheilung des Diakonats u. Subdiakonats, dann die Ausspendung der heil. Firmung und die Oelweihe am grünen Donnerstag stehen ihm ausschließlich zu und nur er oder sein Weihbischof dürfen solche vornehmen, ohne hiezu jemals einen Priester delegiren zu können. Andere, wie die Einweihungen der Kirchen, Glocken, Altäre u. dgl. können nur mit seiner

ausdrücklichen Erlaubniß von den ihm untergeordneten Priestern ritualmäßig vorgenommen werden, die man dann Benedictionen nennt.

Weihwasser ist Wasser, welches gewöhnlich vor dem Amte der heil. Messe an den Sonntagen, mit Ausnahme des Oster- und Pfingstsonntages, weil Tags zuvor das Taufwasser geweiht wird, mittelst besonderer Segnungsformeln, beinahe jenen gleich, die über das Taufwasser gesprochen werden, eine eigene Weihe durch den Priester erhält (vgl. Wasserweihe).

Weiller, Cajetan von, philosophischer Schriftsteller und Generalsekretär der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften, geboren am 2. August 1762 zu München, wo sein Vater als unbemittelter Täschnermeister lebte, studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt, besuchte 1773 das dortige Lyceum, behauptete hier stets den ersten Platz mit der Note „eminent" und erhielt in der geistlichen Beredsamkeit die silberne Preismedaille. Durch Unterricht in Sprachen erwarb er sich so viel, auch seine dürftige Mutter unterstützen zu können, denn kindliche Liebe und Dankbarkeit waren bleibende Hauptzüge seines edlen Charakters. 1783 kam er als Hofmeister in das Haus des Regierungs-Vicekanzlers von Pettenkofen und in dieser angenehmen Lage entwickelte sich zuerst seine Lieblingsneigung zur Pädagogik. 1785 in Freising zum Priester geweiht, gab er diese Hauslehrerstelle auf und ertheilte Unterricht in der Mathematik an der Erziehungs-Anstalt des Herrn von Riedl, so wie in der Theologie und Philosophie bei den Theatinern. 1792 lehrte er auch an der Realschule Geschichte und Religion, aber ohne festbestimmte Besoldung, sondern erhielt 1794 nur vom Magistrate 100 fl. Wartegeld und erst 1795 eine Zulage. 1799 ward er Professor der Philosophie und Pädagogik, dann Rektor des Lyceums. 1802 wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede in der philologisch-philosophischen Classe. König Maximilian Joseph beehrte ihn 1808 mit dem Ritterkreuze des Civilverdienst-Ordens der bayerischen Krone und bei den Veränderungen, die 1809 im Studienwesen vorgingen, wurde er Direktor aller Lehranstalten in München. 1812 erhielt W. den ehrenvollen Auftrag, den Prinzen Karl in die Philosophie einzuführen und wurde in die Adelsmatrikel eingetragen. 1823 seiner Studiendirektion enthoben, trat er mit dem Titel eines Geheimen Rathes als Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften an die Stelle seines verewigten Freundes Schlichtegroll, dem er ein würdiges Denkmal in einer Vorlesung gestiftet. Wegen geschwächter Gesundheit, welche seit 1806—9 einen sehr leidenden Charakter annahm, bat er um seine Entlassung, zog sich in das Privatleben ganz zurück und starb plötzlich in Folge eines Schlaganfalles den 24. Juni 1826. Als Grundsatz seines Lebens und Wirkens galt ihm die Maxime: „den Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne und das aus ihm sich hervordrängende Pflichtgefühl, diesen Sinn und ein ihm entsprechendes Verhalten auch in Anderen zu erwecken und zu beleben, und zwar durch die Kraft des mündlichen und schriftlichen Vortrages und des streng sittlichen Beispiels." Seine religiösen Ansichten standen in dem Geruche einer allzugroßen Freisinnigkeit, wie wohl seine Schrift: „Der Geist des ältesten Katholicismus als Grundlage für jeden spätern" (1824), hinlänglich beurkundete. Sonstige Schriften von Erheblichkeit: Ueber den nächsten Zweck der Erziehung nach Kant'schen Grundsätzen, 1793; Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde, 1802—5; Erbauungsreden für Studirende, 3 Bdchen., 1802—4; Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie, 1804; Verstand und Vernunft, 1806; Ideen zur Entwickelung der Geschichte des religiösen Glaubens, 3 Bde., 1808-13; Grundriß der Geschichte der Philosophie, 1813; Grundlagen der Psychologie, 1818; Heinrich Jacobi nach Leben, Lehren und Wirken (in Verbindung mit Schlichtegroll und Thiersch), 1819; Kleine Schriften, 2 Bdchen. Viele Programme, Schulreden, Vorträge für die bayerische Akademie und Gedächtnißreden auf Mutschelle, Flurl, Schlichtegroll, Stengel u. a. m. Cm.

Weimar, Hauptstadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach (s. d.) und Residenz des Großherzogs, in lieblicher Gegend an der Ilm, ist, ausser

den neuen Verschönerungen, im Ganzen unregelmäßig und nicht bedeutend, bietet aber gleichwohl mehre Sehenswürdigkeiten dar, unter denen wir anführen: Das Residenzschloß, in seiner jetzigen Gestalt unter Karl August erbaut, eben so großartig, als geschmackvoll; besonders bemerkenswerth sind in demselben die neuen Zimmer mit Frescomalereien nach Gedichten von Göthe, Schiller, Wieland und Herder, gemalt von Neher, Simon, Preller und Jäger. Die Stadtkirche zu St. Peter und Paul, ein altes Gebäude im gothischen Styl aus dem Jahre 1429, mit einem Altargemälde von Lucas Cranach, der Fürstengruft und dem Grabe Herder's. Die Jakobskirche, das älteste Gebäude der Stadt, aus dem Jahre 1168, dabei der Kirchhof mit den Grabmälern von Cranach und Musäus. Das neue Rathhaus auf dem Markte, erst vor wenigen Jahren im gothischen Style erbaut. Auf der Esplanade, der schönsten Straße der Stadt, befindet sich die ehemalige Wohnung Schiller's; das Haus Göthe's am Frauenplan, mit reichen Sammlungen und Kunstschätzen, wollte der Bundestag ankaufen und es zu einem deutschen Nationaldenkmal machen, die Enkel des Dichters sind aber nicht darauf eingegangen, sondern haben sich das Ganze reservirt. Der neue Friedhof, wo Großherzog Karl August, Schiller, Göthe, Falk, Stephan Schütze, Hummel, Wolf rc. ruhen. Der Park mit schönen Anlagen, Göthe's Sommerhaus, Herdersruhe, das Belvedere mit dem botanischen Garten rc.; die großherzogliche Bibliothek in einem eigenen sehr schönen Gebäude am Parke, mit 140,000 Bänden, vielen seltenen Manuscripten und den Bildnissen früherer Regenten, den Büsten Schiller's, Göthe's, Herder's, Wieland's rc., ferner mehren historischen Merkwürdigkeiten, wie z. B. dem Mönchsgewande Luther's, einem Anzuge Gustav Adolph's rc. In dem Thurme neben der Bibliothek befindet sich die Kupferstichsammlung, eine der reichsten und auserlesensten in Deutschland, die Münzsammlung und die Militärbibliothek. Von Anstalten aller Art besitzt W. ein Gymnasium, eine Kunstschule, ein Landesindustrie-Comptoir, eine Blinden-Anstalt, eine Versorgungsanstalt für verwahrloste Kinder, ein Museum, landwirthschaftliche Gesellschaft, Frauenverein u. m. a. — Die Stadt, deren Einwohnerzahl sich gegenwärtig auf 13,000 beläuft, wurde angeblich 880 von dem sorawischen Markgrafen Poppo erbaut und war im 10. Jahrhunderte Residenz der Grafen von W.; 1299 brannten Schloß und Stadt ab; 1376 gelangte letztere an die Landgrafen von Thüringen und 1440 mit diesem Lande an Sachsen, 1483 an die Ernestinische Linie und ward 1572 Residenz. Seine Glanzzeit fällt in die Regierungsperiode Karl Augusts, der seine Stadt zum Vereinigungsort der größten Männer unserer Literatur machte. Unter ihm und der Herzogin Amalia lebten hier: Wieland seit 1772, Herder und Göthe seit 1776, Schiller seit 1801. Hier lebten auch: Musäus von 1763, † 1787; Böttiger 1791—1804; Riemer von 1803, † 1844; Johann Falk seit 1798, † 1826; Kotzebue, geb. 1761 zu W., † 1819: Heinrich Meyer von 1792, † 1832; L. Schorn von 1833, † 1842.

Wein ist das bekannte Getränke, welches aus dem Safte der Trauben des W.-Stockes durch Gährung gewonnen wird. Auch aus anderen Beeren und Früchten, z. B. Johannis- und Stachelbeeren, Aepfeln, Birnen rc. kann W. erzeugt werden, demselben wird aber noch der Beiname der dazu verwendeten Früchte gegeben (Aepfel-W., Johannisbeeren-W. rc.). Im Handel, wegen der allgemeinen Verbreitung, ist der aus den W.-Trauben bereitete W. der bei weitem wichtigste. Alle die verschiedenen Sorten des W.s stammen von Abarten des W.-Stockes (Vitis vinifera) ab, als dessen Vaterland sehr wahrscheinlich Asien zu betrachten ist, wo er besonders an den Ufern des kaspischen Meeres, am Kaukasus, in Armenien und Karamanien herrlich gedeiht u. von dort aus über Griechenland, Italien, Spanien und die übrigen jetzigen W.-Länder von Europa verbreitet wurde. Die vorzüglichsten W.-Länder liegen innerhalb des 32. und 50. Breiten-Grades (vgl. Berghaus physikalischer Atlas). Auch in Amerika und Afrika wird die Cultur des W.-Stockes betrieben. Er erfordert nicht nur einen guten Boden und ein gutes Klima, sondern auch große Sorgfalt in der Behandlung.

Der vulkanische Boden ist dem W.-Bau besonders günstig, auf ihm wachsen der Tokayer und Lacrymae Christi rc.; auch der Kalkboden ist hiezu vortrefflich, auf diesem wächst u. a. der Champagner. Die rispenartige Blüthe des W.-Stockes entwickelt sich in unseren Gegenden gewöhnlich im Juni und im Oktober (im Süden früher) gelangen die Beeren zur vollständigen Reife. Bei der Bereitung des W.es verfährt man auf folgende Weise: Die W.-Trauben werden in einem Fasse mit einer hölzernen Gabel abgekämmt, wobei die reifen Beeren abfallen, die unreifen dagegen sitzen bleiben u. zur Darstellung einer schlechtern W.-Sorte dienen. Hierauf folgt das Keltern, d. h. das Auspressen oder Austreten des Saftes; dieser ist im frischen Zustande noch süß, wird Most genannt und der Gährung unterworfen. Der Saft der reifen Trauben enthält Wasser, Zucker (Krümmelzucker und Schleimzucker, siehe den Art. Zucker), Gummi, eine eiweißähnliche Materie (Pflanzeneiweiß, Pflanzenleim), Aepfelsäure und verschiedene Salze. So lange der Saft in den Hülsen eingeschlossen ist, erleidet er keine andere Veränderung, als daß das Wasser verdunstet und die Beeren zusammenschrumpfen. So wie aber der ausgepreßte Saft mit der Luft in Berührung tritt, übt diese auf den darin enthaltenen Pflanzenleim eine eigenthümliche Wirkung aus, in Folge deren er nun die Eigenschaft erlangt hat, ähnlich der Hefe (s. d.), Gährung (s. d.) hervorzurufen. Man hat nun statt einer süßen, eine geistige Flüssigkeit, welche eben das ist, was man W. nennt. Wenn die Gährung schnell eintreten und vollständig erfolgen soll, so muß der Most sehr flüssig und die Beeren gehörig zerquetscht seyn, worauf meist nicht genug geachtet wird. In den Fässern fährt die Gährung fort und wird auch da vollendet; nach den Erfahrungen der W.-Bauer wird der W. auf größeren Gebinden besser, als auf kleinen. Während des Liegens auf den Fässern setzt sich eine Hefe zu Boden, wo sie durch weinsaures Kali (s. Kalium) befestigt wird, welches sich zugleich in dem Grade absetzt, als sich mehr Alkohol im W. erzeugt, wodurch sich das Vermögen der Flüssigkeit, das saure Salz aufgelöst zu erhalten, vermindert. Diese abgesetzte Masse wird W.-Stein (s. d.) genannt. Die besseren W.-Sorten zieht man zuletzt auf Flaschen, worin sie sich lange aufbewahren lassen und mit dem Alter verbessern. Beim Liegen auf Flaschen bekommt der W. einen eigenen, für W.-Kenner sehr angenehmen Geruch, den man die Blume (das Bouquet) des W.es nennt und der oft, ohne Rücksicht auf den höhern oder mindern Gehalt an Alkohol, den Werth des W.es beim Verkaufe bestimmt. Die verschiedene Farbe der W.e hängt von verschiedenen Umständen ab. Die rothen W.e haben ihre Farbe von den Schalen der rothen oder blauen Trauben, mit denen man den Most gähren läßt. Sehr häufig erhöhen die W.-Händler die Farbe rother W.e dadurch, daß sie dieselben mit Heidelbeeren, Hollunderbeeren, Blauholz und dergl. färben. Die weißen W.e, welche eigentlich alle gelb, gelbbraun oder dunkelgelb sind, haben ihre Farbe von dem aufgelösten Extraktivstoff. Die chemischen Bestandtheile der W.e sind: Wasser, Weingeist (Alkohol), unzersetzter Zucker, Gummi, salzige Bestandtheile, freie Kohlensäure (s. d.), Aepfel- und Essigsäure, flüchtiges Aroma und etwas aus den Hülsen abstammender Extraktiv-, Farbe- und Gerbestoff. Der Unterschied in den relativen Mengen dieser allgemeinen Bestandtheile des W.es, so wie die spezifischen Verschiedenheiten im Extraktivstoff, Farbestoff und Aroma machen die so mannigfachen W.-Sorten aus. Das spezifische Gewicht schwankt zwischen 1,02 (Tokayer) und 0,983 (Champagner). Oefter kommt der W. verunreinigt oder verfälscht in den Handel. Die Zahl der schädlichen Substanzen aber, welche dem W.e theils mit Absicht, theils durch Zufall, der Natur der Sache gemäß, beigemengt seyn können, ist nicht groß und sie können auch nur in unbedeutender Menge darin enthalten seyn, wenn sie sich nicht durch den Geschmack verrathen sollen. Dahin gehören einige Metalle (als Blei, Kupfer, Wismuth, sogar Arsenik), Alaun und kohlensaures Alkali (s. Alkalien). Zur Untersuchung auf Blei dient die W.-Probe (s. d.) von Hahnemann. Alaun soll ein sehr häufiges, wenn nicht

allgemeines Zusatzmittel zu dem Roth-W.e seyn, theils in der Absicht, um die rothe Farbe zu erhöhen, theils um ihm mehr Dauerhaftigkeit u. einen zusammenziehenden Geschmack zu geben. Läßt man in, mit Alaun verfälschten, W. nach und nach reinen kaustischen Salmiakgeist tröpfeln, so entsteht in demselben eine weißliche Trübung. Kohlensaure Alkalien werden den W.en beigemengt, wenn sie sauer geworden sind, um damit die freie Säure zu entziehen. Derlei Verfälschungen sind jedoch minder nachtheilig, als die vorher benannten. Man unterscheidet im Allgemeinen: 1) Süße oder zuckerreiche W.e, welche meistens auch die alkoholreichsten sind, daher sie sehr belebend, aufregend u. magenstärkend wirken. Hieher gehören besonders die spanischen und italienischen W.e: Malaga, Muskat-, Cypern-W., Xeres, Madeira, Lacrymae Christi, die Cap-W.e ꝛc. 2) Herbe W.e, in denen der herbe, durch vorherrschende Säure verursachte, Geschmack über den süßen vorherrscht und die besonders der Verdauung zuträglich sind, wie die Franz-, Mosel- und Rhein-W.e. 3) Die rothen oder auch gerbestoffreichen W.e, die einen großen Gehalt von Gerbestoff besitzen, wodurch sie bei einem Zustande der Erschlaffung in den Respirations-, Harn- und Geschlechtsorganen ꝛc. oft günstige Wirkung äußern. 4) Moussirende W.e, ausgezeichnet durch ihren Reichthum an Kohlensäure, sind bekannt unter dem Namen Champagner, sie wirken rasch belebend und erregend, ohne zu erhitzen. Junge W.e überhaupt werden auch grüne, dagegen ältere abgelegene oder Firn-W.e genannt. Die wichtigsten W.-Sorten sind in eigenen Artikeln dieses Werkes beschrieben. — Seit Ende des 18. Jahrhunderts haben sich mehre W.-Baugesellschaften gebildet, welche die Beförderung und Verbesserung des W.-Baues und der W.-Pflege als ihre Hauptaufgabe betrachten; die erste dieser Gesellschaften wurde 1799 zu Meißen in Sachsen gegründet, ihr folgten dann mit Bildung solcher Vereine die Städte: Lissabon 1805, Beaune in Burgund 1807, Stuttgart 1825, Neapel 1833 und Würzburg 1836. Ueberdieß geschieht für derlei Zwecke des W.-Baues auch sehr viel durch die zahlreichen landwirthschaftlichen Vereine, von denen die meisten besondere W.-Bau-Sectionen enthalten. Vgl. Henderson, „History of ancient and modern wines"; Gatterer, „Literatur des W.-Baues aller Nationen" (Heidelb. 1832); Thienemann, die W.-Wissenschaft; Kölges, „Oenochemie nach rationellen Grundsätzen" (Berl. 1841); Rubens, „der W.-Bauer" (Mainz 1845); Babo, „der W.-Bau (Frankf. 1846). aM.

Weinbrenner, Friedrich, geboren zu Karlsruhe 1766, hatte von seinem Vater, der Hofzimmermeister war, große Neigung zu seinem Fache eingeflößt erhalten, so, daß er in seinem 15. Jahre den größten Theil des Zimmerhandwerks verstand. Sein rastlos nach höherer Wissenschaft strebender Geist fand indeß bald hierin nicht volle Befriedigung; er studirte daher auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Physik, reine und angewandte Mathematik, übte sich in der perspektivischen Zeichnungslehre, in der Musik und erhielt 1787, als er ohnehin auf Reisen gehen wollte, einen Ruf nach Zürich. Nach dreijährigem Aufenthalte in der Schweiz begab er sich wieder nach Karlsruhe, um sein väterliches Vermögen anzutreten, ging dann nach Wien, um sein architektonisches Studium auf der dortigen kaiserlichen Akademie fortzusetzen, machte während eines ½jährigen Aufenthaltes daselbst eine wissenschaftliche Reise nach Ungarn, begab sich über Dresden nach Berlin, hörte über Baumaterialien und Aesthetik Collegien, übte sich im Zeichnen architektonischer Entwürfe und trat 1791 die längst beabsichtigte Reise nach Italien an, wo er 6 Jahre lange Rom zu seinem Aufenthalte wählte und besuchte in dieser Zeit auf seinen Excursionen Neapel, Bajä, Herculanum, Pompeji, Pästum u. a. O. Hier zogen ihn die Ueberreste der alten Kunst unwiderstehlich an und, während er die alten griechischen und römischen Geschichtsschreiber studirte, entwarf er in Planen die dort beschriebenen Gebäude, wie: das Bad des Hippias (nach Lucian), die Landhäuser des Plinius, das Theater des Curius, das Vogelhaus des Varus, die Grabmäler der Könige Mausolus und Porsenna ꝛc. Im Sommer 1797 kehrte er über Zürich nach Karlsruhe zurück.

Kaum hier angekommen, ernannte ihn sein Fürst, Karl Friedrich, zum Bau-Inspektor und bald darauf zum Baudirektor in den markgräflichen Landen. Sein Ruf drang bald in andere Länder, was mehre Reisen, z. B. nach Hannover, Sachsen und den Niederlanden zur Folge hatte, auch machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris. Er wirkte vorzüglich durch sein architektonisches Privat-Institut. Unter den von ihm aufgeführten, öffentlichen Gebäuden sind die vorzüglichsten: die protestantische und die katholische Kirche, die Synagoge, das Ständehaus, die katholische und die protestantische Schule zu Karlsruhe und mehre Kirchen auf dem Lande. Vorzüglich wendete er auch seine Aufmerksamkeit auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater gesehen und sich überzeugt, daß ihre Form auch jetzt noch die beste sei, sowohl in optischer, als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das Theater zu Karlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letzten Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer Theater in der „Abendzeitung" (1817, Nr. 144) ausgesprochen. Sein letzter Bau war der des großen Stadthauses in Karlsruhe, 1821. Er starb zu Karlsruhe den 1. März 1826. Von seinen Schriften nennen wir: „Ueber Theater in architektonischer Hinsicht" (Tübingen 1809); „Architektonisches Lehrbuch" (3 Bde., Stuttgart 1810—25); „Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude", Karlsruhe 1823 und „ausgeführte und projektirte Gebäude" (3 Hefte, Karlsruhe 1823—30). — Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar u. lichtvoll. Aus seiner Schule ist eine große Anzahl tüchtiger Architekten hervorgegangen. Als Mensch war er bieder und offen; nie hat er sein Urtheil nach Umständen geändert; jedem aufstrebenden Talente trat er ermunternd entgegen. Vergl. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben" herausgegeben von Schreiber (Heidelberg 1830).

Weinen, s. Thränen.

Weingarten, ehemals berühmte Benediktiner-Reichsabtei, mit einem Gebiete von 6 □ Meilen u. 11,000 Einwohnern, nahe bei dem Marktflecken Altdorf, mit prächtiger Kirche, darin eine Orgel von 76 Registern und 6666 Pfeifen. Berühmte Wallfahrt zum Blute Christi (der sogenannte Blutritt). 1802 wurde die Abtei säkularisirt und dem Fürsten von Nassau-Diez zugetheilt; 1806 kam sie an Württemberg und gehört nun zum Oberamtsbezirke Ravensburg im Donaukreise. Jetzt befindet sich daselbst ein königliches Waisenhaus, das, wie verlautet, ausschließlich für die Katholiken Württembergs bestimmt werden soll, wogegen die protestantischen Zöglinge nach Stuttgart, in die dort bestehende Anstalt, kommen sollen.

Weinheim, Stadt mit 5800 Einwohnern, im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, an der Weschnitz und im wärmsten und schönsten Theile der Bergstraße, mit vielen geschmackvollen Landhäusern der Mannheimer und Heidelberger, dem schönen Palaste des Grafen von Lehrbach, mit einem Parke und der Burgruine Windeck über der Stadt. In der katholischen Kirche befindet sich das Monument des Fürsten von Schwarzenberg. Bedeutend ist hier und in der Umgegend der Gewinn an welschen Nüssen und die Weincultur; der Huberger Wein wird besonders geschätzt.

Weinprobe, s. Hahnemann'sche Weinprobe.

Weinsberg, altes Städtchen und Sitz eines Oberamts, im Neckarkreise des Königreichs Württemberg, in einem reizenden u. weinreichen Thale an der Sulm u. am Fuße des durch die Ruinen des Schlosses Weibertreue so berühmt gewordenen Burgbergs, war in früheren Zeiten freie Reichsstadt und hat 2000 Einwohner, welche vielen und trefflichen Wein bauen. — Der Sage nach soll Kaiser Konrad III. im Jahre 1140 den Grafen Welf in der hiesigen Burg belagert, nach hartnäckigem Widerstande dieselbe endlich erobert, alle Männer zum Tode verurtheilt, den Weibern aber freien Abzug, nebst dem Versprechen, ihr Liebstes mit sich nehmen zu dürfen, bewilligt haben. Diese Erlaubniß benützten die

Weiber dazu, ihre Männer auf dem Rücken aus der Burg zu tragen, worüber freut, der Kaiser den Schuldigen Verzeihung gewährte. Ein altes Gemälde in r Stadtkirche, sowie die bekannte Ballade Bürger's (s. d.), haben diese Be- benheit verewigt. Im J. 1823 bildete sich hier unter der Leitung Justinus erner's (s. d.) einen Frauenverein zur Erhaltung und Verschönerung der Burg- tinen u. zur Unterstützung unbemittelter Frauen. 1524 im Bauernkriege wurde r Graf von Helfenstein nebst vielen anderen Edlen hier durch die Spieße der auern gejagt und die Stadt dafür das Jahr darauf niedergebrannt. Vergl. äger, Beschreibung und Geschichte der Burg W., Heilbronn 1828.

Weinstein (Tartarus), ist (seiner chemischen Zusammensetzung nach) zweifach einsteinsaures Kali (s. Kali), welches sich im Traubensaft und Most findet id bei der Weingährung, in Folge seiner Unlöslichkeit in Alkohol, ausscheidet. er W. setzt sich in den Gährungsfässern als Kruste an, welche ausgebrochen ird, wenn sie eine gewisse Stärke erhalten hat. Je nachdem er von rothem er weißem Most herrührt, unterscheidet man rothen und weißen W., außer- m auch rohen u. gereinigten W. Durch wiederholtes Auflösen in kochen- m Wasser, Durchseihen und Abdampfen wird der rohe W. gereinigt und dann Krystallen, oder als Pulver (W.-Rahm, Cremor Tartari s. d.) in den andel gebracht. Man gebraucht den W. in der Färberei als ein sehr wicht- es Beizmittel, zur Darstellung der W.-Säure, des schwarzen und weißen uffes, welche in der Metallschmelzung nöthig sind, ferner in der Medi- i ꝛc. a. M.

Weinsteinrahm, s. Weinstein.

Weise, Christian, einer der ersten besseren deutschen Lustspieldichter, geboren 542 zu Zittau, studirte zu Leipzig, ward Professor zu Weißenfels u. starb 1708 als ektor des Gymnasiums zu Zittau. Seine Dramen sind dem Volksleben abge- uscht, der Dialog mit Geschick behandelt, obgleich etwas breit; übrigens geißelt . mit Ernst die Pedanterie u. das undeutsche Wesen seiner Zeit. Die Trauer- iele sind werthloser. „Die drei Hauptverderben", 1671; „Die drei Erznarren", 576; „Zittauisches Theatrum", 1683 u. s. w. Außerdem „Neue Jugendlust", 584; „Politischer, geläuterter, gelehrter u. s. w. Redner", 4. Auflage, 1694; kuriose Gedanken in Versen", 1691 u. dgl.

Weishaupt, Adam, der Stifter des Illuminatenordens, geboren zu Ingol- idt 1748, studirte daselbst, erhielt 1768 die juristische Doktorwürde und eine epetentenstelle an der juristischen Fakultät, 1772 wurde er außerordentlicher rofessor der Rechte und 1775 kurbayerischer Hofrath und ordentlicher Professor s Natur- und Kirchenrechts. Obgleich selbst ein Zögling der Jesuiten, war . doch einer der erbittertesten Feinde dieses Ordens nach seiner Aufhebung und, er vorher als Gelehrter, Schriftsteller und Mann von Talent wenig oder viel- ehr gar nicht bekannt war, er sich auch selbst darüber wunderte „daß er noch nmal der Stifter einer neuen Religion werden sollte", so scheint es auch anfäng- h nicht sowohl seine Absicht gewesen zu seyn, eine Werkstätte für den Philo- phismus anzulegen, als vielmehr nur, durch Anziehung von Studenten seinen üheren Ordensbrüdern, die auf der Ingolstädter Universität mehre Lehrstühle ne hatten und auch am kurfürstlichen Hofe in München im Ansehen standen, it denen er wegen seiner freigeistigen Tendenzen zerfallen war, eine Art leichtes orps entgegenzustellen. So entstand 1776 unter seinen Auspicien die geheime esellschaft der Illuminaten (s. d.), deren großes Geheimniß in den für Staat d Religion gleich gefährlichen Grundsätzen und Planen bestand, welche W. aus n Schriften französischer und deutscher Sophisten geschöpft hatte. Er selbst hrte in der von ihm gegründeten Gesellschaft den Namen Spartacus. In Folge eses Treibens mußte er 1785 seine Stelle niederlegen und begab sich nach Gotha, er vom Herzoge zum Legationsrath und später zum Hofrath ernannt wurde d 1830 starb. Schriften: „Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illu- inaten", Gotha 1786; (I. Bd., Frankfurt und Leipzig 1786); „Apologie der

Kaum hier angekommen, ernannte ihn sein Fürst, Karl Friedrich, zum Bau-Inspektor und bald darauf zum Baudirektor in den markgräflichen Landen. Sein Ruf drang bald in andere Länder, was mehre Reisen, z. B. nach Hannover, Sachsen und den Niederlanden zur Folge hatte, auch machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris. Er wirkte vorzüglich durch sein architektonisches Privat-Institut. Unter den von ihm aufgeführten, öffentlichen Gebäuden sind die vorzüglichsten: die protestantische und die katholische Kirche, die Synagoge, das Ständehaus, die katholische und die protestantische Schule zu Karlsruhe und mehre Kirchen auf dem Lande. Vorzüglich wendete er auch seine Aufmerksamkeit auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater gesehen und sich überzeugt, daß ihre Form auch jetzt noch die beste sei, sowohl in optischer, als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das Theater zu Karlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letzten Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer Theater in der „Abendzeitung" (1817, Nr. 144) ausgesprochen. Sein letzter Bau war der des großen Stadthauses in Karlsruhe, 1821. Er starb zu Karlsruhe den 1. März 1826. Von seinen Schriften nennen wir: „Ueber Theater in architektonischer Hinsicht" (Tübingen 1809); „Architektonisches Lehrbuch" (3 Bde., Stuttgart 1810—25); „Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude", Karlsruhe 1823 und „ausgeführte und projektirte Gebäude" (3 Hefte, Karlsruhe 1823—30). — Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar u. lichtvoll. Aus seiner Schule ist eine große Anzahl tüchtiger Architekten hervorgegangen. Als Mensch war er bieder und offen; nie hat er sein Urtheil nach Umständen geändert; jedem aufstrebenden Talente trat er ermunternd entgegen. Vergl. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben" herausgegeben von Schreiber (Heidelberg 1830).

Weinen, s. Thränen.

Weingarten, ehemals berühmte Benediktiner-Reichsabtei, mit einem Gebiete von 6 □ Meilen u. 11,000 Einwohnern, nahe bei dem Marktflecken Altdorf, mit prächtiger Kirche, darin eine Orgel von 76 Registern und 6666 Pfeifen. Berühmte Wallfahrt zum Blute Christi (der sogenannte Blutritt). 1802 wurde die Abtei säkularisirt und dem Fürsten von Nassau-Diez zugetheilt; 1806 kam sie an Württemberg und gehört nun zum Oberamtsbezirke Ravensburg im Donaukreise. Jetzt befindet sich daselbst ein königliches Waisenhaus, das, wie verlautet, ausschließlich für die Katholiken Württembergs bestimmt werden soll, wogegen die protestantischen Zöglinge nach Stuttgart, in die dort bestehende Anstalt, kommen sollen.

Weinheim, Stadt mit 5800 Einwohnern, im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, an der Weschnitz und im wärmsten und schönsten Theile der Bergstraße, mit vielen geschmackvollen Landhäusern der Mannheimer und Heidelberger, dem schönen Palaste des Grafen von Lehrbach, mit einem Parke und der Burgruine Windeck über der Stadt. In der katholischen Kirche befindet sich das Monument des Fürsten von Schwarzenberg. Bedeutend ist hier und in der Umgegend der Gewinn an welschen Nüssen und die Weincultur; der Huberger Wein wird besonders geschätzt.

Weinprobe, s. Hahnemann'sche Weinprobe.

Weinsberg, altes Städtchen und Sitz eines Oberamts, im Neckarkreise des Königreichs Württemberg, in einem reizenden u. weinreichen Thale an der Sulm u. am Fuße des durch die Ruinen des Schlosses Weibertreue so berühmt gewordenen Burgbergs, war in früheren Zeiten freie Reichsstadt und hat 2000 Einwohner, welche vielen und trefflichen Wein bauen. — Der Sage nach soll Kaiser Konrad III. im Jahre 1140 den Grafen Welf in der hiesigen Burg belagert, nach hartnäckigem Widerstande dieselbe endlich erobert, alle Männer zum Tode verurtheilt, den Weibern aber freien Abzug, nebst dem Versprechen, ihr Liebstes mit sich nehmen zu dürfen, bewilligt haben. Diese Erlaubniß benützten die

:in künftiges Schicksal Belehrung zu bekommen. Auch Weissager, besonders aus dem
ahen Morgenlande, schlichen sich ein und besonders waren die Traumdeuter
esucht; auch Todtenbeschwörer und Sterndeuter befragte man, auch aus den
Eingeweiden der Opferthiere, aus Loosen, aus der Beobachtung gewisser Thiere
besonders der Schlangen), weissagte man. Ueber die W.en der Perser (s. die
Art. Magie und Magier). Die Griechen, bei denen Apollo als Gott der
W. galt, theilten dieselbe in eine natürliche, die ohne Unterricht, Regeln und
angestellte Versuche dem Weissagenden durch göttliche Eingebung gegeben war und
u der die Orakel und Theomantie gehörten, welche letztere von dem Orakel
n sofern verschieden war, als die Theomanten nicht an einen gewissen Ort und
ine bestimmte Zeit mit W.en gebunden waren, sondern, wenn die gewöhnlichen
Ceremonien (Opfer, religiöse Reinigung) vollbracht hatten, stets und überall weis-
agen konnten (s. Kassandra) und in eine künstliche, die durch Erfahrung,
Beobachtung und menschliche Kunst erfunden war; dazu gehörten: die Traum-
eutung, die W.en aus Opfern mit verschiedenen Unterarten, aus dem Ge-
ang und Flug der Vögel (vgl. Augurium), aus Loosen, wozu die Stichomantie
und Kleromantie. Dazu kamen noch einige Arten von W., wobei man aus
ufälligen oder von ungefähr sich ereignenden Umständen die Zukunft verkündigte;
on an Menschen selbst befindlichen und auf sie wirkenden Dingen, gebrauchte
nan zu W.en Merkzeichen oder Male am Körper, plötzliche innere Unruhe
oder Bestürzung, Herzklopfen, Zittern der Augen, Klingen der Ohren, Niesen;
ann äußere Erscheinungen, z. B. helle Scheine, Mißgeburten, Begegnisse auf
Reisen rc.; auch aus Wörtern, die eine gute oder schlimme Bedeutung hatten,
weissagte man denen, zu welchen sie unwillkürlich gesagt waren, aus Stellen von
Büchern, die dem Blicke des Aufschlagenden zuerst begegneten. Bei den Römern
eschahen die hauptsächlichsten W.en aus himmlischen Zeichen (Blitz) und dem
Fluge der Vögel, Fressen der hl. Hühner, Schau der Eingeweide von Opferthieren
(s. Augurium und Auspicium) und man legte während der ganzen Zeit der
Republik sowohl für öffentliche Sachen, als für private, hierauf großen Werth.
Auch einzelne Gottbegabte hatte man, wie die Sibyllen (s. d.). Ausser jenen
W.-Arten geschahen noch W.en besonders für Magistratspersonen, die aus der
Provinz gingen, aus entgegenkommenden Stieren und Pferden, für alle Fälle
uch aus den Dirae, aus den Loosen, in der spätern Zeit aus den Gestirnen, aus
Träumen, aus Gemüthskrankheiten, Verstandesverrückung. Wenn man die römi-
sche Weissagekunst aus der etruskischen abgeleitet hat, so darf dies nicht für
en ganzen Umfang derselben geschehen, denn viel Spezielles der römischen Weis-
agekunst war der etruskischen fremd und jene etruskische, die der römischen zum
Grunde lag, scheint auch eine nicht ganz ächte gewesen, sondern erst durch ein
Mittel nach Rom übergegangen zu seyn. Den germanischen Völkern war
s vornämlich eigen, die Kraft der W.en den Weibern beizulegen und vor allen
and Veleda, die Alrunen und andere weibliche Weissager bekannt; besonders
aben die Deutschen viel auf Vorzeichen u. Loose. Bei W.en aus Loosen, deren
schon Tacitus erwähnt, schnitt man eine Ruthe von einem fruchttragenden Baum,
heilte sie in mehre Reiser, machte darin Einschnitte und warf sie auf ein Gewand;
ann hob der Priester oder Familienvater, je nachdem in Staats- oder Privat-
angelegenheiten die Zukunft befragt wurde, drei solcher Reiser auf und deutete
nach Verrichtung eines Gebetes daraus. Gleiche Zwecke hatten auch die
Ordalien (s. d.), wohin die Zweikämpfe gehören, die man bei Ausbruch eines
Kriegs mit einem Stammgenossen und einem Gefangenen der feindlichen Partei
anstellte und nach dem Ausgange dieses Kampfes den Ausgang des Haupt-
ampfes weissagte. Dazu kamen auch noch die Pferdeorakel. Die Be-
obachtung des Geschreies und Fluges der Vögel, besonders bei Krankheiten,
as Weissagen aus Blut und Eingeweiden der Schlachtopfer, mochten diese
Menschen oder Thiere seyn, waren besonders bei den Cimbern gebräuchlich; aus dem
Wasser und zwar aus dem Wirbeln u. Rauschen der Flüsse; die Traumdeu-

ung, welche dem Ganzen germanischen Stamme eigenthümlich war und die noch jetzt sich findenden Traumbücher, sowie alle Traumdeutung, sind Reste aus dem Alterthum. In Skandinavien waren die Priesterinnen besonders die Weissagerinnen; die Kunst war von Anfang bei den Vanen, kam aber durch die Freya zu den Asen. Da die Prophezeiungen entweder gut oder böse seyn konnten, so waren sie nach ihrem Ursprunge verschieden: jene kamen von den Göttern, diese von den Riesen, bei welchen letzteren die Wahrsageweiber Völur hießen, bei jenen Nornen und Walkyren. Die Skandinavier fingen kein wichtiges Geschäft, ohne eine W. erhalten zu haben, an und diese Sitte blieb auch, als sich das Christenthum unter ihnen verbreitet hatte, obgleich die Gesetze sich vielfach dagegen aussprachen und sogar Strafen darüber verhängten. Das Christenthum machte vergebens Versuche, jene W.en zu verdrängen; ja, man nahm sogar aus christlichen Schriften selbst Gelegenheit, W.en zu ziehen. In größern Schwung kam die Wahrsagerei wieder seit den Besuchen, welche die Zigeuner in Europa machten und unter den gemeinen Leuten hat sich der Glaube daran noch in ziemlicher Blüthe erhalten. Hieher gehören auch noch: die Vorzeichen von Todesfällen durch Ahnungen, das zweite Gesicht, das sich Doppeltsehen, das Kartenschlagen, das Wahrsagen aus dem Kaffesatz, durch Punktiren. Nirgends aber gibt man mehr auf diese Kunst, als bei den noch heidnischen Völkern aller Länder und Zonen; die Wahrsager sind die Priester zugleich.

Weissagungen oder Prophezeiungen, wie solche in der hl. Schrift vorkommen, sind bestimmte, deutliche, mit fester Ueberzeugung vorgetragene, Vorhersagungen solcher künftiger Begebenheiten, welche Menschen nicht vorher zu erkennen, oder deren Erfüllung zu veranstalten vermögen und welche doch wirklich pünktlich eintreffen; also unmittelbare Wirkungen Gottes, mit Recht Wunder des Vorherwissens genannt. Dergleichen sind die W. Jakobs, Genes. 49, 1—27. (Vgl. Matth. 1, 1—17). Die von der babylonischen Gefangenschaft Jerem. 13, 19. 24. 20, 4. 29, 10. (Vgl. 2. Chron. 36, 22. 23; 1. Esdras 1, 1—3; Daniel 1, 2 u. f.). Vom Untergange Babylons, (Isaias 13, 1 u. f.; 19—22); des persischen und römischen Reichs, (Dan. 2, 31—44; 8, 3—26; Vgl. Apostelg. 1, 8; 11, 1; Röm. 10, 18). Wichtig sind besonders für das Christenthum: a) W. des alten Testamentes vom Messias, dessen Ankunft, Geburt, Lebensumständen u. s. w. (Genes. 12, 3; 22, 18; 2. König. 7, 16; Isai. 2, 2—4; 9, 1—7; 11, 1—10; 52, 13—15; 53, 1—12; Dan. 7, 13. 14; 9, 24—27; Mich. 5, 2—4). b) Die Stellen des neuen Testaments, wo, nach dem Ausspruche Jesu und der Apostel, W. auf den Messias niedergelegt sind, (Joh. 5, 46; Luk. 24, 25—27, 44—47; Apostelg. 3, 18 u. f.; 1. Kor. 15, 3. 4); auf die W.: Isai. 52, 13—15; K. 53 ist hingedeutet in den Stellen: (Luk. 22, 27; Joh. 12, 38—41; Apostelg. 8, 32—35; 1. Petr. 2, 22—25; Joh. 1, 29—30; 1. Joh. 3, 5 u. a. O). c) Die W., welche Jesus selbst ausgesprochen hat, als: von seinen eigenen Schicksalen (Matth. 16, 21; 20, 18. 19; Mark. 10, 33. 34; Luk. 18, 31—33. S. Matth. 12, 39. 40 u. a. O.): von den Schicksalen seiner Jünger (Matth. 10, 17—25; Joh. 21, 18), seiner heil. Religion (Matthäus 8, 11. 12; 13, 31—33; 22, 2—10; Joh. 10, 16), und denen des jüdischen Staats (Matth. 24, 1 u. f.; Mark. 13, 1 u. f.; Luk. 19, 41—44; 21, 5 u. f.). — W. ist in der heil. Schrift auch gleichbedeutend mit der Offenbarung überhaupt und bedeutet endlich auch die Gabe der neutestamentlichen Propheten, unter unmittelbarem göttlichem Einflusse Lehren mitzutheilen und die heil. Schrift zu erklären: so z. B. (Röm. 12, 6; 1. Kor. 12, 10; 14, 6. 22; 1. Theff. 5, 20; 1. Tim. 1, 18; 4, 14; 2. Petr. 1, 20. 21).

Weiße, 1) Chistian Felix, ein sehr verdienter Jugendschriftsteller u. Dichter, geboren 1726 zu Annaberg, studirte in Leipzig, wo er sich innig an Lessing, Gellert, Klopstock, Rabener und Andere anschloß und in poetischen Arbeiten sich versuchte. Als Hofmeister eines Grafen Geyersberg besuchte er Paris, lebte dann

Hause des Grafen Schulenberg u. zu Gotha, bis er 1761 Obersteuersekretär Leipzig wurde und, als edler Mensch von Allen hochverehrt, 1804 als Kreis-uereinnehmer starb. Originalität und Feuer der Phantasie gehen seinen chriften ab, er huldigte noch zu sehr dem französischen Geschmack; aber er wußte ne Stoffe mit Talent zu wählen und zu bearbeiten. Im leichten Liede, im stspiel, der Operette (Compositionen von Hiller) ist er correkt und gefällig. eine Jugendschriften, besonders der „Kinderfreund" (24 Bde. 1776—82) wurden r gerne gelesen; „Beitrag zum deutschen Theater" (2. Aufl., 5 Thle., 1767 ff.); komische Opern" (2. Aufl., 3 Thle., 1777); „Trauerspiele" (4 Thle., 1776 s 1780); „Lustspiele" (3 Thle., 1783); „Lyrische Gedichte" (3 Thle., 1772); Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (12 Thle., 1783—92); „Auto-graphie" (1807). — 2) W., Chr. Hermann, Enkel des Vorigen, geboren 01 zu Leipzig, studirte daselbst die Rechte und hielt seit 1822 historisch-philo-phische Vorlesungen, lebte dann privatisirend auf seinem Gute Stötteritz, bis er neuerer Zeit wieder den Katheder betrat. Früher dem Hegel'schen Systeme gewendet, sucht er jetzt mehr die praktische Seite der Philosophie anzubauen. leber den Begriff u. s. w. der Mythologie" (1828); „Studium des Homer" 826); „System der Aesthetik" (1830); „Die Idee Gottes" (1833); „Grund-ge der Metaphysik" (1835); „Die evangelische Geschichte, kritisch und philo-phisch bearbeitet" (1838); „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust" 839); „Das philosophische Problem der Gegenwart" (1842).

Weißenburg, s. Belgrad.

Weißenburg, auch Kronweißenburg genannt, ehemals freie Reichsstadt d jetzt Bezirksstadt im französischen Departement Niederrhein, in schöner Geg-d, am Fuße der Vogesen, mit einer ehemaligen Johanniter- und einer Deutsch-rdenscomthurei, einer von Dagobert II. gestifteten berühmten Collegiatkirche, elche bis 1524 eine gefürstete Abtei war und gegen 7000 Einwohnern, ist in r neuern Kriegsgeschichte bekannt durch die Erstürmung der sogenannten weer nien, den 13. Oktober 1793. Diese, von dem französischen Marschall Villars spanischen Erbfolgekriege 1705 angelegten, zusammenhängenden Verschanzungen ischen Lauterburg u. W. stellten den Fortschritten der österreichisch-preußischen rmee, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, ein Bollwerk ent-gen, welches dichte Verbaue, ein angeschwollener Fluß, breite, mit Sturmpfählen rsicherte Gräben, durch hohe Wälle und beinahe 200 Geschütze vertheidigt und stark befestigte Stadt Lauterburg u. W. unüberwindlich zu machen schienen. olche Schwierigkeiten schreckten die entschlossenen Anführer, welche auf die Tapfer-t ihrer Truppen zählen konnten, nicht ab. Der Herzog von Braunschweig ging ihre linke Seite bei St. Imbert im Gebirge. Der Prinz von Waldeck te rechts im Rücken der Linien über den Rhein und Wurmser griff sie mit geseanbruch, den 13. Oktober, in 6 Colonnen von Vorne an. Mit gefälltem ajonnete stürzten die Oesterreicher in die Verschanzungen, ungeachtet ein mörder-hes Feuer Tod und Verheerung in ihre Reihen spie. Nach einem Kampfe der rzweifelung, der nur wenige Stunden dauerte, geriethen die Franzosen in Ver-rrung und suchten Rettung in unordentlicher Flucht. 50,000 Mann vertheidig- diese furchtbaren Verschanzungen; 6000 Todte und Verwundete, 7000 Ge-agene, 28 Kanonen, 7 Fahnen, der größte Theil des Lagers und Gepäcks eben ihnen zurück. Die Geschlagenen flohen bis unter die Kanonen von Straß-rg und die Sieger waren Meister der unüberwindlichen Linie und der Städte uterburg und W. — 2) W., Stadt im Lande der Ungarn, im Großfürsten-ame Siebenbürgen, im Unteralbenser Comitate, an der Marosch, gewöhnlich nach r dabei liegende Bergfestung Karlsburg genannt, war einst die Residenz der irsten von Siebenbürgen und ist jetzt Sitz eines Domkapitels. Ferner findet n hier ein katholisches Seminar, ein Gymnasium, eine reichhaltige Bibliothek d eine Sternwarte. In der schönen Domkirche befindet sich das Begräbniß r Hunyaden; die 5000 Seelen starke Bevölkerung besteht aus Ungarn, S

Armeniern, Walachen und Juden, welche hier zwei Synagogen besitzen, von denen die eine den deutschen, die andere den türkischen Juden gehört, welchen letzteren nur allein diese Stadt in Siebenbürgen als Wohnsitz angewiesen ist.

Weißenburger Linien, s. Weißenburg 1).

Weißenfels, Stadt an der Saale, im Regierungsbezirke Merseburg der preußischen Provinz Sachsen, mit einem Schullehrerseminar, einem Taubstummeninstitute und 7800 Einwohnern, welche Fabrikation in Porzellan, Wolle und Leder betreiben. Auch befinden sich bei der Stadt bedeutende Sandsteinbrüche. Das hiesige Schloß, Augustenburg, jetzt Kaserne, war bis 1746 Residenz der Herzoge von Sachsen-W., einer Nebenlinie des sächsischen Kurhauses.

Weißenthurn, Johanna Franul Veronika von, berühmte Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, 1773 zu Koblenz geboren, Tochter des Schauspielers Grünberg, führte zuerst auf Veranstalten ihres Stiefvaters Teichmann mit ihren Geschwistern Stücke aus Weiße's Kinderfreund auf und wurde, als Teichmann die Verbindlichkeit übernahm, auf dem Gute des Grafen von Seefeld bei München Opern und Schauspiele aufzuführen, dem damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, Grafen von Seeau, bekannt, der ihr 1787 ein Engagement bei der bayerischen Hofbühne verschaffte. Allein schon 1789 entschloß sie sich, einer Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien zu folgen, von wo sie aber noch in demselben Jahre auf das k. k. Hoftheater nach Wien kam, dessen Zierde sie als Schauspielerin eine lange Reihe von Jahren war. W. übernahm alle erste Rollen in Lust-, Schau- u. Trauerspielen und der beste Beweis ihrer Meisterschaft dürfte wohl dieser seyn, daß sie durch mehr als 10 Jahre diesen Platz einnahm und denselben erst dann, als sie in ein älteres Rollenfach überging, der Madame Schröder überließ. Im zweiten Jahre ihres Aufenthaltes zu Wien heirathete sie den Patrizier von W. aus Fiume. Erst in einem Alter von 25 Jahren fing sich ihr Talent zur Schriftstellerei zu entwickeln an und wurde durch den Beifall, mit dem ihre dramatischen Arbeiten aufgenommen wurden, zu immer neuen Fortschritten entflammt. Nach dem, am 29. November 1817 erfolgten, Tode ihres Gatten wurde sie durch Krankheit und ihr Gemüth angreifenden Kummer genöthigt, ihrer sitzenden Beschäftigung so viel als möglich zu entsagen; dennoch behauptete ihr Hang zur Schriftstellerei immer seine Rechte u. sie hat unter sehr großen körperlichen Leiden Erzählungen, Lust- und Trauerspiele geschrieben. Ihre erste Erzählung, „Die arme Lise," die im ersten Jahrgange der „Aglaja" erschien, sprach in ihrer Gemüthlichkeit alle fühlenden Herzen an. Von ihren dramatischen Arbeiten haben sich am längsten auf dem Repertoir erhalten: Der Wald bei Hermannstadt, Schauspiel; Welcher ist der Bräutigam, Lustspiel; Die Erben, Schauspiel; Das Gut Sternberg, Lustspiel; Das letzte Mittel, Lustspiel. Einige davon sind auch in's Französische und Englische übersetzt worden. 1841 zog sie sich von der Bühne zurück und starb 1847 zu Hietzing bei Wien. Ihre gesammelten „Schauspiele" erschienen in 14 Bdn. (Wien 1830—36).

Weißer Berg, der, eine Stunde westlich von Prag, berühmt durch die, im dreißigjährigen Kriege (s. d.) den 8. Nov. 1620 hier gelieferte Schlacht. Um dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz die Krone Böhmens, welche ihm zu seinem Verderben der Aufruhr in diesem Lande aufsetzte, zu entreißen, rückten österreichische und bayerische Völker unter Bucquoy und Tilly 1620 gegen Prag. Herzog Maximilian von Bayern befand sich als oberster Feldherr beim vereinigten Heere und eilte, durch einen Nachtmarsch am 7. Nov. die Söldner Friedrich's, welche sich zurückzogen, zu erreichen. Bucquoy folgte erst bei Tagesanbruch. Das Vorspiel der Schlacht war die Niederlage eines Haufens ungarischer Reiter, welche als Hülfstruppen für Ferdinand fechten sollten. Vielleicht hätten Friedrich's Feldherrn, Anhalt und Hohenlohe, den Kurfürsten von Bayern, als er, getrennt von Bucquoy, mit ermüdeten Truppen ankam, durch einen raschen Angriff schlagen können; allein sie zogen vor, selbst den Angriff hinter ihren Verschanzungen zu erwarten. Dieser geschah um 1 Uhr

Nachmittags am 8. Novemberz obwohl die Böhmen an diesem Tage auf ihn nicht gefaßt waren. Mit dem Feldgeschrei „Sancta Maria“ rückte Maximilians Schlachtordnung an. Sie wurde mit der ganzen Ladung des Geschützes der Feinde empfangen, welches aber wegen zu hoher Richtung keine große Wirkung machte. Nun geriethen beide Theile hart an einander. Eine halbe Stunde lange wankte die Entscheidung. Da hieb des obersten Feldherrn des ständischen Heeres Sohn, Christian von Anhalt, der jüngere, so kräftig auf den kaiserlichen rechten Flügel ein, daß mehre Regimenter Reiter und Fußvolk in Unordnung kamen. Oberst Kratz, der diesem Flügel mit bayerischer Reiterei zu Hülfe kam, stellte dort das Gefecht wieder her. Anhalt's Verwundung und Gefangennehmung entschied es zum Nachtheile der Seinen. Während dieses auf dem rechten Flügel vorging, fiel Maximilian von Liechtenstein auf einer andern Seite mit Kosaken und Kroaten über die ungarischen Hülfsvölker, welche Bornemisza anführte, so gewaltig her, daß sie gleich beim ersten Anfall wichen und flohen. Dieser Vorfall entmuthigte die Truppen Friedrichs. Sie wankten und, als nun ein allgemeiner Angriff ausgeführt wurde, wich beinahe Alles vom Schlachtfelde. Nur 2 mährische Regimenter unter dem jüngeren Grafen Thurn u. dem Grafen Heinrich Schlick hielten mit kaltblütiger Tapferkeit aus. Oberst Schlick wurde gefangen. So war der Sieg nach einem fünfviertelstündigen Kampfe für Ferdinand's II. Rechte gewonnen. 250 Mann des kaiserlich-bayerischen Heeres waren gefallen, von Friedrichs Anhängern aber 6000. Gefangen wurden von den letzteren 500. Sie ließen auch 10 Geschütze und über 100 Fahnen auf dem Wahlplatze. — Der Name: „Weißer Berg“ rührt von den weißen Bausteinen, die hier in Menge gebrochen werden, her. 1706 ward hier die gegenwärtige Kirche unter dem beziehungsvollen Namen: „Maria vom Siege“ (Maria de victoria) erbaut. Das, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzte, kleine Marienbild ist nach demselben Bilde verfertigt, welches in der Weißenberger Schlacht gegenwärtig war und 1622 von dem General des Carmeliter-Ordens, Dominik a Jesu, zu Rom in der Carmeliter-Kirche aufgestellt worden ist. Diese Kirche, auf Befehl Kaiser Josephs II. geschlossen, wurde 1812 hergestellt und am 1. Oktober desselben Jahres eröffnet und ist seit dieser Zeit wieder ein Wallfahrtsort für die frommen Verehrer Mariens.

Weißes Meer, ein Meerbusen des nördlichen Eismeeres, zwischen den Küsten von Kanin und Lappland, der sich südlich 64° erstreckt u. nur vom Mai bis September beschifft werden kann. Die russischen Flüße Dwina, Onega und Mesen fallen in diesen Busen. An solchem liegt die wichtige nördliche Handelsstadt Archangel. Die größte Insel dieses Meerbusens, Salowozk, liegt in der Mündung der Onega. Zwei Kanäle verbinden die Dwina, die Wolga u. den Dnieper und auf solchen schiffet man vom w. M. ins kaspische und schwarze Meer.

Weißkunig heißt eine prosaische Erzählung, das Leben und die Thaten der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., „des alten und jungen weisen Königs“, dessen Erziehung genau angegeben ist, bis zum Jahre 1515. Das Werk, historischen Stoff in allegorischem Gewand enthaltend, ein prosaisches Gegenstück zum Theuerdank, ist höchst wahrscheinlich von dem Kaiser Maximilian selbst entworfen und von seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz ausgeführt, oder wenigstens angeordnet. Proben finden sich in den Sammlungen von Pischor und Künzel, eine vollständige Ausgabe erschien in zwei Foliobänden zu Wien 1775. x.

Weißrußland wurde in älterer Zeit der ganze mittlere Landstrich Großrußlands genannt, wo die alten Großfürstensitze Rostow, Wladimir, Susdal und Moskau liegen, weßhalb auch viele östliche Völkerschaften, namentlich die Tataren, den russischen Monarchen gemeiniglich den weißen Zaren nannten. Später bezeichnete man mit dem Namen W. denjenigen Theil Rußlands, der lange Zeit unter litthauischer Herrschaft stand, insbesondere die alten Fürstenthümer Smolensk und Polozk, nebst Mohilew und Witepsk. Gegenwärtig bezeich-

Armeniern, Walachen und Juden, welche hier zwei Synagogen besitzen, von denen die eine den deutschen, die andere den türkischen Juden gehört, welchen letzteren nur allein diese Stadt in Siebenbürgen als Wohnsitz angewiesen ist.

Weißenburger Linien, s. Weißenburg 1).

Weißenfels, Stadt an der Saale, im Regierungsbezirke Merseburg der preußischen Provinz Sachsen, mit einem Schullehrerseminar, einem Taubstummeninstitute und 7800 Einwohnern, welche Fabrikation in Porzellan, Wolle und Leder betreiben. Auch befinden sich bei der Stadt bedeutende Sandsteinbrüche. Das hiesige Schloß, Augustenburg, jetzt Kaserne, war bis 1746 Residenz der Herzoge von Sachsen-W., einer Nebenlinie des sächsischen Kurhauses.

Weißenthurn, Johanna Franul Veronika von, berühmte Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, 1773 zu Koblenz geboren, Tochter des Schauspielers Grünberg, führte zuerst auf Veranstalten ihres Stiefvaters Teichmann mit ihren Geschwistern Stücke aus Weiße's Kinderfreund auf und wurde, als Teichmann die Verbindlichkeit übernahm, auf dem Gute des Grafen von Seefeld bei München Opern und Schauspiele aufzuführen, dem damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, Grafen von Seeau, bekannt, der ihr 1787 ein Engagement bei der bayerischen Hofbühne verschaffte. Allein schon 1789 entschloß sie sich, einer Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien zu folgen, von wo sie aber noch in demselben Jahre auf das k. k. Hoftheater nach Wien kam, dessen Zierde sie als Schauspielerin eine lange Reihe von Jahren war. W. übernahm alle erste Rollen in Lust-, Schau- u. Trauerspielen und der beste Beweis ihrer Meisterschaft dürfte wohl dieser seyn, daß sie durch mehr als 10 Jahre diesen Platz einnahm und denselben erst dann, als sie in ein älteres Rollenfach überging, der Madame Schröder überließ. Im zweiten Jahre ihres Aufenthaltes zu Wien heirathete sie den Patrizier von W. aus Fiume. Erst in einem Alter von 25 Jahren fing sich ihr Talent zur Schriftstellerei zu entwickeln an und wurde durch den Beifall, mit dem ihre dramatischen Arbeiten aufgenommen wurden, zu immer neuen Fortschritten entflammt. Nach dem, am 29. November 1817 erfolgten, Tode ihres Gatten wurde sie durch Krankheit und ihr Gemüth angreifenden Kummer genöthigt, ihrer sitzenden Beschäftigung so viel als möglich zu entsagen; dennoch behauptete ihr Hang zur Schriftstellerei immer seine Rechte u. sie hat unter sehr großen körperlichen Leiden Erzählungen, Lust- und Trauerspiele geschrieben. Ihre erste Erzählung, „Die arme Lise," die im ersten Jahrgange der „Aglaja" erschien, sprach in ihrer Gemüthlichkeit alle fühlenden Herzen an. Von ihren dramatischen Arbeiten haben sich am längsten auf dem Repertoir erhalten: Der Wald bei Hermannstadt, Schauspiel; Welcher ist der Bräutigam, Lustspiel; Die Erben, Schauspiel; Das Gut Sternberg, Lustspiel; Das letzte Mittel, Lustspiel. Einige davon sind auch in's Französische und Englische übersetzt worden. 1841 zog sie sich von der Bühne zurück und starb 1847 zu Hietzing bei Wien. Ihre gesammelten „Schauspiele" erschienen in 14 Bdn. (Wien 1830—36).

Weißer Berg, der, eine Stunde westlich von Prag, berühmt durch die, im dreißigjährigen Kriege (s. d.) den 8. Nov. 1620 hier gelieferte Schlacht. Um dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz die Krone Böhmens, welche ihm zu seinem Verderben der Aufruhr in diesem Lande aufsetzte, zu entreißen, rückten österreichische und bayerische Völker unter Bucquoy und Tilly 1620 gegen Prag. Herzog Maximilian von Bayern befand sich als oberster Feldherr beim vereinigten Heere und eilte, durch einen Nachtmarsch am 7. Nov. die Söldner Friedrich's, welche sich zurückzogen, zu erreichen. Bucquoy folgte erst bei Tagesanbruch. Das Vorspiel der Schlacht war die Niederlage eines Haufens ungarischer Reiter, welche als Hülfstruppen für Ferdinand fechten sollten. Vielleicht hätten Friedrich's Feldherrn, Anhalt und Hohenlohe, den Kurfürsten von Bayern, als er, getrennt von Bucquoy, mit ermüdeten Truppen ankam, durch einen raschen Angriff schlagen können; allein sie zogen vor, selbst den Angriff hinter ihren Verschanzungen zu erwarten. Dieser geschah um 1 Uhr

Nachmittags am 8. November; obwohl die Böhmen an diesem Tage auf ihn nicht gefaßt waren. Mit dem Feldgeschrei „Sancta Maria" rückte Maximilians Schlachtordnung an. Sie wurde mit der ganzen Ladung des Geschützes der Feinde empfangen, welches aber wegen zu hoher Richtung keine große Wirkung machte. Nun geriethen beide Theile hart an einander. Eine halbe Stunde lange wankte die Entscheidung. Da hieb des obersten Feldherrn des ständischen Heeres Sohn, Christian von Anhalt, der jüngere, so kräftig auf den kaiserlichen rechten Flügel ein, daß mehre Regimenter Reiter und Fußvolk in Unordnung kamen. Oberst Kratz, der diesem Flügel mit bayerischer Reiterei zu Hülfe kam, stellte dort das Gefecht wieder her. Anhalt's Verwundung und Gefangennehmung entschied es zum Nachtheile der Seinen. Während dieses auf dem rechten Flügel vorging, fiel Maximilian von Liechtenstein auf einer andern Seite mit Kosaken und Kroaten über die ungarischen Hülfsvölker, welche Bornemisza anführte, so gewaltig her, daß sie gleich beim ersten Anfall wichen und flohen. Dieser Vorfall entmuthigte die Truppen Friedrichs. Sie wankten und, als nun ein allgemeiner Angriff ausgeführt wurde, wich beinahe Alles vom Schlachtfelde. Nur 2 mährische Regimenter unter dem jüngeren Grafen Thurn u. dem Grafen Heinrich Schlick hielten mit kaltblütiger Tapferkeit aus. Oberst Schlick wurde gefangen. So war der Sieg nach einem fünfviertelstündigen Kampfe für Ferdinand's II. Rechte gewonnen. 250 Mann des kaiserlich-bayerischen Heeres waren gefallen, von Friedrichs Anhängern aber 6000. Gefangen wurden von den letzteren 500. Sie ließen auch 10 Geschütze und über 100 Fahnen auf dem Wahlplatze. — Der Name: „Weißer Berg" rührt von den weißen Bausteinen, die hier in Menge gebrochen werden, her. 1706 ward hier die gegenwärtige Kirche unter dem beziehungsvollen Namen: „Maria vom Siege" (Maria de victoria) erbaut. Das, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzte, kleine Marienbild ist nach demselben Bilde verfertigt, welches in der Weißenberger Schlacht gegenwärtig war und 1622 von dem General des Carmeliter-Ordens, Dominik a Jesu, zu Rom in der Carmeliter-Kirche aufgestellt worden ist. Diese Kirche, auf Befehl Kaiser Josephs II. geschlossen, wurde 1812 hergestellt und am 1. Oktober desselben Jahres eröffnet und ist seit dieser Zeit wieder ein Wallfahrtsort für die frommen Verehrer Mariens.

Weißes Meer, ein Meerbusen des nördlichen Eismeeres, zwischen den Küsten von Kanin und Lappland, der sich südlich 64° erstreckt u. nur vom Mai bis September beschifft werden kann. Die russischen Flüße Dwina, Onega und Mesen fallen in diesen Busen. An solchem liegt die wichtige nördliche Handelsstadt Archangel. Die größte Insel dieses Meerbusens, Salowozk, liegt in der Mündung der Onega. Zwei Kanäle verbinden die Dwina, die Wolga u. den Dnieper und auf solchen schiffet man vom w. M. ins kaspische und schwarze Meer.

Weißkunig heißt eine prosaische Erzählung, das Leben und die Thaten der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., „des alten und jungen weisen Königs", dessen Erziehung genau angegeben ist, bis zum Jahre 1515. Das Werk, historischen Stoff in allegorischem Gewand enthaltend, ein prosaisches Gegenstück zum Theuerdank, ist höchst wahrscheinlich von dem Kaiser Maximilian selbst entworfen und von seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz ausgeführt, oder wenigstens angeordnet. Proben finden sich in den Sammlungen von Pischor und Künzel, eine vollständige Ausgabe erschien in zwei Foliobänden zu Wien 1775. x.

Weißrußland wurde in älterer Zeit der ganze mittlere Landstrich Großrußlands genannt, wo die alten Großfürstensitze Rostow, Wladimir, Susdal und Moskau liegen, weßhalb auch viele östliche Völkerschaften, namentlich die Tataren, den russischen Monarchen gemeiniglich den weißen Zaren nannten. Später bezeichnete man mit dem Namen W. denjenigen Theil Rußlands, der lange Zeit unter litthauischer Herrschaft stand, insbesondere die alten Fürstenthümer Smolensk und Polozk, nebst Mohilew und Witepsk. Gegenwärtig begreift

man unter diesem Namen diejenigen Landschaften Rußlands, welche unter polnischer Herrschaft die Wojewodschaften Polozk, Witepsk, Mcislaw, Liefland und Smolensk bildeten und welche, nachdem sie 1772, bei der ersten Theilung Polens, wieder russisch geworden waren, die zwei jetzigen Gouvernements Witepsk und Mohilew, zusammen mit 1695 □M. u. 1,555,000 Einwohnern, ausmachen. — In Hinsicht auf das Schulwesen Rußlands bilden die vorher genannten Gouvernements noch bis auf den heutigen Tag einen eigenen, den weißrussischen Lehrbezirk, zu welchem 1844 11 Gymnasien, 36 Kreisschulen, 162 Pfarrschulen, 52 Privatpensionen mit 833 Lehrern und Beamten und 13,542 Schülern gehörten.

Weißwurzel, Schminkwurzel, Salomonssiegel, (Radix Sigilli Salomonis) stammt von Polygonatum officinale und multiflorum All., welche theils in trockenen, theils in feuchten hügeligen Wäldern Europa's vorkommen. Die Wurzel ist bis fingersdick, mehre Zoll lang, knotig gegliedert, innen und außen schmutzig gelblichweiß. Sie ist geruchlos und von schleimig-süßlichem, etwas scharfem Geschmacke. Ehemals als zertheilendes Mittel im Gebrauche, ist dieses jetzt ziemlich in Vergessenheit gekommen.

Weitsichtigkeit, Fernsichtigkeit, (Presbyopia) nennt man es, wenn der Gegenstand, um deutlich erkannt zu werden, vom Auge über 20 Zoll entfernt werden muß. Die Grade der W. sind sehr verschieden: zuweilen kann der Weitsichtige die Schrift noch bei 20 Zoll Entfernung lesen, aber beim höchsten Grade wird eine Entfernung von 2—3 Fuß nöthig, um kleinere Gegenstände zu erkennen. Dabei sucht das Auge das Licht, so daß der Weitsichtige den zu unterscheidenden Gegenstand der Sonne zukehrt und Nachts ein Licht zwischen denselben und das Auge bringt. Der Weitsichtige liebt beim Lesen große Buchstaben, weil ihm die kleinen unter einander laufen; entfernte Gegenstände sieht er mit einer außerordentlichen Klarheit, die dem Kurzsichtigen unbegreiflich bleibt. — Der Grund aller W. liegt in einer zu geringen Brechung der Lichtstrahlen; daher sind Ursachen der W. verminderte Wölbung der Hornhaut, die gewöhnlich nach dem 40. Lebensjahre eintritt, aber auch angeboren seyn kann, — verminderte Wölbung der Linse, welche ebenfalls im höhern Alter eintritt, aber auch aus anderen Ursachen entstehen kann, — zu große Entfernung der Hornhaut von der Netzhaut, — zu geringe Dichtigkeit der, die Lichtstrahlen brechenden, Theile des Auges (s. d.). — Häufig ist die W. auch Folge der Gewöhnung, daher sie bei allen Menschen vorkommt, deren Beschäftigung sie auf Fernsehen anweist, so bei Jägern, Landleuten &c. Im Alter werden in der Regel nur die Leute fernsichtig, welche früher ein gutes Auge hatten, selten die, welche an Kurzsichtigkeit (s. d.) litten. — Eine Beseitigung der W. ist selten zu erwarten; im Gegentheil nimmt sie mit dem Alter gewöhnlich zu. Bei angeborener W. müssen die Leidenden, bei Vermeidung des Brillengebrauchs, sich in der Betrachtung naher Gegenstände bei hinlänglicher Beleuchtung üben, so lange noch eine Besserung des Sehvermögens wahrgenommen wird. Bei W. in Folge des Alters nützen die verschiedentlich angerathenen, diätetischen Mittel gewöhnlich Nichts und es muß zur Anwendung einer gewölbt (convex) geschliffenen Brille geschritten werden, sobald der Kranke mittlern Druck nicht ohne große Beschwerde in der sonst gewohnten Entfernung mehr lesen kann, sobald kleine Gegenstände auch in der jetzt vorhandenen Gesichtsweite zusammenfließen und sobald das Auge auch bei geringer Anstrengung sehr ermüdet. **E. Buchner.**

Weitzel, Johannes, ein berühmter deutscher Publicist, geboren zu Johannisberg im Herzogthum Nassau, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters, bei der bedrängten Lage seiner Mutter, nur die allernothdürftigste geistige Pflege und wurde für das Schneiderhandwerk bestimmt. Allein bei seinem angeborenen Drange zum Studiren ging er wider den Willen seiner Mutter nach Mainz, wo er sich in das Gymnasium aufnehmen ließ und, trotz den härtesten Kämpfen mit allem Ungemach der Dürftigkeit, doch das Gefühl edler Unabhängigkeit wahrte; denn, weit entfernt sich in das Verzeichniß der armen Studenten aufnehmen zu

en, bezahlte er die Collegiengelder mit dem sauer erworbenen Erträgnisse der
ivatstunden, die er selbst gab. Als 1792 die Franzosen Mainz besetzten, nahm
in den Rheingau zurückgekehrt, eine Hauslehrerstelle an und setzte später zu
ainz, Jena und Göttingen seine Studien fort, machte dann einige Reisen und
rd 1798 von der französischen Behörde, die das linke Rheinufer organisirte,
Commissär der Regierung in den Canton Otterberg berufen. Kurze Zeit
auf ward er auf sein Verlangen in derselben Eigenschaft nach Germersheim
setzt, während er zugleich die schwierige Stelle eines Kriegscommissärs versah,
er, begeistert für Wahrheit, Recht und Tugend, die größte Rechtlichkeit und
renge ausübte, zugleich aber auch seine wenige Menschenkenntniß verrieth. Von
n Parteien gehaßt, angeklagt und verfolgt, ward er bei der Reorganisation
französischen Verwaltung 1800 übergangen und kehrte nach einer Dienstfahr-
z, die Manchen bereichert haben würde, so arm, als er sie angetreten hatte,
de des Haders der Parteien, des tollen Treibens des Unverstandes und der
chlerischen Schlechtigkeit, zu seiner Mutter in seinen Geburtsort zurück. Aber
h hier fand er keine Ruhe, indem die kurmainzische Regierung, die jetzt zu
haffenburg ihren Sitz hatte, ihn aus dem Lande weisen ließ. In dieser schreck-
zen Lage blieb ihm Nichts übrig, als nach Mainz zu gehen, ohne Aussicht,
ne Vermögen, während doch eine Familie mit ihrem Unterhalte an ihn gewiesen
ar. In Mainz versuchte er sein Glück mit der Schriftstellerei, wiewohl er
sen Beruf bisher nicht so recht als den seinigen erkannt hatte. Erst gab er
e Zeitschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik unter dem Titel: „Egeria“
aus, dann übernahm er die Redaktion der „Mainzer Zeitung“ und ward
lich, gegen seinen Willen, zum Professor an dem kaiserlichen Lyceum ernannt.
s Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn in das Bezirkswahlcollegium und als
äsident der Jury des öffentlichen Unterrichts leistete er die wesentlichsten Dienste.
ine öffentliche Stellung blieb jedoch immer schwankend und, da er es noch mit
französischen geheimen Polizei des Kaisers durch Ablehnung eines Auftrags
dorben hatte, entzog ihm der Polizeiminister sogar die Redaktion der „Mainzer
tung“, die ihm den bedeutendsten Theil seiner Einkünfte brachte. Das Jahr
5 aber gab auch seinem Schicksale eine andere Wendung, indem er als Hof-
d Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, zu dem nun sein Geburtsland,
Rheingau, gehörte, gerufen ward. In Wiesbaden gab er die „Rheinischen
ätter“ heraus, entsagte diesen aber, da er nach der Haltung der Karlsbader
nferenzen unter einer Censur nicht schreiben wollte. 1820 ward er zum her-
zlichen Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt und
rb daselbst 1837. Von seinen Schriften führen wir an: „August und Wilhel-
ne“, 2 Bde., Frankfurt 1814—1815; „Vermischte Schriften“, 3 Bde., Frank-
t 1821 fg.; „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande“, Frankfurt 1824;
die Rheinreise“, Frankfurt 1825; „Scherz und Ernst, zur Charakteristik unserer
t“, Frankfurt 1830; „Geschichte der Staatswissenschaft“, 2 Bde., Stuttgart
32—33 und „Briefe vom Rhein“, Stuttgart 1834.

Weizen (Triticum), die bekannte Getreideart, welche ein ausgezeichnet weißes
b besonders nahrhaftes Mehl liefert, stammt aus Asien, wo er noch jetzt in
rzüglicher Güte gedeiht. Es gibt sehr viele Sorten davon, die sich in zwei
auptclassen eintheilen lassen, nämlich Winter- und Sommer-W., zu
nen man jedoch noch eine dritte zählen kann, die theils als Winter-, theils als
mmerfrucht angebaut wird. Der Winter-W. wird am meisten angebaut; er
dauert sich am stärksten, verlangt eine längere Zeit zur Vollendung seiner
getation und gibt auch meist einen höhern Ertrag an mehlreicheren und werth-
lleren Körnern, welche theuerer bezahlt werden, als die des Sommer-W.s. Er
fällt besonders in den gemeinen W., welcher der gewöhnlichste ist und von
n es, in Bezug auf die Farbe der Körner, braunen oder rothen und weißen
t u. in englischen W., von dem man mehre Sorten hat. Der Sommer-W.
llendet seine Vegetation in einer kürzern Zeit und wird im Allgemeinen mehr

in den südlichen, als in den nördlichen Ländern angebaut. Die Hauptsorten desselben sind: gemeiner Sommer-W., wovon man gelben und braunen hat; polnischer W., Bart-W., weißer und rother glatter Wunder-W. rc. Der weiße, sammetartige englische W., auch Wechsel- oder Mandel-W. genannt, kann abwechselnd als Sommer- und Winterfrucht gesäet werden. Der W. enthält unter allen Getreidearten die meisten nährenden Bestandtheile, doch ist das Verhältniß derselben nach Boden, Klima und Art sehr verschieden. Eine ganz vorzügliche Sorte ist der in Polen erbaute weiße W., welcher über Danzig ausgeführt wird, wo diese Getreideart überhaupt einen bedeutenden Handelsartikel bildet, sowie auch in Elbing, Königsberg, Stettin, Hamburg rc. Man unterscheidet in den Ostseehäfen weißen, bunten, hochbunten u. rothen W. Der bunte besteht aus einem Gemisch von mehr weißem, als rothem, hochbunter aus mehr rothem, als weißem. In Holland, England, Frankreich, Italien, der Levante und Rußland, sowohl für die nördlichen als südlichen Häfen, ist der W. ein wichtiger Handelsartikel; auch das nördliche Afrika liefert eine bräunliche, aber sehr mehlreiche Sorte. Besonders aber führt in der neuern Zeit Nordamerika bedeutende Quantitäten W. nach England, Frankreich und Holland aus, wenn die europäischen Getreidepreise das Geschäft nutzbar machen.

Welcker, 1) Friedrich Gottlieb, ein ausgezeichneter Philolog, geboren 1784 zu Grünberg im Großherzogthume Hessen-Darmstadt, ward 1803 Lehrer am Pädagogium zu Gießen, ging 1806 nach Rom und, nachdem er 1809 zurückgekommen war, ward er Professor der Archäologie und griechischen Literatur zu Gießen, 1816 zu Göttingen u. 1819 zu Bonn. In Folge der Untersuchungen, welche die Mainzer Centraluntersuchung leitete, wurde auch W. verdächtigt, aber 1826 freigesprochen. Ebenso wurde er 1832, als man ihn wegen Wiederabdruckes zweier politischen Abhandlungen zur Verantwortung zog, durch Wiedereinsetzung sehr bald gerechtfertigt. Von seinen allgemein geschätzten Schriften nennen wir: „Zoëga's Leben, Sammlung seiner Briefe rc.", (Göttingen 1819, 2 Bde); „Komödien des Aristophanes" (Gießen u. Darmstadt, 1810—1812, 2 Bde.); „Ueber die Hermaphroditen der alten Kunst" (in Daub's und Kreuzer's „Studien", 1808, Bd. 4); „Fragmenta Alcmanis lyrici" (Gießen 1825); „Hipponactis et Ananii fragmenta" (Göttingen 1826); „De Erinna et Corinna poëtriis" (in Kreuzer's „Meletem." Vol. II.); „Theognidis fragmenta", (Bonn 1826); „Philostrati imagines et Callistrati statuae" (Leipz. 1823); „Ueber eine kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Cadmos" (Bonn 1824), „Ueber das akademische Kunstmuseum in Bonn" (1827); „Die Aeschyleische Trilogie Prometheus" (1824), durch welche er aber in einen, nicht ohne Bitterkeit geführten, Streit mit Hermann gerieth; dazu ein „Nachtrag" nebst einer „Abhandlung über das Satyrspiel" (Frankfurt 1826); „Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter" (Bonn 1835); „Die griechische Tragödie mit Rücksicht auf den epischen Cyclus" (3 Bde., Bonn 1839) und die „Kleinen Schriften zur griechischen Literaturgeschichte" (2 Bde., Bonn 1844—45). Auch besorgte er die Sammlung von Dissen's „Kleinen lateinischen und deutschen Schriften" (Göttingen 1839), zugleich mit Thiersch und Ottfr. Müller, so wie von Näke's „Opuscula" (2 Bde., Bonn 1842). Ein besonderes Verdienst erwarb er sich endlich theils durch Uebernahme der Redaktion des „Rheinischen Museum für Philologie", das er seit 1834 mit Näke (s. d.), seit 1842 aber mit Ritschl besorgt und mit den gediegensten Beiträgen bereichert hat, theils durch seine Bemühungen für das Kunstmuseum in Bonn, dessen Schätze er durch seine wiederholten Reisen nach Italien bedeutend vermehrt und in der Schrift: „Neuester Zuwachs des akademischen Kunstmuseums in Bonn" (Bonn 1845) beschrieben hat. — 2) W., Karl Theodor, Bruder des Vorigen, geboren 1790 zu Wilden in Oberhessen, studirte 1807—11 in Gießen und Heidelberg die Rechte, trat 1813 in Gießen als Privatdocent auf, ward 1814 Professor daselbst, darauf in Kiel, dann in Heidelberg und 1819 in Bonn, wo er mit Mittermeier und Mackeldey die juristische Fakultät begründete.

Auch er wurde mit in die demagogischen Untersuchungen verwickelt, deren Resultat er später in seiner „Aktenmäßigen Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben“ (Stuttgart 1823—1824) veröffentlichte. Um diese Zeit ging er als Professor der Rechte nach Freiburg. 1830 übersandte W. dem Bundestage seine merkwürdige Petition: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit“ (Freiburg 1830) und trat 1831 auf dem badischen Landtage als Deputirter des Bezirksamts Ettenheim als einer der ersten Wortführer auf, drang auf bessere Einrichtung des Sportelwesens, vereinfachte Administration, Einführung von Landräthen und Friedensgerichten, eine Dienstpragmatik für das Militär und trug hauptsächlich dazu bei, daß die Preßfreiheit für Baden ausgesprochen wurde. Er gründete hierauf das liberale Journal „Der Freisinnige“ im Vereine mit Rotteck u. A. und in diesem Zeitblatte sowohl, als in seinen Reden, besonders in der von dem 13. Oktober 1831, beurkundete er ein entschiedenes Hinneigen zum französischen System. In Folge seiner Aeußerungen über die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 wurde der „Freisinnige“ verboten und W. nebst Rotteck pensionirt. In dem darauf folgenden Prozesse wegen verdächtiger Verbindungen wurde W. freigesprochen. Hierauf unternahm er mit Rotteck die Herausgabe des „Staatslexikon“ (Altona 1834; 2. Aufl. 1846 ff.). Später wurde er als Professor wieder in sein Amt eingesetzt, jedoch nach einer Reise in's nördliche Deutschland, auf der er vielfach mit öffentlichen Zeichen der Liebe u. Verehrung begrüßt wurde, abermals suspendirt. Er zog nun nach Heidelberg, wo er ganz den Wissenschaften lebt und stets den regsten Antheil an den Kammerverhandlungen nimmt. Sein Werk: „Wichtige Urkunden über den Rechtszustand deutscher Nationen“, in welchem er namentlich die Verhandlungen der Karlsbader Konferenz von 1819 und der Wiener Konferenz von 1834 mittheilte und die Schrift: „Die geheime Inquisition, die Censur und Cabinetsjustiz im unheilvollen Bunde“, welche besonders das Verfahren gegen den Pfarrer Weidig und die politischen Gefangenen in Rheinhessen zum Inhalte hatte, zogen ihm neue Prozesse zu; auch ein Injurienprozeß eigenthümlicher Art traf ihn deßhalb, weil er in der Kammer geäußert hatte: „Unter gewissen Umständen seien die Volksvertreter privilegirte Landesverräther“, was ein Mitglied der badischen Kammer von 1834 auf sich bezog und W. verklagte. Er ging jedoch aus allen diesen u. anderen Prozessen siegreich hervor und errang sogar die Freigebung des erstgenannten Buchs. Als politischer Charakter kann W. das Zeugniß hoher Rechtlichkeit nicht abgesprochen werden, so wie, daß, wenn er manchmal auch allzu leidenschaftlich wird, wenigstens die tiefste Ueberzeugung die Quelle dieser Leidenschaft ist.

Welfen und **Waiblinger**, oder **Guelphen** und **Ghibellinen** waren zuerst Geschlechts-, hernach Parteinamen. Das Geschlecht der W. zerfällt in 2 Linien, die ältere und jüngere, aus welcher letztern das jetzige Haus Braunschweig stammt. Als Stammvater der ältern welfischen Linie erscheint Welf I., wie gesagt wird, ein Sohn Isenbard's, des angeblichen Grafen von Altorf in Schwaben und Sohnes Warin's, des Major domus von Karlmann, und der Irmentrud, einer Schwester Karls des Großen. Welf, ein Zeitgenosse des großen Karl, hatte großen Besitz in Schwaben u. Bayern, vorzüglich am Bodensee. Er war mit einer Dame aus sächsischem Hause vermählt, welche ihm zwei Kinder, Ethiko I. u. Judith, die Gemahlin Ludwig's des Frommen, gebar. Ethiko folgte seinem Vater u. sein Sohn war Heinrich mit dem goldenen Pfluge, welcher am Kaiserhofe lebte und sich vom Kaiser mit einem Stücke Land belehnen ließ, von der Größe, wie er es mit einem Pfluge in einem Tage umfurchen konnte. Hierauf umzog er, einen goldenen Pflug in der Hand, auf einem Wagen fahrend, entweder den sogenannten Marsberg oder das Land zwischen Lech, Amber und Glan. Heinrich stiftete das, späterhin Weingarten genannte, Kloster zu Altorf u. ihm folgte sein Sohn Welf II., welcher zuerst den Familienhaß zwischen den W. und Waiblingern oder Ghibellinen dadurch hervorrief, daß er, während der Kaiser Konrad II. in Italien weilte, die

Bischöfe von Freysing und Augsburg überfiel und ihre Länder verwüstete. Der Kaiser zwang ihn nach seiner Rückkehr zur Wiedergabe aller Eroberungen und hielt ihn eine Zeit lange in Haft. Sein Nachfolger war Welf III., welcher 1047 mit Kärnthen u. der Markgrafschaft Verona belehnt wurde, sich aber bald gegen Kaiser Heinrich III. auflehnte. Er starb 1055 unvermählt und mit ihm erlosch die ältere welfische Linie. Er hatte zwar alle seine Güter dem Kloster Weingarten vermacht, allein der Mann seiner Schwester Kunigunde, Markgraf Azzo von Este, sandte seinen Sohn auf Betrieb seiner Schwiegermutter nach Deutschland und erreichte die Umstoßung des Testaments, worauf Welf IV. Stifter der jüngern, noch blühenden, welfischen Linie wurde. Als sich Otto, Graf von Nordheim, der mit Bayern belehnt worden war, den Zorn des Kaisers Heinrich (1071) zuzog, belehnte dieser Welf mit Bayern, wogegen letzterer seine Gemahlin, Otto's Tochter, verstieß. Später aber söhnten sich Otto und der Kaiser aus und, da nun Welf wieder einen Theil Bayerns herausgeben sollte, verband er sich mit Rudolph von Schwaben und dem Papste Gregor VII. und machte dem Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien 1084 den Paß am Lech so lange streitig, bis ihn der größere Theil seiner Großen verließ. 1086 nahm er Regensburg, Salzburg und Würzburg, wo er den Kaiser schlug und nur ein Streit mit Urban II. bewog ihn 1097 zum Frieden mit dem Kaiser, mit dem nun auch Franken und Schwaben sich aussöhnte. Er starb 1101 auf einem Kreuzzuge in Cypern. Sein Sohn, Welf V., der die berühmte Markgräfin Mathilde von Toskana geheirathet, aber 1097 sich bei der Sühne, mit dem Kaiser, wegen ihrer Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, getrennt hatte, trat auf die Seite Heinrich's V., als sich dieser 1105 gegen seinen Vater auflehnte und starb 1120, als er in Gesandtschaftsgeschäften für den Kaiser von Rom in die Heimath zurückkehren wollte. Das Herzogthum Bayern ging nach seinem Tode auf seinen Bruder, Heinrich den Schwarzen, über, welcher es 1126 seinem Sohne, Heinrich dem Stolzen, überließ, nach dessen Falle er sich Bayerns, dem Vorgeben nach für Heinrich den Löwen, seines Bruders Sohn, bemächtigte, obschon Konrad III. das Land dem Herzoge Leopold von Oesterreich zugesprochen hatte. Er erreichte auch seinen Zweck, allein 1140 in die Acht erklärt, verlor er gegen den Kaiser die Schlacht bei **Weinsberg** (s. d.), in der zum ersten Male das Schlachtgeschrei „Welf u. Ghibellin" gebraucht wurde u. ward erst lange nachher wieder mit demselben ausgesöhnt. Darauf wohnte er zwei Kreuzzügen bei und griff bei seiner Rückkehr Bayern von Neuem an, bis Kaiser Friedrich Barbarossa Heinrich dem Löwen dasselbe zurückgab und so die Fehde endete. Sein Sohn, Welf VII., hatte in Abwesenheit des Vaters im Kampfe gegen den Grafen Hugo von Tübingen (1164) das Unglück, bei Tübingen gänzlich geschlagen zu werden. Hierauf kam er selbst (1165) nach Deutschland u. bestrafte den Grafen, seinen Vasallen. Da aber 1167 sein Sohn starb, gab er, gegen Zahlung einer bestimmten Summe, seine gesammten Länder dem Löwen und verschenkte sie, da dieser nicht Wort hielt, an Kaiser Friedrich I., seiner Schwester Sohn u. dessen Sohn Heinrich IV. Er starb 1191 zu Memmingen und mit ihm erlosch der Name, aber nicht das Geschlecht der W. Dieses vermehrte vielmehr seine Macht ganz besonders in Norddeutschland u. Braunschweig wurde der Hauptsitz desselben. — Als Parteiname erschien der Name W. in Deutschland in der Schlacht bei **Weinsberg** (s. d.), während die Kaiserlichen sich nach dem alten schwäbischen Städtchen Waiblingen, einem Erbbesitze des Hauses Hohenstaufen, **Waiblinger** nannten. Lange nach dem Erlöschen des Namens in dem welfischen Geschlechte selbst lebte aber der Name W. und Waiblinger (nun aber italienisirt in **Guelphen** und **Ghibellinen**) in Italien fort, indem man mit ersteren die Anhänger der päpstlichen, mit letzteren die der kaiserlichen Partei bezeichnete. Sie bekämpften einander vorzüglich in Oberitalien, wo die meisten Städte guelphisch waren, mit all der Fülle der Leidenschaft, welche Volkscharakter und Parteiliebe nur hervorrufen können. Dreihundert Jahre hindurch stritten die Gegner miteinander;

bald war der Eine, bald der Andere Sieger und mit gleicher Glut, weil es einer welthistorischen Idee, dem Siege der geistlichen oder weltlichen Macht galt, bis endlich nach und nach dieses furchtbare Feuer erlosch und der Kampf in gegenseitiger Ermattung endete. Die Guelphen führten stets ihr altes Wappen, den Adler, der einen blauen Drachen mit einer rothen Lilie auf dem Haupte zerreißt, während das Zeichen der Ghibellinen eine weiße Rose, oder rothe Lilie war.

Welle nennt man bekanntlich einen cylinderförmigen Körper, an welchem irgend ein Rad befestigt ist und der also mit diesem Rade durch irgend eine Kraft zugleich in Bewegung gesetzt werden kann. Ist die W. dick und stark, so heißt sie Wellbaum. Zum Drehen ist die W. meist entweder mit einem Rade, oder mit einer Kurbel verbunden, woran die bewegende Kraft mittelbar oder unmittelbar wirkt. Bei allen Haspeln, Göpeln, Winden; bei allen Mühlen, Uhren und überhaupt allen Rädermaschinen gehören die W.n zu den Haupttheilen. Die Stärke der W.n muß mit deren Länge im Verhältnisse seyn. Zu lange W.n sind nicht vortheilhaft. — Ueber das Rad an der W. vergl. den Artikel Rad.

Welle (unda), das allmählige Steigen und Sinken einer Flüssigkeit über oder unter ihr Niveau, sobald sie an irgend einem Orte ihrer Oberfläche bewegt wird. Diese abwechselnde Bewegung würde bis in's Unendliche fortgehen, wenn nicht Hindernisse einträten, die sie endlich hemmten. Diese Hindernisse sind nicht eigentlich die Reibung des Wassers, sondern der Druck desselben. Bei einem in's Wasser geworfenen Steine verbreiten sich die W.n concentrisch um die bewegte Stelle. Dies geschieht aber nicht, wenn der Wind das Wasser bewegt, denn dieser trifft nicht einen Punkt, sondern die ganze Fläche und wirkt stoßweise und unordentlich; daher können auch die W.n nicht regelmäßig erfolgen. Die Bewegung der W.n ist übrigens selbst nach den Arbeiten von Newton, Laplace, Lagrange, Flauquergues, Gerstner, Poisson, Cauchy, noch nicht völlig aufgeklärt; wichtige Untersuchungen stellten die Gebrüder Weber an in: „Die Wellenlehre" &c. (Leipzig 1825).

Wellesley, Titel einer, unter Heinrich VIII. aus England nach Irland eingewanderten, protestantischen Familie, deren eigentlicher Name Cowley ist u. die im 18. Jahrhunderte durch Erbschaft Titel und Güter der Familie W. erhielt. Derselben gehört an, ausser dem Herzog von Wellington (s. d.), dessen Bruder Richard Cowley, Marquis von W., ältester Sohn des Lord Garret Cowley, Grafen von Worrington, ein verdienter britischer Staatsmann, geboren zu Dublin 1760. Er erwarb sich tüchtige Kenntnisse zu Eton und Oxford u. trat 1784 in die Güter und Titel des Vaters, sowie in den irländischen Geheimrath ein. Bald darauf wurde er auch von der Stadt Windsor in das britische Unterhaus gewählt. Seine glückliche Vertheidigung der Politik des Ministers Pitt, besonders sein Eifer gegen das revolutionäre Frankreich, verschafften ihm die Gunst Georg's III., der ihn zum Lord des Schatzes, dann zum Commissär für die ostindischen Angelegenheiten, endlich 1797 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannte. Als solcher vergrößerte er hier die englische Macht durch das Gebiet von Mysore, nahm den Mahratten das Land zwischen Ganges und Dschumma und zwang den Radscha von Berar zum Frieden. Im Jahre 1803 abberufen, ward er 1809 Gesandter bei der Centraljunta in Spanien, leitete das Auswärtige bis 1812 und nahm sich dann der Katholiken, sowie des Fortbestandes der Habeascorpusakte an. Als Lordlieutenant von Irland (1820—29 und 1833 — 35) versuchte er ohne entsprechenden Erfolg die Aussöhnung der Parteien. Er starb 1842. Vergleiche „The Dispatches etc. of the Marq. W." (London 1836).

Wellington, Arthur Cowley Wellesley, Herzog von W., Fürst von Waterloo, geboren den 1. Mai 1769 zu Dungan-Castle in Irland, erhielt seine erste militärische Bildung auf der französischen Kriegsschule zu Angers,

ging 1787 als Lieutenant in englische Militärdienste, diente mit Auszeichnung unter dem Herzoge von York und als Held in Ostindien, wurde 1807 Sekretär des Vicekönigs von Irland u. bombardirte 1808 Kopenhagen. Im April 1809 ging er als General en Chef der Expedition nach Portugal, erfocht dann den Sieg bei Talavera in Spanien, worauf er den Titel „Lord Wellington von Talavera“ erhielt. Hierauf commandirte er gegen Massena zur Vertheidigung von Portugal. 1812 drang er mit der vereinigten englisch-portugiesischen Armee in Spanien ein, erhielt einen wichtigen Sieg über die französische Armee bei Salamanca, zwang die Franzosen dadurch, die Belagerung von Cadix aufzuheben, eroberte einen großen Theil von Spanien nebst der Hauptstadt Madrid und drang bis Burgos vor. Auch diese Stadt nahm er ein, aber die Citadelle vertheidigte sich so tapfer und so lange, daß er, als die verstärkte französische Armee heranrückte, die Belagerung aufheben mußte. Die Vereinigung der französischen Süd- und Westarmee zwang ihn auch, einen Theil von den eroberten spanischen Provinzen, nebst der Hauptstadt, wieder zu räumen. An der portugiesischen Gränze bereitete er, als General en Chef der englisch-portugiesischen Armee und Generalissimus der spanischen Landmacht in Portugal und Spanien, die großen Begebenheiten vor, die 1813 Europa in Erstaunen setzten. Sein Marsch an den Duero, an den Ebro, seine Maneuvres, wodurch er die Kette der französischen Verschanzungen unnütz machte, spannten Aller Aufmerksamkeit. Endlich ward bei Vittoria den 21. Juli 1813 der Hauptschlag ausgeführt. In dieser Schlacht, wo er den großen Sieg über die, unter des Königs Joseph Bonaparte Befehl stehende Armee, die eigentlich der französische Reichsmarschall Jourdan und die Divisionärs Clauzel und Reille anführten, errang, nahm er den Franzosen über 160 Kanonen, 400 Munitionswagen, fast alle Mundvorräthe, Kassen, Bagage u. s. w. und gegen 13,000 Gefangene. Ganz Spanien war für die Franzosen verloren; sie verließen alle Positionen, sprengten in der Eile Burgos und zogen sich über die Bidassoa. Der König Joseph floh nach Paris. Die glorreichen Ereignisse bewogen den Prinz-Regenten von England, W. zum Feldmarschall zu ernennen, und die dankbaren Spanier trugen ihm ein Territorial-Eigenthum von National-Domänen an; W. wählte das im Ertrage geringste (30,000 Piaster jährlich), aber in seiner Lage das schönste aus den ihm gebotenen Gütern: Solo di Roma (am Fluße Fonil in Granada). Er drang nun weiter und belagerte mit aller Kraft das kleine, aber äußerst wichtige St. Sebastian. Vergebens wollten die Franzosen diesen Platz entsetzen, vergebens gingen sie über die Bidassoa, unternahmen die verzweifeltsten Angriffe: stets wurden sie zurückgeworfen, die Stadt St. Sebastian den 31. August mit Sturm, das Schloß mit Capitulation (9. Sept.) genommen; auch Pamplona, der zweite, sehr feste und wichtige Haltpunkt der Franzosen, fiel den 31. Oktober 1813. Schon am 7. Oktober ging W. über die Bidassoa, schlug in der Richtung von Bayonne die Franzosen in ihren Stellungen an der Nivelle und nahm seine Position auf französischem Boden zu St. Jean Pied de Port. Nach mehren Bewegungen gegen den schwächern, aber sehr talentvollen, würdigen Gegner, Marschall Soult, wurde nach einigen errungenen Vortheilen besonders bei Orthez (27. Februar 1814) die Adour passirt, Bordeaux am 12. März durch den General Berasfort besetzt, so auch am 23. Bayonne. Unter beständigen Gefechten erfolgte endlich am 10. April die Schlacht bei Toulouse, nach welcher, durch die Thronentsagung Napoleon's, der Krieg beendiget und W.s Tapferkeit eine Gränze gesetzt wurde. Am 4. Mai kam er nach Paris und wurde mit Auszeichnung von allen Monarchen empfangen. Die britische Nation beehrte ihn zum fünften Male mit einer Dankadresse. Der Prinz-Regent krönte seine ruhmvollen Thaten mit dem blauen Hosenbande, erhob ihn, sammt allen gesetzmäßigen Erben, zum Herzog der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland und ertheilte ihm die Würde eines Marquis von Duero und Herzogs von W. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris kam W. nach Madrid (25. Mai) und wurde hier vom Könige mit dem Orden des

goldenen Vließes decorirt. Im Juni erhielt er eine neue Bestimmung als Botschafter am Hofe zu Paris und besuchte während der Congreßzeit Wien. Mit dem Jahre 1815 erwarb sich W. einen neuen Ruhm. Als Napoleon wieder nach Frankreich zurückkehrte, ward Herzog W. zum Generalissimus aller Armeen in den Niederlanden ernannt. Unter ihm stand der englische General Hill und der Erbprinz von Oranien. Im Mai ernannte ihn der König der Niederlande sogar zum Feldmarschall, eine Würde, die er schon in drei Armeen, in der portugiesischen, spanischen und englischen hatte. Am 18. Juni 1815 erfolgte die denkwürdige Schlacht bei Waterloo, in welcher W. Napoleon's wüthende Angriffe durch die größte Tapferkeit zurückwies u., in Vereinigung mit Blücher, die ganze französische Armee vernichtete und Napoleon's Schicksal schnell entfaltete. Nach diesem glänzenden Siege sendete ihm das Parlament eine Dankadresse und ließ ihm für 200,000 Pfd. Sterling ein Hotel zu London erbauen; fast von allen übrigen Monarchen wurde er mit Orden beschenkt. Nachdem er auf dem Wiener Congreß thätig gewesen war, nahm er seinen Platz im Oberhause ein und eröffnete damit seine staatsmännische Laufbahn, während welcher er ununterbrochen für die Vortheile der Aristokratie, doch nicht immer mit großem Geschick u. Glück, gekämpft hat. 1828 wurde er an die Spitze des Ministeriums gestellt, welches, ganz von toryistischen Grundsätzen geleitet, die Politik nach Aussen und die innere Verwaltung vernachlässigte. Doch setzte W., freilich von der Nothwendigkeit gedrungen, aber wohl gegen seine Ueberzeugung, die Emancipation der Katholiken durch (1829); aber schon im folgenden Jahre mußte er den Whigs weichen und sogar den Haß des Volkes gegen sich selbst in Excesse ausbrechen sehen. Dagegen fand die Reformbill in ihm einen hartnäckigen, erbitterten Widersacher. 1834 wurde ihm das Amt eines Kanzlers der Universität zu Oxford übertragen und noch in demselben Jahre übernahm er zum zweiten Male die Bildung und Leitung eines Ministeriums, ohne jedoch glücklicher zu seyn, als früher; die Whigs verdrängten ihn nach kaum sechs Monaten. Als Peel nach dem Sturze der Whigs im September 1841 sein Ministerium bildete, betheiligte W. sich auf's Neue an der Regierung, ohne ein bestimmtes Departement zu übernehmen. Zum Aerger der Hochtory's ließ er sich von seinen geistesverwandten Genossen für die Freihandelspolitik bestimmen. Mit der Auflösung des Cabinets im Juni 1846 zog sich auch W. zurück, obschon ihn die Whigs zu halten versuchten. — Als Staatsmann hat W. jedenfalls ungleich geringere Talente entwickelt, denn als Feldherr. Stolz, Hartnäckigkeit, Geldliebe, Standesvorurtheile befähigen ihn am wenigsten in den kritischen Zeitläufen der Gegenwart zu einer Stellung, welche Versöhnlichkeit, Milde, Unparteilichkeit, ein immer waches Auge und allzeit lebendiges Wohlwollen erheischt. Vgl. Arthur, Herzog von W., sein Leben als Feldherr und Staatsmann, nach Elliot und Clarke (Lpz. 1817), „W.s Dispatches and Correspondence during his campaigns from 1808 to 1814“ (12 Bde., London 1837—3[illegible]).

Wels, Scheide (Silurus glanis), ein großer Stromfisch mit einem breiten, platten Kopfe, weitem Maul, Kinnbacken voll Zähnen, 2 sehr langen Bartfasern am obern und vier kurzen am untern Kiefer, kleinen, weißen Augen mit zwei Gewächsen über solchen, als Hörner gestaltet, schwärzlich-grünem oder blauem Rücken, weißem Unterleibe, ist am ganzen Körper gefleckt, hat die Bauchflossen hinter den Brustflossen; er verzehrt alle Fische, ausser Karpfen, hält sich in trübem, schlammigem Wasser auf, sowohl in den Gebirgsseen, als Flüssen, vorzüglich in der Donau, Elbe und Weichsel und auch im Mittel- und schwarzen Meere; er laicht im Juni, wird zuweilen bei acht Ellen lang und bei drei Centner schwer. Die jungen W.e sind wohlschmeckend, die alten werden bisweilen geangelt und haben ein fast unverdauliches Fleisch; der Ober- und Vordertheil soll gekocht und das Uebrige gebraten am besten schmecken.

Wels, eine der schönsten, freundlichsten Landstädte Oberösterreichs, Hauptort des Hausruckviertels und Sitz des Kreisamtes, liegt am südwestlichen Ende der

„Welser Heide“ und am linken Ufer der Traun, so wie an der Salzburger Straße und der Linz-Gmundener Eisenbahn. Es ist von alten Wällen und Thürmen umgeben und hat zwei Vorstädte, einen geräumigen Marktplatz, eine Pfarrkirche mit Glasmalereien, zwei Schlösser — Burg Wels und Pollheim — ein Rathhaus, ein Regiments-Erziehungshaus, eine Haupt- und eine Mädchenschule, drei Siechenhäuser, Theater, Schießstätte, Casino, 5000 Einwohner. Handel mit Getreide, Bauholz und Obstbäumen, Expedition, Kattunfabrik, Papiermühle, Pulvermühle, eine Maschinenfabrik. Sehr gesucht ist das Welserbrod, eine Art Zuckergebäck. In der Nähe Lichteneck, Dorf und Schloß, mit Kupferhammer, Messingfabrik und Blechwalzwerk. — Zahlreiche Ausgrabungen u. Monumente erweisen, daß W. das römische Ovilabis. Im Mittelalter geboten hier die mächtigen Grafen von Wels, Lambach, Pütten ꝛc. (über diese s. Neuburg 2). Die Stadt ist ferner der Sterbeort des Kaisers Maximilian I. und des Herzogs Karl V. von Lothringen. mD.

Welschkorn, s. Mais.

Welser, eine ehemals berühmte, jetzt ausgestorbene Patrizier-Familie in Augsburg, deren Mitglieder stets angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt bekleideten u. von denen wir anführen: 1) W., Bartholomäus, einer der reichsten Kaufleute seiner Zeit, wurde für seine, dem Kaiser Karl V. geleisteten, Vorschüsse von 12 Tonnen Goldes zum Geheimerathe erhoben und erhielt die Provinz Venezuela in Südamerika als Pfand dafür. Mit drei in Spanien ausgerüsteten Schiffen nahm er das Land 1528 in Besitz, verlor es aber nach Karl's V. Tode wieder durch die Spanier und schickte nun ein Schiff auf eine Entdeckungsreise nach Ostindien, wovon das Tagebuch noch vorhanden ist. — 2) W., Philippine, Tochter des Patriziers Franz W. und Nichte des Vorigen, geboren zu Augsburg 1532, genoß von ihrer trefflichen Mutter eine sorgsame Erziehung und entwickelte in frühester Jugend seltene Geistesgaben. 1549 kam Erzherzog Ferdinand, zweiter Sohn Kaiser Ferdinand's I., auf den Reichstag nach Augsburg und wurde von ihrer außerordentlichen Schönheit so entzückt, daß er sie, da sie ihm ihre Gegenliebe nur auf gesetzmäßige Weise gewähren wollte, 1550 ohne Vorwissen seines Vaters und Oheims (Kaiser Karl V.) heirathete. Ersterer war Anfangs über diese Verbindung entrüstet und lange Zeit erlaubte er seinem Sohne nicht, vor ihm zu erscheinen. Diese Mißheirath machte auch im Auslande großes Aufsehen, während dem Ferdinand und Philippine in Zurückgezogenheit auf dem Schlosse Ambras in Tyrol lebten, sich einer äußerst glücklichen Ehe erfreuten u. Philippine durch ihre Schönheit und Herzensgüte Alle bezauberte, die sie näher kennen lernten. Nach einem Zeitraume von acht Jahren wagte es Philippine verkleidet, dem erzürnten Kaiser eine Bittschrift zur Aussöhnung mit seinem Sohne zu überreichen. Ihre Liebenswürdigkeit und Demuth rührten das Herz des Monarchen auf das Aeußerste, er nahm sie liebevoll auf, erklärte die Ehe und die daraus entsprossenen Kinder für legitim, doch durften sie nicht den erzherzoglichen Titel führen, sondern sich nur von Oesterreich und Markgrafen von Burgau u. Nellenburg nennen, welch' letztern Titel er auch Philippinen selbst zulegte. Ihren Vater aber erhob er nebst seinen Nachkommen in den Freiherrnstand mit dem Prädikate „von Zinnenberg“. Nach einer sehr glücklichen dreißigjährigen Ehe starb sie zu Innsbruck den 24. April 1580 und wurde daselbst in der Kreuzkirche beigesetzt, wo ihr Erzherzog Ferdinand ein kostbares Denkmal errichten ließ. Auch ehrte er unter anderen ihr Andenken durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae. Ihrem Gemahle hatte Philippine zwei Söhne geboren: Andreas von Oesterreich, Cardinal ꝛc. und Karl von Oesterreich (Markgraf zu Burgau), geboren 1560, vermählt mit Sibylla, Prinzessin von Jülich, gestorben ohne Erben 1618. — 3) W., Markus, geboren zu Augsburg 1558, studirte zu Rom unter Muret, wurde 1592 Rathsherr in seiner Vaterstadt, 1600 Stadtkämmerer und kaiserl. Rath und starb 1614 in sehr mittelmäßigen Umständen, weil er den größten Theil seines Vermögens zur Beförder-

ung der Gelehrsamkeit aufgeopfert hatte, deren Aufnahme ihm, einem aufgeklärten Kenner derselben, sehr am Herzen lag. Er selbst gab heraus: Rerum Augustanarum lib VIII, Augsburg 1594, deutsch von Engelb Werlich, Frankf 1595; Rerum Boicarum lib. V. a gentis orig. ad Car. M., Augsburg 1602; lib. VI, ed. J. C. Lippert, Augsburg; Epistolae etc., gesammelt: Opp. hist. et philol. sacra et profana, ex edit. Chris. Arnoldi, Nürnberg 1682; dabei sein Leben. Er beförderte auch die Sammlung von alten Inscriptionen, die J. Gruter veranstaltete, zum Drucke u. machte die berühmte **Peutinger'sche Tafel** (s. d.) bekannt.

Welt, ein Wort von mannigfacher Bedeutung; man versteht darunter: 1) den Inbegriff aller vorhandenen Dinge und deren Erscheinungen; (vgl. den Art. **Weltall**); 2) gebraucht man es im gemeinen Leben gleichbedeutend mit unserer Erde, daher die Ausdrücke: alte und neue W., anstatt alter und neuer Continent; W.-Umsegler statt Erdumsegler; W.-Kreis statt Erdkreis 2c.; 3) so viel als Kenntniß der Sitten und Gebräuche der höhern und feinern Gesellschaft und ein, dieser Kenntniß angemessenes Benehmen; in diesem Sinne sagt man z. B.: ein Mann von W.

Weltall oder **Universum** nennt man den Inbegriff **aller** Weltkörper, mit Einschluß der Erde und unsers Sonnensystems, das blos einen kleinen Theil der Gestirnsysteme ausmacht, aus denen das W. besteht. Man nimmt hiebei mit hoher Wahrscheinlichkeit an, daß jeder Fixstern eine Sonne, ähnlich der unsrigen, sei, um welche sich mehre dunkele Körper, unseren Planeten, Monden und Kometen ähnlich, bewegen. Die allgemeinen und besonderen Betrachtungen über das W. gehören der **Kosmologie** und **Kosmogonie** (s. dd) an. Durch Anschauung wissen wir weder von dem Wesen, noch von der unermeßlichen Größe des W.s Etwas; alle Vorstellungen darüber beruhen auf Analogie und Vernunftschlüssen, wobei wir von der Betrachtung des Erdballs und der mitverbundenen Planeten ausgehen und die Gesammtheit derselben in ihrem Verhältnisse zu der Sonne als Sonnensystem zur ersten Stufe machen, auf welcher das Weltgebäude mit seinen immer und immer neu hervorquellenden Fixsternen, bunten Sonnen, und jede ein Sonnensystem, zu unendlicher Höhe sich emporwölbt, vor welcher da, wo sie noch zu begreifen ist, der menschliche Verstand zusammenschauert. Auch unter diesen, nicht zu zählenden, nicht zu messenden Sonnensystemen findet, — so schließen wir nach der Erfahrung — eine gewisse Ordnung, eine gegenseitige Beziehung u. Einwirkung statt, so daß sie zusammen ein wohlgeordnetes Ganzes, das **Weltsystem**, ausmachen. (Diejenige unter allen hieher gehörigen Hypothesen, welche den größten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist das, nach **Copernikus** (s. d.) so genannte, **Copernikanische Weltsystem**.) In diesem unermeßlichen Raume aber herrscht ewige Bewegung, eine Ruhe, ein Stillstand in den millionenfachen Umkreisungen aller Himmelskörper und dennoch ewige, unverrückte Ordnung und das mächtige Band, das diese ewige Unveränderlichkeit erhält, ist die allgemeine Schwere; sie umzieht das W. wie eine Kette und verbindet es zu einem Ganzen. Alle Spekulationen über die Entstehung und die möglichen Schicksale des W.s in der Zukunft sind müßig; denn mit ihnen überschreitet der menschliche Geist die angewiesenen Bahnen und ergibt sich dem trüglichen Spiele der Phantasie.

Weltaxe, nennt man eine Linie, welche man sich durch den Mittelpunkt der Erdkugel und von da durch das ganze Weltgebäude denkt, um welche sich dasselbe herumzudrehen scheint. Die beiden äussersten, unbeweglichen Punkte nennt man die **Weltpole**, oder auch die **Weltangeln**.

Weltbürgersinn, s. **Kosmopolitismus**.

Weltgeistliche oder **Weltpriester** (clerici saeculares), auch **Laienpriester**, **Leutpriester**, heißen, im Gegensatze zu den Ordensgeistlichen (clerici regulares), diejenigen Geistlichen in der katholischen Kirche, welche keinem geistlichen Orden angehören.

Weltgericht, s. jüngster Tag.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel, steht dem Binnenhandel entgegen u. umfaßt die Verhältnisse, in welchen die einzelnen Staaten der Erde in Bezug auf den Austausch ihrer Waaren zu einander stehen. Er ist unstreitig der mächtigste Hebel der Industrie, wie er an sich selbst ein Erzeugniß der menschlichen Bedürfnisse ist und von der Vorsehung selbst angewiesen zu seyn scheint. Denn jedes Land hat seine eigenthümlichen Produkte, welche es an andere abgeben kann, während ihm selbst manches Wünschenswerthe wieder abgeht und deßhalb sind schon in den frühesten Zeiten die Menschen zum auswärtigen Verkehre übergegangen und haben ihren Ueberfluß gegen ihre Bedürfnisse eingetauscht. Besonders war die Schifffahrt hiebei das bequemste Mittel und der gesteigerte Absatz mußte stets die Bestrebungen vergrößern, sowie die etwaige Concurrenz zu immer größerer Vervollkommnung der Produkte antreiben. Jedes Land muß nämlich streben, die Bilanze für sich zu haben und, indem so das eine dem andern sogleich seine rohen Produkte überläßt, sucht dieses wieder durch Verarbeitung derselben sich einen ausgedehnten Wirkungskreis zu verschaffen, so daß eben in dem beständigen gegenseitigen Absatze der Geist der Betriebsamkeit erregt und genährt und das Betriebskapital vergrößert wird, während der Binnenhandel den Besitzstand desselben nur verändern kann, für die Erweiterung desselben aber nicht geeignet ist und nur als Detailhandel des W.s diesem eine größere Bedeutung verleiht. Näher auf diese Verhältnisse einzugehen, ist hier nicht der Ort, sowie wir auch in Bezug auf den W. der einzelnen Staaten auf die besonderen Artikel verweisen müssen, unter denen das Nöthige bereits angegeben ist.

Weltmeer, s. Meer.

Weltsystem, s. Weltall.

Weltumsegelung, d. h. Erdumsegelung. Die erste W. fand im Anfang des 16. Jahrhunderts statt, indem Magelhaens (s. d.), um einen westlichen Weg nach den Molukken zu suchen, am 20. September 1519 von Spanien aus in die See ging und am 27. November 1520 die nach ihm benannte Meerenge passirte und in den stillen Ocean einlief. Magelhaens wurde zwar auf der Insel Matan am 26. April 1521 erschlagen, eines seiner Schiffe aber, Vittoria, geführt von Sebastian del Cano, langte am 6. September 1522 in Spanien glücklich an und hatte so die längste Reise gemacht, die je stattgefunden. Die zweite W. trat 1577 der Engländer Francis Drake (s. d.) an. — Die dritte W. unternahm 1586 der Engländer Thomas Cavendish (s. d.) und vollendete sie in zwei Jahren zwei Monaten, also in kürzerer Zeit, als seine Vergänger. 1593—1596 umschiffte der Engländer Richard Hawkins die Erde. 1598 unternahm der erste Niederländer, Olivier van Noort, eine Reise um die Erde. — Die, auf diesen Reisen gemachten, Entdeckungen waren verhältnißmäßig dem Aufwande an Kräften nicht entsprechend, was davon herrührt, daß die Erdumsegler meist einerlei Strich über den Australocean hielten und in den Gegenden, welche Muth und Beharrlichkeit erforderten, gemeiniglich in elenden Umständen ankamen. — Wichtiger waren die Entdeckungen, welche im 17. Jahrhunderte durch zwölf W. herbeigeführt wurden; am wichtigsten sind davon die drei Reisen von William Dampier (s. d.), nach dessen Angaben sich die späteren Reisenden richteten. — Im 18. Jahrhunderte wurden mehr als 20 W. gemacht und zwar die erste, auf welcher nicht blos kaufmännisches Interesse, sondern auch wissenschaftliche Zwecke verfolgt wurden, von dem Engländer John Byron (s. d.) 1764—1766. — Den 15. Dezember 1766 unternahm der erste Franzose eine W., Louis Antoine de Bougainville (s. d.) und kehrte den 16. März 1769 zurück. Sehr wichtig waren in diesem Jahrhundert die W. von Anson (s. d.), Lapeyrouse (s. d.), die drei von Cook (s. d.) unternommenen und die von Vancouver (s. d.). — Im 19. Jahrhundert gehören die Erdumsegelungen *nicht* mehr zu den großen Weltereignissen, da fast kein Jahr mehr vergeht, daß

nicht die Schiffe aller Nationen im großen Ocean sich kreuzen, was jetzt, nach der Entdeckung des Goldreichthums von Californien, nur noch mehr zunehmen wird. Die erste W. mit einem österreichischen Schiffe unternahm Nicolas Baudin (s. d.). Der erste russische Erdumsegler war Krusenstern (s. d.), 1803—1806. Zu den wichtigeren W.en im gegenwärtigen Jahrhundert gehören noch die zwei von Kotzebue (s. d.), eine von Freycinet (s. d.) und drei von Dumont d'Urville (s. d.). An diese wissenschaftlichen und von Staatsschiffen vollführten Erdumsegelungen reihen sich die von Schiffen, welche Privatpersonen gehören, meist wegen Handelszwecken unternommenen, Reisen um die Welt an, unter denen sich vier preußische W.en auszeichnen: die Reise des Mentor unter Harmsen 1822—1824; Reise der Prinzeß Louise unter demselben 1825—1829; Reise desselben Schiffes unter Wendt 1830—1832 und nochmals unter demselben Führer 1832—1834. E. Buchner.

Weltweisheit (Sapientia saecularis) nannten die Theologen im Mittelalter, namentlich seit Papst Gregor dem Großen, im Gegensatze zu der auf die Offenbarung gegründeten, positiven Theologie, die Philosophie.

Wendekreise (Tropici) sind die beiden Tagekreise, welche die Sonne am längsten und kürzesten Tage (im Jahr) um die Erde beschreibt, also die beiden Kreise um die Himmelskugel, welche von den Solstitialpunkten (s. d.) beschrieben werden. Auf der Erdkugel denkt man sich W. in einer Distanz von 23° 27′ von dem Aequator nord- und südwärts gezogen und sie schließen folglich die heiße Zone ein.

Wendeltreppe, 1) eine solche Treppe, deren Wangen entweder um eine Säule, oder nach einer Schraubenlinie, bisweilen auch in einem Vier- oder Sechsecke fortgehen. Spindeltreppe heißt eine W., welche in der Mitte eine Spindel, d. h. eine runde, vier- oder sechseckige Säule hat; Hohltreppe dagegen die W., bei der die Spindel eine gewundene Wange formirt. Es gibt auch Oval- und Schneckentreppen. Die W. haben nur den einzigen Vortheil, unter allen Treppenarten den geringsten Raum einzunehmen, so daß sie also nur da, wo nicht viel Raum vorhanden, angelegt werden. Dagegen lassen sie sich nur unbequem besteigen, nicht gut erleuchten, bringen die auf ihnen herabsteigenden Personen leicht in Gefahr, zu fallen und gewähren einen nur sehr schwierigen Transport von Meubeln u. s. w. Allen diesen Fehlern sucht Palladius dadurch abzuhelfen, daß er der W. einen Durchmesser gibt, von welchem ein Drittel der Spindelraum, zwei Drittel beide Stufen an den Seiten erhalten, die W. selbst aber ohne Spindel, d. h. also mit hohler Rundung construirt. In neuester Zeit macht man bekanntlich eiserne W.n von großer Eleganz. — 2) W., Gattung der Kammkiemenschnecken, gebildet aus Arten der Gattung Mondschnecke, kenntlich an dem spitz auslaufenden Gewinde und an einer, durch die letzte Windung vollständig gebildeten, runden Mündung, die mit einem (bei alten Thieren stufenförmigen) Wulste umgeben ist. Arten: ächte W. (S. pretiosa, S. vera, Turbo scalaris); die Windungen berühren sich nicht und sind nur durch die Wulste verbunden, so, daß man zwischen ihnen durchsehen kann; weiß (oder blaß braungelb), gesucht und zumal bei der Größe von 2 Z. theuer, von den ostindischen und den Küsten der Berberei; unächte W. (S. communis, Turbo clathrus) mit sich berührenden Windungen gemein, u. a. m. Von einigen W.n kommen Versteinerungen vor.

Wenden, der Name derjenigen slawischen Stämme, welche sich in Deutschland niedergelassen haben, von Tacitus Venedi genannt. Ein Theil davon trennte sich, nahm Polen, Schlesien, Böhmen, die Lausitz ein, breitete sich theils nach Pommern, Preußen, Litthauen rc. hinaus, theils auch nach dem südlichen Deutschland bis an die Gränzen Italiens. Jedoch bestanden sie damals aus sehr vielen, theils größeren, theils kleineren Völkerschaften. Von den W. im nördlichen Deutschland gab es besonders zwei Hauptstämme, nämlich die Wilzen und Obotriten. Nach vielen Unruhen, die sie auch den sächsischen Herzogen

verursachten, stiftete Gottschalk 1047 das wendische Reich, das, aus 18 Provinzen bestehend, nun unter den sächsischen Herzogen und den deutschen Königen stand. Er vertilgte das Heidenthum, zog sich aber dadurch Unzufriedenheit und einen meuchelmörderischen Tod (1066) zu. Ein allgemeiner Aufstand aller wendischen Nationen drohte zwar eine gänzliche Wiedereinführung des Heidenthums; allein Gottschalk's Sohn, Heinrich, stellte 1105 jenes christliche Reich wieder her und auch die östlichen W. unterwarfen sich nun bald. Nach mehren Empörungen der wendischen Stämme gab der deutsche Kaiser Lothar II. das wendische Königreich 1126 dem Herzoge von Schleswig, Knud, zu Lehen, der aber (1131) von dem dänischen Prinzen Magnus, sowie auch dieser 1134 ermordet wurde. Das wendische Reich zerfiel jetzt in kleinere Staaten und auf den Trümmern des wendisch-bevellischen, oder welzischen Reiches errichtete mehre deutsche Reichsfürsten neue Staaten; so legte auch der nordsächsische Markgraf Albrecht der Bär durch seine Eroberungen in den wendischen Landen den ersten Grund zur Macht des brandenburgischen Hauses. Der nördliche, oder obotritische Theil unter wendischen Beherrschern, von Deutschland und sächsischen Herzogen abhängig, wurde von Heinrich dem Löwen, der es besiegte, unter seine Kriegsmänner vertheilt, durch Deutsche und Flanderer bevölkert, auch von ihm die Grafschaft Schwerin errichtet; jedoch wurde nach Heinrich's Fall ein Theil des wendischen Landes nachher von der sächsischen Hoheit befreit. In der Folge kam der größte Theil an Dänemark. Die heutigen W., welche hauptsächlich in der Lausitz wohnen und dann auch den nördlichen Theil von Pommern, zwischen der Ostsee und Westpreußen, inne haben, haben noch Vieles von ihrer vorigen Lebensart, Sprache, Tracht ꝛc. übrig behalten, wodurch sie sich von ihren deutschen Nachbaren gar sehr unterscheiden. Die alten W. waren ein großes, nervigtes Volk, führten kein Nomadenleben, sondern sie bauten sich Häuser, nach und nach Dörfer und Flecken, hatten nicht bloße Thierfelle, sondern leinene und wollene Zeuge zu Kleidern; sie trieben Ackerbau u. Viehzucht und waren auch in ihrem Charakter nicht wild. Gastfreundschaft übten sie in hohem Grade aus. Sie verehrten viele Götter, den Bilbog, Wodan, Swantewit ꝛc. Ihre Priester hießen Pupen, Pepen u. s. w. — Ein anderer Stamm der W., richtiger aber Winden genannt, wohnte in Steyermark, Kärnthen u. Krain u. scheint ein Gemisch aus mehren slavischen Völkerschaften zu seyn.

Wendt, Johann Amadeus, Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie in Göttingen, geboren den 29. September 1783 zu Leipzig von dürftigen Eltern, besuchte die dortige Thomasschule und empfing von Rost und Reichenbach philologische Bildung, sowie von dem Musikdirektor des Gewand-Haus-Concertes unentgeldlichen Unterricht in der praktischen und theoretischen Musik. 1801 wählte er zu seinem Fakultätsstudium die Theologie; allein die ersten Versuche auf der Kanzel fielen nicht gut aus. Die Vorlesungen des Psychologen Carus äußerten größere Anziehungskraft, so daß er der Philosophie und besonders der Kunstwissenschaft sich vorzugsweise zu widmen entschloß, wozu der Aufenthalt in Dresden im Winter 1806 Vieles beitrug. Als Hauslehrer in einer adeligen Familie begleitete er seinen Zögling auf die Universität und repetirte mit diesem sogar Fächer der Rechtswissenschaft. 1807 verließ er diese abhängige Stellung, betrat 1808 die akademische Laufbahn u. ward 1811 außerordentlicher Professor der Philosophie. 1816 zum ordentlichen Professor erhoben, wurde W. zugleich Redakteur des Leipziger Kunstblattes 1817—18, des Taschenbuches zum geselligen Vergnügen und ließ mehre Aufsätze in das Morgenblatt, Zeitung für elegante Welt, in die Leipziger und Berliner musikalischen Zeitungen einrücken. Mit dem Tode Bouterwek's überkam er 1829 das specielle Lehrfach der Aesthetik und Geschichte der Philosophie. Die Zahl seiner Zuhörer war jedoch unbedeutend, indem sein Sprachorgan schwach war und die allzu sichtbare Anstrengung bei seinem Vortrage etwas Peinliches an sich trug. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit Ausarbeitung einer allgemeinen

Aesthetik, die aber unvollendet geblieben ist u. deren Herausgabe kaum zu hoffen steht. Er starb an Nervenlähmung den 15. Oktober 1836. Nächst seinen akademischen Programmen erschienen von ihm: „Grundzüge der philosophischen Rechtslehre," 1811. Gegen seine Ansichten über die Pythagoräische Philosophie trat Reinhold in Jena auf unter dem Titel: Beiträge zur Erläuterung der Pythagoräischen Metaphysik, 1827. Rossini's Leben und Arbeiten, Leipzig 1824. Ueber Zweck, Mittel, Gegenwart und Zukunft der Maurerei, Leipzig 18[illegible]. Das beliebte Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, gab er neu heraus u. es wurden davon mehre Auflagen nothwendig. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst, im Laufe der Weltgeschichte dargestellt, Leipzig 1831, wovon auch eine schwedische Uebersetzung gemacht wurde. Neuer deutscher Musen-Almanach, von ihm fortgesetzt. Die Religion an sich und in ihrem Verhältnisse zur Wissenschaft, 1813. Endlich „über den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland, Göttingen 1836. Cm.

Wenrich, Johann Georg, Professor der biblischen Literatur an der k. k. protestantisch-theologischen Lehranstalt zu Wien und wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften daselbst, wurde den 13. Okt. 1787 zu Schäßburg in Siebenbürgen geboren, wo sein Vater, Georg W., Steuereinnehmer war. Das Gymnasium absolvirte er in seiner Vaterstadt und bezog 1805 das protestantische Lyceum zu Hermannstadt, wo er sich auf die philosophischen und theologischen Wissenschaften verlegte. 1807 bekam er die Lehrerstelle der lateinischen Sprache an demselben Lyceum, begab sich aber schon 1809 zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, wo er sich unter Aryda's Leitung besonders dem Studium der semitischen Sprachen widmete. 1812 erhielt er den Ruf zur Professur der griechischen, hebräischen und römischen Literatur an das Lyceum zu Hermannstadt, wurde 1815 zum Conrektor ernannt und vertauschte die philologische Lehrkanzel gegen die der philosophischen und mathematischen Wissenschaften. 1818 zum Rektor des Lyceums ernannt, hielt er auch Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der Theologie und politischen Geschichte. Als 1821 die protestantisch-theologische Bildungsanstalt zu Wien gegründet wurde, erhielt W. die Professur der biblischen Literatur und war der Erste, der in Wien Vorlesungen über die Sanskritsprache und ihre Literatur hielt. Er starb plötzlich am 15. Mai 1847. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch Gründlichkeit und philologische Tiefe aus. De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis, Arabicis, Armeniacis Persicisque commentatio, gr. 8, Leipzig 1842 (wurde von der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen mit dem Preise gekrönt). — De poëseos Hebraicae atque Arabicae origine, indole mutuoque consensu atque discrimine commentatio, gr. 8., Leipzig 1843 (erhielt von der k. Societät der Inschriften und schönen Wissenschaften in Paris den Preis). — Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adjacentibus, Sicilia maxime, Sardinia atque Corsica gestarum commentarii, gr. 8., Leipzig 1845 — Johann Wächter, als Mensch, als Diener des Staates und der Kirche, Wien 1831, 8. — Jakob Glatz, eine biographische Skizze, Wien 1834, 8. u. m. a., worunter besonders seine, 1846 zu Wien im Auftrage der Londoner Bibelgesellschaft gedruckte, hebräische Bibelausgabe noch zu nennen ist. W.

Wenzel, 1) W., Herzog von Böhmen, Heiliger und Martyrer, war der Sohn des Herzogs Wratislaw, eines tapfern und tugendhaften Fürsten und der Drahomira, einer noch dem Heidenthume ergebenen, stolzen u. grausamen Frau. Seine Großmutter väterlicher Seits, Ludmilla, wünschte ihn bei sich zu haben, um ihn frühzeitig zu einem christlichen Lebenswandel zu bilden, was Wratislaw auch gerne gestattete. Der junge W. entsprach den Bemühungen Ludmilla's und seines Lehrers Paulus vollkommen u. bewies schon von Kindheit an ausserordentliche Liebe zur Tugend. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf der Schule zu Budweis und war dabei immer sanftmüthig, der Sinnlichkeit abgetödtet und stets bewaffnet gegen Alles, was die Reinheit [illegible]

Seele hätte beflecken können. — W. war noch sehr jung, als er seinen Vater verlor. Drahomira ließ sich als Reichsverweserin erklären u. wüthetet nun grausam gegen die Christen. Ludmilla sah mit tiefem Schmerze diese Uebel über Böhmen hereinbrechen und drang in W., daß er die Zügel der Regierung ergreifen möchte. Um jedoch allem Zwiste zuvorzukommen, theilte man das Land unter die zwei Söhne Wratislaw's, so daß Boleslaw einen beträchtlichen Landstrich erhielt, der nach ihm Boleslavia genannt wurde. Drahomira, in Wuth über diese neue Anordnung, schlug sich auf die Seite ihres Sohnes Boleslaw, den sie in dem Heidenthume erzogen u. ihm mit ihrem Hasse gegen das Christenthum auch ihren Ehrgeiz und ihre Grausamkeit eingeflößt hatte. W. war von ganz entgegengesetzter Gesinnung. Treu den in früher Kindheit empfangenen Lehren, führte er ein gottesfürchtiges Leben und strebte immer mehr nach der christlichen Vollkommenheit. Sein ganzes Trachten ging dahin, Frieden, Gerechtigkeit und Religion in seinen Staaten fest zu begründen; seine Gottseligkeit war ihm eine aufrechthaltende Stütze in allen Prüfungen, womit der Himmel seine Heiligung vollendete. — Drahomira suchte unablässig, unterstützt von einer mächtigen Partei, die schwarzen Plane auszuführen, die sie entworfen hatte. Zuerst wollte sie Ludmilla aus dem Wege räumen, deren Rath W. in Allem befolgte. Da diese hievon Kenntniß erhielt, bereitete sie sich ruhig zum Tode vor. Sie vertheilte ihre Güter unter die Armen und empfing, nachdem sie ihren Enkel zur muthvollen Vertheidigung der Religion vermahnt hatte, die heil. Sakramente der Buße und des Altares. Die von Drahomira abgeschickten Meuchler fanden sie im Gebete vor dem Altare in ihrer Kapelle knieend, wo sie wüthend über sie herfielen und sie mit ihrem eigenen Schleier erwürgten. Man verehrt sie in Böhmen am 16. September als eine Märtyrin. W. vernahm mit größter Bestürzung diese grausame That und, was seinen Schmerz noch vermehrte, war der Gedanke, daß das Verbrechen, das er beweinte, von seiner Mutter begangen worden. Er goß indessen blos vor Gott sein mit Wehmuth erfülltes Herz aus und flehte, dessen Fügungen anbetend, beständig um die Bekehrung derjenigen, der er, nebst ihm, das Leben zu verdanken hatte. Radislaus, Fürst von Baurzim, einem Nachbarlande von Böhmen fiel in die Staaten des Heiligen mit einem mächtigen Kriegsheere. W., der den Frieden wünschte, ließ ihn durch einen Abgeordneten fragen, was ihn zu diesem Schritte verleite und erbot sich, ihm, wenn er ihn beleidigt habe, Genugthuung zu leisten und ihn zu befriedigen, wofern er Nichts begehre, was seiner Religion oder dem Wohle seiner Unterthanen zuwider sei. Radislaus gab dem Gesandten die übermüthige Antwort: das einzige Mittel, den Frieden zu erhalten, sei, wenn er ihm Böhmen abtrete. W. rückte nun, zu den Waffen gezwungen, dem Feinde entgegen. Als sich die zwei Heere gegenüberstanden, ließ der Heilige, um das Blut einer Menge Unschuldiger zu verschonen, dem feindlichen Fürsten anbieten, die Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden. Radislaus willigte in das Anerbieten; die zwei Fürsten schritten im Angesichte ihrer Heere einander entgegen, um unter sich durch eigene Waffen den Streit zu beendigen. Der Herzog von Böhmen, dessen Waffenrüstung sehr leicht war, bezeichnete sich mit dem hl. Kreuze und ging muthvoll auf seinen Gegner los. Als aber Radislaus ihn mit einem Wurfspieße zu durchbohren gedachte, gewahrte er, nach der Erzählung der böhmischen Geschichtschreiber, zwei ihn schützende Engel; worauf er seine Waffen niederlegte, sich zu den Füßen des hl. W. warf, um Verzeihung flehend und ihm überließ, die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Als Kaiser Otto I. zu Worms einen Reichstag hielt, erschien W. zuletzt, weil er sich unterwegs, um seine Andacht zu befriedigen, aufgehalten hatte. Einige Fürsten äusserten hierüber ihr Mißvergnügen; der Kaiser empfing ihn aber sehr ehrenvoll, hieß ihn neben sich sitzen und versprach, ihm Alles zu gewähren, was er begehren würde. Der Heilige verlangte indessen nichts Anderes, als einen Theil der Reliquien des hl. Vitus und hl. Sigismund, Königs von Burgund. Einige Geschichtschreiber sagen, Otto habe ihm die Königswürde ertheilt, mit dem

Vorrecht, den Reichsadler auf seiner Fahne zu führen und habe sein Reichslehen von allen Abgaben befreit. Der fromme Herzog lehnte aber den Königstitel ab, der ihm jedoch von jener Zeit an in Otto's und der Reichsfürsten Schreiben immer beigelegt wurde. W. ließ ehrfurchtsvoll die Reliquien des hl. Vitus und des hl. Sigismund in die Kirche zu Prag übertragen, die er daselbst erbaut hatte. Er wollte auch, daß der Leib der hl. Ludmilla in eine Kirche derselben Stadt versetzt würde, die sein Vater hatte erbauen lassen u. die den Namen des hl. Georg trug. Sein Eifer, den Unordnungen des Adels Einhalt zu thun und die Unterdrückten zu beschützen, hatte ihm manche Feinde zugezogen, die sich mit Drahomira und Boleslaus gegen ihn verbanden. Man faßte sogar den abscheulichen Plan, ihn aus dem Wege zu räumen und wußte das schwarze Vorhaben unter dem Scheine der Freundschaft zu verhüllen. Als dem Boleslaus ein Sohn geboren worden, lud er und seine Mutter den Herzog ein, die Freude dieser glücklichen Begebenheit durch seine Gegenwart zu vermehren. W. begab sich ohne das mindeste Mißtrauen zu seiner Mutter und seinem Bruder, die ihn auch mit täuschenden Beweisen der Zuneigung empfingen. Das Fest war prachtvoll. In der folgenden Nacht ging W., nach seiner Gewohnheit, in die Kirche. Boleslaus folgte ihm auf Anstiften seiner Mutter dahin und als die von ihm bestellten Meuchler über seinen Bruder herfielen, durchbohrte er denselben mit seiner Lanze. Diese schreckliche Frevelthat wurde den 28. September 936 verübt. Kaiser Otto ließ ein Kriegsheer nach Böhmen rücken, um den Tod des hl. W. zu rächen; der Krieg dauerte mehre Jahre. Als Otto den Boleslaus überwunden hatte, begnügte er sich mit dessen Unterwerfung und mit dem Versprechen, die verbannten Priester zurückzurufen, die christliche Religion wieder aufblühen zu lassen und einen jährlichen Schoß zu zahlen. Drahomira endete, kurz nach der Ermordung ihres Sohnes, ihr Leben auf elende Weise. Die am Grabe des Heiligen geschehenen Wunder setzten Boleslaus in Schrecken und er ließ deßhalb den Leib seines Bruders in die St. Veitskirche zu Prag versetzen, wo er noch in einem prachtvollen Sarge aufbewahrt wird. Jahrestag: 28. September. — 2) W. IV., König von Böhmen und römischer König (als Kaiser ist er nie gekrönt worden), Sohn u. Nachfolger Kaisers Karl IV., geb. zu Nürnberg 1361, bestieg den deutschen Thron 1378 und erweckte Anfangs die größten Hoffnungen. Er schien in demselben Geiste, wie sein Vater, fortregieren zu wollen; als ihn aber eine Pest aus Böhmen nach Aachen vertrieb, erwachten in ihm Stolz, Prachtliebe und Verschwendungssucht, die ihn bald allen Deutschen verächtlich machten. Da er die Juden gegen seine böhmischen Unterthanen begünstigte, brach ein Aufruhr aus: man bemächtigte sich seiner und schloß ihn 1394 in ein enges Gefängniß ein. In einem Anfalle von Wahnsinn ließ er den Beichtvater seiner Gemahlin, Johann von Nepomuk (s. d.), in die Moldau werfen. Seine Grausamkeit führte zu einem neuen Aufruhr und zur abermaligen Einkerkerung in Prag. Nachdem er sich durch List glücklich aus dem Gefängnisse gerettet hatte und wieder zur Regierung gekommen war, fuhr er fort, auf die alte Weise zu leben, bis endlich König Sigmund von Ungarn, sein Bruder, Böhmens sich bemächtigte und ihn in einen Thurm zu Wien setzen ließ, aus dem er abermals entwischte. Die deutschen Reichsfürsten entsetzten ihn 1400 seiner Würde, der er jedoch erst 1410 entsagte. Er regierte sofort noch in Böhmen auf die alte Weise und starb den 16. August 1419, ohne Kinder zu hinterlassen.

Wenzel, Karl, Arzt, geboren im April 1769 zu Mainz, wo sein Vater, Joseph Franz W., kurfürstlicher Hofgerichtsrath und Professor der Medizin war, erhielt Privatunterricht, besuchte dann die Universität in Mainz, begann das Studium der Medizin 1786 und wurde daselbst 1791 zum med. Dr. promovirt. Gemeinschaftlich mit seinem ein Jahr ältern Bruder, Joseph W., der den 14. April 1808 als Professor an der medizinischen Schule in Mainz starb, unternahm W. nun eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Oesterreich, Oberitalien und die Schweiz, von wo er erst 1793 zurückkehrte, Anfangs in Mainz

praktizirte, 1795 aber als praktischer Arzt nach Frankfurt übersiedelte. 1811 wurde W. als Professor der Anatomie und Chirurgie an die Universität nach Königsberg berufen, zog aber vor, in Frankfurt zu bleiben und wurde daselbst 1812 zum Professor an der medizinischen Spezialschule und zum fürstlich primatischen Geheimenrath, sowie später zum Stadtaccoucheur ernannt. Er starb den 18. Oktober 1827. — Von W.'s Schriften sind die wichtigeren: „Ueber die Krankheiten des Uterus", mit 24 Tafeln, Mainz 1816; „Allgemeine geburtshülfliche Betrachtungen und über die künstliche Frühgeburt", Mainz 1818; „Ueber die Krankheiten am Rückgrathe", mit 8 Tafeln, Bamberg 1825. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Joseph schrieb er: „Ueber den Kretinismus", Wien 1802; „Die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut", mit 6 Kupfertafeln, Mainz 1810. E. Buchner.

Werbung, diejenige Art der Ergänzung eines Kriegsheeres, nach welcher, im Gegensatze zur Conscription (s. d.), die Mannschaft gegen Handgeld freiwillig in den Militärdienst eintritt. — Die W. fand schon in den ältesten Zeiten statt und erhielt sich bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Im 17., noch mehr aber im 18. Jahrhunderte bildete sich indessen aus der ursprünglichen freien W. ein förmliches System des Zwanges und der List heraus. Fast alle größere deutsche Staaten, besonders aber Oesterreich und Preußen, hatten damals eigene Anstalten zur W., die oft von den Regimentern, oft von den Inspektionen der Truppen abhingen. Jedes derselben sendete einen Hauptmann (Werbehauptmann), der wieder einige Offiziere (Werbeoffiziere) und handfeste Unteroffiziere (Werbeunteroffiziere) und Soldaten zu seinen Gehülfen hatte. Diese Personen insgesammt wurden Werber u. ihre Stationen Werbebureaux (Werbedepot) genannt. Jedes derselben hatte eine eigene Werbecasse, aus der die, bei der W. vorkommenden, geheimen Ausgaben, die Werbegelder rc. bestritten wurden. Jedem Werbecommando war eine besondere Stadt (Werbeplatz), der die werbungsfreien Orte, d. h. die mit der W.-Freiheit privilegirten Städte, entgegengesetzt waren, angewiesen, von wo aus sie ihre Manipulationen begannen. Ging es redlich zu, so erfolgte eine förmliche Capitulation, d. h. ein eigener Vertrag, in welchem Handgeld und Dienstzeit streng bestimmt wurde und der dann von dem Capitulanten richtig gehalten werden mußte; sehr oft wurde aber kein solcher geschlossen, oder nicht gehalten. Diese Werbplätze lagen meist im eigenen Gebiete; sehr oft hatten aber auch die größeren Staaten sich bei kleineren die Gestattung der W. in ihrem Gebiete ausgewirkt und zahlten dafür eine Summe an den Landesherrn, oder maskirten dies durch Ernennung desselben zum General, Ertheilung eines Regiments und jährliche Zahlung der dem Inhaber bestimmte Gage. Auf solchen Werbeplätzen wandten nun die Werbeoffiziere die unerlaubtesten Mittel und gröbsten Täuschungen, ja, oft den verbrecherischesten Betrug an, um Unerfahrene in ihre Netze zu locken. — Jetzt ergänzt sich nur noch das englische Heer auf dem Wege der W.; andere Heere haben nur noch einzelne geworbene Regimenter (wie die Schweizerregimenter in neapolitanischen und päpstlichen, sonst auch in französischen, niederländischen, spanischen und anderen Diensten, die französische Fremdenlegion u. a.) in Dienst, ergänzen auch ihre Reihen zum Theil durch wirkliche freiwillige W., indem jetzt die Neuangeworbenen nicht mehr durch List und Zwang zum Dienste vermocht werden.

Werdenfels, Ruine eines Schlosses in Oberbayern, welches der ehemaligen Grafschaft und dem jetzigen Landgerichte W. den Namen gab, liegt im Loisachthale, auf einem Vorberge des majestätischen Kramer (6067 Fuß), eine halbe Stunde vom Marktflecken Garmisch. Die Zeit der Erbauung ist unbekannt, wie der Name des ersten Besitzers. Im 13. Jahrhunderte hatten die Burg die Grafen von Eschenlohinne. Berthold, dieses Hauses Letzter, verkaufte 1294 seine Grafschaften Mittenwald und Partenkirchen nebst dem Schlosse W. an das Hochstift Freising, welches die angeführten Besitzungen unter dem neuen Namen

„Grafschaft W.“ vereinigte. Nachdem selbe 500 Jahre unter dem Krummstabe gestanden, ging sie durch den bekannten Reichsdeputations-Hauptabschluß von 1803 an die Krone Bayern über. Noch erwähnen wir, daß in den Kerkern des Schlosses W. um das Jahr 1590 eine ganze Schaar von Weibspersonen gefangen saß, beschuldiget des Bundes mit dem Teufel und verdammlicher Zauberei. Ueber 50 dieser Unglücklichen lieferte der von einer barbarischen Gesetzgebung unterstützte Aberglaube jener Zeit an den Galgen oder auf den Scheiterhaufen. Diesen schauderhaft großartigen Hexenprozeß führte der Werdenfelsische Pfleger Kaspar Poißl von Atzenzell. — Vgl. „Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen ꝛc. Schönheiten“, 45. u. 46. Heft. mD.

Werder, eine niedrige, durch Alluvion gebildete Insel in einem See oder in einem Flusse. W. entstehen oft durch plötzliches Schmelzen des Eises in den hochgelegenen Quellen der Flüsse und im Sommer, wenn schwerer Regen plötzlich viele Erde in höheren Gegenden losreißt, indem sich diese Masse an die Stellen setzt, wo der Strom weniger reißend ist. Eine andere Entstehungsursache ist, wenn sich ein Fluß an einer Stelle in mehre Arme zu theilen anfängt, denn W. nennt man in solchem Falle das, zwischen den Flußarmen gelegene, von den verschiedenen Strombetten in der Regel nicht unter Wasser gesetzte Land. Sie sind in den Niederströmen häufiger, als in den Oberströmen und werden oft, wenn ein Flußbett allmälig durch langsamen Fluß sich erhöhet, wiederum landfest.

Werff, Adrian van der, ein berühmter niederländischer Maler, geboren zu Kralingerambacht bei Rotterdam 1659, wurde, wegen frühzeitig sich in ihm zeigenden Talentes zum Zeichnen, von seinem Vater zu Cornelius Picolet, einem Portraitmaler, von diesem aber in die Schule des berühmten Eglon van der Neer geschickt, bei welchem letztern er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17. Jahre selbstständig auftrat und mit vielem Beifalle malte. In Folge seiner Verheirathung 1687 in Rotterdam erhielt er den Zutritt zu der sehr ansehnlichen Gemäldesammlung des Bürgermeisters Six, wo er durch Studien nach guten Mustern seinen Styl auszubilden und zu veredeln Gelegenheit fand. Der damalige Kurfürst von der Pfalz besuchte den Maler in seiner Werkstätte zu Rotterdam auf seiner Reise durch Holland und lud ihn ein, unter sehr günstigen Bedingungen in seine Dienste zu treten; W. schlug jedoch dieses Anerbieten aus und machte sich nur verbindlich, mit einem Gehalte von 4000 Gulden, des Jahres sechs Monate für ihn zu arbeiten, die er später auf neun Monate ausdehnte und dadurch seinen Gehalt bis auf 6000 Gulden erhöhte. Unterdeß kaufte ihm der Kurfürst die meisten der Gemälde, die er in den übrigen drei Monaten fertigte, zu hohen Preisen ab, machte ihm häufig kostbare Geschenke und erhob endlich seine und seiner Frau Familie in den Adelstand. Mehre Fürsten besuchten ihn in seiner Werkstätte; der Regent von Frankreich zahlte ihm für ein Urtheil des Paris 5000 Gulden und ein Engländer für zehn Gemälde 33.000 Gulden. Er malte Bildnisse, kleine Historien, Gesellschaftsstücke, einzelne Figuren ꝛc. Man bemerkt in seinen Gemälden einen hohen Schwung, eine richtige Zeichnung, viel Verstand in den Gewändern, sowohl was die Faltenordnung, als den Ausdruck der Stoffe betrifft und eine schöne Verbindung des Ganzen; allein das Fleisch, welches er malte, ist nicht lebhaft genug, fällt etwas ins Gelbe und hat einen Schein, wie Elfenbein. — Auch mit der Baukunst befaßte er sich und entwarf den Riß zur Börse in Rotterdam. Man ging von demselben in einigen Stücken ab und jeder Punkt, wo man seinen Riß verließ, soll ein Fehler seyn.

Werkmeister, Benedikt Maria Bernhard von, württembergischer katholischer Oberkirchen- u. Schulrath, geboren den 22. Oktober 1745 zu Füßen in Allgäu, erhielt den Elementar-Unterricht in der lateinischen Sprache von dem Kantor in Schongau, kam 1764 als Noviz in die Reichsabtei Neresheim u. bald darauf in das Kloster Benediktbeuern, wo er das philosophische Studium begann. 1769 zum Priester geweiht, war er bis 1772 auch Novizenmeister und

hielt für die jungen Ordensprofessen philosophische Vorträge, welche er 2 Jahre lange noch an dem damals bischöflichen Lyceum Freysing fortsetzte. 1774—77 begleitete W. das Amt eines Sekretärs des Reichsprälaten, Bibliothekars und Archivars des Klosters und führte 4 Jahre lange das Direktorium über die höheren und niederen Studien in Freysing, wo er zugleich die Professur des Kirchenrechtes inne hatte. 1784 berief ihn Herzog Karl von Württemberg als Hofprediger nach Stuttgart. In der dortigen katholischen Hofkapelle beabsichtigte er verschiedene Aenderungen in dem katholischen Cultus, namentlich durch Einführung des deutschen Kirchengesanges und unterstützte diese kirchlichen Reformen durch sein eindringlich wirkendes Predigertalent. Eine Sammlung der, in dieser Zeit von ihm gehaltenen, Predigten erschien 1815 in 3 Bänden. Seit 1787 stellten sich in Folge von Hämorrhoidalbeschwerden Schwindel und Congestionen gegen den Kopf ein, so daß er nur mit außerordentlicher Kraftanstrengung sein Predigeramt fortführen konnte. Eine Erholungsreise 1790 über Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Karlsruhe und der Besuch trauter Freunde stärkte ein wenig die angegriffene Gesundheit und er schrieb damals den Unterricht über die Sakramente für seine Schüler in der Karlsakademie (in der Ulmer Jahresschrift mit Zusätzen abgedruckt), allein es sollte dieß seine letzte Arbeit seyn. Die Blutwallungen kehrten mit verstärkter Gewalt zurück, bewirkten furchtbare Kopfschmerzen u. Herzklopfen, so daß er selbst im Briefschreiben oft gehindert wurde. Der Tod des Herzogs Karl wirkte auch nachtheilig auf seine amtliche Stellung; der Bruder und Nachfolger des Verlebten, Ludwig Eugen, ließ ihn gar bald seine Abneigung und Ungnade empfinden; er erhielt 1794 seine Entlassung mit der kärglichen Pension von 300 fl. Eine beabsichtigte Audienz wurde ihm abgeschlagen; dagegen nahm sich Freih. Christian Heinrich von Palm des Gekränkten an und ließ ihm durch den Professor Drück eine jährliche Pension von 300 fl. anbieten, auf so lange, bis er eine andere Versorgung erhalten haben würde. Von dieser großmüthigen Einladung machte indeß W. keinen Gebrauch, indem er des Prälaten von Neresheim Erlaubniß, in seiner Abtei frei und unentgeldlich stets einen Zufluchtsort zu haben, mit Dankbarkeit annahm. Im Mai 1794 langte er in diesem Asyle an; die Klosterbibliothek gab ihm reiche Geistesnahrung und die sorgenfreie Muße wirkte auch höchst wohlthätig auf Besserung seiner Gesundheit ein. Herzog Ludwig ließ es indeß bei dem Prälaten nicht an Vorwürfen fehlen, daß er einen so heterodoxen Menschen, wie W., so begünstige; allein 1795 starb der Herzog Ludwig u. nach einjährigem Aufenthalte in Neresheim zog W. wieder nach Stuttgart und erhielt von dem neuen Herzoge Friedrich sogar die frühere Hofpredigerstelle; jedoch zog er die, 1796 erledigte, Pfarrei Steinbach vor, worüber sein warmer Gönner von Palm das Patronat-Recht übte. 1807 ward er, mit Beibehaltung seiner Pfarrei, als geistlicher Rath nach Stuttgart berufen, erhielt 1810 das Ritterkreuz des Civilverdienstordens, trat als Mitglied in das neue Censur-Collegium, 1816 in den Schul- und Kirchenrath für katholische Angelegenheiten, 1817 in den Oberstudienrath, mit dem Orden der württembergischen Krone geschmückt. Seine Opposition gegen Mystik und starren Autoritätsglauben ließ ihn jedoch auch oft die heilsamen Schranken überschreiten und seine Angriffe auf das Cölibat, Unauflöslichkeit des Ehebandes, liturgische Anordnungen u. a. m. waren nicht immer gerechtfertigt. Er erreichte das hohe Greisenalter von 78 Jahren u. starb am 16. Juli 1823. Ausser vielen Programmen und Gelegenheits-Predigten: Gesangbuch 1784, 4. Auflage 1797. Beiträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie, 1789. Freimüthige Untersuchung über die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche, 1792. An die unbescheidenen Verehrer der Heiligen, besonders Mariä, 1801. Neues Gebetbuch für aufgeklärte Christen, 1802. Vorschlag, wie in der deutschen katholischen Kirche die Priesterehe allmälig einzuführen ist, 1803. Bemerkung, ob die Ehescheidung nach Schrift und Geschichte der ältesten Kirche erlaubt sei

oder nicht? 1806. Gesangbuch, 1807. Predigten, 1815. Deutsches Ritual, 1811. Viele Aufsätze im Constanzer Archiv und in der Ulmer Jahresschrift für Theologie und Kirchenrecht. Cm.

Wermeland, eine Provinz Schwedens, an der Nordseite des Wenersees, im Osten von Nerike, im Nordosten von Dalekarlien und im Westen von Norwegen begränzt. Das Klima ist, wie in ganz Mittelschweden, kalt, rauh, aber rein und gesund, der Ackerbau nicht sehr lohnend. In den südlichen Gegenden am Wenern gibt es zwar recht fruchtbare Striche, die hinreichend Korn erzielen, aber der ganze nördliche Theil der Provinz hat nichts als Waldung. Die Hauptkornfrüchte sind Roggen und Hafer; der Wermeländer ist in der Regel Haferbrodesser. In der Umgegend von Carlstad wird auch Tabak gebaut. Die Forste sind vorzüglich mit Fichten, Kiefern und Birken, südwärts gegen den Wenern auch mit Buchen bestanden und ziemlich reich an Wald. In den Seen und Flüssen gibt es Fische in Menge. Die Viehzucht beschäftiget sich hauptsächlich mit Rindvieh und Schafen. — Der Bergbau geht auf Eisen, wovon jährlich etwa 80,000 Schiffspfund gewonnen werden; außer dem Hüttenbetriebe zeigt sich aber wenig Kunstfleiß. Die Ausfuhr besteht in Eisen, Schiefer, Mastbäumen, Balken, Brettern. — Die Wermeländer (150,000) sind genügsame, gutmüthige und frohsinnige Leute; unter ihnen leben in einigen Kirchspielen Finnen als Kolonisten. Hauptstadt der Provinz ist Carlstad am Wenersee. Zu Christinehamn findet im März einer der größten Märkte Schwedens statt; hier werden in Eisen höchst bedeutende Geschäfte gemacht. Der berühmteste Marktplatz in W. aber ist Ombergsheden, wo im September eine vielbesuchte Messe gehalten wird. — C. P. Hallström: Svea Rikes Staatskunskap. mD.

Wermuth (Art hemisia absynthium L.), eine Pflanze aus der Ordnung der Syngenesisten, die im größten Theile Europa's einheimisch ist u. auch angebaut wird. Das mit einem silbergrauen Filz überzogene Kraut, sowie die zahlreichen, in Traubenform geordneten Blumenköpfchen, mit eingeschlossenen gelben Blümchen, riechen widrig, gewürzhaft und schmecken höchst bitter. Die Bitterkeit hängt weniger von einem ätherischen Oele, als von einem eigenthümlichen Bitterstoffe ab, dessen Natur harzartig zu seyn scheint. Ein Theil des abgesonderten Bitterstoffes theilt 60,000 Theilen Wassers eine noch bemerkbare Bitterkeit mit. Thiere, die das Kraut fressen, geben sehr bittere Milch und bekommen ein bitteres Fleisch. Man wendet den mit W. versetzten Branntwein bei Magenkrämpfen als Hausarznei an, die aber zuweilen noch Kopfweh dazu macht. Kindern reibt man mit Oel, das damit gekocht worden, den Bauch ein, um die Würmer zu vertreiben, was im gemeinen Leben öftere Anwendung, als es wirklich geschieht, finden könnte. Man muß nur nicht mit solchen Mitteln warten, bis eine andere hinzugekommene Krankheit den Gebrauch derselben unnütz macht, oder gar verbietet. — W.-Liqueur wird bereitet, indem man 2 Loth getrocknetes, oder eine Hand voll frisches W.-Kraut, ein Loth Zimmt und ½ Loth Muskatenblüthe mit 5 Quart Franzbranntwein und ¾ Quart Wasser übergießt, das Gemische einige Wochen lange digeriren läßt, dasselbe sodann abgießt, den Rückstand ausdrückt und den Liqueur mit Zucker versüßt und filtrirt. NN.

Werner, 1) Abraham Gottlob, berühmter Mineralog, geb. den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, Sohn des Inspektors der dortigen gräflich Solms'schen Eisenhüttenwerke, aus einer, seit fast drei Jahrhunderten mit dem praktischen Eisenhüttenwesen beschäftigten Familie, kam 1759 in die Waisenhaus-Schule zu Bunzlau und wurde 1764, als er diese verließ, zum Hüttenschreiber ernannt und seinem Vater in Wehrau als Gehilfe beigegeben, mit der Bestimmung, desselben Nachfolger zu werden. 1768 mußte W., seiner schwächlichen Gesundheit wegen, nach Karlsbad, auf welcher Reise er durch Freiberg kam u. hier aufs Lebhafteste für das Bergbauwesen eingenommen wurde. 1769 kam er auf

die Bergakademie in Freiberg; 1771 begab er sich auf die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Rechtskunde zu widmen. Noch vor seinem Abgange von der Universität, 1774, veröffentlichte er seine „Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Fossilien", welche seinen Studien die weitere bestimmte Richtung gab. 1775 wurde er als Inspektor und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunst an die Bergakademie in Freiberg berufen; 1792 zum Bergcommissionsrath und Mitglied des Oberbergamts in Freiberg ernannt, 1799 aber zum Bergrath. Er starb den 30. Juni 1817 zu Dresden, wohin er sich seiner Krankheit wegen begeben hatte. — W. ist wegen seiner Verdienste um die Classifikation der Mineralien als der Schöpfer der wissenschaftlichen Mineralogie zu erachten; durch seine Bemühungen und Forschungen wurde aber auch die Geognosie zur selbstständigen Wissenschaft. Er hat mehr durch das lebendige Wort, als durch Schriften für die Ausbildung der Mineralogie gewirkt. Seine zahlreichen Schüler, die eine eigene Schule bilden, sind in der ganzen Welt zerstreut und haben allenthalben W.s Lehre verbreitet. Große Verdienste erwarb sich W. auch um die Bergakademie in Freiberg, die zunächst durch ihn ihren wohlverdienten Ruf erlangte und die Hochschule für die wissenschaftlich gebildeten Bergbauer aller Länder wurde. — W. schrieb, ausser einigen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften: „Kurze Classifikation und Beschreibung der Gebirgsarten", Dresden 1787. — „Neue Theorie über die Entstehung der Gänge", Freiberg 1791. — „Verzeichniß des Mineraliencabinets des Berghauptmanns Pabst von Ohain", 2 Bde., Freib. 1791—92. — W.s ausgezeichnete Sammlungen verblieben der Bergakademie in Freiberg. Ihm zu Ehren nennt sich die in Edinburgh gestiftete Gesellschaft „Wernerian natural history society" u. führt W.s Brustbild im Siegel. — S. Frisch: „Lebensbeschreibung A. G. W.s", Leipzig 1825. — Hasse T. E., „Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste W.s", Dresden u. Leipzig 1848. E. Buchner. — 2) W., Zacharias Friedrich Ludwig, eine merkwürdige Erscheinung neuerer Zeit, geboren den 18. Nov. 1768 zu Königsberg, wo sein Vater Universitätsprofessor war, aber leider schon starb, als der junge W. erst 13 Jahre alt war. 1784 begann er seine juristischen und kameralistischen Studien in Königsberg, hörte auch die Vorlesungen Kant's und huldigte allen Genüssen, welche ein wildbewegtes Studentenleben zu bieten pflegt. 1793 wurde er Sekretär bei der Domainenkammer zu Petrikau, bald darauf erhielt er ein gleiches Amt zu Warschau, welch letzterer Ort für den lebensfrohen W. ein sehr angenehmer Aufenthalt war. Hier schloß er, nachdem zwei vorausgegangene Ehebündnisse aufgelöst worden waren, eine dritte Verbindung mit einer jungen Polin, die ebensowenig deutsch verstand, als er polnisch. — 1801—4 lebte er in seiner Vaterstadt Königsberg, wohin ihn die andauernde Kränklichkeit seiner Mutter rief, deren Todestag (24. Februar 1804) durch eine gleichnamige dramatische Dichtung W.s berühmt geworden ist. Im Frühlinge 1804 kehrte er mit seiner Gattin auf seinen Posten nach Warschau zurück und lebte nun in näherem Umgange mit dem genialen E. T. Hoffmann, bis er 1805 eine Anstellung in Berlin als geheimer expedirender Sekretär erhielt. — Hier erfolgte die Trennung von seiner dritten Frau, woran W.s wilde Genußsucht meist Schuld gewesen seyn mag. Nun lebte er meist auf Reisen, ging von Berlin über Prag nach Wien und München, wo er Jacobi und Schelling kennen lernte, reiste dann über Frankfurt nach Köln und von hier nach Gotha in die Nähe eines hochgebildeten Fürsten. 1807 sah er in Jena Göthe u. kehrte nach dreimonatlichem Aufenthalte in Weimar 1808 nach Berlin zurück. Die damalige Franzosenherrschaft mißfiel unserem Dichter und er begann sein Reiseleben wieder, zunächst nach der Schweiz sich wendend. Hier machte er bei einem Volksfeste zu Interlacken die Bekanntschaft der geistreichen Frau von Staël, hielt sich dann in Paris und Weimar auf, erlangte von dem hochherzigen Gönner der Wissenschaften u. Künste, Karl von Dalberg, Großherzog von Frankfurt, die Zusicherung einer Pension u. von dem Großherzoge Ludwig von Hessen-Darmstadt

den Hofrathstitel. — Auf einer Reise nach Italien verweilte er 14 Monate in Coppet, dem reizend gelegenen Landgute der Frau von Staël, das zu jener Zeit auch A. W. von Schlegel's Aufenthalt war. Im November 1809 ging er über Turin u. Florenz nach Rom und trat hier den 19. April 1811 zur katholischen Kirche über, deren Priesterstande anzugehören nun W.s Wunsch war. Mit Uebereinstimmung des Fürsten Primas, K. von Dalberg, trat er 1814 in das Seminarium zu Aschaffenburg ein, wurde bald nachher zum Priester geweiht u. legte im August dieses Jahres, während der Congreß zu Wien versammelt war, in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie Proben seines eminenten geistlichen Rednertalentes ab. 1816—17 lebte er bei dem Grafen Cholonievski in Podolien, wurde auf dessen Verwendung Ehren-Domherr von Kaminiec und erhielt durch die Freigebigkeit des Großherzogs Carl August von Weimar die Pension, welche er früher von Dalberg genossen hatte. 1821 trat W. zu Wien in den neu auflebenden Redemptoristenorden, verließ aber auch bald wieder diese religiöse Genossenschaft u. war nun einer der beliebtesten u. eifrigsten Kanzelredner Wiens. Er starb dort, an den Folgen seines Seeleneifers, den 18. Januar 1823 und wurde zu Enzersdorf am Gebirge beerdigt. Selten hatte wohl die Natur so viel Talent in einem Manne vereinigt, wie bei W.; eine überschwengliche Phantasie, die nur zu leicht die übrigen Seelenkräfte beherrschte, ein reiches, dichterisches Gemüth, das sich bis zur höchsten Begeisterung erheben konnte, aber auch häufig genug nach dem Dunkeln und Mystischen haschte und ein Redner-Talent, welches, an die begeisterten Glaubensboten der Vorzeit mahnend, mehr zum Gemüthe, als zum Verstande sprach, zeichneten jenen Mann in seltenster Weise aus. Mit den größten der Zeitgenossen verkehrte er, stand in den Reihen der Jünger der romantischen Schule und eröffnete die Schicksalstragödien, worin Houwald und Müllner ihm nachfolgten. Dieser vielseitige geistige Verkehr hat den größten Einfluß auf W. gehabt und wir möchten ihn nicht ganz von dem Vorwurfe freisprechen, den man den Romantikern gemacht hat, „daß sie den Katholizismus wohl bekannten, aber nicht erkannten.“ Das Schwankende in seinem Charakter, das Suchen nach nicht auffindbarem Idealen, ist bei W. auch nach seinem Uebertritte zum Katholicismus geblieben, darum vermissen wir an ihm jene gänzliche Demüthigung und Selbstverläugnung, wie sie an den beredten Sendboten des christlichen Mittelalters so herrlich hervortritt. Immerhin aber bleibt W. eine großartige Erscheinung auf dem Gebiete deutscher Poesie und deutscher Kanzelberedtsamkeit und einer jener wenigen Männer, welche aus einer Zeit des glattesten und nüchternsten Rationalismus sich gerettet und einer christlichen Welt- und Lebensanschauung zugewendet hatten. W.s Schriften sind: Gedichte, Königsb. 1789; Die Söhne des Thals; dramatisches Gedicht, Berlin 1803; Das Kreuz an der Ostsee, Trauerspiel, Berlin 1806; Martin Luther, oder die Weihe der Kraft, Tragödie, Berlin 1807; Attila, König der Hunnen, Tragödie, Berlin 1808; Wanda, Königin der Sarmaten, Tragödie, Tübingen 1810; Klagen um Louise von Preußen, Rom 1810; Kunigunde die Heilige, Schauspiel, Lpzg. 1815; Der 24. Februar, Trauerspiel, Leipzig 1815, 2. Ausg. 1819; Die Mutter der Makkabäer, Tragödie, Wien 1820. (S. W.s letzte Lebenstage, Wien 1823). C. Pfaff.

Wernigerode, Grafschaft (5 □ Meilen mit 18,000 Einwohnern) in der preußischen Provinz Sachsen, welche als Standesherrschaft den Grafen von Stolberg-Wernigerode gehört und jetzt einen Kreis des Regierungsbezirkes Magdeburg bildet. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Holzemme und am Zillchenbache, in einer schönen Bucht des Harzes, welche an den nördlichen Fuß des Brocken (s. d.) sich schmiegt, und besteht aus der Altstadt, der Neustadt u. der Vorstadt Nöschenrode. Man findet hier ein Gymnasium und ein Waisenhaus, auch fehlt es nicht an Gewerbsamkeit und Verkehr. Es werden geistige Getränke gebrannt, Essig gebraut, Tücher, Tabak und Cichorien bereitet. 5500 Einwohner. Ueber der Stadt, auf einem 827' hohen, zum Theil bewaldeten

Berge erhebt sich das Schloß. Merkwürdig sind dort der Speisesaal mit einer vollständigen Bildergallerie des gräflich Stolberg'schen Geschlechtes, die Wasserleitung, die Bibliothek, welche 2000 Bibelausgaben enthält, das reichhaltige Naturalienkabinet, der große Thiergarten. Die nächsten Umgebungen W's bieten mannichfache Naturschönheiten dar. — Das Geschlecht der Grafen von W. gehörte zu den ältesten von Norddeutschland. Die Chronikschreiber gedenken seiner schon unter den Vierherren und den zwölf Gutmännern oder Gaugrafen des viergespaltenen Sachsenvolkes, und Eginhart erwähnt seinen Namen unter den Harzgrafen, welche als Kampfgefährten des tapfern Wittekind mit Karl des Großen Hülfe die sorbischen Wenden an der Saale und Elbe in einer grimmen Schlacht besiegten. Als der letzte Graf von W., Heinrich, 1429 ohne Erben starb, fiel sein Besitzthum laut früherer Verträge an das Haus Stolberg (s. d.). Bei den deutschen Reichstagen hatten die Grafen von Stolberg-Wernigerode Sitz und Stimme auf der Wetterauischen Reichsgrafenbank. Durch den Tilsiter Frieden von 1807 kam W. unter das Königreich Westphalen, die Wiener Kongreßakte stellte es aber wieder unter Preußen. mD.

Wernike, Christian, ein witziger Epigrammatist, 1660 in Preußen (der Ort ist unbekannt) geboren, studirte zu Kiel die Rechte, reiste in Holland, Frankreich und England, lebte längere Zeit in Hamburg und starb als dänischer Staatsrath und Resident zu Paris 1720. Seine Sprache ist oft rauh und hart, aber seine Sinngedichte züchtigen mit Nachdruck und scharfer Geißel die Thorheiten der Welt. Auswahl von Rammler (1780); Versuch in einem Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten (1704); Hans Sachs (eine Satyre auf Postel) u. m. a.

Werra, s. Weser.

Werst, die russische Meile, enthält 500 Saschen, oder 1500 Arschinen, oder 24,000 Werschock, oder 3285 $\frac{5}{12}$ Pariser Fuß. 6 $\frac{1}{10}$ W.e bilden eine geographische Meile und 104 $\frac{1}{3}$ W.e gehen auf einen Grad des Erdäquators.

Werth bezeichnet den innern Gehalt einer Sache und zwar bald im Verhältnisse zu der Menge anderer Gegenstände, welche man dafür bekommen kann (Tausch-W.), bald in Beziehung zu der Menge des Geldes, welches dafür zu haben ist (Geld-W. oder Preis). Wie im Verlaufe der Zeiten das Geld zur Handelswaare geworden war, erhielt auch dasselbe noch einen besondern W. gegen Geld von anderem Schlage und Gehalte (Cours-W.). — Man hat unter dem W.e im allgemeinen Sinne den eingebildeten (affectionis pretium) und den wahren W. (verum pretium) zu unterscheiden gesucht und bei letzterem wiederum den allgemeinen oder Marktpreis (commune pretium) vom besondern W.e unterscheiden wollen. Streng genommen besteht aber jeder Werth in etwas Eingebildetem. Man rechnet daher im eigentlichen Sinne zum eingebildeten W.e den, welchen nur Einer oder Wenige dafür annehmen, wie den eines Kunstwerkes, oder eines, durch einzelne Seltenheit oder Schönheit ausgezeichneten Gegenstandes; für den wahren W. aber den, welchen Alle, oder doch die Meisten dafür anerkennen. Der W. der Arbeit heißt Lohn (merx, praemium) und, als Vermögenszuschuß angesehen, Gewinn. Berechnet man den W. einer Sache nach dem jährlichen Gewinne, der daraus zu ziehen ist, so hat man den Capital-W. In Beziehung auf Immobilien, bei denen noch ein auf Grund und Boden basirtes Gewerbe betrieben wird, sondert man den Grund-W. (welchen das Grundstück allein hat) vom W.e des Geschäftes, als einer rentirenden Unternehmung und bei dieser wieder das Anlage- oder Betriebscapital vom W.e der producirten Gegenstände und Vorräthe. Man legt heut zu Tage zur W.-Bestimmung jederzeit das Geld zu Grunde und, um auch eine Vergleichung des Geldes gegen Geld möglich zu machen, so wird im Handel eine Normalmünze zum Grunde gelegt, welche daher weder steigend, noch fallend seyn kann, indem vielmehr die anderen Münzsorten darnach verglichen und für höher oder niedriger gefunden werden.

ıszeichneten, daß sie den Namen „Methodisten“, „Sakramentirer“ und „frommer lub“ erhielten. Sie zogen sich aber durch strenges Fasten und genaue Beobhtung der Religionspflichten auch Spott und Tadel zu. W. ging 1735 nach merika, um die Indianer zu bekehren, kam 1737 nach England zurück und breite seine Lehre von der seligmachenden Gnade aus, die er von den Herrnhutern tlehnt hatte. In mehren Methodisten-Gemeinden, über die W. die Aufsicht hrte, wurden heftige Bekehrungen gewöhnlich, die von Verzuckungen und epiptischen Zufällen begleitet waren. Auf seinen Reisen im Lande, wo er öfters s Tages drei bis viermal predigte, erhielt er eine Menge von Anhängern, ftete Gesellschaften in verschiedenen Theilen des Reichs und sah sich und seine litarbeiter als außerordentliche Werkzeuge Gottes an. Seine Gehülfen wurden ıs Laien genommen und er stand nun an der Spitze einer neuen Sekte, die sich verschiedenen Societäten, denen Prediger mit seiner Bewilligung vorgesetzt aren, gebildet hatte. Unter freiem Himmel predigte er zuerst in der Vorstadt n Bristol 1739, nachdem Whitefield, ebenfalls ein berühmter Methodistenprediger, it seinem Beispiele vorangegangen war. W. ging auch nach Schottland und :land und gewann überall viele Anhänger, mußte aber auch viele Verfolgıgen über sich ergehen lassen, ohne darum in seinem Eifer zu erkalten u. seiner artei immer mehr Consistenz zu geben. Jedes Jahr reiste er auf 8000 Mei- ı in den drei Königreichen umher und seine gränzenlose Thätigkeit endigte ſt mit seinem Leben, den 28. Februar 1791. Eifer für das allgemeine este und Herrschsucht waren Hauptzüge in W.'s Charakter. Alle seine Handngen sollten zur Ehre Gottes und die größte Offenheit in seinem Reden und hun sichtbar seyn. Alle Oerter zum Vergnügen wurden von ihm vermieden. ie christliche Vollkommenheit, seine Hauptlehre, scheint darauf abzuzielen, daß ın zu jeder Lebenszeit einen Zustand erreichen kann, worin man nicht blos von ndlichen Handlungen, sondern von der wahren Natur und dem Wesen der ünde, von allen unregelmäßigen Begierden, Leidenschaften und Neigungen be- :it ist und dieser Zustand kann in einem Augenblicke durch Glauben erhalten :rden. Die Reisen der Prediger sind der von ihm gestifteten Sekte fast allein ıen. W. hat außerordentlich viel geschrieben; Noten über das alte und neue :stament, Abhandlung über die Erbsünde, Arminianisches Magazin, Gedanken er den Sklavenhandel u. viele andere Werke mehr. Er gehört nicht zu den engchen Autoren vom ersten Range; allein seine Werke haben unendlich viel Gutes stiftet und werden auf die Nachwelt kommen. Sein äußeres Betragen war ır gefällig und angenehm. Seine natürliche Heftigkeit war durch die Religion mildert. Nichts war ihm leichter, als angethanes Unrecht zu vergeben. Die Entltsamkeit und Mäßigkeit wurde von ihm übertrieben. Seine Freigebigkeit war änzenlos. Ungläubige und Freidenkende verachtete er; in seinen Controversschriften ır er übrigens mäßig. Vgl. Southey, „Life of W. and the rise and proess of methodism“, London 1820, deutsch von Krummacher, 2 Bde., Hamrg 1828. — Sein Bruder, Charles W., geboren 1708, kehrte 1736 schon ch England zurück, wirkte ebenfalls mit größtem Eifer für die Ausbreitung des ethodismus und starb 1788.

Wespen (Vespariae), Familie aus der Ordnung der Hautflügler; die berflügel sind doppelt gefaltet, der Körper ist glatt, mit schwarzen und gelben uerstreifen, die Augen ausgeschweift, die Fühlhörner geknict, am Ende verdickt, : Kinnbacken stark und ausgezähnt, die Weibchen und Geschlechtlosen haben ıen starken Giftstachel. Arten: Mauer-W. (Vespa muraria); die Zunge ist drei Lappen getheilt, an der Spitze mit Drüsenpunkten besetzt, der Bauchtheil sehr entwickelt, auf der Brust sind zwei rostrothe Flecke, auf dem schwarzen interleibe vier gelbe Streifen, kommt an Größe der Biene fast gleich. Im Juni hrt sie ein 2—4 Zoll tiefes Loch in die Erde oder eine Mauer und fügt mit oßer Geschicklichkeit eine etwas gebogene Erd- oder Sandröhre daran. Daıein legt sie ein Ei und zwölf lebendige Raupen, von denen die Larve [illegible]

stellte, welchem W. bei dem Einrücken der Franzosen die wesentlichsten Dienste leistete. Seine Vermählung mit der Tochter des Frankfurter Banquiers Mühler brachte ihn jedoch bei der österreichischen Aristokratie in den Ruf des Liberalismus, so daß er sich bald darnach auf seine Güter in Böhmen und am Rhein zurückzog. Später wurde er zum Gesandten am Berliner Hofe ernannt und leitete im Norden Deutschlands die geheimen Maßregeln gegen das drückende Joch der Fremden, wie es Hormayr (s. d.) in Tyrol, im Veltlin und in der österreichischen Schweiz that und nur die größte Klugheit und die Freundschaft des französischen Gesandten, Grafen von Saint-Marsan, hielt ihn von Schritten zurück, wodurch er Napoleon's Rache auf sich gezogen haben würde. 1811 ging er als Gesandter nach München und legte daselbst den ersten Grund zu der Versöhnung des bayerischen Hofes mit dem zu Wien, stiftete 1813 den Bund zwischen England und Oesterreich, nahm am ersten und zweiten Pariser Frieden, sowie am Wiener Congreß den wesentlichsten Antheil, trat der Central-Commission zur Organisirung der von Oesterreich neu erworbenen Provinzen bei und war nicht ohne Einfluß auf den Gang des Frankfurter Bundestages. Hierauf lebte er gegen 10 Jahre von Geschäften gänzlich entfernt, weil ihn seine, wiewohl bedingte, Vertheidigung der Preßfreiheit und die des 13. Artikels der Bundesakte in Bezug auf die landständischen Verfassungen verdächtigt hatte. Nach der Julirevolution von 1830 wurde er indessen wieder zum Gesandten am königlich niederländischen Hofe ernannt und wohnte auch den Londoner Conferenzen bei, verließ aber den Staatsdienst bald nachher wieder und kehrte nach Freiburg im Breisgau in's Privatleben zurück. Noch einmal berief ihn nach den revolutionären Ereignissen in Oesterreich und nach dem Sturze Metternich's, 1848, das Vertrauen Kaiser Ferdinand's an die Spitze der Geschäfte. W. folgte dem Rufe mit aller Hingabe eines ächten Patrioten, aber der im Alter schon vorgerückte Mann fühlte sich dem Strome der Ereignisse nicht mehr gewachsen und trat nach kurzer Zeit von dem schwierigen Posten, den er weder gesucht, noch gewünscht hatte, wieder zurück.

Wessobrunn, Pfarrdorf im Landgerichte Weilheim des Kreises Oberbayern, mit 510 Einwohnern, von denen mehre als geschickte Stukaturer, Maurer und Zimmerleute jährlich auf Arbeit auswandern. Hier ward der große Rechtsgelehrte und historische Sammler Benedikt Finsterwalder, Geheimschreiber und Konsulent des österreichischen Prälatenstandes geboren. — Stifter der aufgelösten Benediktinerabtei W. war Herzog Thassilo II. um 753. Anfangs war mit selber auch ein Frauenkloster verbunden und eine Nonne desselben, Diemode, machte sich durch ihre ausgezeichnet schöne Handschrift und durch ihre Freundschaft mit der Prophetin Herluka in Bernried berühmt. Die Manuscripte der Klosterbibliothek befinden sich jetzt in München, darunter das bekannte altdeutsche „Wessobrunner Gebet" aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammend. W. Wackernagel hat es 1827 in Berlin herausgegeben. mD.

West, Benjamin, geboren 1738 zu Springfield in Pennsylvanien, kam 1760 zu seiner Ausbildung nach Italien und 1763 nach England, wo seine Bilder großen Beifall fanden u. ihm die Gunst des Königs verschafften u. erwarb sich in seiner einflußreichen Stellung große Verdienste um die Förderung der Kunst durch Gründung der königlichen Kunstakademie 1768 und seine thätige Mitwirkung an der Errichtung der British Institution. Er starb 1820 zu London. W. war ein wissenschaftlich durchgebildeter Künstler, von anregendem und bildendem Einflusse, doch ohne geniale künstlerische Begabung. Seine geschätztesten Arbeiten sind: „Nelson's Tod", „Christus im Tempel heilend", „Der Tod auf dem fahlen Pferde" ec.; weniger Beifall fand sein „Lear" für die Shakespeargalerie.

Westenrieder, Lorenz von, verdienter bayerischer Geschichtsforscher, geheimer geistlicher Rath in München, geboren am 1. August 1748 zu München von einer alten angesehenen Bürgerfamilie. In den Schulen der Jesuiten erhielt er seine

wissenschaftliche Vorbildung. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ward ihm die Lehrstelle der Poesie in Landshut und ein J.hr später die gleiche in seiner Vaterstadt verliehen. 1758 trat die bay ri che Akademie ins Leben, und mit Witz und Theilnahme beschreibt W., wie die Jesuiten sich ihrer Aufnahme widersetzten und entgeg n zu wirken sucht n. Ueber seinen 1775 geschriebenen „Inbegriff der Religion" wurde er nach Freising zur Verantwortung gezogen und mußte seinen unwissenden Richtern wegen seiner Berufung auf Jerusalem auseinandersetzen, daß er nicht die hl. Stadt, sondern den berühmten Abt Jerusalem gemeint habe. Kaum angehört, wurde er verhaftet und nur durch des Kurfürsten ernsten B.fehl erhielt er die Freiheit wieder. Durch seine Popularität gewann W. in den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens allgemeine Aufmerksamkeit, deren keiner seiner süddeutschen Zeitgenossen sich rühmen konnte. Die deusche Sprache that durch ihn in Bayern einen Riesenschritt vorwärts und die „Leiden des guten Jünglings Engelhof" machten nicht viel geringeren Eindruck, als Göthe's empfindsamer Werther. W. kannte die Würde des höchsten Styls und seine „Erinnerungen über die Ursachen des allzugeringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lektüre der alten klassischen Autoren erhält", machten viel Aufsehen. Nicht weniger wurden seine treffenden Gelegenheitsschriften, mit ächt praktischem Scharfsinne abgefaßt, mit Begierde und Interesse gelesen, z. B. „Untersuchung über den Werth, den die Griechen und Römer auf öffentliche Denkmale, auf religiöse und bürgerliche Feste setzten und wozu sie selbe benützten", 1777; „Die Einleitung in die schönen Wissenschaften"; „Die Gewissensfragen: warum in den Schulen mehr Wissenschaft, als Weisheit gelernt wird?"; „Warum die Früchte der Schulverbesserung so langsam reifen?"; „Warum gute Köpfe so seltsame Köpfe sind?"; „Warum der Einfluß der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten des Volkes so gering ist?"; „Warum es so wenig Schriften für das Herz gibt?"; „Die Sittlichkeit ist im Verfall, nicht die Religion?". — W. betrieb die schönen Wissenschaften und bildenden Künste als Vorschule der Geschichtschreibung und eiferte für das deutsche Schauspiel, als für eine Schule der Sprache und Sitten. Er versuchte sich selbst im Lustspiel 1774 durch „Die zwei Kandidaten" und 1776 im Drama durch „Mark Aurel". Bevor 1785 „Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk" erschien, schickte er gleichsam als Einleitung voraus „Erdbeschreibung der bayerisch-pfälzischen Staaten 1784" und seit 1779 wirkte er durch seine „Baierischen Beiträge" u. deren Fortsetzung „Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern" für Hebung vaterländischer Geschichtskunde. Aehnliche Zwecke verfolgten sein: „Historischer Kalender" und „Beiträge zur vaterländischen Historie, Statistik und Landwirthschaft" sammt „Ueberblick der schönen Literatur", 5 Bde. 1788—1794. Erstaunen muß man billig über seine fruchtbare Geschichtsforschungen, wenn man zugleich erfährt, in welch unseligem Krankheitszust.nde er viele Jahre lang am Trismus (Backenschmerz) litt und zwar mit solchem furchtbaren Schmerzgefühle, daß selbst die Wundärzte den Anblick des Leidenden kaum ertragen konnten. Von 1787—1793 an seinen Tod währte diese furchtbare Qual. Er feierte das Jubelfest seines Priesterthums und wurde bei dieser Gelegenheit zum geistlichen Geheimrathe erhoben, da er bereits früher 1803 den Civilverdienstorden der bayerischen Krone und 1813 den Adelstand erhalten. Für sein fünfzigjähriges Wirken an der Akademie wurde ihm der Ludwigsorden verliehen. Er starb am 15. März 1829 und erst im heurigen Jahre wurde in München das Andenken seines hundertjährigen Geburtstages feierlich begangen. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine Mitwirkung an der bändereichen Sammlung „Monumenta boica", sowie durch seine „Glossarium germanico-lat. vocum obsoletum primi et medii aevi, inprimis bavaricarum", München 1816. Die einzelnen Abhandlungen und Reden, deren er eine Menge verfaßt hat, können hier nicht aufgeführt werden. Die Gedächtnißreden auf Oefele, Lipowsky, Kohlbrenner, Kenedy, Bacchiery sind hinreichend bekannt, sowie die beiden Aufsehen erregenden Piecen: „Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten", Ulm 1818 und

„Dringende Vorstellung an Menschlichkeit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit" 1782, ganz besonders unter seiner Mitwirkung und Beihülfe abgefaßt seyn sollen. Eine Sammlung historischer Schriften von ihm erschien 1825. Cm.

Westerbottn, den nördlichsten Küstenstrich Schwedens am Bottnischen Meerbusen begreifend, im Süden von Angermanland begränzt und W. zum Unterschiede von Oesterbottn in Finnland genannt, ist durchaus gebirgig. Die höchsten Gipfel finden sich auf der Seite gegen Norwegen; sie sind von aller Vegetation entblößt und meistens mit ewigem Schnee bedeckt, dessen Gränzlinie hier schon mit 3600′ beginnt. Nach der Ostseite laufen die Gebirge, allmälig sich herabsenkend, gegen das Seegestade hin in kleine Anhöhen aus. Allein auch dieser ebnere Theil des Landes zeigt den Stempel der wilden Natur des Nordens in seinen unabsehbaren Heiden, grundlosen Morästen und undurchdringlichen Wäldern. Die Flüsse, der Umeo, Piteo, Luteo, der Torneaelf (letzterer der Gränzfluß gegen Rußland), kommen alle aus dem Schooße des westlichen und nordwestlichen Hochgebirges und drängen sich ungestümen Laufes nach dem Bottnischen Meerbusen. Es gibt zahlreiche, aber nicht sehr große Seen, und manche derselben sind von schauerlichen Einöden umgeben. Das Klima von W. ist völliges Polarklima, 9 Monate lang Winter, fast 6 Monate lang Nacht, im Winter eine Kälte, daß der Branntwein in den Flaschen gefriert, im Sommer unmäßige Hitze und eine rasche Vegetation. Der Ackerbau ist äußerst prekär; nur an geschützten Orten kommen Roggen, Gerste, Hafer, Rüben, Kartoffeln, Flachs und Hanf fort. Die Ernte ist so dürftig, daß sie nie den Bedarf der Einwohner deckt, welche deshalb auch das Brod mit Fichtenrinde und andern wildwachsenden Vegetabilien vermischen. Obst hat man gar nicht, wohl aber mancherlei Waldbeeren. Im Norden W.s ist auch der Baumwuchs sehr kärglich; die Birke trotzt noch am besten der Kälte. Die Wälder und Moräste sind angefüllt mit Geflügel, besonders mit Hühnern aller Art und Wasservögeln. Auch findet man Füchse, Luchse, Marder, Hermeline, wilde Rennthiere, Bären, Wölfe, unzählige Lemminge, aber kein Elenn, keinen Hirsch mehr. Die Flüsse wimmeln von Fischen, namentlich von Lachsen; an der Küste fängt man den Strömling. Von Metallen hat man Eisen, silberhaltiges Bleierz, Kupfererze. Die Eisenwerke sind die einzigen Fabriken des Landes. Alle Nothwendigkeiten des Lebens verfertigen sich die Einwohner zu Hause. Die Lappen sind besonders geschickt in Holzarbeiten. — Die Volksmenge von W. beläuft sich auf 86,000 Seelen. Man zählt über 1000 Höfe, aber nur 4 ganz kleine Städte (Umea, Pitea, Lulea und Harparanda oder Karl-Johannsstadt). Der Mann aus W. ist in der Regel schlank, von edler Bildung, muthig, dabei wohlwollend und gastfrei. Unter den Frauen finden sich ausgezeichnete Schönheiten. Die Lappen, welche die sogenannten Lappmarken bewohnen, bekennen sich zur lutherischen Kirche u. theilen sich in Rennthier- und Fischlappen; jene durchwandern als Nomaden die hohen Gegenden des Landes und nähren sich von ihren Rennthierheerden, diese wohnen am Strande und treiben Fischfang und Jagd. — Die zur Krone Schweden gehörenden Lappen sind sämmtlich in gewisse Dorfschaften und Distrikte (Byalag) vertheilt, die, so weit die einzelnen Familien auch von einander entfernt hausen, doch ihre gemeinschaftlichen Vorsteher aus ihrer Mitte haben. Der Lapplandsman mit seinen zwei Beisitzern schlichtet alle Streitigkeiten u. macht den Polizeirichter. Von seinen Aussprüchen können sich die Parteien an das Häradshöfding berufen, zu dessen Hegung sich die Richter mit ihren Beisitzern an bestimmten Plätzen versammeln. Die Abgaben der Lappen an die Krone betragen kaum 600 Reichsthaler. — Erik Tuneld: Beskrifning om Svea Rike; S. Holmquist: Geographie öfver Konungariket Sverige, Stockholm 1843. mD.

Westermann, Franz Joseph, französischer General, geboren 1763 zu Molsheim im Elsaß, war der Sohn eines Prokurators, ließ sich, da er wegen einiger Gewaltthätigkeiten entflohen war, von den Preußen anwerben, von denen

er jedoch bald entlief und begab sich nach Paris. Beim Ausbruche der französischen Revolution war er erklärter Anhänger revolutionärer Meinungen, war eine der Hauptpersonen am 10. August 1792, erhielt 1793 den Oberbefehl über eine Legion der Nordarmee, vertheidigte sich bei Antwerpen gegen die viel stärkeren Oesterreicher mit ebenso vieler Besonnenheit, als Muth, wurde aber dennoch vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn des Einverständnisses mit den Feinden anklagte. Durch eine geschickte Vertheidigung entging er indessen jeder Gefahr, wurde darauf in die Vendée geschickt, um daselbst das Feuer des Aufruhres zu dämpfen und gewann, da der Aufruhr immer stärker wurde, mehre Siege. Da er jedoch bei Mortagne von 60,000 Vendéern angegriffen und geschlagen wurde, stellte man ihn wieder vor ein Kriegsgericht; abermals unschuldig befunden, schlug er bei Chatillon die Feinde, wurde kurz darauf wieder angeklagt und den 5. April 1794 guillotinirt.

Westerwald, ein Gebirge, oder vielmehr eine wellenförmige Hochebene in Deutschland, aus der einzelne Bergkuppen hervorragen, unter denen der 2000 F. hohe Salzburger-Kopf in Nassau bei dem Dorfe Neukirch der höchste ist. Die Ausdehnung des eigentlichen und sogenannten hohen Westerlandes ist nur 5 Stunden lang und 3 Stunden breit, in Nassau. Davon senkt sich eine Gebirgsmasse nach der Lahn, dem Rhein u. der Sieg in der preußischen Rheinprovinz u. Westphalen zu ab u. ist besonders gegen den Rhein schroff. Diese wird ebenfalls W. genannt. Eine Fortsetzung im Nordwesten ist das Siebengebirge.

Westfalen, eine preußische Provinz, welche im Norden an Holland und Hannover, im Osten an die Lippe'schen Fürstenthümer, Braunschweig, Hannover, Kurhessen, Waldeck und Darmstadt, im Süden an Nassau und die preußische Rheinprovinz, im Westen an die Rheinprovinz und an Holland gränzt. Der Flächeninhalt beträgt 368 deutsche □ Meilen, mit 1,405,000 Seelen absoluter und 3818 Seelen relativer Bevölkerung. Die Provinz wurde im Jahre 1815 aus dem Herzogthume W., den Fürstenthümern Minden, Paderborn, Münster, Salm, Siegen, Korvei, den Grafschaften Ravensberg, Mark, Tecklenburg, Bingen, Steinfurt, Witgenstein u. a. kleinen Gebieten gebildet. Der Norden und Nordwesttheil im Norden der Lippe gehört zur norddeutschen Ebene, hat Sandboden, Haide und Moräste und wird von Hügelketten durchzogen, welche das Gebiet der Lippe und Ems trennen. Im Süden und Osten ist das Weserbergland (s. Weser), welches mitunter recht fruchtbare Ebenen einschließt; am bedeutendsten ist der Westerwald (s. d.), der den südwestlichen Theil der Provinz einnimmt und aus Grauwacke, Basalt, Lava, Kalkstein und Thonschiefer besteht. Nördlich vom Westerwalde, bis in die Mitte zwischen Ruhr und Lippe, ist das Sauerland (Süderland), mit Bergzügen von verschiedenen Namen, als: Rothhaar (Rothlager), Arnsbergerwald, Haarstrang u. s. w. Im Osten schließt sich das Egge-Gebirge an den Westerwald, wodurch dieser mit dem Lippe'schen Wald verbunden wird. Die Flüsse gehören meist dem Rhein- und Wesergebiete an; die wichtigsten sind: die Weser, Sieg, Lenne, Ruhr, Wipper, Lahn und die Ems, welche hier am Teutoburgerwalde entspringt. Die Erzeugnisse bestehen in Getreide, sehr vielem Flachs und Hanf, dann Tabak u. etwas Obst. Die Waldungen sind in den Gebirgen bedeutend, fehlen aber im Norden fast gänzlich. Sehr blühend ist die Schweinezucht (westfälische Schinken), nicht gering auch die Rindviehzucht, weniger wird die Pferde- und Schafzucht betrieben. Aus den Gebirgen erhält man: Silber, Eisen, Stein- und Braunkohlen, Torf. Die Industrie zeichnet sich in einzelnen Provinzen ganz besonders aus; die Leinwebereien haben allgemeinen Ruf, auch die Tuch- und Baumwollenfabriken sind vortheilhaft bekannt. In der Grafschaft Rietberg (Regierungsbezirk Minden) wird das feinste westfälische Flachsgarn gesponnen: aus einem Pfunde Flachs spinnt man da einen Faden von 23 Meilen Länge. Im südwestlichen Theile werden Eisen-, Stahl- und Messingwaaren fabricirt, außerdem in verschiedenen Gegenden Glas, Papier, Pulver, Pottasche und Oel bereitet. Die Einwohner

sind theils Katholiken, circa 798,000, theils Protestanten, 610,000, Mennoniten, 700 und Juden 14,000. W. hat in seinen Wohnungen, Gebräuchen und Sitten das alte Deutsche ziemlich treu bewahrt, besonders findet man die alte Einfachheit noch in den einzeln liegenden Höfen und Bauernschaften des Münsterlandes. Für die geistige Kultur sorgen vortreffliche Anstalten, darunter eine Akademie in Münster, eilf Gymnasien, einige Schullehrerseminare, eine chirurgische und eine Thierarzneischule u. s. w.; dann bestehen auch wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine, wie die westfälische Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur, der Verein für die Geschichte und Alterthumskunde zu Minden und Paderborn und die ökonomische Gesellschaft in Hamm. Die Provinz zerfällt in drei Regierungsbezirke und diese in 35 Kreise. Die Regierungsbezirke sind nach ihren Hauptstädten benannt u. heißen: Münster = 132,2 deutsche □ Meilen, 414,400 Seelen absolute und 3135 Seelen relative Bevölkerung, besteht aus eilf Kreisen; Minden = 95,7 d. □ Meilen, 451,500 Seelen absolute und 4711 Seelen relat. Bevölkerung, hat 10 Kreise; Arnsberg = 140,1 d. □ Meilen, 539,300 Seelen absol. und 3849 Seelen relat. Bevölkerung, enthält 14 Kreise. Das kleine Münsterland kann sich mehrer ausgezeichneter Männer rühmen; aus ihm stammen: der beliebte Jugendschriftsteller und Schulmann Overberg, die Theologen Kistemaker, Katerkamp, Brokmann und Kellermann, der Philosoph Ueberwasser, die Musiker und Tonsetzer Romberg ꝛc. C. Arendts. — W. hieß im frühern Mittelalter die ganze Landstrecke in Deutschland, welche westlich von der Weser bis an den Rhein und nördlich von der Ems bis an die Nordsee sich erstreckt und einen Theil des Landes der Sachsen (s. d. Art.) bildete. Später ward jedoch durch die Begründung eigener Dynastien und Bisthümer in diesen Gegenden der Name eingeschränkter und begriff endlich, als Herzogthum W., ungefähr die östliche Hälfte des jetzigen preußischen Regierungsbezirks Arensberg u. gehörte seit 1179 bis 1802 dem Erzbischofe von Köln, ward hierauf an Hessen-Darmstadt abgetreten u. kam 1815 an Preußen, welches es zu einem Theile seiner neugebildeten Provinz W. machte. Neben diesem Herzogthume W. blieb aber der Name fast in seiner Ausdehnung im westfälischen Kreise, welcher das jetzige W. nebst Jülich-Cleve-Berg u. dem Bisthume Lüttich, die Lippe'schen Länder u. das ganze übrige Land zwischen Weser, Nordsee und den Niederlanden umfaßte.

Westfalen hieß jenes ephemere deutsche Königreich, welches Napoleon nach dem Frieden zu Tilsit aus den preußischen Staaten diesseits der Elbe, den Ländern der Kurfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig durch Dekret vom 18. August 1807 zusammensetzte. Dasselbe umfaßte nach seinen einzelnen Bestandtheilen: die braunschweigisch-wolfenbüttel'schen und kurhessischen Länder, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, die preußischen Provinzen diesseits der Elbe, Halberstadt nebst Hohenstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Muhlhausen und Nordhausen, Stolberg, Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöver'schen Provinzen, Göttingen, Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode, Osnabrück, das nassau-oranische Fürstenthum Korvey und die Grafschaft Rietberg, 692 $\frac{1}{10}$ □ Meilen mit 1,946,343 Bewohnern. Zum Könige dieses neuen Staates ernannte sodann Napoleon seinen 24jährigen Bruder Hieronymus; auch gab er dem Lande eine, mit Beseitigung aller alten Formen der französischen nachgebildete Verfassung. Hieronymus, der kaum mehr als ein bloßer Präfekt des großen französischen Reiches war, traf den 7. Dezember in seiner neuen Residenz Kassel ein, fand aber das Land durch die Plünderung der Franzosen fast durchgängig erschöpft und das Uebel wurde noch dadurch vermehrt, daß der Kaiser zur Belohnung seiner Feldherren sich die Hälfte aller Domänen vorbehielt u. sich die Aufstellung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedung, welche von W. beköstiget, besoldet und bekleidet werden sollten. Die Finanzen befanden sich daher in der größten Verwirrung. Alle Cassen waren leer u. doch sollte der Staat neu gebildet und eine Armee geschaffen werden, welche auch

durch die kluge Leitung der erfahrensten Männer des Landes, die dem Könige zur Seite gesetzt wurden, bis auf 16,000 Mann anwuchs. Das Volk überwand nach und nach seinen Widerwillen gegen die neue Ordnung der Dinge, trotz der drückenden Abgaben, die aber mit mehr Gleichheit vertheilt wurden, als früher, und befreundete sich selbst mit den neuen Formen des Gerichtswesens. Auch die sinnlose Verschwendung des Königs schadete dem Lande nicht in dem Grade, wie sonst vielfach behauptet worden ist, indem er einmal auf eine feste Civilliste beschränkt war, dann als französischer Prinz 1,000,000 Franken Apanage aus Frankreich bezog und durch die Schranken der Verfassung an der Ausübung von Gewaltstreichen verhindert war. Bis zum Jahre 1809 genoß das Land einer vollständigen innern Ruhe; als aber in diesem Jahre der französisch-österreichische Krieg ausgebrochen war, regten sich innere Unruhen. Von Osten brach Schill (s. d.) mit einem feindlichen Streifcorps in die Elbeprovinzen herein, im Süden bei Marburg tobte ein Bauernaufstand und in der Hauptstadt selbst war eine gefährliche Verschwörung bereits ihrem Ausbruche nahe, als sie durch ein Ungefähr entdeckt wurde. Dies veranlaßte härtern Druck und eine Verstärkung der höhern Polizei, wozu sich noch die Anforderungen Frankreichs gesellten, das Heer bis auf 30,000 Mann zu vermehren. Vergebens forschten die Finanzminister und die einberufenen Landstände nach Mitteln, die dadurch erhöhten Ausgaben zu bestreiten, bis man endlich zu der Verschleuderung einiger Domainen und zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht nahm, einem Mittel, welches wohl der Noth des Augenblicks abhalf, allein die künftigen Schwierigkeiten nur desto größer machte. Zwar gewann 1810 das Land durch Einverleibung von ganz Hannover einen neuen Zuwachs, allein bald darauf riß Napoleon den größten Theil W.s an sich und vereinigte es mit seinem Reiche. Vergeblich suchte der König persönlich diese Maßregel in Paris zu hintertreiben; er mußte sich nicht nur darein fügen, sondern auch die strengen Colonialgesetze in dem Umfange seines ganzen Landes in Ausführung bringen. Unter diesen Umständen brach im Jahre 1812 der Krieg gegen Rußland aus; der König stellte sich selbst an die Spitze der Armee u. führte sie nach Polen, wo er sie aber verlassen und in sein Reich zurückkehren mußte, während sein Heer größtentheils in den Schneefeldern von Rußland zu Grunde ging. Allein schon im folgenden Jahre (1813) begleitete ein neugebildetes Heer von 12,000 Westfalen den Kaiser nach Sachsen, aber bereits nach den ersten unglücklichen Vorfällen in Schlesien gingen zwei Regimenter Reiterei zum Feinde über. Noch vor der Schlacht bei Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz, löste 2 Infanterie- und zwei Cavalerieregimenter vor den Thoren von Kassel auf u. blieb drei Tage im Besitze der Stadt. Nach seinem Abzuge kehrte der König mit französischen Truppen in seine Hauptstadt zurück, verließ aber bald darauf, bei der Nachricht von der Schlacht bei Leipzig, sein Land für immer, nachdem er noch vorher die Kostbarkeiten seiner Schlösser und einen Theil des Museums vorausgesendet hatte. Schon zwei Tage nach seiner Abreise erschienen die Russen wieder in Kassel; in Zeit von wenigen Tagen war das ganze bisherige Königreich W. aufgelöst u. überall die früheren Regierungen wieder eingesetzt, so daß am 20. Okt. 1813 von dem Reiche keine Spur mehr vorhanden war.

Westfälische Friede, der, bildete von 1648 bis zur Auflösung des deutschen Reiches 1806 die Hauptverfassungsbasis in Deutschland. Die Präliminarien zu demselben begannen 1641 in Hamburg und, während noch der dreißigjährige Krieg (s. d.) sein Elend über Deutschland verbreitete, fanden 1645—48 in den beiden, zum westfälischen Kreise gehörigen, Städten Münster und Osnabrück Friedensunterhandlungen statt, bei denen der kaiserl. Gesandte, Graf Maximilian von Trautmannsdorf, das Hauptorgan war und deren Endresultat unter französischem und schwedischem Einflusse zu Stande kam. Als Bevollmächtigte waren erschienen: von kaiserlicher Seite, ausser dem schon genannten Trautmannsdorf, der Graf Johann Ludwig von Nassau, der Graf von Lamberg und die Juristen

Volmar und Crane, von Spanien Saavedra, Brun u. a., von den holländischen Generalstaaten acht Vertreter, von der Eidgenossenschaft der Bürgermeister Wetstein von Basel, von Seiten des Papstes, Fabio Chigi, nachmaliger Papst Alexander VII., von der Republik Venedig Contarino; unter den Gesandten der protestantischen Reichsfürsten waren die bedeutendsten: Varnbühler von Württemberg und Lampadius von Braunschweig; Adam Adami, der Gesandte des Fürstabtes von Corvey, wurde der Geschichtschreiber dieses berühmten Congresses. Nach langwierigen, mitten unter den kriegerischen Ereignissen stattfindenden und nicht selten durch kleinliche Rang- und Titelstreitigkeiten noch weiter hinausgezogenen Unterhandlungen wurde endlich den 24. Oktober 1648 der definitive Friede zu Münster abgeschlossen. Frankreich und Schweden bekamen zum Lohne, daß sie Deutschland hatten vernichten helfen, bedeutende Ländergebiete: Frankreich das Elsaß, Schweden Vorpommern, Wismar Bremen und Verden und noch dazu 5 Millionen Thaler für die Kriegskosten. In Ansehung der so schwierigen Religionsbeschwerden, wobei die Protestanten die auffallendsten Prätensionen geltend machten, wurde festgestellt, der Passauer Vertrag und Religionsfriede von Augsburg sollten unverletzt befolgt und zwischen beiden Religionsverwandten eine, der Reichsverfassung gemäße, Gleichheit beobachtet werden, daher bei allen Reichsgerichten und Deputationen die Anzahl der Beisitzer von beiden Religionen gleich seyn sollte. Sind aber beide Religionstheile ungleicher Meinung, so soll nicht Stimmenmehrheit, sondern gütlicher Vergleich entscheiden. Die Calvinisten sind unter dem Namen „Reformirte" den Lutheranern gleichgestellt. Aber dieser Vertrag, der die Reichsstände beider Religionen zu einem gegenseitigen Friedensstande mit einander vertrug, bestätigte zugleich auch ein Recht, welches für die Nation selbst die größte Ungleichheit in kirchlichen Dingen herbeiführte und in dem einen Lande den Anhängern des katholischen, in dem andern den Anhängern des protestantischen Bekenntnisses das Bürgerrecht, ja sogar die Duldung entzog, welche selbst den Juden nicht versagt wurde. Dieses „Reformationsrecht" wurde allen unmittelbaren Ständen des Reichs, sowohl den geistlichen, als weltlichen, in Beziehung auf die ihnen untergebenen Grafen und alle Unterthanen als ein Bestandtheil der Landeshoheit bestätigt. So bildete nun die landesherrliche Kirchengewalt, das Episkopat der Fürsten, nicht nur fortwährend die ganze Grundlage des äussern Kirchenthums, sondern gewann zugleich durch ihre Verschmelzung mit dem Reformationsrechte eine weit größere Ausdehnung, als die Kirchengewalt des Papstes und der Bischöfe bei den Katholiken hatte! Auffallend mußte es aber erscheinen, daß, mit befremdender Inconsequenz, jenes, den Landesfürsten zugestandene, Reformationsrecht den Reichsstädten entzogen und ihnen bedeutet wurde, in der herrschend gewordenen Religionsform zu beharren, daher Magistrat und Bürger sich der seit der Reformation ausgeübten Befugniß, den Religionszustand des Gemeindewesens zu bestimmen, begeben müßten. Doch wurde dieses, im Allgemeinen zugestandene, Reformationsrecht der Fürsten durch anderweitige Bestimmungen theilweise beschränkt. Wie nämlich in Ansehung des kirchlichen Besitzstandes der 1. Januar 1624 entscheiden sollte, so sollte dies zugleich auch für die freie Religionsausübung der Protestanten unter einem katholischen, oder der Katholiken unter einem protestantischen Landesherrn als Normaljahr gelten. War hiedurch die Gränze des Reformationsrechtes nach einer Seite hin festgestellt, so war aber keineswegs der ganze Inhalt u. Umfang desselben bestimmt, namentlich nicht angegeben, wie weit die Landesherren ausserhalb jenes Gegensatzes, bei der Uebereinstimmung ihrer Religion mit der ihrer Unterthanen, also innerhalb ihrer eigenen Kirche, zu reformiren befugt seyn sollten. Für die Katholiken bedurfte es einer solchen Bestimmung nicht, weil nach ihren Grundsätzen die Kirchengewalt nicht dem Landesherrn, sondern dem Papste und den Bischöfen zukommt und das eigentliche Reformationsrecht überhaupt nur von einem General- und Provinzial-Concilium ausgeübt werden konnte. Der Rechtszustand zwischen den beiden protestantischen

Theilen solle, wie er vertragsmäßig oder thatsächlich, jetzt ist, erhalten werden. Ein Fürst, der von der einen Partei zur andern übergeht, möge der neuen Glaubensgemeinschaft Religionsfreiheit geben, soll aber die bestehende Kirche unverletzt lassen. Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über Protestanten wurde für suspendirt erklärt, da man immer noch eine Vereinigung der Religion als möglich voraussetzte. Gemäß dem aufgestellten Grundsatze der Religions-Gleichheit sollte auch das Reichskammergericht eine gleiche Anzahl von Katholiken und Protestanten repräsentiren, wobei nur dem Kaiser für die zwei Stellen, die er, ausser der Ernennung der vier Präsidenten, unter den Beisitzern zu besetzen hatte, die Aufstellung von zwei Katholiken gestattet wurde. Dagegen aber protestirten die Lutherischen und drangen darauf, da das Gericht in Senate getheilt sei, daß jederzeit, wenn Rechtssachen zwischen Parteien verschiedener Religionen zu erkennen wären, Beisitzer beider Religionen in gleicher Anzahl zugelassen werden sollten. Diesem ward auch entsprochen, wie wenig aber in der Folge gegen Katholiken beobachtet! Da in diesem Traktate mehre, der katholischen Kirche nachtheilige, Bestimmungen enthalten waren, so protestirte der päpstliche Nuntius Fabio Chigi, der in Münster den Vermittler zwischen dem Kaiser und Frankreich gemacht, gegen alles dasjenige, was der Vertrag Nachtheiliges für die katholische Kirche enthielt und nahm die Gesandten der katholischen Mächte, namentlich den venetianischen, Contarino, zu Zeugen, daß er, um den Verhandlungen durch seine Gegenwart keine Gültigkeit zu verleihen, sich denselben mehrfach entzogen u. keine Unterschrift geleistet habe. Der Papst Innocenz X. bekräftigte, indem er durch die Bulle „Zelus domus Dei" die der katholischen Kirche zuwiderlaufenden Artikel und der, Vorsicht halber beigefügten Klausel, daß keine Protestation gegen den Vertrag gelten solle, alle Gültigkeit absprach. Er wollte wenigstens, so weit er auch immer davon entfernt war, sich der äussern Nothwendigkeit nicht fügen zu wollen, das unabänderliche Princip der päpstlichen Handlungsweise nicht aufgeben. — Nach diesem Frieden, der den letzten Schatten der kaiserlichen Macht vollends vernichtete, das Band, welches die Stände seither zusammengehalten, auflöste, den Einfluß auswärtiger Mächte auf Deutschlands Angelegenheiten verfassungsmäßig begründete und die feindselige Gesinnung der verschiedenen Religionsparteien auch noch für immer auf alle Reichsangelegenheiten ausdehnte, trat der eigentliche Gegensatz in das Gebiet des Geistes zurück, wohin er ursprünglich gehörte.

Westfrancien, s. Neustrien.

Westgothen, s. Gothen.

Westindien, s. Antillen.

Westmacott, Richard, ein berühmter englischer Bildhauer, geboren 1775, entschied sich früh für die Kunst und trat schon 1792 eine Reise nach Frankreich und Italien an, wo er sich weiter ausbildete. Nach seiner Rückkehr schlug er seine Werkstätte in London auf und machte sich bald so berühmt, daß er 1809 zum Mitgliede der Akademie erwählt wurde und von nun an die vorzüglichsten Werke auszuführen erhielt. Unter diesen sind die bemerkenswerthesten: Die Statue Addison's in Westminster, das Monument Abercrombie's und Collingwood's in der Paulskirche, die Statuen des Herzogs von Bedford in Russel-Square, Nelson's in Birmingham, Fox's in Bloomsburysquare, die Bronzestatuen Georg's III. in Liverpool, Canning's vor den Parlamentshäusern u. des Herzogs von York in St. James-Park; die colossale Statue des Achilles im Hydepark, das Monument W. Pitt's in Westminster u. v. a., in welchen sich seiner Geschmack mit hoher Kunst vereint und welche sämmtliche zu den vortrefflichsten Denkmälern englischer Kunst gehören.

Westphal, Johann Heinrich, ein guter Mathematiker und Reisebeschreiber, geboren 1794 zu Schwerin, studirte zu Berlin Mathematik und Astronomie, trat in das Lützow'sche Freikorps und ward später Lehrer am Gymnasium zu Danzig, gab jedoch diese Stelle auf und bereiste Italien, Sicilien und Aegypten.

Er starb unweit Palermo 1831. Seine treuen Schilderungen (zum Theil pseudonym herausgegeben von J. Thommasini) sind schätzbar. „Leben, Studien und Schriften des Astronomen J. Hevelius" (1820); „Naturwissenschaftliche Abhandlungen" (1821); „Nik. Copernikus" (1822); „Astrognosie" (1822); „Briefe aus Sicilien" (1825); „Spaziergang durch Calabrien und Apulien" (1828); „Die römische Campagna" (1829).

Westphalen, s. Westfalen.

Westpreußen heißt die westlich gelegene Hälfte der Provinz Preußen, oder des eigentlich sogenannten Königreichs Preußen, welches von der Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern umgränzt wird und auf 471 □ Meilen 970,000 Einwohner zählt, die aus Deutschen und vorherrschend aus Polen gemischt, zu fast gleichen Theilen der katholischen und protestantischen Kirche angehören, mit Ausnahme von 13,000 Mennoniten und 22,000 Juden. Die Landschaft bildet eine, nur hie und da von geringen Anhöhen unterbrochene, weite Ebene, welche von der Weichsel, dem Hauptflusse, der Drewenz, Sorge, Elbing, Mottlau und einigen kleineren Flüssen bewässert wird. Der Boden ist in den höher gelegenen Landstrichen entweder sandig, oder von Haiden und Morästen bedeckt und daher größtentheils minder ergiebig, in den fetten Niederungen aber, die vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, desto fruchtbarer. Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse und Flachs werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon ausführen kann; auch baut man vieles Obst und die Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders zieht man in der Weichselniederung große, schöne Pferde und treffliches Rindvieh. An mineralischen Produkten ist W. arm und beschränkt auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und hauptsächlich Torf. Ansehnliche Fabriken und Manufakturen gibt es, Danzig (s. d.), Elbing (s. d.) und Thorn (s. d.) ausgenommen, fast gar nicht; dagegen sind die Garnspinnerei und Leinwandfabrikation im Lande allgemein verbreitet. Der Handel, obgleich durch die Ostsee und die Weichsel begünstigt, ist nur in den Städten Danzig und Elbing lebhaft, hat aber in neuer Zeit auch hier an Bedeutung verloren. In Bezug auf die Civilverwaltung zerfällt die Landschaft in die zwei Regierungsbezirke: Danzig, mit 152 □ Meilen und 390,000 Einwohnern in acht landräthlichen Kreisen und Marienwerder (s. d.) mit 319 □ Meilen und 580,000 Einwohnern in dreizehn landräthlichen Kreisen; Städte gibt es nur wenige. Für die katholische Kirche besteht das Bisthum zu Culm (s. d.), dessen Bischof seinen Sitz zu Pelplin hat, doch erstreckt sich auch der Sprengel des Bisthums Ermeland über einen kleinen Theil W's. Die Provinzialstände, die, im Vereine mit den Ständen Ostpreußens, abwechselnd zu Königsberg und Danzig sich versammeln, bestehen aus 15 Deputirten der Ritterschaft, 13 Deputirten der Städte und 7 Abgeordneten der Landgemeinden. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt W. 6 Gymnasien, nämlich zu Danzig, Elbing, Konitz (katholisch), Culm (katholisch), Marienwerder und Thorn; 4 Schullehrerseminarien: zu Danzig, Jenkau, Marienburg u. Marienwerder; ein bischöfliches Priesterseminar und ein Cadettenhaus zu Culm, eine Hebammenanstalt zu Danzig, eine Blindenanstalt u. Zeichnungsschule zu Marienwerder u. eine Handelsakademie u. Schifffahrtsschule zu Danzig. — Die Landschaft führte bis 1772 den Namen Polnisch-Preußen, weil sie, mit Inbegriff von Ermeland, zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht von Brandenburg das Herzogthum Preußen, zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. Als 1772 König Friedrich II. Polnisch-Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Besitz nahm, schlug er Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte mit jenem den ganzen Netzedistrikt und gab dem Lande, im Gegensatze von Ostpreußen (s. d.), den Namen W. Hierauf kamen 1793 auch Danzig und Thorn in preußischen Besitz. Aber im Frieden zu Tilsit 1807 mußten mehre Theile

dieser Provinz (etwa 253 □ M.) an Frankreich abgetreten werden, die Napoleon theils zum Herzogthum Warschau (s. d.) schlug, theils zur Bildung des Freistaates Danzig verwendete. Erst 1815 gab der Wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Netze zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen W. aber eine besondere Provinz bildete, die jedoch im Jahre 1824 mit Ostpreußen in eine einzige Provinz, unter dem Namen Preußen, vereinigt wurde.

Westpunkt, s. Abend.

Wetstein, Johann Jakob, ein um die Kritik des Neuen Testamentes hoch verdienter Gelehrter, geboren zu Basel 1693, eine Zeit lange Feldprediger in holländischen Diensten, seit 1717 Diakonus in Basel, wurde auf die unerwiesene Anklage, in seinen Predigten vom reformirten Bekenntnisse abweichende Lehrsätze vorgetragen zu haben, seines Amtes entsetzt und ging nach Holland, wo er als Professor zu Amsterdam 1754 starb. Berühmt ist er durch seine kritische Ausgabe des Neuen Testamentes, (2 Bde. Fol., Leyden 1751—1752), „Uebersetzung desselben", (2 Bde. ebd. 1763). Seine „Prolegomena" gab J. S. Semler heraus, (Halle 1764).

Wette (Sponsio), ist ein Glücksvertrag, welcher dann entsteht, wenn über ein, beiden Theilen noch unbekanntes, Ereigniß ein bestimmter Preis für Denjenigen, dessen Behauptung der Erfolg entspricht, verabredet wird. Die W. ist jedoch ungültig, wenn der gewinnende Theil von dem Ausgange Gewißheit hatte und dem andern Theile verheimlichte, weil er sich hiedurch einer Arglist schuldig gemacht hat; der verlierende Theil aber, dem der Ausgang vorher bekannt war, ist als ein Geschenkgeber anzusehen. Wenn der Gegenstand der W. etwas Unsittliches (causa inhonesta) ist, hat dieselbe nach römischem Rechte ebenfalls keine Gültigkeit. Dagegen sind redliche und sonst erlaubte W.n in so weit verbindlich, als der bedungene Preis nicht blos versprochen, sondern wirklich entrichtet, oder hinterlegt worden ist. Gerichtlich kann der Preis nicht gefordert werden.

Wette de, s. de Wette.

Wetter. 1) W. (tempestas), derjenige Zustand der Atmosphäre in Hinsicht der Trockenheit, Wärme und Feuchtigkeit (s. d.), welcher gewöhnlich durch die herrschenden Winde bestimmt wird und auf das sogenannte W.-Glas wirkt. — 2) W. in der Bergwerkssprache, Luft u. Dünste in der Grube, ohne welche kein Licht brennen, noch auch die Bergleute dauern können. Die W. werden durch Schächte und Stollen in die Grube gebracht; man theilt sie in frische, wenn sie sich wechseln können (d. h. wenn sie entweder zum Stollen einfallen und zum Schacht wieder hinaus ziehen oder umgekehrt) und starken Zug haben u. in faule, wenn sie, wegen Mangel an Wechsel, dick, dumpfig und matt sind, so daß man kaum ein Licht brennend in der Grube erhalten kann. Oefters sind diese letzteren von schädlichen, arsenikalischen Dünsten angesteckt, so daß die in die Grube Fahrenden ersticken; man nennt dergleichen: böse W., Schwaden. Die, in den Gruben freien Zug habenden, W. sind bisweilen so stark, daß man zu einiger Hemmung derselben Wetterthüren einhängen muß.

Wetterableiter, s. Blitzableiter.

Wetterglas, s. Barometer.

Wetterleuchten, die bekannte, im Sommer oft wahrgenommene Erscheinung, daß Abends nach warmen Tagen sehr oft ein schnell hervorbrechendes und eben so schnell verschwindendes Licht am bewölkten Himmel wahrgenommen wird, welches ganz dem Blitze gleicht, ausgenommen, daß es nicht, wie dieser, im Zickzack verdichtet ist und weder einen Donner mit sich führt, noch Schaden anrichtet. Nach der gewöhnlichen Ansicht soll durch diese Erscheinung das Wetter sich abkühlen, was jedoch nicht immer der Fall ist. Sehr oft rührt das sogenannte W. von einem entfernten Gewitter her, dessen Donner nicht mehr zu unseren Ohren gelangt; aber gewiß ist auch, daß es nicht selten mit keinem Gewitter in Verbindung steht. Es scheint dieses Phänomen große Aehnlichkeit zu haben mit den

Lichtstrahlen, welche aus den Hervorragungen stark elektrisirter Körper strömen und es mag daher wohl seinen Ursprung aus überladenen Gewitterwolken nehmen, aus deren Enden dergleichen Strahlen schießen, welche blos zerstreut und ohne brechende Gewalt in die Luft fahren. — Innerhalb der heißen Zone ist dieses W. ungemein häufig und so stark, wie das Nordlicht innerhalb der kalten. An den niedrigen Küsten der Insel Sumatra wird es fast jede Nacht von der Abenddämmerung an bis zum Morgen gesehen, wo es der Tag verdunkelt. Es hat daselbst so große Aehnlichkeit mit dem Nordlichte, daß man hiedurch noch mehr in der Meinung bestärkt worden ist, daß letzteres eine elektrische Erscheinung sei.

Wetterscheide, nennt man die Stelle des Dunstkreises einer Gegend, wohin sich die Gewitter und Strichregenwolken ziehen, oder sich vertheilen. Die tiefen Thäler der Berge, Bäume und Wasserflächen haben eine starke Ausdünstung, aber diese hat eine Wahlverwandtschaft zu den über ihr schwebenden Dünsten, welche sich nach jenen hinziehen. Gewitter und Regen zeigen sich daher selten an Anhöhen, welche durch ihre Lage eine W. bilden.

Wettersee, ein See in Schweden, zwischen Ost- und Westgöthaland. Derselbe ist sehr tief (an manchen Stellen bei 360 Fuß), 15 Meilen lang, 2½ Meile breit, hat einen Flächenraum von 34,85 □ Meilen und liegt 46 Ellen über der Ostsee. Er nimmt ungefähr 40 Flüsse auf und ergießt sich durch den Motalastrom, der jedoch nicht schiffbar ist, in die Ostsee. Das Wasser dieses schiffbaren See's ist sehr hell, wird aber oft durch schreckliche Stürme getrübt, die sich in seinem Innern erheben, wenn sich die schwefeligen und harzigen Theile in seinem Grunde entwickeln und durch ihre Ausbrüche ein donnerndes Getöse verursachen. Bei solchen Stürmen ist die Schifffahrt auf dem See auch höchst gefährlich. Seine Tiefe nimmt ab und zu.

Wettin, ein altes Dynastengeschlecht, das seinen Namen von der Stammburg W. an der untern Saale führt. Von ihm stammen sämmtliche, jetzt regierende, sächsische Häuser, weshalb man auch, aber ohne geschichtlichen Halt, das Geschlecht mit dem Sachsenherzoge Wittekind in Verbindung bringt. Beglaubigt ist Graf Dietrich oder Theodorus, der 982 zu Basentello in Calabrien starb. Sein ältester Sohn, Dedo, erhielt W., der jüngere, Friedrich, die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem Tode Dietrich II., Dedo's Sohn, erbte. Einer seiner Söhne, Dedo II., war bei seinem Tode 1075 Markgraf von der Lausitz und von Meißen. Ein Neffe von ihm, Konrad, ward ausserdem mit der Niederlausitz belehnt. Er theilte unter seine fünf Söhne, von denen Otto der Reiche die Markgrafschaft Meißen empfing. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, dann dessen Bruder Dietrich der Bedrängte (1195). Dietrich's Enkel war Friedrich der Gebissene (s. d.), dessen Enkel, Friedrich der Streitbare, von Kaiser Sigismund 1423 das Herzogthum Sachsen und die Kurwürde erhielt.

Wettrennen, waren schon im Alterthume bekannt und beliebt und bildeten einen wesentlichen Theil der Kampfspiele (s. d.); in unserer Zeit bilden sie vorzüglich eine Nationalunterhaltung der Engländer; fast in allen Grafschaften werden alljährlich festliche W. veranstaltet, wobei namhafte Gewinnste ausgesetzt werden und denen ungeheuere Privatwetten nebenbei noch ein besonderes Interesse geben. Die Rennbahn ist ein dazu bestimmter, länglichrunder Platz, von gewöhnlich vier englischen Meilen Länge und so eingerichtet, daß die Pferde an den Ort zurückkommen, von wo sie ausliefen. Hier steht ein Gebäude, wo die Direktoren des Rennens die Pferde einschreiben und die Wetten in Empfang nehmen. Die Jokey's (die Personen, die wettrennen), die sich zu diesem Behufe schon lange vorher durch Fasten, Frottiren, Schwitzen so leicht als möglich zu machen suchen, werden gewogen und der leichtere muß sich mit so vielem Gewichte belasten, daß er eben so schwer, als der Andere, wird. Der ganze Mensch ist sammt Sattel, Zeug und Kleidung nur 126 Pfund schwer und im Rennen berührt er das Pferd blos mit den Knieen, übrigens steht er. Sein Gewicht liegt gleichsam im Maule des Pferdes, da dieses mit dem Kopf fast die Erde berührt, der Reiter aber am

Zaume mit beiden Händen aufwärts zieht, wodurch seine Schwere sich vorwärts wiegt. Sind Wetten und Ziel eingerichtet, dann geben die Schiedsrichter das Zeichen, die Pferde werden losgelassen und, welches das Ziel zuerst überspringt, ist Sieger des ersten Laufes. Jetzt werden die Pferde abgesattelt, gereiniget und nach einer Stunde beginnt ein neuer Lauf. Gewinnt das erste Pferd auch jetzt wieder, so erhält es den Preis und das W. ist geendet, wo nicht, so muß noch ein dritter Lauf entscheiden. Man hat Beispiele, daß die Rennpferde 40, 60 bis 82 Fuß in einer Sekunde zurücklegten. — Auch auf dem Continente sind die W. seit längerer Zeit gebräuchlich geworden. Namentlich finden solche Statt in Wien, Berlin, München, Württemberg, Sachsen, Mecklenburg, Paris u. anderen Orten und man betrachtet sie als vorzügliches Mittel zur Veredelung der Pferdezucht, indem in ihnen ein besonderer Antrieb zur Sorgfalt dabei liegt und in der That pflegt auch der Engländer alles nur Mögliche zur Zucht und Behandlung der Wettrenner aufzuwenden.

Wetzel, Karl Friedrich Gottlob, ein beliebter dramatischer und humoristischer Schriftsteller, geboren 1780 zu Bautzen, studirte Medizin zu Jena und Leipzig, wendete sich aber zu den schönen Wissenschaften, hielt Vorlesungen, redigirte den fränkischen Merkur und starb schon 1819. Nicht ohne Werth sind seine Tragödien: „Jeanne d'Arc" und „Hermanfried"; ebenso viele Gedichte in seinen „Schriftproben", 2 Bde. 1814—1818. Sehr witzig sein „Rhinoceros", 1818. „Gesammelte Gedichte", Leipzig 1838.

Wetzlar, Kreisstadt im Regierungsbezirke Koblenz der preußischen Rheinprovinz, in der Wetterau, in unebener Lage an der Lahn u. Dill, mit den Ruinen der alten Reichsburg, einem Gymnasium und 5000 Einwohnern, die sich von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, sowie vom Feld-, Garten- und Obstbau und einigem Handel nähren. — Schon unter Kaiser Friedrich dem Rothbart freie Reichsstadt, war W. von 1693—1806 Sitz des Reichskammergerichts (s. d.); nach der Auflösung des deutschen Reiches wurde die Stadt mit ihrem Gebiete dem Großherzog von Frankfurt zugetheilt und kam 1814 an Preußen. Im Juni 1796 wurde hier das Jourdan'sche Heer von dem Erzherzoge Karl geschlagen.

Wetzsteinschiefer oder Wetzschiefer, ein dichter, hauptsächlich aus Quarz, nebst einer geringen Menge thoniger Theile bestehender, Schiefer von meist grünlich- oder gelblichgrauer Farbe. Je nachdem die Quarz- oder Thontheile vorwalten, kommt er in sehr verschiedenen Härtegraden vor. Er eignet sich vorzüglich zu feinen Wetz- und Schleifsteinen, wozu jedoch nicht jeder gleich brauchbar ist. Auch wird er zum Schleifen der Kupferplatten, sowie zum Schleifen und Poliren der Metalle gebraucht und deshalb auch gepulvert in den Handel gebracht. Der beste ist der levantische oder orientalische Oelstein, der aus Konstantinopel und Smyrna nach Europa kommt; ferner findet er sich besonders bei Sonnenberg im Meiningen'schen, an mehren Orten in Böhmen, Salzburg, Steyermark, der Lombardei, in Bayern, Belgien, England, Schottland, Nordamerika ꝛc. und neuerdings hat man auch ein reichhaltiges Lager am Colmberge bei Oschatz in Sachsen gefunden.

Wexford, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster; 37 □ Meilen, 185,000 Einwohner. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt an der Mündung des Slaney in den St. Georgskanal u. hat eine Citadelle nebst einem geräumigen, aber seichten Hafen. Besuchte Mineralquelle, wichtige Wollenweberei, 12,000 Einw. — W. ist das Manapia der Alten. mD.

Weyer (Sylvain van der), belgischer Gesandter in London, geboren 1796 zu Amsterdam, war zuerst Advokat, dann Bibliothekar, Conservator u. Professor am Museum zu Brüssel, verlor als Förderer der Opposition seine Stelle, vertheidigte de Potter (s. d.), spielte dann eine mächtige Rolle in der belgischen Revolution, führte im Auftrage der provisorischen Regierung, deren Mitglied er war, die Verhandlungen in London u. ward, nachdem er kurze Zeit das Ministerium

des Auswärtigen geleitet hatte (1831) Gesandter in London. 1839 vermählte er sich mit einer der reichsten Erbinnen Englands, der Tochter des Banquiers Batos. Nach dem Sturze des Ministeriums Nothomb im Jahre 1845 wurde er an die Spitze des neuen Cabinets berufen und mit dem Ministerium des Innern beauftragt; allein, da er sich zwischen den einander entgegengesetzten Ansprüchen der beiden, sich gegenseitig bekämpfenden Parteien, der liberalen und der katholischen, nicht zu halten vermochte, so war er schon im nächsten Jahre wieder gezwungen, dem de Theur'schen Ministerium Platz zu machen.

Wezel (Johann Karl), ein launiger Reimdichter, geboren 1747 zu Sondershausen, studirte in Leipzig die Rechte, ward Hofmeister bei einem Grafen von Schönburg, bereiste Deutschland, England u. Frankreich, lebte als Theaterdichter in Wien, ging nach Leipzig und verfiel hier in Wahnsinn. Man brachte ihn daher nach seiner Vaterstadt 1786, wo er 1819 starb. Er war ein witziger, sinnreicher Kopf, der die Lächerlichkeiten des Lebens tief aufgriff und lebendig abmalte, bisweilen nur etwas zu breit. Seine „Lustspiele" (4 Bde., 1778—86) sind fein angelegt und ausgeführt, eignen sich aber mehr zum Lesen. Am meisten fanden seine Romane Beifall: „Satyrische Erzählungen" (2 Thle., 1777 u. 78); „Hermann und Ulrike" (4 Thle., 1779); „Wilhelmine Arend" (2 Thle., 1782); „Werke des Wahnsinns" (2 Thle., 1804) u. s. w.

Wheaton (Henry), Gesandter der nordamerikanischen Vereinstaaten in Berlin, geboren 1785 zu Providence (Rhode Island), machte sich in Frankreich, Holland und England mit der Rechtspraxis bekannt, prakticirte in Rhode Island, 1812—15, in New-York, dann in Washington, indem er zugleich juristische Werke erscheinen ließ, auch an der Legislation New-York's einen wesentlichen Theil nahm. Eine diplomatische Sendung führte ihn 1827 nach Kopenhagen, wo seine „History of the Northmen" (1831) entstand. Für seine Erfahrungen waren die Revolutionen in Frankreich und Belgien, sowie die Debatten über die Reformbill, denen er als Augenzeuge beiwohnte, nicht verloren. Im Jahre 1834 zurückgerufen, erhielt er 1835 seine gegenwärtige Stellung, in der er sich noch befindet. Man hat von ihm: „Entschädigungen des obersten Gerichtshofes der vereinten Staaten von 1816—27," Washington 1816—27, 12 Bde.; „Uebersicht der Entscheidungen des obersten Gerichtshofes der vereinigten Staaten seit 1789," ebend. 1821; „Life of W. Pikney," ebend. 1826; „History of Northmen," London 1831; „Scandinavia," ebend. 1835; „Elements of intennational law," (in französischer Bearbeitung: „Elements du droit international") 2 Bde., Lpz. 1840, ein geistreiches Handbuch, dem 1842 die erweiterte „History of the law of nations" folgte. In Gemeinschaft mit Dr. Crichton gab er ein Werk über die Naturgeschichte und die politische Entwickelung der nordischen Reiche unter dem Titel „Scandinavia" (Edinburgh 1838) heraus. Seine neueste Schrift ist die Preisschrift: „Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie" (Lpz. 1841, 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1846).

Whigs, s. Tory.

Whiston (William), Professor der Mathematik in Cambridge, geboren zu Northon in der Grafschaft Leicester 1667, studirte zu Cambridge Mathematik, Philosophie und Theologie und schrieb schon 1690 eine neue Theorie der Erde (A new Theoroy of th Earth, Lond. 1696), die, obschon voll Paradoxen, großes Aufsehen unter den Gelehrten machte. Er wurde 1698 Prediger zu Lowestoft in Suffolk, kehrte 1703 nach Cambridge zurück, wo ihm Newton das Lehramt der Mathematik abtrat und erwarb sich zugleich durch seine Predigten großen Ruhm. Nach längerem Studium kam er endlich so weit, die Lehre von der Dreieinigkeit als unbiblisch darzustellen und einen vollständigen Arianismus zu vertheidigen. Dies veranlaßte ihm eine Menge Streitigkeiten und 1710 die Entlassung von seinem Lehramte; doch ging der gegen ihn eingeleitete Prozeß nicht fort und W. begab sich nun nach London, wo er Unterricht in der Mathematik ertheilte und, neben mehren geologischen und astronomischen Schriften, besonders eine Menge

theologischer Abhandlungen über urchristliche Zustände und Schriften zur Vertheidigung seiner Ansicht von der Dreieinigkeit schrieb und in einen lebhaften theologischen Streit verwickelt ward. Endlich trat er zu den Baptisten über und starb 1752 in London. Auch die Ewigkeit der Höllenstrafen läugnete er in einer 1740 erschienenen Schrift. In seinen „Memoirs" (London 1749—1750, 3 Bde.) erzählt er sein Leben selbst.

White, 1) **Blanco**, geboren zu Sevilla 1775, stammte aus einer irischen Familie, studirte Theologie, wurde Priester und wegen seiner Gelehrsamkeit bald Synodalexaminator der Diözese von Cadix, aber über dem vielen Wissen wurde der Glaube in ihm wankend und fortgesetztes spitzfindiges Forschen führte ihn zuerst zum Zweifel und bald darauf zum Widerspruche gegen die katholische Lehre. So mit der Kirche, der er angehörte, und mit sich selbst zerfallen, verließ er 1810, nachdem er seine Stelle aufgegeben, Spanien und flüchtete nach England. Seine hülflose Lage zwang ihn zu literarischen Arbeiten und er gab die wichtige Zeitschrift „El Espanol" bis 1814 heraus. In Oxford, wo er 1814 Theologie studirte, trat er zur anglikanischen Kirche über und wurde Erzieher, schriftstellerte aber schon wieder seit 1817. So entstanden die „Lettres from Spain" (deutsch Hamburg, 1824), die Zeitschrift „Variedades" (1823—25), die „Practical and internal Evidence against Catholicism" (1825) und „A letter to Ch. Butler" (1826) als Vertheidigung jener. Aber auch die anglikanische Hochkirche genügte seinem, immer zügelloser werdenden, Drange nach geistiger Freiheit nicht und er schloß sich jetzt den Unitariern an. Dieser Periode seines Lebens gehört die Schrift: „Heresy and Orthodoxy" (1836) an. Endlich löste der Tod, den er 1841 zu Liverpool fand, die Widersprüche, in welche dieser unglückliche Geist mit sich selbst gerathen war. — 2) **W.**, **Charles**, geboren 1794 in Shropshire, stieg im spanischen Kriege zum Stabscapitain, ward Adjutant des Herzogs von Cambridge, verließ 1825 sein Regiment und nahm, sich der Literatur widmend, seinen Aufenthalt in Aachen, dann in Brüssel, wo er sein Haus der gebildetsten Gesellschaft geöffnet hat. Als geistreicher Schriftsteller bewährte er sich in: „Herbert Milton" (deutsch 3 Bde., Aachen 1828), „Arthur Beverley" (3 Bde., 1830), „Die heimliche Ehe" (3 Bde., 1837), „Kaschemirshawl" (3 Bde., 1841), „Häusliches Leben und Sitten der Türken" (2 Bde., 1844). Seine neueste Schrift ist: „Three years in Constantinople" (3 Bde., 2. Aufl., London 1846).

Whitefield, **George**, nebst **Wesley** der Stifter der **Methodisten** (s. d.), 1714 zu Gloucester geboren, besuchte als Knabe eine gelehrte Schule und zeichnete sich durch seine außerordentliche Gedächtnißkraft aus, führte aber daneben ein wenig erbauliches Leben. Nach dem Tode seines Vaters nahm ihn jedoch seine Mutter, die eine Gastwirthschaft hatte, wieder vom Studiren weg und er mußte im elterlichen Hause Kellnerdienste versehen. Im 18. Jahre erhielt er eine Freistelle auf der Universität zu Oxford, wodurch es ihm möglich gemacht wurde, Theologie zu studiren. Hier war es, wo er sich an Wesley anschloß und im religiösen Enthusiasmus oft ganze Tage im Gebete auf der Erde lag. Er ward im 21. Jahre Diakonus, dann Substitut zu Dummer (Hampshire) und folgte 1737 der Einladung Wesley's, nach Amerika zu kommen. Um ein Waisenhaus zu stiften, sammelte er 1739 in England, überall so gewaltig predigend, daß die Kirchen die Zuhörer nicht fassen konnten und er unter freiem Himmel zu sprechen genöthigt war. Einen gleichen Zauber übten seine Predigten in Amerika aus, so daß unter Anderen Franklin erzählt, er habe erst Nichts geben wollen, dann das Kupfer und endlich sein Gold beigesteuert. Den Grundstein zum Waisenhause in Savannah konnte er im Januar 1740 legen. Mit Wesley über die Gnadenwahl in Zwiespalt, war er abwechselnd in England und in Amerika thätig, ward Kaplan der Gräfin Huntingdon und starb auf der siebenten Reise nach Amerika zu Newburg-Port in Neu-England 1770. Seine Werke erschienen in 6 Bänden.

Whitehall ist der Name des uralten, 1697 abgebrannten Schlosses in London, das neben Westminster an der Themse, nicht weit von dem königlichen

Schlosse St. James liegt, wo nur noch das sogenannte Banquetingshouse, (worin vormals die ausländischen Gesandten bei ihrem Einzuge mit einem feierlichen Gastmahl beehrt wurden und auch die Ceremonie des Fußwaschens an armen Leuten jeden grünen Donnerstag vor sich ging) und das Fenster, daraus König Karl I. 1649 auf das Blutgerüst zu seiner Enthauptung hat steigen müssen, zu sehen sind.

Whitehurst, ein berühmter englischer Mechaniker, geboren zu Congleton 1713, war der Sohn eines Glockengießers und Uhrmachers, erlernte dieselbe Kunst, verließ sie aber später wieder und widmete sich dem Studium der Natur. Er erfand mehre nützliche Maschinen, gab verschiedene Schriften über dieselben heraus u. starb, als Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, den 18. Februar 1788. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: Works of John W. with memoirs of his life and written, London 1792.

Whyddah, ein dem Könige von Dasomey (s. d.) zinsbarer Negerstaat auf der Sklavenküste Oberguinea's (Afrika). Es ist ein prächtiges Land für den Ackerbau, denn der Boden ist großentheils flach, ein fruchtbarer rother Lehm, in welchem auf 20 Fuß Tiefe kein Stein zu finden ist, und würde Alles hervorbringen, was man anpflanzt; aber das Volk ist träge, selbst die Haussklaven thun kaum so viel, um sich in körperlicher Bewegung zu erhalten. Die Hauptstadt heißt gleichfalls W. Man verehrt hier eine Art Boa Constrictor. Runde, etwa acht Fuß im Durchmesser haltende Schlangenhäuser mit einem kegelförmigen Dache sind diesem Abgotte in mehren Theilen der Stadt errichtet. Gesetze und Sitten sind willkürlich und abgeschmackt. mD.

Wiarda, Tilemann Dothias, ein trefflicher Geschichtsforscher, geboren 1746 zu Emden, studirte zu Halle die Rechte, ward Advokat, Landschaftssekretär und starb als Hofrath und Landsyndikus zu Aurich 1826, hochverdient um die Geschichtschreibung seines Vaterlandes. Werke: „Altfriesisches Wörterbuch" (1786), „Vollständige ostfriesische Geschichte" (10 Thle., 1791—1817), „Ueber deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen" (1800), „Asega-buch" (1805), „Geschichte u. Auslegung des salischen Gesetzes" (1809) 2c.

Wiatka oder Wiätka, ein zum Czarenthum Kasan gehöriges Gouvernement im europäischen Rußland, das nördlich an Wologda, östlich an Perm, südlich an Orenburg und Kasan und westlich an Kostroma gränzt und auf 2500 □ M. etwa 1½ Million Einwohner hat, von denen die größte Zahl Russen, viele aber auch Tataren, namentlich Wotjäken, Tschuwaschen und Tscheremissen sind, letztere noch Heiden. Der Boden ist meist bergig, indem mehre Nebenzweige des mittlern oder erzreichen Uralgebirges sich bis in das Gouvernement erstrecken, morastig und thonartig, ausser an den Ufern der Kama, wo er schwarzerdig und sehr fruchtbar ist. Die großen Moräste sind mit Wald bedeckt und die Forste, welche größtentheils im Besitze der Krone sind, liefern derselben einen ansehnlichen Ertrag. Der Ackerbau liefert, vornämlich an der Kama, einen reichen Gewinn, auch wird die, schon durch Peter den Großen begünstigte, Vieh- und namentlich Schafzucht in diesem Gouvernement sehr fleißig betrieben. Fischfang u. Bienenzucht sind ergiebig; auch das sehr reichlich vorhandene Kupfer und Eisen, welches in vielen Hüttenwerken verarbeitet wird, bringt dem Gouvernement großen Gewinn. Schon im Jahre 1782 wurden in dieser Provinz allein 300,000 Pud Eisen erzeugt; gegenwärtig hat sich die Jahresausbeute reichlich verdreifacht. Unter den Fabriken zeichnen sich besonders die Juchten-, Seifen- und Leinwandfabriken aus. Hauptausfuhrartikel sind: Getreide, Talg, Honig u. Wachs, welche Produkte meist nach Archangel verführt werden. — Die gleichnamige Hauptstadt, früher Chlynow genannt, ist stark befestigt, Sitz der Gouvernementsbehörden u. eines Bischofs, hat 15 Kirchen, mehre Klöster, ein Seminar und Gymnasium u. 12,000 Einwohner, welche Seife, Leder, Silber- und Kupferwaaren fabriziren u. Handel mit Getreide, Flachs, Talg, Leder 2c. treiben.

Wibmperger, P. Gregor, Benediktiner von Kremsmünster, Professor der

Theologie und durch 24 Jahre Rector Magnific. der Universität Salzburg, um welche er sich große Verdienste erwarb, geb. 1658, gest. 1705. Seine zahlreichen Schriften sind philosophischen und theologischen Inhaltes. — Vgl. Histor. Univers. Salisb., p. 143 und 359; Ziegelbaur, Histor. rei lit. ord. S. Benedicti, III., p. 535.

Wiborg, 1) Hauptstadt des russischen Gouvernements Finnland (790 □ M. mit 140,000 Einwohnern) und starke Festung auf einer Landzunge und an der Bucht Trangö Surde des finnischen Meerbusens, hat 4 Kirchen, ein Zeughaus, mehre Kasernen und Magazine, einen Hafen, ein protestantisches Consistorium, ein Gymnasium und mehre andere Schulen und 5000 Einwohner, welche Seilerei, Fischerei und Handel mit Eisen, Holzwaaren, Talg, Segeltuch ꝛc. treiben. Der Hafen für größere Schiffe liegt einige Meilen entfernt. An ihm haben die Kaufleute ihre Niederlagen. In der Nähe der Garten Monrepos. — Das Schloß von W. ward nach Einigen von Torkel Knudson 1293, nach Anderen von dem Vater von Birger-Magnusen, von dem jener Vormund war, von Birger Jarl gegründet. 1495 belagerte es Czar Wasilij Schuiskoi, doch ward der Hauptsturm durch Sprengung eines Pulverthurms abgeschlagen und die Stadt gehalten. Später saß Herzog Erich von Finnland dort gefangen. W. ward den 10. Juni 1710 von Peter dem Großen eingenommen. — 2) W., Hauptstadt des jütländischen Amtes W. (54 □ M.), die älteste Stadt Jütlands, mit 3600 Einwohnern, ist Sitz der jütischen Stände und eines Bischofs; Dom, Gymnasium, Fabriken; der Hafen der Stadt ist Hjarbek am Lymfjord.

Wichtelzopf, Weichselzopf (Plica polonica, P. judaica), nennt man eine Krankheit, in deren Folge die Haare durch eine krankhafte Absonderung der Hautdrüsen so zusammenkleben und verfilzt sind, daß sie nicht entwirrt werden können. Jetzt kömmt der W. fast nur mehr in Polen u. Lithauen, sowie in den zunächst angränzenden Ländern vor, während er ehemals auch in Deutschland, besonders in den Niederungen der Elbe und Weser, beobachtet wurde, noch 1564 ziemlich häufig vorkam, dann aber durch die fortschreitende Cultur verdrängt ward. Die ältesten Benennungen der Krankheit in Polen, wie in Deutschland deuten auf Zauberei; der deutschen Sage nach läßt Frau Holle das Gespinnst, wie die Haare verwirren, daher Hollenzopf (unrichtig Höllenzopf). Auch der Nachtmar und der Wichtel besitzen nach der Sage die Macht des Haarverwirrens bei Menschen und Pferden, daher Marenlocke, oder Wichtelzopf, woraus das verdorbene Weichselzopf entstand, wenn letzteres nicht Beziehung hat auf die Weichsel, an deren Ufer der W. sehr häufig ist. — Noch ist die Natur des W.s nicht vollständig erkannt; er kann durch Ansteckung übertragen werden, entsteht aber auch von selbst und wird jedenfalls durch Unreinlichkeit sehr befördert. Gewöhnlich gehen längere Zeit, oft Jahre lange Erscheinungen eines noch nicht entwickelten Allgemeinleidens voraus. Dann schwellen die Hautdrüsen an den behaarten Theilen des Körpers, besonders am Kopfe und ergießen eine eigenthümliche Schmiere, welche vertrocknet und so die Haare verklebt. Die Haare wachsen sehr lange (bis zu 14 Fuß); tritt nun zeitweise Stockung in der Absonderung der Hautdrüsen ein und kehrt sie dann wieder, so bekömmt der W. ein gegliedertes Ansehen, d. h. es wechseln gesunde Stellen der Haare mit verfilzten. Man unterscheidet zwei Arten des W.s: den männlichen, wo ein, oder mehre Zöpfe gebildet werden und den weiblichen, wo Wülste von verschiedener Form entstehen. Mit der Ausbildung des W.s verlieren sich gewöhnlich die vorausgegangenen Krankheitserscheinungen. Hört die Absonderung endlich auf, so wird der W. trocken, reif und beweglich, indem gesunde Haare nachwachsen, so daß er jetzt ohne Gefahr entfernt werden kann; es tritt vollkommene Gesundheit ein. Nicht selten aber kehrt der W. wieder und das kann sich 6—8 mal wiederholen. Der W. kann aber auch durch Entartung der Knochen oder der Eingeweide, durch Wassersucht oder Abzehrung den Tod herbeiführen, wenn seine Vor-

boten zu lange anhielten, bis er ausbrach, oder wenn er gar nicht zum Ausbruche kam, oder auch, wenn er zu früh entfernt wurde. E. Buchner.

Wicke, Feldplatterbse oder **Butterwicke** (*Vicia sativa*), eine Hülsenfrucht mit schwarzen Schoten, runden, etwas platten Samenkörnern von verschiedener Farbe, welche als Viehfutter benützt wird, u. deshalb auch einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet.

Wiclif (richtiger **Wycliffe**), **John**, einer der Vorläufer der sogenannten Reformation, geb. um 1324 zu Wycliffe (Yorkshire), studirte zu Oxford nebst Theologie bürgerliches und kanonisches Recht und erwarb sich bald durch seine Kenntniß der scholastischen Philosophie u. des Aristoteles einen Namen u. trat später als Lehrer auf. In der Pest von 1347 sah er ein göttliches Strafgericht u. klagte das allgemeine Verderben der Kirche in der Schrift: „The Last Age of the Church" (1356) an. Nachdem er verschiedene Aemter verwaltet hatte, griff er, zunächst durch äusserliche Veranlassungen bewogen, 1360—1370 den Klerus und namentlich die Bettelmönche, welche die akademischen Lehrämter ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, in mehren Flugschriften an; als er daher 1365 zum Präses des Collegiums von Canterbury zu Oxford ernannt wurde, widersetzten sich die Mönche und er wurde seiner Stelle entsetzt. W. appellirte dagegen an den päpstlichen Stuhl; Urban V. bestätigte dieselbe, jedoch vergebens. W. ging nach Oxford zurück und hielt daselbst mit vielem Beifalle theologische Vorlesungen, welchen er häufig Ausfälle gegen die Mönche einstreute und ihnen sogar Hauptirrthümer vorwarf. Eduard III. war mit dem römischen Stuhle auch wegen Besetzung der geistlichen Pfründen, der Entrichtung des Peterpfennigs u. a. in Streitigkeiten verwickelt und schickte 1374 W., nunmehrigen Professor der Theologie zu Oxford, nebst einigen Anderen als Gesandte zur Beilegung dieser Zwistigkeiten an den Papst. W. vertheidigte die angeblichen Rechte seines Herrn und kehrte mit gesteigertem Hasse gegen die römische Curie nach England zurück. Nach seiner Zurückkunft erhielt er vom Könige, mit Beibehaltung der Professur, 1375 ein Kanonikat an der Collegiatkirche zu **Westbury** und die Pfarre zu **Lutterworth** im Bisthume **Lincoln**. Von jetzt an machte sichs W. zum Hauptgeschäft, auf dem Katheder, auf der Kanzel und in Schriften gegen den römischen Stuhl loszuziehen. Was immer in einzelnen Schriften, z. B. eines Marsilius von Padua, eines Johann von Oliva u. A. gegen die Macht u. die Reichthümer Rom's zu finden war, wurden von ihm gesammelt; er griff endlich das Ansehen des heil. Stuhls selbst in rein geistlichen Dingen an und behauptete, in seiner Lehre sogar Fundamental-Irrthümer zu entdecken. Die Geistlichkeit Englands war bisher immer auf die Seite der Päpste gegen die Krone und das Parlament getreten und hatte dadurch das Volk in der Treue gegen den hl. Stuhl erhalten. W. beschloß, den Credit des Klerus zu untergraben und machte ihm alle weltliche Gerichtsbarkeit sammt Allem, was ihm Ansehen und Zutrauen bei der Nation verschaffen konnte, streitig. Die, seit der Zeit Königs Johann ohne Land vorgefallenen, häufigen Zerwürfnisse des römischen Hofes mit England hatten die Gemüther in üble Laune gegen erstern versetzt; mit großem Widerwillen erinnerte man sich an die Excommunication und Absetzung jenes Fürsten, an die zu den Füßen des päpstlichen Legaten niedergelegte und von demselben dem Könige wieder aufgesetzte Krone, an die Abtretung Englands an den Papst, endlich an den von diesem aufgelegten Tribut; überdieß sah man mit Verdruß die Pfründen des Landes von dem Papste an Auswärtige verliehen. Bei all diesen Uneinigkeiten hatte es die Geistlichkeit gewöhnlich mit dem Papste gehalten und sich dadurch bei einem Theile des Volkes verhaßt gemacht, welches ohnedem auf die reichen Besitzungen der Kirche mit neidischem Auge schielte. — W. fand daher die Köpfe zu seinem Wunsche, England gegen die römische Kirche aufzuwiegeln, gestimmt. Unterstützt wurde er in seinem Vorhaben durch die **Lollarden**, welche in England Vertheidiger gefunden hatten; er bekam Anhänger und setzte die Geistlichkeit in Sorgen. Diese überschickte deshalb an Papst

Gregor XI., 1377, 18 Sätze oder Artikel, worin W. der Erneuerung der Irrthümer des Marsilius von Padua, des Johann von Gent u. s. w. beschuldigt wurde. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London erhielten den Auftrag, W. wegen dieser ärgerlichen Sätze zur Verantwortung zu ziehen u., wenn er schuldig befunden würde, in's Gefängniß zu werfen. Der Erzbischof berief eine Versammlung von Geistlichen nach London, vor welcher W. sich verantworten sollte. Er erschien, aber in Begleitung des Herzogs Johann von Lancaster und des Lord Piercy. Diese verlangten: W. solle sich sitzend verantworten, wogegen die Geistlichkeit darauf bestand, daß er vor ihnen, als Richtern, stehend erscheinen müßte. Man sagte sich von beiden Seiten viele Bitterkeiten und schied unter Wortwechsel von einander, ohne in der Sache Etwas vorgenommen zu haben. Gestützt auf diesen mächtigen Schutz, fuhr W. fort, seine Lehre zu verbreiten und Proselyten zu machen. Nach inzwischen erfolgtem Tode Eduards III. mußte W. sich nochmals auf Gregors XI. Veranstaltung vor einer Versammlung der Geistlichkeit stellen, welche es aber nicht wagte ihn zu verurtheilen, sondern ihm blos Stillschweigen auferlegte. Dies Alles vermehrte nur W.s Haß gegen den Papst und die Geistlichkeit. Er verfaßte verschiedene Werke, worin er seine früheren Grundsätze wiederholte und sie in ganz England auszustreuen bemüht war. — Zu dieser Zeit, unter Richards II. Regierung, machten Urban VI. und Clemens VII. einander den päpstlichen Stuhl streitig. Europa war zwischen beiden Bewerbern getheilt. Urban ward von England, Clemens von Frankreich anerkannt. Urban VI. ließ in Großbritannien einen Kreuzzug gegen Frankreich predigen, in welchem den Kreuzfahrern die nämlichen Ablässe, wie bei den Kriegen gegen die Ungläubigen, bewilliget wurden. Allein der Schatz war von Geld entblößt. Um dieser Noth abzuhelfen und die nöthigen Subsidien für den Kreuzzug zu erlangen, berief der König im J. 1382 das Parlament nach London. Hier machte W. folgende Vorschläge: „Man soll weder nach Rom, noch nach Avignon Geld schicken, wenn die Verbindlichkeit hiezu nicht aus der Schrift erwiesen ist; dann soll das Volk nicht eher mit neuen Taxen belegt werden, als bis die Kirchengüter, die ohnedies das Erbtheil der Armen sind, zur Abhülfe ihres Elendes verwendet worden. Wenn Bischöfe oder Pfarrer über Vergehen betroffen werden, so darf die Krone ihre Güter confisciren. Auch kann Niemand in England die Früchte einer Pfründe genießen, wenn er nicht daselbst residirt, oder dem Staate, nach dem Urtheile des Parlaments, in anderer Weise ersprießliche Dienste leistet." Um die Köpfe gegen die päpstliche Gewalt noch mehr zu erhitzen, ergriff W. diese Gelegenheit, eine Schrift voll Erbitterung u. Heftigkeit gegen diesen Kreuzzug abzufassen. „Es ist schändlich", sagt er in derselben, „daß das Kreuz Jesu Christi, dieses Denkmal des Friedens, der Erbarmung und der Liebe, zwei falschen Priestern zu gefallen, welche offenbare Antichristen sind, den Christen zum Panier und Signal dienen soll, auf daß jene in ihrer weltlichen Größe erhalten werden, sie, die die Christenheit mehr unterdrücken, als die Juden Jesum Christum selbst und die Apostel unterdrückt haben ..... Warum will der stolze Priester Roms nicht lieber allen Menschen, unter der Bedingniß, daß sie in Friede und Eintracht leben, vollkommenen Ablaß bewilligen, statt ihnen solchen, wenn sie einander bekriegen und zu Grunde richten, zu verheißen. Urban VI. ließ endlich W. nach Rom zur Verantwortung vorladen; allein dieser starb bald darauf am Schlagflusse auf seiner Pfarre zu Lutterworth am 8. Dez. 1384, oder nach Anderen am 31. Dezember 1387, noch vor Beendigung seines Prozesses. — W. lebte in seinen Schriften u. Büchern fort. Um die Ausbreitung seiner Lehre zu hemmen, sprach die Geistlichkeit das Verdammungsurtheil gegen dieselbe aus. Die Universität Oxford zog nach vorgenommener Prüfung aller seiner Werke 278 Sätze aus, die eine Censur verdienen u. schickte sie dem Erzbischofe von Canterbury zu. Diese Sätze enthalten die ganze Lehre W.s und den von ihm entworfenen Reformationsplan, wenn man anders sagen kann, daß er einen Plan gehabt habe.

Denn man sieht zwar, daß er mit seinen Behauptungen einen Zweck sich vorgesteckt hatte, den nämlich: die römische Kirche und Geistlichkeit verhaßt zu machen, das Publikum gegen sie zum Unwillen zu reizen u. ihr Ansehen zu vernichten; aber man sieht kein folgerecht aneinander gereihtes Lehrgebäude, keine Regierungsform, die er jener der römischen Kirche habe entgegenstellen wollen. Anarchie, Verwirrung, anabaptistische Schwärmerei gehen als die natürlichsten Folgen aus W.s Lehre hervor. Seine Schriften sind zahlreich und meist noch ungedruckt. Am bekanntesten ist der Triologus von 1382 (Frankfurt 1723) und seine Uebersetzung der Bibel, von der aber auch blos das neue Testament gedruckt ist (nach A. von Babede, 1810). Vergl. Vaughan: „Life and opinions of J. de W." (2. Ausg., 2 Bde., London 1831).

Widdin (türk. Kikadova), Stadt und Festung in Bulgarien, am rechten Ufer der Donau, in einer weiten, zum Theil sumpfigen Wiesenniederung liegend. Den äußern Anblick machen die 25 Minarete und die Masten der vielen Schiffe, welche im Hafen liegen, imponirend; das Innere dagegen entspricht keineswegs den hiedurch erregten Erwartungen. Die Befestigungswerke best.hen in einer Citadelle, einem bastionirten Hauptwalle mit Graben, Ravelins vor den fünf Thoren und 10 neuen Fortifikationen, welche die um das Corps de place liegenden ausgedehnten Vorstädte einschließen. — W. ist der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks und der Sitz eines Pascha und eines Erzbischofes der griechischen Christen, welche hier auch eine vielbesuchte Schule haben. Es erfreut sich lebhaften Handelsverkehrs; seine Lederfabriken gehören zu den besten in der Türkei und versenden vorzüglich viel Saffian. 25,000 Einwohner. — Die Stadt wird von Einigen für das alte Viminacium gehalten, dessen vormaligen Glanz Procopius de aedificiis IV. 5. rühmte. Schon unter Bajazet I. wurde sie zweimal (1394 und 1396) von den Türken eingenommen, und vergebens entriß sie Held Ludwig von Baden am 6. Oktober 1689 dem Halbmonde, denn schon im folgenden Jahre seufzte sie wieder unter der Botmäßigkeit desselben. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde W. durch Paswan Oglu sehr bekannt. Dieser stellte sich an die Spitze eines 1797 ausgebrochenen Aufstandes und trotzte 15 Jahre lang der Macht der Pforte, welche ihn endlich mit der Statthalterwürde bekleiden mußte. mD.

Widerhall, s. Echo.

Widerklage, s. Reconvention.

Widerruf, s. Abbitte.

Widerspruch, s. Contradiction.

Widerstand nennt man in der Dynamik alles das, was die, auf Veränderung des Zustandes irgend eines Körpers verwendete, Kraft mindert. Die Atomisten sehen dieses Etwas nicht für eine nach entgegengesetzter Richtung wirkende Kraft an, sondern glauben, daß schon die bloße Materie, als absolut undurchdringlich, durch ihre Trägheit die einwirkende Kraft vermindere; allein diese Vorstellung ist irrig und es kann kein W. gedacht werden, wenn nicht der ankommenden Bewegung eine andere entgegengesetzt wird. — Wenn sich feste Körper in flüssigen Mitteln, z. B. im Wasser oder in der Luft, bewegen, so müssen sie nothwendig in jedem Augenblick ihrer Bewegung einen Theil ihrer Geschwindigkeit verlieren, weil sie die, ihnen im Wege liegende, flüssige Materie aus der Stelle treiben müssen, wozu Aufwand der bewegenden Kraft gehört. Nun läßt sich aber keine Verminderung dieser bewegenden Kraft anders denken, als wenn man dem flüssigen W. leistenden Mittel eine Kraft beilegt, welcher jener gerade entgegengesetzt ist. Diese nennt man in der Sprache der Physik W. der Mittel. Die Theorie dieses W.s ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Lange wußte man, daß Körper, die sich durch die Luft bewegen, z. B. der Pendel, ein geworfener Stein, eine abgeschossene Kanonenkugel 2c. durch den W. derselben nach und nach ihre Bewegung gänzlich verlieren; allein, nach welchen Gesetzen dies geschehe, hatte vor Newton Niemand zu zeigen versucht. Dieser stellte zuerst

ne Theorie über den W. der Mittel auf, an deren Richtigkeit man Anfangs .cht zweifelte, die aber später, nach vielen darüber angestellten Untersuchungen, br mangelhaft befunden wurde. Mehre Physiker und Mathematiker gaben sich in Mühe, die Lehre vom W.e der Mittel auf's Reine zu bringen; man ist ich darin weiter gekommen, aber doch sind bis jetzt noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben.

Widerwille, s. Idiosynkrasie.

Widukind oder **Witikind**, ein Niedersachse und Benediktinermönch in dem rühmten Kloster Corvey, lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts und arb 1004 als Rektor der dortigen Klosterschule. Er ist der Vater der niedersächsischen Geschichte und einer der besten Geschichtschreiber seiner Zeit. Seine Annales de rebus Saxonum gestis Henrici Aucupis et Ottonis" etc., 3 Bücher, id reich an Charakteren u. passenden Reden u. in einem reinen, gefälligen Styl schrieben. Er hat oft sichtbar den Sallustius vor Augen gehabt. Ausgaben: on Meibom, Frankfurt 1621, Fol. in Labritii script. rer. Brunsv. T. I. und euerdings bei Pertz in den „Scriptores rerum germ." (Bd. 3). Eine deutsche eberſetzung lieferte Vollmächer (Dresden 1790).

Wiebeking, Karl Friedrich von, ein berühmter Topograph und Wassereister, 1762 zu Wollin in Pommern geboren, widmete sich der praktischen Geoietrie mit solchem Erfolge, daß er schon 1780 die Aufnahme des Herzogthums Recklenburg-Strelitz und bald darauf eines Theils von Pommern und des Netzedistriktes übernehmen konnte. Diesen Arbeiten folgte seit 1784 zunächst die Aufahme der Herzogthümer Gotha und Weimar, der Herrschaft Schmalkalden und es Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, worauf er 1788 als Wasserbaumeister ir das Herzogthum Berg in pfalzbayerische Dienste trat und auf eigene Kosten ie Aufnahme des Herzogthums besorgte. Um 1797 ward er in gleicher Eigenbaft in Darmstadt angestellt u. erhielt 1801 in Folge seines classischen Werkes: Theoretisch-praktische Wasserbaukunde" (Mannheim 1798 — 1805. 5 Bände, eue Auflage 1811), einen Ruf als Wasserbaumeister, mit dem Hofrathstitel, nach Bien, wo er nun sehr thätig wirkte, aber wegen mancher ihm gemachten Hindernisse 1805 den Ruf als geheimer Rath, Finanzreferendar und Chef des Wasser-, brücken- und Straßenbauwesens nach München annahm, seit welcher Zeit eine Renge derartiger Bauwerke, unter anderen der Hafen zu Lindau, unter seiner eitung vollendet wurden. Doch legte er seine sämmtlichen Aemter bereits 1818 ieder, um sich allein literarischen Beschäftigungen zu widmen. Er starb zu München den 28. Mai 1842. Von seinen Schriften, wozu auch sein Sohn, Karl Gustav, geboren zu Düsseldorf 1792, gestorben zu Speier 1827 als önigl. bayer. Baurath des Rheinkreises, Beiträge lieferte, führen wir an, außer er schon genannten: „Beiträge zur Wasserbrücken- u. Straßenbaukunde" (Mannheim 1809); „Beiträge zur Brückenbaukunde" (Tübingen 1809, 2. Aufl. 1812); Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde" (4 Bde. mit 109 Kupfern, Münch. 824); „Architecture civile théorétique et practique" (7 Bde. mit 260 Kupfertafeln, München 1822—30); „Von dem Einflusse, den die Untersuchungen der Baudenkmale des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit auf die Forschungen im Gebiete der Geschichte haben" (München 1834, 4.) und „Von er Natur oder den Eigenschaften der Flüsse" (Stuttg. 1834).

Wied, ein altes Dynastengeschlecht, dessen Besitzungen am Niederrhein und in der Lahn durch die Erbtochter des letzten Grafen von Ysenburg, die sich nun Grafen von W. nannten (1243) und von diesen abermals durch eine Erbtochter in die Dynasten von Runkel (1462) gelangten. Ein Nachkomme derselben, Friedrich, gestorben 1698, stiftete die Linien: W.-Runkel und W.-Neuwied. Bei em Tode (im J. 1824) des letzten W.-Runkel, des Fürsten Friedrich Ludwig, welcher in holländischen, seit 1799 in österreichischen Diensten ruhmvoll gefochten hatte und zuletzt eine Division in Prag befehligte, fiel das ganze Land an W.-Neuwied. Es umfaßt in Rheinpreußen die Aemter: Altwied, Dierdorf, Heddes-

dorf, Neuenburg und Neuwied, 1,59 □ Meilen und 36,900 Einw.; in Nassau die Aemter Runkel und Selters, 4,02 □ Meilen und 14,000 Einw. Gegenwärtiger Fürst ist **Wilhelm Hermann Karl**, geb. 1814, Neffe des berühmten Reisenden, **Prinzen Maximilian** (s. d.).

Wiedehopf (upupa epops), ein schöner Zugvogel, welcher bei uns sehr spät im Sommer eintrifft und schon im August Deutschland verläßt. Er bauet sein Nest aus stinkendem Koth und nährt sich, wie die Schnepfe, von Gewürmen, Ameisen, Raupen und Ungeziefer. Im Fluge legt er seine dunkelrothe Krone am Kopfe hinterwärts nieder, welche er im Sitzen oder Laufen in der Größe eines Thalers ausbreitet.

Wiedemann, Christian Rudolph Wilhelm, Arzt und Naturforscher, geboren den 7. November 1770 zu Braunschweig, Sohn eines Tabakhändlers, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich dann dem Studium der Heilkunde auf der Universität Jena und wurde daselbst 1792 zum Med. Dr. promovirt. 1794 wurde er Professor der Anatomie am anatomisch-chirurgischen Collegium in Braunschweig, 1795 Sekretär und 1800 ordentlicher Beisitzer des Obersanitäts-Collegiums; 1802 erhielt er zugleich die Professur der Geburtshülfe und wurde zum Hofrath ernannt; 1805 folgte er dem Rufe als dänischer Justiz-Rath und Professor der Geburtshülfe an die Universität Kiel; 1825 war er Prorektor, 1829 wurde er Etatsrath. Er starb den 31. Dezember 1840. — W. hat sich durch seine Leistungen um die Anatomie, Geburtshülfe und die Entomologie sehr verdient gemacht. Seine wichtigeren Schriften sind: „Handbuch der Anatomie", Braunschweig 1796, 3. Auflage, Göttingen 1812; „Ueber Pariser Gebäranstalten und Geburtshelfer", Braunschweig 1804; „Lesebuch für Hebammen", Kiel 1814, 2. Auflage 1826; „Die aussereuropäischen zweiflügeligen Insekten", 2 Bde., Hamm 1828—30. — Auch gab er heraus das „Archiv für Zoologie und Zootomie", 4 Bde., Berlin u. Braunschweig 1800—04 rc. E. Buchner.

Wiederbringung aller Dinge, s. Apokatastasis.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiedererzeugung, s. Reproduktion.

Wiedergeburt, s. Palingenesie.

Wiederholungszeichen, Repetitionszeichen, Reprise, zeigt an, von wo eine Stelle wiederholt werden solle und in welcher Weise. Es steht entweder zu Anfange, oder am Ende eines Theiles des Musikstückes. Früher gab es dreierlei W., das große, kleine und das rückweisende; jetzt gebraucht man nur das eigentliche große W., wornach entweder beide Theile eines Thema's oder Stücks, oder nur der erste oder zweite Theil wiederholt wird. Soll der letzte Takt, oder mehre Takte eines wiederkehrenden Satzes das zweite Mal anders, als das erste Mal, gespielt und somit übersprungen werden, dann wird solches durch den Ausdruck prima volta (zum ersten Mal) und secunda volta (zum zweiten Mal) angezeigt, die beim zweiten Male zu überspringenden Takte mit einem Bogen eingeschlossen und sogleich zur secunda volta übergegangen.

Wiederschlag (repercussio) heißt in der Fuge (s. d.) die Ordnung, in welcher der Führer u. Gefährte wechselsweise sich in den verschiedenen Stimmen hören lassen.

Wiedertäufer, Anabaptisten, auch Taufgesinnte, ist der Name einer bekannten religiösen Sekte, welche die Taufe der Kinder verwirft und verlangt, daß die als Kinder bereits Getauften sich, zur wahren Theilnahme am Christenthum, noch einmal taufen lassen. Schon lange vor der sogenannten Reformation bestritten Mehre die Gültigkeit und Wirksamkeit der Kindertaufe (daher Antipädobaptisten), weil den Kindern der noch nothwendige Glaube fehle: so einige Gemeinden der Waldenser, die böhmischen Brüder rc. Nach der Reformation zeigten sich deren besonders in der Schweiz, Deutschland und Holland; sie waren meist Schwärmer, welche von der Umgestaltung Nutzen ziehen und ihren religiösen Träumereien Geltung und Anhang verschaffen wollten; sie verbanden

mit der Forderung der Wiedertaufe auch die Aufrichtung eines Reichs Christi auf Erden, Einführung der Gütergemeinschaft, Glauben an ihre Offenbarungen u. dgl. und widersetzten sich mit Macht der bürgerlichen Ordnung. In Deutschland traten seit 1521 Nikolaus Storch, Markus Stübner, besonders Thomas Münzer, der in Verbindung mit dem entsprungenen Cisterziensermönche Pfeiffer den Bauernkrieg (s. d.) anstiftete, auf. In der Schweiz, wo sie Anfangs glimpflich behandelt wurden, trieben sie ihr Wesen besonders in Zürich, St. Gallen und Appenzell, bis die Obrigkeit wegen ihrer aufrührerischen Predigten und Lehren Leibesstrafen, Verbannung u. wohl auch die Todesstrafe über sie verhängte. Die vorzüglichsten Anführer der W. waren dort: Felix Manz, Konrad Grebel, Ludwig Hetzer u. a. In Bayern traten gegen 1527 als W. auf: Johann Hutter, Jakob Kürsner, Sigismund Sallin in Augsburg; sie fanden ungeachtet der Verfolgungen viele Anhänger. In den Niederlanden wurde auch seit 1527 streng gegen sie verfahren. Hier wirkte besonders David Joris, der die vier damaligen Parteien der W. zu vereinigen suchte und nach dem sie sich die David-Georgisten, Davidisten, Joristen nannten. In Westphalen, Holstein und Ostfriesland breitete besonders Melchior Hoffmann (ein Kürschner aus Schwaben, starb 1532 in Straßburg im Gefängniß) u. seine Schüler, Ubbo Philippis, (ein sehr verständiger Mann, der die Schwärmerei der damaligen W. mißbilligte und die besondere Partei der Ubboniten bildete, starb 1568) die Lehre der W. aus. Kaiser Karl V. gab zwar 1528 den Befehl, daß alle W. mit Gewalt unterdrückt werden sollten und auf dem Reichstage 1530 wurde jene Bestimmung erneuert; allein es half kein Verbot. Damals kamen für die W. die Spottnamen Stäbler (Baculares, Stablarii), weil, wie sie meinten, ein Christ dürfe keine Waffen, nur einen Stab tragen, sich nie mit Gewalt vertheidigen und andere Christen nicht verklagen, und Heftler, indem sie zum Theil selbst die Knöpfe als Luxusartikel verwarfen und nur Heftel an ihren Kleidern trugen, auf. Auch hießen sie Clancularii, welche ihr Glaubensbekenntniß verheimlichten, oder Hortularii, weil sie in Gärten zusammenzukommen pflegten. Am tollsten trieben ihr Wesen die aus Holland vertriebenen W. seit 1533 in Münster. Sie predigten hauptsächlich die Vielweiberei und Gütergemeinschaft und verbreiteten ihre Lehre mit dem Schwerte. Dem Schicksal der Münster'schen W. war das der Leydener, Amsterdamer, westfälischen u. a. gleich. Auch in Schweden, wohin 1524 W. gekommen waren und wo ihre Predigten von dem wahren Christenthum mit der Zerstörung von Bildern, Orgeln und anderen Kirchengeräthen begleitet waren, mußten sie nach kurzem Aufenthalte das Land verlassen. Die Hauptlehren dieser älteren W. waren: der Glaube muß der Taufe vorangehen, darum ist die Kindertaufe verwerflich; im Abendmahl wird Brod und Wein nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt. Christus brachte einen von Gottes unvergänglichen Samen geschaffenen Leib mit auf die Erde; in der Trinität ist der Ausdruck Person verwerflich; zur Rechtfertigung ist der Glaube nicht hinlänglich; der Christ darf nicht schwören, kein obrigkeitliches Amt bekleiden, nicht Waffen führen und in den Krieg ziehen u. s. w.; Gott offenbart sich noch fortwährend Einzelnen. Als Menno (s. d.) 1537 als Lehrer in die Gemeinde eintrat, fand er noch ganz den rohen Anabaptismus; seine vornehmste Sorge für die Reformation der Sekte bestand darin, daß er den Gehorsam gegen die Obrigkeit herstellte, die Vielweiberei verbot und die Ehescheidungen abschaffte. Ueberhaupt unterschied er sich zuletzt, die den W. eigenthümliche Ansicht von der Wiedertaufe ausgenommen, nur noch darin von der herrschenden Kirche, daß er allen Antheil am Kriege und das Schwören untersagte, Gelehrsamkeit und Philosophie verachtete, die Obrigkeit nur als für die Weltmenschen nöthig achtete, obrigkeitliche Aemter anzunehmen verbot, strenge Kirchenzucht hielt und das Füßewaschen beim Abendmahl beibehielt; von Christus glaubte er, der heilige Geist habe seinen Leib in der Maria geschaffen, eine Meinung, welche die W. 1555 auf einer Synode zu Straßburg mit der vertauschten, daß Christus sein Fleisch von der Maria empfangen habe. Durch Menno wurde

also die Partei der W. gänzlich umgestaltet und von aller einseitigen Schwärmerei befreit und, da es ihm durch viele Reisen gelang, Alle für seine Ansichten zu gewinnen, so nannten sich die W. von jetzt an nach ihm Mennoniten oder Taufgesinnte. Diese mildere Partei hatte mit der ersten fast gar Nichts mehr gemein und erhielt von der holländischen Regierung, mit Freiheit von Eidesleistung und Soldatendienst, Anerkennung. Schon vor, besonders aber nach Menno's Tode (starb 1561) entstanden unter seinen Anhängern, deren Mittelpunkt und Haupttheil immer die holländischen Mennoniten blieben, Spaltungen. Diese theilten sich wieder in mehre Untersekten, deren hauptsächlichste die sogenannten groben u. feinen waren (vgl. den Art. Mennoniten). — Von den holländischen Mennoniten trennten sich die hochdeutschen W. (in der Pfalz, Holstein, Ostfriesland, Preußen), die, mit Mißbilligung der Flaming'schen Strenge, doch fest an den Einführungen der Stifter ihrer Sekte hielten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wendeten sich auch viele W. nach Holstein; in Preußen, besonders in Westpreußen, wo sich deren über 18,000 fanden und wo sie sehr wohlhabend geworden sind, auch gerne geduldet werden, sind sie seit 1827 von dem Zeugen- und Amtseid, gegen Einreichung eines Attestates, daß sie wenigstens ein Jahr der Partei angehören, entbunden. Auch in Bayern, Rußland (in dessen südlichen Ländern seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts sich mehre Colonien niederlassen durften), Ungarn, Siebenbürgen, in der Schweiz, in Ostfrankreich sind sie geduldet; ihre Versicherungen auf Mannen Wort oder Mannen Treue gelten als Eidschwur; sie sind fast allenthalben von der Conscription frei und selbst Napoleon nahm auf sie in dieser Hinsicht Rücksicht, indem er mehr durch Lieferungen und Vorspann Kriegsleistungen von ihnen forderte. Uebrigens gelten die W. überall für die besten Unterthanen. Die ersten, nach Amerika ziehenden, W. gingen aus Holland in die Gegend von Germantown in Pennsylvanien, ihnen folgten 1705 mehre aus der Pfalz, auch 1717, 1719. Nach Canada kamen sie seit 1800 aus Pennsylvanien. Kirchengeschichte und Glaubenslehre der Mennoniten von Benjamin Eby, Berlin (und Canada) 1841. Ihre Kircheneinrichtung ist nach dem Muster der ältesten Kirche: sie haben Bischöfe, Aelteste und Lehrer, welche keine Besoldung bekommen. Ihre Kleidung ist einfach, altväterisch und meist schwarz. Die deutschen W. taufen in den Bethäusern, die englischen in den Flüssen; die Namen geben sie den Kindern bei der Geburt. Die Glaubenslehre der W. kann man aus Jac. Cats Katechismus, Amsterdam 1736, kennen lernen, sowie aus Konrad Ris Glaubenslehre der wahren Mennoniten (aus dem Holländischen übersetzt, Hamburg 1764, 4.).

Wieland, Christoph Martin, wurde geb. 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim, einem zum Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Biberach gehörigen Dorfe, wo sein Vater, Matthäus W., Prediger war, nach der gewöhnlichen Annahme in Biberach selbst, wohin sein Vater bald nach des Dichters Geburt versetzt wurde. Von dem, in der edlen Richtung des Spener'schen Pietismus gebildeten, Vater erbte der Sohn den Ernst, der selbst bei Kinderspielen hervortrat; von der Mutter einen gewissen Grad von Reizbarkeit und die frühe Neigung zur Reinlichkeit. Noch hatte der Knabe nicht sein drittes Jahr zurückgelegt, als sein Vater ihm schon Unterricht zu ertheilen anfing. Durch den Unterricht bei seinem Vater u. später in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt hatte der talentvolle und lernbegierige Knabe schon in seinem 14. Jahre nicht nur einen guten Grund im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik u. Geschichte gelegt, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht. In seinem achten Jahre las er den Cornelius Nepos und glühete vor Verlangen, ein Epaminondas oder Phocion zu werden; im 13. las er den Horaz und Virgil und drang mit dichterischer Geistesanlage tief in das Wesen dieser Dichter ein. Von seinem 11. Jahre an zeigte sich bei ihm eine fast leidenschaftliche, immer wachsende, Liebe zur Poesie. Im 12. Jahre übte er sich in lateinischen Versen und schrieb unter anderen ein großes Gedicht in Distichen von den „Pyg-

mäen", eine Satire auf seines langen Rektors kleine Frau. Auch in deutschen Versen versuchte er sich; sein Vorbild war hier B. H. Brockes (s. d.), welcher auf den Knaben Eindrücke machte, die dauernd durch des Mannes ganzes Leben geblieben sind. In seinem 13. Jahre machte sich W. an ein Heldengedicht, „die Zerstörung Jerusalems". In der poetischen Kunst las er die ästhetischen Werke von J. Hübner und Gotsched (s. d.). Aber seine dichterischen Erzeugnisse befriedigten ihn nicht und er warf sie ins Feuer. Im Jahre 1747 kam W. in die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, wo er dieselbe stille Natur, dieselbe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit in der Lebensart fand, wie im väterlichen Hause. Auch die Frömmigkeit des väterlichen Hauses ward hier nicht vermißt, nur war sie nicht ganz so einfach und anspruchlos: der Pietismus der Halle'schen Schule hatte sich hier vielfach geltend gemacht und W. gerieth bald in pietistische Schwärmerei. Dieß und seine Liebe zu Livius, Terenz, Virgil, Horaz, Cicero und zu den neueren unchristlichen Philosophen Wolf und Bayle brachten ihn in große Seelenangst. Durch das Lesen von Fontanelle, d'Argens und besonders Voltaire gerieth er immer mehr in die Freidenkerei hinein und entfernte sich in gleichem Maße vom positiven Christenthum, so daß er schon im 15. Jahre in Zweifel über die Wirklichkeit Gottes verfiel. Auf einen neuen Weg wurde der Jüngling durch die sokratische Weisheit in Xenophons Werken und durch die englischen Wochenschriften „Spectator", „Tatler" und „Guardian" geführt. Seinen poetischen Geschmack suchte er durch die Werke der Schweizer Breitinger und Bodmer zu bilden; dabei zogen ihn die philosophischen Gedichte Haller's und ganz besonders die, in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erschienenen, drei ersten Gesänge von Klopstock's Messias an. Um Ostern 1749 verließ W. Klosterbergen und begab sich nach Erfurt, wo er ein Jahr lange bei einem Anverwandten, dem Mediziner, Mineralogen und Philosophen Dr. J. M. Baumer blieb, um sich in der Philosophie zu vervollkommnen. Aber er ward weder von dem zur Satire neigenden Manne, noch von dessen Wolfischer Philosophie sonderlich erbaut. Das dankte ihm jedoch W. zeitlebens, daß er ihm ein Privatissimum über Don Quixote las, woraus W. zuerst Menschen- und Weltkenntniß sich sammelte. Uebrigens lebte er in Erfurt so einsam, wie in Klosterbergen, vergaß über der Philosophie die Poesie nicht und fing ein episches Gedicht in Hexametern an, ließ es aber, nachdem er schon einen ziemlichen Theil ausgearbeitet, liegen, weil, wie er sagt, das Sujet eine „Götterfabel" war. Nun kehrte er in's väterliche Haus zurück, um den Sommer des Jahres 1750 in Biberach zu verleben. In ihm gohren wunderlich durch einander die widerstreitenden Elemente von mystischer Frömmigkeit und Freidenkerei, heidnischer Philosophie und christlich-protestantischer Dogmatik, Wolfischem Dogmatismus und Bayle'scher Skepsis, nebst Sokratischer und Cervantes'scher Ironie und Laune. In dieses Chaos trat die Liebe harmonisch gestaltend ein, die Liebe zu der vielfach gebildeten Maria Sophia Gutermann. Im Herbst des Jahres 1750 bezog W. die Universität Tübingen, um Jurisprudenz zu studiren, welcher er aber keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er besuchte keine Vorlesungen, lebte mehr in stiller Einsamkeit seiner Liebe und der Poesie und trat mit dem, seiner Geliebten zu Liebe und Ehre gearbeiteten, unreifen philosophischen Lehrgedichte „Die Natur der Dinge" im Jahre 1751 in den Kreis der vaterländischen Dichter ein, ohne die Zänkereien der Leipziger und Schweizer unkritischen Kritiker und unpoetischen Poeten genauer zu kennen. Nun entwarf er den Plan zu einem Heldengedichte in Hexametern, „Hermann", arbeitete fünf Gesänge aus und schickte sie an Bodmer; die günstige Aufnahme dieser in der Jugendhitze gearbeiteten Probe veranlaßte zwischen beiden einen Briefwechsel, der ihr Verhältniß immer inniger machte. Die inzwischen erschienene Fortsetzung von Klopstock's Messias, der vierte und fünfte Gesang, machte mit dem darin geschilderten Liebesverhältnisse zwischen Semida und Cidli tiefen Eindruck auf W., der darin sein eigenes Liebesverhältniß wieder fand. W. war ein glühender Verehrer Klopstock's, wurde aber kein Nachahmer desselben;

seine Natur war eine andere. In dieser Zeit seiner philosophischen Einsamkeit, in seiner idyllischen Unschuldswelt, befaßte er sich besonders mit philosophischen, moralischen und satirischen Gedichten (moralische Briefe, moralische Erzählungen, Anti-Ovid, alle im Jahre 1752) und suchte belehrend das wahre Ideal des Lebens darzustellen und dafür zu gewinnen. Aber er lebte in platonischen und stoischen Idealen und für ein Ideal (Sophie, gefeiert unter dem Namen Doris), wie es vorzüglichen Jünglingen eigen ist, ohne die Welt und die Menschen zu kennen. — Gegen Ende des Jahres 1752 verließ W. Tübingen und kehrte zurück nach Biberach, voll der schönsten Hoffaungen und der süßesten Sehnsucht; aber seine bisherige Lebensweise wurde dort Phantasterei genannt; er sollte für ein irdisches Unterkommen sorgen, einer Brodwissenschaft sich widmen und hatte seine Zeit mit Versemachen verschwendet! — Von Bodmer eingeladen, traf W. im Jahre 1752 bei demselben in Zürich ein, wo er während eines zweijährigen Aufenthaltes an manchen Erfahrungen reicher wurde. Das Verhältniß zwischen beiden war ein herzliches und darum glückliches. Es war W. Bedürfniß des Herzens, Etwas zu thun, wodurch er seine Verehrung, Liebe und Dankbarkeit bewiese und dieses bestimmte ihn zu mehren literarischen Unternehmungen, unter anderen auch zu dem kleinen patriarchalischen Epos, „die Prüfung Abrahams". Er hatte ein Thema gewünscht, „das mit keiner heidnischen Mythologie besudelt sei"; aber er nahm doch die Musen und die Olympier mit auf den Moria, wo sie sich allerdings etwas fremdartig ausnehmen. Inzwischen war des Dichters Neigung zu seiner Geliebten ungeschwächt geblieben; aber es traten nun verschiedene Vorfälle und Mißverständnisse ein und Sophie ward zu Anfang des J. 1754 Frau von La Roche (s. d.). Die herzliche Theilnahme seiner Freunde verhinderte, daß der harte Schlag den Dichter nicht darnieder warf. Am 24. Juni 1754 verließ W. Bodmer's Haus und übernahm im Hause des Herrn v. Grebel in Zürich die Leitung von dessen Söhnen. Er fand hier alle die Wünsche erfüllt, die er für eine solche Lage gehabt hatte. Um sich in seinem Unglück über den Verlust der Geliebten zu trösten, warf sich W. nun der Religion, die er als Kind so innig geliebt, in die Arme: er las die Kirchenväter, die Schriften vieler Mystiker, die Lebensbeschreibungen von Heiligen, daneben Plato, Klopstock und Young und ward allmälig ein mystisch-religiöser Schwärmer, wozu es ihm ohnehin nicht an Anlagen fehlte. Der frühere W. war ein ganz anderer geworden und zwar vielfach durch die Einwirkung Bodmer's. Die von ihm in den Jahren 1754—56 erschienenen Schriften sind theils poetische, theils philosophische. Zu jenen gehören die in Prosa abgefaßten „Empfindungen eines Christen", mehre „Hymnen" und die „Erinnerungen an eine Freundin"; zu diesen „Timoklea", die „Sympathien" (in denen er das Verwerfungsurtheil über seine früheren Lieblinge Ovid, Anakreon, Tibull, Gay u. A. ausspricht) und die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen". Alle diese Schriften sind halb christlich, halb platonisch; die christlichen mystisch-ascetisch, voll frommen Eifers für den Glauben, die platonischen ruhiger betrachtend, voll Wärme für Tugend, Schönheit u. Liebe. W. gab den bisher treu befolgten Vorsatz, in der Schweiz nur Bodmern und dessen Freunden zu leben, allmälig auf, erschien häufiger in Gesellschaft, auch im Kreise von drei oder vier „lieben Freundinnen", die jedoch alle über 40 Jahre alt waren (da er „jungen Mädchen" nicht sehr gewogen war, wie denn auch seine Sophie ihn an Alter übertraf)*), verlebte manche Tage mit seinen Freunden Meyer, Schinz, Geßner, Füßli, J. G. Zimmermann u. A. und kam so nach u. nach auf einen andern Lebensweg, in eine andere Geistesrichtung, wozu auch seine Neigung zu einer Wittwe (als Arete u. Eulalia gepriesen) u. dann zu einem jungen, reizenden und geistreichen Mädchen (als Melissa gepriesen), das Ihrige beitrug.

---

*) So wenig die jungen Mädchen seinem Ideal entsprachen, so wenig entsprach er dem Ideal der jungen Mädchen; denn er nennt sich einen „Pedanten" und sagt: „Ich kann kein rechtes Compliment machen und bin ein ziemlich tölpischer Kerl."

Der stoische Tugendheld, der platonische Liebhaber, der religiöse Schwärmer befreundete sich immer mehr mit der Welt und ihren Freuden: Augustinus (den er jetzt einen der größten Antipoden der gesunden Vernunft und der Philosophie nennt!); Hieronymus, das Leben der Heiligen, Young u. A. weichen jetzt den Werken d'Alemberts, Voltaire's, Shaftesbury's u. A. Er wählte sich nun (zu Anfang des Jahres 1758) den Xenophonteischen Cyrus zum Helden eines Epos, das er in 18 Gesängen ausführen wollte. Der Held sollte ein ächt menschliches Wesen und als Fürst, Feldherr, Gesetzgeber und König ein wahres Ideal seyn. Zur Unterstützung dieser poetischen Arbeit studirte er Geschichte und Politik, besonders die Werke von Machiavelli, A. Sidney, Montesquieu und Plato. Er lernte nun die Wirklichkeit immer mehr kennen, diese aber war von seiner früher geträumten Unschuldswelt so verschieden, daß der Dichter sich nun der satirischen Laune hingab, wozu die Werke Lucian's, mit denen er sich jetzt sehr beschäftigte, viel beitrugen. Um diese Zeit stand ihm aber auch eine Veränderung seines äußern Lebens bevor. Seine bisherigen Zöglinge erhielten andere Bestimmungen u. er mußte wieder an seine eigene denken. Am 13. Juni 1759 traf er in Bern ein, um die Erziehung des einzigen Sohnes des Rathsherrn von Sinner zu übernehmen, wozu ihm sein Freund Zimmermann angelegentlich gerathen hatte. Aber schon im September gab er diese Stelle wieder auf, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, „alle Tage vier Stunden in den Elementen der Grammatik zu unterweisen". Er entwarf jetzt, den Bernern zu Liebe, den Plan zu einem philosophischen Gedicht über den Landbau; aber im Sommer ließen ihn die Besuche, Spaziergänge und Lustreisen nicht an die Arbeit kommen und im nächsten Winter sollte er die Liebe von einer neuen Seite kennen lernen. Marianne Fels war im Besitze seines Herzens, als die Neugierde ihn trieb, die nähere Bekanntschaft von Rousseaus Freundin, der Julie Bondeli, zu machen, der Tochter eines seiner Bekannten, des Diaconus Bondeli, die im Rufe einer Philosophin stand, dergleichen er kennen zu lernen immer gewünscht hatte. Anfangs mochte er Julien nicht leiden (weil sie häßlich war), sein Herz war ganz auf Mariannens Seite, dann war sein Herz zwischen Marianne u. Julie getheilt, endlich behauptete die philosophische Julie den Sieg über die reizende Mariane u. der Dichter schwärmte wieder in platonischer Liebe und in Richardson'schen Gefühlen, dachte aber dabei recht ernstlich an's Heirathen. In dieser Zeit schrieb er das Trauerspiel „Clementine von Porretta". Um sich eine, den innigsten Wünschen seines Herzens entsprechende, Lage zu verschaffen, wollte er eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung anlegen, um dadurch einerseits sich einen Unterhalt zu verschaffen, andererseits zugleich auf die Bildung der Nation zu wirken. Während er mit diesem Plane umging, wurde er (1760) in Biberach zum Rathe erwählt u. nach einigen Wochen zum Kanzleidirektor, wodurch er in den Besitz eines der bequemsten Häuser der Stadt und einer Besoldung von tausend Gulden kam. Die Stelle, die nicht definitiv war, hatte gar viel Unangenehmes. Dazu kam noch Juliens Eifersucht und endlich (1761) ein Bruch dieses neuen Liebesverhältnisses. Aber an die Stelle der Liebe trat eine trauliche Freundschaft, die in beiden (W. und Julie) während ihres ganzen Lebens ungeschwächt blieb. Eine fast völlig neue Gestaltung erhielt W.s Leben durch seine Theilnahme an den Gesellschaften, welche in Warthausen (bei Biberach) bei dem höchst gebildeten Grafen Friedrich von Stadion stattfanden, wo W. auch seine frühere Geliebte, Sophie von la Roche, antraf, die er als Braut verloren hatte. Sie hatte ihm die innigste, herzlichste Freundschaft bewahrt, wie er ihr. In Warthausen lernte W. den Ton der großen Welt von seiner gefälligsten (französischen) Seite kennen u. erweiterte und berichtigte seine Welt- und Menschenkenntniß. Was noch von der frühern Schwärmerei übrig geblieben war, wich nun ganz dem praktischen Leben: Mißgeschick, Noth und Plagen hatten, nach seinem eigenen Geständniß, das Meiste zu dieser Umwandelung beigetragen. Auch die Philosophie hatte das Ihrige gethan und gerade zur Zeit (1761), wo seine Verstimmung aufs Höchste gestiegen, [illegible]

warf er den Plan zum „Agathon", der vielfach ein Seelenbild des jungen Dichters ist, wie der später hinzugekommene Dialog zwischen Archytas und Agathon den gereiften Mann W. zeigt. In den Jahren 1763—64 arbeitete er den Roman „Don Silvio von Rosalva", in welchem er den Weltlauf mit der heitern Ironie des Cervantes im Don Quixote ansieht und dem Aberglauben und der Schwärmerei einen tödtlichen Stoß zu versetzen sucht: die Natur sollte den Sieg gewinnen. Ein anderes literarisches Unternehmen war die Uebersetzung der Werke Shakespeare's (1762—66), wodurch dieser Genius zuerst in Deutschland bekannt wurde. Durch Shakespeare wurde W. allmälig zur romantischen Poesie hingeführt, obgleich man nicht behaupten kann, daß er den Dichter des Romeo in seinem innern Wesen erfaßt habe. Den Eindruck, welchen Shakespeare auf W. gemacht hatte, verstärkten und gestalteten weiter andere Lieblingsschriftsteller, Ariost, Sterne und ganz besonders Tristram Shandy und so finden wir einigermaßen den Weg, den seine Muse von der strengen Frömmigkeit bis zur sinnlichen Lüsternheit, zur französischen Frivolität, ging. Seine literarische Thätigkeit zwischen 1760—70 war ausserordentlich, aber die meist schlüpferigen Erzeugnisse riefen harte Verdammungsurtheile hervor; die früheren Freunde des Dichters zogen sich zurück, der unmoralische Dichter wurde auch für einen unmoralischen Menschen gehalten; letzteres, nach allen Forschungen über sein Leben, nicht mit Recht. Im Jahre 1765 den 24. Oktober verheirathete sich W. mit der Tochter eines Kaufmanns in Augsburg, aber seine Liebe war nicht mehr schwärmerisch, wie früher, sondern wahrhaft hausbacken. Im J. 1769 wurde er Professor der Philosophie auf der Universität Erfurt. Diese Stelle wurde ihm jedoch bald entleidet: einerseits waren die Professoren der Theologie nicht gut auf ihn zu sprechen wegen seiner Schriften, andererseits erregte seine Anstellung als erster Professor der Philosophie den Neid manches Collegen. Da ihm die plump-ehrliche Deutschheit der einen Gesellschaft eben so wenig behagte, als die genial seyn sollende Unverschämtheit der andern, so zog er sich von allen größeren Gesellschaften zurück und lebte in stiller Zurückgezogenheit den Musen und seiner Familie. Auch mit dem rohen Geiste u. Tone, den er unter den Studirenden fand, war er Anfangs sehr unzufrieden. Durch dieß Alles entstand das Gerücht, er sehne sich von Erfurt weg, was er jedoch selbst in Abrede stellte. Seine Vorlesungen, sein literarischer Ruf, zogen viele Studirende nach Erfurt. Seine Philosophie aus dieser Zeit ist entwickelt in den „Dialogen des Diogenes"; sie geht auf die „möglichste Benützung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens" hinaus. Neben diesen Dialogen ist besonders der, die moderne Staatstheorie entwickelnde, „goldene Spiegel" zu beachten, in welchem Jeder die Welt (besonders den Staat) sieht, wie er nicht seyn soll, um daraus zu erkennen, wie sie seyn soll: das Ideal eines Regenten ist ihm Joseph II. von Oesterreich. — Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar hatte er das Glück gehabt, der verwittweten Herzogin Amalia und dem damaligen Erbprinzen Karl August vorgestellt zu werden und der vortheilhafte Eindruck, welchen seine Persönlichkeit und seine interessante Unterhaltung machten, hatten die wichtigste Veränderung seiner äussern Lage zur Folge: er kam, als der rechte Mann der Zeit, im Jahre 1772 als Prinzenerzieher nach Weimar, erhielt aber vorher von seinem alten Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz, der ihn ungern entließ, den Titel eines kurfürstlichen mainzischen Regierungs-Rathes. — W. genoß die Liebe seines Zöglings und der Mutter desselben; das Hofleben machte ihm aber keine sonderliche Freude. Er vergaß hier die Muse nicht; durch Seiler, Hiller, Schweizer angeregt, wendete er sich für einige Zeit der lyrisch-dramatischen Poesie (Oper) zu: „Aurora", „Alceste" erschienen. Vom J. 1773 an ließ er in Verbindung mit Fr. H. Jacobi den „teutschen Merkur" erscheinen, der ihm Freunde und Gegner erwarb. Am meisten schmerzte ihn der Bruch mit seinem frühern Freunde Gleim, wozu mancherlei literarische Erzeugnisse beitrugen, besonders aber die Dichter Michaelis und Heinse. Andere Geg-

ner fand er an den Bardensängern und vorzüglich an den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes, die, in tiefem Unwillen über seine frivolen Erzeugnisse, sein Bild feierlich verbrannten. Auch Göthe trat in jugendlichem Muthwillen und mit genialer Keckheit in „Götter, Helden und Wieland“ gegen den allzu modernen Bearbeiter der alten Helden auf. Bei allen diesen Angriffen blieb W. ziemlich ruhig und behauptete seinen Gegnern gegenüber eine würdige Stellung. — Mit Ende des Jahres 1774 hörte W.'s Amt, als Prinzenerzieher, auf, doch blieb er bis 1798 in Weimar wohnen. Und hier war Göthe's Eintreffen (7. Nov. 1775) für W., wie später für Schiller u. A. ein hochwichtiges Ereigniß. Am 2. Okt. 1776 traf auch Herder in Weimar ein, und nun bildete sich allmälig der „Weimarische Musenhof“, dem unsere deutsche Literatur so viel zu verdanken hat. An den Wirren und Kämpfen der Zeit in Religion und Staat nahm W. fortwährend Theil, ohne sich jedoch dadurch von der Poesie ganz abziehen zu lassen und zwar war es besonders die märchenhafte, romantische Epik, die er während dieser Zeit (1775—82) mit mancherlei Erzeugnissen bereicherte. Von 1782—89 war W. besonders als Uebersetzer thätig: Horaz und Lucian beschäftigten ihn und durch sie suchte er seine eigene Lebensphilosophie unter den Deutschen zu verbreiten, was er schon früher auf anziehende Weise in der politisch-lehrreichen „Geschichte der Abderiten“ gethan. W. nahm an den schönen, geselligen Freuden auf Ettersburg und in Tieffurt zwar Antheil, lebte aber doch die meiste Zeit in stiller Zurückgezogenheit; denn es bedurfte seines Fleißes immer mehr, da seine Familie bedeutend angewachsen war. Von 14 Kindern, die ihm geboren worden, lebten ihm damals noch 11, für welche, ausser der Mutter und Gattin, ihm die Sorge oblag. Der Ertrag von dem „Merkur“ war sein Hauptgewinn. — W., ebenso wenig ein Freund des Prunkes, als der Kargheit, sehnte sich sehr darnach, den Abend seines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit sich selbst und den Seinigen zu leben. Seine Sehnsucht darnach wurde noch gestärkt durch eine Reise nach der Schweiz (1796), wo er überall mit Liebe und Verehrung aufgenommen wurde. Im Jahre 1797 kaufte er das bei Weimar gelegene Schloßgebäude Oßmannsstädt mit den dazu gehörigen Grundstücken für 22,000 Thlr. u. lebte dann daselbst bis 1803, in welchem Jahre er es wieder verkaufte. Eine Reihe von Jahren (1794—1802) beschäftigte ihn die neue Ausgabe seiner Werke. Im J. 1799 gab er die Redaktion des „teutschen Merkur“ auf, wozu, ausser Geldverhältnissen und Zeitraubung, ganz besonders der neue, vorzüglich durch Kant bewirkte, Zustand unserer Literatur beitrug und zwar vor anderen in Bezug auf die Aesthetik. Fichte's Wissenschaftslehre, Schiller's Horen, Schiller's und Goethe's Xenien bezeichnen deutlich den Standpunkt der neuen Aesthetik und W. ward darin nicht geschont, d. h. W. der Dichter, denn W. der Mensch stand mit Goethe und Schiller als Menschen in edlem Freundschaftsverhältniß. Härtere Angriffe richteten auf den Dichter W. die Gebrüder Schlegel in ihrem „Athenäum“. Und nun hielt jeder Dichterling und Versemacher sich höher, als der Sänger des Oberon! Verstimmt von dem Treiben der neuen literarischen Welt, zog sich W. doch nicht ganz von der Literatur zurück; er gab jetzt das „attische Museum“ heraus, worin hauptsächlich Uebersetzungen von Werken alter griechischer Redner und Dichter erschienen. Die thätigsten Mitarbeiter waren Jacobs und Hottinger. Von Originalarbeiten aus dieser Zeit sind besonders „Agathodämon“ und „Aristipp“ zu nennen. Seit 1803 lebte er wieder in Weimar, wo er am 20. Jan. 1813 starb. — Wenige Schriftsteller haben Gunst und Ungunst des Publikums in so hohem Grade empfunden, als W., der in seinem langen Leben das Treiben der Menschen von verschiedenen Standpunkten aus beurtheilte: als Mensch immer gutmüthig und achtungswerth, als Schriftsteller Weizen und Unkraut säend. Unter den neueren Kritikern fällt Vilmar, ein Feind der irreligiösen Aufklärerei und des verderblichen Indifferentismus, ein strenges, aber nicht unwahres Urtheil über W.'s aus der Lesewelt ziemlich entschwundene Schriften. Einige Sätze aus seiner Beurtheilung mögen diesen Artikel schließen. Bei W.

sind das deutsche und christliche Element (eines Klopstock) nicht allein gänzlich ausgelöscht, sondern er gibt uns sogar das Beispiel eines förmlichen Abfalls von diesen beiden Stoffen. Es vertritt (im vollen Gegensatze zu Klopstock u. Lessing) die französische Cultur, und zwar die modernste französische Cultur, die Cultur des um alles Höhere unbekümmerten heitern Lebensgenusses, die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität; daß es eben keine Ideale, daß es nichts Großes, Würdiges und Edles gebe: das zu beweisen, ist der überall bestimmt erkennbare, oft sogar bestimmt ausgesprochene Zweck der Poesie W.'s. Es ist der praktische Materialismus, wie er aus Frankreich durch Voltaire, La Metherie, Diderot u. die sogenannten Encyclopädisten zu uns herüber kam, welchen W. bei uns poetisch vertritt und geltend macht, die Popularphilosophie der Genußmenschen, die alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vergnügens, alle Sittlichkeit in dem Leben und Lebenlassen, in dem möglichst verfeinerten Egoismus findet; diese ist es, von welcher W. erfüllt ist: er ist der Repräsentant des Zeitalters Ludwig's XV. in Deutschland. Für das ächte Antike hat er darum auch wenig Sinn; ihn spricht zunächst nur die Zeit des Verfalls des antiken Lebens und der antiken Poesie an: die epikurischen Philosopheme und Lucian, das sind seine Vorbilder, doch aber auch diese nur im modern-französirten Gewande; denn die Gestalten, welche er den Griechen, z. B. im Agathon, leiht, sind nicht griechische, sondern ganz und gar moderne französische Gestalten: das Griechenthum ist ihm nicht eine Welt der edelsten, reinsten Formen, sondern des raffinirtesten Sinnengenusses. Und eben so, wie er nur an der verfallenden und sich in sich selbst auflösenden griechischen Welt Gefallen fand, so hat er auch entschiedene Neigung für die verfallende romantische Welt gezeigt: die lockende Sinnlichkeit des Boccaccio u. Ariost, die, allem Idealen geradezu Hohn sprechende Lüsternheit des Amadis und ähnlicher Produkte, das Formlose und, man möchte sagen, Bewußtlose der romanischen Märchen- und Allegorienpoesie, die er denn doch wieder nur ironisch behandelte, zog ihn vor allen anderen Stoffen an. Seine Darstellung ist leicht, gefällig, zwanglos; aber diese heitere Gefälligkeit wird oft zur Weichheit und Zerflossenheit, seine Zwanglosigkeit zur Nachlässigkeit, seine Ungebundenheit zur Regellosigkeit, seine Fülle zur Geschwätzigkeit, welche sich in der Prosa nicht einmal an die gewöhnlichsten äußeren Erfordernisse eines guten Styls hält, sondern in gedehnten, zuweilen monströsen Perioden ergeht, in der Poesie in allerlei bunten, willkürlich gemachten Versarten herumirrt, die in ihren lockeren Reimgebäuden und ihrer noch weit lockerern Messung den unangenehmen Eindruck der Haltlosigkeit und Unsicherheit machen und auf die Dauer ungemein ermüden. — Von Ausgaben seiner Werke sind zu erwähnen: Prosaische Schriften, Zürich 1758, 3 Bde.; n. A. das. 1779, 2 Bde.; Poetische Schriften, 3. A. das. 1770, 3 Bde.; Neueste Gedichte, neue verb. A., Weimar 1777—79, 3 Thle.; Auserlesene Gedichte, neue verb. A., Leipzig 1784—87, 7 Bde.; Kleinere prosaische Schriften, neue verb. A., das. 1785—86, 2 Bände; Sämmtliche Werke (in 3 verschiedenen Ausg.), das. 1794—1802, 36 Bde. mit 6 Supplementbänden; n. A. von Gruber, das. 1818 f., 53 Bde.; Taschenausg., 1825 f., 53 Bde., 1839 f., 36 Bde.; Auswahl denkwürdiger Briefe, Wien 1815, 2 Bde.; Ausgew. Briefe, Zürich 1815, 4 Bde.; W.'s Briefe an Sophie La Roche, Berlin 1820. W.'s Uebersetzungen sind: Shakespeare's theatral. Werke, Zürich 1762—66, 8 Bde.; Horazens Briefe, Dessau 1782, Leipzig 1790, das. 1801; Horazens Satiren, Leipzig 1786, das. 1794, 1805; Lucian's sämmtliche Werke, Leipzig 1788—89, 6 Thle. (Nachdr. Wien 1797); M. T. Cicero's sämmtliche Briefe, Zürich 1808—9, 3 Bde. Sonst gab er heraus: Teutscher Merkur, Weimar 1773—89; Neuer teutscher Merkur, das. 1790—1805; Attisches Museum, Zürich und Leipzig, 1796—1803; Neues attisches Museum, daselbst 1805—9; Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geistermährchen, Winterthur 1786—89, 3 Bde.; Histor. Kalender für Damen, Leipzig 1789; Journal für teutsche Frauen, von teutschen Frauen geschrieben, Leipzig 1805—6. — Ueber W.

vergl. Jördens, Gruber, Schmid, Conz, Vetterlein, Fülleborn, Gradmann, Küttner, Horn, Wachler, Bouterwek, Eichhorn, Heinsius, Koberstein, Menzel, Schaller, Stöber, Kehrein, Bochz, Vilmar, Schäfer, Gervinus, Hillebrand, Hüppe u. m. A. x.

Wieliczka, eine Stadt nahe bei Bochnia im Königreiche Galizien, mit 6600 Einwohnern, berühmt durch ihr großes Steinsalzbergwerk, welches das größte und bedeutendste in ganz Oesterreich u. wahrscheinlich auch auf der ganzen Erde ist. Unter W. liegt gleichsam eine zweite, eine unterirdische Stadt, die mit ihren Straßen, freien Plätzen, Wohnungen und Teichen einen viel größern Raum einnimmt, als das eigentliche W. Die größte Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt 3600, von Westen nach Osten, wo dieser ungeheuere Salzstock an jenen von Bochnia anstoßt, 9500 und die größte Tiefe 1220 Fuß. Schichten von sandigem Thonmergel, Anhydrit und Sandstein wechseln ab mit Salzschichten. Es sind schon fünf Lagen Gewölbe durch das Aushauen des Steinsalzes entstanden, die eine immer unter der andern; Gänge, oft von sehr bedeutender Höhe, durch Brücken verbunden, verzweigen sich labyrinthähnlich durch die verschiedenen Stockwerke. Während in den alten Kammern die Decken durch Holzwerk, welches sich wegen der ausserordentlichen Trockenheit der Grube vortrefflich hält, gestützt werden, läßt man in den neuen Gewölben zu gleichem Zwecke kolossale Steinsalzpfeiler stehen. Täglich arbeiten an 1000 Menschen in diesem Bergwerk, die aber nicht darin wohnen; über 100 Pferde werden darin verwendet und diese haben ihre Stallungen in solchen Salzkammern und leben nicht selten bis zu zehn Jahren hier unter der Erde. Das Hin- und Herschweben der vielen Lichter, wovon jeder Bergmann eines auf dem Kopfe trägt; das dadurch entstehende Glänzen der Salzwände in allerlei Farben; das Pochen der Hämmer, das Getöse der Wagen, die da hin und her fahren, um Salz unter die Eingänge zu bringen, daß es an Stricken hinaufgewunden werden könne: das alles macht auf den Fremden einen seltsamen, ganz eigenen Eindruck. Da die Gänge so verwirrt ineinander laufen, so geschieht es selbst erfahrenen Arbeitern nicht selten, daß sie Tage lange umherirren, falls ihnen das Licht auslöschte. Das ganze Salzbergwerk hat 11 Tagschachten als Eingänge, von denen zwei sich in W. selbst befinden; Reisende und Pferde werden an dicken Seilen hinabgelassen, die Arbeiter haben ihre besonderen Eingänge durch Leitern, auch führt eine Wendeltreppe hinab. Von den im Bergwerke vorkommenden Kammern wird als vorzüglich schön der Anblick der St. Antonskapelle gerühmt: am Eingange derselben findet sich ein ungeheueres Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, im Innern ein Altar, eine Kanzel, lebensgroße Statuen der Apostel, große Säulen, alles sehr kunstvoll aus klarem krystallhellem Steinsalz gehauen. Einen imposanten Anblick gewähren auch der große Saal und der Tanzsaal, letzterer mit einem herrlichen Echo. In einer andern Abtheilung ist ein See, der, umschlossen von Salzthonlagen, salziges Wasser führt u. welchen man mit einem Kahn befahren kann. — Das Salzbergwerk wurde im Jahre 1250 von einem Hirten, Namens Wielicz, entdeckt; Kasimir der Große ordnete den ersten regelmäßigen Betrieb und August II. führte eine, auf bergmännische Weise geleitete, Bebauung ein. Von Polen kam W. an Oesterreich im Jahre 1772, wurde später durch den Wienerfrieden (1809) zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Herzoge von Warschau getheilt, zu welcher Zeit die Salzgewinnung in den höchsten Aufschwung gelangte, wurde aber nach dem Pariser Frieden (1814) dem Staate Oesterreich wieder ganz zugetheilt. Im Jahre 1836 eröffnete, nachdem bereits schon früher die Soole in mancherlei Fällen medizinische Anwendung gefunden hatte, eine Aktiengesellschaft ein neues Salzsoolenbad, mit Schwefel- und Malzbädern. Man gewinnt durch Hauen, Brechen oder Sprengen jährlich über 700,000 Centner Salz, welches in den Handel kommt als: Krystallsalz, viereckige, 1¼ Centner schwere Stücke; als faßähnliche Walzen oder Bolwanenst von 5—10 Centner, besonders für Rußland bestimmt; als Minutiensalz, welches in Fässern von 2¼

bis 5 Centner gepackt wird und als Koth- oder Blottnikhalz, welches nur für's Vieh verwendet werden kann. aM.

Wien, des österreichischen Kaiserstaates alte, berühmte Hauptstadt, Deutschlands größte, volkreichste und merkwürdigste Stadt, liegt unter 48° 12′ 33″ nördlicher Breite, 34° 2′ 22″ östlicher Länge, 527 Fuß über dem adriatischen Meere, an einem Arme der Donau (Wiener- oder Donaukanal), am Wienfluße und dem Alserbache, die sich in die Donau münden, — in einem weiten Becken, welches einst Seeboden gewesen ist, gegen Mittag an den Fuß des Wiener Berges sich lehnend. Im Norden hat die Stadt den Hauptstrom der Donau, mit seinen größtentheils dicht bewachsenen Inseln und Auen, gegen Westen das schöne Cetische Gebirge, welches mit dem Leopoldsberge an der Donau seine Gränze findet; gegen Osten ist flaches Land, in der Ferne des Südens ragt eine malerische Höhenkette, über welche der Schneeberg sein ehrwürdiges Haupt erhebt. Die physische Lage der Stadt ist sehr gesund, die Umgegend sehr fruchtbar und reich an Naturschönheiten jeder Art. — W. ist so gebaut, daß die ältere eigentliche Stadt im Centrum der späteren Anbauten liegt. Jene umgibt der erhöhte Wall mit dem Graben als erster Ring, das breite Glacis als zweiter, den dritten und äußersten endlich bilden die in ausgedehnter Rundung um die Altstadt sich herumziehenden Vorstädte. Im Plane beschaut gleicht W. einem Spinnengewebe, dessen Mittelpunkt der Dom von St. Stephan ist, dessen Fäden die mannigfaltig sich durchkreuzenden, aber dabei doch immer wieder nach diesem Mittelpunkte hinstrebenden, zahllosen Straßen der Stadt und der Vorstädte. Die vorzüglichsten Standpunkte, um W. ganz zu übersehen, sind die *Spinnerin am Kreuze* (eine merkwürdige altdeutsche Denksäule vor der Matzleinsdorfer Linie, auf dem Gipfel des Wiener Berges), die Höhen der Türkenschanze bei Währing, die Vorhügel des Kahlengebirges, der sogenannte „Himmel" bei Sievering und der Cobenzlberg. Auch vom Stephansthurme herab u. von der Terrasse vor dem obern Belvedere hat man einen schönen Ueberblick. Die innere Stadt stellt sich besonders imposant von der Mariahilfer Anhöhe dar. — W. besteht aus der *innern oder alten Stadt* (in der Umgangssprache blos „die Stadt" genannt) und aus 34 *Vorstädten*. Von diesen sind nur zwei, nämlich die Leopoldstadt und die Jägerzeile, jenseits des Wienerkanals gelegen, die übrigen stehen mit der Stadt am rechten Ufer desselben. Eine Esplanade, genannt das *Glacis*, welche zwischen der Stadt und den Vorstädten hinläuft, trennt diese beiden Haupttheile von einander. Es ist ein 160 bis 250 Klafter breiter Rasenplan, der seit 1781 mit Kastanien-, Pappel-, Platanen-, Linden-, Akazien- und zum Theil auch mit Nußbäumen bepflanzt und nach allen Richtungen von Fahr- und Fußwegen durchschnitten ist, ausgenommen der große Raum vor dem Franzensthore, welcher zum *Exercier- und Paradeplatze* vorbehalten wurde und 20,000 Mann ihre militärischen Bewegungen zu machen gestattet. In der schönen Jahreszeit bildet das Glacis, besonders Morgens und Abends, einen äußerst angenehmen Spaziergang. — Die 32 Vorstädte rechts vom Wienerkanal sind auf der Landseite von einem 12 Fuß hohen Walle mit Graben eingefriedet. Es sind dies die sogenannten *Linien*, durch welche 13 Thore (Barrieren) in die Hauptstraßen der Vorstädte führen. Außer den Linien soll nach den Berichten öffentlicher Blätter demnächst der Bau von 6 detaschirten Forts begonnen werden. Eines davon wird die Militärdepots auf dem Laaer Berge beherrschen, das zweite auf die Anhöhe von Meidling hinter Schönbrunn zu stehen kommen, das dritte auf die Schmelz, Nr. 4 auf die Türkenschanze, Nr. 6 bildet das ohnedies schon feste Neugebäude auf der Simmeringer Heide, Nr. 5 wird zwischen 4 u. 6 auf der Donauinsel errichtet. Der Plan ist bereits genehmigt, der Kostenbetrag auf 4 Millionen berechnet. — Der engere Umfang W.s mit den Vorstädten, dem Augarten und dem zur Stadt gehörenden Theile des Praters beträgt 15,538 Klafter, das ganze Stadtgebiet aber hat einen Umkreis von 23,270 Klaftern oder 5,95 geogr. Meilen. Die Gesammtzahl der Wohngebäude beläuft sich auf 8800. Die

Häuser in der Stadt sind fest und dauerhaft gebaut; sie haben 4 bis 5, einige sogar 6 Stockwerke, durchaus steinerne Treppen, Ziegel- oder Metalldächer. Auch bei jenen der Vorstädte, wo man nicht selten welche mit drei und vier Stockwerken antrifft, verschwinden schon fast gänzlich die Schindeldächer. Von den größern Hausstöcken W.s erreichen einige den Umfang und die Bevölkerung kleiner Landstädte. So hat z. B. das weitläufige Zinshaus des Bürgerspitals 10 Höfe, 212 Wohnungen und gegen 1200 Einwohner, und nahezu eben so viel beherbergt das Starhemberg'sche Freihaus. Das jährliche Erträgniß der Hausmiethe in der Stadt und den Vorstädten wird zu 12 Mill. Gulden C.-M. angeschlagen, was nach Abzug der Lasten einen Kapitalswerth von 200 Mill. Gulden repräsentirt — Die Bevölkerung W.s war in den letzten Jahren fortwährend im Steigen und erreichte 1847 bereits die Zahl von 400,000 Seelen, worunter gegen 11,000 Lutheraner und Reformirte, 600 nicht unirte Griechen, 1600 Juden, ungefähr 20,000 Soldaten und Tag für Tag 5000 Fremde. Die Ereignisse von 1848 aber haben den Zuwachs gehemmt, ja wahrscheinlich sogar eine Abnahme herbeigeführt. In keiner andern Stadt Deutschlands treten dem Beobachter so vielerlei Nationalitäten unter die Augen, wie zu W. Die stäte Anwesenheit vieler Ungarn, Polen, Kroaten, Walachen, Griechen und Türken, alle in ihrer Landestracht prunkend, gewährt unter den nach deutsch-französischem Geschmacke sich kleidenden Eingebornen die abstechendste Verschiedenheit. Eben so verhält es sich mit der Sprache, und neben den verschiedenen deutschen Idiomen hört man wie in einem neuen Babel französisch, italienisch, englisch, illyrisch, neugriechisch, polnisch, böhmisch, ungarisch, slowakisch und selbst die Sprachen des Orients. — Ueber den zwischen der Stadt und der Leopoldstadt fließenden Wienerkanal führen die hölzerne Augartenbrücke, der Franz-Karls-Kettensteg, die Ferdinandsbrücke mit einem Steinpfeiler, die neue Franzenskettenbrücke, die schönste aus allen, und die Sophienkettenbrücke. Dieser Donauarm ist in der neuesten Zeit regulirt worden, wird durch einen Dampfbagger zeitweise geräumt, behält aber bei allem dem wohl für immer seine zu geringe Tiefe, daher nur die kleinen Dampfboote, welche zwischen W. und Preßburg fahren, einlaufen können. Die gewöhnlichen Frachtschiffe legen zumeist ober der Ferdinandsbrücke, an dem vielgenannten „Schanzel" an. Bei der Franzensbrücke ist der Standort der ungarischen und türkischen Schiffe. Ueber die äußeren Arme der Donau, das Fahnstangenwasser, das Kaiserwasser und die große Donau, führen drei Holzbrücken. Eine Strecke unterhalb diesen sind die beiden Brücken der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn geschlagen, von welchen die über die große Donau gehende 500 Klafter lang ist. Den erstgenannten Holzbrücken steht übrigens in diesem Augenblicke eine wesentliche Veränderung bevor. Man geht nämlich damit um, hier eine Brücke mit Steinpfeilern über die Donau zu führen, beiderseits mit befestigten Brückenköpfen. Der Bau wird auf der Insel zwischen der großen Donau und dem Tabor ganz im Trockenen geführt, mit Ausnahme des einen Pfeilers, der in das Kaiserwasser zu stehen kommt. Die große Donau wird dann nach Vollendung des Baues ein neues Bett unter der Brücke erhalten, wozu eben das Kaiserwasser mit benützt wird. Dadurch kommt der schiffbare Strom um beinahe eine halbe Stunde näher an die Barriere, was von großer Wichtigkeit ist. (Vgl. Allgem. Ztg. vom 6. Febr. 1849.) Die Wien, welche als Mühlbach für viele Gewerbe von großer Wichtigkeit ist, hat eine Kettenbrücke, einen Kettensteg, zwei steinerne Brücken, eine hölzerne und drei Stege. Der seit 1795 angelegte Wiener-Neustädterkanal, welcher durch die Vorstadt Landstraße zieht und zumeist zum Transporte für Brennmaterial benützt wird, hat ebenfalls die nöthigen Uebergangspunkte. — An Trinkwasser hatte W. bis in die letzten Zeiten selbst in der innern Stadt keinen Ueberfluß, in allen höher gelegenen Vorstädten aber Mangel. Diesem abzuhelfen gründete die Erzherzogin Maria Christine 1803 bis 1805 eine Wasserleitung, aber erst die neue großartige Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung befriedigte vollkommen den Bedarf. Dieses Riesenwerk schafft

durch Dampfmaschinen täglich 100,000 Eimer filtrirtes Donauwasser in 93 neue Auslaufbrunnen und kostete 1 Mill. Gulden. Artesische Brunnen zählt W. ein halbes Hundert. Der 1846 im Glognitzer Bahnhofe gebohrte hat nicht weniger als 712 Fuß Tiefe. — Ganz ausgezeichnet ist das W.er Straßenpflaster, welches durchgehends aus Würfeln von schwarzgrauem Granit besteht. Die unterirdischen Kanäle zur Ableitung des Unrathes sind auf das zweckmäßigste angelegt. Höchst wohlthätige Folgen für die Straßenreinigung zeigt auch die 1840—1846 mit großen Kosten (273,190 Gulden) bewerkstelligte Ueberwölbung des früher wegen seiner pestartigen Ausdünstungen verrufenen Alserbaches. Des Nachts ist die ganze innere Stadt durch Gas erhellt, und diese reiche Beleuchtung erstreckt sich auch auf die äußern Zufahrten zu den Stadtthoren und einige Hauptstraßen der Vorstädte. Eingeführt ward sie 1845 durch eine Londoner Gesellschaft (Continental Imperial Gas Association). Die Feuerlöschanstalten sind trefflich; zur Beseitigung jeder Irrung dient das Toposkop auf dem Stephansthurme. — Wir gehen nun zur Einzelschilderung der vielen Merkwürdigkeiten W.s über und beginnen mit

I. Der innern Stadt. Diese lehnt sich beinahe in runder Form an das rechte Ufer des Wienerkanals und ist von einem breiten Graben und einem 40—60 Fuß hohen gemauerten Walle umgeben, welcher in 11 regelmäßigen Bastionen ausspringt und die sogenannte Bastei bildet. Diese wurde viele Jahre hindurch nur als Spazierplatz benützt, seit den Oktobertagen von 1848 aber nahm sie einigermassen wieder ihre frühere Bestimmung als Befestigungswerk an, indem man auf dem Wallgange Kanonen aufführte, mit welchen man alle umliegenden Stadttheile nach außen und innen bestreichen kann. Bei der Dominikanerbastei wird gegenwärtig die Stadtmauer hinausgerückt, und dadurch vor dem neuen Postgebäude ein bedeutender Raum gewonnen. Auch eröffnet man dort ein neues Stadtthor. Die zur Zeit bestehenden neun Hauptthore der Stadt sind: Das Burgthor, Schottenthor (1840 ganz neu erbaut), Neuethor, Fischerthor, Rothenthurmthor, Mauththor, Stubenthor, Kärntherthor und Neue Kärntherthor, dann drei bloß für Fußgänger bestimmte kleinere Thore, das Franzensthor, Schanzelthor und Karolinenthor. Das schönste unter diesen allen ist das seit 1824 eröffnete Burgthor. Es ist eine Nachahmung der Propyläen Athens. Die Ausdehnung des Ganzen beträgt 228 Fuß; 12 mächtige dorische Säulen bilden fünf Durchgänge; auf der gegen die Stadt gewandten Seite liest man den Wahlspruch des Kaisers Franz I.: JUSTITIA REGNORUM FUNDAMENTUM. Den äußern Umfang der Stadt begeht man bequem in einer Stunde. Sie zählt 1217 Wohngebäude, 127 Gassen, 20 Plätze. Von der Gesammtbevölkerung W.s treffen auf diesen seinen ältern Theil etwas über 55,000 Seelen. Eingetheilt ist die Stadt in vier Quartiere, welche das Widmer-, Kärnthner-, Stuben- und Schottenviertel heißen. Das Innere trägt natürlich noch das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt. Die Straßen sind größtentheils eng und nicht regelmäßig; doch ist in letzter Zeit bei allen Neubauten auf möglichste Erweiterung der Straßen geachtet worden. Uebrigens ist die Stadt reich an schönen Palästen, Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Unter den Plätzen ist nur der Hof von bedeutender Größe, 426 Fuß lang und bis 312 Fuß breit. Der äußere Burgplatz, zwischen der Burg und den Wällen, hat zwar 984 Fuß Länge und 600 Fuß Breite, ist aber nur auf einer Seite von Gebäuden begränzt. Größere Plätze sind noch: Der innere Burgplatz, der hohe Markt, der Josephsplatz, der Neue Markt (Mehlmarkt), der Graben, der Stephansplatz, der St. Michaelsplatz, die Freiung, der Judenplatz. Eine Hauptstraße, welche ununterbrochen die Häusermasse von einem Ende zum andern durchschnitte, findet sich nicht; doch läuft von der Augustinerkirche bis zum Schottenthore (von Osten nach Westen) ein ziemlich gerader Straßenzug, und ein zweiter ähnlicher vom Kärnthnerthore bis zum Rothenthurme (von Süden nach Norden). Die lebhafteste Bewegung zeigt sich auf der Linie von der Burg über den Kohlmarkt, Graben, Stephans-

platz, durch die Bischofgasse und Rothenthurmstraße, und hier trifft man Reihen der prächtigsten Kaufläden und Auslagen, die eine blendende Schau der raffinirtesten Luxusartikel darbieten. Ueberhaupt ist die Stadt der Sammelplatz der eleganten und vornehmen Welt. Eine Eigenthümlichkeit Altwien's sind die vielen Durchhäuser, d. i. Häuser zwischen zwei Gassen, durch deren Hofräume man aus einer in die andere gelangen und so den Gehweg bedeutend abkürzen kann. — Unter den Palästen der Stadt behauptet als Residenz des Kaisers den ersten Rang die k. k. Hofburg. Dieses durch sein Alter ehrwürdige Fürstenschloß, in welchem schon seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die österreichischen Regenten ihren Sitz haben, liegt am südwestlichen Ende der Stadt. Von außen erscheint es als ein großer, massenhafter, aber unregelmäßiger, aller Gleichförmigkeit des Styles entbehrender Bau; denn da es in so verschiedenen Perioden, jedesmal nach dem eben herrschenden Geschmacke, Erneuerungen und Zusätze bekam, konnte kein harmonisches Ganze entstehen. Die Fronte gegen das Burgthor mißt 204 Klafter. Reich und prachtvoll ist das Innere ausgestattet. Die Haupttheile des Palastes sind der Schweizerhof, schon um 1210 von dem Babenberger Leopold VII. erbaut, der sogenannte Leopoldinische Trakt (das Mittelgebäude gegen Süden), der Amalienhof, die ehemalige Reichskanzlei, die Reitschule, das Hofburgtheater, die Redoutensäle, das Bibliothekgebäude. Letzteres, ein Werk des berühmten Fischer von Erlach, enthält einen großen, 240′ langen, 54′ breiten, mit Marmor, Gold und Malereien verschwenderisch ausgestatteten Saal, dessen hohe Kuppel acht mächtige Marmorsäulen tragen. Die Winterreitschule, ebenfalls nach dem Plane Fischers aufgeführt, gilt für das schönste Gebäude dieser Art in Europa; sie ist Wien's größte Halle, mit einer Gallerie von 46 Säulen. Der Leopoldinische Trakt umschließt die Prachtzimmer und den herrlichen Rittersaal. Er bildet gemeinsam mit dem ältesten Flügel der Burg und der Reichskanzlei den (innern) Burgplatz, das Bibliothekgebäude dagegen mit den Redoutensälen und der Reitschule den Josephsplatz. Zum Bereiche der Burg gehören auch das Ballhaus und der Hof- oder Kaisergarten mit seinen großartigen eine Fronte von 568′ einnehmenden Gewächshäusern. In Mitte derselben ist ein prachtvoller, von korinthischen Säulen gestützter Blumensaal angebracht, der kaum seines Gleichen in Europa hat. — Unter den übrigen zahlreichen Wohnpalästen der innern Stadt (man gibt deren 123 an) haben wenige vorragenden architektonischen Werth. Von Fischer wurden erbaut der Palast des Fürsten von Liechtenstein, Wien's schönstes Privathaus, und der des Grafen Schönborn. Bemerkenswerth sind noch der Palast des 1847 verstorbenen Erzherzogs Karl zunächst der Burg, die Paläste des Erzherzogs Maximilian, des Herzogs von Sachsen-Koburg-Kohary. Von den öffentlichen und Dikasterial-Gebäuden zeichnen sich aus: Der k. k. Hofkammerpalast, die Hofkanzlei, das Hofkriegsrathsgebäude, das Bankogebäude, das niederösterreichische Landhaus, ein neuer Prachtbau von Pichl (1839), die Nationalbank, das Universitätsgebäude, das Magistratsgebäude, das bürgerliche Zeughaus, das Gebäude der Sparkasse u. a. Wahrhafte Zierden der Stadt bilden auch einige neu erbaute Privathäuser, wie z. B. der gräflich Bellegarde-Hof, der ausnehmend schöne Bazar, der Domherrenhof, Daum's Haus am Peter, das Haus des Freiherrn von Eskeles &c. Die größten Häuser in der Stadt sind das schon erwähnte Zinshaus des Bürgerspitals, der Trattnerhof, der schöne, 1831 umgebaute Schottenhof. Das Haus zur „großen Weintraube“ ist wegen seiner Höhe (7 Stockwerke) merkwürdig. Auch eine Anzahl historisch interessanter Häuser enthält die Altstadt, so das „Hasenhaus“, in welchem Matthias Corvinus starb, das Palais Geimüller, wo der französische Gesandte die Revolutionsfahne aussteckte und einen Aufstand dadurch veranlaßte, der „Heidenschuß u. Türkenkeller“, bis wohin die Türken ihre Minen führten u. s. w. — Der gottesdienstlichen Gebäude hervorragendstes ist die Metropolitankirche zu St. Stephan, um deren gewaltig hohen, überall hin sichtbaren Thurm der Wiener die ganz-

Welt als eine große Gruppe gelagert denkt. Den ersten Grund zur Kirche legte Heinrich Jasomirgott im J. 1144; unter Rudolf IV. um 1360 wurden die beiden Thürme angefangen, von welchen jedoch nur der eine nach 74 Jahren ununterbrochenen Bauens zur Vollendung kam. Der Dom hat die Kreuzform, ist 333′ lang, 222′ breit, im Schiffe 86′ hoch. Er hat fünf Eingänge; das reich verzierte Haupt- oder „Riesenthor“ öffnet sich an der Stirnseite der Kirche, zwischen den beiden sogenannten „Heidenthürmen“, welche dem Style des 12. Jahrhunderts angehören. Im Innern tragen 18 hoch emporstrebende Pfeiler das Gewölbe und sondern das Schiff von den Abseiten. Die zahlreichen Altäre, meistens nicht im besten Style erneuert, haben wenig Kunstwerth; desto merkwürdiger sind die alten, sehr zierlich geschnitzten Chorstühle, die herrliche Kanzel von 1506 und des Kaisers Friedrich III. Grabmal, welches Niklas Lerch 1513 meisterhaft aus rothgeflecktem Marmor gehauen. In der Kreuzkapelle ruht Held Eugen von Savoyen. Unter der Kirche sind 30 große Gewölbe, ein wahres Reich des Todes, durch die Tausende von Leichen, welche sie enthalten. Im Kreuze der Kirche, an der Mittagsseite, ragt der berühmte Stephansthurm empor (Baumeister: Wenzla von Klosterneuburg und Hans Puchsbaum). Er ist seit der Restauration der Spitze 435½ Fuß hoch, um 40 Zoll höher als ehedem. Der obere Theil des Thurmes hatte sich nämlich so stark übergesenkt, daß man ihn 1839 auf 63 Fuß herab abtragen mußte, und er besteht jetzt aus einem Gerippe von geschmiedetem Eisen, in welches die die Thurmpyramide bildenden Werkstücke eingelassen sind. Der neue Knopf wurde am 20. Oktober 1842 aufgesetzt. Die Kosten des Baues betrugen 130,000 fl. Unbeschreiblich herrlich ist das Verhältniß der einzelnen Theile des Thurmes zum Ganzen, das sich in unmerklichen Absätzen allmählich zur schön durchbrochenen Spitze verjüngt. 553 steinerne und 200 hölzerne Stufen führen im Innern hinan. Von den 5 im Thurme hängenden Glocken ist jene, welche Kaiser Joseph I. im J. 1711 von erbeuteten türkischen Kanonen gießen ließ, ihrer ungeheuren Größe wegen merkwürdig. Sie wiegt mit Helm und Schwengel 402 Zentner. Der gegenüberstehende unausgebaute Thurm trägt die sogenannte „Pummerin“, eine Glocke von 208½ Zentner im Gewichte, und die beiden Heidenthürme enthalten ebenfalls 6 Glocken. Die in den edelsten Verhältnissen erbaute Augustiner- oder Hofpfarrkirche (nächst der Burg), 1330 von Friedrich dem Schönen gegründet, umschließt eines der bewundertsten Meisterwerke Canova's, das Grabmal der Erzherzogin Maria Christina, und eine Merkwürdigkeit anderer Art, nämlich die Kanzel, auf welcher Abraham a Santa Clara und Zacharias Werner predigten. Dieses Gotteshaus hat bei dem Bombardement Wien's im Oktober 1848 sehr durch Brand gelitten. Die Pfarrkirche St. Michael ist durch einen hohen altdeutschen Spitzthurm von eigenthümlicher Bauart ausgezeichnet. Altbyzantinisches Marienbild, Metastasio's Grab, sehenswerthe Metallgüsse. Die Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel hat einen großen Balkon über dem Eingange, von dem herab Papst Pius VI. 1782 dem Volke seinen apostolischen Segen ertheilte. In der Schottenkirche, 1158 von Heinrich Jasomirgott erbaut, liegt der Held der Wiener, Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, begraben. Die Kirche Maria Schnee hat an ihrer großen Eingangshalle eine interessante Bauantike aufzuweisen. 1847 wurde hier das schöne Mosaikbild von Raffaeli, das letzte Abendmahl nach Leonardo da Vinci, aufgestellt. Die Pfarrkirche St. Peter, von Karl dem Großen gegründet, wurde von Fischer von Erlach nach dem Muster der Peterskirche in Rom umgebaut, aber freilich in sehr verjüngtem Maßstabe. Das St. Ruprechtskirchlein am Katzensteig ist wegen seines hohen Alters merkwürdig, denn es soll schon im J. 740 von Jüngern des heiligen Ruprecht in Salzburg angelegt worden seyn. Maria Stiegen ist eines der schönsten Baudenkmale des 14. Jahrhunderts und namentlich erregt Bewunderung der 180′ hohe, in einem zierlichen Blumenkelche *endende Thurm*. Das Innere schmücken farbenprächtige Fenster und ein großer

Schnitzaltar im Geschmacke der altdeutschen Kunst. Den Gottesdienst versahen hier die Liguorianer bis zu ihrer Vertreibung während des letzten Aufstandes. Die Kirche Maria Königin der Engel bei den Kapuzinern ist auf der Stelle eines römischen Begräbnißplatzes errichtet und birgt in ihrem Unterbaue die kaiserliche Gruft. Die Universitätskirche hat ein kühnes Gewölbe, auf 16 Marmorsäulen ruhend, und schöne Fresken von Pozzo. Die Gotteshäuser der Protestanten und Griechen sind in architektonischer Beziehung unerheblich; hingegen ist die Synagoge der deutschen Juden ein ausgezeichnet schöner Bau. — Die meisten der größern Plätze W.s sind mit öffentlichen Denkmälern geziert, von welchen einige wahren Kunstwerth haben. Zu diesen gehören insbesonders Zauner's berühmte Reiterstatue Kaiser Joseph's II. (Bronze) auf dem Josephsplatze, Donner's Statuen auf dem Brunnen des Neuen Marktes (Blei) und Schwanthaler's herrliche Brunnengruppe auf der Freiung (Bronze, die 4 Hauptflüsse der Monarchie darstellend). Das eherne Standbild Kaisers Franz I. auf dem Burgplatze, von Marchesi, 1846 errichtet, hat den Erwartungen nicht entsprochen. Auf dem Graben steht eine prächtige Dreifaltigkeitssäule, von Kaiser Leopold I. zum Gedächtnisse der Pest von 1679 gesetzt. Als Wahrzeichen der Stadt gilt der Stock im Eisen. Auf dem gleichnamigen Platze, einer Fortsetzung des Stephansplatzes, steht an dem Hause 1080 ein Baumstamm, noch aus jener Zeit, als der Wiener Wald bis hieher reichte. Jeder nach W. kommende Schlossergeselle schlug einen Nagel in den alten Stamm, so daß jetzt nicht das kleinste Plätzchen mehr frei ist. — Die Wälle der Stadt umschließen auch einen schönen öffentlichen Garten, den Volksgarten. Er liegt am äussern Burgplatze, dem Hofgarten gerade gegenüber, und man findet da angenehme Lustgänge, einen Springbrunnen und ein Kaffeehaus. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein Tempel, dem des Theseus in Athen glücklich nachgebildet, welcher ein unschätzbares Kunstwerk von Canova enthält, Theseus' Sieg über den Centaur, in carrarischem Marmor ausgeführt. Die Katakomben dieses Tempels bewahren interessante römische Alterthümer. Der Volksgarten steht in Verbindung mit dem Paradiesgärtchen auf der Bastei, einem reizenden Plätzchen mit schöner Aussicht auf das Gebirge. An der entgegengesetzten Seite der Stadt ist die Parkanlage der Trinkkur-Anstalt, vom Volke deshalb das Wasserglacis genannt, mit einem Kaffeehause. Hier herrscht den ganzen Tag über reges Treiben. — II. Die Vorstädte. An der Stelle der Vorstädte, die gegenwärtig die innere Stadt an Umfang, Häuserzahl und Bevölkerung weit übertreffen, waren in alter Zeit theils armselige Dörfer, theils gar nur zerstreut liegende Höfe und Wirthschaftsgebäude. Erst nach der letzten türkischen Belagerung (1683) bekamen die Wiener Vorstädte bleibendes Daseyn und wuchsen allmählich zu solcher Bedeutung heran, daß manche unter ihnen für sich als beträchtliche Stadt gelten könnte. So zählt z. B. die Wieden 38,000 Einw., die Leopoldstadt 26,000 E. u. s. w. Fast jede dieser Vorstädte hat eine eigenthümliche Physiognomie, nach der Lebensweise der Bewohner. Kaufmännisches Treiben ist auf der Landstraße und in der Leopoldstadt; dort befinden sich die reichsten Magazine am Kanale, hier konzentrirt sich der Verkehr für die Donaufrachten. Der Alsergrund ist das Paradies der Aerzte, indem hier die großen Sanitätsanstalten W.s zusammengedrängt sind; in Gumpendorf herrscht lebhafte Geschäftigkeit der Weber und Spinner; Schottenfeld, Neubau, Breitenfeld ꝛc. sind die Hauptsitze der Seidenzeug-, Band- und Shawlfabrikation. Die Rossau ist der Platz für den Holzwaarenmarkt. Die Vorstädte stellten mit den unmittelbar vor den Linien liege[illegible] den Fabrik-Dörfern der letzten Revolution zumeist jene furchtbaren Arbei[illegible] kolonnen zu Gebote. Der eigentliche Wiener Bürger schaut mit Achselzucken auf den „Vorstädter“ herab und zieht eine kleine Wohnung im fünften Stockwerke [illegible] einer dumpfigen engen Straße der Altstadt dem luftigsten, schönsten Quartiere [illegible] einem Glacishause vor. In dem Maße als der Raum der innern S[illegible] füllt wird, muß dieses lächerliche Vorurtheil abnehmen. — Die Vor[illegible]

seit 1791 in acht Polizeibezirke eingetheilt. Wir beginnen ihre Aufzählung mit der größten von allen: 1) mit der Wieden, vor dem Kärthnerthore, welche 958 Häuser und 3 Pfarrkirchen enthält. Unter letzteren befindet sich die prächtige Karlskirche, von Karl VI. 1736 nach dem Plane Fischer's von Erlach erbaut, die schönste der neuern Kirchen W.s, mit dem Grabdenkmale des vaterländischen Dichters Collin. Auch trifft man hier die Gebäude des Polytechnicum und des Theresianum (als „alte Favorite", Lieblingspalast Kaisers Leopold I.), das Artilleriegußhaus, das Taubstummeninstitut und das große Starhemberg'sche Freihaus. 2) Schaumburgergrund, klein und erst vor einigen Jahrzehnden angelegt, mit 94 Häusern. 3) Hungelbrunn mit 11 Häusern. 4) Lorenzergrund mit 16 Häusern. 5) Matzleinsdorf mit 131 Häusern und der Pfarrkirche St. Florian. 6) Nikolsdorf mit 48 Häusern. 7) Margarethen mit 188 Häusern und der Pfarrkirche St. Joseph. 8) Hundsthurm mit 160 Häusern. 9) Reinprechtsdorf mit 24 Häusern. 10) Magdalenengrund mit 39 Häusern. 11) Gumpendorf mit 548 Häusern, der Pfarrkirche St. Aegid und einer neuen, am 7. Jan. 1849 eingeweihten protestantischen Kirche, der ersten in W. mit offenem Eingange, indem bis daher den protestantischen Konfessionen nur Bethäuser mit Eingängen vom Hofraume aus verstattet waren. Ferner enthält diese Vorstadt den Windischgrätz'schen Palast, welcher jetzt den barmherzigen Schwestern eingeräumt ist, und ansehnliche Fabrikgebäude. 12) Windmühle mit 110 Häusern. 13) Laimgrube mit 203 Häusern, der Pfarrkirche St. Joseph, der Ingenieurakademie, deren Kirche (zum hl. Kreuz) ein schöner Thurm ziert, und dem Theater an der Wien. 14) Mariahilf mit 158 Häusern, der schönen Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariahilf u. dem fürstlich Esterhazy'schen Sommerpalaste. 15) Spittelberg mit 146 Häusern und dem großen kaiserlichen Marstalle, 600 Fuß lang und Raum für 400 Pferde haltend. 16) St. Ulrich mit 161 Häusern, der Pfarrkirche Maria-Trost, dem Palaste der ungarischen adeligen Leibgarde und dem neu erbauten Ordenshause der armenischen Mechitaristen-Kongregation, welche hier auch eine Buchdruckerei hat, die 15 Pressen beschäftiget. Im Refektorium des Klosters sieht man ein großes Wandgemälde von Schnorr, die Speisung der 5000 Mann darstellend, ein Kunstwerk, das den Ausgezeichnetsten an die Seite gestellt werden darf. 17) Neubau mit 331 Häusern. 18) Schottenfeld, eine der schönsten Vorstädte W.s, mit regelmäßigen Straßen, 511 Häusern, der Pfarrkirche St. Lorenz, welche die beste Orgel W.s (von Chrismann) besitzt, u. dem ehemals renomirten Apollosaal, jetzt eine Kerzenfabrik. 19) Altlerchenfeld mit 239 Häusern. 20) Josephstadt mit 229 Häusern u. der Pfarrkirche Maria-Treu, deren Zierden die trefflichen Fresken von Maulpertsch, eine große neue Orgel und eine ansehnliche Glocke, der Schwere nach die dritte in W., sind. Fürstlich Auersperg'scher Palast, schöne Kavalleriekaserne, das niedliche Josephstädter Theater. 21) Strozzischer Grund mit 57 Häusern. 22) Alsergrund am Alserbache mit 350 Häusern u. der Pfarrkirche zur heil. Dreifaltigkeit. Als sehenswerthe Gebäude sind zu erwähnen: das neue, großartige Kriminalgebäude am Glacis, das allgemeine Krankenhaus mit acht Höfen u. mehren Seitengebäuden, das prachtvolle Gebäude der Josephinischen Akademie, das fürstlich Dietrichstein'sche Palais, der Sommerpalast des Grafen Forgacs, das sogenannte „rothe Haus", Eigenthum des Fürsten Esterhazy. 23) Breitenfeld mit 94 Häusern. 24) Michelbeuernscher Grund mit 47 Häusern. 25) Himmelpfortgrund mit 87 Häusern. 26) Thury mit 125 Häusern, an der Stelle des Pulverthurms, welcher den 26. Juni 1779 unter furchtbaren Verheerungen in die Luft flog. 27) Liechtenthal mit 211 Häusern u. der Pfarrkirche zu den vierzehn Nothhelfern. 28) Althanngrund mit 39 Häusern. 29) Rossau mit 177 Häusern, der Pfarrkirche Maria Verkündigung, den weitläufigen Gebäuden der kaiserlichen Porzellanfabrik, dem schönen Sommerpalaste und Parke des Fürsten Liechtenstein und dem großen Gasometer zur Gasbeleuchtung. Von hier den Wienerkanal übersetzend gelangt man in die am linken Ufer

desselben liegende 30) **Leopoldstadt**, eine der bedeutendsten u. lebhaftesten Vorstädte W.s, mit 700 Häusern, der Pfarrkirche St. Leopold u. mehrern Klöstern. Bemerkenswerthe Gebäude: das Dianenbad, mit einer großartigen, von zierlichen Eisenkonstruktionen überbauten Schwimmhalle, die Kavalleriekaserne, das Provinzialstrafhaus, das 1847 von Grund aus neu erbaute Karltheater. Zur Leopoldstadt gehören auch die beliebten Promenaden der Wiener, der Prater, der Augarten u. die Brigittenau. Der **Prater**, dieser in seiner Art einzige Lustwald, bietet an schönen Sonntagen, von glänzenden Equipagen und vielen tausend Spaziergängern wimmelnd, einen wahrhaft überraschenden Anblick. Bei besondern Anlässen versammeln sich hier wohl 60,000 Menschen. Man findet im Prater den schönen Cirkus für Kunstreiter, ein Gebäude für Panoramen, drei Kaffeehäuser, hinter ihnen den sogenannten „Wurstelprater", eine kleine Stadt von Wein- und Bierschenken, Karussellen, Schaubuden, Marionettentheatern, Musikorchestern u. dgl., den Feuerwerksplatz, wo der berühmte Pyrotechniker Stuwer einige Male während der Sommermonate seine Kunst zum Besten gibt, die Schwimmschule, ein Lusthaus (Pavillon), den Kaisergarten (eine dem Hofe vorbehaltene englische Anlage), auch den Auslaufspunkt der Kaiser Ferdinands-Nordbahn mit seinen stattlichen Gebäuden. Ursprünglich war der Prater, in einer Länge von 1½ Stunden zwischen dem Wienerkanale und der großen Donau sich erstreckend, eine verwilderte, wenig betretene Au, und erst Kaiser Joseph gestaltete ihn zu dem herrlichen Lustplatze um. Die Hauptalleen der Anlage laufen als Strahlen von einem großen Rundplatze (Praterstern) am Eingange des Praters aus und durchschneiden diesen in verschiedenen Richtungen. Zu dem oben erwähnten Lusthause führt eine prächtige, sechsfache Kastanienallee, nicht weniger als 2500 Klafter lang. Auf halbem Wege ist die „Umkehr", ein großer Kreis von Bäumen. Der **entlegenere** Theil des Praters, der sogenannte „wilde Prater", ist eine echte Waldgegend, reich an schönen Baumpartieen, zum Theil Urwald und von Hirschen, Hasen, Fasanen, Repphühnern, Sumpf- und Wassergeflügel bevölkert. Vom Prater westwärts liegt auf derselben Donauinsel, an die Nordseite der Leopoldstadt stoßend, der **Augarten**, ebenfalls von Kaiser Joseph II. dem Publikum eröffnet. Die Anlage hält 164,000 □ Klafter Flächenraum und bildet ein regelmäßiges Viereck. Ihre Hauptpartieen sind die große Allee, das Rasenparterre und die Terrasse. In der verschlossenen Abtheilung befinden sich eine Rosenflur und eine Obsttreiberei. Das einfache kleine Haus, welches Joseph II. hier in der schönen Jahreszeit bewohnte, steht noch unverändert, selbst in der Möblirung. Die **Brigittenau**, gleichfalls auf der Leopoldstädter Insel, unmittelbar am Augarten liegend, ist eine von anmuthigem Gehölz umgebene Waldwiese, auf welcher die Brigittenkapelle, ein Jägerhaus und mehre Wirthshäuser erbaut sind. Sie wird eigentlich nur am Brigittenkirchtage besucht, aber dann von einer bedeutenden Volksmenge. Ziemlicher Eintrag geschieht dieser sonst so echt ländlichen Partie in neuerer Zeit durch den Umstand, daß hier mehr und mehr eine neue Vorstadt, zumeist von Fabrikgebäuden, sich erhebt. Die östliche Nachbarin der Leopoldstadt ist 31) die **Jägerzeile**, welche die Praterstraße, die schönste W.s, 57 Häuser und die neu erbaute Pfarrkirche St. Johann von Nepomuk enthält. Ueber den Wienerkanal wieder zurückgehend, kommen wir in die Vorstadt 32) **Unter den Weißgärbern** mit 124 Häusern, der Pfarrkirche St. Margaretha und dem großen Zollamte, einem der bedeutendsten Bauten der neuesten Zeit in W., zwischen dem Neustädterkanal und dem Donaukanale. Das Hafenbassin des erstern in dieser Gegend ist kürzlich zugeschüttet worden und an seiner Stelle erhebt sich ein großartiger Centralbahnhof, von dem aus Reisende und Waaren durch Lokomotive nach den Bahnhöfen der Nord- u. Südbahn befördert werden. 33) **Erdberg** mit 415 Häusern und der Pfarrkirche St. Peter und Paul. 34) **Landstraße**, vom Wiener-Neustädterkanal durchzogen, eine der ältesten, aber auch schönsten Vorstädte W.s, mit 733 Häusern, den Pfarrkirchen St. Rochus u. Maria Geburt, mehren Klöstern und überhaupt sehr reich an schönen öffentlichen und Privatgebäuden, unter wel-

welchen sich besonders auszeichnen: das $18\frac{35}{30}$ erbaute Münzamt, vornehmlich wegen seiner innern Einrichtung und trefflichen Maschinenwerke sehenswerth, das weltberühmte kaiserliche Lustschloß Belvedere, das sogenannte „Kaiserhaus“ (Palais der italienischen Garde), der fürstlich Metternich'sche Palast und englische Garten, die Paläste des Herzogs von Modena, der Fürsten Schwarzenberg und Lobkowitz, die große Artilleriekaserne, die Stückbohrerei, das Gebäude des Thierarzneiinstitutes, das große Invalidenhaus mit Kraft's Schlachtenbildern, das Bürgerspital zu St. Marx, endlich das Sophienbad, dessen Schwimmhalle, ein trefflicher, der Residenz würdiger Bau, das Eigenthümliche hat, daß sie im Winter zu einem Tanzsaale umgestaltet wird. — Die Landstraße stoßt gegen Abend an die Wieden, und wir sind somit auf der Rundreise durch die Wiener Vorstädte wieder bei unserm Ausgangspunkte angelangt. — III. Die Behörden. Als Hauptstadt der gesammten österreichischen Monarchie ist W. der Centralpunkt des kaiserlichen Hofstaates, der Gesandtschaften, der obersten Hof- und Staatsstellen, als Hauptstadt von Niederösterreich der Sitz der niederösterreichischen Landesregierung, des Kreisamtes im Viertel unterm Wiener Walde u. anderer Provinzialstellen. Die städtischen Angelegenheiten verwaltet der Magistrat, mit einem selbstgewählten Bürgermeister an der Spitze. Die Polizei ist keine städtische, sondern eine Staatsbehörde. Die Polizeioberdirektion zählt ein Personal von nahe 70 Beamten. Unter ihr steht das Militär-Polizeiwachkorps, welches 10 Offiziere, 120 Unteroffiziere, über 1000 Gemeine und eine berittene Abtheilung von 47 Mann hat. Die Wiener Polizei steht seit langem in besonderem Rufe und war in der vormärzlichen Zeit allerdings das brauchbarste Werkzeug der Willkürherrschaft. Vornehmlich war das Institut der sogenannten „Vertrauten“ oder „Naderer“ (Civilpolizeidiener ohne Uniform) gefürchtet, welche in den meisten Reisebeschreibungen als Organe einer geheimen Polizei eine große Rolle spielen. Ja dieses verhaßte Institut scheint sogar, den Zeitungsberichten zufolge, seit der Unterwerfung W.s in verdoppelter Regsamkeit vom Grabe erstanden zu seyn. Indeß wird bei Besprechung solcher Anstalten manchmal sehr übertrieben, wie denn unsere heutigen Schriftsteller und Journalisten dem Kitzel, etwas Pikantes oder ihrer Partei Wohlgefälliges von sich zu geben, nicht selten die Wahrheit aufopfern. Die Garnison W.s ist zur Zeit etwa 20,000 Mann stark. Die Bürgerwehr belief sich ehedem auf ungefähr 15,000 Mann, wovon aber nur 4290 vollständig ausgerüstet waren. Während der letzten Sturmperiode, wo Alles zu den Waffen griff, erreichte sie eine ungleich größere Zahl und steht jetzt in Folge jener Ereignisse einer gänzlichen Neugestaltung entgegen. — IV. Die Geistlichkeit. Was das Kirchenregiment betrifft, so ist W. der Sitz eines Erzbischofes, welcher den Fürstentitel führt, eines Domkapitels und erzbischöflichen Konsistoriums, ferner eines lutherischen und eines reformirten Konsistoriums. Katholische Pfarreien hat die Stadt 30 (Altstadt 10, Vorstädte 20), weiter eine Pfarrei der unirten Griechen, zwei Pfarreien der nicht unirten Griechen, zwei protestantische Pastorate, drei Synagogen. Von geistlichen Stiftern bestehen ein herzoglich Savoy'sches Damenstift, ein Stift der Benediktiner bei den Schotten, zwei Kollegien der Barnabiten, sechs Kollegien der Piaristen, die Kongregation der armenischen Mechitaristen, zwei Klöster der barmherzigen Brüder, dann die Klöster der Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner, Minoriten, Serviten, Ursulinerinen, der barmherzigen Schwestern, der Elisabethinerinen, der Redemptoristinen und Salesianerinen. Nationalkirchen mit Predigten in ihrer Landessprache haben die Italiener, die Franzosen, die Böhmen, die Polen und die Ungarn. — V. Unterricht und Wissenschaft. Volksschulen bestehen in W. außer der Normalschule bei St. Anna, welche als Muster für die ganze Monarchie gilt und zugleich Schullehrerseminar ist, 75 mit etwa 30,000 Schülern, dazu 25 Unterrichts- und 52 Arbeitsschulen für Mädchen, eine öffentliche Handlungsschule, 18 Privatschulen für fremde Sprachen, 14 Privatzeichnungsschulen u. s. w. Die *drei Gymnasien* (das akademische am Universitätsplatze, jenes der Benediktiner

bei den Schotten und das der Piaristen in der Josephstadt) zählen an 1600 Schüler. Erziehungsanstalten gibt es zwei öffentliche für Knaben (das Stadtkonvikt und das Löwenburgische Konvikt), vier für Mädchen (das kaiserliche Civil- und das Offiziersstöchter Pensionat, die Pension der Salesianerinen, das Soldatentöchter-institut), Privatinstitute sieben für Knaben, vierzehn für Mädchen und eine gymnastische Anstalt (Turnschule). Die Universität, 1365 von dem Herzoge Rudolf IV. gegründet, zählte im Jahre 1847 51 Professoren, 56 Lehrer, Adjunkten, Assistenten, Dozenten und über 4000 Studenten. Daß die Wiener „Aula" in der jüngsten Zeit der Mittelpunkt der Ereignisse gewesen, welche den ganzen Kaiserstaat bis zu seinen Grundvesten erschütterten, ist allbekannt. In Verbindung mit der Universität sind: drei theologische Seminarien (erzbischöfliches, ungarisches [Pazmaneum] und die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester), der botanische Garten, die Museen für Naturkunde, Landwirthschaftslehre, Anatomie, Pathologie, das Thierarzneiinstitut, die Sternwarte und seit kurzem auch das Josephinum, gegründet von Kaiser Joseph II. zur Bildung tauglicher Aerzte und Wundärzte für die Armee. Die herrlichen Präparatensammlungen dieser Anstalt sollte kein Arzt, der nach W. kommt, unbesehen lassen. Besondere wissenschaftliche und Unterrichtsinstitute sind: die protestantisch-theologische Lehranstalt, das Theresianum (eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für junge Edelleute), die orientalische Akademie, die Ingenieurakademie, die Forstlehranstalt (in Mariabrunn), das polytechnische Institut (die Centralbildungsanstalt für Handel, Gewerbe und Bauwesen), das montanistische Institut der Hofkammer und das k. k. physikalische Kabinet, woselbst auch Vorlesungen gehalten werden, das militärgeographische Institut. Vereine und Gesellschaften zu wissenschaftlichen und belehrenden Zwecken sind: die k. k. Akademie der Wissenschaften, am 2. Februar 1848 unter der Leitung ihres Curators, des Erzherzogs Johann, feierlich eröffnet, die mit dem Josephinum verbundene gelehrte medizinische Gesellschaft, die Gesellschaft der Aerzte, der Apothekerverein, der juridisch-politische Leseverein, die Landwirthschaftsgesellschaft, die Gartenbaugesellschaft, der niederösterreichische Gewerbeverein, der Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher, die Versammlung der naturforschenden Freunde und der Literaten (Konkordia). — Bibliotheken zählt W. drei öffentliche mit 428,000 Bänden, nämlich die Hofbibliothek mit 300,000 Bänden (Musikarchiv von 8000 Bänden, 16,000 Manuscripte, eben so viel Inkunabeln, 300,000 Kupferstiche und Holzschnitte), die Bibliothek der Universität mit 104,000, die des Hofkriegsrathes (allen Offizieren zugänglich) mit 24,000 Bänden. Ueberdies besitzt jede Lehranstalt und fast jede Hofstelle ihre eigene Bibliothek, so daß man die Büchermasse der öffentlichen Institute auf 600,000 Bände anschlagen kann. Mindestens die Hälfte dieser Zahl erreichen die großen Privatbibliotheken des Kaisers, der Prinzen, des Adels und der Klöster. Ueberaus reich sind auch die Sammlungen W.s für besondere wissenschaftliche Zwecke namentlich für Naturkunde und Geschichte. Das kaiserliche Hof-Naturalienkabinet enthält an Säugethieren 800 Arten, an Vögeln 5000, an Reptilien 900, an Fischen 2400, an Weichthieren 5000, an Krustazeen 600, an Insekten 40,000, an Entozoen 800, an Strahlthieren 500, dazu ein Herbarium von 60,000 Arten und 76,000 Exemplare von Mineralien. Die verschiedenen Lehranstalten haben ihre eigenen Naturalienmuseen. Botanische Gärten zählt W. nicht weniger als acht; die kaiserlichen Gewächshäuser und die des Freiherrn K. v. Hügel haben europäischen Ruhm. Von den historischen Sammlungen sind die ausgezeichnetsten die kaiserliche Schatzkammer im Werthe von mehren Millionen (Diamant Karl des Kühnen, 133½ Karat schwer), die Jagdkammer, das kaiserliche und das bürgerliche Zeughaus, die kaiserlichen ethnographischen Sammlungen, das kaiserliche Archiv, die kaiserlich diplomatisch-heraldische Privatsammlung. Das Münz- und Antikenkabinet zählt 2000 Bronzen, 1300 griechische Vasen, 110,000 Münzen, 2392 Kameen, Pasten u. dgl. (worunter die schönste aller bekannten Kameen, die Apotheose August's), 200 Marmore und eine bedeutende Menge

ägyptischer Alterthümer. Die berühmte Ambrasersammlung enthält unter andern werthvollen Reliquien des Mittelalters die Rüstungen und Waffen von 143 historischen Personen. — VI. Kunst. Hinsichtlich der bildenden Kunst erreicht W. das ungleich kleinere München nicht, aber doch steht auch die Wiener Schule, besonders in der Landschaft und im Genrebild, auf achtbarer Stufe. Die Namen Amerling, Gauermann, Waldmüller, Ender, Höger, Barbarini, Krafft, Petter, Fendi, Steindle, Ranfl, die beiden Alt u. A., haben auch im Auslande einen guten Klang. Die k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste kommt als Kunstschule und Kunstgesellschaft für alle Zweige ihres Faches zu betrachten. Als Lehrkörper besteht sie aus vier Hauptabtheilungen, der Schule für Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Mosaiker, der Schule für Baukunst, der Graveurschule und der Schule für Anwendung der Zeichnung und Malerei auf Manufakturen. Als Hülfsmittel besitzt die Akademie eine eigene Bibliothek und Kupferstichsammlung, eine werthvolle Gemäldegallerie und eine Sammlung von Gypsabgüssen nach Antiken. Die Gemäldesammlungen W.s sind sehr reich; die kaiserliche Gallerie zählt über 2500 Bilder, vortrefflich aufgestellt, die Gallerie der Akademie 800, die Liechtenstein'sche 1200, die Esterhazy'sche 800. Eine ausgezeichnete Sammlung neuer Meister besitzt H. R. v. Arthaber. Die Kupferstichsammlung des Kaisers umfaßt 98,000 Blätter, wovon 85,000 Porträts, die des Erzherzogs Karl 150,000 Blätter und 14,000 Handzeichnungen. Seit 1830 besteht zu W. auch ein Privatverein zur Beförderung der bildenden Künste (Kunstverein). In der Musik ist W. noch immer eine der ersten Städte Europas und seine Stimme hat hier volles Gewicht. Ausgezeichnet in ihrer Art ist die kaiserliche Hofkapelle. Die Gesellschaft der Musikfreunde veranstaltet große Konzerte, läßt an die 200 Zöglinge ihres Konservatoriums unentgeltlichen Unterricht ertheilen und besitzt eine reichhaltige Musikaliensammlung. Nebstdem bestehen eine Organistenschule, 11 Kirchenmusikvereine, ein Männergesangsverein, 29 Privat-Musikschulen. W. hat 5 Theater und das Hofburgtheater (für das gesprochene Schauspiel) nimmt ohne Widerspruch den ersten Platz in Deutschland ein. Das Leopoldstädter Theater, einst das einzige wahre deutsche Volkstheater, besonders durch Raimund auf eine hohe Stufe erhoben, besitzt noch immer die zwei größten Komiker Deutschlands, Nestroy und Scholz. Im Kärntherthortheater werden nur Opern und Ballete gegeben. — VII. Gesundheits- und Armenpflege, Straf- und Besserungsanstalten. In hohem Grade ausgezeichnet ist die Sorgfalt, mit welcher Kranke und Dürftige in W. gepflegt und unterstützt werden. Das allgemeine Krankenhaus vereiniget in seinem ungeheuren Umfange vier Institute, nämlich das eigentliche Krankenhaus, das Irrenhaus, die Gebäranstalt, dann die Kliniken der Universität, und nimmt jährlich in diesen Anstalten zusammen gegen 30,000 Kranke auf. Die barmherzigen Brüder und Schwestern und die Elisabethinerinen unterhalten eigene Spitäler; auch gibt es zwei Kinderspitäler, und besondere Spitäler für Priester, Kaufleute, die Garnison und die Juden. Ueberdies entstand in neuester Zeit ein Privatspital (maison de santé). Privatirrenanstalten bestehen zwei, Impfungsinstitute fünf. Alle Polizeibezirke haben ein vollständiges ärztliches Amtspersonal, welches die Armen unentgeltlich zu behandeln verpflichtet ist, und zur Rettung von Verunglückten und Scheintodten sind in jedem dieser Bezirke, und am Donauufer insbesondere an 10 Orten, eigene „Rothkästen" mit dem nöthigen Sanitätsapparate bereit gehalten. Auf dem Glacis vor dem Karolinenthore ist eine Mineralwasser-Trinkkuranstalt eingerichtet. Für Badeanstalten ist in W. hinlänglich gesorgt, und die vorzüglichsten derselben sind das Sophieen- und das Dianenbad. Ein russisches Schwitzbad befindet sich in Gumpendorf, kalte Bäder für beide Geschlechter sind im Kaiserwasser errichtet; für die ärmeren Klassen besteht im offenen Strome das sogenannte „Freibad." Zu Schwimmübungen gibt es eine Militärschwimmschule und sogar zwei Damenschwimmschulen. Kirchhöfe zählt W. sechs, sämmtlich außerhalb der Linien; aber keiner derselben ist einer großen Residenz würdig. — Zur Armenpflege übergehend

stoßen wir zuerst auf das große kaiserliche **Armeninstitut**, welches jährlich 700,000 fl. an Dürftige vertheilt. Das Findelhaus verpflegt des Jahres 13,000 Kinder, an der Universität werden jährlich über 40,000 fl. an arme Studenten als Stipendien gegeben. Zahlreich sind die Ausstattungsstiftungen für arme Mädchen. Von den Privatanstalten der Wohlthätigkeit nennen wir die Gesellschaft adeliger Frauen, welche über 2000 Personen verpflegt, den Verein zur Unterstützung verschämter Armen, den Hülfsverein am Schottenfelde, den Verein zur Unterstützung würdiger und dürftiger Studirender, den durch das Nothjahr 1847 in's Leben gerufenen Verein zur Unterstützung arbeitsloser und hülfsbedürftiger Handwerker, Fabrikarbeiter, Taglöhner ꝛc. Als Erziehungsanstalten für Arme bestehen: Das Waisenhaus, die acht Kinderbewahranstalten, das Taubstummeninstitut, das Blindeninstitut. Versorgungsanstalten für Erwerbsunfähige sind: Das reiche Bürgerspital zu St. Marx, die sieben Grundspitäler in den Vorstädten, die k. k. Versorgungshäuser (sechs), zwei Privatversorgungshäuser für arme Dienstboten, zwei Invalidenhäuser. Von Wohlthätigkeitskassen findet man in W. mehre Pensionsinstitute und Wittwenkassen für einzelne Stände, die erste österreichische Sparkasse, die allgemeine wechselseitige Kapitalien- und Rentenversicherungsanstalt, zwei Lebensversicherungen, mehre Brandversicherungsanstalten, drei Güterversicherungen, ein Leihhaus. Straf- und Besserungsanstalten sind das k. k. Polizeihaus, das Provinzialstrafhaus, die Arbeits- und Besserungsanstalt, die Kriminalhausstrafanstalt, das Militärstabsstockhaus. — VIII. **Industrie und Handel.** W. ist die erste Fabrikstadt der österreichischen Monarchie und für die weiten Gebiete derselben, wenigstens in Hinsicht der Luxuswaaren, das, was Paris für Frankreich. Die Stadt zählt 200 Fabriken, 6425 Polizeigewerbe mit Verzehrungsgegenständen und 8549 andere, 9736 Kommerzialgewerbe. Schon der Verkehr mit den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen geht ins Ungeheure und erfordert die Thätigkeit sehr vieler Menschenhände und großer Kapitalien. Nach den Konsumtionslisten verbraucht W. jährlich: 97,000 Stück Rindvieh, 118,000 Kälber, Lämmer und Ferkel 77,000, 42,000 Schafe, 90,000 Schweine, gegen 2 Mill. Stück Geflügel, 14,000 Ctr. Fische und Schalthiere, 200,000 Stücke Wildpret, 12 Mill. Maaß Milch, 42,000 Ctr. Butter, Schmalz, Talg u. dgl., 12,000 Ctr. Käse, 57 Mill. Eier, 966,000 Ctr. Mehl und Bäckerwaaren, 600,000 Ctr. Kraut, Rüben, Erdäpfel, Gemüse, 240,000 Ctr. frisches und gedörrtes Obst, 892,000 Eimer Bier, 262,000 Eimer Wein, 140,000 Klafter Brennholz, 368,000 Ctr. Stein- und Holzkohlen. Was W. vor Berlin, Paris, London und andern großen Städten sehr vortheilhaft auszeichnet, ist der im Verhältnisse der Bevölkerung geringe Verbrauch von Branntwein und andern gebrannten Wässern. Die Fabriken und Kommerzialgewerbe W.s beschäftigen wenigstens 80,000 Menschen. Ihre wichtigsten Erzeugnisse sind: Baumwollenwaaren, Seidenzeuge (8000 Stühle), Shawls und Umhängtücher, Kautschukarbeiten, Teppiche, Nadlerarbeiten, Schleifferwaaren, Metallknöpfe, Galanteriewaaren namentlich Silberarbeiten, silberplattirte Waaren, Bronzewaaren, Eisengußwaaren, Perlenmutterarbeiten (von unübertrefflicher Schönheit), Pfeifenköpfe, besonders aus Meerschaum, Bleistifte, der Wienerlack und viele andere chemische Fabrikate, Porzellan (k. k. Porzellanfabrik in der Rossau), Tischlerwaaren, Schuhmacherarbeiten, Sattlerarbeiten und Kutschen aller Art, Papiere, Papiertapeten, Spielkarten, Buchbinderarbeiten, musikalische Instrumente, vornehmlich Klaviere und Flötenwerke, Großuhren oder Pendulen, mathematische, physikalische, optische Instrumente, Großmaschinen. Nebstdem bestehen in W. mehre Zuckerrafinerien, eine Dampfmahlmühle u. s. w. Die nahen Orte Nußdorf, Reindorf, Braunhirschengrund, Fünf- und Sechshaus, Neulerchenfeld u. A. machen mit der Stadt Einen Fabrikort aus. Eine treffliche Uebersicht der Wiener und überhaupt der österreichischen Industrie gewinnt man durch einen Gang nach dem technologischen Museum im Gebäude des polytechnischen Instituts. Diese Sammlung, welche kaum ihres Gleichen hat, wurde von Kaiser Ferdinand I. angelegt

haus (jetzt der Esterhazy'sche Palast). Unter Heinrich Jasomirgott, welcher 1141 zur Regierung kam, ist W. bereits die Residenz der Herzoge von Oesterreich und wird unter Leopold dem Glorreichen der Mittelpunkt des österreichischen Handels, ein Hauptstapel- und Niederlagsplatz. Leopold's Zeit war zugleich die poetische Blüthe des Mittelalters, sowie das goldene Zeitalter der deutschen Sprache in ihren südlichen Mundarten; sein Hof wurde gefeiert wie kaum ein anderer von den Minnesängern, die hier in W. ihre Weisen sangen, unter ihnen zwei der größten deutschen Dichter, Walter von der Vogelweide und Heinrich von Ofterdingen. Drei Kreuzzüge wurden die Donaustraße über W. geführt und dieses kam bald in die nächste Verbindung mit Byzanz, mit der Kunst und Wissenschaft, den Gewerben und dem Luxus des Orients. Unter den Habsburgischen Fürsten sehen wir den Flor der Stadt sich immer glänzender entwickeln. 1365 ist sie der Sitz einer Universität, und zu Anfang des 15. Jahrhunderts zählt sie bereits 50 000 Einwohner. Sie ist befestiget, hat ein steinernes Straßenpflaster und Häuser mit hohen Giebelmauern, durchaus von Stein aufgebaut, mitunter prächtig verziert. Es fehlt indeß in den Zeiten des Faustrechtes und der wilden Bewegung roher Kräfte auch nicht an trüben Tagen in der Geschichte W.s. Schon gegen Albrecht, Kaiser Rudolph's Sohn, hatten sich die Bürger erhoben, mußten sich aber bald mit harten Bedingungen unterwerfen. Wilder noch loderte die Flamme innerer Unruhen zur Zeit des unseligen Zwistes zwischen Ernst und Leopold (1408). In fester Treue für den angestammten Herrn bestieg der greise Bürgermeister Konrad Vorlauf das Schaffot. Sechs Rathsherren endeten mit ihm unter dem Henkerbeile. Wieder zuckte der Aufruhr in der Stadt unter Friedrich's III. eben so langer, als unheilvoller Regierung. Gereizt von dem Unfuge, welchen des Kaisers Söldner in der Umgegend verübten, empörten sich die Wiener und belagerten die Hofburg. Der Böhmenkönig Georg Podiebrad brachte Entsatz (1462). Ueberraschend ist es zu hören, daß die Bürger von 1424—1500 nicht weniger als 75 Fehden auf eigene Faust führten. Um diese Zeit errichteten sie auch ihre Stadtmiliz, die Grundlage des spätern „Bürgermilitärs". — 1469 Erhebung W.s zu einem Bischofssitze, nachdem es bis da mit ganz Oesterreich dem Passauer Sprengel untergeben gewesen. 1485 Eroberung der Stadt durch den Ungarkönig Matthias Corvinus nach langwieriger Gegenwehr. Erste Belagerung W.s durch die Türken vom 22. September bis 15. Oktober 1529. Die innere Stadt hatte damals bereits ihren jetzigen Umfang. Der 30jährige Krieg erstreckt seinen Schauplatz auch nach W. Im Juni 1619 stehen die Böhmen unter Thurn vor der Stadt, und 1645 sind die Schweden unter Torstenson im Anzuge gegen W.; zur Erinnerung jener Tage wird das Volksfest in der Brigittenau gefeiert. Furchtbares Wüthen der Pest im J. 1679; nicht weniger als 122,849 Menschen werden von ihr hinweggerafft. Zweite Belagerung durch die Osmanen, vom 14. Juli bis 12. September 1683. Unter Karl VI. wird das Bisthum W. zu einem Erzbisthume erhoben und die Stadt erhält große Zierden durch die Kunstbauten Fischer's von Erlach. Napoleons Armeen besetzen W. in den Jahren 1805 und 1809. Wiener Friede vom 14. Oktober 1809 (s. u.), Wiener Kongreß vom Oktober 1814 bis Juni 1815 (s. u.). Mit dem Eintritte einer langen Friedensperiode beginnen umfassende Verschönerungen der innern Stadt und der Vorstädte, Bewegung und mächtiger Fortschritt im industriellen Leben. Momentan unterbrechen diese gedeihlichen Zustände die verheerende Ueberschwemmung durch die Donau im J. 1830 und das Auftreten der Cholera im Herbste 1831. Eröffnung der ersten von W. auslaufenden Eisenbahn (der Nordbahn) im April 1838. Den Ereignissen des für W. so verhängnißvollen Jahres 1848 ist ein eigener Artikel gewidmet (s. d. Suppl.). — XII. Literatur (folgt in den Supplementen). mD.

Wiener-Congreß, zur Ausführung des letzten Artikels des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814, welcher festgesetzt hatte, daß sämmtliche, am Be-

freiungskampfe gegen Napoleon betheiligte, Staaten Bevollmächtigte nach Wien senden sollten, um daselbst auf einem allgemeinen Congresse alle, zur Vervollständigung dieses Friedensschlusses noch nöthigen, Einrichtungen anzuordnen, ward dieser Congreß am ersten November 1814 in der genannten Hauptstadt wirklich eröffnet. Anwesend waren bei demselben: die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen; die Könige von Bayern, Dänemark und Württemberg, der Großherzog von Baden und der Kurfürst von Hessen, nebst einer großen Anzahl von Prinzen aus regierenden Häusern, mediatisirten Fürsten und ausgezeichneten Staatsmännern aus allen Theilen Europa's. Oesterreich war vertreten durch den Fürsten Metternich und den Freiherrn von Wessenberg; Rußland durch die Grafen Nesselrode, Razoumoffski, Capo d'Istria und Stackelberg; Frankreich durch den Fürsten Talleyrand, den Herzog von Dalberg und die Grafen von Latour und Noailles; als englische Bevollmächtigte erschienen Lord Castlereagh und die Lords Cathcart, Clancarty und Stewart und Preußen repräsentirten Fürst Hardenberg und Baron von Humboldt. Die Führung der Protokolle bei den Congreßverhandlungen endlich wurde dem k. k. Hofrathe, Ritter von Gentz, anvertraut. Spanien wurde vertreten durch den Ritter Labrador, Portugal durch den Grafen Palmella, Schweden durch Graf Löwenhielm, Dänemark durch die Grafen Bernstorff, der König von Sicilien durch Ruffo, Sardinien durch den Marquis St. Marsan, der Kirchenstaat durch den Cardinal Consalvi, die Niederlande durch die Barone Spaen und Gagern, Hannover durch den Grafen Münster, Württemberg durch den Grafen Winzingerode und Bayern durch den Fürsten Wrede. Auch die übrigen deutschen Höfe, die vormals souveränen Städte, die Schweiz, viele mediatisirte Häuser, kurz Alle, welche Etwas verlieren oder gewinnen konnken, hatten ihre Abgesandte. Selbst Murat und der König von Sachsen waren durch Agenten vertreten, die jedoch der Sachlage nach nicht allgemeine Anerkennung erhielten. Die Zahl der anwesenden Fürsten, Bevollmächtigten, Sekretäre u. s. w. belief sich auf 454 Personen; ausserdem zählte man 100,000 Fremde. Der Wiener Hof, obgleich er sonst nie verkannte, daß weise Sparsamkeit, zumal in der gegenwärtigen Epoche, für ihn eine Staatspflicht sei, lieferte hier den Beweis, daß er, wo es der Glanz seines Thrones erfordere, durch großartigen Aufwand gleichwohl von dieser Regel abzuweichen wisse und handhabte die prachtvolle, kostspielige Rolle, wozu er berufen war, mit einer alle Erwartung übersteigenden Munificenz. Der Aufwand des Kaiserhauses belief sich während der ganzen Dauer des Congresses auf mehr als 30 Millionen. Die kaiserliche Tafel erforderte einen täglichen Aufwand von gegen 100,000 fl. C. M. — Die Eröffnung des Congresses war Anfangs auf den 8. Oktober festgesetzt gewesen; um jedoch für freie und vertrauliche Erörterungen Zeit zu gewinnen und den zu entscheidenden Fragen jenen Grad der Reife zu geben, von welchem allein ein, der allgemeinen Erwartung und den anerkannten Grundlagen des Staats- und Völkerrechts entsprechendes, Resultat zu hoffen war, wurde dieselbe bis zum ersten November verschoben; dagegen waren schon seit dem 16. September zwischen dem Fürsten Metternich und dem Grafen Nesselrode, Lord Castlereagh und Freiherrn von Humboldt vorbereitende Conferenzen gehalten worden, welche sich mit Entwerfung der Grundlinien für die Arbeiten des Congresses beschäftigten. Man kam überein, sämmtliche Gegenstände der Berathung in zwei große Hälften zu scheiden und durch zwei abgesonderte Versammlungen behandeln zu lassen. In der ersten Abtheilung sollten blos die allgemeinen Angelegenheiten Europa's begriffen, die Verhältnisse der Mächte unter sich, die Vertheilung der eroberten Länder und die Gränzbestimmungen erörtert werden. Man beschäftigte sich hiemit in einem Ausschusse, welcher aus den Bevollmächtigten der europäischen Großmächte Oesterreich, Rußland, England, Frankreich, Preußen und, ausser diesen, noch aus denen von Spanien, Portugal und Schweden bestand. Die zweite Abtheilung dagegen sollte sich ausschließlich mit den Angelegenheiten Deutschlands und mit dessen innerer Gestaltung beschäftigen und der Ausschuß

hiefür aus den Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs bestehen. Später zog man jedoch auch die sämmtlichen souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands bei den Berathungen zu, sowie mehre Angelegenheiten vor der Beschlußnahme der Prüfung besonderer sachverständiger Commissionen unterstellt wurden. Nachdem beide Ausschüsse, der europäische sowohl, als der deutsche, sich constituirt hatten, wurde Fürst Metternich von ihnen zum gemeinschaftlichen Präsidenten gewählt. — Die Wiederherstellung der preußischen Monarchie und das mit dieser Frage auf's Innigste verknüpfte Schicksal von Sachsen und Polen, dessen König Friedrich August bis auf den letzten Augenblick der entschiedenste Anhänger Napoleons gewesen war, nahm die Thätigkeit des Congresses zuerst in Anspruch. Rußland und Preußen standen hier auf der einen, Oesterreich und England auf der andern Seite. Nach endlicher Ausgleichung der verschiedenen Meinungsdifferenzen wurde das ehemalige Großherzogthum Warschau, mit Ausnahme einiger Gebietstheile, unter dem Namen Königreich Polen mit dem russischen Reiche vereinigt, wobei Kaiser Alexander das Versprechen gab, dem neuen Staate eine, die Wünsche und Bedürfnisse seiner Bewohner möglichst berücksichtigende, Verfassung zu verleihen. Die sächsische Frage wurde in Verbindung mit der Wiederherstellung der preußischen Monarchie gelöst: Friedrich August behielt von seinen früheren Besitzungen 270 □M. mit 1,200,000 Einwohnern, während das Uebrige an Preußen abgetreten wurde. Nach diesem schritt der Congreß zur Gründung des Königreichs der Niederlande. Verschiedene gewichtige Beweggründe hatten die Groß-Mächte veranlaßt, Holland, Belgien, Luxemburg und das ehemalige Hochstift Lüttich zu einem einzigen Staate unter der erblichen Oberhoheit des Prinzen von Oranien, der am 28. März 1815 die Königswürde annahm, zu vereinigen. Ungleich weniger Anerkennung fanden die Ansprüche, womit Dänemark bei dem Congresse auftrat. Dieser Staat, der im Kieler Frieden durch die Abtretung von Helgoland und Norwegen ein Drittel von seinem Flächeninhalt und nahe an 2 Millionen Einwohner verloren hatte, erhielt als Entschädigung nichts weiter, als schwedisch Pommern, das aber gegen Lauenburg und eine baare Summe von 2 Millionen Thaler an Preußen abgetreten wurde und 600,000 Banko-Thaler, deren Bezahlung dem Hofe von Stockholm oblag. Mitten unter diesen politischen Fragen kam auch die Abschaffung des Sklavenhandels zur Sprache, der zwar von dem Congresse als Grundsatz ausgesprochen, jedoch die Ausführung jedem einzelnen Staate anheimgegeben wurde (vergl. unsere Artikel **Sklaverei** und **Sklavenhandel**). Weitere Verfügungen des Congresses betrafen Spanien, Portugal, Schweden, die Schweiz und Italien, in welch letzterem Lande Oesterreich hauptsächlich seine Entschädigungen suchte und erhielt. Diese bestanden in dem ganzen Länderstriche zwischen dem Po, dem Ticino und Lago Maggiore, dem ganzen Littorale, vom adriatischen Meere angefangen mit Einschluß der ehemaligen Republik Ragusa und der Republik Venedig. Auch das **Veltlin** und die durch ihre Pässe wichtigen Grafschaften Chiavenna und Bormio wurden mit Mailand vereinigt, Tyrol, Salzburg und das Innviertel gegen anderweitige Entschädigung von Bayern und der, im Frieden von 1809 verloren gegangene, Theil Galiziens von Rußland zurückgegeben. Endlich erhielt Oesterreich auch noch durch die Wiedereinsetzung zweier Regenten aus seinem Hause in dem Großherzogthume Toskana u. in dem Herzogthum Modena ein ferneres, nicht unbedeutendes Gewicht in Italien. Da, wie die Erfahrung gelehrt hatte, die frühere Macht des Königs von Sardinien unzureichend gewesen war, die französischen Armeen aufzuhalten und die Vertheidigung der Franzosen in Genua 1800 die Wichtigkeit dieses, von dem Meere und den Gebirgen im Norden beschützten, Platzes deutlich hatte erkennen lassen, so wurde beschlossen, Genua mit Piemont zu vereinigen, so unzweideutig auch die Bewohner dieses Freistaates ihren Wunsch nach Wiederherstellung ausgedrückt hatten. Nicht wenig zu thun machten dem Congresse auch die Ansprüche, welche der ehemalige König von **Etrurien**, — nunmehr wieder Infant

von Parma — auf dieses Land und Toskana erhob, um so mehr, da Frankreich und Spanien sein Begehren auf das Lebhafteste unterstützten. Der König Gioachimo Napoleon (Murat) hatte nämlich, zufolge seines Vertrages mit Oesterreich vom 11. Januar 1814, die Franzosen aus Toskana vertrieben und das Land von seinen eigenen Truppen besetzen lassen. Jedoch machten bald darauf die Operationen des Lord Bentink, sowie spätere Uebereinkünfte über Italiens künftige Verhältnisse und der Vertrag zwischen Bellegarde und Eugen Beauharnais die Räumung desselben durchaus nothwendig. Auch hatte Erzherzog Ferdinand seine bisherige Residenz Würzburg bereits verlassen und sich wieder nach seinem alten Stammlande zurückbegeben. Dies Alles erregte, wiewohl ohne rechtlichen Grund, das Mißfallen des Madrider Hofes, der, auf frühere Pacificationen sich berufend, Toskana ohne Weiteres für seinen Verwandten, den Infanten Karl Ludwig, ansprach. Allein aufs Standhafteste bestritt Corsini, der Bevollmächtigte des rechtmäßigen Herrschers, die Gründe und Folgerungen des Ritters von Labrador, welcher die spanischen Ansprüche vertrat, indem er gegen letztern die weit gültigeren Rechte des Erzhauses Oesterreich auf das wiederhergestellte Großherzogthum bewies. — Gleichzeitig erhob sich auch ein neuer Streit über Parma, welches der Vertrag von Fontainebleau der Kaiserin Marie Louise mit der Erblichkeit für ihren Sohn, den jungen Napoleon, zugesichert hatte. Hierauf wurde von dem Congreß dahin entschieden, daß Parma, nebst Piacenza und Guastalla, der Kaiserin Marie Louise übergeben, dem Infanten Karl Ludwig dagegen Lucca nebst einer jährlichen Rente von 500,000 Franken zugesprochen wurde. Indessen aber leistete Oesterreich, aus zarter Rücksicht gegen die bourbonische Familie und die italienischen Regentenhäuser, auf Franz Napoleon's Thronfolge in Parma Verzicht und besorgte für ihn die Bildung des mediaten Herzogthums Reichstadt aus verschiedenen Gebietstheilen, von welchen der junge Prinz hinfort Titel u. Namen trug. Während so der Congreß für die Wiedergestaltung Europa's thätig war, war auch Napoleon auf Elba nicht unthätig geblieben. Er zweifelte, von seinem Agenten in diesem Glauben bestärkt, nicht länger mehr, daß die entschiedene Mehrzahl der französischen Nation mit Sehnsucht seiner Rückkehr entgegensehe, ja, daß im Falle des Wiederauftretens auf dem politischen Schauplatze, selbst Kabinete und Völker, wie ehemals, sich ohne Säumen an ihn anschließen würden. Nachdem er sich am 26. Februar mit nicht mehr als 900 Mann Truppen auf 7 Fahrzeugen plötzlich hatte einschiffen lassen, landete er nach kurzer Fahrt, seinem alten Glücke keck vertrauend, bei Cannes auf französischem Boden. Abenteuerliche Proklamationen, Ueberläuferei und Verschwörungen bahnten ihm von da, ohne viele Schwierigkeiten, den Weg nach Paris. Am 7. März kam die Nachricht von Napoleons Entweichung in Wien an. Die unmittelbare Folge davon war eine Erklärung der 8 Mächte vom 13. desselben Monats: „daß Napoleon, da er durch dieses Unternehmen die Convention, welche ihm den Besitz der Insel Elba zugesichert, verletzt hätte, so betrachtet werden müsse, als hätte er den einzigen rechtlichen Anspruch seiner politischen Existenz von selbst vernichtet, sich von allen gesellschaftlichen Verhältnissen losgebunden und, als Feind und Störer des Weltfriedens, den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben. Darum verweigerten auch die Cabinete die Annahme der Notifikationsschreiben, wodurch Napoleon seine abermalige Thronbesteigung anzeigen ließ, auf das Entschiedenste und die vier Cabinete, welche den Quadrupel-Allianzvertrag von Chaumont geschlossen hatten, schlossen am 25. März einen abermaligen Traktat durch erneuete Verträge — namentlich den vom 25. März — worin sie alle ihre Kräfte zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 aufzubieten und jede derselben ein Heer mit 180,000 Mann ins Feld zu stellen versprachen. Durch eine Zusatzconvention machte sich England anheischig, den übrigen drei Mächten jährlich fünf Mill. Pfund Sterling an Hülfsgeldern zu zahlen. Alle europäischen Staaten, mit einziger Ausnahme Spaniens und Schwedens, von denen [illegible]

untergeordnete Stelle einnehmen wollte, letzteres aber mit der Besitznahme von Norwegen zu sehr beschäftigt war, traten der Allianz wider Napoleon bei. Auch noch ein dritter Monarch, der König Murat von Neapel, verweigerte seinen Beitritt zu dem neuen Bündnisse. Schon im vorigen Jahre hatte er, obgleich damals mit Oesterreich gegen Napoleon alliirt, bei der Nachricht der errungenen Siege des letztern seine Truppen Halt machen lassen und hiedurch, sowie durch andere zweideutige Schritte, den gegründetsten Verdacht erweckt, als spiele er ein Spiel mit doppelten Karten. Jetzt kam noch die Unbesonnenheit hinzu, daß er bei dem Congresse Schritte thun ließ, um seine Anerkennung bei Ludwig XVIII., welcher sich deren stets geweigert hatte, zu bewirken: ein Ansinnen, das bei den bekannten Grundsätzen der Fürsten nicht anders, als abgelehnt werden konnte. Murat spielte hierüber den Beleidigten; er fing an, sich zum Kriege zu rüsten, verbarg indessen seine Absichten vor der Hand noch und warf die Maske erst ab, als er die Nachricht von Napoleons Einzug in Lyon erhalten hatte. Er rückte an der Spitze eines Heeres gegen den Po vor und rief in einer Proklamation alle Völker Italiens zum Kampfe auf. Murats Vordringen konnte in Wien nicht anders, denn als Kriegserklärung gegen Oesterreich betrachtet werden; es wurde daher sogleich eine österreichische Armee in Italien gegen ihn in Bewegung gesetzt und Murat nach einem Feldzuge von wenigen Tagen bei Tolentino aufs Haupt geschlagen, worauf er sich nach Neapel zurückzog und bald darauf nach Frankreich flüchtete. Die Regierung Ferdinands IV. wurde wieder hergestellt u. von Oesterreich, Rußland und Preußen Verträge mit dem legitimen Könige abgeschlossen. — Für die Wiedergestaltung Deutschlands, unstreitig derjenige Gegenstand des Congresses, der das Interesse der politischen Welt am meisten rege machte, ward unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich ein eigener Ausschuß aus nachstehenden Mitgliedern zusammengesetzt: für Oesterreich Baron von Wessenberg; für Preußen Fürst Hardenberg u. Baron von Humboldt; für Bayern Fürst Wrede; für Hannover Graf Münster; und endlich für Würtemberg Graf Winzingerode und Freiherr von Linden. Der sechste Artikel des Pariser Friedens-Vertrages hatte im Allgemeinen festgesetzt: „daß sämmtliche Staaten Deutschlands unabhängig und durch einen Bundesverein mit einander verbunden seyn sollten.“ In welcher Form dieses stattfinden sollte, blieb der wechselseitigen Uebereinkunft anheimgestellt; es war somit die erste Aufgabe des deutschen Ausschusses, eine genauere Prüfung der dahin abzweckenden Vorschläge zu veranstalten. Unter der nicht geringen Anzahl solcher Vorschläge nun, deren es keinem an eifrigen Anhängern und warmen Vertheidigern fehlte, waren besonders vier, welche sich gleich von Anfang an vor allen übrigen bemerkbar machten. Der erste unter denselben verlangte Einheit Deutschlands u. Wiederherstellung der kaiserlichen Würde, scheiterte aber hauptsächlich an der Weigerung des Kaisers von Oesterreich, dem die durchaus veränderten Verhältnisse seines Erbreiches die Wiederannahme der Kaiserwürde unmöglich machten. Auch Preußen, obgleich es ihm weder an Verdienst, noch an Kraft hiezu fehlte, sah wohl ein, daß es weder auf dem Kaiserthrone, noch im Präsidium eines Bundes, Deutschland allein regieren könne und so führte dieser Umstand von selbst zu einer neuen Idee, nämlich derjenigen einer Zwei-Herrschaft. Diese wurde auf verschiedene Weise aufgefaßt, indem die Einen darunter eine, zwischen Oesterreich und Preußen gemeinschaftliche, Leitung der deutschen Angelegenheiten, Andere eine gänzliche politische Trennung Deutschlands in Süden u. Norden unter der Hegemonie beider genannten Staaten verstanden. Allein es war natürlich und leicht vorauszusehen, daß die deutschen Höfe zweiten Ranges diesen Vorschlag aufs Aeußerste bekämpfen und in den mit ihnen abgeschlossenen Verträgen, ihren Allianzen mit europäischen Großmächten und eigenthümlichen Verhältnissen mannigfacher Art, allen diesfälligen Absichten unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden. Hiezu kam noch, daß die Trennung Deutschlands in zwei Hälften, namentlich auch in militärisch-politischer

Hinsicht nicht räthlich schien: ein Hauptgrund, warum das österreichische Cabinet es sich zur Pflicht machte, diesem Ansinnen seine Zustimmung zu versagen. Durch das Gewicht dieser Bedenklichkeiten wurden neue Vorschläge veranlaßt zur Leitung des Ganzen durch die beiden Großmächte und zur Bildung eines aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg bestehenden Ausschusses, welcher Idee von fünf deutschen Mächten diejenige der fünf europäischen zu Grunde lag. Allein, auch dieses Planes Ausführung zeigte sich mit bedeutenden Anständen verknüpft, unter denen die eigenthümlichen Verhältnisse Bayerns und Hannovers, welche beide dem allgemeinen Interesse Nichts von ihrer eigenen Selbstständigkeit opfern wollten, ferner der innere Gehalt und Umfang der Kreise obenan standen. Auch erhob sich aus der Mitte der übrigen deutschen Staaten, welche sich hiedurch auf eine, ihrer unwürdige, Weise unter ihre Mitstaaten hinabgesetzt glaubten, eine nicht unbedeutende Opposition dagegen. Am allerwenigsten ausführbar aber mußte endlich ein viertes Projekt erscheinen, welches eine Verbindung sämmtlicher deutschen Staaten, mit Ausschluß Oesterreichs und Preußens, verlangte. Wiewohl es demselben unter Leuten, in denen der Geist des Rheinbundes noch nicht ganz erstorben war, nicht an Vertheidigern fehlte: so mußten sich doch Alle, welche von der Macht und Politik der beiden, mit Ausschluß bedrohten, Staaten einen klaren Begriff hatten, zu mitleidigem Lächeln veranlaßt fühlen. Ja, gerechter Unwille und Entrüstung bemächtigten sich jedes wahren Patrioten über die Leichtfertigkeit, womit man so viele der edelsten Provinzen des deutschen Stammes vom gemeinsamen Vaterlande losreißen wollte, ohne die Gefahren zu erwägen, denen ein Deutschland ohne Oesterreichs und Preußens Schutz stündlich ausgesetzt seyn würde. Ueber alle diese Vorschläge behielt endlich das Föderativsystem die Oberhand, weil man bald zur Ueberzeugung gelangte, daß nur auf diesem Wege die widerstreitenden Ansprüche und vielfach sich durchkreuzenden Interessen in Uebereinstimmung würden gebracht werden können. — Nachdem ein von Preußen vorgelegter, dahin zielender, Entwurf beseitigt worden war, wurde endlich am 5. Juni 1815 die Bundesakte, welche die Verfassung des deutschen Bundes (s. d.) bis zum Jahre 1848 bildete, von den meisten Bevollmächtigten ohne Einschränkung angenommen und am 8. unterzeichnet. — Weitere Entscheidungen des Congresses: wie z. B. die freie Rheinschifffahrt, das Postwesen, die Bestimmungen über den Nachdruck ꝛc. blieben dem Gutachten partieller Ausschüsse überwiesen und die Gesuche und die Forderungen der mediatisirten vormaligen Reichsfürsten und des reichsritterschaftlichen Adels fanden ihre Erledigung mehr im Interesse der nunmehrigen Landesherren, als in dem der ersteren. Da mit dem Abschlusse der deutschen Bundesurkunde zugleich sämmtliche Verhandlungen des Congresses beendigt waren, so unterzeichneten die Bevollmächtigten der acht Mächte am 9. Juni die allgemeine Congreßakte, welche den summarischen Inhalt und Auszug sämmtlicher in den Conferenzen gepflogenen Verhandlungen bildet und hiemit war der W.-C., der wichtigste und glänzendste unter allen, welche die Weltgeschichte bis jetzt aufzuweisen hat, beendigt. Vgl. Klüber Akten des W.-C.s, 9 Bde., Frankfurt 1815—35. Flassan, „Histoire du congrès de Vienne", 3 Bde., Paris 1829; deutsch, 2 Bde., Leipzig 1830. A. de Lagarde, „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne etc.," 2 Bde., Paris 1843; deutsch von Eichler, 3 Bde., Leipzig 1845.

Wienbarg, Ludolf, ein Kritiker aus der Schule des jungen Deutschlands, 1803 zu Altona geboren, studirte zu Kiel u. Bonn, ward Dr. philos. u. las in Kiel über deutsche Literatur. Dann redigirte er in Frankfurt a. M. mit Gutzkow (s. d.) die „Deutsche Revue", die jedoch verboten ward u. nun lebte er am Rheine und dann in Hamburg als Mitredakteur der „Börsenhalle"; später ging er nach Altona, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. Schriften: „Holland in den Jahren 1831—32" (1833); „Aesthetische Feldzüge" (1834); „Zur neuesten Literatur" (2. Auflage 1838); „Wanderungen durch den Thierkreis" (1835);

„Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur" (1838); „Tagebuch von Helgoland" (1838); „Die Dramatiker der Jetztzeit" (1839); „Quadriga" (1840) u. s. w. In neuester Zeit hat er blos zwei kleine Schriftchen über die schleswig-holsteinische Frage: „Der dänische Fehdehandschuh" und „die Volksversammlung zu Nortorf" (Hamb. 1846) herausgegeben.

Wienerisch Neustadt, s. Neustadt 1).

Wiesbaden (früher auch wohl Weißbaden), Haupt- u. Residenzstadt des Herzogthums Nassau, mit 13000 Einwohnern, liegt am südlichen Abhange des Taunus, 346 Fuß über dem Meere, von Mainz eine Stunde, von Frankfurt vier Meilen entfernt, in einer reizenden Gegend und ist besonders berühmt wegen seiner zahlreichen Mineralquellen. Die Stadt ist reich an schönen und geschmackvollen Gebäuden, theils zu Wohnungen und Bädern für Kurgäste, theils zu öffentlichen Vergnügungen bestimmt. Zu den letzteren gehört namentlich der, wegen seiner Schönheit und Größe berühmte Kursaal, der, von freundlichen Parkanlagen umgeben und in der neuern Zeit auch durch zwei prächtige Colonnaden geschmückt, den Mittel- und Vereinigungspunkt für die Kurgäste bildet. Man zählt 33 Badehäuser, welche zusammen über 800 Badekabinete enthalten. Zu den bedeutendsten Badehäusern gehören: die vier Jahreszeiten, die Rose, die Blume, der Hof von England, der Engel, der Adler, der Schwan, das Roß, das Römerbad ꝛc., wo sich Vorrichtungen zu Dampf-, Douche-, Tropf- und Regenbädern finden. Die Quellen zu W. sind weniger an Gehalt, als in ihrer Temperatur, welche zwischen + 33 bis 55° R. steht, verschieden; sie gehören zu den alkalischen Kochsalz-Thermen und werden sowohl zum Baden, als Trinken, vorzüglich bei Gicht, Rheumatismen, Hämorrhoiden, Skrofeln, chronischen Hautausschlägen, Krankheiten der Geschlechtsorgane, Nervenübeln und einigen Brustleiden benützt. Geognostische Untersuchungen zeigten, daß der Kern des Gebirges, an dessen Abhang W. liegt, aus einem groben, Quarz und Glimmer führenden Thonschiefer besteht. In den Rhein- und Mainbecken lagern sich an denselben ein Kieselglomerat und verschiedene Quarz, Sand und Hornstein führende Thonlager, in der Tiefe jüngerer Flötzkalk mit vielen Süßwasserversteinerungen. Bemerkenswerth in der Nähe von W. ist Basalt u. ein Braunkohlenlager. — Im Norden wird die Stadt malerisch von einem Halbkreise waldiger Höhen umschlossen, im Süden und Westen von einer schönen Ebene begränzt, durch welche der Main und Rhein sich schlängeln und über welche das altehrwürdige Mainz sich erhebt. Geschützt im Norden und Osten durch die Gebirge vor rauhen Winden, erfreut sich dieser Kurort eines sehr angenehmen Klima's; die Vegetation ist üppig und der Boden ungemein ergiebig. Die Begünstigungen der Natur, sowie die ausgezeichneten Einrichtungen sichern W. für immer einen sehr hohen Rang in der Reihe der deutschen Badeanstalten. Die Gegend ist dort überdieß classisch. Früher wurde sie bewohnt von den Mattiaken, weßhalb auch die Thermalquellen den Namen „Fontes Mattiaci" führen. Ausser Ueberresten von römischen Castellen, römischen Bädern und Inschriften, fand man viele Aschenkrüge und römische Münzen. Man zeigt dort noch [illegible] Inschrift, in welcher für die hier wieder erhaltende Gesundheit den Göttern Dank ausgesprochen wird. Zu Hedernheim hat man im Jahr 1828 unter anderen einen schönen Altar des Mythras ausgegraben. Auch in der ältesten Geschichte der Deutschen ist jene Gegend bemerkenswerth; W. war der Hauptsitz der salischen Franken und lange der Aufenthaltsort von Karl und Otto dem Großen. Letzterer erhob 965 W. zur Stadt. Vergl. „die Heilquellen des Herzogthums Nassau im Jahr 1836, 1837, 1838, 1839," von Franque, in: von Gräfe und Kalisch, Jahrbücher für deutsche Heilquellen und Seebäder, II. Jahrgang 1837. III., IV. und V. Jahrgang bis 1840. Edwin Lec, the Principal Baths of Germany, Vol. 1, Nassau; Baden and the adjacent districts Francfort and Wisbaden. 1840. Wegweiser durch die Taunusbäder Wiesbaden, Ems, Schwalbach und Schlangenbad. Stuttgart (ohne Jahrzahl). **aM.**

Wiese nennt man ein mit mannigfaltigen Gräsern und Kräutern überwachsenes Grundstück, das, je nach der mehr oder minder üppigen Vegetation, ein bis dreimal des Jahres abgemäht werden kann. Das Erzeugniß der ersten Mahd wird Heu, das der zweiten Grummet oder Ohmd, das der dritten Nachheu genannt. Wo es nur immer möglich ist, muß man die Wiesen fleißig düngen u. stets verbessern, wenn sie nicht etwa durch Natur oder Kunst überrieselt werden. An sich schon sehr fette Wiesen gewinnen indessen Nichts durch Bewässerung mit reinem Wasser. Sehr tief gelegene Wiesen müssen abgewässert und das Terrain durch Auffahren anderer Erde, oder durch viele ausgeworfene Gräben erhöht werden; indessen braucht die Erde nicht tiefer als 4 Zoll zu gehen, um passendes Wiesland abzugeben, da die Graswurzeln in der Regel nicht tiefer dringen. Die wichtigste Schrift über W. ist von Lengerke's „Anleitung zum praktischen W.-Bau" (Prag, 1836).

Wiesel (Mustela), ein zur Familie der Zehengänger gehöriges, gewandtes Raubthier, von 6 bis 8 Zoll Länge, 1½ Zoll Höhe, rothbraun, im Sommer gelblich, am Bauche weiß, wohnt unter Steinhaufen und in hohlen Bäumen, im Winter in Gebäuden. Sein Raub sind Vögel, Federvieh, auch Ratten und Mäuse. Die W. lassen sich leicht durch die ihnen widrige Raute vertreiben. Der Balg dieses gemeinen W.s wird wenig geschätzt, wohl aber der einer andern Wieselart, des Hermelin (s. d.).

Wigalois, der Ritter mit dem Rade (weil er ein Rad in seinem Wappen führte), ein altdeutsches Epos aus dem Cyrkus der Tafelrunde Artus, von Wirnt von Gravenberg um 1212 verfaßt. Inhalt: Am Hofe des Königs Artus erscheint ein fremder Ritter mit einem Gürtel, mit Hülfe dessen er die Ritter des Artus, zuletzt Gawein, Schwestersohn des Artus, besiegt. Diesen führt der unbekannte Sieger in sein Land und vermählt ihn mit seiner eigenen Nichte, Florie von Syrien. Gawein kehrte an den Hof des Artus zurück, von wo aus er aber das Land seiner Gemahlin vergebens wieder zu finden sucht. Sie hat ihm indeß einen Sohn, W., geboren, der, zum Jünglinge gereift, seinen Vater aufsuchen will, an Artus Hofe gastfreundlich aufgenommen und zum Ritter geschlagen wird, doch seinen Vater nicht erkennt. Bald darauf bittet eine junge Fürstin von Korentin, Larie, die von Roast, einem benachbarten Heidenfürsten, ihres Vaters und ihres Landes beraubt worden ist, den König Artus um Hilfe. W. wird zu ihr gesendet und er erschlägt den Roast und einen Drachen und befreit einen büßenden Geist aus Feuerflammen, der ihn seinen Vater Gawein kennen lehrte. Darauf heirathet er Larie und erwirbt mit ihr die Burg und das Land ihres Vaters. Gawein kommt zu W., aber Florie war aus Gram über Mann und Sohn gestorben. Herausgegeben von Benecke, Berlin 1819.

Wigand von Theben, der sogenannte „Pfaff vom Kahlenberg", auch „der lustige Bruder" genannt, ein, durch verschiedene lustige Streiche und Schwänke im 14. Jahrhundert weit und breit bekannter Mann, der auch von vielen älteren Schriftstellern angeführt und namentlich in Sebastian Münsters „Cosmographey" (Basel 1564) „der seltzsam Pfaff und Pfarrherr von Calenberg, von dem man durch das gantz Deutschland weiß zu sagen", genannt wird. Ueber den eigentlichen Stand und Charakter dieses wunderlichen Individuums schwebt noch ziemliches Dunkel; am gegründetsten scheint die Vermuthung, daß er, unbeschadet seines geistlichen Standes, des lebenslustigen Herzogs Otto des Fröhlichen († 1339) lustiger Rath gewesen und als solcher dessen besondere Gunst genossen habe. Ehe W. diese Stelle erhielt, befand er sich bei einem Bürger u. Rathsherrn als Student u. war schon damals wegen seiner originellen u. lustigen Streiche wohlgelitten. Unter den vielen ergötzlichen Schwänken, welche in zahlreichen Sammlungen enthalten sind, möge nur das sonderbare Mittel hier Platz finden, womit er als Pfarrherr von Kahlenberg seinen großen Vorrath verdorbenen Weines an Mann gebracht haben soll. Er ließ nämlich an einem heißen Sommertage das Gerücht verbreiten, daß er vom Kirchthurm über die Donau fliegen wolle und versammelte

auf diese Art eine ungeheuere Menge von Landleuten, die von fern und nah kamen, das unerhörte Spektakel mit anzusehen. Das versammelte Volk sah neugierig den mancherlei geheimnißvollen Anstalten und Vorbereitungen des muthmaßlichen Tausendkünstlers aufmerksam zu und trank, durch die große Hitze durstig geworden, begierig seinen schlechten Wein. Als dieser zu Ende war, fragte W. die Bauern ganz ernsthaft: ob sie schon je einen Menschen hätten fliegen gesehen? Auf ihre verneinende Antwort stieg er ganz gelassen vom Thurme herab und sprach: „Wenn ihr also noch keinen Menschen fliegen gesehen habt, so werdet ihr auch mich nicht fliegen sehen", worauf die Bauern murrend von dannen zogen. Einst soll er auch einen Sack voll Todtenköpfe ausgeschüttet und über den Berg hinabgeworfen haben, wobei er sich äusserte, da jeder derselben nach einer andern Seite hinabkollerte: „Viel Köpfe, viel Sinn, das thun diese im Tod, was werden sie erst im Leben gethan haben". Ueber Geburt und Tod W.s ist nichts Zuverlässiges aufzufinden, jedoch ist wahrscheinlich, daß er zu Neuberg in Steiermark, dem letzten Aufenthalte Otto des Fröhlichen, gestorben sei. Zur Literatur desselben gehören folgende, jetzt schon sehr seltene Druckwerke: „Geschichte des Pfarrherrn von Calenberg", Augsburg bei Schönig, ohne Druckjahr; „Pfaff vom Kalenberg", 1582; „Geschichte des Pfaffen von Calenberg" und „History Peter Lewen", in Versen, 1613 und 1620.

Wigand, Paul, geboren zu Kassel 1786, studirte zu Marburg die Rechte, wendete sich aber besonders den historischen Studien zu und übernahm die Herausgabe der politischen Zeitung zu Kassel, auf welche sein Vater ein Privilegium besaß. Durch diese Zeitung kam er 1806 mit den französischen Behörden in Conflikte, gab sie auf und arbeitete als Prokurator an den Gerichten zu Kassel, bis er Friedensrichter in Höxter wurde. Als Höxter preußisch ward, wurde W. Assessor beim dortigen Stadt- und Landgerichte; 1821 übertrug ihm der Fürst Staatskanzler von Hardenberg die Sammlung von Urkunden in den Archiven zu Paderborn und Corvey. Seit 1834 ist W. Stadtgerichtsdirektor zu Wetzlar. Schriften: Versuch einer systematischen Darstellung der Amtsgeschäfte und des Wirkungskreises der Friedensrichter, Marburg 1810; Geschichte der gefürsteten Abtei Corvey, Pyrmont 1819; Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Hamm 1826 — 1827, Lemgo 1828 2c.; die Fehmgerichte Westfalens, Hamm 1825; die Dienste, ihre Entstehung 2c., ebd. 1828; der Corvey'sche Güterbesitz, Lemgo 1831; die Fürstenthümer Paderborn und Corvey, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt, Lpz. 1832; die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg 2c., ebd. 1834, 2 Bde.; Geschichte des Doms zu Wetzlar 1839; Vertheidigung des Jordans, als Nachtrag zu dessen Selbstvertheidigung, Mannheim 1844; auch gab er Traditiones Corbejenses, Lpz. 1843 u. a. heraus.

Wight, eine englische Insel im Kanal, an der Südküste Englands, in der Grafschaft Southampton, mit 9 □ Meilen und 40,000 Einwohnern. Hauptfluß ist die Medina; der Boden ist sehr fruchtbar und ergiebig an Getreide, das Klima ist angenehm u. sehr gesund; auf der Süd- u. Westküste ist sie mit Klippen u. Felsen umgeben. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Handel mit den Erzeugnissen sind die Erwerbzweige. Die Hauptstadt ist Newport, mit starken Festungswerken und 5000 Einwohnern. In dem unfern der Stadt gelegenen Schlosse saß Karl I. (s. d.), der sich 1646 auf die Insel geflüchtet hatte. Andere bedeutende Orte sind: Cowes, Yarmouth, Newtown und auf der Ostküste St. Helens mit einer Rhede für Kriegsschiffe.

Wilberforce (William), der unermüdliche Verfechter der Sache der Sklaven, geboren 1759 zu Hull, Freund William Pitt's auf der Universität Cambridge und das ganze Leben hindurch, gelangte 1781 ins Parlament, dessen Zierde er bis 1825 war. Die Aufhebung der Sklaverei regte er 1787 an, als ihn sein religiöser Enthusiasmus den Calvinisten zugeführt hatte, aber erst 1792 beschloß das Parlament deren allmälige, endlich 1801 die gänzliche Aufhebung. Einmal

Sache der Nation geworden, ward sie dann vom englischen Ministerium nachdrücklich mit Frankreich, Spanien u. Portugal auf dem Wiener Congreß betrieben. Was die Sache der Humanität, der Sittlichkeit zu fördern schien, fand in W. stets einen warmen, energischen Freund. So lieh er der Emancipation der Katholiken u. der Parlamentsreform sein beredtes Wort, stellte die Lotterie an den Schandpfahl und drang auf Gesetze gegen das Duell. Seine Beredsamkeit empfahl sich durch die gewählteste und ausdrucksvollste Sprache, sanften und gewaltigen Vortrag, Wärme und Innigkeit; seine Tage waren mit Handlungen des Wohlwollens und der Frömmigkeit bezeichnet, sein ganzes Leben den höchsten Interessen der Religion und der christlichen Liebe gewidmet. Denselben Stempel tragen seine Schriften. W. starb zu Chelsea 1833. Er ward neben Pitt und Canning in der Westminsterabtei beigesetzt.

Wilbrand, 1) Johann Bernard, Physiolog, geb. den 8. März 1779 zu Klarholz in Westfalen, Sohn eines Landmannes, kam 1792 nach Münster in die Trivialschule und ein Jahr später auf das Gymnasium, trat 1800 auf die dortige Universität über und widmete sich Anfangs dem Studium der Theologie, wendete sich aber 1801 der Heilkunde zu; 1805 begab er sich zum Besuche der Klinik, die in Münster fehlte, nach Würzburg und wurde daselbst den 27. Januar 1806 zum Med. Dr. promovirt. Nach kurzem Aufenthalte in Bamberg begab er sich nach Paris und kehrte von da im Herbste nach Münster zurück, wo er sich als Privatdocent niederließ. 1809 wurde W. als Professor der Anatomie, Physiologie und Naturgeschichte nach Gießen berufen, 1817 wurde er zum Direktor des botanischen Gartens und 1835 zum Geheimen Medizinal-Rathe ernannt. Er starb den 9. Mai 1846. — W.s wichtigere Schriften sind: „Darstellung der gesammten Organisation", 2 Bde., Gießen 1809—10. „Das Hautsystem in allen seinen Verzweigungen, anatomisch, physiologisch und pathologisch dargestellt, Gießen 1813, nachgedruckt in Wien. „Physiologie des Menschen", Gießen 1815, 2. Auflage, Leipzig 1840. „Handbuch der Botanik", Gießen 1819. „Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs", Gießen 1829. „Allgemeine Physiologie, insbesondere vergleichende Physiologie der Pflanzen und Thiere", Heidelberg und Leipzig 1838 ꝛc. — 2) Sein Sohn, Franz Joseph Julius W., geboren zu Gießen den 5. November 1811, studirte und wurde zum Med. Dr. promovirt in Gießen, besuchte auf einer wissenschaftlichen Reise Wien, wurde Assistenzarzt am akademischen chirurgischen Hospital in Gießen, dann Privatdocent und Prosektor, 1840 ausserordentlicher und 1844 ordentlicher Professor. — Er schrieb unter anderen „Anatomie und Physiologie der Centralgebilde des Nervensystems", Gießen 1840; „Leitfaden bei gerichtlichen Leichen-Untersuchungen", Gießen 1841. E. Buchner.

Wild, Johann (als Schriftsteller auch unter dem Namen Forus bekannt), ein geborener Italiener, scheint um das Jahr 1520 in den Orden des heiligen Franciscus getreten zu seyn, dem er auch bis an das Ende seines Lebens mit standhafter Liebe zugethan blieb. Im J. 1525 war er schon Prediger. Der Kurfürst von Mainz, Albert von Brandenburg, übergab ihm 1528 die Domkanzel und diese blieb ihm, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, bis an sein Ende. Er starb als Guardian seines Ordens am 8. September 1554. W. hatte nicht nur die lateinische und deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt, sondern war auch in der hebräischen, syrischen und griechischen Sprache, wie in der Physik und Geschichte sehr bewandert. Seine zahlreichen Predigten enthalten einen reichen Schatz von populärer Schrifterklärung. Er weiß die Zeitverhältnisse überall zu benützen, um den Ernst der strafenden Gerechtigkeit und die züchtigende Hand der göttlichen Erbarmung und die Alles weise leitende göttliche Vorsehung seinen Zuhörern zu zeigen und gleichsam handgreiflich zu machen. Seine Predigten sind daneben ganz vorzüglich geeignet zur Einführung der Christen in das kirchliche Leben, in die Feier der kirchlichen Feste, indem sie immer die Gründe angeben, warum die treffenden Feste und warum sie in dieser Ordnung

Weise gefeiert werden; warum die Kirche diese Abschnitte aus den Evangelien und Episteln zu lesen verordnet hat und in welcher Verbindung die Feste selbst zu einander stehen. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Predigten, so wie eine, mehr ins Einzelne gehende, Besprechung und weitere Nachweisungen finden sich in der „Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit" von J. Kehrein (Regensb. 1843), 1 Band, S. 49 f. Deutsch erschien von M. Jocham ein Jahrgang Predigten, Regensb. 1841, Manz. x.

Wildbad ist der Namen von mehren Heilquellen, z. B. von Gastein (s. d.), von Kreuth (s. d.); vorzugsweise und ohne weitern Beisatz wird so genannt das W. in Württemberg, das in wildromantischer Gegend im Schwarzwalde, im Enzthale, 1330 Fuß über dem Meere liegt. Das W. gehört zu den chemisch indifferenten heißen Quellen; die Wärme des Wassers beträgt 25 — 30° Reaum. „Seit alten Zeiten ist das W. berühmt und häufig besucht; seine Wirkung äußert sich hauptsächlich in Hebung und Bekämpfung von gichtischen Leiden. Die Wirkung des Bades wird unterstützt durch die stille Ruhe des, rings von waldigen Höhen umschlossenen, Thales und durch die zweckmäßigen Einrichtungen des Bades. — S. J. Kerner „Das W. im Königreiche Württemberg", 4. Auflage, Tübingen 1839. Heinr. Fr. „W. et ses eaux thermales", Stuttgart 1839. Drugulin, W. „A complete account of the therms of W.", Stuttgart u. Wildbad 1847. E. Buchner.

Wildbahn, ein mit richtigen Gränzen umschlossenes Forstrevier, worin Wild gehegt wird, ohne Hinderung des Wechsels und der Stege, worunter man nicht allein den Wald, sondern auch den ganzen Distrikt, in welchem das Wild sich ernährt, versteht.

Wildbann, 1) das landesherrliche Recht, Jagdgesetze zu geben und aufzuheben; 2) das Recht, Wild in einen gewissen Bezirk einzuschließen, diesen also mit einem besondern Gehege zu umgeben. Es würde somit das Jagdrecht allein, selbst in seiner weitesten Ausdehnung, nichts weniger, als den W. in sich begreifen.

Wildenfels, eine gräflich Solms-Laubach'sche Standesherrschaft im Zwickauer Kreise des Königreichs Sachsen, von ½ □M. mit 7500 Einwohnern und dem gleichnamigen Städtchen an der Mulde, mit einem gräflichen Schlosse, hatte früher seine eigenen Dynasten, welche den Namen Anarg (Anark, Onarg) führten, von denen Nachrichten bis in's 12. Jahrhundert reichen. Sie gingen bei den Burggrafen zu Meißen und seit 1427 bei Sachsen zu Lehn. Kursachsen übernahm auch 1549, nachdem die Dynasten von W. bis dahin die Beiträge zu den Reichslasten unmittelbar an das Reich entrichtet hatten, diese Beiträge zu eigener Vertretung. Nach dem Aussterben der Dynasten, 1602, mit Friedrich Anarg von W., kam W. an die Grafen von Solms-Laubach, die sie noch besitzen. Nach einem Receß von 1706 war die Herrschaft nur der Gränzaccis- und Salzregie, der Truppenverpflegung und Einquartirung unterworfen, für andere Abgaben wurden 500 Thlr. bezahlt, aber durch Uebereinkunft von 1846 wurde sie rücksichtlich der Abgaben und Steuern den anderen königlichen Landestheilen gleichgestellt, wofür eine Entschädigung von 112,270 Thlr. gezahlt wurde.

Wildfang heißt in der Jägersprache ein alter, wilder Habicht, den man mit Habichtskörben oder mit Riemen und Satteln fängt. Man befestigt nämlich einer Taube Haarschlingen mit einem Leder auf dem Rücken, worin er sich fängt, indem er die Taube stoßen will. Ein solcher Habicht ist schon auf den Raub gewohnt und zum Abtrager besser und würgischer, als ein anderer Habicht, der als Nestling oder Böstling abgerichtet worden.

Wildfangrecht war ein eigenthümliches Recht der ehemaligen Kurfürsten von der Pfalz, wonach dieselben in den meisten Provinzen am Rheine die Unehelichgeborenen und die Fremden, welche freiwillig an einen solchen Ort kamen, wo man die Ankömmlinge nach Verfluß einer gewissen Zeit, der eingeführten Gewohnheit nach, für Leibeigene hielt, in die Zahl der Leibeigenen aufnehmen konnte. Der meiste Genuß von diesem Rechte bestand in den Zwangs- u. Frohn-

diensten, wie auch in dem Hauptfalle, welcher beim Absterben des Mannes in dem besten Stücke Vieh und bei der Frau Tode in dem besten Kleide bestand. Wenn Einer aber gar keine Erben hinterließ, so fiel die ganze Verlassenschaft dem Kurfürsten anheim. Wenn jedoch ein solcher Wildfang oder Leibeigener eine Freigeborene zur Ehe nahm, so wurden die Kinder nicht leibeigen u. solche „Ungenossene" genannt, weil der Kurfürst den Genuß von denselben nicht hatte. Auch das ehemalige Bisthum Speyer und andere Länder am Rheine hatten ein ähnliches Recht der Leibeigenschaft hergebracht und hielten ihre Beamten (Ausfauthen und Hühnerfauthen); sie ließen von den inländischen Leibeigenen und von denen, die unter anderer Herrschaft angesessen waren, den Leibzins bezahlen (der 2 bis 4 Kr. jährlich betrug) und suchten das Wegziehen solcher, in fremden Gebieten seßhafter, Leibeigenen von einem Wohnsitze zum andern zu verhindern, wofern sie nicht vorher Entlassung erhalten hatten. Uebrigens war diese rheinische Leibeigenschaft keine Sklaverei und der Leibeigene konnte sein Eigenthum so frei, wie jeder Bürger, benützen.

Wildgraf, auch Rau- und Rheingraf, war im Mittelalter ein Titel, den mehre deutsche Dynastengeschlechter führten, welche vom Kaiser über waldige und unbebaute Gegenden gesetzt waren und eine große Zahl zerstreuter Burgen u. Güter im westlichen Deutschland besaßen. Jetzt führt diesen Titel nur noch die Grumbach'sche Linie des Hauses Solms (s. d.).

Wildhaus, das höchst gelegene, östliche Dorf in der Landschaft Toggenburg des Cantons St. Gallen, am Fuße des Säntis und nahe den Quellen der Thur, 3430 Fuß über dem Meere. Die Einwohner, 1500 an der Zahl, sind paritätisch. Noch steht das Haus, in welchem den 1. Januar 1484 Ulrich Zwingli geboren worden. Auf dem nahen Sommerikopf hat man eine schöne Aussicht auf das Rheinthal und in's Vorarlbergische.

Wildpret, alle wilde und jagdbare Thierarten. Man theilt das W. ein in rothes, als: Hirsche, Damhirsche, Rehe und schwarzes W., als: wilde Schweine und Frischlinge und in Federvieh, namentlich alles wilde Geflügel. Gränz- oder Rasch-W. nennt man das W. an den Gränzen einer Jagd, das, weil es leicht übertritt, eher gepürscht zu werden pflegt, als das, welches mitten im Gehege ist. W. ist niemals so nahrhaft, als das Fleisch der zahmen Thiere, aber es ist leichter verdaulich.

Wildschaden, der durch das Wildpret auf Grundstücken verursachte Schade. Derselbe ist oft sehr bedeutend, indem besonders die wilden Schweine, ausser den Kartoffeln und anderen Feldfrüchten, welche sie fressen, besonders durch Umwühlen viel vernichten. Nächst den wilden Schweinen ist der Hirsch am schädlichsten, weil er in der jungen Saat durch Ausscharren viel schadet. Die früheren Grundsätze, nach welchen von den Jagdberechtigten fast angenommen wurde, jeder Grundstücksbesitzer müsse sich den W., als Folge des den Jagdberechtigten zustehenden Jagdrechts, ohne Weiteres gefallen lassen, sind jetzt allgemein verworfen und der Eigenthümer der Jagd ist verpflichtet, dem Beschädigten nach einer billigen Taxation Entschädigung zu zahlen.

Wildungen, Stadt im Fürstenthume Waldeck, besteht aus zwei Theilen, Nieder- und Alt-W., ersteres mit 1800, letzteres mit 450 Einwohnern, einem Schloß und ist berühmt wegen seiner Sauerbrunnen, welche schon 1378 bekannt waren und um die Stadt herumliegen. Bei derselben werden angewandt: der Thalbrunnen, der stärkste, der Stadt- und Salzbrunnen. Alle drei Brunnen haben Eisen bei sich, reinigen das Blut, eröffnen und trennen den Schleim. Seit 1666 steht vor der Stadt ein neues großes Brunnenhaus, neben welchem das Ballhaus zum Spazierengehen der Gäste bei schlechter Witterung sich befindet. — In der hiesigen Kirche befindet sich das Grabmal des Grafen Josias von Waldeck, Anführers der Venetianer, welcher auf Candia in einem Gefechte mit den Türken blieb.

Wildungen, Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich von

berühmter Forst- und Jagdschriftsteller, auch genialer Dichter, geboren den 24 April 1754 zu Kassel, gestorben den 14. Juli 1822, studirte in Halle neben der Rechtskunde Mathematik und Naturwissenschaften, sowie in Marburg und zeichnete sich schon auf Schulen durch seltene Talente aus, wurde 1776 in Marburg Regierungsbeisitzer, dann 1778 Gesellschafter des Fürsten von Nassau-Usingen und zugleich in dessen Forstgeschäften benützt; 1787 kam er als Regierungsrath nach Marburg und war in diesem Dienste 18 Jahre lange thätig, obgleich dieser Dienst im Ganzen seiner Neigung widersprach; ordnete auch das fürstlich braunfels'sche Debitwesen, bis er 1799 Oberforstmeister in Marburg wurde. Auch die westphälische Regierung ernannte ihn 1806 zum Conservateur des eaux et des forêts; er erhielt dadurch die Hauptforsten in gutem Stande und konnte die Culturen sogar verbessern. Nach der Wiedereinsetzung des Kurfürsten wurde er wieder Oberforstmeister und legte auch 1815 ein Forstinstitut an. Bekannt sind seine „Lieder für Forstmänner u. Jäger" (Leipzig 1788, mehrmals aufgelegt, zuletzt 1817) und sein Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde (von 1794—1812); auch am „Sylvan" nahm er Theil. Weidmann's Feierabende (6 Bände, Marburg 1815—33) und seine häufigen zerstreuten unterhaltenden Aufsätze werden seinen Namen im Andenken der Forstmänner und Jagdliebhaber erhalten.

Wilfrid, der Heilige, Bischof von York in England, ward 634 in Northumberland geboren und verrieth schon im Kloster Lindisfanne, wo er seine wissenschaftliche Laufbahn begann, einen gediegenen und scharfsinnigen Geist. Nachdem er mit dem heiligen Benedikt Biscop eine Reise nach Rom gemacht, erhielt er die Priesterweihe, stand dem Kloster Rippon vor und wurde nachher zum Bischofe von Northumberland consekrirt. Da ihn aber mißliche Umstände von seinem Stuhle Besitz zu nehmen hinderten, begab er sich wieder nach Rippon bis 669, wo er zum Bischofe von York ernannt wurde. — Da W. mit seltenen Tugenden die Gabe der Ueberzeugung und Rührung verband, verbreitete er überall das Reich der Gottesfurcht. Aus dem Königreiche Kent ließ er den Sänger Eddi Stephani kommen und führte mit dessen Hülfe in allen Kirchen Nordgroßbritanniens den Choral ein. Die Klöster nahmen vorzugsweise seine Hirtensorge in Anspruch und er stiftete solche in der Mitte und im Norden von England, wie der heilige Augustin sie früher im Kenterlande in Aufnahme gebracht hatte. Durch seinen Eifer erwarb er sich die Gnade des Königs Egfried und alle Umstände geboten ihm nun, nach Rom zu reisen. Ungünstige Winde aber schleuderten ihn an die Gestade von Friesland. Da wollte er indessen auch nicht müßig bleiben; den Bewohnern jenes Landes, die noch in den Finsternissen des Heidenthums versunken lagen, predigte er den Glauben und wußte so seine Trübsale in Wonne umzuwandeln, indem er seine Verfolgungen zur Aussaat des Evangeliums machte. Er blieb den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch bei diesen Völkern und bekehrte eine unzählbare Menge Friesen, unter denen sehr angesehene Personen sich befanden. Ebroin, sei es auf Anstiften der Feinde W.s in England, sei es wegen der Freundschaft, die der Heilige auf seiner ersten Reise nach Rom mit dem Bischof Delphinus von Lyon geknüpft, oder wahrscheinlicher, wegen der Dienste, welche er dem Könige Dagobert geleistet hatte, schrieb dem Friesenkönige Adalgis und versprach ihm ein großes Geschenk, wenn er ihm das Haupt des heiligen Oberhirten ausliefern würde. Der Fürst verlas den Brief öffentlich, in Gegenwart des heiligen W., der Gesandten Ebrion's und seiner eigenen Hofleute, zerriß ihn hierauf vor ihren Augen und warf ihn sodann in's Feuer, zum Beweise seines Abscheues gegen das schändliche Ansinnen. — Im folgenden Sommer verließ W. das Land der Friesen, nachdem er zuerst diesen neuen Sprößlingen Hirten gegeben hatte und kam nach Austrasien, wo ihn der König Dagobert II. sehr schmeichelhaft empfing und ihm das Bisthum Straßburg anbot. Da er ihn aber zur Annahme nicht vermögen konnte, gab er ihm reiche Geschenke und ließ ihn bis nach Rom begleiten, wo W. 679 anlangte. Auf dem apostolischen Stuhle saß damals Agatho, der im Oktober desselben Jahres

eine Synode zusammenberief, welche über die kirchlichen Streitigkeiten in England einen Entscheid fällte. Hierauf ließ man den heiligen W. in die Synode fordern, daß er seine Angelegenheit selbst vorlegte. Man belobte seine Mäßigung u. die Väter des Concils, durch die Tüchtigkeit der Gründe von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, beschlossen einstimmig dessen Wiedereinsetzung in seine Gerechtsame. — W. blieb vier Monate zu Rom und wohnte jener berühmten Kirchenversammlung im Lateran bei, auf welcher die Ketzerei der Monotheleten verdammt wurde. — Nach seiner Rückkehr nach England waren seine Feinde noch so mächtig, daß sie eine neue Verfolgung wider ihn erregten und er abermal nach Rom reisen mußte. Johannes VI., welcher indessen den päpstlichen Stuhl bestiegen, erklärte sich laut für den Heiligen, empfahl denselben in einem Schreiben den Königen von Mercien und Northumberland und beauftragte Brithwald von Canterbury, eine Synode zu berufen, dem verfolgten Oberhirten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und, im Falle der Unmöglichkeit einer solchen Zusammenberufung, die Betheiligten vor ihm persönlich erscheinen zu lassen. Der Erzbischof, treu befolgend den Auftrag des Statthalters Christi, veranstaltete an den Ufern der Nidd in Yorkshire ein Concilium, das aus Bischöfen, Aebten und Fürsten bestand. Es erhob sich in dieser Versammlung eine allgemeine Stimme zu Gunsten des verfolgten Bischofs und es wurden ihm einhellig alle seine Rechte zugesprochen. Allein er konnte dieser Ruhe nicht mehr lange genießen, denn er starb den 24. April 709 in einem Kloster der Grafschaft Northampton. Vor seinem Tode vertheilte er Alles, was er besaß, an die Kirchen, Klöster u. unter die Gefährten seiner Verbannung. Sein Fest wird den 12. Oktober begangen.

Wilhelm, drei Heilige dieses Namens. 1) W., Abt von Röskilde in Dänemark, stammte aus einer vornehmen Familie in Paris ab und wurde seinem Oheim, dem Abte von St. Germain des Prés, zur Erziehung übergeben. Nachdem er sich in allen Wissenschaften wohl ausgebildet und das Subdiakonat erlangt hatte, wurde er weltlicher Domherr an der Kirche St. Peter, Paul und Genovefa, wo die Collegen ihn bald wegen seines heiligen, beschaulichen u. fleißigen Wandels haßten und seiner los zu werden trachteten, weshalb einer sich sehr fromm stellte und ihn überreden wollte, in ein Kloster zu gehen. Diese List schlug aber fehl. W. ward Diakonus und erwarb sich die Achtung des berühmten Lehrers Magister Albericus. Als Papst Eugenius III. 1147 nach Paris kam, entstand eine blutige Schlägerei zwischen einem Theile seines Gefolges und der Dienerschaft der Chorherren. Der Papst beschwerte sich bei Ludwig VII. und die Folge davon war, daß ein neuer Prior, Abt Odo, ein frommer Mann, und 12 unbescholtene regulirte Augustiner-Domherren an die Stelle der früheren eingesetzt wurden, welche Einrichtung noch heute besteht. W. war vor jener ärgerlichen Begebenheit mit einer Präfektur beehrt worden, kam aber nun zu Odo und bat ihn um Aufnahme in sein Collegiatstift, was ihm gewährt ward und wo er sich durch frommen Wandel allgemeine Achtung erwarb. Absolon, Bischof von Röskilde in Seeland zur Zeit Waldemar's, des Sohnes Canut des Martyrers, hatte mit W. studirt; er erinnerte sich des frommen Freundes und erbat sich denselben nebst drei anderen Chorherren, um sie in das Kloster regulirter Chorherren in Eschil zu senden, wo ebenfalls zu viel Weltsinn herrschte und es solcher würdigen Männer bedurfte, um die Augustinische Regel zu erhalten. Sie wurden von dem Könige u. Bischofe freudig aufgenommen und W. zum Abte bestellt. Leider fand er das Kloster so arm, daß nur sechs Käse und ein halber Schinken und gar kein Geld vorhanden war. Sie hätten vor Hunger umkommen müssen und wollten nicht bleiben; der Bischof aber redete ihnen zu und gab ihnen einige Pfund Heller zur Anschaffung von Kühen und Federvich. In diesem Kloster hatte W. viel zu dulden und es gehörte ein so heiliger Mann dazu, um Mangel und ihm bereitete Widerwärtigkeiten so starkmüthig zu ertragen. Mit Festigkeit aber hielt er die Regel aufrecht, wirkte durch seine Tugenden und Wunder viel Gutes, zeigte sich liebevoll, [illegible]

streng, bußfertig, gründete das Kloster St. Thomas im Städtchen Ebbelholdt (Paraclitus genannt) und starb am heil. Ostertage, den 6. April 1203. Viele Wunder verherrlichten sein Grab und Honorius sprach ihn 1224 heilig. Das Kloster Eschil gehörte wahrscheinlich zu Röskilde, weshalb er in der Geschichte Abt von Röskilde genannt wird. — 2) W., Erzbischof von Bourges, hieß mit seinem Familiennamen Berruyer und stammt aus der berühmten Familie der Grafen von Nevers ab. Die Sorge für seine Erziehung ward seinem mütterlichen Oheim, Peter dem Einsiedler, Archidiakon von Soissons, anvertraut, unter dessen Leitung er auch bald die Reichthümer, Vergnügungen u. Ehren der Welt verachten u. fliehen lernte. Mit glühendem Eifer widmete sich der Jüngling den Wissenschaften und heiligen Andachtsübungen, wodurch er sich zum geistlichen Stande würdig vorbereitete. Er erhielt zuerst ein Kanonikat an der Kirche von Soissons, dann an der zu Paris, welches er jedoch wieder zurückgab, um sich nach Grandmont in stille Einsamkeit zurückzuziehen. Da aber ein, zwischen den Chorherren und Laienbrüdern entstandener, Zwist seinen geliebten Frieden störte, trat er in den Cisterzienserorden, der damals allenthalben durch vorzügliche Heiligkeit seiner Mitglieder sich auszeichnete. Wegen seiner allgemein anerkannten Frömmigkeit und Weisheit wurde er in mehren Klöstern zum Abte erwählt. Weit entfernt aber, durch diese Würde sich zur Eitelkeit oder zu herrischem Gebieten verleiten zu lassen, sah er sich vielmehr als den Letzten der Brüder an. Durch seine bewunderungswürdige Herzensreinigkeit erlangte er in hohem Grade die Gabe des Gebetes und mit dieser die höchsten Einsichten in den Heilsanliegen. Seine innere Seelenruhe leuchtete aus der Heiterkeit seines Angesichtes hervor und, seiner strengen Lebensweise ungeachtet, verlor er niemals jene heilige Freudigkeit, welche die Tugend mit unnachahmlichen Reizen schmückt. — Während unser Heiliger die Süßigkeiten der Einsamkeit kostete, starb Heinrich von Sully, Erzbischof von Bourges, u. man brachte drei Cisterzienseräbte, worunter auch W. war, in Vorschlag, um den erledigten Stuhl mit einem würdigen Oberhirten zu besetzen. Da aber alle drei durch heiligen Wandel ausgezeichnet waren u. man sich wegen der Wahl nicht vereinigen konnte, legte man ihre Namen, auf 3 Blättchen geschrieben, auf den Altar und flehte zu Gott, daß er den von ihm Ausersehenen zu erkennen gebe. Auf dem ersten Blättchen, das ihm in die Hand fiel, stand W.s Name, der auch die meisten Stimmen hatte. Diese Wahl geschah am 23. November 1200. Im Allgemeinen heißt es Gott versuchen, wenn man durch's Loos von ihm eine Entscheidung begehrt. Das Benehmen der Geistlichkeit von Bourges mag jedoch nicht tadelnswerth erscheinen, da ihr Zweck war, wo menschliche Klugheit nicht auszuwählen vermochte, den Würdigsten durch Gottes Entscheidung kennen zu lernen. — Als W. die Nachricht von seiner Wahl erhielt, wurde er sehr bestürzt u. nie würde er seine Einwilligung gegeben haben, wenn ihm das Gelübde des Gehorsams erlaubt hätte, wider den geringsten Willen des Papstes und seines Ordensobern zu handeln. Er verließ daher seine geliebte Einsamkeit unter häufigen Thränen. Zu Bourges wurde er wie ein Engel vom Himmel empfangen. Er verdoppelte nun seine strenge Bußübung, weil er, wie er sagte, nicht seine, sondern auch seines Volkes Sünden zu sühnen hätte. Unter seinem Klostergewande, das er nie ablegte, trug er ein härenes Bußkleid. Er versagte sich für immer den Genuß des Fleisches, obgleich er solches den Freunden, die bei ihm speisten, vorsetzen ließ. — Mit gleich zärtlicher Sorgfalt umfaßte er seine ganze Herde, ohne jedoch denjenigen, deren leibliche und geistige Bedürfnisse er genau kannte, seine besondere Theilnahme zu entziehen. Reuige Sünder fanden an ihm einen sanften und liebevollen Vater; den Verstockten und Boshaften aber setzte er eine unerschütterliche Festigkeit entgegen, ohne jedoch den weltlichen Arm gegen sie zu Hülfe zu rufen, wie es zu jener Zeit üblich war. Einige der Mächtigeren wagten es, indem sie von dem sanftmüthigen Bischofe keinen Widerstand erwarteten, die Rechte seiner Kirche zu schmälern; allein er wußte sie standhaft zu vertheidigen, selbst gegen den König,

dem er übrigens in Allem, was das Zeitliche betraf, die tiefste Unterwürfigkeit bewies. Einige Widersprüche von Etlichen seiner Geistlichkeit besiegte er ebenfalls durch seine Festigkeit, noch viel mehr aber durch seine tiefe Demuth. Bei dem Anblicke der Verheerungen, welche die Ketzerei der Albigenser verursachte, entbrannte sein heiliger Eifer; es gelang ihm auch, Mehre zu bekehren und, hätte ihn der Tod nicht dieser Erde entrissen, so würde er eine Mission unter denselben veranstaltet haben. Als er aber mit diesem Plane beschäftigt war, überfiel ihn eine Krankheit, die Anfangs zwar unbedeutend schien, sich aber allmälig verschlimmerte, so daß er sich zu Bette legen mußte. Der Abschied, den er, schon kränklich, bei der bevorstehenden Missionsreise auf der Kanzel genommen hatte, sollte nun ein Abschied für immer seyn. Er empfing die heil. Sterbsakramente und entschlief, nachdem er sich vorher noch auf Asche und sein härenes Bußkleid hatte legen lassen, sanft im Herrn, den 10. Januar 1209, an welchem Tage auch die Kirche sein Gedächtniß feiert. Gott verherrlichte durch verschiedene Wunder das Grab seines Dieners. — 3) W., von Norwich, Martyrer. Dieser zwölfjährige Knabe, ein Gerberlehrling, wurde zur Osterzeit von den Juden angelockt, geknebelt, auf mancherlei Art gepeinigt, dann an's Kreuz geschlagen, an der Seite mit einer Lanze durchstochen, indem sie so das Leiden Christi an ihm schmachvoll nachspotteten. Dann steckten sie den Leichnam in einen Sack, trugen denselben vor die Stadt, um ihn zu verbrennen, wurden aber verscheucht und mußten ihn an einem Baume hängen lassen. An dem Orte, wo man den Leib also hängend fand, ward eine Kapelle gebaut, zu Ehren des „heiligen W. in den Wäldern", so genannt wegen der Auffindung im Walde. Im J. 1144 wurden die wunderthätigen Reliquien beim Dome der heiligen Dreifaltigkeit u. später im Chore derselben Kirche begraben. Bollandus erwähnt seiner unter dem 25. März, andere Martyrologien aber unter dem 24.

Wilhelm. I. Englische Regenten dieses Namens. 1) W. I., der Eroberer, ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert von der Normandie und eines schönen Landmädchens, Arlotte aus Falaise, wurde daselbst im J. 1016 geboren. Obgleich Robert zwei rechtmäßige Söhne hatte, so bestimmte er doch den, wegen seiner früh entwickelten Fähigkeiten von ihm begünstigten, W. zu seinem Nachfolger, so daß dieser, nach dem Tode seines Vaters auf einer Wallfahrt nach Jerusalem, 1035, den Thron desselben bestieg. Allein er würde sich schwerlich auf demselben zu behaupten vermocht haben, wenn ihn nicht König Heinrich I. von Frankreich kräftig gegen seine aufrührerischen Brüder und den Adel ihrer Partei unterstützt hätte. W. schlug mit Heinrichs Hülfe den Grafen Arques, eroberte Maine und beherrschte seitdem unangefochten die Normandie. Da er hierauf den König Eduard III. von England, den Bekenner, gegen die Einfälle der Dänen vertheidigen half, ernannte ihn dieser in seinem Testamente, mit Vernachlässigung seines Neffen, den er zur kraftvollen Vertheidigung des Reiches für zu schwach hielt, zu seinem Nachfolger; allein, bevor W. noch nach dem Tode Eduard's im J. 1065 von dem Throne Besitz nehmen konnte, bemächtigte sich Harald, ein Sohn des Königs Kanut, des seines Herrschers beraubten Reiches u. W. mußte sich sein Recht erst mit den Waffen erkämpfen. Er schiffte mit einem großen Heere nach England über, schlug den König Harald am 14. Oktober 1066 in der entscheidenden Schlacht bei Hastings, worin letzterer das Leben verlor u. ließ sich noch auf dem Schlachtfelde zum Könige von England ausrufen. Hierauf auch von den Großen des Reiches als Herrscher anerkannt, behauptete er sich durch Klugheit und Strenge auf dem Throne, belehnte den normännischen Adel mit den großen Gütern in England und führte dadurch die Lehensherrschaft in diesem Lande ein. Ausserdem erbaute er den Tower, um die Bewohner von London besser im Zaume halten zu können, führte das Französische als Hofsprache ein, stand aber auch wegen des Besitzes der Normandie in einem Vasallenverhältnisse zu der Krone von Frankreich, woraus in der Folge viele blutige Kriege entstanden. Schon im Jahre 1076 empörte sich sein ältester Sohn, Rob

dert, dem W. unterdeß die Herrschaft der Normandie anvertraut hatte, wurde aber von seinem Vater bald zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückgeführt. Noch im J. 1087 unternahm W. einen Krieg gegen Frankreich, drang bis an die Thore von Paris vor, starb jedoch noch während der Unruhen zu Rouen an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. — 2) W. III., 1650, nach dem Tode seines Vaters, W. II. von Nassau, Fürsten von Oranien, geboren, von de Wit erzogen, erwarb sich schon früh die Liebe des Volkes in so hohem Grade, daß ihn dasselbe bereits im J. 1672 bei dem drohenden Einfalle Ludwig's XIV. in die Niederlande zum Generalcapitain der Union ernannte und ihm die Statthalterschaft übertrug. Bei dem Andrange der Franzosen ließ W. die Dämme durchstechen, täuschte die französischen Feldherren durch künstliche Märsche, vereinigte sich unterdeß mit dem kaiserlichen Heere und nöthigte nun die Franzosen zum Rückzuge, wurde aber im Jahre 1674 in den Schlachten bei Senef und St. Omar (1677) von ihnen geschlagen, worauf 1678 der Friede zu Nymwegen abgeschlossen wurde, in welchem W. das deutsche Reich, Spanien und Brandenburg ganz in sein Interesse zu ziehen wußte. Schon früher (am 2. Februar 1674) war er und seine Nachkommen von der Partei des Oranien und von den Staaten von Holland, nebst noch vier anderen Provinzen, zu erblichen Staathaltern von den Niederlanden ernannt worden und seit dem wandte er seine ganze Kraft gegen Ludwig XIV., der ihm auch persönlich zuwider war. Er schloß gegen dessen, sich immer mehr verbreitende, Macht (am 29. Juli 1686) die Ligue von Augsburg, an welcher der deutsche Kaiser, Spanien, Schweden, Dänemark, Holland und einige deutsche Fürsten Theil nahmen; zugleich aber richtete er dabei seine Aufmerksamkeit auch auf England, wo sich ihm die nähere Aussicht der Thronfolge eröffnete. Seine Gemahlin, Maria, war nämlich die Tochter Jakobs II. von England und die muthmaßliche Thronerbin. Da aber Jakobs zweite Gemahlin (am 10. Juni 1688) ganz unerwartet von einem Prinzen entbunden wurde, den Viele für untergeschoben betrachteten, so fürchtete der größte Theil des Parlaments und das Volk die Wiedereinführung der katholischen Religion und deshalb suchten die Episkopalen und die Presbyterianer der Prinzessin Maria die Thronfolge zu verschaffen. W. selbst aber, der Jakobs noch engeres Anschließen an Frankreich fürchtete, theilte die Neigung der Mehrzahl des englischen Volkes und der Rathspensionair Fagel wußte die Generalstaaten zu bewegen, daß sie W. mit Schiffen u. Truppen „zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion und der englischen Verfassung“ unterstützten. Mit einer, angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten, Flotte von 500 Segeln und 14,000 Mann Truppen landete nun W. am 5. November 1688 plötzlich zu Torbay und bei seinem Erscheinen erklärte sich nicht nur gleich Anfangs ein großer Theil des Adels und des Heeres für ihn, sondern bald darauf trat auch Marlborough und Jakobs eigene Tochter, Anna, mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Georg von Dänemark, zu ihm über. Jakob floh nun mit seiner Familie nach Frankreich und W. hielt seinen Einzug in London, wo bald darauf beide Parlamente Jakob II. wegen Verletzung der Verfassung für abgesetzt erklärten u. dessen Tochter Maria, nebst ihrem Gemahle W., der unterdeß zur englischen Kirche übergetreten war, auf den Thron von England erhoben (am 12. Februar 1689). Letzterem wurde jedoch, nachdem er die Declaration oder Bill of rights, worin die Gränzen der königlichen Gewalt, die Thronfolge und alten unbestrittenen Volksrechte genauer bestimmt waren, genauer bestimmt waren, unterzeichnet hatte, die Regierung ausschließlich übertragen. Zwar erkannte auch Schottland bald darauf W. als König an, allein die katholischen Irländer erklärten sich für ihren legitimen König, den Ludwig XIV. mit einem Heere in jenes Land sandte, wo er aber Anfangs von W. selbst am 1. Juli 1690 am Boynefluſſe und darauf (am 13. Juli 1691) von General Ginkel bei Aghrim geschlagen wurde. Sowohl diese Siege, als auch die Schonung, mit welcher W. die besiegte Partei behandelte, befestigten nun auch die Krone von Irland auf seinem Haupte. Nicht so glücklich für W. gestaltete sich

der unterdeß mit den Franzosen auf dem Festlande ausgebrochene Krieg; denn der Marschall von Luxemburg schlug ihn 1692 bei Steenkerken und im folgenden Jahre bei Neerwinden; allein W. wußte durch geschickte Märsche und Rückzüge den Franzosen die Früchte des Sieges größtentheils wieder zu entreißen, nahm im Jahre 1693 Namur, trotz der Nähe eines weit stärkern feindlichen Heeres, ein und nöthigte endlich Ludwig XIV., ihn im Frieden zu Ryßwijk (1697) als König von England anzuerkennen. Als Ludwigs Enkel darauf von Karl II. von Spanien zum Erben der Monarchie eingesetzt wurde, schloß er zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts in Europa am 7. September 1701 mit den bedeutendsten europäischen Mächten die Allianz zu Haag und, als Ludwig nun auch Jakob III., den Sohn des verstorbenen Jakob II., als König von England anerkannte, so bewog W. auch England zum Beitritte zur Allianz mit Holland, dem deutschen Kaiser, Dänemark und Schweden. Bevor aber die Ausrüstung von 40,000 Mann und 4000 Matrosen nach beendigt war, starb W. plötzlich in einem Alter von 52 Jahren, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, wobei er das Schlüsselbein gebrochen hatte, am 10. März 1702. Da seine Gemahlin schon 1695 kinderlos gestorben war, so erlosch mit W. die Erbstatthalterschaft über die 5 Provinzen und die Erbgüter der Familie Oranien wurden zwischen Preußen und dem Fürsten W. von Nassau-Dietz, dem Erbstatthalter von Friesland und dem Statthalter von Gröningen, von welchem die königliche Familie der Niederlande abstammt, getheilt. Um England hat sich W. durch Errichtung der Nationalbank (1694), durch Ertheilung der Preßfreiheit (1694) und die Begründung der neuen ostindischen Compagnie (1698) verdient gemacht, allein dennoch war er den Briten wegen seines stolzen, harten und phlegmatischen Wesens, worunter er seine Herrschsucht verbarg, persönlich verhaßt und, als er sich genöthigt sah, seine holländische Garde und die aus französischen Flüchtlingen gebildeten Regimenter wieder aufzulösen und zu entlassen, konnte er im ersten Unmuthe darüber von den Ministern kaum abgehalten werden, die Regierung niederzulegen. Er begründete zuerst das System der englischen Politik in Bezug auf das Festland, veranlaßte aber auch zugleich, aus Eifersucht gegen Frankreich, die Anwendung von Hülfsgeldern und Anleihen, wodurch die englische Nationalschuld ansehnlich vergrößert wurde; jedoch regierte er im wahren Interesse des Volks, wählte meistens die Whigs zu seinen Ministern, begründete die politische Wichtigkeit des Unterhauses und schützte die religiöse und politische Freiheit Englands. Die Geschäfte des Staates und die Unruhen des Kriegs wandten seine Aufmerksamkeit von Kunst und Literatur gänzlich ab; aber die Niederlande verdanken ihm die Bildung großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius. In seinen Unternehmungen zeigte er einen scharfen Verstand, der sein Ziel mit Thätigkeit und Kraft verfolgte, in Gefahren blieb er kaltblütig, bei Hindernissen standhaft, war tapfer im Kriege und unterzog sich, ungeachtet seines schwächlichen Körperbaues, jeder Beschwerde. Ehrgeiz, Stolz, Ruhm und Herrschaft beseelten ihn, der Schmeichelei und Prachtliebe hingegen war er feind; tadelnswerth erscheint übrigens sein Mangel an Humanität. — 3) W. IV. (Heinrich), der dritte Sohn Georgs III., wurde am 21. August 1765 geboren, trat schon im Jahre 1778 als Seecadet auf das Schiff Prinz von Oranien und wurde, dem Willen seines Vaters gemäß, nicht nur in der Disciplin den übrigen Seecadeten völlig gleich gestellt, sondern sollte auch, gleich jedem andern Schiffsjungen, nur nach und nach im Dienste vorrücken. Er nahm darauf an dem Seegefechte zwischen dem Admirale Rodney und dem spanischen Admirale Don Juan de Langara Theil und verlebte als Cadet mehre Jahre in Westindien, Neuholland und Canada, rückte dann in gewöhnlicher Weise vor und befehligte hierauf längere Zeit eine Fregatte. Im Jahre 1789 wurde er zum Herzoge von Clarence und St. Andrews, sowie zum Grafen von Münster ernannt, nahm seinen Sitz im Oberhause ein und wurde 1790 Contreadmiral, ohne jedoch an dem Seekriege gegen Frankreich Antheil nehmen zu dürfen. Bald nach seiner Rückkehr von W

See verliebte er sich in die ebenso schöne, als talentvolle Schauspielerin, Dora Jordan, eine geborene Irländerin, verband sich mit ihr und lebte größtentheils in glücklicher Zurückgezogenheit in der Nähe von London, wo ihm Dara nach und nach 10 Kinder gebar. Allein nach einer 20jährigen Verbindung trennte er sich, aus nicht genugsam bekannten Gründen, von derselben (1811), worauf sie einen Jahrgehalt bekam und zur Bühne zurückkehrte. Im Jahre 1818 vermählte sich W. mit Adelaide, einer Tochter des Herzogs von Meiningen, lebte bis 1819 in Hannover, wurde nach dem Tode des Herzogs von York (1827) der nächste Thronerbe u. durch Cannings Einfluß Großadmiral, verlangte aber bald darauf (1828) wegen einer Spannung mit dem Herzoge von Wellington seine Entlassung und zeigte seitdem eine entschiedene Abneigung gegen die Torypartei. Deshalb wurde er auch mit dem freudigsten Jubel des Volkes bei seiner Thronbesteigung am 26. Juli 1830 begrüßt. Er setzte bald darauf eine neue Verwaltung ein, machte die Parlamentsreform zu einer Regierungsmaßregel, huldigte der öffentlichen Meinung durch Unterstützung der Minister und blieb selbst bei den kritischen Erscheinungen, die den glücklichen Erfolg der Reform sehr zweifelhaft machten, seinen Ansichten und der gegebenen Zusage treu. Diese Beharrlichkeit des Königs war aber um so mehr sein Verdienst, je thätiger die Torypartei am Hofe sich zeigte, um ihn für sich zu gewinnen. Nach der siegreichen Durchführung der Parlamentsreform schloß sich jedoch W. mehr der Partei der Conservativen an u. sowohl dies, als der größere Einfluß der Tory's am Hofe, schadete ihm in der Gunst des Volkes. Er mußte jedoch schon im April 1835 in Folge der Parlamentsverhandlungen die Whigs unter Melbourne wieder zurückrufen. Die Durchführung des englischen Städtegesetzes, die heftigen Kämpfe um die irischen Kirchen-, Zehnten- und Städtebill, die Verwickelungen in Canada endlich machten auch diese letzten Jahre W.'s zu einer ebenso bedeutungsvollen, als bewegten Regierungsepoche. Die auswärtige Politik concentrirte sich während seiner Regierung in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel. Zu diesem Zwecke fand eine innigere Verbindung mit dem Nebenbuhler der britischen Macht, mit Frankreich, und 1834 der Abschluß der Quadrupleallianz statt. Der Wunsch W.'s, in der orientalischen Frage entschiedener den Eroberungsgelüsten Rußlands entgegenzutreten, scheiterte an den polititischen Ansichten, welche das Cabinet und das Parlament verfolgten. W. starb an der Brustwassersucht in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837. Ihm voraus stieg seine älteste und liebste Tochter, die Lady Delisle Dudley, ins Grab. Für die übrigen, mit Dora Jordan's erzeugten Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, hatte er nach seiner Thronbesteigung bestens gesorgt. Der älteste Sohn erhielt 1831 den Titel eines Grafen von Münster. W. besaß zwar keinen glänzenden Geist, aber einen einfachen, redlichen und menschenfreundlichen Charakter, der immer an den biedern Seemann erinnerte. Den Thron von Großbritannien erbte seine Nichte Victoria (s. d.). In Hannover folgte ihm sein Bruder Ernst August (s. d.) in der Regierung.

Wilhelm. II. Könige der Niederlande. 1) W. I., geboren den 24. August 1772 im Haag, wo sein Vater, der Erbstatthalter W. V., Prinz von Oranien-Nassau und seine Mutter, eine preußische Prinzessin, residirten. Er vermählte sich 1791 mit der Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Als die französische Revolution ihre Wogen über die Niederlande ergoß, flüchtete er 1795 mit seiner Familie nach England und trat 1805 die Regierung der nassauischen Erblande an. Auf seine Weigerung, dem Rheinbunde beizutreten, wurde er von Napoleon seiner Rechte für verlustig erklärt. Nach der Schlacht von Jena gerieth er bei Erfurt in französische Kriegsgefangenschaft. Der Friede von Tilsit gab ihm die Freiheit wieder und er wohnte hierauf als Freiwilliger der Schlacht von Wagram bei, in der er am Beine verwundet wurde. Am 29. Nov. 1813 landete er in Scheveningen und wurde von dem Volke freudig begrüßt. In Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses hielt W. am 5. April 1815 als

König der Niederlande seinen Einzug in Brüssel; doch sollte diese widernatürliche Vereinigung von Holland und Belgien bittere Früchte tragen. Die Ereignisse von 1830 führen die Trennung auf gewaltsamem Wege herbei. Gleichwohl beharrte W. bis zum Jahre 1838 dabei, die verlorenen Provinzen wieder erobern zu wollen und erschöpfte dadurch die holländischen Finanzen auf eine unerhörte Weise. Endlich trat er der Londoner Conferenz bei. Als aber die Generalstaaten den zerrütteten Zustand der Finanzen kennen lernten und die Verletzungen des Staatsgrundgesetzes nicht länger verborgen bleiben konnten, auch das Volk über seine Vermählung mit der Gräfin d'Oultremont sehr aufgebracht war, legte der König 1840 die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder u. zog sich unter dem Namen Graf von Nassau auf das Lustschloß Loo, später nach Berlin zurück, wo er am 12. Dezember 1843 am Schlagfluß starb. Er hinterließ ein ungeheueres Privatvermögen. — 2) W. II., Friedrich Georg Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren 1792, erhielt seine Bildung auf der Militärakademie zu Berlin und auf der Universität Oxford, trat in das englische Heer u. verrichtete tapfere Thaten in Spanien (Sturm von Ciudad Rodrigo, Badajoz, Schlacht von Salamanca xc.). Denselben kühnen Muth erprobte er bei Quatrebras und Waterloo, wo er verwundet wurde. Die belgische Revolution hätte durch ihn in eine, für Holland weniger verhängnißvolle, Bahn geleitet werden können; aber man erkannte seine Anerkennung der belgischen Freiheit nicht an. Verstimmt ging er ein Jahr nach England, übernahm jedoch 1831 den Oberbefehl wieder. Am 7. Oktober 1840 bestieg er, in Folge der Abdankung seines Vaters, den Thron. Ueber seine Regierung siehe den Artikel Niederlande. Im Ganzen war W. bei seinem Volke beliebt; indessen fand seine Hinneigung zur englischen Politik, die er in der letzten Zeit seines Lebens noch mehr, als in der frühern, verrieth, keine günstige Beurtheilung. England ist bei den Niederländern als gefährlicher Handelskonkurrent durchaus nicht beliebt; seine Operationen im indischen Archipel, den Holland als sein unbestreitbares Eigenthum betrachtet, erfüllen den niederländischen Patrioten mit Unwillen. So mußte der König vielfachem Tadel begegnen, daß er, wie er selbst seine Jugend in England, oder unter englischen Fahnen zugebracht hatte, seinen Thronfolger ebenfalls in Großbrittannien erziehen ließ und für seine eigene Person den Posten eines englischen Feldmarschalls annahm. Die Sorgsamkeit, die er in der Verwaltung seines Privatvermögens, hierin ganz seinem Vater ähnlich, vorwalten ließ; die umfangreichen Güterankäufe, die er in den Zeiten der höchsten Finanznoth namentlich in Schlesien machte, entgingen dem Tadel ebensowenig. Ein gefährliches Unwohlseyn, das ihn im Frühjahre 1847 befiel, erregte nicht die Sympathien, die jede Gefahr eines geliebten Königs umgeben. Sein letztes Erkranken nahm plötzlich die gefährlichste Wendung. Am 15. März 1849 fühlte er sich unwohl, am 16. versprach die Krankheit eine günstige Krisis, am 17. war er eine Leiche. W. II. war seit 1816 mit der Großfürstin Anna Paulowna von Rußland vermählt, aus welcher Ehe folgende Kinder entsprossen: Fr. W. III., geb. 1817, jetziger König der Niederlande, vermählt seit 1839 mit der Prinzessin Sophie von Württemberg, Tochter des Königs W.; Kinder: W., Erbprinz von Oranien, geboren 1840 u. Moritz, geb. 1843. 2) Alexander, geb. 1818, Generallieutenant und Generalinspektor der Cavallerie. 3) Heinrich, geb. 1820. 4) Sophie, geb. 1824; seit 1842 mit dem Erbgroßherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar vermählt.

Wilhelm I., Friedrich Karl, König vom Württemberg, geboren 27. Sept. 1781 zu Lüben in Schlesien, wo sein Vater, der nachmalige König Friedrich I., damals als preußischer Generalmajor und Inhaber eines Dragoner-Regiments in Garnison lag, wurde schon in früher Kindheit durch Familienverhältnisse nach Rußland, in die Schweiz, an den Rhein und seit 1790 nach Württemberg geführt, wo der Vater die Bildung seines Sohnes zwar mit großer Sorgfalt, aber auch oft mit Härte und nachsichtsloser Strenge fortsetzen ließ. Indeß wurde der ruhige Gang seiner Erziehung in den Jahren 1796 und 1798 dadurch unter-

brochen, daß er vor dem Eindringen der Franzosen in Württemberg mit seinem Vater das Land verlassen mußte, worauf er im Jahre 1800 als Freiwilliger kurze Zeit in die Armee des Erzherzogs Johann von Oesterreich eintrat. In der Schlacht von Hohenlinden, an der er damals Antheil nahm, zeigte er solche Kühnheit, daß er mitten unter die Feinde sprengte und von seinem Begleiter nur mit Mühe der dringendsten Gefahr entzogen werden konnte. Als hierauf, nach seiner Rückkehr an den Hof seines Vaters, ihn derselbe in der frühern gänzlichen Abhängigkeit zu erhalten strebte, beschloß der Prinz im Jahre 1803, sich durch eine Reise nach Wien, Frankreich und Italien, wobei seine weitere Ausbildung sein vorzüglichster Zweck war, diesen drückenden Verhältnissen zu entziehen. Im Jahre 1806 kehrte er in seine Heimath zurück und stellte sich 1812, dem Willen seines Vaters gemäß, an die Spitze der 15,000 Württemberger, welche an dem Feldzuge in Rußland Theil nahmen, nachdem er die nächstverflossenen Jahre zu Stuttgart in gänzlicher Zurückgezogenheit vom Hofe, nur im Umgange weniger Freunde und in einem angenehmen Wechsel von Lektüre, Naturgenuß und Jagd verlebt hatte, ohne sich auch nur entfernt in die Staatsgeschäfte zu mischen. Kaum war er jedoch mit seinem Heere in Polen eingerückt, so befiel ihn eine heftige Krankheit, welche ihn in Wilna zurückzubleiben nöthigte, worauf er, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit, nach seinem Vaterlande abreiste. Hier vernahm er mit Freuden den unglücklichen Ausgang des Feldzugs und im folgenden Jahre erfüllte ihn besonders Napoleon's Niederlage bei Leipzig mit der Hoffnung, sein eigenes Land bald von dem Drucke des fremden Herrschers befreit zu sehen. Daher folgte er der Einladung der verbündeten Mächte, zu denen sein Vater nach der Schlacht bei Leipzig übergetreten war, sehr bereitwillig und übernahm den Oberbefehl über eine, aus Württembergern, so wie aus einigen russischen und österreichischen Regimentern bestehende Heeresabtheilung und entwickelte sein Feldherrntalent, seinen Muth und seine Tapferkeit besonders in den Schlachten bei Epinal, Brienne, Sens und Montereau, wo er den Rückzug der Verbündeten dadurch deckte, daß er den fünfmal stärkern Feind einen ganzen Tag lange aufhielt, wobei ihn die unbedingte Ergebenheit seiner Soldaten kräftig unterstützte. Ebenso wichtige Dienste leistete er der Sache der Verbündeten in dem zweiten Feldzuge 1815 und, obgleich ihm derselbe wegen der Kürze seiner Dauer nicht erlaubte, sein Talent auf so vielfache Weise zu erproben, so zeichnete er sich dennoch bei jeder ihm dargebotenen Gelegenheit rühmlichst aus und machte sich besonders durch das Zurückdrängen des Generals Rapp nach Straßburg, trotz der bedeutenden Hindernisse, die sich ihm bei Schuffelweihersheim entgegenstellten, verdient. Durch den Tod seines Vaters am 30. Oktober 1816 zum Könige erhoben, nahm W. sogleich wesentliche Verbesserungen in der Regierung und Verwaltung des Landes vor, entfernte alle diejenigen Staatsdiener, die sich früher Unterschleife erlaubt hatten, stellte verjährte Mißbräuche ab, nahm harte und lästige Verordnungen der vorigen Regierung zurück, verminderte die Abgaben, beschränkte den Aufwand des Hofhaltes, steuerte während der Jahre des Mangels und des Mißwachses der dringendsten Noth durch Einkauf von Getreide, begünstigte die von seiner Gemahlin gestifteten Armenvereine und bewies sich allerseits thätig und fürsorgend. Den wichtigsten Schritt that er jedoch für das Land durch die Ertheilung einer Verfassungsurkunde 1817, deren unbedingte Annahme er zwar Anfangs verlangte, welche er jedoch später mannigfachen Verbesserungen und der Zustimmung der Stände unterwarf. So viele Schwierigkeiten dieser Verfassungsentwurf bei den letzteren auch fand, so daß er in der vorliegenden Gestalt von ihnen geradezu zurückgewiesen wurde, so wurde seine Härte doch in mehren wesentlichen Punkten durch des Königs eigenes Entgegenkommen gemildert, die Rechte des Volkes gegen Willkür und Anmaßung geschützt und in dieser Form endlich am 25. Sept. 1819 dem Könige zur Unterschrift vorgelegt, nachdem derselbe schon vorher in der Ständeversammlung unterzeichnet worden war. Ueber die Geschichte seiner Regierung s. d. A. Württemberg. — **König W. war dreimal vermählt; zuerst**

mit der königlichen Prinzessin Karoline Auguste von Bayern, von der er sich 1814 scheiden ließ und die nachher die vierte Gemahlin des Kaisers Franz von Oesterreich wurde; das zweite Mal 1816 mit der Großfürstin Katharina Paulowna von Rußland, Wittwe des Prinzen Peter von Oldenburg, die ihm zwei Töchter gebar: Marie, seit 1840 vermählt mit dem württembergischen Generalmajor, Grafen Alfred von Neipperg und Sophie, seit 1839 vermählt mit dem jetzigen König W. III. der Niederlande. Nachdem Königin Katharina 1819 gestorben war, vermählte W. sich zum dritten Male mit Pauline, der Tochter seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Württemberg. Aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder: Katharina, seit 1845 mit dem Prinzen Friedrich von Württemberg vermählt; der Kronprinz Karl Friedrich Alexander, geb. 1823, seit 1846 vermählt mit der Großfürstin Olga von Rußland und die Prinzessin Auguste. — König W.s 25jähriges Regierungs-Jubiläum wurde den 30. Oktober 1845, unter der herzlichsten Theilnahme aller Classen des Volkes, mit einer in der neuern Geschichte wirklich seltenen Pracht begangen.

Wilhelm. Regenten und fürstliche Personen aus verschiedenen Häusern. 1) W. I., Graf von Nassau, Prinz von Oranien, geb. 15. April 1533, Sohn Wilhelms des Aeltern von Nassau und der Gräfin Juliane von Stolberg, wurde von der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester Karls V., in der katholischen Religion erzogen und hielt sich längere Zeit am Hofe des Kaisers auf, der ihm das größte Vertrauen schenkte und die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Utrecht übertrug. Aber bei dessen Nachfolger, Philipp II., wurde W. verläumdet und in allen Functionen dem Cardinal Granvella in der Regierung der Niederlande untergeordnet. Der Versuch, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen, erregte allenthalben Unzufriedenheit und W., bei mehren Gelegenheiten von Cardinal Granvella beleidigt, schlug sich auf die Seite der Mißvergnügten, zu welchen auch die Grafen Egmont und Horn gehörten. W. bat die Statthalterin Margaretha, seine Entlassung als Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht anzunehmen. Diese wollte dieses nicht, verlangte aber von ihm einen neuen Eid der Treue und die Entfernung seines Bruders Ludwig, als eines Störers des Friedens. Beides schlug W. ab. Zugleich bat er mit dem Grafen Egmont den König, den Niederländern die Religionsduldung zu bewilligen. Die Vorstellung von 1566 unterstützten 300 Edelleute und der Graf Ludwig von Nassau, welche keine Inquisition oder neue Bischöfe einzuführen baten; allein die Bittenden fanden kein Gehör. In Dendermonde berieth man, ob man sich mit den Waffen dem Einrücken der Spanier widersetzen wolle und bis auf den Grafen Egmont fanden die Meisten dieß nöthig. Letzterer vertraute der Gnade des Königs, W. aber begab sich nun, bis auf einen in Löwen studirenden Sohn, mit seiner Familie nach Dillenburg. Den 5. Januar 1568 wurden die Grafen Egmont und Horn und andere Edle hingerichtet. W. stellte sich auf ergangene Einladung nicht, worauf seine Güter confiscirt und er in die Acht erklärt wurde; seinen Sohn sandte Alba als Geißel von Löwen nach Spanien. Nun erst ergriff W. die Waffen und ging zum Protestantismus über. Durch mehre deutsche Fürsten unterstützt, drang er mit 24,000 Deutschen und 4000 Franzosen in Brabant ein, schlug einen Theil des spanischen Heeres u. nöthigte den Herzog von Alba, sich in die Festungen zurückzuziehen. Eben dieses aber, so wie, daß er bei den Niederländern keine Unterstützung fand, zwang ihn, sein Heer zu entlassen, worauf er mit 1200 Reitern zum Herzog von Zweibrücken sich begab und Theil an dessen Zuge gegen die Guisen in Frankreich nahm. — Nach dem unglücklichen Ende dieses Krieges kehrte W. nach Deutschland zurück, rüstete auf den Rath des Admirals Coligny einige Caper gegen die Spanier aus, bemächtigte sich 1572 der Stadt u. des Hafens Briel auf der Insel Voorn und eroberte auch Vliessingen. 1573 war die Flotte schon 150 Segel stark und blieb stets den Spaniern überlegen, führte auch zu Colonialeroberungen. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland für die Dauer des Krieges die Sou-

veränität und es folgten Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel diesem Beispiele. Die Uebertragung wurde 1581 erneuert; 1582 kam die Uebertragung der Macht der Grafen von Holland und der Besitz der gräflichen Domainen hinzu. Zu Lande waren die Spanier oft Sieger, wie am 14. April 1574 auf der Mooker Heide wegen Insubordination der schlecht bezahlten Söldner. Dagegen vereinigten sich 1576, wegen Alba's Grausamkeit, alle Stände der niederländischen Provinzen, bis auf Luxemburg, die spanischen Soldaten zu vertreiben, und als Juan d'Austria, Philipp's natürlicher Bruder, 1577 das bewilligte Friedensedikt verletzte, riefen die Stände der südlichen Niederlande den Prinzen von Oranien zu Hülfe; aber nach der Schlacht von Gemblours, den 15. Jan. 1578, gewannen die Spanier in den eifrig katholischen südlichen Niederlanden abermals die Oberhand. Nun schlossen die sieben nördlichen Provinzen den 23. Jan. 1579 die Union zu Utrecht und gründeten die Republik der vereinigten Niederlande. Als die Unterhandlungen zum Frieden in Köln fehlschlugen, trugen die Stände 1580, auf den Vorschlag des Prinzen, dem Herzog Franz von Anjou, Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, die Oberherrschaft an und am 26. Januar 1581 kündigten sie dem Könige von Spanien den Gehorsam völlig auf. Der Herzog von Anjou wurde 1582 zum Herzog von Brabant ausgerufen und der Prinz von Oranien setzte ihm den Herzogshut auf und nahm ihm den Eid ab, capitulationsmäßig regieren zu wollen. Doch eilte der Herzog, zur vollen Souveränität zu gelangen u. als dieses mißlang, kehrte er nach Frankreich zurück. Philipp II. von Spanien setzte 250,000 Thlr. auf den Kopf W.s und diese Summe sowohl, als der Fanatismus, führten mehre Mordversuche gegen den Prinzen herbei, die zum Theil entdeckt wurden, theils mißlangen, wie der Mordversuch eines Spaniers, Namens Jaureguy, der eine Pistole nach ihm abschoß, so daß die Kugel unter dem rechten Ohr hinein und zum linken Backen wieder herausfuhr. Zu Delft aber fiel er unter der Hand eines Burgunders, Namens Balthasar Gerhard, der ihn am 10. Juli 1584 erschoß. — 2) W. I., Kurfürst von Hessen, geb. zu Kassel 1743, lebte während des siebenjährigen Krieges am dänischen Hofe, wo er sich 1764 mit der Prinzessin Wilhelmine vermählte u. im gleichen Jahre die Regierung der Grafschaft Hanau, nach dem Tode seines Vaters, 1785, die der sämmtlichen Länder antrat. Den Versuch, Schaumburg-Lippe dem unmündigen Grafen, weil seine Großmutter nicht ebenbürtig gewesen sei, zu entreißen, mußte er mit Ersatz aller Kosten büßen; dafür erhielt er, der seit 1792 mit den Preußen gegen Frankreich gestritten, 1803 die Kurwürde und für einen kleinen Besitz auf dem linken Rheinufer die Reichsstadt Gelnhausen und andere Gebiete. Nach der Schlacht bei Jena vor den Franzosen, denen seine Rüstungen bedenklich erschienen, flüchtig, kehrte er erst 1813 zurück, stellte die alten Verhältnisse wieder her und starb 1821. Man kennt seine ungemeine Thätigkeit, strenge Rechtspflege und Sorge für Kirche und Schule an, aber man rügt seine Härte, seinen Geiz, die Gewissenlosigkeit, womit er seine Unterthanen des feilen Geldes willen an England verkaufte, die Verschleuderung großer Summen durch Bauten, seine Vorliebe für das Soldatenwesen, welches schwer auf seinem Volke lastete. — 3) W. II., Kurfürst von Hessen, Sohn des Vorigen, geb. den 25. Juli 1777, vermählte sich 1797 mit der preußischen Prinzessin Auguste, führte 1814 den Oberbefehl über die Hessen und folgte seinem Vater 1821. Sein ärgerliches Verhältniß zur Gräfin v. Reichenbach, der nachherigen Gräfin v. Lessonitz, verscheuchte die Kurfürstin 1826 von seinem Hofe, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm nach Berlin. Mit dem letztern söhnte er sich 1830 aus und übertrug ihm, als er sich bei den Unruhen, die in Folge der Rückkehr der Gräfin Lessonitz entstanden, in's Ausland zog, die Regentschaft. Nach dem Tode der Kurfürstin (1841) erhob er die Gräfin Lessonitz zu seiner Gemahlin und vermählte sich, als diese 1843 starb, mit Karoline, Baronin von Bergen, geborene von Berlepsch, geb. 1820. Er starb den 20. November 1847. — 4) W., August Ludwig Maximilian Friedrich, regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, geb. 1806, zweiter

Sohn des bei Quatrebas gefallenen Herzogs Friedrich W., diente seit 1823 im preußischen Heere, ward 1826 durch fürstbrüderlichen Vergleich Besitzer des Herzogthums Oels in Schlesien; übernahm die, Anfangs mit Vollmacht seines durch den Aufstand vertriebenen Bruders, nachher mit Zustimmung seines Oheims, des Königs W. II. von England und auf Ersuchen des deutschen Bundes provisorisch geführte Landesregierung definitiv am 25. April 1831, in Folge der von den Agnaten des Herzogs Karl getroffenen Uebereinkunft. Ueber seine Regierung siehe den Artikel Braunschweig. — 5) W., königlicher Prinz von Preußen, Oheim des gegenwärtig regierenden Königs, geboren zu Berlin 1783, trat 1799 in das erste Gardebataillon ein, 1801 in die Garde du Corps. 1806 commandirte er in der Schlacht bei Auerstädt als Obristlieutenant eine Cavaleriebrigade und war nach dem Tilsiter Frieden für die Reorganisirung des Staats lebhaft thätig. In dem Befreiungskriege commandirte er in der Schlacht bei Lützen die Reservecavalerie und zeichnete sich in der Schlacht bei Leipzig, sowie in verschiedenen Affairen auf französischem Boden, vortheilhaft aus. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er die Cavalerie des 4. Armeecorps, betrieb die nächtliche Verfolgung und rückte mit der Avantgarde in Paris ein. Später lebte er abwechselnd in Paris und auf seinem Schlosse Fischbach in Schlesien; 1830 wurde er zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen und 1834 zum Gouverneur von Mainz ernannt. Seit dem, 1846 erfolgten, Tode seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg, mit der er sich 1804 vermählt hatte, lebt er meist zurückgezogen. — 6) W., Prinz von Preußen, zweiter Sohn des verstorbenen Königs Friedrich W. III. und, da der gegenwärtige König Friedrich W. kinderlos ist, präsumtiver Thronerbe, geb. 1797, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung, trat früh in Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1813 und 14 bei und ist jetzt General der Infanterie und Commandeur des Gardecorps, sowie in seiner Eigenschaft als Thronfolger Statthalter von Pommern; auch bekleidet er die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Freimaurerlogen in Preußen. Er hat eine besondere Vorliebe für das Militär; wie sehr jedoch auch die Angelegenheiten der Verwaltung, Justiz und Politik seine Theilnahme in Anspruch nehmen, hat er namentlich bei dem ersten preußischen Landtage durch mehre, die klarste Einsicht und wohlwollendste Gesinnung bewährende, Reden bewiesen. Gegenwärtig ist er Befehlshaber der in der Pfalz und Baden stehenden preußischen Truppenmacht. 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Louise Auguste von Sachsen-Weimar, die ihm zwei Kinder, den Prinzen Friedrich W. und die Prinzessin Auguste, gebar. — 7) W., Ludwig August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, zweiter Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin von Hochberg, geboren 1792, trat früh in Militärdienste und begleitete 1809 den Marschall Massena als Offizier seines Generalstabes auf dem Feldzuge in Oesterreich. Nach dem Frieden von Wien wurde er Generalmajor und befehligte 1812 mit Auszeichnung die badische Brigade beim 9. Armeecorps (Marschall Victor) und wurde bei seiner Rückkehr Generallieutenant. Während des Feldzugs von 1813 befehligte er wieder das badische Contingent und commandirte während der Leipziger Schlacht in Leipzig selbst, wo er am 19. Oktober sich den Alliirten ergab. 1814 leitete W. die Blokaden von Straßburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch ꝛc. und auf dem Wiener Congreß die Angelegenheiten Badens. 1815 befehligte er vor Schlettstadt und Neu-Breisach, dann vor Hüningen und, als 1818 die Interessen des badischen Hauses gefährdet wurden, reiste er zweimal nach Petersburg u. wußte den Kaiser Alexander so für Baden zu gewinnen. Dann lebte er als General der Infanterie u. Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, von den Geschäften zurückgezogen. Seit 1830 ist er mit Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, vermählt.

Wilhelmsbad, eine halbe Stunde von Hanau, mit schönen Parkanlagen, ist mehr durch diese und als Unterhaltungsplatz der Frankfurter und Hanauer be-

kannt, als durch seine ziemlich indifferente Heilquelle. Letztere wurde 1769 entdeckt und erhielt 1779 von dem Erbprinzen, spätern Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, der den Park anlegte und die Gebäude aufführen ließ, den Namen. E. Buchner.

Wilhelmshöhe, kurfürstlich hessisches Lustschloß, eine Stunde westlich von Kassel, von wo aus eine Lindenallee hinführt, ist an der Stelle des Schlosses Weißenstein (früher Kloster) zuerst vom Landgrafen Karl als Karlsstein, 1788—98 vom Landgrafen Wilhelm IX. als W. erbaut. Der Park dabei begreift den größten Theil des Karlsberges u. hat einen Umfang von mehr als zwei Stunden. Merkwürdig sind: das große Bassin (1330 F. im Umfang) mit Hauptfontaine (fast 200 F. hoch, 12 Z. stark), gespeist von dem Aquädukt, über welchen die oberen Kaskaden 100 F. herab gegen den Felsen stürzen. Am Fuße derselben ist die Grotte Neptun's; dabei das Riesenbassin, genannt von dem Riesen Enkelados, der dort unter der Erde liegend vorgestellt ist und aus dessen Munde eine Fontaine 55 Fuß hoch steigt, mit vielen Kaskaden. Das Hauptgebäude auf dem Gipfel des Berges ist das Oktogon; auf ihm erhebt sich, auf einer von Säulen getragenen Plateform, eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen, mit 5 über einander stehenden Kreuzgewölben, auf welcher endlich die kolossale Statue des Herkules (der große Christoph genannt) aufgestellt ist; sie ist, ohne ein 11 Fuß hohes Piedestal, 31 Fuß hoch aus Kupfer (von Küper 1717) verfertigt; man kann durch das Piedestal auf Leitern bis in die 9 Fuß im Durchmesser habende Keule des Herkules steigen. Dieses Oktogon baute der italienische Baumeister Guernieri. Sonst sind im Parke noch merkwürdig: die elysäischen Felder, mehre Tempel, das Grab des Virgilius, nach dem neapolitanischen Monumente gefertigt; die, auch von Wilhelm IX. erbaute Löwenburg, eine nachgeahmte Ritterburg, mit Rüstkammer u. Kapelle, in welcher der Erbauer beigesetzt ist; die Teufelsbrücke, der Steinhofer'sche Wasserfall, dabei auch das im chinesischen Styl gebaute Dörfchen Mu-lang, mit einer Pagode; das Lusthaus Montcheri, mit Schweizerei. Jetzt sind die großen Kaskaden nicht mehr im Gange, das ganze Werk ist in's Stocken gerathen und das Oktogon sehr baufällig, doch ist eine Reparatur beschlossen.

Wilhering, ansehnliche Cisterzienserabtei in Oberösterreich, am rechten Ufer der Donau, eine Stunde oberhalb Linz. Die Stiftsgebäude und der Garten sind neuerlich bedeutend verschönert worden. In der Kirche einige Altarblätter und Fresken von den beiden Altomonte, die Grabmonumente der Stifter, herrliches Geläute. — Das Kloster wurde um das J. 1140 von einem edelfreien Geschlecht des Namens von Wilhering auf seiner Stammburg gestiftet und erhielt die ersten Mönche aus der Abtei Rain in Steyermark, während es seinerseits später die Cisterzienserklöster Hohenfurt in Böhmen, Fürstenzell in Bayern, Engelszell und Säusenstein in Oesterreich mit Konventualen bevölkerte. — Jodok Stülz: Geschichte des Cisterzienserklosters W., Linz 1840. mD.

Wilken, Friedrich, Professor der Geschichte und Oberbibliothekar in Berlin, geboren den 23. Mai 1777 zu Ratzeburg im Lauenburg'schen von mittellosen Eltern. Sein Vater war Kanzellist bei der Regierung und hatte viele Kinder zu ernähren. Auf der Domschule seiner Vaterstadt gut vorbereitet, bezog der talentvolle Jüngling 1795 die Universität Göttingen, durch gräflich Kielmannsegg'sche Stipendien unterstützt. Neben seinen theologischen Fachstudien zog ihn entschiedene Neigung zu historischen Forschungen und orientalischen Sprachen. Heyne, Eichhorn, Schlözer, Spittler waren seine Lehrer; Luden, Schlosser, von Meusebach seine wetteifernden Mitschüler. Zwei Jahre Mitglied des philosophischen Seminars, löste er 1799 eine von der Göttinger Universität gestellte Preisaufgabe, welche gekrönt wurde und unter dem Titel: Commentatio de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia auch im Drucke erschien. Auf einer unternommenen gelehrten Reise fand er, in Folge dieser aus wenig durchforschten Quellen vortrefflichen Abhandlung, die ehrenvollste Aufnahme in Gotha bei Schlichtegroll, in Erfurt bei Bellermann, in Weimar bei Böttiger und besonders in Jena bei Her-

Sohn des bei Quatrebas gefallenen Herzogs Friedrich W., diente seit 1823 im preußischen Heere, ward 1826 durch fürstbrüderlichen Vergleich Besitzer des Herzogthums Oels in Schlesien; übernahm die, Anfangs mit Vollmacht seines durch den Aufstand vertriebenen Bruders, nachher mit Zustimmung seines Oheims, des Königs W. II. von England und auf Ersuchen des deutschen Bundes provisorisch geführte Landesregierung definitiv am 25. April 1831, in Folge der von den Agnaten des Herzogs Karl getroffenen Uebereinkunft. Ueber seine Regierung siehe den Artikel Braunschweig. — 5) W., königlicher Prinz von Preußen, Oheim des gegenwärtig regierenden Königs, geboren zu Berlin 1783, trat 1799 in das erste Gardebataillon ein, 1801 in die Garde du Corps. 1806 commandirte er in der Schlacht bei Auerstädt als Obristlieutenant eine Cavaleriebrigade und war nach dem Tilsiter Frieden für die Reorganisirung des Staats lebhaft thätig. In dem Befreiungskriege commandirte er in der Schlacht bei Lützen die Reservecavalerie und zeichnete sich in der Schlacht bei Leipzig, sowie in verschiedenen Affairen auf französischem Boden, vortheilhaft aus. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er die Cavalerie des 4. Armeecorps, betrieb die nächtliche Verfolgung und rückte mit der Avantgarde in Paris ein. Später lebte er abwechselnd in Paris und auf seinem Schlosse Fischbach in Schlesien; 1830 wurde er zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen und 1834 zum Gouverneur von Mainz ernannt. Seit dem, 1846 erfolgten, Tode seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg, mit der er sich 1804 vermählt hatte, lebt er meist zurückgezogen. — 6) W., Prinz von Preußen, zweiter Sohn des verstorbenen Königs Friedrich W. III. und, da der gegenwärtige König Friedrich W. kinderlos ist, präsumtiver Thronerbe, geb. 1797, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung, trat früh in Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1813 und 14 bei und ist jetzt General der Infanterie und Commandeur des Gardecorps, sowie in seiner Eigenschaft als Thronfolger Statthalter von Pommern; auch bekleidet er die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Freimaurerlogen in Preußen. Er hat eine besondere Vorliebe für das Militär; wie sehr jedoch auch die Angelegenheiten der Verwaltung, Justiz und Politik seine Theilnahme in Anspruch nehmen, hat er namentlich bei dem ersten preußischen Landtage durch mehre, die klarste Einsicht und wohlwollendste Gesinnung bewährende, Reden bewiesen. Gegenwärtig ist er Befehlshaber der in der Pfalz und Baden stehenden preußischen Truppenmacht. 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Louise Auguste von Sachsen-Weimar, die ihm zwei Kinder, den Prinzen Friedrich W. und die Prinzessin Auguste, gebar. — 7) W., Ludwig August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, zweiter Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin von Hochberg, geboren 1792, trat früh in Militärdienste und begleitete 1809 den Marschall Massena als Offizier seines Generalstabes auf dem Feldzuge in Oesterreich. Nach dem Frieden von Wien wurde er Generalmajor und befehligte 1812 mit Auszeichnung die badische Brigade beim 9. Armeecorps (Marschall Victor) und wurde bei seiner Rückkehr Generallieutenant. Während des Feldzugs von 1813 befehligte er wieder das badische Contingent und commandirte während der Leipziger Schlacht in Leipzig selbst, wo er am 19. Oktober sich den Alliirten ergab. 1814 leitete W. die Blokaden von Straßburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch rc. und auf dem Wiener Congreß die Angelegenheiten Badens. 1815 befehligte er vor Schlettstadt und Neu-Breisach, dann vor Hüningen und, als 1818 die Interessen des badischen Hauses gefährdet wurden, reiste er zweimal nach Petersburg u. wußte den Kaiser Alexander so für Baden zu gewinnen. Dann lebte er als General der Infanterie u. Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, von den Geschäften zurückgezogen. Seit 1830 ist er mit Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, vermählt.

Wilhelmsbad, eine halbe Stunde von Hanau, mit schönen Parkanlagen, ist mehr durch diese und als Unterhaltungsplatz der Frankfurter und Hanauer Be-

die Gerichte aussprachen und er die Regierung durch gerichtliche Verfolgungen büßen ließ. Beim Wiederabdrucke der anstößigen Nummer ging die Regierung gesetzmäßiger zu Werke und W. flüchtete nach Frankreich. Er ward deßhalb aus dem Parlamente gestoßen, bald darauf wegen eines obscönen Gedichts geächtet. Unter einem neuen Ministerium erlangte er zwar den Widerruf der Aechtung, ward aber zu Gefängniß auf 21 Monate verurtheilt und, als er in Folge der dadurch entstandenen Unruhen ein Pamphlet schrieb, abermals aus dem Parlament gestoßen. Dafür ward er Aldermann und, noch populärer geworden durch seinen Widerstand gegen eine illegale Maßregel des Parlaments, 1772 Sheriff, 1774 Mayor. In demselben Jahre saß er wieder im Parlament, sprach gegen die Maßregeln, welche zum Kriege mit Amerika führten und erhielt 1779 die einträgliche Stelle eines Kämmerers in London, 1782 die Tilgung der Parlamentsbeschlüsse gegen ihn. Er starb 1797, fast vergessen, dennoch hat er der constitutionellen Sache Englands gute Dienste geleistet. Briefe an seine Tochter erschienen, 4 Bde. 1804; andere, 5 Bde., 1805.

Wilkie, David, geboren 1785 zu Cults in Schottland, englischer Genremaler, kam 1805 nach London, wo er bald die Gunst des Publikums und Klarheit über seinen Beruf gewann. Seit 1811 war er Mitglied der Akademie u. schottischer Hofmaler, seit 1830 an Lawrence's Stelle erster Hofmaler des Königs. 1825 reiste er nach Rom und lernte hier die Meisterwerke der spanischen Schule kennen, die ihn zu einer Reise nach Spanien bewogen. Dort malte er mehre Scenen aus dem Kriege 1808—14. Seine Bilder zeichnen sich durch Lebendigkeit der Darstellung, Geist u. Witz aus. Die ersten, durch die er Ruf gewann, sind „die Kannegießer“ u. „der Dorfmusikant“, 1806 u. 1807; „das Dorffest“, 1811 u. a. m. Ein ganz ausgezeichnetes Gemälde von ihm, die Testamentseröffnung, befindet sich in der Galerie zu München. In der Galerie des Herzogs von Wellington ist von ihm die Nachricht des Sieges von Waterloo. Zuletzt machte er eine Reise nach dem Orient, um dort Ansichten zu zeichnen und starb auf der Rückkehr auf einem Schiffe 1841; zu London ist ihm beim Eintritte in die Nationalgalerie eine Marmorstatue errichtet.

Wilkins, Sir Charles, geboren 1750 in Somersetshire, trat 1770 in Bengalen in Civildienste der ostindischen Compagnie. Er studirte, unter den Europäern zuerst, Sanskrit und eignete sich diese Sprache vorzüglich an. Er übersetzte das Bhagavad Gita in's Englische, welches die Compagnie 1785 auf ihre Kosten drucken und vertheilen ließ; es machte ungeheueres Aufsehen in der gelehrten Welt. Er schnitt und goß eigenhändig bengalische und persische Schriften, womit nun Grammatiken, Briefe u. dgl. gedruckt wurden. Warren Hastings war sein Freund u. Beschützer. 1786 kehrte er nach Europa zurück, wohnte in Bath und gab hier seine Uebersetzung der Hitopatesas heraus; 1800 wurde er Bibliothekar der Manuscriptensammlung, die durch die Eroberung von Seringapatam in britische Hände gekommen war; 1808 gab er eine Sanskritgrammatik für das ostindische Collegium in Haileybury heraus, dann Richardson's persisches u. arabisches Wörterbuch in einer neuen vermehrten Auflage, trat auch seine bereits begonnene Uebersetzung der Gesetze des Menes an W. Jones ab, welche dieser vollendete. Er starb 1835.

Wille ist die Fähigkeit des Menschen, sich für oder gegen Etwas zu bestimmen. Kant definirt den W.n als das Vermögen, sich Zwecke zu setzen u. für die Erreichung derselben thätig zu seyn. Hieraus erhellt, daß der W. im engesten Zusammenhange mit der Ueberlegung steht und daß der höhere oder geringere Grad der Ausbildung des Erkenntnißvermögens, hauptsächlich in sittlicher Hinsicht, auf den W.n von entschiedenem Einfluß ist. Der W. ist eine durchaus innere, geistige Thätigkeit, demnach an und für sich schrankenlos. Weil aber eben ein vernünftiges Wollen nicht ohne Ueberlegung gedacht werden kann, so wird der W. nur auf solche Gegenstände sich richten, deren Erlangung nicht absolut *unmöglich*, nicht ausserhalb des Gebietes der menschlichen Kräfte liegt. Je

schärfer aber die Erkenntniß wird, je deutlicher und überzeugender die sittlichen Ideen sich ausprägen, desto weniger läuft der W. Gefahr, auch in relative Unmöglichkeiten sich zu verirren; desto reiner, vollkommener gestaltet sich derselbe u. um so leichter beherrscht er die oft zum Gegentheile ziehenden natürlichen Triebe.

Wille, Joh. Georg, in technischer Hinsicht einer der vollendetsten u. größten Kupferstecher, geboren 1717 auf einer Mühle bei Gießen, lernte als Büchsenmacher und dann als Uhrmacher, ging 1736 mit G. F. Schmidt nach Paris u. widmete sich nun ganz der Kupferstecherkunst. Seine Arbeiten wurden bald geschätzt und er unternahm, von Rigaud aufgemuntert, den Stich größerer Blätter, namentlich nach niederländischen Genrebildern von Mieris, Dow, Netscher, Terburg, die er in bewunderungswürdiger Schönheit wiederzugeben wußte und erwarb hiedurch, sowie durch Porträts, sich hohen Ruhm und ansehnliches Vermögen, das er jedoch in der Revolution wieder verlor. Er starb als Ritter der Ehrenlegion und Mitglied des Instituts der Wissenschaften und Künste 1806 zu Paris. Seine vorzüglichsten Schüler waren Joh. Gotth. von Müller und Schmuzer.

Willems, Johann Franz, der Vater der neuern flämischen Literatur, ward am 11. März 1793 zu Bouchoute bei Antwerpen geboren. Nachdem er in Lier seine Vorbereitungsstudien vollendet, ging er nach Antwerpen, wo er lange als Notarschreiber arbeitete, nebstbei aber in der Dichtkunst sich auszubilden strebte. Sein Eifer blieb nicht unbelohnt, denn als im Jahre 1812 die uralte Gesellschaft der „Fonteinisten" in Gent einen Preiskampf in der Dichtkunst ausschrieb, war es der neunzehnjährige W., welcher durch ein Gedicht in flämischer Sprache den Lorbeer davontrug. Sechs Jahre darauf finden wir ihn bereits an der Spitze der literarischen Bestrebungen seiner Landsleute und als Verfasser einer gründlichen Abhandlung über die niederländische Sprache und Literatur. Bald verbesserte sich auch die äußere Lage W.s, denn seine Verdienste anerkennend hatte man ihn zum Archivar der Stadt Antwerpen ernannt und später wurde er auch einer der Direktoren der Akademie der bildenden Künste. Er ließ nun bis 1828 eine Reihe von Schriften erscheinen, welche die vaterländische Sprache, Kunst u. Geschichte zum Gegenstande hatten und zeigte sich in allen diesen Abhandlungen als ächten treuen Niederdeutschen. Tief und schmerzlich empfand er die harten Worte, welche die damalige Opposition gegen das Flämische äußerte; die Ungerechtigkeit derselben drückte ihn schwer, er erhob sich und ließ zwei Sendschreiben an den Baron v. Staffart und an van de Weyer ergehen. Die Argumente, die sie enthielten, waren zu schlagend, der Styl zu scharf und beißend, als daß man es ihm so bald hätte verzeihen können, diese Briefe geschrieben zu haben. Kaum war daher im Jahre 1830 die Opposition an's Ruder gekommen, so sah sich W. seiner Stellung in Antwerpen entsetzt und nach der kleinen Stadt Eccloo verbannt. Der Muth unsers Mannes war dadurch nicht gebrochen und er benützte seine jetzige Muße, um sich ganz und gar der alten flämischen Literatur zu widmen. Er übersetzte den Reineke Fuchs in das heutige Flämische und begleitete das Buch mit einem begeisterten Aufrufe an seine Landsleute, welcher das Signal der flämischen Bewegung war, die nun begann und seitdem mit mächtigen Schritten ihren Weg verfolgt. Auf Verwenden seiner Freunde wurde W. 1835 als Steuereinnehmer nach Gent versetzt und fast gleichzeitig erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede der Brüsseler Akademie. Das nächste Jahr begründete er sein „Belgisches Museum" und gab die Reimchronik des Jan van Heelu über die Schlacht von Wöringen heraus. Drei Jahre später ließ er die „Brabandsche Yeesten" oder die Reimchronik Brabants von Jan de Klerk erscheinen. Seine letzte Arbeit war eine Sammlung alter flämischer Lieder. 1846, mitten in seinem Kampfe für Erhebung des flamländischen Geistes dem französischen gegenüber, raffte ihn plötzlich ein Schlagfluß dahin. mD.

Willibrord, der Heilige, erster Bischof von Utrecht, wurde 658 in dem Königreiche Northumberland geboren u. hatte noch nicht sein siebentes Jahr erreicht, als er in dem Kloster Rippon dem heiligen Wilfried, Stifter desselben,

übergeben wurde, um unter dessen Leitung in allem Guten heranzuwachsen. Sein Vater Wilgis führte in der Welt einen gottseligen Wandel, den er später in einem Kloster und dann in gänzlicher Abgeschiedenheit noch vervollkommnete. W., frühzeitig gewöhnt, das Joch des Herrn zu tragen, fand es in der Folge immer süß und leicht und, um die Früchte seiner Erziehung desto besser zu bewahren, ließ er sich als Jüngling unter die fromme Gemeinde im Kloster Rippon aufnehmen. Seine Fortschritte in der Tugend u. in den Wissenschaften waren gleich ausgezeichnet. In seinem zwanzigsten Jahre erhielt er die Erlaubniß, nach Irland zu gehen, wo er sich noch mehr auf dem Wege der Gottseligkeit zu vervollkommnen hoffte. In innigster Verbindung mit dem heiligen Egbert und dem gottseligen Wigbert, verlebte er zwölf Jahre in diesem Lande. Seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit ungeachtet, übertraf er dennoch seine Gefährten an glühendem Eifer in treuer Pflichterfüllung. Der heilige Egbert hegte schon seit längerer Zeit den Wunsch, den Heiden und besonders den abgöttischen Friesen das Evangelium zu predigen; allein man bewog ihn, diesem Vorhaben zu entsagen und die zwischen Irland und Schottland liegenden Inseln zu seinem Wirkungskreise zu wählen. Es gelang ihm, daselbst die Osterfeier zu berichtigen und die Gottseligkeit neu zu beleben. — Während Egbert so zur Verherrlichung Gottes auf den Inseln arbeitete, verkündigte Wigbert das Evangelium in Friesland. Doch kehrte er nach zweijährigen, beinahe erfolglosen, Anstrengungen wieder zurück. Egbert und denen sonst dieses große Bekehrungswerk am Herzen lag, verloren indessen den Muth nicht; sie fleheten vielmehr mit neuer Andachtsgluth zu Gott, um die Bekehrung so vieler in der Finsterniß dem Verderben preisgegebenen Seelen. W., soeben zum Priester geweiht und 30 Jahre alt, äusserte ein großes Verlangen, nach Friesland zu schiffen und begehrte hiezu die Erlaubniß von seinen Oberen. Egbert, seines Freundes Gottseligkeit, Eifer und Fähigkeit kennend, willigte freudevoll in dessen Begehren. Der hl. Swidbert und zehn andere englische Ordensmänner schlossen sich dem heiligen W. an. — Der heilige Eligius, Bischof von Noyon und der heilige Wilfried hatten einige Zeit vorher in einem Theile Frieslands den Namen Jesu geprediget; allein diese ersten Versuche brachten wenige Früchte hervor, so, daß der wahre Gott beinahe noch gänzlich unbekannt unter den Friesen war, als der heil. W. 690 und 691 unter ihnen als Lehrer auftrat. Unsere Glaubensboten, zwölf an der Zahl, begaben sich nach ihrer Landung nach Utrecht, wo sie von Pipin dem Dicken, Hausmajor des fränkischen Reiches, huldvoll aufgenommen wurden. W. glaubte aber, zuerst eine Reise nach Rom machen zu müssen, um, mit dem apostolischen Segen und einer geeigneten Vollmacht ausgerüstet, den heidnischen Völkern das Evangelium predigen zu können. Der Statthalter Christi, dessen Eifer und Heiligkeit kennend, ertheilte ihm umfassende Vollmachten und gab ihm Reliquien mit zur Einweihung allenfalls zu erbauender Kirchen. — Nach seiner Rückkehr von Rom verkündigten W. und die anderen Glaubensboten mit dem glücklichsten Erfolge das Evangelium in dem von den Franken eroberten Theile Frieslands. In einem Zeitraume von sechs Jahren war die Zahl der Christen so beträchtlich, daß Pipin, mit Zustimmung der anderen Bischöfe, den heil. W. mit Empfehlungsschreiben nach Rom sandte und den Papst dringend bat, ihn zur bischöflichen Würde zu erheben. Umsonst suchte der Heilige, einem andern dieses Amt zuzuwenden; man nahm auf seine Vorstellung keine Rücksicht. Der Papst empfing ihn sehr ehrenvoll, änderte seinen Namen in Clemens um und weihte ihn in der St. Peterskirche zum Erzbischofe der Friesen. Er ertheilte ihm auch das Pallium, mit der Vollmacht, seinen bischöflichen Sitz an dem ihm tauglichst scheinenden Orte des Landes zu errichten. Der Heilige kam, nach 40tägigem Aufenthalte in Rom, wieder nach Friesland zurück, wählte Utrecht zu seinem bischöflichen Sitze, erbaute daselbst die Kirche des Erlösers und bestimmte sie zu seiner Kathedrale. Eben so stellte er die zum heiligen Martin wieder her, welche beinahe gänzlich von den Heiden zerstört worden war u. diese Kirche

wurde in der Folge zur erzbischöflichen erhoben. — Die bischöfliche Salbung schien dem Eifer W.s höhere Kraft und Thätigkeit verliehen zu haben. Zwei Jahre nach seiner Weihe ward er durch die Freigebigkeit Pipin's und der gottseligen Aebtissin Irmina in den Stand gesetzt, die Abtei Echternach (s. d.) in dem Bisthume Trier zu stiften, welcher er bis zu seinem Tode vorstand. Pipin von Heristal hegte gegen Frieslands Apostel eine große Verehrung. Vor seinem Tode entließ er seine Beischläferin Alpais, mit der er Karl Martel erzeugt hatte und versöhnte sich mit seiner Gemahlin Plektrudis. In seinem Testamente, das er mit dieser unterzeichnete, empfahl er dem heiligen W. seine Neffen, ohne von seinem natürlichen Sohne, Karl Martel, Erwähnung zu thun. Zu gleicher Zeit bestimmte er eine ansehnliche Schenkung zur Ehre Gottes. Karl Martel, nachheriger Hausmeier, machte ebenfalls mehre Schenkungen an verschiedene, von dem heiligen Erzbischofe gestiftete Kirchen. Bei allen Einrichtungen und Anstalten, die W., durch diese Freigebigkeiten unterstützt, treffen konnte, bezweckte er nichts Anderes, als, das Werk des Herrn zu befestigen und für die Zukunft zu sichern. — Nicht zufrieden, daß er den Glauben in dem durch die Franken eroberten Theile Frieslands verbreitet hatte, drang er auch in die dem Könige Radbot unterworfenen Länder. Dieser blieb zwar immer hartnäckig dem Heidenthume zugethan, doch wehrte er dem Heiligen nicht, seine Unterthanen zu unterrichten; zuweilen kam er sogar selbst, ihn zu hören. Der heilige Glaubensbote zog auf seiner apostolischen Reise auch nach Dänemark; allein Ongent, der Fürst dieses Landes, war ein böser und grausamer Mann und sein einflußreiches Beispiel setzte der Bekehrung seiner Untergebenen ein beinahe unbesiegbares Hinderniß entgegen. Der Heilige begnügte sich daher, 30 Kinder des Landes zu kaufen, die er nach ertheiltem Unterrichte taufte und mit sich nahm. — Auf seiner Rückkehr ward er von einem Sturme auf die Insel Fositeland, jetzt Ameland, an der nordischen Küste von Friesland, verschlagen. Bei den Dänen und Friesen stand diese Insel in besonderer Verehrung, denn sie war ihrem Fosit geweiht. Sie würden Jeden für einen Bösewicht und Gottesschänder gehalten haben, der es gewagt hätte, eines der da lebenden Thiere zu tödten, von den Erzeugnissen des Bodens zu essen, oder zu reden beim Wasserschöpfen aus einer dort befindlichen Quelle. Der Heilige, über diese Verblendung tief betrübt, wollte die Abgötterer von einem so rohen Aberglauben zur bessern Erkenntniß führen. Er ließ demnach einige Thiere tödten, die er mit seinen Gefährten speiste und taufte drei Kinder in der Quelle, unter lautem Hersagen der von der Kirche vorgeschriebenen Worte. Die Heiden erwarteten, er werde dieß mit dem Tode büssen müssen; allein, da sie sahen, daß ihm nichts Leides geschah, wußten sie nicht, ob sie es der Geduld, oder der Unmacht ihrer Götter zuschreiben sollten. Radbot gerieth in Wuth, als er den Vorfall vernahm. Er befahl, drei Tage nach einander und jeden Tag dreimal zu losen, in der Absicht, den von dem Loose Bezeichneten tödten zu lassen. Gott aber fügte es so, daß niemals das Loos auf W. fiel; doch wurde einer seiner Gefährten dem Aberglauben geopfert und starb als Martyrer Christi. Von Fositeland aus begab sich der Heilige auf eine der vorzüglichsten, von Seeland abhängigen Inseln, Walcheren genannt, wo er viele Einwohner bekehrte und mehre Kirchen errichtete. Als im J. 719 der Friesenkönig Radbot mit Tod abging, wurde dem Evangelium der Eingang u. die Aufnahme in dessen Lande zur großen Freude des heiligen Erzbischofs gewährt. Im folgenden Jahre schloß sich Bonifazius dem heiligen Erzbischofe an und brachte drei Jahre bei ihm zu, bevor er seine Reise nach Deutschland antrat. W.s Aeusseres war, nach Alcuin, angenehm und würdevoll, wobei er sanft und allzeit aufgeheitert im Umgange, weise in Ertheilung seines Rathes, unermüdlich in den apostolischen Amtsverrichtungen sich erwies und zugleich bedacht war, seine Seele zu nähren und zu stärken durch das Gebet, den Psalmgesang und durch Wachen und Fasten. Der heilige Erzbischof und seine Gefährten zerstörten durch ihre Predigten, Thränen und Gebete den Götzendienst in

dem größten Theile von Seeland und Holland und in allen Orten der Niederlande, wohin der heilige Amand und der heilige Livin nicht gekommen waren. Die Friesen, bis dahin ein rohes Volk, nahmen nach u. nach mildere Sitten an u. wurden sowohl durch ihre Tugenden, als die unter ihnen aufblühenden Künste und Wissenschaften berühmt. Der heilige Wulfran, Erzbischof von Sens und andere evangelische Arbeiter, erstaunt über die so ausserordentliche Verbreitung des heiligen Glaubens, baten den heil. W., sie als Gehülfen seiner apostolischen Arbeiten aufzunehmen. Unser Heiliger wählte mit vieler Sorgfalt diejenigen aus, welche er zu den Weihen ließ; denn er befürchtete, unwürdige Diener des Altars möchten alles Gute wieder zerstören, das die göttliche Barmherzigkeit zum Heile der Seelen gewirkt hatte. Eben so sorgfältig prüfte er auch die Gesinnungen der Täuflinge, damit die hochheiligen Geheimnisse keiner Entweihung ausgesetzt würden. Und, um die Unwissenheit gänzlich zu verbannen und die Ausbreitung des Evangeliums durch Aufhellung der Geister und Milderung der Sitten zu erleichtern, errichtete er zu Utrecht Schulen, die sehr berühmt wurden. Da W. ein sehr hohes Alter erreichte, nahm er sich einen Gehülfen, den er zum Bischofe weihte, um ihm die Leitung des Bisthums zu übertragen und sich dann in der Einsamkeit ungestört zur Reise in die Ewigkeit vorbereiten zu können. Sein Tod fällt, nach der wahrscheinlichsten Meinung, in das Jahr 738. Seinem Verlangen gemäß, wurde er in dem Kloster Echternach begraben, wo man seine Gebeine in einem Sarge aufbewahrt. Jahrestag: 7. November.

Willis (Thomas), ein berühmter englischer Arzt, zu Great-Bedwin in Wiltshire 1622 geboren, studirte zu Oxford, wo er 1660 zum Professor der Philosophie ernannt wurde. Nachdem er auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften geworden war, ließ er sich in London als praktischer Arzt nieder, wo er bald in großen Ruf kam und starb im 54. Jahre, am 11. Nov. 1675, wie man sagt, in Folge des Kummers und der Aergernisse, die ihm seine Neider und Feinde zugezogen hatten. W. war ein eifriger Anhänger des chemiatrischen Systems, als welcher er schwerlich verdienen möchte, im Andenken der Nachwelt fortzuleben, wenn er sich nicht durch eine vortreffliche Schrift: „Cerebri anatome et nervorum descriptio,“ Lond. 1664 und öfter, ausgezeichnet hätte, in der er dem vernachlässigsten Theile der Anatomie, dem Hirn- und Nervensysteme eine vorzügliche, durch mehre neue Entdeckungen belohnte, Sorgfalt gewidmet hat. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: „De anima brutorum“, Oxford 1672; „Pathologia cerebri“ ebendas. 1677; „De fermentatione, de febribus et de urinis“, London 1660; seine „Opera“ erschienen zu London 1679 Fol. und öfter.

Willkür (zusammengesetzt aus Wille und küren, soviel als wählen) bezeichnet eigentlich die Handlungsweise, welche, anstatt der Gründe, nur den durch irgend einen Trieb erregten Willen zum Motive hat. In psychologischer Hinsicht versteht man darunter die Spontaneität (s. d.). In juristischer Beziehung steht W. dem an sich Nothwendigen entgegen und bedeutet daher so viel als das Positive, durch menschliche Satzungen Bestimmte. Demnach ist W. entweder soviel als Statut (s. d.), oder in der Rechtspraxis die, nach eigenem Ermessen des Richters bei unbestimmten Fällen gegebene Entscheidung.

Willmanstrand, Stadt im russischen Gouvernement Wiburg, am See Lapwesey und am Flusse Woxa, welcher in einer Entfernung von 27 Wersten, bei Iniatra, einen schönen, zwar nicht hohen, aber 12 Klafter breiten Wasserfall in einer Felsenenge bildet. Die Einwohner, 2000 an der Zahl, treiben beträchtlichen Landhandel.

Wilmsen (Friedrich Wilhelm), ein verdienter Volks- und Jugendschriftsteller, geboren 1770 zu Magdeburg, studirte zu Frankfurt an der Oder und zu Halle Theologie und Pädagogik, wurde Prediger zu Berlin, Inspektor mehrere Schulanstalten, Director des Louisenstifts u. s. w. und starb 1831. W. wußte seinen Stoff für die Jugend nicht nur gut zu wählen, sondern auch

klar und ansprechend zu verarbeiten. Seiner Schriften sind sehr viele, darunter die wichtigsten: „der deutsche Kinderfreund“ (4 Thle.) seit 1802 sehr oft aufgelegt; „Lehrbuch der Geographie“ (2 Thle. 1794 u. 95); „die Erde und ihre Bewohner“ (3 Thle. 1812 — 15); „Herfiliens Lebensmorgen“ (1816); „Handbuch der Naturgeschichte“ (3 Thle. 1821); „Euphrosyne“ (1819); „Eugenia“ (1819); „Theodore“ (1824); „Benigna“ (1827); „Miranda“ (1828); „Eusebia“ (1828) u. m. a. vgl. Fr. Hesekiel „Erinnerungen an W.“ (1833).

Wilna, 1) ein Gouvernement im westlichen Rußland von 770 □M., gränzt an die Gouvernements Kurland, Minsk und Grodno, dann an die Ostsee und die preußische Provinz Ostpreußen, von der es durch den Riemen getrennt wird. Die Bewohner, 865,000 an der Zahl, bestehen aus Letten, Polen, Griechen, Juden, Deutschen, Zigeunern und anderen Fremdlingen. Dieses Gouvernement, welches früher einen Theil des Großherzogthums Litthauen, der 1794 an Rußland kam, bildete, ist meist flaches, im Ganzen sehr fruchtbares Land, mit ansehnlicher Viehzucht und Jagd, sowie Fischfang. Aus Mangel an Fabriken blüht nur der Handel mit Landeserzeugnissen. In politischer Beziehung ist das Gouvernement in 11 Kreise getheilt. — 2) W., die Hauptstadt des Gouvernements und ehemalige Hauptstadt des Großherzogthums Litthauen, an der Mündung der Welika in die schiffbare Welia, liegt auf mehren Hügeln, ist alterthümlich und ansehnlich gebaut und hat mit den zwei großen Vorstädten, Antokolla und Rudaischka, 54000 Einwohner, 30 katholische, 3 griechische, 1 lutherische u. 1 reformirte Kirche, mehre Klöster, 1 Moschee für die Tataren und 1 Synagoge. Neben dem Schlosse befindet sich die prächtige Schloßkirche mit der Kapelle und dem Begräbnisse des heiligen Casimir, dessen silberner Sarg 30 Zentner wiegen soll. Die Stadt ist Sitz eines griechischen Metropoliten und eines katholischen Bischofes, eines katholischen u. protestantischen Consistoriums, einer römisch-katholischen theologischen Akademie, einer Sternwarte, eines griechischen theologischen Seminariums, einer Ritterakademie, eines Piaristen-Collegiums, einer philanthropischen Gesellschaft, einer Lehranstalt für Schiffer, einer medizinisch-chirurgischen Akademie. Die im Jahre 1576 hier gestiftete Universität wurde 1832 aufgehoben. Einzug der Franzosen 1812 und Organisation des litthauischen Aufstandes von hieraus. In der polnischen Insurrektion von 1830 u. 31 war W. der Schauplatz bedeutender Verschwörungen, die aber von der russischen Regierung unterdrückt wurden. Die Insurgenten unter Gielgud drangen bis in die Gegend von W. vor, wurden aber dort geschlagen.

Wilson, 1) Sir Robert Thomas, ein ausgezeichneter britischer Offizier, geboren zu London 1777, war der Sohn eines Malers, trat früh in britische Kriegsdienste und zeichnete sich im Feldzuge von 1794 in Flandern aus, indem er am 28. April bei Villers en Couché viel zur Rettung des Kaisers Franz II. beitrug, der in Gefahr kam, gefangen zu werden. 1799 diente er unter York in Holland und folgte dann, als Major, dem General Abercrombie nach Aegypten, ging nach Brasilien, nahm an der Eroberung des Caps Theil und begleitete 1806 den General Hutchinson zu dem Kaiser Alexander. 1808 bildete er in Portugal die lusitanische Legion und während des Feldzuges von 1812 war er in Kutusow's Generalstab. Hierauf war er als bevollmächtigter General im Hauptquartier der Verbündeten (1813) und wurde dann nach Italien geschickt. Als W. 1815 zu Paris den zum Tode verdammten Lavalette mit Bruce und dem Capitän Hutchinson rettete, wurde er in das Gefängniß La Force gebracht und zu 3monatlichem Gefängniß verurtheilt. Der Prinz Regent war mit W. unzufrieden und dieser wurde dadurch sehr gereizt. In dieser Stimmung schrieb er „A sketch of the military and political power of Russia“ London 1817. W. trat nun zu den Reformern über, ging 1818 als Freiwilliger nach Venezuela, kehrte aber bald von dort zurück, weil er sich mit Bolivar nicht vertragen konnte. 1819 trat er als Parlamentsmitglied für Southwark ins Unterhaus, sprach für die Königin Karoline und die Reform und wurde aus den Listen der Armee

gestrichen, weil er sich, um Blutvergießen zu verhindern, in den Tumult bei dem Begräbniß der Königin gemischt hatte. Als 1828 der Krieg zwischen den Franzosen und Spaniern ausbrach, ging er nach Spanien und diente den Cortes. Nach seiner Rückkehr aus Spanien lebte er in England, bis ihn der König Wilhelm IV. 1830 wieder in seine Stelle im Heere einsetzte, zum Generallieutenant ernannte u. sein Patent bis 1825 zurückdadirte. Er starb 1844. W. schrieb noch: An inquiry into the present state of the military force of the british empire, London 1804; Account of the campaigns in Poland 1806 and 1807, ebd. 1811. — 2) W. Horace Hayman, einer der größten Kenner des Sanskrit in Europa, studirte ursprünglich Medizin, ging 1808 als Arzt der ostindischen Compagnie nach Calcutta und widmete sich dort so eifrig dem Studium des Sanskrit, daß er sich bald an die Ausarbeitung seines, für das indische Sprachstudium unentbehrlichen, „Sanskrit dictionary" (Calcutta 1819, 2. Ausg. 1832) wagen konnte. Darauf ward er 1820 nach Benares gesandt, um die dortige indische hohe Schule neu zu organisiren und übte hier, so wie später als Sekretär der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, einen so großen Einfluß auf die Wiederbelebung der geistigen Bestrebungen in Indien, daß nicht nur, von ihm angeregt, in Calcutta eine Gesellschaft von Braminen zur Förderung der Kenntniß der indischen Sprache und Literatur zusammentrat, sondern auch Neigung der Indier zum Studium des Englischen erweckt ward. Vorzüglich wendete aber W. seine Aufmerksamkeit auf die noch unbekannten Schätze der indischen Literatur und seinem Eifer verdankt das Abendland die Herausgabe des „Megha duta", von Kalidasa (Calcutta 1813) und des „Hindu theatre" (Calcutta 1826—1827, 3 Bde., 2. Ausg. London 1835); Uebersetzung von 6 indischen Dramen, Analyse von 23 anderen und gründliche Untersuchung über das Drama der Inder, so wie eine Anzahl ausgezeichneter Abhandlungen über indische Verhältnisse in den Acten der asiatischen Gesellschaft in Calcutta. Seit 1833 ist er Professor des Sanskrit in Oxford und Aufseher des indischen Museums daselbst. Weitere Werke von W. aus neuerer Zeit sind: Uebersetzung des „Vishnu-Purâna" (London 1840, 4.) und des „Sankhya-Kârika" (London 1838); die Grammatik der Sanskritsprache (2. Aufl., London 1847) und die Sammlung indischer Novellen („Dasa Kumara carita" London 1846); besonders wichtig für die Geschichte des Orients sind seine Fortsetzungen über das indisch-baktrische Reich, den äußersten Zweig griechischer Kultur nach Osten hin, in dem Werke „Ariana" (London 1842, 4. und seine „History of British-India from 1805 to 1835" (2 Bde., London 1846). — 3) W., John, geboren 1786 zu Paisley, ein trefflicher Dichter und Kritiker. Nachdem er, in manchen jugendlichen Abenteuern bewährt, in Glasgow und Oxford einen reichen Schatz der Gelehrsamkeit, auch poetischen Ruhm erworben, lebte er auf väterlichem Gute wie ein ächter Gentleman, bis er eine Professur der Moralphilosophie zu Edinburgh erhielt. Von köstlichem Humor sprudeln seine geist- und phantasievollen Aufsätze in „Blackwood's Magazine"; vernichtende Bitterkeit ergießt er über die Whigs und Radikalen. Eigene poetische Arbeiten von ihm sind unter anderen: „Isle of Palms", „City of the Plague", „Tales of the Borders."

Wilzen, ein mächtiger slavischer Volksstamm, zwischen der Elbe, Oder und Ostsee, die Nachbarn der Obotriten, mit denen sie aber in Feindschaft lebten. Von letzteren herbeigerufen, bekriegte sie 789 Karl der Große und unterwarf sie, mußte aber 810—812 auf's Neue heftig mit ihnen kämpfen. Eine Zeit lange blieben sie jetzt ruhig; zu Anfang des 10. Jahrhunderts unterstützten sie aber die Magyaren gegen die Deutschen u. Heinrich I. bekam daher einen harten Kampf gegen sie; doch brachte er sie um das Jahr 928 zur Unterwerfung und zur Annahme des Christenthums. Nichtsdestoweniger mußte Otto III. einen neuen Zug gegen sie unternehmen (991) und auch Heinrich II. kämpfte gegen sie; doch gewannen jetzt das Christenthum und die deutsche Herrschaft immer mehr Eingang und der Name der W. verschwindet allmälig.

Wimpfen, großherzoglich-hessische Stadt, am linken Neckarufer, zur Provinz Starkenburg gehörig, ist vom Hauptlande völlig getrennt und zwischen Württemberg und Baden enclavirt. Die Stadt, welche 2300 Einwohner zählt, war früher freie Reichsstadt und kam 1803 durch Tausch an Hessen. Die früher hier befindliche Saline ist eingegangen, dagegen wurde 1818 durch Bohrversuche ein neues Salzwerk, Ludwigshall, aufgefunden, das jährlich 150,000 Ctr. Salz liefert. Geschichtlich merkwürdig ist W. durch die Schlacht vom 6. Mai 1622, in welcher sich 400 Pforzheimer Bürger gegen Tilly aufopferten. Auch 1796 fand ein Treffen zwischen den Oesterreichern und Franzosen hier statt.

Winckelmann, Johann Joachim, einer der größten Kunstkenner und Archäologen der neuern Zeit, geboren zu Stendal in der Altmark Brandenburg den 9. Dez. 1717, war der Sohn eines armen Schuhmachers und zeigte schon frühe große Talente, die Unterstützung fanden und ihn in den Stand setzten zu studieren. Den ersten Grund seiner Bildung legte er auf der Schule in seiner Vaterstadt, wo ihn der dortige Rektor bald lieb gewann und zu sich ins Haus nahm. Da der Rektor späterhin blind ward, so mußte W. ihn führen, ihm vorlesen und immer um ihn seyn, wodurch, so wie durch die Aufsicht über die Schulbibliothek, sein Geist an Bildung und Kenntnissen gewann. Im 18. Jahre ging er nach Berlin auf das Cöllnische Gymnasium und machte von hier eine Reise nach Hamburg, um Bücher aus der Bibliothek des gelehrten Fabricius, die dort versteigert wurde, zu kaufen. Das Geld dazu erbat er sich unterwegs bei Adeligen, Beamten und Geistlichen. Er ging im 20. Jahre auf die Universität nach Halle, wo er aber die Bibliotheken mehr, als die Hörsale, besuchte, die alte Literatur mehr, als die Theologie, studirte. Die Begierde zu reisen, die er schon längst genährt, erwachte jetzt aufs Neue; er trat den Weg nach Paris an, mußte aber schon im Elsaß wegen Kriegsunruhen umkehren, war eine Zeit lange Hofmeister und ging sodann nach Jena, um Medizin zu studieren; allein seine drückende Armuth verhinderte ihn daran und er lernte daselbst nur Englisch und Italienisch. Er ward wieder Hofmeister und studirte Geschichte für sich, bis er 1743 das Conrektorat zu Seehausen in der Altmark erhielt, aber unter so karger Besoldung, daß er sich in der Stadt Freitische ausmitteln mußte. Ungeachtet seiner kümmerlichen Lage setzte er indessen mit unverändertem Eifer seine Studien fort, bis ihn auf seine Bitte 1748 der Minister Graf von Bünau zu seinem Bibliothek-Sekretär nach Nöthenitz bei Dresden berief, wo die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschätzen in ihm eine Liebe zur Kunst anregte, die seinen Namen später so berühmt machte. Durch den päpstlichen Nuntius Archinto und den Pater Rauch wurde er in den Stand gesetzt, seinen lange gehegten Wunsch, Italien zu besuchen, auszuführen. Er trat 1754 zur katholischen Kirche über, verließ die Dienste des Grafen Bünau u. reiste 1755 mit einer königlichen Pension von 200 Thalern nach Rom ab. Im Frühjahre 1758 besuchte er Neapel und Portici und kehrte mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen nach Rom zurück, von wo er, von dem Grafen Stosch eingeladen, um dessen reiche Gemmensammlung zu ordnen, sich nach Florenz begab. Der Cardinal Albani ernannte ihn 1759 zu seinem Bibliothekar u. 1763 erhielt er eine Anstellung als Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom. Den 10. April 1768 trat er mit dem Bildhauer Cavaceppi eine Reise nach Deutschland an, um seine vielen Freunde zu besuchen. Aber, kaum hatte er Deutschlands Gränze betreten, als ihn seine Heiterkeit verließ und er sich, in düstere Schwermuth versunken, nach Rom zurücksehnte. Sein Begleiter that Alles, ihn aufzuheitern, aber vergebens; in Regensburg kehrte er um, ging von da nach Wien, wo er die ausgezeichneteste Aufnahme fand und verließ es, mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft, zu Anfang des Juni 1768, um zurück nach Italien zu wandern. Unterwegs gesellte sich zu ihm ein gewisser Arcangeli, dessen Schlauheit und Heuchelei es gelang, das unbefangene und arglose Gemüth W.s so einzunehmen, daß er ihm alle Geheimnisse entdeckte und seine glänzenden Geschenke und Kostbarkeiten zeigte.

Diese reizten die Habsucht des verruchten Menschen und brachten ihn zu dem entsetzlichen Entschluß, W. zu ermorden, den er auch am 8. Juni zu Triest in einem Wirthshause ausführte. W. starb nach den erhaltenen Dolchstichen in 7 Stunden, nachdem er sein Testament gemacht und den Cardinal Albani zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Ein Hauptzug in W.s Charakter war sein tiefes Gefühl der Freundschaft und die unauslöschliche Sehnsucht ihres Genusses, und diese Tiefe des Gefühles machte ihn auch tüchtig, mitten in seiner herzlosen Zeit die wahre Schönheit zu schauen, zu erkennen und zu verkünden. Auf die Bildung seiner sowie der künftigen Zeit hat er entscheidend gewirkt, die jetzige Blüthe der Kunst und Wissenschaft vorbereitet und Grundsätze aufgestellt, die neuerdings durch die Tiefe philosophischer Spekulation wieder gefunden wurden. Vorzüglichste Schriften: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," Dresden 1755; „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch," Florenz 1759; „Geschichte der Kunst," Dresden 1764, Wien 1776; „Monumenti antichi inediti," 3 Bde., Rom 1767 u. a. m. Seine meisten Schriften gaben Fernow, Mayer und Schulze, 7 Bde., Dresden 1808—17 heraus; auch ist empfehlenswerth zu W.s Kenntniß Goethe's vortreffliche Schrift: „W. und sein Jahrhundert" und Morgenstern's „Gedächtnißrede auf W."

Windbüchsen sind Schießgewehre, deren treibende Kraft comprimirte Luft ist. Zu diesem Zwecke befindet sich am Ende des Laufes ein angeschraubter kupferner Luftbehälter, die Flasche, mitunter auch im Kolben, in den die nöthige Luftmenge mittelst angeschraubter Compressionspumpe eingepumpt wird. Je nach der Stärke der Ladung geht die Kugel weit, doch hat man eine größere Weite, als mit halbkugelschwerer Pulverladung, noch nicht erlangen können. Ihr Gebrauch ist gefährlich, namentlich, wenn man große Kraft verlangt, deßhalb sind die W. niemals allgemeine Kriegswaffe geworden und nur in Oesterreich in Festungen angewendet. Auch aus dem Privatgebrauche sind sie durch die Zündhütchengewehre verdrängt worden.

Winde heißen alle, mehr oder minder gewaltsame, Bewegungen der atmosphärischen Luft, die nach ihrer verschiedenen Stärke (vom leichten Wehen bis zum gewaltigen Sturme und Orkane), nach der Gegend, aus welcher sie wehen und nach den besonderen Umständen, unter denen sie auftreten, verschiedene Namen erhalten. Die Hauptursache, welche die W. erzeugt, ist die Wärme. Würde die Erde stille stehen und die Atmosphäre überall gleiche Temperatur haben, so müßte jene in einer bestimmten, allein durch die Schwere und das Verhältniß der Erde gegen die Körper des Sonnensystems bedingten, Weise um die Erde sich lagern und nachher völlig bewegungslos bleiben. Die theilweise Erwärmung ist es, welche die angegebene Gleichgewichtsstellung der Atmosphäre stört und hiedurch, so wie zugleich durch das Streben der Atmosphäre, jene Gleichgewichtsstellung wieder einzunehmen, entstehen W. Wenn nämlich an einem Orte über der Erde die Atmosphäre stärker erwärmt wird, als an einem andern daneben liegenden, so dehnt sie sich aus und zwar geht die Richtung dieser Ausdehnung zunächst nach oben, weil hier der geringste Gegendruck vorhanden ist und weil die Luft durch das Erwärmen spezifisch leichter wird. Die benachbarte Luft tritt zur Wiederherstellung des Gleichgewichts sogleich an die Stelle der nach oben gegangenen und so wird eine, aus der kältern nach der wärmern Gegend zuellende, Strömung verursacht. Man kann sich von der Richtigkeit dieses Vorganges dadurch überzeugen, daß man bei kalter Witterung die oberen und unteren Flügel des Fensters eines geheitzten Zimmers öffnet und das Ein- und Ausströmen der Luft beobachtet. Schon das Gefühl zeigt oben einen ausströmenden, warmen, unten einen einströmenden, kalten Luftzug an; deutlicher wird dieses bemerkbar, wenn man eine Kerzenflamme in die Fensteröffnung bringt. An dem untern Fensterflügel wird die Lichtflamme hereingetrieben, an dem obern wird sie nach aussen geblasen. Die oben angegebenen Erscheinungen müssen sich aber auch einstellen, wenn ein Theil der Atmosphäre stärker abgekühlt wird,

als der benachbarte, denn die Ursache der Bewegung ist nicht eine bestimmte Temperatur, sondern im Allgemeinen nur eine Temperaturdifferenz. Durch die Störungen der atmosphärischen Luft muß an dem einen Orte eine Vermehrung, an dem andern eine Verminderung der Luftmenge entstehen und hierdurch wird bei W.n eine Veränderlichkeit des Luftdruckes hervorgerufen, welche uns das Barometer (s. d.) anzeigt. Ausser den großartigen Temperaturveränderungen, welche theils in der Stellung der Erde auf ihrer Bahn, theils in der Umdrehung der Erde um ihre Axe ihren Grund haben, kommt noch eine große Menge von Temperaturveränderungen vor, welche durch Elektricität und lokale Verhältnisse bedingt werden und demgemäß ist auch die Entstehung und Beschaffenheit der W. sehr verschieden. Lokalitäten haben überdieß auch auf die Richtung der W. einen entscheidenden Einfluß; es ist eine bekannte Thatsache, daß Luftströme ebensowohl, als Wasserströme, durch entgegenstehende Hindernisse, die sie nicht zu beseitigen vermögen, von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden. Von der beständigen, oder periodischen, oder unregelmäßigen Aufhebung des Gleichgewichts in der Atmosphäre ist die Dauer der W. abhängig und man unterscheidet hiernach: beständige, periodische und veränderliche W. Der herrschende Ostwind, welcher zwischen den beiden Wendekreisen weht, gehört zu den beständigen W.n; seine Entstehung kommt der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche von West nach Ost vor sich geht, zu. Hieher gehören die Passatw. (s. d.), welche zwischen den Wogen nur auf dem hohen Meere in bedeutender Entfernung vom Lande mit Bestand wehen. Ihre Entstehung ist auf nachstehende Weise erklärlich. Die Luft wird innerhalb der Wogen stärker, als in anderen Zonen und über dem Meere am gleichmäßigsten erwärmt, steigt nun lebhaft in die Höhe und strömt in den oberen Regionen nach den Polen hin, während unterhalb von den Polen die kältere Luft zur Herstellung des Gleichgewichts gegen den Aequator hinzieht. Dadurch würden, wenn die Erde ruhend wäre, reine Nord- und Südwinde entstehen. Weil aber die Polarströme aus minder rotirenden Pararellen in immer schneller rotirende gelangen, so bleiben sie etwas zurück und erhalten eine westliche Richtung. So bildet sich auf der nördlichen Halbkugel eine südwestliche Richtung des Polarstromes oder ein N.-O.-Wind (Nordostpassat) und auf der südlichen Halbkugel eine nordwestliche Richtung oder ein S.-O.-Wind (Südostpassat). Zwischen beiden Passaten befindet sich ein Gürtel, in welchem die Luft am stärksten erwärmt wird und mit solcher Lebhaftigkeit in die Höhe steigt, daß die Polarströme ihre Macht nicht mehr ausüben können. Diese Zwischenzone wird die Region der Calmen (v. dem französischen Calmes, d. h. Windstillen) genannt. Von Continenten und großen Inseln werden die Passate aufgehalten und verändert. Ihre Geschwindigkeit beträgt circa 12 Fuß in einer Sekunde. Das nachstehende Schema gibt einen Ueberblick über die Ausdehnung der Passate und der Zwischenzone auf dem atlantischen und großen Ocean innerhalb der Breitengraden.

	Atlantisches Meer.	Stilles Meer.
Nordostpassat zwischen	28° und 8° N. Br.	23° und 2° N. Br.
Calmen „	8° und 4° N. Br.	2° N. u. 2° S. Br.
Südostpassat „	4° N. u. 22° S. Br.	2° und 21° S. Br.

Diese Gränzen rücken etwas weiter nach Norden, wenn die Sonne nordwärts vom Aequator, und weiter gegen Süden, wenn sie südwärts vom Aequator steht. Auf dem indischen Ocean weht nur der Südostpassat und zwar zwischen dem 28° und 10° S. Br. Zu den periodischen W.n gehören die Moussons (von dem malaischen Worte Mussin, d. h. Jahreszeit), welche halbjährig in der Art wechseln, daß sie während einer Hälfte des Jahres immer der nämlichen Richtung, in der andern Hälfte dagegen einer, dieser entgegengesetzten, Richtung folgen. Sie wehen von den Ostküsten Afrika's bis Indien, China, den philippinischen Inseln. Von April bis October weht nördlich vom Aequator der Südwest-Mousson und von October bis April der Nordwest-Mousson, dieser

minder stark, als jener. Wenn nämlich im Sommerhalbjahre die südlichen Theile Asiens stark erwärmt werden, so strömt die kühlere Luft des indischen Oceans nach N. O., d. h., es entsteht ein Südwestw.; wenn dagegen im Winterhalbjahre das Land kühler wird, so beginnt eine S.=W.=Strömung oder ein Nordostw. Südlich vom Aequator bis zum 10° südl. Breite herrschen gleichfalls die Mousons, namentlich in den Gewässern der ostindischen Inseln, jedoch vom April bis October als S.=O.= und vom October bis April als N.=W.=Winde; auch sind sie großen Unregelmäßigkeiten unterworfen. Auf dem Festlande bemerkt man die regelmäßigen W. nur darum nicht in eben der Art, wie auf dem Meere, weil hier zu viele Umstände die Regelmäßigkeit hindern und den ursprünglichen Charakter der Luftströmungen verwischen. Die meisten Störungen werden durch die Gebirge veranlaßt. Zu den periodischen W.n gehören auch die Land= und Seew.; sie sind den Küsten der heißen Zone eigenthümlich und wechseln nicht halbjährig, sondern mit dem Eintritte der verschiedenen Tageszeiten. Der Seew. weht am Tage von der kühlern See gegen das erwärmte Land, der Landw. in der Nacht von dem sich schneller abkühlenden Lande gegen die See. Von den Seefahrern werden sie schwache W. oder Brisen genannt. Auch in einigen Gegenden der gemäßigten Zone, z. B. im Mittelmeere, an den französischen und italienischen Küsten, hat man Spuren dieser W. entdeckt. Die veränderlichen oder unregelmäßigen W. gehören in das Gebiet der gemäßigten Zonen; sie entstehen größtentheils aus dem Streite des Polarstromes mit dem Aequatorialstrome. Dieser erlangt jedoch die Oberhand, so daß auf unserer (nördlichen) Halbkugel der Südwest das Uebergewicht hat und am meisten und stärksten weht. Deshalb kann die Herfahrt von Amerika nach Europa schneller zurückgelegt werden, als die Hinfahrt. In der Drehung der W. hat man folgendes Gesetz wahrgenommen: Hat der W. bei uns längere Zeit aus Norden geweht, so geht er nicht nach Nordwest, sondern nach Nordost und durch Ost, Süd und West nach Nord zurück; auf der südlichen Erdhälfte dagegen kehrt der Nordwind über West, Süd und Ost nach seiner ersten Richtung zurück. — Die Beschaffenheit der W. in Bezug auf Feuchtigkeit, Trockenheit, Kälte oder Wärme hängt davon ab, von wo die Luftmassen, welche sich im W. ergießen, ihren Ursprung herleiten. Am interessantesten sind die heißen W., die von sandigen Ebenen, z. B. von der Wüste Sahara in Afrika, kommen, auf denen keine Pflanzen wachsen und die theilweise feinen, glühend heißen Sand mit sich führen. Treffen sie den Körper des Menschen, so wird die feuchte Haut desselben durch die heiße, trockene Luft schnell getrocknet, was nicht selten das Bersten der Haut veranlaßt. Die Neger reiben, wenn der heiße W. weht, den Körper mit Fett ein, um das Zerspringen der Haut zu verhüten und die arabischen Hirten beschmieren sich aus gleichem Grunde mit Schlamm. Zu diesen schädlichen W.n gehören: der Samum (s. d.) oder Samtel, d. h. Giftw., in Arabien; der Chamsin (s. d.) in Aegypten; der Harmattan in Senegambien und Guinea; der Solermo in Spanien und der Sirocco in Italien. Noch schädlicher, als diese heißen W., ist die Luft, welche über heiß=feuchten Niederungen entsteht, z. B. die Aria cattiva in Italien, die ungesunde Luft in Neu=Orleans, Vera=Cruz, Guyana, Batavia. Es gibt auch W., welche eine schneidende Kälte mit sich bringen, wie z. B. der Bora (s. d.) in Dalmatien, der Mistral an der untern Rhone und der Gallejo in Spanien. — Man benennt die W. nach der Geschwindigkeit, welche sie in 1 Sekunde zeigen und nach der Kraft in Pfunden, mit welcher sie auf einen Quadratfuß drücken.

Sanfter Wind	10 Fuß	0,1 Pfund.
Starker Wind	40 „	3,9 „
Sturm	50 „	5,7 „
Sehr starker Sturm . . .	70 „	11,2 „
Orkan	90 „	18,7 „
Verwüstender Orkan . . .	150 „	54,8 „

Nach Anderen wird die Windstärke durch folgende Grade ausgedrückt: 0, sehr schwacher W., der noch keine Bewegung der Baumblätter hervorbringt; 1, gewöhnlicher W., der eine Bewegung der Blätter hervorbringt; 2, starker W., der eine Bewegung der Aeste hervorbringt; 3, sehr starker W., der eine Bewegung der stärkeren Aeste, Schwanken der W.fahne, Aufwirbeln des Staubes ꝛc. hervorbringt; 4, Sturm, Sausen und Brausen im Kamine. Orkane, (Tornados) treten oft ganz unerwartet ein, verändern plötzlich ihre Richtung, kommen oft aus mehren Richtungen zugleich und sind von heftigen Gewittern begleitet. Sie finden sich nur in den Aequatorialgegenden und sind hier auf bestimmte Räume beschränkt; so auf den kleinen Antillen vom August bis zum Oktober; auf der Ostküste von der Insel Madagascar, auf der Insel Mauritius, Bourbon und Rodriquez vom Februar bis April; in Senegambien, Siam, im chinesischen Meere, wo sie Teifun genannt werden. Stürme herrschen häufig auf dem Golfstrome, der Zwischenzone der Passate u. in den Gegenden um das Cap Horn (Südamerika). Sturmfrei sind die Passat-Regionen auf hoher See im atlantischen und großen Ocean. Die gewöhnlichen Beobachtungen des Windes beschränken sich in der Meteorologie (s. d) auf eine Schätzung der Richtung und Stärke in dem Augenblicke der Beobachtung. Die Stärke des Windes, welche durch das Anemoskop (s. d.) erforscht wird, ist wenig zu theoretischen Untersuchungen benützt worden; mit großem Erfolge aber hat man die Verhältnisse, die sich auf die Richtung beziehen, entwickelt. Die Häufigkeit der einzelnen W.-Richtungen ist eine Untersuchung von besonderem Interesse. — Daß die W. manchen Nutzen gewähren, leuchtet wohl auf den ersten Augenblick ein, wenn man bedenkt, wie durch dieselben die Kälte der nördlichen Gegenden und die Hitze der Tropenländer gemildert werden; wie sie ferner die wässerigen Dünste aus den Meeresgegenden in's Innere der Continente tragen und sie hier in Gestalt des Regens oder Nebels fallen lassen, wodurch die Vegetation der Pflanzenwelt erhöht wird und Quellen und Flüsse wieder Speise erhalten. Gar viele Pflanzen werden befruchtet dadurch, daß die W. den Blüthenstaub entfernter männlicher Pflanzen auf den Pistill der weiblichen Pflanzen tragen. Ausserdem wurde der W. schon in den ältesten Zeiten als bewegende Kraft zu Maschinen, wie Windmühlen u. dergl. benützt. Vergl. Dove, „Meteorologische Untersuchungen" (Berlin 1837). Ueber die geographischen Darstellungen der W.-Verhältnisse, Berghaus physikalischen Atlas, 1. Abth., Nr. 7 u. 8, 2. Abth., Nr. 5. aM.

Windfahne, Wetterfahne oder Windzeiger ist ein, die Richtung des Windes, von dem er in Bewegung gesetzt wird, angebender Apparat. Am einfachsten und am gebräuchlichsten besteht er aus einer, um eine eiserne Spindel leicht drehbaren, Fahne von Blech, wie man sie auf hohen Häusern findet. Bisweilen ist am Fuße der Spindel ein eisernes Kreuz, von zwei Stäben gebildet, angebracht, auf dessen vier Erden, die nach den vier Haupthimmelsgegenden gerichtet, die Buchstaben N, O, S, und W. befestigt sind. Diese W.n sind nur bei Tage und ausserhalb der Gebäude, auf denen sie stehen, wahrzunehmen. Will man aber bei Nacht, oder, ohne das Haus zu verlassen, die Richtungen der W. erfahren, so muß jene Spindel verlängert bis in das Wohnzimmer herabgeführt und an ihrem untern Ende ein Zeiger befestigt werden, der fast die Oberfläche eines Tisches berührt, auf welchem eine Windrose (s. d) so construirt ist, daß deren Mittelpunkt vertikal unter der verlängerten Spindel der W. liegt. Daß der Zeiger eine parallele Richtung mit der Fahne haben muß, versteht sich wohl von selbst; übrigens wird hauptsächlich erfordert, daß der ganze Mechanismus eine sanfte, leichte Bewegung habe und folglich nicht so bald roste.

Windham, William, ein ausgezeichneter englischer Staatsmann, der Abkömmling einer Familie aus der Grafschaft Norfolk, geboren zu London 1750, studirte zu Oxford, bildete sich auf Reisen weiter aus, trat 1782 in das Parlament und legte während des amerikanischen Krieges die lebhafteste Erbitterung gegen diesen Krieg an den Tag. Er stand mit Fox auf der Seite der Opposition

und bekämpfte Pitt's Maßregeln. Allein nach dem Ausbruche der französischen Revolution verließ er mit Burke die Opposition und war nun eben so sehr gegen, als vorher für dieselbe. Im Juli 1794 trat er als geheimer Staatsrath in's Ministerium und erhielt das Kriegsdepartement. Man schrieb ihm 1795 die unglückliche Unternehmung von Quiberon zu, weil er das Commando dieser Expedition, zum Nachtheile des tapfern und unglücklichen Sombreuil, dem unwissenden Puisaye übertragen hatte. Unter allen Ministern sprach W. im Parlamente am offensten für die Wiedereinführung des Königthums in Frankreich, verwarf den Frieden und verfolgte besonders 1799 dieses System mit der größten Hartnäckigkeit. Nachdem er 1801 in das Haus der Pairs getreten war, schien ihn die Annäherung der Friedensausgleichungen in seiner Opposition nur noch zu bestärken; er hörte nicht auf, über die ehrsüchtigen Plane der französischen Regierung zu sprechen, erhob sich gegen die Friedenspräliminarien und stellte das, was jetzt für den Augenblick Freude erweckte, als Ursache künftiger Trauer dar. Der Abschluß des Friedens änderte seine Gesinnungen nicht und er fuhr fort, mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters für den Krieg zu sprechen. Nach Pitt's Tode trat er im Februar 1806 als Chef des Kriegsdepartements in's Ministerium und den 4. Juni 1810 starb er. Seine Parlamentsreden wurden von Amyot in 3 Bden., London 1812, herausgegeben.

Windisch-Grätz, ein österreichisches Adelsgeschlecht, das an Alter u. Glanz seines Namens keinem in der ganzen Monarchie nachsteht. Es leitet seinen Ursprung urkundlich von Weriand, dem zweiten Sohne des Herzogs Ulrich von Kärnten, ab, der von 1090 bis 1120 als Herr von Grätz im Windischen oder Windisch-Grätz erwähnt wird. Im Jahre 1551 wurden Erasmus und Pankratius von W. von Kaiser Ferdinand I. in den Freiherrnstand, mit dem Prädikate: „zu Waldstein und im Thal,“ erhoben. Im 17. Jahrhunderte erhielten die W. die reichsgräfliche Würde und Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank, wegen ihrer reichsunmittelbaren Herrschaften Egloffs und Siggen in Oberschwaben (1½ □M. mit 5000 Einwohnern), welche 1804 zum Reichsfürstenthume erhoben wurden. Ausser den genannten besitzt das Haus mehre Herrschaften in Niederösterreich, Steiermark und Böhmen, mit einem jährlichen reinen Einkommen von 100,000 fl. C.-M.

Windischgrätz, Alfred, Fürst von, k. k. österreichischer Feldmarschall, geboren 1787, trat frühzeitig in die Armee und focht in den deutschen Befreiungskriegen mit. Den 16. Juni 1817 vermählte er sich mit Eleonora Maria, geborenen Prinzessin von Schwarzenberg, einer Tochter der unglücklichen Fürstin Pauline von Schwarzenberg, die ihr Leben verlor, als sie diese ihre Tochter aus dem brennenden Gesandtschaftshôtel in Paris retten wollte (1. Juli 1810). Am 18. März 1819 wurde der erste Sohn aus dieser Ehe, Alfred, geboren. In den Friedensjahren rückte der reiche Fürst nach und nach zum Feldmarschallieutenant und commandirenden General in Böhmen auf. Damals galt er für einen eben so tüchtigen, als strengen Soldaten und man rühmte ihm Tapferkeit u. Energie, wie aufopfernde Liebe für den Kriegerstand nach. Bei den Uebungen und Feldlagern war er besonders thätig. Bei einer dieser Uebungen kam die bekannte Scene mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland vor. Der Großfürst, dessen Grausamkeit u. Nichtachtung des Menschenlebens bei Soldatenspielen aus seiner polnischen Amtsführung sattsam bekannt ist, verlangte, daß ein, von Fürst W. im Galopp bis an einen Donauarm geführtes, Reiterregiment schwimmend durch das Wasser setzen sollte und beleidigte den Fürsten auf dessen Weigerung thätlich. Dieser war schon im Begriffe, den Schimpf mit gezückten Degen zu rächen, doch hielt ihn seine Begleitung zurück und er mußte sich mit der Genugthuung begnügen, die ihm der Kaiser durch eine neue Beförderung und durch Veranlassung der schnellen Abreise des Großfürsten gab. Seiner politischen Gesinnung nach ist Fürst W. Hochtory, aber eine lügnerische Erfindung seiner Feinde ist es, daß er einst gesagt haben solle: „der Mensch fange erst beim Baron an.“ Während

der Märztage zufällig in Wien anwesend (er war damals Feldmarschallieutenant und commandirender General von Böhmen), übernahm er das Commando der Stadt und ergriff energische Maßregeln, um der Wiederkehr ähnlicher Unruhen zu steuern. Nach Böhmen zurückgekehrt, mißbrauchte die ultratschechische Partei seinen Namen, um das Volk durch Gerüchte von reaktionären Umtrieben aufzuregen. Der Slawencongreß führte zu dem Ausbruche, der längst vorbereitet worden war. Bei diesem Aufstande war sein Benehmen ein tadelloses. Er bewies die größte Schonung, knüpfte wiederholt Unterhandlungen an und verließ den Weg der Mäßigung selbst dann nicht, als seine Gattin meuchlings ermordet, sein ältester Sohn tödtlich verwundet wurde. Als die Aufrührer noch am dritten Tage beharrten, ließ er zwei Bomben mit kurzen Schlagröhren werfen, die in der Luft, ohne Schaden zu thun, platzten u. bewirkte durch diese schonende Maßregel die Unterwerfung der Stadt. Indessen war W. auch nicht unthätig gewesen, gegen die demokratischen Ausbrüche, die sich in Wien vorbereiteten, im Stillen Gegenanstalten zu treffen und die Armee in Böhmen war vollkommen vorbereitet, als die Kunde von der Oktoberrevolution nach Prag kam. Er ward von dem Kaiser zum Commandirenden aller Armeen, die italienische unter Radetzky allein ausgenommen, ernannt und mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Wien geschickt, das er auch dem Kaiser vollkommen wieder unterwarf (vgl. hierüber den Artikel Wien). Minder glücklich war er als Obergeneral der kaiserlichen Armee in Ungarn. Die leicht bewirkte Einnahme von Pesth verleitete ihn, den Feind hier als zu gering anzuschlagen und dies namentlich war es, was den Rathschlägen der Insurgenten allzutrefflich zu Statten kam. Er glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß aus seinem Bureau bereits Steckbriefe gegen Bem, Tausenau, Kossuth u. A. nach Galizien und Mähren geschickt wurden, weil es gar nicht anders seyn könne, als daß die Rädelsführer, von ihren verzweifelten Anhängern verlassen, einen Ausweg nach dem Auslande suchen würden. In dem unthätigen Harren verstrichen sechs Wochen und es bedurfte des persönlichen Erscheinens des Ministers v. Bruck, um die Wiederaufnahme der Operationen zu veranlassen. Jetzt entwickelte sich der strategische Plan des Fürsten. Er suchte die Magyaren in den Kreisausschnitt des Theißthales zusammenzudrängen und sie von allen Seiten zu umstellen, daß sie nirgends entschlüpfen könnten. — Sein Hauptzweck, die Anführer gefangen zu bekommen und zur Rechenschaft zu ziehen, verblendete ihn ganz gegen die ungeheueren Nachtheile seines Kriegsplans. Er räumte nämlich seinen Gegnern freiwillig die vortheilhafteste Stellung ein, die sich erdenken läßt: die Stellung inmitten eines Kreises, auf dessen äusserste Linien die Feinde sich vertheilen. Ein Feldherr, der eine solche Stelle inne hat, kann sich nach Belieben mit ganzer Macht auf einen einzelnen Gegner werfen u. ihn schlagen, ehe die anderen Armeekorps Zeit haben zur Unterstützung herbeizueilen. Die Lage Dembinski's wurde dadurch noch vortheilhafter, daß W. nur wenige fähige Untergenerale hatte. Einer nach dem Andern wurde überfallen und geschlagen, die wichtigsten Positionen gingen verloren, die Donaulinie von Komorn bis Waizen mußte aufgegeben werden und auch Pesth blieb nicht mehr haltbar; deßhalb wurde seine Abberufung vom Oberbefehle beschlossen und im April 1849 in Vollzug gesetzt. Er begab sich nun nach Olmütz, allein schon am 24. April von hier nach Prag und von da auf seine Güter — das Bild einer gefallenen Größe.

Windischmann, Friedrich, Sohn des verstorbenen k. bayer. Medizinal-Rathes und Professors zu Aschaffenburg, dann k. preußischen Professors der Medizin und Philosophie an der Universität zu Bonn, Dr. Karl Jos. Hieronymus W., ward geb. zu Aschaffenburg am 13. Dezember 1811. Derselbe trat zu Ostern 1823 in die Tertia des Gymnasiums zu Bonn, vollendete seine Gymnasialstudien im Herbste 1827 mit der ersten Note und begann im Jahre 1827—28 an der Universität zu Bonn das Studium der Philosophie und Philologie, vor Allen unter der Leitung seines ausgezeichneten und vortrefflichen Vaters. Die

ward er Schüler von A. W. v. Schlegel, B. G. Niebuhr, F. G. Welcker, Chr. Brandis, Chr. Lassen, K. Fr. Heinrich, Ferd. A. Nake und promovirte am 21. Febr. 1832 als Dr. philos. Zu seinem bisherigen Hauptstudium (classische Philologie und das Sanskrit nebst den verwandten Sprachen) fügte er nunmehr die Theologie hinzu, nachdem der Wunsch, Priester zu werden, den er als Knabe gehabt hatte, wieder erwacht war. Er studirte daher im Jahre 1832 — 33 Theologie in Bonn, sodann von Ostern 1833 bis Ostern 1834 an der Universität zu München, von Ostern 1834 bis Ostern 1835 wiederum zu Bonn und es war seine Absicht, in Rom die heil. Weihen zu erlangen, da ihm die hermesianischen Streitigkeiten das Bleiben in der Erzdiözese Köln beinahe unmöglich machten. Unerwartet aber erhielt er im Spätherbste 1834 im Namen des damaligen Erzbischofs von München-Freysing, Lothar Anselm Freih. v. Gebsattl, dem er durch den Herrn Domdechant v. Oettl als zum theologischen Lehrfache besonders geeignet empfohlen worden, die Einladung, in die Erzdiözese München-Freysing einzutreten und nach empfangenen heil. Weihen ein Lehramt an dem neuerrichteten Lyceum zu Freysing zu übernehmen. Er folgte dem ehrenvollen Rufe und ward am 13. März 1836 zum Priester geweiht, nachdem er kurz vorher auch noch den Doktorgrad der Theologie erworben. Da die in Aussicht gestellte Lehrstelle in Freysing sich nicht eröffnete, wurde er an der theologischen Fakultät der Universität München zum Privatdozenten der Exegese ernannt, jedoch von dem Antritte des Lehramtes durch die plötzlich erfolgte Beförderung zu der Stelle eines erzbischöflichen Sekretärs und Domvikars abgehalten. Erst im April 1838, als die theologische Fakultät durch Möhler's Tod einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten, ward W. dem Lehramte wieder gegeben, indem er zum professor extraordinarius des Kirchenrechts und der neutestamentlichen Exegese an genannter Universität ernannt wurde. Schon bei seinem ersten Auftreten gewann er seine Zuhörer durch die Tiefe der Auffassung, Gründlichkeit des Wissens und Innigkeit der Ueberzeugung, so, daß Manche nicht anstanden und noch nicht anstehen, ihm als Exegeten (er las über die Briefe Pauli) gleich Anfangs schon den Vorrang vor Möhler zu geben. Das Kirchenrecht, einen an sich trockenen Gegenstand, wußte er durch die Ueberzeugung von dem eigentlichen Leben der Kirche und ihrer Aufgabe in der Menschheit der Art zu durchdringen und in selbes Geist und Leben zu bringen, daß er selbst bei den, an sich trockendsten, Materien zu begeistern im Stande war. Im Jänner 1839 wurde er bei Errichtung des Collegiatstiftes St. Cajetan zum Canonikus ernannt, so, daß ihm in dieser doppelten Stellung, als Canonikus und Professor, sowohl für wissenschaftliche, als auch seelsorgliche Thätigkeit ein weites Feld geöffnet war. Allein schon nach drei Semestern ward er seiner Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer der Theologie, in welcher Sphäre er vermöge seiner umfassenden und tiefen Kenntnisse, seines hervorragenden Talentes und seiner großen Sprachenkunde so Vieles hätte leisten und Möhler mit der Zeit hätte ersetzen können, entzogen durch die im Juli 1839 erfolgte Ernennung zum Domkapitular am Metropolitankapitel München-Freysing. Im August 1842 wurde er durch Wahl zum ordentlichen Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften auserseben. Im August 1843 ward ihm vom Hochseligen Hrn. Erzbischof Lothar Anselm das Amt eines Pönitentiars anvertraut und im Oktober 1846 ernannte ihn Lothar Anselms Nachfolger, Karl August, zu seinem Generalvikar, in welcher Eigenschaft er dermalen seine Thätigkeit entfaltet. Von ihm sind bisher nachfolgende Schriften erschienen: Didascaliae Plautinae, Abhandlung über die chronologische Ordnung der plautinischen Stücke, abgedr. im rheinischen Museum für Philologie 1831; Sancara sive de Theologumenis Vidanticorum, Bonn, Verlag von F. Habicht, 1833. (Ein Theil davon war seine philosophische Dissertation); Recensionen von Döllinger's Kirchengeschichte und Hurter's Innocenz III. in den bayerischen Annalen, 1833—34; Recensionen von Burnouf's Yacna u. Pott's ethnologischen Forschungen, abgedr. in der Jenaischen Literatur-Zeitung, 1834; Anzeige von

Sadumanda's Vidantosara in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1835; Mittheilungen über die armenische Literatur in der Tübinger theolog. Quartalſ. 1835; Vindiciae Petrinae, Regensb. bei Fr. Pustet, 1836; Ueber die Acta Romana in den historisch-politischen Blättern, 2. Bd. 1838; ebendaselbst über die Allocution vom 13. Dezember, 4. Bd., 1839; ebendas.: Aus dem Leben eines Katholiken, 5. Bd., 1840; ebendaselbst: Lage der kirchlichen Angelegenheiten in Preußen, 7. Bd., 1841; Erklärung eines christlichen Epigrammes, im Archiv für theologische Literatur, 1842; Erklärung des Briefes an die Galater, Mainz bei Kirchheim ꝛc., 1843; Die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme, in den Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften, 4. Bd., 2 Abthl., 1843; der Fortschritt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe. Akad. Festrede auf den 25. August 1844; Ueber den Somacultus der Arier, Abhandlung d. Akadem. d. Wissenschaften, 1845; Recensionen von Holzmann's Beiträgen zur Entzifferung der Keilschrift, Gelehrte Anz., 1845; Oratio funebris in solemn. exequiis Gregorii XVI., 1846; Vortrag über ein indisches phil. Gespräch, Gelehrt. Anz., 1847.

Windmühlen, ſ. Mühlen.

Windpocken, ſ. Varicellen.

Windrose oder Schiffsrose heißt bekanntlich diejenige Figur, welche sternartig gezeichnet ist und durch die Richtung ihrer Spitzen die 32 Winde oder Himmelsgegenden vorzustellen den Zweck hat. Man findet die W. sehr häufig in dem Fußboden der Steuerkajüte eines Schiffes eingeschnitten, sowie auf Land- u. Seecharten angegeben. S. darüber den Art. Compaß.

Windsor, Marktflecken in der englischen Grafschaft Berk, an der Themse, ist durch eine Eisenbahn mit London verbunden und zählt 7500 Einwohner. — Sehenswerth ist das, hier auf einem sanft sich erhebenden Berge gelegene, mit Graben und Wällen umgebene, prachtvolle königliche Lustschloß, von Wilhelm dem Eroberer erbaut und von den folgenden Königen, namentlich von Karl II., Georg III. und Wilhelm IV., sehr verschönert. Dasselbe besteht aus zwei Höfen oder Abtheilungen, von denen der obere ein großes regelmäßiges Viereck, mit einer metallenen Bildsäule Wilhelm's des Eroberers in der Mitte, ist, der hier zuerst ein Jagdschloß erbaute, hat einen großen runden Thurm zwischen beiden Höfen und starke, viereckige, gothische Thürme bilden die Ecken desselben. In dem Innern des Schlosses befinden sich herrliche Zimmer mit Gemälden von Rubens und Tintoretto und einem Teppiche, den Maria Stuart während ihrer langen Gefangenschaft zu Fotheringay verfertigt hat; ein mit antiken Zierrathen u. Freskomalereien aus der britischen Geschichte von Verrio geschmückter Saal des heiligen Georg, welcher ursprünglich zu den, bei der Installation der Ritter vom Hosenbande gegebenen, Festen bestimmt war und eine schöne Kapelle mit dem Begräbnisse der königlichen Familie. Das Schloß wird von drei Seiten von der schönen, 1870 Fuß langen und eben so viel Fuß breiten Terrasse umgeben, welche mit Wasserleitungen versehen ist und von der man eine reizende Aussicht hat. König Wilhelm IV. ließ eine neue Terrasse, die einen Halbzirkel bildet, zwei Morgen Landes umschließt und einen Blumengarten in sich faßt, anlegen, an deren Fuße sich ein 200 Fuß langes Gewächshaus befindet. Von derselben gelangt man in den großen, 3 Meilen im Umfange haltenden Park. Alles vereinigt sich hier, W. zu einem Lieblingsaufenthalte der brittischen Herrscher zu machen.

Winer, Georg Benedikt, geboren 1789 in Leipzig, 1817 Privatdocent, 1819 Professor der Theologie daselbst, 1823 in Erlangen, seit 1832 wieder in Leipzig, ist eben so ausgezeichnet als akademischer Lehrer, als hochverdient als scharfsinniger Exeget und Sprachforscher. Man hat von ihm: „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen Kirchenparteien“ (1824 und öfter); „Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus“, „Griechische Grammatik des neutestamentlichen Sprachidoms“ (5. Ausg. 1844), „Handbuch der

theologischen Literatur", „Biblisches Realwörterbuch", „Commentar zum Briefe Pauli an die Galater" u. a. m.

Winfried, s. Bonifazius.

Winkel, der, wird gebildet von zwei, von verschiedenen Richtungen ausgehenden, Linien oder Flächen, welche sich durchschneiden. Diese Linien oder Flächen heißen Schenkel und der W. ist, wenn dieselben gerade sind, ein geradliniger oder geradflächiger, sonst aber ein krummliniger oder krummflächiger. Ist ein Schenkel des W.s auf dem andern senkrecht, so nennt man den W. einen rechten und ein solcher hat 90 Grade; hat aber der W. weniger als 90 Grade, so ist er ein spitziger; hat er jedoch mehr als 90 Grade, so ist er ein stumpfer. Zwei W., welche den Scheitel u. einen Schenkel gemein haben und deren beide andere Schenkel von der Spitze aus entgegengesetzt in gerader Linie liegen, heißen Nebenwinkel. Alle solche W., deren Spitzen im Centrum eines Kreises liegen, heißen Centri-W. oder W. am Mittelpunkte; liegen aber die Spitzen in der Peripherie, so heißen sie Peripherie-W. oder W. an der Peripherie. Von den vier W.n, welche entstehen, wenn zwei gerade Linien einander in irgend einer Richtung schneiden, werden die beiden, mit ihren Spitzen einander entgegenstehenden, die Scheitel-W. genannt. Stoßen zwei krumme Linien in einer Ebene oder im Raume in einem Punkte zusammen, so erhält man den von ihnen eingeschlossenen W. durch den ebenen W., welchen die, durch den gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt an die Curven gezogenen, Tangenten bilden. Die Größe der Abweichung zweier, in einer geraden Linie zusammenstoßenden, Ebenen von einander nennt man den Flächen-W., Neigungs-W. Stoßen mehre Ebenen in einem Punkte zusammen, so heißt der zwischen ihnen enthaltene, auf der einen Seite unbegränzte, Raum ein körperlicher W. Die sich auf W. beziehende Lehrsätze sind folgende: 1) Alle rechte W. sind einander gleich; 2) zwei Nebenwinkel sind zusammen zwei rechten gleich; 3) die Summe aller W. über einer geraden Linie mit gemeinsamem Scheitel ist zwei rechten gleich; 4) die Summe aller W. um einen Punkt ist vier rechten Winkeln gleich; 5) die Scheitel-W. sind einander gleich.

Winkelgeschwindigkeit heißt das Verhältniß eines gewissen Zeitraumes zu dem, während desselben von einem Körper durchlaufenen, Theile (Bogen) seiner Bahn, die er um einen andern Körper beschreibt, d. h. das Verhältniß der zu Grunde gelegten Zeiteinheit zu demjenigen Winkel, den der Radius vector des gedachten Körpers während dieser Zeiteinheit in der Bahnebene beschrieben hat. Von dieser W. hängt z. B. die Geschwindigkeit des scheinbaren Umlaufes eines Sterns ab; denn, je näher der Stern dem Pole steht, desto kleiner ist seine W. und desto geringer seine Umlaufsgeschwindigkeit und, je näher ein Stern dem Aequator steht, desto größer ist dessen W. und desto bedeutender seine Umlaufsgeschwindigkeit. Je entfernter ein Planet von der Sonne ist, desto geringer ist seine W., desto langsamer seine Umlaufsgeschwindigkeit. Die durchlaufenen Bogen sind mithin bei der täglichen scheinbaren Rotation der Himmelskugel desto kleiner, je unbeträchtlicher die W. und die Umlaufsgeschwindigkeit ist, im entgegengesetzten Falle aber desto größer. Zwei Planeten in ungleichen Entfernungen von der Sonne durchlaufen in gleichen Zeiten ungleich große Bogen, nämlich der nähere einen größern, als der entferntere, d. h. er hat eine größere W. und Umlaufsgeschwindigkeit.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winkelried, s. Sempach.

Winkler, Karl Gottfried Theodor, pseudonym Theodor Hell, ein guter dramatischer und lyrischer Dichter, geboren 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen, studirte zu Wittenberg die Rechte und wurde in Dresden angestellt, wo er 1810 geheimer Sekretär ward. Zugleich zeigte er sich vielfach literarisch thätig, bereiste 1812—13 Italien und Frankreich und wurde dann russischer Hof-

rath und Theaterintendant, 1815 Sekretär beim Theater und 1816 bei der Akademie der Künste in Dresden. 1825 wurde ihm auch die Regie der italienischen Oper übertragen und 1841 ward er zum Vicedirektor des königlichen Hoftheaters und der musikalischen Kapelle ernannt. — Fortwährend widmet W. seine Zeit und Kraft mit Liebe diesen Anstalten. Tief vertraut mit den neueren Sprachen, hat er viele gute Uebersetzungen geliefert aus dem Französischen, Englischen und Italienischen u. s. w.; besondere Bearbeitungen von Bühnenstücken und seine eigenen Produkte zeigen Gewandtheit, Lebendigkeit, Formschönheit, Witz u. Laune. Redakteur der „Abendzeitung" (1817—1843) und der Taschenbücher „Agrionien", „Penelope" und „Komus", verfaßte viele Dramen, zum Theil nach ausländischen Vorbildern, zum Theil Originale („Lustspiele", 2 Thle. 1805; „Neue Lustspiele", 5 Thle. 1817; „Dramatisches Vergißmeinnicht", 5 Thle. 1823—27), schrieb „Erzählungen für häusliche Cirkel" (1811—1817); dichtete „Lyratöne" (2 Thle. 1821) und „Neueste Gedichte" (1829) u. s. w.

Winter, die rauheste und kälteste unter den vier Jahreszeiten. Sie fängt mit dem kürzesten Tage, (den 22. Dezember) an und endigt mit der Frühlingsnachtgleiche, nämlich um den 21. März. Auf der südlichen Halbkugel fällt der W. in die entgegengesetzte Jahreszeit, nämlich, wenn wir Sommer haben. Dort nimmt er daher seinen Anfang, wenn die Sonne bei uns den höchsten Stand erreicht hat und den längsten Tag verursacht, also um den 21. Junius und sein Ende trifft in die Herbstnachtgleiche (um den 23. September). Auf der nördlichen Halbkugel währt der W. nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage. Die Ursache hievon ist, daß der nördliche W. in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde (scheinbar die Sonne) langsamer geht und daher um so viele Tage länger verweilt. — Im gewöhnlichen Sinne aber verstehen wir unter W. nicht jenen, durch den scheinbaren Sonnenlauf genau begränzten Zeitraum, sondern die rauhe und kalte Jahreszeit überhaupt. Diese ist nun in den verschiedenen Ländern unsers Erdbodens nicht nur in Rücksicht ihrer Dauer, sondern auch ihrer übrigen Beschaffenheit sehr verschieden. Innerhalb der heißen Zone findet unser W. gar nicht statt; dort nennt man höchstens, aber mit Unrecht, die Regenzeit W., obgleich es nichts weniger, als kalt ist. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus in die beiden gemäßigten Zonen findet unser hiesiger W. gleichfalls nicht statt. Im ganzen nördlichen und südlichen Afrika (jedoch die Gebirgsgegenden ausgenommen) weiß man vom Eise und unserer W.-Kälte Nichts; ja, selbst im südlichen Europa, z. B. in Neapel, Sicilien, dem südlichen Spanien und Portugal, kennt man unsern W. durchaus nicht. Fällt ja einmal ein wenig Schnee, so ist es, wie bei uns im Mai; er zerrinnt sehr bald und die W.-Monate sind dort in vieler Rücksicht die angenehmsten. Im Januar pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen und Gartengewächse, z. B. Bohnen, Gurken rc., die bei uns noch im Mai, ja bisweilen im Junius erfrieren, sind dort am häufigsten im W., weil im Sommer die große Hitze ohne öfteres Begießen nicht viel von diesen zarten Gewächsen gedeihen läßt. Weiter herauf, schon im Kirchenstaate, gefriert es etwas, noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen finden wir schon einen ziemlich trotzigen W., selbst in den niedrigsten Ebenen des südlichsten Deutschlands und je weiter man sich den mittleren Theilen Deutschlands nähert, desto anhaltender und strenger sind in der Regel die W. Doch, unsere W. sind Nichts gegen die innerhalb des Polarkreises, wo die Kälte allen Glauben übersteigt. Ungleich strenger, als in Europa unter gleichen Breitegraden, sind die W. in Nordamerika, in Nordasien und zum Theile selbst im mittlern Asien und selbst in einigen hohen Gegenden des heißen Afrika, in welchem Erdtheile man sonst Schnee und Eis vergeblich sucht, findet sich ein wahrer W. In unserem Deutschland sind die W. im Ganzen gemäßigt, jedoch mit nicht seltenen Ausnahmen sehr strenger und auch wieder gelinder W.

Winter, 1) Peter von, geboren zu Mannheim 1754, widmete sich An-

fangs den wissenschaftlichen Studien, überließ sich aber in der Folge ganz der Tonkunst und wurde als vorzüglicher Violinist beim kurpfälzischen Hoforchester angestellt. Er studirte nun besonders bei Vogler u. ward 1775 Orchester-Direktor am Theater zu Mannheim, was er auch blieb, als das kurfürstliche Hoflager nach München verlegt wurde. Da er schon sehr beliebte und geschätzte Compositionen geliefert hatte, noch mehr aber durch mehre Reisen nach Italien ꝛc. und hauptsächlich bei Salieri ausgebildet, erlangte er nun bald unter den ersten Tonkünstlern einen ausgezeichneten Rang; sein Ruf zog ihm mehre vortheilhafte Anerbietungen zu, die er jedoch nicht annahm. Als einer der fruchtbarsten Compositeurs hat er sich beim größern Publikum besonders durch seine Opern berühmt gemacht. I fratelli rivali (die Brüder als Nebenbuhler) für Venedig, Tamerlan für Paris, Calypso für London geschrieben, dann Marie von Montalban, Helena und Paris, die Pyramiden, das Labyrinth, Colmal ꝛc., ganz ausgezeichnet aber das unterbrochene Opferfest, gewiß sein Meisterwerk, stellen W. unter die vorzüglichsten und beliebtesten Opern-Compositeurs, die durch das Angenehme, Ausdrucksvolle, durch heitere, muntere Laune, dann aber auch wieder durch das Edle, Große, Erhabene ihre Werke so ganz hervorzuheben verstehen. In jeder andern Gattung hat W. ebenfalls Vieles geleistet und unter den Cantaten zeichnet sich hauptsächlich „die Macht der Tonkunst“ aus. Er starb zu München den 17. Oktober 1825. — 2) W., Veit Anton, geboren zu Hoheneggelkofen 1754, ward 1778 Priester, hierauf Hauslehrer und zwei Jahre Katechet des deutschen Collegiums zu Rom, wurde Pfarrer zu Laichling bei Eggmühl, dann zu Kösching bei Ingolstadt, 1795 Pfarrer an der obern Stadtkirche und anfänglich Professor der Kirchengeschichte, nachher aber der Katechetik, Liturgie und Moral zu Ingolstadt und wurde 1800 in derselben Eigenschaft nach Landshut übersetzt. Zugleich ward er geistlicher Rath, Stadtpfarrer zu St. Jakob daselbst und bald darauf Domherr des Hochstifts Eichstädt. Er starb den 27. Februar 1814. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Vorarbeiten zur Beleuchtung der österreichischen und bayerischen Kirchengeschichte überhaupt und der vor-agilolfingischen Periode insbesondere, 2 Bde., München 1805—1809; Ueber die ältesten Gesetze Bojuvariens, Landshut 1812; Deutsches katholisches ausübendes Ritual, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1813; Aelteste Kirchengeschichte Bojoariens, von Christus bis auf Karl den Großen, Landshut 1813; Aelteste Kirchengeschichte von Altbayern, Oesterreich und Tyrol, ebd. 1814 u. m. a. — 3) W., Georg Ludwig, ein verdienter Staatsmann, geboren 1778 zu Prachthal im Großherzogthum Baden, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung an dem Lyceum zu Karlsruhe, studirte hierauf auf der Universität Göttingen die Rechte, wurde 1803 geheimer Sekretär, 1805 Assessor des protestantischen Kirchenrathskollegiums, 1807 Regierungsrath, 1809 Kreisrath in Durlach, 1810 Regierungsrath und Oberamtmann daselbst, 1814 Stadtdirektor in Heidelberg, 1815 Ministerialrath, später Staatsrath und seit 1833 Minister des Innern. Allgemeines Interesse erregte W. zuerst als Abgeordneter von Karlsruhe in der Ständeversammlung von 1819 durch den, gegen das Adelsedikt vom 16. April 1819 freimüthig und mit großer Klarheit abgefaßten „Commissionsbericht“. Ueberhaupt diente W. seinem Vaterlande mit eben so großer staatsmännischer Klugheit, als Redlichkeit der Gesinnung bis zu seinem 1838 erfolgten Tode, als aufrichtiger Freund politischer Entwickelung und vernünftiger Reformen zur Begründung der bürgerlichen Freiheit, das allgemeinste Vertrauen des ganzen Landes genießend. Durch Kammerbeschluß vom Jahre 1839 wurde seiner Wittwe eine höhere, als die normalmäßige, Pension zuerkannt und ihm selbst durch Subscription zu Karlsruhe ein Denkmal gesetzt.

Winterfeldt, Hans Karl von, königlich preußischer General, geboren in der Uckermark 1709, nahm schon im 14. Jahre preußische Kriegsdienste, kam wegen seiner Größe unter Königs Friedrich Wilhelm I. Leibregiment u. wurde dann Adjutant, als welcher er öfters um den König war. König Friedrich II. machte ihn bei seiner Thronbesteigung 1740 zum Major und gab ihm im ersten

schlesischen Kriege das Commando über ein Grenadierbataillon, womit er sich bei mehren Gelegenheiten auszeichnete. Bald darauf ernannte ihn der König zum Obersten und sandte ihn nach Petersburg, um Rußland von einer Verbindung mit Oesterreich abzuhalten, was ihm auch gelang. Auch im zweiten schlesischen Kriege zeichnete er sich bei jeder Gelegenheit durch besondere Tapferkeit aus. Wegen dieser erprobten Treue und Talente durfte er dem Könige bei seinen Reisen und Musterungen fast nie von der Seite und wurde zu wichtigen Geschäften gebraucht. Besonders thätig zeigte er sich für das Beste des Königs, als dieser die Anschläge des österreichischen, russischen und sächsischen Hofes vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges erfuhr, wofür er 1756 zum Generallieutenant des Fußvolks erhoben wurde. In den beiden ersten Feldzügen des 7jährigen Krieges spielte W. noch eine wichtige Rolle. Gleich Anfangs half er bei der Einschließung der sächsischen Armee in dem festen Lager bei Pirna, worauf er an den König August III. von Polen geschickt wurde, um ihn zum Beitritte gegen Oesterreich zu bewegen, was ihm jedoch nicht gelang. Im Feldzuge von 1757 fiel er mit dem Feldmarschall Schwerin in Böhmen ein u. zeichnete sich auch sonst bei mancherlei Gelegenheiten aus. Endlich wurde seine rühmliche Laufbahn beendigt, indem er in einem Gefechte mit dem Nadasdi'schen Corps am 7. September 1757 erschossen wurde. Wie sehr ihn Friedrich II. achtete, erhellt aus den merkwürdigen Worten: „Wider die Menge meiner Freunde werde ich wohl Mittel finden können, aber ich werde wenige W.e antreffen" und die Errichtung seiner Statue von weissem Marmor auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. W. besaß vortreffliche Geistesgaben und eine sehr einnehmende Bildung, aber oft bedauerte er, Nichts gelernt zu haben, daher ihm Friedrich II. stets gelehrte Leute zugab, um ihn in Sachen, die nicht in sein Hauptfach einschlugen, zu unterstützen, denn W. war sowohl sein Minister, als sein General. Sein größter Fehler war ein übertriebener Ehrgeiz. Vergl. Varnhagen van Ense: „Leben des General W." (Berlin 1836).

Winterschlaf nennt man jenen Zustand der Erstarrung, in welchen gewisse Thiere beim Herannahen der kalten Jahreszeit verfallen und worin sie, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, bis zum Frühjahre verbleiben. Die gewöhnlichen Lebensthätigkeiten, Blutumlauf und Respiration, gehen fort, jedoch bei Weitem langsamer. Die Verdauung ist sehr geschwächt und das Gewicht der Thiere nimmt während dieser Zeit bedeutend ab. Die meisten zeigen sich sehr unempfindlich gegen den Schmerz. Die Hauptursache dieser Erstarrung ist die Kälte. Aufgeweckt und erwärmt, stellen sich alle ihre Gewohnheiten sogleich wieder her. Zu den Winterschläfern gehören: Igel, Fledermaus, Hamster, Murmelthiere, Fische, Schlangen, Eidechsen, Schnecken, die Insekten, auch die Schwalben; uneigentlich nur der Bär und der Dachs.

Winterthur, sehr wohlhabende Stadt im Canton Zürich und eine der schönstgebauten in der ganzen Schweiz, in einem lieblichen Thale an dem Flüßchen Eulach, liegt 5 Stunden nordöstlich von Zürich u. besteht aus zwei, von Osten nach Westen parallel laufenden, breiten Straßen und 6 Kreuzgassen. Sehenswerth sind: die geräumige Pfarrkirche mit zwei Thürmen und einer schönen Orgel, das Rathhaus, das Hospital und das neuerbaute Schulhaus, die Stadtbibliothek mit einer zahlreichen Sammlung römischer, größtentheils in der Gegend aufgefundener, Münzen und mehre Privatsammlungen. Durch Ausfüllung der früheren Stadtgräben und Abbrechen der Thore wurde die Stadt in neuerer Zeit noch bedeutend verschönert. Die Umgegend zieren geschmackvolle Landhäuser, üppige Wiesen und Weinberge, deren Erzeugniß unter die besten des Cantons gehört. Wenige kleinere Städte der Schweiz entwickeln eine so bedeutende Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wie W. Die 4600 Einw. betreiben große Kattun-Druckereien, eine Vitriol-, Oel-, Alaun- und Glaubersalzfabrik, eine Fabrik künstlicher Mineralwässer und englische Maschinenspinnereien; der Handel hat vorzüglich rohe und verarbeitete Baumwolle, sowie Landesprodukte zum Gegenstande, von

großer Bedeutung sind auch die hiesigen wöchentlichen Fruchtmärkte. — Der Ort, ursprünglich durch Ansiedelung der Edelknechte der Grafen von W. und Kyburg entstanden, durch den Grafen, nachherigen Kaiser Rudolph von Habsburg mit Stadtrechten ausgestattet, ward bei der Aechtung Herzogs Friedrich von Oesterreich zur Reichsstadt erhoben. Dann genoß sie bis zum Jahre 1437 fast volle Unabhängigkeit, kehrte aber freiwillig unter Oesterreichs Schutz und Schirm zurück, hielt im Jahre 1460 eine zweimonatliche Belagerung (durch Züricher) mit heftiger und verzweifelter Gegenwehr rühmlich aus und kam 7 Jahre später, mit ansehnlichen Freiheiten und Vorbehalt der niedern und hohen Gerichtsbarkeit, als Municipal-Stadt unter Zürich.

Wintzingerode, 1) Georg Ernst Levin, Freiherr von, geboren 1752, stand zuerst als Offizier in hessischen Diensten, trat hierauf in württembergische Civildienste über, wurde 1794 in den Reichsgrafenstand erhoben, 1801 Minister des Auswärtigen und 1806 erster Minister und Ordenskanzler. Später ward er Gesandter in Berlin, Dresden, Hannover, Kassel, lebte von 1825 an abwechselnd in Gotha und auf seinem Schlosse Bodenstein im Eichsfelde und starb 1834. — 2) W., Heinrich Karl Friedrich Levin, Reichsgraf von W., Sohn des Vorigen, geboren 1778, württembergischer Gesandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien, sowie 1814 und 1815 im Hauptquartier der Alliirten, dann Minister, war als solcher im J. 1820 auf dem Congresse zu Wien, wo er sich als Schützer der liberalen Grundsätze zeigte. Später zog er sich von den Geschäften auf das Schloß Bodenstein zurück. — 3) W., Ferdinand, Freiherr von, russischer General der Cavalerie und Generaladjudant des Kaisers, geboren 1770 im Eichsfeld im Hannoveranischen, diente frühzeitig im Militair in den Diensten seines Vaterlandes, in russischen, sodann in österreichischen Diensten, immer da, wo es Krieg gegen Frankreich galt. Im Juni 1805 sandte ihn der Kaiser von Rußland als außerordentlichen Botschafter nach Berlin, um den König von Preußen zur Coalition gegen Frankreich zu bewegen. Er ging von da an den Wiener Hof, um an den, mit diesem Hofe geschlossenen, Allianztraktat die letzte Hand zu legen, begleitete bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1805 den Kaiser Alexander auf seiner Reise nach Deutschland und sollte hier die militairischen Operationen der Russen leiten. Allenthalben begleitete er den Kaiser Alexander und befand sich auch bei der Schlacht von Austerlitz, wo er durch Glück der Gefangenschaft entging. Im Feldzuge Oesterreichs gegen Frankreich von 1809 diente er unter den Fahnen des österreichischen Kaiserhauses, ward zum Feldmarschalllieutenant befördert und, als der Krieg Rußlands mit Frankreich 1812 begann, verließ er Wien und trat gegen die Franzosen ins Feld. Er zeichnete sich aus und drang bis nach Moskau (im Oktober), welches die Franzosen noch besetzt hielten, vor; ja, er selbst erschien in dieser Stadt, gab sich für einen Parlamentär aus, aber er wurde als Gefangener betrachtet und Napoleon gab ihm deutlich zu verstehen, welches Loos ihm als geborenem Hannoveraner bevorstehe. Er wurde nach Westphalen abgeführt, wo man ihm den Prozeß machen wollte, wurde aber auf dem Wege dahin bei Minsk durch die Truppen des Generals Czernitscheff befreit und gerettet u. commandirte seit dem ein Armeecorps, mit dem er sich 1813 bei Lützen und Bautzen und vorzüglich bei Leipzig (18. October) auszeichnete. Sodann wurde er der Armee des Kronprinzen von Schweden zugetheilt. Im Feldzuge von 1814 hatte er ein Commando von 30,000 Mann, that sich bei Brienne, Laon und besonders in der Schlacht am Montmartre (30. März) hervor, erhielt dafür den Andreasorden, vom Könige von Frankreich (Mai 1814) das Großkreuz des Ludwigsordens. Auch andere Mächte ertheilten ihm ihre Ehrenzeichen. 1816 schickte ihm der König von Preußen das eiserne Kreuz zweiter Classe zu. Er starb zu Wiesbaden den 17. Juni 1818.

Wipper, s. Kipper und Wipper.

Wirbelsäule oder Rückgrath (spina dorsi), heißt die, beim Menschen

senkrecht gelagerte, schlangenförmig gebogene Knochensäule, welche den Schädel (s. d.) mit dem Becken (s. d.) verbindet und aus den 24 Rückenwirbeln (vertebrae) besteht. Diese Wirbel sind durch Zwischenlagen von Bandmasse und andere Bänder sehr innig mit einander verbunden, so daß jeder einzelne von ihnen sehr wenig, die ganze Säule aber ziemlich bedeutende, wenn auch nicht an allen Stellen gleiche, Beweglichkeit besitzt. Man nennt die sieben obersten Wirbel, deren erster unmittelbar mit dem Hinterhauptbeine des Schädels verbunden ist, Halswirbel; die zwölf folgenden, an deren Seiten sich die Rippen (s. d.) anschließen, Brustwirbel und die fünf untersten, deren letzter auf dem Kreuzbeine ruht, Lendenwirbel. Erstere sind die kleinsten, letztere die größten; an Gestalt sind sie, ausser dem ersten und zweiten Halswirbel (Atlas und Epistropheus), welche eine, die Beweglichkeit des Kopfes vermittelnde Form haben, unter einander dem Wesen nach gleich, namentlich sind sie alle durchbohrt u. bilden so den Kanal, welcher das Rückenmark (s. d.) enthält. Die W. ist in ihrer knorpeligen Grundlage im Embryo früher, als andere Knochen, vorhanden, verknöchert jedoch später, als viele andere. Angeborene Bildungsfehler, zu viel oder zu wenig Wirbel, Spaltung des Rückenmarkkanals, Verkrümmungen u. s. w. sind nicht selten; letztere werden oft auch später erworben und sind Gegenstand der Orthopädie (s. d.). Dieselben Krankheiten, welche andere Knochen befallen, können auch bei der W. vorkommen und sind hier, wegen der Nähe des Rückenmarks, mit mehr Gefahr verbunden. Welche Wichtigkeit die W. in der Oekonomie des thierischen Körpers besitzt, zeigt die wohlbegründete Eintheilung des gesammten Thierreichs in zwei große Classen: die Wirbel- und die wirbellosen Thiere. Während letztere den Wirbel gänzlich entbehren und von ersteren in der ganzen Körperorganisation bedeutend abweichen, hält in diesen die W., obgleich an Anzahl und Gestaltung der Wirbel selbst mannigfach verschieden, ihre allgemeine Bestimmung, einen wesentlichen Theil des Knochensystems, somit ein Hauptorgan der Gestaltung und Bewegung des ganzen Körpers und einen festen Schutz für das Rückenmark abzugeben, durchgängig fest.

Wirkung nennen wir Alles das, was durch etwas Anderes hervorgebracht wird. So ist z. B. Wärme die W. des Feuers, die Sonnenfinsterniß die W. des Mondes, der zwischen die Erde und die Sonne tritt rc. Man unterscheidet unmittelbare W.en, wenn eine Kraft sie durch sich selbst hervorbringt; mittelbare W.en, wenn die W. einer andern Kraft dazwischentritt. Der Umfang einer W. heißt der Wirkungskreis. Alle diejenigen W.en, welche die Körper durch Stoß und Druck auf einander auszuüben im Stande sind, nennt man mechanische W.en u. diejenigen, die in der besondern Beschaffenheit der Körper gegründet sind, chemische W.n, weil letztere auf eine gegenseitige Anziehung oder Zurückstoßung zurückgeführt werden können. Bezieht man z. B. die W. auf Geschütz u. Pulverminen, so heißt die Richtung, nach welcher eine Mine wirkt, die W.s-Linie und die Ausdehnung, bis wohin sie wirkt, der W.s-Kreis, die W.s-Sphäre. Ebenso ist elektrischer W.s-Kreis der Raum, in welchem andere Körper durch einen elektrisirten offizirt werden.

Wirth, Joh. Georg August, geboren zu Hof in Oberfranken 1800, trat schon früh in bayerische Staatsdienste zu Bayreuth und begab sich 1831 von da nach München, wo er seine, schon in Bayreuth herausgegebene, Zeitschrift „der Kosmopolit" fortsetzte, diese aber noch in demselben Jahre aufgab und mit Cotta einen Contrakt schloß, wodurch ihm die Redaktion der Zeitschrift „das Inland", die zunächst auf die Belebung des politischen Lebens in Bayern berechnet war, übertragen wurde. Die Regierung machte das Blatt zu ihrem Organe, ohne jedoch, wie erklärt wurde, dem Herausgeber den Spielraum zur Darlegung seiner Meinungen beschränken zu wollen. Seine anfänglich gemäßigte Haltung ging aber bald in leidenschaftliche Opposition über, die ihn mit der Censur in Zwistigkeiten verwickelte; „das Inland" wurde endlich unter die Censur der Kreisregierung gestellt, hörte auf, ein halboffizielles Blatt zu seyn und, da W. in eine

immer schärfere Opposition gegen die Regierung trat, so erschien es seit 1831 nicht mehr. Gleichzeitig kündigte er die „Deutsche Tribüne" an, welche außer den Angelegenheiten Bayern's auch die des gesammten Deutschlands umschließen sollte. Diese Zeitschrift trat noch kräftiger, als die erloschene, gegen die Regierung auf; daher wurde W. in der Censur von Neuem beschränkt, was ihn veranlaßte, die „Tribüne" Anfangs 1832 nach Hambach in Rheinbayern zu verlegen, wo er sich, den bestehenden gesetzlichen Formen der Gerichtsverfassung zu Folge, freibewegen zu können versprach. Da aber seine Sprache gegen deutsche und auswärtige Regierungen immer kühner wurde, der monarchischen Regierung Alles absprach und nur das Heil in einem Bunde deutscher Freistaaten fand, wurde seine Zeitschrift im März 1832 vom Bundestage verboten, er selbst aber in Zweibrücken (April) verhaftet, jedoch auf den Ausspruch des Appellationsgerichts bald wieder auf freien Fuß gestellt. In Folge seines spätern Aufrufes „an die Vaterlandsfreunde in Deutschland" und der von ihm auf dem Hambacher Feste (27. Mai) gehaltenen Rede über Deutschlands Nationaleinheit wurde er mit anderen Theilnehmern an dem Feste abermals festgenommen und nach Zweibrücken geführt, wo die gerichtlichen Untersuchungen gegen ihn begannen. Was er in Hambach gesprochen, entwickelte er in einer, während seiner Gefangenschaft verfaßten Schrift: „Die politische Reform Deutschlands" (Straßburg 1832). Im Juni 1833 versammelten sich die Assisen zu Landau, um über ihn und die übrigen Angeklagten den Ausspruch zu thun. In der Anklageacte ward er beschuldigt, theils durch seine Schriften, theils durch seine, zu Hambach gehaltene, Rede die Bürger unmittelbar zum Sturze der deutschen Verfassung aufgereizt zu haben. Die Geschworenen aber sprachen ihn, wie die übrigen Angeklagten, frei; er wurde jedoch nicht freigelassen, weil er vor dem Zuchtpolizeigerichte wegen Beleidigungen in Reden und Schriften gegen in- und ausländische Behörden angeklagt worden war und die rheinbayerische Provinzialbehörde verurtheilte ihn im November 1833 zu zweijähriger Haft, worauf er, ohne mit Siebenpfeifer entfliehen zu wollen, in das Gefängniß zu Kaiserslautern gebracht wurde (April 1834). Auf dem Wege überfielen Bewaffnete den Wagen, um ihn zu befreien; der Versuch mißlang aber und W. langte in Kaiserslautern an, von wo er im Dezember 1835 nach Passau in geringere Haft gebracht wurde. Endlich erlaubte man ihm, unter polizeilicher Aufsicht in seiner Vaterstadt Hof zu leben, von wo er aber am 30. Dezember 1836 flüchtete, sich zuerst nach Straßburg u. Nancy u. hierauf in den Schweizer-Canton Turgau begab, wo er eine Zeit lange die deutsche Volkshalle redigirte, die aber bald durch Polizeigewalt unterdrückt wurde. 1843 begann er seine „Geschichte der Deutschen", welche viele neue Aufschlüsse enthält. Um sich ein sorgenfreies Alter zu verschaffen, kaufte er für seine Ersparnisse ein Landgut, allein die Kaufsumme überstieg seine Kräfte; nach vielen Anstrengungen konnte er, trotz der Hülfe treuer Freunde, das Gut nicht behaupten, den Kaufschilling, der von dem Gläubiger mit harter Strenge eingefordert wurde, nicht zu rechter Zeit auftreiben; er rieb sich in einem mehrjährigen Kampfe mit dieser materiellen Noth furchtbar auf: eine gerichtliche Versteigerung nach der andern traf ihn; die Freunde, welche seinen ökonomischen Schritt mißbilligt, verließen ihn; zuletzt wurde das Gut verkauft und er gezwungen, nach Deutschland zurück zu kehren. Während er zu Karlsruhe die Fortsetzung seiner Geschichte schrieb, wollte er sich wieder in die Politik werfen; allein das Unternehmen gelang nicht. Es war im Anfange des Jahres 1847, als er in der Einleitung seiner neuesten Geschichte den Fürsten noch einen letzten Vergleich vorschlug, dasjenige nämlich, wovon jetzt die ganze Nation erfaßt ist, was Andere in Motionen abschrieben. Damals dachte man noch an keine Revolution und, wenn die Fürsten darauf eingegangen wären, so wären sie gerettet gewesen und auch das Volk hätte seine Freiheit ohne Revolution errungen. Allein man hörte nicht auf ihn und ein Jahr darauf kam, was er voraus gesagt und die Revolution machte nun jenen Vergleich unmöglich, obgleich man ihn jetzt endlich ausführen will und dadurch die täglichen

Kämpfe verursacht. W. schrieb jetzt sein denkwürdiges „Wort an die deutsche Nation", wovon jede Sylbe eine Prophetie ist, die sich täglich durch Thatsachen bestätigt. Und mit ihm sollte er seine Laufbahn vollenden. Obgleich früher der Abgott des Rheinlandes, fand er doch 1848 hier keinen Wahlbezirk, der ihm sein Vertrauen für die deutsche Nationalversammlung schenken mochte; er vertrat in derselben Reuß und Gera. Im letzten Aufflackern seiner Lebenskraft träumte er von einer zweiten, schönern Periode seiner Thätigkeit. Die „deutsche Tribüne" trat aus ihrem Grabe hervor; in ihr u. in der Nationalversammlung that sich für ihn ein unermeßliches Feld auf. Es war zu spät. Als der Reichsverweser in Frankfurt's Mauern einzog, lag W. auf dem Sterbebette; am 26. Juli 1848 schloß er die Augen.

Wisby, Stadt an der westlichen Küste von Gothland in Schweden, mit etwa 5000 Einw., ist Sitz eines protestantischen Bischofs und hat ein Gymnasium, starke Industrie und ansehnlichen Handel. Früher war W. als Hansestadt sehr berühmt und das hiesige Seerecht galt im ganzen Norden von Europa.

Wischnu, s. indische Religion.

Wisconsin, Gebiet im Nordwesten der Vereinigten Staaten, auf der Ostseite des obern Mississippi, zwischen dem westlichen Binnenlande des brittischen Nordamerika und dem Staate Illinois, im Osten vom Michigansee begränzt und mit dem nördlichen Theile das ganze Süd- und Westgestade des Obersees bildend. Der Flächeninhalt beträgt 5400 □ Meilen, die Einwohnerzahl 50,000, worunter 20,000 Deutsche. Die Menomeni's, die Ottawa's, Sioux, Sawk's, Foke's und einige andere indianische Völkerschaften sind noch in den nördlichen u. westlichen Theilen des Gebietes verbreitet, aber man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie sich entfernen werden, in dem Maße, als die weiße Bevölkerung Fortschritte macht. Diese nimmt mit jedem Tage zu, und die Ansiedlungen folgen sich schnell aufeinander. Die Negersklaverei ist in diesem Gebiete nicht gestattet. Der in den Mississippi sich ergießende Fluß Wisconsin, welcher dem Landstriche den Namen gibt, wurde im J. 1674 von zwei Franzosen entdeckt, dem Missionär Pater Marquette und dem Kaufmanne Joliet. Boden und Produkte sind wie in den benachbarten Staaten und im westlichen Binnenlande des brittischen Nordamerika. In neuerer Zeit hat man reiche Blei- und Kupfergruben entdeckt, die jetzt zahlreiche Arbeiter beschäftigen. Bereits sind auch Städte gegründet worden, darunter Madison, der Sitz des Gouverneurs, und Milwaukie am Michigansee, das schon acht Kirchen und 8000 Einwohner hat. Außerdem bestehen im Lande mehre Forts. — W. wurde früher der Huron-Distrikt geheißen und bildete mit dem Jowa-Distrikt das s. g. Nordwest-Gebiet. Durch eine Akte vom 29. April 1836 erklärte der amerikanische Kongreß es zum Gebiete (territory) u. setzte daselbst eine Regierung ein. Es gehört zur Zeit unter diejenigen Länderbezirke der Vereinigten Staaten, welche noch keine selbstständige politische Verfassung haben, sondern im Namen des Präsidenten und des Kongresses durch einen Gouverneur verwaltet werden. mD.

Wiselius, Samuel Iperuszoon, ein holländischer Dichter, geb. 1769 zu Amsterdam, praktizirte seit 1792 als Advokat zu Amsterdam, wendete sich jedoch von seinem Fache bald ab und trieb Handelsgeschäfte. 1795 wurde er, wegen Beförderung der Revolution, Mitglied der Provinzial-Verwaltung von Holland, zog sich aber später in den Ausschuß für die Angelegenheiten der Colonien zurück. Bei der Vereinigung der streitenden Parteien 1802 verlor W. seine Stelle und wurde erst 1814 wieder als Vorstand der Polizei in Amsterdam angestellt; er starb 1845. Seine Trauerspiele u. ein Theil seiner Gedichte erschienen: Mengelen Tonneel Poezy, Amsterdam 1818, 5 Bände, dazu ein sechster Band, Niuwe Gedichten, 1833.

Wismar, Herrschaft im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, mit 3½ □ Meilen und 15,000 Einwohn.; darin die Hauptstadt gleiches Namens an einem Busen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet, ist Sitz eines

protestantischen Consistoriums, hat sechs Kirchen, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, drei Hospitäler, ein Seebad und 11,500 Einw., die hauptsächlich Segeltuch, Karten, Tabak, Wollen- und Leinenwaaren fabriziren, Schiffbau, Fischerei und sehr lebhaften Handel treiben. — W. soll das alte Taciburgum, nach And. Lirimiris seyn, aber den Namen W. von einem alten Vandalenkönige Wismar 340 erhalten haben. 675 war es nur ein Flecken; sein Hafen wird 1170 urkundlich erwähnt, blieb aber klein, bis es Graf Gunzelin von Schwerin 1239 aus den Ruinen von Mecklenburg vergrößerte, um Lübeck zu schaden. 1301 brachte Heinrich der Hierosolymitaner W. an Mecklenburg. Nun wurde die Stadt eine der bedeutendsten, weigerte den Herzögen von Mecklenburg um 1471 mehrmals den Gehorsam, gerieth aber 1586, wo viele Niederländer nach Hamburg flüchteten und von da aus Handel trieben, in Verfall. Es war damals eine bedeutende Festung, durch einen bastionirten Wall; der Hafen durch ein gemauertes, viereckiges, bastionirtes, bombenfestes Fort, der Wallfisch, am Eingange desselben auf einer Sandbank gelegen, geschützt. 1628 eroberte es Wallenstein für den Kaiser, 1631 aber Gustav Adolph. Es ward im westphälischen Frieden 1648 an Schweden abgetreten und Mecklenburg durch das Bisthum Schwed entschädigt. Schweden verstärkte die Festungswerke und verwendete so viel darauf, daß Karl XI. die Wälle W.s die silbernen Wälle nannte. 1675 ward W. durch die Dänen unter Sandberg belagert und durch Capitulation erobert; doch gaben es die Dänen 1679 im Frieden von Schonen wieder heraus. 1699 schlug der Blitz in einen Pulverthurm und sprengte diesen und mit ihm einen Theil der Stadt in die Luft. 1712 wurde es von den Dänen, 1716 von den Dänen, Preußen und Hannoveranern belagert; die Besatzung ergab sich jetzt aus Hunger und nun wurde auch die Festung geschleift, auch mußte sich Schweden im Frieden von 1721 anheischig machen, W. nie wieder zu befestigen. 1803 wurde es von Schweden an Mecklenburg um 1,200,000 Thlr. Banco verkauft.

Wismuth, auch **Bismuth**, ist ein Metall von weißer, ins Röthliche spielender Farbe; glänzend, spröde, hat einen blätterigen Bruch und ein spezifisches Gewicht = 9,83. Es verwandelt sich in sehr starker Hitze in Dampf und läßt sich dann sublimiren. (S. Sublimation.) Der Mineraloge G. Agricola unterschied das W. im J. 1546 zuerst als ein Metall und 1753 wurde es von Pott und Geoffroy näher ermittelt. Es findet sich, im Allgemeinen nicht sehr häufig, gediegen; ferner auch oxydirt, als W.-Ocker; in Verbindung mit Schwefel als W.-Glanz; in Verbindung mit Schwefel und Kupfer als Kupfer-W.-Erz und in Verbindung mit Schwefel, Kupfer und Blei als Nadelerz. Die hauptsächlichsten Fundstätten sind auf Gängen im Ur- und Flötzgebirge, im sächsischen Erzgebirge bei Schneeberg, Johann-Georgenstadt, in Böhmen, Württemberg, Baden, Hessen, Schweden und Norwegen, England und Frankreich. Es dient zu leicht schmelzbaren Legirungen, z. B. zum Schnellloth der Klempner, zu weißen Farben, wie W.-weiß, zu Schminke, in der Arzneikunde und in der Chemie. aM.

Wissenschaft, der Inbegriff der Erkenntnisse, die auf irgend einem Gebiete des Wissens möglich sind, oder erworben werden, in ein System geordnet. Da jede wahrhafte Erkenntniß aus zwei Elementen einem allgemeinen oder rationellen und einem besondern oder empirischen besteht, so muß auch die W. ebenso empirisch, wie rational seyn, indem sie das Allgemeine aus dem Besondern entwickeln, dieses auf jenes, als seinen Grund aus seiner höhern Wahrheit, zurückzuführen hat, wobei sie also weder mit einem bloßen vagen Allgemeinen zu thun hat, noch auch bei dem Empirischen, Wirklichen stehen bleiben darf. Wie nun das Allgemeine selbst im Besondern auf verschiedene Weise in verschiedenen Stufen erscheint (vgl. den Artikel Vermögen), so wird es auch für jede dieser Stufen einen besondern Anknüpfungspunkt des Erkennens geben, auf welchen alle Erscheinungen dieser Stufe zurückbezogen werden: eine besondere W., die für sich besteht, — aber doch auch, weil ihr Ausgangspunkt zugleich Endpunkt einer

frühern Reihe ist, sich an eine andere W. anschließt, so, daß alle diese W.en eine fortlaufende Reihe bilden, deren Einheit die Methode ist, nämlich die rationale Behandlung der empirischen Stoffe, die Betrachtung der einzelnen Erscheinungen nach ihrem Wesen oder Vermögen, deren Gränzen aber jene Stufen des Allgemeinen sind, von denen aus die Betrachtung vor sich geht wie man z. B. die W. der Natur und die W. des Geistes geschieden hat. Die Philosophie, welche diese Methode der W., ihre Unterschiede und Beziehungen entdeckt und darnach die W. selbst ordnet und beaufsichtigt, mag nicht mit Unrecht Grund-W., W. der W.en, oder auch wohl W.-Lehre heißen (welch' letztern Ausdruck Fichte wählte, der eine theoretische und praktische Wissenschaftslehre unterschied). — Ersichtlich ist, daß, da der W. allemal ein Stoff, d. h. ein Wirkliches empirisch gegeben seyn muß, sie stets theoretisch, spekulativ, ist, nicht praktisch, d. h. selbst ein Wirkliches hervorbringend oder dazu Anleitung gebend, was vielmehr Sache der Kunst ist; daß daher auch jener Unterschied selbst unstatthaft und nur daher kommen mag, daß die W. der höheren Stufen des Geisteslebens, unserem Handeln näher steht, als die Betrachtung der Natur und daher den Schein hat, dies selbst zu fördern. Gewöhnlich freilich hat man jedes, nach irgend einer Art von Prinzip zusammengestellte, Conglomerat von Vorstellungen, Begriffen, Meinungen über einen Gegenstand W. genannt u. nun bald nach dem verschiedenen Charakter dieser Vorstellungen von rationalen, empirischen u. rationalempirischen; bald nach der Natur der Gegenstände von Nominal- und Real-W.en (Sprach- und Sach-W.en), auch von historischen, mathematischen u. anderen W.en; bald nach der Art, wie der Stoff geboten wird, von freien u. positiven; endlich von halbfreien, halb positiven W.en gesprochen. Nach dieser unwissenschaftlichen Weise sind denn auch zumeist die Classifikationen der W.en gemacht worden.

Wissenschaftslehre, s. Wissenschaft.

Wit, 1) Johann de, Großpensionär von Holland, geboren 1625 aus einer alten und edlen Familie, der Sohn des Bürgermeisters zu Dordrecht, Jakob de W., studirte die Rechte, Mathematik, Theologie, machte ausländische Reisen und schwang sich dann in seinem Vaterlande durch Kopf und Talente zum Großpensionär. Der Krieg mit England 1652, wobei die Holländer in 7 großen Seeschlachten unter ihren großen Admiralen, Tromp u. Ruyter, mit abwechselndem Glück fochten, beschäftigte ihn auf's Aeußerste, noch mehr aber die Gährungen im Innern der Republik, wo eine Partei mit Nachdruck darauf drang, dem Prinzen Wilhelm von Oranien die Würde seiner Vorfahren zu verschaffen, 1668. De W. widersetzte sich diesem Plane auf's Aeußerste und bewegte die Provinz Holland, durch ein immerwährendes Edikt die Statthalterschaft bei sich auf ewig zu vertilgen und die Stelle eines Generalcapitäns der Union aufzuheben. Er hatte sein anti-oranisches System sehr gut berechnet und er selbst würde die völlige Ausschließung des Prinzen gewiß behauptet haben, wenn nicht Ludwig XIV., wider sein eigenes persönliches Interesse und wider das Interesse seines Reichs, ohne irgend eine Veranlassung zu haben, 1672 Krieg angefangen hätte. Sobald aber der Krieg ausbrach, war die anti-oranische Partei gesprengt und die Republik selbst schien fast ohne Rettung verloren. Das Volk, belebt durch das Andenken an die glückseligen Zeiten unter den Statthaltern, erregte bei diesen Bedrängnissen des Staates einen allgemeinen Aufruhr gegen seine Obrigkeiten, mit der Wirkung, daß der 22jährige Prinz Wilhelm von Oranien, der schon beim Anfange der Gefahr zum Generalcapitän der Union ernannt worden war, nicht nur von Seeland, sondern auch von Holland, mit völliger Aufhebung des immerwährenden Edikts, zum Statthalter angenommen werden mußte. Das Volk, das ehemals in de W. seinen Retter gesehen hatte, warf nun den wüthendsten Haß auf ihn. Er hatte schon vorher seine Staatsbedienung niedergelegt, wurde aber dessen ungeachtet mit seinem Bruder Cornelius, Bürgermeister von Dordrecht, am 20. Aug. 1672 von dem Pöbel zu Haag auf's unmenschlichste er-

mordet und gemißhandelt. Dieser große Staatsmann zeichnete sich eben so sehr durch seine Mäßigung, als seine Talente aus. Er lebte höchst einfach und ging gewöhnlich zu Fuß, während sein Name bei den europäischen Negotiationen neben den mächtigsten Königen genannt wurde. Im Arbeiten war er unermüdlich, betrieb Alles in der Ordnung mit Weisheit, belebt vom wärmsten Patriotismus. Niemand kannte den Staat von Holland, dessen Kräfte u. die zweckmäßigste Anwendung derselben besser, als er. Von seinem großen politischen Genie zeugen unter anderen die Brieven van de W., die in Amsterdam 1725 in 6 Quartbänden erschienen sind und sein, von ihm selbst 1662 geschriebenes, politisches Testament unter dem Titel: „Memoires de Jean de W., trad. de l'holland." Regensburg 1709. — 2) W., genannt von Dörring, Ferdinand, geboren zu Altona 1800, war der Sohn eines Roßhändlers, lebte aber bei seiner geschiedenen Mutter, einer Schwester des bekannten Baron Eckstein, welche hierauf den dänischen Offizier von Dörring heirathete, besuchte das Gymnasium zu Altona und seit 1815 das Johanneum in Hamburg und bezog 1817 die Universität Kiel und 1818 Jena, von wo aus er Gießen besuchte, daselbst mit Karl Follenius Freundschaft schloß u. im August eine Fußreise nach Paris unternahm. Hatte er schon früher durch überspanntes Wesen manchen Anstoß, selbst unter seinen gleichgesinnten Freunden, erregt, so ward er jetzt unter der Aegide Follen's, der 1818 in Jena als Privatdocent auftrat, um so ungebundener und mußte bereits im Dezember 1818 Jena verlassen. Er zog sich nach Altona zurück, begab sich aber in Folge der, wegen Kotzebue's Ermordung eingeleiteten, Untersuchung 1819 nach England, von wo aus er sich höchst indiscret über seine Freunde in Jena aussprach und folgte bald darauf einem Rufe seines Oheims, des Baron Eckstein, nach Paris, von wo ihn aber dieser nach Nizza zu Deserre sendete. Von nun an lebte er unter dem Namen Dörring an verschiedenen Orten Frankreichs, Italiens und der Schweiz, bis er endlich am 20. September 1821 in Savoyen verhaftet wurde und nach Turin und von da in die Citadelle nach Mailand gebracht wurde. Hier entkam er zwar im Dezember 1822 u. irrte nun unstät umher, ward aber am 24. Februar 1824 in Bayreuth verhaftet, nach Köpenik gebracht und 1826 auf die dänische Festung Frederiksort gesetzt, von wo entlassen er sich zur Herausgabe einiger seiner Schriften nach Braunschweig begab, aber, auf Antrag des preußischen Staatsministers von Schuckmann von dort weggewiesen, in Deutschland nirgends geduldet, umherirrte, bis er endlich in Weimar einen kurzen Aufenthalt fand und zugleich die Hand einer reichen Dame von Stande erwarb, mit der ihm aber Schleswig als fortwährender Aufenthaltsort angewiesen ward. In neuerer Zeit kaufte er sich in Oberschlesien an; auch scheint er seinen frühern sehr unstäten Charakter, namentlich seit er 1845 zur katholischen Kirche zurückkehrte, mehr consolidirt zu haben. Besonders wirkte er löblich für das zu Stande Kommen der Mäßigkeitsvereine. Seine früheren Schriften tragen ganz den Stempel seines excentrischen, unstäten Charakters: „Lucubrationen eines Staatsgefangenen," Braunschweig 1827; „J. W., genannt von Dörring, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit," Braunschweig 1827—1830, 4 Bde. und „W. von Dörring, mein Jugendleben und meine Reisen," Leipzig 1832.

Witebsk, ein russisches Gouvernement, zwischen Liefland, Pskow, Smolensk, Minsk, Kurland, Mohilew, mit 715 □ Meilen u. 756,000 Einwohnern, ist eben, theils sandig und morastig, waldreich und hat namhaften Ackerbau und Viehzucht. — Die gleichnamige Hauptstadt, in sumpfiger Gegend an der Düna gelegen, hat 11 griechische und 3 römisch-katholische Kirchen, ein Gymnasium und 18,000 Einwohner, welche bedeutende Industrie in Leder, Tuch etc. treiben. Stadt und Gouvernement kamen 1772 von Polen an Rußland.

Withof, Johann Philipp Lorenz, Arzt und trefflicher didaktischer Dichter, geboren 1725 zu Duisburg, durch seinen Vater, Professor der Geschichte und griechischen Sprache, tüchtig gebildet, studirte Medizin, wurde Arzt zu Bingen, Docent zu Duisburg, Professor der Geschichte u. Philosophie zu Hamm,

Professor der Medizin zu Frankfurt an der Oder und starb als Professor zu Duisburg, 1789. Im Ausdruck nicht ohne Härten, zeichnet sich W. durch Kraft der Gedanken und kühne Phantasie aus. „Akademische Gedichte," 2 Thle., 1782 u. 83; „Unterhaltungen mit seinen Kindern," 3 Thle., 1792 u. 93.

Witschel, Joh. Heinrich Wilhelm, ein lyrischer Dichter, geboren 1769 zu Henfenfeld bei Hersbruck, wurde nach Verwaltung mehrer Predigerstellen 1819 Dekan, Stadtpfarrer u. Schulinspektor zu Kattenhochstädt, wo er am 24. April 1847 im 78. Jahre starb. Seine religiösen Dichtungen sind einfach u. von edler Form, aber nicht tief. Am weitesten verbreitet haben sich, sein „Morgen- u. Abendopfer" (seit 1806 sehr oft aufgelegt). Außerdem: „Dichtungen" (neue Aufl. 1801), „Hermolaos" (1796), „Pantheon für Damen" (1799), „moralische Blätter" (2. Aufl. 1828) rc.

Wittekind, gewöhnlich mit dem Beinamen: „der Große," einer der vorzüglichsten Heerführer der Sachsen im letzten Drittheile des 8. Jahrhunderts, stammte aus einem Geschlechte, das sich durch seine Tapferkeit bei seiner Nation vielen Ruhm erworben hatte. Die Sachsen waren schon unter Karl des Großen Vater, Pipin dem Kurzen, genöthigt worden, den Franken einen jährlichen Tribut zu geben; allein Karl wollte nicht blos Tribut von ihnen, sondern sie sich völlig unterwürfig machen. Ihre vorzüglichste Festung war Ehresburg (die, wie man sagt, bei Stadtberg im ehemaligen Herzogthume Westphalen lag) und in deren Nähe befand sich die Irmensäule. Die Eroberung der erstern schien Karln vorzüglich wichtig. Als er daher 772 den Krieg gegen die Sachsen beschlossen hatte, griff er sogleich jene Festung an, eroberte sie und zerstörte die Irmensäule. Dies bewog zwar die an der Weser wohnenden Sachsen, mit Karl Frieden zu machen und ihm zur Sicherheit Geißeln zu geben; allein kaum hatte Karl 774 seinen Marsch nach Italien angetreten, um die Longobarden zu bekriegen, so entriß ihm W., den die Sachsen zu ihrem Anführer gewählt hatten, diese Festung wieder und zerstörte sie. Karl eilte aus Italien zurück, verwüstete einen Theil der sächsischen Lande, schlug die rebellischen Sachsen in einigen Treffen, entriß ihnen eine zweite Festung und führte Ehresburg wieder auf, doch nur, um sie 776 von W. abermals zerstört zu finden. Karl zwang die Empörer von Neuem zur Unterwerfung und zur Taufe, allein vergebens erwartete er W.'s Unterwerfung, der sich indessen zu seinem Schwiegervater, Siegfried, König von Dänemark, begeben hatte und nur Karls Entfernung erwartete, um abermals die Franken anzugreifen. Kaum war daher Karl 778 nach Spanien gegangen, um auch dort Eroberungen zu machen, so drang W. von Neuem bis an den Rhein vor und verwüstete, da ihm ein Uebergang über diesen Fluß unmöglich war, die ganze Gegend vom Rhein bis an die Mosel. Allein er wurde jetzt und im folgenden Jahre von den Franken geschlagen und Karl, der immer weiter vordrang, brachte jetzt einen beträchtlichen Theil der Sachsen zur Unterwerfung. W. wartete nur auf Karls Entfernung von der Armee, stellte sich wieder an die Spitze seiner Armee und schlug 782 die Franken bei Suntal (wie man glaubt dem jetzigen Künder im Braunschweigischen) auf's Haupt. Karl rückte wieder vor und aus Verdruß, daß W. auch diesmal seiner Rache entgangen war, nahm er an den besiegten Sachsen die blutigste Rache, indem er mehre Tausende niederhauen ließ. So vielfältige Erfahrungen hatten ihn endlich belehrt, daß W. zwar geschlagen, aber nicht völlig besiegt werden könne: Er versprach ihm daher sicheres Geleite und Freiheit, stellte ihm Geißeln für seine Sicherheit und berief ihn zu sich. W. erschien mit seinen Begleitern und erhielt, nachdem er sich hatte taufen lassen, seine Besitzungen in Sachsen zurück und den Titel eines Herzogs von Sachsen. Seine späteren Schicksale lassen sich nicht mit Gewißheit angeben, so Vieles und so Verschiedenes auch manche Chronikenschreiber von demselben zu erzählen wissen. Allein eben dieses ist der beste Beweis dafür, daß er wenigstens nicht wieder als Karls Feind aufgetreten sei. Er blieb wahrscheinlich in einem Treffen gegen den Herzog Gerold von Schwaben 807. Daß er Stammvater der sächsischen Regenten sei, ist aus der Geschichte nicht zu beweisen.

Wittelsbach, Stammhaus der bayrischen Königsfamilie, welches zu Anfang des 12. Jahrhunderts von dem Grafen Otto III. zu Scheyern auf einem hohen Berge bei Aichach in Oberbayern erbaut worden ist. Man nennt es auch Oberwittelsbach, im Gegensatze zu dem im Thale liegenden Dorfe und Schlosse Unterwittelsbach. Dermalen ist von der alten Veste fast nichts mehr zu sehen, indem sie nach der Ermordung des Kaisers Philipp von Schwaben durch Otto VII. von Wittelsbach auf Befehl Kaisers Otto IV. 1209 geschleift ward. Von den beim Abbruche gewonnenen Steinen erbaute man die Ringmauer des Städtchens Aichach und auf der Stelle der Burg selbst eine Kirche. Seit 1832 bezeichnet den historisch merkwürdigen Platz ein nach Ohlmüllers Zeichnung im gothischen Style ausgeführter, 50 Fuß hoher Obelisk, errichtet von den zu diesem Zwecke im Lande gesammelten Beiträgen und die Inschrift tragend: „Seinem tausendjährigen Regentenstamme das treue Bayern." — Ueber die Grafen von Scheyern und Wittelsbach s. das Nähere unter Scheyern, bei welcher Gelegenheit wir auch den in jenem Artikel S. 117 Z. 19 eingeschlichenen Druckfehler „Agenten" in „Agnaten" verbessern. mD.

Wittenberg, Stadt und Festung im Regierungsbezirke Merseburg, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine 500 Ellen lange Brücke führt, hat 9000 Einw., 5 Kirchen, darunter die Schloßkirche mit den Grabmälern Luthers, Melanchthons, Friedrichs des Weisen und den Bildnissen der beiden ersteren von L. Cranach. Die Stadtkirche, mit einem Altarbild von L. Cranach. Sehenswerth ist auch das Rathhaus, mit mehren Bildern von demselben. Das ehemalige Augustinerkloster, jetzt zum Seminar gehörig; darin die Lutherstube mit seinem Stuhl, Schreibtisch, seiner Trinkkanne. Hier hat Peter der Große eigenhändig seinen Namen eingeschrieben. Das Denkmal Luthers von Schadow, 1821 auf dem Marktplatze errichtet; des Melanchthon's Haus. Man findet in Wittenberg ein Gymnasium, ein protestantisches Predigerseminar, ein Waisenhaus, eine Hebammenschule &c. Das hiesige feste Schloß war eine Zeit lange, bis zur Schlacht bei Mühlberg 1547, Residenz der Kurfürsten von Sachsen. Die 1502 hier gestiftete Universität wurde 1815 mit der zu Halle vereinigt. Die Festung obgleich nur eine dritten Ranges, ist theils wegen ihrer Lage an der Elbe, theils als Deckung Berlins von großer Wichtigkeit. — Geschichtlich merkwürdig ist W. namentlich geworden als Centralpunkt der sogenannten Reformation; hier war es, wo Luther als Augustinermönch gelebt, als Professor der Theologie gelehrt, am 31. October 1517 seine 95 Theses gegen Ablaß &c. an die Kirchenthüre angeschlagen, am 10. Dezember 1522 vor dem Elsterthore die päpstliche Bulle verbrannt hat. Im 30jährigen Kriege ward W. als Festung nicht angegriffen, die Brücke aber von den Oesterreichern 1633 abgebrochen. Im 18. Jahrhunderte litt die hiesige Universität durch das Emporkommen der Leipziger bedeutend. Im 7jährigen Kriege wurde W. von den Preußen besetzt, aber im October 1760 von den Oesterreichern und der Reichsarmee belagert und beschossen, wobei das Schloß, die Vorstädte und ein Theil der Stadt in Flammen aufgingen u. W. erobert wurde. Es wurde von den Preußen später wieder besetzt und nach dem Frieden nicht mehr als Festung betrachtet, sondern die Wälle zu Gärten &c. benützt. 1806 besetzten die Franzosen W. gleich bei der ersten Aufforderung. Napoleon ließ aber die Werke in einigen Vertheidigungszustand setzen, 1812 und 1813 aber eine völlige Festung daraus machen. Schloß und Schloßkirche sollten als Reduit dienen. Lapoype ward Commandant der französischen Besatzung. Im April 1813 ward W. von der preußischen Brigade Bülow berannt und am 18., obschon erfolglos, beschossen. Die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung von Torgau am 28. Dezember, worauf die Erstürmung am 31. Januar erfolgte. Dabei wurden 285 Häuser völlig zerstört. Der General Tauenzien, der diese Belagerung, so wie die von Torgau geleitet hatte, erhielt den Ehrennamen Tauenzien von W. Vergl. Meyner, „Geschichte der Stadt W." (Deff. 1845.)

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde, s. Meteorologie.

Wittgenstein, s. Sayn u. Wittgenstein.

Witthum (dotalitium, vidualitium), 1) alles dasjenige, was ein Mann seiner Frau zu ihrem Unterhalte nach seinem Tode aussetzt. In den ältesten Zeiten pflegte der Mann dieses schon als Bräutigam seiner Braut zum Brautschatz zu verordnen; in der Folge wurde aber das W. von dem Leibgedinge, welches allemal einen Brautschatz voraussetzte und in einem, demselben angemessenen, Unterhalte bestand, unterschieden. — 2) Das einer Kirche oder kirchlichen Anstalt bei der Stiftung derselben vermachte Grundstück und in weiterer Bedeutung jedes einer solchen Anstalt gehörende Grundstück.

Wittmann, Georg Michael, Bischof von Regensburg. Die äußere Lebensgeschichte dieses frommen und gottseligen Mannes ist höchst einfach, doch zeigt sich in allen Momenten und Ereignissen derselben das unverkennbare Gepräge innerer geistiger Tiefe und erhabener Seelengröße. W. wurde auf dem seinen Eltern angehörenden Hammergute Finkenhammer (bei Pleistein in der Oberpfalz) am 23. Jänner 1760 geboren, zeigte schon in frühester Jugend vorzügliche Anlagen so wie Neigung zum geistlichen Stande und legte in den Schulen der Jesuiten in Amberg den ersten Grund zu seinem spätern vielseitigen Wissen. Nach vollendeten Gymnasialstudien bezog er die Universität Heidelberg, wo er Philosophie und Theologie hörte, und machte, nachdem er die Doktorwürde erlangt, einige erfolgreiche Reisen im In- und Auslande. Heimgekehrt begab er sich in das Klerikalseminar zu Regensburg und wurde am 21. Dezember 1782 zum Priester geweiht. Nachdem er fünf Jahre in der Seelsorge auf dem Lande zugebracht, berief ihn 1788 sein Bischof als Subregens in das Klerikalseminar nach Regensburg, wo er jene unermüdete und segenreiche Wirksamkeit begann, die er fast ein halbes Jahrhundert lang bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt hat. Mehr als tausend Jünglinge hat er in diesem Zeitraume zu dem erhabenen Berufe des Priesterthums vorbereitet, und er belehrte seine Zöglinge nicht bloß durch seine Vorträge, sondern auch durch sein Beispiel, ja schon sein Anblick war eine lebendige Predigt für sie. Seine leitenden Ansichten u. Grundsätze hat er in einer kleinen interessanten Schrift: „Nachrichten vom geistlichen Seminar zu Regensburg, 1803," dargelegt. Seine Vorträge über Moral, Kasuistik, Liturgie und Schrifterklärung zeugten von seltener Wissenschaft und Belesenheit, von seinem hellen Blicke, und merkwürdig bewies seine überraschende Originalität, in wie hohem Grade sich freies selbstständiges Denken mit strenger Rechtgläubigkeit vereinigen lasse. Sein Lieblingsstudium war und blieb aber immer die heilige Schrift, wozu ihm seine eminenten Kenntnisse in den alten und orientalischen Sprachen trefflich zu Statten kamen. Dem Drucke hat W. nicht viel übergeben, indem ihn theils Bescheidenheit, theils der außerordentliche Drang seiner Berufsgeschäfte von der schriftstellerischen Thätigkeit abhielt. Doch erschienen neben der obenerwähnten Schrift in der Periode von 1803 bis 1832 mehre andere kleine, aber gehaltreiche Piecen, so z. B. eine „Einleitung u. Abhandlung über den Pentateuch des Moses", die „Principia catholica de sacra scriptura", eine „Anmahnung zum Cölibate", die „Katholischen Grundsätze bei Ehen, welche zwischen Katholiken und Protestanten geschlossen worden". Seine Uebersetzung der „Heiligen Bücher des neuen Testaments, nach der Vatikanischen Ausgabe" erlebte schon im Jahre 1829 die 25. Auflage. Diese Verdeutschung der Bibel zog ihm einige Differenzen mit Rom zu, bei welchen W., so ein treuer Anhänger des päpstlichen Stuhles er war, die Freiheiten und Rechte der germanischen Kirche nachdrücklich gegen die Eingriffe der römischen Kanzleien vertheidigte. Um wieder zu seiner Lebensgeschichte zurückzukehren, so stieg W. im Jahre 1803 vom Subregens zum Regens des Seminariums auf, und bald darnach übergab ihm der Erzbischof Fürst Primas von Dalberg auch die Seelsorge in der Dom- und Hauptpfarrei St. Ulrich. Welche segensvolle Thätigkeit er in

diesem so beschwerlichen Amte gezeigt, wie er im Beichtstuhle, auf der Kanzel, am Krankenbette, in den Schulen, in der Armenpflege gewirkt, das lebt heute noch im dankbaren Andenken der Bewohner Regensburgs. Wie allen erleuchteten Menschenfreunden lag ihm vor Allem das Wohl der Kinder am Herzen, daher seine unermüdete Sorgfalt für die Schulen, in welchen er mehre Jahre selbst den Religionsunterricht ertheilte. Arme, elternlose Kinder speiste und kleidete er und brachte sie in reiferm Alter bei christlichen Leuten in Dienste, oder bei rechtschaffenen Meistern in Lehre. Genau kannte er alle Familien seiner Pfarrei, vorzüglich die armen, kannte ihre Mittel und Bedürfnisse, und wichtige Dienste leistete er hiedurch dem Armenpflegschaftsrathe. Ueberhaupt war er der wahre Vater der Armen, versah sie, wo die öffentliche Unterstützung nicht ausreichte, aus seinen eigenen Mitteln mit Kleidungsstücken und schenkte ihnen reichlich Geld. In die entlegensten, verachtetsten Hütten brachte er persönlich leibliche u. geistige Hülfe — zu jeder Stunde des Tages wie mitten in der Nacht. Vielfach ward die Güte des edlen Menschenfreundes mißbraucht, nicht selten mit dem schnödesten Undanke belohnt, ja einige Male erlitt er sogar von ruchlosen Händen Mißhandlungen und Beraubungen, aber nie klagte er über solche Gewaltthaten bei Gericht. Vorzüglich in den Tagen allgemeiner Noth war es, wo seine Entschlossenheit, sein Muth, seine rücksichtslose Hingebung, seine Liebe und Hirtentreue sich zeigten. An dem Schreckenstage der Erstürmung Regensburgs, den 23. April 1809, sah man ihn mitten im heftigsten Gefechte, in den von Kugeln durchsausten, von den Flammen der brennenden Häuser gefährdeten Straßen den Unglücklichen Trost, den Verwundeten und Sterbenden Hülfe bringen. Er selbst verlor bei dem Brande seine ganze Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine werthvollen Handschriften; er rettete nichts als die Pfarrbücher und sein Brevier. Man hat über diese furchtbaren Scenen eine Beschreibung von W.s eigener Feder, unter dem Titel: „Nachricht vom Brande des erzbischöflichen Seminariums in Regensburg, den 23. April 1809“. Ganz als jener Rettungsengel erschien er auch, als im J. 1813 die rückziehenden französischen Truppen das Nervenfieber in die Stadt brachten. Damals war das Spital fast seine beständige Wohnung und er spendete im Kreise der furchtbarsten Ansteckung hunderten von Kranken die heiligen Sakramente, bis er selbst von der Seuche ergriffen und dem Tode nahe gebracht wurde. Bei der anstrengenden Ausübung der Seelsorge u. seiner andern Berufspflichten, bei aller Mühe und Beschwerde, der er sich Tag und Nacht unterzog, gestattete er seinem Körper nicht mehr als die allernöthigste Erquickung, er erlaubte ihm nicht einmal ein Bett, indem er auf einem harten Brette schlief. Seine kleine Wohnung war höchst bescheiden, fast ärmlich eingerichtet, seine Kleidung bestand in dem einfachen priesterlichen Talar, welchen er selbst später als Bischof nicht ablegte. Im J. 1821 trat W. bei dem neu errichteten Domkapitel als Kanonikus ein und nahm nun auch an den Arbeiten des bischöflichen geistlichen Rathes thätigen Antheil. Die Stelle des Regens bekleidete er bis zum Tode, und der schöne Name „Pater Regens“ bleibt ihm noch überm Grabe im Munde seiner ehemaligen Pfarrkinder. 1829 erbat Bischof Sailer ihn sich zum Weihbischof und im Oktober desselben Jahres erhielt er die hohe Würde eines Domprobstes, und sein Bischof übertrug ihm das wichtige Amt eines Generalvikars. Trotz seines hohen Alters und seines gebrechlichen Körpers nahm er sich mit größtem Eifer aller Diözesangeschäfte an und besuchte auf höchst beschwerlichen Visitations- und Firmungsreisen die abgelegensten Theile des Bisthums. Nach Sailer's Tode wurde er zum Bischofe von Regensburg ernannt. Diesen Akt nahm der König Ludwig von Bayern, welcher sich am 1. Juli 1832 auf seiner Reise nach Brückenau zu Regensburg befand, persönlich in der Domkirche vor, indem er an W. die Worte richtete: „Sie, Herr Weihbischof, sind Sailer's Freund gewesen, Sie sollen sein Nachfolger seyn, ich weiß keinen Würdigeren; auf seinem Grabe ernenne ich Sie zum Bischofe von Regensburg.“ Des Königs Wahl priesen und segneten die Bisthums-Angehörigen allge-

ein, aber leider war dem verehrten Manne nicht beschieden, den bischöflichen Stuhl zu besteigen. Nachdem er den 21. Dezember 1832 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert, befiel ihn zwei Monate später eine schwere Krankheit, welcher seine erschöpften Kräfte den 8. März 1833 erlagen. Als er sein Ende nahe fühlte, verlangte er sein Kruzifix, sagend: „Ich bin ein Christ, ich will unter dem Kreuze sterben." Die Leiche wurde in der hohen Domkirche zur Ruhe eingesegnet, wo seine Grabstätte ein schönes, sinniges Monument ziert, gesetzt aus den Beiträgen des Diözesanklerus und vieler Bisthumsgläubigen. Die Stimme des Volkes nennt W. einen Heiligen, und alle, die ihn kannten, sagen: „Er war ein Mann aus den ersten apostolischen Zeiten der Kirche, ein Priester nach dem Herzen Gottes." — Nach den „Erinnerungen an das Leben u. Wirken der hochwürdigsten Bischöfe von Regensburg Johann Michael v. Sailer u. Georg Michael Wittmann, München 1833" (von E. v. Schenk). mD.

Wittwenkassen sind Anstalten, deren Zweck es ist, für den Unterhalt der Wittwen und deren unversorgter Kinder zu sorgen. Dergleichen Anstalten können ebensowohl öffentliche, als von Privatgesellschaften unter sich verabredete seyn. Am häufigsten kommen solche zur Versorgung der Staatsdienerwittwen vor, denen mit dem Ableben des Mannes auch die Versorgung völlig abgeschnitten ist, währenddem die Hinterlassenen der Privaten das Gewerbe des Mannes fortsetzen. In manchen Staaten wird ein gewisser Theil der Staatseinnahmen dazu als Beitrag festgesetzt, dem Staatsdiener aber, dessen Pflicht es ist, für die Seinigen nach Kräften zu sorgen, ein Pensionsabzug gemacht, der in die Kasse fließt.

Witz ist nach der gewöhnlichen Erklärung die Fähigkeit, das Verhältniß der Aehnlichkeit zwischen scheinbar oder wirklich ungleichen Gegenständen aufzufinden und zu versinnlichen. Es ist aber bereits andererseits richtig bemerkt worden, daß der W. auch die Unähnlichkeit des Aehnlichsten mit Schnelligkeit trifft, mithin ein Zusammendenken zweier Vorstellungen gleichsam erzwinge durch eine, sie stets auf eine überraschende Weise verbindende, oder trennende dritte Vorstellung. Der W. hat es demnach mit dem Aehnlichen des Ungleichen und mit der Unähnlichkeit des Aehnlichsten zu thun und nur in dieser Beziehung, nicht in jeder beliebigen Verstandesbewegung, können, in auffallender Zusammenstellung, Verhältnisse und Gegenstände unter Eine Regel gebracht werden. Der so veranschaulichte Gedanke kann nun ein Ergebniß des Scharfsinns, oder auch eine Ungereimtheit seyn u. daher spricht man von einem ernsthaften u. komischen W. und theilt ausserdem den W. in bildlichen und unbildlichen (Verstandes-W.), in Sach- und Form-W., je nachdem derselbe auf Gegenstände der Wahrnehmung, oder auf Begriffe, oder auf Beziehungen der Gegenstände gerichtet ist; in den eigentlichen und uneigentlichen, indem jener sich an die Wahrnehmung selbst und an den eigentlichen Ausdruck hält, dieser aber auf eine Vergleichung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen und umgekehrt eingeht (eine Abtheilung, die mit dem unbildlichen und bildlichen W. zusammenfällt) u. s. w. Das Hauptmerkmal des W.es überhaupt ist jedoch der Contrast, die überraschende Verbindungsweise der Vorstellungen, die durch ihre treffende Schnelligkeit auch eine schnelle Wirkung hervorbringt und eben darum Kürze des Ausdrucks verlangt. In sofern hat die Sprache allerdings Theil an dem W., allein derselbe ist höchst untergeordneter Art, wenn er sich blos in gleichlautenden Wörtern bewegt und gleichsam die Sprache selbst W. machen soll. Der W. ist Sache des Talents, erfordert Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Fertigkeit im Vergleiche und kann sich überall geltend machen im Leben, wie in der Erkenntniß und in der Kunst. Uebrigens beruht das Sinnreiche und Tiefe des W.es allerdings in dem Sinnreichen und Tiefen des Vergleichungspunktes und daher ist er auch treffend eine spielende Urtheilskraft und ein angeschauter Verstand genannt.

Witzka, Karl Bonaventura, Domkapellmeister in Augsburg, geboren den 2. November 1768 zu Jettingen im Mindelthale in Schwaben, genoß seine

erste wissenschaftliche und musikalische Vorbildung im Kloster Wettenhausen und setzte dann seine Studien in Augsburg und Dillingen fort, erhielt am 16. März 1793 die Priesterweihe und wurde zuerst im J. 1792 als sog. Marianer (Choralist) auf dem Chor der Domstiftskirche in Augsburg angestellt, wo er sich in musikalischer Hinsicht unter Leitung des damaligen Domkapellmeisters Drexel weiter ausbildete. Im J. 1800 erfolgte seine Ernennung zum Musikdirektor und Chorvikar an die Collegiatstifts- und Stadtpfarrkirche St. Moriz in Augsburg, wo er theils durch seine eigenen Compositionen, theils durch gelungene Aufführung der gediegensten Kirchencompositionen älterer und neuester Zeit, der Erste in Augsburg den Geschmack für bessere Kirchenmusik weckte und beförderte. Seine erlangte musikalische Celebrität veranlaßte im J. 1822, nach Bühler's Rücktritt, seine Beförderung zum Kapellmeister an der Domkirche zu Augsburg, wo mit seinem Eintritte eine neue Aera für die Musik in der Kathedrale begann. Eine eintretende Gehörsschwäche veranlaßte ihn im J. 1839 zur freiwilligen Resignation der Domkapellmeisters Stelle, allein er blieb bis zu seinem, am 31. Okt. 1848 erfolgten, Lebensende unermüdet thätig in Lieferung von Kirchencompositionen. — W. gehört zu den beliebtesten und fleißigsten Compositeuren für Kirchenmusik; alle seine musikalischen Schöpfungen zeichnen sich durch Reinheit des Satzes, melodiösen Gesang, Feuer, Kraft und Fülle in der Instrumentirung und dabei durch ächten Kirchenstyl aus. Die meisten derselben erschienen bei Böhm in Augsburg. Unter den vielen Kirchenstücken ragt seine Festmesse und Festlitanei besonders hervor. Unter seinen Gelegenheits-Cantaten zeichnen sich seine Cantate zur Regierungs-Jubelfeier S. M. des Königs Maximilian Joseph und zur Eröffnung der katholischen Studienanstalt in Augsburg vorzüglich aus. Als Dirigent behauptet W. einen vorzüglichen Rang und unter seiner trefflichen Leitung blüheten auch während zwei Decennien die Musikvereins-Concerte in Augsburg. Als Klavier- und Orgelspieler, so wie als Gesang- und Klavierlehrer leistete W. Ausgezeichnetes.

Witzleben, 1) **J. Wilhelm Karl Ernst von**, geboren 1785 zu Halberstadt, Sohn des Generalmajors von W., kam 1786 als Leibpage zu dem König Friedrich Wilhelm II., ward 1799 Offizier bei dem ersten Bataillon Garde, machte mit demselben den Feldzug von 1806 mit, ward 1807 Premierlieutenant, 1808 Capitän bei den Gardejägern, 1812 Major, führte dieses Bataillon in dem Feldzuge von 1813 gegen Frankreich, ward 1814 Oberstlieutenant im zweiten Garde-Regiment und kämpfte mit diesem auf dem Montmartre. 1815 ward er dem Generalstabe des Fürsten Blücher beigegeben und dieser Feldherr entsendete ihn zum Generalstabe des norddeutschen Bundesheeres, das unter General Haake die französischen Festungen an der französischen Nordgränze belagerte. Hierauf ward er Oberst der Infanterie, Inspekteur der Jäger u. Schützen u. Direktor des dritten Departements vom Kriegsministerium, 1816 aber an des Generals von Thiele Stelle vortragender Adjutant bei Friedrich Wilhelm III. 1818 ward er Generalmajor und Generaladjutant, 1831 Generallieutenant und 1834 Kriegsminister; er starb 1837 zu Berlin. — 2) W., **Karl August Friedrich von**, pseudonym **A. von Tromlitz**, ein beliebter Novellist, geboren 1772 zu Tromlitz bei Weimar, trat in das preußische Militär und machte 1792—95 die Feldzüge am Rheine mit. Später war er im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig und des Fürsten von Hohenlohe, bei Prenzlau gefangen, dann Hauptmann und Escadron-Chef in großherzoglich bergischen Diensten; focht 1811 in Spanien, ward 1813 Obrist in russischen Diensten und lebte nach dem Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit bei Halle. Von da zog er nach Berlin und später nach Dresden und in die Nähe dieser Stadt. Er starb 1839. Sein Vorbild war W. Scott und er behandelte seine Stoffe mit lebendiger Phantasie und großer Gewandtheit; doch fehlt es ihm an tieferem Eindringen in den Geist der Geschichte und an Kraft der Darstellung, so daß seine Arbeiten, nicht selten zu sentimental, großen-

theils nur unterhalten. Seit 1828 gab er das Taschenbuch „Vielliebchen" heraus. Sämmtliche Schriften (27 Bändchen 1837—40).

Wladimir, ein russisches Gouvernement in dem mittlern Landstriche, zwischen den Statthalterschaften Jaroslaw, Kostroma, Nischegorod, Riäsan, Tambow, Twer und Moskwa, hat 862 □ Meilen und 1,136,000 Einwohner, welche größtentheils Russen sind. Neben diesen findet man auch getaufte Mordwinen und Tataren, wenige Muhamedaner und noch wenigere Fremdlinge aus dem christlichen Europa. Das Land ist im Ganzen etwas flach und sumpfig. Die vorzüglichsten Flüsse sind: Oka, Kljäsma, Unscha, Nerl, Kolokscha *rc.*, welche alle fischreich sind. Unter den Seen ist der Plestschejewo durch die ersten Schifffahrtsübungen Peters des Großen berühmt geworden. Der Boden ist zum Ackerbau tauglich, doch gibt es einige Haiden, mehre Moräste u. große Wälder. Einträglich ist der Ackerbau, er macht den Hauptnahrungszweig aus, so auch der Obstbau. Die Viehzucht ist nur mittelmäßig. Von Mineralien gibt es vorzüglich Eisen und Alabaster. Die Fabriken sind zahlreich und ziemlich wichtig; der Handel ist etwas lebhaft. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Kljäsma, zwar groß, aber schlecht gebaut, von 1157—1328 Residenz der russischen Großfürsten, hat 28 Kirchen, zwei Klöster, mehre Schulanstalten und ist Sitz eines griechischen Bischofs. Von dem alten Glanze der Stadt zeugt noch der uralte Kreml, dessen Mauern aber jetzt fast ganz zerfallen sind, u. die Dmitriew'sche Kathedrale. Die Einwohner, etwas über 20,000, beschäftigen sich mit Gartenbau, Seidenfabriken, Gerberei, Seifensiederei und einigen anderen Industriezweigen. Seit 1840 ist W. durch eine treffliche Heerstraße mit Moskau und Nischnei-Nowgorod verbunden.

Wladimir oder Wolodimer, der Große, Großfürst von Rußland, bestieg im J. 981, nachdem er seine beiden Brüder aus ihren Staaten verdrängt hatte, den russischen Thron und machte sich durch seine großen Eroberungen berühmt und furchtbar. Sein Reich erstreckte sich den ganzen Dnepr hinauf, bis zum Ladogasee hin und bis an die Ufer der Düna. Ausser seinen Eroberungen verrichtete er Thaten, die sein Andenken ehrwürdiger machen. Er gab seinem Reiche eine sehr veränderte Gestalt und führte zuerst die Russen zu sanfteren Gesinnungen und Sitten an. Wirklich besserte er sich selbst von dieser Seite merklich, nachdem er 987 in der Krim das Christenthum angenommen hatte. Seine christliche Gemahlin, Anna, Schwester eines griechischen Kaisers, trug dazu sehr Vieles bei. Eine sehr große Menge Russen ließen sich in Kurzem gleichfalls taufen und, da W. die von ihm selbst erbauten Götzentempel niederzureissen befahl, dagegen aber christliche Kirchen errichtete, nahm das Heidenthum unter den Russen nach und nach ein Ende. W. sorgte auch sonst mit großem Eifer für die Bildung seiner Unterthanen, beging aber den großen politischen Fehler, das Reich unter seine zwölf Söhne zu theilen. Er starb 1015. Unter diesem Großfürsten wurde der Gebrauch des slavonischen Buchstaben durchgehends in Rußland eingeführt.

Wladislaw, Name mehrer polnischen Herzoge und Könige, von denen wir anführen: 1) W. II., nach A. V., König von Polen, mit dem Beinamen Jagello, s. J a g e l l o; 2) W. III., König von Polen und Ungarn, Sohn des Vorigen, war bei seines Vaters Tode 1434, erst zehn Jahre alt und stand unter der Vormundschaft der Stände. Kaum war er 18 Jahre alt, so wählten ihn auch die Ungarn zu ihrem Könige. Er führte Anfangs mit dem türkischen Kaiser Amurat Krieg und erhielt durch seinen Feldherrn Johann von Hunyad große Vortheile über ihn. Aber bei einem neuen Ausbruche der Feindseligkeiten verlor er den 10. November 1444 in der Schlacht bei Varna sein Leben. — 2) W. IV., geb. 1595, folgte 1632 seinem Vater Siegmund III. und regierte rühmlich und glücklich. Gleich Anfangs zwang er die Russen zum Frieden, der die Gränzen des Reiches erweiterte. Darauf machten auch die Türken dem Angriffe auf Volhynien ein Ende. Mit Schweden schloß er einen Stillstand auf 26 Jahre, durch den er zwar Liefland abtrat, aber Preußen wieder erhielt. 1645 hielt er das soge-

nannte Colloquium charitationum zu Thorn in Preußen, wodurch die christlichen Religionsparteien vereinigt werden sollten, aber es nicht wurden. Besser glückte es ihm mit der Einführung der Posten in Polen, die auf deutschen Fuß gesetzt wurden. Er starb 1648 und hatte seinen Bruder, Johann I. Kasimir, zum Nachfolger.

Wlasta war der Sage nach eine böhmische Rebellin im 8. Jahrhundert und eine Freundin der Libussa (s. d.). Sie soll, um nicht mehr mit Männern umgehen zu müssen, in Verbindung mit mehren Weibern und Jungfrauen eine Verschwörung gemacht haben, in Folge deren sie in einer Nacht alle ihre Männer, Söhne und Freunde umbrachten. Auch gegen den König Przemislaw zogen sie und erbaueten dem Wischerad gegenüber eine Burg, von der aus sie viel Unheil anrichteten. Die Böhmen belagerten die Weiber daselbst, wurden aber zurückgeschlagen. Nachdem W. sich einen großen Theil des Landes unterworfen, gab sie das Gesetz, daß nur Mädchen aufgezogen werden sollten, den Knaben aber sollte das rechte Auge ausgestochen und beide Daumen abgehackt werden, damit sie keine Waffen führen könnten. Darüber wurde das Volk aber so empört, daß man mit allem Ernst an die Vernichtung der Weibermacht dachte; List schwächte das Heer der W. und in einem Treffen verlor sie auch das Leben.

Woche heißt der bekannte Zeitraum von sieben auf einander folgenden Tagen, dessen Einführung ihren Ursprung ohne allen Zweifel aus der mosaischen Schöpfungsgeschichte herleitet, nach welcher Gott die Welt in sechs Tagen schuf und am siebenten ruhete. Während der Monat (s. d.) in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Anzahl von Tagen enthielt, hat die Woche, mit Ausnahme des Kalenders der ehemaligen französischen Republik (vgl. den Artikel Dekade), stets sieben Tage gehabt. Zur Bestimmung, mit welchem Wochentage irgend ein Jahr der christlichen Zeitrechnung anfange, dient der Sonntagsbuchstabe (s. d.). Bei der Benennung der einzelnen Wochentage ging man von dem astrologischen Aberglauben aus, daß jeder der sieben Planeten der Ptolomäischen Weltordnung, nämlich Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond, jeder eine Stunde regiere und gab so, nachdem man einmal einem Tage den Namen des Saturn (Sonnabend) beigelegt, dem folgenden Tage den Namen desjenigen Planeten, welcher in der ersten Tagesstunde regierte und fuhr so durch die ganze W. fort.

Wodan oder Wuodan, der oberste Gott der alten Germanen, war höchst wahrscheinlich identisch mit Odin, Gatte der Freia, die Vorstellungen von Mars und Merkur in sich vereinigend, welcher nicht nur in Skandinavien, sondern auch bei den Vandalen, Franken, Sachsen, Thüringern, Hessen, Schwaben u. Bojoaren (Bayern) als kriegerischer Gott verehrt wurde. Die Kämpfer weiheten sich ihm, bevor sie in die Schlacht gingen und ließen von seinen Priestern ihre Waffen segnen und gelobten ihm, nach der Schlacht alle Gefangenen zu opfern, welches nicht selten auf die grausamste Art durch Verstümmelung, langsames Dahinmorden, oft aber auch durch wiederholte, bis zur Unmacht gehende Blutentziehungen geschah, in welchem Falle die Priester und die Anführer von dem frischen schäumenden Blute tranken. Die sonst gewöhnlichen Opfer waren Rosse und Eber. Seine Verehrung ragt in das Christenthum hinein und hat durch Karl den Großen kaum ausgerottet werden können, woran indeß wahrscheinlich seine wilde, stürmische Bekehrungsart, welche der des Pizarro nicht viel nachgab, Schuld gewesen seyn mag, indem später die unbewaffneten Apostel, welche die Religion der Liebe zu predigen kamen, leicht Eingang fanden. In Holstein soll noch im vorigen Jahrhunderte der Gebrauch bestanden haben, daß die Bauern bei Ernten des Getreides etwas davon auf dem Felde stehen ließen und dann, nachdem sie den letzten Wagen fortgeschafft, gerufen: „Wode! Wode! hol dine Peerde ehr Fode!" (d. h. Wodan! Wodan! hol deinen Pferden ihr Futter). Auch in dem *Wodanstag* (jetzt Mittwoch, englisch Wednesdai) und in den Namen vieler Orte

und Gegenden sind noch Anklänge des Odin oder W. zu finden: Odenheim, Odenberg, Odenwald ꝛc.

Wölffl, Joseph, ein sehr geschickter Componist und Künstler auf dem Fortepiano, geboren 1772 zu Salzburg, bildete sich unter Mozart und Haydn, wurde 1790 Kapellmeister des polnischen Grafen Orginsky zu Warschau, ging 1795 nach Wien, wo er seine Zauberopern: „der Höllenberg", Wien 1795 und „der Mann ohne Kopf", 1798, componirte, begab sich 1799 auf Reisen, schrieb in Paris 1801 die Oper „L'amour romanesque", ging 1807 nach England und starb daselbst den 21. Mai 1812. Ausserdem haben wir von ihm: Sonaten, Quartetten, Trio's, Phantasien, Gesänge, drei große Concerte u. s. w.

Wöllner, Johann Christoph von, königlich preußischer Cultusminister, ein durch seinen Hang zur Schwärmerei und zum Mysticismus seiner Zeit bekannt gewordener Mann, geboren 1727 zu Dövriz im Havelland, war der Sohn eines brandenburgischen Predigers und wurde 1795 Prediger zu Großbehnitz, hernach Kammerrath des Prinzen Heinrich, weil er vorzügliche ökonomische Kenntnisse dargelegt hatte. König Friedrich Wilhelm II. adelte ihn 1786, dann wurde er Oberfinanzrath und Intendant der königlichen Bauten und 1788 Staatsminister, Chef des geistlichen Departements und der lutherischen Kirchen- und Schulsachen. Er war in manchen geheimen Ordensverbindungen, namentlich unter den Rosenkreuzern, wo er den Namen Chrysophron führte, beförderte durch sein unzeitiges Religionsedikt Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus, wurde 1797 entlassen und starb den 11. September 1800 zu Groß-Riez, einem seiner Güter, bei Beskow. Man hat von ihm: Home's Grundsätze des Ackerbaues und des Wachsthumes der Pflanzen, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, Berlin 1763; Unterricht zu einer auserlesenen ökonomischen Bibliothek, 2 Bde., ebendas. 1764; Ueber die eigenthümlichen Besitzungen der Bauern, ebendas. 1768 u. m. a.

Wörl, ein namhafter Statistiker, geboren 1803 zu Pfaffenhofen in Bayern, bildete sich auf den Universitäten zu Landshut und München, hier auch praktisch im Kartenzeichnen und, nachdem er 1825—27 für Einrichtung einer lithographischen Anstalt für Staatszwecke in Besançon thätig gewesen war, in Paris. Seit 1829 leitete er die topographisch-geographische Anstalt Herder's in Freiburg, begann 1834 Vorlesungen über Geographie und Geschichte und erhielt 1840 eine Professur an der dortigen Universität. Seine Karten und Atlanten haben allgemeinen Beifall gefunden. Mit Kausler bearbeitete er die „Kriege von 1792 bis 1815 in Europa und Aegypten" (1841—42). Ferner bearbeitete er in 60 Blättern den Atlas von Centraleuropa nebst statistischen Tabellen, lieferte einen Handatlas über alle Theile der Erde in 27 Blättern, einen von der Schweiz in 20, einen von Tyrol in 12 Blättern, sowie mehre Spezialkarten u. a.

Wörlitz, kleine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, drei Stunden von der Stadt Dessau entfernt, mit einem herzoglichen Schlosse, einer im gothischen Geschmacke erbauten Kirche und 2100 Einwohnern, ist vorzüglich berühmt durch den, vom Herzoge Franz angelegten, herrlichen englischen Park, der in Hinsicht seiner Größe und mannigfaltigen geschmackvollen Anlagen einer der vorzüglichsten Deutschlands ist. Er besteht aus fünf Theilen: dem Garten am Schlosse, dem Neumark'schen Garten, dem Schoch'schen Garten, dem Garten auf dem Weidenheger und den neuen Anlagen und erstreckt sich zu beiden Seiten des anmuthigen W.er-Sees und seiner Buchten und Kanäle von der Stadt W. bis zum großen Elbwalle, der die Gegend vor Ueberschwemmungen sichert. Er ist weder durch Mauern, noch durch Verzäunung eingeschlossen, hat, ausser dem Elbwalle auf der Nordseite, keine Gränze und die ganze Gegend scheint im Ganzen in seinen Plan zu gehören. Die Hauptzierden des Gartens sind: der spiegelhelle W.er-See, auf dem man durch Kanäle den ganzen Garten um- und durchschiffen kann, das schöne herzogliche Schloß, das Nymphäum, das Labyrinth mit von Eisen gebaueten Irrgängen, die Louisenklippe, die Einsiedelei, das gothische Haus

mit einer Menge Gemälde, besonders aus der deutschen und niederländischen Schule, von Lukas Cranach, vorzüglichen Glasmalereien und einer kleinen Sammlung von Waffen und Rüstungen, die Bernhard von Weimar trug; die Kettenbrücke, der Tempel der Flora mit einer schönen antiken Statue aus Herculanum und zwei schönen Granitsäulen; der Gang durch die Elemente mit den Grotten des Neptun und Vulkan, die Drahtbrücke, der Dianenhain, der Tempel der Venus, die Sonnenbrücke, das Pantheon mit mehren antiken Statuen und Büsten, worunter Apollo und die neun Musen, die Grotte der Egeria, die Seespitze oder der Vulkan, wo der See spitzig zuläuft und eine 300 Schritte im Umfange enthaltende Insel bildet, wo man die Ruinen eines antiken Gymnasiums, die Höhle der Nacht und den eingestürzten Krater eines erloschenen Vulkans sieht u. a. m.

Wörterbuch, s. Lexikon.

Wörth, Marktflecken unfern der Donau, im bayrischen Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg, mit 1140 Einwohnern. In der Umgegend Weinbau. Das Schloß, auf einer Anhöhe oberhalb des Ortes erbaut, prangt mit stattlichen Thürmen und Zinnen und gewährt das Bild einer stolzen Ritterveste. Es gehörte mit der ganzen Herrschaft dem Hochstifte Regensburg. In einem seiner Gemächer unterzeichnete der Fürst Primas, Karl Dalberg, die verhängnißvolle Akte des Rheinbundes. Nachdem W. mit dem Bisthume Regensburg an die Krone Bayern gefallen, wurde es von dieser 1812 dem Fürsten Thurn und Taxis als Thronlehen verliehen. Das fürstliche Herrschaftsgericht daselbst ist zufolge der in Bayern eingetretenen Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit neuerlichst in eine k. Gerichts- und Polizeibehörde verwandelt worden. mD.

Wogulen, auch Marschi oder Mardschkum, sind Volksstämme in den russischen Gouvernements Tomsk, Perm u. Tobolsk, am westlichen und östlichen Theile des nördlichen Uralgebirges, an den Flüssen Kama, Irtisch, Kotwa, Wischura und Tawda, um und über Solikamsk und Werchoturien, der Sprache nach zu den Finnen, der Gesichtsbildung nach zu den Kalmücken gehörig. Die meisten sind Christen, einige sind Heiden geblieben. Im Sommer ziehen sie umher, im Winter begeben sie sich in ihre Dörfer. Die Männer beschäftigen sich mit der Jagd und die Weiber, welche für 5, 10—15 Rubel gekauft werden, besorgen das Hauswesen. An die Krone entrichten sie einen jährlichen Tribut, der in Elennshäuten und Pelzwerk besteht.

Wohlfahrtsausschuß (Comité de salut public), wurde in der französischen Revolution, zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung vom 18. März und 6. April 1793, niedergesetzt. Er bestand aus 10 Gliedern: Barrère, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Carnot, Couthon, Rob. Lindet, Robespierre, G. A. Prieur, Saint-Just und J.-Bon Saint-André. Seine Gewalt war unbeschränkt, alle Staatskörper standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, wovon er monatlich dem Convente Rechenschaft ablegte, während er sich selbst alle zehn Tage von dem Vollziehungsrathe über die Vollziehung der Gesetze und militärischen Maßregeln Rechenschaft ablegen ließ. Mit dem Sturze Robespierre's, der Seele des W.s, endigte diese furchtbare diktatorische Behörde.

Wohlgemuth, Michael, der Stifter der Nürnberger Malerschule und Lehrer Albrecht Dürer's, wurde im J. 1434 zu Nürnberg geboren, wo sich, sowie in München, Zwickau, Schwabach u. Wien, die Hauptwerke dieses Meisters finden. Als sein ausgezeichnetstes Gemälde betrachtet man die Darstellung einer Verehrung des heil. Hieronymus durch die Donatoren in der Galerie des Belvedere zu Wien, herrührend vom J. 1511 und in Ausdruck, Kolorit und Zeichnung kaum noch eine Spur von der harten Behandlung zeigend, welche frühere Werke W.s an sich tragen, in denen die strenge, scharfgeschnittene Manier der alten Nürnberger Maler auffallend hervortritt. Die Kompositionen W.s sind im Allgemeinen von großer Einfachheit, die Zeichnung der Figuren ist sicher und streng, der Ausdruck in den Köpfen mannigfaltig und nicht selten ergreifend, die Behandlung der Gewänder ausgezeichnet, prächtig und von leuchtender Tiefe das

Kolorit. W. war auch bedeutend als Holzschneider und er fertigte mit Wilhelm Pleydenwurf die Bilder, womit die 1493 erschienene Schedel'sche Chronik von Nürnberg ausgestattet ist. Sein Tod erfolgte am 19. Nov. 1519. mD.

Wohllaut, s. Euphonie.

Woiwode bedeutet im Slawischen eigentlich: Heerführer, Herzog, welchem letztern Worte es auch insofern entspricht, als die W.n des ehemaligen Königreichs Polen zugleich Statthalter der einzelnen Provinzen (Woiwodschaften, Herzogthümer) des Reichs waren, in diesen allen Regierungsgeschäften vorstanden und im Kriege die Oberanführer der, aus der Woiwodschaft aufgebotenen, Heerestheile waren. Ebenso hießen die Fürsten der Moldau u. Walachei W.n, die später Despoten u. jetzt Hospodare genannt werden u. in Serbien die Vorsteher der einzelnen Distrikte.

Wochonski-Wald, ein plateauartiges Gebirge im nördlichen (ural-baltischen) Landrücken des großen nordöstlichen (sarmatischen) Tieflandes von Europa. Er erhebt sich mit dem Waldai-Gebirge (s. d.) an den Quellen der Wolga u. Düna (im europäischen Rußland), als ein sanft ansteigendes, stark bewaldetes Plateau und erstreckt sich von der Quellgegend der Wolga um den Seligeosee bis zum Kanal von Wischni-Wolotschock. Seine höchste Stelle, nämlich 1000 Fuß über der Ostsee bei Petersburg, erreicht er in einem, ebenfalls bewaldeten und auch mit Saatfeldern geschmückten Hügel, der in der Nähe der Städte Waldai und Ostaschkow liegt. Schiefer-, Kalk- und Sandsteinflötze, die häufig Eisen, Salz u. Steinkohlen enthalten und nicht selten zu Tag ausgehen, machen die geognostischen Bildungen des W.-W.es aus. Ausser den oben genannten Strömen entspringen noch der Don, der Dniepr, der Walchow, die Oka und andere nicht unbedeutende Wasseradern und, wie der ganze nördliche Landhöhenzug, mit Ausnahme seiner westlichen Fortsetzung (auf Jütland) bis zum Kattegat, ausgezeichnet ist durch eine Menge von Seen, welche auf seinem Rücken liegen, so ist dieß besonders auch hier, im Westen der Waldaihöhe, der Fall. In der Mitte des Waldes zieht die große Straße von Petersburg nach Moskau. C. Arendts.

Wolcot, John, ein berühmter englischer Humorist und satirischer Dichter, bekannt unter dem Namen Peter Pindar, geboren 1738 zu Dodbrock in Devonshire, besuchte in jungen Jahren Frankreich, widmete sich dann der Chirurgie und Apothekerkunst zu Fowey, beschäftigte sich aber daneben mit der Dichtkunst und dem Zeichnen. Hierauf studirte er zu London Medizin und begleitete 1768 den Gouverneur, Sir William Trelawney, nach Jamaica. Da ihm sein Amt viele Muße ließ, studirte er Theologie und erhielt von seinem Gönner eine Pfarrstelle. Nach dem Tode Trelawney's kehrte er nach England zurück und übte, wohlhabend geworden durch den Tod seines Oheims, die Arzneikunde zu Truro, dann zu Helstone. Hier entdeckte er die Talente des Malers Opie, mit dem er 1780 nach London ging, wo seine satirischen Schriften, Anfangs gegen die Akademie, dann gegen die königliche Familie gerichtet, ihm nicht geringen Ruf erwarben. Er starb 1819, erblindet, zu Somers-Town. Werke, 5 Bde., 1812.

Wolf (canis lupus), ein Raubthier aus der Gattung Hund, Familie der Zehengänger, wird gegen 4 Fuß lang, 3 Fuß hoch, der Körper ist nach vorn höher gestellt, die Schnauze ist dicker, als beim Hunde, die Ohren sind kurz, aufrecht, spitz, der Schwanz niedergebogen, langbehaart, die Haare gelblich-braun, etwas wellenförmig. In Europa ist er noch in den Wäldern von Polen und Rußland, in den Karpathen und Pyrenäen häufig; vereinzelt kommt er auch in anderen Waldungen und Gebirgen vor. Seine Lieblingsnahrung sind Schafe und Wild, aufferdem frißt er Maulwürfe, Mäuse und Frösche, scharrt auch die Leichen aus. Menschen fällt er nur im grimmigsten Hunger an. Gewöhnlich jagt er in der Morgen- und Abenddämmerung, im Sommer auch bei Nacht. Das Weibchen wirft 3—9 Junge, die sich leicht zähmen lassen. Man schießt den W. auf dem Anstande und bei Treibjagden, oder fängt ihn in Gruben, Netzen und

großen eisernen Fallen. Das Fell wird zu Wildschuren, Fußsäcken, Decken rc. benützt. Vorzüglich kostbar ist der Pelz des im nördlichen Europa heimischen schwarzen W.s (canis lycaon).

Wolf, Christian, Freiherr von, einer der größten deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts, der Sohn eines Gerbers zu Breslau, wo er den 24. Jan. 1679 geboren wurde, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Jena und Leipzig vornämlich Philosophie und Mathematik und machte sich schon durch seine ersten Schriften so vortheilhaft bekannt, daß er 1707 zu gleicher Zeit einen Ruf nach Gießen und Halle erhielt, von denen er den letztern annahm. So wie er seinen Ruhm vermehrte und durch neue Untersuchungen die Philosophie systematisch zu begründen suchte, setzte er sich auch dem Neide und den Verfolgungen der Theologen aus, die es so weit brachten, daß ihm Friedrich Wilhelm II. 1723 am 15. November befahl, die Universität binnen 24 Stunden zu verlassen. Er ging nach Marburg, wohin er schon vorher einen Ruf erhalten hatte, und seine fortgesetzten Bemühungen um Philosophie und Mathematik vermehrten seinen Ruhm so, daß er Mitglied mehrer Akademien und Societäten ward und mehre ehrenvolle Anträge zu wichtigen Aemtern erhielt, die er aber nicht annahm, so wie er auch den wiederholten Versuchen des Königs von Preußen, ihn der Universität Halle wieder zu geben, nicht folgte, sondern erst nach dessen Tode, auf den Ruf Friedrichs II. 1740 als geheimer Rath und Vicekanzler, auch Lehrer des Naturrechts und der Mathematik nach Halle zurückkehrte. Nach Ludwigs Tode 1743 trat er in die Stelle eines wirklichen Kanzlers ein und 1745 wurde er von dem Kurfürsten von Bayern, als damaligen Reichsvikar, in den Freiherrnstand erhoben. Sein Tod erfolgte den 19. April 1754. W. hat auf die philosophische Bildung der Deutschen nachdrücklich gewirkt, ohne eben um die Philosophie als solche bleibende Verdienste zu haben. Der Untersuchungsgeist der Deutschen war vorher durch Leibnitz geweckt, aber nicht zu einer streng systematischen Consequenz und Einheit gebracht worden. W. suchte nur die einzelnen Bruchstücke und Ideen Leibnitz's zu einem consequenten Lehrgebäude der Philosophie zu erheben und auszubilden, ohne einerseits die Tiefe der Leibnitzischen Spekulation zu fassen, noch andererseits das Fehlende mit gleicher Consequenz und Tiefe zu einem vollendeten Systeme ergänzen u. aufstellen zu können. Er hat daher mehr Verdienste um das Philosophiren der Deutschen, als um die Philosophie u. ist gewissermassen eine Mittelstufe in der philosophischen Bildung geworden, von da aus sie durch den Kriticismus Kant's sich zur wahren Wissenschaftlichkeit erheben konnte. Das Eigenthümlichste von ihm war die strenge mathematische Methode, welche er in die ganze Philosophie einführte, wodurch er Ordnung, Licht und Gründlichkeit über alle Theile derselben verbreitete, und es war nicht seine Schuld, daß diese, an sich wohlthätige Lehrart, gemißbraucht wurde. Sie lehrte die vorher nicht so bekannte Kunst, die Begriffe durch Folgerungen u. Anwendungen fruchtbar zu machen und Vieles unter einen weit reichenden Gesichtspunkt zu bringen; wenn sie gleich nicht eben so geschickt war, durch Mannigfaltigkeit der Beobachtungen die Begriffe einzuschränken oder zu erweitern und neue Realbegriffe zu ergründen. Sie schuf auch nebenher den Nutzen, daß die philosophische Sprache der Deutschen reiner, bestimmter und reicher wurde. Die Menge seiner Schriften, die er größtentheils in deutscher Sprache abfaßte und die ungewöhnlich große Anzahl seiner Zuhörer verbreiteten Ordnung, Forschbegierde und Vernunft über alle Fakultäten und Stände und, da sein Leben in eine Zeit fiel, wo Pietismus und Mystik weit um sich griffen und oft in die abenteuerlichsten Schwärmereien ausarteten, so ward dieses sein Verdienst desto wohlthätiger, weil seine Philosophie der stärkste Damm gegen alle Schwärmerei ward, der ihr je entgegengesetzt worden; aber unter den Händen seiner Anhänger artete seine Philosophie bald in einen blinden und rohen Dogmatismus aus. — Um die Mathematik hat sich W. durch mündlichen Unterricht und Schriften eigenthümliche und bleibende Verdienste erworben. Er hatte überdies den Ruhm

eines moralischen und edlen Charakters. W.s deutsche Schriften erschienen einzeln zu Halle, 1712—33, 7 Bde., seine ausführlicheren lateinisch, auch einzeln in Frankfurt und Leipzig 1728—40 und Halle, 1750, 22 Bde. Einen Entwurf der Geschichte der Wolf'schen Philosophie schrieb Ludovici, Leipzig 1737 und Gotsched eine historische Lobschrift auf W., Halle 1755; Selbstbiographie, herausgegeben von H. Wuttke, Lpz. 1841. Unter W.s Anhängern (Wolfianern) sind bemerkenswerth: Baumeister, Baumgarten, Belfinger, Cramer, Ernesti, Gottsched, Reinbeck, Riebov, Reusch u. A.; zu seinen Gegnern gehörten, ausser Lange, Budde, Crousaz, Crusius, Daries, Rüdiger, Walch ꝛc. — 2) W., Johann Nepomuk von, Bischof von Regensburg, vormaliger Reichstaggesandter und wirklicher Reichsrath der bayer. Ständeversammlung in Bayern, geb. am 29. März 1743 zu Oettingen im Rieß. Sein Vater, ein k. k. Beamter, wurde von der Kaiserin Maria Theresia nach Schlesien versetzt u. dies veranlaßte die Bildungsschule des Knaben zu Troppau und Olmütz. 1759 kam er in das Collegium Germanicum in Rom und erhielt nach Vollendung eines 3jährigen Curses die theologische Doktorwürde, indem er aus dem kanonischen Rechte in Rom eine öffentliche Disputation gehalten und die Thesen dem damaligen Papste Clemens XIII. gewidmet hatte. 1763 kehrte er nach Deutschland zurück und erhielt als Belohnung für die Dedikation der Thesen ein Kanonikat an der Domkirche zu Regensburg. Da indeß sein wirklicher Eintritt in die Stelle nach der Kapitular-Verfassung erst später geschehen konnte, übte er als Pfarrer in Görzen bei Landshut und dann zu Wörth an der Donau eifrig die Seelsorge. Rasch folgte seine Beförderung: 1776 zum geistlichen Rathe, 1783 zum Hof- und Kammer-Rathe, 1788 zum Geheimenrathe und Vizepräsidenten des Consistoriums in Regensburg. Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern, der ihn nach dem Tode des Fürstbischofs von Fugger bei der damaligen Bischofswahl kennen lernte, ernannte ihn zu seinem wirklichen geheimen Rathe, verschaffte ihm bei der Domkirche zu Freysing eine Domicellar-Präbende, von welcher er bald darauf zum dortigen Weihbischofe befördert wurde, nachdem ihn der Fürstbischof Max Prokop, Graf von Törring, 1789 in der Hofkirche zu Regensburg zum Bischofe von Dolyla part. infidel. geweiht hatte. Als Stellvertreter dieses Fürstbischofes ging er nach Wien ab mit der wichtigen Sendung, die kaiserlichen Lehen des Bisthumes Freysing und Regensburg vor dem Throne Sr. Majestät des Kaisers Joseph II. zu empfangen. Da er diesen wichtigen Auftrag als Botschafter mit Würde und Erfolg ausgeführt hatte, wurde er bei dem damals noch bestandenen Reichstage mit mehren Stimmen versehen, indem er Gesandter des Fürstbischofs zu Chur, dann von Salm-Kyrburg und von den katholischen westphälischen Grafen wurde, wozu noch 1797 die Stimme des Fürstbischofes zu Trient, dann auch von Brixen kam. 1799 ward ihm die hohe Würde als wirklicher Consistorial-Präsident, 1802 als Dombechant u. am 30. Dezember desselben Jahres als Weihbischof von Regensburg. — Das Ehebündniß des Kaisers Franz von Oesterreich und der Prinzessin Auguste von Bayern einzusegnen 1816 — dazu erhielt er die Einladung. Nach dem abgeschlossenen Concordate mit Bayern 1817, ward W. 1822 auf den Bisthumsstuhl Regensburg gehoben. Er starb am 23. August 1829 u. verewigte sein gesegnetes Andenken durch eine herrliche Stiftung für arme Kranke und Waisen, die er zu Erben seines Vermögens eingesetzt hatte, da er schon 1804 noch bei Lebzeiten durch die Kaufsumme von 800 fl. den Krankenhausgarten erweitern ließ und nebst dem kathol. Krankenhause auch eine eigene Heilungsanstalt für protestantische Kranke aus einer Sammlung neu erbauen ließ. — 3) W., Friedrich August, der berühmte Philolog Deutschlands, war geboren den 14. Febr. 1757 zu Hainrode in der Grafschaft Hohenstein, wo sein Vater Cantor war. Der jüngere Sohn Friedr. August besuchte das Gymnasium zu Nordhausen und beendete seine dortigen Studien mit dem frühreifen 15. Jahre. Schon damals durchwachte der wißbegierige Knabe ganze Nächte, die von allen Seiten zusammengetragenen Autoren fleißig studirend, und lernte ganze Reden

des Cicero so geläufig, daß er sie späterhin zu Göttingen selbst im hitzigen Fieber deklamirte. 1774 bezog er Göttingen und verlebte dritthalb Jahre unter den Schätzen der Bibliothek. Hier pflegte er mehr den Privatstunden als dem Besuche der Kollegien obzuliegen; selbst bei Heyne hörte er nur die neue Vorlesung über Literaturgeschichte. 1777 ward W. als Collaborator nach Ilfeld berufen und überreichte bei seinem Abgange von der Hochschule dem Professor Heyne die Abhandlung über die homerischen Gesänge, worin schon der Keim des Werkes enthalten war, das seinen Namen so berühmt machte. Im nächsten Jahre vertauschte er die Lehrstelle zu Ilfeld mit dem Rectorate zu Osterode, stellte hier die vernachlässigte Schulzucht wieder her und gab das platonische Symposium mit einem deutschen Comentar heraus 1782, wodurch er einen Ruf nach Halle als Professor der Beredsamkeit sich erwarb. Bald darauf ward er Director des philologischen Seminars und zweiter Universitätsbibliothekar. Auf Bildung seines lateinischen Styls verwandte er vielen Fleiß, und die Klassiker des sogenannten silbernen Zeitalters oft dem Wortüberflusse der früheren Zeit vorziehend, gewannen des großen Erasmus Ciceronianismus mehr Geschmack ab, als dem bewunderten Style Ernesti's; den Muret aber, dessen Werke er herauszugeben begann, erklärte er für das höchste Muster der neueren Latinität. Den Leipziger Philologen Reiz schätzte er über Alles und ihm dedicirte er die beredte Epistel von seiner trefflichen Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines, der gediegendsten und abgeschlossensten aller seiner Ausgaben. Mit Energie trat er gegen die, von Trapp, Campe und Basedow's Anhängern so lebhaft anempfohlene, Vielwisserei auf, so daß man von Ueberschätzung des unmittelbar Praktischen ausgehend, den akademischen Unterricht in die niederen Schulen zu verlegen bemüht war und W. machte sich um die Grundverbesserung gelehrter Schulen durch eine bessere Methode hochverdient. Er sammelte um sich eine Anzahl junger vortrefflicher Männer, welche zuerst ihr Licht an seinen anregenden, begeisterten Vorträgen anzündeten: wir nennen nur: Fülleborn, Koch, Morgenstern, Vater, Delbrück, Bredow, Ideler, Bremi, Becker, Böckh, Heindorf, Kraft, Solger, Ochsner, Riemer u. A., lauter berühmte Namen in der deutschen Philologie. In seinen Vorlesungen beschränkte er sich nicht auf die Erklärung einiger Schriftsteller des Alterthums, sondern er umfaßte die ganze Alterthumskunde nebst allgemeiner Uebersicht der gesammten philologischen Wissenschaftskunde. Das höchste Ziel der Alterthumskunde sei Kenntniß des Menschen auf allen Stufen seiner Entwickelung in seinen mannigfaltigen Lebensverhältnissen. Die Geschichte der griechischen und römischen Literatur sei Geschichte der edleren Menschheit, ihr Emporstreben, ihre Blüthe und Reife, ihr Welken und Hinsterben im Zusammenhange mit der politischen Geschichte zu erforschen, sei ein höchst würdiges Geschäft des Gebildeten und ein unmittelbar nützliches durch die Belehrungen und Warnungen, welche wir aus dieser Betrachtung schöpfen müssen. Nur als Mittel, die zur Erreichung jenes höchsten Zweckes führen, betrachtete W. das Studium der griechischen und römischen Sprache; aber schon als solche sind sie äusserst wichtig, indem ihre Erlernung alle Seelenkräfte in eine harmonische Thätigkeit setzt. So bildend, wie das Reisen unter fremden, in der Cultur höher stehenden und ihre Eigenthümlichkeiten behauptenden, Völkern, wie der Umgang mit originellen Menschen u. unseren Ansichten durchaus entgegenstehenden Denkern ist, also das Eindringen in den Geist einer von der unsrigen so sehr abweichenden Sprache und in einen von dem unsrigen so sehr verschiedenen Ideenkreis. Hiedurch gelangen wir zu leichterem Verständniß der von der römischen abgeleiteten neueren Sprachen, ja zur Fortbildung unserer Muttersprache. Das philologische Seminar war für die preußischen Lehranstalten eine treffliche Schule kraftvollen Nachwuchses von tüchtigen Professoren und Niemayer hat in einem Abrisse der Geschichte und Pädagogik die wohlthätige Wirksamkeit dieses Seminars laut und freudig gepriesen. Unter allen Classikern war Homer sein Auserkorner; ein halbes Jahrhundert hindurch hat er ihn nie aus der Hand gelegt und den ursprünglichen

Text soweit möglich wieder herzustellen, wurde die große Aufgabe seines Lebens. Den von Villoison aufgefundenen Codex von St. Marcus pflegte er seinen kritischen Forschungen zu Grund zu legen. Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge hatten Bentley und Wood bereits Streitfragen gewechselt; allein seine Prolegomenen, 1795 zum ersten Male erschienen, obgleich nur als Torso auftretend, bildeten einen Wendepunkt: denn mit ebensoviel Scharfsinn als Gelehrsamkeit suchte er zu beweisen, daß die Humerischen Gesänge nicht das Werk eines einzigen Dichters, sondern verschiedener Rapsoden sei. Es folgte nun die Polemik mit Heyne, durch das sogenannte Digamma veranlaßt, u. die 4 Briefe 1797 an Hofrath Heyne enthalten die bitterste Ironie und Zurechtweisung. Nach seiner Prachtausgabe mit kritisch verbessertem Texte, worin er in der klassischen Vorrede zur Odyssee auch Humboldt's Einwurf widerlegte, ließ 1802 Heyne auch seinen Commentar zu Homer folgen und die gegenseitige Verfeinduug ward immer heftiger. W.'s steigender Ruhm veranlaßte seine Berufung nach Kopenhagen; er lehnte ab, ging aber nach erfolgter Auflösung der Universität in Halle 1806 nach Berlin. In jener kriegerischea Periode seines Umzuges sollen ihm seine vieljährigen Collectaneen, deren Herausgabe zu mehr als 30 Bändchen ausgereicht haben würde, nebst werthvollen Büchern entwendet worden seyn. Wilh. v. Humboldt ward ihm ein anhänglicher Freund und durch ihn setzte er bei Auswahl der dort anzustellenden Professoren Vieles durch. Er selbst lehnte zwar jede eigentliche Professorstelle ab und hielt nur in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften encyklopädische Vorlesungen über Alterthumskunde. Kränklichkeit und Besorgniß der sitzenden Lebensweise auf seine Gesundheit hieß ihn, in den literarischen Arbeiten nicht mehr gleich eifrig wie früher auszuharren. Er pflegte zu sagen: „es wäre wir ein Leichtes, die Alterthumskunde meiner Wieland'schen Sammlung für das ganze Volk zuzurichten, hätte ich nur Adelungs-Gefäß!" In diese Periode fällt das mit Buttmann herausgegebene Museum der Alterthumskunde und die Analekten für gründliche Kunde des griechischen und römischen Alterthums, worin er seinem Geistesverwandten Bentley ein herrliches Denkmal setzte. Platon's Phädon begleitete er mit einer meisterhaften lateinischen Uebersetzung; die deutsche Uebersetzung der ersten Satyre Horaz's beurkundete seine Trefflichkeit in der Verskunst und seine Gewandtheit im Ausdruck der deutschen Sprache. Mit Voß und bald darauf mit Buttmann und Schleiermacher gerieth er in Polemik, die zwar mit Heftigkeit geführt ward, aber von seiner Seite damit entschuldigt wurde, daß er eine Malice des Kopfes und eine Malice des Herzens wohl unterscheide und sich von der letztern völlig frei wisse. In der äusserst glücklichen Lage eines jährlichen Ehrengehalts von 5000 Thlr. überfiel ihn im Jahre 1824 ein unbezwinglicher Wandertrieb nach den südlichen Küsten und Lüften Frankreichs, um in Nizza sich frische Lebenskraft zu holen. In Weimar hatte er auf seiner Reise dahin eine rührende Zusammenkunft mit Göthe und kam über Lyon im Anfange August's nach Marseille, das ihm im 68. Lebensjahre am 8. August zum Begräbniß wurde. Die wichtigsten Schriften von ihm, ausser den obigen: Plato's Gastmahl mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, 1782; Homeri Odyss. et Ilias ad exempl. Glasguense diligentiss. express., 1784—85; Antiquitäten von Griechenland, 1787; Geschichte der römischen Literatur, 1787; Vorlesungen über griechische Literatur, 1787; Tetralogia dramatum Graec., 1787; Ueber Dr. Semlers letzte Lebenstage, 1791; Cic. Tuscul., 1792; Herodiani libri 8, 1792; Homeri et Homeridarum opera et relequiae, 2 Bde., 1795; Cicero oratio pro Marcello, 1802; Vermischte Schriften und Aufsätze, 1802; Suetonii op., 4 Vol., 1802; Platonis dialogorum delectus, 1812; Der Metriker von Heinr. Voß im J. 1817. Anonym von ihm herausgegeben: Parentalia in memoriam Fred. Guilielmi II., 1792, Fol.; Aristoph. Wolken griechisch und deutsch, 1811; Aus Aristophan. Acharnern, griechisch und deutsch, 1812; Schätzbare kleinere Aufsätze in der Berliner Monatsschrift, in Becker's Comment. societ. philog. Lps. u. s. w. Cm. — 4) W.,

Ferdinand, geboren zu Wien 1796, kam 1809 mit seinen Eltern nach Grätz, von wo er 1819, nach vollendeten juristischen Studien, in seine Vaterstadt zurückkehrte und noch in demselben Jahre an der k. k. Hofbibliothek angestellt wurde. Nach 8jähriger Dienstleistung als Conceptspraktikant erhielt er 1827 eine Scriptorstelle. 1833 ernannte ihn die königliche Akademie der Geschichte zu Madrid und 1834 die königliche Akademie der Wissenschaften, Künste und schönen Literatur zu Caen und die königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Ausser mehren gediegenen Aufsätzen und Recensionen im Wiener Conversationsblatte, in den Wiener und Berliner Jahrbüchern &c., von denen auch besonders, aber in wenigen Exemplaren, abgedruckt erschienen: Beiträge zur Geschichte der castilianischen Nationalliteratur (1. Heft, Wien 1832); Ueber altfranzösische Romanzen- und Hofpoesie (ebend. 1834), über die Romanzenpoesie der Spanier (Wien 1847), gab er folgende selbstständige Werke heraus: Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie, Wien 1833. Dazu lieferte er Nachträge in die „Altdeutschen Blätter" von Haupt u. Hoffmann, 1. Heft, Leipzig 1835. Mit seinem Collegen, Stephan Endlicher, gab er die altdeutsche Volkssage: Von Bruoder Rauschen &c., Wien 1835, heraus. (Nur in 50 Exemplaren abgedruckt.) Foresta de rimas modernas castellanas etc., 2 Bände, Paris 1837. „Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche" Heidelberg 1841 und „Rosa de romances", Leipzig 1846; auch als dritter Theil von Depping's „Romancero". Studium, Geschmack und Solidität begleiteten W.'s Arbeiten. — 5) W., Dr. Joseph, der Sohn eines Landrabbiners zu Baireuth, ging mit seiner erblindeten Mutter nach München, studirte dort auf dem Gymnasium und genoß der Unterstützung der dortigen Israeliten, lebte aber sehr locker und mußte deshalb München verlassen. Ohne Vermögen, verließ er sich auf sein Glück, ging nach Göttingen und trieb sich dort unter den Studenten herum, bis sein seltenes Sprachtalent erkannt wurde. Er ward nun in Halle nach katholischem Ritus getauft und studirte dort zu Leipzig, Jena und Berlin Philologie. Graf Leopold von Stolberg, Friedrich von Schlegel und Bischof Sailer hatten den Plan, ihn wegen seiner Fertigkeit in Erlernung der Sprachen zum Missionär ausbilden zu lassen und schickten ihn deshalb nach Rom, wo Papst Pius VII. und Cardinal Litta sich seiner lebhaft annahmen. Hier trat W. zuerst in das Collegium romanum ein, aus welchem er später in die Propaganda überging. Allein es störte ihn in den stillen Studien seine angeborene Lebendigkeit, die ihn schon vom Judenthume zum Christenthume geführt hatte und später, seinen eigenen Geständnissen nach, mit den meisten christlichen Sekten in eine vorübergehende Glaubensgenossenschaft brachte. Er will in Rom Manches bemerkt haben, was sein Gewissen empörte, gerieth darüber mit seinen Oberen in Streit und wurde endlich aus der ewigen Stadt verbannt. In dem Ligorianer-Kloster Val-Saint in der Schweiz, wo er neue Zuflucht fand, entdeckte er einen „unheilbaren Zwiespalt zwischen seiner Ueberzeugung u. den Lehren des Katholizismus," streifte die Mönchskutte mit raschem Entschlusse ab und pilgerte nach dem ultraprotestantischen England. 1819 sehen wir ihn in Cambridge als protestantischen Candidaten, zugleich mit dem Studium des Arabischen und Persischen eifrig beschäftigt, immer noch zu dem Zwecke, das Evangelium in unchristlichen Gebieten zu predigen. 1821 war er für diesen Beruf fertig und besuchte zunächst nähere und fernere Gegenden des Morgenlandes, die Krim, Georgien, die europäische Türkei, Palästina, Aegypten, Mesopotamien und Persien. Wir wissen aus der Selbstbiographie, die er seinem Reisebericht über Bochara voranstellt, daß er bereits auf dieser ersten Reise zwei besondere Zwecke verfolgte, einmal, die Juden zu überzeugen, daß der Triumph des Christenthums und die zweite Ankunft Christi auf Erden nahe sei, dann aber, die zehn verlorenen Stämme aufzusuchen, die nach

der babylonischen Gefangenschaft nicht mit nach Jerusalem zurückkehrten und seit dem spurlos verschwanden. Von 1826—1830 scheint W. die zehn Stämme aus dem Sinne geschlagen zu haben, denn seine Bekehrungsreisen in diesen Jahren beschränkten sich auf Gegenden, in denen dieselben unzweifelhaft nicht anzutreffen sind: auf England, Schottland, Irland, Holland u. s. w., wo er aller Orten die Juden zu bekehren suchte. 1831 aber fiel ihm diese Versäumniß so schwer auf das Herz, daß er sofort nach dem Oriente aufbrach, Armenien, Kleinasien, Persien durchstreifte, mit Feuer- und Teufelsanbetern verkehrte, eifrig und erfolglos nach den zehn Stämmen forschend. Afghanen, die er in persischen Städten einzeln antraf, rühmten sich der Abkunft von Israel und dies führte den Missionär zu dem Schlusse, daß der Gegenstand seiner Sehnsucht im fernsten Osten anzutreffen seyn dürfte, vielleicht in Bochara, Balk oder Afghanistan. Eine Reise nach Chorasan sollte fernere Aufschlüsse geben. W. schloß sich daher der nächsten Karawane an und theilte das Schicksal derselben, von Räubern überfallen und gänzlich geplündert zu werden. Auf Befehl des Vicekönigs Abbas Mirza, erhielt er die Freiheit wieder und eine Art Entschädigung für diese Leiden ward ihm dadurch, daß sich Spuren von den zehn Stämmen zeigten. Die Juden in Torbad hatten noch nie Etwas vom Christenthume, der Geschichte Christi 2c. erfahren u. diese Unkenntniß nahm W. für ein sicheres Zeichen, daß sie von den in Babylon gebliebenen Israeliten abstammten. Durch die turkomanische Wüste glücklich hindurch und in Bochara angekommen, hörte W. zu seinem großen Verdrusse, daß es hier keine zehn Stämme gebe, wohl aber in China. Die Reise durch die Wüste Gobi war aber dem unermüdlichen Manne doch zu viel und er wandte sich daher südlich nach Peschawer am Indus, das er nach manchen Fährlichkeiten erreichte, von da aber in das Land der fünf Ströme, nach Kaschmir, nach dem englischen Bengalen, wo ihn die Cholera befiel, der er um ein Kleines unterlegen wäre. 1834 reiste er nach Malta zurück, wo er seine Reise im Drucke erscheinen ließ, ruhte in England kurze Zeit aus und rüstete sich abermals zu neuer Fahrt. Die zehn Stämme ließen ihn nicht ruhen. Da sie in Asien nicht aufzufinden waren, so vermuthete er sie im östlichen Afrika, wo sich im Falaschalande ein mosaischer Staat erhalten hat. Diese Reise fiel höchst unglücklich aus: Krankheiten und böse Menschen hatten sich in eine förmliche Verschwörung gegen den Pilger eingelassen. Von seiner zehn Stämme-Manie noch immer nicht geheilt, wollte er nun dieselben auf der andern Seite des Oceans aufsuchen. Ein schwedisches Schiff brachte ihn im August 1837 nach New-York und dieses Mal schien das Ziel wirklich erreicht zu seyn. Mohikaner antworteten auf seine Fragen „daß sie Abkömmlinge der Kinder Israels seien". Leider blieb der hinkende Bote nicht aus; denn auf die weitere Frage, woher sie das wüßten, erfolgte die niederschmetternde Antwort: „Herr und Frau Simons aus Schottland haben es uns gesagt." Diese Enttäuschung scheint W. geheilt zu haben, denn wir hören von nun an Nichts mehr von den zehn Stämmen. Nach so vielen Prüfungen und Wanderungen strebte er endlich nach einem festen Wohnsitze und nach Ruhe. Nachdem er es mit allen christlichen Sekten versucht, hatte er erkannt, „die englische Kirche sei die Preisperle und das Erdjuwel und das gewaltigste Meisterstück der Bibelerleuchtung, so die Welt je gesehen hatte seit dem Sündenfalle." Dieser Ueberzeugung folgend, trat er als Geistlicher in die anglikanische Kirche, predigte bis zum Januar 1838 in Nordamerika u. wurde bald darauf in Dublin zum Priester ordinirt. In den nächsten Jahren, bis 1843, verlebte er ein stilles Leben als Pfarrer einer Dorfkirche in Yorkshire an der Seite seiner neuen Gattin. Da kam die Nachricht von dem Schicksale Stoddart's und Conolly's in Bochara und es bildete sich der bekannte Verein, die Unglücklichen zu befreien, oder sich wenigstens Nachricht über ihr Loos zu verschaffen. In W. erwachte wieder der abenteuernde Sinn, daß er sich anbot, nach Bochara zu gehen, obgleich die Erlebnisse seiner ersten Reise nicht geeignet waren, ihn zu einem zweiten Versuche zu ermuntern. Am 14. Oktober 1844 schiffte er sich nach Gibraltar ein, von da

nach Malta, Athen und Konstantinopel. Sein bekannter, menschenfreundlicher Zweck verschaffte ihm überall die beste Aufnahme, selbst beim Sultan, der ihm Briefe nach Bochara gab. Hier aber begannen für ihn abermals die Gefahren. Der eigene Bruder des Veziers von Bochara, Hadschi Ibrahim, rieth ihm, nicht weiter zu gehen, wofern er nicht Briefe der Königin von England an den Emir habe, was nicht der Fall war. Wolf erfuhr jetzt, der Groll des Emirs gegen die Engländer rühre ursprünglich davon her, daß er auf ein Schreiben an die Königin nicht von dieser selbst, sondern von dem Generalgouverneur von Indien Antwort erhalten habe. In der Oase Merw hörte Wolf die Nachricht von dem Tode der Engländer abermals bestätigen. Man sagte ihm, dies sei der letzte Ort, wo er noch umkehren könne, aber er bestand mit seltenem Muthe auf seinem Vorhaben. So viel hatten die vielen Warnungen doch gewirkt, daß er mitten in der Wüste an die Königin Viktoria schrieb und dringend um ein Schreiben an den Emir von Bochara bat. Da sich in der Hauptstadt des Emirs die Nachricht, daß ein Mollah der Engländer im Anzuge sei, voraus verbreitet hatte, so fand W. alle Straßen und die Häuser bis oben auf die Dächer dicht besetzt, als er im Priestergewande, die Bibel in der Hand, seinen feierlichen Einzug hielt. Vor den Emir geführt, unterwarf er sich der ziemlich demüthigen Begrüßungsart und erzielte dadurch einen leidlichen Empfang. Daß die beiden englischen Offiziere hingerichtet seien, bestätigte sich nunmehr auf das Bestimmteste und W. hätte immerhin, nach Erledigung seines Reisezweckes, zurückkehren können, wenn man nur geneigt gewesen wäre, ihn zu entlassen. Oft herrschte Neigung dazu, aber dann trat wieder das Bedenken ein, ob er nicht ein englischer Spion sei, den man im Interesse des Reichs zurückhalten und hinrichten müße. Drei Monate lange schwankte W. in der peinvollsten Ungewißheit. Der Vezier suchte ihn unaufhörlich durch Ränke zu verstricken; man sandte ihm einmal schon den Henker in das Haus, um ihn zur Hinrichtung vorzubereiten und, wäre nicht zur gelegenen Zeit ein drohendes Schreiben des Schah von Persien eingetroffen, so würde sich auch an W. das Schicksal erfüllt haben, das in der neuesten Zeit alle Engländer in Bochara getroffen hat. Als man ihn endlich entließ, schickte man ihm noch in die Wüste Mörder nach, denen er nur durch einen Zufall entging. Ausser dem Schicksale Conolly's und Stoddart's, hat Dr. W. auch die Motive der That aufgeklärt. Sie sind allein in der Habsucht des Veziers Abdul-Samed zu suchen, der nach dem Golde der Engländer strebte und ihnen ausserdem noch bedeutende Vorschüsse aufgedrungen hatte, für die er Wechsel im Tausche erhielt, so daß er durch das Wiederansichnehmen seines Goldes und die Einkassirung der Wechsel einen neuen Gewinn machte. W. hat nach seiner Rückkehr eine Caplanstelle erhalten, die ihm indessen so wenig zuzusagen scheint, daß wir vielleicht bald von neuen Weltreisen des abenteuernden Mannes hören werden.

Wolfe, **James**, britischer General, Sohn des Generallieutenants Edward W., geboren 1726 zu Westerham (Kent), wählte früh die kriegerische Laufbahn, wozu ihn Tapferkeit und Entschiedenheit des Charakters befähigten. Schon im 20. Jahre hatte er während des Krieges in Deutschland die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Pitt stellte ihn an die Spitze der Expedition gegen Quebeck, wo er den kühnen, mit Erfolg gekrönten, Plan entwarf, welcher die Franzosen zu ihrem Verderben aus Quebeck lockte und die Eroberung Canada's sicherte. Als alle Hindernisse besiegt waren, begegnete er den Feinden auf den Höhen von Abraham, wo er im Augenblicke des Sieges zwei tödtliche Wunden erhielt (13. Sept. 1759). Ihn ehrt ein Denkmal in der Westminsterabtei.

Wolfenbüttel, ehemalige Hauptstadt des braunschweigischen Fürstenthumes gleiches Namens und jetzt eines der sechs Kreise dieses Herzogthumes, der auf 10¼ □ Meilen 52,000 Einwohner zählt, liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend, an beiden Seiten der Ocker und ist durch Abtragung der ehemaligen Festungswerke jetzt bedeutend verschönert. Die Stadt hat ein Schloß, welches

bis 1754 Residenz der Herzoge von Braunschweig war, mit einem hübschen Theater; vier Kirchen, worunter die große Liebfrauenkirche mit dem fürstlichen Erbbegräbniß, ist Sitz des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes für Braunschweig, Lippe und Waldeck, eines Landesgerichts und eines Consistoriums; auch findet man hier ein Prediger- und Schullehrerseminar, ein Gymnasium, Fräuleinstift, Zeughaus, Zwangsarbeitshaus. In einem schönen, 1723 von Herzog August Wilhelm im Style des Pantheons zu Rom aufgeführten, Gebäude befindet sich im Erdgeschoße die herzogliche Reitbahn und über ihr die berühmte Bibliothek von mehr als 270,000 Bänden, worunter viele Incunabeln u. 1400 Bibeln und gegen 10,000 Handschriften. Hier ist auch dem berühmten Lessing (s. d.) ein Denkmal errichtet. Die Einwohner, etwa 10,000, beschäftigen sich vorzüglich mit Gartenbau, Fabrikation von Leinwand, Tabak und Leder. Die Stadt ist durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt Braunschweig verbunden.

Wolff, 1) Pius Alexander, ein trefflicher Schauspieler und Dramendichter, geboren 1784 zu Augsburg, wurde 1804 in Weimar engagirt und bildete sich unter Schiller und Göthe zu einem ausgezeichneten Künstler, besonders im tragischen Fache. Seit 1816 war er am königlichen Theater in Berlin u. starb, auf einer Rückreise aus Bad Ems, zu Weimar 1828. Auch seine Dramen (meist Lustspiele) erwarben sich durch gute Erfindung, Charakterzeichnung u. Laune den Beifall des Publikums, z. B. „Cäsario", „Der Hund des Aubri", „Der Mann von 50 Jahren", „Der Kammerdiener" u. s. w.; vorzüglich aber sein, durch Weber's Musik noch gehobenes, Schauspiel „Preciosa". — 2) W., Oskar Ludwig Bernhard, ein kenntnißreicher Literärhistoriker, Dichter und Improvisator, geboren 1799 zu Altona, lebte in Hamburg, fand auf seinen Kunstreisen als Improvisator vielen Beifall, ward Professor der neuern Literatur in Weimar und seit 1832 in Jena. Er ist sehr fleißig, besonders für die schöne Literatur, theils durch Uebersetzungen, theils durch Originalarbeiten, theils durch Sammlungen. „Die schöne Literatur Europa's", 1832; „Egeria, Sammlung italienischer Volkslieder", 1829; „Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen", 1830; „Erzählungen eines deutschen Improvisators", 2 Bde. 1827—28; „Porträts- und Genrebilder", 3 Thle. 1839; „Mirabeau und Sophie", 1841; „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur", 7 Bde. 1837—42; „Allgemeine Geschichte des Romans", 1841; „Poetischer Hausschatz der Deutschen", 3. Auflage, 1845 u. s. w.

Wolfgang, der Heilige, Bischof von Regensburg, aus Schwaben gebürtig, nach Einigen aus einer berühmten Familie, nach Anderen von Eltern aus dem Mittelstande abstammend, wurde in seinem 7. Jahre einem Geistlichen in der Nähe seiner Heimath übergeben und kam später in das Kloster Reichenau, welches damals eine berühmte Schule der Wissenschaft und Tugend war und mehren Kirchen fromme Hirten gab. W. knüpfte da enge Freundschaft mit einem jungen Edelmanne Namens Heinrich, einem Bruder Poppo's, Bischofs von Würzburg, der eine große Schule in seiner bischöflichen Stadt errichtete, an welche er einen berühmten Professor aus Italien, Namens Stephan, berief. — Unser Heiliger hätte Nichts sehnlicher gewünscht, als sich ganz allein dem Gebete und der Betrachtung überlassen zu können. Allein Heinrich, der ihn wegen seiner Tugend- u. seiner seltenen Talenten zärtlich liebte, konnte sich nicht von ihm trennen und bewog ihn, daß er mit ihm nach Würzburg ging. Dort besuchten sie beide den Lehrsaal Stephan's. Eines Tages erhob sich ein Streit über den Sinn einer schweren Stelle. W. erklärte sie mit vieler Gewandtheit und Deutlichkeit, so daß man jedesmal, wenn eine Schwierigkeit aufstieß, sich mehr an ihn wandte, als an den Lehrer. Stephan empfand darüber Eifersucht und verfolgte den Heiligen auf allen Wegen, die seine Leidenschaft ihm öffnete. W. dagegen war stille und suchte diese Prüfung zu seiner Heiligung zu benützen. Alles, was er sah und duldete, entleidete ihm je mehr und mehr die Welt. Er suchte daher ein Kloster, wo er sich selber absterben lernen könnte. Als Heinrich den Hang

zur Einsamkeit bei seinem Freunde gewahrte, beredete er ihn, in der Welt zu bleiben, um seinem Nächsten nützen zu können und als er 956 zum Erzbischofe von Trier erwählt wurde, drang er in W., ihm dorthin zu folgen. Der Gottesmann willigte ein, aber nur unter der Bedingung, daß er dort kein anderes Amt verwalten wolle, als Unterricht in einer Kinderschule geben. In der Folge übernahm er die Leitung einer geistlichen Genossenschaft unter der Benennung eines Dechanten. Diese zwei Stellen versah er mit einem Eifer und einer Frömmigkeit, die seine Tugend in einem hellern Lichte zeigte. Nach dem Tode Heinrich's brachte er einige Zeit bei Bruno, Erzbischof von Köln, zu, ohne daß man ihn bewegen konnte, irgend eine geistliche Würde anzunehmen. Endlich zog er sich in das Kloster Einsiedeln zurück, dem damals ein Engländer, Namens Georg, vorstand, der sein Vaterland verlassen hatte, um in der Verborgenheit und Abtödtung dem Herrn zu dienen. Dieser Abt, der bald erkannte, daß W.'s Verdienste weit größer seien als sein Ruf, machte ihn zum Vorsteher der Klosterschule, welche unter seiner Leitung in Kurzem die berühmteste des ganzen Landes ward. Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, zu dessen Diözese die Abtei gehörte, weihete ihn damals, ungeachtet seiner demuthsvollen Weigerung, zum Priester. Als W. die Handauflegung empfangen hatte, begehrte er von seinem Abte die Erlaubniß, dem Drange seines Eifers folgen zu dürfen, die er auch 972 erhielt. Nun zog er, von einigen gleichgesinnten Ordensmännern begleitet, nach Ungarn, um dort das Evangelium zu predigen. Diese Mission hatte indeß nicht den gehofften Erfolg. Der Bischof von Passau behielt unsern Heiligen einige Zeit bei sich und empfahl ihn heimlich dem Kaiser Otto II., als den tauglichsten Mann für den damals erledigten bischöflichen Stuhl von Regensburg. Um W.s Demuth zuvorzukommen, berief ihn der Kaiser, unter dem Vorwande einiger Aufträge, nach Regensburg. Bei seiner Ankunft waren der Bischof von Salzburg und mehre andere Bischöfe der Provinz anwesend, in deren Gegenwart er kanonisch durch die Geistlichkeit und das Volk gewählt wurde. Nach der Wahl vertraute man ihn sicheren Händen und ließ ihn nach Frankfurt bringen, wo der Kaiser sich aufhielt. Dieser gab ihm die Investitur im Zeitlichen, ohne auf sein wiederholtes Bitten, ihn in sein Kloster zurückkehren zu lassen, Rücksicht zu nehmen. Er mußte nach Regensburg zurückkommen und erhielt dort die bischöfliche Weihe. Das Ordenskleid behielt er demuthsvoll im neuen Amte bei und befolgte, so viel es ihm möglich war, die Satzungen des klösterlichen Lebens, dem er sich gewidmet hatte. Seine erste Sorge war, strenge Ordnung in seinem Hause einzuführen u. die Mißbräuche zu heben, die sich bei dem Weltpriesterstande und bei den Ordensmännern eingeschlichen hatten. Er predigte mit ausserordentlichem Eifer u. weil er ein Mann des Gebetes war, verstand er vorzüglich die Kunst, an's Herz zu reden. Mit gleicher Sorgfalt und Treue lebte er seinen übrigen Pflichten. Die Armen fanden an ihm einen zärtlichen Vater. Einen Theil der Nacht, sowie jeden Augenblick, den er von seinen Geschäften erübrigte, widmete er dem Gebete. Manchmal zog er sich auch ganz in die Einsamkeit zurück, um desto freier der Betrachtung sich hinzugeben. Zu seiner Diözese gehörte ein großer Theil von Böhmen. Mit aller Bereitwilligkeit gab er zu, daß man diesen Theil von seinem Sprengel trennte und ein neues Bisthum errichtete, welches dem heiligen Albert anvertraut wurde. Der Abbruch an seinen Einkünften, der hiedurch entstehen mußte, war für ihn kein Verlust, weil dieß zur größern Ehre Gottes und zum Besten der Menschen geschah. Herzog Heinrich von Bayern hegte für W. eine besondere Verehrung und übertrug ihm sogar die Erziehung seiner vier Kinder. Diese waren: Heinrich, nachher deutscher Kaiser; Bruno, der als Bischof von Augsburg starb; Gisella, die Königin von Ungarn wurde, und Brigitta, welche der Welt entsagte und als Aebtissin eines Klosters in Regensburg starb. Die Tugenden und seltenen Eigenschaften dieser Fürstenkinder gaben Anlaß zu dem Sprichworte: „Habt heilige Erzieher und ihr werdet heilige Fürsten haben." — Auf einer Reise, die W. um eines liebevollen Werkes willen unternommen hatte,

erkrankte er und starb zu Puppingen in Oesterreich den 31. Oktober 994. Sein Leichnam wurde nach Regensburg gebracht und in der St. Emmeramskirche beigesetzt. Da auf seine Fürbitte mehre Wunder geschahen, setzte ihn Papst Leo IX. 1052 unter die Zahl der Heiligen, auch ließ er seine Gebeine in einem Schreine verschließen. Sein Fest wird am 31. Oktober begangen.

Wolfskirsche, s. Belladonna.

Wolfsrachen, s. Hasenscharte.

Wolga (Rha), der größte europäische Strom, entspringt in den Ostaschkoffschen Sümpfen, am südöstlichen Abhange des Wolchonski-Waldes (s. d.), unter 50° östl. Länge und 57° nördl. Breite, im russischen Gouvernement Twer, auf einer Höhe von 840 Fuß über dem Meere und 916 Fuß über dem Niveau des kaspischen Sees. Sie geht durch mehre kleine Seen, wird schon bei Rzew Wladimirow für mittlere, bei Twer für sehr große Fahrzeuge schiffbar, fließt langsam durch die Gouvernements Twer, Jaroslaw, Kostroma, Nischnei-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Saratow und Astrachan und mündet unter 46° nördl. Breite und 65° östlicher Länge in den kaspischen See bei der Stadt Astrachan, nachdem sie sich in siebenzig Arme gespalten, wovon der eine, die Achtuba, schon bei Zarizyn, etwa 50 Meilen ober Astrachan, am linken Ufer abgeht und mehrfach mit dem Hauptstrome in Verbindung steht. Im obern Laufe durchschneidet sie den sanften Südabhang des nördlichen Landhöhenzuges im nordöstlichen (sarmatischen) Tieflande Europa's; der Mittellauf liegt ganz im ebenen Tieflande und theilweise weniger als 50 Fuß über dem Meere; im untern Laufe senkt sie sich zwischen den steilen, zerrissenen Ufern, die der Obtschei-Syrt (s. Uralgebirge) bildet, zum Niveau des Oceans hinab und durchströmt dann die salzige, kaspische Steppe. Die Ufer sind meist flach und Ueberschwemmungen ausgesetzt; bei Nischnei-Nowgorod treten steile Berge ganz nahe an das linke Ufer, später (von der Mündung der Wetluga an) wird das rechte Ufer das dominirende. Der Bezirk der W. ist der erste in Rußland's hydrographischem Netze; er bildet die Kernmitte des russischen Reiches u. die, an den beiden Ufern des Stromes gelegenen, Länder machen das Centrum der Kultur aus, wo Landwirthschaft, Industrie, Fabriken und Handel seit lange in einem gewissen Grade der Blüthe prangen. Durch mehre Kanäle, welche theils mittel-, theils unmittelbar mit der W. in Verbindung stehen, wird der Verkehr für das Inland, sowie mit dem Auslande ausserordentlich begünstigt. Von diesen Kanalsystemen sind zu nennen: a) zwischen der Ostsee und dem kaspischen Meere das von Wuischnei-Walotschok, das Marien-Kanalsystem und das tichwin'sche System; b) zwischen dem kaspischen und dem weißen Meere der nördliche Katharinen-Kanal; c) zwischen Archangel und St. Petersburg der Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg. Um die Boden- und Manufaktur-Erzeugnisse von den Produktionsorten nach den Handelsplätzen zu schaffen, sind durchschnittlich des Jahres auf der W. und ihren Nebenflüssen 16,150 Schiffe und 300 Flöße in Bewegung; die Zahl der bei der Schifffahrt beschäftigten Personen beträgt 284,500 Mann u. der Werth der Ladungen wird auf 200,014,000 Rthlr. geschätzt. Das Stromgebiet der W. enthält 24,840 deutsche □ Meilen; der direkte Abstand der Quelle von der Mündung beträgt 150 deutsche Meilen und die Größe der Stromentwickelung 510 deutsche Meilen. Die bedeutenderen Nebenflüsse sind rechts: die Oka, welche unter 54° östl. Länge und 52° nördl. Breite südlich von Orel entspringt, die Moskwa aufnimmt und bei Nischnei-Nowgorod mündet; links: die Twerza, Mologa, Wetluga u. die mächtige Kama, die im Westen von Perm (58° nördl. Breite, 71° östl. Länge) entspringt u. sich nach einem 215 Meilen langen Laufe südlich von Kasan ergießt. An der Mündung der Kama ist die W. 3000 Fuß breit, bei Saratow eine halbe Meile, weiter unterhalb über 3 Meilen und in der Nähe der Mündung eine Meile breit. Brücken führen über den Strom bei Rzew, Wladimirow, Zubtzow, Stariza, Twer; Fähren gehen über denselben bei

Maloga, Jaroslaw, Kostroma, Nischnei-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Samara, Saratow und oberhalb Astrachan, neben mehren anderen. C. Arendts.

Wolgast, Stadt im Kreise Greifswalde des preussischen Regierungsbezirkes Stralsund, in der Nähe der Peenemündung. Ausser den beiden Kirchen, der Petri- und der zwölfeckigen Gertraudskirche, welche einfach tüchtige Gebäude sind, sieht man hier nichts von architektonischer Merkwürdigkeit. Armen- u. Arbeitshaus, bedeutende Schifffahrt und Kornausfuhr, Schiffbau, Tabak-, Seifen- und Lichterfabriken. 5350 Einwohner. An der Nordseite der Wolgast gegenüberliegenden Insel Usedom befindet sich die durch die Landung Gustav Adolph's (1630) berühmt gewordene kleine Insel Ruden oder Rüden. — W. ist die älteste Stadt Pommerns und war schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts eine starke Festung. 1190 wurde es von den Dänen zerstört. Zur Zeit, als Pommern in drei Theile zerfiel, in das Land Stettin, das Land Wolgast und das Bisthum Cammin, war W. die Residenz der Linie dieses Landes. Die Chronikschreiber schildern das herzogliche Schloß, von dem jetzt nur noch die Keller und geringe Trümmer zu sehen sind, als sehr bedeutend. 1675 verwüsteten die brandenburgischen Truppen die Stadt und 1713 wurde sie von den Russen in Asche gelegt. — Th. v. Kobbe u. W. Cornelius: Die Ost- u. Nordsee (X. Sektion des malerischen und romantischen Deutschlands). mD.

Wolke, Christian Heinrich, russisch kaiserlicher Hofrath, geb. 1746 zu Jever in Oldenburg, woselbst sein Vater ein Viehhändler war, studirte in Göttingen und Leipzig, arbeitete mit Basedow zur Verbesserung der deutschen Schulen und legte mit diesem das Dessauer Philantropin an. Nach Auflösung dieser Erziehungsanstalt widmete er sich 1801 dem Erziehungswesen zu St. Petersburg, sammelte sich dort ein Vermögen, verlor es aber durch Schuld seines Administrators und privatisirte seit 1814 meistens in Berlin mit einer russischen Pension, starb auch daselbst den 8. Jänner 1825, nachdem er dort eine Gesellschaft für die deutsche Sprache gestiftet hatte. Seine Versuche, die deutsche Sprache grammatischer auszubilden, konnten keinen allgemeinen Beifall finden. Schriften von ihm sind: „Welt- und Menschengeschichte" (1791); „Anweisung für Mütter und Kinderlehrer" (1805); „Kurze Erziehlehre" (1805); „Anleitung zur deutschen Volkssprache" (1816); „Schriften" (6 Bde., 1820).

Wolken heißen die, in beträchtlicher Höhe in der Atmosphäre schwebenden, sichtbaren, wässerigen Dünste. Den Stoff zu den W. liefern aus dem Meere, den Seen, Flüssen, Bächen, Tiefen und der feuchten Erde aufsteigende Dünste, welche vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere so hoch sich erheben, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in der sie nicht mehr steigen können, sondern verdichtet werden. Die Entfernungen der W. über der Erde sind sehr verschieden; je dünner und leichter sie sind, desto höher steigen sie; daher gleiten oft W. in einer höhern Gegend über dichtere, tiefer schwebende. Sehr dichte W. senken sich bisweilen so tief, daß sie die Gipfel mäßig hoher Berge, die Thurmspitzen, selbst hohe Bäume berühren. Dagegen beträgt die Höhe, welche W. erreichen können, mehr als eine Meile. Der Umfang einzelner W. ist sehr verschieden; bei manchen hat man ihre Länge und Breite auf eine Meile, die Dicke auf 100 — 1000 Fuß berechnet. Durch die Bewegung in der Luft verändert sich übrigens die Größe und Gestalt dieser Körper unaufhörlich. Von oben gesehen, erscheinen sie meist perpendikulär und ihre oberen, zusammenhängenden Theile kegelförmig gestaltet. Als leichte Massen werden sie vom Winde fortgetrieben und halten gewöhnlich mit diesem gleichen Schritt; von festen Körpern, wie von Bergen und Wäldern, werden sie angezogen. Die Art und Weise der W.-Bildung ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Wahrscheinlich sind die W. Ansammlungen von niedergeschlagenen Bläschen und unterscheiden sich durch ihre *negative Elektricität* von den Nebeln, deren Elektricität meistens positiv ist. *Verlieren nun die W.* ihre Elektricität, so entsteht Regen. Vgl. Th. Forster: „Untersuchungen über die W." (deutsch 1819).

Wollaston, William Hyde, einer der berühmtesten Physiker u. Chemiker der neuen Zeit, 1766 zu Chiselhurst in Suffolk geboren, studirte seit 1789 in Cambridge Medizin, ließ sich dann in Bury St. Edmunds in Suffolk nieder u. begab sich, da seine Praxis sehr gering blieb, nach London. Nachdem er sich aber daselbst vergeblich um eine erledigte Stelle am Georgshospital beworben hatte, schwur er, der Medizin gänzlich zu entsagen und legte sich nun mit allem Eifer auf Physik und Chemie, worin er sich durch seine wichtigen Entdeckungen nicht nur ein bedeutendes Vermögen erwarb, sondern bereits 1793 zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften zu London erwählt ward, die ihn 1806 zu ihrem zweiten Sekretär ernannte. Er starb zu London 1828. Zu seinen vorzüglichsten Verdiensten gehören: die Entdeckung der Hämmerbarkeit und Dehnbarkeit des Platin; die Auffindung zweier neuen Metalle, Palladium und Iridium; die Vervollkommnung des Mikroskops; die Einrichtung der sogenannten Wollaston'schen galvanischen Doppelplatte u. des galvanischen Fingerhutapparats; die Verbesserung von Hooke's Camera lucida (s. d. Artikel) und die Erfindung des Reflexionsgoniometers (zur Untersuchung der Krystallisationen vermittelst der Zurückstrahlung) u. a. Seine Entdeckungen hat er als Abhandlungen theils in den „Philosophical transactions“, theils in den „Annals of philosophy“ mitgetheilt, welche zum Theile in Gilbert's und Poggendorf's „Annalen der Physik“ übersetzt worden sind. Kurz vor seinem Tode übergab er der kgl. Gesellschaft zu London ein Legat von 1000 Pfd. Sterl., deren Zinsen jährlich zur Aufmunterung naturwissenschaftlicher Entdeckungen verwendet werden sollen.

Wolle nennt man im Allgemeinen die gekräuselten oder gelockten Thierhaare, vorzugsweise aber die des Schafes (Schaf-W.). Sie ist von verschiedener Qualität, je nach der Race, Nahrung und Pflege der Schafe und nach anderen Umständen, selbst nach den einzelnen Körpertheilen eines und desselben Schafes. Die W. wird durch das Scheeren der Schafe gewonnen, welches gewöhnlich nur einmal des Jahres, in Deutschland gewöhnlich Ende Mai oder Anfang Juni, oder noch ein zweites Mal, im Herbste, geschieht; im ersten Falle heißt die W. einschurige oder Einschur, im letzten zweischurige oder Zweischur. Die im Frühjahre geschorene wird auch Winter-W., die im September geschorene Sommer-W. genannt. Die W. der jungen Schafe nennt man Lamm-W.; die von gestorbenen oder geschlachteten heißt abgebrachte, Fell-W., Rauf- oder Gerber-W. Ferner unterscheidet man gewaschene und ungewaschene W., von denen jedoch in Deutschland in der Regel nur die erstere vorkommt; nur in einigen Gegenden wird die W. der Lämmer ungewaschen unter dem Namen Schweißkamm-W. in den Handel gebracht. In der Regel werden die Schafe vor der Schur gewaschen, nur bei kranken oder schwächlichen Thieren macht man in Deutschland eine Ausnahme davon und wäscht die W., nachdem sie abgeschoren ist; in Spanien dagegen wird sie meist nach der Schur gewaschen. Die zunächst auf der Haut sitzende W. ist in der Regel zusammengefilzt nnd wird Bließ oder Bließ-W. genannt; die ganze Bedeckung des Schafs bildet daher auch, wenn sie abgeschoren ist, noch einen zusammenhängenden Pelz, den man ebenfalls ein Bließ nennt. Nach der Länge des Haares unterscheidet man im Ganzen zwei Hauptsorten, nämlich lange oder Kamm-W., welche zur Verfertigung des Kammgarnes dient und kurze oder Tuch-W., welche zu Streichgarn verarbeitet wird. Der Race nach theilt man die Schafe überhaupt in Merinos (s. d.), veredelte und unveredelte. Je nach dem Grade der, durch die Kreuzung erzeugten, Verfeinerung der W. unterscheidet man: veredelte oder ordinäre Mittel-W., hochveredelte oder feine Mittel-W. und hochfein veredelte oder hochfeine Mittel-W. Ausserdem entstehen durch die Behandlung und das Sortiren noch mehre Sorten. Die W., welche zum Verkaufe gebracht wird, ist in der Regel unsortirt und erst der Händler läßt das Sortiren besorgen, wozu große Kenntniß und Uebung gehört. Diese ist überhaupt beim ganzen W.-Handel mehr, als bei den meisten anderen Ge-

schäften, nothwendig und es würde einer eigenen Abhandlung bedürfen und hier durchaus vom Zwecke abführen, hier alles, beim Einkauf und der Behandlung der W. zu wissen Nöthige anzugeben. — Was die W.-Zucht in den einzelnen Ländern betrifft, so ist zuerst Spanien als die Wiege der feinen W. zu erwähnen, doch ist das Erzeugniß dieses Landes jetzt von geringerer Wichtigkeit, da man fast überall eben so gute und zum Theil selbst noch bessere W. zieht. Ueber die spanischen Merinoschafe s. d. Artikel Merinos. Man theilt in Spanien die W. in vier Kategorien; zur ersten gehört die aus Leon, Segovia und Soria, zur zweiten die aus Aragonien, zur dritten die aus Navarra, zur vierten die Hochnavarreser und die aus den Vallées basses. In Portugal kommt die Schafzucht in Bezug auf Racen und Betreibung der spanischen ziemlich gleich; die feinsten Schafe werden in Beira gezogen. In Frankreich hat man um 1760 den ersten Versuch mit spanischen Widdern gemacht und seitdem oft Schafe aus Spanien kommen lassen; besonders ließ Napoleon, während er Spanien besetzt hatte, so viele Merinos, als möglich, nach Frankreich schaffen u. errichtete auch 60 Succursalanstalten für die in Rambouillet existirende älteste Stammschäferei. Frankreich erzeugt daher jetzt alle Gattungen von Merino-, veredelter und unveredelter W. Nach England wurden die Merinoschafe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts verpflanzt und die besseren englischen Racen dadurch veredelt; allein die dortigen Landwirthe sehen bei der Schafzucht häufig mehr auf die Erhaltung eines guten Fleisches und vieler W., wodurch die Qualität sehr beeinträchtigt wird und England bezieht daher viel feine W. vom Auslande. Man macht daselbst übrigens einen noch schärfern Unterschied, als anderwärts, zwischen langwolligen und kurzwolligen Schafracen und es gibt unter den ersteren einige, deren W. 8—18 Zoll lang ist. In Rußland hat man drei inländische Schafracen: das russische, das kirgisische und das tscherkessische Schaf, von denen das letztere die beste W. liefert, sie ist aber von allen nur zu groben Geweben brauchbar. Peter der Große führte zuerst ausländische Schafe ein und zu Anfang dieses Jahrhunderts verschrieb die Regierung selbst Merinos und suchte die Schafzucht durch Geldunterstützung zu heben. 1826 wurden in den Ostseeprovinzen Stammschäfereien angelegt, wozu die Schafe aus Sachsen bezogen wurden. Besonders aber gedieh die Veredelung der Schafzucht im südlichen Rußland und dieses besitzt jetzt sehr viele und große Schäfereien, welche ein ausgezeichnetes Produkt liefern. Auch in Polen gibt es vorzügliche Schäfereien, deren W. zum Theil ausgeführt wird. In den meisten Ländern Deutschlands ist die Schafzucht auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht; ganz besonders zeichnen sich Sachsen, Preußen und Oesterreich darin aus. Sachsen erhielt die ersten spanischen Schafe im Jahre 1765, wo der König Karl III. dem Kurfürsten ein Geschenk mit einer Heerde von 220 Stück machte. Später wurden noch mehre Merinos aus Spanien bezogen und diese sind seitdem in den Stammschäfereien von Stolpen, Rennersdorf und Lohmen ungemischt fortgezüchtet worden. Es werden aus denselben fortwährend Merinos an Landwirthe abgegeben u. Sachsen hat sich dadurch ein großes Verdienst um die Veredelung der Schafzucht in Deutschland und selbst in fremden Ländern erworben; auch bildet die Schafzucht den wichtigsten Theil der sächsischen Landwirthschaft. In Preußen zeichnen sich besonders die Provinzen Westpreußen, Pommern, Schlesien und Sachsen durch ihre vortreffliche Schafzucht aus; das Nämliche gilt von Böhmen, Mähren u. ausserdem von Ungarn, wo es ausserordentlich große Schäfereien gibt, die ausgezeichnete W. liefern und viel davon ausführen. Unter den aussereuropäischen Ländern ist in neuerer Zeit besonders Australien für die W.-Produktion von Wichtigkeit geworden. Von eingeführten Merinoschafen wird in Neuholland und Vandiemensland so viel W. erzeugt, daß nicht nur der inländische, schon bedeutende, Bedarf dadurch gedeckt wird, sondern auch ansehnliche Quantitäten nach England gehen. Indessen ist die australische W. wegen ihrer Fettigkeit und sonstigen Eigenschaften meist nur als Kammwolle zu brauchen. —

Für den deutschen W.-Handel ist die Errichtung von W.-Märkten von großer Wichtigkeit gewesen. Man kann sie in große und kleine theilen; von ersteren hat gewöhnlich jedes Land oder jede Provinz nur einen, von letzteren aber mehre. Die kleinen haben zwar an Bedeutendheit sehr verloren, da in der Regel nur W. von geringer Qualität und in kleinen Posten auf dieselben gebracht wird; um so mehr aber haben die größeren an Umfang gewonnen und es findet auf ihnen ein sehr bedeutender Geldumsatz statt. Der größte deutsche W.-Markt ist ohne Zweifel in Breslau, sowohl in Bezug auf die Quantität, als auf die Qualität der W. Es werden im Durchschnitt 50 – 60,000 Centner dahin gebracht, welche einen Werth von 3—4 Millionen Thlr. haben und ausserdem findet noch im Herbste ein Markt daselbst statt, auf welchem ungefähr der achte Theil umgesetzt wird. Nach Breslau folgt Berlin mit ungefähr 40,000 Centnern, dann Stettin mit circa 18,000 Centnern, Posen mit 14,000 Centnern, Kirchheim unter Teck mit 12,000 Centnern rc. Am bedeutendsten aber ist der W.-Umsatz wohl auf den beiden großen W.-Märkten, welche jährlich in Pesth gehalten werden u. auf denen der Umsatz gegen 200,000 Centner betragen soll.

Wologda, 1) ein, ganz im kalten Landstriche gelegenes, Gouvernement des europäischen Rußlands, zwischen den Gouvernements Archangel, Tobolsk, Perm, Wiätka, Kostroma, Jaroslaw, Nowgorod und Olonez, hat einen Flächenraum von 6867 □ M., aber nur etwa 800,000 Einwohner, lauter Russen, von welchen bemerkt wird, daß sie durch leichten Sinn und körperliche Festigkeit sich auszeichnen und auch meistens ein hohes Alter erreichen. Auch wohnen hier Sirjänen, die von finnischem Stamme sind, durch Stumpfheit und Armseligkeit aber sich von den Russen unterscheiden. In den nördlichsten Gegenden ziehen Samojeden herum. Dieses rauhe, meistens flache, waldreiche Land wird von den Flüssen Suchona, der hier entspringt, Wologda, Dwina, Petschora, Jug rc. bewässert und ist im südwestlichen Theile so fruchtbar und bebaut, daß man Getreide ausführen kann. An Wildpret, wilden Thieren, Federvieh und Fischen ist Ueberfluß. Von Mineralien finden sich nutzbare Steinarten, Eisen und vieles Kochsalz. Ausser dem Ackerbaue blühen Handwerke, Kunstgewerbe und Handel. Eintheilung in 10 Kreise. — 2) W., Hauptstadt des Gouvernements, am Flusse gleiches Namens, Sitz der politischen Behörden und eines griechischen Bischofs, hat 51 Kirchen, 2 Klöster, ein griechisches theologisches Seminarium, ein Gymnasium, eine Haupt- und eine Volksschule und 17,000 Einwohner. Die Stadt ist sehr nahrhaft und gewerbsam. Man findet hier viele Gerbereien, Lichtziehereien, Malzdarren, Seifensiedereien, eine Terpentinölfabrik, Bleiweiß- und Farbenfabriken, Glas- und Krystallfabriken, Siegellackfabriken, Spinnereien, Leinwanddruckereien, Seidenfabriken, eine Lyoner-Treffenfabrik, eine Kupfer-Vitriolfabrik u. mehre Ziegelhütten. Es gibt auch geschickte Künstler und Handwerker, Gold- u. Silberarbeiter, Emailleure, Lackirer rc. Der Großhandel ist sehr ansehnlich mit in- und ausländischen Erzeugnissen, Fabrik- und Colonial-Waaren in die inneren Gegenden des Reiches, nach Sibirien und selbst bis China.

Wolsey, Thomas, Cardinal und Erzbischof von York und Minister König Heinrichs VIII. von England, war der Sohn eines armen Fleischhackers zu Ipswich in der Grafschaft Suffolk und wurde daselbst 1471 geboren. Sein Genie brachte ihn so weit, daß er schon im 15. Jahre von der Universität Oxford zum Baccalaureus creirt wurde, und daselbst Grammatik docirte. Hierauf als Lehrer der Kinder des Marquis Dorset und Anderer angestellt, wurde er bald an König Heinrich VIII. empfohlen, der ihn zu seinem Hofkaplan machte, ihn wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit zu wichtigen Staatsangelegenheiten brauchte und, nachdem er ihn an den Kaiser Maximilian abgesendet hatte, ihm bei seiner Zurückkunft das Dekanat zu Lincoln gab, auch ihn in der Folge zum Großalmosenier machte. Heinrich VIII. besonders gewann so vieles Zutrauen in seine Kenntnisse, daß er ihn endlich zu seinem ersten Staatsminister erhob. So erlangte W. immer mehre Bisthümer, ward endlich auch Bischof

von York und Großkanzler des Königreiches, wozu 1515 Leo X. noch die Würde eines Cardinals und päpstlichen Legaten von ganz England hinzufügte. Als solcher handelte er in Kirchensachen eben so unabhängig, als bei dem unbeschränkten Vertrauen des Königs in Staatssachen. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. 1514 war vorzüglich sein Werk. Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich bewarben sich wechselweise um die Gunst des damals fast allmächtigen Ministers. Seine große Gewalt über den sonst unbändigen und selbst herrschsüchtigen Geist Heinrichs VIII. erhielt W. theils durch die wirkliche Größe seiner Talente, theils durch Gefälligkeit gegen den wollüstigen Charakter des Königs, dem selbst das Haus des Geistlichen zum geheimen Vergnügungsorte diente. Er überließ W. daher volle Gewalt, die dieser vortrefflich zur Sammlung ungeheuerer Schätze benützte. Zweimal hatte er Hoffnung, auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen u. wollte deshalb seinen, durch deren Fehlschlagen gekränkten, Stolz dem Kaiser Karl V. durch das Unglück der nächsten Verwandtin desselben, Katharina von Aragonien, der Gemahlin Heinrichs VIII., zu fühlen geben. Er bewies sich deshalb bei der Scheidung des Königs von Katharina sehr thätig und geschickt wußte er die Liebe Heinrichs zu der schönen Anna **Boleyn** (s. d.) zu befördern, um ihn ganz von den Staatsgeschäften zu entfernen. Doch verlor er durch eben dieselbe die Gunst des Königs; er wurde seiner Aemter entsetzt, nach York verwiesen und starb in der Abtei zu Leicester den 28. November 1530, als er eben in den Tower gefangen gesetzt werden sollte.

Woltmann, 1) **Karl Ludwig von**, ein berühmter deutscher Historiker, geboren 1770 zu Oldenburg, studirte in Göttingen die Rechte und zugleich Geschichte, alte und neue Sprachen, hielt Vorlesungen in seiner Vaterstadt und, durch Spittler's Einfluß, in Göttingen und wurde 1794 Professor in Jena. Seit 1799 lebte er als preußischer Hofrath in Berlin, auf Veranlassung seiner Zeitschrift über „Geschichte und Politik“ und wurde von Hessen-Homburg, Hamburg, Bremen und Nürnberg zum Geschäftsträger am preußischen Hofe ernannt und 1805 geadelt. Mit dem Minister von Stein verbunden, mußte er 1813 nach Prag fliehen, schrieb mit seiner Gattin die „Memoiren des Herrn von S—a“, 3 Thle., 1815 und starb 1817. Seine Schriften, nicht tief und gründlich genug, sind glänzend geschrieben und voll Leben und Anschaulichkeit in der Darstellung, in dieser Hinsicht unübertroffen; „Grundriß der neuern Menschengeschichte“, 1796; „Geschichte Frankreichs“, 2 Thle., 1797 ff.; „Geschichte Großbritanniens“, 2 Thle., 1798 ff.; „Geschichte der Reformation“; „Geschichte des westphälischen Friedens“, 2 Thle., 1808; „Geschichte Böhmens“, 2 Thl., 1815 u. s. w. Sämmtliche Werke, 12 Bde., 1818—21. — 2) W., **Karoline von**, Gattin des Vorigen, geb. 1782, Tochter eines ausgezeichneten Berliner Arztes, des Geheimrathes Stosch, einst zu Deutschlands anmuthigsten und genanntesten Schriftstellerinen gezählt, verheirathete sich bereits in ihrem 17. Jahre an den damals schon eines literarischen Rufes sich erfreuenden Kriegsrath Müchler. Diese Ehe wurde aber nach einigen Jahren wieder aufgelös't, und 1806 ging Karolina eine zweite mit Karl Ludwig v. Woltmann, Hessisch-Homburgischen Residenten und Geschäftsträger der Städte Hamburg, Bremen und Nürnberg in Berlin, ein. Dieser verlor bald darauf durch die politischen Ereignisse seine diplomatische Stellung, und nun sahen sich die beiden Gatten ausschließlich auf die Schriftstellerei angewiesen. Die Erzählungen und Gedichte Karolinens finden sich nebst denen ihres Mannes abgedruckt in „Karl und Karoline v. Woltmann's Schriften“, Berlin 1806—1807. Im Sommer 1813 begleitete Karolina ihren Gatten nach Prag, wo sie auch nach seinem im J. 1817 erfolgten Tode blieb. Von ihren Schriften werden als die beste Arbeit angesehen die „Volkssagen der Böhmen“, Prag 1815; und „Neue Volkssagen“, Halberstadt 1820. Minder erfolgreich waren ihre spätern Romane oder geschichtlichen Darstellungen, wie z. B. die weißen Hüte, die Bildhauer, das Erbe, der Ultra und der Liberale u. s. f. Ein schönes Denkmal setzte sie ihrem verewigten Manne durch die

Sammlung und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften in 18 Bänden, Prag 1818—21. Sie starb am 18. November 1847. mD.

Wolzogen, Karoline von, geboren zu Rudolstadt 1793, Tochter des fürstlich schwarzburg-rudolstädtischen Oberlandjägermeisters von Lengefeld und Schwägerin **Schiller's** (s. d.), erhielt im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung und folgte schon in ihrem 16. Jahre einem Heirathsantrage des fürstlich schwarzburgischen Geheimen-Rathes von Beulwitz, mit dem sie aber in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe lebte, die im J. 1793 wieder geschieden wurde. 1796 vermählte sie sich zum zweiten Male mit dem herzoglich weimarischen Oberhofmeister v. Wolzogen, dem Jugendfreunde Schiller's, mit dem sie bis zu ihrem Tode in einer glücklichen Ehe lebte. Als Dichterin trat sie zuerst 1798 mit dem Roman „Agnes von Lilien" (2 Bde., Berlin) auf, dessen erste Proben im zweiten Jahrgange der „Horen" erschienen und ein solches Aufsehen erregten, daß Viele Göthe'n die Verfasserschaft zuschrieben u. selbst die beiden Schlegel, die sich doch als Kritiker für unfehlbar hielten, theilten diese Meinung, worüber Schiller sich in seinem Briefwechsel mit Göthe nicht wenig lustig macht. Göthe seinerseits schrieb Schiller'n großen Einfluß auf diesen Roman zu, was Schiller aber stets geläugnet u. behauptet hat, daß er nur den ersten Theil desselben, dessen Existenz ihm erst nach der Vollendung bekannt geworden sei, von einer gewissen Manier in der Darstellung gereinigt habe. Ende 1799 zog Schiller nach Weimar, wo er der Schwägerin um so willkommener war, da ihr Gemahl um diese Zeit wiederholt in diplomatischen Sendungen nach Petersburg verwendet wurde. Es handelte sich um die Verlobung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria von Rußland und Herr von W. wußte diese delikate Angelegenheit sowohl bei dem Kaiser Paul, als bei dessen Nachfolger so glücklich zu leiten, daß die Vermählung im Sommer 1804 vollzogen wurde. Karolinen's Gemahl wurde zum Lohne zum Geheimen Rathe und Mitgliede des Ministeriums ernannt; sie selbst trat in nähere Beziehungen zu den Fürstinnen, die damals den Hof von Weimar verschönerten. Dies war die glücklichste Zeit ihres Lebens, die aber kurz war. Mit Schiller's Tode löste sich der schöne Kreis, der sie umgab und sie selbst mußte bald darauf scheiden, um ihren Gemahl nach Paris zu begleiten, wo dieser die diplomatischen Geschäfte zu besorgen hatte. 1807 begann auch er zu kränkeln und starb 1810 in Wiesbaden. Karoline von W. mußte wohl bedeutend seyn, da auch in ihrer Einsamkeit die alten Freunde ihr treu blieben. Namentlich gilt dies von Dalberg, der bis zu seinem Tode mit ihr in Verbindung stand und Briefe an sie schrieb, aus denen seine Hochachtung hervorgeht. Die Erhebung Deutschlands im J. 1813 fand in Frau v. W. eine begeisterte Freundin. Sie gestattete, daß ihr einziger Sohn aus zweiter Ehe mit in den Krieg gegen den Reichsfeind zog und hatte die Freude, ihn unverletzt zurückkehren zu sehen. Später sollte sie aber auch ihn verlieren und beinahe zu gleicher Zeit die Schwester, die 1826 in Bonn nach einer Augenoperation starb. Sie legte die Zeichen der Trauer um ihren Sohn bis an ihren Tod nicht mehr ab; Weimar war ihr nun so sehr entleidet, daß sie die Stadt für immer verließ und nach Jena übersiedelte. Sie lebte von nun an ganz der Vergangenheit und feierte diese auch in den beiden Bänden Novellen, die sie 1826 und 1827 herausgab. Schiller ein Denkmal zu setzen, wurde bei ihr fester Entschluß. Diesem Entschlusse verdanken wir ihre Biographie Schiller's, die in den Jahren 1830 und 31 erschien und mit verdientem Beifalle aufgenommen wurde. Ehe Hofmeisters berühmtes Werk erschien, war diese Biographie die beste von Schiller existirende und auch Hofmeister hat Frau von W. manche Gabe zu verdanken. Hatte die Biographie Schillers die freundlichste Aufnahme gefunden, so ging dagegen der Roman „Cordelia" 1840 fast unbemerkt vorüber; immerhin aber verdient es Bewunderung, daß eine 77jährige Frau (denn in diesem Jahre stand Frau v. W. damals) noch literarisch so fruchtbar seyn konnte. Ihre wirkliche Thätigkeit war damit zu Ende; doch hatte die rüstige Frau noch Plane für die Zukunft. Sie wollte

einen Roman schreiben, „Alma," doch entstand bald ein anderer Entwurf. Von ihren Jugendfreunden hatten der Fürst Primas von Dalberg durch seine späteren Schicksale ihr lebhaftestes Interesse erregt. Die Freundin drängte es deshalb, den in manchen Dingen hochverdienten Mann in sein Recht einzusetzen und sie wollte zu diesem Ende seine Biographie schreiben. Gewiß würde sie eine treffliche Charakterzeichnung geliefert haben und im Stande gewesen seyn, aus ihrem persönlichen Verkehr mit Dalberg manchen schönen Zug beizubringen, aber der politische Theil dieser Darstellung, gerade der wichtigste von allen, dürfte ihr schwerlich auch nur entfernt gelungen seyn. Der Plan kam übrigens nie aus den Gränzen ihres Geistes hinaus. Sie hatte im Kopfe Alles ausgearbeitet, aber auf das Papier brachte sie keine Zeile, wenigstens hat sich in ihrem Nachlasse Nichts gefunden. Während sie mit diesem Entwurfe noch sich beschäftigte, begann die Natur den Zoll zu fordern, dem nichts Irdisches entgeht. Sie wurde immer hinfälliger, und die Verehrer, die sich in dem wissenschaftlichen Jena um sie versammelten, mußten ihren Verlust fürchten. 1846 nahm die Kränklichkeit zu. Ihre Gedanken weilten jetzt ausschließlich in der Jugendzeit, aus der ihr blos noch eine treue Gesellschafterin geblieben war, die nun fünfzig Jahre in ihrem Hause war. Am 11. Januar 1847 entschlief sie sanft u. wurde drei Tage später, ihrer eigenen Anordnung gemäß, an der Seite des Majors von Knebel (s. d.) bestattet.

Woollet, William, ein berühmter englischer Kupferstecher, geboren 1735 zu Maidstone, Schüler des Franzosen Vivares, welchen man gewöhnlich zu den englischen Künstlern zählt und ein großer Verbesserer der Kunst, in Kupfer zu stechen. Den Vordergrund pflegte er mit breiten Strichen zu radiren, welche er mit dem Grabstichel überschritt und durch Ausfüllung der Zwischenräume an einander brachte. Sehr sauber stellte er Wasser u. Luft dar u. alle seine Blätter überraschen. Er starb 1785 und wurde in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Woolston, Thomas, ein berüchtigter englischer Freigeist, geboren zu Northampton 1669, studirte und lehrte zu Cambridge Theologie u. Philosophie, verlor durch das Studium der Kirchenväter den Verstand und behauptete, die Geschichten des alten und neuen Testamentes wären bloße Allegorien, worauf er seine Stelle am Sidneycollegium verlor (1721). Dieser Verlust und das Fehlschlagen seiner Hoffnung, eine hohe geistliche Stelle zu erhalten, erbitterte ihn gegen die englische Geistlichkeit und er überhäufte sie so mit Schmähungen, daß man sich genöthigt sah, ihn vier Jahre lange einzusperren. Da er nach wieder erhaltener Freiheit fortfuhr, seine sonderbaren Meinungen in Schriften zu verbreiten, wurde er wieder in das Gefängniß der Kingsbench gebracht, wo er den 27. Jänner 1733 starb. Man hat von ihm: Discourses on the miracles of our Saviour, London 1727, worin er die Wunder Jesu für Allegorien erklärte. Defense of his discourses of the miracles of our Saviour 1730; The old apology for the Truth of the Christian Religion against the Jews and Gentiles revived, ebendas. 1734; Dissertatio de Pontii Pilati ad Tiberium epistola circa res Jesu Christi gestas u. a. m.

Woolwich, Stadt mit 20,000 Einwohnern in der englischen Grafschaft Kent, an der Themse, wo diese für die mächtigsten Kriegsschiffe genug Tiefe hat. Die größten Schiffe werden hier auf den königlichen Werften gebaut, welche über 1000 Menschen beschäftigen. Alle Bedürfnisse der Flotten werden von hier aus besorgt. Der Artilleriepark, für welchen ein Platz von 100 Acres bestimmt ist, hat zu Friedenszeiten oft bei 8000 gezählt. Stückgießereien, Reepschlägereien und ungeheuere Niederlagen von Schiffsbedürfnissen sind zum Dienste der Flotten bestimmt. Hier ist auch eine kgl. Militärakademie.

Worcester, eine englische Grafschaft, gränzt westlich an Hereford, nordwestlich an Shrop, nördlich an Stafford, östlich an Warwick, südlich an Gloucester und zählt auf 30¾ □ Meilen 250,000 Einwohner. Das Land ist reich an Getreide, Vieh, Wolle, Hopfen, Cyder, Salz 2c. Der Mangel an Holz wird

durch Steinkohlen ersetzt, die sich theils in kleinen Vorräthen im Lande finden, theils aus reicher Nachbarschaft kommen. Die Savern durchschneidet das Land und nimmt hier die Teme, Salwarp, Stour u. Avon auf. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Savern, gut gebaut und in vortheilhafter Handelslage, zählt über 20,000 Einwohner. Merkwürdig unter den Gebäuden sind: die Kathedralkirche, die Nikolaikirche, das Stadthaus, ein Kranken- und ein Arbeitshaus, das Schauspielhaus und die Brücke über die Savern. Es sind hier Fabriken für lederne Handschuhe, die 10,000 Menschen beschäftigen, für andere Lederwaaren, für Tapeten, Nadeln u. Porzellan, auch große Branntweinbrennereien u. Porterbräuereien.

Wordsworth, William, ein ausgezeichneter englischer Dichter der Neuzeit und Stifter einer Dichterschule (Lake-school), geboren 1770 zu Cockermouth in Cumberland, bereiste von Cambridge aus den Continent und lebte im Genusse der Freundschaft (Coleridge 2c.) seit 1803 zu Grassmere in Westmoreland. Er ist einfach, gefühlvoll und hat stets einen moralischen Zweck; deshalb hat auch allmälig seine dichterische Bedeutung Würdigung gefunden. Nachdem er längere Zeit das Stempelsteuereinnehmeramt der Grafschaften Cumberland u. Westmoreland bekleidet hatte, wurde er 1842 pensionirt und im folgenden Jahre, nach Southey's Tode, zum Hofdichter ernannt. Werke: Descriptive sketches in Verse, London 1793; An evening Walk, ebd. 1794; Gedichte, ebd. 1798; Vermischte Gedichte, ebend. 1807; The recluse, ebend. 1814; The white Doc of Kylstone, ebd. 1815 (sein bestes Werk); Peter Bell u. The Waggoner, ebd. 1819; The river Duddon, ebd. 1822; Memorial of a tour on the Continent, ebd. 1822; Works, ebd. 1839, 4 Bde. u. m. a.

Worms, ehemals freie Reichsstadt, jetzt großherzoglich hessische Stadt am linken Rheinufer, im Wonnegau, mit 8000 Einwohnern, unter denen etwa 2800 Katholiken, vorzüglichem Weinbau (Liebfrauenmilch, Katerlocher, Luginsland) und lebhaftem Handel auf dem Rheine. Sehenswerth sind: der Dom St. Peter und Paul 996—1110, in den nächstfolgenden Jahrhunderten erweitert; der hintere Thurm von 1472; 470 Fuß lang, 110 Fuß breit. Kuppel des Thors 157 Fuß hoch; die Gewölbe im Spitzbogen, der Styl des Ganzen aber romanisch. Am Südportal, aus dem 14. Jahrhunderte, schöne Sculpturen. Im Innern stört leider viel moderne Zuthat den erhabenen Eindruck der großen Architektur. Grabstein der drei burgundischen Königstöchter: der hh. Embede, Warbede und Willibede; des Domherrn von Bassenheim, Eberhard's von Heppenheim, gest. 1559. Die St. Martinskirche, von 1265, von den Franzosen sehr zerstört 1689, neuerdings wieder hergestellt. Die St. Andreaskirche von 1030, jetzt Mehlwage und Magazin. Die St. Pauluskirche von 1016 und 1270, nur noch in schönen Trümmern vorhanden. Die Liebfrauenkirche vor der Stadt von 1467, reich an Sculpturen. Die Dreifaltigkeitskirche 1725. Die Synagoge aus dem 11. Jahrhunderte. Der Bürgerhof mit einigen Alterthümern im Hofe. Das Stadtarchiv mit einer Abbildung von W. von 1630. — Von Julius Cäsar den Trevirern abgenommen, war W. die Hauptstadt der Vangionen (Wonnegauer). Nach der Verheerung durch Attila ward es 1196 von Chlodwig neu erbaut. W. ist die Heimath der Niebelungen und der Dalberge, welche letztere Kämmerer von W. hießen; dazu die ältesten der Juden in Deutschland, die hier schon 588 Jahre vor Christi Geburt sich niedergelassen haben sollen u., weil sie unschuldig waren an der Kreuzigung Christi, unter Kaiser und Reich große Privilegien genossen, die freilich die spätere Zeit nicht achtete, als man 1615 alle Juden aus W. vertrieb. W. war die Residenz Chlodwig's und anderer austrasischer Könige. — Brunhild errichtete hier ein Bisthum. 618 ward es der Sitz eines fränkischen Grafen. Dagobert baute ein Palatium hier. Bei der Theilung unter Ludwigs des Frommen Söhnen kam W. an Ludwig den Deutschen, schon damals berühmt wegen seines Weines u. ward freie Reichsstadt. 1122 ward hier Friede geschlossen zwischen Heinrich V. und dem Papste über den Investiturstreit. 1521 Reichstag, auf dem

Luther sich einfand u. in die Reichsacht erklärt wurde. 1540—57 Religionsgespräche. Im 30jährigen Krieg litt W. viel; mehr noch 1688 und 89, wo die Franzosen die ganze Stadt bis auf den Dom einäscherten. 1743 wurde hier der W.er Traktat geschlossen zwischen England, Savoyen und Ungarn; 1802 kam es an Frankreich, 1815 an Hessen-Darmstadt.

Wormserjoch, s. Stilfserjoch.

Woronesch, das südlichste Gouvernement in Großrußland, von den Gouvernements Tambow, Orel, dem Lande der donischen Kosaken, Jekaterinoslaw, Kursk und Charkow umgeben, hat 1435 □ Meilen und 1,570,000 Einwohner, größtentheils Klein- und Groß-Russen, dann Tataren und deutschen Ansiedlern. Das Klima ist gemäßigt und mild. Die Flüsse frieren meistens im Dezember und öffnen sich wieder im März. Der Boden ist fast durchgehends flach, vom Don, Woronesch, Donez, Oskol, Bitjug, Darkul &c. bewässert, zum Ackerbau sehr geeignet, besitzt gute Triften, hat nur wenige Moräste, schöne Waldungen, Thon, Kreide u. Eisen. Ackerbau, Viehzucht und Fischfang sind hier sehr bedeutend, das Wildpret aber nicht häufig. Es fehlt nicht an Gewerbsamkeit, auch ist der Handel nicht unbedeutend. Eintheilung in zwölf Kreise. — Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, nicht weit von der Mündung des Woronesch in den Don, in einer niedrigen, ungesunden Lage, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat 18 Kirchen, zwei Klöster, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botanischen Garten, berühmte Jahrmärkte und 44,000 Einwohner, welche Tuchfabriken, Gerbereien, Seifen- und Vitriolsiedereien betreiben. Der Handel auf dem Don nach dem schwarzen Meere ist bedeutend. Hier war das erste russische Schiffswerft 1697.

Woronicz, Johann Paul, einer der ausgezeichnetesten polnischen Kanzelredner, 1775 in Volhynien geboren, trat in den Jesuitenorden und wurde Lehrer in Ostrog. Nach der Aufhebung des Ordens trat er in die Congregation der Missionäre in Warschau, ward nach der Theilung Polens Pfarrer zu Kazimiriez, 1808 Dekan und Stadtrath in Warschau, 1815 Bischof von Krakau, 1828 Erzbischof von Warschau und Primas Polens u. starb 1829 auf einer Reise zu Wien. Werke: Das Epos Sibylla, die Hauptepochen der polnischen Geschichte darstellend; Werke, Krakau 1822; seine Predigten, abgedruckt in seinem prosaischen Werke, ebd. 1832, 3 Bde.; seine Dichtungen enthalten Klagen über Polens vergangene Größe und Prophezeiungen der Zukunft.

Woronzow, Name einer berühmten russischen Grafenfamilie, aus der wir anführen: 1) Michael Larionowitsch, kaiserlich russischer Großkanzler, geb. 1710, war einer von Elisabeth's Günstlingen, die ihn 1744 zum Reichsvicekanzler und 1758 zum Großkanzler ernannte und mit Gütern überhäufte. Er hatte großen Einfluß auf die damaligen Begebenheiten, behauptete sich unter Peter III. in seiner Würde, wurde aber von Katharina II. von den Staatsgeschäften entfernt und starb zu Petersburg den 15. Febr. 1767. — 2) W., Alexander, Graf von, russischer Staatsminister, bekleidete mehre diplomatische Aemter, wurde 1802 Großkanzler, später Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nahm 1804 seinen Abschied und starb zu Moskau 1806. — 3) W., Elisabeth Romanowna, Schwester des Vorigen, war die Geliebte Peters III. und erhielt von diesem, noch als Großfürsten, das Versprechen, daß er sich von seiner Gemahlin Katharina trennen und sie heirathen wolle. Die Gräfin war unklug genug, sich dieses Versprechens öffentlich zu rühmen, wodurch sie nur Peter's Tod beschleunigte. Sie selbst aber wurde in die Nähe von Moskau verwiesen, später jedoch mit dem Admiral Polenski vermählt. — 4) W., Michael, Graf von, in Moskau geboren, aber in England erzogen, bekleidete Anfangs einige diplomatische Posten, trat dann in russische Kriegsdienste und befehligte 1812 eine Grenadier-Division im neunten Corps, 1813 ein Corps bei der Nordarmee, machte die Schlachten bei Dennewitz, Großbeeren und Leipzig mit, vereinte sich mit der Hauptarmee und wurde am 7. März 1814 bei Craone von Napoleon geschlagen.

Von 1815 — 18 war er Chef des russischen Contingents bei dem Besatzungsheere in Frankreich, wurde dann Militär-Gouverneur von Neu-Rußland u. Bessarabien, im Jahre 1826 Mitglied des Reichsraths und war russischer Gesandter bei den Verhandlungen zu Akjerman. 1828 commandirte er, nach Mentschikoff's Tode, das Belagerungscorps vor Varna und wurde dann Feldmarschall, General-Gouverneur in Bessarabien und Neu-Rußland, welchen Posten er mit segensreichem Wirken bekleidete; er residirte hier meist an der Südküste der Krim, am Fuße des Ai-Petri, wo er ein prachtvolles Schloß hat. 1844 erhielt er den Oberbefehl am Kaukasus und führt seitdem dort den Krieg gegen die Tscherkessen (s. d.).

Wortspiel, eine, durch ähnlich lautende Worte dargestellte, Verschiedenheit in den Vorstellungen, oder, einer andern Erklärung zufolge, die Zusammenstellung gleich- oder ähnlichlautender Worte, die aber eine verschiedene Bedeutung haben, um an sich fremdartige Vorstellungen und Begriffe zu einer sinnreichen Antithese zu verbinden, so daß hienach das W. in witziger Kürze einen Gegenstand nach seinem Seyn oder Nichtseyn, oder nach dem Seinwollen und Seinsollen zusammenstellt. Das Concretere des W.s liegt indessen nur in der unmittelbaren Beziehung auf das Ohr, nicht in dem Gedankengehalt, weshalb es auch besonders von sinnlichen Naturen und von Dichtern mit vorwiegendem bildlichen Witze, wie Fischart und Abraham a St. Clara (s. dd.), gesucht und geliebt wird. In dem erst bemerkten Sinne wird das W. als ästhetische Figur zu den Aeusserungsweisen des scherzhaften Witzes gezählt und geht im poetischen Gebrauch meist nur auf eine komische Wirkung aus, wobei dann freilich Zwang und Mühe ausgeschlossen bleiben und auch Gedankentiefe nicht zu erwarten ist. Die französische Sprache ist reich an derlei W.en. Vgl. Calembourg.

Wotjäken, ein finnischer Völkerstamm in den russischen Gouvernements Orenburg und Kasan. Sie machen etwa 60,000 männliche Köpfe aus, theilen sich in Stämme, wohnen in Dörfern, leben vom Ackerbau, den sie mit Fleiß u. Kenntniß betreiben, der Jagd und Bienenzucht und verfertigen nebstbei manche Drechslerarbeiten. Das Frauenzimmer spinnt, webt Leinwand und grobes Tuch, macht Filze und die Kleider. Die W. sind größtentheils noch Heiden u. diese sind eben so abergläubisch, als eiferige Götzendiener. Jeder nimmt so viele Frauen, als er erhalten kann, doch haben die meisten nur eine. Sie reden ihre eigene Sprache, haben aber weder Schrift, noch Buchstaben und rechnen auf Kerbstöcken.

Wotton, Henry, englischer Staatsmann und Dichter, geboren 1568 zu Bouton-Hall in Kent, studirte zu Oxford, durchreiste Frankreich, Deutschland u. Italien, wurde nach seiner Zurückkunft Sekretär beim Grafen Robert von Essex und flüchtete bei der Hinrichtung desselben nach Florenz, von wo ihn der Großherzog heimlich nach Schottland schickte, um Jakob VI. eine, gegen ihn angesponnene, Verschwörung zu entdecken. Als dieser König den englischen Thron bestieg, machte er ihn zum Ritter, verwendete ihn zu mehren Gesandtschaften und ernannte ihn 1623 zum Präfekten von Eaton. Er starb daselbst 1639 und hinterließ: Epistola de Casp. Scioppio; Epistola ad Marcum Velserum; De statu Christianismi; Reliquiae Wottonianae u. a. m.

Wouwerman, Philipp, ein ausgezeichneter Pferde- und Schlachtenmaler, geboren 1620 zu Haarlem, gestorben 1668, ein Schüler seines Vaters Paul W. u. des Johann Wynants (s. d.), arbeitete ebenso fleißig als trefflich, bereicherte aber damit mehr die Kunsthändler, als sich u. seine zahlreiche Familie. Er malte, meisterhaft in Zeichnung, Composition und Colorit, Jagdzüge und Reiter treffend und stellte namentlich die edle Gestalt und kühnen Bewegungen des Pferdes in hoher Vollendung dar. Auch die landschaftlichen Umgebungen und der lichte Glanz der Lüfte sind meisterhaft. Gemälde von ihm finden sich in fast allen Galerien, am zahlreichsten in der Dresdener. Sie erhielten in der Folge einen sehr hohen Preis und sein berühmter großer Pferdemarkt wurde mit 14,560 Livr. bezahlt. Seine Arbeiten, deren Verzeichniß sich in Smith's „Catalogue raisonné“ (Bd. 1,

London 1829) findet, sind oft in Kupfer gestochen worden; so erschien eine ganze Reihenfolge von Moyreau, Par. 1737.

Wrack wird ein Schiff genannt, welches durch Schiffbruch oder andere Unglücksfälle in so schlechte Beschaffenheit versetzt worden ist, daß es durch eine gewöhnliche Reparatur nicht wieder hergestellt werden kann. — Im Waarenhandel versteht man unter W. so viel als Ausschuß. — W.-Gut nennt man das von einem Schiffbruche ꝛc. geborgene Gut, zu dem sich noch kein Eigenthümer gemeldet hat.

Wrangel, 1) Karl Gustav von, k. schwedischer Feldmarschall, 1645 in den Grafenstand erhoben, einer der ausgezeichnetesten Generale aus der Schule Gustav Adolph's, wurde 1613 auf dem Gute Skokloster aus einer alten und berühmten schwedischen Familie geboren. Sein Vater, Hermann Wrangel, war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall und starb 1644 als Generalstatthalter von Liefland. Frühzeitig trat Karl Gustav, seiner Neigung gemäß, in Kriegsdienste und wohnte den Feldzügen Gustav Adolph's in Deutschland bei. Als Generalmajor machte er sich nach Bauer's Tode 1641 um die schwedischen Angelegenheiten im deutschen Reiche auf doppelte Weise verdient: zuerst nämlich beschwichtigte er den Widerwillen mehrerer Obersten gegen die Fortsetzung des Krieges durch kluges Eingehen in ihre Forderungen; dann aber entschied er als Befehlshaber des Fußvolkes den Sieg der Schweden über die Kaiserlichen bei Wolfenbüttel. Darauf kämpfte er unter Torstenson, Bauer's Nachfolger, in Schlesien und bei Leipzig, begleitete ihn 1643 im dänischen Kriege auf seinem Zuge nach Holstein und half die Armee des Kaisers unter Gallas vernichten. Nach dem Tode des Admirals Claas Flemming übernahm er den Oberbefehl über die schwedische Flotte und schlug mit Hülfe der Holländer die Dänen den 13. Oktober 1644 bei der Insel Femern. Sodann befehligte er mit rühmlichen Erfolge ein Corps Schweden in Holstein und Schleswig und übernahm, als die Beendigung des dänischen Krieges durch den Frieden von Brömsebro den 23. August 1645 seine Rückkehr nach Deutschland erlaubte, nach Torstenson's Abgange als Generalfeldzeugmeister den Oberbefehl über die Hälfte der schwedischen Truppen in Deutschland. Die Ermahnung und das Beispiel seines berühmten Vorgängers, ohne Noth keine Schlacht zu wagen und das Haupttheater des Krieges wo möglich in die kaiserlichen Erblande zu verlegen, befolgte er mit genauer Pünktlichkeit, weil ohnehin bei der gräuelvollen Verwüstung des übrigen Deutschlands die Erhaltung der Truppen fast unmöglich war und man nur durch Besetzung österreichischer Provinzen hoffen durfte, den Kaiser zu einem endlichen Frieden zu bewegen. Zunächst verließ er Sachsen, weil er zu wenig mit Truppen versehen war, als daß er dem Erzherzoge Leopold allein hätte die Spitze bieten können und vereinigte sich, nachdem er das Corps des Generals Königsmark an sich gezogen hatte, bei Gießen mit dem französischen Heere unter Turenne (s. d.), um durch einen Einfall in Bayern den Kaiser seines mächtigsten Bundesgenossen zu berauben und so den Zug in die kaiserlichen Erblande möglich zu machen; denn die Unternehmungen Torstenson's hatten bewiesen, wie schwierig es sei, durch Böhmen und Mähren vorzudringen. Daher marschirten die Verbündeten längs dem Main und der Tauber den bayerischen Gränzen entgegen und belagerten nach einem siegreichen Gefechte bei Donauwörth das feste Augsburg, welches sie jedoch nicht erobern konnten. Sie wurden im Gegentheile bis nach Lauingen zurückgedrängt, überschritten aber zum zweiten Male den Lech, als die Kaiserlichen sich nach Schwaben gewandt hatten. Da nun Bayern dem Feinde offen lag und die Schweden durch die Eroberung von Bregenz selbst die Wege nach Italien sich geöffnet hatten, bequemte sich der Kurfürst Maximilian zu Unterhandlungen, welche am 14. März 1647 den Ulmer Waffenstillstand herbeiführten. W. begab sich darauf über Franken nach Böhmen, wo die andere Hälfte des schwedischen Heeres unter dem Grafen Königsmark den Feldzug eröffnet hatte. Trotz der Nähe des kaiserlichen Heeres wurde Eger erobert. Indeß kam es zu keiner Schlacht, weil beide Theile wegen des bevor-

stehenden Friedensschlusses den zweifelhaften Ausgang eines Treffens und die Einwirkung desselben auf den Frieden fürchteten. Als aber Maximilian sich wieder mit dem Kaiser vereinigte und die Schweden aus Schwaben verjagte, eilte W. wieder zum Rheine, den er nach mannigfachen Gefechten erreichte und rückte mit Turenne über den Lech wieder in Bayern ein. Das Land wurde jetzt schrecklich mitgenommen. Von den Alpen bis an den Inn und diesseits und jenseits der Isar und des Lech sah man nur eine fortlaufende Wüste und Brandstätte. Dennoch mußte sich W., nachdem er bei Dachau, unweit München, beinahe in die Gefangenschaft Johann's v. Werth (s. d.) gefallen wäre, wieder nach Schwaben zurückziehen. Die weiteren Unternehmungen und Gräuel beendigte der westphälische Friede, den 24. October 1648. W. genoß jetzt in Schweden, wohin er sich zurückzog, einige Jahre der Ruhe. Als aber der kriegerische Karl Gustav von Zweibrücken, der Nachfolger der entsagenden Christina auf den schwedischen Thron, Polen bekriegte, begleitete ihn W. und kämpfte in der dreitägigen Schlacht bei Warschau vom 18. bis 20. Juli 1656 unter den Augen des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem er untergeordnet war. Im Jahre 1657 folgte er dem Könige in den Feldzug gegen Dänemark. Schnell wurden Holstein, Schleswig und Jütland besetzt; W. selbst erstürmte die Festung Friedrichsodde, beförderte den glücklichen Erfolg des abenteuerlichen Zuges nach Seeland über die gefrorenen Belte, zwang den 6. September 1658 Kronenburg zur Uebergabe und übernahm darauf als Admiral den Befehl über die schwedische Flotte, welche Kopenhagen von der See angreifen sollte, während es ebenfalls durch das schwedische Heer von der Landseite eingeschlossen wurde. Da aber die Dänen Zeit gewonnen hatten, um ihre Hauptstadt in Vertheidigungszustand zu setzen, auch eine holländische Flotte, trotz aller Gegenbemühungen Karl Gustav's, denselben zu Hülfe kam, scheiterte das kühne Unternehmen, zumal, da W., in einer Seeschlacht den 29. October 1658 besiegt, sich nach Landskrona zurückziehen mußte, während die siegreichen Holländer in den Hafen von Kopenhagen einliefen. W., der für den Seedienst im Ganzen wenig Befähigung zeigte, vereitelte einen Versuch der Dänen, auf der Insel Fünen zu landen, während ein Versuch der Schweden, Kopenhagen im Frühjahre 1659 zu stürmen, vollständig mißglückte. Der Tod des Königs von Schweden endigte 1660 diesen Krieg. Als Ludwig XIV. von Frankreich 1674 das deutsche Reich angriff, nachdem er sich mit Schweden verbündet hatte, führte W. im Dezember 1674 sechszehntausend Mann schwedischer Truppen von Pommern aus in die Mark Brandenburg, während der große Kurfürst mit seinen Streitkräften am Rheine stand. Doch erkrankte er bald und gab den Oberbefehl seinem Bruder Waldemar, welcher den Soldaten die wildesten Rohheiten und Erpressungen nachsah. Mittlerweile kam der Kurfürst seinem Lande zu Hülfe. Nachdem sein berühmter Feldmarschall Derfflinger (s. d.) den schwedischen Obersten Wangelin bei Pathenow am 12. Juli 1675 überfallen und mit seinem ganzen Regimente gefangen genommen hatte, griff er eben so unerwartet mit 6000 Reitern am 18. Juni 1675 den Feind, welcher 13,000 Mann zählte, an und gewann einen glänzenden Sieg. Darauf jagte er die bis dahin unbesiegten Schweden aus den Marken und eroberte einen Theil von Vorpommern. W. kehrte nach Schweden zurück und starb noch in demselben Jahre. Er war 1643 zum Admiral ernannt, 1645 in den Grafenstand erhoben und 1664 durch den schwedischen Reichsrath mit der Würde eines Reichsmarschalls beehrt worden. Man rühmt an ihm Entschlossenheit u. Geistesgegenwart. Sein Reichthum erlaubte ihm höchst verschwenderisch zu leben. Vgl. Fryxell's Erzählungen aus der schwedischen Geschichte, Stockh. 1818—23; Lundblad's schwedischer Plutarch, daselbst 1826. — 2) W., Friedrich von, ein Nachkomme des Vorigen, geb. 1784, trat 1806 als Lieutenant in das preußischen Dragonerregiment von Auer, dessen Oberst er in den Freiheitskriegen war, als welcher er seinen Truppen in Thätigkeit und ritterlicher Tapferkeit stets voranleuchtete. Als Generalmajor und später als Generallieutenant arbeitete er eifrig

an der Organisation des preußischen Heerwesens und erhielt sich, obgleich oft in Opposition gegen den, unter Friedrich Wilhelm III. im Schwunge gehenden Kamaschengeist, doch unverändert in des Königs Wohlwollen. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erhielt seine Wirksamkeit ein größeres Feld. Seine Ansicht nämlich, daß die Reiterei, als Hauptwaffe dem Fußvolke und der Artillerie ebenbürtig, wieder in ihre Rechte eingesetzt werden müsse, erhielt des Königs Beifall und es wurden in mehren auf einander folgenden Jahren wiederholte große Feldübungen angestellt, bei denen W. die Reiterei in großen Massen vereinigte u. ohne Mitwirkung von Infanterie und Geschütz operiren ließ. 1844 machte er eine Reise nach Italien und ging nach seiner Rückkehr auf den Befehlshaberposten von Stettin. Bei dem Ausbruche der Revolution war er Höchstcommandirender von Pommern, der legalsten Provinz des Königreiches, aber doch war seine Stellung eine schwierige. Die furchtbar gereizte altpreußische Partei mußte im Zaume gehalten werden; in der Hauptstadt regte sich eine starke liberale Fraction, deren Manifestationen zu mehren Conflikten führten. Von diesem dornenvollen Posten wurde der General plötzlich zu der ehrenvollsten Thätigkeit berufen: zum Oberbefehle über die deutschen Bundestruppen in Schleswig-Holstein (s. d.). Gegen seine Kriegsführung daselbst hat sich mehrfacher Tadel erhoben, namentlich der, daß er seine Siege nicht kräftig genug verfolgt habe. Er gestattete den Dänen, ohne große Verlust Schleswig zu verlassen; er benützte den panischen Schrecken nicht, der sich ihrer bei Flensburg bemächtigt hatte und kam überall zu spät. Die Soldaten gewannen ihn wegen seines freien und derben Wesens lieb; die Freischaaren klagten ihn an, daß er ihren Ansprüchen nicht gerecht werde und den Mißhandlungen ihrer Kranken und Verwundeten durch die preußischen Garden nicht steuere. Im Volke überhörte man diese Klage und wandte mit anerkennender Freude sich einem General zu, der den dänischen Anmaßungen mit Wort und That so tapfer entgegentrat und gewiß, wie Jeder glaubte, das Größte geleistet haben würde, wenn ihn nicht die Federn der Diplomatie gehindert hätten. Die Volksbeliebtheit lenkte die Blicke einer Partei auf ihn, die für versteckte Plane eines unverdächtigen Namens bedurfte und keinen bessern fand, als den seinigen. Kaum hatte W. den Commandostab in die Hände des Reichsministeriums niedergelegt, so wurde er zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt, mit dem Auftrage, die erschlaffte Disciplin der Truppen und die Ordnung wieder herzustellen. Von dem demokratischen Berlin schlecht empfangen, suchte er sich mit den Bürgerwehrmännern und dem Volke zu verständigen und wählte dazu eine Parade, auf der er eine Rede hielt, die aber den ungünstigsten Eindruck machte. Der Berliner Witz gefiel sich in Karrikaturen auf den General; der ernstere Bürger aber fragte sich: „wie denn ein Soldat, als ob es keine Verfassung u. kein verantwortliches Ministerium gebe, im befehlenden Tone von seiner Aufgabe, von seinen Absichten sprechen dürfe?" So lange das Ministerium Pfuel fortbestand, blieben die Drohungen W.'s ohne Folge. Er selbst suchte sich populär zu machen, hielt verschiedene Ansprachen an die Bürger und besuchte sogar ein demokratisches Conzert, das zu Gunsten der schleswig-holsteinischen Freiwilligen gegeben wurde. Pfuel trat inzwischen zurück und zwar hauptsächlich deshalb, weil ihm die Stellung W.'s als eine unconstitutionelle erschien und die Reaktion warf nun die Maske ab. Der Befehl der Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg wurde erlassen, die Berliner Bürgerwehr aufgelös't, die Hauptstadt des Reichs in Belagerungszustand erklärt und W. befehligt noch die Truppen, welche zum Vollzuge dieser äussersten Maßregeln einrückten.

Wranitzky, Paul, geboren zu Neureusch in Mähren 1756, besuchte daselbst die 4 ersten lateinischen Classen bei den Prämonstratenser-Chorherren und lernte zugleich Singen u. Orgelspielen. Dann setzte er seine Studien zu Iglau und Olmütz fort, wo er sich in der Musik immer mehr vervollkommnete. Sein vorzüglichstes Instrument und worauf er sich mit Eifer verlegte, war die Violine.

Er kam 1776 nach Wien, um im Seminarium die Theologie zu hören. Während dieser Zeit wurde er mit dem, in Wien sich damals aufhaltenden, schwedischen Kapellmeister Joseph Kraus bekannt und lernte von ihm die Composition. Seine vortreffliche Anlage hiezu und der dabei angewandte Fleiß setzten ihn bald in den Stand, mehre wohlgerathene Musikstücke dem Publikum zu übergeben und verschafften ihm allgemein den Ruf eines geschickten Compositeurs. 1785 wurde er als Orchester-Direktor bei den beiden k. k. Hoftheatern Wien's angestellt, welche Stelle er bis zu seinem Tode, den 28. September 1808, mit ungetheiltem Beifalle bekleidete. Seine zahlreichen Werke bestehen theils in großen Symphonien, Quintetten, Quartetten, aus Trio's und anderen Compositionen, theils in mehren deutschen Opern, Balleten und theatralischen Zwischenakten, nebst vielen anderen dem Publikum noch nicht mitgetheilten Arbeiten, die er, dem ihm geschehenen Auftrage gemäß, für die Kaiserin Maria Theresia zu ihrem eigenen Gebrauche und Privatvergnügen verfaßt hatte. Er stand auch, ehe er als Theater-Musikdirektor angestellt wurde, in Diensten des Fürsten Eszterhazy, für welchen er viel geschrieben hat. Folgende Opern gehören zu seinen Werken: Oberon, das Fest der Lazzaroni, die gute Mutter, das marokkanische Reich 2c. Die Ballete: Zephir und Flora, Zemire und Azor, das Waldmädchen, die Weinlese.

Wrbna, die Grafen, ein uraltes Geschlecht, welches schon zu Ende des 9. Jahrhunderts in den Herren und Grafen von Würben im Herzogthume Schlesien blühte. Nach Paprocżky soll es aus Polen, nach Gauhen aber aus Schlesien stammen. Das Stammhaus soll das, im Fürstenthume Schweidnitz gelegene, Schloß Würben gewesen seyn. Balbin meldet, daß dieses Geschlecht in Polen den Grafentitel bis auf Johann von W. geführt, sich sodann aber, nach Art des bömischen hohen Adels, mit dem Titel eines Herrn (Pan) von W. bis 1642 begnügt, in diesem Jahre aber wieder den Grafentitel, zufolge kaiserlichen Diploms vom 16. April 1642, angenommen haben. Kaiser Ferdinand II. begabte es schon früher 1628 mit vielen Vorrechten. Aus Schlesien verbreitete sich das Geschlecht nach Böhmen und Mähren und führte den Beinamen Bruntalsky von dem schlesischen Städtchen Freudenthal (schlesisch Bruntal), nahm jedoch später den Namen von W. u. Freudenthal an. Mit den 2 Söhnen Stephan's (gestorben 1542), Johann und Albert, theilte es sich in 2 Linien. Die jüngere, von Albert entsprossene, welche besonders in Schlesien begütert war, erlosch mit dem Grafen Karl Wenzel, geboren zu Liegnitz den 13. Septbr. 1716, geblieben in der Schlacht bei Breslau den 22. Novbr. 1757. Die von Johann entsprossene ältere, sogenannte böhmische, Linie blüht noch fort. Ausgezeichnete Verdienste erwarb sich in neuerer Zeit der k. k. Oberstkämmerer, Rudolph Graf von W., geboren zu Wien den 23. Juli 1761. Einige Mineralien, die er noch als Knabe zum Geschenke erhielt, erregten in ihm den Wunsch, eine Sammlung anzulegen und diese nährte in ihm die Neigung zur Bergkunde, ganz dem Wunsche seines Vaters gemäß, da die Verwaltung der eigenen Güter einen erfahrenen Hüttenmann erheischte. W. begab sich daher, nachdem er die Rechtswissenschaften auf der hohen Schule zu Wien gehört hatte, auf die Bergakademie zu Schemnitz, wo er sich den Bergwerkswissenschaften mit wahrer Begeisterung widmete. Was ihm noch mangelte, um seine bergmännische Bildung zu vollenden, erwarb er sich 1784, wo er die vorzüglichsten Bergwerke in Niederungarn und Innerösterreich bereis'te und nach so ernstlichen Vorbereitungen trat er 1785 als Hofsekretär bei der montanistischen Hofstelle seine staatsbürgerliche Laufbahn an. 1787 wurde er zum vortragenden Bergrath, 1790 zum Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwesen befördert. Die Emporbringung seiner Eisengußwerke zu Komorau, auf der Herrschaft Horgowitz, war der Hauptgegenstand seiner Bemühungen. 1801 wurde W. zum Vicepräsidenten der montanistischen Hofstelle und im folgenden Jahre auch zum Präses der Kanalbau-Hofcommission ernannt. Es wäre schwerlich gelungen, dem gefährlichen Brande in den Gruben von Idria zu steuern und das Bergwerk vor gänzlicher Zerstörung zu retten, wenn nicht

W. höchst schnell und einsichtsvoll eingewirkt und so die Rettung einer der reichsten Staatsquellen in der österreichischen Monarchie herbeigeführt hätte. — In der Gefahr von 1805 bedurfte der Kaiser eines Mannes, der mit den Eigenschaften eines treuen und redlichen Unterthans auch die Gewandtheit des Staatsmannes und einen hinlänglich begründeten Ruf verband, um den Bürgern Zutrauen, den Feinden Achtung einzuflößen und ihm die Leitung der Geschäfte während der feindlichen Besitznahme Wiens mit Beruhigung anvertrauen zu können. Die Wahl des Monarchen fiel auf W., den er zum Landes-Hofcommissär ernannte. Die Brust eines Jeden wurde mit Vertrauen beseelt und mit gefaßterem Muthe erwartete man die Ankunft der Feinde. Schon am ersten Tage des feindlichen Einmarsches bewies W. eine Entschlossenheit, die die neuen Gewalthaber sehr überraschte. Wenn er mit solcher Schnelligkeit für die Bedürfnisse des Heeres sorgte, daß auch der Feind seinen Eifer anzuerkennen gezwungen war, so wies er dagegen jede unbillige Forderung mit Festigkeit zurück. Ihm verdankte man es, daß Museen und Bibliotheken damals unversehrt blieben und mancher leidenschaftliche Ausfall in den, zu Paris im Moniteur erschienenen, Kriegsberichten auf die Vorstellungen W.'s in der Wiener Zeitung wesentlich gemildert wurde. In einem Handschreiben aus Holitsch vom 12. Januar 1806 äußerte der Monarch seine volle Zufriedenheit gegen W. Er ernannte ihn zum Oberstkämmerer, mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß dessen Wirkungskreis nicht blos auf die gewöhnlichen Verrichtungen eingeschränkt seyn, sondern auch auf wichtigere Staatsgeschäfte sich erstrecken solle, welche der Monarch zu seiner Beruhigung u. zum Wohle seiner Länder W. zu übertragen für nöthig erachten würde. In dem großen Wirkungskreise, den seine neue Würde ihm darbot, gewann W. das achtungsvolle Zutrauen seines Monarchen täglich mehr; er blieb auf allen Reisen dessen unzertrennlicher Begleiter, in vielen Angelegenheiten des Staates ein treuer Rathgeber, bei großen häuslichen Unglücksfällen ein theilnehmender, tröstender Freund, ohne jemals die Linie zu überschreiten, welche Ehrfurcht zwischen dem Landesfürsten und dem Unterthan gezogen hat. 1808 ernannte der Monarch W. zum Ritter des goldenen Vließes. Auch während der Periode von 1809 blieb W. sein unzertrennlicher Begleiter und theilte alle Gefahren mit ihm. Als der Friede dem Abschlusse nahe war, wurde W. als landesfürstlicher Hofcommissär wieder nach Wien gesendet, wohin ihn die allgemeine Stimme schon längst sehnsuchtsvoll gerufen hatte. Als 1811, in Folge des neuen Finanzplanes, ein neues Papiergeld ausgegeben wurde, bewog das, W. allgemein gewordene, Zutrauen den Kaiser, ihn zum Präsidenten der bei diesem Anlasse aufgestellten Einlösungs- und Tilgungs-Deputation zu ernennen, auf deren Arbeiten der Staatskredit zum großen Theil beruhte. W. blieb fortan an der Seite des Kaisers und so oft der Monarch seine Meinung über Geschäfte und Personen zu hören verlangte, sprach er, nur der Stimme seiner innern Ueberzeugung folgend, diese frei und unbefangen aus und glich stets einem Spiegel, in welchem die Wahrheit wiederstrahlte. Als Oberstkämmerer wurde er auch der Sprecher vieler Unglücklichen und Gekränkten; er hörte Jeden mit Sanftmuth an, entließ keinen ohne Trost und öffnete ihnen in dringenden Fällen den Weg zum Throne des Kaisers selbst. Als eifriger Freund der Kultur nahm W. den thätigsten Antheil an der Gründung und Beförderung jener gemeinnützigen Anstalten, durch deren Stiftung die Stände Böhmens ihren Eifer für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes erprobt. Die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, das polytechnische Institut, das erste im österr. Kaiserstaate, die Malerschule, die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, das Conservatorium der Musik, die hydrotechnische Gesellschaft zur Vereinigung und Schiffbarmachung der Flüsse Böhmens und das National-Museum dieses Königreichs sind bleibende Denkmale des reinen, vaterländischen Sinnes, durch den die Stände Böhmens sich den Dank künftiger Jahrhunderte gesichert. — Als Freund und Beförderer der Wissenschaften war W. ein vielvermögender Gönner der Gelehrten in Oesterreich und die Würdigsten, die, der Stolz ihres

Vaterlandes, sich die Achtung des In- und Auslandes errungen hatten, wurden auf seine Vorträge von dem Monarchen mit Auszeichnungen beehrt. — Während des neuen Kampfes (1813—15), der das Schicksal von Europa entschied, blieb W. als unzertrennlicher Begleiter seines Kaisers wieder der erste und treueste Wächter für dessen Sicherheit. In diesen verhängnißvollen Perioden nahm er, so oft der Monarch wegen der vielen feindlichen Streifparteien irgend einer Gefahr ausgesetzt zu seyn schien, sein Nachtlager vor dessen Schlafgemach und unbeschreiblich war seine Freude, als er endlich die gerechte Sache seines Kaisers siegen sah. Deswegen zeichnete ihn nicht nur der Kaiser mit den höchsten seiner Orden aus, sondern auch die auswärtigen Fürsten beeiferten sich, ihm gleiche Ehre zu erweisen. Mit geschwächter Gesundheit reiste W. zum Congresse nach Verona, wo er sich eine Brustbeschwerde zuzog, deren Keim vielleicht früher schon in ihm lag. Er kam erkrankt zu Wien an. Zwar schien es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit zu seyn, doch die längere Dauer der Krankheit ließ keinen guten Ausgang vermuthen. Der Kaiser folgte der Stimme des Herzens und besuchte den Kranken unmittelbar. Hierauf fiel W. in einen betäubenden Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte und den 30. Jan. 1825 verschied.

Wrede, 1) Karl Philipp, Fürst von, k. bayerischer Feldmarschall, Staatsminister, Präsident der Kammer der Reichsräthe, war geboren am 29. April 1767 zu Heidelberg, wo sein Vater Regierungsrath war. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt bildete sich der junge W. für die administrative und diplomatische Laufbahn. Er wurde Hofgerichtsrath in Mannheim und Assessor beim Heidelberger Oberamte, 1792 aber, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, Forstmeister und kurpfälzischer Landeskommissär bei dem österreichischen Armeecorps, das sich bei Schwetzigen zusammenzog. Er gewann sich die Liebe und das Vertrauen des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg. Als das österreichische Heer am Mittelrheine unter Wurmser die Belagerung des schmählich verlorenen Mainz deckte und in's Elsaß drang, wurde W. auf Hohenlohe's Empfehlung von Karl Theodor zum Oberlandes-Commissär mit dem Oberstentitel ernannt. In dieser Eigenschaft machte W. alle Feldzüge am Rhein mit, immer im Mittelpunkte der Operationen. Karl Theodor belohnte seine ausgezeichneten Verdienste dadurch, daß er ihm erlaubte, die einträgliche und angesehene Stelle eines Oberforstmeisters der Rheinpfalz käuflich an sich zu bringen. Als nach dem Tode Karl Theodor's (Februar 1799) Max Joseph den Thron bestieg, berief er W. nach München und sandte ihn in das Hauptquartier von Kloten bei Zürich und nun, seiner Oberforstmeistersstelle entsagend, widmete er sich der, ihm schon längst nicht mehr neuen, militärischen Laufbahn. Das glänzende Reitergefecht bei Neckarhausen war seine erste gelungene That. Bei der Erstürmung Mannheims und der Neckarau, beim Entsatze Philippsburg's ward ihm vorzüglich Ehre. Daß er in der Beschießung und Erstürmung Langenzells selbst das Vaterhaus nicht schonte; daß der rasche Angriff ihm vergönnte, die darin befindliche Mutter zu befreien, war einer der vielen romantischen Züge seines Lebens. Im blutigen Treffen bei Memmingen (10. Mai) leistete W. einem zwölfmal überlegenen Feinde langen Widerstand, bis Kray in die Verschanzungen von Ulm sichern Rückzug gewann. In dem furchtbaren Gewühle der, in den Hohenlindener Wald eingeengten, Wagen und Kanonen führte W. voll Geistesgegenwart seine geschwächte Brigade mitten durch die Feinde, machte sein Häuflein zum Kern vieler Versprengten und erschien, während man ihn vernichtet und getödtet wähnte, plötzlich mit 6000 Mann in Mühldorf vor dem erstaunten Erzherzog Johann und Feldzeugmeister Lauer. Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes zu Steyer ward W. nach Wien gesandt, um die Spaltungen des Wiener und Münchener Hofes zu beseitigen. Mit glücklichem Erfolge kehrte er zurück und benützte den friedlichen Zeitpunkt zur Organisirung des bayerischen Heeres. Das Jahr 1805 brachte dem nach Thaten strebenden General W. vielfache Gelegenheit; zum Befehlshaber der zweiten bayerischen Armeedivision ernannt, rückte er mit Deroy im Beginne des Krieg

gegen Würzburg vor, in der Absicht, sich mit dem Corps des französischen Marschalls Bernadotte zu vereinen. Es geschah am 23. Sept. 1805 und W. bildete mit Bernadotte die Avantgarde der französischen Armee und hielt es dabei für seine erste Sorge, den Oesterreichern den Besitz der bayerischen Hauptstadt zu entreißen. Mit Bernadotte's Armeecorps zog W. nach Oesterreich und Mähren. Der Bayern Winterlager war in den eroberten Kreisen Böhmens. Der Preßburger Friede gab Bayern Eichstädt und Passau zurück, gab ihm Tirol und die östlich-schwäbischen Vorlande Oesterreichs mit Vorarlberg, nahm ihm aber das blühende Würzburg. Im Jahre 1807 führte W. eine bayrische Division in Polen; 1809 nahm er Theil an den Schlachten bei Abensberg, Landshut und Neumarkt, wo er viel zur Entscheidung beitrug, und drang hierauf in dem empörten Tirol bis Innsbruck vor. Er ging nun mit seiner Division nach Wien, wurde bei Wagram leicht verwundet und ging nach dem Waffenstillstande wieder nach Tirol, wo er mit Lefebre die Insurrektion bezwang. Er ward deßhalb zum französischen Reichsgrafen ernannt und mit den Herrschaften Mondsee und Engelhardszell im Innviertel dotirt, die sein Sohn noch besitzt. Als General der Cavalerie führte er 1812 eine Division nach Rußland, befehligte an der Düna und siegte bei Polozk. 1813 kommandirte er das bayrische Heer am Inn und schloß mit Oesterreich den 8. Oktober desselben Jahres einen Vertrag von Ried, erhielt den Oberbefehl über das vereinigte bayrisch-österreichische Heer und zog gen Hanau, wo er am 30. und 31. Oktober den Rückzug Napoleon's vergebens aufzuhalten strebte und dabei schwer verwundet wurde. Wiedergenesen, übernahm er das Kommando des fünften Armeekorps und siegte bei Brienne, Rosny, Bar sur Aube und Arcis sur Aube. Er wurde nun Feldmarschall und Fürst und erhielt die Herrschaft Ellingen. Auf dem Wiener-Congreß vertrat W. Bayern und 1815 drang er mit den Bayern in Lothringen ein. 1819 ward er Reichsrath, 1822 Generalinspektor der Armee und 1832 ging er als Hofkommissär nach Rheinbayern, wo er durch sein gemäßigtes, festes und staatskluges Benehmen die Unruhen schnell stillte. Er starb 1838 zu Ellingen. Cm. — 2) W., Karl Theodor, Fürst von, der älteste Sohn des Vorigen, 1797 zu Heidelberg geboren, erhielt seine erste Erziehung in einem Pensionate zu Straßburg und später zu Hofwyl. Zu Ende des Jahres 1813 ernannte König Max den Jüngling zum Husarenoffizier, welche Ernennung aber so gegen den Wunsch des Vaters war, daß sie wieder zurückgezogen wurde. 1814 aber konnte dieser den Bitten des Sohnes und dem Wunsche des Königs Max nicht länger widerstehen und es machte der junge W. als Chevauxlegers-Offizier die Feldzüge von 1814 und 1815 in Frankreich mit. Die Jahre 1816, 1817 und 1818 verbrachte derselbe auf der Universität Landshut, wo er auf ausdrückliches Verlangen seines Vaters Jurisprudenz studiren mußte. Nach vollendeten Universitätsstudien ward W. zuerst Accessist u. Assessor bei der Regierung zu Regensburg und wurde später Regierungsrath in München, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Ansbach versetzt wurde, als 1828 zwischen seinem Vater und dem Könige Ludwig ein gespanntes Verhältniß eingetreten war. Zu Ende des Jahres 1832 wurde W. als Regierungsdirektor nach Speyer versetzt, bald nachher zum Regierungspräsidenten daselbst befördert. Sein gerader Sinn, seine Abneigung gegen alle Vornehmthuerei und sein aufrichtiges Bemühen, die Ereignisse der 1830er Jahre vergessen zu machen und ihre Folgen zu verwischen, fanden in der Pfalz alle Anerkennung. Aber seine unzeitige und daher auch fruchtlose Opposition gegen die Einführung der Klöster in der Pfalz entleidete ihm den Staatsdienst so sehr, daß er 1840 seine Entlassung nahm, was er — ein großer Freund des Lebens auf dem Lande — um so leichter thun konnte, als er inzwischen die Besitzungen seines, im Jahre 1838 verstorbenen, Vaters geerbt hatte. Mit diesem Besitze war er zugleich Mitglied der bayerischen Reichsrathskammer und 1840 auch Staatsrath im außerordentlichen Dienste geworden. Nach vergeblichen Versuchen, den König Ludwig gegen das Ministerium Abel ungünstig zu stimmen, unternahm es W. bei dem Landtage des Jahres 1847,

dieses System und dessen Träger heftig anzugreifen, was übrigens nur von theilweisem Erfolge war. Fürst W. scheint zu sehr Feind aller Berechnung, so wie auch zu sehr den Eindrücken des Augenblicks unterworfen zu seyn, um eine glückliche Rolle gegenüber von talentvollen und geübten Staatsmännern spielen zu können, wie er denn auch für die parlamentarische Thätigkeit nicht groß eingenommen ist. In den Märztagen von 1848 hatte er einen halben Tag ein Portefeuille inne und erwarb sich während seiner Verwaltung von wenigen Stunden den Beinamen „Kartätschen-Minister“. N. N.

Wren, Sir Christoph, ein berühmter englischer Mathematiker und Baumeister, geboren zu Eeast-Knoyle in Wiltshire 1632, studirte zu Oxford neben den mathematischen Wissenschaften auch die Baukunst und vollendete seine Bildung auf einer Reise durch Frankreich. Er wurde 1658 Professor der Astronomie zu Gresham und 1660 zu Oxford. Aber Karl II. ließ ihn auch da nicht lange, sondern machte ihn zu seinem Bauinspektor. Er erbaute von 1668 — 1718 in London allein 64 Kirchen, Kapellen und Paläste; unter anderen hat man seiner Kunst das prächtige Theater zu Oxford, die Pauls- und Stephanskirche zu London, den Palast zu Hamptoncourt, das Collegium von Chelsea, das Hospital von Greenwich &c. zu danken. Die höhere Mechanik hat ihm durch seine Untersuchungen über die Bewegung, über den Widerstand der flüssigen Körper, über die Construktion der Schiffe, über die Wirkung der Ruder und Segel &c. viel zu danken. Die Optik suchte er durch die Verfertigung hyperbolischer Gläser zu vervollkommnen und in der Astronomie soll er sowohl theoretisch, als praktisch viel geleistet haben. Die von Paskal verlangte Rektifikation der Cykloide erfand er zuerst; die Beschäftigungen seines Amtes erlaubten ihm aber nicht, Vieles zu schreiben. J. Simon, P. Schenk u. A. haben nach ihm in Kupfer gestochen. Er starb den 25. Febr. 1723. Sein Sohn, ebenfalls Christoph, Ritter und Parlamentsglied, gab „Numismatum antiquorum sylloge“ heraus u. starb 1747.

Wright, John Wesley, geboren 1769 zu Corke in Irland; 1779 Fähnrich im 61. Regiment, trat 1780 in die Marine und zeichnete sich vor Gibraltar gegen die schwimmenden Batterien aus. Nach dem Frieden ward er Kaufmann und führte fünf Jahre lang ein Haus in Petersburg, trat dann als Sekretär Sidney-Smiths in den Marinedienst, ward mit diesem 1796 gefangen u. mit ihm in den Tempel zu Paris gesetzt, entwischte aber mit ihm 1798 (s. Smith 2). In London angelangt, ward er Lieutenant, folgte Smith nach Konstantinopel u. zeichnete sich in dem Kriege in Aegypten und Spanien, besonders zu St. Jean d'Acre aus, ward Corvetten-Capitän und unterhandelte dann im türkischen Lager mit den Franzosen. Er kehrte hierauf nach England zurück und ward selbst während des kurzen Friedens von Amiens in Paris. Beim Bruche des Friedens erhielt er den Befehl über die eine Corvette, mit welcher er an der französischen Küste kreuzte und 1803 und 1804 mehre nächtliche Ausschiffungen politischer Gegner Napoleons vornahm. Er war bei Morbihan stationirt, als er bei Verfolgung eines Schoonerschiffes im März 1804 in eine enge Durchfahrt gerieth und hier während einer Windstille gefangen wurde. Man schaffte ihn nach Paris und da er durchaus nicht zum Bekenntnisse in Bezug auf Georges Cadoudals und Mitverschworenen Pläne zu bringen war, so blieb er, da alle seine Schiffsoffiziere freigegeben wurden, allein gefangen. In der Nacht zum 25. Okt. 1805 schnitt er, nachdem er den unglücklichen Ausgang des österreichischen Krieges erfahren hatte, sich den Hals ab, was man für eine Ermordung durch Napoleon hielt.

Wucher, früher gleichbedeutend mit Zins (s. d.), hat jetzt ausschließlich die Bedeutung eines höhern, als durch die Landesgesetze gestatteten, somit unrechtmäßigen Zinsenbezuges. Civilrechtlich sind alle wucherischen Verträge verboten und daher nichtig. Der Schuldner kann, im Falle das Capital noch nicht bezahlt ist, die unrechtmäßigen Zinsen darauf anrechnen, ist es aber bereits bezahlt, sie mittelst einer Condiction (s. d.) zurückverlangen. Criminalrechtlich (Partikular-

W.-Gesetze hier nicht in Betracht gezogen) trifft nach deutschem Rechte den Wucherer der Verlust des vierten Theils des geliehenen Capitals, halb für die Obrigkeit des Wucherers, halb für die des Schuldners, bei Unmöglichkeit der Ausübung dieser Strafe Geld oder Gefängniß, sogar ausser obigem Capitalverlust, wenn der Wucherer ein Gewerbe damit, oder zugleich Betrügereien getrieben hat, auch bei Wiederholungen Zuchthausstrafe. Die civilrechtlichen Folgen gehen auf die Erben über, nicht die criminalrechtlichen. — Da übrigens die feste Regulirung der Zinsen nicht unter allen Verhältnissen Sache des Staates ist, sondern sehr oft von der Größe der Gewinnste abhängt, die sich aus der Mehrzahl der, mit Beihülfe von Capitalien betriebenen, Unternehmungen ergibt, so kann ein höherer Zins gegeben werden, ohne daß er in die Kategorie des W.s gehört. Vgl. Rau, „Volkswirthschaftspolitik", Heidelb. 1839.

Wülzburg, Bergfestung im bayrischen Regierungsbezirke Mittelfranken, auf einer steilen Höhe bei Weißenburg, 1928 Fuß über dem Meere. Dieselbe hat fünf Bastionen, tiefen Graben, mehre Außenwerke, ein drei Stock hohes Schloß, welches jetzt als Kaserne dient, eine Pfarr- und Garnisonskirche, ein Zeughaus, Behältnisse für Staatsgefangene, einen 478 Fuß tiefen Ziehbrunnen und zehn in Felsen gehauene Cisternen. — Der fränkische König Pipin erbaute auf der Spitze des damals unwirthbaren Berges im J. 764 eine Kapelle, welcher Karl der Große, als er sich mit dem Plane beschäftigte, die Rezat mit der Altmühl zu vereinigen, 793 ein Kloster für Benediktiner beifügte. Dieses, in alten Urkunden Wilisburg genannt, wurde 954 von den wilden Horden der Hunnen niedergebrannt, aber später wieder hergestellt und 1525 zu einer gefürsteten Probstei erhoben. Markgraf Georg Friedrich der Aeltere verwandelte es im J. 1588 in eine Festung. mD.

Wünschelruthe nennt man eine, unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, zweiästige, in einem Stiele verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht oder Metall, welche ehedem von abergläubischen Menschen angewendet und an gewisse Oerter auf die Erde hingelegt wurde, um da, wohin sich diese Ruthe vorzüglich hinneigte, Schätze unter der Erde verborgene zu entdecken. Eigentlich wurde sie zum Bergbaue gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser, Erzgänge rc. damit ausfindig zu machen. Der Aberglaube aber gab häufig Veranlassung, durch Hülfe jenes Zauberstabes Schätze aufzusuchen. Indessen würde diese Anwendung der sogenannten W. vielleicht nur noch das Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht ein Italiener, Namens Campetti, durch die Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde durch körperliche Sensationen wahrnehmen zu können, großes Aufsehen erregt und auch wirklich die angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung gezeugt hätten.

Würfel oder Cubus heißt ein, von sechs gleichen Quadratflächen begränzter, Körper mit zwölf Kanten und acht einander gleichen Ecken. Sein körperlicher Inhalt ist gleich einem Produkte aus der Zahl der Theile der einen Seite in die Zahl der Quadratfläche und diese Fläche gleich einem Produkte aus einer Seite der Quadratfläche in die andere. Weil diese Seiten einander gleich sind, so wird der Inhalt des W.s durch dreimalige Multiplikation der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. — W. nennt man auch einen kleinen Körper dieser Art von Knochen, Elfenbein und dgl., dessen Flächen mit Zahlen oder Punkten (Augen) versehen sind, zu mancherlei Spielen dienend, wobei die Mehrheit der geworfenen Augen entscheidet.

Würmer, begreifen nach Linne die letzte Classe des Thierreichs: alle wirbellosen Thiere, deren Glieder nicht mit Gelenken versehen sind. Hiernach werden auch die Weich- und Urthiere mit in diese Classe gezogen. Sie werden eingetheilt in Intestina (Lang-W.), Mollusca (Weich-W.), Testacea (Conchylien), *Lithophyta* und Zoophyta (Thierpflanzen (s. dd.). Die neuere Wissenschaft

bildet aus den drei letzten Abtheilungen eine besondere Classe und theilt die W. in Eingeweide-, Ringel- und Strahlen-W.

Würnitzer, Sales, Prämonstratenser-Ordens-Priester und Sekretär des Abtes vom Stifte Tepl, war den 9. Oktober 1746 zu Plan in Böhmen geboren, studirte zu Prag, empfing die Priesterweihe und erhielt obige Anstellung. Ausser seinen Berufspflichten beschäftigte er sich mit großer Vorliebe mit Mineralogie, Forstkultur und den Ingenieur-Wissenschaften, in welchen Fächern er auch Vieles und Nützliches leistete. Er starb den 3. Juli 1802 zu Tepl. Im Drucke waren von ihm erschienen: Predigten zum Vortheile der Religion und des Staates, 3 Bde., Pilsen und Klattau 1790—94; Versuch über die Waldkultur, Pilsen 1796, 2. Aufl., 1811.

Württemberg, ein zum deutschen Bundesstaate gehöriges Königreich, der fünftgrößte Staat Deutschlands, liegt zwischen 25° 52′ 20″ und 28° 9′ östl. Länge und zwischen 47° 35′ und 49° 35′ 30″ nördl. Br., hat eine längliche, von Süden nach Norden sich ausdehnende Gestalt (größte Länge, vom Bodensee bis Simmringen bei Mergentheim 30½ M., größte Breite, von Freudenstadt bis Neresheim 22⅞ M.) und ist beinahe gänzlich von Baden und Bayern eingeschlossen, so daß diese Staaten sich im Norden berühren und nur im Süden durch den Bodensee auf eine kleine Strecke getrennt sind, wodurch W. ein Gränznachbar der Schweiz wird. Im Norden steht es mit einem abgesonderten Theile von Hessen-Darmstadt (Wimpfen) u. nach Süden mit den hohenzollern'schen Fürstenthümern, die es größtentheils umschließt, in Verbindung. Die Größe des Landes beträgt 354½ □M. (6,191,355 württ. Morgen), wovon 10¾ □Meilen auf Ortschaften, Straßen, Gewässer, die übrigen 343⅝ auf nutzbare Flächen kommen. Das Königreich besteht aus dem alten Herzogthume und den unter König Friedrich I. erworbenen neuen Landestheilen, wovon das erstere nach Flächenraum und Einwohnerzahl nicht ganz die Hälfte ausmacht. Man theilte das alte Herzogthum in das Land „ob der Steig" und „unter der Steig"; das jetzige Königreich aber zerfällt in vier Kreise und diese in 64 Oberämter. Die Kreise sind: 1) der Neckarkreis (62 □ Meilen mit 480,000 Einwohnern) mit den Oberämtern: Stuttgart, Ludwigsburg, Vaihingen, Maulbronn, Brackenheim, Besigheim, Heilbronn, Neckarsulm, Weinsberg, Marbach, Backnang, Waiblingen, Kannstadt, Eßlingen, Böblingen, Leonberg; 2) der Schwarzwaldkreis (88 □ M. mit 470,000 E.) mit den Oberämtern: Reutlingen, Urach, Nürtingen, Tübingen, Rottenburg, Herrenberg, Horb, Nagold, Calw, Neuenbürg, Freudenstadt, Oberndorf, Sulz, Rottweil, Tuttlingen, Spaichingen, Balingen; 3) der Donaukreis (112 □ M. mit 460,000 E.) mit den Oberämtern: Ulm, Laupheim, Biberach, Waldsee, Leutkirch, Wangen, Tettnang, Ravensburg, Saulgau, Riedlingen, Ehingen, Münsingen, Blaubeuern, Geißlingen, Kirchheim, Göppingen; 4) der Jartkreis (109 □ M. mit 385,000 E.) mit den Oberämtern: Ellwangen, Aalen, Neresheim, Heidenheim, Gmünd, Schorndorf, Gaildorf, Welzheim, Crailsheim, Hall, Oehringen, Künzelsau, Gerabronn, Mergentheim. Dies die politische Eintheilung; die natürliche bildet folgende fünf Gruppen: die Alb, den Schwarzwald, das Mittelland, von der Quelle des Neckars bis zu seinem Austritt aus W. und bis zur Jart, das Nordland, jenseits der Jart, und das Südland, jenseits der Alb und der Donau. In der frühern Zeit bestand die Eintheilung der Gaue, welche wieder in Zehnden und Hunderte zerfielen. Von den ersteren haben sich noch einige im Munde des Volkes erhalten: z. B. das Allgäu, von Kempten und Memmingen (Bayern) bis an den Bodensee; die Baar in der Gegend von Tuttlingen; der Heuberg, von Kolbingen bis Thieringen; das Gäu bei Herrenberg und Leonberg; das Zabergäu bei Bönnigheim, Brackenheim u. s. w. — W. ist vorherrschend Berg- und Hügelland. Die größten Gebirge sind der Schwarzwald und die Alb (s. d.). Der Schwarzwald betritt das württembergische Gebiet bei Rottweil und zieht sich von da bis nach Pforzheim hinab. Seine höchsten Punkte in W. sind:

der Kniebis (Roßbühl) mit fast 3000 Fuß und der Katzenkopf mit 3600 Fuß. Die Alb zieht sich, 16—18 Meilen lang und 2—4 Meilen breit, von Sulz an, zwischen Neckar und Donau, über Münsingen, Geißlingen und Heidenheim bis in die Nähe von Bopfingen. Sie hat höhere einzelne Punkte und Hochebenen, als der württembergische Schwarzwald: so den Schaafberg bei Balingen mit 3121 Fuß, Oberhohen mit 3160 Fuß. Die Alb ist mehr eine Gebirgshochebene, am nordwestlichen Abfalle vielfach zerrissen und steil abfallend, mit einzelnen, frei stehenden Bergen, der Scharzwald mehr eigentliches Gebirg. Letzterer besteht aus Sandstein und Granit, erstere aus Kalkstein. Die Alb trägt Laubholz, der Schwarzwald Nadelholz. Ausserdem verdienen bemerkt zu werden: die Ellwanger und Limburger Berge und das, von diesen gegen Heilbronn sich hinziehende, Löwensteiner Gebirge als Ausläufer der Alb, ebenso die Ausläufer des Schwarzwalds, der Stromberg und Heuchelberg. Im Süden streicht ein kleiner Theil der Allgäuer Alpen in's Land, mit dem schwarzen Grat, 3456 Fuß und dem Hochkopf, 3204 Fuß hoch. Als größere Thäler sind zu nennen: das Neckar-, Jart-, Kocher-, Rems-, Murr-, Fils- und Enz-, sodann Donau- Iller-, Roth-, Rieß-, Brenz-, Blau-, Lauter-, Schussen- und Argenthal. Ebenen gibt es wenige von Bedeutung: bei Kupferzell und Giengen, ferner die Riede an der Donau, Iller und Brenz. Die Hauptflüsse sind Neckar und Donau (s. d.). Ersterer gehört mit 39 Meilen zu W.; vom Laufe der Donau gehören 14 Meilen zu W. Die Nebenflüsse des Neckars sind, rechts: Briem, Schlichem, Eiach, Starzel, Steinlach, Echatz, Erms, Steinlach, Lauter, Fils, Rems, Murr, Schotzach, Sulm, Kocher, Jart; links: Eschach, Glatt, Ammer, Aich oder Aia, Kersch, Enz. Die Zuflüsse der Donau sind, rechts: Osterach, Schwarzach, Kanzach, Rieß, Westernach, Roth, Iller; links: Elta, Beer, Schmiech, Lauchart, Lauter, Schmichen, Blau, Brenz. Ausser diesen sind die in den Bodensee fließenden: Argen, Schussen und Aach zu erwähnen. Von Seen gehören hieher ein Theil des Bodensees und der Federsee. Minder bedeutend sind die in Oberschwaben bei Waldsee, Wolfegg, Blitzenreute, Altshausen u. s. w. — In W. finden sich sämmtliche Gebirgsarten, nämlich Urgebirge (der größte Theil des Schwarzwaldes), Flözgebirge und aufgeschwemmtes Land. — Das Klima ist im Allgemeinen mild und gemäßigt. Man kann es in drei Regionen theilen: 1) in diejenige, wo Wein, Obst u. Getreide gedeiht, 400—1000 Fuß über dem Meere, mittleres und unteres Neckarthal mit den Seitenthälern und die Gegend zwischen Weingarten und Ravensburg; 2) in die, wo nur noch Obst und Getreide wächst, von 1000—2000 Fuß über dem Meere, oberes Neckarthal mit den Seitenthälern, das obere Donauthal und mehre Gegenden am Fuße der Alp; 3) in die Gegend, wo nur Getreide und Holz gedeiht, von 2000 Fuß aufwärts; hieher gehören die höheren Theile des Schwarzwaldes und der Alb, die Höhen von Oberschwaben, die Gebirgsgegend bei Ellwangen u. s. w. Das Land ist größtentheils sehr fruchtbar und meisterhaft angebaut. Die Haupterzeugnisse sind, aus dem Mineralreiche: Eisen und Schwefelkies, Spuren von Gold, etwas Silber, Kobalt, Kupfer, Blei, Steine und Erden aller Art, Salz (nahe an 600,000 Centner jährlich), Vitriol, Salpeter, Torf, Steinkohlen (nur nesterweise) sehr viele und verschiedene Mineralquellen. Das Pflanzenreich liefert: Holz, Getreide von allen Gattungen (jährlich etwa 3 Millionen Scheffel), Wein, Obst, Flachs. Im Jahre 1834 wuchsen 300,556 Eimer Wein, im Werth von 10 Millionen Gulden. Besonders gut gedeiht er in den nördlichen Thälern des Neckars und der Tauber, sowie auch am Bodensee. Unter den 5,702,000 Morgen nutzbaren Landes sind 2,440,000 Morgen Ackerland, 738,000 Morgen Wiesen, 77,000 M. Weinberge, 150,000 M. Gärten und Baumpflanzungen, 1,969,000 M. Wald, 335,000 M. Weiden und 575,000 M. sind des Anbaues unfähig, oder mit Strassen und Gebäuden besetzt. — Die Viehzucht ist wichtig u. wird immer mehr veredelt. Es gibt sehr schönes Rindvieh, Pferde und Schafe, auf deren Züchtung große Sorgfalt verwendet wird. Im Jahre 1840 belief sich

der gesammte Viehstand auf 99,038 Pferde, 825,707 Stück Rindvieh, 692 Esel, 676,659 Stück Schafe (darunter 135,179 spanische, 366,066 Bastard- oder halbveredelte und 175,414 Landschafe), 167,219 Schweine, 27,997 Ziegen u. 83,236 Bienenstöcke. Kein Land in Deutschland hat einen verhältnißmäßig so großen Rindviehstand aufzuweisen, von dem auf 1 □ M. 2291 Stück kommen, (Baden zählt 1950, Sachsen 1831, Hessen-Darmstadt 1378, Bayern 1320, Preußen 953). Der Capitalwerth des gesammten Viehstandes beträgt zwischen 30 und 40 Mill. Gulden. Ausserdem gibt es Wild in Ueberfluß, wildes Geflügel, vorzüglich Rebhühner, Enten, Haselhühner, Lerchen und Wachteln; auf der Alb ist vornämlich die Bienenzucht heimisch, auch werden spanische Fliegen gesammelt. Flüsse und Seen sind fischreich, besonders der Boden- und Federsee. W. hat nicht viele große Fabrikanstalten, für welche jedoch in neuerer Zeit mehr Capitalien, als früher, angelegt werden. Dagegen sind mancherlei Gewerbe (im Ganzen etwa 160,000 der verschiedensten Arten) im Lande von Bedeutung. Weberei und Spinnweberei ist sehr wichtig in Leinwand und Wolle, minder in Baumwolle, unbedeutend in Seide; auch Spitzen und Borten werden verfertigt, Strumpfwaaren und Töpferei, Hutmacherei und Papierfabrikation. Holzwaaren liefern die Gebirgsbewohner in Menge, ebenso Theer, Pech, Harz, Pottasche und Kolophonium. Die Eisenhütten und Eisenfabriken sind zahlreich. Der Handel, durch Eisenbahnen, gute Landstraßen und die Schifffahrt auf dem Neckar, der Donau und dem Bodensee unterstützt, ist sehr lebhaft, besonders als Transit und Spedition. Ausfuhrartikel sind hauptsächlich: Vieh und die Erzeugnisse davon, Getreide, Holz (für jährlich 400,000 fl.), Salz (Ausfuhr zwischen 2 und 300,000 Ctr.) und Wein; von Kunsterzeugnissen Tücher und Wollwaaren, Leinwand, Garn, Leder und Lederwaaren, Bleiweiß und Bleizucker, Pech, Theer, Oel, Obstwein, Schwarzwälderuhren, Holzwaaren, Sensen, Sicheln und Papier. Einfuhrartikel sind: Handelsgewächse, Häute und Felle, Wachs, Federn, Horn, Farb- und Metallwaaren, Seidenzeuge, Porzellain, Steingut, Fayence-, Spezerei- und Galanteriewaaren. Die wichtigsten Handelsplätze sind: Stuttgart mit bedeutendem Tuch- und Pferdemarkt, Ulm, Heilbronn, Kannstadt, Friedrichshafen u. Reuttlingen. — Einwohner hat W. 1,750,000, mit Ausnahme von etwa 6000 Franzosen und Wallonen, sowie 11,700 Juden, sämmtliche deutschen Stammes. Unter ihnen sind bei 600,000 Katholiken, 1,100,000 Lutheraner und 2400 Reformirte. Den Hauptstamm der Bevölkerung bilden die Schwaben; in den nördlichen Gebietstheilen wohnen Franken. Die Orte, deren Namen auf „ingen" endigen, sollen von Alemannen, die auf „heim" von Franken gegründet seyn. Hinsichtlich der Anlagen und Bildung steht das württembergische Volk wohl keinem andern nach und es gibt keines, wo die Masse so gut und so gründlich unterrichtet wäre. Was die höhere geistige Anlage und Ausbildung anbelangt, so darf man nur einen Kepler, Wieland, Schiller, Schelling, Hegel, Moser, Reinhardt und die vielen anderen Württemberger nennen, die als Gelehrte und Staatsmänner geglänzt haben, so wie in Betreff der Kunstbildung an die Leistungen eines Dannecker, Müller, Hetsch, Wächter, Zumsteeg erinnern. Nicht mit Unrecht macht man jedoch dem Württemberger den Vorwurf, daß seine wissenschaftliche Bildung zu sehr Gelehrtenbildung sei, zu wenig nutzbringend in's Leben eingreife. Aber auch hierin ist es in neuerer Zeit anders geworden. Von den, in dieses Gebiet gehörenden, öffentlichen Anstalten sind zu nennen: die Lyceen zu Eßlingen, Ludwigsburg, Mergentheim und Tübingen, sodann die höheren Gymnasien in Stuttgart, Ehingen, Heilbronn, Rottweil, Ulm, Ellwangen und Hall; ein höheres protestantisch-theologisches Seminar zu Tübingen und vier niedere Seminarien zu Schönthal, Maulbronn, Urach und Blaubeuren, das katholische Priesterseminar zu Rotenburg, die katholischen Convikte zu Tübingen, Rottweil und Ehingen; ein katholisches Schullehrerseminar zu Gmünd, und zwei protestantische zu Eßlingen und Nürtingen. An der Spitze der Unterrichtsanstalten

steht die Universität **Tübingen**, auch mit einer katholisch-theologischen Fakultät. Außerdem befindet sich zu **Stuttgart** noch eine Kunst- und Thierarzneischule, ein polytechnisches Institut u. s. w.; zu **Gmünd** ein Taubstummen- u. Blindeninstitut, zu **Hohenheim** eine landwirthschaftliche u. eine forstwissenschaftliche Akademie. Bibliotheken finden sich größere in **Stuttgart** u. **Tübingen**; Gemäldegalerien in den beiden Residenzstädten. Die Angelegenheiten der katholischen Kirche leitet unter dem Erzbischof zu **Freiburg** der Landesbischof zu **Rottenburg**, dem der katholische Kirchenrath in Stuttgart als Landesbehörde zur Seite steht und welchem 22 Decane untergeben sind. — W. ist eine, zum deutschen Reiche oder Bundesstaate gehörige Erbmonarchie, mit der Thronfolge im männlichen und weiblichen Stamme. Die alte Verfassung des Herzogthums hatte König **Friedrich I.** im Jahre 1806 aufgehoben, dagegen König **Wilhelm I.** am 25. Sept. 1819 eine neue ständische gegeben, welche jedoch in Folge der Bewegungen im Februar und März 1848 durchgreifende Abänderungen im demokratischen Geiste erfahren wird. Nach den seitherigen Bestimmungen bestehen die Stände aus zwei Kammern: einer der **Standesherren** und einer der **Abgeordneten**. Die erste Kammer ist zusammengesetzt aus den königlichen Prinzen, den Häuptern der 22 fürstlichen und gräflichen Familien, welche vormals deutsche Reichsstandschaft besaßen und den, vom Könige erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. In der zweiten Kammer sitzen 13 Abgeordnete der Ritterschaft, die 6 protestantischen Generalsuperintendenten, der katholische Bischof, der Domdekan und das älteste Mitglied des Domcapitels zu Rottenburg, der Kanzler der Universität, 7 Abgeordnete der Städte **Stuttgart**, **Ludwigsburg**, **Eßlingen**, **Ulm**, **Heilbronn**, **Ellwangen** u. **Reutlingen** u. ein Abgeordneter aus jedem Oberamte. Alle drei Jahre muß der Landtag zusammenberufen werden. Während seiner Vertagung versieht ein aus Mitgliedern beider Kammern zusammengesetzter Ausschuß die laufenden Geschäfte. Der König bezieht eine Civilliste von 850,000 fl. u. hat überdies die freie Benützung des Hofdomänenkammerguts mit einer Reineinnahme von etwa 200,000 fl. Das Kammergut ist Staatsgut. Als berathende Behörde steht dem König der Geheimerath zur Seite, bestehend aus den Ministern und denjenigen höheren Staatsbeamten, die der König beruft. Das Ministerium, die oberste verwaltende Behörde, ist in fünf Departements: des **Aeußern**, **Innern**, **Justiz**, **Finanzen**, **Krieg**, getheilt. Dem Ministerium des Innern, des Kirchen- und Schulwesens, dem eine Oberregierung zu Seite steht, sind untergeben: die vier Kreisregierungen, das protestantische Consistorium, welches mit 6 protestantischen Generalsuperintenden die Synode bildet, der katholische Kirchenrath, der Oberstudienrath, die Commission für das israelitische Kirchen- und Schulwesen, das Medizinalcollegium, der Oberbaurath, die Gensd'armerie u. m. a. Unter dem Finanzministerium steht die Oberrechnungskammer, das Steuercollegium, der Forstrath, der Bergrath und die vier Finanzkammern der einzelnen Kreise. Dem Justizministerium sind untergeben das Obertribunal, die Kreisgerichtshöfe u. die Oberamtsgerichte. Zum gerichtlichen Schutze der Verfassung besteht ein Staatsgerichtshof, bestehend aus einem Vorsitzenden und zwölf Richtern, von denen der König den Vorsitzenden und sechs Richter, die andere Hälfte aber die Ständeversammlung ausserhalb ihrer Mitte wählt. Die Finanzen W.'s sind in einem sehr geordneten Zustande. Das Budget für die Finanzperiode von 1845—48 stellt eine jährliche Einnahme von 10,869,808 und eine Ausgabe von 10,711,210 Gulden in Aussicht, wovon 2,299,556 Gulden für das Militär. Die Staatsschuld beträgt jetzt noch 21,755,382 Gulden. — W. macht den Haupttheil des Landes aus, wo der alte Volksstamm der **Sueven** oder **Schwaben** seinen Sitz hatte, deren Name den Römern schon vor Christi Geburt bekannt war. Zuerst lernte sie Julius Cäsar bei seinem Rheinübergange, 50 J. v. Chr., kennen. Indessen ist es sehr zweifelhaft, ob **Sueven** (welcher Name das Schwebende und Unstäte der Lebensweise des Volks bezeichnet) zu Cäsar's Zeiten einen festen Sitz hatten. Sie scheinen vielmehr erst später, als **Markomannen**,

die Gallier oder Celten vertrieben zu haben, zogen sich aber vor den Heeren des Augustus, Drusus und Tiberius nach Böhmen zurück, wodurch das Land zwischen Donau und Rhein, um den Neckar herum, lange Zeit unbesetzt und öde blieb, bis andere gallische und germanische Stämme einwanderten. Diese hatten sich unter den Schutz der Römer gestellt und entrichteten dafür Zinsen und Zehnten. Aus dem Zehntlande (decumatische Aecker) wie man es nannte, ward bald eine römische Provinz. Es entstanden blühende Städte, wie Arae Flaviae (Rottweil), Samulocena (Rottenburg), Cana (Kannstadt) u. s. w. Ganz W., mit Ausnahme des nordöstlichen Theils, blieb nahe an 400 Jahre in der Gewalt der Römer. Allein schon nach anderthalb Jahrhunderten begannen die Kämpfe mit den Alemannen, zum Schutze gegen deren Einfälle Kaiser Probus eine Verschanzung am nördlichen Rande der Alb hin über Baldern bis Hohenzollern und von da über den Dreifaltigkeitsberg im Oberamt Spaichingen bis auf den Kupferberg im Oberamt Tuttlingen hinauf errichtete; ferner den Grenzwall (Limes, Vallum) auch Pfahlrain, Teufelsmauer genannt, eine befestigte, zur Abscheidung des freien nördlichen Deutschlands bestimmte Linie, welche von der Donau unweit Regensburg an sich bis an den Rhein bei Köln hinzieht. Nachdem die Römer von den Alemannen vertrieben waren, siedelten sich diese im südwestlichen Deutschland an und lebten, mit den Sueven vermengt, als freie Männer. Vom Anfange des 6. Jahrhunderts an kam Schwaben unter die fränkische Herrschaft, wurde aber 911 mit Deutschland wieder frei und selbstständig, nachdem im 7. und 8. Jahrhundert das Christenthum durch den heil. Kilian und den heil. Bonifaz (beide Irländer) eingeführt worden war. Während der fränkischen Herrschaft behielt das Land, als Herzogthum Alemannien, im Wesentlichen seine alte Verfassung und erwählte bis 746, wo diese Würde mit Theutbold aufhörte, seine Herzoge aus den eigenen fürstlichen Geschlechtern in erblicher Eigenschaft. Später zerfiel Alemannien in 3 Theile: in das gleichnamige Herzogthum, in West- und Ostfranken. Im Jahr 1096 wurde Graf Friedrich von Hohenstaufen mit dem Herzogthum Alemannien oder Schwaben belehnt, welch letztern Namen das Land, bis zur Auflösung des Herzogthums im Jahre 1288, nun auch behielt, während der erstere mehr und mehr verschwand. Neben den Herzogen aus dem Stamme der Hohenstaufen, während des Kampfes der Ghibellinen und Welfen, hatten sich mit der Zeit viele andere adelige Geschlechter zu einer verhältnißmäßigen Macht emporgeschwungen. Zu diesen zählte auch das Haus Württemberg; Conradus de Wirtineberg, wie er in einer Urkunde von 1090 heißt, beginnt die Reihe der württembergischen Ahnherren. Derselbe heißt in einer Urkunde von 1110 Comes. Er hatte Besitzungen in Oberschwaben und an der Donau und eine Burg auf dem Bussen, dem alten Sitze des mit Karl dem Großen verschwiegerten Herzogs Bertold, von dem die Württemberger auch ihre Herkunft ableiten. Sein Sohn Konrad heirathete die Erbtochter des Grafen von Beutelsbach und baute eine Burg auf dem am Neckar gelegenen Rothenberg. Die Burg nannte er, seiner Gemahlin zu Ehren, Wirthin- oder Frauenburg. Die zu ihr gehörige Kapelle weihete Bischof Adalbert v. Worms im Jahr 1083 ein. Von 1123 bis 1139 findet man die Grafen Ludwig und Emich von W., dann von 1194 die Grafen Ludwig und Hartmann. Als der Stammvater des Hauses erscheint Graf Ulrich mit dem Daumen, auch der Stifter genannt; mit ihm beginnt die geschichtliche Reihenfolge der Württemberger. Zuerst kommt er in der Schlacht bei Frankfurt 1246 vor. Seine Besitzungen waren: das Stammschloß W., die Städte Cannstadt, Stuttgart, Leonberg und Waiblingen, mit einzelnen dazu gehörigen Dorfschaften, ferner Herrschaft und Schloß Beutelsbach, die Stadt Schorndorf und verschiedene zerstreute Güter. Er erwarb das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm und viele hohenstaufische Güter, so wie 1265 die Grafschaft Urach. Ulrich hatte zwei Brüder, Heinrich und Hartmann. Ersterer war Bischof zu Eichstädt, letzterer erhielt die Güter in Oberschwaben, nämlich die Herrschaft Grüningen und Landau

und schrieb sich Graf von Grüningen. Sein Haus verfiel aber bald. Schon seine Enkel verkauften 1295 die Herrschaft Grüningen an den römischen König Adolph und schrieben sich mit ihren Nachkommen später Grafen von Landau, ließen zuletzt aber auch den Grafentitel aus. In Oesterreich erwarben Hartmanns Nachkommen neue Besitzungen und führten dort den Namen Herren von Landau, Freiherren von Haus und Rappetenstein, Herren in Neidharding, Dürnkrut, Ebenthal und Rodaun. Sie starben übrigens in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus. Der Vater der drei Brüder Ulrich, Hartmann und Heinrich war der Graf Egon oder Eberhard. Graf Ulrich mit dem Daumen starb 1265. Ihm folgten seine beiden Söhne Ulrich II. und Eberhard I. in gemeinschaftlicher Regierung. Ersterer starb jedoch 1279 und machte wenig von sich reden. Eberhard, mit dem Beinamen der Erlauchte, erwarb sich einen größern Namen. Sein Wahlspruch war: „Gottes Freund, aller Welt Feind.“ Vorzüglich ließ er die aufkeimenden Reichsstädte seinen schweren Zorn fühlen und legte dadurch den Grund zu dem sogenannten Städtekriege, der, mit mehr oder weniger Unterbrechung, zweihundert Jahre lange fortwüthete. Eberhard kam auch in Streit mit Kaiser Rudolph dem Habsburger, welcher die Zurückgabe aller Reichsrechte und Reichsgüter verlangte. Als der Graf sich dessen weigerte, zog der Kaiser vor die Hauptstadt Stuttgart, belagerte sie sieben Wochen lange u. nöthigte 1186 den Grafen zur Unterwerfung. Schon im nächsten Jahre brach aber Eberhard den Frieden wieder. Der Kaiser zog abermals vor Stuttgart, zerstörte sieben, auf den nahen Höhen gelegene, Burgen und zwang den Grafen am 23. Oktober 1287 abermals zum Frieden. Nach Rudolph's Tode stand auch Eberhard unter den Bewerbern um die Kaiserkrone und wurde, als nicht auf ihn, sondern auf Heinrich von Luxemburg die Wahl fiel, dessen abgesagter Feind. Von den Städten hart verklagt, erklärte ihn der Kaiser in die Acht 1308, verheerte sein Land zwei Jahre lange, brach selbst die Stammburg u. die zu Beutelsbach und jagte den Grafen aus dem Lande. Zum Glück für ihn starb Kaiser Heinrich 1313, denn nach dessen Tod hatte er mit Hülfe seines Schwagers, des Markgrafen Rudolf von Baden, sein Land bald wieder erobert. Unter dem nachfolgenden Kaiser, Ludwig dem Bayern, wußte sich Eberhard so politisch klug zu benehmen, daß er zum drittenmale die Reichsvogtei in Schwaben uad Elsaß erhielt. Wegen Zerstörung der Burg und des Erbbegräbnisses zu Beutelsbach durch den bösen Konrad von Weinsberg, 1309, verlegte er seine Residenz nach Stuttgart 1321. Eberhard starb nach sechszigjähriger mühevollen Regierung am 5. Juli 1325, nachdem er noch kurz vor seinem Tode mit seinem Schwager Rudolf von Baden in Krieg gerathen war. Auch er vergrößerte sein anererbtes Land fast um die Hälfte, nämlich durch Beilstein, Backnang, die Herrschaft Neuffen, die Grafschaft Asberg mit Korwesthinn, einen Theil der Grafschaft Kalw und die Stadt Brackenheim. Ihm folgte von 1325—1344 Ulrich III., nicht so kriegerisch, aber eben so haushälterisch und erwerbslustig, wie sein Vater. Unter seine Regierung fallen Hungersnoth, Pesth und furchtbares Erdbeben. Er hielt es treu mit Kaiser Ludwig dem Bayer, der ihm dafür die Landvogtei über Schwaben und Elsaß verlieh. Während seiner achtzehnjährigen Regierung kaufte er von den verschwenderischen Grafen, Herren u. Edelleuten für mehr als 81,000 Gulden Güter an sich. Seine bedeutendsten Erwerbungen waren: die Hälfte von Kirchheim und Teck, Stadt und Burg Winnenden, die Grafschaft Gröningen nebst der Reichssturmfahne von denen von Schlüsselburg, einen Theil von Vaihingen, die Stadt Güglingen, Stadt und Burg Tübingen u. s. w. Auf Ulrich III. folgten seine beiden Söhne Eberhard II. und Ulrich IV., die bis zum Jahre 1362 gemeinschaftlich regierten, wo Ulrich der Regierung entsagte und vier Jahre darauf starb. Graf Eberhard, der in den damaligen kriegerischen Zeiten zu nichts weniger, als zu Ruhe u. Frieden geneigt war, bekam den Namen Greiner oder

Zänker; auch Rauschebart wurde er genannt. Seine Hauptfeinde waren die Reichsstädte, die theils durch ihren Reichthum lockten, theils durch Aufnahme der Hörigen des benachbarten Adels diesen reizten. Im Jahre 1309 brach die Fehde zwischen W. und Eßlingen aus, doch verglich man sich bald wieder. Im Jahre 1360 aber brach der Streit von Neuem los. Eberhard wurde in die Acht erklärt und mit deren Ausführung Ruprecht beauftragt. Bei Schorndorf kam es am 30. August desselben Jahres zu einer harten Schlacht, in welcher die württembergischen Grafen auf's Haupt geschlagen wurden. Doch kam am andern Tage schon ein Friede zu Stande, durch den sie die Landvogtei über Schwaben verloren, die sie aber bald wieder erhielten. Im Jahre 1367 wollten die „Schlegler", ein schwäbischer Ritterbund, der sich gegen die anwachsende Macht einiger Geschlechter gebildet hatte, den Grafen im Wildbade überfallen. Allein er wurde durch einen Hirten gewarnt und entkam. Mit Hülfe der Reichsstädte wollte er nun den kleinen Adel züchtigen. Allein dies gelang ihm nicht. Vielmehr gerieth er mit den Städten selbst wieder in Streit. Am 14. Mai 1377 wurde sein Sohn Ulrich bei Reutlingen von den Städtern aufs Haupt geschlagen. Dieselben zogen sogar bis vor Stuttgart und zwangen Eberhard zur Niederlegung der Reichsvogtei. Nun verbanden sich aber die Adeligen, denen die Städte zu mächtig zu werden drohten, im „Löwenbund"; die Erbitterung stieg gegenseitig aufs Höchste und am 23. August 1388 erfocht Eberhard bei Döffingen einen blutigen (er verlor seinen einzigen Sohn Ulrich), aber entscheidenden Sieg. Nun kam durch die Vermittelung des Kaisers Wenzel ein schwacher Landfriede zu Stande, in den auch die Städte eingeschlossen wurden. Dieser hinderte aber nicht, daß der alte Eberhard nicht noch ein paar Fehden führte, bis er am 15. März 1393 starb. Er erwarb während seiner unruhigen Regierung die Städte: Laufen, Schönbuch, Böblingen, Nagold, Sindelfingen, den Rest von Kirchheim, Teck und Vaihingen, Waldenbuch, Beilstein, Bottwar, Herrenberg, Schiltach. Sein Nachfolger war sein Enkel Eberhard III., von 1392—1417, der Milde genannt. Dieser war friedliebend, aber nicht so haushälterisch, wie sein Großvater und brachte durch seinen Hang zur Pracht die seither wohlgeordneten Finanzen in arge Zerrüttung. Er heirathete die reiche Prinzessin Antonia v. Mailand, die ihm 100,000 Gulden Heirathsgut zubrachte und nach deren Tod die Tochter des Burggrafen von Nürnberg, Elisabeth. Durch die Beendigung des Schleglerkriegs und als Mitglied des gefürchteten Marburger Bundes erwarb sich Eberhard so großes Ansehen im Reiche, daß er sogar bei der bevorstehenden Kaiserwahl in Vorschlag kam. Ungeachtet mehrer Veräußerungen, machte er doch auch einige Erwerbungen, z. B. die Stadt Balingen. Von größerer Wichtigkeit aber war die Heirath seines Sohnes Eberhard mit der Erbgräfin Henriette v. Mömpelgard, wodurch diese Grafschaft nebst den Herrschaften Pruntrut, Granges, Clerval und Passavant an W. kam. Eberhard der Milde starb am 16. Mai 1417, worauf sein Sohn Eberhard IV. zur Regierung gelangte, der aber schon nach zwei Jahren starb und das Land seinen beiden minderjährigen Söhnen, Ludwig I. u. Ulrich IV., unter der Vormundschaft ihrer Mutter hinterließ. Die beiden Grafen regierten bis zum Jahre 1441 gemeinschaftlich, worauf sie, von ihrer Mutter aufgehetzt, das Land theilten. Ludwig erhielt seinen Sitz zu Urach, weshalb sein Theil der Uracher hieß. Ulrich aber wählte Stuttgart zur Residenz, weßhalb seine Linie die Stuttgarter oder Neufener genannt wurde. Der Uracher Theil hieß auch noch das „Land ob der Steig"; der andere das „Land unter der Steig". Diese Theilung brachte Unordnung und Schaden über das Land. Bisher hatte man nur wenig von Zwistigkeiten in der Familie gehört, aber nun kamen sie an die Tagesordnung. — Am meisten machte den beiden Grafen ihre Mutter Henriette zu schaffen. Die Söhne waren gezwungen, die Mutter gefangen nehmen zu lassen, um sie zu bewegen, ihnen die Nachfolge in der Grafschaft Mömpelgard, die

sie ihrer Tochter zuwenden wollte, zu überlassen. Ludwig übernahm die Grafschaft und zahlte seinem Bruder Ulrich 40,000 Gulden hinaus. Er erwarb während seiner Regierung Blaubeuren, Lupfen, Hohenkarpfen, Wildberg, einen Theil von Sulz und starb nach friedlicher und löblicher Regierung am 23. September 1450, mit Hinterlassung zweier minderjährigen Söhne, Ludwig II. und Eberhard V. (im Bart). Ueber sie sollte ihr Oheim Ulrich die Vormundschaft übernehmen. Da ihm jedoch diese von dem Grafen Friedrich von der Pfalz, der gleichfalls ein Oheim der Söhne Ludwigs war, streitig gemacht wurde, so berief er Abgeordnete aus den Städten herbei, um zu entscheiden und ertheilte ihnen für ihre Unterstützung das nachgesuchte Vorrecht, daß bei wichtigen Vorfällen, neben den Räthen, auch sieben von den Städten beigezogen werden sollten. Dieß war der Anfang der Landschaft W.s, welche später eine so große Rolle spielte. Ludwig II. übernahm die Regierung seines Landestheils 1453 selbst, starb aber schon am 3. November 1457, worauf sein Bruder Eberhard V. 1459 die Grafschaft übernahm. Ulrich selbst führte mit den Städten langwierigen Krieg und wurde 1460 auch noch in einen Streit mit dem „bösen Fritz von der Pfalz" verwickelt, gegen den er am 1. Juli 1462 die Schlacht bei Seckenheim und damit auch die Freiheit verlor, bis er sich 1463 unter harten Bedingungen (100,000 Gulden Lösegeld u. s. w.) aus der Gefangenschaft loskaufte. Er erwarb die Grafschaft Heidenheim und starb am 1. September 1480. Von seiner Güte und Freundlichkeit hieß er der Vielgeliebte. Seine beiden Söhne, Eberhard und Heinrich, machten ihm viel Sorge und Kummer. Den letztern hatte er zum geistlichen Stande bestimmt. Allein er fand keinen Geschmack daran, sondern wollte regieren. Um dem Zwiste ein Ende zu machen, wurde er durch einen Vertrag vom 12. Juli 1473 mit der Grafschaft Mömpelgard abgefunden. Durch seine beiden Söhne, Ulrich und Georg, pflanzte er den württembergischen Stamm fort. Der andere Bruder folgte als Eberhard VI. im Stuttgarter Theil; aber, seiner Unfähigkeit im Regieren bewußt, übergab er seinem Vetter Eberhard V. am 13. Dezember 1482 durch den Vertrag von Münsingen sein Land und begnügte sich mit einem Leibgeding. In diesem Vertrage wurde auch das Erstgeburtsrecht und die Untheilbarkeit des Landes für alle künftigen Zeiten festgesetzt. Graf Eberhard V. oder im Bart, welcher somit wieder das ganze Land besaß, war in seiner Jugend ein wilder und toller Geselle, faßte sich aber bald und wurde einer der trefflichsten Regenten W.s. Im J. 1468 machte er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe und stiftete im J. 1477 die Universität Tübingen. Mit seinem Vetter, Eberhard d. Jüngern, den es gereute, daß er sein Land abgetreten, mußte er sich zu verschiedenen Malen auf's Neue auseinandersetzen und am 2. September 1492 in dem zu Eßlingen abgeschlossenen Vertrage ihm die Anwartschaft auf die Erbfolge zusagen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er Land und Leute nicht ganz ohne die Leitung eines landschaftlichen Ausschusses regieren solle. Die landständische Verfassung erhielt überhaupt unter Eberhard im Bart ihre feste Begründung. Dieselbe bestand namentlich in der Steuerbewilligung und der Mitberathung und Annahme neuer Gesetze. Im J. 1457 wurde in Leonberg der erste Landtag gehalten und vom J. 1459 an geschah nichts Wichtiges mehr ohne die Zuziehung der landschaftlichen Abgeordneten. Der erste gemeinsame Landtag beider Landestheile wurde 1463 gehalten und betraf namentlich die Steuern. Abgeordnete der Städte, der Geistlichkeit und der Ritterschaft waren zum ersten Male 1482 zu Münsingen vereinigt und der Regimentsrath, der, laut dem Vertrage von Eßlingen, dem jüngern Eberhard zur Seite stehen sollte, war aus je 4 Mitgliedern jedes Standes zusammengesetzt, die jeder Stand auch selbst wählte. Im 16. Jahrhundert machte sich indeß der Adel aus dieser Verbindung los und nun bildeten die Prälaten, nebst den Abgeordneten der Städte und der Aemter, allein die Landstände, die daher den amtlichen Titel „gemeine Prälaten und Landschaft" führten. Kaiser

Maximilian I. erhob den Grafen Eberhard V., den er persönlich hochschätzte, aus freien Stücken am 21. Juli 1495 zum Herzog und belehnte ihn auf dem Reichstage zu Worms mit dieser Würde, nachdem Ulrich dem Vielgeliebten von Kaiser Friedrich die eines Fürsten abgeschlagen worden war. Eberhard willigte indeß in seine Erhebung nicht ohne Bedenken, denn er mußte dafür seine Lande, die seither meist freies Eigenthum gewesen waren, dem Kaiser als Reichslehen übertragen, an dem noch dazu die Weiber keinen Theil haben sollten, sondern das nach dem Aussterben des Mannsstammes, — ein Fall, der damals in Aussicht stand, — dem Reiche als Kammergut heimfallen sollte. Herzog Eberhard I. war ein trefflicher Regent. Er sorgte für Verbesserung der Rechtspflege und Polizei, erließ 1489 ein Finanzgesetz, führte einen gleichen Münzfuß ein und ließ sich die Hebung von Handel und Gewerbe sehr angelegen seyn. Er starb am 24. Febr. 1496 ohne rechtmäßige Erben. Während seiner Regierung erwarb er den Rest von Sulz, Theile von Pfullingen und die Vogtei über Zwiefalten. Sein Nachfolger war sein leichtsinniger Vetter Eberhard, als Herzog der Zweite. Allein er gerieth in Folge seines wüsten Lebenswandels und seiner Willkürlichkeiten mit den Landständen in Zwist, welche ihm 1498 den Gehorsam aufkündigten, welchem Verfahren der Kaiser seine Zustimmung gab. Nach vielen unnützen Protestationen leistete der schwache Eberhard II. am 2. Mai 1498 zu Horb selbst Verzicht auf die Regierung und war mit 6000 fl. Pension zufrieden. Bald empfand er aber Reue u. floh zu dem Kurfürsten von der Pfalz, den er um Hülfe anging. Allein dieser ließ den beschwerlichen Gast auf Schloß Lindenfels im Odenwald gefangen setzen, wo er am 17. Febr. 1507 sein Leben beschloß. An seine Stelle als Herzog von W. war sein eilfjähriger Neffe Ulrich getreten, der Sohn des in späteren Jahren blödsinnig gewordenen Grafen Heinrich, der Mömpelgard bekommen hatte. Der Kaiser Maximilian setzte ihm während seiner Minderjährigkeit Vormundschaftsräthe, theils, um die Anwartschaft des Reichs auf W. zu sichern, theils, um Hülfe gegen die Eidgenossen zu erlangen, mit denen er in Fehde lag. Schon in seinem 16. Jahre (1503) erklärte aber der Kaiser den jungen Ulrich I. für großjährig: ein Unglück für den Herzog und für das Land. Sein Oheim Eberhard hatte ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen, aber nicht daran gedacht, die wildbrausenden Leidenschaften des leicht erregbaren Geistes zu dämpfen. Glänzend, aber bewegt war auch Ulrichs erste Regierungszeit. Schon im J. 1504 nahm er in dem bayerischen Erbfolgekrieg gegen die Pfalz Antheil u. erwarb dadurch die Oberämter Maulbronn, Besigheim, Weinsberg, Neuenstadt und Möckmühl, so wie die Grafschaft Löwenstein und die Herrschaft Heidenheim. Auch an den Kriegszügen des Kaisers gegen die Schweiz und gegen Frankreich nahm er Theil und führte dabei ein äußerst glänzendes und verschwenderisches Leben, so, daß er binnen zehn Jahren die für jene Zeit ungeheuere Schuldenlast von zwei Millionen Gulden anhäufte. Die Regierung überließ er seinen Räthen, namentlich dem Kanzler Lamparter u. dem Erbmarschall Konrad von Schumb. Im J. 1511 heirathete er die Prinzessin Sabina von Bayern, mit der er jedoch sehr unglücklich lebte. Um seiner Finanznoth abzuhelfen, griff er zu allerlei ungerechten Mitteln, verringerte namentlich Maaß und Gewicht. Alle Produkte sollten im gleichen Preise bleiben; was aber der Verkäufer zu gewinnen schien, das ließ er für sich einziehen. Dieß verursachte eine allgemeine Gährung im Lande, die 1514 zu einem offenen Bauernaufstande wuchs, der in einigen Dörfern an der Rems, im Oberamte Schorndorf, sein Entstehen hatte und unter dem Namen des „armen Konrad", (eigentlich Kein-Rath) bekannt geworden ist. Der Herzog, welcher gerade ausser Landes war, eilte herbei u. versprach nun die Berufung eines Landtags, welchen er schon lange geweigert hatte. Unter Vermittelung des kaiserlichen, des badischen und des pfälzischen Gesandten kam mit diesem am 8. Juli 1514 zu Tübingen ein Vertrag zu Stande, durch welchen die Stände 910,000 fl. Schulden über-

nahmen, dagegen aber das Versprechen erhielten, daß der Herzog ohne den Willen der Landschaft keinen Krieg anfangen, kein Stück des Landes verpfänden, keine Steuer ausschreiben und Jedem freien Zug aus dem Lande gestatten wolle. Auch sollte Niemand in peinlichen Sachen ohne Urtheil u. Recht gestraft werden. Den Beschwerden des dritten Standes versprach man auf einem besondern Landtage abzuhelfen. Da die Bauern sich aber nicht zufrieden gaben, sondern sich zusammenrotteten, so wurde mit Gewalt gegen sie vorgeschritten und an Vielen die Hinrichtung vollzogen. Durch seine Leidenschaftlichkeit stürzte sich jedoch der Herzog fortwährend in neue Verlegenheiten. Am 7. Mai 1515 ermordete er mit eigener Hand den jungen Hans von Hutten, wegen angeblich verbrecherischen Umgangs mit seiner Gemahlin Sabina, und mißhandelte diese selbst so sehr, daß sie zu ihren Brüdern nach Bayern entfloh. Dadurch brachte er diese und den gesammten kleinern schwäbischen Adel gegen sich auf. Der Kaiser erklärte ihn sogar in die Acht, der er nur durch den, am 21. Oktober 1516 zu Blaubeuren abgeschlossenen, Vertrag entging, worin er versprach, sechs Jahre lange der Regierung zu entsagen, das Herzogthum durch ein angeordnetes Regiment verwalten zu lassen und dem Kaiser 27,000 fl. zur Entschädigung für die Familie Hutten zu zahlen. Von diesen Bedingungen hielt der Herzog nicht nur keine, sondern eroberte am 28. Januar 1519 auch noch die zum schwäbischen Bunde gehörige Reichsstadt Reutlingen, in deren Mauern sein Burgvogt von der Achalm erschlagen worden war. Er verleibte die Stadt seinem Lande ein und ließ sich von ihr huldigen. Hierüber gerieth er mit dem schwäbischen Bunde in Krieg. Dieser rückte im Frühlinge 1519 in das Land ein, eroberte es innerhalb zehn Wochen und trat es gegen Ersatz der Kriegskosten (22,000 fl.) am 6. Februar 1520 an Kaiser Karl V. ab, der es seinem Bruder Ferdinand überließ, welchem auch am 25. Mai 1522 in Stuttgart gehuldigt werden mußte. Ulrich, der sich indeß abwechselnd in Mömpelgard, der Schweiz, auf Hohentwiel u. s. w. aufhielt, machte mehre vergebliche Versuche zur Wiedereroberung seines Landes: so im Jahre 1519, wo er bis vor die Hauptstadt rückte und 1525, wo er gleichfalls bis unter die Mauern Stuttgarts drang, aber von den Schweizern, denen er den Sold nicht zahlen konnte, verlassen wurde. Nun suchte Ulrich sowohl, als sein Sohn Christoph, der im Oktober 1532 aus dem kaiserlichen Gefolge auf der Reise nach Spanien mit Hülfe seines Lehrers Tiffernus entflohen war, die verschiedenen Höfe sowohl, als Karl V. und Ferdinand zur Herausgabe des Landes zu vermögen, jedoch vergeblich. Da griff Ulrich, die Verlegenheiten des Kaisers u. die Auflösung des schwäbischen Bundes benützend, 1534 zu den Waffen, drang mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen in sein Land ein und schlug am 13. Mai die Kaiserlichen bei Laufen. Ferdinand leistete darauf durch den, am 29. Juli desselben Jahres zu Cadan abgeschlossenen, Vertrag auf das Herzogthum Verzicht und behielt sich nur die Afterlehnschaft vor. Während seiner Verbannung hatte Ulrich die neue Lehre kennen gelernt und er führte die Reformation im Jahre 1535 in seinem Lande ein. Eine Lockspeise mochten wohl auch die Kirchen- und Klostergüter abgegeben haben, welche fast ein Dritttheil des ganzen Landes ausmachten und nicht ausschließlich zu Kirchen- und Schulzwecken verwendet wurden. Ulrich blieb sich in seinem Wesen übrigens gleich; er war heftig, herrisch und rachsüchtig, wie zuvor, lebte auch Jahre lange mit seinem trefflichen Sohne Christoph in Feindschaft. — Am Abende seines Lebens, 1546, mußte er nochmals aus dem Lande flüchten, als die Rache des über den schmalkaldischen Bund siegreichen Kaisers auch ihm, einem eifrigen Mitgliede desselben, drohte. Durch die Vermittelung von Kurpfalz wurde er zwar 1547 wieder in sein Land eingesetzt, allein schwer waren die ihm durch den Vertrag von Heilbronn (3. Januar) auferlegten Bedingungen. Er mußte spanische Besatzungen in seine festen Plätze nehmen, drei Tonnen Goldes als Strafe zahlen und sich durch einen Fußfall mit dem Kaiser aussöhnen. — Ausserdem wurde das „Interim", d. h. die Ver-

ordnung, hinsichtlich der Religion Alles auf den frühern Stand zu setzen, in W. eingeführt und dadurch den vertriebenen katholischen Geistlichen und Mönchen die Rückkehr möglich gemacht. Ulrich konnte während seiner sturmvollen Regierung natürlich keine erheblichen Erwerbungen machen; doch vergrößerte auch er das Land durch einige Herrschaften, darunter Hartneck. Als er am 6. November 1550 starb, folgte ihm als vierter Herzog sein Sohn Christoph, einer der vortrefflichsten Menschen und Regenten. Durch das Mißtrauen seines Vaters ward er genöthigt, das Land zu verlassen und in französische Kriegsdienste zu treten; doch hatte ihm sein Vater die Regierung der Grafschaft Mömpelgard übertragen. Als er das gesammte Erbe antrat, fand er das Land in der größten Verwirrung. Seine erste Sorge ging dahin, ein gleichförmiges Landrecht, sowie eine Landes- und Hofgerichtsordnung einzuführen und durch den Vertrag von Passau, 6. August 1552, beendigte er auch den langjährigen Streit mit dem Hause Habsburg-Oesterreich. Christoph erkannte die österreichische Afterlehenschaft seines Herzogthums an und zahlte an Ferdinand 250,000 Gulden, womit alle ferneren Ansprüche an W. aufgehoben waren. Für das Kirchen- und Schulwesen seines Landes that Herzog Christoph sehr viel und steuerte namentlich der argen Verschleuderung der eingezogenen Klostergüter. Auch der Verfassung des Landtags schenkte er seine Aufmerksamkeit. Bisher versammelten sich alle Abgeordneten der Städte mit den vierzehn Prälaten, welche auch den Vorsitz führten, auf demselben. Seitdem nun die Herzoge gelehrte Leute als Räthe gebrauchten und diese mit den Abgeordneten der Städte, meistens ungelehrten aber ehrlichen Handwerksleuten, zusammenkamen, sahen sich diese in ein sehr zweideutiges Licht versetzt und das immerwährende Landtagen war ihnen und ihrem Gewerbe ohnehin nachtheilig. Man ersetzte also den Landtag, welcher zuletzt aus 69 Mitgliedern bestand, durch einen Ausschuß, bestehend aus zwei Prälaten und sechs Abgeordneten der Städte, wovon immer drei den drei Hauptstädten angehörten. Diese hatten einen dirigirenden Landschaftssekretär, der alle Geschäfte besorgte u. zum Abstimmen über die zu verhandelnden Gegenstände aufrief. Zu gewissen Zeiten vereinigte sich mit diesem engern Ausschusse der größere, welcher aus andern zwei Prälaten und sechs Abgeordneten der Städte bestand. Die Ritterschaft war dabei nicht vertreten; denn, seitdem sie 1561 eine kaiserliche Verordnung als Reichsritterschaft bestätigt hatte, erschienen sie nicht mehr auf dem Landtage, der auch meistens nur deßhalb zusammenkam, um zu berathschlagen, wie die Schulden des Landes am besten bezahlt werden könnten. So war Herzog Christoph nach allen Seiten hin thätig und genoß dabei im Reiche hohe Achtung. Er vermittelte 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg den Religionsfrieden und wurde überhaupt vielfach um Beilegung von Zwistigkeiten angegangen. Im Schooße seiner Familie war Christoph nicht glücklich. Seine Gemahlin war ein schwache Mutter; seine beiden Söhne, Eberhard und Ludwig, zerrütteten ihre Gesundheit durch Völlerei. Seine acht Töchter vermählte er alle an deutsche Fürsten. Durch große Liebe zu Bauten und seine vielfache Abwesenheit vom Lande gerieth er in bedeutende Schulden, welche durch die Uebernahme von 1,200,000 Gulden Seitens der Landschaft (1565) nicht völlig gedeckt werden konnten. Seinen Oheim Georg, dem er Mömpelgard, Horburg und Neuenbürg abgetreten hatte, beredete er, sich noch in seinem siebenundfünfzigsten Jahre zu verheirathen. Wäre dieses nicht geschehen, so wäre binnen Kurzem der württembergische Mannsstamm ausgestorben und das Land an Oesterreich gefallen. Herzog Christoph starb am 28. Dezember 1568. Ihm folgte sein Sohn Ludwig, wegen seiner theologischen Kenntnisse „der Fromme" genannt, dabei aber ein habituirter Trunkenbold und somit zum Regieren untüchtig. Adel und Prälaten hatten während seiner Regierung die Oberhand. Er stiftete das Collegium illustre in Tübingen, das aber erst unter seinem Nachfolger ganz vollendet wurde. Ludwig starb am 8. August 1593. Sein Nachfolger war Friedrich I., ein Sohn des Grafen Georg, der eine vortreffliche Erziehung genossen und sich auf

weiten Reisen gebildet hatte. Er war ein kräftiger, aber auch stolzer und herrschsüchtiger Mann, der besonders durch seinen Kanzler Enslin sehr gewaltthätig regierte, die alten Räthe seines Vorgängers alle durch andere, ihm unbedingt ergebene, ersetzte und vor Allem darauf ausging, die Macht der Landschaft zu brechen. Den Tübinger Vertrag hätte er gar zu gerne umgestoßen. Ein erster Versuch hiezu (1607) scheiterte an der Standhaftigkeit der Landschaft; ein zweiter, mehre Monate später gemacht, gelang dagegen, indem die Landstände die sogenannte Erklärung des Tübinger Vertrags gaben, durch welche die Grundvesten der Verfassung erschüttert wurden. Er huldigte eifrig dem Vorurtheile seiner Zeit, der Goldmacherkunst, verschwendete dadurch, so wie durch große Prachtsucht und Baulust, viel Geld und gerieth tief in Schulden. Nichts desto weniger machte er für 1,200,000 Gulden Gebietserwerbungen, darunter Besigheim, Neidlingen, Steußlingen, Altensteig, Liebenzell und sogar außerhalb Deutschland das Herzogthum Alençon in der Normandie, welches jedoch von seinem Nachfolger 1612 wieder veräußert wurde. Das Hauptbestreben Friedrich's, der sich gerne als Selbstherrscher gerirt hätte, ging auf Lösung des Unterthänigkeitsverhältnisses zu Oesterreich und er brachte es nach vieler Mühe am 24. Januar 1599 durch einen zu Prag abgeschlossenen Vertrag dahin, daß Kaiser Rudolf die Afterlehenschaft gegen eine Tonne Gold fahren ließ, für das Erzhaus aber doch die Anwartschaft auf den Fall der Erlöschung des Mannsstammes vorbehielt. Friedrich I. starb am 29. Januar 1608 und hinterließ drei Söhne. Der älteste, Johann Friedrich, folgte ihm in der Regierung W.s; der zweite, Ludwig Friedrich, wurde der Stifter der Mömpelgard'schen, und der dritte, Julius Friedrich, der Weiltingen'schen Linie, von welcher Weiltingen-Oels abstammte. Johann Friedrich war ein gelehrter (er hatte seine Erziehung im fürstlichen Collegium zu Tübingen erhalten), aber schwacher Mann, phlegmatisch und unschlüssig. Bald gewann die landständische Partei die Oberhand, zwang ihn zur Verabschiedung der Räthe seines Vaters und zur Annahme der alten, ja vermochte ihn sogar, 1613 dem Kanzler Enslin den Prozeß machen und ihn enthaupten zu lassen. Gleich seinem Vater, befand er sich in fortwährender Geldverlegenheit, veranlaßt durch den kostspieligen Hofstaat, durch große Feste u. s. w.: ein Hauptgrund auch, weßhalb er sich gegen die Landstände fortwährend nachgiebig zeigen mußte. Bei der Schroffheit, mit der sich gerade damals die Katholiken und Protestanten gegenüberstanden, war des Herzogs Schwanken von um so größerm Nachtheile. Vor dem Kaiser hatte er eine seltene Ehrerbietung und doch wollte er es auf der andern Seite auch nicht mit seinen Glaubensgenossen verderben. Er machte zwar Rüstungen, allein nicht hinlängliche, um dem Feinde Achtung einzuflößen, sondern die nur dazu geeignet waren, desselben Aufmerksamkeit zu erregen und in der That rückten auch nach einander Tilly's und Wallenstein's Schaaren in das Land, es für längere Zeit besetzend und auf gräuliche Weise brandschatzend. Johann Friedrich schickte zwar Gesandtschaften über Gesandtschaften nach Wien, allein diese kosteten nur Geld, ohne das Mindeste auszurichten. Vergebens flehte der Herzog den stolzen Wallenstein persönlich um Schonung seines armen, schwer heimgesuchten Landes an. Dieser wies ihn stolz ab und demüthigte den Herzog so sehr, daß dieser aus Gram darüber am 15. Juli 1628 starb. Er hatte 1617 den fürst-brüderlichen Vertrag gestiftet, durch welchen jedem der nachgeborenen Prinzen ein bestimmter Sitz und Jahrgehalt angewiesen wurde; auch erwarb er für 350,000 Gulden neue Güter. Sein ältester Sohn, Eberhard III., zählte erst 14 Jahre, weßhalb nach einander Johann Friedrich's Brüder die Vormundschaft übernahmen. Unter den unseligen religiösen Wirren und den Gräueln des 30jährigen Kriegs litt das Land so schwer, daß die Landstände 2,600,000 Gulden Schulden übernahmen. *Dagegen* wurden im Hofhalt bedeutende Ersparnisse eingeführt und bestimmt, daß *die Aemter* künftig nicht mehr an den Meistbietenden, sondern an den Würdigsten *ertheilt* werden sollten. Durch das Restitutionsedikt (s. d.) von 1629

fiel das Kirchengut wieder an die früheren Besitzer, die Priester und Klöster, welche dasselbe auch unverweilt wieder zu Handen nahmen. Eberhard übernahm 1633 die selbstständige Regierung des Landes und schloß noch im selben Jahre zu Heilbronn mit dem Schwedenkönige ein Bündniß ab. Nach der Schlacht bei Nördlingen floh Eberhard, ohne die mindeste Anstalt zur Vertheidigung zu treffen, nach Straßburg und überließ sein Land der Willkür des kaiserlichen Heeres, das unmenschlich wüthete. Ganze Dörfer wurden verwüstet u. verödet. Alle bürgerliche Thätigkeit lag darnieder und binnen kurzer Zeit war die frühere Bevölkerung von 400,000 Seelen auf 48,000 geschmolzen. Der Kaiser vertheilte den größten Theil des Landes unter seine Minister und Generale. Er selbst sprach Achalm, Urach, Staufen, Pfullingen, Asberg und Hohentwiel an. Dem Herzog sollten aus Gnaden noch ein paar Aemter verbleiben, zum Unterhalt für sich und die Seinigen. Dieser lebte indessen unbekümmert und in vollen Freuden zu Straßburg, bankettirte, jagte und heirathete sogar 1637 die schöne Wild- und Rheingräfin Anna Katharina von Salm, worüber ihm die Schweden in's Angesicht sagten: er thäte besser, ein eisernes Wams, als die Bräutigamshosen anzuziehen. Die Franzosen boten ihm zur Eroberung seines Landes 12,000 Mann an; er schlug die Hülfe aus. Bei dieser Zaghaftigkeit u. Unbekümmertheit Eberhard's war es das größte Glück für W., daß es gerade damals vier patriotische Männer in Staatsdiensten hatte: Wiederhold, Löffler, Burkhard und Varnbühler. Der Erstere wußte in jahrelanger Belagerung seinem Herrn die Veste Hohentwiel zu erhalten; Burkhard bewirkte 1638 die Wiedereinsetzung des Herzogs und den Bemühungen des letztern gelang es, daß im westphälischen Frieden der Herzog nicht einen Theil seines Landes verlor, trotzdem, daß selbst Oesterreich Alles aufbot, um das Gewonnene sich zu erhalten. Nach dem Friedensschlusse war es das eifrigste Bemühen des Herzogs, seiner Räthe und der Landschaft, das gräßlich verheerte und ausgesogene Land (von 1628—50 gingen durch Kriegssteuern, Quartier und Plünderung 120 Millionen Gulden verloren) wieder etwas in Flor zu bringen und die Finanzen zu regeln, was auch durch die rastlose und uneigennützige Thätigkeit der genannten Männer, so wie der nach ihnen an der Spitze der Verwalung stehenden, Myler v. Ehrenbach und Dan. Imlin, so wohl gelang, daß fünfzehn Jahre nach dem westphälischen Frieden die Spuren des 30jährigen Kriegs fast gänzlich verwischt, Ordnung und Wohlstand neu begründet waren. Der Herzog selbst that sein Möglichstes. Er schränkte den Hofhalt, so weit thunlich, ein und hielt keine stehenden Truppen. Im Jahr 1672 sollten 300 Mann zu Fuß und 150 zu Pferd als Kreiscontingent gestellt werden und man wußte weder, wie man sie erhalten, noch wie man sie bezahlen sollte. Unter Eberhard III. wurden die französischen Hofsitten eingeführt. Seine Töchter hießen nicht mehr Fräulein, sondern Prinzessinnen. Er hatte aus seinen beiden Ehen 25 Kinder. Sein zweiter Sohn, Friedrich Karl, wurde Stifter der Winnenthaler Linie, die 1733 auf den Thron gelangte; dessen Bruder Friedrich stiftete die Neustädter Linie, welche mit dessen Sohn Karl Rudolf 1742 ausstarb. Herzog Eberhard III. starb am 2. Juli 1674. Ihm folgte sein ältester Sohn, Wilhelm Ludwig, der aber schon 1677 starb. Da dessen ältester Sohn, Eberhard Ludwig, kaum ein Jahr alt war, so übernahm sein Oheim Friedrich Karl die Vormundschaft. Dieser hatte in dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich zwar Partei ergriffen, wurde jedoch von der Landschaft daran verhindert. Trotzdem rückten die Franzosen zu wiederholten Malen in's Land, verheerten dasselbe und schlugen, nachdem Melac 1688 Stuttgart auf kurze Zeit besetzt hatte, den Herzog-Vormünder am 17. September 1692 bei Oedisheim, wobei letzterer auch in Gefangenschaft gerieth. Seine Regierung ist besonders durch die Gründung des Gymnasium illustre zu Stuttgart, 1686, merkwürdig. Herzog Eberhard Ludwig ward 1692 vom Kaiser für volljährig erklärt und regierte in den ersten fünf Jahren auch sehr löblich. Für seine thätige Betheiligung am spanischen Erb-

folgekrieg entschied der Kaiser 1699 den Streit um das Erzpanneramt mit dem neuen Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg zu Gunsten Eberhard's, der wegen des Besitzes der Grafschaft Markgröningen darauf Anspruch machte; ebenso den spätern Zwist mit der Reichsritterschaft (1704). Nach langem Unterhandeln gestattete die Landschaft dem Herzoge, auch im Frieden 2000 Mann stehende Truppen zu halten, ob denen Eberhard Ludwig, der überhaupt Pracht liebte, viele Freude fand. Durch den, im Jahre 1714 zu Baden und Rastatt abgeschlossenen, Frieden bekam W. zwar Nichts, sondern wurde für seine große, dem Hause Oesterreich geleistete, Hülfe so sehr mit Undank belohnt, daß die von ihm gehoffte Kurwürde an Hannover überging. Großes Unheil brachte das Verhältniß des Herzogs zur Wilhelmine von Grävenitz, oder Gräfin Würben, über das Land. Er erhob dieselbe zur Gräfin von Urach, überließ ihr und ihren Kreaturen die unbedingteste Leitung der Staatsangelegenheiten und erbaute ihr zu Ehren die Stadt Ludwigsburg, 1718. Durch die unsinnige Verschwendung der herzoglichen Geliebten wurde das Land fürchterlich ausgesogen und es griff eine unheilvolle Demoralisation Platz. Als ihre Reize verblüht waren, wurde die Gräfin 1731 vom Hofe entfernt und nach Urach gebracht, aber bald wieder freigelassen. Dagegen mußte sie 1736 die unrechtmäßig erworbenen Güter wieder herausgeben. Unter Eberhard Ludwig, der auch den ersten württembergischen Orden, den St. Hubertus- oder Jagdorden, stiftete, wurde die Grafschaft Mömpelgard 1723 wieder mit W. vereinigt. Der Herzog starb den 31. Okt. 1733 ohne Leibeserben und hinterließ das Land so tief verschuldet, daß der Erbe, Karl Alexander von der Winnenthaler Linie, der sich unter Prinz Eugen großen Kriegsruhm erworben hatte u. 1712 zur katholischen Kirche übergetreten war, Bedenken trug, die Regierung anzutreten. Wegen des neu ausgebrochenen Krieges stellte er schnell 18,000 Mann auf und nöthigte die Landschaft, ihm fernerhin die Mittel zur Erhaltung von 12,000 Mann zu geben. Der Herzog verfuhr überhaupt sehr soldatisch und war beim Regieren mehr General, als Landesfürst, zu welchem ihm die nöthigen Kenntnisse fehlten. So kam es auch, daß er bei den fortdauernden Finanzverlegenheiten völlig in die Hände des Juden Süß Oppenheimer (s. d.) gerieth, der zum Geheimenrathe erhoben wurde und durch die schamloseste Wirthschaft eine große Erbitterung hervorbrachte, welche sich noch vermehrte, als man dem Herzog Absichten auf gewaltsamen Umsturz der Verfassung und Wiedereinführung der katholischen Religion beimessen zu dürfen glaubte. Er starb dann auch sehr schnell und unter ganz eigenthümlichen Umständen, wie es heißt am Schlagfluße, den 12. März 1737, mit Hinterlassung dreier Söhne, die merkwürdiger Weise alle an die Regierung gelangten. Der älteste, Karl Eugen, war erst neun Jahre alt, als sein Vater starb, weßhalb der nächste Agnat, Herzog Karl Rudolf von der Neustädter Linie, die Vormundschaft in Gemeinschaft mit seiner Mutter übernahm, jedoch schon 1738, Alters halber, an den 4 nächsten Anverwandten, den Herzog Karl Friedrich von W. Oels, abtrat. Die von Eberhard Ludwig hinterlassenen Schulden übernahmen die Stände, als man die Abstellung der vielfach eingerissenen, großen Mißbräuche versprochen, den Juden Süß-Oppenheimer hängte und seine Genossen mit harten Strafen belegte. Das Militär wurde vermindert und 1770 ein großer Theil desselben in österreichischen Sold gegeben. Der junge Herzog Karl Eugen, welcher schon in der Jugend ausserordentliche Geistesgaben verrieth, wurde 1741 an den Hof des großen Friedrich nach Berlin geschickt und blieb dort drei Jahre zu seiner Ausbildung. Friedrich's Fürsprache besonders hatte es der junge Herzog zu danken, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre, 1744, für volljährig erklärt ward. Der Anfang seiner Regierung war gut zu nennen. Er hörte auf die Stimme der erfahrenen Räthe und hielt sich in dem österreichischen Erbfolgekriege neutral. Auch suchte er mit der Landschaft in gutem Einvernehmen zu bleiben u. vermählte sich, zur großen Freude des Landes, 1748 mit der Prinzessin Elisabeth-Friedrike Sophie von Bayreuth.

Allein bald wußten niedrige Schmeichler das Ohr des jungen Fürsten zu gewinnen und denselben zu einer unbegränzten Prachtsucht und Geldverschwendung zu verleiten. Am verderblichsten wirkte der von Frankreich herübergekommene und zum Minister erhobene Graf Montmartin, welcher dem Herzog Karl Eugen die Lehre des Despotismus geläufig machte; sodann Oberst Rieger, indem er der Soldatenspielerei seines Fürsten Vorschub leistete. Am siebenjährigen Kriege nahm der Herzog thätigen, aber nicht rühmlichen Antheil und daheim schaltete und waltete er rein nach Willkür, ohne sich um Gesetz, Herkommen und Vertrag das Mindeste zu bekümmern. Sein Hofhalt war einer der prächtigsten u. seine vielen Bauten, darunter das neue Schloß in Stuttgart, Hohenheim, Solitude, Monrepos, verschlangen ungeheuere Summen. Um sich Geld zu verschaffen, mußte man zu allerlei verderblichen Finanzkünsten seine Zuflucht nehmen, etablirte einen schimpflichen Handel mit den Aemtern, den der, vom Unteroffizier zum Kirchenrathsdirektor emporgestiegene, Wittleder ganz ungescheut trieb und erlaubte sich die verfassungswidrigsten Auflagen und ungerechtesten Erpressungen. Der Oberamtmann Huber in Tübingen, welcher sich diesen Gewaltschritten nicht fügen wollte, wurde auf die Festung gebracht, ebenso der Landschaftsconsulent Joh. Jakob Moser. Dagegen erhob die Landschaft ernste Einrede und wendete sich 1764, von England, Preußen und Dänemark unterstützt, mit ihren Klagen an den Kaiser, der dieselben für gerecht erkannte und den sogenannten Erbvergleich vom 27. Febr. 1770 herbeiführte, durch welchen der Herzog in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Doch scheute Karl Eugen auch jetzt mannigfache Uebergriffe und Gewaltthaten nicht, unter denen wir besonders die ungesetzliche Verhaftung u. Gefangenhaltung Schubart's (s. d.) hervorheben. Nach dem Tode seiner Gemahlin verheirathete sich der Herzog mit der Freifrau Francisca von Leutrum, geborne Bernardin, die er ihrem Manne entführte, welche aber, eine höchst geistvolle und brave Frau, einen äusserst wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte und von ihm zur Gräfin von Hohenheim erhoben wurde. Diese Ehe sowohl, als die erste, blieb kinderlos. An seinem 51. Geburtstage, im Jahre 1778, erließ Karl Eugen ganz unerwartet jenes denkwürdige Rescript, worin er seine Schwachheit bekannte und Besserung gelobte, auch von dieser Zeit an sein Land stets besser regierte, so daß die fünfzehn letzten Jahre seiner Regierung mit zu den glücklichsten Zeiten gehörten, die W. je genoß. Aber auch früher schon hatte der Herzog manches Gute gestiftet. So verdankt man ihm die Einführung der Brandversicherungsanstalt, der regelmäßigen Landstraßen, der Zitz-Katton- und Porzellanfabriken, die Errichtung der Akademie der Künste im Jahre 1761, ihre Erweiterung in die berühmte Karlsakademie, die im Jahre 1770 auf der Solitude gestiftet, im Jahre 1775 nach Stuttgart verlegt u. 1781 zur hohen Schule erhoben wurde; die Anlegung der großen Bibliothek in Stuttgart 1775 u. m. a. Das Herzogthum vergrößerte er durch die Herrschaft Justingen, das Amt Ochsenburg, die Herrschaft Hochberg, einen Theil der Grafschaft Limpurg u. das Städtchen Bönnigheim. Er starb den 24. Oktober 1793, erlebte also noch den Anfang der französischen Revolution. Auf ihn folgte sein Bruder Ludwig Eugen, der früher nicht ohne Ruhm in Frankreich u. Oesterreich gedient und dann bis zu seinem Regierungsantritte in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte. Als Regent bewies er sich indeß sehr schwach, lieh Schmeichlern sein Ohr, betheiligte sich sehr bedeutend an dem Kriege gegen Frankreich, verursachte dadurch dem Lande große Kosten, hob 1794 die hohe Karlsschule auf, war aber ein sehr eifriger Katholik und machte sich im Ganzen bei seinem Volke sehr beliebt. Nach seinem plötzlichen Tode, den 20. Mai 1795, trat der dritte Bruder, Friedrich Eugen, die Regierung an, der sich im siebenjährigen Kriege unter Friedrichs Fahne als tüchtigen Soldaten bewährt hatte, nachdem er keine Freude an dem geistlichen Stande gefunden, zu dem er von seiner Mutter bestimmt worden war. Er heirathete 1752 eine Nichte Friedrichs des Großen und ließ auf Anbringen seiner Gemahlin die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder in

der protestantischen Religion erziehen. Im Jahre 1786 übergab ihm sein Bruder Karl die Statthalterschaft über Mömpelgart, von wo er 1791 durch die Franzosen vertrieben wurde, worauf er die Regentschaft über die preußischen Lande Ansbach und Bayreuth erhielt, die er verwaltete, bis er in seinem Stammlande als Herrscher folgte. Im zweiten Jahre seiner Regierung wurde W. von den Franzosen überschwemmt und bedeutend gebrandschatzt. Durch den, am 1. August 1796 zu Paris geschlossenen, Frieden ward zwar das Land von den schlimmen Gästen befreit; dagegen mußte dasselbe 8 Mill. Frcs. Kriegskosten zahlen und Mömpelgard nebst den anderen französischen Herrschaften, an die Republik abtreten. Wegen der Finanzverlegenheiten, in welche das Herzogthum dadurch gerieth, wurde der Landtag am 17. März 1797, zum ersten Mal seit 1770, wieder einberufen, zeigte sich aber nicht so nachgiebig, als man wohl gehofft hatte. Ehe noch eine Entscheidung vereinbart war, starb jedoch der Herzog am 23. Dezember 1797. Ihm folgte, als fünfzehnter u. letzter Herzog, sein ältester Sohn, Friedrich II., ein mit herrlichen Gaben ausgerüsteter, aber auch mit vielen Schwächen und Fehlern behafteter Fürst, gebildet durch eine sorgfältige Erziehung, langjährige preußische und russische Kriegsdienste und vielfache Reisen. Gleich zu Anfang seines Regierungsantrittes gerieth er mit der Landschaft in lebhaften Streit, der so heftig wurde, daß der Herzog die bedeutendsten Mitglieder verhaften ließ u. den Landtag auflöste, um auf einem neuen, im Jahre 1800 einberufenen, seine Absicht durchzusetzen, was ihm auch gelang. An dem, 1799 neu ausgebrochenen, Krieg gegen die französische Republik nahm er, durch englische Hülfsgelder unterstützt, lebhaften Theil, wodurch jedoch das Land, in welches die Feinde siegreich vordrangen, in unabsehbares Elend gerieth. Die Bergfeste Hohentwiel, welche als uneinnehmbar galt, wurde auf schändliche Weise verloren und W. mußte abmals 6 Mill. Frcs. zahlen. Der Herzog floh zuerst nach Erlangen, dann nach Wien, wo er bis zum Abschluß des Luneviller Friedens 1801 blieb. Nur nach unsäglichen Schwierigkeiten gelang es dem Herzog, die Selbstständigkeit W.s zu retten. Am 27. März 1802 wurde ein besonderer Friede in Paris geschlossen, durch welchen W. nicht nur seinen ganzen Besitzstand dießseits des Rheins erhielt, sondern auch durch den, am 25. Februar 1803 erfolgten, Reichsdeputationsabschluß für seine französischen Besitzungen durch die Probstei Ellwangen, die Abtei Zwiefalten, die Reichsstädte Eßlingen, Reutlingen, Giengen, Weil, Heilbronn, Hall, Aalen, Gmünd, Rottweil, die Stifter Komburg, Schönthal, Rothenmünster, Heiligkreuzthal, Oberstenfeld und Margrethausen entschädigt wurde. Das alte Herzogthum war 134 □ Meilen groß, mit 660,000 Einwohnern. Die neuen Lande betrugen zusammen 39¼ □ Meilen mit 125,000 Einwohnern, wurden aber dem alten Herzogthume nicht einverleibt, sondern unter dem Namen Neu-W., mit dem Regierungssitze in Ellwangen, zu einem besondern Landestheil vereinigt und in die drei Landvogteien Ellwangen, Heilbronn und Rottweil getheilt. Zu gleicher Zeit mit diesen Erwerbungen wurde Friedrich zum Kurfürsten des Reiches ernannt und nahm den Titel eines Reichs-Erzpanners an. Außerdem erhielt er das Privilegium „de non appellando.“ Die Scheidung zwischen den Landestheilen geschah hauptsächlich, um den neu erworbenen Besitzungen nicht die Verfassung Alt-W.s geben zu müßen, welche dem gewaltthätigen und keinen Widerspruch duldenden Fürsten, wegen der Opposition der Landschaft, mit der er im fortwährenden heftigen Zwiespalte lebte, ein Dorn im Auge war. In dem Kriege Frankreichs gegen Oesterreich 1805 wollte der Kurfürst neutral bleiben, wurde jedoch durch das Erscheinen Ney's vor Stuttgart mit einem bedeutenden Armeecorps und die kategorische Aufforderung Napoleons zur Theilnahme mit 8000 Mann gezwungen. Durch den Frieden von Preßburg, den 16. Dezemb. 1805, erhielt W. einen neuen Länderzuwachs durch die Grafschaften Hohenberg, Nellenburg und Bonndorf, die Landvogtei Altorf, die fünf Donaustädte Ehingen, Riedlingen, Munderkingen, Saulgau und Mengen, einen

Theil des Breisgau, die Städte Villingen und Bräunlingen, die Besitzungen des deutschen und Johanniter-Ordens, endlich die Oberherrlichkeit über die von W. eingeschlossenen Besitzungen der Reichsritterschaft. Zugleich erfolgte am 10. Dezember desselben Jahres die Auflösung der Landstände, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die alte Landesverfassung aufgehoben sei und am 1. Dezember 1806 nahm der Kurfürst, laut eines vom 12. Dezember 1805 abgeschlossenen Staatsvertrags, die Königswürde mit voller Souveränität an. Alt- und Neu-W. wurden nun vereinigt und eine durchaus veränderte Verwaltung eingeführt. Am 12. Juli 1806 trat der König dem Rheinbunde bei, zu dem er 12,000 Mann zu stellen sich verpflichtete und löste demzufolge am 1. August seine Verbindung mit dem alten deutschen Reiche auf. Das Gebiet des Landes erlitt in dieser Zeit auch einige Veränderung, indem einige Bezirke, darunter Bonndorf, an Baden abgetreten, dagegen von Bayern einige andere übernommen wurden. Nach der Beendigung des preußischen Krieges wurde W. abermals etwas vergrößert, so daß es 350 □Meilen mit 1,230,000 Einw. umfaßte, sich also in einem Zeitraume von 7 Jahren von 650,000 Einw. um über die Hälfte vermehrt hatte; doch hatte das Land dabei sehr zu leiden. Der König verfuhr mit eiserner Strenge und Gewaltthätigkeit und demüthigte den Adel systematisch, während er zugleich die Beamten drückte und den Bürger- und Bauerstand durch den übermäßigen Hofhalt und das zahlreiche Heer aussaugte. Dagegen wußte er gegen Napoleon seine Selbstständigkeit zu wahren, verweigerte die Einführung des neuen französischen Gesetzbuches, den Marsch seiner Truppen nach Spanien und schlug bei seiner Anwesenheit in Paris, sowie 1809 Hannover, so jetzt Portugal als Tausch gegen sein Stammland entschieden aus. Den Krieg gegen Rußland machten 18,000 Württemberger mit, von denen aber nur wenige Hunderte zurückkehrten. Durch den Vertrag von Fulda am 2. Novbr. 1813 trennte sich der König von Napoleon und ließ seine Truppen unter Anführung des Kronprinzen nach Frankreich einmarschiren. Mit den Verhandlungen des Wiener Congresses war der König nicht einverstanden, nahm auch erst am 1. September 1815 die deutsche Bundesakte an. Am 11. Januar desselben Jahres hatte er seinem Lande, statt der alten Verfassung, eine neue versprochen und eine Versammlung von Abgeordneten in einer Kammer zusammenberufen, die am 15. Febr. 1818 eröffnet wurde. Der vorgelegte, den Wirkungskreis der Stände sehr beengende, Verfassungsentwurf genügte den Abgeordneten, namentlich des alten Landestheils und den Mediatisirten, nicht. Sie legten Verwahrung gegen denselben ein und drangen auf Wiederherstellung der altwürttembergischen Verfassung oder des „alten guten Rechts“, wie man es nannte. Am 8. August 1816 wurde die Ständeversammlung aufgelöst, aber schon im Oktober wieder berufen, um einen zweiten, freisinnigern Verfassungsentwurf zu berathen. Während der Verhandlungen hierüber starb König Friedrich I. am 30. Oktober 1816. Trotz seiner vielfachen Fehler, war Friedrich doch ein tüchtiger und thätiger Regent, der seine Zeit u. seine Bedürfnisse richtig erkannte. Ihm folgte auf dem Throne sein ältester Sohn, Wilhelm I., der seine Regierung mit der alsbaldigen Aufhebung vieler drückenden Verordnungen, Einschränkung des übermäßigen Aufwands für die Hofhaltung, des großen Wildstandes u. s. w. auf eine sehr zweckmäßige Weise begann, den am 3. März 1817 zusammengekommenen Ständen einen dritten Verfassungsentwurf vorlegen ließ, sie aber, als auch dieser am 2. Juni verworfen wurde, zwei Tage darauf auflöste. Dem dritten Entwurfe zufolge sollten zwei Kammern bestehen: die erste aus dem hohen Adel, der Geistlichkeit und den Gelehrten, die zweite aus den Abgeordneten des niedern Adels, der Städte und Bauern zusammengesetzt seyn; die Stände sollten alle Jahre zusammentreten und das Budget nur auf ein Jahr verwilligen. Der König versprach bei der Auflösung der Stände, im Sinne des von ihm gegebenen Verfassungsentwurfs fort zu regieren und berief auf den 13. Juli 1819 eine neue Versammlung, mit der endlich am 25. September 1819 zu Ludwigsburg die neue

Verfassung vereinbart wurde, welche indeß in manchen Punkten weniger freisinniger war, als der Entwurf von 1817. Die am 30. Jan. 1817 verliehene Preßfreiheit wurde in Folge des Bundesbeschlusses vom 20. September 1819 aufgehoben und dagegen die Censur eingeführt. Der am 15. Januar 1820 zusammengetretene erste Landtag währte bis zum 16. Juni 1821, trat entschieden auf die Seite der Regierung, welche mit wohlthätigen Verordnungen und zweckmäßigen Einrichtungen das Land zu heben suchte und sprach sich für die Ausschließung Fr. List's aus, welcher, als Vorkämpfer neuer Ideen, der Bureaukratie zu Leibe gegangen und dafür in Anklagestand versetzt worden war. Der zweite Landtag, vom 1. Dezember 1823 bis zum 9. Juli 1824, war von keiner besondern Bedeutung; ebensowenig der dritte, vom 1. Dezember 1826 bis 5. Juli 1827. Ein außerordentlicher tagte vom 15. Januar bis 2. April 1828, während welcher Zeit die mit dem heil. Stuhle angeknüpften Unterhandlungen über die Organisation der katholischen Kirche in W. beendigt wurden. (Vgl. den Art. Oberrheinische Kirchenprovinz.) — Während der nun eingetretenen, fast leblosen, politischen Ruhe wurde der Ständesaal, mit wenigen Ausnahmen, nur noch als ein abgekürzter Weg zu höheren Staatsbedienstungen gesucht, womit die Regierung die ihr ergebenen Subjekte belohnte; nirgends auch nur ein Schatten Opposition. Als 1830 die Sturmglocke der französischen Julirevolution ertönte und die deutschen Völker zur Herstellung ihrer verfassungsmäßigen Rechte mahnte, beschränkte W., bereits im verfassungsmäßigen Besitze derselben, seine Bewegung auf das Streben, dem bisher nur einseitig gehaltenen Vertrage die vollständige Geltung zu verschaffen. Denn, wiewohl auch W. ein Heerd revolutionärer Umtriebe war; wiewohl besonders die Militärverschwörung des Koseritz aus seinem Schooße erstand: so blieben doch das Volk selbst und seine Vertreter von jedem Versuche einer Verbindung mit so abenteuerlichen Wagnissen weit entfernt. Im Gegentheil wendete sich die Theilnahme so ausschließlich den inneren Angelegenheiten zu, daß man mehr an „württembergische“, als deutsche Freiheit dachte und bei manchen Gelegenheiten den Vorwurf eines „lokalen Liberalismus“ auf sich lud. Für die Preßfreiheit fanden sich tüchtige Kämpfer ein. Ueberhaupt gewann die Presse eine seither ungekannte Bedeutung; selbst die Regierung erschien nothgedrungen auf dem Kampfplatze und erkannte öffentliche Meinung als eine ebenbürtige Macht. — Der Zeitpunkt neuer Wahlen rückte heran und eine ungewohnte Thätigkeit durchdrang das ganze Land. Von der Presse unterstützt, entfaltete sich die lange verschlossene Blüthe der Verfassung; überall standen Männer auf, die durch lebendiges Wort den constitutionellen Geist des Volkes wach riefen und aufmunterten. In den meisten Städten bildeten sich Wahlausschüsse, die mit dem Centralvereine in Stuttgart communicirten und das natürlichste Recht des Volkes, das Associationsrecht, wurde unbekümmert ausgeübt. Indem man von oben herab Vertrauen bewies und kein Hinderniß der freien Entwickelung in den Weg legte, zeigte sich recht, wie politisch gereift der Sinn des Volkes war, wie sicher es die Herrschaft über sich selbst führte und mit welcher Besonnenheit und Mäßigung es seine Rechte übte, ohne daß eine Uebung derselben vorhergegangen wäre. — Als Folge dieser Schwingungen in der Politik wurde auch die Stabilität der Ministerposten gebrochen und es wechselte hauptsächlich das Ministerium des Innern mehre Male seine Chefs, bis endlich Schlayer (s. d.) 1832 das Portefeuille übernahm. Am 15. Januar 1833 wurde die Ständeversammlung durch einen königlichen Commissär eröffnet. Die Aspekten am politischen Himmel hatten sich geändert: die polnische Revolution war besiegt, die französische Propaganda hatte durch den Friedenssinn Ludwig Philipp's ihren gefährlichen Stachel verloren, Belgien war durch ein constitutionelles Königthum legitimirt worden und in Deutschland hatte der Frankfurter Bundestag seine Beschlüsse vom 28. Juni gesprochen. Schlag auf Schlag folgten nun die Verbote gegen die jungen Schößlinge der bald befreiten Presse; das „constitutionelle Deutschland“, die „deutsche Tribüne“, die „Zeitschwingen“, die „deutsche allgemeine Zeitung“,

die „Neckar Zeitung", „Rotteck's Annalen", der „Freisinnige", wurden in Süddeutschland dem Untergange geweiht und die badische Preßfreiheit starb als neugeborenes Kind. Ebenso wurden Vereine zur Besprechung landständischer Angelegenheiten untersagt. — Alles dies geschah theils vor, theils zugleich mit Einberufung der Stände. Man kann sich nun leicht die Stimmung eines großen Theils der Kammer daraus abnehmen, welcher, gewählt, die ganze Wahrheit der Verfassung herzustellen, den Sieg von Neuem als zweifelhaft und unsicher erkannte. Doch schreckte die Ungewißheit nicht: ein tüchtiger Kampf rieb die Kräfte aneinander und wie kurz auch die Session dieses Landtags war, in den Jahrbüchern der constitutionellen Leidensgeschichte Deutschlands wird sie ein denkwürdiges Kapitel bleiben. Die erste heiße Debatte entspann sich bei Prüfung der Vollmachten. Das Ministerium bestritt den Oppositionsmännern Rödinger, Tafel, Wagner und Kübel die verfassungsmäßige Fähigkeit zu Abgeordneten, weil dieselben vor längerer Zeit als Studenten wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung gekommen und zur Festungsstrafe verurtheilt worden waren. (Doch hatte der König dieselben später restituirt, man hatte sie unter die öffentlichen Rechtsanwälte aufgenommen und, ohne daß von Seiten der Regierung Einsprache geschah, zu Deputirten gewählt.) Blieben sie, so war die Opposition ohne Zweifel auch numerisch im Uebergewichte; wurden sie entfernt, so gewann die Regierung für den Angriff und die Vertheidigung. Mit 47 Stimmen gegen 37 wurde die Ausschließung durchgesetzt. Nun folgten die eigentlichen Schlachttage. Es galt die Entscheidung „ob das constitutionelle Leben, rein ausgedrückt im Prinzipe der Verfassung, auch im täglichen Gebrauche und in unangetasteter Geltung fernerhin den württembergischen Staat in allen Richtungen durchdringen solle." Vom allgemeinsten deutschen Interesse war Pfizer's Motion über die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832; sie wich ganz ab von der gewöhnlichen Kammerroutine und zog einen Gegenstand der äußern Politik, der bisher in unnahbarer Einsamkeit mit ängstlicher Scheu von jeder Debatte fern gehalten worden war, in die öffentliche allgemeine Prüfung. Ein Geheimrathsrescript vom 28. Februar verkündete der Kammer die Erwartung, „es werde dieselbe Pfizer's Antrag, welcher von unwürdigen Voraussetzungen gegen die Regierung und den Bund ausgehe, ja, um die Unverträglichkeit der neuesten Bundesgesetzgebung mit der württembergischen Verfassung darzuthun, die Vermessenheit bis zu der Annahme treibe, als könne der Monarch Württemberg's auf dem Wege vermeintlicher Fortschritte und Verbesserung der Landesverfassung in den Fall kommen, sich der gesetzgebenden Gewalt zu Gunsten der Stände zu entäußern, mit unverdientem Unwillen verwerfen." In der Sitzung vom 1. März protestirte Pfizer gegen den Versuch der Regierung, diesen Gegenstand von der Tagesordnung zu streichen u. stellte das Weitere der Ehre u. dem Gewissen der Kammer anheim. Das geheimräthliche Rescript wurde nach der Geschäftsordnung der staatsrechtlichen Commission zugewiesen, welche Uhland zum Berichterstatter wählte. Uhland entwarf eine energische Adresse im Sinne der Pfizer'schen Motion und brachte sie zur öffentlichen Berathung. Alle Anstrengungen der ministeriellen Partei, die Adresse zu beseitigen, oder zu mildern, scheiterten; sie ging mit einer Majorität von 53 Stimmen durch. Auf dieselbe hin wurde die Ständeversammlung am 22. März 1833 aufgelös't. Die Regierung hat diesen Landtag den „vergeblichen" genannt. Allein er war es nicht, wenn man sein moralisches Resultat in Acht nimmt. Zum ersten Male zeigte die Versammlung eine constitutionelle Selbstständigkeit, die auf Recht und nicht auf Gnade ruht und, was zu fordern ist, als Concession verschmähte. Sie dauerte entschlossen und energisch aus, ließ sich weder durch Drohungen einschüchtern, noch durch patriarchalisches Wohlwollen bestechen und hat den Versuch gewagt, zu zeigen, wie weit es in Deutschland möglich sei, der Karte Wahrheit und Recht zu verschaffen. Das Volk selbst sprach durch die Wiederwahl der Opposition sein Urtheil, obgleich die Regierung keine Anstrengung unterließ, die ministeriellen Candidaten

durchzusetzen. Der heftigste Wahlkampf fand in der Hauptstadt selbst Statt, wo Uhland und der Präsident des Obertribunals, Bolley, auf der Liste standen. In das Gewissen der Wähler drückte hier das besondere Gewicht des Hofes, der die Erwerbsquelle eines großen Theils der Bürger war und dessen Entfernung in Aussicht stand. Beide Candidaten bekamen die gleiche Stimmenzahl und es hätte Uhland, als jüngerer, dem ministeriellen Deputirten weichen müssen; doch ergab sich, daß für diesen ein zweideutiges Stimmrecht ausgeübt worden war und so trat Bolley zurück. Die Regierung verweigerte Uhland den Urlaub; er legte seine Professur in Tübingen nieder, das Gleiche thaten Pfitzer und Römer, die seither im Staatsdienste gewesen waren. Am 20. Mai 1833 trat die neue Ständeversammlung zusammen. Der Opposition stellte sich die ministerielle Partei als compakte Masse entgegen u. erfüllte durch kluges Laviren an den Klippen den Wunsch der Regierung, die Debatten zumeist auf Berathung des Budgets zu beschränken und die Ansinnen der Minister für ihre Departements, ungeachtet des Widerspruches der zu großen Ausgaben für die Ministerien des Kriegs und des Auswärtigen, mit schwacher Majorität durchzusetzen. Die Wendung in der Zeitgeschichte reizte nimmer zum Liberalismus und politischen Märtyrerthum und wer bisher schwankend zwischeninne stand, neigte sich auf die Seite, wo die Gefahr gar nicht, der Schutz gewisser und der Gewinn für sein Leben größer war. Treu um ihre Fahne stand die Opposition. Blieb auch Römer's Antrag auf eine Habeascorpusakte und Schott's Motion für die Preßfreiheit faktisch ohne Erfolg, so waren sie doch bedeutsam als Rechtsverwahrungen und Protestation des constitutionellen Geistes. Im folgenden Jahre versammelte sich der vertagte Landtag und beschloß seine Sitzungen, deren Charakter sich mehr und mehr verflachte und zu jener trostlosen Resignation hinüberleitete, die wenige Jahre darauf die Gemüther ergriff. Die zweite Session der sechsjährigen Wahlperiode fand 1836 Statt und beschäftigte sich zumeist mit den Gesetzen der Ablösung von Frohnen und der Entschädigung für die aufgehobenen leibeigenschaftlichen Leistungen. Bei dieser Veranlassung wurde gegen das bürgerliche Ministerium Schlayer (mit wie viel Grund, wollen wir nicht behaupten) von Seiten der Adelspartei der Vorwurf erhoben: es habe dadurch weniger die Belasteten erleichtern, als den Adel, der stets in Opposition gegen den berüchtigten Bureaukraten stand, seine Macht fühlen lassen wollen. — Ein ausserordentlicher Landtag versammelte die Stände im Jahre 1838, dem Schlußstein ihres parlamentarischen Lebens. Nicht wie ein Held auf dem Schlachtfelde starben sie, sie siechten hin am Krankenbett einer peinlichen Gesetzgebung. Der württembergische Strafcoder hat durch den famosen Artikel 378 einen traurigen Ruf erlangt. Dasselbe Gesetz, welches im Zustande der Nothwehr erlaubt, den Dieb zu tödten, der in mein Eigenthum einbricht: dasselbe Gesetz garantirt dem unvernünftigen Thiere, das meine Saaten verwüstet, sein Leben. Es bedarf zur Charakteristik keines andern Beweises; auch hat die öffentliche Meinung nach mehrjährigem Bestanddes Coder ein unantastbares Urtheil gesprochen. Der Abschreckungstheorie ist entschieden darin gehuldigt. Der damalige Chef des Justizministeriums, Prieser, jahrelanges Mitglied der Bundescommission für politische Untersuchungen, saß in diesen wichtigen Discussionen als Commissär auf der Regierungsbank und führte, wie die Protokolle der Kammer erwiesen, die eindringlichste Vertheidigung des Entwurfes. Mit dem ausserordentlichen Landtage endete die sechsjährige Wahlperiode und es wurden neue Wahlen nöthig. Das Unglück in Hannover war indeß geschehen und der deutsche Bund hatte durch seine Incompetenz den Verfassungsbruch sanctionirt. Glauben und Vertrauen lagen zerstört; Erschlaffung und Indolenz befielen die Gemüther und jene Trägheit, die immer der vergeblichen Arbeit nachfolgt, alles Interesse abstumpft und selbst die Hoffnung verliert, griff mit erstaunlicher Ansteckungskraft nach allen Seiten um sich. Die Regierung, schonend in den Formen, für die materielle Wohlfahrt besorgt, that Nichts, den Schlummer zu unterbrechen. Da gab, zur Protestation gegen den ganzen

hen Rechtszustand, die Opposition ihren Committenten eine Erklärung dahin
aß sie, in Betracht aller Vergeblichkeit, die verfassungsmäßigen Rechte der
temberger in ihrer Wahrheit herzustellen, von der parlamentarischen Bühne
e und auf jede Wiederwahl verzichte. Der geringe Eindruck, welchen diese
rung hervorbrachte, offenbarte erst die, durch Ertödtung alles öffentlichen
s im Volke verbreitete Theilnahmlosigkeit. Die Frist für die neuen Wahlen
kurz gewesen, die Eröffnung des Landtags stand nahe bevor und die beste
gung im Volke war durch jenen Vorfall so plötzlich in Stillstand gerathen,
s an Zeit und noch mehr an Gelegenheit und Absicht gebrach, der Re-
ig eine andere Protestation, als den scheuen Gedanken, entgegenzusetzen. Die
liche Meinung war verstimmt. Unter solchen Verhältnissen, ohne jedes
ngewicht, bei dem Mangel einer bestimmten Losung und Fahne, mußten die
vertreter gewählt werden. Nahe an zwei Dritttheile Staatsdiener gingen
en Wahlurnen hervor. Das Volk dachte damals viel zu wenig über sich
und seine Bestimmung nach, als daß der rechte Schwerpunkt des Staates
im klaren Bewußtseyn vorfinden konnte. — Die neue Kammer trat im
ar 1839 zusammen und, interesselos, wie sie gewählt worden, blieben
Verhandlungen. Ein neues Polizeistrafgesetzbuch und die Verabschiedung des
et's mochten die wichtigsten Arbeiten dieser Session seyn. Weniger Theil-
e hatte das Land noch niemals seiner Repräsentation geschenkt; das öffentliche
war in eine Versumpfung übergegangen, ein leidiger Optimismus griff um
er nach Aussen gern vom Renommée der alten Freisinnigkeit Nutzen zog u. nach
n reagirte. Der Schluß der Kammern fand am 9. Juli Statt, nachdem
9. Juni, bei der Vermählung der Prinzessin Sophie mit dem Erbprinzen
elm von Holland, eine allgemeine Amnestie aller seit 1830 vorgekommenen
schen Vergehen ertheilt worden war. Am 19. März 1840 vermählte der
g seine ältere Tochter, Maria, dem Grafen Alfred von Neipperg. Am
September 1841 feierte der König sein 25jähriges Regierungsjubiläum. Die
f am 23. Oktober eröffnete Ständeversammlung, wobei der König den voll-
j gewordenen Kronprinzen in die erste Kammer einführte, nachdem derselbe
den Eid auf die Verfassung abgelegt hatte, beschäftigte sich hauptsächlich
einer Reform des Prozeßverfahrens, ohne aber dem, von den früheren
nern schon oftmals ausgesprochenen, Verlangen nach Oeffentlichkeit
Mündlichkeit Folge zu geben. Vielmehr ward in den Kammerverhand-
n hierüber von dem bei weitem größten Theile der Volksvertreter das alte
m in Schutz genommen. Der Abgeordnete (Oberconsistorialrath) Knapp
noch in diesem Landtage eine Motion, die Regierung zu ersuchen, beim
estage auf Wiederherstellung des Rechtszustandes in Hannover einzuschreiten,
e durch Erhebung der sämmtlichen Abgeordneten von ihren Sitzen ange-
en wurde. Am 20. Dezember 1841 wurde der Landtag bis zum 1. Febr.
vertagt, begann wieder mit vergeblichen Reclamationen wegen der schwer an-
fenen Rechte der Katholiken u. schloß mit erneuerten Verhandlungen über die Re-
der Strafprozeßordnung, worüber man ebenfalls zu keinem Resultate kam. Auf
Landtage von 1843 waren die wichtigsten Debatten über die Eisenbahn-
e, wobei der Antrag der Commission auf den Bau einer württembergischen
bahn auf Staatskosten durchging. Man beschloß nämlich, von Stuttgart
Ludwigsburg gegen die badische Gränze und Bruchsal hin (welcher Bau
durch den Widerstand der badischen Stände, besonders auf dem Landtage
noch nicht ganz zur Ausführung gekommen ist) u. dann über Kannstadt u.
gen nach Ulm, wo wiederum Bayern den Anschluß verweigert und nach
lingen zu gebaut zu haben wünscht, und von da nach Friedrichshafen am
nsee zu bauen; von beiden Strecken ist die nördliche bis Heilbronn, die süd-
bis Geislingen und ein Stück vom Bodensee abwärts fertig. Ausserdem
der Landtag die erneuten Verhandlungen über die Strafprozeßordnung
r auf, die aber auch dieses Mal wieder zu keinem genügenden Resultate.

führten. In den letztverflossenen Jahren haben besonders die religiösen Verhältnisse W.s die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nicht nur, daß an verschiedenen Orten sich religiöse Sekten bemerklich machten, so hielten auch die sogenannten Deutschkatholiken (s. d.) im Herbste 1845 eine großartige Komödie zu Stuttgart, während die Katholiken abermals vergeblich durch ihren Bischof ihre verletzten Rechte reclamirten. Uebrigens hat sich aber auch in der letzten Kammersitzung, die am 6. August 1845 geschlossen wurde, ein regeres Leben geäussert, als früher. Hauptsächlich beschäftigte man sich mit der Frage um freie Presse u. die thatsächliche Demonstration, welche die Abgeordneten gegen die Censur durch Verweigerung der Censurkosten gaben, erregte eben so großes Aufsehen, wie ihre gleichzeitige Verwerfung der geheimen Fonds, ihre Verhandlungen über die Wiener Conferenzbeschlüsse und über die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten, wo die Stände sich der deutschen Sache lebhaft annahmen. Das hervorragendste Ereigniß des Jahres 1846, wegen seiner möglichen Folgen, war für W. die, den 13. Juli Statt gehabte, Vermählung des Kronprinzen Karl Friedrich Alexander mit der Großfürstin Olga, Tochter des Kaisers Nikolaus I. von Rußland und der Einzug des neuen Ehepaares in Stuttgart den 21. September. — Ein ausserordentlicher Landtag trat den 5. Januar 1847 zusammen. Gleich Anfangs wurde in der Abgeordnetenkammer der Antrag einstimmig angenommen, die Staatsregierung zu bitten, eine beruhigende Erklärung über die Angelegenheiten der Presse noch auf gegenwärtigem Landtage mittheilen zu wollen, indem die Kammer die Verfaßungsmäßigkeit der Censur nicht anzuerkennen vermöge und indem sie sich der Hoffnung hingeben zu dürfen glaube, daß endlich ihren wiederholten Gesuchen um Aufhebung jener Einrichtung entsprochen werde. Unmittelbar darauf erfolgte die Antwort des Ministers in Betreff der in der Ständeversammlung von 1845 im Budget gestrichenen Censurkosten, in der es hieß: „Man könne der beschlossenen Verweigerung der Kosten für die Censur keine Folge geben." Schließlich gab indeß doch der König auf die Petition um Preßfreiheit die Erklärung ab: „daß die Regierung nicht vermögend sei, eine Abänderung der Preßgesetzgebung vorzunehmen; daß aber über die Schritte, eine solche durch die Bundesgesetzgebung herbeizuführen, der nächsten Ständeversammlung die nöthigen Mittheilungen gemacht werden sollten." Drei andere, von der zweiten Kammer mit Einstimmigkeit angenommene Anträge gingen dahin, daß die Regierung vor dem nächsten Landtage erwägen möge: 1) wie die allgemeine Ablösung aller bestehenden Grundlasten zu bewerkstelligen; 2) ob der Verkauf von wenig einbringenden und entbehrlichen Domainen vorzunehmen sei und 3) ob der allgemeinen Klage über Wildschaden durch Ablösung der Jagdrechte, oder durch ein Wildschadengesetz begegnet werden solle? Doch, die erste Kammer verwarf, als unnöthig, den ersten der Anträge. Mannigfache Debatten veranlaßte auch die Fortführung der Staatseisenbahn. In der zweiten Kammer sprach sich die Majorität für sofortiges Ausgeben von Papiergeld, die Minorität aber dagegen aus; es kam sogar ein Antrag auf sofortige Einstellung des Eisenbahnbaues, der jedoch durchfiel. — Ebenso wurde die Frage: ob auf dem gegenwärtigen Landtage die Creirung von Papiergeld beschlossen werden solle, mit 48 gegen 40 Stimmen abgelehnt. Dagegen bewilligte die zweite Kammer dem Ministerium 2,550,000 fl., wenn die Noth des Landes sie erforderte. Auch ein Antrag über öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren fand in der zweiten Kammer einstimmige Annahme. — Der Landtag schloß am 24. Februar. Die mehr und mehr sich steigernden Preise der nothwendigsten Nahrungsmittel veranlaßten im Laufe des Jahres 1847 in Stuttgart, Ulm und anderwärts Unruhen, denen durch militärische Gewalt Einhalt gethan werden mußte. — Die Geschichte vom Jahre 1848 an müssen wir für die Supplemente aufbehalten. — Als Quellen vergl. Sattler, „Allgemeine Geschichte von W. unter der Regierung der Grafen" (5 Bde., Ulm 1764—68, 4.) und dessen „Neuere Geschichte von W. unter der Regierung der Herzoge" (13 Bde., Ulm 1769—84, 4.); Spittler, „Geschichte W.s unter der Regierung

der Grafen und Herzoge" (Göttingen 1783); Pfister, „Pragmatische Geschichte von Schwaben" (5 Bde., Heilbronn 1803—27); Pfaff, „Geschichte des Fürstenhauses und Landes W." (Leipzig 1819, 2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1835—39) und Pahl, „Geschichte W.s" (Stuttgart 1830); Stälin, „Geschichte W.s" (Bd. 1—3, Stuttgart 1841 und folg.; Cleß, „Versuch einer kirchlich-politischen Landes- u. Culturgeschichte von W." (3 Bde., Stuttg. 1806—8); Memminger, „Beschreibung von W." (ebd. 1841).

Würzburg, das ehemalige reichsfreie Hochstift und Fürstbisthum, hatte zur Zeit seiner Auflösung im Jahre 1803 ein Flächeninhalt von 90 □ Meilen und 260,000 Einwohner. Die Erträgnisse wurden auf 500,000 Gulden geschätzt. — Den ersten Samen des Christenthums in den Maingauen hatte Kilian der Heilige (s. d.) gegen Ende des 7. Jahrhunderts gestreut. Eine bleibende Stätte aber fand die neue Lehre erst, als der heilige Bonifazius im Jahre 741 seinen Gehilfen Burkhard als ersten Bischof von W. einsetzte. Die fränkischen Könige u. später die Kaiser Deutschlands bedachten die W.er Kirche reichlich mit Schenkungen, und so bildete sich allmählich das selbstständige und umfangreiche Fürstenthum W. In geistlichen Angelegenheiten standen die Bischöfe unter dem Erzbischofe von Mainz. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts verlieh Kaiser Lothar den Bischöfen von W. den Titel eines Herzogs von Franken, welchen sich, nachdem er eine Zeitlang ausser Uebung gekommen, der Bischof Gottfried IV. von Limpurg 1445 neuerdings zulegte. Frühzeitig schon finden wir die Erbämter am W.er Hofe von den ansehnlichsten Adelsgeschlechtern Frankens bekleidet. In der langen Reihe der Bischöfe (82) stellen sich natürlich höchst verschiedene Charaktere dar, und waren einige derselben strenge, ja mitunter harte Herren und Gebieter, so zeichneten sich andere wieder als ächte Väter des Vaterlandes aus. Julius von Mespelbrunn, Johann Gottfried von Guttenberg, Adam Friedrich von Seinsheim, die Schönborn, Franz Ludwig von Erthal sind noch heute gefeierte Namen. Mehre der Fürsten W.s nahmen ein tragisches Ende, so St. Arno, welcher von den feindlichen Slaven während der Messe getödtet wurde, Bruno, den der einstürzende Saal des Schlosses Persenbeug an der Donau erschlug (1045), Konrad von Rabensberg, welcher 1202, aus der Domkirche heimkehrend, ermordet wurde, weil er einen seiner Vettern wegen zügellosen Lebens hatte enthaupten lassen, Melchior Zobel von Guttenberg endlich, den sein Vasall, der Ritter Wilhelm von Grumbach (s. d.) durch gedungene Meuchelmörder erschießen ließ (1558). Während des 30jährigen Krieges empfing 1633 der Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer W. und Bamberg als Herzogthum Franken von Schweden zu Lehen; aber schon 1635 kehrte das Regiment der Bischöfe zurück. Durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 wurde das Hochstift W. mit Ausnahme von ungefähr 15 □ Meilen an Bayern zur Entschädigung überlassen. Der letzte Fürstbischof aus dem freiherrlichen Hause Fechenbach erhielt für den Verlust von W. eine jährliche Pension von 60,000 fl. und überdies 30,000 fl. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Der Frieden von Preßburg 1805 theilte W. dem ehemaligen Großherzoge von Toskana zu, und 1814 kam es durch Beschluß des Wiener Kongresses wieder an Bayern. — G. Schöpf: Histor. statist. Beschreibung des Hochstiftes W., Hildburgh. 1802; F. Clarmann: Geschichte des Stiftes W., Nürnberg 1803; C. G. Scharold: Beiträge zur ältern und neuern Chronik von W., Bamb. 1818—19. mD.

Würzburg — ehemals die Hauptstadt des Fürstbisthums gleichen Namens, jetzt die Hauptstadt des bayrischen Regierungsbezirkes Unterfranken und der Sitz eines Bischofs, der Kreisregierung, eines Kreis- und Stadtgerichtes, der beiden Landgerichte Würzburg links und rechts dem Main, eines Post-, Hall-, Salzamtes, zweier Rentämter und verschiedener anderer Stellen und Behörden, einer Universität, des zweiten Armeekorpskommando's und einer zahlreichen Garnison

— liegt in einem angenehmen, fruchtbaren, von Weinbergen umkränzten Thale, am Einflusse der Pleichach in den Main, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt. Die Verbindung zwischen beiden stellt eine 603 Fuß lange steinerne Bogenbrücke her, auf deren Ballustraden kolossale Bildsäulen von Heiligen stehen. Den günstigsten Standpunkt zu einer Totalansicht W.s gewährt der seines köstlichen Weines wegen berühmte Steinberg. Das hier vor das Auge tretende Bild umfaßt die ganze herrliche Landschaft, die Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen und Gebäuden und die hochragende Veste Marienberg. W. ist eben nicht eine schöne Stadt im modernen Sinne, wohl aber eine prächtige, durch ihren altehrwürdigen Dom, ihre reich geschmückten Kirchen, die palastähnlichen Gebäude ihrer Klöster und Wohlthätigkeitsstiftungen unverkennbar das Gepräge einer Residenzstadt des Katholizismus tragend. Von breiten, gefütterten Gräben und hohen Wällen umgeben und mit sechs verschließbaren Hauptthoren versehen, zeigt es mit den bastionirten Fronten des am linken Ufer liegenden Mainviertels und der starken, die ganze Umgegend beherrschenden Citadelle zugleich auch den Charakter einer Festung. Eingetheilt ist es in fünf Distrikte und vier Vorstädte. Die Bevölkerung beläuft sich auf 27,500 Seelen, welche, ausser 1000 Protestanten unter einer luther. Pfarrei und 230 Juden unter einem Distriktsrabbinate, der katholischen Kirche in 5 Pfarreien und einem Dekanate angehören. Das Innere der Stadt betretend, finden wir dort nur wenige breite und regelmäßige Straßen. Den Vorzug vor allen behauptet die von der Mainbrücke aufwärts zur Kathedrale sich erstreckende, sehr belebte Domstraße. Von den Plätzen sind zu erwähnen: der schöne Hof- oder Residenzplatz, der Domplatz, der Jaufertsmarkt am Rathhause, endlich der sogenannte Grüne Markt, ein etwa 500 Schritte großer viereckiger Raum, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen. Ihn ziert ein Springbrunnen mit einem hohen Obelisk und Steinbildern nach Zeichnungen des berühmten Professors Wagner in Rom, eines gebornen Würzburgers. — Unter den Kirchen nimmt den ersten Rang ein der Dom zu St. Kilian, ein großartiges Gebäude in Kreuzform, byzantinischen Styles und von vier stattlichen Thürmen umstellt. Er enthält viele Alterthümer, Kunstwerke, Epitaphien, Gemälde und Altäre, und früher war er auch die Vorrathskammer ungemein reicher Kirchenschätze. Das bischöfliche Begräbniß befindet sich darin, und im vorigen Jahrhunderte ward noch eine herrliche Begräbnißkapelle von schwarzem Marmor durch den Bischof Grafen von Schönborn daran gebaut. Das grandiose Mittelschiff des Tempels wird zu beiden Seiten von 11 Pfeilern getragen und hat eine treffliche Erhellung. Unweit vom Dome erhebt sich das Neumünster zu St. Salvator mit einer großen Kuppel und einem byzantinischen Thurme, ehrwürdig als die Wiege des ersten christlichen Glaubens- und Bischofssitzes in Franken. In seinen Mauern ruhen die Gebeine des Heidenbekehrers St. Kilian (s. d.), welcher auf dieser Stätte den Märtyrertod erlitt. Die ehemalige Stifts-, jetzt Pfarrkirche zum heil. Johannes im Haug macht sich durch ihr Thurmpaar und ihre hohe Kuppel in neurömischer Bauart bemerkbar. Die Liebfrauenkapelle auf dem Grünen Markte gehört unter die sehenswerthesten Denkmale altdeutscher Baukunst. Die Universitätskirche ist wegen ihres hohen, prächtigen Thurmes, der als Sternwarte benützt wird, eine Zierde der Stadt. Die Pfarrkirche St. Burkhard gehört ihrer ersten, vom heiligen Burkhard herrührenden Entstehung nach dem 8. Jahrhunderte an und hat noch manches Alterthümliche. Noch ist zu erwähnen die Wallfahrtskirche Käppele auf dem der Festung gegenüber liegenden Nikolausberge, wo eine reizende Aussicht sich darbietet. Obschon W. seit der Säkularisation 7 Kirchen verloren hat, zählt es deren im Ganzen doch noch 20, darunter eine protestantische. — Als der prächtigste Juwel im Bauschmucke der Stadt prangt die Residenz, einer der schönsten Paläste Europa's, nach dem Muster des Schlosses von Versailles von dem Architekten Neumann unter den Fürstbischöfen Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn in den Jahren 1720—1744 aufgeführt.

Die Façade hat eine Länge von 571 ', während jede der zwei Nebenseiten 316, mißt. Besonders herrlich sind die auf hohen Marmorsäulen ruhenden, mit Statuen, Decken- und Wandgemälden verzierten Treppenhallen, der Kaisersaal u. die Hofkirche. Das ganze Gebäude hat 254 Zimmer, fünf große und zwei kleine Höfe. Unter ihm befinden sich die ehemaligen bischöflichen Keller, Labyrinthe von Gewölben, welche mehr als 2000 Fuder Wein aufnehmen können. An die Residenz schließt sich der etwa 40 Morgen große Hofgarten an. Ein zweiter Prachtbau ist das Juliusspital, ein großes, palastähnliches Viereck bildend, dessen zwei Hauptflügel je 300 Schritte lang sind. In der Mitte des Hofraumes prangen zwei Fontänen, nach der ganzen Länge des Gebäudes aber erstreckt sich der botanische Garten mit herrlichen Treibhäusern, den schönsten und seltensten Gewächsen in reicher Anzahl. Das Rathhaus ist wegen seines Alters und unveränderten Fortbestandes durch eine Reihe von Jahrhunderten interessant, und hat einen hohen, vom Feuerwächter bewohnten Thurm, der „Grafen-Eckard" geheißen. Zu den schöneren Bauten gehört auch das Theater, wozu Gärtner in München den Plan entworfen hat. — Vierhundert Fuß erhebt sich die felsige Höhe über die Stadt, worauf der Marienberg oder Frauenberg ruht, die ehemalige Hofburg der Bischöfe und jetzige Citadelle, welche vier Bastionen u. einen Mantel von starken Aussenwerken um sich hat. Die Schlucht gegen den Hochberg schützt der renomirte Maffiulithurm. Die in runder Form erbaute Schloßkirche soll vordem ein Dianentempel gewesen seyn, den der heil. Bonifaz in eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle umwandelte. Die Burg, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert größere Ausdehnung und stärkere Befestigungen erhielt, diente einst den Bischöfen zur Wohnung und war ihnen in den Bürger- und Bauernkriegen ein sicheres Asyl. Zu ihren Merkwürdigkeiten zählt man das große Zeughaus und die unter demselben in Felsen gehauenen Weinkeller, die ehemaligen Fürstenzimmer, die uralte Hochwarte, den 388 ' tiefen Ziehbrunnen und zwei Springwasser, die durch ein Triebwerk aus dem Main herauf geleitet werden. Der steile Abhang des Festungsberges heißt „die Leiste", ein wohlklingender Name im Ohre des Weintrinkers. — Zahlreich und großartig sind die Anstalten für Wissenschaft und Unterricht zu W. An ihrer Spitze steht die Julius-Maximilians-Universität, gestiftet im J. 1575 von dem Fürstbischofe Julius Echter von Mespelbrunn (s. d.). Sie zählt 5—600 Studenten und besitzt eine von dem Bischofe Philipp von Greifenklau gegründete u. seither bis auf 100,000 Bände vermehrte Bibliothek, ein Naturalienkabinet, eine physikalische und eine botanische Sammlung, ein anatomisches Kabinet, die trefflichen Kliniken im Juliusspitale, eine Thierarzneischule ꝛc. Weiter findet man in W. ein Klerikal- und ein Schullehrerseminar, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, eine polytechnische Schule, ein Taubstummeninstitut, eine chirurgische Schule, eine Hebammenschule, ein weibliches Erziehungsinstitut. Gelehrte Gesellschaften: Die philosophisch-medizinische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe, der historische Verein für Unterfranken. Die edle Tonkunst fördert das musikalische Institut, und die bildende Kunst hat einen Anhaltspunkt an der ausgezeichneten Hutten'schen Gemäldesammlung (von dem Kardinale v. Hutten herstammend). Interessant ist auch das sogenannte Mosaikkabinet, begründet von dem Minoriten und Professor Bonaventura Blank; es ist Eigenthum der Universität und enthält mehre hundert aus Federn, Haaren, Flachs, Moos, Rinde, Samenkörnern und buntem Staube zusammengesetzte Landschaftsbilder und andere Stücke. — Wenige Städte des deutschen Vaterlandes mögen wohl so viele und so vortreffliche Anstalten zur Linderung der Leiden der Menschheit aufzuweisen haben, als W. Die Krone aller dieser Institute ist das bereits mehrerwähnte Juliusspital, gegründet den 12. März 1576 von dem hochherzigen Bischofe Julius. Es hat ein Vermögen von nahe 6 Millionen Gulden, bestehend in 205 Ortschaften, Höfen und Mühlen in Franken und Baden, und verwaltet von 24 äußeren und inneren Aemtern und Administrationen. Die Zahl der

Pfründner ist über 200, die der verpflegten Kranken Tag für Tag 300, wozu noch 100 Köpfe Dienstpersonal kommen. Die weitläufigen Gebäude schließen Alles ein, was die Zwecke einer solchen Wohlthätigkeits-Stiftung nur immer erheischen — eine lange Reihe Zimmer für die Kranken, die Wohnzimmer und Speisesäle der Pfründner beiderlei Geschlechts, einen Operationssaal, eine Apotheke mit chemischem Laboratorium, Badezimmer, ein Entbindungs- und Irrenhaus, ein Haus für Epileptische, Küche und Vorrathskammern, eine Kirche, eine Sakristei, die Wohnungen des Spitalpfarrers mit seinen Kaplänen, der Assistenzärzte und Hauschirurgen, der Beamten, des Dienstpersonals, die Kanzlei des Administrationsrathes, ein Waschhaus, eine Mühle, ein Kelterhaus, Pferde- und Viehställe u. s. w. In der Nähe des Juliusspitales ließ König Ludwig von Bayern im J. 1847 dem Stifter dieser ausgezeichneten Anstalt ein Standbild errichten. Ferner sind zu erwähnen das Bürgerspital, das Joseph-, das Hof-, das Militärspital, das Waisenhaus, das Stadtarmeninstitut, die Armenbeschäftigungsanstalt, das Siechenhaus, das Ehehaltenhaus, mehre Wittwen- und Waiseninstitute, eine Blindenanstalt, das orthopädische Institut, das Leihhaus. Moralische Kranke sucht das Straf- und Arbeitshaus zu bessern oder doch unschädlich zu machen. — Von geistlichen Stiftungen besitzt W. ein Minoriten- und ein Karmeliterkloster, ein Hospitium der Augustiner und eines der Kapuziner, ein Kloster der Ursulinerinen, zugleich Mädchenerziehungshaus. — Der fruchtbare Boden und das milde Klima begünstigen in der Umgegend W.s den Getreid- und Obstbau, namentlich aber den Weinbau, welcher in den die Stadt umschließenden Weinbergen von 7000 Morgen Umfang sorgfältig betrieben wird. Unter seinen Erzeugnissen haben der Steinwein und der Leistenwein europäische Berühmtheit erlangt (s. Frankenweine). Eine Fabrikstadt ist W. nicht, doch werden die gewöhnlichen städtischen Gewerbe lebhaft betrieben, und außerdem fertiget man hier Spiegel, Glaubersalz, Farben, Salpeter, Stärke, Siegellack, Spielkarten 2c.; auch bestehen eine Zuckerraffinerie, eine große Tuchmanufaktur, vier Tabakfabriken, mehre Lederfabriken, eine Fabrik chirurgischer Instrumente, eine Stück- und Glockengießerei, ein großes Hammerwerk 2c. Lebhaft ist der Handel mit Wein und andern Natur- und Kunstprodukten; ihn fördern eine Schranne, Viehmärkte, Messen und die erhebliche Schiff- und Dampfbootfahrt auf dem Main. Hiezu ist in neuerer Zeit auch noch ein Freihafen gekommen. Vereine zum Besten der Industrie sind: eine Gesellschaft zur Emporbringung des fränkischen Weinbaues und Weinhandels, und eine Frauengesellschaft zur Unterstützung und Beförderung weiblicher Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit. — Ein schönes Lokal zu gesellschaftlichen Zusammenkünften der höheren Stände besitzt W. an der Harmonie. So wie die Stadt selbst herrliche Promenaden umschließt, worunter der Hofgarten am stärksten besucht wird, u. am Schießplatze, der Vogelsburg, Smolensk, dem Platz'schen Garten u. s. w. angenehme Vergnügungsorte hat, so bietet auch der große Weingarten ringsum auf eine Entfernung von mehren Stunden die angenehmsten Ausflüge dar. Wir nennen hier Oberzell am Main mit seinen malerischen Perspektiven, das neuerlich den Karmeliterinen eingeräumte Kloster Himmelspforten, die ehemalige Sommerresidenz Veitshöchheim, Höchberg, das Städtchen Haidingsfeld, Randesacker, durch den köstlichen Wein berühmt, der auf seinen hohen Bergen wächst, das Dörfchen Gernbrunn, umgeben von einem Obst- und Rebenwalde. — — W. bestand als Castellum Virteburch und Hoflager der ostfränkischen Herzoge urkundlich schon im J. 650. Nach dem Tode des letzten thüringisch-fränkischen Herzogs Hettan II. (741) schenkte Pipin der Kurze die Stadt dem dortigen Bischofe und das Jahr darauf überließ diesem Hettan's Erbtochter, Irmina, das ihr eigenthümliche Schloß Marienberg. Friedlich verwaltete der Krummstab diese schöne Besitzung, bis 1224 die Fehden mit den W.er Bürgern begannen. Bischof Hermann von Ladenburg wurde von den Aufständischen gefangen gesetzt, und die inneren Kämpfe wütheten mehr oder minder auch im 14. Jahrhunderte. Noch 1398 belagerten den ritterlichen Ger-

hard von Schwarzburg die Unterthanen in seinem Residenzschlosse. 1526 wurde die Stadt von den fränkischen und schwäbischen Bauern erobert, 1563 unter Bischof Friedrich von Wirsberg durch den berüchtigten Grumbach, den Mörder Melchior's von Zobel, überfallen und ausgeplündert. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhielt durch den großsinnigen Julius von Mespelbrunn W. seine schönsten Zierden, die Universität und das Juliusspital. Aber nun kamen die schlimmen Tage des 30jährigen Krieges; die Schweden bemächtigten sich 1631 der Stadt und behielten sie bis nach der Niederlage bei Nördlingen (1635) inne. Auch in den französischen Kriegen unterlag W. den wechselnden Launen des Mars. Am 24. Juli 1796 ergab sich die Festung dem General Jourdan ohne Widerstand, aber am 1. September kamen die Oesterreicher unter Erzherzog Karl vor W. an und schlugen zwei Tage später die Franzosen gänzlich. Im Oktober 1813 wurde die Stadt von dem französischen General Turreau mit 2000 Mann besetzt. Der bayrische Marschall Wrede suchte nach der für Napoleon verlornen Leipziger Schlacht diesen wichtigen Punkt am Main um jeden Preis zu nehmen, und schon wurde die Stadt lebhaft beschossen und Anstalt zum Sturme getroffen, als sich die Franzosen in die Bergveste zurückzogen, wo sie sich gegen eine siebenmonatliche Belagerung bis zum 21. Mai 1814 hielten. Im Verlaufe der Jahrhunderte wurden zu W. zwei Concilien (1130 und 1288) und drei Reichstage gehalten (unter den Kaisern Friedrich I., Otto IV. und Friedrich II.). Unvergänglicher aber als dies Alles glänzt in den Annalen der Stadt die große Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands im Oktober und November 1848. (Hierüber das Nähere in den Supplementen.) mD.

Wüste nennt man eine große, sandige, gewöhnlich in den heißen Erdstrichen der großen Continente liegende Ebene, welche, aus Mangel an atmosphärische Feuchtigkeit anziehenden Bergen, wasserarm ist und deshalb fast aller Vegetation entbehrt und nur einzelne bewässerte und bewachsene Punkte (Oasen s. d.) hat. Die W.e bilden den Gegensatz zu den gebirgigen oder hügeligen Gegenden. Auch Hochebenen gemäßigter Erdstriche nehmen, weil das Wasser bald von ihnen abfließt, den Charakter von W.n an, z. B. die W. Kobi in Asien. Wirkliche W.n finden sich nur auf dem alten Continente, namentlich zwischen dem 15. und 31.° nördlicher Breite, welche Erdzone mit geringen Unterbrechungen, vom Cap Bojador bis zum Indus eine große W. darstellt. — Von den Steppen unterscheiden sich die W.n dadurch, daß sie als todte, den mächtigen Einflüssen der Vegetation völlig unbezwingbare Flächen erscheinen, während die Steppen, zum Theile reichlich mit Gras bewachsen und mit animalischem Leben bedeckt, nur durch ihre Einförmigkeit ermüden.

Wüstemann, Ernst Friedrich, wohl der größte, jetzt lebende, lateinische Stylist, geboren zu Gotha den 31. März 1799. Sein Vater, ein classisch gebildeter Jurist, wußte durch eine sorgfältige häusliche Erziehung früh in seinem Sohne Neigung für die Wissenschaften zu wecken. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, faßte er schon damals, vorzüglich angeregt durch den um die lateinische Literatur wohlverdienten Döring, eine besondere Vorliebe für die lateinische Sprache, so, daß er, als er 1816 das Gymnasium absolvirte, diese Sprache mit großer Gewandtheit zu schreiben und zu reden im Stande war. — In den Jahren 1816—19 besuchte er die Georgia Augusta, hörte anfänglich auch philosophische und juristische Collegien, lag aber bald ganz entschieden und mit dem glücklichsten Erfolge den classischen Studien unter Mitscherlich, Dissen und Welcker ob. Schon auf der Universität Göttingen wurde W. als zwanzigjährigem Jünglinge die seltene Ehre zu Theil, daß ihm, nach seiner glänzenden Promotion, sowohl an der Universität Neu-Cambridge, als auch an der damals neu zu errichtenden Universität Corfu auf den jonischen Inseln eine Professur der lateinischen Sprache angeboten wurde. Aus besonderer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt aber und aus Dankbarkeit gegen die Anstalt, die ihm seine erste

classische Bildung verliehen, nahm er noch im Jahre 1819, in hochherziger Resignation, statt einer reich dotirten Universitätsprofessur eine elende Colloboratur am Gothaer Gymnasium an. Seit jener Zeit wirkt er segensreich an dieser Anstalt, deren derzeitiger erster Professor er ist. Auch alle späteren vielfältigen Rufe, z. B. den zum Direktor des Gymnasiums zu Friedland, hat er ausgeschlagen. — Friedsam gegen seine Collegen, eifrig für das Wohl seiner Schüler, gefällig gegen Jedermann, zuvorkommend gegen Vorgesetzte und Höherstehende, treu anhänglich seinem Fürstenhause, fern von jedem politischen Getreibe, ist W. in Gotha allgemein beliebt und hochverehrt, ein wahres Muster antiker Einfachheit u. Würde in der Erbärmlichkeit unserer Zeit. — Von seinen vielen Schriften heben wir nur hervor: 1. Deutsch-lateinisches Handwörterbuch, 2 Theile, Gotha 1826—27. Dieses in seiner Anlage u. Ausführung treffliche Werk hätte Zweifels ohne das von Kraft verdrängt, wenn W. nicht den unbegreiflichen Irrthum begangen hatte, bei den Redensarten die lateinischen Autorschaften zu verschweigen, wodurch er das Werk für die Gelehrten, ja sogar für strebsame Schüler oberer Classen geradezu unbrauchbar machte. 2. bearbeitete er die Buchstaben B. und D. in der Schneeberger Ausgabe des Forcellini. 3. Theocriti reliquiae, recognovit et illustravit W., Gotha 1830. Diese Ausgabe zeichnet sich besonders durch schönes Latein der Noten und geschmackvolle Eruirung des Sinnes aus. In kritischer und grammatischer Hinsicht aber bedürfte sie wohl einer erneuten Bearbeitung, die auch bereits im Werke seyn soll. 4. besorgte er die neue Ausgabe der Satiren des Horaz von Heindorf, welche er an sehr vielen Stellen berichtigte und mit den schätzbarsten grammatischen Bemerkungen bereicherte. 5. gab er Döring's nachgelassene lateinische Schriften (Nürnberg 1839), gleichfalls mit vielen schönen Berichtigungen und einer noch schönern vorgesetzten Oratio in Doeringi memoriam habita, heraus. 6. endlich erwähnen wir noch eine Reihe von ausgezeichneten, theils prosaischen, theils poetischen Gelegenheitsschriften, unter denen besonders hervorragen die Memoria des Herzogs Ernst I. und die Laudatio F. Jacobsii. Hier zeigt W. seine eigentliche Meisterschaft in der lateinischen Sprache; hier tritt er, neben materieller Tüchtigkeit, in einer formellen Vollendung auf, die nur sehr Wenige vor ihm erreicht haben und worauf wir unser obiges Urtheil, W. sei wohl der derzeitige größte lateinische Stylist, basirten. Wenn der große Daniel Wyttenbach von Ruhnken's elogium Hemsterhusii sagt: es scheine, als hätten alle Musen und Gratien vereint daran gearbeitet, so wäre er, wenn er jetzt wieder aufleben sollte, gewiß in Verlegenheit für W.s Memoria Ernesti und Laudatio Jacobsii ein Prädikat zu finden. Frhr. v. Berlepsch.

Wüthendes Heer (bei den Alten wütis Heer), auch wilder Jäger genannt, ist nach der Mährchenwelt ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mannsfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei u. Hundegebell umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten. Viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feuerigen Augen, dabei gesehen haben. Dieses Heer Gespenster, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan hergeleitet hat und das besonders zwischen Gotha und Eisenach, dann auch im erzgebirgischen Kreise u. im Harzwalde seine nächtlichen Promenaden vornehmen sollte, ist ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen gewesen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammengesetzt haben; indessen hat man ehedem mit einer solchen Gewißheit an diese Spuckereien geglaubt und dabei erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der ein ausserordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehren seiner Cumpanen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe — daß das Mährchen sehr lange als Volkssage unter dem gemeinen Manne und namentlich auch unter den Jägern gegolten hat.

Wuk, Stephanovich Karadschisch, 1787 zu Trschitsch im Jadar-

gebiete an der serbisch-bosnischen Gränze geboren, begann schon frühzeitig sich mit Sammeln der serbischen und bosnischen Volkslieder zu beschäftigen, von welchen vorher nur wenige Bruchstücke in serbischen Wörterbüchern und durch eine frühere, jedoch sehr unvollkommene, Sammlung des Andreas Cacich (Venedig 1759) bekannt waren. Das Verdienst W.s um die Sammlung dieser sehr naiven und gemüthlichen Lieder ist, ausser dem Gewinn für die Poesie, noch besonders bedeutend, da deren Sprache in Croatien, Dalmatien, Slavonien, Serbien, Bosnien und der sogenannten Herzegowina unter etwa fünf Millionen Menschen die herrschende und auch von den übrigen Slaven nicht schwer zu verstehen ist. Die ganze Sammlung der serbischen Gedichte und Lieder in der Ursprache (Narodne Srpske Piesme) erschien in vier Bändchen, mit Kupfern, Berlin 1823—33 und hatte sich bald einer allgemeinen Beliebtheit, ja Berühmtheit zu erfreuen, daher sich auch bald vergriffen. W.s übrige Werke, größtentheils zur Erläuterung dieser Lieder, sind: Serbische Grammatik, Wien 1814, dem Fürsten Milosch von Serbien gewidmet, welcher W. zur mündlichen Aufnahme der Lieder sehr thätige Hülfe leistete. (Erschien auch verdeutscht und mit einer Vorrede versehen von Jak. L. C. Grimm, nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volkes und der Uebersicht der merkwürdigsten jener Lieder von Joh. Severin Vater, Berlin 1824. — Serbisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch, Wien und Berlin 1818. (Es enthält über 30,000 serbische Wörter, die alle deutsch und für nicht deutsche Europäer auch lateinisch erklärt sind, mit Phrasen über ihren syntaktischen Gebrauch und Beweisstellen aus Liedern, wo es nöthig ist.) Auch gab er 1826 zu Wien einen serbischen Taschenkalender unter dem Titel: Danitza (Morgenstern), heraus, der sich ebenfalls einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte. W. hält sich zeitweilig in Wien auf; er erhielt 1835 vom Fürsten Milosch einen Jahresgehalt von 400 Gulden; von Rußland genießt er seit 1826 eine Pension.

Wulfran, der Heilige, Erzbischof von Sens und Patron von Abbeville, ward zu Maurilly im Gatinais im 7. Jahrhunderte geboren. Sein Vater Wulbert war Kriegsoberster unter Dagobert und ließ dem, früh schon die Gnade des Himmels äußernden, frommen Sohne eine gute Erziehung durch Lehrer geben, die dem wahren Glauben anhingen, so daß der Knabe, wie der Jüngling, bei Spiel und Lernen nie der heiligen Religion vergaß, der ihn auch als Mann die amtliche Thätigkeit unter Lothar und Theodorich nicht entfremden konnte. Der Herr belohnte seine Tugend durch die Wahl zum Bischofe von Sens und er nahm in diesem ehrwürdigen Pflichtenkreise die Heiligen der ersten Jahrhunderte der Kirche nicht nur zum Muster, sondern erreichte auch ihre sittliche moralische Höhe in jeder Beziehung. Nachdem er einige Jahre lange seine Heerde mit Segen geleitet, gab ihm der Himmel die Weisung, das Evangelium im Lande der Friesen zu verkünden; er nahm sich aus Fontenelle Gehülfen mit und schiffte nach Friesland, wo er mit der zur Bekehrung nöthigen Gluth die Wahrheit predigte. Die Friesen hörten staunend die Worte des begeisterten Mannes u. drängten sich schaarenweise zur Taufe, welche derselbe in so schöner Sprache ihnen als das Mittel gegen die geistigen Schwächen der Seele angerühmt hatte. Auch der Sohn ihres Königs, Radbot, ward Christ, starb aber schon im weißen Gewande des Neubekehrten. Die Friesen hatten noch die gräßliche Sitte, Kinder den falschen Göttern zu opfern und jedes Jahr wurden durch's Loos die Opfer zur Beschwichtigung des Zorns der heidnischen Gottheiten bestimmt. W. sah ein unglückliches Kind zur Schlachtbank führen und fragte, was es verbrochen u. warum es erwürgt werden solle? u. erhielt zur Antwort, daß es zum Sühnopfer bestimmt sei. Er beschwor den König, doch vergebens, denn es war durch's Loos bestimmt, zu sterben. Da rief eine Stimme aus dem Volkshaufen: „Bete zu deinem Gott, W.; wenn er so mächtig ist, möge er das Kind befreien, dessen Leben du erhalten willst. Er mag ihm das Leben wiedergeben, wenn er es

Zufällen, dem Fieber, das sich nicht selten in ein Faulfieber verwandelt, der Lähmung, dem Wundstarrkrampfe rc. ab. Vergiftete W.n kommen bei uns in Folge des Bisses wüthiger Thiere (s. Hundswuth) und der Vipern, der indessen selten tödtlich ist, vor; in neuerer Zeit hat man, namentlich in England, sehr gefährliche, tödtliche Verletzungen, die durch die schneidenden anatomischen Instrumente bei Leichensectionen beigebracht wurden, beobachtet, man hat aber noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt, worin der Grund dieser Erscheinung besteht. Endlich gehören auch noch hieher, ausser den Stichen der Scorpione und Taranteln, die Bisse vieler Schlangen in Afrika und Amerika, die denen der Vipern gleich, nur, daß nach ihnen der Tod häufig schon nach 10—12 Minuten erfolgt, wenn nicht Gegenmittel sogleich in Gebrauch gezogen werden, als deren bestes die Micania gnaco, eine in Amerika wachsende Pflanze, empfohlen wird. — Ausser diesen allgemeinen Verhältnissen der W.n nehmen noch die Verwundungen der einzelnen Theile und Organe des Körpers eine wichtige Stelle in der Chirurgie ein. Nach den Functionen der Organe, die verletzt sind, regelt sich ihr Verlauf und ihre Erscheinungen, die häufig sehr mannigfaltig und zusammengesetzt sind; eben so hängt von der Wichtigkeit dieser Organe die Gefahr ab, so wie die wundärztliche Behandlung sich meistentheils nach der Art der Störung ihrer Thätigkeit richten muß. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß Verletzungen, selbst der edelsten Theile, leichter geheilt werden können, als die sogenannten inneren Krankheiten der gleichen Theile, was sich daher erklären läßt, daß jene meistentheils gesunde, kräftige Individuen betreffen, bei denen das Heilbestreben der Natur viel wirksamer ist, als da, wo vorgängige Krankheitsanlagen dasselbe bereits erschöpft haben. — Unter allen Verwundungen dieser Art haben die Kopf-W., weil sie am Häufigsten vorkommen und das Hirn, das edelste Organ, betheiligen, die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Wunder (so genannt von dem Gefühle der Verwunderung, welches dadurch in dem Menschen erregt wird), nennt man im weitesten Sinne alles Ungewöhnliche und Ausserordentliche, was, weil man nicht einsieht, wie es zugeht, Erstaunen oder Furcht erzeugt. Diesen allgemeinen, unbestimmten Begriff geben auch die griechischen und lateinischen Ausdrücke für W. (θαύματα, miracula, stupenda) und ebenso die Geschichte der alten Völker, welche, je ungebildeter und weniger bekannt mit den Naturgesetzen sie waren, desto häufiger W. zu erblicken glaubten. — Es bedarf kaum der Bemerkung, wie verkehrt und leichtfertig es ist, diese vage Ansicht — wie gleichwohl vielfach geschehen ist — auf die W. in der h. Schrift anzuwenden; denn hier liegen uns Thatsachen vor Augen, welche als die sinnlichen Beweise einer übersinnlichen, höhern Gotteskraft erscheinen; hier handelt es sich nicht um den Effekt, welchen die W. hervorbringen, sondern um die Quelle, aus der sie entspringen. Mit Recht definirte daher der h. Thomas von Aquino als W. Alles, was durch Gott geschieht, ausser der sonst bei den Ereignissen gewöhnlich bewahrten Ordnung. Wir können, eben, weil die biblischen W. alle Kraft der Natur übersteigen, somit in den Gesetzen derselben keinen Grund haben, ihr Vorhandensein — das sich nun einmal unmöglich bezweifeln läßt — nicht erklären, wofern wir nicht annehmen, daß Gott solche in der Absicht bewirkt habe, um seine große Allmacht, Weisheit, Güte und Wahrhaftigkeit recht anschaulich und eindringlich zu machen, oder, um dadurch eine wichtige Wahrheit zu bestätigen. Gott allein ist der Urheber der wahren W. und hieraus folgt die Möglichkeit derselben, die zwar über, doch nicht wider die Natur sind; denn es ist außer allem Zweifel, daß Gott, vermöge seiner Allmacht und als die erste Ursache aller Dinge, Wunder wirken könne. Alle Versuche der modernen Rationalisten und Nihilisten, die W. natürlich zu erklären, haben sich stets nicht nur als gotteslästerlich, sondern auch als ungereimt und thöricht erwiesen. Der Endzweck aller W. ist die Verherrlichung Gottes, die Begründung und Bestätigung der wahren Religion oder doch andere, Gottes würdige Ursachen. Die vorzüglichsten W. im alten Bunde bewirkte Gott ent-

weder unmittelbar durch sich selbst, oder durch seine Diener, wie z. B. durch Moses, Aaron, die Propheten Elias, Elisäus ꝛc. Die Wunder Jesu im N. Testamente dienten besonders zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung und Lehre, also zur Begründung des Christenthums. Auch die Apostel und Jünger Jesu, so wie die Heiligen seiner Kirche, verrichteten durch die von ihm erhaltene Kraft zahlreiche W.

Wunderbar heißt Alles, was unsere Begriffe vom Wirklichen und Möglichen übersteigt, oder das aus Naturgesetzen nicht Erklärliche, dessen nächste Wirkung Ueberraschung, Staunen und immer auch auf den ersten Anblick ein unheimliches Gefühl ist. Es wird aber nicht bedingt durch thatsächliche Abweichung von dem, was im Kreise der Erfahrung, oder in dem bekannten Laufe der Natur liegt, sondern durch den Schein dieser Abweichung; denn es besteht nur im Verhältniß der geistigen Bildung des Menschen, bestimmt sich daher nach dem Grade seiner Kenntniß und Einsicht in die Naturgesetze; reicht aber auch, indem es den Raum zwischen dem Endlichen u. Endlosen einnimmt, in das unerschöpfliche Gebiet der Phantasie, der Ahnung und des Glaubens und hat für die Kunst eine um so größere Bedeutung, als mit demselben jene Schöpfungen der Phantasie beginnen, welche über das Alltägliche und Gewöhnliche sich erheben. Mit Recht wird daher behauptet, daß selbst für den Menschen auf der höchsten Bildungsstufe das W.e bestehe, daß es mit dem Volksglauben verwandt und charakteristisch verschieden sei nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker. Damit es aber seine Wirkung nicht verfehle und durch die Erkenntniß nicht in den Kreis des Gewöhnlichen verfalle, ist durchaus nothwendig, das es in ästhetischer Beziehung durch den Schein des Wunders gefalle und Bedeutung habe, wenn es nicht als seichtes Spiel der Phantasie sich kund geben soll. Den weitesten Spielraum findet das W.e in der Poesie, besonders, wenn sie, wie in der Epopöe und im Mährchen, die Vergangenheit zur Anschauung bringt. Zunächst der Poesie verwendet die Malerei das W.e, wogegen die Architektur und Plastik mit dem Versuche einer Darstellung desselben nur zu leicht ins Abenteuerliche übergeht. Die Musik aber ist, in der Verbindung mit Poesie und in Beziehung auf die romantische Oper, vorzugsweise geeignet, die Wirkung des W.en hervorzubringen, oder doch zu verstärken.

Wundfieber, s. Wunde.

Wunibald, der Heilige, Abt von Heidenheim, war ein Sohn des angelsächsischen Fürsten Richard und ein Bruder des heiligen Willibald und der heiligen Walpurga. Im Jahre 722 begleiteten W. und Willibald ihren Vater auf einer Pilgerfahrt nach Rom und als dieser zu Lucca starb, setzten die beiden Brüder ihre Reise fort. Willibald unternahm, nach einigem Verweilen in der Hauptstadt der Christenheit, eine Pilgerfahrt in das gelobte Land; W. aber, der von schwächlichem Körperbaue war, blieb in Rom zurück und studirte daselbst sieben Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit empfing er die Klerikaltonsur und widmete sich ganz dem Dienste des Herrn. Später kehrte er wieder nach England zurück und bewog mehre seiner Verwandten und Freunde, eine zweite Wallfahrt mit ihm nach Rom zu machen, wo sie dann sämmtliche sich dem Klosterleben widmeten. Der h. Bonifazius, ein Verwandter des h. W., welcher 728 nach Rom kam, beredete letztern, ihm nach Deutschland zu folgen, um an seinen apostolischen Arbeiten Theil zu nehmen. Beide gingen nun nach Thüringen, wo sie sich dem Predigtamte widmeten. W. erhielt die Priesterweihe und wurde über 7 Kirchen dieses Landes gesetzt, denen er auch mit segensreichem Erfolge das Evangelium verkündigte, die Lehren desselben durch seinen gottseligen Wandel bekräftigend. Als der heil. Willibald auf den bischöflichen Stuhl von Eichstädt erhoben worden war, zog er seinen Bruder in diese Diözese. W. begab sich in die Wälder von Heidenheim, für welche Gegend er eine wohlthätige Himmelsleuchte ward, wählte sich in dieser Wildniß einen Aufenthaltsort, fällte die Bäume, machte den Boden urbar und errichtete für sein Gefolge einige Zellen. Bald

darauf erhob sich durch seinen Eifer ein Kloster, in welchem mehre Gottesmänner sich versammelten, denen bald Andere sich anschlossen. Auf diese Weise wurde das Klosterleben in dieser Gegend begründet. Durch reichliche Schenkungen wuchsen die zeitlichen Güter dieses Hauses gedeihlich an; sie wurden aber als das Erbtheil der Armen und als ein Gottesschatz angesehen und zu diesen Zwecke treulich verwendet, wobei denn auch der klösterliche Geist sich in schönster Blüthe zeigte. Nachher erbaute er ein zweites Kloster in der Nachbarschaft und übergab dessen Leitung seiner Schwester Walpurga. Mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete W. an der Bekehrung der Heiden, die mehr als einmal seinem Leben nachstellten. Sein apostolisches Wirken beeinträchtigte aber niemals die Sorgfalt, die er seiner Genossenschaft zu widmen sich verpflichtet hielt. Er nährte stets den Geist des Gebets, der Demuth und Abtödtung; seine Unterweisungen paßte er dem Erfassungsvermögen eines jeden seiner Brüder weislich an, munterte die Schwachen auf und geleitete die Vollkommnen auf sicherem Pfade; dabei übte er aber immer zuerst die Tugenden, die er Anderen empfahl. Indessen prüfte Gott seinen Diener durch verschiedene Krankheiten. Drei Jahre vor seinem Tode war bereits alle Hoffnung auf seine Wiedergenesung verschwunden. Auf einer Reise nach Fulda lag er drei Wochen in diesem Kloster krank, genas aber wieder und setzte seinen Weg nach Würzburg fort, wo er sich drei Tage bei dem Bischofe aufhielt und dann wieder zu den Seinigen zurückkehrte. Von tiefer Verehrung gegen seinen heiligen Ordensstifter Benedictus durchdrungen, wünschte er, seiner schwachen Körperkräfte nicht achtend, eine Wallfahrt zu dessen Grabe zu verrichten und im Kloster Monte Cassino seine Tage zu beschließen. Vorerst aber begehrte er von dem dortigen Abte hierzu die Erlaubniß und die Zusicherung, ob er ihn unter die Brüder seiner Genossenschaft aufnehmen wolle. Ohne Verzug kam an den Heiligen die herzlichste Einladung und schon wollte er sich auf die Reise begeben, als seine Ordensbrüder, welchen er dieses Vorhaben kundmachte, sich dessen Ausführung widersetzend, ihn durch Bitten und Thränen zurückhielten. Von dieser Zeit an erlaubte ihm seine Schwäche nicht mehr, das heilige Meßopfer in der Kirche darzubringen; er sah sich daher genöthigt, die heilige Handlung in einer, an sein Zimmer stoßenden, Kapelle zu verrichten. Vor seinem Tode wünschte er noch einmal seinen Bruder Willibald zu sehen, der ihn auch wirklich in seiner letzten Krankheit besuchte. — Als er sich seinem Hinscheiden nahe fühlte, wollte er seinen Brüdern noch den letzten Beweis seiner sorgenden Liebe geben und hielt ihnen ihre heiligen Pflichten in einer ergreifenden Rede vor. Als diese zu Ende war, erhob er seine Augen gen Himmel mit dem Anrufe: „In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist" und entschlief selig in Gott den 18. Dezember 760 im 60. Jahre seines Alters. Die Kirche feiert sein Andenken den 20. Dezember.

Wunsiedel, freundliche und sehr gewerbsame Stadt an der Röslau, im bayr. Regierungsbezirke Oberfranken, und Sitz eines Landgerichts, Rent-, Berg- und Forstamtes. Sie ist der Geburtsort des genialen Jean Paul (Richter), welchem hier 1845 ein von Schwanthaler gefertigtes Standbild errichtet wurde. Schloß, drei protestant. Kirchen, eine lateinische Schule, eine Gewerbschule, ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten, eine Zuckerraffinerie, starke Leinen- und Baumwollenweberei, Wollenspinnerei, eine Tuchmanufaktur, eine Alaunsiederei etc., lebhafter Handel mit Eisenwaaren, wie denn in der Nähe viele Eisengruben, Eisenhütten und Hammerwerke sind. Auch die Marmorbrüche in der Umgegend und das Einsammeln von isländischem Moose geben vielen Leuten Beschäftigung. 4000 Einw. Eine eine halbe Stunde lange Allee führt von der Stadt nach dem Dorfe Sichersreuth, wo das Alexandersbad (s. d.) und eine Wasserheilanstalt. — W. verdankt seine Entstehung den Zinnseifenwerken, welche ehemals hier im Betriebe waren, und wurde 1326 von Kaiser Ludwig dem Bayer zur Stadt erhoben. 1431 widerstanden die Bürger aufs Tapferste den Hussiten und 1462, im Kriege zwischen dem Markgrafen Albrecht Achilles

und dem Herzoge Ludwig von Bayern-Landshut, den Bundesgenossen des Letztern, den Böhmen. 1731 legte eine große Feuersbrunst 400 Häuser in Asche, und nicht minder verderblich war der Brand von 1834, welcher 350 Gebäude verzehrte. mD.

Wupperthal oder **Wipperthal**, ein zwei Stunden langes, unmittelbar an die Stadt Elberfeld (s. d.) sich anschließendes, Thal auf dem rechten Rheinufer, im Regierungsbezirke Düsseldorf der preußischen Rheinprovinz, besteht aus mehren Ortschaften, welche der Sitz einer überaus bedeutenden Fabrikthätigkeit sind und jetzt zusammen die Stadt Barmen (s. d.) bilden.

Wurali, ein wahrhaft furchtbares Gift, dessen sich die rothen Indianer Guiana's (Amerika) bedienen, um die Spitzen ihrer Pfeile damit zu tränken. Am stärksten wissen es die Macuschi-Indianer zu bereiten, welche damit förmlichen Handel treiben. Die Ingredienzien sind sehr gemischt und bestehen theils aus vegetabilischen, theils aus animalischen Stoffen; den Hauptbestandtheil aber liefert die in den Urwäldern wachsende Rebe W. Dazu kommen der Saft der Wurzeln und Knollen einiger anderen Pflanzen, dann zweier Arten giftiger Ameisen, der stärkste indianische Pfeffer, endlich die zerstoßenen Zähne der Labarrischlange und der Cunacuschischlange. Dies alles zusammen wird in einem Topfe an langsames Feuer gestellt, wenn es siedet weiterer W.-Saft dazu gethan, bis es sich zu einem dicken Syrup von dunkelbrauner Farbe gebildet hat. Beschwörungen und Zaubereien werden während der ganzen Prozedur für nothwendig gehalten. Die geringste Wunde, von einer mit dem W. vergifteten Pfeife beigebracht, führt in wenigen Minuten den Tod herbei; doch leidet das Fleisch in dieser Weise erlegter Thiere keinen Schaden und kann ohne nachtheilige Folgen genossen werden. — Warterton's Reisen in Südamerika. mD.

Wurfrad heißt ein Rad, welches das Wasser blos fortwirft und nicht schöpft und, namentlich in Holland, früher dazu gebraucht wurde, das Wasser über die Fangdämme zu fördern. Gewöhnlich besteht ein solches W. aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachter Schaufeln. An der untern Hälfte des Rades ist an beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt.

Wurfspieß war bei den Alten eine Angriffswaffe, kleiner, als die zu Vertheidigung dienende Lanze. Die W.e waren namentlich bei den leichten Truppen der Griechen und Römer im Gebrauch; bei den letzteren führten nach Livius die Veliten 7 W.e, die vier Fuß lang und mit einer eisernen Spitze versehen waren.

Wurm, Johann Friedrich, geboren zu Nürtingen im Württembergischen 1760, wurde 1788 Präceptor an der lateinischen Schule daselbst, 1800 Professor am theologischen Vorbereitungsseminar zu Blaubeuren, 1807 am Gymnasium illustre zu Stuttgart, wurde 1824 in den Ruhestand versetzt und starb zu Stuttgart 1833. Als Mathematiker und namentlich als Astronom hat er sich ausgezeichnete Verdienste erworben. Man hat von ihm: Geschichte des neuen Planeten Uranus, Gotha 1791; Praktische Anleitung zur Parallelen-Rechnung, Tübingen 1804; De ponderum, nummorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Rom. et Graec., Stuttgart 1820.

Wurmbrand, Johann Wilhelm, Graf von, der Abkömmling eines uralten, in Niederösterreich und Steiermark stark begüterten Geschlechtes, geboren zu Grätz 1670, studirte zu Utrecht, trat frühzeitig in kaiserliche Staatsdienste u. wurde schon in dem Jahre des Ryswicker Friedensschlusses, 1697, zum Reichshofrath ernannt. Die deutschen Reichsgeschäfte machten ihn mit den archivarischen Studien vertraut und es ist fast unglaublich, was er in dieser Beziehung über Lehen und Gesetzgebung, über die Verhältnisse des Kur- und Fürstencollegiums und aller Stände zu einander, über Erbfolgen und Hausobservanzen, über Ansprüche an auswärtige Staaten und Titel beleuchtet, welches Unbekannte er an's Tageslicht befördert hat! Er schuf die neuere Organisation des Reichshofrathes und seiner Kanzlei und das Hauptwerk seines gelehrten Fleißes und [illegible]

gleich das Hauptwerk über die österreichische Genealogie, „Collectanea genealogico-historica ex archivo inclytorum Austriae inferioris statuum, ut ex aliis privatis scriniis documentisque originalibus excerpta“ (Wien 1705), enthält von mehr als 4000 Urkunden Auszüge, die mit einem Geiste geordnet sind, der sich durch seine Gründlichkeit und Schärfe weit von jenem unterscheidet, mit welchem man so gern die Genealogie zu behandeln pflegt. Mit Recht hat ihm dieses Werk den Namen des Vaters der österreichischen Genealogie erworben, denn 70 edle Geschlechter, zu seiner Zeit blühend, sind darin verzeichnet, ihre Geschichte aus Urkunden erzählt und in einem später (Wien 1737) abgedruckten Anhange „De hereditariis provinciarum Austriae officialibus“, der nicht minder wichtig ist, als das Hauptwerk, sind die Erbämter der österreichischen Provinzen behandelt. Jener, wie dieses, ist mit so vieler Gelehrsamkeit abgefaßt, daß man schwer begreift, wie ihm Zeit zu seinen Staatsgeschäften geblieben ist. Schon 1722 kehrte W. mit seinem ganzen Hause zur katholischen Kirche zurück; 1726 wurde er u. die ganze österreichische Linie seines Hauses in einem, zu Rothenburg an der Tauber abgehaltenen, Grafen-Convent in das fränkische Grafen-Collegium aufgenommen und mit Sitz und Stimme wirklich eingeführt; 1728 erhielt er die Ernennung zum Reichshofraths-Vicepräsidenten. Durch seine ausgebreiteten Studien vor allen Anderen hiezu berufen, war er es, der mit dem großen Leibnitz über eine Vereinigung der Katholiken und Protestanten in Correspondenz trat. Mit Leibnitz besprach W. auch noch einen andern Plan. Nach dem Tode des ersten Königs von Preußen schien die, von diesem u. von Leibnitz gestiftete, Berliner Akademie der Wissenschaften ganz einzugehen, weil der neue König Friedrich Wilhelm wohl viel Sinn für die Sparsamkeit und das Militär, aber gar keinen für die Musen hatte. Nach Wien, an den Kaiserhof, sollte sie nun verpflanzt werden und wo hätte es damals einen günstigern Ort gegeben, als Oesterreich, wo im tiefsten Frieden ein milder Fürst herrschte, der die Wissenschaften für die Zierde seines Thrones hielt und ihnen an der Burg seiner Väter den prächtigen Palast der Hofbibliothek baute; wo Prinz Eugen sie mit königlicher Großmuth förderte; wo in den Abteien Mölk, Göttweih, St. Blasien auf dem Schwarzwalde (damals österreichisch), Lilienfeld, Kremsmünster, historische Erörterungen vorgenommen wurden, welche heut zu Tage nur von sehr Wenigen überboten werden? Als W. (1741) bei der Kaiserwahl die böhmische Kurstimme führte u. die Kaiserkrone an ein anderes Haus, als das österreichische, kommen sah, legte er vor Schmerz alle deutschen Würden nieder, zog sich von den Geschäften zurück und verfocht in Staatsschriften die Rechte der hart bedrängten Königin von Ungarn und Böhmen. Nach dem Tode Kaiser Karls VII. wirkte er als erster böhmischer Wahlbotschafter zur Wahl Kaisers Franz und, als diese im Frankfurter Dome verkündigt wurde, bot die große Maria Theresia ihrem Nestor die Fürstenwürde an. Einfach und bescheiden, wie er in Wort, Schrift und That Zeitlebens gewesen, lehnte W. sie mit ehrfurchtsvollem Danke ab. Er starb den 27. Dezember 1750, ein 80jähriger Greis, zu Wien. Seine Ruhestätte ist bei den Augustinern.

Wurmser, Dagobert Sigmund, Graf von, ein verdienstvoller österreichischer General, der Abkömmling einer begüterten elsässischen Familie, geboren 1724, wollte sich Anfangs den Wissenschaften widmen, trat aber bald in österreichische Kriegsdienste und wohnte dem ganzen siebenjährigen Kriege bei, indem er sich durch Diensteifer, Tapferkeit und Menschenliebe so auszeichnete, daß er bei Beendigung des Kriegs bereits bis zum General-Feldwachtmeister gestiegen war. 1773 erhielt er von Maria Theresia ein eigenes Husarenregiment u. 1776, vor Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges, die Stelle eines Feldmarschall-Lieutenants, commandirte auch in diesem Kriege ein eigenes Corps in Böhmen, mit dem er sich bei mehren Gelegenheiten gegen die Preußen sehr tapfer bewies. Nachdem er mehre andere Stellen bekleidet hatte, ward er commandirender General in Galizien und 1787, bei dem Ausbruche des Türkenkrieges, General der

Cavalerie. Wichtig war der Antheil, den W. an dem französischen Revolutionskriege nahm. Er ging 1797 über den Rhein, drängte die Franzosen aus Germersheim und, um Landau zu erobern, griff er die berühmten Weissenburger (Vauban's) Linien an und nöthigte, zugleich mit dem Herzoge von Braunschweig, die Franzosen, jene Verschanzungen zu verlassen. Leider aber wurden die Früchte dieses Feldzuges am Ende des Jahres durch Hoche und Pichegru vernichtet und W. zum Rückzug über den Rhein genöthigt. Erst 1795 kam er wieder zur Armee, griff im Oktober die Franzosen in ihrem verschanzten Lager vor Mannheim an, eroberte es und Mannheim mußte sich im November ergeben. Zu Ende des Juni 1796 erhielt W. das Commando in Italien, machte einen allgemeinen Angriff auf die ganze französische Armee bei Mantua, zwang Bonaparte, die Belagerung von Mantua aufzuheben, der sich nun über den Po zurückzog. Diesem lag Alles daran, die Vereinigung des österreichischen Corps unter Quosdanovich mit der W.'schen Armee zu verhindern. Schon am 2. August gerieth in dieser Absicht das französische Corps mit W. in Kampf und da jenes zum Theil sich zurückzog, so war diese gefürchtete Vereinigung nicht mehr entfernt. Allein am 3. griff Bonaparte mit Tagesanbruch Quosdanovich's Corps bei Castiglione an, während Augereau mit dem Vortrab von W.s Corps kämpfte. Quosdanovich's Corps litt eine völlige Niederlage. Bonaparte wandte sich nun gegen W. selbst: ein Angriff folgte dem andern, bis W., der sich Anfangs auf Mantua zurückzog, endlich nach Tyrol zurückmarschiren mußte. Mantua wurde von den Franzosen von Neuem blockirt und Bonaparte brach schon am 2. September gegen Tyrol vor. Nachdem er den Davidovich bei Roveredo geschlagen (6. Sept.) und durch eine unvermuthete Wendung auch den Quodanovich angegriffen und ebenfalls (8. Sept.) bei Bassano geschlagen hatte, so blieb nun dem General W., der gleich Anfangs eine Colonne nach Vicenza in's venetianische Gebiet abgesendet hatte, um Bonaparte, wenn er in Tyrol eindränge, in den Rücken zu fallen und ihn entweder in's Mantuanische zurückzudrängen, oder in Tyrol abzuschneiden, da er eben zu diesem Corps in Vicenza vor der Schlacht bei Bassano selbst gestoßen war, nunmehr von seinen beiden Flügeln abgeschnitten, Nichts übrig, als, in schnellen Märschen Mantua zu erreichen und sich mit den Truppen dieser Festung zu vereinigen. Bonaparte that zwar Alles, um ihm den Weg nach Mantua abzuschneiden, allein W. schlug die ihm entgegenrückende Avantgarde von Massena's Division, ehe sie sich mit dessen Division vereinigen konnte, setzte seinen Marsch in der Nacht (von 11.—12. Sept.) mit großer Geschwindigkeit fort, schlug ein anderes französisches Corps, das ihn aufhalten wollte, zurück u. hatte nun seine Vereinigung mit der Besatzung von Mantua bewirkt. Die Franzosen mußten jetzt die Blokade von Mantua von Neuem aufheben, da das W.'sche Corps einen weitern Bezirk um diese Festung in Besitz hatte. Mehre Versuche, ihn zurückzutreiben, von Seiten Massena's (13. Sept.) sowohl, als Bonaparte's selbst, mißlangen und nur erst am 29. Sept. war der letzte entscheidende Angriff, der W. nöthigte, sich nach Mantua zu ziehen. Von jetzt an begann Mantua's Blockade von Neuem. Alle Bemühungen Oesterreichs zum Entsatze dieser Festung waren vergebens und W. mußte endlich, durch Hunger und Krankheiten seiner Truppen genöthigt, am 2. Februar 1797 an den französischen General Serrurier die Festung, jedoch unter den ehrenvollsten Auszeichnungen, übergeben. Er selbst ging nach Wien zurück, starb aber schon am 22. August desselben Jahres in einem Alter von 73 Jahren. Nicht blos der Ruhm kriegerischer Größe, sondern auch jener des edelmüthigen, freigebigen Mannes blieb ihm gesichert. So gab er z. B. einen schönen Beweis seiner Toleranz dadurch, daß er in Prag zuerst einen lutherischen Gottesdienst für das Militär einrichten ließ, ehe noch die dasigen Lutheraner ihren eigenen Gottesdienst hatten. Bonaparte erkannte seine Feldherrngröße in seinen Berichten an das Pariser Direktorium und selbst durch die Capitulation, die er ihm zugestand, an.

Wurstgift (Alantotoxicon). Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts

wurde, vorzüglich in Württemberg und bei den niederen Volksclassen, die Beobachtung gemacht, daß in Folge des Genusses von Leber-, Blut-, auch Brat- und Knackwürsten gefährliche, ja selbst tödtliche Zufälle eintraten, ohne das Gift, welches sich auch in anderen Fleischspeisen, z. B. Schinken, Braten 2c. durch eine gewisse Verderbniß zuweilen entwickelt, selbst chemisch bestimmt nachweisen zu können. Solche giftige Würste verbreiten, wenn sie aufgeschnitten werden, einen süßlich-säuerlichen, eiter- oder käseartigen Geruch, der besonders von der Mitte, bisweilen nur von einer Stelle ausgeht, haben einen schlechten Geschmack und reagiren stark sauer. Nach Kerner soll die Wurstvergiftung, deren Erscheinungen gewöhnlich in den ersten 12—24 Stunden nach dem Genusse eintreten, in einer Lähmung des sympathetischen Nervensystems, daraus entstehender überwiegender Venosität, Zersetzung der Blutmasse, Stillstand der thierischen Wärmebildung und aller Secretionen und zuletzt des ganzen thierischen Organismus, in Folge der Lähmung der Lunge und des Herzens, sich äussern. Das Gehirn wird am wenigsten ergriffen und das Bewußtseyn ist gewöhnlich bis zum letzten Augenblick vorhanden. Oft zeigt sich diese Vergiftung in einer sehr gelinden u. gefahrlosen Form und zwar bei Personen, welche gleichzeitig mit schwer Erkrankten von einer und derselben Wurst genossen hatten; bei anderen erreicht sie einen hohen Grad und ist oft tödtlich geworden. Nicht gehörig durchgeräucherte oder schlecht ausgekochte Würste entwickeln das Gift vorzüglich. Ein eigenthümliches u. sicheres Gegengift kennt man noch nicht. Die Kur wird meist mit Anwendung von Brechmitteln aus Ipecacuanha und Brechweinstein begonnen. Man empfiehlt sodann Abführungsmittel. Als spezifische Gegenmittel sind empfohlen: Milch, Schwefelleber, Kautschuk. Vgl. Kerner, Das Fettgift und die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus, Stuttg. u. Tübingen 1822; Weiß, Die neuesten Vergiftungen durch verdorbene Würste, Karlsruhe 1824.

Wurstwagen nennt man im Artilleriewesen diejenigen, besonders dazu eingerichteten Munitionswagen, auf denen einige Mann der Bedienung Platz finden, so daß, mit den auf der Protze placirten, die gesammte Mannschaft fährt. Jedenfalls ist eine solche Artillerie manövrirfähiger, als Fußartillerie, reicht aber noch nicht an die reitende.

Wurz, Ignaz, geboren 28. Dezember 1731 zu Wien, Professor der geistlichen Beredsamkeit daselbst, seit 1776 zu Pierawart in Niederösterreich, wo er am 28. August 1784 starb. Oeffentlicher Professor der geistlichen Beredsamkeit auf der Universität Wien, bethätigte W. seinen Beruf zu dieser Stelle durch eine treffliche Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit. In seinen zahlreichen Predigten und verschiedenen Lob- und Gelegenheitsreden, worin er sich den besten deutschen Kanzelrednern anreiht, herrscht eine edle, männliche Beredsamkeit, verbunden mit einem würdigen, erhabenen Style und einer reinen harmonischen Sprache. Ueberall erkennt man den Kenner und Nachahmer der bessern französischen Kanzelredner. Seine sämmtlichen Predigten erschienen zu Wien 1783—86, 8 Theile; Köln 1800—1, 16 Thle., 8. (Ist wohl ein Nachdruck, obgleich die Vorrede von W. darin steht. In dieser Vorrede beklagt sich auch der Verf., daß seine Predigten einzeln und zusammen zu Augsburg erschienen seien, wobei man ihm manche unächte zuschreibe.) Vgl. weiter: „Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit," von J. Kehrein (Regensburg 1843, 1. Bd. S. 130 f.). S.

Wurzel (Radix) nennt man jenen Theil der Gewächse, welcher die Neigung hat, nach unten zu wachsen, daher die Pflanze an ihren Standort befestiget und ihr aus demselben Nahrung zuführt. Man unterscheidet eine primäre oder Hauptw., welche die ursprüngliche Fortsetzung des Pflanzenstammes nach unten ist, und secundäre oder Adventivw.n, welche sich später an verschiedenen Theilen der Pflanze entwickeln und so lange fortwachsen, bis sie den Boden erreicht haben. Die W.fasern, d. i. die Spitzen der feinsten Endigungen der W.n dienen vorzüglich zur Einsaugung der Nahrungssäfte und sind zu diesem Behufe

auch häufig an den Seiten mit zarten Härchen bekleidet. Der eigentliche Nahrungssaft, der aufgenommen wird, ist Wasser, welches in gehörigem Maaße Kohlensäure u. verschiedene Salze, besonders Kali-, Kalk- und Ammoniaksalze gelöst enthält. Diese Stoffe bilden sich theils durch die Zersetzung von thierischen und Pflanzenstoffen, theils kommen sie von verwitterten Gesteinen, aus welchen der Boden besteht. Nach den verschiedenen Gestalten der W.n bezeichnet man sie auch mit verschiedenen Namen, z. B. handförmig, knollig, faserig 2c. 2c. aM.

Wurzen, Stadt an der Mulde, im Leipziger Kreise des Königreiches Sachsen, an der Eisenbahnverbindung zwischen Dresden und Leipzig, hat 3 Kirchen, darunter die Domkirche mit zwei Thürmen und den Grabmählern der früheren Bischöfe, ein Schloß, jetzt Sitz der Stifts- und Amtsbehörden, ein Capitelhaus, eine lateinische Schule u. 4000 Einwohner, welche verschiedene Fabriken betreiben. — W., wahrscheinlich ein wendischer Ort, kommt 916 zuerst als Stadt vor. 926 wurde Kaiser Heinrich der Vogler bei W. von den Ungarn geschlagen. Von dem Grafen Eftko kam es an das Bisthum Meißen, welches hier 1114 ein Collegiatstift einsetzte u., nach Aufhebung desselben, an Kursachsen. Da die Wurzener 1542 die Türkensteuer verweigerten, wurde dies Veranlassung zum Fladenkriege (s. Sachsen, Geschichte). Bei einem Streite zwischen dem Bischofe Johann von Meißen und Hans von Carlowitz, wegen der Verlassenschaft des Bischofs Nikolaus von Carlowitz, 1558, wurden von Carlowitz den Wurzenern 700 Schweine weggetrieben und die Städtischen, beim Versuche, sie wieder zu erobern, zurückgeschlagen, daher diese Fehde der Saukrieg genannt wurde. W. litt sehr im 30jährigen Kriege, besonders 1637.

Wuth, s. Manie u. Hundswuth.

Wyat, Thomas, ein englischer Dichter, geboren zu Attingtoncastle in der Grafschaft Kent, ein Günstling Königs Heinrich VIII., der ihn zum Ritter machte und 1541 dem spanischen Gesandten Montmorantio entgegen schickte, auf welcher Reise er an einer Erhitzung zu Shirebourn im 38. Jahre starb, ist unter den bekannten englischen Dichtern der erste, welcher Episteln schrieb und er gehört im Ganzen zu den Verbesserern der englischen Versifikation, aber den Heinrich Howard, Grafen Surrey, mit welchem er wetteiferte, erreichte er nicht. Er scheint zum Lehrdichter und Satiriker, nicht zu einem Dichter der Empfindung, geschaffen zu seyn. Warton (Hist. of engl. poetry, Bd. III., 38.) nennt ihn „the first polished english satirist," aber in seinen „Songs and Sonnettes," 1557 finden sich nicht eigentliche Satiren, sondern nur einzelne satirische Züge in seinen Episteln und Liedern. Seine Sonnette tragen größtentheils das Gepräge der Künstelei. Poems of Wyat and Surrey, Lond. 1557, 1565, 1717.

Wyck, Thomas, ein berühmter Maler aus Harlem, geb. um 1616, besaß eine ausserordentliche Geschicklichkeit, Seehäfen und Gestade mit Schiffen und öffentliche Märkte mit Seiltänzern, Taschenspielern und Marktschreierbühnen zu malen. Sein Colorit ist glühend und die Farben sind stark angelegt. Auch radirte er einige Blätter, die eben so stark gesucht werden, als seine Gemälde. Er starb 1686 und hinterließ einen Sohn, Johann, ebenfalls einen vortrefflichen Maler, besonders in Jagden, der zu London 1702 starb.

Wynants, Johann, einer der besten holländischen Landschaftsmaler, geboren zu Harlem um 1600, stellte besonders die Sandberge ungemein gut vor u. hatte eine besondere Kunstfertigkeit in der Beleuchtung. Ueberhaupt findet man in seinen Landschaften eine leichte und verständige Behandlung des Pinsels, eine gute Austheilung des Lichts, welches den Zuschauer an sich lockt, glückliche Lagen und schöne Lüfte.

Wysocki, Peter, polnischer Obrist und einer der Hauptbeförderer des Aufstandes in Polen im Jahre 1830, ward 1799 zu Warschau geboren, trat 1817 als Freiwilliger in das Grenadierregiment der polnischen Garde, wurde 1818 Unteroffizier und kam 1824 in die Fähndrichs-Schule zu Warschau, wo er, bei einer *frühern mangelhaften* Erziehung, ausser den militärischen Studien noch an-

dere Zweige des Wissens, besonders das Studium der Geschichte, betrieb und hier wieder bei den Abschnitten gern verweilte, welche ihm Stoff zu Vergleichungen mit der politischen Lage seines Vaterlandes darboten. Sein Vaterland zu befreien, dazu glaubte er Alles beitragen zu müssen. Unter seinen Waffenbrüdern suchte er sich zunächst eine Partei zu bilden, die er für Polen's Angelegenheiten begeisterte. Zwar wurde durch das Mißlingen der Verschwörung in Rußland nach dem Tode des Kaisers Alexander (26. Dezember 1825) der Bund aufgelöst, aber W. unternahm es, ihn von Neuem zu stiften, durch die Zöglinge der Fähndrichsschule zu verstärken, besonders, da er 1827 Unterlieutenant geworden war und zugleich als Inspektionsoffizier Unterricht an der Anstalt geben mußte, und einflußreiche Regierungsbeamte zu gewinnen. Der ursprüngliche Plan war, den Kaiser Nikolaus und seine ganze Familie bei der Krönung in Warschau 1829 zu ermorden; aber dieser scheiterte und nun stiftete W. eine neue Verschwörung am 29. November 1830, wodurch der polnische Aufstand veranlaßt ward (siehe polnische Insurrektion). W. wurde nun an mehren Orten verwendet, wurde Hauptmann und Adjutant des Fürsten Radziwill, ging mit Dwernicki über die österreichische Gränze, entfloh aber aus Galizien und kam wieder nach Warschau, wo er Major und Commandeur des 10. Regiments wurde. Am 6. Sept. befehligte er in der Redoute bei Wola und fiel hier, am Fuße verwundet, in russische Gefangenschaft und wurde von einem Kriegsgericht am September 1834 zum Tode verurtheilt, doch seine Strafe gemildert, daß er 20 Jahre zu Bergwerksarbeiten in Sibirien verdammt wurde. Er starb 1837.

Wyß, Johann Rudolph, ein trefflicher Erzähler, Idyllen- und Sagendichter, geboren 1781 zu Bern, studirte auf mehren deutschen Universitäten und ward Professor und Oberbibliothekar in seiner Vaterstadt, wo er 1830 starb. Seine Schriften sind ächt schweizerisch, schlicht und einfach und von lieblicher Anmuth. Er ist der Herausgeber der „Berner Chroniken" von K. Justinger (1818), B. Tschachtlan (1819) und Anselm Stud (1825—26), des Taschenbuchs „Alpenrosen" (1811—29 mit Kuhn und Meisner) und des „Schweizer Geschichtsforschers". Ausserdem schrieb er noch „Vorlesungen über das höchste Gut" (2 Thle. 1811); „Der schweizerische Robinson" (2 Thle. 1811); „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen" (2 Thle. 1815—22); „Sammlung von Schweizer Kuhreihen" (3. Aufl. 1818); „Reise in das Berner Oberland" (2 Thle. 1816—17) u. m. a.

Wyttenbach, Daniel, einer der ausgezeichnetesten holländischen Philologen, war der Sohn des, als theologischer Schriftsteller bekannten und zu Marburg 1779 als Professor verstorbenen Daniel W., ward 1746 zu Bern geboren, erhielt seine erste Bildung von seinem gelehrten Vater, studirte dann zu Marburg, Göttingen und Leyden Philologie und wurde 1771 Professor der griechischen Sprache und Philosophie am Remonstranten-Gymnasium zu Amsterdam. Durch seine tiefe und gründliche Gelehrsamkeit zog er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, erhielt 1779 die Professur der Philosophie am Athenäum zu Amsterdam und bald darauf mehrmalige Aufforderungen, nach Leyden als akademischer Docent zu kommen. Ungern scheint W. sich von Amsterdam getrennt zu haben, da er diesen ehrenvollen Ruf zweimal ausschlug und erst 1799 demselben folgte. Er erhielt die dortige Professur der Beredsamkeit und war, so lange er daselbst wirkte, die Zierde der Universität. Er blieb zu Leyden bis 1816, privatisirte seitdem eine Zeit lange in Heidelberg, kehrte jedoch bald nach Leyden zurück und starb daselbst, erblindet, 1820. Seine vorzüglichsten Schriften sind: seine zuletzt von Schäfer herausgegebene „Epistola critica ad D. Ruhnkenium" (Göttingen 1769); „Praecepta philosophiae logicae" (Amsterdam 1782, zuletzt herausgegeben von Maaß 1821); seine in ächt classischem Latein geschriebene „Vita Ruhnkenii"; „Bibliotheca critica"; ferner seine Ausgabe von Plato's „Phädon" und mehre Schriften des Plutarch. Gesammelt erschienen seine „Opuscula varii argumenti" erst nach seinem Tode (Leyden 1821, 2 Bde.). Eine Auswahl derselben gab

Friedemann unter dem Titel: „Opuscula selecta Wyttenbachii" (Braunschweig 1825) heraus. Eine treue und gut geschriebene Biographie von W. verfaßte Mohne unter dem Titel: „Vita D. Wyttenbaccii" (Gent u. Leyden 1823). Auch seine Gemahlin, Johanna, geb. Gallien, war eine wissenschaftlich hochgebildete u. sehr gelehrte Frau. Sie lebte seit dem Tode ihres Gemahls in Paris u. hatte 1827 das seltene Glück, von der philosophischen Fakultät der Universität Marburg mit der Doktorwürde beehrt zu werden.

X.

X, 1) als **Laut- und Schriftzeichen**, der 23. Buchstabe im deutschen, der 21. im lateinischen und der 14. im griechischen Alphabet, ist ein aus einem Gaumenlaute und dem s zusammengesetzter Laut, als welcher er im Griechischen stets betrachtet wurde; indessen mag er sich ursprünglich doch mehr dem s genähert haben, wie auch seine, ganz dem hebräischen ס entsprechende, Stellung im griechischen Alphabete anzudeuten scheint und erst später verhärtet worden seyn. Im Französischen wird das x = s und im Spanischen wie ein rauhes a, ausgesprochen; die neuere spanische Orthographie hat jedoch das x völlig verdrängt und an seine Stelle überall das gleichlaute j gesetzt, daher jetzt z. B. statt **Mexico** stets **Mejico** geschrieben wird. — 2) **Als Abkürzung**: a) in römischen Schriften Denarius, weil dieser aus 10 As bestand; b) in der Mathematik die Bezeichnung der unbekannten Größe; c) im kanonischen Rechte der 1. Theil der Decretalen; d) auf dem Revers französischer Münzen die Münzstätte Amiens; e) in älteren medizinischen Schriften = 1 Unze. — 3) **Als Zahl**: im Lateinischen X = 10 (zusammengesetzt aus 2 V); im Griechischen ξ' = 60; ,ξ = 60,000; in der Rubricirung x = 21.

Xanten, Stadt im Regierungsbezirke Düsseldorf der preußischen Rheinprovinz, mit 3400 Einwohnern, ist Sitz eines bischöflichen Delegats des Bisthums Münster und hat eine sehenswerthe ehemalige Collegiatstifts-, jetzt katholische Pfarrkirche zum hl. Victor, theils aus dem 12. Jahrhunderte, größtentheils aber vom J. 1383, ein Meisterstück gothischer Baukunst. — Hier hatte schon Julius Cäsar ein festes Lager und unweit von da auch Varus, weßhalb die Umgegend eine reiche Fundgrube für Alterthümer bietet. Bei X. soll Kaiser Maximinus den h. Gereon mit der thebaischen Legion wegen ihres Bekenntnisses des Christenthums dem Martyrertode geweiht haben. Hier stand auch die Burg des Nibelungenfürsten Siegfried, der hier geboren wurde.

Xanthippe, die berüchtigte, durch das ganze Alterthum als Ideal eines zänkischen, unverträglichen Weibes, bekannte Gattin des **Sokrates** (s. d.), die derselbe nach Xenophon nur deßhalb genommen haben soll, um sich in der Geduld zu üben und desto leichter alles Andere, was ihm etwa begegnen könnte, zu ertragen. Ein freundlicheres Bild, als das gewöhnliche, entwirft indessen Wieland von ihr. „Aus einem vornehmen Hause stammend, mochte X. ohne Vermögen u. von der Natur, statt mit zarter Weiblichkeit, vielmehr nebst derber Leibesgestalt mit aufbrausendem Temperamente und einem guten Theile Streitlust und Rechthabesucht ausgestattet seyn. Denkt man sich nun hinzu, daß die finanziellen Umstände des Sokrates nicht die glänzendsten waren und daß der Hausfrau mit dem Wenigen zu wirthschaften schwer werden u. sie selbst auf alle Genüsse des Lebens verzichten mußte, was sie bei einer Andersgestaltung der Individualität ihres Mannes vielleicht nicht zu brauchen gedachte; so erklärt sich die Bitterkeit, die sich in ihren Umgang mit Sokrates mischte, sehr natürlich. Auch ihre Söhne mochten ihr oft zur Unzufriedenheit Gelegenheit geben und ihr

Wunsch, sie zu tüchtigen Bürgern und Menschen, würdig ihres Vaters, zu bilden, mußte sie wohl zu einem Benehmen gegen dieselben nöthigen, das diesen unerträglich schien. Auftritte, wie der, daß sie einen von Alcibiades seinem Liebhaber Sokrates geschickten Kuchen auf die Erde warf und mit Füßen trat, sind gewiß nur selten gewesen und sie zeigen von einer Eifersucht, hinter welcher sicher eine Liebe verborgen war, die sich auch, um sich an das Berichtete zu halten, noch in den letzten Lebensstunden des Sokrates zeigte, wo sie ihren Gemahl im Gefängnisse besuchte und in Thränen gebadet von ihm ging.

Xanthippos, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, der durch Muth und Klugheit Karthago, dem die Lacedämonier Miethtruppen zuschickten, im dritten punischen Kriege vom Untergange rettete. Ihm wurde, da er die Fehler der karthagischen Feldherren freimüthig tadelte, das Oberkommando übertragen. Nachdem er die Truppen hinlänglich geübt, und sie mit dem kühnsten Muthe begeistert hatte, rückte er mit seinen etwa 14,000 Mann starken Truppen und mit 100 Elephanten in's Feld, lockte die Römer (unter Regulus), die schon den Hamilcar und die beiden Hasdrubal geschlagen hatten, an 46,000 Mann stark, über einen Fluß, so daß diesen der Rückzug abgeschnitten war, stellte seine Völker auf vortheilhafte Art in Schlachtordnung und lieferte nun den Römern eine so blutige Schlacht, daß diese von ihrem Heere kaum 2000 Mann retteten, die Uebrigen wurden gefangen, worunter selbst Regulus war, oder niedergemacht. X. wurde nun ausserordentlich von den Karthagern verehrt; dessen ungeachtet, sagt man, gaben sie nach ihrer schon bekannten Treulosigkeit dem Commandanten des Schiffes, auf welchem er nach Lacedämon zurückging, insgeheim Ordre, ihn in's Meer zu stürzen, oder durch ein leck gemachtes Fahrzeug versinken zu lassen.

Xanthus, in der griechischen Mythologie der Name verschiedener Personen, Flüsse, Pferde ꝛc. Besonders berühmt war der Fluß X., in der Landschaft Troja, der auch den Namen Skamander führt, wovon jene Benennung für die ältere gehalten wird, nämlich von der Farbe dieses Gewässers, welches hochgelb, feuerfarben (was eben jenes Wort im Griechischen bedeutet), ausgesehen hat. — Berühmt waren auch die drei Rosse Namens X., von denen eines dem Hektor, eines dem Diomedes und eines dem Achilles gehörte. Letzteres war sogar mit menschlicher Stimme, mit Gefühl und mit der Kunst der Weissagung begabt und weissagte dem Achilles seinen baldigen Tod.

Xaverius, der Heilige, s. Franciscus 6).

Xeniades, ein alter griechischer Philosoph aus einem ungewissen Zeitalter, aber älter als Demokrit, aus Korinth gebürtig. Er lehrte, daß Alles falsch, unsere Sinne und Meinungen trüglich seien. Von ihm ist der reiche Korinther gleiches Namens verschieden, der den Diogenes kaufte und ihm seinen Sohn zu unterrichten gab.

Xenien (ξένια) hießen bei den Alten und vorzüglich bei den Griechen und Römern diejenigen Geschenke, welche ein Gastfreund dem andern zum Andenken mitgab und hinterließ. Hiernach nannte der römische Satiriker Martialis (s. d.) das XIII. Buch seiner kleinen satirischen Sinngedichte ebenfalls X., und jetzt versteht man darunter in der Poesie überhaupt Dystichen, welche Aussprüche eines geistreichen Urtheils im lobenden oder tadelnden Sinne enthalten. Unter diesem Titel ließen in neuerer Zeit Schiller, Göthe und A. lobende oder tadelnde Bemerkungen über Welt- und Menschenleben erscheinen und diese X. von Schiller und Göthe sind, beiläufig bemerkt, wohl das bedeutendste Merkmal ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Sie sind im eigentlichen Sinne gemeinschaftlich gedichtet und in so enger Verbindung, daß sie beschlossen, ihr Eigenthumsrecht nicht auseinander zu setzen. Ein Beweis ihrer großen Uebereinstimmung in ästhetischen, philosophischen und sittlichen Ansichten. Während Andere die genannten X. als Ausflüsse persönlicher Gereiztheit, namentlich wegen lauer Aufnahme der Horen und eines rücksichtslosen und herzlosen Uebermuths bedauern und verdammen, erblickt Gervinus darin eine im Ganzen wohlberechtigte und wohlthätige, der

Literatur förderliche That, eine nachdrückliche Bekämpfung und Einschüchterung der Gemeinheit und Mittelmäßigkeit u. s. w. Gervinus läugnet also selbst nicht jene Gereiztheit und der Erfolg hat hinreichend bewiesen, daß auch diese X. den ihnen unterschobenen Zweck gänzlich verfehlten und überhaupt nicht als eine Art der Gerechtigkeit anzusehen sind, welche der Ernst und die Liebe zu einer ächten Bildung an den Objekten ausübt, die derselben entgegenstehen. Sonst bezeichnet man in der Regel mit X. eine Art Epigramme, welche spottend gegen Jemand gerichtet sind. Sie verlieren Werth und Bedeutung, wenn sie an Persönlichkeiten haftend, keinen edlen Unwillen über wirkliche Anmaßung und Darstellung des Schlechten aussprechen. — In der Malerei führten den Namen X. auch kleine Gemälde an den Friesen, als Früchte, Landschaften, Thiere und dergl. und als Verkleinerungswort kommt vor Xeniolen in der Bedeutung von kleinen Gastgeschenken u. s. w.

Xenokrates, 1) berühmter Philosoph, aus Chalcedon gebürtig, war ein Schüler des Plato und Freund des Aristoteles und wurde nach Speusippus Vorsteher der Akademie. So sehr der Ernst seiner Sitten an mürrische Ungeselligkeit gränzte, so sehr stand er wegen seiner Tugend und unbestechlichen Rechtschaffenheit in Achtung. Als Abgesandter an den macedonischen König Philipp, widerstand er allen Versuchen, ihn zu bestechen. Alexander that eben diesen Versuch mit nicht besserem Erfolge. Er liebte die Einsamkeit und das Studiren so sehr, daß er selten aus dem Hause ging. Zu seinem Unterricht in der Philosophie ließ er Keinen zu, der sich nicht durch die mathematischen Wissenschaften vorbereitet hatte. Seine Vorlesungen über die Sitten- und Tugendlehre thaten erstaunliche Wirkungen und bekehrten oft die athenienfischen Jünglinge von jeder Art Schwelgerei und Ueppigkeit. Er starb im 82. Jahre seines Alters, nachdem er 25 Jahre in der Akademie gelehrt hatte. Er schrieb eine Abhandlung über die Kunst zu Regieren, sechs Bücher über die Natur, sechs Bücher über die Philosophie und ein Buch über die Reichthümer; es ist jedoch hievon Nichts auf uns gekommen. — 2) X., ein Arzt von Aphrodisias, lebte zur Zeit des Tiberius oder Nero und schrieb verschiedene Werke, von denen aber nur noch Fragmente einer Schrift über die von den Fischen hergenommenen Nahrungsmittel übrig sind. Herausgegeben wurden dieselben von K. Geßner, Zürich 1559; S. Franz, Frankfurt 1774, Neapel 1794, auch im dritten Bande von Corays Panerga biblioth. hellenic. und einzelne von Korai, Paris 1814, sowie in C. F. Matthäis Medicorum veterum et clarorum Graecorum varia opuscula, Moskau 1808, 4.

Xenophanes, ein berühmter griechischer Philosoph, aus Kolophon in Kleinasien gebürtig, der Stifter der eleatischen Schule, lebte, ein Zeitgenosse des Pythagoras, Sokrates rc. zwischen der 37. und 50. Olympiade und erreichte ein Alter von 100 Jahren. Er verließ seine Vaterstadt, entweder von seinen Mitbürgern wegen der Freiheit seiner Meinungen vertrieben, oder weil er die persische Herrschaft nicht ertragen konnte und begab sich nach Sicilien und Groß-Griechenland, wo er sein Leben größtentheils zu Elea zubrachte, dort bei seinen Mitbürgern einen hohen Grad von Achtung und Ansehen genoß und in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath gefragt wurde; von ihm, oder vielmehr von seiner Schule zu Elea, hatte auch das neue philosophische System, dessen Urheber er war, seinen Namen des eleatischen. Die Meinungen der älteren jonischen Philosophen, wahrscheinlich auch die der Pythagoräer prüfend, blieb er dabei nicht stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt die mythologischen Fabeln der Volksreligion und lehrte: das Seiende ist ewig und unveränderlich Eins und Alles, das Vollkommenste und Beste und wird Gott genannt. Dieser ist als solcher einzig, sich vollkommen gleich und daher kugelartig, weder begränzt noch gränzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, unter keines Menschen Form vorzustellen, Alles vorstellend und vermögend. Die Vielheit der Dinge ist nicht wahrhaft. Ferner behauptete er, daß Alles aus Erde, oder aus Erde und Wasser entstanden sei. Er nahm eine Ver-

änderung der Oberfläche unserer Erde durch Wasser und hielt den Mond für einen angebauten und bewohnten Weltkörper. Er läugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böses in der Welt anzutreffen sei. Da er die Ungewißheit des menschlichen Wissens kannte, beschränkte er Alles auf Wahrscheinlichkeit und Meinung. Von seinen Schriften finden sich noch Fragmente bei Athenäus, Plutarch u. A., welche gesammelt sind in H. Stephanus Poesis philosophica, Paris 1573; mit Uebersetzung in Fülleborns Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, Züllichau 1791 ff., St. 1., Nro. 3. und St. 7., Nro. 1., zuletzt von Karsten, Brüssel 1830, vergl. T. Roschmann, De Xenophane, Altdorf 1729, 4.; Tiedemann, Xenophanis decreta im 1. Bande, 2 St., oder Nova bibliotheca philosophica et critica.

Xenophon. 1) X. von Athen, berühmter griechischer Geschichtsschreiber und Feldherr, geboren 450 vor Chr., war ein Sohn des Cyrillus und Schüler des Sokrates, dessen Liebling er war. Mit ihm zugleich focht er im peloponnesischen Kriege und später in Persien unter einem Lakedämonischen Hülfsheere, das bestimmt war, dem jüngeren Cyrus auf den persischen Thron zu helfen. Da aber die Schlacht von Kunara unglücklich ausfiel und Cyrus sein Leben verloren hatte, führte X. die noch übrigen 10,000 Mann aus Oberasien durch größtentheils feindlich gesinnte Länder nach Griechenland glücklich zurück. Auch begleitete er darauf den spartanischen König Agesilaus nach Persien, wurde aber eben dadurch seinen Mitbürgern verdächtig und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte hierauf an verschiedenen Orten und zuletzt in Corinth, wo er 360 v. Chr. starb. Als philosophischer Schriftsteller hat X. uns die getreuesten Nachrichten von Sokrates und dessen Lehren in mehren Schriften hinterlassen; als Geschichtsschreiber die Geschichte Griechenlands (nur schreibt man ihm oft zu viele Parteilichkeit, besonders für Sparta zu) und seinen berühmten Rückzug mit den 10,000 Mann, überdies noch das Leben des Cyrus, was jedoch mehr ein historischer Roman, als treue Geschichte ist; außerdem mehre kleine Abhandlungen politischen und ökonomischen Inhaltes. Seine Schreibart gehört zu den besten Mustern, sie ist rein und schön, ruhig und edel, wie die Seele ihres Urhebers und gefiel wegen des ihr inwohnenden Wohllautes, so daß man ihn die attische Biene oder Muse nannte. Die Titel seiner einzelnen Werke sind: Denkwürdigkeiten des Sokrates (Memorabilia oder Ἀπομνημονεύματα), in welchen des Sokrates Denk- u. Handlungsweise in Gesprächen mit Sophisten und mit seinen Schülern dargestellt wird, herausgegeben von P. Victorinus, Florenz 1538, Ernesti 1737, mit Valkenaers u. Ruhnkens Anmerkungen 1772, Hindenburg, Leipz. 1769, Zeune 1781, Schneider 1790, 1801, 1816, Lange, Halle 1806, Herbst, ebend. 1827, Bornemann, Leipzig 1829, Sauppe, ebd. 1834, R. Köhner, Gotha 1841, Seyffert, Brandenburg 1842, 1844; die Apologie des Sokrates, worin er den Sokrates von dem Verdacht der Irreligiosität zu retten sucht (von Manchen für unächt oder für einen Theil der Memorabilien gehalten; Συμπόσιον, Gastmahl, Gastmahlgespräch über mancherlei Gegenstände, besonders über die Liebe, herausgegeben von Lange, Halle 1825, Herbst ebd. 1830, mit der Apologie von Bornemann, Leipzig 1824, mit Hiero und Agesilaus von Hannow, Halle 1835, Sauppe, Helmstedt 1841; Hiero oder Tyrannikos, ein Gespräch des Simonides mit dem syrakusanischen Tyrannen Hiero, über die Lebensvortheile und Nachtheile eines Königs und über die Mittel, wie ein Herrscher sich die Liebe seines Volkes erwerben könne, herausgegeben von Fratscher, Leipzig 1822, mit Agesilaus von Graff, ebd.; Oekonomikos, eine Philosophie des Hauswesens, herausgegeben von E. Herbst, Leipzig 1840, Breitenbach, Gotha 1842. Dazu kommen noch: Ueber die Pferdebehandlung, ein Traktat über den Kriegsdienst eines Reiters; Hipparchikos, vom Verhalten und der Wirksamkeit eines Reiteranführers; Kynegetikos, eine Lobschrift der Jagd; die Cyropädie, ein philosophischer Roman, in welchem das Ideal eines guten Regenten, unter der Person des Cyrus, gezeigt ist (herausgegeben von Hutchinson, Oxford 1727, 4., Morus, Leipzig 1771

und 1784, Zeune 1780, Schneider 1800, 1815, Poppo 1821, Bornemann, Gotha 1828, Holtzmann, Karlsruhe, 1833, Bornemann, Leipzig 1840, Jacobitz, ebd. 1843, Commentar von Fischer, herausgegeben von Kuinöl, Leipzig 1803, deutsch von J. F. von Meyer, Frankfurt 1824, 2. Aufl.); Historische: die Anabasis, der Zug der 10,000 Griechen unter Cyrus gegen Artaxerxes und hauptsächlich der von ihm geleitete Rückzug (Andere schreiben dies Buch dem Syrakusaner Timasigenes oder Themistogenes zu), herausgegeben von Hutchinson, Oxford 1735, 4., 1745 und mit Persons Anmerkungen, Cambr. 1785, Morus, Leipzig 1778, Zeune, ebd. 1785, Schneider, ebd. 1791, Lange, 3. Aufl., Halle 1823, Lion, Göttingen 1822, 2 Bde., Bornemann, Leipzig 1825, Krüger, Halle 1826, Berlin 1830, Poppo, Leipzig 1827, Holtzmann, Karlsruhe, 1833, Graff, Leipzig 1842, Bothe, 5. Aufl., ebd. 1844, Krüger, 2. Ausg., Berlin 1845); Hellenika, griechische Geschichte, Fortsetzung des Thukydides, von der Schlacht bei den arginusischen Inseln bis zur Schlacht bei Mantinea (von Einigen für unächt gehalten, herausgegeben von Morus, Leipzig 1779, Schneider 1791); Agesilaos, eine Lobschrift des Königs Agesilaos, herausgegeben von Heiland, Leipzig 1841, mit Hiero, s. oben; von der Republik der Spartaner, herausgegeben von Fr. Haase, Berlin 1833, und: von der Staatsverfassung der Athener, in welchen Schriften (gemeinschaftlich auch Politika genannt, herausgegeben von Lècluse, Paris 1820, von Sauppe, Leipzig 1838) er sich tadelnd über die athenienfische Demokratie ausspricht und mit großem Wohlgefallen bei der Verfassung der Spartaner verweilt; über die Staatseinkünfte, besonders, wie solche durch die Silberbergwerke, Zölle und den Handel in Attika vermehrt werden können. Ausgaben der sämmtlichen Werke, Flor. 1516, fol.; die Aldina, 1525, fol.; von Stephanus, Paris 1561, fol.; von Leunclavius, Bas. 1569, fol. u. ö.; van der Wells, Oxford 1705, 5 Bde.; von Thieme, Leipzig 1763, fol., 4 Bde. (n. wieder 1801); B. Weiske, Leipzig 1798 fol., 6 Bde.; Gail, Paris 1797, 1816, 2 Bde., 4.; Schneider, Leipzig 1816, 6 Bde., bei Didot in 1 Bd., Paris 1839. Uebersetzungen von den Brüdern Borheck, Lemgo 1778—94, 5 Bde.; Thieme und Sturz, Lexicon Xenophonteum, Leipzig 1801—1803, 4 Bde. Ueber X. vgl. Dodwell, Chronologia Xenophontea, Oxford 1700; Gail, La vie de Xenophon, Paris 1795, 2 Bde.; Creuzer, De Xenophonte historico, Leipzig 1799; Krüger, De Xenophontis vita quaestiones criticae, Halle 1822; F. Delbrück X., eine Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre, Bonn 1829. — 2) X. aus Ephesus, ein griechischer erotischer Dichter, der nach Einigen um 400 nach Christi, nach Andern aber viel früher lebte. Man hat von ihm die Geschichte des Habrokomes und der Anthia, in einer durch Simplizität und Leichtigkeit ausgezeichneten Sprache. Den Fleiß der angesehensten griechischen Sprachgelehrten hat der Text dieses Romans nützlicher beschäftigt, als seine Lesung Geschmack und Sittengefühl beschäftigen kann. Griechisch und lateinisch herausgegeben von dem Freiherrn v. Locella, Wien 1796, 4., auch im 2. Bde. der Mitscherlichschen Sammlung. Eine neue sehr gute Ausgabe hat P. Hofm. Peerlkamp geliefert, Harlem 1818, und eine Handausgabe, Fr. Passow, Leipzig 1833; deutsche Uebersetzung von Bürger, Leipzig 1775 und von J. G. Krabinger, München 1820. Früher noch als das Original, erschien die italienische Uebersetzung des Grafen Salvini, London 1723.

Xeres de la Frontera, Stadt im spanischen Königreiche Sevilla (Niederandalusien), liegt sehr romantisch auf der Spitze der Puerta do buena vista, in einer von der Natur äußerst begünstigten Gegend. Wohin das Auge sich nur wendet, sieht man üppige Waizenfelder, Weinberge und Olivenpflanzungen, untermischt mit Pomeranzen- u. Citronengärten. Schade, daß dieses kleine Paradies wegen der zahlreichen Räubereien so unsicher zu bereisen ist. Das Innere der Stadt verräth durch sein schlechtes Pflaster und den angehäuften Unrath den

mangelhaften Zustand der spanischen Straßenpolizei, hinwieder aber auch durch die vielen ansehnlichen Häuser und den mit Säulengängen und zahlreichen Kaufsgewölben umgebenen großen Marktplatz den Wohlstand der Bewohner, deren Zahl sehr abweichend von 30,000 bis zu 60,000 angegeben wird. Es hält sich insbesondere viel Adel hier auf. Pfarrkirchen hat die Stadt 9, Spitäler 4 und ehedem bestanden hier auch 21 Klöster. Dem Fremden fällt vornehmlich die Menge von Kaffeehäusern auf, die beständig von Gästen wimmeln. Vereinigungsort der schönen Welt und allgemeiner Spaziergang ist die Terrasse des Alcazares Reales. — Pferdezucht, Oelbau, namentlich aber der Weinbau sind die Hauptnahrungszweige der Stadt und Umgegend. Der so berühmte Wein von Xeres ist jung süßlich und blaß — Parjarete — älter ist er gelblicher und herber, ein Magenwein — Vino secco. Die Weinberge bringen zweierlei Sorten hervor, den sogenannten Sekt (Moscatello) und den süßen Wein (Pedro-Ximenes). Sehenswerth sind die „Bodega's" oder Wein-Vorrathshäuser. Dieselben bestehen nicht in unterirdischen Gewölben, sondern in großen, von zahlreichen Fenstern durchbrochenen Säulenhallen, wo in symetrischer Ordnung die Fässer nach den Tausenden aufgestellt sind, — veritable Bachuskathedralen. Der alte Wein wird in ungeheuren Fässern, fast so groß wie das Heidelberger Faß, aufbewahrt; man nennt ein solches Faß Madre (Mutterfaß), und einige dieser ehrwürdigen alten Damen enthalten Wein, der 120 Jahre erreicht hat. Man mischt damit die jüngern Weine, um ihnen durch diesen Zusatz eine Blume zu verschaffen. Die Zahl der Stückfässer, welche jährlich in X. zusammengebracht werden, beträgt 30,000. Die Hälfte davon wird nach England ausgeführt, wo dieser Wein unter dem Namen „Sherry" bekannt ist, während man ihn in Deutschland Xereser Sekt nennt. — In der Nähe von X. befindet sich die Cartuja, ein ehemaliges Karthäuserkloster. Die Gebäude prangen in verschwenderischer Architektur und haben einen Umfang, daß man eine kleine Stadt vor sich zu sehen glaubt. Der Kirche Vorderseite schmücken Statuen von des berühmten Alphonso Cano Meisterhand, das Innere Gemälde von Zierbaraa. Das Kloster unterhielt zwei Versorgungsanstalten, eine — zugleich Schule — für arme Kinder, die andere für hilflose Greise. Ungeachtet dieser wohlthätigen Institute fand es keine Gnade bei den Kirchenstürmern unserer Zeit; es wurde aufgehoben, und seine prächtigen Gebäude sind dem Verfalle preisgegeben. — In der Geschichte ist X. — das alte Asta regia — merkwürdig durch den entscheidenden Sieg, welchen vor seinen Mauern am 21. Juli 711 die Araber über die Westgothen erkämpften. — Kapitain Scott Excursions in the Mountains of Ronda and Grenada; Frank Standish: The Shores of the Mediterranean. mD.

Xerxes, König von Persien, zweiter Sohn und Nachfolger des Darius; bestieg den Persischen Thron 486 vor Chr. und bezwang gleich zu Anfang seiner Regierung Aegypten. Dadurch übermüthig gemacht, rüstete er sich mehre Jahre lange zu einem Kriege gegen Griechenland und schloß, um die sämmtlichen Griechen in Europa zu unterdrücken, ein Bündniß deshalb mit den Carthaginensern, die von Sicilien aus Groß-Griechenland anfallen sollten; 480 vor Chr. Geburt begann der Feldzug; den Berg Athos ließ er durchgraben und einen Kanal durch denselben führen; über den Hellespont wurden Brücken geschlagen und, als das Meer sie zertrümmerte, so ließ er es zu Strafe peitschen und die Baumeister hinrichten. Es wurden zwei neue Brücken erbaut; mit Aufgang der Sonne, die man mit Opfern und Gebeten begrüßte, begann der Zug und dauerte 7 Tage und 7 Nächte. X. soll von einer Anhöhe bei Abydus die Armee und die an der Küste stehende Flotte übersehen, anfangs in lautem Jubel ausgebrochen seyn, zuletzt aber viele Thränen vergossen haben, beunruhigt durch den Gedanken, wie bald vielleicht Keiner mehr von diesem Heere am Leben seyn könnte! Seine Landmacht soll sich, die Sklaven und Weiber mitgerechnet, auf 520,000 Mann belaufen haben. Die Flotte bestand aus 1227 Kriegs- und 3000 Lastschiffen. Bei seinem Einmarsche in Griechenland widerstanden ihm bei Thermopylä die be-

kannten 300 Spartaner unter Leonidas so heldenmüthig, daß er sich nur durch Bestechung den Weg öffnen konnte. Er rückte jetzt nach Attika vor, verbrannte das verlassene Athen und lieferte am 23. September 480 vor Chr. Geburt bei Salamis mit 2000 Schiffen gegen 380 griechische das zweite Seetreffen, nachdem das erste bei Artemisium Nichts entschieden hatte. X. ließ sich am Ufer des Meeres, umgeben von seiner ungeheuern Landarmee, einen Thron errichten, um dem Treffen zuzusehen, dessen Verlust ihn so aller Besinnung beraubte, daß er mit dem größten Theile der Landarmee eilig zurückfloh und auf einem elenden Fischerkahne über den Hellespont nach Asien übersetzte. 300,000 Mann der besten Truppen ließ er unter der Anführung des Mardonius zurück, die aber bei Platäa am 25. September 479 vor Chr. gänzlich geschlagen und aufgerieben wurden; an demselben Tage schlugen die Griechen auch seine Flotte bei Mykale. Der Krieg dauerte noch 30 Jahre fort, wurde aber von den Persern blos defensiv geführt, die am Eyrimedon 496 von Cimon an demselben Tage zu Wasser u. zu Lande gänzlich geschlagen wurden. X. überließ sich nun den niedrigsten Wollüsten und der empörendsten Grausamkeit; so wie er überhaupt nur das Spiel seines Serails war. Er wurde zuletzt von Artabanus, dem Befehlshaber der Leibwache, 461 ermordet und sein dritter Sohn Artaxerxes I. (Longimanus) folgte ihm in der Regierung.

Ximenes de Cisneros, Francisco, Cardinal und Staatsmann, einer der großartigsten Charaktere in der Weltgeschichte und eine Zierde des Katholicismus, geboren 1437 zu Torrelaguna in Altkastilien, stammte aus dem armen, adeligen Hause de Cisneros und war der Sohn von Alphons de Cisneros, einem Justizprokurator. Seine Studien machte der junge X. zu Salamanca und begab sich von da nach Rom; auf der Reise dahin wurde er zweimal ausgeplündert. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er von Rom zurück, im Besitze eines päpstlichen Dekretes, wonach er das erste Beneficium, welches erledigt würde, erhalten sollte. Der Erzbischof von Toledo verweigerte ihm dieses, aber X. übernahm das Amt eines Predigers zu Uzéda, welches durch den Tod seines bisherigen Inhabers gerade erledigt war. Der Erzbischof von Toledo ließ ihn wegen dieser Handlung in das Gefängniß von Uzéda setzen, worin ihm ein geistlicher Mitgefangener geweissagt haben soll, daß er eines Tages Erzbischof von Toledo seyn werde. Nachdem X. in Freiheit gesetzt war, erhielt er eine Pfründe in der Diözese von Siguença, und der Bischof dieses Kirchsprengels, Cardinal Gonzalez de Mendoza, die ausserordentlichen Talente des jungen Priesters bemerkend, machte ihn zu seinem Großvikar. X. zog die Einsamkeit dem bewegten Leben in der Welt vor u. trat bald nach Erlangung jener hohen Würde in das Kloster der Franziskaner zu Toledo, wo er die Ordensgelübde ablegte. Aber auch in der Einsamkeit des Klosters erregte der außerordentlich Begabte Aufmerksamkeit und viele kamen, um ihn zu sehen und zu besuchen. Deßhalb zog er sich in die Einsamkeit von Castanel zurück und widmete sich dem Studium der orientalischen Sprachen. Seine Oberen zogen ihn indessen aus der Einsamkeit hervor, um ihn für die Kanzel zu gewinnen, für die er bestimmt schien, denn die Hoheit seiner Gestalt und das Feuer seiner Rede befähigten ihn wie keinen Andern zum geistlichen Volksredner. Die Königin Isabella von Castilien wählte ihn zu ihrem Beichtvater u. bewirkte 1495 seine Erhebung zum Erzbischofe von Toledo, indessen war ein Befehl des Papstes nöthig, um den demüthigen Ordensmann zur Annahme jener hohen Würde zu bewegen. Sein Leben war von dieser Zeit an eine Reihe glänzender, dem Staate und der Kirche Segen und Heil bringender Thaten. Als Oberhirt der Erzdiözese von Toledo zeigte er den größten Eifer, visitirte die Kirchen, die Collegien und Wohlthätigkeitsanstalten seines Kirchsprengels und verwendete seine Einkünfte darauf, jene Anstalten zu verbessern und zu verschönern. Er reinigte sein Erzbisthum von Mißbräuchen, die sich hier und da eingeschlichen hatten, u. besetzte die geistlichen Aemter mit den würdigsten Männern. Den Geistlichen gab er sehr weise Vorschriften und bewirkte eine Reform der Bettelorden in Spanien;

zu Erreichung dieses Zweckes hielt er zwei Synoden zu Alcala und Talavera. Die Pforten seines Palastes waren den Bedrängten und Hilfsbedürftigen aller Art stets geöffnet, X. hörte ihre Bitten mit Geduld an, tröstete und unterstützte sie mit edler Großmuth. Nach dem Tode der Königin Isabella (1504) vertraute ihm der König Ferdinand der Katholische die Leitung der obersten Staatsgeschäfte an und X. war es, der, seiner Lebensweise nach ein einfacher Mönch und an Demuth und Selbstverläugnung dem geringsten Ordensbruder gleich, ein Staatsminister wurde, wie Spanien vorher und nachher keinen gesehen, dessen Streben dahin ging, sein Vaterland Spanien zur höchsten Stufe des Ruhmes und materieller Größe zu führen, wie Richelieu ein Gleiches mit Frankreich später anstrebte. Aber zwischen dem Streben beider Männer ist ein großer Unterschied. X. hat nie die verwerflichen Mittel angewendet, deren sich der französische Staatsmann bediente und ist nie von Hoffart und Selbstsucht nur leise berührt worden, womit gerade Richelieu seinen Ruhm so befleckte. Spanien im Innern zu einigen und zu kräftigen, nach Außen aber zu beschützen und zu befestigen, das waren die Zwecke der ersten Bemühungen unseres X. Deßhalb wendete er den Mauren die größte Aufmerksamkeit zu. Alle seine Einkünfte, die jährlich ½ Million Dukaten betrugen, widmete er einem Zuge gegen die letzten Besitzungen jenes Volksstammes in Spanien. Granada fiel und X., der Krieger und Staatsmann, wurde Missionär, predigte den Unterworfenen das Evangelium und taufte beinahe 3000 Bekenner des Islam auf einem großen geräumigen Platze, wo er auch die Bücher des Korans feierlich verbrennen ließ. Papst Julius II. zeichnete den glaubenseifrigen Mann durch Verleihung des Purpurs aus und ernannte ihn zum Kardinal von Spanien. Nun gedachte X. nach Afrika überzuschiffen und die Festung Oran zu erobern; im Mai 1509 landete er mit einer Flotte von 80 Schiffen an der Küste von Afrika und stellte sich selbst zu Pferde, mit der erzbischöflichen Kleidung und den Insignien seiner Würde geschmückt an die Spitze des christlichen Heeres. Es erfolgte vor Oran eine Schlacht, die Ungläubigen wurden besiegt, Oran erobert und der größte Theil der Besatzung niedergemacht. Als X. beim Einzuge in die eroberte Stadt die Menge der Erschlagenen sah, weinte er und sagte: „Es waren Ungläubige, aber Menschen, die man zu Christen machen konnte, ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Sieges entrissen.“ Oran ließ er nun befestigen, weihte die Moscheen zu christlichen Kirchen ein und kehrte dann nach Spanien zurück. König Ferdinand zog dem heimkehrenden Sieger bis in die Gegend von Sevilla entgegen und umarmte ihn. Als der umsichtige Staatsmann eine Hungersnoth herannahen sah, ließ er öffentliche Getreidespeicher zu Toledo, Alkala und Torrelaguna errichten und dieselben auf seine Kosten mit Vorräthen anfüllen. Diese wohlthätige Handlung machte einen solchen Eindruck auf die Gemüther, daß man, um das Andenken daran zu bewahren, Denkschriften lobenden Inhaltes in dem Saale des Senates zu Toledo und auf dem öffentlichen Platze der Stadt aufstellen ließ. Auch seiner Vaterstadt Torrelaguna erwies er Wohlthaten, baute hier ein schönes Kloster und legte eine kostbare Wasserleitung an. Gegen den afrikanischen Sklavenhandel eiferte X. und verwarf mit Unwillen den Vorschlag des Bischofes Las Casas, Neger einzuführen, um die Eingeborenen Amerika's zu schonen. König Ferdinand ernannte, ungeachtet er eine gewisse Eifersucht gegen X. hegte, vor seinem Tode den Kardinal zum Regenten von Spanien (1516), weil der Erzherzog Karl, Ferdinand's Enkel, noch minderjährig war. Während dieser zweijährigen Administration leistete X. Außerordentliches, hob die Finanzen, indem er viele Domänen wieder in den Besitz der Krone brachte und erübrigte durch weise Sparsamkeit dem Staate große Summen. Die spanischen Großen waren stets seinen Absichten entgegen, aber seine Entschlossenheit und die kluge Maßregel den Bürgerstand zu bewaffnen und militärisch einzuüben, so daß er den Granden gegenüber auf die heranziehenden Schaaren der Bürgerwehrmänner drohend hinweisen konnte, hielt den übermüthigen Adel im Zügel. Indessen fuhren seine vornehmen Feinde fort, ihn

bei dem jungen Könige zu verläumden und leider gelang es ihnen. Nichts ahnend, erhielt X. eines Tages einen in würdiger Sprache abgefaßten Brief des Königs, worin ihm erlaubt wurde, nach so vielen Verdiensten und bei so vorgerücktem Alter in seinen Sprengel zurückzukehren u. der Ruhe zu genießen. Das brach des edlen Mannes Herz, wenige Stunden nach Empfang jenes Schreibens schied er aus dem Leben, am 8. November 1517, in dem hohen Alter von 81 Jahren. — X. hat gleiches Loos mit den edelsten und besten Männern Spaniens getheilt, er, der wie Gonsalvo de Cordova und Christoph Columbus nur das Ansehen und die Macht seines Vaterlandes erhöhen wollte, empfing gleichen Lohn mit diesen Männern, einen Lohn, wie ihn nur der schnödeste Undank geben konnte. — Sehen wir jetzt, welche Verdienste dieser große Staatsmann sich um die Wissenschaften erworben hat und wie er, den äußerer Glanz umstrahlte, der im eigentlichen Sinne Spaniens Herrscher war, im Privatleben erschien. Die Geschichte der Wissenschaften nennt X.s Namen mit Auszeichnung, er stiftete 1499 die Universität Alcala de Henares (Complutum), in deren Universitätskirche auch sein Leib beigesetzt wurde. Diese Hofschule gab auf Geheiß und Kosten ihres Stifters die erste Polyglottenbibel (Biblia Complutensis) in 6 Sprachen heraus. Das ganze Werk erschien in 6 Foliobänden, wurde von 1502—17 vollendet und kostete 50,000 Dukaten. Zu Vollendung dieses Werkes berief X. die berühmtesten Gelehrten Spaniens und des Auslandes, kaufte die kostbarsten Handschriften an, ja nahm selbst an der Bearbeitung des N. T. in der Ursprache Antheil. Im Privatleben war Spaniens größter Saatsmann stets der einfache Mönch, wie er es einst unter seinen Ordensbrüdern im Kloster von Toledo und in der Einsamkeit von Castonel gewesen war. Er bewahrte treu seine Ordensregel, fastete an der königl. Tafel, trug Kutte und Haarhemd und schlief auf Brettern in der einfachen Zelle, welche die Prunkgemächer des Pallastes von Toledo einschlossen und in der man keinen Staatsminister suchte, welcher die Geschicke eines mächtigen Reiches lenkte, sondern einen demüthigen streng lebenden Mönch nach der Regel des heil. Franziscus. — Das war X., ein Mann, streng gegen sich selbst bis zum Aeußersten, aber nachsichtig und liebevoll gegen seine Untergebenen, der mit Ehren und Ansehen überhäuft sich selbst zu verläugnen und demüthig zu seyn wußte, der die Pflichten des Staatsmannes mit den Obliegenheiten des Priesters zu verbinden und im Geräusche eines bewegten, glanzvollen Lebens die Ordensregel eines Mönches zu bewahren verstand; so daß er dasteht, ein unerreichbares Muster für alle Zeiten! S. Alv. Gomecii de rebus gestis a Fr. Ximenio Cisnerio lib. VIII. Compluti 1569 fol.; Histoire du Cardinal Ximenes par Fléchier evêque de Nismes, Amsterdam 1700, deutsch von Fritz, Würzburg 1828. Andere Biographien von X. sind in Spanien: Eugen de Roblez und Antonius d'Uza, in Italien Cimarelli und Garimberti, in Deutschland vorzugsweise der treffliche Hefele in Tübingen. C. Pfaff.

Xylharmonikon (Holzharmonikon), ein von Joh. Andr. Uthe, Orgelbauer in Hohlstädt bei Sangerhausen, vorher in Dresden erfundenes Tasteninstrument mit hölzernen Stäben, welche durch eine Walze in Bewegung gesetzt werden. Diese Stäbe lagen in horizontaler Richtung, wurden mit fein gepulvertem Harze bestreut und vermöge Handschuhen gestrichen, in welcher Form der Erfinder sein Instrument Xylophon auch Xylosistron (Holzsistron) nannte. Später versah er es mit einer Claviatur u. ließ sich darauf 1810 in Dessau hören. Der Klang ist voll und stark und in den Mitteltönen der Harmonika ähnlich.

Xystos hieß in der Baukunst der Alten ein langer bedeckter Gang in großen Gebäuden, um Bewegung machen zu können; ein bedeckter Säulengang zu den Uebungen der Athleten; ein Bogengang, oder ein blos mit Bäumen, Blumen und Pflanzen eingefaßter Gang in den Gärten (auch bei den Römern). Die zwischen xystus und xystum im Latein. gemachte Unterscheidung, nach welcher dort ein freier, offener, hier ein bedeckter Gang zu verstehen seyn soll, ist nicht zu erweisen, dagegen nennt Tertullian Xystus den Platz für die Zuschauer bei Athletenkämpfen.

Y.

Y, 1) als Laut- und Schriftzeichen, der 20 Buchstabe des griechischen (υ), der 25 (24) des deutschen Alphabets, das ihn von jenem entlehnt hat. Sein ursprünglicher Laut war u, später ü, bis es in den neueren Sprachen den reinen i-Laut angenommen hat. Dabei ist jedoch der Unterschied nicht zu übersehen, ob der Buchstabe y in ursprünglich griechischen, oder in nationalen Wörtern vorkommt. Im ersteren Falle haben nämlich die neueren Sprachen, mit Ausnahme der italienischen, denselben gewöhnlich beibehalten; im letztern dagegen fand er erst allmälig Eingang und vertritt entweder die Stelle des j (so im Englischen und Spanischen) oder des langen i, oder (wie im Französischen) des ii. — Der Name Ypsilon (bloßes Y) rührt daher, weil Y früher zugleich die Stelle des äolischen Digamma (s. d.) vertrat und, um den Selbstlauter von jenem Hauche zu unterscheiden, bezeichnete man ihn mit diesem Zusatze. Erst zu Augustus Zeiten scheint das Y in das lateinische Alphabet aufgenommen worden zu seyn und seine Stelle zwischen dem X und Z erhalten zu haben. — 2) Als Zahl bedeutet a) im Griechischen υ = 400; ͵υ = 400,000; b) in der Rubricirung = 22. — 3) Als Abkürzung: a) in der Mathematik eine zweite unbekannte Größe, während bei der ersten X (s. d.) gebraucht wird; b) auf dem Revers neuerer französischer Münzen die Münzstätte Bourges; c) in der Chemie bezeichnet es das Yttrium (s. d.). — 4) In allegorischem Sinne nannte man das Y auch den pythagoreischen Buchstaben, weil Pythagoras diesen Buchstaben gebraucht hatte, um die Scheidung des menschlichen Lebensweges entweder zum Bösen, oder zum Guten dadurch zu versinnlichen.

Y (Het-Y), ein Arm des Zuydersee's, bei Amsterdam, in der niederländischen Provinz Nordholland, steht mit dem Wykermeere nordwestlich und mit den Hallemarmeere südlich in Verbindung, nimmt mehre kleine Flüsse, wie die Amstel, Zaan, Spaaren rc. auf und ist durch einen Kanal mit Edam und durch den Busen Pampus mit dem Zuydersee verbunden.

Yam (Dioscorea) ist der Gattungsname mehrer Pflanzenarten, die sich auszeichnen durch eine fleischigknollige, viel Satzmehl enthaltende Wurzel. Diese enthält überdieß einen bittern und scharfen Stoff, von welchen sie durch Auswaschen, Kochen oder Braten leicht befreit werden kann, in welchem Zustande sie dann zu einer mehlreichen und nahrhaften Speise wird. Solche Pflanzenarten werden vorzüglich zu diesem Behufe in den Tropengegenden, besonders Australiens und Asiens, etwas seltener in Afrika und Amerika, cultivirt, und sind hauptsächlich auf den Südsee-Inseln nebst der Brodfrucht das allgemeinste Nahrungsmittel. In Ostindien bedient man sich der Wurzel auch als Arzneimittel und zwar äußerlich mit gutem Erfolg bei bösartigen Geschwüren, so wie des Saftes der Blätter, namentlich von dem geflügelten Y. (Dioscorea alata) beim Biß der Skorpione. Außer dem eben genannten Y. gehören zu den am häufigsten angebauten: der knollige Y. (D. bulbifera), der gemeine Y. (D. sativa) und Dioscorea aculeata, die sich theils durch die Form der Wurzel, theils durch die Stellung und Gestalt der Blätter, sowie durch den Blüthenstand rc. unterscheiden. — Alle pflanzt man wie die Kartoffeln fort, sie reifen aber früher als diese. Die Zeit des Anbaues fällt in den August, die der Ernte in den November oder Dezember. Vergleicht man die Y.swurzel mit den Kartoffeln, so stehen sie allerdings letztern an Wohlgeschmack und leichter Verdauung nach. C. Arendts.

Yarmouth, regelmäßig gebaute und befestigte Seestadt in der Grafschaft *Norfolk*, an der Mündung der Yare in die Nordsee auf einer sandigen Landzunge

liegend, welche die östlichste Spitze von England bildet. Den trefflichen Hafen umschließen zwei lange Dämme nebst einem großen Kai von einer Viertelstunde Länge. In der St. Nikolaikirche befindet sich eine der größten Orgeln des Landes. Sehenswerth sind ferner Nelsons Denkmal, eine 78 Fuß hohe dorische Säule, das Rathhaus, das Zollhaus, das Theater, das prachtvolle Irrenhaus. Es bestehen hier auch ein Hospital für kranke Fischer und zwei andere Spitäler, Armenschulen und wohleingerichtete Seebäder. Die Stadt zählt 24,000 Einwohner und unterhält Getreide-, Fisch- und Steinkohlenhandel und lebhaften Seeverkehr mit dem Auslande. Die Handelsflotte von Y. ist sehr alt und im Mittelalter lieferte die Stadt den Königen mehr Fahrzeuge als selbst London. Jährlich gehen mehre Schiffe auf den Wallfisch- u. Kabeljaufang; vorzüglich aber ist es die Häringsfischerei, welcher Y. seinen Wohlstand verdankt. Dieser Nahrungszweig beschäftigt 10,000 Seeleute und liefert des Jahres gegen 70,000 Tonnen Häringe. Man weiß aus öffentlichen Akten, daß seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts der Häringsfang an der Küste von Norfolk betrieben wird. — Eine Kettenbrücke, die über den Busen Breydon geht (sie riß 1845, wobei viele Menschen umkamen) verbindet Y. mit Little- oder Klein-Y. in der Grafschaft Suffolk. mD.

Yembo oder Dschambo (Jambo el Bahar), ansehnliche Handelsstadt im Beled el Haram oder Heiligen Lande Arabiens, westsüdwestlich von Medina und an einer tiefen Bucht des rothen Meeres erbaut, welche den Schiffen einen guten Ankerplatz gewährt. Ein Einschnitt dieser Bucht theilt die Stadt in zwei Theile, von welchen der eine ausschließlich Y., der andere, meist von Seeleuten bewohnt, Elkos heißt. Das Ganze ist auf der Landseite, zum Schutze gegen die Wahabiten, von einer starken Mauer mit Thürmen umgeben. Drei schlecht gebaute Moscheen, einige Khans und das Haus des Statthalters des Scherifs von Mekka ausgenommen, gibt es an diesem Orte kein nennenswerthes Gebäude. Die meisten Einwohner gehören zu dem Beduinenstamme Dschebeyer, und einige angesehene Scheriffamilien haben sich mit ihnen vermischt. Die Hauptbeschäftigung ist Schifffahrt und Handel. Die Stadt besitzt etwa 50 Schiffe, die in allen Handelszweigen des Rothen Meeres beschäftiget sind. Mit Aegypten wird starker Verkehr getrieben und nach Medina gehen regelmäßige Karawanen. — Die nächsten Umgebungen Y.s sind ganz unfruchtbar, aber in einer Entfernung von etwa drei englischen Meilen trifft man das schöne, von einem krystallhellen Bache bewässerte und mit Weinreben, Feldfrüchten und Dattelbäumen bepflanzte Thal Yembo el Nakhel. Hier haben beinahe alle angesehenen Familien der Stadt Landhäuser. — Im Herbste des Jahres 1811 bewirkte die türkisch-ägyptische Armee unter Tusun Pascha ihre erste Landung bei Y. und bemächtigte sich desselben nach kurzem Widerstande. In neuerer Zeit lagerte bei der Stadt die ägyptische Reiterei, welche Mehemed Ali unter den Befehlen seines Sohnes gegen die Wahabiten entsendet hatte. mD.

Yezd oder Jesd, beträchtliche Handelsstadt in der persischen Provinz Farsistan, an der Gränze der großen Salzwüste, mit starker Seiden- und Wollenweberei, ausgebreiteter Kameelzucht und 60,000 Einwohnern, unter welchen sich viele Gebern oder Parsen befinden. Selbe besitzen in dem Stadtviertel Pust-ni-Phana Ali und in den benachbarten Dörfern ungefähr 1000 Häuser. Wenige nur sind Kaufleute, die meisten bebauen den Boden oder treiben Handwerke. Ihr Feuertempel zu Y. bietet nichts Ausgezeichnetes. mD.

Ygdrasil, heißt in der skandinavischen Mythologie der Weltbaum, eine ungeheure Esche, welche ihre Aeste bis zum Himmel erhebt und sie über die ganze Erde ausstreckt. Drei Wurzeln nähren dieselbe, die eine geht nach dem Aufenthalte der Götter Asgard, die andere in das Riesenland Jotunheim und die dritte nach Nifflhel in der Unterwelt. An dem Quell Urdarborn wohnen die drei heiligen Schicksalsnornen, welche diese Wurzeln täglich mit dem Wasser des Brunnens begießen; dieser Born ist im Asenlande, bei der andern Wurzel in Jotunheim ist der *Mimirsbrunnen* und in dem Reiche der Hela der Quell Hwergelmer, aus

welchem die Höllenflüsse entspringen. Der Baum ist bewohnt von verschiedenen Thieren, so von den Hirschen, Dain, Dwalin, Doneyr und Durathor, welche seine Blätterknospen abfressen; im Gipfel haust ein Adler, der zwischen seinen Augen den Habicht Wedursölner trägt; ganz unten an der Wurzel wohnt die Schlange Nidhöger, welche an des Baumes Wurzeln nagt; zwischen beiden läuft ein Eichhörnchen, Ratatösker, auf und ab, welches zwischen dem Adler und der Schlange Zwietracht zu stiften sucht. Die letztere benagt ewig die Wurzeln des Baumes, um ihn zu fällen, wie die Hirsche seine Zweige benagen. Doch wird er durch das Begießen erhalten und selbst beim Weltuntergange, bis zu welchem die Götter sich täglich zu seinem Schatten versammeln, um Rath zu halten, wird er nicht untergehen, sondern nur heftig erschüttert werden.

Yonne, ein nach dem gleichnamigen Flusse, einem Nebenflusse der Seine genanntes Departement in Frankreich, wo die fünf alten französischen Provinzen Nivernais, Ile-de-France, Orleanais, Champagne und Bourgogne zusammenstoßen. Es umfaßt von denselben den Nordwesten der Bourgogne (Auxerrois), den Südwesten der Champagne (Séronais) und einen kleinen Theil von Südosten der Ile-de-France (Gatinais) und gränzt an die Departements Seine-Marne, nordwestlich, Aube nordöstlich, Cote-d'Or südöstlich, Nièvre südlich, Loires westlich. Die Zahl der Einwohner beträgt in fünf Arrondissements 375,000, wechselt in Hügeln, Thälern und Ebenen, ohne einen ansehnlichen Berg zu haben. Die bedeutendsten Höhen bilden die Wasserscheide zwischen der Loire und Seine. Die Yonne durchfließt das Departement von Süden zu Norden und nimmt die Eune, Armançon, Vannes rechts, den Brin links auf. Den Osten durchschneidet der Bourgognekanal zur Verbindung der Yonne und Saone. Der Boden ist sehr steinig, aber fruchtbar an Getreide, Hanf, Hülsenfrüchten, Wein. Die Industrie ist unbedeutend und schafft nur etwas Eisen, Glas, Fayançe, Papier, Zucker etc. Hauptstadt ist Auxerre.

York, die Hauptstadt von Yorkshire, der größten, 281 □M. u. 1,600,000 Einwohner enthaltenden Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums, und der Sitz eines anglikanischen Erzbischofes, liegt in einer großen Ebene, am Zusammenflusse der Ouse und des Foß, deren Vereinigungswinkel ein mit einer verfallenen Warte, dem sogenannten „Cliffordsthurme", gekrönter Hügel bildet. Eine schöne Brücke unterhält die Verbindung der Stadt mit der Vorstadt Micklegate-Bar. Mittelalterliche Mauern mit Thürmen und Thoren dienen als Befestigung. Das Innere zeigt ein Gemisch von alten und neuen Häusern, und wenn Y. sehr anziehende Partieen entfaltet, so hat es dafür auch viele düstere und unfreundliche Straßen. Die Hauptzierde der Stadt ist die Kathedrale. Der Bau dieser großartigen Kirche dauerte von 1171—1426. Während der Reformation unter Heinrich VIII., wie unter Cromwell's Dictatur, zerstörte man die Figuren, Inschriften, Gräber und andern Schmuck; das Beschädigte wurde aber durch den Architekten Kent im Jahre 1736 wieder hergestellt. Noch größere und kostspieligere Restaurationen waren in unserm Jahrhunderte erforderlich, nachdem der Schwärmer Martin am 2. Februar 1829 die Kirche in Flammen gesetzt u. 1840 ein wiederholter Brand einen Theil derselben verzehrt hatte. Mit Recht wird die Kathedrale von Y. als das regelmäßigste, reichste und eleganteste Denkmal gothischer Baukunst in England betrachtet, indem die Symmetrie im Plane, die glückliche Uebereinstimmung aller einzelnen Theile, der Reichthum an durchbrochener Arbeit und die Schönheit der Verhältnisse in gleichem Grade das Auge auf sich ziehen. Die Dimensionen des Gebäudes sind: Länge, die Aussenwerke mit eingerechnet, 518 englische Fuß, Breite 110 Fuß im Schiffe, 222 Fuß in den Kreuzflügeln, Höhe des Gewölbes 120 Fuß, Höhe der beiden Thürme an der Vorderseite 196 Fuß, Höhe des über der Kreuzvierung stehenden Thurmes (ohne den Obelisk) 198 Fuß. Das Innere ist ein Meisterstück von Leichtigkeit und Kühnheit, und durch große Fenster mit Glasmalereien erhellt. Die Kirche hat das wohlklingendste Geläute in England und nächst der Harlemer die größte

Orgel in Europa; weiter gehören zu ihr ein prächtiger Kapitelsaal mit einer gothischen Wölbung von 68 Fuß Höhe und eine Bibliothek. Außer dem Dome besitzt Y. noch 22 mehr oder minder sehenswerthe Kirchen und mehre Bet- und Versammlungshäuser für die Dissidenten. Die Katholiken haben hier eine hübsche Kirche und ein altes Nonnenkloster, zugleich weibliches Erziehungsinstitut. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich das Guildhall (Rathhaus) und Mansionhouse oder der Palast des Lordmayor aus. Y. ist nämlich hinsichtlich der Verwaltung die zweite Stadt des Reiches, und der hiesige Mayor führt, wie der in London, den Titel Lord. Das alte von Richard III. erbaute Schloß wird jetzt als Gefängniß benützt. Der Erzbischof wohnt zu Bishopstown, eine halbe Stunde von der Stadt. Die große Musikhalle hat Raum für 2000 Zuhörer. Wohleingerichtete Schulen und wissenschaftliche Institute (darunter eine theologische Fakultät der Unitarier), Armen- und Krankenanstalten können in einer Gemeinde von diesem Umfange nicht fehlen; besonders trefflich organisirt sind die zwei Irrenanstalten. 36,000 Einwohner, Fabriken in Kattun u. andern gewebten Waaren, berühmte Pferderennen. — Unweit der Stadt liegt das von den Quäckern errichtete Irrenhaus Retreat und das Schloß Howard mit vielen Kunstschätzen und Denksäulen Nelson's und Marlborough's. — Y. ist eine der ältesten Städte Englands und war schon unter den Römern als Eboracum wichtig. Hier hatte die Legio VI. victrix ihr Standquartier und der Kaiser Severus einen Palast, in welchem er 211 n. Chr. starb. Constantin der Große wurde eben da zum Kaiser ausgerufen. Später nahmen hier angelsächsische Könige ihren Sitz. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts predigte Paulinus den Bewohnern Y.s das Christenthum und ward erster Erzbischof. Nach der Hand erhoben sich langwierige Streitigkeiten zwischen den hiesigen Kirchenfürsten und denen von Canterbury. Der Erzbischof von Y. legte sich den Titel Primas von England bei, mußte aber endlich doch dem von Canterbury den Vorrang einräumen, welcher sich Primas von ganz England nennt. — The History and Antiquities of the Metropolitical church of York, by John Britton, London 1819. mD.

York, Frederick, k. Prinz von Großbritannien und Irland, Herzog von Y. und Albanien, zweiter Sohn Königs Georg III. von Großbritannien, geboren zu London 1763, wurde schon am 27. Febr. 1764 zum Fürstbischofe von Osnabrück ernannt, ging 1779 nach Berlin, um den preußischen Kriegsdienst zu erlernen und trat 1782 die Regierung seines Bisthums an, lebte aber größtentheils in London. 1793 übernahm er den Oberbefehl über die britische Heeresabtheilung in Flandern, welche zur Armee des Prinzen von Coburg gehörte, mußte aber nach der unglücklichen und durch die Schlacht bei Hontscote (d. 8. Sept. 1793) vereitelte Unternehmung gegen Dünkirchen 1794 nach England zurückkehren und ward 1795 Oberfeldherr der britischen Armee, um die er sich durch manche getroffene gute Einrichtung sehr verdient machte. Zwar war er als Anführer der neuen Expedition (1799) nach Holland ebensowenig glücklich, indem er am 19. September bei Bergen und am 6. Oktober bei Alkmaar von dem französischen General Brune geschlagen, endlich am 18. Oktober die Capitulation zu Alkmaar abschließen mußte, zu Folge welcher die Engländer Holland räumen und 8000 Kriegsgefangene zurückgeben mußten; doch erhielt er von Neuem das Obercommando über die britische Armee und suchte sie nach seinem frühern Plane zu organisiren, bis seine Verbindung mit Mistreß Klarke ihm selbst im Parlamente den Vorwurf zuzog, daß er sich zu sehr dem Einflusse derselben hingebe u. allerhand Mißbräuche in der Armeeverwaltung und Ungehörigkeiten, Bestechungen geduldet habe. Der Obrist Wardle trat darauf (am 27. Jan. 1809) als Ankläger im Unterhause gegen ihn auf und verlangte, obgleich die Mehrheit zu Gunsten des Herzogs sich erklärte, die Absetzung desselben als Oberbefehlshaber, worauf er im März 1809 freiwillig resignirte. Doch schon im Mai 1811 übertrug ihm sein Bruder, der Prinz Regent, die Oberbefehlshaberstelle der britischen Landmacht wieder, die er auch trotz erneuerter Anklagen des Lord Milton und Francis

Burdett's im Unterhause und trotz dem, daß häufig Spottgedichte gegen ihn erschienen, fortbehielt, und durch seine zweckmäßige Verwaltung mehrmals den Dank des Parlaments erhielt. Von seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, mit der er seit 1791 vermählt war, und die 1820 starb, trennte er sich schon wenige Jahre nach der Vermählung wieder. Das Spiel brachte seine Finanzen in grosse Unordnung. Durch den am 6. November 1817 erfolgten Tod der Prinzessin Charlotte, ward er Thronerbe, starb aber schon 1827 kinderlos, nachdem er bis an das Ende seines Lebens, als Großmeister sämmtlicher Freimaurerlogen Großbritanniens, sich der Emancipation der Katholiken auf das Hartnäckigste widersetzt hatte. Nach seinem Tode wurde ihm in der Nähe von St. James Park von seinen Freunden eine Denksäule errichtet.

York, Hans Ludwig, Graf von Wartenburg, königl. preußischer Generalfeldmarschall, geboren zu Königsberg 1759, trat 1772 in preußische Dienste, wohnte als Lieutenant dem Feldzuge von 1778 bei u. trat 1782, nachdem er wegen genommener Selbstgenugthuung eine Zeit lange auf der Festung gesessen hatte, als Capitän in holländische Dienste, stand 1783 und 84 in Ostindien, ging aber dann nach Preußen zurück, trat 1786 als Capitän in das neu errichtete Füsilierbatainon Pluskow, wurde 1792 Major, und befehligte 1794 ein Füsilierbataillon gegen die Polen, 1797 errichtete Y. zu Johannisburg in Preußen ein eigenes Füsilierbataillon, und wurde 1799 Kommandeur des Feldjäger-Regiments, 1800 Oberstlieutenant, 1803 Oberst und 1805 Regimentschef und Brigadier. 1806 stand er bei dem Corps des Herzogs von Weimar, deckte bei Sandau den Uebergang desselben über die Elbe und ward zu Lübeck schwer verwundet, gefangen. Mit Blücher zugleich ausgewechselt, kam er im Frühjahre 1807 zur Armee nach Preußen, wurde zum Generalmajor befördert und nach dem Frieden erst Commandeur der Reserve u. 1808 der westpreußischen Brigade. 1810 erhielt er auch die Inspektion über die leichte Infanterie und wurde 1811 Generalgouverneur von Westpreußen. 1812 erhielt er, nachdem General Grawert im August 1812 wegen Kränklichkeit das preußische Corps gegen Rußland verlassen hatte, das Commando über dasselbe. Y. stand Anfangs in gutem Vernehmen mit dem Marschall Macdonald, seinem Commandeur, bald aber traten Mißverhältnisse ein, aber dennoch focht Y. mit seinem Corps tapfer gegen die Russen, wie besonders bei der Abwehr des Angriffs auf den zur Belagerung Rigas bestimmten französischen Artilleriepark. Als am 18. Dezember 1812 die französische Armee auf dem Rückzuge vernichtet war, und das zehnte Armeecorps auch den Rückzug antrat, erhielt Y. die Führung der Nachhut, welche aus vier Bataillonen u. acht Escadronen bestand, u. auf diesem Zuge schloß er am 30. Dez. 1812 in der Mühle von Poscherau ohne Autorisation des Hofs eine Convention mit dem General Diebitsch ab, vermöge welcher seine Truppen zwischen Tilsit u. Memel Cantonirungsquartiere bezogen. Der König von Preußen tadelte zwar zum Schein Y.s Benehmen, aber Y. behielt den Befehl über sein Corps, u. nachdem es in Preußen complettirt worden war, führte er es an die Elbe, focht am 5. April 1813 siegreich bei Danigkow gegen den Vicekönig von Italien u. nahm an den Schlachten bei Lützen und Bautzen Antheil. Nach dem Waffenstillstand befehligte Y. das erste preußische Corps, das bei der schlesischen Armee stand, entschied mit ihm die Schlacht an der Katzbach (26. August) u. erzwang am 3. Oktober bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe, für welches Gefecht er nach dem Frieden von Paris zum Grafen von Wartenburg ernannt wurde. Am 16. Okt. schlug Y. den Marschall Marmont bei Möckern, lieferte am 20. Oktober das Gefecht bei Freiburg an der Unstrut, rettete am 11. Febr. 1814 bei Montmirail das Sacken'sche Corps vom Untergange und entschied am 9. März bei Laon. Nach dem Frieden von Paris wurde Y. General der Infanterie, Generalgouverneur von Schlesien und Posen, erhielt aber nach der Rückkehr Napoleons das neunte Armeecorps. Nach dem zweiten Pariser Frieden nahm Y. seinen Ab-

schied und zog sich auf sein Schloß in Klein-Oels in Schlesien zurück, wo er 1830 starb.

Young, Edward, ein berühmter englischer Dichter, geboren 1681 zu Upham bei Winchester in Hamshire, der Sohn eines Predigers, studirte zu Oxford, wo er eben keine Zierde der Religion und Moral gewesen seyn soll, die Rechte, ward 1719 Doktor derselben, allein sein Enthusiasmus für die christliche Religion, bewog ihn, das theologische Studium zu betreiben; er trat daher in den geistlichen Stand, ward 1728 Kaplan König Georgs II., und erhielt zwei Jahre später die beträchtliche Pfarrstelle zu Wetwyn in Herfordshire, wo er sich mit einem Frauenzimmer von dem edelsten Charakter, der Wittwe des Obersten Lee, verheirathete. Allein nur kurze Zeit dauerte dieser Ehestand, der die glücklichste Epoche seines Lebens ausmachte; denn 1741 starb seine Gattin nebst dem Sohne und der Tochter, die sie ihm aus der ersten Ehe zugebracht hatte; er beklagte diesen Verlust in seinen „Nachtgedanken“ (zu deren Verfertigung er dadurch veranlaßt worden war) sehr lebhaft und wurde noch mehr als vorher zur melancholischen Poesie hingerissen, in die er auch bis an seinen Tod, der 1765 zu Wetwyn erfolgte, wahre Meisterwerke lieferte. Er war ein Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und aufrichtiger Religiosität und liebte vorzüglich die Einsamkeit, welches eine Wirkung seines, zu tiefsinnigen und traurigen Phantasien gestimmten Geistes war. Er schrieb sehr Vieles und lieferte schon in seinen jüngeren Jahren einige allgemein beliebte Trauerspiele (die jedoch viele Mängel haben), wie: die Rache, Busiris und die Brüder (das letztere von J. A. Schlegel ins Deutsche übersetzt, Kopenhagen 1764), verfertigte dann einige Gedichte, die wegen ihrer Schönheit und Erhabenheit mit allgemeinem Beifalle gekrönt wurden, z. B. drei Gesänge auf den letzten Tag, die Macht der Religion, die Ergebung (sein letztes im Greisenalter geschriebenes Gedicht) und sieben Satyren, die er unter dem Titel: die Ruhmbegierde, in ein Ganzes verband und in denen er den Ehrgeiz als die Quelle aller Thorheiten und Laster in einer beißenden, natürlichen und ungezwungenen Schreibart schilderte. Allein sein vortrefflichstes Werk sind unstreitig die oben erwähnten Nachtgedanken oder die Klage, in neun Gesängen, ein Gedicht voll von Originalität und Feuer, wo er in dem höchsten poetischen Fluge das Leben, den Tod, die Unsterblichkeit, die Würde der christlichen Religion und der Tugend und die Nichtigkeit alles Irdischen mit unnachahmlicher Erhabenheit und Größe der Gedanken besingt. Wir haben von mehren Gedichten desselben, besonders aber von den Nachtgedanken und den Satyren, eine Uebersetzung von Ebert unter dem Titel: Dr. E. Y.s Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit in neun Büchern, die zwar in Prosa, aber ganz im Geiste des Originals und in der schönsten Sprache abgefaßt ist. Auch die Satyren auf die Ruhmbegierde übersetzte Ebert. — 2) Y., Peter Thomas, k. k. österreichischer Hofrath, Cabinetssekretär und Vorsteher der Privatbibliothek des Kaisers Franz, war 1764 zu Livorno geboren, wo sein Vater, ein schottischer Edelmann, ansäßig war. Unter der väterlichen Leitung erhielt er die erste Erziehung. Hierauf bezog er die großherzogliche adelige Akademie zu Pistoja, woselbst er schon die ihm stets eigene Geläufigkeit und Gewandtheit in der lateinischen Dichtkunst zeigte. Nach Vollendung der Studien im achtzehnten Lebensjahre hatte Y. in seinem ersten literarischen Produkte: De ignivomorum montium et terrae motuum natura effectibusque exinde profluentibus, Pistoja 1782, die Meinungen und Ansichten mehrer Gelehrten, welche das Erdbeben und die vulkanischen Ausbrüche von einem Centralfeuer und der elektrischen Wirkung desselben herleiten wollten, bestritten. Dann wurde Y. an den großherzoglich toskanischen Hof berufen, wo er in das öffentliche Geschäftsleben eintrat. Als Großherzog Leopold nach dem Tode Kaisers Joseph II. die Regierung aller österreichischen Erbstaaten übernahm, war Y. unter jenen, welche den Monarchen in die neue Residenz begleiteten. Nach dem Tode Leopolds II. erkannte Kaiser Franz Y.s Talente und bestätigte ihn in der Stelle, welche er

bis jetzt im geheimen Cabinete bekleidete, ernannte ihn in der Folge zum geheimen Cabinetssekretär, dann zum Vorsteher der kaiserlichen Privatbibliothek, Hofrath und endlich zum Schatzmeister des kaiserlichen Ordens der eisernen Krone. Als Vorsteher der Privatbibliothek des Kaisers bewies er viele Kenntnisse in der ihm anvertrauten Leitung und Umsicht in der Anwendung der zur Emporbringung der Bibliothek bestimmten Dotation. Die Ordnung, in welcher Y. die verschiedenen Werke aufstellte und die Verzeichnisse, die er nach einem von ihm selbst entworfenen technisch-wissenschaftlichen Systeme abfaßte, erhoben seine Verdienste um jene Anstalt noch mehr. Ueber die unter ihm angeschafften Incurabeln verfaßte Y. vier Kataloge. Er hatte eine sehr gelungene italienische Uebersetzung von Wieland's Oberon geliefert und mit bewunderungswürdiger Reinheit, Flüssigkeit und Gewandtheit der Sprache des Palingenius: Zodiacus vitae, im eilfsilbigen italienischen Versmaße übersetzt. Seine Emsigkeit kannte keine Gränzen; der unermüdete Bibliograph erreichte das Alter von 64 Jahren und starb den 14. Febr. 1829.

Ypern, Stadt und Festung in der belgischen Provinz Westflandern, und Hauptstadt eines danach benannten Distriktes, an der Yperle, hat eine Kathedrale und 4 andere Kirchen, ein schönes und großes Rathhaus, eine Börse, zwei Friedensgerichte, eine Handelskammer, ein königliches Collegium, mehrere Hospitäler und andere öffentliche Anstalten, und 22,000 Einwohner, welche Fabriken in Spitzen und baumwollenen Waaren, Leder und Seife, sowie Färbereien, Bleichen und lebhaften Handel unterhalten, der durch den Kanal von Bösingen und die sogenannte neue Fahrt nach Nieuport, Ostende und Brügge sehr erleichtert wird. Unter den hiesigen Jahrmärkten ist der in der Fasten der größte. Hier war Cornelius Jansenius (s. d.). — Y. war im Mittelalter nur ein Schloß, das die Normänner 800 n. Chr. zerstörten. Balduin II. von Flandern befestigte es wieder und unter seinen Nachfolgern wurde es zur Stadt, die 1128 und 1213 die Franzosen eroberten. 1325 wurden bei einer Empörung der Bürger gegen Ludwig von Nevers, die alten Wälle niedergerissen und die Vorstädte zur Stadt gezogen. Damals und in der nachfolgenden Zeit waren die Weber, welche damals 4000 Meister zählten, Anstifter unruhiger Bewegungen. Zuletzt ward Y. und der allgemeine Bund der Flanderer durch die Schlacht von Rosaberg gedemüthigt. 1373 und 1383 schlug die Stadt schwere Angriffe der Genter und der mit ihnen verbündeten Engländer ab. Philipp von Burgund befestigte Y. sehr und bemühte sich den Arbeitern in den Vorstädten andere Aufenthaltsorte zu geben. Diese waren großentheils Weber, besonders Tuchweber und hiedurch verlor Y., das bis dahin die erste Gewerbstadt in Flandern gewesen war, diesen Gewerbszweig fast ganz. 1577 nahm Y. die protestantische Confession an, 1548 wurde es von Alexander Farnese für Philipp II., 1648 von den Franzosen unter dem Prinzen von Condé und 1649 von Erzherzog Leopold für die Spanier erobert. 1658 belagerte und nahm es Turenne und Y. kam erst durch den pyrenäischen Frieden wieder an Spanien. Doch schon 1568 griff Ludwig XIV. Y. in Person an und nahm es, behielt es auch bis zum Nimweger Frieden. Er verstärkte die Werke, so daß der Platz einer der wichtigsten in den Niederlanden ward. 1795 ward Y. durch den Barrieretractat zu einem der Barriereplätze erklärt und hatte bis 1744, wo es von Ludwig XV. erobert wurde, holländische Besatzung. Mit den andern Barriereplätzen ließ Joseph II. Y. 1784 schleifen und am 17. Juni 1794 fiel Y. nach kurzer Belagerung durch Pichegrü den Franzosen in die Hände. Y. blieb nun offener Platz, nach dem Frieden von 1815 wurde aber die Befestigung wieder aufgenommen und mit den französischen Contributionsgeldern wieder hergestellt.

Ypsilantis, eine angesehene griechische Fanariotenfamilie zu Konstantinopel, deren Angehörige mehrmals die Würde eines Hospodars in der Moldau und Walachei bekleideten. Von ihren zahlreichen Mitgliedern ragen besonders hervor: 1) Constantin Y., Hospodar der Walachei, den die Pforte seines Postens

entsetzte, aber auf Verlangen Rußlands wieder einsetzte. Y. war in seiner Jugend einer Einladung Kaiser Joseph II. nach Wien gefolgt, hier mit großer Zuvorkommenheit von dem Kaiser behandelt worden und letzterer hatte in geheimen Unterredungen bei dem patriotisch gesinnten Manne die Hoffnung für eine bessere Zukunft seines griechischen Vaterlandes geweckt. 1802, vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und der Türkei, flüchtete sich Y., dem Lebensgefahr drohte, nach Jassy, wo ihn der russische General Michelson in seinen Schutz nahm und ihm wie seiner Familie Kiew zum Wohnsitze anwies. Vergeblich war Y.'s Versuch, mit bewaffneter Hand und unter Rußlands Schutz das walachische Fürstenthum wieder zu erhalten, er mußte sich über Siebenbürgen nach Rußland flüchten und starb zu Kiew 1814. Constantin Y. besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, übersetzte den Anakreon ins Italienische, den Hesiod und Pindar ins Französische. Ausserdem verfaßte er „Anekdoten über das Serail," „Nähere Umstände des türkisch-österreichischen Krieges" und schrieb auch mehreres in türkischer Sprache. — 2) Alexander, Sohn des Vorigen, geb. 12. Dezember 1792 zu Constantinopel, begleitete 1805 seinen Vater nach Petersburg und wurde 1809 Offizier in der russischen Garde. 1812 kämpfte er gegen die Franzosen, machte als Major im grodnoschen Husarenregimente den Feldzug in Deutschland unter Wittgenstein mit und verlor in der Schlacht bei Dresden 27. August 1813, durch eine Kartätschenkugel die rechte Hand. Nachher lebte er einige Zeit zu Weimar, wurde zu Wien vom Kaiser Alexander zum Obersten und kaiserlichen Adjutanten ernannt und erhielt 1817 das Commando einer Husarenbrigade, mit dem Grade eines Generalmajors. Der geheime Bund der Griechen zur Befreiung ihres Vaterlandes vom türkischen Joche, die Hetairie, entfaltete damals ihre größte Thätigkeit und traf eifrigst Vorbereitungen zu einer allgemeinen Schilderhebung gegen die Türken. Y. erhielt durch Gabriel Kasakakis 1819 die erste Kunde von jener Verbindung und nahm nach einigem Zaudern das Anerbieten der Hetairisten, sich an ihre Spitze zu stellen, an. 1821 brach der erste Aufstand der Griechen in der Walachei aus, aber die Schlacht bei Dragaschan (19. Juni 1821) vernichtete die Hoffnungen der griechischen Patrioten u. Y. wurde genötbigt, auf österreichisches Gebiet überzutreten, was ihm von der österreichischen Regierung zwar gestattet, er aber gleich nach seinem Uebertritte festgenommen und als Gefangener zuerst auf die Festung Munkais in Ungarn, dann aber nach Therestenstadt in Böhmen gebracht wurde. Rußland bewirkte 1827 seine Freilassung, indessen war die Gesundheit des tapferen Mannes zerstört und er starb, auf der Reise nach Verona begriffen, zu Wien am 31. Jan. 1828. Seine Haft auf Munkais „hohem Thurm" ist durch eines der schönsten Griechenlieder Wilhelm Müllers verherrlicht worden. — 3) Demetrius, jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 25. Dez. 1793, erhielt seine Bildung in Rußland, trat in das russische Heer und zeichnete sich im Feldzuge von 1814 aus. Zur Zeit des griechischen Befreiungskampfes war er Präsident der griechischen Regierung zu Argos, wurde zum Fürsten von Morea ausgerufen, dann zum Oberfeldherrn daselbst und 1822 zum Präsidenten des gesetzgebenden Rathes ernannt. 1823 seiner Stelle entsetzt, zog er sich von öffentlichen Angelegenheiten zurück, war aber nachher bei wichtigen Gelegenheiten für sein Vaterland wieder thätig und kämpfte wiederholt siegreich gegen dessen Unterdrücker. Die gänzliche Unabhängigkeit Griechenlands wünschend protestirte er 1826 gegen den Beschluß der dritten griechischen Nationalversammlung zu Epidaurus und wurde deßhalb des griechischen Bürgerrechtes für verlustig erklärt, worauf er sich ins Privatleben zurückzog. Unter Capodistrias (1828) erhielt er den Oberbefehl über die Truppen in Ostgriechenland, legte aber durch die Maßnahmen der Regierung beleidigt, am 1. Januar 1830 seine Stelle nieder. Nachdem Augustin Capodistrias vertrieben worden war, trat er in die Regierungskommission ein, starb aber schon im Sommer 1832. Außer den beiden erwähnten Y.s hatte Constantin Y. noch 3 Söhne: Georg, Nicolaus und Gregor Theodoret; die beiden ersten

theilten das Schicksal ihres Bruders Alexander. Die Töchter Constantins waren: Katharina (geb. 1791) und Maria (geb. 1798), von denen die ältere, Katharina, ihre Mitgift, 350,000 Franken, der Sache ihres Vaterlandes opferte. C. Pfaff.

Yssel, der Name mehrer Flüsse in den Niederlanden. 1) Die Oude-Y. (alte Y.) kommt aus der preuß. Provinz Westfalen, nimmt die Aa auf, geht nach Geldern über und vereinigt sich bei Doesburg mit der 2) Nieuven- (neue) Y., einem Arme des sich vor Arnheim theilenden Rheines, nimmt die Berkel, Schipbeek, Grift u. a. auf und fällt unterhalb Kampen in die Zuydersee (s. d.). 3) Die holländische Y., ebenfalls ein Arm des Rheines, kommt aus der Provinz Utrecht, nimmt die Gouwe und Vließ auf u. fällt bei bei Y.-monde in der Provinz Südholland in die Merwe.

Yttrium, die metallinische Grundlage der Yttererde, läßt sich durch Einwirkung des Galvanismus auf die mit Kali geschmolzene Erde darstellen, wird aber bei Berührung der Luft schnell wieder, durch Aufnahme von Sauerstoff, in letztere umgewandelt. Das Y., dessen Atomgewicht = 402,51 ist, bildet bei Leonhard eine Gruppe der Mineralien und umfaßt die 2 Geschlechter: Yttro-Tantalit und Gadolinit. In Verbindung mit a) Sauerstoff bildet das Y. die Yttererde, gelblich oder schwach röthlich, pulverförmig und geschmacklos, die sich in der Natur im Gadolinit findet, aus dem sie auf eine ziemlich umständliche Weise abgeschieden werden kann. b) mit Chlor das Chlor-Y.; dieses erhält man wasserhaltig durch die Auflösung der Erde in Salzsäure; wasserfrei, indem man Chlorgas über vorher durch Glühen mit Kohlen wasserfrei gemachtes, in einer Porzellanröhre glühende Yttererde leitet. c) mit Schwefel bildet das Y. beim Erhitzen unter Feuererscheinung Schwefel-Y., ein dunkelgraues, in Wasser unlösliches Pulver, aus welchem Säuren schnell Hydrothionsäure entwickeln. d) mit Phosphor vereinigt sich das Y. unter Feuererscheinung beim Erhitzen zu schwarzgrauem Phosphor-Y., welches, in Wasser geworfen, selbstentzündliches Phosphorwasserstoffgas entwickelt.

Yukatan, Freistaat in Nordamerika, ehedem zur Union Mexiko gehörend. Das Land bildet eine beträchtliche Halbinsel von 2200 □ M. Flächenraum und gränzt im Westen an die mexikanische Provinz Tabasco und die Campechebai, nordwärts an den Meerbusen von Mexiko, ostwärts an das Karaibische Meer und die Hondurasbai, gegen Süden endlich an den englischen Holzdistrikt u. die Republik Guatemala. Zu seinem Gebiete gehören auch mehre Inseln, als Carmen, Cosumel, einst mit berühmtem Tempel, jetzt wüst, Alacran, Ureba u. a. Der Boden Y.s ist meist niedrig und verläuft an den Küsten in Sandbänke; die Mitte des Landes durchzieht eine mäßige Hügelkette, welche im Norden mit dem Vorgebirge Catoche endiget. Die Bewässerung ist reichlich, doch sind die Flüsse nur klein. Das Klima ist gesünder als in Mexiko; die Seewinde mildern die große Hitze; Regen fallen nur vom Oktober bis Ende Februar. Das Innere des Landes ist mit großen Waldungen bedeckt, die reich an Mahagoni- und Campecheholz sind. Diese Wälder beherbergen eine Menge von Vögeln, namentlich Papageien, Pfefferfrasse, Kolibri's und mehre Arten von Fasanen. Das Meer ist sehr fischreich. Die Hauptprodukte des stark betriebenen Plantagenbaues sind Mais, Reis, Baumwolle, Tabak, Piment, Zuckerrohr, Feigen. Die technische Industrie ist gering. Die Einwohner, 600,000 an der Zahl, sind meist Indianer. Sie waren schon vor der Ankunft der Europäer ziemlich gebildet, haben wohlgebaute Häuser und umschließen ihre geordneten Pflanzungen mit Hecken. Sie bekennen sich zur katholischen Kirche; ihre Sprache ist die sogenannte Mayasprache, welche sehr guttural ist und fünf eigenthümliche Konsonanten hat, die durch unser Alphabet nicht ausgedrückt werden können. In den Städten und den an den Hauptstraßen liegenden Orten hört man auch viel spanisch reden. Die Verfassung ist demokratisch; an der Spitze der Regierung steht ein Präsident. Der Sitz der Centralbehörden und des Landesbischofes ist in Merida. Andere bemerkenswerthe Orte sind Sisal, der Hafen Merida's, Campeche (s. d.), Vallado-

id mit 5000 E., das Fort Salamanca, der neuangelegte Hafen Nueva Malaga. 16 oder 17 Lieus von Merida, zwischen Isamal und Valladolid, findet man die berühmten Ruinen von Uchmal, welche eine sehr große Ausdehnung haben. Ihr Ursprung verliert sich in die Nacht der Zeiten u. selbst die Ruinen von Palenque bieten nichts Großartigeres. — Im Süden von Y., an der Hondurasbai, haben die Britten seit dem 17. Jahrhunderte eine Kolonie, den sogenannten Holzdistrikt, welche ungefähr 300 □ M. groß ist und 12,000 E., meist Neger, zählt. Sie liefert vorzüglich werthvolle Hölzer, die von den Kolonisten gefällt und in den Handel gebracht werden. 1836 wurden allein von Mahagoniholz 9,768,293 Fuß ausgeführt. Der britische Regierungsbevollmächtigte hat seinen Sitz in Balize, einer Stadt an der Hondurasbai, mit gutem Hafen, einer anglikanischen Kirche, Missionsschulen und 3000 E. Daneben liegt das Fort Georg. — Im J. 1517 machte Cordova von Cuba aus eine Entdeckungsfahrt nach der westlich gegenüber liegenden und nur 27 M. entfernten Halbinsel. Er hieß dieses Land „Yukatan", welches Wort in der Sprache der Indianer „Was fragt ihr?" bedeuten soll und womit ihm auf seine Erkundigungen nach dem Namen des Landes geantwortet wurde. Unter spanischer Herrschaft bildete Y. eine Provinz des Vicekönigreichs Neuspanien oder Mexiko, und nach der Revolution nahm es an dem mexikanischen Staatenvereine als selbstständiges Glied Theil. Indeß lag es mit der Bundesregierung in beständigem Hader, woraus endlich eine völlige Trennung erfolgt ist. 1841 proklamirte Y. seine Unabhängigkeit und pflanzte eine eigene Nationalflagge auf. Von der mexikanischen Regierung ist jedoch die neue Republik noch nicht anerkannt und beide Staaten befinden sich gegenseitig in fortwährendem Kriegszustande. Gegenwärtig scheint in Y. zwischen den Indianern und der weißen Bevölkerung eine erbitterte Feindschaft zu herrschen, welche letzterer bei der Ueberzahl ihrer Gegner mit großen Gefahren droht. mD.

Yverdun (deutsch Ifferten), wohlgebaute Stadt mit 3500 Einwohnern, in reizender Lage am Neuenburger See, im schweizerischen Kanton Waadt, auf einer durch zwei Arme der Orbe, über deren jeden eine schöne Brücke führt, gebildeten Insel. Die Stadt, obgleich uralt und schon zu der Römer Zeiten bewohnt, hat breite und gerade Straßen mit regelmäßigen Häusern, die bei dem Schloßplatze zusammenlaufen. Am See empfängt ein sicherer Hafen mit Ablaghäusern und Zollstätten die wegen starker Güterversendung häufig abgehenden u. ankommenden Schiffe, welchen eine Schiffer-Compagnie vorsteht. Unter den Gebäuden verdienen gesehen zu werden: das Schloß mit vier Thürmen, ehemals Sitz der Bernischen Landvögte; die Kirche und das Rathhaus. Y. hat gut eingerichtete Schulen und eine bedeutende Büchersammlung mit römischen, in der Gegend gefundenen, Alterthümern und einem Naturalien-Kabinete. In der Nähe findet man anmuthige Spaziergänge nach Grandson und Cheseaux, Floraire (wo man den Montblanc erblickt) und Chamblon, in das (schwefelhaltige) Bad u. s. w. Eine herrliche Fernsicht genießt man auf dem Suchet und auf dem 3625 Fuß über dem See erhabenen Chasseron. — Den Namen Y. machte im 18. Jahrhunderte die große Buchdruckerei berühmt, welcher der gelehrte Römer Felice vorstand. Aus ihr ging eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der französischen Encyclopädie hervor. Aber noch größern Ruhm erhielt die Stadt durch Heinrich Pestalozzi (s. d.), dessen Erziehungsanstalt von 1805 bis zu ihrem Untergange sich hier befand. Neben den Anstalten Pestalozzi's selbst sind mit mehren anderen die Niederer'sche für Töchter und die Näf'sche für Taubstumme die bedeutendsten.

Yvo, der Heilige, Bischof von Chartres, Sohn Hugo's von Auteuil, erhielt durch Lanfranc, den berühmten Sieger über den Ketzer Berengarius, in der Abtei Bec, wo der große Theolog lebte, eine ausgezeichnete Erziehung und war bald so gelehrt, daß er eine Schule errichten konnte. Mit großem Eifer studirte er die Heiligen, die Canonen der Concilien, die Decrete des Kirchenrechts und durchschaute die Gebrechen seiner Zeit, deren größtes Uebel die Schlaffheit der

Disciplin war. Er lehrte mit herrlichem Erfolge Theologie, bildete ausgezeichnete Priester und schrieb die Panormia oder Sammlung aller Regeln. Damals saß auf dem Stuhle von Chartres ein gewisser Gaufridus, ein Mann von vornehmer Geburt, der Aufwand aller Art liebte, sich prachtvoll kleidete, mit lächerlicher Pünktlichkeit die Moden seiner Zeit beachtete und, weil die Einkünfte nicht ausreichten, sich durch Simonie Geld verschaffte, weßwegen er schon bei Gregor VII. verklagt worden war und sich nur mit Mühe von der Ahndung befreit hatte. Erneute Klagen bewogen Urban II., den schmachvoll lebenden Bischof mit den Blitzen der höchsten Gewalt niederzuschmettern und abzusetzen u. den frommen Y. dagegen zum Nachfolger vorzuschlagen. Philipp I. wußte die Abneigung des frommen Abtes zu besiegen, aber Richard, Erzbischof von Sens, war der Wahl abhold, weil man ihn bei der Absetzung Gaufrieds, dessen Metropolitan er war, übergangen hatte. Y. eilte nach Rom, bat um Befreiung von der lästigen Würde, aber der Papst weihte ihn 1092 in Capua und sandte ihn nach Frankreich zurück, wo er jubelnd empfangen ward. Richard versammelte aber mehre Bischöfe, citirte Y., damit er sich rechtfertige und setzte ihn ab, da er nicht erschien, wogegen der Papst dem kühnen Richard das Pallium nahm. Y. leitete nun seinen Sprengel mit Umsicht und Liebe, hatte aber viel Noth mit den ehrgeizigen Edeln, die ungerecht, grob u. halsstarrig waren, die er aber doch mit sich aussöhnte. Philipp, der seine Gemahlin verstoßen hatte, um Bertrade von Montfort zu ehelichen, erließ ein Rundschreiben an alle Bischöfe, sie um ihre Zustimmung ersuchend u. fand Schwache, die sie gaben, Andere, die schwiegen u. Viele, die ihre Sitze verließen, um Nichts mit einem so gottlosen Fürsten zu thun zu haben. Y. hatte das Schreiben nicht empfangen, wohl aber eine Einladung zur Hochzeit, die er ausschlug, an die Bischöfe einen Brief voll Eifer und Kraft schrieb und endlich selbst dem Könige in ehrfurchtsvollen Ausdrücken die Schmach vorhielt, eine zweite Ehe eingehen zu wollen, bevor die erste von einem allgemeinen Concil aufgelöst worden sei. Philipp wußte, welchen Werth die Genehmigung des heiligen Mannes für ihn haben konnte und versuchte, ehe er zur Gewalt schritt, alles nur Erdenkliche, um den Bischof zu gewinnen. Dies gelang aber nicht u. der König ward durch Uebelwollende so gegen ihn eingenommen, daß er Soldaten absandte, welche den bischöflichen Palast plünderten; die Einkünfte wurden eingezogen und Hugo von Puisit, Vicomte von Chartres, nahm den Heiligen in der Kirche gefangen und führte ihn auf ein altes Schloß, wo er sehr hart gehalten ward. Die Gemeinde schrie Rache, verlangte laut nach ihrem Hirten, der Vicomte fürchtete Aufruhr und bat, weil der König unerbittlich geworden war, den Bischof um Abhülfe, der auch in einem versöhnlichen Schreiben die Bewohner von Chartres zur Ruhe ermahnte. Einige Tage nachher ward er freigelassen u. mit unglaublichem Jubel von seiner Heerde empfangen. — Die katholische Welt ertönte von dem Weherufe des kühnen Pilgers, Peter von Amiens, wieder u. Alles griff bei der allgemeinen Begeisterung unwillkürlich zum Schwerdt; Philipp aber benützte die Zeit, wo Urban so ganz mit der Idee des Kreuzzuges beschäftigt war, ein Concil in Rheims zu versammeln und den Bischof von Chartres als Hochverräther vorzuladen. Weil aber Hugo, Erzbischof von Lyon, nachmal Gregor VII., Legat in Frankreich, auf einem Concil zu Autun ein Breve Urban's II. in Kraft treten lassen wollte, ließ der König aus gerechter Angst vor dem schrecklichsten Strahle sein Conciliabulum schnell auseinander gehen und wollte sich in Unterhandlungen einlassen. Er ward aber im März 1095 vor das Concil von Piacenza geladen und man mußte ebensowohl über die ungeheuere Macht des Papstes erstaunen, der einen großen König mitten in seinen Staaten strafen konnte, als über die ungemessene Leidenschaft dieses Fürsten. Umgeben von verführerischen Vasallen, verlassen von seinen Unterthanen, die der Fluch der Kirche von ihm scheuchte; überzeugt, zum Wohle seiner Völker diese unziemliche Liebe opfern zu müssen, zauderte Philipp gleichwohl noch. Bis Pfingsten wenigstens sollte man ihm die Geliebte lassen. Es ward gewährt; da aber die Buße dann

noch nicht kam, sprach Urban selbst die Excommunication über den Frevler auf dem Concil zu Clermont aus. Der König war in einer schrecklichen Lage; kein Mensch, kaum einige treue Diener sahen ihn an oder verkehrten mit ihm. Er suchte den Papst zu gewinnen, versprach, die Kirche in Frankreich auf einen nie gesehenen Punkt des Glanzes zu erheben, wenn man ihm Bertraden ließe; der Papst war aber unerbittlich. Da warf sich der Haß des Königs auf den Bischof von Chartres, der doch allein immer zur Milde gerathen hatte und Y. bat Urban, seine Abdankung anzunehmen. Dieser aber sagte: „Bleibe bei deiner Kirche; du bedarfst der Bischofswürde nicht, das ist wohl wahr, das Bisthum bedarf aber deiner und der Schutz des apostolischen Stuhles soll dir nimmer fehlen.“ Y. leitete nun seinen Sprengel segensvoll und ohne bedrängt zu seyn und erlebte das Glück, den König acht Jahre später auf dem Concil von Beaugenci den Schwur der Trennung von Bertraden leisten zu hören, worauf 1105 der Bann von ihm genommen ward. Der Heilige ward noch in viele wichtige Angelegenheiten verwickelt, die aber seiner Beschaulichkeit, den Gebeten, Fasten und Bußübungen keinen Eintrag thaten, noch seine schriftstellerische Thätigkeit hemmten, die höchst interessante Gegenstände des Rechts, der Disciplin und Geschichte der Kirche umfaßte. So bewies er auch in gelehrten Schriften die angefochtene Legitimität Ludwigs des Dicken. Er starb 1115 und Pius V. gab 1570 die Erlaubniß, ihn öffentlich zu ehren. Jahrestag 20. Mai.

Z.

Z, 1) als Laut- und Schriftzeichen der 26. und letzte Buchstabe im deutschen und lateinischen, der 6. im griechischen und der 18. im hebräischen Alphabet, ist ein Consonant und gehört zu den Sauselauten; seine Aussprache wird mittelst Drucke der Zunge an die Zähne bewirkt. 2) Als Abkürzung gebraucht, bezeichnet es in der Mathematik, ebenso wie x und y, eine noch zu suchende unbekannte Größe. 3) Als Zahl: im Hebräischen = 90; im Griechischen ζ = 7; ͵ζ = 700; im Lateinischen bisweilen = 2000; in der Rubricirung = 23 oder = 25.

Zaar, s. Czar.

Zaardam, s. Saardam.

Zabarella, 1) Franz de, Cardinal und einer der berühmtesten Kanonisten seines Jahrhunderts, geboren 1340 zu Padua, studirte zuerst in Bologna die Rechte, lehrte dann mit großem Beifalle zu Padua und Florenz das kanonische Recht, wurde Erzbischof von Florenz, 1411 vom Papste Johann XXIII. zum Cardinal ernannt, der ihn auch als Gesandten nach Konstanz zu Kaiser Sigismund schickte, um mit ihm zu unterhandeln. Z. drang auf Absetzung des genannten Papstes und starb den 26. Sept. 1417 zu Konstanz. Man hat von ihm: Comment. in V titt. Decretalium et Clementinas, 6 Bde., Venedig 1602, Fol.; nämlich in Decret. 2 Bde., Lyon 1557, Fol.; in Clement. 4 Bde., Venedig 1481, Fol.; Consilia juris, ebendas. 1581, Fol.; De schismatibus tollendis, Bas. 1537, Straßburg 1609, 8. u. m. a. noch ungedruckt. — 2) Z., Jakob, Philosoph, geboren zu Padua 1533, studirte die classische Literatur unter der Anleitung des berühmten Robortellus und hatte in der Philosophie den Bernardus Tomitanus zum Lehrer, von welchem er auch 1564 der Nachfolger im Lehramte der Logik wurde. Er kam als Gesandter in wichtigen Angelegenheiten oft nach Venedig und starb 1589. Z. war einer der trefflichsten Ausleger und Apologeten des Aristoteles, über den er zahlreiche Commentare schrieb. Als Lehrer u. eifriger Anhänger des Peripatheticismus hielt er sich strenge an die Prinzipien desselben

und gerieth dadurch in den Verdacht der Ketzerei. Der Astrologie war er sehr ergeben. Seine Opera omnia erschienen zu Straßburg 1654 in 5 Quartbänden.

Zaccaria (auch zuweilen Zacharia genannt), Francesco Antonio, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, war um 1720 zu Mailand geboren, trat daselbst nach vollendeten Studien in den Jesuitenorden, wurde dann Bibliothekar des Herzogs Herkules Rainald von Modena und begab sich endlich nach Rom, wo er der besondern Gunst des Papstes Pius VI. genoß und daselbst um 1780 starb. Von ihm erschienen unter anderen im Drucke: Cremonensium episcoporum series etc., Mailand 1749; Manuale legendi expeditius res rom., Venedig 1757; Excursus literarii per Italiam ab anno 1742 ad ann. 1752, ebd. 1754; dann dessen 2. Theil unter dem Titel: Iter literarium per Italiam ab ann. 1753 ad ann. 1757, mit Kupf., ebd. 1762; Instituzione antiquario–lapidaria etc., Rom. 1770; Instituzione antiquario-numismatica, ebd. 1772; Storia polemica del celibato sagro, ebd. 1774. Ausserdem schrieb er mehre archäologische und literarische Abhandlungen rc.

Zach, 1) Anton, Freiherr von, k. k. österreichischer Feldzeugmeister und Inhaber eines Infanterieregiments, geboren zu Pesth 1747, trat nach sorgfältig vollendeten Vorstudien 1760 in die Ingenieur-Akademie in Wien und 1769 in den aktiven Militärstand. Nachdem er sich in den Kriegen gegen Preußen mehrfach ausgezeichnet hatte, wurde er 1783 Hauptmann und wirkte bei der Belagerung von Belgrad 1789 rühmlich mit. 1792 zum Major befördert, leistete Z. in den Feldzügen gegen Frankreich die wichtigsten Dienste und stieg von Posten zu Posten, so daß er 1798 als Generalquartiermeister die Aufnahme der neu erworbenen venetianischen Provinzen leitete und derselben jene trigonometrisch-astronomische Methode zu Grunde legte, wozu er schon früher die erste Anregung gegeben. In den folgenden Feldzügen zeichnete er sich abermals mehrfach aus und erhielt nach der Schlacht von Novi 1799 das militärische Theresienkreuz und bald darauf lebenslängliche Personalzulage. 1801 wurde er sammt seiner Familie und Nachkommenschaft in den erbländischen Freiherrnstand erhoben, 1805 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. 1806 zum Gouverneur von Triest ernannt, erhielt er auch das Linien-Infanterie-Regiment Nr. 15 und das Commandeurkreuz des Leopoldordens. Nach dem Wiener Frieden 1809 erhielt Z. den ehrenvollen und wichtigen Auftrag der Gränzberichtigung des an Frankreich abgetretenen Illyriens mit den französischen Bevollmächtigten, wurde 1813 zum Commandanten von Olmütz erhoben und erwarb sich auf diesem Posten durch eine Reihe von Jahren neuerdings große Verdienste, namentlich durch die äusserst zweckmässige Leitung des Unterrichts der militärischen Jugend. 1825 trat er in einen ehrenvollen Pensionsstand, wurde bei dieser Gelegenheit zum Feldzeugmeister erhoben u. beschloß sein Leben den 22. November 1826 zu Grätz. Im Drucke waren von ihm erschienen: Vorlesungen über Feldbefestigung, Vertheidigung und Angriff, mit gestochenen Plänen, Wien 1783, 2. Aufl. 1807, 3. Aufl. 1810; Elemente der Manövrirkunst, 2 Thle., mit Kupf., ebd. 1812—14. Auch lieferte er mehre gediegene Aufsätze in seines Bruders Franz (s. d.) monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde, dann in Franz Joseph Grafen von Kinsky's Beiträge zur Ingenieur-Wissenschaft. — 2) Z., Franz, Freiherr von, Bruder des Vorigen, berühmter Mathematiker und Astronom, 1754 zu Preßburg geboren, widmete sich nach vollendeter wissenschaftlicher Vorbereitung den Kriegsdiensten in der k. k. Armee. Er begab sich später nach London und trat dann aus den kaiserlichen Diensten, worauf er mit Oberstlieutenants-Charakter Obersthofmeister der verwittweten Herzogin Karoline von Sachsen-Gotha wurde, die er 1804—6 auf einer Reise nach Frankreich begleitete und dabei keine Gelegenheit unterließ, seine gediegenen Kenntnisse noch mehr auszubilden. 1806 legte er die Direktion der Sternwarte bei Seeberg, die er seit mehren Jahren mit Einsicht u. rühmlichem Eifer geführt hatte, nieder und lebte fortan im Gefolge der Herzogin, immer thätig für die Wissenschaften beschäftigt. So wirkte er z. B. bei der Anleg-

ung einer Sternwarte in Neapel und dann bei der Erbauung einer andern bei Lucca eifrigst mit. 1820 wurde er zum Generalmajor ernannt; später machte er eine Reise in die Schweiz, hielt sich eine Zeit lange zu Genf, dann zu Elfenau bei Bern auf, reiste dann nach Paris und starb daselbst 1832. Seine werthvollen Schriften, in welchen sich Gründlichkeit der Ansichten mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrages vereinigen, sind: De vera latitudine et longitudine geographica Erfordiae, mit Kupf. Erfurt 1794; Novae et correctae tabulae motuum solis, Gotha 1792, Suppl. 1804; Explicatio et usus tabellarum solis; explicatio et usus catalogi stellarum fixarum, ebd. 1792; Allgemeine geographische Ephemeriden, Weimar 1798—99; dann als Fortsetzung derselben: Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Gotha 1800—13; Tabulae speciales etc., ebd. 1806; Nouvelles tables d'aberration, ebd. 1812; Suppl. ebd. 1814; Correspondence astronomique. L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils-à-plomb, 2 Bde., Avignon 1814, ein äusserst gehaltreiches Werk. Ausserdem finden sich noch in mehren Zeitschriften, so z. B. in der Gothaischen gelehrten Zeitung, treffliche Aufsätze u. Abhandlungen von ihm. In Genua gab er auch einen wissenschaftlichen Almanach: Almanaco Genovese, heraus.

Zachariä, 1) **Justin Friedrich Wilhelm**, ward 1726 zu Frankenhausen in Thüringen geboren. Das Beispiel seines Vaters (schwarzburgischen Kammersecretärs), der als Gelegenheitsdichter bekannt war, wirkte so auf den Sohn, daß er sich schon auf der Schule in seiner Vaterstadt durch Gedichte bekannt machte. Er studirte 1743 in Leipzig die Rechte, widmete aber die meiste Zeit der Dichtkunst und wurde von Gottsched sehr begünstigt, schloß sich aber an die damals aufwachsenden besseren Geister, die sich zur Herausgabe der Bremi'schen Beiträge vereint hatten, an und wirkte mit ihnen zur Verbreitung eines reinern und bessern Geschmackes in Deutschland. Bei der Begründung des Collegii Carolini in Braunschweig ward er 1748 von Jerusalem als Lehrer an diese Anstalt berufen, nachdem er eben seine akademischen Studien in Göttingen beendigt hatte. Z. behauptete sich sowohl als Lehrer der Jugend und später auch, seit 1761, als ordentlicher Professor der Dichtkunst mit Ruhm und Beifall. Er starb den 30. Jänner 1777. In den meisten Dichtungsarten versuchte sich Z. (auch als Componist zeigte er sehr viel Talent und gab selbst 1768 zwei Sammlungen einiger musikalischen Versuche heraus), ohne eben Werke geliefert zu haben, die als reine, vollendete Kunstwerke der Nachwelt gelten könnten. Sein Verdienst besteht darin, reine Sprachbildung und reinern Geschmack aufgeweckt und vorbereitet zu haben. Gegen das Ende seiner poetischen Laufbahn trat er als Fabeldichter ziemlich glücklich auf. Er besaß Witz, Laune und Humor, aber nicht die Fertigkeit, in wenige Worte den Geist zu fesseln, daher sind seine komischen Heldengedichte, wie auch seine „Jahreszeiten" schwerfällig u. überladen. Eine Sammlung seiner Poesien gab er selbst 1763 in 9 Bänden, 1772 aber eine wohlfeilere Ausgabe in 2 Bänden und Eschenburg die hinterlassenen Werke 1781 heraus. — 2) **Z. von Lingenthal, Karl Salomo**, ein ausgezeichneter Jurist und Staatsrechtslehrer, geboren 1769 zu Meißen, bildete sich von 1787—94 zu Leipzig und Wittenberg, trat an letzter Universität 1795 als öffentlicher Lehrer auf und trug seit 1807 die Rechtswissenschaften in Heidelberg vor. Er starb hier 1842, nachdem er auch einige Zeit in den Kammern gesessen und den Adel erhalten hatte, als badischer geheimer Rath. Seine zahlreichen Schriften vereinigen mit gründlicher Gelehrsamkeit und philosophischer Tiefe eine musterhafte Darstellung. Wir nennen: „Einheit des Staats und der Kirche" (1797); „Handbuch des kursächsischen Lehnrechts" (2. Ausg. 1823); „Geist der deutschen Territorialverfassung" (1800); „Janus" (1802); „Erziehung des Menschengeschlechtes durch den Staat" (1802); „Wissenschaft der Gesetzgebung" (1806); „Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit" (1810); „Handbuch des französischen Civilrechts" (4. Ausg., 4 Bde. 1837); „Strafgesetzbuch" (1826); „Betrachtungen über Cicero's Werk vom Staate"

(1826); „Lucius Cornel. Sulla" (1834) und sein Hauptwerk: „Vierzig Bücher vom Staate" (2. Ausg. 1839—42). Vgl. Z.'s Biographie und juristischer Nachlaß von dessen Sohne Dr. K. E. Z. von Lingenthal (1843).

Zacharias oder **Sacharias**, 1) der eilfte unter den kleinen Propheten des alten Testaments, der Sohn des Barachias, Enkel Addo's, ein Zeitgenosse des Propheten Aggeus, war vielleicht ein Priester, welcher mit Zorobabel aus Babylon wiederkehrte. Von seinen Lebensumständen ist weiter nichts Näheres bekannt. Er trat im zweiten Jahre der Regierung des Darius Hystaspis, um das Jahr 520 vor Christus, auf, um den Tempelbau zu fördern und seine ermahnenden Weissagungen zu verkünden, welche bis tief in die Zeiten des Messias reichen. Dieselben sind ferner theils im vierten Jahre des Darius, theils nach dem sechsten Jahre desselben verfaßt. — Die Weissagungen des Propheten Z., das 42. Buch des alten Testaments, sind, nebst den Büchern der Propheten Isaias u. Daniel (s. dd.), die für das Christenthum wichtigsten messianischen Prophezeiungen; auch wurde deren göttliches Ansehen nie bezweifelt, sondern es wird vielmehr durch die Berufungen des neuen Testamentes darauf bestätigt. Sie zerfallen in drei Haupttheile: der erste enthält Ermahnungen an die Juden, mit prophetischen Gesichten durchwebt, welche zunächst auf den Tempelbau, auf ein größeres Jerusalem, auf Wiedereinführung des Priesterthums, auf Vollendung des Kirchenwesens sich beziehen (Cap. 1—4); nebst Verkündigung göttlicher Strafgerichte an die Unbußfertigen (Cap. 5. Cap. 6.). Der zweite faßt ermahnende Belehrungen und Vorschriften und schildert den Anwuchs der jüdischen Kirche durch den Beitritt der Heiden; Erklärung, daß eine würdige Vorbereitung für die messianische Zeit nicht äußere Gerechtigkeit, sondern Besserung der Gesinnung sei. (Cap. 7. Cap. 8.). Im dritten werden die künftigen Schicksale des Volkes Gottes geschildert, nämlich: Sturz der Reiche der Perser, der Griechen, der Judäer selbst, indem sie dem neuen geistigen Reiche Gottes sich entgegen setzen; Verheerung ihres Landes, Verwerfung derselben, ihre endliche Reue und Bekehrung, überall mit den deutlichsten Beziehungen auf den Messias und dessen geistiges Reich durchwebt (Cap. 9—14.). — 2) Z., der Vater des heiligen Johannes des Täufers (s. d.), ein jüdischer Priester, lebte zur Zeit des Königs Herodes nebst seiner Ehefrau Elisabeth in der Priesterstadt Juta im Gebirge Juda. Sie waren beide fromm und gerecht vor Gott, hatten aber keine Kinder. Als nun Z. einst seinen Dienst im Tempel zu Jerusalem verrichtete und das Rauchwerk auflegte, da erschien ihm der Engel Gabriel und kündigte ihm die frohe Botschaft von der wunderbaren Geburt des Johannes, von dessen erhabenem Berufe, Heiligkeit und Predigtamte an. Als vorläufiges Zeichen dieser Verheißung und wegen seines Zweifels wurde Z. stumm von diesem Augenblicke an. Als aber der Sohn geboren war, da bestimmte Z. ihm den Namen Johannes: alsbald erhielt er seine Sprache wieder, pries Gott und wurde zugleich mit dem heil. Geiste und der Gabe der Weissagung beglückt.

Zacharias, der Heilige, römischer Papst, von Geburt ein Grieche, folgte 741 Gregor III. auf dem päpstlichen Stuhle und regierte die Kirche 10 Jahre 3½ Monate. Z. war ein Mann von unvergleichlicher Herzensgüte, ein wahrer Vater des Klerus und des ganzen römischen Volkes, rührte sogar den gottlosen Kaiser Constantinus Copronymus durch sein großmüthiges Bestreben, den König Luitprand von Eroberung des kaiserlichen Gebietes, Exarchat genannt, abzuhalten. Aus Dankbarkeit schenkte der Kaiser der römischen Kirche 2 Landschaften. Papst Z. machte den hl. Bonifacius zum ersten Erzbischof von Mainz. Dieser errichtete mehre Bisthümer in Deutschland, worunter Würzburg, welchem er den hl. Burchardus als Bischof vorsetzte. Streng genommen kann es weder an Z., noch an Bonifacius gutgeheißen werden, daß sie zu Gunsten Pipin's zur Absetzung Childerichs, des gleichwohl schwachen Königs von Frankreich, mitwirkten; allein nicht jede Handlung kann immer nach der strengen Regel beurtheilt werden, sondern nach der Kenntniß, welche Jemand hat. Beide heilige

Männer konnten der frommen Ueberzeugung leben, daß ihre Handlung so gerecht und nützlich, als Gott gefällig sei, daher sie auch wichtige Vertheidiger haben. Unter Anderem sagen diese, daß die fränkischen Gesetze dazu berechtigten, für den unthätigen Namenkönig den Thatenkönig anzuerkennen. Ein menschenfreundlicher Zug aus dem Leben des heiligen Papstes Z. darf nicht übergangen werden: Der heilige Vater hatte erfahren, daß venetianische Kaufleute eine Menge Christensklaven gekauft hätten, um sie in Afrika zu verkaufen. Der liebe- und gefühlvolle Papst stellte die Gefangenen in Freiheit, gab den Venetianern ihr ausgelegtes Geld und verbot ihnen diesen unchristlichen Handel, weil es unbillig sei, daß Menschen, welche durch die heilige Taufe Kinder Gottes geworden sind, zu Sklaven der Heiden gemacht werden. — Rachis, der König der Longobarden, brach den von seinem Vorfahrer Luitprand mit Rom geschlossenen Frieden und fing an Eroberungen zu machen und bedrohte Rom. Der Papst Z. begab sich mit der gesammten Geistlichkeit und dem Adel zu Rachis gegen Perugia, welches er belagerte. Rachis ließ sich bewegen, nicht nur von weiteren Feindseligkeiten abzustehen, das Eroberte zurückzugeben und Frieden zu machen, sondern er entschloß sich sogar, der königlichen Würde zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Dem Papste Z., dessen Andenken die Kirche den 15. März feiert, wird zur Last gelegt, daß er wegen des Glaubens an die Gegenfüßler — Antipoden — den Priester Virgilius verdammt habe; allein die Verdammung des Virgilius ging nicht auf den Glauben an Gegenfüßler, sondern, weil er zu folgern Gelegenheit gab, daß nicht alle Menschen von Adam abstammen &c. Wenn erwogen wird, daß die Erde schon in den ältesten Büchern der heiligen Schrift „Erdkreis“ (Orbis terrarum) genannt wird, so ist zu verwundern, daß der Glaube an Gegenfüßler nicht schon älter war.

Zachau, Friedrich, ein zu seiner Zeit hochgeschätzter Tonkünstler, geboren zu Leipzig den 19. Nov. 1663, widmete sich von Jugend auf der Musik, wurde 1684 Organist an der Lieb-Frauenkirche zu Halle und bekleidete diese Stelle bis an seinen Tod, 1721, mit vielem Ruhme, indem er nicht nur viele Kirchen- und Klavierstücke setzte, sondern auch treffliche Schüler bildete, unter denen der große Händel (s. d.) der berühmteste ist.

Zähler, s. Bruch.

Zähringen, Dorf mit etwa 1000 Einwohnern, im Oberrheinkreise des Großherzogthums Baden, mit einem in Trümmern liegenden Schlosse, wovon die alten Herzoge von Z. den Namen geführt hatten. Der Großherzog von Baden führt von ihm den Nebentitel: Herzog von Zähringen. Den 26. Dezember 1806 stiftete Großherzog Karl Friedrich den Hausorden des Zähringischen Löwens, welcher einen Löwen als das Wappen des erloschenen Hauses und die Ruinen der Burg Z. auf einem grün emaillirten Kreuze darstellt.

Zängerle, Roman Sebastian, Dr. der Theologie u. Philosophie, Fürstbischof zu Seckau und Verweser des Bisthums Leoben, ward den 20. Jänner 1771 zu Oberkirchberg, unweit Ulm, geboren. Er trat 1792 in den Benediktinerorden im benachbarten Kloster Wiblingen, erhielt 1795 die Priesterweihe, unterzog sich 1797 an der damals österreichischen Universität zu Freiburg der Concursprüfung aus dem Bibelstudium des alten und neuen Testamentes und übernahm 1798 diese Kanzel in der Hauslehranstalt seines Klosters. 1799 kam er, die nämlichen Gegenstände zu lehren, in das vorarlbergerische Kloster Mererau bei Bregenz, wo er zugleich, auf Verlangen des dortigen letzten Prälaten, Franz Hund und der Capitularen, nebst dem Lehramte die Stelle des Novizenmeisters versah, bis er 1801 wieder in sein Stift als Professor der Bibelfächer zurückkam. 1802 mußte er überdieß noch die Stiftspfarre besorgen. Im folgenden Jahre wurde er an der Benediktiner-Universität in Salzburg zum Doktor der Philosophie und Theologie promovirt und 1803 Professor der Exegese und biblischen Hermeneutik. 1804 ward ihm der Charakter eines kurfürstlichen geistlichen Rathes verliehen u. 1806 ward er zum Dekan der theologischen Fakultät gewählt. Als 1808 sein

Kloster Wiblingen aufgelöst wurde, wanderten mehre Capitularen nach Oesterreich ein u. erhielten das Benediktinerstift **Tiniec** nächst Krakau, mit dem Auftrage, an der Krakauer Universität die theologischen Lehrkanzeln zu besorgen. Z. verließ auch am 2. November 1807 Salzburg und übernahm die Kanzel der neutestamentlichen Exegese und der griechischen Sprache in Krakau. Am 3. Dez. 1807 ernannte ihn der Bischof von Krakau zum wirklichen Consistorialrath und Beisitzer und 1809 wählte ihn die theologische Fakultät zu ihrem Dekan. Als aber im nämlichen Jahre Krakau an Sachsen kam und die Glieder des Stiftes Wiblingen Tiniec verlassen mußten, so wurden sie in den österreichischen Staaten einzeln angestellt und Z. kam 1811 als Professor der Exegese des neuen Testamentes und der griechischen Sprache an die Universität zu Prag, von wo er in gleicher Eigenschaft 1812 an die Universität Wien übersetzt und 1815 zum Dekan der theologischen Fakultät gewählt und sonach zum Fürstbischof von Seckau ernannt wurde. Durch gedruckte Reden zeigte er sich als einen vorzüglichen theologischen Schriftsteller. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: Fest- und Neujahrpredigten, 2. Aufl., Grätz 1837.

Zahl ist 1) die begriffsweise u. äußere Bezeichnung einer bestimmten Menge von Dingen; diese ist darstellbar durch Worte (**Zahlworte**): eins, zwei, drei ꝛc. hundert, tausend ꝛc., oder durch die jene Zahlworte repräsentirenden **Zahlzeichen** (auch **Ziffern** genannt): 1, 2, 3 ꝛc. Werden mit der durch Z.n ausgedrückten Menge von Dingen die Dinge selbst genannt, so hat man **benannte** oder **concrete** Z., als etwa: 10 Gulden, 6 Ellen, 12 Centner; eine Z., als bloßer Inbegriff einer bestimmten Menge, z. B. 10, 6, 12 ꝛc. heißt **unbenannte** oder **abstracte**. Jeder Z.-Begriff geht aus von dem Zusammennehmen einer gewissen Menge von Einheiten: Zwei sind zwei Einheiten u. s. f. Diese Elementar-Anschauung der Z.-Verhältnisse lehrt das s. g. Ein mal Eins. Je nachdem eine Z. durch 2 theilbar, oder in zwei ganz gleiche Theile zerlegbar ist, wie eben 2, 4, 6, 8, 10 ꝛc. heißt sie **gerade**, — hat sie diese Eigenschaft nicht, so wie alle zwischen den geraden Z.n liegenden, als 1, 3, 5, 7, 9 ꝛc., so heißt sie **ungerade**. **Ganze** Z.n nennt man die aus einer oder mehreren vollständigen Einheiten bestehenden, wie 1, 2, 3, 10, 1002 ꝛc., eine **gebrochene** Z. dagegen (Bruch) stellt nur einen oder mehrere Theile, — oder auch ganze und getheilte Einheiten dar; die Z.n: ein Halb, ein Viertel, ein Achtel ꝛc. oder ihre Zeichen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$ — zwei und ein halb, drei und ein viertel ꝛc. ($1\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{4}$ ꝛc.) sind demnach oder repräsentiren gebrochene Z.n. — **Gleichnamige**, **gleichartige**, **homogene** Z.n sind solche benannte Z., welche gleiche Dinge zu Einheiten haben, als 13 Gulden und 5 Gulden — 8 Rieß und 2 Rieß ꝛc., — **ungleichnamige**, **ungleichartige** oder **heterogene** Z.n stellen verschiedene Arten von Einheiten nebeneinander, als etwa 13 Gulden, 9 Franks und 7 Thaler ꝛc. — **Bekannte** Z. sind solche, welche zu einer Berechnung gegeben werden, — **unbekannte**, welche mit Hülfe der bekannten durch die Berechnung gefunden werden sollen. Wäre es z. B. Aufgabe, zu finden wie oft die Z. 13 in die Z. 39 enthalten ist, so sind 13 und 39 die bekannten Z., die zu suchende Z. 3 war die unbekannte. — **Natürliche** Z.n nennt man die Reihe aller denkbaren, ganzen Z. von 1 an, also 1, 2, 3, 4 . . . . bis in's Unendliche fort. — **Prim-Z.n** sind die nur durch sich selbst und ihre ganzen Einheiten theilbare; **positive** solche, durch welche die Vermehrung einer andern Z., **negative**, durch welche eine Verminderung bewirkt wird. — Die hier noch in Betracht kommenden Begriffe von einer **rationalen** oder **irrationalen** Z., einem **aliquoten** oder **aliquanten** Theile sind in ihren betreffenden Artikeln (s. d.) erläutert. — **Zählen** heißt das Geschäft: eine verschiedene Menge von Einheiten mit Bewußtsein bestimmen; es kann dies in verschiedener Weise, z. B. vom ersten, niedrigsten Gliede zu späteren, höheren fortschreitend, d. h. **vorwärts** zählend, geschehen; es kann aber auch in entgegengesetzter Weise, d. h. **rückwärts**, oder auch so geschehen, daß man die Z.nreihe in beliebiger Folge durchläuft, von jedem beliebigen Gliede

der Z.nreihe ausgehend, die fernern Glieder verfolgt. — Siehe auch den hieher gehörigen Artikel Arithmetik, als Wissenschaft der Z.n-Bildung und Z.n-Verhältnisse. — 2) Z. ist ferner beim Garnhandel ein Maaß von 10 oder 20 Gebinden, 12 Z.n sind = 1 Stück. — 3) Z., goldene, s. Epakten. — Zahlen-System, die regelmäßige Eintheilungs-Art der Z.n, oder die Anordnung aller Z.n als Reihen nach den Potenzen einer bestimmten Z., welche Basis oder Grund-Z. heißt (deren Coefficienten also alle kleiner als diese Basis sind). Ist demnach 2 die Grund-Z. des Systems, so nennt man es das dyadische, mit 3 als Grund-Z. triadisches, mit 4 tetradisches, mit 5 pentadisches, mit 6 hexadisches, mit 7 heptadisches, mit 8 oktadisches, mit 9 enneadisches, mit 10 dekadisches, mit 12 dodekadisches System rc. rc. — Das in seiner Anwendung verbreitetste Z.-System ist jetzt das dekadische, zehntheilige, und die auf diese Weise ausgedrückten Z.n heißen Dezimal-Z.n (s. d. Artikel: Dezimal-System, Dezimal-Brüche, Dezimal-Maaß.)

Zahlhaas, Joh. Bapt., Ritter von (unter dem Namen Neufeld als Schauspiel- und Theaterdichter rühmlich bekannt), geboren zu Wien 1787, wo er auch nach sorgfältig vollendeter Bildung zuerst die theatralische Laufbahn betrat. 1817 erhielt er ein Engagement beim Leipziger Stadttheater, 1821 an der Manheimer Bühne. 1822 übernahm er mit Mehren die Direktion des Nationaltheaters in Bremen. 1825 wurde er als Hofschauspieler in Dresden engagirt und erhielt in der Folge ein sehr vortheilhaftes Engagement in Darmstadt. Allenthalben gefiel er durch die, der Natur getreue, Darstellung u. psychologische Wahrheit seines Spieles. 1832 gab er auch auf der Wiener Hofbühne mit vielem Beifalle mehre Gastrollen. Im Drucke gab er heraus: Das Leben ein Traum, Schauspiel, nach Calderon, Leipzig 1818; Heinrich von Anjou, Trauerspiel, ebd. 1819; Thassilo II., Herzog von Bayern, Trauerspiel, ebd. 1820; Neue Schauspiele, Bremen 1824; auch übersetzte er Shakespeare's König Lear 1826 u. a. m.

Zahlheim, Karl von, Professor der Agrikultur an der Wiener Universität, geboren zu Wien 1746, vollendete daselbst auch seine Studien, widmete sich darauf dem Lehramte und erhielt 1769 die Professur der politischen Wissenschaften an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien, die er jedoch bald wieder aufgab. 1776 ernannte ihn die Wiener ökonomische Gesellschaft zum permanenten Sekretär. 1777 erhielt er die Professur der Agrikultur an der Wiener Universität, die er durch einige Jahre bekleidete, dann trat er in den Pensionsstand. Er starb zu Wien den 1. Oktober 1787. Unter seinen zahlreichen, im Drucke erschienenen, Schriften sind am bemerkenswerthesten: Versuch einer Geschichte der natürlichen Rechtsgelehrsamkeit, Wien 1765; Lehrbegriff der allgemeinen Rechte, ebd. 1771; Politisch-ökonomische Abhandlungen, ebd. 1774; Wienerische Dramaturgie, ebd. 1776.

Zahn ist diejenige knochenartige Bildung im Munde, Schlunde oder an den Kiefern thierischer Körper, welche hauptsächlich bestimmt ist, durch das Erfassen und Zerkleinern der Nahrungsmittel dem Ernährungs-Prozesse zu dienen; nächstdem aber auch manchen Thieren als Waffe, dem Menschen zur Bildung u. Modulation der Stimme förderlich ist. Die Z.-Bildung kommt am vollkommensten bei den Säugethieren vor, ist aber auch bei Amphibien, Fischen und Insekten vorhanden. Bei den Zähnen der Menschen findet sich der über das Zahnfleisch (die, beide Zahnreihen zum untern Theile einschließende, fleischige Masse) hervorragende obere Theil des Z.s — die Z.-Krone — von einem sehr festen, porzellanartigen, von Natur weißen Schmelz überzogen; der unterste, vom Z.-Fleisch eingeschlossene Theil, die Z.-Wurzel, steht durch einen Nerven u. durch Adern mit dem übrigen Organismus in Verbindung, welcher dadurch wiederum auf das Wachsthum und andere Veränderungen des Z.es zurückwirkt. Die 32 Zähne des erwachsenen Menschen stehen, in jeder Kinnlade 16, in zwei dichten, parabolischen oder elliptischen Reihen einander gegenüber, vorn in der Mitte jeder

Reihe je vier Schneidezähne, neben diesen zu beiden Seiten, oben und unten, je zwei Spitz- oder Augenzähne, dann jederseits die übrigen, meist durch breite, unebene Kronen und vierfache Wurzeln ausgezeichneten Backzähne folgend. — Die innere Zahnbildung beginnt schon um die zehnte Woche des Fötuslebens mit dem Erscheinen von zwei vorderen und zwei hinteren häutigen Kapseln oder Säckchen in jeder Hälfte des Ober- und Unterkiefers; diese Säckchen sind von einer, Anfangs röthlichen, später weißgelblichen Flüssigkeit ausgefüllt, in welcher schon vom vierten Monat an der als eine gallertartige, bald die Gestalt des Z.es annehmende Substanz, sich darstellende Z.-Keim wächst. Die Anfänge der Verknöcherung zeigen sich bereits um die Mitte der Schwangerschaft, an der sich zuerst bildenden Z.-Krone, aus der sich erst später die Wurzeln entwickeln. Noch mehre Monate nach der Geburt bleiben die Zähne innerhalb der Z.-Höhlen verborgen, doch ist an ihrer Stelle eine knorpelartige, mehrfach eingeschnittene, zugeschärfte Erhöhung des Z.-Fleisches bemerklich. Unter einer der Entzündung nahekommenden, höchst gesteigerten Thätigkeit der Natur, wie sie aus den begleitenden Erscheinungen, der Hitze des Mundes, dem Geifern, Anschwellen des Z.-Fleisches &c. ersichtlich ist, bewerkstelligt sich dann gewöhnlich im sechsten Lebensmonat des Kindes der Durchbruch der Zähne, u. zwar erscheinen zuerst die beiden vordern Schneidezähne des Unterkiefers, einige Wochen später des Oberkiefers; dann in Zwischenräumen die übrigen Schneidezähne; hierauf die ersten Backenzähne, um die Hälfte des zweiten Jahres die Spitzzähne, und gegen Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten die zweiten Backenzähne. Diese zwanzig Zähne sind die Milch- oder Wechselzähne, welche jedoch vom 7. bis 13. oder 14. Lebensjahre wieder ausfallen und in gleicher Reihenfolge, wie sie kamen, durch festere, bleibende ersetzt werden. Um die Zeit der Pubertät sind gewöhnlich 28 Zähne vorhanden; die letzten Backen- oder sogenannten Weisheitszähne kommen dagegen meist erst zwischen dem 20. bis 25. Jahre; sie sind von einer lockeren Masse, deßhalb der leichteren Verderbniß ausgesetzt, und daher gewöhnlich am ersten wieder ausfallend. — Die Dauer der Zähne zeigt unendliche Verschiedenheiten; doch gehört das Behalten aller in mehr oder minder gesundem Zustande bis zum höchsten Lebensalter zu den seltenern Ausnahmen. Die Verderbniß der Zähne durch Fäulniß hat meist eine krankhafte Beschaffenheit der allgemeinen Säfte oder eine äußere Verletzung, welche mit der Zerstörung des Schmelzes zusammenhängt, zur Ursache. Bei dem Brand (Knochenfraß, Caries) der Zähne, welcher am häufigsten die Backzähne befällt, gewöhnlich an der Krone, nicht selten aber auch an der Wurzel beginnt, wird zuletzt der Z.-Nerv, wenn ihn die abgefressene Zahndecke nicht mehr schützt, dem Contacte der Luft u. der Nahrungsmittel ausgesetzt, was oft das empfindlichste Schmerzgefühl hervorbringt. (S. auch Zahnschmerz.) — Die Zähne der Thiere stellen sich in den niederen Thierklassen als hinter den Tast- und Greif-Organen, den Lippen- und Fühlfäden in der Mundhöhle befindliche, harte, zahnartige Theile dar und sind entweder bloß zum Ergreifen und Festhalten, oder zugleich zum Zerkleinern der Nahrungsmittel bestimmt. Als eigentlich ausgebildet kommen die Zähne mehr nur den meisten Wirbelthieren zu. — Bei den Fischen sind Zähne nur einer sehr geringen Anzahl von Arten, namentlich dem Stör und dem Aodon, fehlend. Die Zähne der Fische bestehen immer aus Knochensubstanz und Schmelz, bei den zu den Knochenfischen gehörenden Karpfen befinden sich die Zähne im Schlunde. Bei anderen Fischen, z. B. dem Hecht u. Lachs, gibt es im Munde keinen Knochen, der nicht Zähne trüge. Bei den Knorpelfischen verwachsen sie oft mit dem Knochen; es erzeugt sich da im Knochen gewöhnlich unter dem alten Z. ein neuer, der, wenn der alte ausgefallen ist, an seiner Stelle oder neben ihm hervortritt. Bei den Knorpelfischen finden sich hinter einander mehre Reihen. Am häufigsten kommen mehr oder weniger stark gebogene Fangzähne vor, deren Zahl mit ihrer Größe im entgegengesetzten Verhältnisse zu stehen pflegt. Die Schneidezähne sind seltener und bei den Knochenfischen kleiner; die Schollen haben sie keilförmig, mehre Haifische dreieckig, oft an den

Kauflächen sägeförmig eingeschnitten. Die Backzähne sind niedriger, breiter und bestehen oft bloß aus der Krone. Bei den Karpfen sind sie einfach, bei mehren Rochen dagegen bildet die zusammengesetzte Z.-Masse einen großen Backzahn. — Von den Zähnen der Amphibien ist hervorzuheben, daß sie bei den Schildkröten durch starke, hornartige Platten ersetzt werden, welche die Kiefertheile bekleiden u. verschieden in einander greifende Erhabenheiten und Vertiefungen als Kauflächen zeigen: bei den Froschthieren finden sich die meisten Verschiedenheiten der, immer aber kleinen, Zähne; den ungeschwänzten fehlen sie ganz, erscheinen dagegen bei den Eidechsen desto mehr entwickelt. Bei den Krokodilen stehen die Z. sehr weitläufig und sind von ungleicher Größe, alle aber einfach zugespitzt, die vorderen länglicher und etwas gebogen; sie bleiben immer hohl und der neue Z. dringt durch die Höhle des alten hervor. — Die Zähne der Vögel sind mehr weiche, längliche, spitze, zahnartige Verlängerungen im Schnabel, welche in eine größere oder geringere Anzahl von Vertiefungen treten, deren Zahl nach den Ordnungen u. Gattungen bedeutend variirt. Bei den Papageien finden sich ausserordentlich viele, von vorn nach hinten in einer Reihe dicht auf einander folgende. Das Ganze bildet eine, zu einem Ganzen verschmolzene Zahnreihe. — Die Zähne der Säugethiere stehen in mehr oder weniger ansehnlichen, ihre Wurzeln meistens eng umschließenden, Vertiefungen, und es kommen bei denselben mehre Ordnungen vor, namentlich Back- oder Mahlzähne, Schneidezähne und häufig die zwischen beiden stehenden Eck- und Fangzähne. Bei den fleischfressenden Thieren befindet sich noch ein besonderer Fleischzahn; er folgt nach den vorderen, am meisten schneidenden, Back- oder Reißzähnen und ist größer und breiter als die übrigen Backzähne, welche auch wieder in dem Maße breiter, größer und mit rundlichen Erhabenheiten versehen sind, als das Thier pflanzenfressend, mehr mit scharfen Spitzen versehen und seitlich zusammengedrückt, als es fleischfressend ist. Zu den beiden gewöhnlichen Z.-Substanzen, der Knochenmasse und dem Schmelz, kommt bei den Säugethieren häufig noch eine weichere dritte, der Kitt oder die Steinrinde. — Auch bei den Säugethieren treten die den menschlichen Zähnen eigenthümlichen Prozesse des Wechsels u. der zerstörenden Abnutzung ein.

Zahnschmerz ist ein Symtom sehr verschiedenartiger, entweder durch krankhaften Zustand der Zähne selbst erzeugter oder von anderen Störungen des Organismus hervorgerufener und durch diese bedingter Leiden. Häufiger in der Kindheit und Jugend bis zum mittleren Alter, selten im späteren Alter vorkommend, hat er seinen Sitz bald in einem oder mehren Zähnen, oder in den die Wurzeln der Zähne umgebenden Membranen, oder in den zu den Zähnen u. zu dem Zahnfleische hingehenden Nerven. Je nach der Art des Eintritts, nach Heftigkeit und Dauer, anhaltendem oder aussetzendem Verlaufe, periodischer oder nicht periodischer Wiederkehr, nach der Veränderlichkeit des örtlichen Sitzes und Zusammenhang mit anderen im Körper bestehenden Uebeln, tritt der Z. in vielfachster Verschiedenheit auf. Die Schwierigkeit des Auffindens der ebenso verschiedenen Veranlassungen von Zahnleiden, macht eine richtige Wahl unter den vorhandenen vielen Mitteln, zu einer nicht selten ungelöst bleibenden Aufgabe, die dann selbst im glücklichen Falle schneller Wirkung, durch häufiges Wiederkehren des Uebels am gleichen oder an anderen Orten, noch wesentlich erschwert wird. Ist der Z. von einer örtlichen Krankheit des Zahnes, etwa vom Brande, caries, bedingt, so ist sein Verlauf chronisch, der Schmerz kommt selten zu äußerster Heftigkeit, behindert aber mehr oder weniger das Kauen und ist schlafstörend. Der acute Z. ist dagegen bedenklicher; er bewirkt heftige Stiche in den Zähnen, dem Zahnfleische, den Backen, zuweilen selbst in Ohren, Augen und dem Hirne, verursacht fast immer Schlaflosigkeit, oft auch Fieber, Krämpfe, Erbrechen, selbst Ohnmachten; beim Nachlasse des Schmerzes stellt sich Anschwellung der Backen oder des Zahnfleisches ein. Der Z. ist seiner Ursache nach entweder rheumatisch und kommt dann in gesunden, wie cariösen Zähnen bei kaltem feuchten Wetter vor und bewirkt abwechselnd Augenentzündungen, Schmerzen im

Kopfe, in den Gliedern ꝛc.; der congestive oder entzündliche Z. röthet das Zahnfleisch, macht es heiß und angeschwollen bei klopfendem Schmerze; er befällt meist junge kräftige Individuen, nach Unterdrückung von Blutungen, z. B. des Nasenblutens oder der Hämorrhoidal-Blutungen; der katarrhalische Z. äußert sich durch beträchtliche Anschwellung des Zahnfleisches und der Backen, so wie durch Ansammlung großer Massen von Speichel; der gastrische Z., meist durch Unreinigkeit der ersten Wege, zuweilen auch durch Würmer herbeigeführt, wird gewöhnlich durch Abführungsmittel bald gehoben; der schlimmste unter den Z.en ist der nervöse (oder die Zahn-Neuralgie), er hat seinen Sitz in den Zahnnerven und wird daher durch das, immer nur nach genauester Prüfung anzuwendende, Ausnehmen der Zähne, wodurch die Nerven gereizt werden, nur heftiger; er äußert sich in reißenden, periodisch mit Heftigkeit wiederkehrenden Stichen und kommt besonders bei allgemein reizbaren, schwächlichen Personen beiderlei Geschlechtes vor; seine Bekämpfung ist selten eine dauernde. — Das Ausziehen der Zähne ist nur dann rathsam, wenn der fortschreitende Brand das Zahnfleisch zu zerstören droht; denn der Z. wendet sich bald immer anderen Zähnen zu. Plombiren und Feilen, rechtzeitig vorgenommen, leistet ebenfalls wirksame Dienste. Das Uebel der Zahnleiden scheint sich in neuester Zeit immer allgemeiner zu verbreiten; ihm zu entgehen, ist die von frühester Jugend an fortzusetzende, aufmerksame Zahnpflege, tägliche Reinigung, Vermeiden allzuschneller Abwechselung im Genusse kalter u. heißer Speisen u. Getränke am zweckmäßigsten.

Zahn, Wilhelm, ein geschätzter Maler und Kunstkenner, geboren 1800 zu Rodenburg (Hessen), auf der Akademie zu Kassel und unter Gros in Paris gebildet, besuchte 1824 Italien, wo er, so wie später 1840, nachdem er 1827 in Kassel für den Kurfürsten mehre Gemälde ausgeführt hatte und 1828 Professor in Berlin geworden war, den Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum vorzügliche Aufmerksamkeit widmete. Seinen Studien verdanken wir in trefflichem buntem Steindrucke: die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gebäude aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä (10 Hefte, Berlin 1828 — 29, 2. Folge 10 Hefte 1841 — 45); Ornamente aller classischen Kunstepochen (10 Hefte 1832 — 43); Auserlesene Verzierungen (5 Hefte 1841 — 44).

Zaims, die, gehörten in der Türkei, wie die Timarioten (s. d.), zu den Spahi's und bezogen ihren Unterhalt von gewissen, ihnen als Lehen eingeräumten Ländereien, wofür sie dem Sultan eine entsprechende Anzahl Reiterei zu stellen hatten. Diese Einrichtung rührte aus dem 14. Jahrhundert von Sultan Murat I. her und wurde in der Folge, bei der Ausbreitung der türkischen Eroberungen, auch auf mehre Provinzen ausgedehnt. Solche Lehengüter hießen Ziamets, daher auch die Benennung ihrer Besitzer. Der Unterschied zwischen den Z. und Timarioten beruhte nur auf der Summe ihrer Einkünfte. Die geringsten Einkünfte eines Z. waren jährlich 20,000 Asper und die höchsten 100,000. Die Z. waren verbunden, nicht nur selbst im Felde zu erscheinen, sondern auch für jede 5000 Asper Einkünfte, die sie hatten, einen Mann zu stellen. Ein Z. mußte sonst 4 — 20 Mann zu Pferde und ein Timariote 1 — 6 Mann stellen. Nach diesen Verhältnissen kam aus den sämmtlichen Gouvernements des türkischen Reiches eine Zahl von 132,054 Reitern zusammen. Diese Reiterei, die aber freilich nicht immer marschfertig war, ward in Regimenter eingetheilt, die von Obersten commandirt wurden. Diese Obersten standen unter einen Sadschjack u. dieser unter einem Beglerbeg. Es gab auch Freiwillige, die unter einem Z. für ihre eigenen Kosten dienten, in der Hoffnung, sich hervorzuthun und nach Abgehen eines Besitzers von einem Ziamet damit belehnt zu werden. Ward ein Z. unvermögend, so konnte er sein Ziamet einem Sohne der Anverwandten abtreten. In Natolien gab es erbliche Ziamets, die privilegirt waren. Schon 1792 beschloß die Pforte, künftig keine neuen Kriegslehen zu vergeben und aus den Domainen eine gleiche Zahl Truppen zu unterhalten. Noch gab es bis zur großen Umbildung des türkischen Militärwesens 60 Ortas, angeblich von 30,000

Mann, welche aber in der Wirklichkeit niemals über 18,000 Mann betrugen. Vgl. den Art. Timarioten.

Zaire, Kuenzo oder Kongo, ein Fluß in Afrika u. zwar in Niederguinea, der nach älteren Nachrichten von den Eingeborenen Moierzi-Enzaddi, d. h. Fluß, welcher die anderen verschlingt, genannt wird. Seine Quelle ist unbekannt; der Sage nach entspringt er aus dem ebenfalls unbekannten Achelunda-, Aquilunda- oder Zavilundasee; neueren Nachrichten, wenn man denselben trauen darf, zufolge, die der französische Reisende Douville mittheilt, hätte er seinen Ursprung auf dem hohen Plateau von Afrika (s. d.) zwischen dem 25° und 26° O. und 9° bis 10° S. im Lande der Regas. Er fließt Anfangs westwärts durch die Humstaaten, das Land Muschingi, Kassange, Kankobella und Hollo-ho. Hierauf macht der Fluß eine große Nordausbeugung nach Nordwest und sodann nach Südwest, worauf er sich unter 6° S. in das äthiopische Meer, in einer weiten Mündung, an welcher das Säulen- und das Haienvorgebirge liegen, ergießt. Er hat reissende Strömungen, bildet wegen seines felsigen Flußbettes mehre Wasserfälle, ist aber doch auf einer Strecke von 50 Meilen schiffbar. Seine größeren Nebenflüsse sind rechts: der Hogi, links: der Kassenci. Im Süden sind seine Ufer hoch und steil und das Tafelland scheint dort einen keilförmigen Vorsprung zu bilden; man steigt ohngefähr zwölf deutsche Meilen an der Mündung des Stromes auf die ersten Höhen, die schon über 3000 Fuß betragen und erreicht, etwas über fünfzehn deusche Meilen weit vom Meere, das Plateau, welches hier bereits 4500 Fuß hoch ist. C. Arendts.

Zajotti, Paride, geboren 1798 zu Trient, studirte die Rechte zu Bologna, wo er auch als Improvisator Triumphe feierte und trat 1813 in die richterliche Laufbahn ein. In Trient, Lodi, Verona, Mailand, Venedig, zuletzt in Triest, wo er 1843 als Präsident des Civiltribunals starb: überall wußte er die Liebe der Besten zu erwerben. Als Criminalist von Bedeutung, ist er es noch mehr durch seinen veredelnden Einfluß, den sein, an dem Tüchtigsten der einheimischen und ausländischen, auch deutschen, Literatur genährter Geist auf die höhere Bildung seines Vaterlandes ausübte. Obschon er nur kritische Arbeiten, besonders in die Bibliotheca italiana lieferte, unter denen „Del Romanzo" und „Della letteratura giovanile", (deutsch nebst Biographie Z.s von H. Stieglitz, Triest 1845) namentlich hervorzuheben sind, so stellen ihn diese doch durch herrliche Sprache, Ideenreichthum u. Seelenadel unter die ersten Schriftsteller Italiens.

Zakynthos, war im Alterthume der Name der jetzigen Insel Zante (s. d.).

Zaleukos, ein berühmter Gesetzgeber der Lokrier in Großgriechenland, ungefähr in der 29. Olympiade, 664 Jahre vor Christi Geburt. Zwar ist von seinen eigentlichen Lebensumständen ebensowenig Gewisses bekannt, als von seinen Gesetzen, indessen läßt sich aus den noch vorhandenen Fragmenten der letzteren so Vieles schließen, daß sie äusserst streng gewesen seyn müssen. Nach einer Erzählung des Aristoteles fragten die Lokrier, wegen häufiger Zwistigkeiten, das Orakel um Rath und erhielten die Antwort: sie sollten sich Gesetzen unterwerfen, wenn ein Hirte im Stande wäre, ihnen gute Gesetze zu geben. Man fand diesen in dem Z. und auf die Frage, wo er die Gesetze hernähme, antwortete er: sie wären ihm von der Minerva gegeben worden. Die Lokrier beschenkten ihn mit der Freiheit und machten ihn zum Gesetzgeber. Er war auf seine Gesetze so eifersüchtig, daß er, um schädlichen Neuerungen in denselben vorzubeugen, festsetzte: Jeder, der ein neues Gesetz vorschlüge und ein altes abgeschafft wissen wollte, sollte mit einem Stricke um den Hals erscheinen, mit welchem er sofort erwürgt werden sollte, wofern sein Gesetz nicht besser, als das des Z., befunden würde.

Zaluski, Name eines alten polnischen Adelsgeschlechtes, das sich um Staat und Wissenschaft vielfache Verdienste erworben hat und aus dessen Angehörigen wir anführen: 1) Z., Andreas Chrysostomus, zu Anfang des 18. Jahrhunderts Bischof von Wermeland und Kron-Großkanzler von Polen, hatte an allen wichtigen Staatsangelegenheiten seiner Zeit großen Antheil, verrieth überall große Einsichten

und starb 1711 im 61. Jahre. Einen Schatz von Nachrichten für die polnische Geschichte findet man in seinen, nicht für den Druck geschriebenen Briefen: Epistolae historico-familiares, 5 Bde. 1709—1716, Fol. — 2) Z., **Andreas Stanislaus**, seit 1735 Kron-Großkanzler und 1746 Bischof von Krakau, that sehr viel für die Aufnahme der Wissenschaften in seinem Vaterlande, belohnte die besten Schriften mit Preisen, sammelte mit seinem Bruder (s. unten) einen großen und herrlichen Bücherschatz und schenkte ihn vor seinem Tode, welcher den 16. Dezember 1758 erfolgte, der Universität. — 3) Z., **Joseph Andreas**, Bruder des Vorigen, Bischof von Kiew, zeigte in öffentlichen Reden auf den Reichstagen und in der Kirche eine männliche Beredsamkeit, legte auch eine große Bibliothek an, die bis zu 20,000 Bänden wuchs und die er den Jesuiten schenkte. Auch stiftete er zu Ehren der hl. Jungfrau Maria die Marianische Akademie. Die beiden letzten Umstände sind deutliche Beweise seines fromm-kirchlichen Sinnes. Diesen bewährte er auch dadurch, daß er in einem Hirtenbriefe öffentliche Gebete gegen die Dissidenten anordnete. Beleidigende Aeusserungen, die er gegen den russischen Gesandten, Grafen von Repnin, gethan, brachten ihn in russische Gefangenschaft, aus der er erst 1773 wieder frei wurde, worauf er den 7. Januar des folgenden Jahres starb. Man hat von ihm unter anderen „Specimen historicum polonicae criticae, constans animadversionibus in historiam Ludovici Polon. et Hung. regis ab August. Koludzky descriptum, Warschau 1735.

Zamboniten, heißen gewisse geistliche Ordensbrüder, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sind. Der damals fast eingegangene Orden der Eremiten erhielt durch einen gewissen Johann Bonus von Mantua (von welchem der Name Z. oder Fratres Johannis boni herrührt), wegen seiner strengen Lebensart neues Ansehen; er wurde unter Papst Alexander IV. mit jenem vereinigt und ihnen die Regel des hl. Augustinus gegeben.

Zamora, eine spanische Provinz, mit der Hauptstadt gleiches Namens, im Königreiche Leon, an Portugal angränzend, 167 □M. groß mit 160,000 Einwohnern. Das Klima ist mild und angenehm, der Boden aber schlecht angebaut. Im Norden und Osten die Hochebene von Altcastilien und Leon, im Süden und Westen greift die Bergterrasse von Trez os Montes herein. Hauptfluß ist der Duero. — Die Hauptstadt Z. zeichnet sich besonders durch ihre schöne Brücke über den Duero aus, an dessen rechtem Ufer sie liegt, ist der Sitz des Generalcapitäns von Leon und eines Bischofs, hat 23 Pfarrkirchen, worunter die gothische Domkirche mit dem Grabe des hl. Ildefonso, eine Ingenieurakademie, ein bischöfliches Seminar, ein altes Schloß, ist aber im Ganzen schlecht gebaut und zählt an 10,000 Einwohner. C. Arendts.

Zamosz, Stadt und starke Festung in dem polnischen Gouvernement Lublin, mit einem großen Schlosse, einem Zeughause, schönem Rathhause, einer Collegiatkirche, Gymnasium und 5000 Einwohnern, welche verschiedene Manufakturen betreiben. Im J. 1588 von dem polnischen Kronfeldherrn **Jan von Zomoisky** (s. d.) angelegt, ward die Stadt ein Majorat dieser Familie, welches der Senator, Graf Stanislaus Kosta von Zamoisky, 1820 dem Staate gegen andere Güter vertauschte. Die Mauern behielten das Familienwappen des Veräusserers und die dortige Collegiatkirche die Familiengruft. Jan Zamoisky gründete auch das hiesige Gymnasium, die Bibliothek und eine polnische Buchdruckerei.

Zamoysky, 1) **Jan**, polnischer Krongroßfeldherr, geboren 1542 in Roth-Rußland, vollendete seine Bildung in Paris, dann in Padua, wo er Rektor der Universität wurde und „De senatu romano“ (Venedig 1563) und „Senator perfectus“ schrieb. Im Vaterlande erhielt er schnell die höchsten Würden, begab sich als Gesandter nach Paris, um dem Herzoge von Anjou die polnische Krone anzubieten (1573) und wirkte später entscheidend bei der Wahl Stephan Bathory's. Zum Lohne für den Erfolg, womit er das Land gegen Rußland u. gegen die Türken vertheidigte, vermählte ihn der König mit seiner Nichte (1583). Nach dem Tode des Königs lenkte er die Wahl von sich ab u. auf Sigismund III., der

dem großen u. weisen Manne mit Undank lohnte. Dennoch lieh er dem Vaterlande gegen die andrängenden Feinde gleich eifrig seinen Arm, seine Erfahrung u. seine gereifte Weisheit. Er starb 1605. — 2) Z., Andrzey, Graf von, Kronerzkanzler von Polen, zeichnete sich in seiner Jugend durch Kriegsthaten, sowie später als Staatsmann aus und ward nach und nach Senator und Kronerzkanzler. Während der Unruhen, die den Anfang der Regierung Poniatowsky's auszeichneten, widersetzte er sich Allem, was das Wohl seines Vaterlandes in Gefahr bringen konnte. Da indessen die allenthalben sichtbare Auflösung Polens ihm die Hoffnung raubte, die eingerissenen Staatsmängel zu heilen, legte er seine Stelle in voller Senatsversammlung nieder und zog sich auf seine Güter zurück. Dennoch ward ihm hier der Auftrag, ein Gesetzbuch zu entwerfen, dem er sich mit Glück und zur Zufriedenheit seiner Mitbürger unterzog. Dieses Gesetzbuch wurde indessen nur erst 1791 eingeführt. Als bei der ersten Theilung Polens seine Güter Oesterreich zufielen, trug ihm Joseph II. den Fürstenstand an, den er jedoch nicht annahm. Er starb den 10. Febr. 1792, im 75. Lebensjahre. Seine Sammlung gerichtlicher Gesetze erschien unter dem Titel: Ibior Praw Sadowych. namocy konstitucyi, 3 Bände, Warschau 1776, Fol., deutsch von G. Nitisch, Warschau 1780. — Seine Gattin, Constantia, eine geborene Prinzessin Czartorisky, zeigte sich als eine edle Menschenfreundin durch Aufhebung der Leibeigenschaft auf ihren Gütern u. durch Stiftung einer großen Menge wohlthätiger Einrichtungen. Sie starb zu Wien den 19. Febr. 1797.

Zampieri, Dominico, Domenichino genannt, berühmter Historienmaler der Schule zu Bologna und Schüler der Caracci, geboren 1581 zu Bologna, lebte später zu Rom, wo er sich auch als Baumeister auszeichnete, begab sich 1629 nach Neapel und starb daselbst 1641, wahrscheinlich an durch Künstlerneid ihm beigebrachten Gifte. Seine Zeichnung und Composition ist trefflich, doch etwas nüchtern; was ihm an Talent fehlte, wußte er durch Fleiß zu ersetzen und ein naiver Schönheitssinn verlieh seinen Köpfen hohe Anmuth. Als die vorzüglichsten unter seinen nicht zahlreichen Gemälden gelten: die Fresken aus der Geschichte der h. Maria im Dom zu Fano, der h. Hieronymus im Vatican u. die h. Cäcilia; sie sind auch in zahlreichen Stichen vorhanden.

Zangenwerke (Tenailles) sind eigentlich gleichbedeutend mit tenaillirten Werken, doch macht der Sprachgebrauch einen Unterschied. Man spricht von einem tenaillirten Umriß, oder von vorgelegten Z.n. Sie bestehen, wie die Tenaille, aus zwei Linien im eingehenden Winkel, meist aber hat das Z. nur einen solchen, — einfache — oder nur zwei doppelte. Gehen die Flügel, welche die Fronte mit den rückwärtigen Werken verbinden und die Seitendeckung bilden, convergirend nach hinten, so nennt man das Ganze mitunter Schwalbenschwanz, umgekehrt aber Pfaffenmütze. — Der Werth dieser Werke, sobald sie als vorliegende bei einer Festung auftreten, ist ein sehr relativer und hängt von ihrer Lage und Bauart ab; man sucht durch sie Terraintheile zu erhalten, deren Verlust schädlich wäre. Eine Festung soll aber in wirksamer Nähe keine Terraintheile haben, von deren Behauptung das Schicksal des Platzes abhängt; entweder, man muß den Wall bis dahin ausdehnen, oder ihn so weit zurücknehmen, daß sie nicht mehr schaden und ohne Nachtheil durch ein starkes, selbstständiges Fort vertheidigt werden können: dann hält sich die Vertheidigung an diesen Punkt, er gehöre nun in den Bereich des Hauptwalles, oder in den eines Forts. Die bisherigen Z., eben so wie die Horn- und Kronwerke, bieten nicht die fortificatorischen Anlagen, die eine wirklich wichtige Lokalität erfordert; dabei dienen ihre Gräben dem Feinde als herrliche Logements; die Anlage ist meist verfehlt. Ihre Erbauungskosten sind nicht gering, fast nie im Verhältnisse zu ihrem zweifelhaften Nutzen.

Zanetti, Antonio Maria, ehemals Erasmo genannt, Bibliothekar der St. Markus-Bibliothek zu Venedig, großer Kenner und Liebhaber der Künste u. gelehrter Archäolog und Literator, lernte in früher Jugend die Zeichnungskunst

brachte schon in seinem 14. Jahre Köpfe und Figuren in Kupfer und sammelte ein kostbares Cabinet von Büchern, Kupferstichen, Zeichnungen, antiken geschnittenen Steinen ꝛc. Er brachte die für verloren geachtete Kunst, nach des Hugo da Carpi Manier Holzschnitte und Kupferstiche von drei- bis viererlei Stöcken und Platten abzudrucken, wieder in Aufnahme u. that diesen Künsten allen möglichen Vorschub. Seinen Briefwechsel über Kunst findet man in den Lettere su la pittura, scultura et architettura, Rom 1754, 7 Bde. Seine Daktyliothek ist unter dem Titel beschrieben: Gemmae antiquae A. M. Zanetti Hieronymi F. Ant. Gorius lat. illustravit. Italice eas notas reddidit H. F. Zanettius Alexandri F., Venedig 1750, Fol. (gegenüber steht dieser Titel italienisch, so wie auch der Text in beiden Sprachen in gespaltenen Columnen abgedruckt ist). Als Literator und Archäolog hat sich Z. einen Namen gemacht durch seine Ausgabe eines sehr alten Chronicon Venetum und seine Verzeichnisse der Manuscripte und der Statuen der St. Markus-Bibliothek: Graeca D. Marci Bibliotheca codicum manuscr. per titulos digesta, Venedig 1740, Fol. und Latina et italica Biblioth. cod. manuscr. etc., ebendaselbst 1741, Fol., beide unter der Aufsicht des Senators Lor. Theupoli gedruckt. Delle antiche Statue greche e romane, 2 Bde., ebend. 1740. Z. starb in einem hohen Alter, 1767.

Zanotti, 1) Francesco Maria, geboren zu Bologna 1692, studirte daselbst nebst der Philosophie die Rechtsgelehrsamkeit, lehrte diese hernach mit großem Beifalle und starb in seiner Vaterstadt 1777 als Präsident des Instituts, dessen Sekretär er seit 1766 gewesen war. Z. war Philosoph, Mathematiker, Redner, Dichter, angenehmer Schriftsteller in beiden Sprachen Italiens, der alten und der neuen, und verband mit dem lebhaftesten Eifer für die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse die ungeheucheltste Frömmigkeit. Er war der Erste, der in seinem Vaterlande eine bessere Naturlehre, nämlich die Newton'sche, verbreitete. In allen seinen Schriften trägt er seine Belehrungen auf eine sehr reizende Art vor; unter anderen wird seine Abhandlung über die Kraft der Körper ꝛc. wegen ihres Styls fast Allem vorgezogen, was seit einigen Jahrhunderten in Italien geschrieben wurde. Viel Lehrreiches enthält seine Schrift: Dell' arte poetica, Bologna 1768. Von seinen lateinischen und italienischen Gedichten hat man zwei Ausgaben; die erste besorgte der berühmte Graf Algarotti, die zweite der Marchese Casali: Poesie volgari, 2. Ausgabe, Bologna 1757; die lateinischen haben einen besondern Titel: F. M. Zanotti Carmina, 2. Ausgabe, ebendas. 1757. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Bologna 1779, 8., beim ersten Theile auch sein Leben. — 2) Z., Eustachio, ein berühmter Astronom, Neffe des Vorigen, geboren zu Bologna 1709, bildete sich unter Eustachio Manfredi. Seine Jugend fällt in die Zeit, wo das, durch Marsigli gegründete, Institut zu Bologna im vollen Glanze war, welches großen Einfluß auf seine Bildung hatte. Auch ward ihm 1739 die durch Manfredi's Tod erledigte Stelle im Institut zu Theil, nachdem er ihm schon zuvor als Lehrer der Astronomie beigestanden hatte. Er setzte die von Manfredi bis 1750 berechneten Ephemeriden noch um zwölf Jahre weiter fort, beschrieb die vorzüglichsten Fixsterne des Thierkreises u. suchte bei dieser Veranlassung verschiedene, von ihm bemerkte, Erscheinungen über das vermehrte oder verminderte Leuchten der Gestirne zu erklären. Seine Beobachtungen über die Kometen, über die Gestalt der Erde, seine optischen und hydrometrischen Versuche haben ihn aufs Vortheilhafteste bekannt gemacht. Er starb zu Bologna. Hauptwerke hat er nicht hinterlassen. S. Fabroni vit. Italor., T. XI., 241. Comment. de vita ej., iter. ed. a. G. Vannetio, Parma 1787.

Zanguebar oder Zangibar, eine lange Küstenlandschaft im Osten von Afrika (s. d.), die sich vom Aequator bis zum Cap Delgado unter 10° S. erstreckt und im Norden an das Küstenland Ajan, im Süden an Mozambique (s. d.), im Osten an den indischen Ocean u. im Westen an unbekannte Gegenden gränzt. Die Küste ist eine flache, meist sumpfige Alluvial-Ebene, die von

den Mündungen zahlreicher Flüsse zerschnitten wird und mit undurchdringlichen Tropenwäldern besetzt ist. In einiger Entfernung von der Küste liegen niedere Berglandschaften; dann steigt das, der Küste parallel streichende, Lupeter-Gebirge auf; am Cap Delgado tritt das Gebirge näher an das Meer und die Küste wird da höher. Die Flüsse, die hier münden, sind fast alle sehr bedeutend, aber größtentheils unbekannt; der größte ist der Quillmarer, dessen Quelle man noch nicht kennt. Das Klima ist ausserordentlich heiß und höchst ungesund, weil die Luft durch Miasmen, die dem feuchten Erdboden entsteigen, verpestet wird; gegen das gebirgige Innere wird das Klima verhältnißmäßig kühler und gesünder. Z. hat, wie eben ganz Afrika, nur 2 Jahreszeiten, nämlich eine trockene und eine heiße, die unter dem Einflusse der Moussons (s. Wind) stehen. Der Boden der ebenen Landschaft ist großentheils sehr fruchtbar und liefert besonders Zuckerrohre, Indigo, Baumwolle, Myrrhen, Ebenholz und Ambra. In den Wäldern leben Elephanten, Nashörner, Panther, Löwen, Flußpferde u. s. w. Im Innern wird auch Gold gefunden und dieses, sowie Elfenbein und Zucker machen von jeher die bedeutendsten Handelsartikel von Z. aus. Die Einwohner sind Neger u. werden theils von eigenen Häuptlingen, theils von arabischen Fürsten beherrscht. Der Negerhandel wird hier noch in großer Ausdehnung betrieben; die Insel Z. und der Fluß Lindy, der unterm 10° S. mündet, sind die Hauptmärkte des Sklavenhandels. Von arabischen Kaufleuten werden jährlich an 50,000 der unglücklichen Schwarzen des afrikanischen Binnenlandes gekauft und nach den Märkten auf beiden Seiten des rothen Meeres, nach Aegypten, dem südlichen Arabien, dem persischen Golf, selbst bis nach Java gebracht. Man spricht von mehren Königreichen, in die Z. zerfällt; fast alle erkennen jedoch die Oberhoheit des Imams von Maskate (s. d.) an. Zu den größeren Städten von Z. gehören: Melinda, am Meere, mit einem großen, am Eingange aber mit gefährlichen Klippen besetzten Hafen, guten Straßen, 17 katholischen Kirchen (die Portugiesen sind Herren der Stadt), in der Nähe angenehme Palmen- und Orangenwäldchen; Mamboca, auf einer Insel, mit bedeutendem Handel. Dicht vor der Küste von Z. liegt eine Reihe von flachen Koralleninseln, unter denen die größte ebenfalls Z. heißt, mit einem Boden, der die ergiebigsten Zuckerernten liefert. C. Arendts.

Zante, das sogenannte Paradies der Levante, welches etwa drittehalb Meilen südlich von Cephalonien liegt und 7½ □M. Flächenraum einnimmt, soll die fruchtbarste, gesündeste, anmuthigste und geselligste unter den jonischen Inseln seyn. Es hat steile Ufer und im Innern abwechselnd Ebenen und Berge. Flüsse fehlen. Die vorzüglichsten Produkte sind Korinthen (80—100,000 Ctr.), Oel (55,000 Tonnen), treffliche Muskatweine in großen Quantitäten, Südfrüchte, Melonen, Baumwolle, Seide, Erdpech. Die Wälder bestehen aus Oliven-, Lorbeer- und Myrtenbäumen. Die Zahl der Einwohner beträgt 39,000; sie sind, mit Ausnahme von 2000 Juden, meist Griechen, leben in einer Stadt und 30 Dörfern und zeigen sehr viel Betriebsamkeit, indem sie nicht nur ihren Boden fleißig bebauen, sondern auch mehre nicht unbeträchtliche Fabriken und Manufakturen, namentlich in seidenen und baumwollenen Zeugen, Teppichen, goldenen Ketten, Bijouterien, gebrannten Wassern, Leder etc. unterhalten. Die schöne und ganz nach italienischer Art gebaute Hauptstadt Zante, Sitz eines katholischen und eines griechischen Bischofs, liegt sehr malerisch auf einem Hügel und über derselben, auf einem Berge, die sie beherrschende Festung, welche eine halbe Stunde im Umfange hat, aber durch die häufigen Erdbeben in einen ruinösen Zustand versetzt ist. Man trifft hier einen katholischen Dom, die griechischen Kirchen St. Dionysius und Madonna Spiliotissa, mehre Kapellen und Klöster, einen schönen Palast des katholischen Bischofes, ein Zeughaus, eine kolossale Statue des vormaligen britischen Lord-Oberkommissärs Maitland, einen guten und sichern Hafen mit Leuchtthurm. Lyceum, Kontumazhaus, Lazareth, Spitäler, Lombard, mehre Fabriken, lebhafte Schifffahrt, wichtiger Handel, 20,000 Einwohner. — In der

Nähe von Z. liegen die zwei kleinen Inseln Strivoli (die Strophaden), von denen die eine ein großes, festungsartig erbautes Kloster enthält. — Z. hieß bei den Alten Zakynthos (Hyria bei Plinius), gestaltete sich nach dem Tode des Odysseus in eine Republik um und war später nach einander den Griechen, Römern, Neapolitanern und seit Ende des 14. Jahrhunderts den Venetianern unterworfen. 1797 kam es mit den übrigen Inseln in die Gewalt der Franzosen, welchen es 1799 von den Russen wieder entrissen wurde. Gegenwärtig bildet es einen Theil der jonischen Republik (s. Jonische Inseln). mD.

Zara, Hauptstadt des Königreichs Dalmatien, auf einer schmalen, von drei Seiten vom Meere umflutheten Erdzunge, die östlich auf der Landseite von einem Wassergraben durchschnitten ist und nur mittelst einer Zugbrücke mit dem festen Lande zusammenhängt, hat regelmäßige Festungswerke, zwei öffentliche Plätze, ziemlich regelmäßige, aber enge und schlecht gepflasterte Gassen, zwei Thore und zwei kleine Ausgänge, wovon die Porta terra ferma, von San-Michele erbaut, auf der Ostseite liegt, das Marinethor aber, in welches ein Stück eines römischen Triumphbogens eingesetzt ist, nördlich zum geräumigen Hafen führt, neben welchem auch eine Bucht (Valle di Maestro) für jene Schiffe liegt, welche nicht in den Hafen einlaufen oder bei der Nacht absegeln wollen. Die Zahl der Einwohner beträgt, mit Einschluß der beiden Vorstädte Borgo interno und Borgo erizzo, 8000, welche Seiden- und Wollenweberei, Gerberei, Handel mit Wein und Feigen ꝛc. treiben. Unter Z.'s Kirchen sind die Domkirche, welche der Doge von Venedig, Heinrich Dandolo, erbauen ließ, und S. Simeone, wo die Gebeine des heiligen Simon, des Schutzheiligen der Stadt, in einem silbernen Sarge aufbewahrt werden, die vorzüglichsten; beide haben, wie das Frauenkloster S. Maria, gute Gemälde aufzuweisen. Z. ist Sitz eines Erzbischofes (seit 1154), aller höheren politischen Stellen, der Justiz-, Cameral- und Militärbehörden. Die Stadt besitzt auch ein Lyceum, Convict, Gymnasium, ein erzbischöfliches Seminar mit theologischer Lehranstalt, eine Normalhaupt- und öffentliche Mädchenschule, eine Hebammenlehranstalt, das Pellegrinische Museum für Gegenstände der Kunst und des Alterthums, ein Civil- und Militärspital, ein Gebär- und Findelhaus, ein Seearsenal ꝛc. Ausser einigen Rosogliobrennereien, die den berühmten Maraschino liefern, gibt es keine Fabriken in Z. und der hiesige Handel beschränkte sich blos auf den Bedarf des Platzes selbst. Ein Theater und ein Casino sind die Vergnügungsorte der Einwohner. Eine große Ungemächlichkeit dieser Stadt ist der Mangel an Trinkwasser, der ungeachtet der meisterhaft erbauten Cisternen, welche 40,000 Barilen Wasser fassen, im hohen Sommer fast jedes Jahr eintritt. — Z. gehörte unter den Römern zu dem Theile von Illyrien, welcher Liburnia hieß, und war schon damals eine ansehnliche und befestigte Seestadt. Sie wird den ältesten Städten beigezählt, was daher rührt, daß sie mehren Zerstörungen glücklich entging, welche die übrigen liburnischen Städte zu verschiedenen Zeiten erlitten hatten. Sie erhob sich nach Salona's Zerstörung zur Hauptstadt Dalmatiens. Die an der Stadt befindlichen Ruinen hält man für Ueberreste des alten, römischen Jadera, wie auch Z. zu den Zeiten der Römer hieß. S. übrigens Dalmatien, Geschichte.

Zarlino, Giuseppe, berühmter Kapellmeister z. St. Markus in Venedig, geb. zu Chioggia unweit Venedig 1540, studirte die Tonkunst unter Adriano Willaert, einem Niederländer, folgte dem Cyprian Rore nach und starb im Februar 1599, allgemein bekannt als einer der vorzüglichsten und scharfsinnigsten musikalischen Schriftsteller. Er soll zuerst das wahre Verhältniß der großen und kleinen Terz gefunden haben. Schriften: Instituzioni harmoniche divise in quatro ponti, Venedig 1558, 1562, 1573, Fol.; Dimostrazioni harmoniche divise in cinque ragionamenti, ebend. 1571, Fol.; Soplimenti musicali, ebend. 1588, Fol. Diese drei zusammen verbessert und vermehrt: De tutte l'opere del R. M. Giov. Zarlino, 4 Bde., Ven. 1589, Fol. Auch hinterließ er mehre Messen.

Zarskoje-Selo, ein 3½ Meilen von St. Petersburg entferntes, durch einen

gepflasterten Weg mit 11,000 Laternen und in neuester Zeit auch durch eine Eisenbahn mit dieser Hauptstadt verbundenes, ungemein prächtiges und mit herrlichen Gärten umgebenes, kaiserliches Lustschloß. Das Schloß selbst bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen größte Länge 700 und dessen größte Breite 400 Faden beträgt. Das Hauptgebäude ist mit einem Halbzirkel von Hofgebäuden umgeben und ist mit wahrhaft kaiserlicher Pracht aufgeführt. Besonders prächtig ist die Schloßkapelle und ihr Dach ist mit fünf vergoldeten Kuppeln geziert. Das Innere vereint eine erstaunliche Pracht, mit dem feinsten Geschmacke gepaart. Die Wände eines Zimmers sind mit Bernstein, die eines andern mit Porzellan geziert, in einem dritten sind sie schwarz lackirt und mit chinesischen Figuren und Verzierungen von Gold in erhabener Arbeit geschmückt. Am südlichen Schloßflügel dient ein marmorner Säulengang zum Spaziergange. Auch der Schloßgarten ist reich an Sehenswürdigkeiten. — Z. verdankt seine Gründung Peter dem Großen; in seiner gegenwärtigen Gestalt wurde es von Elisabeth 1744 aufgeführt und von den folgenden Fürsten prachtvoll ausgeschmückt. 1820 brannte es ab, wurde aber wieder hergestellt. Am Eingange des prächtigen Parks steht die von Kaiser Alexander seinen theueren Waffenbrüdern gewidmete Triumphpforte. Im Schlosse war ein Lyceum für die Bildung von Civilbeamten.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, s. Laterna magica.

Zauner, Edler von Felpatan, Franz, Hofbildhauer, Professor und k. k. Rath, wie auch Direktor der Maler- und Bildhauerclasse an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, war 1746 zu Felpatan, einem kleinen Orte auf dem Kaunerberg im Oberinnthale Tirols geboren. Er lernte die Anfangsgründe der Bildhauerkunst bei seinem Vetter, Namens Horer, nächst Passau, kam hierauf nach Wien zu Jakob Schletterer, Professor der Bildhauerkunst, wo er sich nicht nur in dieser, sondern auch in der Baukunst und im Metallgießen übte. Aus Anlaß eines gelungenen Modells zu einem Bassin in Schönbrunn wurde er 1776 vom k. k. Hofe nach Rom geschickt, um die Antiken zu studiren und als er nach Wien zurückkam, erhielt er die Professur, auch wurde er als Hofstatuar und Direktor der obengenannten Classe an der Akademie daselbst ernannt. 1807 wurde er in den Adelsstand erhoben. Z. schuf stattliche Werke, als: die prächtige Statue Joseph's II. zu Pferd über Mannsgröße in Metall, auf dem Josephsplatze in Wien (gegossen 1800, aufgestellt 1807); das Grabmal des Kaisers Leopold II. in der Augustiner-Hofkirche und andere schöne Werke. Er arbeitete auch an den Statuen zu Schönbrunn. Z. starb den 3. März 1822 in Wien.

Zaungericht, s. Pfahlgericht.

Zaunkönig (Motacilla troglodytes), ein etwa zwei Zoll langer, munterer, kecker Vogel, rothbraun, mit Querstrichen und gelblichen Füßen. Er brütet zweimal 7—8 Eier in kunstvollen, aus Erdmoos gefertigten u. mit Federn, Wolle 2c. gefütterten Nestern. Auch den Winter hindurch, doch dann nur des Morgens, läßt er seinen angenehmen Gesang erklingen.

Zaupser, Andreas, Hofkriegsrathssekretär und Professor am Cadettenhause zu München, geboren daselbst 1747, besuchte die Schule der Jesuiten, zog sich aber durch mehre Schriften den Unwillen derselben zu und wurde von ihnen veranlaßt, vor der Oberlandesregierung sein katholisches Glaubensbekenntniß abzulegen. 1781 wurde er Sekretär und Expeditor beim Malteserorden, 1784 Lehrer der Philosophie am Cadettenhause und starb den 1. Juli 1795. Namhafteste Schriften: Oden auf die Inquisition, München 1777; Gedanken über einige Punkte des Criminalrechtes, ebend. 1777, 4. Ausg. 1781; Ueber den falschen Religionseifer, ebd. 1780; Versuche eines bayerischen und oberpfälzischen Idiotikons, ebd. 1789; Nachlese, ebd. 1789 u. a. m.

Zea, 1) Don Francisco Antonio, einer der Gründer der Republik Columbia, geboren 1770 zu Antioquia in Neugranada, zu Bogota erzogen, wurde

schon frühe der spanischen Regierung verdächtig und deßhalb 1792 nach Spanien deportirt, von 1799—1802 aber nach Frankreich entfernt, wo er seine Studien fortsetzte und hierauf einen Theil von Europa bereiste, bis er 1806 als Professor der Botanik und Oberaufseher des botanischen Gartens in Madrid angestellt wurde. Unter Joseph Napoleon war er einige Zeit Minister des Innern, dann Gouverneur von Malaga und begab sich bei der Restauration nach Südamerika zurück, wo er Vicepräsident von Columbia ward und die Annahme seines Verfassungsentwurfs durch den Congreß bewirkte. Eine diplomatische Sendung führte ihn 1820 nach England und er starb, eben mit einer Anleihe für den neuen Staat beschäftigt, zu Bath 1822. — 2) Z.-Bermudez, Don Francesco de, geboren zu Malaga um 1772, verdankt einen großen Theil seiner Jugendbildung seinem Verwandten, dem gelehrten Jove-Llanos, hielt sich während der Unruhen des französisch-spanischen Krieges 1803 zu Malaga auf, trieb dort Handelsgeschäfte und trat dann in die Dienste der Cortes, die ihn als Gesandten an den Hof von Petersburg schickten, wo er am 20. Juli 1812 den Freundschafts- und Bundesvertrag zu Weliki-Luky abschloß, in welchem der Kaiser die Legitimität der Cortes und die von ihnen verfaßte Constitution anerkannte, die Handelsverbindungen Rußlands mit Spanien wieder eröffnete und der spanischen Regierung seine Hilfe gegen Frankreich zusicherte. Als jedoch die einige Jahre darauf abgeschaffte Constitution durch den Militäraufstand von 1820 wieder hergestellt wurde, gab Kaiser Alexander Z. sein Mißfallen darüber zu erkennen; dieser ging nun als spanischer Gesandter nach Constantinopel und begab sich 1823 in gleicher Eigenschaft nach London, übernahm 1824 zu Madrid das Ministerium des Auswärtigen und trat nach dem Sturze des Grafen d'Ofalia als Präsident an die Spitze des spanischen Kabinets (1825). Diese Stellung war damals für ihn jedenfalls eine sehr schwierige, denn er hatte ein Deficit von 3 Millionen Franken zu zahlen und den Credit des Staates wiederherzustellen. Die Schwierigkeiten, welche ihm die Carlisten, sowie der Justizminister Colomarde überall in den Weg legten, nöthigten ihn endlich, besonders seit sich auch Ugarte, sein früherer Gönner und Freund, den Absolutisten näherte, den König um seine Entlassung zu bitten, die derselbe jedoch nicht annahm, sondern ihm vielmehr größeres Vertrauen schenkte, als je zuvor, besonders seit es ihm gelungen war, mit Hülfe des Polizeiintendanten Recacho einen Aufstand der Carlisten im August 1825 zu unterdrücken. Obgleich nun Z. sich der gegen die Freimaurer von Seiten des Königs und Colomarde's gezeigten Strenge nicht widersetzte, so bewirkte doch endlich der Haß der Hofpartei gegen Z., daß der König am 25. Oktober 1825 seine Entlassung unterzeichnete. Einige behaupten, daß Frankreich und England auf seine Entsetzung gedrungen hätten, weil er die Unabhängigkeit Meriko's nicht habe anerkennen wollen, Andere aber mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe dem Könige und dem Cabinete empfohlen habe. Dessenungeachtet erhielt sich Z. in der Gunst des Ersteren, und sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, behandelte ihn mit großer Achtung. Nun ging Z. mit Anfang des Jahres 1826 als Gesandter nach Dresden und von da 1828 nach London, von wo er 1833 wieder an die Spitze des Ministeriums berufen wurde. Doch führten die Ereignisse in Spanien 1834 seine Entlassung herbei, worauf er sich nach Frankreich begab, wo er seitdem als Privatmann lebt.

Zebra (equus Zebra), ein in das Pferdegeschlecht gehöriges vierfüßiges Thier, welches so groß wie ein Maulthier ist; der Kopf ähnelt jenem des Esels, das Maul ist etwas dick, die Ohren lang, der Schwanz nur am Ende mit einem Haarbüschel versehen; die Haut ist blaßgelblichweiß, am Kopfe und Leibe regelmäßig herabwärts braungestreift, die Beine und Schenkel aber auf dieselbe Art kreuzweise gezeichnet. Es ist eines der schönsten Säugethiere. Es bewohnt viele Gegenden des Innern von Afrika und zwar sind die unbewohnten Wüsten sein liebster Aufenthalt, denn es scheut den Menschen und fliehet sogleich, als es denselben schon in der Ferne ansichtig wird. Diese Thiere leben in Heerden oder

Gesellschaften beisammen und weiden, wie die Pferde, deren Nahrung auch die ihrige ist. Sie sind so wild und unbändig, daß man sie nur mit großer Mühe zähmen kann. Uebrigens laufen sie ungemein schnell u. nehmen mit schlechterem Futter, als die Pferde, vorlieb. Ihr Fleisch wird in Afrika gegessen und auch ihr Fell wird benützt.

Zebu heißt der ostindische Buckelochse, der einen Fetthöcker auf dem Rücken hat, welcher bisweilen 50 Pfund schwer ist. Das ganze Thier ist nicht höher als ein Reh, ja oft nur wie ein Schwein. Von den Hindus wird der Z. als heilig verehrt.

Zech, 1) **Bernhard von**, geboren zu Weimar den 13. August 1649, wo sein Vater Tuchhändler war, studirte zu Jena, kam 1676 als Regierungssekretär nach Gotha, 1684 als geheimer Lehenssekretär nach Weimar, wurde daselbst 1686 Hof- und Regierungsrath, ging 1691 in kursächsische Dienste, wo er erst Hofrath, dann geheimer Rath und endlich Staatsminister wurde. Er starb den 21. März 1720, nachdem er vorher von Kaiser Karl VI. in des Reiches Herren- und Ritterstand erhoben worden war. Er schrieb: „Friedrich Leuth von Frankenberg, Schaubühne der jetzt regierenden Welt“, 4 Bde., Leipzig 1688, 2. Ausg., 2 Bde., ebd. 1705 Fol., unter dem Titel: „Europäischer Herold“. — 2) Z. **Bernhard, Graf von**, Sohn des Vorigen, geboren 1680 zu Gotha, ward 1713 Legationssekretär bei dem Reichstage, welcher Karl VI. zum Kaiser wählte, später Hofrath und Referendarius im geheimen Conseil, 1725 geheimer Rath, dann Conferenzminister und während der Abwesenheit des Kurfürsten in Polen Vicarius desselben, ward 1745 von Karl VI. zum Grafen ernannt u. starb 1748 zu Dresden. Er schrieb „Gegenwärtige Verfassung der kaiserlichen Regierung in Deutschland,“ Leipzig 1713. — 3) Z. **Eberhard von**, herz. württembergischer Staatsminister, geboren zu Laichingen im Württembergischen 1696, wo sein Vater Beamter war, studirte zu Tübingen Theologie, machte Reisen, studirte dann zu Straßburg und Halle die Rechte, wurde württembergischer geheimer Legationssekretär in Paris und Wien, 1732 Regierungsrath, 1737 wirklicher geheimer Etats- und Administrationsrath, 1750 Consistorialpräsident und starb den 30. August 1755 mit dem Titel als Staatsminister. Er schrieb: Meditationes de origine, indole effectibus atque historia juris reformandi circa religionem, Frankfurt und Leipzig 1728.

Zeche, ist beim Bergwesen überhaupt das gesammte Feld einer Gewerkschaft, nebst Zubehör an Tagegebäuden, Immobilien und zur Zeit vorhandenen Mobilien. Zechenhäuser sind die Hauptgebäude auf Z.n, in denen der **Hüttmann**, nach Befinden auch der **Steiger**, Wohnung besitzt, worin die Betstube, die Scheideplätze 2c. befindlich sind. Auf gangbaren Zechenhäusern wird das Recht des Bier- und Branntweinschankes ausgeübt. Zechenhäuser dürfen nicht zerstört werden, wenn die Gewerkschaften der betreffenden Grubengebäude sich auflösen; auch bleiben dieselben fortdauernd unter Bergwerksjurisdiction.

Zechine, eine ursprünglich venetianische Goldmünze, welche, Anfangs als Nachahmung der apulischen Dukaten, seit 1280 bis zum Ende der Republik geprägt und nach dem Münzgebäude, la Zecca, benannt wurde; sie sind meist 24 Karat fein, 66,86 — 66,80 Stück auf die Mark Gold, 1 Stück = 2 Thlr. 28 Sgr. 5½ Pfd. Passirpistolen, à 5 Thlr. erhielten bei dem ausgebreiteten Handel Venedigs bald allgemeine Geltung, besonders in der Levante und in Indien und wurden daher zuerst in den meisten italienischen Staaten, dann von Deutschland, den Niederlanden 2c., selbst in Konstantinopel, in den Zermabubs nachgeprägt. Vgl. **Dukaten**.

Zedlitz, **Joseph Christian, Freiherr von**, wurde 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, diente in der k. k. Armee, lebte hierauf als Privatmann und wurde später k. k. Kammerherr und Geheimsekretär des Fürsten Metternich. Z. ist einer der besten, jetzt lebenden, österreichischen Dichter, reich an Phantasie und Gefühl und ein Meister

n Handhabung der Sprache. An seinen Trauerspielen, worin sich in nicht ge-
ringem Maaße große und wahrhafte Schönheiten finden, tadelt man, daß sie zu
sehr nach spanischen Mustern gebildet seien; trefflich sind dagegen seine Canzonen
„die Todtenkränze", eines der glänzendsten Erzeugnisse auf dem Gebiete deutscher
Dichtkunst. Seine Schriften sind: Turturel, Trauerspiel, Wien 1821; Zwei
Nächte zu Valladolid, Trauerspiel, Wien 1825; Liebe findet ihre Wege, Lustspiel,
Wien 1827; Todtenkränze, Wien 1827 und öfter Lord Byron's Childe Harold,
übers., Stuttg. 1836; Gedichte, Stuttg. 1839; Soldatenbüchlein, Wien 1849. C. Pfl.

Zeeland, die westlichste Provinz des Königreichs der Niederlande mit 30¼ □M.
und 158,000 Einwohnern, wird nördlich durch den Maas-Arm Krammer und
Grävelingen von der Provinz Südholland geschieden und stößt östlich an die
Provinz Nordbrabant und an Belgien, südlich und südwestlich an Belgien, west-
lich an die Nordsee. Nur der südliche Theil der Provinz ist Festland, das soge-
nannte Staatsflandern, oder holländische Flandern: das Uebrige sind die Inseln
zwischen dem Arme der Schelde, dem erwähnten Arm der Maas und der Nordsee,
Beveland, Walcheren, Tholen, Duiveland, Schouwen, Wolfersdyk, St. Philips-
land. Gegen den Einbruch des Meeres in das sehr niedrige Land schützen
Dünen nebst Deichen von 14—16 Fuß Höhe. Der Boden ist fett und sehr
fruchtbar und grasreich. Produkte sind Getreide, Krapp, Hanf und Flachs,
Rindvieh und vorzüglicher Käse. Eingetheilt ist die Provinz in die Arrondisse-
ments: Middelburg, Goes und Zierikzee. Hauptstadt ist: Middelburg.

Zehent ist eine Abgabe von dem rohen Ertrage des urbaren Landes und
es bezeichnete diese Benennung früher nicht sowohl das bestimmte Maß, sondern
die höchste Gränze der Abgabe, das Maximum, über welches nicht hinausge-
gangen werden durfte. Das Forschen nach dem Ursprunge des Z.en leitet zu
den urältesten, der Gottheit unmittelbar dargebrachten Opfergaben; diese gingen
an die Priester über, welche den Gottesdienst besorgten und in den Anfängen
der Staatenbildung entweder selbst auch Häuptlinge waren, oder noch höher, als
diese, standen. Mit der Sonderung der Kirche von dem Staate schieden sich auch
die Z.en in geistliche (decimae ecclesiasticae) und weltliche (decimae saeculares).
Der weltliche Z. war eine an das Staatsoberhaupt, den König, entrichtete Landes-
steuer (decimae dominicae, indominicatae, regales, salicae). Im Laufe der Zeiten
kamen Z.en von beiderlei Art in den Besitz von Kriegern, Herren, Gemeinden
und Corporationen. Wie die ursprüngliche freiwillige Gabe später als Steuer
aufgelegt worden war, so verwandelte sich diese in eine Grundlast u. vermischte sich
mit den, aus dem Colonat abgeleiteten, dinglischen u. persönlichen Leistungen, mit den
Gülten, Beeten, Grundzinsen, Frohnen (s. d.). In neuer Zeit ist die
Steuernatur wieder ans Licht gestellt worden. — So natürlich u. angemessen in
den einfachen und kunstlosen volkswirthschaftlichen Zuständen früherer Zeiten eine
solche Abgabe von den Früchten des Feldes und der Heerden war, so drückend
mußte sie mit der steigenden Bevölkerung, dem größern Aufwande von Capital
und Arbeit zum Anbaue des Landes erscheinen. Höher bemessen und strenger
eingetrieben, nicht mehr einzige Steuer, sondern Zugabe zu vielen anderen Lasten,
wurde der Z. nach und nach unerträglich. Daher überall in Europa die Gesetze
über Umwandelung desselben in eine feste Geldabgabe, über Ablösung auf Kosten
der Pflichtigen, mit oder ohne Beihülfe der Gesammtheit; daher in den Stürmen
der Revolution die Abschaffung des Z.s mit allen übrigen Feudallasten, ohne Ent-
schädigung der Bezieher. — Schon die alten Aegypter, Perser, Karthager, Juden rc.
gaben Z.en an den Staat und an die Priester; in China und Indien machte der-
selbe von jeher eine Haupteinnahmsquelle der Staatsoberhäupter aus. In der
theokratischen Verfassung der Juden war der Z. bekanntlich zum Unterhalte der
Leviten bestimmt, indem der Stamm Levi, anstatt des den übrigen Stämmen zu-
getheilten Grundeigenthums, den Z. als seinen Antheil erhielt. In Griechenland,
namentlich in Athen, war der Z. (Dekate) ebenfalls bekannt; die Staaten, welche
den Persern geholfen hatten, mußten dem delphischen Apoll zehenten. Die Römer

erhoben die Decima von den besiegten Völkern; sie verpachteten die Staatsländereien um den zehnten Theil des Ertrages, was freilich kein Tribut, sondern ein Pachtzins war. Nach dem Koran soll der Gläubige ein Zehntel seines Einkommens für wohlthätige Zwecke verwenden. Die Deutschen lernten den Z. von den Römern kennen. In Gallien fanden ihn die Franken, in Italien die Ostgothen (Theodorich) u. erhoben ihn fortan für sich von den Besiegten. — Neben diesem Staats- oder Laien-Z. bildete sich mit dem Emporkommen der christlichen Kirche der geistliche Z. aus. Die Priester beriefen sich auf das alte Testament, wonach ihnen der Z. von Gott angewiesen sei, wie den Leviten; doch nahmen sie denselben in den vier ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur als freiwillige Gabe (oblationes) in Anspruch; die Gläubigen überbrachten dem Bischofe Lebensmittel, Wein, Weihrauch u. dgl. zur Bestreitung des Gottesdienstes, des Abendmahls, zu Spenden an Arme, besonders aber zur Verpflegung der christlichen Gefangenen. Die Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts ermahnten schon die Christen zur Entrichtung der Z.en an die Geistlichen. Dieselben Aufforderungen erließen die Concilien. Zuerst geschah dies von dem Concil zu Tours (567). Das zweite Concil zu Maçon (585) erklärte sich hierüber in noch weit stärkerer Sprache und erhob die Entrichtung der Z.en an die Geistlichen, analog den alttestamentlichen Bestimmungen, zu einem Gebote, unter Androhung des Ausschlusses gegen die Renitenten. — Der König Guntheranus unterstützte den Beschluß dieser Synode, während Kaiser Justinian den Bischöfen befahl, daß sie die Entrichtung der Z.-Abgabe nicht mit Kirchenstrafen betreiben und auf solche nicht als entschiedenes Gewohnheitsrecht dringen sollten. In der abendländischen Kirche consolidirte sich nach und nach das Z.-Recht als die ergiebigste Quelle für die Bestreitung der Cultusbedürfnisse und für den Unterhalt der Kleriker, während im Oriente größtentheils hiefür auf eine andere Art Fürsorge getroffen wurde. — Schon in der vorkarolingischen Zeit war es der Kirche gelungen, das Z.-Recht für sich in Uebung zu bringen; dieß beweist schon der Umstand, daß die Pächter von Kirchengütern verpflichtet waren, neben dem usuellen Pachtzehentel auch noch die Verbindlichkeit des kanonischen Z.en anzuerkennen. Das Pachtzehntel hieß Nona, der Kirchen-Z. Decima. Insbesondere erhielt das Z.-Recht der Geistlichen wegen ihrer Verdienste um Staat, Kirche und Wissenschaft durch die Einwirkung der fränkischen Könige, besonders Karls des Großen, die größte Befestigung, indem letzterer (779) die Z.-Pflicht als allgemein erklärte und solche wiederholt mittelst energischer Maßregeln, sowohl im fränkischen Reiche, als in den neu eroberten sächsischen Provinzen durchzusetzen suchte. Auf diese Weise ward eine allgemeine Z.-Ordnung von Seite des Staates erlassen. Karl der Große unterwarf zur leichtern Durchführung der Z.-Pflicht nicht nur seine eigenen Domanialgüter, sondern auch Städte, welche der ärarialischen Verwaltung unterstellt waren und befahl ihnen die Abführung des Z. an die Kirchen und zwar: a) zum Unterhalte der Kirchenbeamten, mit einem Theil für den Bischof und mit einem für den Pfarrer, b) zur Erbauung und Herstellung der Kirchen und geistlichen Gebäude und c) für die Armen oder überhaupt für die Zwecke der Wohlthätigkeit. Anfangs bezog die Kirche nur den Prädial-Z. und selbst dieser wurde bisweilen unordentlich entrichtet. Die Abgabe des Z.en geschah ursprünglich an die Bischöfe, denen ohnehin in früheren Zeiten die Verwaltung des Kirchenguts zustand und der bestehenden Bestimmung gemäß sollte nur der vierte Theil, nachdem die übrigen Theile zu den angegebenen Zwecken verwendet wären, verbleiben. Nicht überall kamen jedoch diese Gesetze in Uebung; vielmehr fanden gegen die Entrichtung der Z.en mannigfache Widerstrebungen statt, weßwegen sowohl geistliche, als weltliche Gesetze die Z.-Pflicht wiederholt einschärften. — Ludwig der Fromme und Lothar, sowie die Synoden von Cabilo, Mainz, Worms, Trebur und Trosley wiederholten die von Karl dem Großen in Betreff des Z.en erlassenen Verordnungen und suchten ihnen den gehörigen Vollzug zu verschaffen, auch erließen sie über die Entrichtung des Z. selbst nähere Be-

stimmungen. Die Abgabe des neunten Theiles nebst dem Z., welche schon vor Karl dem Großen von den Bischöfen verlangt wurde, ward durch Ludwigs des Frommen Gesetzgebung gleichfalls sanktionirt. — Der Z. zeugt auch heut zu Tage noch von der karolingischen Gesetzgebung; denn auf den Grund der Bestimmung über den dritten oder vierten Theil sind heut zu Tage noch viele Pfarreien zehentberechtigt, sowie viele Kirchen- und Armenfonds, in Folge des ihnen schon damals zugestandenen Z.-Antheils. Ebenso beziehen die Staatskassen in Folge der Säkularisation die auf den Hochstiften und deren mensis episcopalibus radizirten Z.en. — Der Z. wurde gegeben: a) von allen Feld- und Baumerträgnissen; b) von der Nahrung, welche von den Thieren bezogen wird, Blutzehent, Eier, Schmalz, Butter, Käse, Honig u. dgl.; c) von allen Industrie-Erzeugnissen; d) vom Holz. Die Benefiziaten waren damals unbedingt zur Entrichtung des Z.s verpflichtet; Weigerung oder zweimalige Nachlässigkeit hierin zog den Verlust des Benefiziums nach sich. Die Veräußerung eines Gutes, in der Absicht, sich der Z.-pflicht zu entziehen, ward bestraft. Die Erbauung einer neuen Kirche im Bezirke einer schon bestehenden zehentberechtigten Pfarr- oder Taufkirche konnte dieser ihr Z.-recht nicht schmälern; eben so blieb die alte Kirche im Besitze des Z., wenn Jemand seine zehentbaren Grundstücke veräußerte. Die Bischöfe waren in Ansehung ihrer eigenen Güter zehentfrei; dieß ward auch auf die Aebte ausgedehnt. Der Bischof und Pfarrer waren im Z.-Distrikte die Allein-Z.-berechtigten. Mit den Kirchen-Z.en (decimae ecclesiasticae) standen schon früher weltliche Grundprästationen an die Gutsherren (decimae dominicales, indominicatae, regales salicae) in Verbindung, so daß nicht alle Z.en als ursprünglich rein kirchliche (decimae origine ecclesiasticae) betrachtet werden mögen; vielmehr schreibt sich daher auch schon der Unterricht zwischen geistlichen und weltlichen Z.en. Sehr bald findet man auch, daß von einem und dem nämlichen Grundstücke eine doppelte Z.-entrichtung, nämlich zum Theile an die Kirche, zum Theil an die Grundherren, geschah. Von den kirchlichen Z.en kamen viele theils durch wirkliche Veräußerung, theils durch Schenkung an Laien und wurden entweder wahres, oder nutzbares Eigenthum derselben. Die Merovinger schenkten, besonders nach der Eroberung Galliens, nicht nur Bürger- und Maierhöfe, sondern auch Kirchengüter und kirchliche Z.en zur Belohnung ihren Waffengefährten. Ja, die Bischöfe belohnten oft ausgezeichnete Krieger, welche tapfer und gegen die Ungläubigen gefochten, mit Kirchen-Z.en, oder sie gaben solche an die Mächtigen ab, um deren Freundschaft dadurch zu erwerben. Bisweilen veräußerte man kirchliche Z.en, um mit dem Erlös Kirchen-Schulden zu tilgen. Dann geschah es auch, daß sich adelige Gutsbesitzer, wenn sie an ihren Maierhöfen oder Schlössern für sich u. ihre Untergebenen Kirchen bauten u. stifteten, sich die Z.-Abgabe von den angewiesenen Dotationsgütern vorbehielten. Ueberhaupt wurden Laien häufig mit Kirchen-Z.en (decimae infeudatae) belehnt, oder es gelangten dieselben auf andere Weise zu den kirchlichen Z.en. Hiegegen protestirten nicht nur die Bischöfe, sondern auch Concilien sprachen sich dagegen aus, z. B. das Concil von Meaux 1045, u. das dritte lateranische Concil 1197. Diesen Concilien-Verordnungen wurde von einigen weltlichen Inhabern der Kirchen-Z.en durch Zurückgabe derselben an die betreffenden Kirchen Genüge geleistet, von anderen dieselbe bis auf das Sterbebett verschoben u. da man oft nicht wußte, wie derlei Z.en an Laien gekommen waren, so wurden solche häufig an Klöster und fromme Stiftungen vermacht, was auch die Päpste, sofern die Bischöfe einwilligten, zuließen. Die weltlichen Inhaber der Kirchen-Z.en verweigerten aber die Herausgabe derselben, wie dieß aus der Geschichte des unter Friedrich I. zu Gelnhausen im Jahre 1186 abgehaltenen Reichstages bekannt ist. Das Aufsehen, welches dadurch erregt wurde, verursachte, eine mildere Auslegung des lateranischen Beschlusses dahin zu geben, daß die bereits förmlich infeudirten Z.en den Inhabern verbleiben, für die Zukunft aber keine weitere Veräußerung und Uebertragung derselben an Weltliche Platz greifen solle. Indeß wurde auch diese Verordnung nicht überall befolgt.

Schon im Mittelalter war es nicht gelungen, unbedingt ein allgemein kirchliches Z.-recht durchzusetzen. Die fränkischen Könige dehnten ihr Obervogteirecht über die Kirche weit aus, welches das Eigenthumsrecht der Kirche sehr beschränkte; auch gab es viele Güter, die bereits schon mit Z.en belastet waren und selbst Kirchen-Z.en waren, wie bemerkt, häufig an Laien übergegangen. Dieß veranlaßte die Kirche, Ausnahmen bei dem allgemeinen kirchlichen Z.-rechte zu statuiren. Hiezu kam noch das in Anspruch genommene landesherrliche Z.-recht, welches sich durch die staatsrechtlichen Doktrinen besonders in Deutschland immer mehr ausbildete, insbesondere durch die hin- und wieder aufgestellte Behauptung, daß der Landesherr allein, zufolge der Culturgesetze, auf den Bezug des Rott- und Neubruch-Z.en berechtigt sei. Das Beispiel der Bischöfe, welche in den reichsunmittelbaren Ländern den Neubruch-Z. erhoben, die Reformation und die Lehre protestantischer Kanonisten, daß ein protestantischer Regent zugleich Summus episcopus sei, veranlaßten gleichfalls eine Beschränkung des kirchlichen Z.-rechtes. Am meisten aber wirkten auf das kirchliche Z.-recht ein: die französische Revolution, der Lüneviller Friede und die erfolgte Säkularisation; dann endlich die neuesten Gesetze über Aufhebung, Ablösung und Umwandelung des Z.en. — Der Z. wird verschieden eingetheilt. Rücksichtlich des Gegenstandes unterscheidet er sich in den dinglichen, Real-, Natural- oder Prädial-Z. (Decimae reales, naturales, praediales) und in den persönlichen (Personalz.). Ersterer wird von den Früchten des Bodens und der Thiere, letzterer von dem Industrial-Erwerbe erhoben. Der persönliche Z. ist jedoch jetzt ausser Uebung gekommen. Im strengern Sinne wird der dingliche Z. jener genannt, welcher von den durch Feldökonomie gewonnenen Früchten, als Getreide, Wein 2c. zu entrichten ist; Natural-Z. hingegen ist derjenige, welcher sowohl von den Erzeugnissen des Grundes und Bodens, als auch von den animalischen Produkten erhoben wird und wo dieser dann Blut-Z. (Decimae animalium, oder Sive decimae carnaticae) heißt, welcher wieder im strengern Sinne in den Thier- und eigentlichen Blut-Z. unterschieden wird. Jener begreift dann nur den bestimmten Z.-Antheil vom jungen Viehe, dieser aber den Antheil von Thieren gewonnener animalischer Produkte in sich. Der Real-Z. wird auch in den großen u. kleinen Z. eingetheilt. Zu dem großen gehört hauptsächlich der Getreide- und Wein-Z., zu dem kleinen Kraut, Rüben, Flachs, Hanf u. dgl.; was zu dem einen oder andern zu rechnen ist, bestimmen eigentlich die Landesgesetze, wie auch Gewohnheit und örtliches Herkommen. Feld-Z. heißt er, wenn er von den Früchten des Feldes; Dorf- oder Haus-Z., wenn er von den häuslichen Produkten des Viehes erhoben wird. Wird der Frucht-Z. auf dem Felde in Garben eingesammelt, so heißt er gehobener Feld-Z., ist aber hiefür die Abgabe eines verhältnißmäßigen Surrogats derselben Fruchtgattung, z. B. die Ablieferung eines bestimmten Maßes von Körnern bestimmt, so wird er Sack-Z. (decimae saccariae) genannt. Dieses Surrogat kann übrigens, ausser dem Getreide, auch in Geld oder sonstigen Prästationen bestehen. Noch eine andere Eintheilung des Z.en rücksichtlich des Gegenstandes ist in den alten und neuen — Neubruchs- oder Rott-Z. (decimae veteres et novales), je nachdem derselbe von schon längst bebauten Gründen, oder von erst urbar gemachten und seit Menschengedenken noch nicht bebauten Grundstücken (agri novales, Neurotten, Neubrüche, Neurisse) erhoben wird. Rücksichtlich des Subjektes wird der Z. hauptsächlich in den geistlichen und weltlichen eingetheilt, je nachdem das Z.-recht einer Kirchenstiftung oder einer Pfarrei oder einer geistlichen Corporation wegen des geistlichen Amtes, oder einem Laien aus einem weltlichen Titel zusteht. Wichtig ist die, in der Ausdehnung des Z.-Distriktes begründete, Eintheilung des Z. in den allgemeinen (decimae universales) und in den besondern (decimae particulares). Ersterer erstreckt sich auf alle Gründe und Fruchtgattungen eines ganzen Bezirkes, letzterer aber nur auf gewisse einzelne Gründe und Parzellen, oder nur auf bestimmte Früchte; übrigens kann aus dem allgemeinen Z.-rechte über einen gewissen Z.-Bezirk noch kein allgemeines Z.

recht auf alle Fruchtgattungen gefolgert werden. **Vollkommen** nennt man das Z.-recht, wenn es auf alle Fruchtgattungen eines Z.-Distriktes, **unvollkommen** hingegen, wenn es sich nur auf gewisse Früchte erstreckt.

Zeichnende Künste heißen eigentlich alle Künste, welche Zeichnungen von sichtbaren Formen zur Grundlage haben, mithin nicht blos die Malerei, sondern auch die bildende Kunst, Architektur und dgl. Insbesondere aber versteht man darunter solche Künste, welche durch Licht und Schatten die Natur in flacher Körpergestalt nachahmen, oder, dem Farbenreize entsagend, die reine, durch Licht und Schatten bestimmte, Form ausbilden und zum Gegenstande der Flächendarstellung machen. Dahin gehört die selbstständige **Zeichnung** und die, eine solche zugleich vervielfältigende, Kunst des **Holzschnitts**, die **Kupferstecherkunst** und der **Steindruck**. In den letzten drei (wozu die Unterarten der Siderographie, Zinkographie u. a. kommen) ist jedoch die Zeichnung und deren Schattirung nur das Vermittelnde, wodurch die Gestalt, im **Abdrucke**, zur Anschauung gebracht wird.

Zeichnung, die Darstellung eines Gegenstandes nach seinen Umrissen mit Licht und Schatten, ohne die ihm eigenthümliche Farbe, seine Nähe und Ferne bestimmend mit Hülfe der Perspektive. Es ist eine beachtenswerthe Bemerkung, daß seltsamer Weise in der Regel die, z. B. auf weißem Grunde gezogenen, farbigen Striche, Linien u. Punkte für das Bild gehalten werden, da doch Niemand in der Wirklichkeit bei der Ansicht eines Kopfes dessen Gränzlinien für den Kopf selbst zu halten geneigt ist. Das Wesen des gezeichneten Bildes ist daher die in die Umrißlinie eingeschlossene Fläche und dessen Form eben diese Umrißlinie, mithin ist das gezeichnete Bild auch selbst die Form, welche man der unbestimmten Fläche, z. B. des Papiers, durch die in sie gesetzten zusammenhändenden Gränzlinien (Umrißlinien) gegeben hat. Das Hauptgesetz der Z. ist Richtigkeit in Form und Entfernung und, wenn diese sich zunächst auch nur auf die äußere Erscheinung bezieht und darum auch nur die selbst äußerliche Grundlage bildet, so gibt die Z. doch schon einen hinreichenden Maßstab, sowohl das Erfindungsvermögen, als die Auffassungsgabe des Künstlers zu erkennen. Die Richtigkeit der Z. aber setzt genaue anatomische und perspektivische Kenntnisse voraus. Die ästhetische Aufgabe bezieht sich übrigens auf die Darstellung der Gestalten in schöner Verbindung, auf Symmetrie und Einheit der äußern Form und auf einen Moment der gewählten Handlung, in welchem die Individualität ihrer eigenthümlichen Wirkung nach zur Anschauung gelangt. Denn durch ihre Einfachheit nähert sich die Z. dem Idealen, die Harmonie aber vereinigt die Glieder in angemessener Weise und versinnlicht die Idee in der Einheit, während über Reinheit und Schönheit der Form der Geschmack entscheidet. Die Z.en werden in 5 Classen getheilt: in **Gedanken oder erste Entwürfe**, genannt **Croquis** oder auch Skizzen und Handzeichnungen; in **ausgeführte Z.en**, in **Studien**, in **Akademien** oder **Akte** und in Cartons mit Inbegriff der Calquen. Die Zeichnungsarten jedoch lassen sich auf 3 Hauptgattungen zurückführen: auf **Feder-Z.en**, **Kreide-Z.en** und das **Tuschen**. Obgleich Entfernung und Gestalt erst in der Malerei durch Farbenunterschiede ihre eigentliche Darstellung empfangen, so bringt dennoch die Z. stets den Geist in das Kunstwerk, weil sie das unmittelbare Abbild des innerlich angeschauten Bildes ist, dessen Körper und Ausdruck dann durch die Farbengebung bestimmt wird.

Zeisig, ein bekannter Singvogel aus der Gattung der Finken, lebt in Wäldern, wo er auf den äußersten Spitzen der Bäume nistet und sucht im Herbste in kleinen Schaaren Hopfen-, Kletten- und Distelsamen, im Winter aber Erlensamen auf. Er wird leicht zahm und deshalb gerne in Käfigen gehalten.

Zeit bezeichnet die Vorstellung, die man mit dem Begriffe vom Aufeinanderfolgen der Zustände und Veränderungen verbindet. Man bildet sich also in der Vorstellung eine zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, in welcher jede der Ordnung nach ihre bestimmte Stelle hat und, was zusammen geschieht, auf *einerlei* Stelle trifft. Jede einzelne Stelle dieser Reihe heißt ein **Zeitpunkt**

oder Augenblick (Moment); was auf einerlei Zeitpunkt trifft, wird gleichzeitig und was auf verschiedene Zeitpunkte fällt, succedirend genannt. Der Zwischenraum zweier Zeitpunkte heißt ein Zeitraum (Intervall) und die ganze Vorstellung dieser Reihe die Z. Hieraus geht hervor, wie sich die Zeiträume messen lassen, oder wie es möglich werde, einen Zeitraum mit einem andern bekannten zu vergleichen. Bei diesem Messen der Z. aber legt man stets den Begriff von einem gleichförmigen Fortgange zu Grunde und daher kommt es, daß die Z. durch irgend eine gegebene, gleichförmige Bewegung gemessen werden muß. Hierzu bietet sich die scheinbare tägliche Bewegung des Himmels und die Erde dar, die bekanntlich mit der vollkommensten Gleichförmigkeit vor sich geht. Der Astronom wählt gewöhnlich dazu den Frühlingsnachtgleichenpunkt, der zwar selbst nur ein gedachter Punkt, doch durch irgend einen Fixstern leicht gefunden wird (Sternzeit); allein für das bürgerliche Leben, dessen Geschäfte sich beinahe alle nach der Gegenwart und Abwesenheit der Sonne richten, hat man nur diese zum Zeitmesser gewählt. Sie kann jedoch keinen unmittelbaren Zeitmesser abgeben, weil sie sich in der Ekliptik zwar beinahe gleichförmig, doch in Beziehung auf den Aequator ungleichförmig bewegt und sie kann also, wie die Astronomie noch deutlicher zeigt, durch ihre eigene Bewegung nicht das Maß einer gleichförmigen, sondern nur die sogenannte wahre Sonnen-Z. abgeben, welche z. B. jeder Gnomon, oder eine richtig gestellte Sonnenuhr weist. Man hat aber, um diesen Hindernissen zu begegnen, eine andere, blos eingebildete, Sonne angenommen, die sich, während die Bahn der wahren Sonne in der Ekliptik ist, im Aequator gleichförmig und zwar dergestalt bewegt, daß sie mit jener immer in demselben Augenblicke durch die beiden Nachtgleichenpunkte geht und folglich als ein unmittelbares Maß der Bewegung des Himmels u. mithin der Z. selbst gebraucht werden kann. Man nennt diese erdichtete Sonne die mittlere Sonne u. die Z. zwischen zwei nächsten Culminationen derselben den mittlern Sonnentag. Diese mittleren Sonnentage sind es nun, auf die sich in der Astronomie sowohl, als im bürgerlichen Leben, die gewöhnlichsten Z.-Angaben und die größeren Z.-Perioden von Jahren, Jahrhunderten u. s. w. beziehen.

Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren Sonnenzeit, welcher zweimal im Jahre über eine Viertelstunde steigen und viermal ganz verschwinden kann. Man findet nämlich in guten Kalendern und astronomischen Ephemeriden für jeden Tag im Jahre die genaue Angabe der mittlern Sonnenzeit im Augenblicke des wahren Mittags damit man hieraus die Z. sogleich bestimmen und durch sie dann erfahren kann, wie viel die Abweichung einer, übrigens gleichförmig gehenden Uhr, deren Stand gegen wahre Sonnenzeit aus Beobachtungen gefunden worden ist, von der mittlern Sonnenzeit beträgt, um nach dieser Uhr, da sie als eine gleichlaufende Maschine niemals mit der ungleichförmig fortschreitenden wirklichen Sonne genau übereinstimmen kann, genau zu reguliren. Uebrigens muß bemerkt werden, daß in jedem Jahre die Z., wegen des Vorrückens der Nachtgleichen und anderer Ursachen, bis auf geringe Unterschiede dieselbe bleibt.

Zeitlose (Colchicum, Wiesensafran), ein Pflanzengeschlecht der dritten Ordnung der sechsten Classe (Hexandria, Triginia) des Linné'schen Systemes, dessen Blumen eine Blumenscheide, eine sechsmal getheilte Krone mit einer strahligen Röhre und dessen Frucht in drei aufgeblasenen, zusammen verbundenen Samenkapseln besteht. Art: die Herbst-Z. (c. autumnale), welche besonders in bergigen Gegenden auf feuchten Wiesen wächst. Die mehrjährige Wurzel besteht in einem rundlichen Knollen, der sehr tief in die Erde geht, äußerlich braun, inwendig aber weiß ist. Unmittelbar aus ihr entspringt im September die Blüthe, welche, ausser der Scheide, worin gemeiniglich zwei bis drei beisammen sind, keine weitere Bedeckung hat und mit ihrer langen Röhre ziemlich hoch über der Erde hervorragt. Die Krone ist blaßroth und hat die Gestalt der Safran- oder Crocus-

blume. Der Fruchtkeim steckt tief unten in der Wurzel und entwickelt sich erst im Frühjahre zu der grünen, ziemlich großen, aufgeblasenen Samenkapsel. Im Frühjahre kommen ebenfalls erst die fast fußlangen, zwei bis drei Zoll breiten, lanzetförmigen, glattrandigen, flachen, aufrecht stehenden Blätter zum Vorscheine. Die Wurzel oder Knolle hat im August die Größe eines Taubeneies, einen bockartigen Geruch und einen süßlich bittern, eckelhaften, ätzenden Geschmack. Die Wurzel an sich ist ein Gift, welches Erbrechen, Brennen im Schlunde u. bewirkt und im Frühjahre am schädlichsten seyn soll.

Zeitmaß heißt in der Poetik das Sylbenmaß, je nachdem länger oder kürzer auf einer Sylbe verweilt wird; in der Musik der Grad von Geschwindigkeit, in welchem der Vortrag eines Musikstücks erfolgen soll, die Bewegung desselben, das Tempo (s. d.) zuweilen auch gleichbedeutend genommen mit Takt, obgleich das Z., nach dem Charakter des auszuführenden Musikstücks, den bestimmten Grad der Geschwindigkeit dem Takte gibt. Man unterscheidet daher ganz richtig Z. und Takt; ersteres ist die rhythmische, gleichmäßige Bewegung in der Musik, bei der das Gefühl eine stets gleiche Anzahl von Theilen, welche ein Ganzes bilden, unterscheidet; Takt hingegen das Zusammentreten jener stets gleichen Anzahl von Theilen (Takttheile) in ein Ganzes, oder die zwischen Taktstrichen eingeschlossene Gruppe der Noten.

Zeitungen. Das Bedürfniß, schnell die Zeitereignisse zu erfahren, Kenntniß von neuen Erfindungen, dem Gange des Handels u. s. w. zu erhalten, rief die Z. hervor, die bis zum Ausbruche der französischen Revolution von keiner besondern Bedeutung auf dem europäischen Festlande waren, aber seit jenem Zeitabschnitte eine Erscheinung von größter Wichtigkeit im staatlichen Leben bildeten, die Träger und Verbreiter der herrschenden Ideen, die geistige, oft furchtbare Waffe der Parteien wurden und des Guten viel, des Schlimmen fast noch mehr stifteten. Wir wollen daher sehen, was die Z. vor der französischen Revolution in den verschiedenen Ländern waren, was sie durch jene Katastrophe geworden sind, und wie in allerneuester Zeit das Z.s-Wesen der Hauptsache nach sich gestaltet hat. — In Italien war Venedig der erste Staat, welcher eine Zeitung besaß, wozu eines Theils der ausgebreitete Handel der Lagunenstadt Veranlassung gegeben hatte, mehr aber noch der Umstand, daß man die öffentliche Neugierde gerne von einheimischen Gegenständen ablenken wollte. Deshalb wurde 1563 auf dem Rathhause ein Blatt voll auswärtiger Nachrichten geschrieben und vertheilt. Dieses Blatt kaufte man für eine längst außer Curs gekommene Scheidemünze „Gazetta" genannt, welcher Name dann zur Bezeichnung der Neuigkeitsblätter in Italien und Frankreich (Gazette) gebraucht wurde. In Paris gab ein sehr gesuchter Arzt Theophraste Renaudot († 1653) die ersten wöchentlichen Z.n seit 1631 heraus, die sich eines großen Beifalls erfreuten, unter dem Namen „Nouvelles ordinaires des divers endroits" erschienen und schon nach dem sechsten Stück ein königliches Privilegium erhielten. Eine vollständige Sammlung dieser Z. in 54 Bänden befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Hannover. Die Revolution gestaltete in Frankreich und in allen Ländern des Festlandes*) das Z.s-Wesen gänzlich um. Männer von Talent und Kenntnissen stellten sich an die Spitze der Tagesblätter, die sich nach den politischen Parteien sonderten und nicht mehr bloße Neuigkeiten mittheilten, sondern die Tagesfragen auf dem Gebiete der Politik, wie des socialen Lebens mit Geist und je nach dem Standpunkte ihrer Partei besprachen und so einen kaum zu berechnenden Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten. Von den einflußreichsten französischen Z.n führen wir an: 1) Gazette de France, die älteste, von uns bereits erwähnte französische Z., gegründet durch Th. Renaudot, erhielt sich, kurze Unterbrechungen ausgenommen, während der ganzen Revolution und gehörte in der zweiten Restauration, nebst der Quotidienne, dem Drapeau blanc u. a. z

*) In England waren die Z. längst von größter Bedeutung, wie wir nachher sehen werden.

den Blättern der Legitimisten und der Congregation. 1825 wurde sie nebst dem Drapeau blanc (dessen geistreichster Mitarbeiter lange Zeit Lamemais war) durch den Grafen Sosthène de la Rochefaucauld für die Interessen des Ministeriums angekauft. Unter der Julidynastie vertrat die Gaz. mit Eifer die Interessen der Bourbonen und kämpfte für das Königthum Heinrichs V. Langjähriger Redakteur derselben war der Abbé de Genoude. 2) Journal du soir (Abendblatt), erhielt sich ungestört durch alle Revolutionen, denn sein Ton war einfach, geistreich und über alle Parteien stehend, so, daß das Sprüchwort entstand: „Die Wahrheit sagen wie das Journal du soir", d. h. mit Vorsicht reden. 3) Journal des débats, eines der bedeutendsten französischen Blätter, wenn nicht das erste. Es hieß während des Kaiserreiches und der 100 Tage „Journal de l'empire", war unter Karl X. zeitweilig ein ministerielles Blatt, als aber Chateaubriand aus dem Ministerium trat, wurde es durch ihn ein Blatt der Opposition. Seit 1800 wurde mit dem vielgelesenen Blatte ein Feuilleton verbunden, das sehr geistreiche Mitarbeiter hatte, wie den Abbé Geoffroy, welcher ungemein viel zur Hebung der Débats beigetragen hat u. durch seine Artikel fast eine europäische Berühmtheit geworden ist. Seit Anfang dieses Jahrhunderts nahmen die französischen Z.n überhaupt die Feuilletons an, worin sie belletristische Arbeiten, Kunst- und Theaterkritiken gaben. Viele Romane der neueren romantisch-socialistischen Schule sind zuerst in den Feuilletons erschienen. 4) National, vertritt bereits seit 1830 die Grundsätze des entschiedensten Republikanismus und der vollen Volkssouveränität, war daher unter der Regierung Louis Philipps eines der entschiedensten Oppositionsblätter und von größtem Einflusse während der Februar-Revolution des Jahres 1848. 5) Constitutionel, begründet 1815 von fünfzehn Aktionären. Seine Tendenz entsprach dem Namen, er war constitutionell gesinnt, dabei mild und vorsichtig im Ausdrucke. Jahre lang blieb der Constitutionel die verbreitetste Pariser Z., besonders seit 1819, wo den französischen Journalen eine unbeschränkte Preßfreiheit eingeräumt wurde. 6) L'Univers, das Organ der Katholiken, welches mit Geist für die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Kirche kämpft. In diesem Blatte findet man häufig Artikel aus der Feder des geistreichen und edlen Grafen Montalembert. Von den übrigen bedeutenderen französischen Journalen führen wir noch an das „Journal du commerce", worin Finanzfragen mit großer Sachkenntniß abgehandelt werden, den Temps, das Siècle, Courier français, Sémaphore de Marseille etc. Von großer Bedeutung sind auch die Witz- und Spottblätter. Vor der Julirevolution war le Figaro, für den Jules Janin arbeitete, eines der hervorragendsten und einflußreichsten Blätter dieser Art. Sein Witz führte harte, tief einschneidende Streiche gegen die Bourbonenherrschaft. Zu neuester Zeit ist der „Charivari" das bedeutendste Witzblatt. Hier müssen auch erwähnt werden die zahlreichen Blätter u. Blättchen der Communisten und Socialisten, worin diese ihre unsinnigen und unseeligen Weltbeglückungsideen verkünden. Diese Erzeugnisse der Presse sind aber meist sehr vergänglicher Natur u. verschwinden so schnell, als sie gekommen sind. Die französische Journalistik zeichnet sich durch gemessene Sprache und Haltung sehr vortheilhaft aus. Wie der Franzose im äusseren Umgange die Formen des Anstandes wahrt, so thut es auch seine Presse, die nie durch Ausfälle plumper, roher Leidenschaft verletzt, sondern lieber mit der Spitze des Schwertes sticht. Die leitenden Artikel, welche einer Z. überhaupt nur Ansehen und Einfluß verschaffen können und die in Frankreich die öffentliche Meinung leiten und regieren, sind fast immer mit Geist in würdiger und kerniger Sprache geschrieben, obgleich sie meist in drängender Eile verfaßt werden müssen. In keinem Lande ist aber auch das Ansehen und die Geltung der Journalisten und politischen Schriftsteller so groß wie in Frankreich. Sie spielen, wenn sie Geist und Gewandtheit besitzen, eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben, werden Mitglieder der Kammer und schwingen sich zu den höchsten Staatsämtern empor; wir wollen hier nur an Guizot u. Thiers erinnern. Die Regierung weiß die Dienste, welche ihr die Redakteure und Mit-

arbeiter an den ministeriellen Blättern leisten, zu schätzen und zu belohnen. Da gibt es für den fleißigen Publizisten, der Jahre lang für die Débats oder ein anderes Journal gearbeitet hat, Stellen in der Verwaltung, bei den Gesandtschaften, ein Consulat im Oriente oder sonst etwas, womit der Mann gelohnt wird, welcher mit der Feder häufig genug wider seine eigene Ueberzeugung die Interessen der Regierung vertheidigt hat. Die Redakteure der bedeutenden Z.n sind gut besoldet und die Verfasser der leitenden Artikel wie die Mitarbeiter für das Feuilleton werden glänzend honorirt, so bezieht Jules Janin als Theaterkritiker 50,000 Franks jährlich, wofür er am Montage jeder Woche seinen Bericht schreibt. Leider haben aber auch Geld- und Aemtersucht in keinem Lande die Verkäuflichkeit und Charakterlosigkeit der Journalisten und ihrer Organe in einem solchen Grade herbeigeführt, wie in Frankreich. Die meisten Journalisten machen den Lakai des Publikums, u. verkaufen sich der nun einmal herrschenden Tagesmeinung. Nirgends sind die Z.n von größerem Einflusse als in Frankreich, aber auch nirgends sind sie leichter zu erkaufen, wie gerade dort. — In England kam die erste Z. zur Zeit der Königin Elisabeth heraus, es war „The english Mercurio“, von dem sich das älteste vorhandene Blatt, Nro. 50 vom 23. Juli 1553, im britischen Museum befindet. Nach der englischen Revolution gelangten dort die Z.n zu großer Bedeutung, wurden Organe der einzelnen Parteien und übten einen gewichtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und das Staatsleben aus. 1782 gab es in England 61 Z.n, jetzt zählt man deren gegen 500, neben zahlreichen Monats- und Vierteljahrsschriften (Reviews). Die Z.n sind in England schwer zu gründen, aber auch nicht leicht zu erschüttern, und während in Frankreich die Regierung leicht Z.n erkaufen kann, oder zum Stillschweigen bringen, so ist dies in England, wo die Z.n auf den verschiedenen Parteimeinungen beruhen, kaum möglich. Die beiden ersten politischen Parteien die Torys uud Whigs haben ihre Organe in der Presse und einige Z.n gehören seit einer langen Reihe von Jahren einer jener beiden Parteien an, so das „Morning Chronicle“ den Whigs, die „Morning Post“ aber den Torys. Der Globe ist seit 1830 das ministerielle Organ. Eine radikale Färbung tragen die Wochenblätter, jedoch mit verschiedenen Abstufungen, das gelesenste von ihnen ist das „Weckly dispatch“, welches beinahe 60,000 Exemplare, hauptsächlich unter den niederen Classen verkauft. — Die Tageszeiten, zu welchen die verschiedenen Blätter erscheinen, bestimmen den Namen der letzteren. Von den Morgen-Z.n sind die bedeutendsten „Morning Chronicle“ und vor allen die „Times“, das großartigste journalistische Unternehmen der Welt. Dieses Journal bringt seinen Lesern die auswärtigen Nachrichten oft früher, als sie selbst den Ministern bekannt werden, hat in allen Theilen der Erde gut besoldete Correspondenten und bringt seinen Unternehmern eine sehr bedeutende Rente ein. Von Abend-Z.n führen wir an „Courier“, „Globe“, „Standard“, „Sun“, „Star“. Von Witz-Blättern ist das verbreitetste der „Punch“, dessen beißende Satyre keinen Stand, kein Alter und kein Geschlecht verschont, und dessen Illustrationen von dem ersten englischen Künstlern des komischen Genres gefertiget werden. Auch in den englischen Colonien herrscht für die Tagespresse die regste Theilnahme und letztere hat in Ostindien, besonders in der Präsidentschaft Calcutta zahlreiche Organe. In Australien ist die periodische Presse sehr reichhaltig und in Neusüdwales erscheinen an 30 Z.n, in Vandiemensland 8, in Südaustralien 4, der Schwanen-Kolonie 1 und in Neuseeland 2. Das britische Nordamerika ist überaus reich an Tagesblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften, die in französischer und englischer Sprache erscheinen. Auf der pyrenäischen Halbinsel ist die politische Presse schon seit einer Reihe von Jahren weit bedeutender, als in den übrigen romanischen Ländern, aber sehr abhängig vom Wechsel der Regierungen und Regierungssysteme. Diese Presse ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind der Revolution, daher vertritt sie auch die Ideen ihrer Mutter und bildet eine scharfe, zum Theil erbitterte Opposition; ja die offene Tendenz mehrer Tages-

blätter ist völlige Vernichtung der monarchischen Institutionen. In Portugal dienen die Blätter fast ausschließlich der Opposition, haben sie Mangel an politischem Stoff, so geben sie auch wohl Variedades, die meist Auszüge aus französischen Romanen sind, oder populäre und mitunter witzige Abhandlungen über politische Gegenstände in Form von Gesprächen bringen. Den Hauptstoff des Blattes bilden die Berichte über die Cortesverhandlungen, ferner ein reichlicher Tadel über alle Maßregeln der Ministerien und eine plumpe, verläumderische Polemik gegen einzelne Behörden und Beamten. Italien zählt weit über 100 Journale, von denen die allermeisten im Geiste Gioberti's u. des jungen Italiens geschrieben sind und von einer wahrhaft schaudererregenden, politischen Unmündigkeit ihrer Leser Zeugniß geben. In Holland findet man Z.n in holländischer und französischer Sprache und lange Zeit wurde die „Gazette de Leyde", als diplomatische Z. Europa's angesehen. In Belgien bekämpften vor der Revolution von 1830 die Liberalen und die Katholischen in dem „Courier de la Meuse" und dem „Courier des Pays bas" (Redakteur de Potter) die Maßregeln der Regierung. Eine gleiche Richtung hatte der „Argus" und das „Journal d'Anvers". Die holländische Regierung hatte als Vertheidiger jenen Angriffen gegenüber den von Libry Bagnano redigirten „National" und den „Courier universel" in Lüttich, womit die Katholischen bekämpft wurden. Nach der Befreiung Belgiens wuchs die Zahl der Tagesblätter in diesem Lande mit ausserordentlicher Schnelligkeit und die Presse schied sich nach den beiden Hauptparteien in die „katholische" und „liberale". Die Katholischen werden hauptsächlich vertreten durch das „Journal de Liége", dessen Artikel in der Kölner Angelegenheit großes Aufsehen erregten, so wie durch das 1841 gegründete „Journal de Bruxelles" und der in Flandern besonders verbreiteten „Vlaemsche Belgen". — Die Schweiz bietet in ihrer Presse ein Bild der innern Uneinigkeit und Zerrissenheit jenes Berglandes dar. Hier hat die politische Tageslitteratur überaus zahlreiche, wenn auch nicht reichhaltige Organe, die meist in einer Sprache geschrieben sind, welche sich durch eine ans Barbarische gränzende Ungeschlachtheit auszeichnet. Dort haben auch die deutschen Heimatlosen und landesflüchtigen „Heckerlinge" ihre Werkstätten aufgeschlagen, in denen sie vergiftete Produkte ihres tief gesunkenen Geistes schmieden und nach Deutschland versenden. — Ueber die Presse in den nordischen Reichen wollen wir nicht viel sagen. In Dänemark sind die Tagesblätter von einseitigem Hasse gegen Deutschland erfüllt, der sie oft in eine wahrhaft bacchantische Wuth versetzt. Norwegen mit seiner freien Verfassung hat mehre gute, in liberal conservativem Sinne redigirte Blätter; Schweden ein sehr bedeutendes Oppositionsblatt, das „Aftonbladet" nnd zahlreiche dem gemäßigten Liberalismus huldigende Provinzialblätter. Rußland ist das Musterland unbarmherziger Censur und geistiger Umnachtung, daher kann von einer selbstständigen, tüchtigen Tagespresse hier keine Rede seyn. Ueber das Z.s-Wesen in Nordamerika vgl. den Artikel: Nordamerika in Band VII. der Realencyklopädie. — In unserem Vaterlande Deutschland scheinen die Kriegshändel Veranlassung zu den ersten Z.n gegeben zu haben. Diese ersten Z.n waren indessen nichts als Flugblätter, wie sie besonders in Nürnberg erschienen. Dergleichen Flugblätter waren z. B. „Newe Zeitung vom Türken, so ein guter Freund, der damit und beigewest ist, von Wien herauf gehn", oder die „Newe Z., wie die Stadt Münster erobert worden." Monatliche und vierteljährige Z.n waren in Deutschland die ältesten, von denen wir M. Aitzigers „Historische Relationen" (Köln 1594, 3 Bde. in 4.) anführen. 1628 schon finden wir die ordentlichen, wöchentlichen Postzeitungen; das erste laufende deutsche Neuigkeitsblatt aber ist die 1612 in numerirten Blättern erschienene „Aviso, Relation", oder Z., was sich begeben, oder zugetragen hat, in Deutschland, Welschland, Spanien und Frankreich &c. 1615 begann der Buchhändler Emmel zu Frankfurt a. M. das noch bestehende, übel genug berüchtigte „Frankfurter

Journal." 1617 kamen eben daselbst die Post-Avisen heraus, veranstaltet von dem Postmeister v. d. Birghden; 1618 folgte der „Fuldaer Postreuter." Eine große Ausbreitung erhielt durch ihren Inhalt die „Leipziger Z.", da sie die Nachrichten schnell, aber mit Vorsicht mittheilte. Im vorigen Jahrhundert erschienen in folgenden Städten Deutschlands bereits Z.n, in Bayreuth, Berlin, Braunschweig, Coburg, Cöln, Dresden, Erlangen, Frankfurt, Göttingen, Halle, Hamburg, Hanau, Jena, Leipzig, München, Nürnberg, Regensburg. Indessen war das ganze deutsche Z.swesen bis zur franzöf. Revolution höchst unbedeutend und bis dahin war der „Hamburger Correspondent" fast die einzige Z., welche Originalcorrespondenzen brachte. Schlözer's „Staatsanzeiger" zeichnete sich durch Aufsätze aus, die ebenso gediegen als freimüthig ihrem Inhalte nach waren. 1798 entstand die „Allgemeine Z.", welche bald alle anderen überflügelte und sich Eingang in alle Länder, wohin europäische Civilisation gedrungen ist, verschaffte. Buchhändler Cotta in Tübingen faßte die erste Idee zur Gründung dieses Unternehmens, Huber der Gemahl von Therese Forster wurde Hauptherausgeber. Der erste Titel dieser Z. war „Neueste Weltkunde", als aber ein Verbot das Blatt traf, wurde dieser Titel in den jetzigen „Allgemeine Z." umgeändert, 1799 wurde das Blatt nach Stuttgart, 1803 nach Ulm (damals bayrisch) verlegt, nachher aber nach Augsburg übersiedelt. Stegmann übernahm nach Huber's Tode (1804) die Redaktion, leitete dieselbe mit großer Umsicht u. trug hiedurch zur Hebung und Verbreitung des Blattes viel bei. Der Druck der französischen Fremdherrschaft lastete sehr schwer auf der deutschen Tagespresse und Deutschlands Befreiung (1813) gab einer Menge politischer Blätter ihr Dasein. August v. Kotzebue gründete in Berlin ein „Russisch-deutsches Volksblatt", A. Brockhaus in Altenburg gab die anfangs mit größtem Beifall gelesenen „Deutschen Blätter" heraus. Aber das erste unter allen deutschen, politischen Blättern jener Zeit war der „Rheinische Merkur" von J. J. v. Görres redigirt, der mit dem 23. Januar 1814 begann und am 10. Januar 1816 erlosch. Dieses Blatt hat einen Einfluß gehabt, wie keines vorher noch nachher in Deutschland, es war die fünfte Macht geworden (la cinquième puissance), welche nach Napoleons eigenem Ausspruche diesem Mann gegenüberstand. Die leitenden Artikel des „Rheinischen Merkurs", fast alle aus Görres Feder geflossen, sind in einer so kraftvollen, würdigen Sprache geschrieben, wie sie die deutsche Presse von heute nicht mehr kennt. Das preußische Cabinet, welches die Wahrheit nicht hören wollte, unterdrückte aus eigener Machtvollkommenheit das berühmte und einflußreiche Blatt. — Die Frankfurter Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819 bilden einen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Z.swesens, das mittelst jener Beschlüsse in die engsten Schranken zurückgedrängt und eingedämmt wurde. Entschieden war der Einfluß, welchen die Ereignisse des Jahres 1830 auf Deutschlands Presse ausübten. In Rheinbayern, Württemberg und Baden entstanden zahlreiche Tagesblätter, die fast alle dem Geiste des „wohlfeilen", in seinen Prinzipien inconsequenten Liberalismus der Periode von 1830, wie der Aufklärerei und Wühlerei auf kirchlichem Gebiete dienten. Wir erwähnen hier Siebenpfeiffers „Rheinbayern" und desselben Verfassers „Westboten", die „Deutsche Tribüne" von Würth, das „Hessische Volksblatt" von E. E. Hoffmann in Darmstadt, den „Freisinnigen" von Rotteck und Welcker, so wie das „Bayerische Volksblatt" von Dr. Eisenmann in Würzburg. Jenen Blättern gegenüber vertheidigte Dr. E. Jarke mit Geist und Gewandtheit in dem „Berliner politischen Wochenblatt" das Prinzip der absoluten Monarchie. Der Bundestagsbeschluß vom 10. November 1831 stellte die Z. wieder unter die strenge Aufsicht des Polizeistaates und des gefährlichen Rothstiftes. Die meisten eine freie Sprache führenden Z.n wurden nun unterdrückt, das badische Preßgesetz vom Bundestage aufgehoben, so daß die *meisten* Tagesblätter bald in Gehalt und Färbung matt und kraftlos wurden, u. *nichts weiter* waren als geschwätzige Erzählerinnen der Neuigkeiten des Augen-

blickes. Das Ereigniß von Köln (November 1837) brachte auch in die Z.n neues Leben. Es bildeten sich die Anfänge einer katholischen Journalistik und die von Dr. Ernst Zander in trefflichster Weise redigirte „Neue Würzburger Z.“ hatte den größten Einfluß auf die Ansichten der deutschen Katholiken. Diese Zeit rief auch die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland“ hervor, eine periodische Zeitschrift von unerschütterlicher Consequenz und überaus reichem Inhalte. Das Jahr 1848 brach endlich die Fesseln, in welche die deutsche Presse durch die Censur geschlagen war. Die „Preßfreiheit“ war eine der ersten Märzerrungenschaften und wurde dem deutschen Volke durch Artikel IV., §. 13 der Grundrechte in ausgedehntestem Maaße gewährleistet. Wie junger Wein leicht zu berauschen pflegt, so hatte die junge Preßfreiheit dieselben Folgen: die Geister berauschten sich an ihr und die Erstlingsfrüchte dieses Rausches waren wunderliches, Lachen und Mitleid erregendes Zeug. Wie die Pilze schossen die zahllosen, neuen Tagesblätter hervor, von denen die meisten nicht der Freiheit, sondern der Zügellosigkeit in einer nichts weniger als geistreichen, sondern wahrhaft cynischen und undeutschen Weise das Wort redeten. Oesterreich's Hauptstadt zeichnete sich hierin vor Allen aus: die „Wiener Schandpresse“ war sprüchwörtlich geworden. Im mittleren Deutschland führte die „Reichstags-Z.“ von R. Blum und Günther den Reigen bei diesem unsaubern Geistertanze. Dieser „Auswürfling“ der deutschen Presse führt noch jetzt eine Sprache, über die jeder ächt deutsche Mann erröthen sollte und im Geiste dieses Blattes werden die meisten rhein-hessischen und pfälzischen Z.n redigirt, die an Trivialität sich fast zu überbieten scheinen. Indessen haben die allermeisten jener über Nacht aufgeschossenen literarischen Schmarotzerpflanzen bald ein gleiches Loos getheilt, jenes der Eintagsfliege, die am Morgen geboren wird und am Abende erstirbt. Die Abonnenten der „Schandpresse“ nahmen mit dem ersten Halbjahre ab, das Gediegene errang sich wieder Anerkennung und verdrängte die unzeitigen Kinder der „rothen Republik.“ Deutschlands verbreitetste und am längsten bestehenden Z.n sind die „Augsburger Allgemeine, Kölnische, Frankfurter Oberpostamts-, Weser (Bremen) und Norddeutsche (Hannover) Z.“, ferner die vom schlechtesten Geiste beseelte „Leipziger Deutsche Z.“, das löschpapierne „Frankfurter Journal“ — dieser Urquell aller Weisheit für Commis voyageurs und Leute von gleicher geistiger Tiefe, — die „Kesselring'sche Dorf-Z.“ eine wahre Pythia für die Philister auf den Sandflächen Sachsens und den Haidestrecken Norddeutschlands. Eine sehr achtbare Stellung auf dem Gebiete deutscher Publizistik nehmen die „Monatsblätter zur A. A. Z., Cotta's Vierteljahrschrift, der Wiener „Lloyd“, die „Karlsruher Z.“ ein. Der äußerste Radikalismus auf kirchlichem, politischem und socialem Gebiete wird vertreten durch die von A. Ruge und Oppenheim in Berlin begründete „Reform“; Trägerin communistischer Ideen ist die „Trierer Z.“; Witzblätter sind die Münchener „Fliegenden Blätter“ u. „Leuchtkugeln“ (letztere frivol), so wie Oettinger's „Charivari.“ Die Leipziger „Illustrirte Z.“ macht die Weltgeschichte durch Illustrationen anschaulich. — Unserer Aufmerksamkeit besonders werth ist die katholische Tagespresse Deutschlands. Die Interessen unserer Glaubensgenossen, das Streben nach vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche, finden ihre Vertretung in der „Augsburger Post-Z.“, einer der ältesten deutschen Z., die unter dem Titel „Augsburger Ordinari Post-Z.“ schon 1695 bestand, die zur Zeit ihrer höchsten Blüthe (in den Kriegsjahren 1813—15) 13,500 Abonnenten zählte, nachher aber bis auf weniger als 1000 herabsank, seit 1840 aber, wo sie in den Besitz der Schmid'schen Buchhandlung (Kremer) überging, sich wieder auf 3500 Abnehmer gehoben hat und mit anerkennungswerthen Kräften, sowohl von Seiten der Redaktion, als Verlagshandlung, ihr gestecktes Ziel verfolgt, überhaupt als eines der geachtetesten Blätter katholischer Richtung in Deutschland dasteht. Ferner in dem „Münchener Volksboten“, „Deutschen Volksblatt“ (in Stuttgart), „Mainzer Journal“, „Würz-

burger Journal", „Rheinischen Volkshalle" in Köln *), dem „Westfälischen Merkur" (in Münster), der „Rhein- u. Mosel-Z." in Koblenz. Diese katholische Presse durch eifrige Theilnahme zu unterstützen und zu fördern ist heilige Pflicht der deutschen Katholiken! Aber leider muß uns die Schamröthe ins Gesicht treten, erwägen wir, wie seither diese Pflicht von uns erfüllt worden ist. Die Lügenpresse haben wir aus unserem Säckel unterstützt, nicht die Presse, welche für unsere Interessen kämpft. Was hilft es, wenn die tüchtigsten publizistischen Kräfte des katholischen Deutschlands für ein Journal gewonnen werden und Redaktion wie Verleger aus vollen Kräften ihr Unternehmen zu heben sich bemühen? Das katholische Publikum unterstützt sie nicht, es kauft und liest lieber die Blätter, von denen seine Sache mit Koth beworfen wird! Wir könnten hier furchtbare Anklagen erheben, doch wir wollen lieber schweigen und nichts sagen als: Jener heillose Zustand muß ein Ende nehmen, wir müssen eine mächtige katholische Presse schaffen, damit wir unsere Gegner mit ihren eigenen Waffen schlagen können! Dies mag allseitig beherzigt werden und gerade hier ist dem katholischen Vereine für Deutschland eine der schönsten Gelegenheiten zu segensreichem Wirken geboten. Hoffen wir, daß unsere Worte nicht verhallen, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste! — Das deutsche Z.swesen überhaupt, welches bis lang nur ein Scheinleben geführt hat, beginnt eigentlich jetzt erst ein neues Leben und fängt an, sich großartig zu entfalten. Uebrigens wird es nie die Ausdehnung erhalten, die es in England und Frankreich hat; die politische Zerstückeluug Deutschland's tritt hier als ein großes Hinderniß in den Weg. Außerdem aber leidet die deutsche Journalistik noch an einem anderen Mangel, sie entbehrt nur zu sehr eigentlicher Publizisten von Fach, die Gediegenes zu liefern verstehen und ihre Ueberzeugung nicht nach dem auf politischem Gebiete gerade herrschenden Windzuge richten. Einen eigentlichen Stand der Publizisten wie ihn England aufweist, gibt es bei uns noch nicht, die Zeit muß ihn erst schaffen. — Hier verdient auch einer Erwähnung das in seiner Art einzige Institut der „Zeitungshalle" in Berlin, wo man die politischen, belletristischen und rein wissenschaftlichen Blätter aus fast allen Ländern der Erde aufgelegt findet und womit zugleich die Herausgabe eines Journals die „Zeitungshalle", redigirt von dem als Gegner der preuß. Regierung und Politik bekannten Dr. Julius verbunden ist. — Handlungs-Z.n zum Theil mit beigefügten politischen Nachrichten sind die „Lloyds list" in London, das Amsterdamer „Handelsblad", die Hamburger „Börsenhalle", die „Preußische Handels-Z." in Berlin, die Nürnberger „Handels-Z." von Leuchs u. a. Wir schließen diesen Artikel mit dem, was der geistreiche Freiherr v. Eckstein in Paris über die Z. sagt: „Die Zeitblätter sind heute ein Bedürfniß und Consumtionsartikel wie Zucker und Kaffee. Wie schlecht die Waare auch seyn möge, jeder will davon haben, der Geschmack des Publikums ist in dieser Beziehung so tyrannisch, wie die Mode, womit wir nicht sagen wollen, daß dieser Geschmack überaus lobenswerth sei." C. Pfaff.

Zeitz, eine wohlgebaute Stadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt am rechten Ufer der weißen Elster in einer schönen und fruchtbaren Gegend, ist größtentheils auf einer Anhöhe erbaut und zählt an 10,000 Einwohnern. Die sehr alte Stadt hat ein schönes Schloß (bis 1717 die Residenz einer kursächsischen Nebenlinie), Moritzburg genannt, welches jetzt zu einem Besserungs-, Landarmen- und Krankenhause eingerichtet ist, vier Kirchen, ein Waisenhaus, ein Kollegiatstift, ein Gymnasium mit einer ausgezeichneten Bibliothek, ein Schullehrerseminar, ein Irrenhaus hat. Nahe bei der Stadt ist der sogenannte Thiergarten, ein Wald mit herrlichen Lustpartien; bemerkenswerth ist auch das schöne Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen dem Consistorialrathe Delbrück setzen ließ. Die Bewohner treiben lebhaften

*) Dieses Blatt scheint sehr viel für die Zukunft zu versprechen.

Handel und Wollen-, Baumwollen-, Stärke- und Lederfabrikation; blühend ist auch der Acker- und Gartenbau. — Im Jahre 968 wurde von Otto I. in Z. ein Bisthum gestiftet zur leichtern Bekehrung der Wenden zum Christenthume. Das Stift wurde aber wegen der häufigen Einfälle der Polen und Wenden, durch welche der Bischof mit seiner Geistlichkeit viel zu leiden hatten, im Jahre 1029 nach Naumburg (s. d.) verlegt und erhielt von nun an die Benennung Naumburg-Z. Nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs, Julius Pflug, wählte das Domkapitel den kursächsischen Prinzen Alexander zum Administrator und nach dessen Tode seinen Vater, den Kurfürsten selbst, wodurch das Stift bei dem kursächsischen Hause blieb, bis Kurfürst Johann Georg I. es 1652 testamentarisch seinem Sohne Moritz vermachte. Auf diese Weise wurde die Nebenlinie Sachsen-Z. gestiftet, die aber im Jahre 1718 wieder erlosch. Der letztregierende Herzog, Moritz Wilhelm, verlor die Reichsunmittelbarkeit, und als er 1717 zu Leipzig auf der Pleißenburg öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, erklärte das Domkapitel das Stift für erledigt und wollte zur Wahl eines neuen Administrators schreiten; August II. von Sachsen nahm aber das Stift mit bewaffneter Hand in Besitz und brachte es 1726 durch einen Vertrag an das Kurhaus zurück. Im J. 1815 wurde es an Preußen abgetreten. C. Arendts.

Zell, Karl, ein geschmackvoller Philolog unserer Zeit, geboren 1793 zu Mannheim, studirte zu Heidelberg unter Creuzer, dann zu Göttingen unter Heeren und Dissen und zu Breslau unter Schneider und Heindorf; war von 1814—1821 Professor am Lyceum zu Rastadt und übernahm 1821 eine Professur zu Freiburg, wo er 1830 ein philologisches Seminar begründete. Die Universität vertrat er 1831 auf dem Landtage, vorzüglich eine Neugestaltung des Schulwesens anregend, ward 1834 zur Prüfung des neuen Lehrplans für Gelehrtenschulen zugezogen und 1835 zum Oberstudien- dann Ministerialrath ernannt. Man hat von ihm unter Andern Ausgabe des Aristoteles „Ethica Nicomachea", 2 Bde., Heidelberg 1820. Uebersetzung von desselben „Organon", die von Göthe als classisch bezeichneten „Ferienschriften", 3 Bde., Freiburg 1826—1833; „Ueber die Iliade und das Niebelungenlied" 1843.

Zeller. 1) **Z. Simon, Edler von Zellenberg**, k.-k. Rath, Leibwundarzt und Primararzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien, geboren zu Niederleis in Oesterreich den 3. Januar 1746, ein durch seine Kenntnisse und Praxis ausgezeichneter Mann, welcher den 4. Februar 1816 starb. Seine Schriften sind: „Grundsätze der Geburtshülfe," Wien 1787, 2. Aufl. 1803, 3. Aufl. 1806; Bemerkungen über einige Gegenstände aus der praktischen Entbindungskunst mit Kupfern, ebd. 1789; Praktische Bemerkungen über den vorzüglichen Nutzen des allgemein bekannten Badschwammes und des kalten Wassers bei chirurgischen Operationen, Verwundungen und Verblutungen überhaupt, ebd. 1797; Abhandlung über die ersten Erscheinungen venerischer Lokalkrankheitsformen und deren Behandlung, mit 6 Kupfertafeln, ebd. 1810. — 2) **Z. Karl August**, ein hochverdienter Pädagog, geboren zu Ludwigsburg im Württembergischen 1774, ward nach vollendetem Studium der protestantischen Theologie 1798 Erzieher und Prediger zu Brünn, besuchte 1803 die Anstalten von Pestalozzi zu Burgdorf im Canton Bern u. ging, nachdem er 1804 zu Tübingen eine Armenschule errichtet hatte, 1805 als Pfarrer und Lehrer am Gymnasium nach St. Gallen, auf dessen Landschulwesen, sowie auf das der ganzen Schweiz er durch Unterricht der Schulmeister einen segensreichen Einfluß ausübte. Der König von Württemberg, ein Augenzeuge seiner Wirksamkeit, rief ihn 1808 als Schulinspektor nach Heilbronn, die preußische Regierung 1809 als Regierungsrath nach Königsberg, um das Waisenhaus zu einer Mustererziehungsanstalt einzurichten und Lehrer zu bilden. In Folge eines königlichen Besuches seiner Anstalt ward er Oberschulrath und 1811 entstanden schon die Anstalten zu Braunsberg und Karalene (Litthauen). Als der russische Krieg seine Wirksamkeit beendete, erhielt er die Domaine Münsterwalde bei Marienwerder. Später lebte er abwechslungsweise zu Kreuznach,

Wetzlar, Bonn und Stuttgart. Man hat von ihm unter Anderem: „Beiträge zur Beförderung der preußischen Nationalerziehung“, 5 Hefte, Königsberg 1810—17; „Ueber Waisenhäuser“, St. Gallen 1806; „Ueber Strafanstalten“, Stuttgart 1824; „Lernemittel für den wechselseitigen Unterricht“, 8 Thle., Stuttgart 1839—1840; „Schulmeisterschule“, 4. Aufl., Leipzig 1839.

Zellgewebe, ist ein schwammiges, weiches, im ganzen thierischen Körper verbreitetes Gewebe, das alle Organe umgibt, sie vereinigt und zugleich von einander getrennt hält und in ihr Inneres eindringt. Das äussere, gemeinschaftliche, verhüllende Z. ist so sehr durch den ganzen Körper verbreitet, daß es seine ganze Form darstellt, auch wenn man alle Organe, Muskeln, Knochen ꝛc. aus demselben wegnehmen könnte. Dieses Gewebe ist an verschiedenen Stellen von verschiedener Dicke, jedoch bildet es eine einzige Substanz, deren Zellen durch den ganzen Körper hindurch unter einander communiciren, so daß Wasser, Luft, fremde Körper, als Nadeln, Kugeln, frei in demselben sich bewegen und von einer Stelle zur andern wandern. Das innere, verhüllte Z., das die Organe umgibt, bildet für sie eine eigenthümliche Hülle und dringt in ihre Substanz ein. So stellt es z. B. für die Muskeln eine Menge in einander liegender Kanäle dar, in denen sich die Muskelbänder befinden; so werden ebenfalls die Drüsen in ihren Lappen, Läppchen und Körnern, aus welchen sie bestehen, von immer kleineren zelligen Hüllen umgeben, die eine Art zelligen Schwamm bilden; wo dagegen die Organe als: der Magen, der Darm, die Harnblase aus mehren Häuten bestehen, da tritt das Z. zwischen dieselben und verbindet sie zu einer einzigen Lage. Im lebenden Zustande erscheint das verhüllende Z. als ein zarter, halbflüssiger, formloser, dehnbarer Stoff, der nach dem Tode in ein regelloses, flockiges Gewebe von Fasern und Blättchen erstarrt: es ist überall mit einem wässerigen Dunste angefeuchtet und enthält an sehr vielen Stellen Fett. Das umhüllte Z. ist viel zarter und nur durch Hülfe der Kunst darstellbar. Das Z. ist farblos und erscheint bei einiger Dicke weißlich; wahrscheinlich besteht es aus einer zelligen Faser; Blutgefäße und Nerven enthält es nicht, sondern sie gehen bloß durch dasselbe hindurch. Der Bildungstrieb ist wegen der niedrigen Stufe, auf der es im Organismus steht, in ihm sehr entwickelt, daher es, wenn es zerstört worden ist, sich mit der größten Leichtigkeit wieder reproduzirt, wie man täglich bei Heilung der Wunden sehen kann. Der Nutzen des Z. besteht darin, daß er die Form der Theile bestimmt und das Band abgibt, das zu ihrer Vereinigung dient; seine Elastizität und Contraktilität erleichtern die Bewegungen und führen die Organe in ihre frühere Lage wieder zurück, auch dient es zur Aufnahme mehrer Absonderungen aus den Gefäßenden.

Zeloten hießen bei den alten Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, sowie für ihre Gesetze eiferten und die öfter so weit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathschänder sogleich steinigten, oder sonst aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. Auch hießen so eine Art jüdischer Kriegsknechte, welche zur Zeit der Zerstörung Jerusalems sich in der Stadt in großer Menge aufhielten und die Beschützung des Tempels wider die Römer über sich nahmen, in der That aber nichts Anderes, als Bubenstücke, Mordthaten und Plünderungen der Einwohner ausübten. In der Folge, sowie auch heut zu Tage, belegt man diejenigen mit diesem Namen, welche ohne Ueberlegung und mit Strenge sich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern.

Zelter bezeichnet überhaupt ein sanftgehendes, kleines Pferd, besonders zum Reiten für Damen bestimmt. Den Namen leiten Einige davon her, daß man dazu ein kleines Zelt über dem Pferde aufgespannt habe, Andere von dem ältern deutschen Worte Zelt, (französisch amble), welches den Gang des Pferdes zwischen Schritt und Trab bezeichnet haben soll.

Zelter, Karl Friedrich, Direktor der Singakademie in Berlin und *Göthe's* berühmter Freund, geboren den 11. Dezember 1758 in Berlin. Nach

dem Willen seines Vaters, der ein Maurer daselbst war und dieses Gewerbe mit Erfolg, aber nach alter Art ausübte, sollte auch der Sohn dasselbe betreiben, jedoch nach neuer Art, indem der verständige Mann wohl einsah, daß dies in dem von Friedrich II. verschönerten Berlin nöthig würde. Er ließ den Sohn das Joachimsthal'sche Gymnasium besuchen und in Mathematik, Zeichnen und Musik unterrichten. Erst, als der Jüngling 17 Jahre alt war, sollte er den ganzen Cours im Handwerke vollenden. Allein im 18. Jahre verfiel er in eine langwierige lebensgefährliche Krankheit, von der er sich nur langsam erholte und während dieser traurigen Periode erwachte sein Sinn für die Tonkunst, welcher sich bald zu einer leidenschaftlichen Liebe für musikalische Schöpfungen steigerte. Um unabhängig zu werden und der Strenge des Vaters, welcher beharrlich auf der Fortsetzung des Handwerkes bestand, sich zu entziehen und dann sein ganzes Leben der praktischen Tonkunst widmen zu können, betrieb er das Gewerbe mit solchem Eifer, daß er nach wenigen Jahren sein Maurer-Meisterstück mit Ehren machen konnte u. sich alsdann selbstständig einrichtete. Er stand im 25. Lebensjahre. Er lernte allmälig das bürgerliche Ansehen und den Erwerb schätzen, den sein Maurerberuf ihm gewährte und, da er bald sich auch manches Bauwerkes erfreuen konnte, welches unter seiner Leitung emporstieg, so begann er jetzt mit Lust, das um seiner selbst willen zu treiben, was ihm vorher eine widrige Last gewesen war. Und für die geliebte Tonkunst fand sich doch auch Zeit u. Rath, letzterer sogar in weit höherem Sinne, als er ihn früher gesucht hatte. Das bloße Geigen, Clavierspielen und Absingen alles dessen, was ihm unter die Hände kam, konnte ihm nicht mehr genügen; er ahnete Höheres und Tieferes in dieser Kunst und was er ahnete, das wollte er sich zu eigen machen. Dazu bedurfte er Nachhülfe und suchte sie bei dem hiezu fähigsten Manne, den Berlin besaß, bei Fasch. Er unterstützte seinen Lehrer in dem schwierigen Amte des Direktors der Berliner Singakademie und bewies ihm seinen Dank nach des Meisters Tode 1800 durch eine trefflich abgefaßte Schilderung seines Lebens, seiner Verdienste u. seines gesammten Wirkens. 1809 ernannte ihn der König wegen der vielfachen Verdienste um die Singakademie zum Professor der Tonkunst, wodurch er auch Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften u. Künste wurde, auch berief er ihn zur Verbesserung der Kirchenmusik nach Königsberg. Z. stiftete in Berlin die Liedertafel. Er war zweimal verheirathet. Seine zweite Frau, eine geborene Pappritz, war eine der seelenvollsten Sängerinnen an der Berliner Singakademie. Er führte sein Gewerbe fort, denn die Ernährung von eilf Kindern machte ein sparsames Hauswesen nothwendig. Er starb im 74. Lebensalter, den 15. Mai 1832. Als Componist wählte er sich bestimmte Gattungen der Musik und beschränkte sich auf dieselben. So lieferte er fast ausschließlich nur figurirte, nach den verschiedenen Strophen verschieden ausgeführte Choräle, motettenartige, zum Theil fugirte Psalmen und ähnliche Gesangstücke und vor Allem Lieder, theils einstimmige, mit Klavierbegleitung, theils mehrstimmige, ohne letztere. Am originellsten ist er in seinen humoristischen Gesängen, wo er hinter der Maske großen und schwerfälligen Ernstes vom Herzen ins Herz lacht. Als Direktor der Singakademie, abhold den Verirrungen neuerer Componisten, suchte er die ältere kirchliche Vokalmusik in stetem Andenken zu erhalten. Als großes Glück pflegte er die Freundschaft mit Fichte und später mit Göthe, so, daß dieser Freundesbund seinen Geist nach den verschiedensten Richtungen bereicherte und in eine höhere, reinere Sphäre emporhob, ohne daß er das eigenthümliche Gepräge seines Wesens darüber verloren hätte. Göthe hat in seinen späteren Lebensjahren Keinem ohne Ausnahme so oft und vertraulich geschrieben, wie ihm, — dies beweist der in 6 Bänden von 1796—1832 gesammelte Briefwechsel. — Beide benannten sich einander mit dem brüderlichen Du u. der oftmalige Besuch dieser beiden würdevollen Männer hatte stets etwas Erhebendes und Rührendes. Z. erhielt die Nachricht von Göthe's Tode, ehe er von dessen Kranksein wußte und von diesem Augenblicke an zog er sich in die Einsamkeit zurück, verfiel zusehends an Körper-

kräften und eilte, erfüllt von dem Schmerze über diesen Verlust, rasch dem Grabe zu. Ausser Fasch's Biographie lieferte Z. einen trefflichen Aufsatz über Haydn's Compositionen und Göthe's Kunst des Alterthums; einige Beiträge zur Leipziger Musik-Zeitung. Sammlung kleinerer Balladen und Lieder für das Clavier, Berlin 1803. Endlich im Nachlasse findet sich seine Autobiographie und Tagebücher über einzelne Reisen. Cm.

Zend-Avesta heißt das heilige Buch der alten Perser, welches nach ihrer Behauptung von ihrem alten Lehrer und Gesetzgeber Zoroaster (den sie als einen Boten Gottes betrachten) herrührt und welches dessen Lehren von Gott, den Engeln, der Welt, der Natur, den Menschen und ihren Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt, auch Vorschriften über die gottesdienstlichen Ceremonien und Etwas von der ältesten persischen Geschichte enthält. Dieses Werk besteht aus verschiedenen Stücken und ist in einer Sprache geschrieben, die heut zu Tage eine todte Sprache ist, die aber Zoroaster aus anderen Gegenden zu den Persern brachte. Der Styl ist morgenländisch, mit öfteren Wiederholungen, wenigen Verbindungen und enthusiastischen Ausdrücken. Zend bedeutet die Sprache und Schriftart, worin es verfaßt ist; Avesta wird durch das lebende Wort übersetzt. Erst seit 1771 ist dasselbe durch den französischen Gelehrten Anquetil du Perron vollständig bekannt gemacht und aus der Grundsprache übersetzt worden. Die Handschriften davon, die er aus Surate mitbrachte und die von überfirnißter Baumwolle sind, worauf der feinste Zug sichtbar ist, hat er der Nationalbibliothek zu Paris geschenkt. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Kleuker 1776—77, 3 Bände. Im Original wurde ein Theil des Z. herausgegeben von Burnouf 1830—35, 10 Lieferungen und von Olshausen 1829. — Vergl. Rask „Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache und des Z.", deutsch 1826.

Zenith oder **Scheitelpunkt** heißt derjenige Punkt am Himmel, welcher senkrecht über dem Mittelpunkte des Horizonts, also auch über dem Haupte oder dem Scheitel des Beobachters gedacht und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Mensch, jeder Ort der Erde hat sein eigenes Z. Der entgegengesetzte Punkt, der senkrecht unter den Füßen des Beobachters am Himmelsgewölbe gedacht wird, wird Fußpunkt oder Nadir genannt. Unter Z.-Distanz eines Gestirnes versteht man denjenigen Bogen eines größten Kreises, welcher zwischen dem Z. und jenem Gestirn enthalten ist; sie macht mit der Höhe des Gestirns zusammen 30° aus. aM.

Zeno, 1) Z. aus Elea in Großgriechenland, etwa 500 v. Chr., ein Zuhörer und adoptirter Sohn des Parmenides, erweiterte nebst diesem die von Xenophanes (s. d.) begründete, sogenannte eleatische Schule, deren Lehrsätze blos fragmentarisch und dazu noch sehr entstellt auf uns gekommen sind. Man hält ihn, wo nicht für den Erfinder, so doch für den Verbesserer und Vollender der Dialektik. Z. war der Lehrer des berühmten Perikles (s. d.) u. ein moralisch guter, edler, hochherziger Mann. Er unternahm es, seinem von dem Tyrannen Elearchus unterdrückten Vaterlande die Freiheit zu verschaffen, aber das Unternehmen mißlang. Er erduldete die fürchterlichsten Qualen der Folter mit unüberwindlicher Standhaftigkeit u. biß sich, um seine Mitverschworenen nicht verrathen zu können, die Zunge ab. Er soll sodann in einem Mörser zerstampft worden seyn. Bekannt ist von ihm auch folgender Ausspruch. Als man sich nämlich wunderte, daß er durch harte Beleidigungen einst sehr erzürnt wurde, antwortete er: „Hätte ich kein Gefühl für Beleidigungen, so hätte ich auch keines für Lob". — 2) Z. aus Citium auf der Insel Cypern, geboren 359 und gestorben 261 v. Chr., kam in seinem 22. Jahre nach Athen und hörte daselbst Philosophen von verschiedenen Sekten, schuf sich aber endlich sein eigenes System, das aus der pythagoräischen, platonischen und cynischen Philosophie zusammengesetzt war. Er lehrte in einem Säulengange (der sogenannten Ποικιλη στοα), woher seine Schule den Namen der stoischen erhielt. Er war von ernster, melancholischer

Gemüthsart, aber von rechtschaffenem Charakter; im Disputiren besaß er, wie die meisten seiner Schüler, eine vorzügliche Stärke. Die Philosophie theilte er in die Logik, welche die Rhetorik und Dialektik in sich begriff, in die Physik und in die Ethik. Seine Logik enthielt viele unbrauchbare Spitzfindigkeiten, ist aber doch im Ganzen geeignet, den Geist gründlicher Forschung zu wecken und zu erhalten. Die Physik enthält viele unhaltbare Hypothesen, aber auch die fruchtbare Idee eines zu moralischen Zwecken regulirten und nach unwandelbaren Gesetzen geleiteten Weltganzen. Die Seelen der Menschen sind nach ihm unsterblich und werden nach dem Tode, wofern sie tugendhaft gewesen sind, mit Gott vereinigt; wenn aber eine neue Welt entsteht, so bekommen sie Körper. Auf diese Lehre von der hohen Bestimmung und Würde des Menschen gründete er seine gute Ethik. Der Endzweck des Menschen ist, der Natur, d. h. Gott, als dem vornehmsten Theile derselben, gemäß zu leben; hierin besteht die Tugend, die um ihrer selbst willen der höchsten Achtung würdig ist und die ganze Glückseligkeit des Menschen ausmacht. Der Mensch hat, vermöge seiner Freiheit, die zur Ausübung der Tugend erforderliche Kraft in sich. Die Pflichten theilte er in die Pflichten gegen Gott, als Erkenntniß und Verehrung Gottes; gegen uns selbst, als Selbsterkenntniß u. Unterdrückung aller Gemüthsbewegungen u. Leidenschaften; gegen Andere, als Liebe gegen alle Menschen. Durch die weitere Ausführung dieser Pflichten zeichnete sich die stoische Schule zu ihrem Vortheile aus. Nach Z. machten sich Kleanthus und Chrysippus als seine Nachfolger in der stoischen Schule am berühmtesten. — 3) Z., mit dem Beinamen der Isaurier, oströmischer Kaiser, hieß vor seiner Thronbesteigung Trascalisseus, vermählte sich 458 mit Ariadne, des Kaisers Leo I. Tochter, die ihm einen Sohn, Leo II., gebar, der 473 seinem mütterlichen Großvater in der Regierung folgte. Als derselbe aber im zehnten Monate starb, ergriff Z. die Zügel der Regierung, die sich durch innere Zerrüttung und häufige Empörung charakterisirte. Die Empörung der Kaiserin Verrina, Leo's I. Wittwe und ihres Bruders Basilicus (476), nöthigten ihn sogar, aus Konstantinopel zu entfliehen, das er jedoch im folgenden Jahre wieder eroberte. Seine, bei dieser Gelegenheit begangenen Grausamkeiten, so wie die undankbare Behandlung gegen seine Anhänger, ermunterten immer zu neuen Versuchen, ihn zu stürzen, die jedoch alle mißlangen. Er starb den 9. April 491. Sein Nachfolger war Anastasius. — 4) Z., der Heilige, Bischof von Verona, von Geburt wahrscheinlich ein Afrikaner, starb um 380, nachdem er mit vielem Eifer und selbst mit Strenge für die Ausrottung der Reste des Heidenthums u. für die Förderung der christlichen Lehre und Zucht gegen arianische und andere Irrlehrer in seiner Stellung gewirkt hatte. Auf seinem von Wundern verherrlichten Grabe erhob sich bald eine Kirche und sein Andenken wird alljährlich am 14. April gefeiert. Die Kritik hat von den ihm zugeschriebenen Schriften 93 Reden für ächt anerkannt. Diese sind theils dogmatisch, theils moralisch, theils polemisch; einige sind Fest- und Taufreden und diese letzteren dienen besonders zur Kenntniß der heil. Taufgebräuche in jener und der frühern Zeit. Die erste Sammlung seiner Schriften erschien zu Venedig 1508, dann zu Verona 1586. Die Ausgabe der Brüder Ballerini, denen das Verdienst einer sorgfältigen Scheidung des Aechten von dem Unächten gebührt, erschien zu Verona 1739, Fol. ꝛc. — 5) Z., Apostolo, berühmter dramatischer Dichter, geb. den 11. Dez. 1668 zu Venedig, wohin sich sein Vater aus Candia begeben hatte, nachdem diese Insel durch die Türken erobert worden war, widmete sich der Poesie u. der alten und neuen Geschichte und wurde auf diesem Wege zur Reform der italienischen Oper geleitet. Kaiser Karl VI. berief ihn an seinen Hof und ernannte ihn zum Historiographen und Theaterdichter. Er begab sich aber 1729 wieder nach Venedig und starb daselbst den 14. November 1750. Man hat von ihm: Vocabulario della Crusca; Dissertazioni istoricho-critiche et leterarie intorno agli istorici Italiani, che hanno scritto latinamente, rammentati dal Vossio, 2 Bde., Vened. 1752, 4.; Istorici delle cose Veneziane i quali hanno

scritto per publico decreto, 10 Bde., ebendas. 1718—22, 4. Auch besorgte er eine Ausgabe der italienischen Geschichte von Guicciardini, 2 Bde., 1740, Fol.; Giornale de Litterati d'Italia, das er seit 1710 mit seinem Bruder Pietro Catharino herausgab. Für das Theater schrieb er mehre Singspiele und brachte die ernsthafte Oper mit dem Trauerspiele in nähere Verwandtschaft. Seine dramatischen Werke kamen 1744 in 10 Bänden zu Venedig heraus.

Zenobia, Septimia, Königin von Palmyra in Syrien, Gemahlin des Odenatus, den die Römer zum Feldherrn im Oriente ernannten und endlich zum Augustus in Gallien erklärten, soll, der gewöhnlichen Sage nach, von einem Ptolomäer und der Kleopatra abstammen. Nach ihres Gemahls Tode, 267, den sie verursacht haben soll, nahm sie den Titel Augusta an, vergrößerte das neu gestiftete Reich Palmyra, dem sie als Obervormünderin ihrer Söhne vorstand, bis sie endlich von Kaiser Aurelian mit Krieg überzogen, geschlagen und nach der Eroberung von Palmyra gefangen wurde. Sie zierte hierauf des Kaisers Triumph in Rom (273) u. erhielt von demselben einige Landgüter in der Gegend von Tibur, wodurch sie in Stand gesetzt wurde, ihren Töchtern eine vorzügliche Erziehung zu geben und sie an vornehme Römer zu verheirathen. Ihr Sohn Vaballath erhielt später ein kleines Fürstenthum in Armenien. Ihr Todesjahr ist unbekannt.

Zentner, s. Centner.

Zentner, Georg Friedrich, Freiherr von, k. bayerischer Staatsminister u. Reichsrath, geboren am 27. August 1752 zu Heppenheim von bürgerlichen Eltern, erhielt seinen ersten Unterricht von den Jesuiten in Mannheim und studirte sodann auf der Universität Heidelberg. Um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, brachte er anderthalb Jahre zu Metz und Nancy zu, ging hierauf nach Göttingen, practicirte eine kurze Zeit am Reichskammergerichte zu Wetzlar und ward 1777 zum Professor des Staatsrechts in Heidelberg ernannt. Ehe er sein Lehramt wirklich antrat, erhielt er von dem Kurfürsten Karl Theodor noch die Erlaubniß, zwei Jahre einer gelehrten Reise widmen zu dürfen. Er begab sich nun wiederholt nach Göttingen und dann nach Wien, um das Verfahren am Reichshofrathe kennen zu lernen. 1779 endlich eröffnete er zu Heidelberg seine Vorlesungen über das Staatsrecht, welche sich eines ausserordentlichen Andranges von Zuhörern zu erfreuen hatten. Schon früher wegen seiner tiefen publicistischen Kenntnisse in Staatsgeschäften zu Rathe gezogen, wurde er von dem Kurfürsten Maximilian Joseph bei dessen Regierungsantritte im Jahre 1799 sogleich nach München berufen und zum geheimen Rathe im Ministerialdepartement der geistlichen, und bald darauf auch der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. In dieser und der nächsten Zeit gingen von ihm merkwürdige Anordnungen aus, welche die Verbesserung des Unterrichtswesens in den Volks- und gelehrten Schulen und die Verbreitung der Cultur erzielten. Bei der Errichtung des Ministeriums des Innern im Jahre 1808 wurde Z. Vorstand der Studiensection, 1817 Staatsrath und Generaldirektor im Ministerium des Innern. Nach der Verkündigung der bayrischen Verfassungs-Urkunde im Jahre 1818, deren Bearbeitung und Zusammenstellung wesentlich dem Geiste und der Feder Z.'s angehörte, schmückte ihn sein König eigenhändig mit dem Großkreuz des Civilverdienstordens. 1819 ward er in den Freiherrnstand erhoben und zu dem Ministercongresse in Wien abgesendet, nach seiner Zurückkunft mit dem Titel eines Staatsministers zum Mitgliede des Ministerrathes ernannt und mit einem ansehnlichen Lehen in der Oberpfalz begabt, 1823 endlich zum lebenslänglichen Reichsrathe und zum wirklichen Staatsminister der Justiz erhoben. 1827 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und erhielt bei dieser Gelegenheit den Ludwigs- u. den St. Hubertusorden. Einige Jahre später fand er sich durch die wachsenden Beschwerden seines hohen Alters gemahnt, den Ruhestand zu erbitten, der ihm 1831 gewährt wurde. Am 20. Oktober 1835 setzte eine Entkräftung nach kurzem Krankenlager dem thatenreichen und vielbewegten Leben des ausgezeichneten Staatsmannes ein Ende. mD.

Zephanias, einer der zwölf kleinen Propheten des alten Testaments, Zeitgenosse des Jeremias und Ezechiel, in der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., wird gemeiniglich für einen Urenkel des Königs Hiskias gehalten. Er ist kein origineller Dichter, sondern bloßer Nachahmer und die Zeit hat nur zwei Volksreden von ihm erhalten, wovon die erste die beiden ersten und die zweite das dritte Kapitel seines prophetischen Buches ausmacht.

Zephirinus, Name zweier römischen Päpste: 1) der heilige Z. I., von Geburt ein Römer, folgte dem Papste Victor 202, in eben dem Jahre, in welchem Severus das Feuer der fünften Christenverfolgung anfachte, auf dem Stuhle des heiligen Petrus. Er war der Beschützer und Tröster der Gläubigen und seine Liebe fühlte tief die Leiden aller verfolgten Bekenner Jesu. Die Triumphe der Märtyrer erfüllten ihn zwar mit hoher Freude, sein Herz ward aber auch schwer verwundet durch den Fall der Abtrünnigen und Ketzer und seine Seelenbetrübniß über die Blindheit der letzteren hörte nicht auf, obgleich der Friede der Kirche Gottes wieder gegeben ward. Die vorzüglichsten Ketzerhäupter, die damals ihre Irrthümer ausstreueten, waren: Marcion, Praxeas, Valentin und die Montanisten. Z. errang, nach dem Berichte des heiligen Optatus, über Alle den Sieg. Nichts betrübte ihn aber mehr, als Tertullian's Fall, den man zum Theile dessen Stolze und zum Theile dem Proculus zuschreibt. Dieser war ein beredter Montanist, dessen übertriebener Lobredner Tertullian wurde, nachdem er zu dessen Sekte übergetreten war. Proculus ward dennoch zu Rom in einer Unterredung mit Cajus, einem gelehrten Priester der römischen Kirche, den Z. später zum Regionar-Bischofe machte, widerlegt. Eusebius, der heil. Hieronymus und Photius ertheilen dem Gespräche des Cajus und Proculus, das nicht auf uns gekommen ist, große Lobsprüche. — Nebst dieser Widerlegung der montanistischen Irrlehre schrieb Cajus auch gegen Artemon, der lehrte, daß Jesus Christus ein bloßer Mensch sei. Aus einem der anderen gelehrten Werke dieses Priesters aber hat auch Eusebius seine Erzählung von des Natalis Buße genommen. Natalis lebte zu Rom und hatte verschiedene Martern für den Glauben erduldet, nachher aber ließ er sich verführen von Asklepiodot und Theodot dem Wechsler, beide Schüler des Gerbers Theodot, welchen der Papst Victor seiner Irrlehre wegen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte. Dieser Irrthum verbreitete dieselbe Ketzerei, wie Ebion, lehrend, Christus sei blos ein Mensch. Die zwei Ketzerhäupter stellten Natalis zum Bischofe ihrer Sekte auf und machten sich anheischig, ihm ein monatliches Einkommen zu verabreichen. Gott aber erbarmte sich dessen, der seinen Namen bekannt hatte und warnte ihn durch mehre Gesichte, die Partei der Ketzer zu verlassen. Den Mahnungen von Oben folgend, warf er sich, in Thränen zerfließend und mit einem Bußkleide angethan, vor Z.s Füße, bat auch kniefällig die rechtgläubige Gemeinde um Verzeihung und gab solche Merkmale der Reue, daß Alle innigst gerührt wurden. Z. nahm ihn aber nur mit vieler Mühe in die Kirchengemeinschaft auf, obgleich er auf das Dringendste um diese Gnade flehte und die Striemen der, wegen seiner Hartnäckigkeit im Irrthume von einem Engel erhaltenen, Züchtigung vorzeigte. Endlich ward er, des ausserordentlichen Schmerzes wegen, den er über seinen Fehler an den Tag legte, auch noch von den Kirchenstrafen freigesprochen, die damals sehr langwierig und strenge waren. Eusebius meldet, daß der heilige Z. einen so kraftvollen Eifer gegen die Gotteslästerungen der Ketzer, der Verführer des Natalis, bewies, daß diese ihn auf die empörendste Weise verfolgten. Es gereichte ihm aber zur größten Ehre, sich den Hauptvertheidiger der Gottheit Jesu nennen zu hören und als solcher für Jesus zu leiden. Dieser treue Oberhirt starb im Jahre 219, nachdem er 17 Jahre der Kirche Gottes vorgestanden hatte und wurde am 26. August auf dem Calixtinischen Kirchhofe beerdigt. Den Namen Märtyrer, den ihm einige Martyrologisten beilegen, erwarb er sich durch die Leiden, denen er während der Verfolgung ausgesetzt war. Ueber seine Todesart weiß man nichts ganz Zuverlässiges. Jahrtag

26. August. — 2) Z. II., auch Severinus, ein Römer, wurde im Jahre 640 erwählt und regierte die Kirche zwar nur wenige Tage über zwei Monate, hat sich aber während dieser kurzen Zeit durch seine glänzenden Tugenden, seine ausserordentliche Leutseligkeit und seine Liebe gegen die Armen die allgemeinste Hochschätzung erworben. Der um diese Zeit regierende Kaiser Heraklius, welcher sich durch Wiedereroberung des heiligen Kreuzes sehr verdient gemacht hatte, wurde ein Störer der kirchlichen Ruhe durch seine Verordnung, Ecthesis, d. i. „Auslegung" genannt, wodurch er verbot, von der damaligen Streitfrage von einem oder zwei Willen in Christo zu reden. Auch Z. sollte dieselbe unterschreiben, allein er ließ sich nicht dazu bewegen. Diese Ecthesis wurde mit ihrem Urheber vom Papste Johannes IV. verdammt, worauf Heraklius dieselbe nicht als die seinige erkannte und sie einem Andern zuschrieb. Der Papst mußte, eben weil er die Ecthesis nicht annahm, die Plünderung der Kirche im Lateran erfahren. In jenen Zeiten war es Sitte, daß man die Schätze in den Kirchen verwahrte. Mauritius, welcher das ansehnliche Amt eines Chartularius oder Archivars am kaiserlichen Hofe verwaltete, späterhin aber einen Aufruhr erregte und dafür die verdiente Strafe empfing, veranlaßte diese Plünderung und der Kaiser Heraklius bekam auch seinen Antheil davon. Der Papst Z. starb bald darauf, wahrscheinlich aus Gram.

Zephyros, in der griechischen Mythologie der personifizirte Westwind, Sohn des Astraios und der Aurora, war an dem Thurme der Winde in Athen nebst den sieben anderen Hauptwinden abgebildet, unterschied sich jedoch auffallend von ihnen dadurch, daß er ganz unbekleidet, nur mit einem Mantel leicht drappirt, erschien, weil er der wärmste Wind war. In dem Schoße des Mantels trug er eine Menge Blumen. Auf seinen Hauch belebte sich die ganze Natur. Es scheint übrigens, als müsse die Lage des Landes seine Beschaffenheit modifizirt haben, da er bei Homer rauh und unfreundlich genannt wird. Z. liebte den schönen Hyakinthos, ward aber von Apollo verdrängt, daher er, als beide Freunde sich im Diskuswerfen übten, dem erstern die Scheibe an den Kopf trieb, woran derselbe starb. Seine Geliebte war Chloris (Flora), die Göttin der Blumen, welche er, wie Boreas die Orithyia, entführt hatte.

Zerbst, die größte Stadt im Herzogthume Anhalt-Dessau, an der Ruthe, hat ein schönes Schloß vor der Stadt, eine in herrlichem gothischem Style erbaute Kirche, ein Gymnasium im ehemaligen Franziskaner-Kloster, ein Waisenhaus, Hospital, Zwangsarbeitshaus &c. Die Stadt ist Sitz des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes für die anhalt'schen und schwarzburg'schen Lande u. war früher Residenz einer eigenen Linie des anhalt'schen Fürstenhauses. Die Einwohner, 9500 an der Zahl, fabriziren Gold- und Silberdressen, Fayence und Velpel und treiben ansehnlichen Acker- und Gartenbau. In der Nähe das Lustschloß Friederikenberg.

Zerrenner, 1) Heinrich Gottlieb, ein namhafter Volksschriftsteller und protestantischer Kanzelredner, geboren 1750 zu Wenigerode, studirte zu Halle Theologie, ward Lehrer zu Klosterbergen, Pfarrer zu Bayendorf, Superintendent zu Derenburg und starb 1811 als General-Superintendent, Consistorial- und Schulrath zu Halberstadt. Seine ächt-populären, klaren Schriften haben zur Hebung der Volksbildung viel beigetragen, besonders sein „Deutscher Schulfreund" (46 Bde. 1791—1811 zugleich mit dem „Neuen deutsch. Schulfr."), „Volksbuch" (2 Thle. 1787), „Schulbibel" (1799) u. s. w. Ausserdem die trefflichen „Predigten" 2 Samml. (1779—81), „Natur- und Ackerpredigten" (1783), „Christliche Volksreden" (1785) u. s. w. — 2) Z., Karl Christoph Gottlieb, Sohn des Vorigen und ebenfalls ein achtbarer Pädagog, geboren 1780 zu Bayendorf bei Magdeburg, studirte zu Halle Theologie und ward Lehrer an der Klosterschule, Prediger, Consistorial- und Schulrath zu Magdeburg und ist jetzt Direktor des Schullehrerseminars daselbst, Schulinspektor u. s. w. Er setzte den Schulfreund seines Vaters fort, 47 bis 60. Bd. (1812—24), ist Herausgeber

des Jahrbuches für das Volksschulwesen (1825 u. ff.) und schrieb „Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen“ (4 Thle. 1803 f.), „Denkübungen“ (1812), „Taschenbuch für tägliche Erbauung“ (1812), „Methodenbuch für Volksschullehrer“ (1813 u. öfter), „Grundsätze der Schulerziehung“ (1827) u. s. w.

Zesen, auch **Cäsius** genannt, **Philipp von**, ein sehr fruchtbarer Dichter, geboren 1619 zu Prirau, einem sächsischen Dorfe, studirte zu Halle, Wittenberg und Leipzig Philologie und beschäftigte sich viel mit Poesie. Er lebte ohne bestimmtes Amt, am längsten in Hamburg, wo er, zugleich Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, die deutschgesinnte Genossenschaft (Rosenorden) stiftete. Sein Hauptbestreben ging auf Reinigung der deutschen Sprache von fremden Wörtern, überflüssigen Buchstaben u. dgl. und so bildete er seine eigene Orthographie. Doch war er so bekannt geworden, daß er Rath, kaiserlicher Pfalzgraf und geadelt wurde. Er starb in Hamburg 1689. Seine vielen Werke, kritisch, moralisch, poetisch, satyrisch u. s. w., sind voll Sonderbarkeiten, theils ein mattes Reimgeklingel, theils phantastisch, theils süßlich tändelnd; doch ist seine Kritik und seine Erfindungskraft nicht gering: „Hochdeutscher Helikon“, 3 Thle., 4. Aufl. 1656; „Rosenmond“ 1651; „Frühlingslust“, 1692; „Dichterischer Rosengebüsche Vorschmack“, 1642; Dichterische Jugend- und Liebesflammen“, 1651; „Gekreuzigte Liebesflammen“, 1653; „Reisebilder“, 1677; „Prirau, oder Lob des Vaterlandes“, 1680; „Ibrahim's und Isabellens Wundergeschichte“, 4 Thle., 2. Aufl. 1665; „Afrikanische Sophonisbe“, 3 Thl., 2. Aufl. 1647 u. s. w.

Zetergeschrei hieß früher das Geschrei, welches man erhob, sobald ein Verbrecher auf frischer That ertappt wurde, theils um Hilfe, theils um Zeugen herbeizurufen. Die dreimalige Wiederholung des Wortes „Zeter“! kam dann beim hochnothpeinlichen Halsgerichte nach Verurtheilung des Verbrechers vor, auch während er vor den Richter geführt wurde.

Zetter, **Gustav**, pseudonym **Friedr. Otte**, ein lyrischer Dichter, geboren 1815, lebt zu Mühlhausen im Elsaß, wo er, wie die Gebrüder **Stöber**, bemüht ist, deutsche Literatur und Philosophie zu fördern. Seine Gedichte, unter denen sich viele gelungene Bearbeitungen von schweizerischen und elsässischen Sagen befinden, haben eine schöne Sprache und Form und zeugen von lebendiger Phantasie. „Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden“, 1841, zweite Sammlung 1842; „Elsässische Neujahrsblätter“, 1843 f. mit August Stöber.

Zeuge (testis), heißt im Gerichtsverfahren diejenige Person, welche eine Handlung oder Begebenheit mit den äußeren Sinnen wahrgenommen hat. Die Angabe dieser Wahrnehmungen des Z., sein Zeugniß, ist ein hauptsächliches Mittel, um Thatsachen vor Gericht zu beweisen. Ein Z., dessen Zeugniß bei einer gerichtlichen Entscheidung gelten soll, muß 1) persönlich **fähig** seyn, die wahre Beschaffenheit einer Begebenheit mit eigenem Sinne zu erkennen und treu und vollständig mitzutheilen (testis habilis); Geistes- und Sinneskranken gebricht diese Fähigkeit. Es darf dem Z. 2) nicht an dem guten **Willen** fehlen, die Wahrheit mitzutheilen (testis non suspectus). Verdächtig in dieser Beziehung sind Personen anrüchigen Lebenswandels (Verbrecher, Meineidige ꝛc.); solche, die mit einer Partei oder einem angeklagten Freund, oder Feind, oder verwandt sind, die von ihrer Aussage Vortheil oder Nachtheil zu erwarten haben, die in ihrer Aussage sich widersprechen oder Lügen begehen u. s. w. Der Zeuge muß 3) seine Aussage **vor Gericht abgelegt u. beschworen** haben. Einen Z.n, dem in keiner dieser Rücksichten ein Zweifel entgegensteht, nennt man einen völlig glaubwürdigen oder classischen Z.n. Die übereinstimmende Aussage wenigstens zweier classischen Z.n liefern völligen Beweis vor Gericht. Widersprüche in der Aussage mehrer, obschon im Uebrigen tüchtiger, Z.n heben nach den Umständen deren Glaubwürdigkeit auf, oder mindern sie doch.

Zeughaus, s. **Arsenal**.

Zeugma (wörtlich: Zusammenjochung, Verbindung) ist eine rhetorische Figur, wodurch *zwei Subjekte* mit **einem** Prädikate so verbunden werden, daß das letztere

grammatisch nur zu dem einen von beiden paßt, zu dem zweiten aber ein anderes, mit jenem verwandtes, Prädikat supplirt werden muß, z. B. „der Mensch genießt in seinem Leben vielfaches Vergnügen aber auch vielfachen Schmerz", wo das Zeitwort „Genießen" eigentlich nur zum erstern paßt, zu „Schmerz" aber aus dem Zusammenhange ein anderes Zeitwort, wie etwa „empfinden" supplirt werden muß.

Zeugung ist im engern Sinne diejenige Akt der Geschlechtsthätigkeit, durch welchen, in Folge männlicher und weiblicher Zusammenwirkung, der Keim zu einem neuen gleichartigen Individuum gelegt wird. Vgl. den Art. Befruchtung. — Im weitern Sinne nennt man Z. die Entstehung von Individuen ohne geschlechtliche Einwirkung aus vorhandenem Stoffe, wobei das Zusammentreffen gewisser Natürlichkeiten gewissermaßen das männliche Prinzip vorstellt; z. B. die Erzeugung von Schimmel, Infusorien, Zoophyten, Eingeweidewürmern ꝛc. Auf dieser, im Ganzen seltenen, Erscheinung beruht Oken's Hypothese von einem Urschleim, welchem mit Hülfe der Wärme alle organischen Geschöpfe entschlüpft seyn sollen.

Zeune, Joh. August, ein ausgezeichneter Blindenlehrer, Geograph und Sprachforscher, Sohn des im Jahre 1788 gestorbenen Philologen Joh. Karl Z., geboren zu Wittenberg 1778, war 1803—5 Lehrer am grauen Kloster zu Berlin, 1807 Direktor der Blindenanstalt, 1810 zugleich Professor der Geographie an der Universität. Er errichtete 1814 mit Wolke und Krause die Gesellschaft für deutsche Sprache, 1828 die für Erdkunde. Wir nennen von seinen gründlichen Schriften: „Belisar, über den Unterricht der Blinden", n. A. Berlin 1838; „Allgemeine naturgemäßige Erdkunde", 2 Bde., 2. Aufl., Gera 1833; „Die 3 Stufen der Erdkunde", 1844; „Niebelungen Noth und Klage", 2. Aufl., 1836.

Zeus, s. Jupiter.

Zeuxis, der erste und einer der berühmtesten Maler der ionischen Schule, um 400 v. Chr., gebürtig aus Heraklea, ein Schüler des Atheners Apollodoros, dessen Eifersucht er später erregte, zeichnete sich durch ein zartes Colorit, bessere Vertheilung von Licht und Schatten und weiche Modellirung, so wie durch treue Nachahmung der Natur aus. Er gelangte zu großem Ruhme und seine Gemälde zu so hohen Preisen, daß er sie zuletzt verschenkte, weil sie nach seiner Aussage nicht zu bezahlen seien. Als er in einem künstlerischen Wettstreite Weintrauben so täuschend malte, daß die Vögel auf sie zuflogen, sein Nebenbuhler Parrhasios aber einen Vorhang mit solcher Wahrheit, daß Z. bat, denselben hinwegzuziehen, mußte er sich für überwunden bekennen, „weil er nur Vögel, jener aber Menschen durch die Kunst zu täuschen gewußt habe." Er soll über einer von ihm gemalten häßlichen Hekuba vor Lachen gestorben seyn. Am besten gelang ihm die Darstellung zarter weiblicher Anmuth. Am berühmtesten waren: seine Penelope, seine Helena, für deren Darstellung die Krotoniaten ihm 5 der schönsten Jungfrauen ihrer Stadt zu Modellen gaben, seine von Lucian geschilderte Centaurenfamilie, sein Jupiter, von den Göttern umgeben ꝛc.

Zezschwitz, Johann Adolph von, königlich sächsischer Staatsminister u. Generallieutenant, geboren zu Taubenheim in der Oberlausitz 1779, trat nach sorgfältiger Vorbildung 1797 in das sächsische Karabinier-Regiment ein, beendigte später seine schon früher begonnenen Studien auf der Universität Leipzig, wurde nach der Schlacht von Jena mit einem Berichte des commandirenden Generals an den König Friedrich August gesandt, 1807 zum Premierlieutenant und Adjutanten befördert und bei der, 1809 stattgefundenen, Mobilmachung der Armee als Sous-Chef des Generalstabes der zweiten Division des damaligen siebenten, von Bernadotte befehligten, Armeecorps angestellt. Sein militärischer Ueberblick gewann ihm die besondere Zuneigung des erwähnten Corpscommandanten. Nach dem Gefechte bei Linz ward er zum Hauptmann des Generalstabs befördert und von Napoleon wegen einer veränderten Organisation der Armee an den König nach Frankfurt gesendet. Im August desselben Jahres avancirte er zum Major

und ward bei der, 1810 erfolgten, neuen Organisation der sächsischen Armee als Chef des Generalstabes der von Gutschmidt befehligten Cavaleriedivision angestellt. Seine Beförderung zum Obristlieutenant erfolgte im Februar 1812. Beim Beginne der Campagne 1812 ward ihm die Funktion eines Chefs des Generalstabes der zweiten Division des siebenten Armeecorps übertragen, er unterm 6. Juli desselben Jahres aber schon zum Obersten avancirt und zum Commandeur des damaligen Uhlanenregiments Prinz Clemens ernannt. Mit diesem ward er der, zur Vertheidigung von Kobryn befehligten, Infanteriebrigade von Klengel beigegeben und theilte in dem ungleichen Kampfe, den die ungefähr 2500 Mann sächsischer Truppen gegen das ganze Tormassow'sche Corps, von dem allein mehr als 12,000 Mann in's Gefecht gebracht wurden, zu bestehen hatten, das unglückliche Loos der Gefangenschaft nach einer zehnstündigen tapfern Gegenwehr. Mit dem gefangenen Corps nach Kiew abgeführt, verdankte man seinem Einflusse bei den russischen Behörden die Errichtung eines sächsischen Hospitals für die vielen Blessirten und Kranken und daß eine derartige Dienstordnung in der gefangenen Brigade erhalten ward, wie sie nur selten in Kriegsgefangenschaft vorkommen wird. Nach dem Wiedereintreffen aus Rußland ward Z. als Adjutant bei dem, das dritte deutsche Armeecorps befehligenden, Herzog von Weimar angestellt. In dieser Funktion wohnte er dem Feldzuge 1814 in den Niederlanden bei und begleitete genannten Fürsten nach hergestelltem Frieden auf einer Reise nach Paris u. London. Dem Feldzuge 1815 wohnte Z. abermals als Stabsoffizier du jour des dritten deutschen Armeecorps bei, wurde bei der, nach der Landestheilung stattgefundenen, neuen Formirung des königlich sächsischen Corps unter den Befehlen des Generallieutenants von Le Coq als Chef des Generalstabes angestellt und leistete auch in dieser ihm gewordenen Anstellung die wesentlichsten Dienste. Bei dem, 1816 aufgestellten, sächsischen Corps der Occupationsarmee in Frankreich ward er als Chef des Generalstabes dem diese Truppen befehligenden Generallieutenant von Gablenz beigegeben, im Juli 1817 aber zum Generalmajor befördert. Nachdem 1818 dieses Corps nach Sachsen zurückgekehrt war, erhielt Z. die ehrenvolle Stellung als Bevollmächtigter bei der Militärcommission des deutschen Bundes zu Frankfurt. 1821 ward er von dieser Mission abberufen, da er von dem Könige zum wirklichen geheimen Rath und Präsidenten der Kriegsverwaltungskammer ernannt ward. Als solcher begründete er das in Struppen bestehende Erziehungsinstitut für Soldatenknaben, welches sich noch jetzt eines ausgezeichneten Rufes zu erfreuen hat. 1830 ward er zum Conferenzminister und 1831, bei der neuen Einrichtung der Verwaltung, zum Staats- u. Kriegsminister unter Beförderung zum Generallieutenant ernannt. Ausgerüstet mit seltenen Gaben des Geistes und des Gemüthes, beseelt von einer innigen Liebe für König und Vaterland, fand Z. in der ihm nun geöffneten Laufbahn ein weites Feld der Thätigkeit. Recht und Gerechtigkeit zu üben war sein stetes Streben. Auch in den Kammersitzungen von 1833—37 gab er glänzende Beweise seiner parlamentarischen Fähigkeiten und das Gesetz über die Militärpensionen ist vorzüglich sein Werk. 1838 unterlag indeß sein sonst kräftiger Körper seinen geistigen Anstrengungen. Auf einer Reise durch die deutschen Staaten, welche zum Theil militärischen Zwecken, zum Theil aber auch der Wiederherstellung seiner schon schwankend gewordenen Gesundheit gewidmet war, verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand und er kehrte krank nach Sachsen zurück. Eine späterhin unternommene Badekur in Gastein war ebenfalls nicht im Stande, seine gesunkenen geistigen Kräfte wieder in dem Maße zu heben, daß er seinen Posten als Kriegsminister fernerhin hätte behalten können. Er resignirte deßhalb und der König belohnte unterm 5. Sept. 1839 seine treuen, ausgezeichneten Dienste mit der Uebertragung des Commando's der Festung Königstein, welches er bis wenige Tage vor seinem Tode fortführte. Auch in dieser Stellung bewahrte er sich nicht nur die Liebe der Armee, sondern erwarb sich auch die Verehrung und Achtung aller Stände

der Umgegend, so daß seine feierliche Beerdigung (er starb am 2. Mai 1845) das sprechendste Zeugniß hiefür ablegte.

Zibeth (Zibethum) ist eine fettähnliche Substanz, die bei dem Geschlecht der Z.-Katzen in gewissen Drüsen abgesondert wird, welche sich in einer Spalte zwischen dem After und den Geschlechtstheilen befinden. Er kommt meistentheils entweder von der afrikanischen Z.-Katze (Viverra Civetta, Schreber), die im mittlern Afrika lebt, oder von der asiatischen (Viverra Zibetha, Schreber), welche in Ostindien, Siam und auf den Molukken einheimisch ist. Der Z. ist Anfangs weißlich, wird durch's Alter gelblich und zuletzt bräunlich; er ist fettig, salbenartig, Geruch stark, eigenthümlich, moschusähnlich, Geschmack bitterlich, widerlich. Durch Erwärmung wird er flüssig, bei stärkerer Erhitzung verbrennt er mit heller Flammen. In kaltem Alkohol und Aether ist er wenig löslich. Wegen seines hohen Preises wird er manchmal mit anderen Substanzen, als: Honig, Rindsgalle, wohlriechenden Harzen und Oelen, vermischt oder aus dergleichen Stoffen und Moschus nachgekünstelt. Als Arzneimittel ist er jetzt außer Gebrauch; nur zu Witterungen für Marder, Füchse, Fischottern u. s. w. wird er noch benützt.

Ziege (Capra), Gattung aus der Familie der Wiederkäuer; die Hörner sind nach oben u. hinten gerichtet, das Kinn bärtig, Gesicht ausgehöhlt, der Schwanz kurz. Arten: die wilde Z. (C. aegagrus), von welcher die Haus-Z. (C. hircus) stammt, letztere mit feinem, kurzem Haar und scharfkantigen zwei oder vier Hörnern, die nicht selten ganz fehlen. Das Weibchen hat einen schmälern Hals, längern Leib und kürzere, weniger gebogene Hörner, als der Bock. Sie fressen Laub, Gras, Kraut, junge Zweige, Moos 2c. Fast über die ganze Erde verbreitet, gedeihen sie vorzugsweise in den nicht zu rauhen Gebirgsgegenden, wo sie in Heerden geweidet werden. Aus der für Brustleidende wohlthätigen Milch wird trefflicher Käse bereitet; außerdem benützt man das Fleisch, den Talg, die Haare und die Hörner. Abarten der wilden Z. sind: die ungehörnte in Spanien, die tibetanische (Kaschmir-Z.), die Angora-, Guinea-, Nepaul-, Jamaica-Z. u. a.

Ziegel gibt es zweierlei: Mauer-Z., auch Backsteine genannt, welche zum Bau von Häusern, Oefen, Heerden u. s. w., sowie zum Pflastern von Fußböden verwendet werden, und Dach-Z., welche zum Decken der Dächer dienen u. von welchen letzteren man flache und hohle hat. Man verfertigt die Z. in den Z.-Brennereien oder Z.-Hütten aus einem Gemenge von kalkfreiem Thon u. Sand. Der Thon zu den Z.n darf mit Säuren nicht aufbrausen, weil dies sonst ein Zeichen von Kalk seyn würde, auch darf er keine kleinen Kiesel enthalten; beim Austrocknen darf er nicht zu stark schwinden, er muß sich gut zusammenballen u. leicht in jede beliebige Form sich bringen lassen, was er desto besser thut, je fetter oder zäher er ist. Damit aber ein fetter Thon sich in der Hitze nicht merklich zusammenziehe, wodurch er sonst Risse erhalten würde, so vermischt man ihn mit Sand. Es ist ein gutes Zeichen, wenn der Z. sich steinhart und roth oder röthlich oder gelb brennt, welche Farben von einem Eisengehalt des Thons herrühren. In Gruben, sogenannten Sümpfen, erweicht man den Thon durch Wasser und dann vermengt man ihn auf einer eigenen Trettplatte durch Tretten (auch wohl vermöge Thonmühlen mit Schlägeln) mit dem Sande, wobei man ihm zugleich die zum Formen geeignetste, teigartige Consistenz gibt, durch welche er zu Z.-Gut wird. Die Form zu den gewöhnlichen Mauer-Z.n ist ein viereckiger, hölzerner oder eiserner Rahmen, dessen innerer Raum (des Schwindens beim Brennen wegen) ½ Zoll größer ist, als der Stein werden soll. Auf ein glattes, mit Wasser befeuchtetes Brett gelegt, wird mit den Händen so viel Z.-Gut hineingeknetet, daß sie und alle ihre Ecken damit ausgefüllt werden. Mit einem glatten Streichbrette streicht man darüber hin. So bildet sich die untere Fläche des Thons auf dem Brette, die Seitenflächen an dem Rahmen, die obere Fläche durch das Streichbrett. Nimmt man den Rahmen ab, so bleibt der Z. auf dem Brette liegen. Durch Wasser und Bestreuen mit Sand ver-

hütet man das Ankleben. Mit den flachen Dach-Z.n macht man es ebenso, nur hat da die eine Seite des Rahmens eine Abrundung und das Brett in der Nähe dieser Abrundung eine Lücke oder Vertiefung, in die man für die Nase des Z.s (womit er auf die Latte des Daches gehängt wird), von dem Gute hineinknetet. Für hohle Z. muß die Unterlage erhaben seyn, von der Gestalt u. Größe der Höhlung. — Um, was vorzüglich da, wo die Z. zu Bauten gebraucht werden, wünschenswerth ist, in kurzer Zeit eine Menge derselben zu erhalten, hat man eine eigene Z.-Bildungs-Maschine erfunden, wovon es verschiedene Constructionen gibt. Die auf irgend eine Art gebildeten Z. werden in der Trockenscheuer auf repositorienartigen Bretterschichten, auf welche man sie zu Tausenden stellt, getrocknet, so daß man, ehe sie in den Ofen kommen, keine Feuchtigkeit mehr an ihnen wahrnimmt. Die Größe und Gestalt der Oefen in den Z.-Hütten ist verschieden. Die Größe kann so seyn, daß sich darin 20,000, 30,000, 50,000 und mehr Z. auf einmal brennen lassen. Je größer sie sind, desto mehr Schür- und Feuerlöcher müssen sie begreiflich haben. Mit der größten Regelmäßigkeit muß man sie darin aufstellen, immer in horizontalen Schichten u. mit schrägen Zwischenräumen von ½ Zoll Weite. Die Gestalt ist gewöhnlich viereckig, weil da die Hitze nach oben zu mehr zusammengedrängt wird. Man kann mit Holz, oder mit Steinkohlen, oder mit Torf feuern. Zuerst macht man ein schwaches Feuer, ein Rauch- oder Schmauchfeuer, welches man ein paar Tage u. Nächte unterhält, bis der dicke, feuchte Rauch sich verloren hat; alsdann verstärkt man es ein paar Tage lange, was man Fall- oder Mittelfeuer nennt, wobei die Feuerlöcher noch offen bleiben. Nun erst folgt das Ganzfeuer, bei welchem die Feuerlöcher zugemauert und auch die Zuglöcher in der Ofenwand verschlossen werden, folglich das Feuer ersticken muß. Die aufsteigende Flamme ist dabei weiß, die Steine sind glühend und dabei gar geworden. Ist der Ofen nach drei bis fünf Tagen allmälig kalt geworden, so öffnet man ihn und nimmt die Z. heraus. Sorgfältig mußte der Z.-Brenner während des Brennens die Hitze durch Oeffnen und Schließen der Zuglöcher reguliren, um die Hitze an allen Stellen des Ofens möglichst gleich zu erhalten. Die Farbe der gebrannten Z. ist gewöhnlich vom Eisengehalt des Thons roth oder gelb; in manchen Hütten bekommt man auch graue, wenn nämlich der Thon Talkerde enthielt. Im Bruche sind gute Z., besonders Dach-Z., feinkörnig und beinahe glänzend; ein großes Gewicht dürfen sie nicht haben und, mit einem harten Körper daran geschlagen, müssen sie eine Art Klang von sich geben. Zuweilen glasirt man die Z. auch, grau oder gelb, oder grün, oder blau, wie es der Töpfer macht.

Ziegler. 1) Z. von Klipphausen, Heinrich Anselm, ein zu seiner Zeit berühmter Romandichter, geboren 1663 zu Radmeritz in der Oberlausitz, gebildet zu Görlitz und Frankfurt a. O., wo er die Rechte studirte und dann auf seinem Gute lebte und später in dem erkauften Liebertwolkwitz bei Leipzig. Hier starb er als Stiftsrath zu Wurzen, 1697. Er ahmte Hofmannswaldau nach, begabt mit reger Phantasie, huldigte aber auch dem falschen Geschmacke seiner Zeit in schwülstiger, bombastischer Sprache. So ist seine „Asiatische Banise", 1690, neue Ausgabe, Fortsetzung von J. G. Hamann, 2 Thle. 1764 und seine „Heldenliebe der Schrift, Altes und Neues Testament", 1691, neue Ausgabe von G. C. Lehms, 2 Thle. 1734—1737. Auch schrieb er eine Weltgeschichte „Historischer Schauplatz oder historisches Labyrinth der Zeit", 2 Bde., 1680 ff.; fortgesetzt von B. C. Sinold, 3 Bde. 1728—1731. — 2) Z., P. Ambrosius, Benediktiner von Kremsmünster, geboren 1684, gestorben 1727, lehrte an der Universität Salzburg mit großem Beifalle Philosophie, Moral und zuletzt Dogmatik. Ueber diese Fächer handeln auch die von ihm der Presse übergebenen gelehrten Arbeiten. Vgl. Ziegelbauer Hist. Ord. S. Benedicti p. 535. Histor. Universit. Salisb. p. 292. — 3) Z., Gregor Thomas, Doktor der Philosophie und Theologie, Bischof zu Linz, Commandeur des Verdienstordens der königlich bayerischen Krone, geboren zu Kirchheim in Schwaben 1770, trat nach

gehöriger Vorbereitung 1785 in das damals vorderösterreichische Benediktinerkloster Wiblingen bei Ulm, vollendete daselbst seine Studien, legte 1791 die feierlichen Ordensgelübde ab und empfing 1793 die Priesterweihe. Bis 1798 lehrte er an den Gymnasien seines Stiftes, zu Konstanz am Bodensee und zu Freiburg im Breisgau Poetik und griechische Sprache. Nach der Aufhebung seines Stiftes 1806 begab sich Z., einem Ruf als Professor der Theologie nach Württemberg ausschlagend, nach den österreichischen Staaten und erhielt eine Lehrstelle in Krakau. Nach der Abtretung von Westgalizien 1809 erhielt Z. die Professur der Kirchengeschichte zu Linz und erwarb sich daselbst durch seine Gelehrsamkeit und eifrigste Erfüllung seiner Amtspflichten allgemeine Achtung, in Folge dessen er als ordentlicher Professor der Dogmatik an die Wiener Universität berufen wurde. 1822 ernannte ihn Kaiser Franz zum Bischof von Tiniec in Galizien, 1827 erfolgte seine Ernennung zum Bischofe von Linz, als welcher er auch erster Prälat des ständischen Collegiums ist. Er schrieb: „Rede über die Einführung der erblichen Kaiserwürde Oesterreichs", Günsburg 1804; „Positiones et compendium theologiae moralis", Konstanz 1805; „Die gute Sache der deutschen Hierarchie bei Deutschlands Wiedergeburt", Augsburg 1815; „Die Feier der heil. Firmung in der katholischen Kirche", Wien 1817; „Oratio academica de rationalismo theologica et de credendi regula vera et una", ebd. 1818, deutsch, Freiburg 1821; „Das katholische Glaubensprinzip", ebd. 1823. Seine schätzbaren Schulschriften: Institutiones artis poeticae und die Geschichte des Hauses Habsburg kamen nicht in Druck, wurden jedoch in den Gymnasien zu Wiblingen, Konstanz und Freiburg als Lehrbücher gebraucht.

Ziethen, Hans Joachim von, königlich preußischer General der Cavallerie, berühmter Chef eines tapfern Husarenregimentes, Ritter höchster Orden, ward am 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau bei Ruppin geboren; schon in seinem 15. Jahre trat er (als Freikorporal eines Infanterieregimentes) in die Kriegsdienste seines Vaterlandes, die er jedoch, reizbarer und heftiger Gemüthsart, bald wieder verließ, da er bei einem Avancement übergangen wurde. In seinem 27. Jahre neuerdings in ein Dragonerregiment eingetreten, traf ihn in Folge der an den Commandanten seiner Schwadron von ihm erlassenen Herausforderung halbjährige Festungsstrafe und später, da nach seiner Rückkehr nun die Offiziere nicht mehr mit seinem Gegner dienen wollten und das Duell demnach gezwungen vor sich ging, seine Ankläger Festungsarrest und ihn Cassation. Der Verwendung mehrer Generale verdankte er dann im Jahre 1730 seine Aufnahme in ein neu errichtetes Leibhusarenregiment, mit dem er, 1731 zum Rittmeister befördert, nach vier Jahren (1735) den Feldzug gegen Frankreich mitmachte, aus welchem er 1736 als Major zurückkam. Während der folgenden Friedensjahre verheirathete er sich mit einem Fräulein v. Jurgas. Der 1740 erfolgte Tod seines damaligen Monarchen führte ihn nun schnell auf die Bahn des Ruhms. Dem Könige Friedrich II. diente er in den drei schlesischen Kriegen, nahm an allen Operationen Antheil und avancirte schon im Jahre 1741 zum Oberstlieutenant. Am folgenden Tage nach seiner Ernennung glückte es ihm, ein ganzes feindliches Cavallerieregiment gefangen zu nehmen, was seine sofortige Ernennung zum Obersten zur Folge hatte. Wenige Tage darauf gelang es ihm, einen Fehler seines Regimentschefs durch eigene Bravour wieder gut zu machen, Letzterer ward dafür an ein Garnisonregiment verwiesen, Z. aber erhielt das Husarenregiment. Der Zug nach Jägersdorf, die Schlacht bei Hohenfriedberg, das Gefecht bei Hennersdorf, waren glorreiche Tage für ihn. Der zweite schlesische Krieg, in dem er zum ersten Male verwundet ward, bewirkte ihm die Ernennung zum General. So glückliche Erfolge aber verfehlten nicht, Neid und Mißgunst gegen ihn aufzustacheln, und während Z. nach dem zu Dresden 1745 abgeschlossenen Frieden abwechselnd auf seinem Gute Wustrau u. in Berlin lebte, ward er von vielfachem Ungemach, der von seinen Gegnern endlich erschlichenen königlichen Ungnade und dem Tode seiner Gattin und des einzigen Sohnes heimgesucht. Dadurch gebeugt, forderte er

seinen Abschied vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Da bewirkte durch einen persönlichen Besuch Friedrich II. seine Umstimmung, Z. zog 1756 als Generallieutenant ins Feld und errang sich nun mit seinem Könige die Lorbeern des siebenjährigen Krieges und unsterblichen Ruhm. Seiner ausgezeichneten Bravour wegen erhielt er nach der Affaire bei Reichenbach den schwarzen Adlerorden. Bei Prag schlug er die österreichische Cavallerie, bald darauf den General Radasdy u. s. f. In der Schlacht bei Leuthen trug er zum vollständigen Siege das Meiste bei, deckte im folgenden Winter mit einem eigenen Corps Landshut und Braunau, im Sommer 1758 den Transport von 3000 Wagen von Troppau nach Ollmütz so gut, daß er, obgleich täglich angefallen, doch seine ungeheure Wagenlinie vertheidigte, bis ihn, der nur 5000 Mann bei sich hatte, Laudon mit 25,000 Mann angriff. Dennoch rettete er durch ausgezeichnete Bravour und trefflichste Dispositionen 300 der Proviant- und alle Geldwagen. Bei Liegnitz hielt er mit einem kleinen Corps, während Laudon vom Könige geschlagen wurde, das ganze Daun'sche Heer in Schach und erwarb sich dadurch den Rang eines Generals der Cavallerie; bei Torgau entriß er darauf Daun den schon errungenen Sieg. Die Kriegspläne Friedrich's fanden in Z.'s Tapferkeit und Klugheit stets die glücklichste Unterstützung, bis endlich der 1763 abgeschlossene Hubertsburger Frieden dem Blutvergießen ein Ende machte. Vom preußischen Volke gefeiert und bewundert, lohnte dem Helden auch des Auslandes auszeichnendste Anerkennung. Ihn, den Mann von altdeutscher Sitte, rechtschaffen und gottesfürchtig, ehrte besonders auch sein König in einer Weise, die noch heute im Munde des Volkes lebt. Bekannt sind die mehrfachen Auszeichnungen, mit denen Friedrich namentlich auch das Alter Z.'s hochehrte. Die Künstlerhand Chodowiecki's hat z. B. in einem meisterhaften Kupferstiche die Scene verewigt, bei welcher der König seinen greisen Feldherrn, als er einst auf das Schloß kam, die Parole abzuholen, vor allen Prinzen und Offizieren den königlichen Lehnstuhl einnehmen ließ. Als ein ander Mal der Greis an des Königs Tafel eingeschlummert war, winkte Friedrich seinen übrigen Gästen Stillschweigen zu, damit der, welcher so oft für sie gewacht, nicht im Schlafe gestört werde. — Z. hatte sich zum zweiten Male, mit einem Fräulein von Platen verheirathet, und der König übernahm bei dem ihm in dieser Ehe 1765 geborenen Sohne selber die Pathenstelle. Ein Greis von 80 Jahren, mußte er noch vom Könige mit Gewalt von der Theilnahme an der Campagne des bayerischen Erbfolgekrieges abgehalten werden. Von Z. wird allgemein anerkannt, daß er durch Gegenwart des Geistes, Schnelle im Entschlusse und persönliche Bravour den Mangel theoretischer Kenntnisse in der Kriegskunst vollkommen ersetzt habe. Der alte Held entschlief sanft, in seinem 87. Jahre, am 26. Januar 1786 zu Berlin. Schadow's Meisterhand ward die Ausführung einer Bildsäule Z.'s übertragen, und dies treffliche Werk im Jahre 1794 auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufgestellt.

Zigeuner, lat. Cingari, Czigani, Nubiani, Attingani der Griechen, Zigani der Ungarn, Bohémiens der Franzosen, Gitanos der Spanier, Spakaring der Schweden, Tartaren in Dänemark und Norwegen, Dschinganen in Syrien, Heiden bei dem gemeinen Volke in Deutschland, Egyptier u. Pharaonen bei einigen Gelehrten, sind ein unstät umherziehendes Volk, das man im westlichen Asien, in Nordafrika und in ganz Europa findet. Der Name Z. wird von einigen aus dem Deutschen abgeleitet und soll so viel heißen als Ziehteinher, nach anderen Zieh-Gauner, das wahrscheinlichste aber ist, daß der Name einen indischen Ursprung hat, denn am Ausflusse des Indus gibt es noch jetzt ein Volk, die Tschiganen, welche der englische Lieutenant Pottinger in Beludschistan auf der persischen Gränze traf und von denen er erzählt: „Sie sind eine Classe von Landstreichern ohne feste Wohnsitze. Sie sprechen eine besondere Mundart, jeder Trupp hat seinen eigenen König und sie sind wegen ihres Plünderns und Kinderstehlens berüchtigt. Ihre Lieblingsbelustigungen sind Trinken, Tanzen und Musik und jede Brüderschaft führt überall die dazu nöthigen In-

strumente mit sich herum, so wie sie auch ein halb Dutzend Bären und Affen stets bei sich haben, die zu allerlei possirlichen Künsten abgerichtet sind" rc. Die Beschreibung paßt ganz auf die europäischen Z. Grellmann behauptet, die Z. stammten von den Parias in Indien ab, seien bei dem Einzuge Tamerlan's 1408 aus dem nördlichen Hindostan vertrieben worden, und hätten sich eine Zeit lang in dem Lande der Zingaren aufgehalten, bevor sie nach Europa gekommen seien, wo er ihre Ankunft auf 1416 festsetzt. Bei Johannes von Müller finden wir über das erste Auftreten der Z. nach Beendigung des Concils von Constanz folgende Nachricht: *) „In derselben Zeit ..... erschien in den Landmarken der Stadt Zürich eine große Schaar unbekannter Nation, braun von Farbe, klein von Gestalt, in Kleidern gering, mit Päffen von der obersten geistlichen und weltlichen Macht. Michael hieß ihr Anführer, sie wurden Zigeuner genannt. An ihrer Sprache vermuthet man endlich, in der großen Erschütterung des oberen Ostindiens als Pir Mohammed Jehan Ghir, Timur's Enkel, das Haus der Sultane von Ghaur gestürzt, seien sie besonders aus dem Lande Multan in Asien hervor, nach Europa gekommen. Damals hielten sie christliche Sitte und wurden geduldet, als die Gold und Edelgesteine hatten. Aber von dem an zeigt sich fast in allen Ländern eine Z.-Gesellschaft, welche ihre Oberen, ihre Gesetze, ganz oder zum Theil selbstgeschaffene Sprache und gewisse, freilich eher morgenländische Künste hat, äusserst sinnreich in allen Erfindungen wider die eingeführten Eigenthumsrechte." Die meisten Geschichtschreiber setzen die Ankunft der Z. in Deutschland auf 1418. Von dieser Zeit an durchzogen sie in 2 Jahren ganz Deutschland und wendeten sich nachher auch nach Italien, Frankreich und Spanien. Der erste Haufen, welcher nach Deutschland kam, bestand aus 14,000 Menschen und war in verschiedene Haufen getheilt, deren einer hier, der andere dorthin zog. Sie hatten Pferde, Maulthiere und Esel bei sich und standen unter dem Befehl eines Königs, den die Chroniken „Herzog Michel von Aegyptenland", der bayerische Geschichtschreiber Aventinus (Thurmayer) aber Zindel oder Zaudadel, nennt. Die Angehörigen dieses Volksstammes gaben vor, Christen zu seyn, u. aus Kleinägypten zu kommen, deßhalb wurden sie in dem kaiserlichen Freibrief, den ihnen Kaiser Sigismund gab, „Aegyptier" genannt. Dieses wird bestätigt durch drei Grabschriften ihres Anführers, welche Martin Crusius in seinen Annales Sueviae anführt und die wir ihrer Merkwürdigkeit u. Seltenheit wegen hieher setzen, sie lauten: 1) „Als man zahlet nach Christi unsers Seligmachers Geburt 1445 auf St. Sebastiansabend ist gestorben der Hochgeborene Herr Panuel, Hertzog in Klein-Egypten und Herr zum Hirschhorn desselben Landes. 2) Anno Domini 1453 obiit nobilis Comes Petrus de minori Aegypto in die Philippi et Jacobi Apostolorum. 3) Anno 1498 auf Montag nach Urbani starb der Wohlgeborene Herr Johann Frei-Graf aus kleinen Egypten. Deß Seel Gott gnädig und barmherzig woll' seyn." Bemerkenswerth ist auch, wie die Z. ihren ersten Wanderungen in Deutschland einen religiösen Schein zu geben wußten, indem sie behaupteten, daß sie das Christenthum verläugnet und sieben Jahre lang das Heidenthum angenommen hätten, solche Sünden wollten sie durch eine siebenjährige Wallfahrt büßen, auch gaben sie vor, was J. v. Müller erzählt, daß sie aus Kleinägypten kämen, wo ihre Vorfahren Joseph und Maria mit dem göttlichen Kinde nicht aufgenommen hätten, weßhalb sie durch ihre Wanderschaft die Sünden der Vorfahren büßen müßten. Diese Angaben erregten anfänglich Mitleid für das Wandervolk u. man glaubte, sie würden nach Vollendung ihrer siebenjährigen Wallfahrt wieder heimkehren, was aber nicht geschah und wofür das listige Volk die Ausrede hatte, der Weg sei ihnen verlegt, so daß sie nicht in ihr Vaterland zurückkehren könnten. Seit 1500 schon ergingen fast in allen Ländern gegen die Z. wegen ihres liederlichen Umhertreibens, Stehlens und Betrügens strenge Befehle und in den Reichstags-

*) Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft VII. Theil.

abschieden zu Augsburg 1500, zu Speyer 1544, wie auch in der Frankfurter Polizeiordnung von 1577 wird ihrer gedacht und allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen bei den Pflichten, welche sie dem hl. römischen Reiche deutscher Nation schuldig seien, ernstlich geboten, den Z.n, nachdem man dieses Volk als Spione und Verräther, welche die christlichen Länder den Türken verrathen wollten, erkannt habe, weder Durchzug noch Aufenthalt in ihren Ländern zu gestatten. Indessen vermochten diese Verordnungen nicht, das gefährliche Gesindel ganz aus Deutschland zu vertreiben und wir finden, daß während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts in den einzelnen deutschen Staaten Befehle gegen den überhandnehmenden Unfug der Z. gegeben oder erneuert wurden. Dies geschah besonders in Oesterreich, Kursachsen, in den brandenburgischen Landen, Schwaben und Württemberg. In mehren Ländern wurde auch von Seiten des Staates Alles aufgeboten, um die Z. zum Christenthume zu bekehren, allein man gewann an ihnen meist nur schlechte Christen, die ihre Confession an jeder Landesgränze wechselten und ihre Kinder mehrmals taufen ließen, um die Pathengelder zu bekommen. Besonders in Oesterreich suchte man unter der Regierung der großen Maria Theresia die umherziehenden vom Betteln, Wahrsagen, Quacksalbern, Kesselflicken, den unredlichsten Erwerbszweigen und freien Künsten aller Art lebenden Fremdlinge an feste Wohnsitze zu fesseln, sie in Colonien anzusiedeln und zu civilisiren, weshalb sie auch nicht mehr Z., sondern Neubauern heißen sollten. Da diese Maßregeln ohne Erfolg blieben, so wurden 1773 geschärfte Verordnungen gegeben, besonders wurden den Z.n die Kinder, welche über 5 Jahre alt waren, mit Gewalt hinweggenommen und bei Landleuten gegen ein von der Regierung bezahltes Kostgeld untergebracht. Dessen ungeachtet aber blieb der größte Theil dieses Volkes noch bei seinen alten, rohen Sitten. — In Europa findet man heutzutage die Z. am zahlreichsten in der Türkei, in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau. In allen diesen Ländern stehen sie auf der niedrigsten Stufe geistiger Bildung; ihre Ehen werden auf die roheste Weise geschlossen, Blutsverwandtschaft ist ihnen bei Eingehung der Ehe kein Hinderniß, in Ungarn lassen sie sich von einem Z. trauen, der die Stelle des Priesters vertritt, nie aber heirathen sie aus ihrem Volksstamme heraus. Eigenthümlich ist die Vorliebe der Z. für Kinder, die so weit geht, daß sie sehr häufig, besonders in früheren Zeiten die Kinder christlicher Eltern stahlen und nach ihrer Weise erzogen. Bis ins zehnte Lebensjahr gehen die Kinder vollkommen nackt und werden schon früh an Stehlen, Betrügen und Müßiggang aller Art gewöhnt. Die Nahrung der herumziehenden Z. ist das Fleisch von gefallenem Vieh, von Hunden, Katzen u. s. w., von Gemüsen lieben sie besonders Zwiebeln und Knoblauch. Branntwein, Rauchen und Kauen des Tabaks sind ihre Lieblingsgenüsse. Die Gesichtsbildung des Z.s fällt auf den ersten Anblick auf, schwarze Augen, dunkelbraune Gesichtsfarbe, blendend weiße Zähne, geschmeidig und regelmäßig gebaute Gliedmassen zeichnen sie aus, ihr Blick ist wild und zurückstoßend, ihr Aeusseres im höchsten Grade vernachläßigt und schmutzig. Alle Z. besitzen viel Anlage zur Musik, und große Neigung zum Tanze, ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll, die Mimik sprechend. In Ungarn und Siebenbürgen treiben sie allerlei Gewerbe, sind Gastwirthe, Pferdeärzte, Schmiede, Roßhändler, auch beschäftigen sie sich mit Goldwaschen für die Regierung, in der Moldau und Wallachei sind sie häufig bei reichen Bojaren als Kutscher, Musiker, Köche und s. w. im Dienste. In beiden letztgenannten Ländern mögen die Z. 150,000 Köpfe betragen, die in 4 Classen eingetheilt werden: 1) Lingurary, Löffelarbeiter, die auch das Feld bebauen, 2) Ursary, Musiker, 3) Lagesch, Wahrsager und Diebe, 4) Burkasch, die niedrigste Classe, eine Art Parias, welche in Wäldern ihren Aufenthalt haben, und von Wurzeln, Gras und gefallenem Vieh leben. Der Haupterwerbszweig der Z. in den Donauländern sowohl, als anderwärts, ist aber das Wahrsagen, Handbesehen u. s. w., diese freie Kunst hat den Z.n einen gewissen geheimnißvollen Charakter verliehen, der besonders

bei den niederen Ständen Furcht vor dem Wandervolke einflößt. In dem vereinigten großbritannischen Königreiche gibt es über 10,000 Z., die ein Nomadenleben führen und mit Wahrsagen und Stehlen ihren Unterhalt sich erwerben. — Für Verbesserung ihrer Zustände hat sich in Southampton eine Gesellschaft gebildet (1827), die bereits viele Z. bewogen hat, feste Wohnsitze zu nehmen und ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen. In Deutschland werden die Z. immer seltener, viele derselben leben civilisirt in festen Wohnplätzen, z. B. im preußischen Herzogthum Westphalen, in den beiden, früher mainzischen, jetzt kurhessischen Dörfern Ungedanken und Rothhelmshausen bei Fritzlar. 1801 war in der Mark noch eine Z.-Bande, die sich das hohe Corps zum heil. Kreuze nannte, einen König hatte und Reichstage hielt. Sehr zahlreich (40,000) sind die Z. in Spanien, wo sie Gitanos genannt werden, meist in Andalusien wohnen, im Lande herumreisen, ein ärgerliches Leben führen, alle möglichen verdächtigen Gewerbe treiben, ihre eigene Sprache und besondere Zeichen haben und mit der Listigkeit gewandter Spitzbuben darauf ausgehen, ehrliche Leute zu betrügen oder zum Besten zu haben, eine Menschengattung, die als isolirt dastehend, längst nicht mehr ihr Wesen treiben durfte, aber bis jetzt noch überall geduldet wird. Ihre Spitzbubereien, ihre heimlichen Anschläge, ihre verliebten Intriguen, kurz alle jene ihrer Sitten würdigen Streiche, sind der Stoff für Lustspiele des spanischen Theaters (Saynetes und Tonadillas) geworden. Sie sind wie ein neuerer Reisender sagt: „die Schäfer der spanischen Bühne, freilich nicht so abgeschmackt, aber dafür auch nicht so unschuldig, wie die unsrigen.“ Früher war dort ihr Unwesen der öffentlichen Sicherheit gefährlich, deshalb suchten die Könige Carl III. und Carl IV. durch strenge Befehle die Z. an feste Wohnsitze und ein geordnetes Leben zu gewöhnen. Meist sind die spanischen Gitanos Roßkämme, Schenk- u. Gastwirthe, Trödler, Schmuggler ꝛc. Im Oriente bewahren die Z. ihre Sitten u. Gewohnheiten reiner, als in Europa, ziehen in Horden einher, die auf freiem Felde, in der Wüste, gleich den Beduinen, oder in der Nähe volkreicher, Gelegenheit zum Erwerb bietender Städte, sich aufhalten, meist verachtet und von den übrigen Menschen abgesondert sind. So sehen wir, daß der so viele Eigenthümlichkeiten bietende Charakter dieses Nomadenvolkes seinen Grundzügen nach unter allen Klimaten und den verschiedenartigsten Einflüssen ein und derselbe geblieben ist. Wanderlust, unstätes Leben und unehrlicher Erwerb des Lebensunterhaltes, Wahrsagerei und Geheimnißkrämerei, das ist das Wesen des Z.s, dessen orientalische Gesichtsbildung uns immer daran erinnert, daß er ein Fremdling sei, wenn wir gleich über seinen eigentlichen Ursprung noch nicht im Klaren sind. Was die Sprache der Z. betrifft, so kommen die meisten Wörter im Sanskrit, Malabarischen und Bengalischen vor, deuten also nach Indien, als Heimathland des Z.s hin, theils sind sie ein Gemengsel, aus den verschiedensten europäischen Sprachen entlehnt. Vgl. Grellmann, „Historischer Versuch über die Z.“, 2. Aufl., Göttingen 1787. C. Pfaff.

Zimmerl, Johann Michael, Edler von, k. k. niederösterreichischer Appellationsrath, war 1758 zu Ernstbrunn in Niederösterreich geboren, trat nach zurückgelegten Grammaticalclassen am dortigen Collegium Petrinorum 1767 in die Goldbergische Stiftung am Universitätsgymnasium zu Wien. Hier vollendete er die philosophischen Studien, begann auch die Theologie zu studiren, widmete sich aber bald ausschließend den Rechtswissenschaften. Nachdem er sich längere Zeit vergebens um eine Stelle als Rechtslehrer beworben hatte, erhielt er 1781 eine Auditorsstelle bei einem k. k. Infanterieregimente. Seine umfassenden Kenntnisse in den bürgerlichen und peinlichen Rechten, in den Militärrechten und in der Gerichtspraxis erwarben ihm 1790 das Dekret eines Stabsauditors. Wiederholte gefährliche Krankheitsfälle in dem ihm nicht zusagenden Clima des Banates, wo sein Standort war, bewogen Z. 1791 um eine Civilbedienstung anzusuchen und es wurde ihm in Rücksicht auf seine Geschäftskenntnisse und erprobte eifrige Verwendung die Stelle eines k. k. Rathes und Referenten bei dem nieder-

österreichischen Merkantil- und Wechselgerichte zu Theil. 1800 erhob ihn Kaiser Franz in Anerkennung seiner vieljährigen eifrigen Dienstleistung in den erbländischen Adelstand. 1802 wurde er Mitglied der Hofkommission in Gesetzsachen. 1803 erfolgte zwar seine Ernennung zum Appellationsrathe zu Venedig, welche Stelle Z. jedoch nicht antrat, sondern in seiner bisherigen Anstellung zu verbleiben ansuchte. 1809—16 war er ausschließlich zur Verfassung eines Gesetzbuches über das Handels- u. Wechselrecht verwendet, 1818 zum k. k. niederösterreichischen Appellationsrathe mit der Dienstleistung bei dem Merkantil- und Wechselgerichte in Wien ernannt und starb in dieser Eigenschaft den 5. Februar 1830. Im Drucke sind von ihm erschienen: Alphabetisches Handbuch zur Kenntniß der Handlungs- und Wechselgeschäfte, Wien 1798, 2. Aufl., 2 Bde., ebend. 1805; dessen dritter Band, ebendaselbst 1817; Grundriß der Lehre vom Wechselproteste, ebendaselbst 1800 (aus dem Lateinischen des Professors Gottlieb Hufeland in Jena); Handbuch für Richter, Advokaten und Justizbeamte in den k. k. österreichischen Erbstaaten, 2 Bde., ebendas. 1801, 8. Auflage, 3 Bde., 1830; Ueber das Vorrecht der Wechselbriefe in Concursfällen der Handelsleute, ebend. 1804; Beiträge zur Erläuterung des Wechselrechtes, ebendaselbst 1808; Vollständige Sammlung der Wechselgesetze aller Länder und Handelsplätze in Europa, 5 Bde., ebend. 1809—13; Anleitung zur Kenntniß des Wechselrechtes, ebendas. 1821.

Zimmermann. 1) Z. Johann Georg, Ritter von, berühmter Arzt und philosophischer Schriftsteller, geboren den 8. Dezember 1728 zu Brugg im Kanton Bern, Sohn eines Rathsherrn, kam 1742 auf die Akademie in Bern und 1747 auf die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Heilkunde widmete und 1751 zum Med. Dr. promovirt wurde. Nach einer Reise durch Holland und Frankreich kehrte er 1752 in sein Vaterland zurück und ließ sich als praktischer Arzt in Bern nieder; 1754 wurde er Stadtphysikus in seiner Vaterstadt Brugg. Nachdem Z. verschiedene Berufungen abgelehnt hatte, folgte er 1768 dem Rufe als erster Leibarzt des Königs von Großbritannien in Hannover. Schon hatte sich Z. durch seine Schriften bedeutenden Ruhm erworben, 1760 ward er Mitglied der Berliner Akademie und nachmals fast aller bekannten gelehrten Gesellschaften; mit Katharina II. von Rußland stand er in Briefwechsel; 1786 wurde er zu dem sterbenden Friedrich dem Großen nach Sanssouci berufen. — Leider war Z. hypchondrischer Stimmung und wich in seinen spätern Schriften von den in den frühern geäusserten Ansichten bedeutend ab, so daß er in vielfache Verdrießlichkeiten und Streitigkeiten verwickelt wurde, durch welche in Verbindung mit dem Verluste seiner Kinder ihm das Leben verbittert ward. Er starb den 7. Oktober 1795. — Z.'s wichtigste Schriften sind: „Ueber die Einsamkeit", Zürich 1755, umgearbeitet 4 Bde., Leipzig 1784—1785; „Vom Nationalstolze", Zürich 1758, neue Aufl. 1789; „Von der Ruhr unter dem Volke im Jahr 1765", Zürich 1767, 2. Aufl. 1787, franz. Paris 1775; „Von der Erfahrung in der Arzneikunst", Zürich 1763, 3. Aufl. 1831, franz. Paris 1774 und Montpellier 1818. Weniger Beifall fanden seine Schriften über Friedrich den Großen, unter denen die bedeutendste: „Fragmente über Friedrich den Großen", 3 Bde., Lpz. 1790. Vgl. „S. A. D. Tissot, Leben des Ritters v. Z.", Hannover 1797; „A. Rengger, J. G. Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz", Aarau 1830. K. Büchner. — 2) Z., Eberhard August Wilhelm, von, herzoglich braunschweigischer Etatsrath, geboren zu Uelzen im Cellischen den 17. August 1743, seit 1766 Professor der Mathematik u. Physik bei dem Collegium Carolinum zu Braunschweig, seit 1786 herzoglich braunschweigischer Hofrath; wurde 1796 in den Adelstand erhoben, erhielt 1801 den Charakter eines geheimen Etatsrathes, wurde 1815 Mitdirektor des Carolinums und starb in der Nacht zum 4. Juli 1815. Z. war ein entschiedener Feind der französischen Revolution, war viel gereist und seine Schriften, sowohl eigene, als Uebersetzungen, betrafen Geographie, Ethnographie, Anthropologie, Zoologie, Reisebeschreibung; die vorzüglichsten derselben

sind: Geographische Geschichte des Menschen u. der allgemein verbreiteten, vierfüssigen Thiere, 3 Bände, Leipzig 1778—83; Annalen der geographischen und statistischen Wissenschaften, 3 Bde., Braunschw. 1790—92; (mit P. J. Bruns) Repositorium für die neueste Geographie, Statistik und Geschichte, 3 Bände, Tübingen 1792—93; Statistisch-historisches Archiv, Leipzig 1795; Uebersicht Frankreichs seit Franz I. bis auf Ludwig XVI., nebst einer Uebersicht der Geschichte der Freistaaten von Nordamerika, Braunschweig 1800; Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18. Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde, 18 Bde., mit Kupfern und Karten, Leipzig 1802—18; Die Erde u. ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen, 2 Bde., ebend. 1810; Australien in Hinsicht der Erde-, Menschen- und Produktenkunde, Hamb. 1810; Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad, St. Crux und Portorico vom 30. September 1796 bis zum 7. Juni 1798, aus dem Französischen mit Anmerkungen, 2 Bände, Elberfeld und Leipzig 1811; Malte Brun's Abriß der allgemeinen Geographie, aus dem Französischen, Leipzig 1812, u. v. a. — 3) Z., Balthasar Friedrich Wilhelm, ein geschätzter lyrischer Dichter aus der neueren schwäbischen Schule, geboren zu Stuttgart am 2. Jan. 1807, studirte in dem protestantischen Vorbereitungs-Seminar in Blaubeuren Philologie, dann auf der Universität Tübingen Theologie, ward hierauf eine Zeit lang Pfarrgehülfe und lebte hierauf, seit 1832 verheirathet, bis 1840 als Literat in Stuttgart, in welchem Jahre er das Diakonat zu Dettingen bei Urach erhielt. In neuester Zeit war er Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Neben der Dichtkunst ist Z. auch als Historiker in mehren Schriften aufgetreten, jedoch hier ohne besondere Bedeutsamkeit. In seinen politischen Ansichten ist er ziemlich radikal. Von seinen Schriften führen wir an: Gedichte, 2. Ausgabe, Stuttgart 1839; Masaniello, Trauerspiel, das. 1833; Amors und Satyrs, das. 1832, 2 Bde.; Geschichte der Hohenstaufen, das. 1837, Fol., 2 Bde.; Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges, das. 1843, 3 Thle. u. v. a.

Zimmt oder **Kanehl** (Cinnamomum), die getrocknete innere Rinde des, auf der Insel Ceylon einheimischen, aber auch in vielen anderen Gegenden Asiens, auf mehren ost- und westindischen Inseln, in Brasilien, Guyana wachsenden Z.-Lorbeerbaumes (Laurus Cinnamomum), von welchem sowohl die Rinde, als auch das Laub und die Wurzel den Z.-Geschmack haben. Der beste Z. kommt von der Insel Ceylon, wo man mehre Sorten davon hat, von denen aber gewöhnlich nur zwei zu uns kommen, die sich durch rothe und schwarze Bezeichnung der Ballen unterscheiden, weßhalb man die erstere, als die beste, rothletterigen, die letztere schwarzletterigen nennt. Der Z. vom Stamme ist bedeutend geringer, dicker, breiter und flacher und von schärferem Geruch und Geschmack, als die feinere Sorte. Die kleineren Stücke werden meist an Ort und Stelle zur Destillation des ätherischen Z.-Oels benützt und kommen auch unter dem Namen Bruch-Z. in den Handel, sind aber immer von geringerem Gehalt, als der in ganzen Röhren. Früher war der Haupthandel mit Z. in den Händen der Holländer; jetzt kommt er hauptsächlich über England nach Europa.

Zimmtblüthen, Zimmtblumen oder Zimmtnägelein (Flores cassiae oder Flores cinnamomi), die unentwickelten Fruchtkelche des in China wachsenden, gewürzhaften Zimmtlorbeerbaums, welcher die Zimmtcassia liefert, fast von der Gestalt eines kleinen Nagels, mit rundlichem Kopfe von der Größe eines Pfefferkorns, der sich in eine dünne Spitze endigt. Die Farbe ist graubraun, Geruch und Geschmack fast ganz zimmtartig, doch etwas schärfer, beissender und weniger angenehm. Oft sind sie mit den weniger kräftigen Blüthenstielen gemischt. Durch Destillation erhält man daraus ebenfalls ein ätherisches Oel (Oleum florum cassiae), welches dünnflüssig, hellgelb von Farbe ist, im Wasser zu Boden fällt, dem ächten Zimmtöle in der Feinheit des Geruchs und Geschmacks nachsteht und oft zur Verfälschung des letztern benützt wird, da es viel wohlfeiler ist.

Zimmtcassia, Cassia, Zimmtsorte, englischer, französischer, indischer Zimmt (Cassia cinnamomea, häufig auch Cassia lignea genannt); unter diesem Namen werden gewöhnlich mehre gewürzhafte Rinden von zimmtartigem Geruch und Geschmack mit einander verwechselt: 1) Die eigentliche Z. (Cassia cinnamomea) ist die innere Rinde des in China und Cochinchina wachsenden gewürzhaften Zimmtlorberbaumes (Cinnamomum aromaticum), sie ist dicker als der ächte Zimmt, dunkel, zimmtbraun von Farbe, Geruch und Geschmack fast ganz, wie beim ceylonischen Zimmt, nur weniger fein; der Bruch ist faserig. Außer der Z. aus China und Cochinchina kommen noch besonders folgende drei geringere Sorten im Handel vor; über deren Abstammung man noch ungewiß ist: die aus Cayenne, ist heller von Farbe, gibt beim Kauen mehr Schleim und kommt wahrscheinlich von dem nach Cayenne verpflanzten Zimmtlorbeerbaum; die aus Brasilien, ebenfalls heller und von weniger Arom; die aus Sumatra, dunkler, von angenehm-zimmtartigem Geschmack und wahrscheinlich vom glänzenden Zimmtlorbeerbaume (C. nitidum) abstammend. — 2) Holzcassia, holzige Cassienrinde oder malabarischer Zimmt (Cassia lignea), die Rinde von den Zweigen des malabarischen Zimmtbaumes (Laurus cassia), welcher in Malabar auf mehren ostindischen Inseln wächst. Es sind ganz oder halbgerollte, oft auch etwas gewundene Röhren von ½ Zoll Breite und höchstens ½ Linie Dicke; Farbe dunkelbraun oder braunroth, auf stärkeren sitzt oft noch die Oberhaut von schmutzig graugrünlicher Farbe; Bruch glatt, zerspringt beim Brechen in mehre kurze Splitter, Geruch und Geschmack schwach zimmtartig; gibt, lange im Munde behalten, Schleim und liefert destillirt kein Oel. Zuweilen wird Z., aus welcher das Oel ausdestillirt worden ist, dafür ausgegeben. — 3) Mutterzimmt (Cortex malabathri) soll von zwei verschiedenen Bäumen abstammen: dem Tamala-Zimmtlorbeer (C. Tamala) aus Bengalen und dem weißblühenden Zimmtlorbeer (C. albiflorum) aus Neapel. Es sind halb, oft auch ganz gerollte, über ½ Zoll dicke Rinden von 1½ Fuß Länge, zimmtbraun, zuweilen schmutzig violett von Farbe, schwachem, zimmtartigen Geruch, der beim Stoßen stärker wird, und erst süßem, dann zimmtartigem und zuletzt etwas pfefferartigem Geschmack; nach längerer Zeit wird sie im Munde schleimig; sie kommt nicht häufig im Handel vor.

Zimmtcassiaöl, Cassiaöl (Oleum cassiae cinnamomeae) heißt gewöhnlich nicht das ätherische Oel der Zimmtcassia, sondern das Zimmtblüthenöl (Oleum florum cassiae), welches mit dem ersteren ziemlich übereinstimmt. Es ist gelbbräunlich, Geschmack scharf, brennend, Geruch gleich den Zimmtblüthen. Es sinkt im Wasser zu Boden, da sein spezifisches Gewicht 1,071 ist. Man erhält es aus China (Canton).

Zimmtöl, ostindisches oder Ceyloner (Oleum cinnamomi, ostindici oder ceylonici) hat mit dem Zimmtcassia- und Zimmtblüthenöl ziemlich übereinstimmende Eigenschaften, der Geruch ist jedoch feiner, angenehmer, der Geschmack weniger brennend, etwas süßlich. Die Farbe ist, wenn es frisch bereitet, weißgelb, durch's Alter wird es goldgelb. Spezifisches Gewicht 1,044, weßhalb es im Wasser zu Boden sinkt. Es wird aus Ostindien (Ceylon) importirt.

Zingarelli, Nicolo, ein ausgezeichneter Tonsetzer, geboren 1752 zu Neapel, Schüler Fenarole's und Speranza's, bald durch mehre Opern sehr vortheilhaft bekannt, führte 1789 ohne Erfolg die Oper Antigone auf und widmete sich dann in Italien vorzugsweise der Kirchenmusik. Er dirigirte seit 1806 die vaticanische Kapelle, dann das Conservatorium und starb 1837. Von ihm hat man die Oratorien: „Trionfo di Davide", „Distruzione di Gierusaleme", und die Opern: „Romeo e Giulietta", „Antarserse", „Montezuma", „Antigone", „Alzinda" u. m. a. Unter seinen Schülern sind die berühmtesten: V. Bellini, Donizetti, Tamburini.

Zingerle, Pius, Benediktiner zu Marienberg und Gymnasialprofessor in Meran, geboren am 17. März 1801 in Meran. Er übersetzte die interessantesten Schriften des heiligen Ephram Syrus aus dem Griechischen und Syrischen

(Innsbruck bei Wagner 1831). Im Jahre 1848 erschien die zweite Ausgabe. Im Jahre 1836 erfreute er uns durch seine: „Aechten Akten heiliger Martyrer des Morgenlandes, Uebersetzung aus dem Syrischen.“ Auch als Dichter versuchte sich Z. in mehreren Produktionen, von denen er im Jahre 1843 eine Sammlung veröffentlichte. Die Tübinger Quartalschrift (1840, 3. Heft, S. 507) und das Archiv für theologische Literatur (Jahrg. 1843, 6. Heft) räumen ihm mit Recht einen Ehrenplatz unter den lebenden Orientalisten ein. M. L.

Zink, Spiauter oder Spelter, ein Metall von hell bläulich-grauer Farbe, stark glänzendem, blätterig krystallinischem Bruche, 6,861 bis 7,12 spezifischem Gewicht, schmilzt bei 411° C.; auf 120 bis 150° erhitzt wird es geschmeidig, so daß es gehämmert, gewalzt und zu Draht gezogen werden kann, bei 200° aber wird es so spröde, daß es sich zu Stückchen stoßen läßt. An der Luft und im Wasser oxydirt es sich, hat es aber an der Luft einmal einen feinen grauen Ueberzug erhalten, so ist es gegen fernere Oxydation geschützt und widersteht dann den Einwirkungen der Atmosphäre besser als Blei. Es findet sich nie gediegen, sondern immer mit Schwefel oder Sauerstoff vererzt. Man gewinnt es besonders aus dem Galmei (Zinkspath und kohlensaures Zinkoxyd), dem Zinkglase (Kieselgalmei), der Zinkblende (Schwefelzink) und in Nordamerika auch aus dem rothen Zinkoxyd; das wichtigste Erz ist jedoch der Galmei. Das gewöhnliche Z. ist in der Regel nicht rein, sondern enthält etwas Blei, Kadmium und Eisen; wenn der Bleigehalt über 1½ Procent beträgt, so wird besonders das daraus gewalzte Blech brüchig. Durch Destillation kann es ziemlich, aber nicht vollständig gereinigt werden; durch ein chemisches Verfahren kann man es jedoch rein darstellen. Die größte Zinkproduktion hat Preußen, wo im Jahre 1843 auf 26 Hütten über 378,000 Centner in Platten und Blechen erzeugt wurden; dann folgt Belgien mit 80—100,000 Centnern, Polen mit 74,000 Ctrn., Krakau mit 26,000 Ctrn. ꝛc. In neuerer Zeit hat das Z. eine ausserordentlich häufige Anwendung gefunden; namentlich benutzt man das Blech zum Decken von Dächern und Terrassen, zum Beschlagen von Schiffen, zu Wasserbehältern und Röhren, zu Badewannen, Waschbecken, verschiedenen Hausgeräthen, Orgelpfeifen, zu Platten für den Noten- und Landkartenstich, zur Erzeugung des Galvanismus ꝛc. Ferner werden gegossene Figuren, architektonische Verzierungen, Leuchter u. dgl. daraus verfertigt; man benutzt es zu den Platinafeuerzeugen, bei Kunstfeuerwerkerei ꝛc., verzinkt Eisen (sogenanntes galvanisirtes Eisen) und Kupfer damit. Auch wird es zur Fabrikation des Messings und anderer Metallcompositionen und zur Bereitung der Zinkblumen (s. d.) verwendet.

Zinkblumen, Zinkoxyd (Flores zinci, Zincum oxydatum), ein Präparat, das entweder auf trockenem Wege durch Schmelzen von Zink, Wegnahme des dabei sich bildenden Oxydes und Schlemmen desselben, oder auf nassem Wege dargestellt wird, indem man schwefelsaures Zinkoxyd in heißem Wasser auflöst, mit kohlensaurem Natrum niederschlägt, den Niederschlag wäscht, trocknet und glüht. Es sei nun auf die eine oder andere Weise bereitet, so ist es ein weißes, lockeres, geruch- und geschmackloses Pulver, welches sich in Mineralsäuren ohne Brausen leicht auflöst, im Wasser jedoch unlöslich ist. Es wird in Porcellanmalerei verwendet und auch als Anstrichfarbe, ferner in der Medicin. Das unreine Zinkoxyd, welches sich in den Hochöfen ansetzt, wo zinkhaltige Erze verschmolzen werden, ist unter dem Namen Ofenbruch, Tutia oder Nicht im Handel.

Zinke, die, auch der Zinken, ist ein etwas gekrümmtes, der Trompete ähnliches, fast zwei Fuß langes Blasinstrument, ohne Stürze, mit einem Mundstücke. Aus Holz oder Horn verfertigt, zuweilen mit Leder überzogen, hatte es einen Umfang vom kleinen a bis zum dreigestrichenen a, einen starken, durchdringenden Ton und zwar zum Posaunenchor gut geeignet. Von diesem Instrumente führten ehemals die Stadtpfeifer den Namen Zinkenisten; gegenwärtig ist es

außer Gebrauch. Bei den Orgeln heißen Z.n die zum Schnarrwerke gehörigen, den Ton der Z.n nachahmenden Pfeifen.

Zinkgref, Julius Wilhelm, geboren den 3. Juni 1591 zu Heidelberg, wo sein Vater kurpfälzischer Rath war, der im Jahre 1610 starb. Z. studirte in seiner Vaterstadt, machte von 1611—16 eine Reise nach der Schweiz, Frankreich, England und den Niederlanden, während welcher er sich die persönliche Bekanntschaft vieler angesehenen Gelehrten erwarb. Nach seiner Rückkunft lebte er bei seiner Mutter bis zu deren Tode 1619, begab sich wegen der Kriegsunruhen nach Heilbronn, ward später Generalauditeur in Heidelberg, verlor bei der Eroberung dieser Stadt durch die Bayern (1623) fast sein ganzes Vermögen, lebte dann abwechselnd zu Frankfurt und Straßburg, wo er als Reisesekretär u. Dolmetscher in die Dienste des französischen Gesandten Marescot trat. Wegen eines hitzigen Fiebers mußte er einige Zeit in Stuttgart zurückbleiben, ging dann wieder nach Straßburg und 1626 nach Worms, wo er einige Jahre lebte. Nachdem er noch Landschreiber in Kreuznach und später in Alzei gewesen, starb er zu St. Goar an der Pest am 1. November 1635. Von diesem patriotischen Sammler haben wir: Emblematum ethico-politicorum centuria, Frkf. 1623, Heidelb. 1666—81; Teutsche Apophthegmata, d. i. der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche, Straßburg, 1. Thl. 1628, 2. Thl. 1631, 1.—2. Thl. das. 1639, 1.—3. Thl. Leyden 1644, 4.—5. Thl. das. 1693, 1.—5. Thl. Amsterdam 1653—55. Eine Auswahl daraus gab Gutterstein, Mannheim 1835. Einige Poesien von ihm finden sich in der von ihm besorgten Ausg. der Gedichte Opizens, Straßburg 1624. ×.

Zinn, ein Metall von weißer, dem Silber nahe kommender, nur schwach in's Gelbliche fallender Farbe u. schönem Glanze, das in der Härte zwischen Blei und Gold in der Mitte steht, sich hämmern, strecken, in dünne Blätter ausschlagen, zu Draht ziehen, schaben und schmieden läßt, ein spezifisches Gewicht von $7{,}299$ bis $7{,}475$ hat und bei 239° C. schmilzt. Wenn es dem Schmelzen nahe kommt, wird es mürbe, so daß man es mit dem Hammer zerschlagen kann. Beim Reiben zwischen den Fingern gibt es einen unangenehmen Geruch und gegossen ein knisterndes Geräusch, was als ein Zeichen der Reinheit betrachtet wird, da dieses nicht stattfindet, wenn das Z. mit einem andern Metalle vermischt ist. Man findet das Z. entweder mit Schwefel, oder mit Sauerstoff verbunden; in der erstern Form, als Z.-Kies oder Schwefel-Z., jedoch nur in geringer Menge, desto häufiger als Oxyd und zwar entweder krystallisirt (Z.-Graupen), oder faserig (Holz-Z.), oder als gemeiner Z.-Stein (Z.-Spath) und aus diesen Erzen wird alles in den Handel kommende Z. genommen. Das meiste producirt Hinterindien, besonders die malayische Halbinsel, Banka und andere hinterindische Inseln, wo zusammen 70,000 Pikuls jährlich gewonnen werden. Das beste und reinste Z. ist das Bank-Z., in England gewöhnlich altes Z. (old-tin) genannt. Das Malacca- oder ostindische Z. ist ebenfalls sehr gut und rein. In Europa erzeugt England, namentlich Cornwall und Devonshire, das meiste Z., jährlich gegen 4000 Tonnen, doch ist es immer etwas blei- und kupferartig. Sachsen erzeugt bei Altenberg jährlich 2500 Ctr. Z., welches zum Theil von sehr guter Qualität, als sogenanntes Berg-Z. aber sehr unrein ist. Böhmen erzeugt jetzt nur noch circa 1900 Ctr. jährlich, besonders bei Schlaggenwald, welches von den aufgeschlagenen Rosen auch Rosen- oder Rösel-Z. genannt wird. Die Verwendung des Z.s zu verschiedenen Geräthen, Orgelpfeifen, Platten, zu Stanniol, zur Spiegelbelegung, zur Verfertigung von Metallcompositionen und des Weißblechs, so wie zu verschiedenen Präparaten, zum Löthen &c. ist hinlänglich bekannt.

Zinnober, rothes Schwefelquecksilber, Cinnabaris, Hydrargyrum sulphuratum rubrum, kommt als Erz in der Natur, in Krystallen, krystallinisch, derb und erdig vor. Der reinste, Berg-Z. genannt, kann ohne weitere Bearbeitung als Farbenmaterial benützt werden; der unreinere wird auf Quecksilber verhüttet. Man findet ihn in Menge in Idria, Almada in Spanien, Mexico, China, Ja-

an. Der im Handel vorkommende Z. ist zum größten Theil künstlich aus Queck-
lber und Schwefel dargestellt, wozu man zwei Methoden, die auf trockenem u.
ie auf nassem Wege hat. Zur Gewinnung desselben auf trockenem Wege wer-
en 21 Theile Quecksilber und 4 Theile gepulverter Schwefel innig mit einander
emischt und in eisernen Gefäßen mit irdenen Helmen sublimirt. Der so enthal-
ne Z., Stück-Z. genannt, ist eine dichte, strahlige, zerbrechliche, schwere, in
Bruch glänzende Masse von graubläulicher, beim Reiben rother Farbe. Diese
anze Z. wird auf besonders eingerichteten Präparirmühlen zur höchsten Feinheit
erieben und unter dem Namen österreichischer viermal gemahlener Z.
1 den Handel gebracht. Z. auf nassem Wege zu verfertigen, verfährt man im
llgemeinen folgendermassen. Zu siedender Aetzkalilauge von 1,333 spezifischem
Gewicht setzt man, unter Umrühren, so viel Schwefel, als sich auflöst. Nach dem
Erkalten gießt man die Hälfte Quecksilber und schüttelt es in einem Glase durch
mechanische Kraft gegen 24 Stunden lange, bis es in ein rothes Pulver ver-
wandelt ist. Durch Abgießen und Auswaschen wird es von dem Laugantheil,
durch Schlämmen von beigemengten grauen Theilen befreit. Der so dargestellte
Z. kommt unter dem Namen Vermillon oder Patent-Z., ebenfalls in heller
und dunkler Schattirung, in den Handel. Von dem auf trockenem Wege berei-
teten unterscheidet er sich durch einen feuerigern Ton dadurch, daß er auch bei
starker Vergrößerung nichts krystallinisches zeigt. — Der Z. ist ein brennend
rothes, sehr zartes, schweres, geruch- und geschmackloses Pulver, welches in
einer Glasröhre völlig sublimirt werden kann; bleibt ein Rückstand, der auf
Kohle vor dem Löthrohre zu einem Bleikorn schmilzt, so war er mit Mennige
oder Chromroth verfälscht; bleibt der Rückstand dabei unverändert, so war die
Verfälschung Ziegelmehl oder Colcothar; entwickelt sich ein Harzgeruch dabei, so
deutet es auf Zusatz von Drachenblut. Er wird als Malerfarbe zur Wasser- u.
Oelmalerei und zur Darstellung des rothen Siegellacks benützt.

Zins oder **Interesse** nennt man die Vergütung für ein dargeliehenes Ca-
pital, welche der Darleiher oder Gläubiger von dem Schuldner erhält. Sie
werden gewöhnlich nach Prozenten für ein Jahr, seltener für eine kürzere Zeit
festgesetzt; die Höhe derselben, welche auch der Z.-Fuß genannt wird, regulirt
sich nach dem Mangel oder dem Ueberflusse an disponibelen Capitalien, außer-
dem auch nach der Sicherheit, welche der Schuldner darbietet und auch nach
dem Nutzen, den derselbe damit zu erreichen beabsichtigt, obgleich sich im Interesse
des freien Geschäftsverkehrs auch Manches gegen eine solche Beschränkung sagen
läßt, abgesehen davon, daß diese Bestimmungen von den Wucherern fast immer
umgangen werden. Werden die Z.en innerhalb eines gewissen Zeitraums nicht
bezahlt, sondern wieder zum Capital geschlagen und mit diesem verzinst, so nennt
man sie Zinses-Z.en oder Interusurium; sie sind ebenfalls in den meisten
Staaten zu nehmen verboten.

Zinszahl oder **Römer-Z.**, s. Indiktion.

Zinzendorf und **Pottendorf**, ein sächsisches Adelsgeschlecht, aus dessen
ältester, von dem Freiherrn Alexander von Z. u. P. gestifteter, 1662 in den
Reichsgrafenstand erhobener Linie Graf Nikolaus Ludwig, der berühmte
Stifter der Brüdergemeinde, gemeinhin Herrnhutter (s. d.) genannt, abstammt.
Den 26. Mai 1700 zu Dresden geboren, verlor er seinen Vater, welcher kur-
sächsicher Minister war, schon in den ersten Monaten seines Lebens und kam
unter die Leitung seiner frommen Großmutter zu Groß-Hennersdorf, in der Ober-
lausitz, die sein Herz mit Religionseindrücken erfüllte, welche nie wieder erloschen.
Auf dem Halle'schen Waisenhause, das er 1710 bezog, fand seine schwärmerische
Religiosität neue Nahrung und schon jetzt machte er Plane zur Ausbreitung des
Reiches Christi, wozu er einen innern Beruf zu haben glaubte. Sein Vormund,
der für ihn die Halle'sche Universität schädlich hielt, schickte ihn mitten unter die
Feinde des Pietismus nach Wittenberg, aber er erreichte seinen Zweck nicht: der
Graf verfiel zur Erhaltung seiner gottseligen Gesinnungen auf strenge Uebungen

und zeigte eine ausserordentliche Neigung zur Theologie. Eine Reise nach Holland und Frankreich, die er 1719 unternahm, belebte den Wunsch, Anderen seine religiösen Empfindungen mitzutheilen, noch mehr und er machte bereits in Frankreich einige glückliche Versuche. Nach seiner Rückkunft ergriff er mit Vergnügen die Gelegenheit, sich an die Spitze einer eigenen Religionsgesellschaft zu stellen, als einige Abkömmlinge der mährischen Brüder sich nach der Oberlausitz begaben und sich hier auf einem Berge, Herrnhut genannt, in der Nähe von Berthelsdorf, einem dem Grafen gehörigen Landgute, niederließen. Z. ließ sich sogleich in ihre Mitte aufnehmen, brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß auch Andere sich zu ihnen gesellten, legte seine Stelle als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden nieder, organisirte die neue Gesellschaft nach seinen Absichten und unternahm darauf große Reisen zur Ausbreitung seiner Partei. Einige Jahre hielt er sich auf dem Schlosse Marienborn bei Frankfurt a. M. auf; in Tübingen predigte er öffentlich und gab seine Erklärung schriftlich in lateinischer Sprache von sich, wiefern und warum er sich dem Dienste des Evangeliums gewidmet habe. Als man von ihm einen Hauslehrer für einen reichen Kaufmann in Stralsund verlangte, ging er selbst unter dem Namen von Freydeck dahin in Diensten, predigte als Kandidat der Theologie und hielt ein Collegium mit den Stralsundschen Gottesgelehrten, die ihm ein rühmliches Zeugniß gaben. Unter dem Namen eines Herrn v. Thürstein reiste er 1726 nach Riga u. predigte daselbst. Unter dem Vorwande, daß er Irrlehren verbreite, wurde er aus den kursächsischen Ländern verwiesen, aber mit Genehmhaltung des Königs von Preußen ordinirte man ihn zu Berlin als Bischof der böhmisch-mährischen Brüder. Durch Missionen von Herrnhut verbreitete er seinen Einfluß nicht nur in verschiedenen Ländern Deutschlands, sondern überall in Europa, ja selbst in Ost- und Westindien und zur Anwerbung neuer Mitglieder schrieb er sowohl in Versen, als in Prosa, in deutscher und französischer Sprache, verschiedene Bücher. Auf einer Reise nach Amerika 1738 übersetzte er das neue Testament und gab es in Druck. 1740 berief er eine Synode nach Gotha, auf der sich die Brüder in dem Entschlusse befestigten „nur des Heilands Sache zu predigen." Er reiste dann nach Genf, begab sich zum zweiten Male nach Amerika, ließ sich bald Siegfried von Thürstein, bald Ludwig Ritschmann nennen und ward in Philadelphia Pastor. Seine Tochter Benigna, die er bei sich hatte, half mit arbeiten. Unter dem Namen eines Herrn von Wachau kam er 1743 nach Rußland, nachdem er viele von seinen Freunden vorausgeschickt hatte; selbst seine Gattin kam dahin, kaufte das Gut Bruckenhof und baute daselbst ein Bethaus. Aber die griechische Kirche widersetzte sich diesen Unternehmungen: man verschloß die neuen Bethäuser, nahm den Grafen in Verhaft und ließ ihn über die Gränze bringen. Doch sein Eifer, Gemeinden zu stiften und seine geistliche Herrschaft auszubreiten, endigte sich erst mit seinem Tode, der den 9. Mai 1760 zu Herrnhut erfolgte. — Z. war groß und ansehnlich von Person, hatte einen feuerigen Blick und nahm durch eine ansnehmende Freundlichkeit sehr ein. Seine Einbildungskraft war ungemein glühend und sein Verstand in hohem Grade thätig. Er entschloß sich schnell u. besaß eine besondere Fruchtbarkeit des Geistes, welche ungewöhnliche Ideen hervorbrachte, die er oft in Ausdrücken, die etwas Auffallendes hatten, äußerte. Hätte er mit mehr Ueberlegung und Bestimmtheit gesprochen, so würde er vielen Widersprüchen entgangen und mancher Erklärungen und Schutzschriften überhoben gewesen seyn. Er war offen, ehrlich und treuherzig, standhaft und unerschrocken in Gefahren. Widerspruch konnte er nicht wohl ertragen, doch benützte er denselben oft nach reiferer Ueberlegung. So wenig sich die von ihm gestiftete Religionsgesellschaft durch einen eigenen bestimmten Lehrbegriff unterschied und so wiederholt sich auch Z. mit seiner Partei für die Augsburgische Confession erklärte, so wußte er dennoch für die absondernde Eigenthümlichkeit seiner Gesellschaft durch die besonderen Einrichtungen zu sorgen, die er der äußern und innern Verfassung derselben gab. Vgl. Varnhagen von Ense „Leben des Grafen von

Z." (in seinen „Denkmalen", 5 Bde.) und „Z.'s geistliche Gedichte" (gesammelt von Alb. Knapp, nebst Biographie Z.'s, 1846, 4.).

Zion, der Name der befestigten Burg zu Jerusalem, kommt in der heiligen Schrift oft für Jerusalem selbst vor und wird in der Sprache der Mystiker gewöhnlich gleichbedeutend mit „Gottesstadt" oder „Gottesreich" überhaupt gebraucht.

Zips, eine Gespannschaft in Ungarn von 66½ □M., welche an Galizien, dann an die Liptauer, Gömörer, Abaujvárer und Sároser Gespannschaft gränzt, sich am Fuße der Karpathen ausbreitet, deren höchste Spitzen hier der Königstein und die Lomnitzerspitze sind, beide zum Tatragebirge gehörend. Sie ist sehr bergig und ziemlich waldig, in der Mitte aber eben und fruchtbar und wird von der Poprád und Göllnitz bewässert. Die Bevölkerung, welche sich auf 254000 Seelen beläuft, besteht meist aus Sachsen, Slaven und Rußniaken und beschäftigt sich stark mit Flachsspinnerei und Leinenweberei, dann mit Tuch- und Flanellverfertigung, Gerberei, Töpferei, Bergbau auf Kupfer und Käsebereitung. Die vorzüglichsten Naturprodukte sind: Flachs, Hülsenfrüchte, Obst, Holz, Honig, Rindvieh, Schafe, Schweine, Wild, Federvieh, Fische, Eisen, Kupfer, Marmor, Krystalle, Granaten. — Die sogenannten 16 Z.er Kronstädte als: Bela, Deutschendorf, Durandsdorf, Felk, St. Georgenberg, Gnesen, Kirchdorf, Leibitz, Lubló, Matzdorf, Menhardsdorf, Michelsdorf, Neudorf, Pudlein, Rißdorf und Wallendorf, liegen im Poprader Thale und nur einige unweit der Hernad zerstreut und bilden, sammt der Herrschaft Lubló und Pudlein, wozu 15 Ortschaften gehören, eine für sich bestehende Jurisdiktion. Die Geschichte dieser Städte, oder vielmehr Flecken ist kurz folgende: 1412 verpfändete König Sigmund von den 24 königlichen Städten 13 nebst den Schlössern Lubló und Pudlein und dem Orte Gnesen, so wie alle zu den beiden Schlössern gehörigen Ortschaften. Die Verpfändung geschah an den polnischen König Wladislaw Jagello für 37000 böhmische Schock Groschen. Als nun die Verpfändungsurkunde der 13 Städte eingelöst war, wurden die 3 Städte Lubló, Gnesen und Pudlein auch zu denselben geschlagen und so entstanden die sogenannten 16 Kronstädte. Es ist nöthig diesen Unterschied zu kennen, indem in der Geschichte des Z.erlandes bald von 11, bald von 16 und bald von 13 Städten die Rede ist. Jede dieser Städte hat ihren Stadtrichter, Rathsherrn und Notar. Die Stadtrichter werden durch den Administrator candidirt und durch die Gemeinde gewählt. Der äußere Rath ist in den größeren Städten auf 30, in den kleineren auf 15 festgesetzt. Das Wesentliche der von Ladislaus V., Karl Robert &c. ertheilten und von Maria Theresia 1775 wieder bestätigten Privilegien der Z. K. besteht in Folgendem: 1) die 16 Städte machen sammt der Herrschaft Lubló und Pudlein nur eine Jurisdiction, die mit dem Jus Gladii oder der Halsgerichtsbarkeit versehen ist und ein eigenes Siegel führt; 2) in politischen Angelegenheiten hängen sie von der königl. Statthalterei und in ökonomischen von der königl. ungarischen Hofkammer ob, durch welche Behörden sie allein königliche Befehle zu empfangen haben; 3) ein Cameral-Administrator repräsentirt das Dominium terrestre und besorgt die Oberleitung des Oekonomischen und Politischen; 4) zur Mitführung der Geschäfte hat der Administrator einen Comes Provinciae oder Grafflus, der in seiner Abwesenheit sein Amt verrichtet; ferner drei Beisitzer: einen Notar, einen Fiscal- und vier Bezirksfiscalen, einen Generaleinnehmer und einen Controllor. Zufolge dieser Privilegien hatten sie von jeher ihre eigene, von der Comitats-Jurisdiction abgesonderte Gerichtsbarkeit, die noch bis auf den heutigen Tag besteht; ja, selbst unter der polnischen Regierung hatten sie ihre eigene Verfassung beibehalten. Daher werden die Kronstädte insgesammt allgemein noch die „Provinz" genannt und das Personal ihrer Jurisdiction führt den Namen der königlichen Administration. Der Flächeninhalt der 16 Kronstädte beträgt 10 □M. Die Einwohner, 41,000 an der Zahl, sächsischer Abstammung, die sich von Acker- und Flachsbau, Bergwerken und verschiedenen Handwerken

ernähren, sind alle Deutsche u. der katholischen u. protestantischen Religion zugethan.

Zirbelbaum, s. Pinie.

Zirbeldrüse (Glandula pinealis) heißt ein kleiner, länglicher Körper von bräunlich-grauer Farbe, der in Mitte der Grundfläche des Gehirns liegt. Die Z. scheint mehr aus der Rindensubstanz des Gehirns, oder vielmehr aus einer eigenen, vom Gehirn abweichenden Substanz zu bestehen; ziemlich oft ist sie verknöchert; nach unten enthält sie eine kleine Höhle. In der Substanz der Z. oder vor derselben, doch mit ihr verbunden, findet man, vorzüglich nach dem Beginne der Pubertät, oft auch bei Kindern, eine kleine Anhäufung von Sand oder steinigen Körnern, die rundlich sind und durch festes Zellgewebe zusammengehalten werden, — der sogenannte Hirnsand. Gewöhnlich ist die Z. 3—4 Linien lang, 2—3 breit und 2 Linien dick; ihr Gewicht beträgt meistens 3 Gran. — Die Z. findet sich bei allen Thieren, wenn auch in sehr abweichenden Formen. Ihre Bestimmung ist nicht bekannt; Descartes hat sie für den Sitz der Seele erklärt. E. Buchner.

Zirkel, sind Meßinstrumente, welche von Mathematikern, Zeichnern und verschiedenen Handwerkern gebraucht werden; sie sind von Eisen, Stahl oder Messing und bestehen aus zwei spitzigen und am andern Ende durch ein Scharnier mit einander verbundenen Schenkeln. Man hat sie, je nach den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind, von verschiedenen Formen und unter verschiedenen Benennungen als: Hand-, Stock-, Feder-, Tasten-, Proportional-, Reduktions-, Schiffer-, Stangen-Z. u. a. m.

Zirkon, s. Hyacinth.

Ziska, oder Zizka, von Trocznow, Johann, Feldherr der Hussiten, geboren 1360 auf einem, seinen Eltern gehörigen, Mayerhofe zu Trocznow im Budweiser Kreise, stammte aus einem altadeligen böhmischen Geschlechte. Als Knabe verlor er das rechte Auge, ward Page am Hofe des Königs Wenzel IV. und später Kämmerer. Er soll in seiner Jugend düstern Geistes gewesen seyn, besaß aber schon damals große Anlagen. Seine ersten Kriegsdienste leistete er in dem deutschen Orden mit anderen böhmischen Rittern wider die Polen und Litthauer und focht den 5. Juli 1410 für den Orden bei dessen blutiger Niederlage zu Tanneberg; dann diente er in Ungarn wider die Türken und 1415 bei Azincourt den Engländern wider die Franzosen und lebte hernach am Hofe des Königs Wenzel. Die Verbrennung von Huß und Hieronymus und die Entehrung seiner Schwester, die eine Klosterfrau war, beseelten ihn mit Rache. Als Niklas von Hussinecz sich an die Spitze des mißvergnügten Bürger- u. Bauernstandes stellte, gesellte sich Z. zu ihm und führte sie in Waffen am 15. April 1418 auf das Schloß. Bei einem Aufzuge am 30. Juli 1419 traf einen hussitischen Priester ein Steinwurf. Nun stürmten die Hussiten, geführt durch Z., das Rathhaus und warfen 13 Rathsherren unter die Spieße des Volkes. König Wenzel starb vor Schrecken über diesen Vorfall. Ehe der Kaiser Sigismund, dessen Bruder, die Regierung antrat, verstärkte Z. seine Macht und, als jener damit anfing, einige Hussiten hinrichten zu lassen, bildete Z. eine Verschwörung, Sigismund niemals anzuerkennen. Er erbaute auf dem Berge Tabor eine Stadt, wovon seine Partei den Namem Taboriten erhielt, befestigte sie und erhob sie zum ersten Waffenplatze, von wo kriegerische Angriffe nach allen Seiten hin unternommen wurden. Er traf manche nützliche strategische Einrichtung und disciplinirte schnell die Anfangs sehr unordentlichen Haufen seiner Krieger und gewann durch Siege bessere Waffen und Pferde, welche ihm Anfangs fehlten. Viele Grausamkeiten, die er selten billigte, beging sein Heer. Ihn selbst befeuerte Rachsucht wider alle seine Gegner mit empörender Wildheit, nach damaliger Zeitsitte. Am 14. Juli 1420 stürmte der Kaiser erfolglos den Berg Wittkar, jetzt Ziskaberg, mit 30,000 Mann. Geldmangel lähmte den Kaiser noch mehr, als Z.s Tapferkeit. 1421 eroberte Z. das königliche Schloß in Prag und seitdem bedienten sich beide Theile der Ka-

nonen und Musketen. Nach dem Tode Niklas von Hussinecz, 1421, trugen ihm die Böhmen die böhmische Krone an, die er jedoch ausschlug und dem König von Polen antragen ließ, der sie jedoch ebenfalls ablehnte. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor Z. durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Aug. Weil die Ehrfurcht vor diesem Manne groß war, so blieb er doch Oberanführer und ordnete nach der Beschreibung des Schlachtfeldes die Stellung seiner Krieger an. Die meisten Schlachten entschied er durch seine Reserve, „unüberwindliche Bruderlegion“ genannt. Am 18. Januar 1422 erfocht er einen großen Sieg über Sigismund bei Deutschbrod und drang selbst in Mähren und Oesterreich ein. Nur eine Niederlage erfuhr er bei Kremsir in Mähren, obgleich er sonst in 11 Schlachten siegte. Er starb am 12. Oktober 1424 bei der Belagerung von Przibislaw bei Czaslau an einer Leberkrankheit, wurde in der Hauptkirche Czaslau's beerdigt und über sein Grab sein eiserner Streitkolben aufgehängt. 1623 ließ Kaiser Ferdinand II. sein Grabmal abbrechen u. seine Gebeine anderswohin schaffen. Den Oberbefehl über die Hussiten übernahm hierauf Prokop (s. d.).

Zita, hl. Jungfrau, Patronin der Dienstboten, zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Dorfe Montesegradi bei Lucca von armen, aber ehrlichen Eltern geboren, verlor den Vater sehr frühe und lebte mit ihrer Mutter in ärmlichen Umständen, erhielt aber von dieser eine sorgfältige religiöse Erziehung und Anweisung zu allem Guten. Durch Sanftmuth, Zärtlichkeit, vollkommenen Gehorsam und Achtung vor der Mutter ward Z. Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Noch nicht zwölf Jahre alt, trat Z. in den Dienst bei einem Bürger in Lucca, Fatinelli mit Namen, der neben der Kirche des hl. Frigidian wohnte. In diesem neuen Stande fand sie viele Mittel, das in ihrem elterlichen Hause so glücklich begonnene Werk ihrer Heiligung fortzusetzen und zu vervollkommnen; denn sie konnte dabei ein arbeitsames, bußfertiges und abgetödtetes Leben führen und ihren eigenen Willen dem göttlichen Heilande aufopfern, der ebenfalls auf der Erde wandelte, um zu dienen, nicht, um bedient zu werden. Ihrer Herrschaft war sie treu und gehorsam, in der festen Ueberzeugung, daß dieselbe Gottes Stelle an ihr vertrete. Jeden Tag stand sie am frühen Morgen auf, um Zeit zu gewinnen, ihre Gebete zu verrichten und dem hl. Meßopfer beizuwohnen. Klug und fromm, beschränkte sie sich jedoch nicht auf die ihr anbefohlenen Dienstverrichtungen, sondern merkte genau auf jeden Wunsch der Herrschaft und suchte, so viel sie es vermochte, freundlich und ehrerbietig ihrem Willen zuvorzukommen. Allein der Neid, welcher stets das Verdienst verfolgt, spritzte sein Gift auch unter das friedliche Dach, wo Z. wohnte und überzog den friedlichen Himmel mit Wolken der Trübsal. Die Frau des Hauses ließ sich durch Zuflüsterungen loser Zungen gegen ihre Dienstmagd einnehmen und der Hausherr verabscheute sie so sehr, daß er ohne Unwillen und Zorn weder mit ihr sprechen, noch sie ansehen konnte. Eine gewiß äusserst drückende Lage für ein gutes Gemüth und doch, so sehr man sie auch mißhandelte, ließ sie nie die geringste Klage, nie das mindeste Murren hören. Sie blieb sich immer gleich in unerschütterlicher Sanftmuth, stets ihre Pflichten treu erfüllend, um, wenn auch nicht den Menschen, doch Gottes allsehendem Auge zu gefallen. — Endlich siegte die so fest gegründete Tugend über die Bosheit und die Vorurtheile leidenschaftlicher Menschen. Die Herrschaft der Heiligen erkannte zuletzt, daß eben diese Gehaßte und Gelästerte ihre treueste Dienerin sei. Auch die übrige Dienerschaft kehrte zu billigeren Gesinnungen zurück und ihre vorige Eifersucht wandelte sich in Bewunderung des schönen Tugendbeispieles um. Z. war aber weit entfernt, sich nun vom Stolze beschleichen zu lassen, da man ihr Zufriedenheit und Verehrung erwies. Fest in der Demuth begründet blieb sie allzeit bescheiden, leutselig und sanft, jede Gelegenheit benützend, wo sie auch dem Letzten des Hauses einen Dienst leisten konnte. — Das Vertrauen der Herrschaft gegen die Dienerin stieg endlich so hoch, daß sie ihr die Leitung des Hauswesens anvertraute. Z. bewies eine ungemeine Klugheit in dem ihr übertragenen Amte und, obgleich über das andere Hausgesinde erhoben, ließ sie doch

nie dasselbe ihre Ueberlegenheit fühlen. — Trotz der unermüdeten Arbeiten und anstrengenden Obsorge für das Hauswesen fastete Z. dennoch das ganze Jahr hindurch und sogar oft bei Wasser und Brod. Ihre Lagerstätte war ein Brett oder der harte Fußboden. Wenn sie einige Augenblicke von ihren Geschäften erübrigte, widmete sie dieselben dem Gebete und der Betrachtung. Ihre Arbeiten heiligte sie durch steten Aufblick zu Gott und jene inneren Gebete, wodurch die Seele in öfterem Aufschwunge sich erhebt. Bei ihrem Hausherrn, der von Natur sehr aufbrausend war, stand sie in einem solchen Ansehen, daß ein einziges Wort von ihr genügte, seinen Unwillen zu unterdrücken. Die Armen fanden an ihr eine theilnehmende Trösterin, von der sie nie ohne Unterstützung sich entfernten. Redete man in ihrer Gegenwart Anderen Uebels nach, so vertheidigte sie die Angegriffenen, oder entschuldigte ihre Fehler. Oft nahete sie den hl. Sakramenten und erschien besonders mit englischer Andachtsgluth am Tische des Herrn. Die Heilige starb endlich im 60. Jahre ihres Lebens den 27. April des Jahres 1272. Auf ihre Fürbitte geschahen viele Wunder; 150 wurden gerichtlich untersucht und bestätigt. Ihr Andenken wird am 16. April in Lucca mit großer Andacht begangen.

Zither, ein aus der Lyra (s. d.) entstandenes, von ihr durch das Griffbrett verschiedenes und wahrscheinlich mit fünf Saiten bezogenes Instrument der Griechen, der Sage nach von Amphion erfunden. — Die hie und da jetzt noch gebräuchliche Zither besteht aus einem flachen, ungefähr zwei Zoll hohen Corpus mit Steg und Schallloch, einer zwei Zoll hohen Zange und langem Hals mit Griffbrett und ist gewöhnlich mit 6 in: g, d, h, g, d, e gestimmten Drahtsaiten bezogen, die mit einem Federkiel angeschlagen werden. Abarten der Z. sind: das Bisser (Zwölfsaiter), die Balaliska oder russische Z. und die in Tyrol u. Steiermark gebräuchliche Streich- oder Schlag-Z.

Zittau, eine gewerbfleißige Stadt im Bautzener Kreise in der sächsischen Oberlausitz, liegt an der Mandau, unfern der Lausitzer Neiße, hat eine schöne Johanniskirche, ein Gymnasium, eine böhmische Protestantengemeinde, Seminar, Bibliothek, Naturalien- und Münzkabinet, Zucht-, Irren- und Waisenhaus und 9500 Einwohner. Z. ist Hauptsitz der Leinweberei, des Leinen- und Damasthandels in Sachsen. Die ganze Zittauer Pflege beschäftigt sich vorzugsweise mit der Verarbeitung des Flachses, namentlich liefern die großen und berühmten Fabrikdörfer Groß- und Neuschönau, Waltersdorf, Johnsdorf, Eibau, Oderwitz, Reichenau, Seifhennersdorf, Ebersbach u. a. Ausgezeichnetes. — Z. treibt auch starken Getreidehandel; den Verkehr überhaupt befördert die hier durchgehende Hauptstraße nach Böhmen.

Zitteraal (Gymnotus electricus), ein in das Geschlecht der Kahlrücken gehöriger Fisch, wird 3 bis 5 Fuß lang und steht an Gestalt dem gemeinen Aale ähnlich, mit Ausnahme der, längs dem Bauche hinlaufenden und mit der stumpfen Schwanzflosse verbundenen, Afterflosse. Seine Haut ist lederartig, schleimig und schwarz mit einigen hellen Flecken; der After öffnet sich an der Kehle; die Mundöffnung ist weit, die Kinnladen mit kleinen, scharfen Zähnen besetzt, Zunge und Gaumen voll Warzen. Alle Flossen sind mit einer dicken Haut umgeben u. die Schwanzflosse ist abgestumpft. Dieser Fisch lebt in heißen Gegenden, muß immer frische Luft schöpfen können, daher er von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers kommt, und seine Nahrung sind kleine Fische, Würmer ꝛc. Er besitzt eine besondere, sehr starke Electricität, wodurch er Menschen und Thieren, wenn sie sich ihm nähern, einen Schlag mittheilt; Fische werden sogar dadurch getödtet. Die stärkste Electricität scheint dieser Fisch im Schweife zu haben, die sich, wenn er eine schnelle Bewegung im Wasser macht, auf 15 Fuß weit erstreckt.

Zitterfische, electrische Fische mit dem Vermögen, Körpern, welche sie unmittelbar oder durch leitende Materien berühren, electrische Schläge oder Erschütterungen mitzutheilen. Ausser dem Zitteraal (s. d.) sind electrisch die Zitterroche der Ostsee (*raja torpedo*); der Zitterwels oder Rausch (Silurus ele-

etricus), in Afrika's Südmeeren und einigen Flüssen u. der afrikanische Stachelbauch (tetrodon). Die Electricität dieser Fische entladet sich besonders durch eigene Organe, welche entweder an beiden Seiten der Fische hinlaufen, oder als sechseckige Prismen von Fleischfasern auf den Fischen hervortreten und mit vielen Blutgefäßen und Nerven angefüllt sind. Es ist möglich, daß die Anhäufung des schlummernden Wärmestoffes, vertheilt durch kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in kleinen abgesonderten Räumen, aufgeregt durch eine stärkere Reibung gegen die Natur des Fischblutes eine Erwärmung und dadurch einen electrischen Schlag hervorbringe.

Zittwersamen oder **Wurmsamen** (semen cinae, s. santonicum oder s. contra), sind die unentwickelten Blüthen mehrer, zum Beifußgeschlecht gehörender, Pflanzenarten, namentlich Artemisia Contra und Judaica, welche in Kleinasien, Syrien, Arabien, Persien und der Tartarei, und von A. santonicum, welche in Persien und der Tartarei einheimisch ist. Sie haben die Gestalt kleiner, grünlichgelber oder grünlich-brauner, länglicher Körnchen von eigenthümlichem starken, widrig-gewürzhaften, etwas kampherartigen Geruch, hitzigem, beim Kauen kühlenden, gewürzhaften, kratzenden Geschmack. Der levantische, aleppische oder alexandrinische wird für den besten gehalten und von diesem derjenige, welchem möglichst wenig Stiele und Blättchen beigemischt und der unter dem Namen Semen cinae in granis in den Handel kommt. Geringer ist der barbarische, afrikanische oder ostindische Z., der aus Bruchstücken von graulich-filzigen Stielchen u. sehr kleinen, ganz unausgebildeten Blüthenknospen besteht; eine im südlichen Frankreich von Artemisia palmata gesammelte Sorte hat gar keinen Werth. In der Medizin wird der Z. besonders gegen Eingeweidewürmer gebraucht.

Zittwerwurzel (Radix zedoariae), die Wurzel einer Curcuma-Art, nach Einigen von C. Zedoaria Rosc oder C. Zerumbet Roxb., nach Anderen von C. aromatica Salisb. oder C. Zedoaria Roxb. stammend. Es kommen zwei Sorten vor: runde (R. z. rotunda) und lange (R. z. longa), von denen die erstere, welche weniger kräftig ist, in die Quere, die letztere in die Länge zerschnitten ist. Sie sind aussen bräunlich-grau, innen weißlich von Farbe, haben einen scharfen, hitzigen, gewürzhaften, rosmarinähnlichen Geschmack und starken, gewürzhaften, fast kampherartigen Geruch. Man brauchte sie früher als magenstärkendes Mittel in der Medizin, jetzt nur noch hier u. da als Ingrediens einiger alten Compositionen.

Zitz, s. Kattun.

Zizianoff, Paul Dimitriewitsch, der Begründer der russischen Herrschaft in Transkaukasien, Sohn eines hohen russischen Beamten fürstlichen Standes, wurde am 8. September 1754 geboren. Schon als vierjähriger Knabe auf Veranlassung seines Vaters bei dem Preobraschensky'schen Garderegimente eingeschrieben, war er bereits 1777 zum Capitänlieutenant vorgerückt, als welcher er in das Regiment wirklich eintrat. Nach schnellem Avancement zum Oberstlieutenant ward er schon 1780 mit dem Befehl über ein Petersburgisches Grenadierregiment betraut. Die Muße der Friedenszeit füllte er mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen aber nur Uebersetzungen bekannt geworden, aus. Nach dem Bruche zwischen Rußland und der Pforte nahm er, übrigens ohne Gelegenheit sich auszuzeichnen, im Jahre 1787 zuerst an einem Feldzuge Theil. In dem spätern Kampfe gegen Polen bewährte er sich als tüchtiger Offizier und ward, gleich mehren seiner Kriegsgefährten, der Tapferkeit wegen mit eingezogenen polnischen Gütern belohnt. Fürst Z. betrat den Schauplatz seiner künftigen Thaten zum ersten Male, als er im Jahre 1796 unter dem Oberbefehl des Grafen Suboff nach Transkaukasien gesandt wurde. Die Intriguen am Petersburger Hofe riefen aber bald den Argwohn Kaisers Paul I. gegen ihn wach: er ward zurückberufen, auf seine Güter verbannt und blieb bis nach der Ermordung des Kaisers in Ungnade. Paul's Nachfolger, Alexander I., entschädigte ihn dafür glänzend, indem er die Militärverwaltung von Astrachan und den Oberbefehl in Tiflis — eine ebenso

unabhängige, als ehrenvolle Stellung — ihm übertrug. In Transkaukasien herrschte damals große Verwirrung; Paul I. hatte im Jahre 1801 das von Fürst Georg XIII. unter Rußland's Schutz gestellte Land seinem Reiche für immer einverleibt; allein die Besitznahme war keineswegs völlig vollzogen, vielmehr ein vom persischen Schah unterstützter Kronprätendent (Fürst Alexander, Georg's XIII. Bruder) aufgetreten, mehre Khans zeigten sich feindselig, die Gebirgsbewohner, wie immer, unruhig. War die bisherige Politik Rußlands auf die Einigung der Khans, auf ihre Beschützung gegen Persien, auf Gewinnung der Gebirgshäuptlinge durch reiche Geschenke gerichtet gewesen, so verfolgte nun Fürst Z., dessen Verwaltung in Transkaukasien im Jahre 1803 begann, die entgegengesetzte Politik: Maßregeln der Sanftmuth und Milde hielt er, gegenüber diesen von ihm für räuberisch, hinterlistig und treulos erachteten Völkerschaften, für ungeeignet, ihr gegenseitiges Befehden Rußland für zuträglich. Nur mit einzelnen Fürsten kamen Bündnisse zu Stande. Eine von Fürst Z.'s ersten Maßregeln war der Befehl zur Uebersiedelung der ehemaligen Königsfamilie von Georgien nach Petersburg, um Intriguen zu ihren Gunsten unmöglich zu machen. Ein Kriegszug gegen die Lesghier, zum Zweck der (dennoch nicht erfolgten) Habhaftwerdung jenes schon erwähnten Fürsten Alexander, eröffnete Z.'s Kriegsmaßregeln im Lande; ein für uneinnehmbar gehaltenes lesghisches Dorf, Belokan, ward am 9. März 1803 erstürmt und unter dem gewaltigen Eindrucke dieses Sieges unterwarfen sich nicht nur die unmittelbar überwundenen Bezirke, sondern auch der Khan von Jelissui, ein beständiger Verbündeter der Lesghier. Zur Erhaltung des Erworbenen wurde an der Alasan die Alexanderschanze angelegt. Nachdem dann, am 4. Dezember gleichen Jahres, die friedliche Unterwerfung des Landes Mingrelien dadurch erfolgt war, daß dessen Fürst, Dadian, ein Schwager des letzten Herrschers von Georgien, sein in Unabhängigkeit kaum mehr zu erhaltendes Reich an Rußland abgetreten hatte, forderte und erhielt Z., — um die Gränze nach Persien und der Türkei hin durch die Unterwerfung der dortigen Khane zu sichern — zur Verstärkung seiner Kriegsmacht zwei Regimenter Fußvolk und 100,000 Silberrubel für außerordentliche Ausgaben. Die Unterwerfung des Khanats von Gantscha, als nächste Aufgabe, gelang Z. unter mehrfachen Verlusten, Krankheiten im Heere 2c. durch die, nach anderthalbstündigem Sturm erfolgte, Einnahme der ausserordentlich starken Veste Gantscha am 4. Januar 1804. Der Khan selbst war gefallen, Gantscha blieb unterworfen, erhielt den Namen Elisabethopol und eine russische Besatzung. Wie früher Mingrelien, so unterwarf sich nun auch das, seitdem auf zwei Seiten von russischem Gebiet umschlossene Imerethi, dessen König Salomo am 25. April 1804 mit seinem ganzen Volke den Eid der Treue leistete. Aber der Fall von Gantscha hatte andrerseits den offenen Bruch Persiens mit Rußland zur Folge. Bei den nun folgenden Kämpfen mit Persien sehen wir dessen damaligen Kronprinzen, den berühmten Abbas Mirza (s. d.), als Z.'s bedeutendsten Gegner. Am 10. Juni 1804 kam es zum ersten Gefechte; der Perser ihre Streitkräfte waren zu sehr zersplittert; Z. schlug einen ihrer Heerhaufen nach dem andern: am 21. Juni den Prinzen Alexander mit 18,000 Mann bei dem Kloster Etschmiadzin, am 25. Juni den Prinzen Abbas Mirza mit 12,000 Mann Fußvolk und 8000 Pferden; kurze Zeit darauf den Schah selbst mit 27,000 Mann bei dem Dorfe Kalagiri; die Perser verloren hiebei über 7000 Mann an Todten und Verwundeten, ihr ganzes Lager, vier Fahnen, sieben Feldschlangen, alle auf dem Wege geraubten Schätze und einen großen Vorrath von Lebensmitteln, woran die Russen schon sehr Mangel litten. Die damalige Stärke von Z.'s Macht wird von den Russen auf 3000 Mann Fußvolk, nebst regelmäßiger und unregelmäßiger Reiterei und nur zwölf Geschütze angegeben. Unglücklich war Z. mit der nun unternommenen Belagerung von Eriwan. Vorher schon hatten Niederlagen anderer Generale, Krankheiten im Heere und Mangel an Lebensmittel Z.'s Kräfte wesentlich geschwächt und allgemein waren, selbst in Petersburg, die Befürchtungen um das Schicksal der trans-

kaukasischen Eroberungen. Z. blieb gefaßt und führte den, am 4. September begonnenen, Rückzug von der Position vor Eriwan im Ganzen glücklich aus; nur durch Krankheiten wurden ihm 400 Mann weggerafft. Am 22. September hatte er Tiflis wieder erreicht und seine Anwesenheit stellte das frühere Vertrauen sogleich wieder her. Entscheidende Schlachten mit den Persern vermied nun Z. und beschloß, sich auf die Unterwerfung der benachbarten Khane zu beschränken. Mehre derselben unterwarfen sich im Anfang des Jahres 1805 freiwillig. Bald aber ward, nach dem Scheitern aller Unterhandlungen mit Persien, ein neuer Kampf diesem gegenüber unvermeidlich; der Schah forderte die Gläubigen Georgiens zur Empörung auf. Die russischen Streitkräfte waren verhältnißmäßig gering und auch nachdem Z. die kaspische Flottille zu seiner Hülfe herbeigezogen hatte, konnten von ihm wichtige und dauernde Erfolge nicht erreicht werden. Doch flüchtete vor ihm der Schah, der mit 40,000 Mann den Araxes überschritten hatte; Abbas Mirza aber gab, um nicht von den Russen im Rücken angegriffen zu werden, die inzwischen versuchte Belagerung von Elisabethopol mit Hinterlassung seines ganzen Lagers auf. Z. wandte sich dem kaspischen Meere zu, wo die Operationen Rußlands bis jetzt keine Resultate geliefert hatten. Auf die Nachricht von sich mehrenden Verlusten und immer unglücklichen Unternehmungen brach Z., obwohl damals heftig am Fieber leidend, gegen Ende November 1805 mit 16,000 Mann Fußvolk nebst Reiterei und Geschützen von Elisabethopol auf, persönlich in einem solchen Zustande, daß man ihn mehrmals des Tages unter freiem Himmel bei Regen und Schnee vom Pferde heben und auf der Erde ausruhen lassen mußte. Unterwegs wurde das Khanat Schirwan mit Rußland vereinigt (25. Dezember 1805) u. Baku am 30. Januar 1806 erreicht. Z., mit dem russischen General Sawalischin vereinigt, forderte den Khan zur Unterwerfung auf: es wurden Unterhandlungen angeknüpft und der 8. Februar zur Uebergabe bestimmt. Am Morgen brach Z. mit 200 Mann auf, fand in kurzer Entfernung von den Stadtthoren die Aeltesten, die ihm als Zeichen der Unterwerfung die Schlüssel der Stadt nebst Brod und Salz übergaben. Hundert Schritte vor der Festung erschien auch der Befehlshaber, Hussein Kuli Khan, von vier Beamten begleitet. Während er sich dem Fürsten kriechend näherte, fielen hinter ihm zwei Schüsse, von denen einer Z. auf der Stelle tödtete. Unmittelbar darauf machte die Besatzung einen Ausfall und warf die überraschten Russen zurück. Für Rußland war Z.'s Tod ein schwerer Verlust. In den drei Jahren hatte er als Verwaltungsbeamter, wie als Feldherr, ungemein viel gewirkt. Man verdankt ihm eine ganz neue Ordnung des Rechtswesens in Georgien und viele andere wichtige Verbesserungen: die Wiederherstellung der von den Persern zerstörten Druckerei, die Versorgung des Landes mit Büchern aus der Volkssprache, die Anlage eines botanischen Gartens in Tiflis, die Herbeiziehung tüchtiger Aerzte, Maßregeln zum Schutze des russischen Handels auf dem schwarzen Meere. Seinen altrussischen Charakter des unbeugsamen Muthes und des Trotzens auf physische Kraft milderte wahre Herzensgüte und erhob strenge Rechtlichkeit; ungetreuen Beamten, dieser Landplage Rußlands, war er entschiedener Feind. — General Bulgakoff, der im Jahr 1806 die Stadt Baku dennoch einnahm, ließ Fürst Paul Z.'s Leiche, die man in eine Grube am Thore verscharrt hatte, ausgraben, in der dortigen armenischen Kirche beisetzen, von wo sie später nach Tiflis in die Sionskirche kam. Die Regierung hat ihm später ein Denkmal errichtet.

Znaim, königl. Stadt und Hauptort des Znaimer Kreises in Mähren, am linken Ufer der Thaya, zum Theil auf einem südostwärts abhängenden Hügel, in einer angenehmen und fruchtbaren Weingegend gelegen, ist nicht von großem Umfange, aber wohl gebaut, hat 2 Plätze, 4 Vorstädte und zählt mit diesen an 800 Häuser u. 6500 Einwohner. Von den Gebäuden sind nennenswerth: die *Pfarrkirche* des heil. Nikolaus, ein schönes altdeutsches Gebäude im gothischen Style, mit einer merkwürdigen Kanzel; die St. Wenzelskirche, die älteste, eigentlich zwei Kirchen übereinander; das Kreisamtsgebäude; das Rathhaus; das

Gebäude des Salzamtes; an der westlichen Seite der Stadt die alte landesfürstliche Burg und ehemalige Residenz der mährischen Fürsten, gegenwärtig ein Militärspital und unweit der Burg eine merkwürdige, im Innern mit Fresken bedeckte Rotunde (Heidentempel genannt), mit angebautem Sacrarium, wahrscheinlich von 1180, jetzt leider zu einem Holzgewölbe verwendet. Z. hat ein Gymnasium, eine Hauptschule und ein Militär-Knaben-Erziehungshaus, ein Dominikanerkloster, eine große Salpeterplantage, eine Essigsiederei und viel Wein- und Senfbau in der Gegend. — Die Stadt war einst als böhmisch-mährische Gränzfestung von Wichtigkeit und erwarb sich den Beinamen: „Die Treue". Sie verlor aber seitdem viel. Hier starb Kaiser Sigmund. Wallenstein bildete 1631 hier sein Heer. Am 11. Juli 1809 Nachtrabgefecht zwischen den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl und den Franzosen unter Marmont. Das Gefecht ward abgebrochen und es kam zu dem Waffenstillstand von Z., der zum Frieden von Wien führte. Vergleiche den Artikel Oesterreich, Geschichte.

Zobel (Mustela Zibellina), aus der Gattung der Wiesel, kastanienbraun mit weißer Stirn und aschgrauer Kehle, lebt nur in Sibirien und im nördlichen China, wohnt in Erdlöchern und hohlen Baumstämmen; er stellt den Wieseln, Hasen, Eichhörnchen, Birkhühnern und den Eiern des Geflügels nach, nährt sich aber auch von den Baumknospen, Heidel- und Vogelbeeren. Seines kostbaren Pelzes wegen wird häufig auf ihn Jagd gemacht, wozu kleine Gesellschaften sich vereinigen. Die besten Felle kommen von Nertschinsk und Irkutzk. Sehr selten und ungemein theuer sind die weißen und schwarzen Z.-Felle. Man erlegt die Z. gewöhnlich mit stumpfen Bolzen.

Zobtenberg, der, im Regierungsbezirke Breslau der preußischen Provinz Schlesien, führt seinen Namen von der anderthalb Stunden entfernten Stadt Zobten, ist mit dem Riesengebirge verbunden, hat eine kegelförmige Gestalt, erhebt sich 2280 Fuß über das Meer, gränzt gegen Süden an den Geiersberg u. wird auf drei Seiten von einer weitläufigen Ebene umgeben. Von dem Städtchen Zobten führt ein Weg auf den Berg, auf welchem man eine, statt des 1471 zerstörten Raubschlosses seit 1702 errichtete Kapelle, findet, zu der man auf 60 Stufen gelangt und in welcher am Feste der Heimsuchung Mariä, oder den ersten Sonntag nach dem 2. Juli, ein feierlicher Gottesdienst, zu dem sich eine sehr große Volksmenge auf dem Berge versammelt, gehalten wird. Zu dieser Zeit ist dieser Berg, wie ein Jahrmarkt, mit Buden besetzt. In dem Thürmchen über der Kapelle ist seit 1822 ein Observatorium oder eine Schauwarte, welche die weiteste und vielseitigste Aussicht in und über ganz Schlesien gewährt, angelegt. Der übrige Theil des Berges ist dicht mit Holz bewachsen; auch finden sich gute Marmorbrüche. Den Landleuten in Schlesien dient der Z. als Wetteranzeiger, denn sie erwarten, wenn er mit Gewölke bedeckt ist, Regen; ist er aber lichtblau und hell, heiteres Wetter. Auch spielt er in den dasigen Volkssagen eine bedeutende Rolle.

Zodiakallicht, Thierkreislicht, ein zungenförmiger Lichtschein, der sich um die Zeit der Nachtgleichen, bald nach Untergang der Sonne im Frühjahre, oder vor Aufgang der Sonne im Herbste von dieser aufwärts durch einen Theil des Zodiakus (siehe den Artikel Thierkreis) erstreckt. Cassini entdeckte das Z. zuerst, als verschieden von der Dämmerung, im J. 1683. Mairan behauptete, daß das Z. nichts Anderes sei, als ein Theil der durch den Umschwung linsenförmigen Sonnenatmosphäre, welche Meinung seitdem lange die herrschende blieb; La Place aber zeigte aus den Gravitationsgesetzen, daß eine so weite Ausdehnung der Sonnenatmosphäre unmöglich sei und auf keine Weise bis zur Merkursbahn gehen könnte. Noch am Wahrscheinlichsten erklärt Regner dieses Phänomen aus einer Beugung des Sonnenlichts um die Erdkugel. Das Z. bleibt jedoch noch jetzt ein sehr räthselhaftes Phänomen. Vgl. Mairan, Traité phys. et histor. de l'Aurore boréale, Paris 1731—54; Cassini's Reisen, deutsche Uebers., Bd. III.,

S. 83; Comptes rendus, Bd. XIV., Nro. 9, S. 345; L'Institut 10me Ann., Nro. 427, S. 74; Lectures on natural philos., London 1807, T. 1, S. 502; Philos. and math. Dictionary, Bd. II., S. 627; Mém. de l'Acad. de Berlin, Bd. II. u. s. w.

Zoëga, Georg, einer der ausgezeichnetsten Alterthumsforscher, geboren zu Dahler in der Grafschaft Schakenborg, im jütländischen Stifte Ripen 1755, studirte seit 1773 zu Göttingen, machte 1776 eine Reise in die Schweiz, durch Süddeutschland und Italien, bekam 1778 eine Hauslehrerstelle zu Kiertemünde, hielt sich als Führer eines jungen Edelmannes noch in Göttingen ein Jahr auf, reiste mit demselben nach Italien und kam dann in sein Vaterland zurück. Durch ein Reisestipendium unterstützt, unternahm er eine dritte Reise nach Italien, verweilte hauptsächlich in Rom, wo er zur katholischen Kirche übertrat. Nachdem er sich erst noch einige Zeit in Paris aufgehalten hatte, nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Rom, wo er, durch die Freundschaft des Cardinals Borgia unterstützt, sich den Wissenschaften und Künsten widmete, die Alterthümer Roms und dessen Umgebungen studirte, auch sich ausschliessend mit Untersuchungen über die Alterthümer Aegyptens beschäftigte, besonders aber über die Bilderschaft der Obelisken und Pyramiden wichtige Entdeckungen machte. Durch des Cardinals Einfluß erhielt er auch die Stelle eines Interpreten bei der Propaganda. Er hat 958 Hieroglyphen und Zeichen entdeckt und lesen gelehrt. Er bestimmt übrigens sechs Epochen der Ausbildung dieser Bilderschrift von Sesostris bis auf Theodosius d. Großen 1798, ward er königl. dänischer Agent und Consul in Rom und im Kirchenstaate und starb zu Rom am 10. Febr. 1809. Er war auch zum Professor der Archäologie und alten Geschichte an der Universität zu Kiel ernannt worden, hat jedoch diese Professur nie angetreten; war Mitglied der Akademieen zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom rc. Wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannte, in Rom an. Vorzüglichste Schriften: Numi Aegyptii Imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitris, mit vielen Kupfern, Rom 1787, 4.; De origine et usu Obeliscorum, mit 12 Kupfertafeln, Rom 1797 (auf Kosten des Papstes Pius VI. gedruckt). Ferner: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tommaso Piroli colle illustrazioni di G. Zoëga, 2 Bände mit vielen Kupfern, Rom 1808, 4., deutsch unter dem Titel: Die antiken Basreliefs von Rom, in den Originalkupferstichen von T. Piroli, mit den Erklärungen von G. Z. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. G. Welcker, 2 Bde., Gießen 1811—12, Fol.

Zofingen, sehr hübsche Stadt, im schweizerischen Kanton Aargau mit 2700 Einwohnern am Fuße niedriger, mit zierlichen Waldungen bekränzter Berge, in einer äusserst fruchtbaren, gut bebauten, von der Wigger durchflossenen Ebene, zählt mehre artige Häuser und einige nennenswerthe Gebäude, als: die Hauptkirche zu St. Moritz, mit einem neuern Kirchenthurme; das im J. 1795 vollendete, geschmackvoll eingerichtete Rathhaus, das ganz neue Schützenhaus, zugleich Casino, mit einer zierlichen Vorderseite. — Die Stadtbibliothek, reich an alter Literatur, steht in zwei großen, heiteren Sälen. Unter den Handschriften mehre Briefe schweizerischer Reformatoren. Daselbst befindet sich auch eine Münzsammlung und das Malerbuch mit Andenken der Schweizer-Künstler, welche hier jährlich sich versammeln. Eben so versammeln sich hier alljährlich Studirende aus verschiedenen Kantonen der Schweiz, von beiden Confessionen und stiften Freundschaft. Dieser schuldlose Verband heißt Zofinger-Verein. — Die Durchfuhr auf der Straße nach Luzern ist stark und gewährt den Einwohnern manchen Erwerb. In den hiesigen Kattunfabriken werden so zierliche und dauerhafte Zeuge, als irgendwo verfertiget; auch die Fabriken von Sammet, Leinwand u. Seidenbändern und die Gerbereien sind bedeutend. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Kupfer- und Messerschmiede vorzüglich aus.

Auch die Erziehungsanstalten verdienen gelobt zu werden. Die Umgegend zieren schöne Gärten und angenehme Spaziergänge.

Zoilos, ein griechischer Rhetor aus Ephesus, oder, nach der richtigern Meinung, aus Amphipolis in Macedonien gebürtig, der durch seine ausserordentliche Tadelsucht allen hämischen, gallsüchtigen Tadlern in der Folge seinen Namen geliehen hat, lebte zur Zeit Philipps von Macedonien und wurde von seinen Zeitgenossen, da er sich's besonders zum Gesetze machte, über Homer's Iliade sowohl, als über andere Werke (des Plato, Isokrates ꝛc.), auf's Niedrigste herzufallen, nur Homer's Geißel (Homeromastix) genannt. Sein Tod wird verschieden erzählt. Nach Einigen soll er als Vatermörder zu Chios gesteiniget, nach Anderen gekreuziget, wieder nach Andern zu Smyrna verbrannt worden seyn. Indessen ist Nichts von seinen Schriften auf uns gekommen.

Zoll (abgeleitet vom Griechischen τέλος, mittelalterlich lateinisch telonium; in der Schweiz noch heute Tellen, s. v. a. Gemeindeumlagen), bedeutet ursprünglich eine Stätte, wo von den Vorbeifahrenden oder Gehenden eine Abgabe erhoben wird; dann die Abgabe selbst. Z.-Stätten wurden angelegt an Land- u. Wasserstrassen, an den Thoren der Städte, in den Seehäfen, an den Gränzen des Landes und im Innern. Die Abgabe wurde gelegt auf Personen, Leib-Z., Juden-Z.; auf Handelsgüter, auf Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Gewerbe. Sie wurde gefordert für den Schutz der Reisenden und Waaren, für die Benützung der Land- und Wasserstrassen, als Steuer vom Handel und Gewerbe, insbesondere von Fremden. — Die Sache selbst war schon im Alterthume bekannt. In Athen und Rom waren die Zölle an Einnehmer verpachtet, die, was wir aus dem Neuen Testamente wissen, nicht im besten Rufe standen. — Das Recht, Zölle anzulegen und die Abgabensätze zu bestimmen, bildete sich im Mittelalter zu einem Hoheitsrechte aus und stand in Deutschland dem Kaiser zu, welcher dasselbe einzelnen Reichsständen verleihen konnte. In vielen Wahlcapitulationen, seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, mußten übrigens die Kaiser versprechen, keine Verleihungen neuer, oder Erhöhungen bestehender Zölle, ohne Zustimmung der Kurfürsten, zu gewähren. Noch bis auf die neuere Zeit spricht man von den Zöllen als einem Hoheitsrechte, im Gegensatze der Steuern, oder der, kraft der staatsbürgerlichen Pflicht zu leistenden, Beiträge der Einzelnen zu den öffentlichen Lasten. — Ausser dem besondern Schutze, welcher den Kaufleuten in den Zeiten des Faustrechtes geleistet und auch später noch als Geleitsabgabe bezahlt wurde, wo er nicht mehr nöthig war u., ausser der Natur eines Beitrages zu den Kosten der Land- u. Wasserstrassen, läßt sich für diese alten Zölle kein anderer, als ein fiscalischer Grund auffinden. Man wollte die um ihren Gewinn beneideten Kaufleute, als man sie nicht mehr der Plünderung preisgab, wenigstens besteuern und zwar die fremden höher, als die einheimischen. Dies wollte jeder Grundherr, jede Stadt, jedes Reichsglied, durch deren Gebiet sich irgend ein Verkehr bewegte; damit aber der Handel unter diesen, bei zahllosen Z.-Stätten sich wiederholenden, Plackereien nicht ganz erliege, wurde die Vermehrung und Erhöhung der Zölle von der kaiserlichen Verleihung mit kurfürstlicher Zustimmung abhängig gemacht. Die Umgestaltungen, welche das vereinzelt entstandene und chaotisch verwirrte Z.-Wesen nach und nach erhalten hat, sind im Wesentlichen folgende: Es wurden von den Zöllen diejenigen Abgaben ausgeschieden, welche von inländischen Erzeugnissen vor dem Verbrauche erhoben werden (s. Accise). Die Binnenzölle wurden aufgehoben und die Z.-Stätten an die Landesgränzen verlegt. Die Gränzzölle trafen nur fremde Waaren bei der Ein- und Durchfuhr, einheimische bei der Ausfuhr (Eingangs- oder Consumo-, Durchgangs- oder Transit- und Ausgangs-Z.). — Die Gränzen wurden mit einer militärisch-organisirten Z.-Schutzwache besetzt, um die Erhebung der Zölle zu sichern und dem Gewerbe des Schleichhandels (s. d.) entgegenzuwirken. — Diese Einrichtungen, welche die meisten europäischen Staaten gegenwärtig haben, gewähren im Vergleiche mit dem frühern Zustande den Vortheil, daß der innere

Verkehr sich frei bewegen kann, die Vorbedingung seiner naturgemäßen Entwickelung und damit des Volkswohlstandes; ferner lassen sich dieselben dazu benützen, um neben der Einnahme, bezüglich auf den auswärtigen Verkehr, noch andere Zwecke zu erreichen, namentlich die Einfuhr ausländischer Industriezweige zu verhindern und dadurch die inländische Industrie zu unterstützen und zu fördern. Ob indessen auf diesem Wege (nämlich durch Schutzzölle, Prohibitivzölle) der beabsichtigte Zweck erreicht werde, oder ob nicht im Gegentheil Befreiung davon und ungehinderte Concurrenz und Handelsbewegung einem Lande vortheilhafter sei, ist eine noch keineswegs gelöste Frage. Man sehe hierüber unsere Artikel: Handelsfreiheit und Merkantilsystem.

Zollikofer, Johann Georg, geboren 1730 zu St. Gallen, [illegible] Sohn eines dortigen Rechtsgelehrten, besuchte die Gymnasien seiner Vaterst[illegible] zu Bremen u. die Universität Utrecht, wurde 1754 Prediger zu Murten, [illegible] Berner Gebiete, bald darauf zu Morstein im Graubündter Lande, dann zu Isenb[illegible], endlich 1758 in Leipzig, wo er den 22. Januar 1788 nicht nur von seiner Gemeinde u. Allen, die ihn persönlich kannten, sondern auch von allen Lesern seiner vortrefflichen Schriften, die im Fache der Kanzelberedsamkeit Epoche gemacht haben, hochgeachtet starb. Ihm gebührt das Verdienst, in seinen Predigten auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen Rücksicht genommen, die sich darauf beziehenden Wahrheiten eben so gründlich, als faßlich behandelt, sie mit der Religion in genaue Verbindung gebracht und in einer schönen, edlen und kraftvollen Sprache vorgetragen zu haben. Hauptsächlich enthalten seine Betrachtungen über das Uebel der Welt, 3. Auflage, Leipzig 1789 und seine Predigten über die Würde des Menschen, 2 Bde., ebendaselbst, neue Auflage 1795, einen Schatz fruchtbarer, für das Leben wichtiger Bemerkungen und beweisen, wie er auch nicht gemeine Gegenstände für Gebildete und Ungebildete anziehend und lehrreich zu machen wußte. Seine sämmtlichen Predigten, von denen durch Blankenburg's und Marezoll's Besorgung erst nach seinem Tode neun Bände gedruckt wurden, bestehen unter einem gemeinschaftlichen Titel aus 15 Bänden, Leipzig 1798—1804. Ein vortreffliches Erbauungsbuch sind seine Andachtsübungen u. Gebete, Leipzig, 4 Thle., neue Auflage 1804. Ueber den hohen Werth seines sittlichen Charakters ist nur eine Stimme und die Schilderung des Mannes, der in keinem Worte fehlt, in einer seiner Predigten, ist das Bildniß seines eigenen Herzens.

Zollverein, s. deutscher Zollverein.

Zonaras, Johannes, einer der vorzüglichsten byzantinischen Schriftsteller, zu Anfang des 12. Jahrhunderts, bekleidete verschiedene hohe Staatsämter zu Konstantinopel, trat hierauf in den Mönchsstand und starb in seinem 89. Jahre auf dem Berge Athos. Theils nach Quellen, theils als Augenzeuge schrieb er unpartheiisch: „Annalen vom Anfange der Welt bis 1118“ (Ausgabe von Karl Dufresne, Paris 2 Bde., 1686 und von Pinder, 2 Bde., Bonn 1841—44). Ausserdem „Griechisches Lexikon“ (Ausgabe von Tittmann, Leipzig 1808) und „Scholien zu den Canones der Kirchenväter und Concilien“ (in Beveregii Syndokon etc., Oxford 1672).

Zonen oder **Erdgürtel** heißen in der mathematischen Geographie gewisse Erdstriche, in welche die Erde in Ansehung ihrer Wärme oder Kälte eingetheilt wird. Sie werden durch die beiden Wende- und Polarkreise bestimmt und sind ihrer fünf, eine heiße, zwei gemäßigte und zwei kalte. Zwischen den beiden Wendekreisen, über und unter dem Aequator, ist die heiße Z. Die Sonne kommt den Bewohnern dieses Erdstriches jährlich zweimal und jenen, die unter den Wendekreisen selbst wohnen, einmal gerade über dem Kopfe zu stehen. Die Hitze ist also immer sehr groß und würde vielleicht unerträglich seyn, wenn der Himmel nicht durch die fast beständig gleiche Länge von Tag und Nacht, durch Regen, Gebirge, Winde und andere Mittel für sie gesorgt hätte. Hier ist beständiger Sommer, zweimal im Jahre Ernte. Diese Z. ist 47° breit. Zwischen dem Wendekreise des Krebses u. dem nördlichen Polarkreise ist die gemäßigte

Nord-Z. und zwischen dem Wendekreise des Steinbockes und dem südlichen Polarkreise ist die gemäßigte Süd-Z. Die Sonne kommt den Bewohnern dieser beiden Erdstriche niemals gerade über dem Kopfe zu stehen, ist aber auch nie allzuweit von ihnen entfernt. Sie haben daher stets eine gemäßigte Hitze und die Kälte nimmt nie zu sehr überhand; jedoch ist dieses eigentlich nur von dem mittleren Theile zwischen den beiden Grenzlinien zu verstehen. Denn in der Nähe der Wendekreise ist die Hitze und gegen die Polarkreise hin die Kälte sehr groß. Uebrigens ist in diesen Z.n jährlich zweimal Tag und Nacht gleich und der Jahreszeiten sind vier. Jede dieser Z. ist 43° breit. Zwischen dem nördlichen Polarkreise und dem Nordpole ist die kalte Nord-Z. und zwischen dem südlichen Polarkreise und dem Südpole ist die kalte Süd-Z. Weil die Sonne von diesen Erdstrichen immer sehr weit entfernt ist und sie zu gewissen Zeiten gar nicht bescheint, so ist die Kälte stets sehr groß und um die Pole herum vermuthlich so groß, daß weder die Menschen noch die Thiere daselbst aushalten können. Hier scheint die Sonne ganzer sechs Monate hindurch gar nicht. Jede dieser Z.n ist eine Kreisfläche, die einen Durchmesser von 47° Breite hat.

Zoographie (griechisch) Thierbeschreibung; insbesondere die malerische Abbildung der Thiere, der lebenden Wesen überhaupt und bei den Alten sogar jede Malerei.

Zoolatrie (griechisch) Thierdienst, göttliche Verehrung der Thiere, wie solche namentlich bei den alten Aegyptern im Gebrauche war.

Zoolith (griechisch), ein versteinerter, thierischer Körper. Vgl. den Artikel Geologie.

Zoologie (gebildet aus den griechischen Wörtern ζῶον, das lebendige Geschöpf, und λόγος, die Rede) ist die Lehre von den Thieren (s. d.) und hat den Bau, die Lebensgeschichte und die systematische Anordnung der Thiere zum Gegenstande. Sie beschreibt diese Wesen nach ihrer äußern und innern Form, lehrt die Verrichtungen ihrer einzelnen Theile und ihre gesammte Entwickelungsgeschichte, ihre Sitten, Instinkte und Lebensweise, die Art ihres Vorkommens u. ihre Verbreitung auf der Erde u. s. w. Als die wichtigsten Hülfsmittel, vielmehr als eigentliche Grundlage der Z. erscheinen die Anatomie der Thiere oder Zootomie und die Physiologie (s. d.). Jene lehrt die innere Beschaffenheit (Struktur) und Form des thierischen Leibes kennen; diese betrachtet die Thätigkeit der einzelnen Organe, ihre gegenseitige Beziehung und die Entwickelung des Thieres in der Zeit. Beide erhalten aber nur dann ihren wahren Werth, wenn sie als vergleichende Wissenschaften auftreten und, als solche, die Umänderungen des thierischen Organismus von seiner höchsten bis niedrigsten Form herab aufzusuchen und in ihrer Bedeutung kennen zu lernen streben. Der Z. muß die einer ernsten Wissenschaft würdige Behandelung gewahrt werden; sie soll nicht blos eine Zusammenstellung anekdotischer Thatsachen, die wohl die Neugierde reizen, aber nicht den Verstand üben, mit Umgehung fast aller zootomischen und physiologischen Verhältnisse, seyn; sie soll ferner nicht zu einem trockenen Studium technischer Ausdrücke und willkürlicher Classificationen werden. Man hatte zwar den hohen Werth der vergleichenden Anatomie längst erkannt; Leibnitz (s. d.) nannte sie schon die Seele der ganzen Z.; aber erst Blumenbach (s. d.) schrieb ein Handbuch über die gesammte vergleichende Anatomie. Cuvier (s. d.) gründete später ein System der vergleichenden Anatomie und bemühte sich, die Classification der Thiere einzig auf ihren anatomischen Bau zurückzuführen. Seit dieser Zeit mußte das bis dahin herrschende Vorurtheil, das Thier sei eine bloße Maschine, weichen; die Zoologen widmeten sich von nun an mit wahrhaft wissenschaftlichem Eifer der gründlichen Erforschung jener Gesetze, nach denen der Leib des Thieres in seinen einzelnen Theilen sich gestaltet und der Entdeckung gewisser Grundformen, auf welche alle Thiergestalten zurückgeführt werden können. (Vgl. R. Wagner's Lehrbuch der Zootomie, erster Theil, Anatomie der Wirbelthiere, Leipzig 1843; zweiter Theil, Anatomie der wirbellosen Thiere, von Frey und

Leuckart, Leipzig 1847; ferner R. Wagner's Icones zootomicae, Leipzig 1841.) Chemie und Physik sind der Z. auf ihrem forschenden Gebiete unentbehrlich, was sich leicht erklärt, wenn man auf den gegenseitigen Einfluß und innigen Zusammenhang, in welchem die Naturwissenschaften (s. d.) zu einander stehen, als bekannte Thatsache hinweist. Die Lehre von den versteinerten Thieren (Zoolithen) bildet eine besondere Doctrin, die Petrefaktenkunde (s. Petrefakten). Die Z. selbst läßt sich, wie die Botanik (s. d.), eintheilen in eine reine und angewandte und man unterscheidet dann wieder Unterabtheilungen, wie z. B. bei der letztern eine medizinische, Forst-, ökonomische, technische Z. — Das höchste und letzte Ziel würde die Naturgeschichte als Wissenschaft durch Auffindung eines wahrhaft natürlichen Systems erreichen. Ein solches System erheischt die genaueste und vollständigste Kenntniß der einzelnen Naturkörper, aber nicht blos die Kenntniß der besonderen Eigenschaften des einzelnen Naturwesens, sondern auch der Beziehungen, in denen jeder Naturkörper zu den übrigen steht. Es ist daher leicht erklärlich, daß die künstlichen Systeme den natürlichen voraus gehen mußten. Aristoteles von Stagira (s. d.) legte den ersten Grund zur Naturgeschichte in seinen neun Büchern περὶ ζώων ἱστορίας, ordnete jedoch die Thiere noch nicht nach Klassen, Ordnungen, Familien und Geschlechtern, sondern sprach nur von Arten. Als bekannt darf das, von Plinius dem Aeltern verfaßte, compilatorische Werk unter dem Titel: Historia naturalis, in 37 Büchern, von denen das 8., 9., 10. und 11. von den Thieren handelt, angenommen werden; in demselben sind die Thiere in Land-, Wasser-, Luft-Thiere und Insekten eingetheilt. Zur Zeit des Marcus Aurelius schrieb Claudius Aelianus von Präneste ein gutes Werk: „De historia animalium" in 17 Büchern, jedoch weiß auch er von keinem Systeme. Im 7. Jahrhunderte bearbeitete der Bischof Isidor von Sevilla und im 13. Jahrhundert der Bischof Albertus Magnus (s. dd.) die Naturgeschichte nach der Art des Plinius. Als Begründer der neuern Z. muß der berühmte Conrad Geßner (geboren zu Zürich im Jahre 1516, † 1565 als Professor der Philosophie und praktischer Arzt), der deutsche Plinius genannt, betrachtet werden. Er legte die reichhaltigen Resultate seiner Beobachtungen, sowie die zootomischen Ansichten in seiner mit Holzschnitten illustrirten Historia animalium, Basel und Zürich 1551—60, nieder und theilte die Thiere in lebendiggebärende und eierlegende Vierfüßer, in Vögel und Fledermäuse, in Wasserthiere (wozu Fische, Krebse, Würmer und Schwämme gehören), von denen er später die blutlosen trennte und sie Weich-, Rinden- und Schalthiere, Insekten und Zoorphyten gruppirte und endlich in Drachen und Schlangen ein. Der Engländer Eduard Wotton stellte in seinem Werke: De differentiis animalium, Paris 1552, Fol., eine Classification auf, die mit der heutigen bereits viele Aehnlichkeit hat. Gleichzeitig half Peter Belon (s. d.) der Classification der Vögel auf und Wilhelm Rondelet (geboren 1507 zu Montpellier) und Hippolyt Salviani und Castello in Umbrien (geboren 1514) verbesserten das System der Fische. Fünfzig Jahre später tritt der Italiener Ulysses Aldorandi (geb. 1552 zu Bologna, † 1605), mit einer systematischen Anordnung des Thierreichs auf, indem er die Thiere in lebendiggebärende und eierlegende Vierfüßer, in Vögel, Fische mit den Walen, in Schlangen, Keefer mit Schnecken und Würmern und in Weichthiere theilt. Große Verdienste um die Z. erwarb sich der englische Theologe und Naturforscher John William Ray (geboren im Jahre 1628 zu Black-Notley in der Grafschaft Essex), der die früheren Systeme, unter Zugrundlegung der Anatomie u. Physiologie, bedeutend verbesserte u. viele, von den Reisenden Piso, Hernandez, Marcgraf u. A. beschriebene, ausländische Thiere zuerst in seinem Werke: Synopsis methodica animalium, aufnahm. Nach den hinterlassenen Schriften seines Freundes und Reisebegleiters Willughby gab Ray auch eine Naturgeschichte der Vögel (Ornithologiae libri III, London 1676, 1 Bd. Fol.) und Fische (Historiae piscium libri IV, Oxford 1685, 2 Bde. Fol.) mit Abbildungen heraus. Beide Werke scheint Ray selbst

bedeutend bereichert zu haben. Bei den Vögeln wurde schon nach dem Bau des Schnabels und der Füsse classificirt und bei der systematischen Anordnung der Fische ist Rücksicht auf die Merkmale der weichen und stehenden Rückenstrahlen, sowie auf die Zahl der Flossen genommen worden. Ferner erschien von ihm ein Werk über Insekten, von welchem er selbst nur einen Auszug, Methodus Insectorum etc., London 1705, veröffentlichte, und welches erst nach seinem Tode Lister im Jahre 1710 vollständig herausgab. Am Ende des 17. Jahrhunderts muß als ausgezeichneter Zoologe Anton van Leeuwenhoek (s. d.) genannt werden, der als Anatom, Physiolog und höchst genauer Beobachter sich einen großen Namen machte. Ein Gegner von ihm, der Professor Antonio Vallismeri zu Padua, stellte zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein System der Insekten auf, worin er diese nach ihren Wohnorten eintheilte. Eine Verbesserung der Classifikation der Fische gab der Schwede Artedi in einem Werke (Artedii Ichthyologia sive opera omnia de piscibus, Leyden 1738), welches Linné veröffentlichte. Mit Linné (s. d.) beginnt eine neue Epoche in der Naturgeschichte; er übertraf durch sein, als bloßer Entwurf im Jahre 1735 zum ersten Male erschienenes Werk: „Systema naturae seu regna tria naturae systematice proposita" schon alle seine Vorgänger. Leider waren zu Linné's Zeit die zoologischen Hülfswissenschaften, Anatomie und Physiologie, noch nicht zu der heutigen Höhenstufe gediehen, auch noch kein so großer Reichthum von Beobachtungen gesammelt, daß es möglich gewesen wäre, ein wahrhaft natürliches System aufzustellen. Doch gelang es Linné, mehre natürliche Gruppen zusammenzubringen. Man verdankt ihm ferner eine bestimmte Terminologie und binäre Nomenclatur; überdieß gab er klare und bestimmte Begriffe von Classe, Ordnung, Sippe, Familie und Art. Viele Naturforscher, die hier nicht aufgezählt werden können, schlossen sich Linné's Ansichten an und bearbeiteten einzelne Zweige der Z. ganz in seinem Geiste. Doch fand das Linné'sche System auch seine Gegner, aus denen wir nur Buffon (s. d.) hervorheben, der es in seiner Naturgeschichte einer scharfen Kritik unterwarf, wobei er behauptete, die Methode von Plinius sei besser und eine wissenschaftliche Classification überflüssig. Daubenton (s. d.) und Brisson, Professor der Physik, † 1806, wirkten durch die Zootomie ziemlich auf die zoologische Classification ein; eine neue Bahn auf diesem Gebiete wurde aber durch Cuvier (s. d.) gebrochen. Dieser faßte den innern thierischen Bau mit dessen Erscheinen in der äußern Form zusammen und führte so das zoologische System seiner Vollendung bedeutend näher. Nach Cuvier versuchten noch einige andere Naturforscher, wie Oken (s. d.), Ehrenberg (1836), Burmeister (1837), Milne-Edwards (1839), eigenthümliche Systeme. — Da das ganze Gebiet der Z. äußerst umfassend ist — denn die Zahl der Wesen ist vielfach größer und die Grundformen ihres Baues sind mannigfacher, als jener der Botanik — so kann auch kaum dem Einzelnen eine vollkommene Vertrautheit mit allen ihren Theilen möglich werden. Die neuere Zeit weist viele Schriftsteller und Forscher auf, die sich in den einzelnen Abtheilungen der Z., z. B. im Gebiete der Säugethiere, der Vögel, Fische u. s. w., große Verdienste erwarben und deren Schriften für spezielle Zwecke zu benützen sind. Für eine allgemeine Uebersicht des Ganzen dürften genügen: Wiegmann, Handbuch der Zoologie (Berlin); Cuvier, Das Thierreich geordnet nach seiner Organisation (Leipzig); Lüben, Vollständige Naturgeschichte des Thierreichs (Eilenburg). Umfangreichere Werke sind: Oken, Allgemeine Naturgeschichte (Stuttgart) und H. G. L. Reichenbach, Vollständigste Naturgeschichte rc. (Dresden). C. Arendts.

Zoophyten (Thierpflanzen), nannte Linné alle diejenigen thierischen Formen, welche durch ihren eigenthümlichen Bau gewissermaßen den Uebergang aus dem Thierreiche zu dem Pflanzenreiche machen. Man unterschied sie in Z. im engern Sinne, deren Bestandwesen hornartig erscheint u. in Phytozoen, bei denen die thierische Substanz mehr hervortritt. Auch rechnete man die sogenannten Lithophyten hieher, bei denen die thierische Substanz sehr gering ist. Uebrigs

weichen die Naturforscher in ihren Bestimmungen sehr von einander ab. Cuvier theilt sie in Stachelhäuter, Eingeweidewürmer, Meernesseln, Polypen und Infusorien. Oken faßt sie unter dem Begriffe Polypen zusammen (s. Corallen, Polypen).

Zootomie ist die Beschreibung der organischen Form der Thiere nach ihren sämmtlichen, auch unter der Oberhaut befindlichen Theilen und, da die Physiologie des Menschen sich dieser Kenntniß zur Vergleichung bedient, um zu untersuchen, worin die Form und Erscheinungen an Menschen und Thieren übereinstimmen und um daraus wichtige Resultate ziehen zu können, so heißt dieselbe auch anatomia comparata. (Vgl. Anatomie.)

Zorndorf, Dorf im Kreise Küstrin des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. in der preuß. Provinz Brandenburg, berühmt durch die blutige Schlacht am 25. und 26. August 1758, in welcher die Russen unter Fermor durch Friedrich II. eine Niederlage erlitten. (S. siebenjährigen Krieg.)

Zoroaster (Zerduscht), ein berühmter Weltweiser des Orients, soll König der Baktrianer gewesen seyn, erlangte unter den Persern einen großen Ruhm, weil er bei ihnen einen neuen Gottesdienst einführte. Einige Schriftsteller setzen sein Zeitalter vor das Zeitalter Abrahams, Andere lassen ihn erst nach dem Darius, dem Nachfolger des Cambyses, leben und noch Andere zählen mehr als einen Z. Indessen ist soviel gewiß, daß es lange vor Plato einen berühmten Philosophen des Namens Z. in Persien gegeben habe, welcher das Haupt der Magier, d. i. derjenigen Philosophen, welche mit dem Studium der Religion, auch jenes der Metaphysik, Physik und Naturgeschichte verbanden, geworden ist. Nachdem er in Baktriane und Medien seine Lehre eingeführt hatte, begab er sich gegen das Ende der Regierung des Darius nach Susa. In der Folge zog er sich in eine Höhle zurück, in welcher er lange Zeit lebte. Die Zeit und der Ort seines Todes sind nicht bekannt. Seine Schüler und Anhänger bestehen noch in Asien, besonders in Persien und Indien; sie sehen ihn als ihren Propheten an und schreiben ihm die Zend-Avesta (s. d.) zu.

Zosimus, ein heidnischer Geschichtschreiber, aus der Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr., war Comes fisci zu Konstantinopel und schrieb in griechischer Sprache eine Geschichte der Kaiser von Augustus bis auf das Jahr 410. Sie heißt „neue Geschichte“ (*νέα ἱστορία*) entweder in Beziehung auf des Verfassers eigene Lebenszeit, während welcher er sie selbst unter dieser Aufschrift bekannt machte, oder vielmehr wegen der doppelten handschriftlichen Ausgabe, die er selbst davon veranstaltete. Seine Schreibart ist rein, deutlich und nicht ohne Geschmack. Nur war er nicht unparteiisch genug und besonders wider das Christenthum eingenommen. Ausg. von Thom. Smith, Orf. 1679, mit den Anmerkungen mehrer Gelehrten von Chr. Cellarius, Jena 1713 und von J. F. Reitemeier, Leipzig 1784; übersetzt von D. C. Seybold und K. C. Heyler, Frankfurt 1802 und 1804, 2 Bde.

Zosimus der Heilige, von Geburt ein Grieche, folgte im Jahre 417 Innozenz I. im Pontifikate. Von Pelagius (s. d.) und dessen Schüler Cölestius getäuscht, nahm er sich ihrer als unschuldig an, nachher aber, durch wahre Berichte eines bessern belehrt, sprach er den Bann über diese beiden Irrlehrer aus. Während nämlich dieselben dem Papste ein künstlich abgefaßtes Glaubensbekenntniß vorlegten, welches unter dem äussern Scheine des Katholizismus den Irrthum versteckt enthielt, eilten die afrikanischen Bischöfe, dem Papste die Sache vorzutragen, Nichts zu Gunsten der Betrüger zu unternehmen und hielten hierauf ein Concilium zu Karthago, erneuerten den Ausspruch, welchen schon Papst Innozenz gegen die beiden betrügerischen Ketzer gethan hatte. Im darauf folgenden Jahre, 418, versammelten sie sich abermals zu einem Concilium, wobei der heil. Augustin, wie früher, sehr thätig war; sie hatten bald den Trost zu vernehmen, daß Z. über den Betrug, welchen man mit ihm gespielt hatte, aufgeklärt sei. Z. verdammte nun förmlich mit den afrikanischen Bischöfen die pelagiani-

sche Ketzerei, welche, gleich der arianischen, bald selbst sich spaltete und, so wie es Arianer und Semi-Arianer gab, so gab es bald auch Pelagianer und Semi- oder Halb-Pelagianer: das ist das beständige Merkmal der Ketzereien; aus Mangel der Wahrheit und eines Einigungspunktes zerfallen sie in verschiedene Sekten u. nach und nach lösen sie sich ganz auf, verschwinden von der Erde, oder verkriechen sich in irgend einen Winkel, welches aber der Fall bei der katholischen Kirche nie ist; daher ist die beständige Fortdauer selbst das wichtigste Zeugniß für ihren göttlichen Ursprung. An Z. ließ Apiarius, ein abgesetzter afrikanischer Priester, eine Appellation ergehen, die er späterhin unter dem Papste Cölestinus wiederholte und dadurch Anlaß zu großen Anständen gab. Endlich gestand Apiarius seine so lange mit Kühnheit geläugneten Verbrechen ein und seine Absetzung blieb in Kraft. — Noch von einer andern Seite ließ sich Z. täuschen. Zwischen Vienne und Arles hatte ein Streit in Betreff der geistlichen Gerichtsbarkeit Statt, der auf einer, unter dem Papste Innozentius zu Turin gehaltenen, Kirchenversammlung dahin entschieden war, daß derjenige Bischof, der erweisen würde, daß seine Stadt die Metropolis — Hauptstadt — gewesen, auch die Rechte eines Metropolitan und die damit verbundenen Vorrechte genießen sollte; inzwischen, bis dieser Beweis gestellt sei, sollte jeder von beiden Bischöfen die Metropolitan-Gerichtsbarkeit über jene Gemeinden üben, welche der Hauptstadt eines Jeden am nächsten lägen. Patroclus wußte den Papst zu bereden, ihm zum Nachtheile des Sitzes von Vienne besondere Vorrechte zu verleihen. Der Papst nahm auf die Einsprache des Bischofs von Vienne wieder zurück, was er dem Patroclus über die Gebühr verstattet hatte. Er starb, nachdem er die Kirche 1¾ Jahr regiert hatte, im Jahre 418, den 26. Dezember, an welchem Tage auch sein Gedächtniß gefeiert wird.

Zrinyi, ein in der Geschichte Ungarns berühmtes, mit den Rosenbergen verwandtes Geschlecht, das seinen Ursprung von den Grafen von Brebir ableitet, seit 1347 aber von dem ihm gehörigen Schlosse Zrin den Namen Z. führte und im Jahre 1703 erlosch. Besonders berühmt hat sich aus demselben gemacht: Niclas Graf von Z., Feldherr Kaiser Ferdinand I., Ban von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geboren 1518, bekam schon als 12jähriger Knabe von Karl V. bei der Belagerung von Wien ein Streitroß und eine goldene Kette, zeichnete sich unter Johann von Zapolya aus, vertheidigte 12 Jahre gegen Solimann Kroatien und schlug ihn 1562 bei Szigeth. 1566 wollte Solimann seinen alten Plan, Szigeth zu erobern, erneuern. Z., um zuvor zu kommen, überfiel und zerstäubte mit 1000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde die ganze Avantgarde des sich nahenden türkischen Heeres. Solimann, darüber wüthend, geht über die Donau und lagert sich mit 190,000 Mann vor Szigeth. Z. beschließt, sich aufs Aeußerste zu wehren, nimmt Adel, Bürgerschaft und Soldaten in Eid und Pflicht und unternimmt Ausfälle, die die Feinde, aber auch ihn sehr schwächten. Die neue Stadt wurde von drei Seiten beschossen, in den Schloßgraben eine Verschanzung aufgeworfen und mit Kanonen bepflanzt. Z. steckt sie selbst in Brand und verschüttet die Thore der alten Stadt. Nun nehmen die Türken die alte Stadt ein und Z. muß nach der tapfersten Gegenwehr sich ins Schloß zurückziehen. Z. machte wüthende Ausfälle, die Türken trieben ihn aber zurück. Jetzt nur 217 Mann stark, jetzt selbst sein Wohnzimmer in Flammen sehend, weiht er, ein zweiter Leonidas, sich dem Tode, läßt sich die Fahnen vortragen, folgt mit gezücktem Säbel seiner Heldenschaar aus dem Innern des Schlosses. Schon auf der Brücke entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Von drei Schüssen der Janitschaaren getroffen, stürzte er und mit ihm fallen Alle. Solimann hatte diese Veste 35,000 Mann gekostet und doch diesen merkwürdigen Tag nicht erlebt, 7. September 1566. Ein Fieber hatte ihn einige Tage vorher dahin gerafft. Der Pascha von Ofen sendete das abgeschnittene Haupt Z.'s an den Grafen Salm mit einem Schreiben, das seine Hochachtung ganz dem Helden bezeugt.

Zschokke, Heinrich, geboren 1771 zu Magdeburg, als der jüngste Sohn eines wohlhabenden Tuchmachers, studirte auf dem Magdeburger Gymnasium, zeigte jedoch Unlust zum ernstlichen Lernen, dagegen eine gewisse Neigung zur religiösen Schwärmerei. Dabei war sein jugendlicher Kopf, freilich auf selbstständige, eigene Weise, thätig genug. Erzählungen alter Tagelöhner und Knechte waren ihm mehr als Grammatik. Aus „Robinson Crusoë“ und „Tausend und Einer Nacht“ zog er geistige Nahrung. Schon mit dem zwölften Jahre äusserte sich sein Drang, in einem Tagebuche „Selbstschau“ zu halten. Man verstand ihn nicht und er rächte sich dafür durch Trotz. Ein Schülerstreich trieb ihn endlich zur Flucht. Siebzehn Jahre alt, entlief er nach Schwerin, ging dort unter die Schauspieler und wurde Theaterdichter bei einer herumziehenden Truppe. Seine zweijährige Irrfahrt — sagt er in seiner „Selbstschau“ — gab ihm den nöthigen „Leichtmuth“, der ihm bei seiner Kopfhängerei gefehlt. Als die Truppe sich auflöste, ging er auf die Hochschule zu Frankfurt a. d. O., trieb Theologie, Philosophie, Geschichte und Dichtkunst und schrieb den Banditen Abällino. Mit großem Lärm ging das dramatische Ungeheuer über alle deutsche Bühnen. Z. schämte sich später dieser Mißgeburt und besserte daran nach Kräften, denn das Publikum wollte das Ungethüm nicht missen. Z. schrieb das Stück in der Zeit seiner religiösen Wirren; der Zweifel hatte den, ohnehin der festen Grundlage entbehrenden, Glauben in ihm getilgt und die Skepsis predigte in Abällino nach der Weise eines Karl Moor. Z. kehrte als Candidat der Theologie nach seiner Vaterstadt zurück und begann zu predigen, aber die nun hereinbrechende französische Revolution wirkte übermächtig auf seinen Geist und er sah in allen Greueln Frankreichs „nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adeligen und hohen Priestern zertretenen Nation“. Sein Auftreten verschloß ihm die Laufbahn eines protestantischen Predigers in Preußen, er durchwanderte Deutschland und gelangte nach der Schweiz. Sein Traum von republikanischer Gleichheit war bald vernichtet. Indeß fand er dort Pestalozzi, Usteri, Nägeli. Er ging nach Paris. Der alte Schlabrendorf trübte ihm auch den Glauben an den großen ächten Freistaat der Franken. Er wollte nach Rom, ohne dort ein Ziel zu haben, zuvor aber noch in den, zwischen den Bergen versteckten, Schweizer-Cantonen Hirtenvölker aufsuchen, um bei ihnen vielleicht die ächte Demokratie zu finden. So kam er nach Chur, wo er die Reichenauer Anstalt besuchte, in welcher drei Jahre zuvor der damalige Herzog von Chartres, der spätere Franzosenkönig Louis Philipp, hülflos Unterkunft gefunden. Der Hang zum thätigen Wirken bestimmte Z., mit Begeisterung die glanzlose Dornenbahn des Schulmannes zu betreten. Er übernahm (1797) die Leitung des Seminars von Marschlins und Haldenstein in Reichenau. Seine „Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien“ erwarb ihm das Schweizer Bürgerrecht. Die Anstalt blühte unter ihm auf. Allein seinem friedlichen Thun ward bald ein Ziel gesteckt. Die Heere der Franken überzogen die Schweiz. Z. erhob sich gegen das Bestehende, trat als erbitterter, blinder Feind des Klerus auf und floh mit Salis nach Aarau, wo er Schutz für seine Partei und das französische Bürgerrecht fand. 1798 ward er Deputirter bei den helvetischen und französischen Behörden, später Chef für das Departement des Schulwesens und Regierungs-Commissär des helvetischen Vollziehungs-Directoriums zu Unterwalden, und die ihm ertheilte Vollmacht für diesen Canton wurde später auch über Uri, Schwyz u. Zug ausgedehnt. Im Jahre 1800 ernannte ihn die Central-Regierung zu Bern zum Regierungs-Commissär. Als solcher erwarb er sich das Verdienst, zwischen den französischen Heeren und dem Schweizer Volke nach Kräften zum Guten zu vermitteln. Er schildert in seiner „Selbstschau“ die „Blutsaugereien der damals gefeierten Völkervampyre“, blieb also nicht lange ein Schwärmer für Frankreich. Später trat er in die Administration Aarau's, wurde (1804) Berg- u. Forstrath, machte als solcher botanische Studien und schrieb sogar ein Lehrbuch „der Gebirgsförster“. Nach dem Lüneviller Frieden, den er mit Kanonendonner begrüßte

ließ, trat er mehr in den Privatstand zurück, entschlossen, als „Zeitgenosse einer civilisirten Barbarei“ fortan nur durch die Feder zu wirken. Er ließ sich in u. bei Aarau („Blumenhalde“, sein Landsitz) häuslich und ehelich nieder. 1803 u. 1805 erschienen seine „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“. Den Uebergang vom praktischen zum literarischen Wirken machte er in seinem Volksblatte „der Schweizerbote“ und in seiner „Schweizerlands-Geschichte für das Schweizervolk“. Eine Menge Ehrenämter begleiteten ihn noch in den Privatstand, in welchen er auch seinen blinden Haß gegen Priester und Patricier mit hinübernahm. Als die Behörden ihn zwingen wollten, den Verfasser eines freisinnigen Artikels in seinem Blatte zu nennen, legte er alle seine Aemter nieder (1829). Später ging er auf erhaltene Aufforderung nach Bayern und schrieb die „Bayerischen Geschichten“. Der pantheistische, freilich damals als solcher noch unbekannte Verfasser der „Stunden der Andacht“ (seit 1807 in 27 Auflagen) konnte sich jedoch im katholischen Bayern nicht heimisch fühlen. Er kehrte zu seiner „Blumenhalde“ zurück, fort und fort literarisch beschäftigt, in Aarau hochgeehrt und in vielen Angelegenheiten der Verwaltung und des Staatswesens berathen. Schon im Greisenalter machte er noch viele größere Reisen, besuchte auch seine Vaterstadt „Magdeburg“ noch, die ihn sehr feierte und ihm das Ehrenbürgerrecht verlieh. Er starb am 27. Juni 1848 auf seinem Landgute. Als Schriftsteller ist Z. kein feiner Seelenmaler, hat aber einige gesunde und natürliche Gestalten geschaffen. Wenn er aber in der Novelle „Tante Rosmarin“ die aus Zufall und Naivetät gefallene Mädchenunschuld zum Thema macht, so kann die Gesundheit seines Sinnes nicht für die fehlende Feinheit der Schilderung so discreter Fälle entschädigen. Es ist aber gerade die Derbheit, der Pragmatismus seiner Erzählungen, was ihnen so großen Antheil verschaffte; es ist das Faßliche, das Spruchliche, die sinnliche Kraft und Energie seiner gleichnißreichen Sprache, die ihn zum populären Schriftsteller machte. Sein praktisch handfester Witz, der an die Rüstigkeit der Komik unserer Altvordern erinnert, hat sich an der schnellkräftigen, spruchfertigen Redeweise des Volkes genährt und gepflegt. Wenn aber Z. Seelenkämpfe malen, sich — und dazu hat er eine besondere Neigung — in das Gebiet der Philosopie und Religion versteigt, dann wird er verzerrt und unwahr. Empörer wider Gott und seine Weltordnung sind seine Lieblingsgestalten: wie widerlich sind nur seine Abällino, Adderich im Moos, Alamontade! Diese verwilderten Naturmenschen feiern eben den Dienst der Natur. Z. war Protestant, insofern er die katholische Kirche haßte, allein nicht minder war er auch Gegner des orthodoxen Protestantismus, wie überall alles Positiven in der Religion. Folgendes ist ein Verzeichniß von Z.s sehr zahlreichen Schriften: Dramatische Werke: Graf Monaldeschi, Berlin 1790, 1809; Abällino, der große Bandit, Frankfurt a. d. O. 1793, Aarau 1823; Julius von Sassen, Zürich 1796; Die Zauberin Sidonia, Berlin 1798; Das Mißverständniß, Augsburg 1798; Der Marschall von Sachsen, Bair. 1804; Die eiserne Larve, ebend. 1804; Tartuffe in Deutschland, Zürich 1805; Hyppolith und Roswitha, ebend. 1805. Romane, Erzählungen und Reisebeschreibungen: Arkadien, oder Gemälde nach der Natur auf einer Reise von Berlin nach Rom, Bair. 1796; unter dem Namen Johann von Magdeburg: Schwärmerei u. Traum, Stuttg. 1791—94, 2 Bde.; Alamontade der Galeerensklave, Zür. 1811, 2 Bde., 6. Aufl. 1836; Stephan Bathory, König von Polen, Bair. 1796; als M. J. R.: Die schwarzen Brüder, Frankfurt 1800, 2 Bde.; Kuno v. Kyburg nahm die Silberglocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heil. Vehmgerichts, Berl. 1795—99, 2 Bde.; Vignetten, Basel 1801; Schattirungen, ebend. 1803; Giuglio della Obizzo oder Abällino unter den Calabresen, ebend. 1803, 2 Bde.; Der Feuergeist, Aarau 1803; Die Prinzessin von Wolfenbüttel, ebd. 1810; ferner: Der Flüchtling im Jura, ebend. 1824; Der Freihof in Aarau, ebd. 1825; Adderich im Moos, ebend. 1825; letztere drei auch unter dem Titel: Bilder aus der Schweiz, 5 Bde.; Der Creole, ebend. 1830. Geschichtliches: Geschichte

des Freistaats der drei Bünde in Rhätien, Zürich 1798, neue Aufl. ebd. 1817; Der Krieg Napoleon's gegen den Aufstand der spanischen und portugiesischen Völker, Aarau 1813; Geschichte vom Kampf und Untergang der Schweizer Berg- und Waldcantone, besonders des Cantons Schwyz, ebend. 1801; Historische Denkwürdigkeiten des helvetischen Staates, Winterthur 1803—5, 3 Bde.; Geschichte des bayerischen Volks und seiner Fürsten, Aarau 1813—18, 4 Bde., 3. Ausg. ebend. 8 Bde.; Des Schweizerlandes Geschichte, ebd. 1824, 4. Aufl. 1831; gesammelt sind seine historischen Schriften, Aarau 1830, 16 Bde. Für Forstwissenschaften: Die Alpenwälder, Stuttgart 1804; Der Gebirgsförster, Aarau 1804, 2 Bde. Zeitschriften: Literarisches Pantheon, Frankf. 1794; Miscellen für die neueste Weltkunde, Aarau 1807—13; Erheiterungen, ebendas. 1811—27; Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, ebd. 1817—23, 4.; Prometheus, ebend. 1832, 2 Bde.; Der Schweizerbote, ebend. 1804—32; Stunden der Andacht, Werke, Aarau 1826, F. 40 Bde., 16.; Ausgewählte belletristische Schriften, ebend. 1826, 14 Bde., 16.; Ausgewählte Dichtungen, ebend. 1830, 10 Thle.; Vollständige Sammlung in einem Bande, ebend. 1830; Ausgewählte historische Schriften, ebend. 1837, 10 Thle., 16.; Ausgewählte Novellen und Dichtungen, ebend. 1836, 8 Thle., 7. Aufl. 1845, 10 Bde., 12.; Aehrenlese, ebd. 1844, 2 Thle.; Gesammelte Volksschriften (Goldmacherdorf, Meister Jordan, Spruch und Schwank, Branntweingast), ebend. 1841. Vgl. Z.'s Selbstbiographie (Selbstschau), ebd. 1843, 2 Bde; Z.'s Biographie u. Charakteristik von E. Münch, Haag 1831. Br.

Zschopau, Stadt im königl. sächsischen Kreise Zwickau, an dem, am sächsischen Fichtelberge entspringenden, Flusse gleiches Namens, theils auf einem Berge, theils im Flußthal gelegen; Felsenschloß und Sitz eines königlich sächsischen Gerichts- und Forstamtes; große Baumwollspinnereien, Woll-, Baumwoll- u. Leinenweberei, auch Töpferwaaren. 5550 Einwohner. Geburtsort von B. Weigel. Dabei das Schloß Wildakke mit zum Theil in Stein ausgehauenen Mauern und (an der Zschopau) das bedeutende Blaufarbenwerk Zschopenthal.

Zuaven sind die Miethtruppen, welche die Franzosen nach ihrer Landung in Algier unter den Landeseingeborenen anwarben u., um Eingeborene u. Franzosen zu verschmelzen, der französischen Armee einverleibten. Sie sind in maurischer Tracht, aber mit europäischen Waffen versehen und bestehen zum Theil und ursprünglich aus den Bewohnern des Distrikts Zuavia im Jurjura (Constantine). Das ganze Corps hat seit 1830, als die Franzosen sie in Sold nahmen, der Zahl u. Einrichtung nach vielfache Veränderungen erfahren. General Lamoricière erwarb sich Verdienste um ihre Organisation; er u. besonders Cavaignac leisteten Vorzügliches mit ihnen.

Zuccagni-Orlandini, Attilio, einer der thätigsten Beförderer höherer Cultur in Italien, im letzten Zehntel des vorigen Jahrhunderts zu Ficaola geboren, machte seine Studien hauptsächlich auf der Hochschule von Pisa, wo er die Doctorwürde der midizinischen und chirurgischen Fakultät erhielt. Später besuchte er noch die Hochschulen von Bologna, Padua, Pavia, Turin und Genua. Die nächste Zeit füllten Reisen aus. Paris besuchte er im letzten Jahre von Napoleons Herrschaft und ging, im Vaterlande nur kurze Zeit rastend, nach Portugal und Spanien. In Lissabon fesselte ihn vor Allem die Lusiade von Camoens, von der er eine italienische Uebersetzung verfaßte, die jedoch nie im Drucke erschienen ist. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ging er an die Ausführung seines Lieblingsplanes, eine aus Fachmänner aller Art bestehende Gesellschaft unter dem Namen Societa polimatica zu bilden, was ihm ganz nach Wunsch gelang. Ein Physiker und Mathematiker, ein Chemiker, ein Arzt, ein Chirurg, ein Jurist und Kameralist, ein Professor der Literatur, ein Philolog, ein Archäolog, ein Historiker und Geograph, ein Mechaniker, ein Professor der schönen Künste und ein Philharmoniker vereinigten sich mit ihm zu gesellschaftlichen Zusammenkünften, die von Zeit zu Zeit in seinem Hause stattfanden, bei denen jeder über die neuesten

Fortschritte in seinem Fache Bericht erstattete. Die Zusammenkünfte hatten die schönste Wirkung, indem sie den wissenschaftlichen Sinn außerordentlich belebten, hörten aber leider schon im dritten Jahre auf. Um diese Zeit machte Z. eine zweite Reise nach Spanien und während seiner Abwesenheit löste sich die Gesellschaft auf, deren Seele er gewesen war. Nun wandte er sich der Umgestaltung des Jugendunterrichtes zu und eröffnete 1818 mit Erlaubniß der Regierung zu Florenz eine Privatschule, welche auf dem Felde gemeinnütziger Kenntnisse allerdings Vieles leistete, aber auch nur zu bald den Eltern der Betheiligten die Ueberzeugung aufdrängte, daß das religiöse Element, die unerläßliche Grundlage aller Erziehung und Jugendbildung, von dem Stifter und Leiter dieser Anstalt durchaus aus dem Auge gelassen wurde. Da Klagen bei der Regierung nicht nur Nichts fruchteten, diese vielmehr an Z. noch eine jährliche Unterstützung von 5000 Livr. verabreichte, so zogen die Eltern ihre Kinder nach und nach zurück und die Schule mußte nach 8 Jahren ihres Bestehens aus Mangel an Theilnehmern wieder geschlossen werden. Nun begann Z eine andere, wirklich gemeinnützige Arbeit: „eine physische, bürgerliche und politische Geschichte Toskana's durch Karten und Tabellen erläutert.“ Um etwas ganz Tüchtiges zu liefern, durchreiste Z. das Land nach allen Richtungen und ließ selbst den kleinsten Ort nicht unbesucht und undurchforscht. Auf diese Weise vergingen 7 Jahre, ehe die zwanzig Karten und Tabellen fertig waren, aus denen das Werk besteht. Die Toskaner hatten seine Thätigkeit mit Jubel begrüßt, aber ihre Theilnahme war nicht so nachhaltig, daß sie ihn für seine vielfachen Opfer entschädigt hätte. Im Gegentheil zeigte sich ein so starker Ausfall, daß Z. genöthigt wurde, seinen schönen Landsitz zu Fiesole zu verkaufen. An dis Kartenwerk reihte sich gleich ein neues Unternehmen. An der Küste von Toskana liegt die kleine Insel Pianosa, die seit dem letzten Einfalle der Türken von 1530 nicht wieder angebaut worden ist. Bei der Beschreibung dieser Insel hatte Z. den Wunsch ausgesprochen, daß sich doch eine Gesellschaft patriotischer Männer zur Urbarmachung des einst so fruchtbaren Landes bilden möchte. Mehre Kaufleute von Livorno gingen auf diese Idee ein, erbaten sich von Z. nähere Aufschlüsse und vermochten ihn, daß er die Verhandlungen bei der Regierung für sie führte. Aber auch dieses Unternehmen schlug nicht zum Vortheile der Betheiligten aus. Die Regierung entschied sich erst nach zwei Jahren, der Gesellschaft die Insel in Pacht zu geben und während dieser langwierigen Unternehmungen, die Z. mit unverdrossener Ausdauer führte, hatte der größere Theil der Unternehmer den Muth verloren und war zurückgetreten. Zuletzt blieb ein Einziger zurück, der eine neue Aktiengesellschaft bildete und die Insel selbst bezog. Auf Z beruhte die ganze Last und Verantwortlichkeit und wie schwer beide waren, wird man leicht ermessen, wenn man weiß, daß jener eben bezeichnete Unternehmer, nachdem er eine bedeutende Summe in den Händen hatte, jede Rechnungsablage verweigerte und, um eine solche zu vermeiden, Ausflüchte und Schwierigkeiten aller Art machte. Es verflossen volle zehn Jahre, ehe dieser Mann genöthigt werden konnte, die Insel zu verlassen; nun erst wurde Z. von dessen Nachfolger vollkommen entschädigt. Bei all' seiner Unruhe um die Insel Pianosa hatte der gelehrte Italiener doch Muße und Lust für eine große Arbeit bewahrt, zu der er das Progamm schon im J. 1835 veröffentlicht hatte. Es ist dies seine Chorographie Italiens, eine vollständige Beschreibung der ganzen Halbinsel, einen reichen Atlas und die Abbildungen der Hauptdenkmaler enthaltend. Als der Plan bekannt wurde, bildete sich in Florenz eine Aktiengesellsellschaft, welche die nöthigen Gelder für den Druck des Textes und den Stich der Platten zusammenschoß. Die Zahl der Mitglieder, unter denen sich viele Ausländer befanden, stieg rasch auf 700 Personen. In Piemont, womit der Anfang gemacht wurde, erhielt Z. viele Ermunterung. Die Regierung selbst, verschiedene Gesellschaften und die nahmhaftesten Gelehrten verschafften ihm jede Aufklärung und so konnte schon im April 1835 die erste Monatslieferung erscheinen. Andere Theile Italiens zeigten sich läßiger. Im Mai

1845 war die ungeheuere Arbeit vollendet. Die Kosten waren auf 165,000 Thl. aufgelaufen, 32 Familien hatten 10 Jahre lange bei dem Werke ihren Unterhalt gefunden. Den schönsten Lohn des Verfassers bildete die Anerkennung, die ihm überall, in Toskana am wenigsten, zu Theil wurde. Der König von Preußen verlieh ihm den rothen Adlerorden, der Herzog von Lucca den Verdienstorden des heiligen Ludwig. Seitdem hat Z. ein Unternehmen begonnen, das seinem Vaterlande großen Vortheil bringen wird. Schon früher hatten ihn mehre Bergwerksbesitzer angegangen, ihnen zu einem ausgedehntern Betriebe des Grubenbaues behülflich zu seyn und Z. hatte auch mit Rath und That Hülfe geleistet. Jetzt hat sich auf seinen Betrieb ein Verein für den Bergbau gebildet, an dessen Spitze die beiden jungen Fürsten Demidoff und Poniatowski stehen. Mit den Kupfergruben der Insel Elba hat man den Anfang gemacht. Nebenbei beschäftigt Z. die Cultivirung der Insel Pianosa noch fortwährend.

Zuccarelli, Francesco, ein berühmter Maler, geboren um 1704 zu Pitigliano im Großherzogthum Toskana, war ein Schüler von Johann Maria Morandi, ließ sich zu Venedig nieder und malte Landschaften mit zierlichen Figuren, wodurch er sich einen großen Ruhm erwarb. Der englische Consul Joseph Smith bestellte sowohl für sich, als auch für seine Landsleute viele Arbeiten bei ihm und auch aus anderen Ländern ergingen viele Bestellungen an ihn. Er reiste in der Folge durch Deutschland, Holland und Frankreich nach England, hielt sich fünf Jahre in London auf, erwarb sich in dieser Zeit vieles Vermögen u. kehrte darauf wieder nach Venedig zurück. Später begab er sich noch einmal nach London und starb den 30. Dezember 1788 zu Florenz. Z. war einer von den seltenen Landschaftsmalern, denen die Figuren und andere Umstände keine Kleinigkeit waren, sie waren alle fein gezeichnet und nett ausgemalt und hatten durchgehends edle Mienen. Auch seine Thiere waren auserlesen schön, besonders die Hunde und Pferde. Er selbst hatte so wenig Zutrauen zu sich, daß er noch in seinem sechzigsten Jahre die Akademie fleißig besuchte, um nach dem Leben zu zeichnen.

Zuccarini, Joseph Gerhard, ein namhafter Botaniker, geboren 1797 zu München, bildete sich in Erlangen und München, ordnete und beschrieb mit Martius die brasilianischen Pflanzen und ward 1827 Professor der Botanik und Mitglied der Akademie zu München, wo er im Febr. 1848 starb. Wir nennen von seinen Schriften: „Flora der Gegend von München“ (Band 1, 1829); „Charakteristik der deutschen Holzgewächse in blattlosem Zustande“ (1829—31); „Flora Japonica“ (mit Siebold s. d.); „Naturgeschichte des Pflanzenreichs“ (1843).

Zuchthaus, s. Gefängnißwesen.

Zucker, ein eigenthümlicher Bestandtheil vieler Pflanzen, der sich durch den süßen Geschmack derselben zu erkennen gibt und in mehren Pflanzensäften sich schon gebildet vorfindet, in anderen Substanzen aber, z. B. im Stärkmehl, erst künstlich entwickelt werden muß. Fast aller käufliche Z. wird aus dem Safte des Zuckerrohrs und der Runkelrüben (s. d. Art. Runkelrübenzucker) gewonnen. Das Zuckerrohr, welches in die Familie der Gräser gehört, wächst nur in heißen Landstrichen, namentlich zwischen den Wendekreisen. Sein Vaterland ist Ostindien; durch die Araber wurde es im 12. Jahrhunderte nach Aegypten, Malta und Sicilien verpflanzt. Im 15. Jahrhunderte kam es nach Madeira und den canarischen Inseln, welche vor der Entdeckung Amerika's ganz Europa mit Z. versorgten, und später wurde es nach Westindien und Südamerika verpflanzt. Von der Insel Malta oder Melite hat der Melis-Z. den Namen erhalten und von den canarischen Inseln nennt man noch jetzt zuweilen die feinste Raffinade Canarien-Z. Jetzt wird auf den genannten Inseln, sowie in Spanien, Sicilien etc. nur sehr wenig Z. gebaut. Um den Z. zu gewinnen, wird das Z.-Rohr zwischen Walzen zerquetscht und der süße Saft sogleich an Ort und Stelle mit einem Zusatz von gelöschtem Kalk, Knochenkohle oder getrocknetem Blute zwei

geklärt und dann eingesotten, bis er sich zu sandartigen Körnern krystallisirt. Der auf diese Weise gewonnene feste Z. wird Roh-Z. oder Muscovade genannt; ein Theil des Z.-Saftes krystallisirt jedoch nicht, sondern bleibt flüssig und wird entweder an Ort und Stelle zur Destillation des Rums verwendet, oder unter dem Namen Melasse in den Handel gebracht. Die Melasse wird von der Muscovade geschieden, indem man den eingedickten Saft entweder in Fässern, deren Boden Löcher haben, in welche die porösen Stiele von Pisangblättern gesteckt sind, abtropfen läßt, oder, indem man ihn in irdene, trichterförmige, an der Spitze mit einem Loche versehene Formen schüttet und aus diesen durch die kleine Oeffnung die Flüssigkeit abtropfen läßt. Die breite Fläche an der obern grossen Oeffnung der Form wird dabei mit nassem Thon bedeckt, aus welchem das Wasser durch den Z. sickert, die darin enthaltene Melasse vollends auflöst und ihn auf diese Weise besser reinigt, als durch das Abtropfen in Fässern. Dieser Z. wird gedeckter, terrirter Z. oder Cassonade genannt. Derselbe hat eine nicht ganz weiße Farbe und bildet große, ziemlich fest zusammenhaltende Brode. Man nennt diesen Z. in Deutschland gewöhnlich gestoßenen Lumpen, gestoßenen Melis, klaren Z. oder Puder-Z. Die Muscovade wird in den Colonien oft noch einmal umgekocht und der gedeckte Z. noch ein oder mehre Male gedeckt, wodurch man Sorten hellerer Farbe erhält. Die verschiedenen Sorten des Roh-Z.s werden nach ihrem Vaterlande benannt und zerfallen in zwei Hauptklassen, nämlich in amerikanischen und asiatischen, oder, wie man gewöhnlich sagt, westindischen und ostindischen. Fast alle westindischen Inseln liefern Z., am meisten Jamaica, Cuba, Portorico, Martinique, St. Thomas und St. Domingo; in Südamerika namentlich Surinam, Cayenne, Demerary, Bahia, Pernambuco, Rio Janeiro 2c. In Asien besonders Bengalen, Java, Manilla, Siam, China 2c.; ferner die afrikanischen Inseln Mauritius und Bourbon. Im Allgemeinen sind die westindischen Roh-Z. heller von Farbe, als die ostindischen. Am besten für die Raffinirung sind diejenigen, welche möglichst licht von Farbe und trocken sind und ein starkes, zwischen den Fingern sich scharf anfühlendes, Korn haben. Nach diesen verschiedenen Eigenschaften wird der Roh-Z. in eine große Menge Sorten getheilt, auch wird zuweilen gedeckter und ungedeckter untereinander gemischt. Unter allen Roh-Z.n werden die von Havannah am meisten geschätzt, weil sie das schärfste Korn haben, was ein Zeichen des meisten Z.-Gehaltes ist. Der Roh-Z. wird, meist in Europa, einer nochmaligen Reinigung, der Raffinirung, unterworfen. Dies geschieht in eigenen großen Anstalten, Z.-Raffinerien genannt, deren es besonders in England, Frankreich, in mehren deutschen Städten, namentlich Hamburg, Bremen, Berlin, Stettin, Köln 2c., ferner in Italien, Rußland 2c. gibt. Der Roh-Z. wird zu dem Ende in Wasser aufgelöst, mit einem Klärungsmittel, meist Knochenkohle oder Blut, seltener Kalk, gekocht, dann die geklärte Flüssigkeit filtrirt und hierauf eingesotten. Die Masse wird dann, nachdem sie etwas abgekühlt ist, in irdene, trichterförmige, an der Spitze mit einer Oeffnung versehene, Formen geschüttet, in denen man sie umrührt, um die Bildung großer Candiskrystalle zu verhindern und dann so lange erkalten läßt, bis die an der breiten Fläche sich gebildete feste Decke in der Mitte einsinkt. Hierauf werden die Formen mit der Spitze nach unten auf Töpfe gestellt und der Pfropf aus der kleinen Oeffnung in der Spitze gezogen, so daß der unkrystallisirbare braune Saft, welcher Sirup genannt wird und meist aus Schleim-Z. besteht, abfließt. Der jetzt abfließende wird grüner oder ungedeckter Sirup genannt und ist geringer, als der später erzeugte, welcher gedeckter heißt und den man wieder in solchen vom ersten und zweiten Decken unterscheidet, wovon letzterer der beste und zuckerreichste ist. Nach Verlauf von etwa acht Tagen wird der Z. in den Formen gedeckt, d. h. die Oberfläche wird mit einem weichen Brei aus geschlemmtem, ganz reinem Thon u. Wasser, etwa einen Zoll hoch, belegt, aus welchem das Wasser durch den Z. sickert und den Sirup auszieht. Dieses Decken wird mehre Male

wiederholt, bis der Zucker ganz rein ist. Hierauf bringt man die aus den Formen genommenen Brode einige Tage auf den Trockenboden und dann in eine, bis auf 45 Grad geheizte, Trockenstube. Wenn die Brode völlig trocken sind, werden sie in starkes, weißes oder blaues Papier (Z.-Papier) geschlagen, mit Bindfaden umbunden und zum Verkauf auf's Lager gebracht. Auf diese Weise wird der feine Z. oder Raffinade verfertigt. Zu den geringeren Sorten, Melis genannt, werden die Abgänge bei der Erzeugung des feinen Z.s theils mit, theils ohne Zusatz von Roh-Z. verwendet, auch treibt man das Einkochen nicht bis zu den höchsten Punkt u. wiederholt das Decken nicht so oft. Die Raffinade u. der Melis werden nach ihrer verschiedenen Weiße u. Feinheit in superfein, feinfein, fein, feinmittel, mittel, feinordinär, gut ordinär, ordinär rc. getheilt; den geringsten Melis nennt man Lumpen; er wird gewöhnlich in größere Brode geformt, und da die Spitze oft bräunlich bleibt, so wird sie zuweilen abgeschnitten und unter den Farin- oder gestoßenen Z. gemischt. Der Farin oder Farin-Z., auch Bastern oder Bastert-Z. genannt, ist der geringste raffinirte Z., welcher nicht weiß, sondern mehr oder weniger gelb oder bräunlich von Farbe, auch gewöhnlich nicht völlig trocken ist und nicht zusammenhält, weshalb er nur in der Form von gestoßenem Z. verkauft wird. Er wird jedoch selten in den Z.-Siedereien verfertigt und man verkauft meist rohen Z. unter dem Namen Farin. Der Sirup ist um so besser, je dicker, klarer und süßer er ist; von Rohrzuckersirup lieferten von jeher den besten und meisten die Hamburger Zuckersiedereien. Der Runkelrübensirup, von dem jetzt viel in den Handel kommt, ist weniger gut und haltbar, als jener. Wenn man den in Wasser aufgelösten und geläuterten Roh-Z. noch stärker einkocht, als es zur Verfertigung des raffinirten Z.s nöthig ist, und ihn dann ruhig stehen läßt, so schießt er in großen, mehr oder weniger durchsichtigen, Krystallen an und bildet den Candis-Z., Candis oder Z.-Kant, dessen Verfertigung ebenfalls in den Z.-Raffinerien geschieht. Man hat weißen, hellgelben, dunkelgelben und braunen Candis; zur Verfertigung des weißen wird gewöhnlich Raffinade genommen, zu dem gelben und braunen mehr oder weniger dunkler Rohzucker. Wenn der geklärte Saft gehörig eingedickt ist, läßt man ihn in kupferne, verzinnte Kühlgefäße laufen, in denen mehre Zwirnsfäden quer überzogen sind und an diese, sowie an die Wände der Gefäße setzen sich die Candiskrystalle an. Wenn die Krystallisirung vollendet ist, läßt man den flüssig gebliebenen Sirup abfließen, schlägt den festen Candis in Stücke, trocknet ihn und verpackt ihn dann in eigene Kisten, von denen man ganze, zu ungefähr 1¼ Centner Inhalt, sowie Halbe, Viertel und Achtel, nach Verhältniß, hat. Bei der Verfertigung des weißen Candis, die übrigens auch häufig von den Conditoren geschieht, wird weißer Sirup gewonnen, den man gewöhnlich wieder mit einkocht.

Züllichau, Stadt im Regierungsbezirke Frankfurt a. d. O. der preußischen Provinz Brandenburg, in einer getreidereichen Gegend, nicht weit von der Oder, hat ein Pädagogium, ein Gymnasium, eine Bildungsanstalt für Landschullehrer, ein großes Waisenhaus und 5500 Einwohner, welche Wollenzeug-, Leinwand-, Tapetenfabrikation, sowie starken Obst- und Hopfenbau treiben. Eine halbe Meile von der Stadt wurden auf geeignetem Boden und in guter sonniger Lage ziemlich beträchtliche Weinberge angelegt, jetzt wohl die nördlichsten in ganz Deutschland, während in früherer Zeit der Weinbau sich bis Bordesholm und Schwerin an den sonnigen Anbergen der Seen erstreckte.

Zündhütchen sind kleine, an der einen Seite offene Cylinder von weichem Kupfer, deren Boden mit einer Masse bedeckt ist, die sich durch einen Schlag entzündet und die zur Entzündung der Ladung in den Percussionsgewehren gebraucht werden. Die Zündmasse wird auf verschiedene Weise bereitet und die Zusammensetzung von den Fabrikanten meist geheim gehalten; gewöhnlich besteht sie aus chlorsaurem Kali, Schwefel, Spießglanz und Kohle. In Deutschland sind die wichtigsten Fabriken die von Sellier und Bellot in Prag und Schönebeck bei Magdeburg und die von Dreyse und Kollenbusch in Sömmerda in Thüringen.

Zündnadelgewehre, die, welche gegenwärtig so viel von sich reden machen, sind gleichwohl keine Erfindung der allerneuesten Zeit, sondern, wenn auch nicht in ihrer jetzigen Vervollkommnung, schon seit dem Jahre 1830 bekannt. Der wesentlichste Theil bei diesem Geschosse ist die Patrone. Sie gleicht, natürlich im kleinerem Maßstabe, durchaus der Rakete, wie sie zu Lustfeuerwerken benützt wird, da sie wie diese am untern Pulverende geschnürt, d. h. mit Bindfaden stark zusammengezogen ist, so daß nur eine sehr enge Oeffnung bleibt. Unmittelbar hinter dieser Oeffnung vor der Pulverladung liegt eine geringe Menge eines durch starke Reibung explodirenden Stoffes, z. B. Knallquecksilber, dessen Bedeutung durch die nachfolgende Beschreibung des Gewehres selbst erklärt wird. Die Pulverfüllung der Patrone ist sehr gering — nur $\frac{1}{12}$ Loth; beim Perkussionsgewehr ist sie $\frac{1}{11}$, beim Steinschlosse war sie $\frac{1}{9}$. Die Kugel ist eine Spitzkugel. — Das Nadelgewehr ähnelt im Aeußern dem gewöhnlichen Gewehre mit Perkussionsschloß, nur ist es etwas kürzer, das Bajonett aber um so viel länger, was sich demnach ausgleicht. Der Lauf ist mit vier Zügen fünfviertelmal gewunden und vorn an der Mündung etwas enger als hinten. Die Schaftung geht nur über ein Drittel der Länge des Laufes, etwa wie bei Jagdflinten, und es fehlt der Ladstock. Dieses letztern bedarf es nicht, weil die Patronen nicht von vorn, sondern von hinten in den Lauf gebracht werden, welcher zu dem Zwecke keine Schwanzschraube hat, sondern um eine beim Ende der Schaftung angebrachte Angel beweglich ist. An der Stelle des Schlosses befindet sich ein einfacher Hahn, welcher mittelst einer innen befindlichen starken Feder auf eine gleichfalls innen liegende Nadel in der Art wirkt, daß beim Aufziehen des Hahnes die Nadel zurücktritt, beim Lösen desselben aber durch den gewöhnlichen Drücker mit Gewalt vor und in den Körper der Patrone springt, dort durch Reibung die oben bezeichnete Masse entzündet und so die Patrone explodirt. Derselbe Schlag, welcher die Nadel vorspringen macht, öffnet die Feder, mittelst welcher der Lauf statt der Schwanzschraube in der Schaftung befestiget ist, wodurch die sofortige Einbringung einer andern Patrone und folglich das rascheste Schießen ermöglichet ist. Beim Aufziehen des Hahnes in die erste Ruhe schließt sich die Schwanzfeder, so daß das losgeschossene Gewehr gleich jedem andern benützt werden kann. Die Patronen werden in einem abgenähten Gürtel, die Kugeln nach Oben, um den Leib getragen. — Die Vorzüge solcher Gewehre sind unverkennbar. Das Laden geschieht unter allen Verhältnissen, vorzugsweise im Liegen, mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, die auf einem andern Wege kaum zu erreichen seyn dürfte. Ein Versagen des Schusses bei Regenwetter ist fast unmöglich; jedenfalls aber kann eine verdorbene Patrone sofort herausgenommen und durch eine andere ersetzt werden. Zur Erzielung eines weiten Kernschusses ist hier die den Spitzkugelgewehren zum Grunde liegende Theorie erst recht in's Leben gerufen, da das Eintreiben der Kugel in die Züge des Laufes nie so vollständig, namentlich nicht mit derselben Schonung der Kugel, bei einer Ladung von vorne zu erreichen ist, als bei einer Ladung von hinten und dem nach vorn sich verengenden Lauf. Die Kugel, etwas größer als die hintere Oeffnung des Laufes, wird gewaltsam hindurchgepreßt und erhält damit die volle Kraft einer wohlgepflasterten Büchsenkugel. Der Soldat kann, ohne abzusetzen, in der Minute 6 bis 8 Mal mit Bequemlichkeit laden und abfeuern, und die Kugel tödtet noch auf tausend Schritt ihren Mann. Natürlich hört hier die Sicherheit des Schusses auf, doch hat ein guter Schütze mit dem 3. auf 800 Schritt sein Ziel noch ziemlich sicher. Auf dem Laufe befinden sich die Visire, die er nach Belieben anwenden kann. Kernschuß ist auf 400 Schritt, erstes Visir auf 600, zweites auf 800 Schritt. Gegen eine Kolonne gewöhnlicher Musketiere sind die Effekte dieses Gewehres ungeheuer. Auf 800 Schritt beginnt die Wirkung der Kugel, auf 400 Schritt erst die Wirkung der Musketenkugel; also muß der Feind 400 Schritte zurücklegen, ehe er sein Feuer mit Erfolg beginnen kann, braucht aber zu dieser Entfernung, auch im schnellsten Schritt, 4 Minuten, in welcher Zeit er aus jedem

Spitzkugelgewehre bei 30 Schuß erhält. Ebenso bei einem Cavallerieangriffe, wo jede Reiterei, um 800 Schritte zurückzulegen, 2¼ Minuten wenigstens bedarf, in welchen sie aus einem Z. bei 20 Schuß erhalten kann. Was die Artillerie anbelangt, so ist die Wirkung der Kartätsche auf 400 Schritt furchtbar, auf 800 Schritt aber unbedeutend, wodurch der Mann mit dem Z. im Stande ist, die Kanoniere bei ihren Geschützen niederzuschießen, ohne sich einem verheerenden Kartätschenfeuer bloßzustellen. — Ohne Schattenseite sind übrigens die Z. auch nicht und der Nachtheil bei ihnen ist die Ersetzung der Munition; denn da jeder Soldat nicht mehr als 60 Patronen zu tragen im Stande ist, so kann er sich in 10 Minuten verschossen haben, was auch bereits einige Male vorgekommen seyn soll, weil die Leichtigkeit des Schnellladens den Soldaten verführt, hitzig zu feuern. mD.

Zürich, Kanton der Schweiz, dessen Gränzen im Nordosten Thurgau, im Südosten St. Gallen, im Süden Zug, im Westen Aargau, im Nordwesten das Großherzogthum Baden und Schaffhausen sind. Der Flächenraum beträgt 32¼ □ M. Gegen den Rhein hin ist niedriges Hügelland, tiefer im Innern ziehen drei Bergketten hin, der Allmann, das Lägergebirge und der Albis. Keiner ihrer Gipfel erreicht die Schneelinie, denn die höchsten steigen kaum zu 4000 Fuß auf, gewähren aber gleichwohl die schönsten Fernsichten. An den Gränzen des Kantons, beim Schlosse Laufen, bildet der Rhein seinen berühmten Fall. Ausser diesem Flusse besitzt das Land noch die Reuß, Limmat, Thur, Sihl, Töß und Glatt. Der fünf Meilen lange und drei Viertel-Meilen breite Zürichersee wird durch die Brücke von Rapperschwyl in den Ober- und Untersee getheilt und umschließt mehre Inseln (Ufnau mit Hutten's Grab, Au u. a.). Noch gibt es einige kleinere, aber sehr malerisch gelegene Seen, wie unter andern der von Pfäffikon, der Greifensee und der Durlersee. Das Klima ist im Allgemeinen mild, der Boden fruchtbar und fleißigst angebaut. Die Rebe kommt zu Winterthur und an den Höhen des Zürichersees fort. Aus dem Obste wird viel Cyder und Kirschengeist bereitet. Die Viehzucht, obgleich bedeutend, steht doch der in den eigentlichen Alpenländern der Schweiz nach. Die Flüsse und Seen sind sehr fischreich; auch gibt es viele Mineralwasser. Die Bevölkerung ist im Verhältnisse zum Gebietsumfange sehr stark, denn sie steigt zu 250,000 Seelen hinan. Sie ist deutschen Stammes und bekennt sich fast durchgehends zur reformirten Kirche, indem nur 2600 Katholiken darunter sind. Man treibt Landwirthschaft, vorzüglich aber Fabrikation und Handel. Nach der Zerstörung Mailands im 12. Jahrhunderte durch Friedrich Barbarossa brachten von dort Arbeiter ihre Industrie nach Z. Vornehmlich sind die Baumwollen- und Seidenweberei, die Färberei und die Lederbereitung im Schwunge. Die Verfassung ist demokratisch mit repräsentativer Vertretung. Es besteht ein gesetzgebender Großer Rath und ein ausübender Regierungsrath mit zwei im Vorsitze wechselnden Bürgermeistern. Der Zustand des Volksunterrichtes wird sehr gerühmt. Die Einkünfte belaufen sich auf 1,625,000 Schweizer-Franken. Zum Bundesrathe sendet Z. 12 Abgeordnete, zum Kontingente stellt es 6756 Mann. Eingetheilt wird der Kanton in 11 Aemter. Hauptstadt ist Zürich an dem nach ihr benannten See, in einem überaus angenehmen und fruchtbaren Thale. Die durchfließende Limmat theilt sie in zwei ungleiche Hälften. Sie hat 9 Thore, 2 Vorstädte — Thalacker und Stadelhofen — 4 Kirchen, 15,000 Einwohner. Das Großmünster ist ein byzantinisches Bauwerk des 11. Jahrhunderts; den Thurm ziert eine Statue Karl's des Großen; das Frauenmünster, bei welchem vor der Reformation eine gefürstete Frauenabtei war, stammt aus dem 13. Jahrhundert. Andere vorzügliche Gebäude sind das Stadthaus mit interessanten Nationaldenkmalen, die Zeughäuser, das Zunfthaus zur Meise, das schöne Casino, die neue Münsterbrücke. Z. hat sich von jeher durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen und Institute ausgezeichnet. Es bestehen hier eine Universität, eröffnet im Jahre 1832, mehre höhere Unterrichtsanstalten, ein Schullehrerseminar, eine Hebammen-, Thier-

arznei-, Industrie- und Zeichnenschule, viele Vereine zu wissenschaftlichen Zwecken, darunter namentlich die physikalisch-ökonomische Gesellschaft mit Pflanzengarten und Naturaliensammlung, dann der 1833 gestiftete antiquarische Verein, eine öffentliche Bibliothek mit 60,000 Bänden und vielen Handschriften von Zwingli und der unglücklichen Johanna Gray. Die Namen Rüdiger von Manesse, Hämmerlein, Konrad Geßner, Orelli, Hottinger, Bodmer, Lavater, Pestalozzi, Salomon Geßner, Heß, Hirzel und so vieler anderer gelehrten Züricher Bürger sichern der Stadt bleibenden Ruf in der literarischen Welt. Auch die Kunst fand hier immer Pflege und viele der Eingebornen haben sich als Kupferstecher oder Maler ausgezeichnet. Zur Vervollkommnung des Kirchengesanges wirkt eine Musikgesellschaft. Für das Wohl der leidenden Menschheit sorgen mehre Spitäler, ein Blinden- und Taubstummeninstitut, ein Irrenhaus. Die Seiden-, Musselin- und Kattunfabriken beschäftigen viele Menschen, und sehr bedeutend ist der Speditionshandel, welcher sich zwischen Frankreich, Italien und Deutschland über Z. bewegt. — Von den nächsten Spaziergängen ist insbesonders der Schützenplatz zu erwähnen, wo man das Denkmal Geßner's u. den Bahnhof der ersten schweizerischen Eisenbahn trifft. Den weitern Umgebungen verleihen der See mit seinen malerischen Ufern und die Aussichten vom Uetliberge und dem Albis unerschöpflichen Reiz. — Andere bemerkenswerthe Orte des Kantons sind: Winterthur, das alte Vindodurum, Stadt mit 3650 Einwohnern, vielen Fabriken und den naheliegenden Ruinen des Bergschlosses Kyburg, vordem der Sitz mächtiger, mit dem Hause Habsburg verwandter Grafen (s. Kyburg); Horgen am Züchersee, mit 4000 Einwohnern und Steinkohlengruben; Wädenschwyl mit zahlreichen Musselin-, Kattun- und Tuchfabriken, Gerbereien und 6000 Einwohnern; die verfallene Burg Mannegg auf dem Albis, einst Eigenthum der edlen Sängerfreunde Manesse (s. Manessische Sammlung). — Z., das römische Turicum, wurde von Diocletian erweitert, zur Zeit der Völkerwanderung von den Allemannen zerstört. Unter den ersten Merowingern kam ein Priester von fürstlicher Geburt, Wikard, der Bruder des Herzogs Ruprecht, an den Ort, wo die Limmat den See verläßt, gründete auf den waldumwachsenen Trümmern des alten Turicum ein Kloster und wurde so der Wiederhersteller Z.s. Karl der Große hielt sich öfter hier auf, Ludwig der Deutsche begabte reichlich das Nonnenstift am Frauenmünster, dessen Aebtissin anfänglich mit dem kaiserlichen Grafen in die Regierung sich theilte. Unter Heinrich IV. erhielten die Herzoge von Zähringen das Schutzrecht über die Stadt. Friedrich II. erhob im Jahre 1218 Z. zur Reichsstadt. Von der Zeit an trat eine Spannung mit dem umliegenden Adel ein, und die Feindschaft wurde bald so ernstlich, daß die Stadt 1251 für gerathener fand, mit Schwyz und Uri ein Bündniß auf drei Jahre zu schließen. 1266 gerieth Z. in eine schwere Fehde mit seinem mächtigen Gränznachbar, dem Freiherrn von Regensberg, und ernannte den Grafen Rudolph von Habsburg zum Hauptmann der Bürgerwehr. Als dieser später Kaiser wurde, behielt er die Stadt fortwährend im freundlichen Angedenken und ertheilte ihr das Privilegium, daß sie niemals vom Reiche veräußert werden solle. Ihre Hülfsleistungen gegen den Böhmenkönig Ottokar lohnte er damit, daß er vor der Schlacht auf dem Marchfelde 100 Züricher zu Rittern schlug. Aber Rudolph's Sohn, Albrecht, stand Z. feindlich gegenüber und belagerte es sogar (1298). Später jedoch hielten es die Bürger wieder mit dem Hause Oesterreich und fochten für dasselbe bei Morgarten. Während der Streitigkeit zwischen den Gegenkaisern Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern schlug sich Z. auf die Seite des Letztern, weil Friedrich, den Privilegien Kaiser Rudolphs zuwider, die Stadt hatte verpfänden wollen. Deshalb kamen die Bürger 1331 in den päpstlichen Bann, welcher bis 1349 währte. Die innere Ruhe der Stadt wurde zum ersten Male im Jahre 1335 gefährlich gestört, in Folge allgemeiner Unzufriedenheit mit dem Regimente der Herren vom Rathe. Rudolph Brun war die Seele der Bewegung, welche eine gänzliche Umänderung der Verfassung herbeiführte. Die alten Rathsherrn flüch-

teten und Brun trat als Bürgermeister an die Spitze der Regierung. Al
Macht, auf das Unglück vieler ehemals angesehenen Familien gegründet,
den unversöhnlichen Haß derselben zu. Mit einem Schlage sollte die an
Herrschaft des Emporkömmlings gestürzt werden. Die Verschwornen
sich in die Stadt, um in der Nacht den Bürgermeister und seinen Anh
dem Wege zu räumen. Doch dieser erhielt Kunde von dem Plane, ka
Feinden zuvor und ließ sie durch die, in die Waffen gerufenen Bürger
metzeln. Dies ist die „Züricher Mordnacht" von 1350. Das Jahr da
auf Brun's Betrieb Z. in den Schweizer Bund. Ueber die Zerwürfniss
durch das Toggenburger Erbe entstanden und Z. seine Bundespflichten
vergessen ließen, daß es sich mit dem Hause Oesterreich vereinigte und
genossen bekriegte s. Schweiz (Geschichte 1436—1450). An den Kri
Schweiz gegen Burgund nahmen die Züricher regen Antheil, und ihr
meister Hans Waldmann war es, der bei Murten das Beste that. Im 1
hunderte war Z. der Hauptsitz der Reformation Zwingli's und gerieth
in Krieg mit den katholischen Kantonen, welche ihm 1531 bei Cappel ein
Niederlage beibrachten. Beim Ausbruche der französischen Revolution w
die Regierung von Z. am festesten den andringenden Grundsätzen der Re
diese erhielten aber endlich doch die Oberhand. Der 1799 in die Sch
hereinspielende Krieg machte die Umgegend der Stadt zum Schauplatze
dender Gefechte. Am 4. und 5. Juni schlug hier der Erzherzog Karl
zosen, am 24. September hingegen Massena die russisch-österreichischen
unter Korsakow. Die neue schweizerische Verfassung von 1815 erho
einem der drei Vororte. Die Julitage von 1830 äußerten auf diesen
einen mächtigen Einfluß und riefen die demokratische Verfassung vom
1831 ins Leben. Die allgemeinen Wirren, von welchen die Schweiz du
der Neuzeit immer stärker hervortretenden radikalen Elemente heimgesuc
ließen auch Z. nicht unbetheiligt. Die Regierung des Kantons hatte
im Gebiete der Gesetzgebung, des Gerichtswesens, des Unterrichtes und
baues Außerordentliches geleistet, allein sie ließ sich in einer unglückliche
von radikalen Einflüsterungen verleiten, den Dr. Strauß an die theolog
kultät der Universität Z. zu berufen und diesen Mißgriff benützten ihre
um sie durch aufgeregte Volkshaufen am 6. September 1839 zu stür
neue Regierung, obschon sehr liberal und den Jesuiten äußerst abhold
dennoch die Umtriebe des bekannten politischen Schriftstellers Karl He
ihrem Gebiete nicht gestatten zu dürfen und verwies diesen Ende 1846
Kanton. Während des letzten Bürgerkrieges stand Z. begreiflich auf
der Feinde des Sonderbundes. — — H. Keller und J. J. Schnu
Der Kanton Z., Zürich 1813; S. Hirzel: Jahrbücher der Stadt
1814—1819; Meyer von Knonau: Der Kanton Z., 2 Bde., S
und Bern 1844—1846; Fr. Vogel: Die alten Chroniken oder Denkw
der Stadt und Landschaft Z., Zürich 1846.

Zütphen, schön gebaute Stadt in der niederländischen Provinz G
der Yssel und Berkel mit einer Schiffbrücke über erstern Fluß, sechs
einem Gymnasium, mehren Gelehrtengesellschaften und 10,000 Einwohner
Kattun, Leder, Leim, Papier und Bier fabriziren. Schöne Spaziergänge
die Stadt. — Schon im 10. Jahrhunderte kommt Z. als Stadt und S
Grafen vor, welche Vasallen der Bischöfe von Utrecht waren, aber 1
starben, worauf Z. an die Grafen von Geldern überging. Im Mitte
hörte es zur Hansa. Im niederländischen Kriege schlug es sich auf
der Patrioten und wurde 1572, als die erste unter allen rebellischen Stä
dem Herzog von Alba erobert, der mit eiserner Strenge verfuhr und s
Bürger hinrichten ließ. Kurz darauf wurde Z. von der Partei des Pr
Oranien wieder erobert, kam aber schon 1583 wieder in die Hände der
1584 und 1586 belagerten es die Truppen des Statthalters abermals,

1591 bekam es Moritz von Oranien durch Kriegslist, worauf es den Generalstaaten verblieb. 1672 wurde die Stadt von den Franzosen unter Philipp von Orleans erobert, die Festungswerke wurden geschleift, nachher aber wieder hergestellt, u. bestehen jetzt aus neun Bastionen. 1795 fiel Z. ohne Widerstand in die Hände der Neufranken und auch 1813 ward es bei der Schwäche der Besatzung (300 Mann) und der Unzufriedenheit der Bewohner am 24. November bei dem ersten Erscheinen der Preußen unter Oppen erobert.

Zufall nennen wir ein Ereigniß, dessen Entstehungsgrund wir nicht sogleich einsehen, oder vielleicht gar nie nachweisen können. Da nun aber das Vermögen oder Unvermögen, einen Grund nachzuweisen, mit dem wirklichen Vorhandenseyn eines solchen in durchaus keiner Verbindung steht, wir im Gegentheil nicht nur aus religiösen, sondern selbst schon aus philosophischen Gründen annehmen müssen, daß Nichts in der Welt ohne Grund geschehe, so gehört der Begriff des Z.s schlechthin unter die Classe derjenigen, welche lediglich auf unserer subjektiven Anschauung der Dinge beruhen. Wenn wir daher von einem Z. in den Welt- und Menschenbegebenheiten reden, so meinen wir damit nur, daß uns die Gründe, warum Etwas und weßhalb es so geschah, nicht bekannt sind. Je tiefer wir aber in das Seyn der Dinge eindringen und je mehr wir dessen Wesen uns zu eigen machen, desto weniger daran wird uns noch als blos Aeusserliches, Zufälliges, erscheinen, während der rohe Verstand, der von dem Wesen der Dinge nur eine ganz vage Idee hat, fast Alles für blos zufällig, äusserlich erklärt. — Die äussere Erscheinung eines Dinges selbst nennen wir daher dessen zufälliges, Accidenz, im Gegensatze zu dessen innerem Wesen, der Substanz.

Zug, der kleinste der schweizerischen Kantone, indem er nur 4 □M. Flächenraum mit 16,500 Seelen hat, liegt zwischen Aargau, Zürich, Schwyz und Luzern, und ist im nordwestlichen Theile eben, sonst aber sehr gebirgig. Doch erheben sich die höchsten Gipfel, der Ruffi und der Roßberg, nicht über 5000'. Von den Flüssen sind die beträchtlicheren die Reuß und die Sihl. Der Z.er-See, 2 M. lang, ½ M. breit und am Rigi 1200' tief, dabei sehr fischreich und von malerischen Landschaften umgeben, steht durch den Lorez mit dem kleineren, nur eine Stunde langen Egerisee in Verbindung. Wiesen und Weiden nehmen den größten Theil des nutzbaren Bodens ein; Ackerland ist nur wenig da und noch sparsamer sind die Weingärten, die nur ein sehr mittelmäßiges Produkt geben. Dagegen werden in den meisten Dörfern die Bauernhäuser von Obstbäumen beschattet, und an den Ufern des Z.ersees gedeihen die Kastanien in großer Menge und bilden einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Die Einwohner, deutschen Stammes und dem Glaubensbekenntnisse nach Katholiken, sind im Allgemeinen wohlgestaltet, frei, offen, heiter und fleißig. Viehzucht, Bienenzucht, Fischfang und Obstkultur sind ihre Hauptnahrungsquellen. Die Industrie ist gering (man hat nur zwei Kupferhämmer und eine Papiermühle); lebhafter der Handel mit Naturprodukten, als Vieh, Wolle, Baumfrüchten u. dgl. Die Verfassung ist rein demokratisch, kirchliche Oberbehörde das Bisthum Basel-Solothurn. Zum Bundesrathe sendet Z. einen Abgeordneten, und als Kontingent stellt es 456 Mann. Eingetheilt ist es in das innere und das äussere Amt. — Zug, die Hauptstadt des Kantons, liegt an der nordöstlichen Seite des Zugersees, am Fuße des Zugerberges, mitten in einer herrlichen, von Hügeln, Obstgärten und hübschen Villen umgebenen Ebene. Sie hat mit den Vorstädten 3500 Einwohner, 2 Kirchen, 2 Klöster, ein sehenswerthes Rathhaus, ein Zeughaus mit erbeuteten Trophäen, ein Gymnasium, eine Töchterschule der Nonnen, ein Hospital, Speditionshandel. Der Berg Moorgarten am östlichen Ufer des Egerisees ist durch die Schlacht von 1315 merkwürdig. — Z. war unter den Karolingern der Hauptort eines Gaues und kam später an die Herzoge von Zähringen, dann an die Grafen von Lenzburg; nach dem Abgange derselben an die Grafen von Kyburg, endlich an das Haus Habsburg. Diesem hing es getreulich an; als aber im J. 1352 die Stadt durch die Schweizer belagert wurde

und von dem Erzherzoge Albrecht selbst den Rath erhielt, sich den Eidgenossen zu ergeben, that sie solches und ließ sich in den Bund aufnehmen, welchem die umliegenden Landgemeinden schon früher beigetreten waren. Unter den Familien von Z. thaten sich insbesonders die Collin und die Zurlauben als Staatsmänner und Krieger hervor. Seit der Schlacht von Cappel theilte der Kanton vorzugsweise das Schicksal der katholischen Schweiz, und so stand er auch in unsern Tagen den Aargauischen Klosterstürmern und dem gesammten Radikalismus gegenüber in den Reihen des Sonderbundes. Am 3. Oktober 1847 beschloß die Landgemeinde Festhalten an diesem und Widerstand gegen die Tagsatzungsbeschlüsse; aber bald nach Beginn des Kampfes wurde die Stimmung des Kantons durch das entschiedene Auftreten der Opposition schwankend gemacht, und er bot durch Parlamentäre den 21. November Kapitulation an. Diese wurde mit Dufour abgeschlossen und enthielt die Freiburgischen Punkte nebst der Aufforderung, die Sinser- und Suhlbrücke wieder herzustellen. Die Schwyzer Hülfstruppen verließen mit Unwillen den Kanton, und die Eidgenössischen zogen den 22. November unter dem lebhaften Zurufe der Bevölkerung in der Stadt Z. ein. Die Occupationskosten wurden dem Kanton mit 102,500 Franken berechnet. Es scheint damals Grundsatz der Tagsatzungsmehrheit gewesen zu seyn, keine der bisherigen Regierungen der Sonderbundsstände ferner anzuerkennen. Dieß geschah auch in Z., wo die eidgenössischen Repräsentanten mit der bisherigen Regierung in keine Verbindung traten. Deshalb wurde von den Häuptern der Liberalen auf Sonntag den 5. Dezember eine Versammlung derjenigen stimmberechtigten Kantonsbürger, „denen ein freundliches Verhältniß zur Eidgenossenschaft, so wie ein solider, auf Recht und Ordnung gegründeter Fortschritt am Herzen liegt“, nach dem Landgemeindeplatze eingeladen. Diese Volksversammlung bestellte dann eine provisorische Regierung und erklärte feierlich den Rücktritt vom Sonderbunde. Bald darauf fand die Wahl und Einberufung des Verfassungsrathes statt, der dem Kantone eine verbesserte Constitution geben sollte. Mehre der einflußreichsten Conservativen, wie die Landammänner Hegglin, Bossard und Kaiser, dann der Landesfähnrich Andermatt wurden in diesem wichtigen Momente auf Befehl der eidgenössischen Repräsentanten mit Hausarrest belegt und hatten Schildwachen vor ihren Thüren. Der neuen Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft war Z. anfänglich nicht geneigt, und selbe wurde am 22. August 1848 vom Kantone verworfen; doch trat er ihr nachträglich mit Protokollerklärung bei. — F. A. Stadlin: Topographie des Kantons Z., 3 Bde., Luzern 1819—21. mD.

Zugvögel, s. Vögel.

Zuidersee heißt ein Meerbusen in der Nordsee zwischen den niederländischen Provinzen Holland, Utrecht, Geldern, Overyssel und Friesland. Die Z. bildete bis zum 13. Jahrhundert einen geschlossenen See, hat einen Flächeninhalt von 77 □ M., nimmt mehre Flüsse auf, wie z. B. die Yssel, die Vecht u. a. und steht durch den Pompus mit dem Y. in Verbindung. Mehre Inseln und Sandbänke, die sich darin befinden, machen die Einfahrt manchmal unsicher.

Zumalacarregui, Don Tomas, wurde den 29. Dezember 1788 zu Ormastegui, einem Dorfe in der spanischen Provinz Guipuzcoa, geboren. Seine erste Bildung erhielt der junge Tomas in seinem Geburtsorte; nachdem er später einige Zeit bei einem Verwandten im Flecken Ydiazabal zugebracht hatte, kam er nach St. Sebastian, wo er seinen Gymnasialcursus vollendete. Die französische Invasion traf ihn zu Pampelona an, wo er Jura studirte. — Er besaß zu viel Vaterlandsliebe, um bei dem Kampfe, den sein Vaterland gegen den eingedrungenen Feind führte, nicht thätig mitzuwirken. Der junge Student verließ die Schulbank und trat als Freiwilliger in die Division Mina's, später mußte er als Guipuzcoaner diese Division verlassen, um in die des Jauregui (el Pastor) zu treten. Seine gute Aufführung und sein militärisches Talent, verschafften ihm bald den Rang eines Unterlieutenants, das Zutrauen des Chefs machte ihn zu

dessen Sekretär, welche Stelle er bis zur Vertreibung der Franzosen von der pyrenäischen Halbinsel behielt. In dem spanischen Unabhängigkeitskriege war er bis zum Oberlieutenant avancirt, nach der Rückkehr Ferdinand's VII. blieb er einige Zeit ohne Dienst, wurde aber bald als Hauptmann in das neu formirte Cadre der Armee aufgenommen und befehligte eine Compagnie des Regiments Bourbon. Nach Aufhebung dieses Regimentes kam er zu dem, welches den Namen las ordines militares (der Militärorden) führte, 1820 bei der Ausrufung der Constitution war er noch Capitän. 1822 verließ er seine Garnison Pampelona und trat in die Glaubensarmee (ejercito de la fé) unter dem Oberbefehle Quesada's. Dieser General beförderte Z. zum Bataillonschef und Don Tomas rechtfertigte diese Erhöhung durch seine Tapferkeit. Als 1823 der Kampf des Liberalismus gegen den Absolutismus durch die Zwischenkunft der Franzosen zum Vortheile des Letzteren entschieden wurde, avancirte Z. zum Oberstlieutenant in demselben Regiment, welches er früher verlassen hatte. Bei einer Revue, die König Ferdinand VII. eines Tages über dieses Regiment abhielt, war er von der guten Haltung desselben und der Pünktlichkeit, womit die Soldaten manövrirten, ganz eingenommen und äusserte hierüber dem Chef desselben seine Zufriedenheit, dieser aber, zu bescheiden, einen Dank zu empfangen, der ihm nicht gebührte, sagte daß nicht er, sondern sein Oberstlieutenant das Regiment so weit gebracht habe. Der König sich wundernd, daß Z. noch nicht zum Obersten befördert sei, ernannte ihn alsbald zu dieser Würde und übertrug ihm das Commando des Regiments Estremadura. Bald wurde auch dieses Regiment als Muster der Armee angeführt, denn kein anderes war besser administrirt u. disciplinirt, noch geschickter im Manövriren, so daß der Graf Espanna, Generalcommandeur der vier Gardeinfanterieregimenter, einige Stabsoffiziere der Garde zu Z. schickte, um bei ihm in die Schule zu gehen. Die Reichsacht, welche von der Granja bei Madrid aus 1832 über alle Royalisten Spaniens ausgesprochen wurde, traf auch unseren Obersten, weil er in der Glaubensarmee gegen die Constitution gefochten hatte; ja er wurde sogar des Projektes beschuldigt, Don Carlos während der Lebenszeit Ferdinand's zum Könige ausrufen zu wollen, und deshalb zu Madrid vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn freisprach. Ferdinand selbst erklärte ihn für unschuldig und befahl dem Generalinspektor der Infanterie Quesada den Obersten Z. augenblicklich wieder in sein Commando einzusetzen, aber Quesada setzte ihn auf halben Sold. Z. protestirte energisch hiegegen, wandte sich zuerst an die Königin Christine, dann direkt an Quesada, welcher schamlos genug war, ihm zu sagen, daß er der Regierung verdächtig sei und deshalb aus der Liste der aktiven Armee gestrichen werden müsse. Die treffende Antwort Z.s brachte Quesada noch mehr in Aufregung, so daß er dem braven Obersten die Thüre wies und letzterer in Pension gesetzt wurde. Z. aufgebracht über diese kränkende Zurücksetzung, theilte einigen Freunden das Projekt mit, Don Carlos nach dem Tode seines Bruders öffentlich als König anzuerkennen und sprach mit einigen ebenfalls schlecht von der Regierung behandelten Offizieren, sie auffordernd, ihre Entlassung zu nehmen und sich in die nahe bei Pampelona liegenden Städte zurückzuziehen. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo der Infant Don Carlos unsern Z. in die Gemächer der Prinzessin von Beira berief und ihn seiner Freundschaft versicherte, worauf Z. erwiederte, daß er nach dem Ableben Ferdinand's der erste seyn wolle, welcher Don Carlos als rechtmäßigen König von Spanien ausrufen werde. Durch ausdrücklichen Befehl Ferdinand's erhielt Z. die ihm von Quesada wiederholt verweigerte Erlaubniß, sich nach Pampelona, dem Geburtsorte seiner Frau zurückziehen zu dürfen. In der Hauptstadt von Navarra führte unser Oberst ein sehr zurückgezogenes Leben, um sich den Blicken der im Dunkeln fischenden Polizei der Königin Christine zu entziehen. Eines Abends spät erhielt er die Nachricht vom Ableben König Ferdinand's, die er seiner Familie mit den Worten mittheilte: „Don Carlos ist jetzt König von *Spanien und meine* Pflicht ist es, von nun an thätig zu dessen Anerkennung

mitzuwirken." Nun verließ er seinen Aufenthalt und stellte sich unter die Befehle des Generals Santos Ladron, der zuerst eine Carlistische Armee in Navarra errichtete, aber bald von den Christinos gefangen genommen und erschossen wurde 1821. Nachdem Oberst Don Lenito Eraso kurze Zeit das Commando der carlistischen Armee geführt hatte, folgte ihm unser Held, der nun die glänzende und ruhmvolle militärische Laufbahn antrat, durch welche sein Name einen allgemeinen europäischen Ruf erlangte. Kaum hatte Z. das Commando über die carlistischen Banden übernommen, als er sie auch zu bilden und zu discipliniren suchte, und es dahin brachte, daß er bald acht auf französischen Fuß organisirte Bataillone Infanterie und zwölf Schwadronen Cavallerie unter seinen Befehlen hatte. Den 16. März 1834 wandte sich Z., dem der christinische General Quesada gegenüberstand, durch einen Eilmarsch nach der Gegend von Salvatierra und überfiel die Peseteros von Vittoria, von denen eine große Anzahl kämpfend den Tod fand, über 260 aber gefangen genommen und gleich darauf vor den Thoren der Stadt erschossen wurden. Den 22. März wurde Quesada in der Nähe des Dorfes Arsasua im Borundathale angegriffen, total geschlagen und 150 Christinos von den Carlisten gefangen genommen; darunter auch der Commandant des vierten Garderegiments Leopold O'Donnel, Sohn des Grafen de la Abisbal. Diesen tapfern Offizier hätte Z. gerne wie auch die übrigen Gefangenen ausgewechselt, weßhalb er Quesada mehre Anträge machte, die aber von diesem grausamen, den carlistischen Kriegsgefangenen nie Pardon gebenden General zurückgewiesen wurden. Hierdurch aufgebracht, ließ Z. O'Donnel, wie die übrigen gefangenen christinischen Offiziere, einen ausgenommen, erschießen. Ueber seinen Sieg schickte er ein Bülletin, worin er auch die Namen der auf seinen Befehl Erschossenen anführte, an den Gouverneur von Pampelona und suchte in einem beigefügten Schreiben sein grausames Verfahren gegen die Kriegsgefangenen dadurch zu rechtfertigen, daß er sich durch die Grausamkeit der christinischen Generale zu jenem harten Schritte veranlaßt gesehen hätte; ferner bat er den Gouverneur, die Sache seiner Regierung mitzutheilen, damit Maßregeln ergriffen werden möchten, dieser grausamen Art, Krieg zu führen, ein Ende zu machen. An Quesada's Stelle übernahm nun Rodill den Oberbefehl über die christinischen Streitkräfte, welcher Umstand die Partei der Königin mit Hoffnung, die Anhänger des Don Carlos aber mit Schrecken erfüllte. Indessen stellte eine ausserordentliche Begebenheit das moralische Gleichgewicht wieder her; es war die Ankunft des Don Carlos auf spanischem Boden. Z. wurde sogleich von dem Fürsten als Generalcommandant von Navarra bestätigt und zum Generallieutenant und Chef des Generalstabes der Armee ernannt. Am 19. August überfiel Z. in der Nähe von Barrion die Arrieregarde des christinischen Generals Carrandolet und erfocht einen glänzenden Sieg über die Truppen der Königin. Rodill versuchte indessen das Bastanthal zu besetzen, rückte in Elisondo ein und nahm eine Durchsuchung des ganzen Thales vor, ohne sich jedoch eines einzigen Mannes oder Gewehres bemächtigen zu können. Während dieses unnützen Zuges überfiel Z. von Neuem den General Carrandolet, zu Viano bei Logrono und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei. Rodill mußte seiner geringen Leistungen und seiner Grausamkeit wegen am 7. Oktober auf Befehl der Regierung die Armee verlassen und General Lorenzo übernahm das zeitige Obercommando derselben. Den 12. Oktober passirte Z. den Ebro und griff den Obersten Amor bei Fuente-Major an, den 14. Oktober hatte er den Ebro wieder überschritten, nachdem er zuvor die Nationalgarde von Cenicero überfallen hatte, am 21. Okt. überfiel er abermals den Obersten Amor und nahm ihm ein Convoy von 1200 Gewehren ab. Einen noch glänzenderen Sieg erfocht er am 27. Oktober über den zu seiner Verfolgung heranrückenden General O'Doyle, den er mit 106 Offizieren und 1450 Soldaten zu Gefangenen machte; auch dem General Osma, welcher seinen Freund O'Doyle rächen wollte, erging es nicht besser, er verlor 700 Mann und 2 Kanonen. Bei dieser für die Christinos so ungünstigen Lage

der Dinge übernahm General Mina das Obercommando ihrer Armee, war aber nicht glücklicher darin, als sein Vorgänger, denn Z. zog sich aus den meisten Gefechten als Sieger zurück, machte vom 3. Mai bis 11. Juni 1835 4620 Soldaten und 142 Offiziere des Feindes zu Gefangenen u. nahm ihm 93 Pferde und 20 Kanonen jeden Calibers ab. Eine leichte Wunde in der rechten Wade, die Z. am 17. Juni 1835 bei der ersten Belagerung von Bilbao erhielt, endete am 24. desselben Monats das ruhmreiche Leben des carlistischen Heerführers. Als er sein Ende kommen sah, sprach er zu den Umstehenden die denkwürdigen Worte: „Ich habe als Mann meinen edelsten Beruf erfüllt, nach meiner Ueberzeugung für den Ruhm, die Ehre, die Freiheit und Sicherheit meines Königs und Vaterlandes thätig mitgewirkt und opfere ihnen jetzt mit Freuden mein Leben.“ Z. war von gewöhnlicher Größe und starkem Körperbau, seine großen, schwarzen Augen waren voll lebhaften Ausdruckes und sein Blick entmuthigte im Momente des Zornes selbst den Kühnsten, während er im Zustande der Ruhe gütig und Zutrauen erweckend war. Stets der erste im Feuer und der letzte, der sich zurückzog, wußte dieser Held wie wenig andere, durch sein Beispiel den Muth der Soldaten anzufeuern und vermochte es mit der Kraft seiner Rede auf dem Marsche oder nach überstandenen Mühseligkeiten des Felddienstes alle Niedergeschlagenheit aus den Reihen des carlistischen Heeres zu verbannen; ja der Ruf: „tio Tomas“ (Onkel Tomas) wirkte allein schon wie ein Zauberwort auf die Truppen. Fromm und seinem katholischen Glauben innig ergeben, mit unerschütterlicher Treue seinem Könige dienend hat Z. der Welt gezeigt, was Energie und Ausdauer vermag, denn mit einer Armee die zehnmal kleiner war, als die feindliche, hat er die besten Generale der Königin Christine besiegt, und aus Haufen baskischer Bauern ein Heer geschaffen, das er von Sieg zu Siegen führte. Die neueste Zeit mit ihren wichtigen Ereignissen hat den Namen Z.s in den Hintergrund gedrängt, aber er wird nicht erlöschen, knüpft sich doch an ihn das Andenken eines der besten und edelsten Heerführer dieses Jahrhunderts, der bei längerem Leben und auf einem anderen Schauplatze stehend, sich einen Ruhm erworben haben würde, welcher ihn den größten Männern aus der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten gleichgestellt hätte. (Vgl. A. Loning, das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten u. Gebräuchen, Hannov. 1844.) C. Pfaff.

Zumpt, Karl Gottlob, einer der geschätztesten deutschen Philologen, geboren zu Berlin 1792, bildete sich unter Buttmann, Wolf, Böckh, Heindorf, Schleiermacher, de Wette und Fichte, wurde 1812 Lehrer am Werder'schen, 1821 Professor am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, 1825 Professor an der dortigen Kriegsschule und zugleich Professor an der Universität. 1837 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, machte in den letzten Jahren seines Lebens Reisen nach Paris, Italien und Griechenland und starb zu Karlsbad im Junius 1849. Man hat von ihm: Regeln der lateinischen Syntax, Berlin 1814; Lateinische Grammatik, ebendas. 1818, 9. Auflage 1844; Auszug aus derselben, ebendas. 1824, 5. Auflage, ebendas. 1840; Aufgaben zum Uebersetzen in das Lateinische, ebd. 1816, 5. Auflage, ebend. 1843; Annales veterum regnorum ac populorum, ebend. 1819, 2. Auflage, ebend. 1838, 4.; Ueber die Abstimmung des römischen Volkes in den Centuriatcomitien, ebendas. 1837, 4.; Ueber Ursprung 2c. des Centumviralgerichts in Rom, ebend. 1838, 4.; Ueber die römischen Ritter 2c., ebendas. 1840, 4.; Ueber den Stand der Bevölkerung und der Volksvermehrung im Alterthum, ebendas. 1841, 4.; Ueber den Bestand der philosophischen Schulen in Athen, ebendaselbst 1843, 4.; De legibus judiciisque repetundarum in republica romana, ebend. 1845, 4.; De Marci Tullii Ciceronis ad Marcum Brutum et Bruti ad Ciceronem epistolis, quae vulgo feruntur, Berlin 1845; Ueber die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantien derselben, Darmst. 1846. Auch gab er heraus: Curtius, Ciceronis orationes Verrinae, De officils, Eutropius, den Supplementband zu Spaldings Quintilian, Quintilians Institutiones oratoriae, Leipzig 1831.

Zumsteeg, Johann Rudolph, geboren zu Sachsenflur im Odenwalde 1760, war von seinem Vater, einem herzoglich württembergischen Kammerlakai, Anfangs zum Bildhauer bestimmt und hatte schon ziemliche Fortschrttte in dieser Kunst gemacht, als sein musikalisches Talent immer entschiedener hervortrat und endlich die Oberhand behielt. Auf der herzoglich württembergischen Militär-Akademie auf der Solitude, spätern hohen Karls-Schule in Stuttgart, wo er zugleich mit Schiller den engsten Umgang pflog, genoß er Poli's Unterricht in der Musik, studirte eifrig die Werke von Bach, Jomelli, Benda und später von Mozart und componirte schon früh mehre Singspiele (Lottchen am Hofe, das tartarische Gesetz, Renaud und Armeide, Tamira u. a.), viele Cantaten und die Gesänge zu Schiller's Räubern. Er wurde herzoglicher Hofmusikus, spielte das Violoncell sehr gut und wurde nach Poli's Abschied Concertmeister, starb aber schon den 27. Jan. 1802. Seine vorzüglichsten Opern sind: Colma, Hagar's Klage, Gotter's Geisterinsel, Leonore, Elwine ꝛc. Alle Zumsteeg'schen Compositionen hat die Breitkopf-Härtel'sche Musikhandlung herausgegeben. Zartheit, Anmuth, tiefes Gefühl u. Herzlichkeit sprechen fast aus jeder seiner Compositionen, am stärksten aber die Wahrheit und Tiefe, mit welcher er in den Geist u. Sinn der Dichter eindrang und diese so ganz wieder gab. Die Kirchenmusik hätte vielleicht einen noch größern Gewinn an ihm gemacht, hätte er länger gelebt. Tief wurde sein Verlust gefühlt; denn Z. war auch als Mensch, als Freund, als Gatte, als Gesellschafter höchst liebenswürdig und bescheiden. Dannecker in Stuttgart hat eine getreue Büste und die oben erwähnte Breitkopf-Härtel'sche Handlung einen sehr ähnlichen Kupferstich von seinem Bilde geliefert. Sein Talent wurde auch von Auswärtigen anerkannt und die französische Kaiserin Josephine verlangte bei ihrer Anwesenheit in Stuttgart ausdrücklich die Partitur zur Geisterinsel von Z.s Wittwe, um sie übersetzen und in Paris aufführen zu lassen.

Zunge nennt man das fleischige Gebilde, das in der Mundhöhle sich befindet und dieselbe bei geschlossenem Munde fast vollständig ausfüllt. Der hintere Theil der Z., die Z.-Wurzel, ist am Rachen befestigt und hängt durch mehre Muskeln mit den Schläfenbeinen und mit dem Zungenbein zusammen. Letzteres ist ein hufeisenförmiger, schmächtiger Knochen, der ausser aller Verbindung mit dem übrigen Knochensystem steht und nur allein der Z. angehört. Von der Wurzel, wo sie am dicksten ist, lauft die Z. allmälig nach vorn, wird schmäler und platter und endet mit der abgerundeten Z.-Spitze. Die Z. besteht aus Fleischfasern, welche vorzüglich nach der Mitte hin auf mannigfaltige Weise unter einander verpflochten sind und nicht weiter getrennt werden können, der Z.-Muskel. An der Oberfläche ist die Z. mit der Schleimhaut des Mundes (s. d.) überzogen, deren Oberhaut aber sehr dünn ist und die zahlreichen Gefäßverbreitungen durchschimmern läßt, wodurch die rothe Farbe der Z. erzeugt wird. Nach unten bildet die Schleimhaut in der Mitte der Z. eine Falte, das Z.-Bändchen, das sich von hinten nach vorn erstreckt, die Spitze der Z. aber frei läßt, um die Beweglichkeit derselben nicht zu hindern. Erstreckt sich das Z. Bändchen bis an die Spitze der Z., so ist dieß ein Bildungsfehler, der die Z. in ihren Verrichtungen hemmt und daher entfernt werden muß. Dieß geschieht durch Einschneiden desselben, das sogenannte Zungenlösen, welches aber nicht bei allen Neugeborenen nöthig ist, wie hin und wieder geglaubt wird. Die Oberfläche der Z. ist mit einer Menge kleiner Erhabenheiten, Z.-Wärzchen, bedeckt, die, verschiedentlich gestaltet und von sehr verschiedener Größe, insgesammt aus Zellstoff bestehen, in welchem sich Blutgefäße verbreiten u. feine Nervenfäden endigen. — Die Verrichtungen der Z. sind dreifach: vor Allem ist sie in hohem Maße betheiligt bei dem Hinterschlucken der Nahrungsmittel, nachdem sie schon vorher das Verkleinern und Vermengen derselben mit Speichel durch Hin- und Herschieben in der Mundhöhle befördert hat; — ferner trägt die Z. bei zur Bildung der Stimme und Sprache und endlich ist sie der Haupt-

sitz des Geschmacksinns, wobei besonders die Z.n-Wärzchen und die bis dahin verfolgbaren feinen Zweige des Geschmacksnerven in Verbindung mit dem Z.n-fleischnerven betheiligt sind. Uebrigens ist die Z. nicht unbedingt nothwendig zur Erhaltung des Lebens; denn sie kann selbst bis auf ihre Wurzel verloren gehen ohne Beeinträchtigung desselben, wie denn auch bei angeborenem Mangel der Z. das Leben bestehen kann. — Im Thierreiche findet sich die Z. bei den niederen Thieren nicht, dagegen kommt sie in allen höheren Thiergattungen vor, ist aber nur in beschränkterem Maße, als beim Menschen, Sitz des Geschmacksinns, auch nicht immer durch gleiche Beweglichkeit ausgezeichnet. Während dieß noch so ziemlich bei den Säugethieren der Fall ist, hat die Z. der Vögel meist einen hornartigen Ueberzug; bei den Fischen ist sie häufig mit Zähnen besetzt und bei manchen Amphibien erscheint sie gespalten. E. Buchner.

Zurechnung (imputatio), heißt derjenige Akt des Urtheils, wodurch Jemand als der freie Urheber einer sittlichen oder unsittlichen Handlung erklärt und ihm Verdienst oder Schuld derselben beigemessen wird; besonders aber wird der Ausdruck im letztern Sinne angewendet. Die Z. richtet sich genau nach der Größe der Schuld und diese hängt wieder ab von den Gründen des Handelns, dem Grade der Kenntniß und Freiheit des Handelnden, dem Einflusse der Umstände, der Größe des Widerspruchs der Handlung mit dem Gesetze, der Wichtigkeit der vorhergesehenen Folgen der Handlung, der Größe und Wichtigkeit der verletzten Pflicht. Die Z. fordert theils eine vorhandene wirkliche Schuld, theils ein Urtheil, das über sie erkennen kann und darf, theils ein rechtskräftiges Erkenntniß, das mit dem Grade der Schuld in dem vollkommensten Verhältnisse steht. Das Recht zuzurechnen hat nur der Richter. Jedoch beschränkt sich dasselbe blos auf die rechtskräftige Entscheidung über äußere Handlungen, während das Urtheil über die Gesinnung, woraus dieselben flossen, ausserhalb der Competenz des menschlichen Richters liegt. Z. kann übrigens nur da stattfinden, wo Willensfreiheit vorhanden ist; wo sich voraussetzen läßt, daß der, welchem Etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das Gegentheil von dem thun können, was er gethan hat. Sie beruht also auf der Zurechnungsfähigkeit (imputabilitas, imputativitas), der Fähigkeit, die Gesetzwidrigkeit durch richtige Anwendung der Vernunft vermeiden zu können, welche nur dann vorhanden ist, wenn der Handelnde sowohl der innern Willkür, der Möglichkeit der Selbstbestimmung, durch seinen Gemüthszustand, als auch seiner äußern physischen Willkür, des freien Gebrauchs seiner Körperkräfte bei der Handlung, der Möglichkeit, seiner Willensbestimmung auch äußerlich gemäß zu handeln, nicht beraubt war. Sind beide Erfordernisse in dem durch seine That das Rechtsgesetz Verletzenden zu finden, so entsteht die Verschuldung; fehlen aber jene Zurechnungsgründe, so ist der Handelnde im Zustande der Z.slosigkeit, die Handlung kann ihm nicht zugerechnet werden. Zur Beurtheilung des Grades der Z.sfähigkeit stellt die bürgerliche Gesetzgebung folgende Regeln auf: einem Menschen wird seine Handlung um so mehr zugerechnet, je weniger äußere Veranlassungen und Gründe und innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; je stärker sein Vorsatz dabei war; je mehr er aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln dazu gewirkt hat; je wichtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind und je deutlicher er sie vorhersah, oder vorherzusehen fähig war; je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen und wirklich überlegte. Wie wenig aber auch die strengste Beobachtung dieser Vorschriften vor Irrthum sichere, leuchtet von selbst ein. Daher das Urtheil des menschlichen Richters über die Handlung eines Andern nur auf deren Aussenseite und Wirkung sich beschränken muß.

Zurhein, Friedrich, Freih. von, der Abkömmling einer uralten transjuranischen oder burgundischen Adelsfamilie, ist am 7. August 1802 zu Würzburg geboren, — eben im Augenblicke der großen Säcularisation und des Ueberganges der geistlichen Stifter Bamberg u. Würzburg an Bayern. Er vollendete die Gymnasial-Studien in seiner, durch wissenschaftliches Aufstreben und durch

literarische Celebritäten in der Mitwelt wie in der Vergangenheit ausgezeichneten Vaterstadt. Im J. 1819 bezog er die altberühmte Würzburger Universität, die er nach fünfjährigen, mit glücklichstem Erfolge durchgeführten Studien i. J. 1823 verließ, um bei dem dortigen Landgerichte zur Praxis überzugehen. Nachdem er im J. 1825 mit großer Auszeichnung die Prüfung für den Staatsdienst bestanden, begann er 1826, mit dem Regierungsantritte König Ludwigs, den Acceß beim Appellationsgerichte seiner Vaterstadt und wurde am 10. Juli 1828 zum Stadtgerichts-Assessor daselbst, 1830 zum Rathe bei ebendemselben Gerichte ernannt. Im vorhergegangenen Jahre hatte Freih. von Z. sich mit einer Nichte des Bischofs von Würzburg, Maria Anna Freiin von Groß zu Trockau, aus einem uralten, durch viele ausgezeichnete Kirchenfürsten und wehrhafte Häupter der fränkischen Ritterschaft verherrlichten Geschlechte, vermählt. Nachdem dann, in Folge des Ereignisses des Jahres 1830, der Vater des Frhn. Friedrich, der besonders um wichtige Unterhandlungen über den deutschen Zollverein, verdiente Regierungs-Präsident Freih. von Z. als Chef des Justiz-Departements an die Spitze des Ministeriums getreten war, sah sich bald darauf, am 19. Febr. 1832, der Sohn zum Oberstudien-Rathe befördert und als solcher dem Ministerium des Innern zugetheilt. Aus dieser Stellung rief ihn unter dem Ministerium Abel ganz unerwartet seine, am 25. Juli 1838 angeordnete Versetzung als Ober-Appellations-Rath zum obersten Gerichtshofe des Königreichs; schon am 13. Okt. 1840 erfolgte darauf, eben so ohne alle vorgängige Bemerkung, seine Ernennung zum Regierungs-Director in Augsburg, dann am 5. Mai des nächsten Jahres seine Beförderung zum Regierungs-Präsidenten in Regensburg, als Nachfolger des plötzlich dahingeschiedenen Eduard von Schenk. Dort war es Z. vergönnt, bei der herrlichen Feier der Eröffnung der Walhalla, am 18. Oktober 1842, der Festredner zu seyn. Unmittelbar darauf ernannte ihn König Ludwig zum lebenslänglichen Reichsrathe der Krone Bayern, die Kammer der Reichsräthe selbst aber wählte ihn in den folgenden Landtagen zu einem ihrer Sekretäre. — Mehrmals schon durch die laute Stimme der Vaterlandsfreunde in's Ministerium gewünscht, ward er dahin am 1. März 1847 berufen, als nach dem Sturze des Abel'schen Kabinets eine freiere Richtung eingeschlagen werden sollte. Er trat als Verweser des Ministeriums der Kirchen- und Schulangelegenheiten und der Finanzen an die Spitze der neuen Verwaltung; Regensburg aber, dessen Wohl der Freih. von Z. in allen allgemeinen und Sonderinteressen seine Sorgfalt geweiht hatte, ehrte ihn beim Scheiden durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. Nicht lange jedoch dauerte Z.s Wirksamkeit als Minister, denn schon am letzten Nov. 1847 legte er bei Gelegenheit der damals in den höchsten Verwaltungs-Stellen vorgehenden Veränderung sein Portefeuille nieder, und trat auf seinen früheren Posten als Regierungs-Präsident in Regensburg zurück. Von da ist er neuerlich in gleicher Eigenschaft nach Würzburg versetzt worden. Seine Schriften sind: Lyrische Kränze, Würzb. 1824; Jahrbücher des gemeinen deutschen bürgerlichen Prozesses, 1. Bd., Nürnb. 1829; Beiträge zur Gesetzgebung und praktischen Jurisprudenz, 2 Bde., München und Würzb. 1826—31; Sammlung merkw. Rechtsfälle Bayerns, in Verbinduug mit J. B. Sartorius, 2 Bde., Erlangen 1830—31; Zeitschrift für Theorie und Praxis des bayerischen Civil-, Criminal- und öffentlichen Rechts, 3 Bde., München 1834—39.

Zurita (Geronymo), ein berühmter spanischer Geschichtsschreiber, geboren zu Saragossa 1812, studirte zu Alcala alte Literatur, folgte dann seinem Schwiegervater als Inquisitionssekretär zu Madrid, wurde 1547 zum Historiographen von Aragonien erwählt, reiste durch Aragonien, Italien und Sizilien und wurde 1567 Kammersekretär Philipp's II. Er starb im Oktober oder November 1580 u. schrieb: Indices rerum ab Arag. regibus gestarum, Saragossa 1578, fol.; Annales de la Corona de Aragon., von 710—1516, 7 Bde., ebend. 1616 *fol. u. m. A.*

Zurlo, Giuseppe, Graf von, ein berühmter, 1759 in Neapel geborener

taatsmann. Er fand besonders an der alten Literatur Geschmack. Sein Freund
llangieri, der in ihm etwas Höheres, als einen das Alterthum bewundernden
hilologen wahrnahm, wünschte, daß Z. sich dem Staatsdienste widmen möge.
ach dem Erdbeben von 1789 lag der Regierung sehr am Herzen, durch eine
enge nützlicher Verbesserungen den zerrütteten Wohlstand der Provinzen, die
s Erdbeben heimgesucht hatte, herzustellen und Z. wurde Begleiter des könig-
chen Vikars, welcher beauftragt war, die Mittel zur Gründung eines neuen
ohlstandes zu finden. Dann wurde er Richter in verschiedenen Collegien u. 1798
m Finanzminister ernannt, welches er ablehnte, aber den verwaltenden Minister
sto treuer mit Rath unterstützte. Als der Hof nach Sicilien flüchtete, blieb er
Neapel und wurde wegen ungerechter Beschuldigungen dem Volke verhaßt.
er König ernannte ihn nach seiner Rückkehr aus Sizilien zum Finanzminister;
stellte schnell die zerrüttete Ordnung der Finanzen wieder her. Als er 1803
ging, war er ganz mittellos, weil er es ausschlug eine Belohnung anzunehmen.
egen der allgemeinen Volksstimme erhob ihn 1809 Murat zum Finanzminister
d, weil er schnell viel Gutes schaffte, so gab ihm derselbe auch die Einrichtung
r sehr zerrütteten innern Staatsverwaltung. Ohne großen Aufwand des Staates
ferte er Vieles in den Künsten, im öffentlichen Unterrichte, in Manufakturen
d begabte reichlich das Irrenhaus in Aversa. Die Gemahlin Murat's for-
rte ihn auf, sie nach Triest zu begleiten, was er annahm und hernach in Zu-
ckgezogenheit erst in Venedig und hernach in Rom lebte; er gab in dieser Muße
ne verbesserte Ausgabe des Anakreon. Das Jahr 1828 rief ihn in sein Vaterland
rück und 1820 wurde er wieder Minister des Innern, aber seine Redlichkeit
ar den Ultramännern verhaßt; er trat daher freiwillig zurück und starb zu
eapel 1828.

Zurzach (wahrscheinlich das Certiacum der alten Römer), wohlgebauter
arktflecken im schweizerischen Kanton Aargau, in einer angenehmen Gegend am
uße eines Berges, nicht weit vom Rheine, mit einem Collegiatstift von 18
itgliedern (ursprünglich Benediktinerabtei), einer schönen katholischen Kirche, in
r sich in einem unterirdischen Gewölbe das von Wallfahrern stark besuchte
rab der heil. Verena befindet, einer Kirche der Reformirten und guten Schul-
stalten. Die Einwohner, etwa 1000 an der Zahl, nähren sich theils vom
ndbau, theils von der Durchfuhre. Wichtig für dieselben sind die drei Messen,
e bedeutendsten der Schweiz, deren jede 10 Tage dauert. Ehemals besuchten
lbst Russen u. Polen dieselben, aber die neuesten, dem Handel so ungünstigen,
eiten haben das Ganze ziemlich heruntergebracht. Malerisch sind die Trümmer
n Küssenburg jenseits des Rheines.

Zuylen, Hugo, Baron van Nyevelt, geboren zu Rotterdam 1781, beglei-
te 1805 den holländischen Gesandten Brantsen nach Paris und ging mit dem
esandten Verhuel 1807 als Legationssekretär nach Madrid, wo er nach Ver-
uel's Abreise bis 1810 als Geschäftsträger zurückblieb. Nach der Vereinigung
ollands mit Frankreich kehrte er in sein Vaterland zurück und nach der Wie-
derherstellung desselben ging er 1814 als Gesandter nach Stockholm und von
rt 1816 nach Madrid. Hier schloß er mit Cevallos den Vertrag von Alcala,
urde aber 1822 zurückberufen, da die Spanier den Gesandtschaftsposten im Haag
ngehen ließen. 1825 ward er Gesandter in Konstantinopel und, als nach der
chlacht von Navarin die Gesandten von Rußland, England und Frankreich von
rt abreisten, ohne Geschäftsträger zu hinterlassen, stellten sich alle dort lebenden
ndividuen dieser Nationen unter seinen Schutz. Durch Z. wurden auch zuerst
e Verbindungen dieser drei Höfe mit der Pforte wieder angeknüpft. 1829 kam
nach dem Haag zurück, wurde 1830 zweiter Gesandter bei der Londoner Con-
renz und 1834 königlich niederländischer Staatsminister. Als solcher hat er
ährend der oftmaligen Abwesenheit Verstolk von Seelen's in besonderen Aufträ-
n das Ministerium des Auswärtigen verwaltet. Jetzt ist er Minister des
ultus für die reformirte und anderen akatholischen Confessionen.

Zweibrücken (lateinisch Bipontum, französisch Deux-ponts), Stadt in der bayerischen Rheinpfalz, am Erlbache, ist regelmäßig gebaut, hat eine, aus dem ehemaligen prächtigen Schlosse hergerichtete, katholische und drei protestantische Kirchen, unter letzteren die schöne Stadtkirche u. die von Karl XI. von Schweden erbaute Karlskirche, ein Schauspielhaus (früher wallonische Kirche), ein Gymnasium mit ansehnlicher Bibliothek, eine in dem kleinen Schlosse befindliche Gestütsanstalt u. ein Zuchthaus. Die Stadt ist Sitz des königlichen Appellationsgerichtes für die Rheinpfalz. Die Einwohner, nahe an 8000, unterhalten Fabriken in Leder, Tabak, Baumwolle, Tuch 2c. — Früher war Z. Hauptstadt eines eigenen Herzogthums mit 36 □M. und 70,000 Einwohnern, das 1390, nach dem Aussterben der alten Grafen von Z., an Pfalz gefallen und später der Sitz einer eigenen pfalzgräflichen Linie geworden war, welche jetzt den königlich bayerischen Thron inne hat (s. Pfalz).

Zweikampf, s. Duell.

Zweischattige (griechisch ἀμφίσκιοι) nennt man die Bewohner der heißen Zone, in sofern ihr Schatten, je nach dem Stande der Sonne, bald süd-, bald nordwärts fällt.

Zweistimmig, ein aus zwei Stimmen wesentlich bestehender musikalischer Satz, oder ein solches Tonstück. Hiernach können entweder in einem vollständigen Musikstücke zwei Parteien concertirend hervortreten, oder das Musikstück ist ein einfaches Duett für zwei Singstimmen oder Instrumente. Der zweckmäßige Gebrauch dieses an sich einfachen Satzes wird von einer genauen Kenntniß des vollstimmigen Satzes bedingt.

Zwerchfell (diaphragma) heißt der breite Muskel, welcher die Brust- und Bauchhöhle von einander trennt, nach oben gewölbt, nach unten ausgehöhlt erscheint und nach seinem Umfange zu aus Muskelfasern, im Mittel aber aus Sehnenfasern gebildet ist, wornach auch das Z. in den muskulösen und in den sehnichten Theil und ersterer nach seinen Anheftungspunkten wieder in den Rippentheil und in den Lendentheil eingetheilt wird. Das Z. hat drei größere Oeffnungen oder Spalten. Durch die eine geht die Aorta (s. d.) aus der Brusthöhle in die Bauchhöhle herab, und steigt entgegen der Brustgang (s. lymphatisches System) aufwärts. Durch die zweite Spalte gehen die Speiseröhre und die großen Nerven hindurch; durch die dritte Oeffnung aber gelangt die aufsteigende Hohlader aus der Bauchhöhle in die Brusthöhle. Ausserdem finden sich noch mehre kleine Oeffnungen für kleinere Gefäße und Nerven. Das Z. unterstützt nach oben das Herz und die Lungen; nach unten trägt es Leber, Magen und Milz, indem diese Theile durch Bänder an demselben befestigt sind. Beim Einathmen steigt das Z. herab, erweitert die Brusthöhle und erlaubt den Lungen, sich auszudehnen; beim Ausathmen wird es von den Bauchmuskeln emporgetrieben, verengert die Brusthöhle und drückt auf die Lungen. Seine Bewegungen unterstützen zugleich die Thätigkeit der im Bauche gelegenen Verdauungsorgane, und befördern das Vorsichgehen aller Ausscheidungen des Unterleibs.

E. Buchner.

Zwerg nennt man einen Menschen von ungewöhnlich kleiner Gestalt, im Gegensatz vom Riesen (s. d.). In allen Naturreichen finden wir bei Mangel an Nahrung und unter ungünstigen äusseren Einflüssen ein Zurückbleiben in der Entwickelung und ein Verkümmern. So bleiben Bäume und andere Gewächse auf bergigen und kalten Standorten in ihrer Größenentwickelung zurück. Im Thierreich zeigt sich dieses Zurückbleiben besonders bei jenen Thieren, die lebendige Junge gebären; so sind in den nördlichen und dürftigen Gegenden die Thierracen, besonders im Pferde- und Rindviehgeschlecht weit kleiner, als in anderen Gegenden mit angemessenerem Klima. Auf gleiche Weise sind im Menschengeschlecht besonders die Bewohner der nördlichen Zone, die Lappländer und Grönländer 2c., durch ihren kleinen Wuchs ausgezeichnet, die älteren Erzählungen von Z.-Nationen sind übrigens fabelhaft, denn überall gehört ein Wuchs unter

3½ Fuß Länge unter die Ausnahmen. Z. kommen überall unter anderen wohlgebildeten Menschen vor; meist kommen sie schon ungewöhnlich klein zur Welt und werden während der Jahre des Wachsthums mehr oder minder verunstaltet. Die gewöhnliche Größe erwachsener Z.e beträgt 30—40 Zoll. Ihr Verstand ist gewöhnlich nur wenig entwickelt, und in Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit gleichen sie den Kindern. — Z.-Baum nennt man in der Baumzucht einen Baum, der durch Pfropfen und besondere Wartung so gezogen ist, daß er keinen Stamm bildet, sondern sich bald in Aeste zertheilt, aber doch viele und gute Früchte trägt. E. Buchner.

Zwetsche, s. Pflaume.

Zwettl, ansehnliche Cisterzienserabtei in Niederösterreich, Kreis ob dem Mannhartsberge, am Kampflusse, in einem reizenden Thale. Die schöne altdeutsche Kirche enthält einen ausgezeichneten Schnitzaltar von 1525. Bibliothek und Münzsammlung, Knabenkonvikt, treffliche Schäferei. Das Kloster wurde 1138 gestiftet. Eine Strecke oberhalb, am Einflusse der Zwettl in die Kamp, liegt das landesfürstliche Städtchen Zwettl, dessen gewerbsame Bewohner (2100) Hanf- und Flachsbau, Leinen-, Baumwollen- und Tuchweberei, und lebhaften Getreid- und Holzhandel treiben. mD.

Zwickau, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (84½ □ M. mit 536,000 Einwohnern) im Königreich Sachsen, in einer anmuthigen Gegend, an der Mulde, hat fünf Kirchen, unter denen die Marienkirche, eines der schönsten Denkmale altdeutscher Baukunst, mit einem 314 Fuß hohen Thurme und Gemälden von Lukas Cranach und Michael Wohlgemuth und die Katharinenkirche, ebenfalls ein ansehnlicher Bau, sich auszeichnen; ein Gymnasium mit reicher Bibliothek und verschiedenen Sammlungen, ein Zucht- und Arbeitshaus in dem Schlosse Oberstein, ein Hospital vor der Stadt ꝛc. Schon als Sitz der Kreisdirektion, des Appellationsgerichtes und Obersteueramtes, noch mehr aber durch die Tuch-, Farben- und Wollgarnfabriken, durch eine Maschinenfabrik, durch den Steinkohlenbergbau und Getreidehandel, welche die 12,000 Einwohner beschäftigen und durch die Verbindung mit der sächsisch-bayerischen Eisenbahn, ist Z. eine äusserst lebhafte Stadt. — Seit 1290 reichsunmittelbar, kam die Stadt, nach mehrjähriger Verpfändung an Böhmen und Meißen, 1348 in den erblichen Besitz der Markgrafen von Meißen und so an Sachsen.

Zwiebel (**Bulbus**) 1) ein, den sogenannten Zwiebelgewächsen eigenthümliches Vermehrungsorgan, also Nichts weiter, als eine unterirdische Knospe, besteht, wie die gewöhnliche Knospe, aus blattartigen Gebilden, die sich in ihrem innern Bau von den gewöhnlichen Blättern hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß die Zellen des dicken, fleischigen Zellgewebes viel Stärkemehl und Schleim enthalten, während ihrer Oberhaut die Spaltöffnungen abgehen. — 2) Z. (Allium cepa), aus der Gattung Lauch, hat eine rothgelbe Z., stielrunde, hohle Blätter, treibt einen nackten, 2—2½ Fuß hohen, unten aufgeblasenen Schaft, an dessen Spitze die weißen, mit grünen Streifen gezeichneten, doldenständigen Blumen stehen u. wird überall cultivirt. Die Z.n haben nährende Bestandtheile und ein scharfes ätherisches Oel.

Zwiesel, hübscher und wohlhabender Marktflecken und Sitz eines Rent-, Forst- und Nebenzollamts, im bayerischen Walde (Niederbayern) und am Vereinigungspunkte des kleinen und großen Regen. Die 1250 Einwohner ziehen guten Erwerb aus dem Handel mit Glas und Holzwaaren, den bedeutenden Viehmärkten und der Leinweberei. Es bestehen hier auch Oel-, Mahl- und Sägemühlen, eine Papiermühle und mehre Glasschleifen. Die Gegend um Z. ist das wahre Eldorado der Glasmacher. Nicht weniger als acht der bedeutendsten Glasfabriken — zu Therestenthal, Oberzwieselau (2), Ludwigsthal, Frauenau (2), Rabenstein (2) — liegen hier in einem Umkreise von wenigen Meilen beisammen. Außer den Glashütten haben die Umgebungen noch eine Merkwürdigkeit aufzuweisen, und dies sind die mineralischen Schätze des Ge-

birges. — Z., sammt der sogenannten Frauenau auf dem ursprünglichen Dotationsgrunde des Klosters Rinchnach liegend, verdankt sein Entstehen den dasigen Mönchen, welche es zuerst mit Goldwäschern bevölkerten. mD.

Zwillinge, s. Dioskuren.

Zwingli, Ulrich, geboren zu Wildhaus in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg (Canton St. Gallen) 1. Januar 1484, legte den Grund zu seiner Ausbildung in Bern und Basel, studirte Philosophie zu Wien und Theologie zu Basel, an welchem letztern Orte er Magister wurde. 1506 kam er als Pfarrer nach Glarus, war dann drei Jahre Feldprediger und kam 1516 als Prediger an den berühmten Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln. Z. hatte hier Gelegenheit, die seltsamsten Mißbräuche kennen zu lernen und zu sehen, wie der große Hause über den Nutzen der Wallfahrten und eine Menge anderer Uebungen in dem grellsten Irrwahne befangen war und fing an, gegen diese verderblichen Mißbräuche in Predigten und Gesprächen sich auszulassen. Diese freimüthigen Aeusserungen Z.s waren indessen so wenig befremdend, daß er am 1. September 1518 das Diplom eines Akoluthen-Kapellans des päpstlichen Stuhles aus den Händen des Legaten Anton Pulci erhielt. Um diese Zeit ließ Papst Leo X. in Deutschland durch die Dominikaner und in der Schweiz durch den Franciscaner Bernardin Samson aus Mailand Ablässe verkündigen. Z. erhob sich sogleich gegen Samson's übertriebene Lobpreisungen des Ablasses u. wurde durch den Beifall des Bischofs von Konstanz, noch mehr aufgemuntert, den es verdrossen hatte, daß dieser Mönch, ohne bischöfliche Erlaubniß und ohne vorgängige Vorlage seiner Bullen zu Konstanz, sein Wesen zu treiben angefangen hatte. Bald darauf wurde Z. als Pfarrer an den großen Münster nach Zürich berufen, wo er die ausschweifenden Uebertreibungen des Franciscaners Samson mit so lebhaften Farben malte, daß der Bürgermeister von Zürich dem Ablaßprediger die Stadtthore verschließen ließ. Da die meisten religiösen Mißbräuche ihren Grund in unsicheren Ueberlieferungen hatten, so erklärte sich auch Z. gegen jede Ueberlieferung und behauptete, es könne Nichts als wahr und als Lehre des Christenthums angenommen werden, was nicht ausdrücklich in der Bibel enthalten wäre und es müsse Alles als menschliche Erfindung angesehen werden, was sich nicht aus der heil. Schrift erweisen lasse. Der Rath von Zürich glaubte in dieser Behauptung ein sicheres Mittel zur Abschaffung aller Mißbräuche und einen leichten Weg zur Ausmittelung aller Punkte, in welchen man dem Papste und der geistlichen Gewalt unterworfen sei, zu entdecken und erließ an alle Pfarrer, Prediger und andere in der Seelsorge angestellte Geistliche 1520 ein Edikt, worin verordnet wurde, nichts Anderes zu predigen, als was aus dem Worte Gottes erweislich sei und alle menschlichen Anordnungen und Lehren mit Stillschweigen zu übergehen. Luther's Werke gegen die Ablässe, die römische Kirche 2c. waren in die Schweiz gebracht und mit Begierde gelesen worden. Z. hatte seinerseits seine Meinungen vielen Personen mitgetheilt; plötzlich sah man daher einen Schwall von Predigern, welche nicht allein die Mißbräuche, sondern die Ablässe selbst, die Verehrung der Heiligen, die Klostergelübde, die Ehelosigkeit der Priester, die Fasten, die h. Messe u. s. w. anstritten. Der Bischof von Konstanz, der Z., so lange er blos Mißbräuche bestritt, Beifall gegeben hatte, trat nun, da dieser im Reformiren weiter ging, durch ein Mandat hemmend den Neuerungen entgegen und beklagte sich durch Abgeordnete bei den Cantonen über die Frechheit der Neuerer. Die zu Luzern versammelten Eidgenossen erließen den 27. März 1522 ein Dekret, worin den Geistlichen das Predigen der neuen Lehre verboten wurde. Z., vom Rathe zu Zürich unterstützt, ging seinen Reformationsgang, ohne sich an die Verordnung der Eidgenossenschaft zu kehren, fort. Die Katholiken der Stadt stritten mit den Reformatoren und das Volk war zwischen Z. und der katholischen Geistlichkeit getheilt. Nach dem Grundprincip der sogenannten Religionsverbesserung Z.s mußten sich alle Dispute durch die heilige Schrift allein entscheiden lassen. Man brauchte nur die Bibel aufzuschlagen und nachzusehen, welcher von den

ei entgegenstehenden Sätzen im alten und neuen Testamente enthalten sei. Die
ltliche Obrigkeit konnte daher ganz wohl competenter Richter in Religions-
eiten seyn und der Rath von Zürich lud 1523 alle Geistlichen seines Gebietes,
ch sonstige Theologen, zu einer Unterredung nach Zürich ein; auch der Bischof
n Konstanz wurde ersucht, dahin zu kommen, oder seine Gottesgelehrten zu
icken. Die Geistlichen folgten dem Befehle und der Bischof sandte seinen
oßvikar, Johann Faber, nachmaligen Bischof von Wien, mit einigen Theo-
jen nach Zürich. Z. legte seine Lehre in 67 deutsch abgefaßten Artikeln vor.
lein, als Faber sah, daß der Rath sich zum Schiedsrichter in der Sache auf-
rf, lehnte er das Religionsgespräch ab, indem das Richteramt in Glaubens-
hen nur der Kirche zustehe und erbot sich, auf Z.s Lehrpunkte schriftlich zu
tworten; übrigens müsse man, unabhängig von seiner Antwort, die Entscheid-
g des nächstens zu haltenden Conciliums abwarten. Auf die Verweigerung
bers, sich dem Ausspruche des Züricher Rathes über die von Z. angefochtenen
r- und Disciplinarpunkte zu unterwerfen, wiederholte dieser den Befehl: nichts
beres, als was in der Bibel enthalten sei, zu lehren. Noch in demselben
hre hielt Z. eine zweite Disputation, bei welcher, nebst seinen Amtsbrüdern,
r 900 Personen zugegen waren. Der Streit verbreitete sich diesmal über die
rehrung der Heiligen, ihrer Bildnisse u. über die h. Messe. Z. fand so vielen
lfall, daß von nun an seine Partei die herrschende wurde. Die Köpfe erhitzten
und mit ungestümer Hast ward nun das Alte, blos weil es alt war, umge-
rfen. Dieser Unfug schien denn doch zu arg und auf dem Bundestage zu
ern, am 26. Januar 1524, wurde der Beschluß gefaßt, der Stadt Zürich durch
geordnete zu bedeuten, zur alten Ordnung zurückzukehren, mit dem Bedrohen,
widrigenfalls von dem Bundesrathe auszuschließen. Allein die Wirkungen des
ebenen Reformationsstoßes waren nicht mehr aufzuhalten. Noch in diesem
hre wurde die h. Messe und alle Ceremonien der römischen Kirche in Zürich
zlich abgeschafft; die Klöster wurden geöffnet, die Mönche brachen ihre Ge-
de, die Pfarrer heiratheten und selbst Z. vermählte sich mit der reichen, 43jähr-
n, Wittwe Anna Reinhard. Dies war das erste Ergebniß aus Z.s Re-
mation in dem Canton Zürich. Unter den eidgenössischen Städten war Mühl-
sen die erste, welche sich an die Züricher anschloß. Aber gleichzeitig mit Z.
ten Wolfgang Fabricius und Capito zu Basel das Reformationswerk
onnen, welches seit 1523 von Oekolampadius, Luther's Zögling, fort-
etzt wurde, an den sich der aus Frankreich vertriebene Farel eine Zeit lange
chloß und der zu Gunsten der neuen Lehre 1524 eine öffentliche Disputation
t. In demselben Jahre ward auch in Schaffhausen reformirt und ein Jahr
auf zeigten sich sehr deutliche Symptome des Reformationsfiebers in Bern.
fernerer Ansteckung vorzubeugen, wurde, nach langen Verhandlungen, 1526
Religionsgespräch gehalten. Oekolampad und Johann Murner ver-
digten die Reformation, Johann Eck stand an der Spitze der Katholiken;
war gar nicht erschienen. Die Katholiken gewannen die Oberhand u. gegen
ward das Verdammungsurtheil ausgesprochen, an welches weder er, noch seine
rtei, die sich mit jedem Tage verstärkte, sich kehrten. Ein zweites, 1528 zu
n gehaltenes Religionsgespräch, bei dem sich, nebst den schweizerischen Refor-
tions-Häuptlingen, auch deutsche Reformatoren einfanden, hatte keinen andern
olg, als daß sich Bern enger an die Reformation anschloß, welchem verschie-
e andere Cantone folgten. Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lu-
n blieben der Religion ihrer Väter getreu und die Schweiz sah sich nun in
i feindselige Faktionen gespalten, die sich Anfangs durch Schimpfreden heraus-
erten, endlich selbst zu den Waffen griffen. Mehr als einmal stand der in-
Krieg zwischen den Katholiken und Reformirten auf dem Punkte des Aus-
ches, bis endlich die Züricher und Berner den Durchgang von Lebensmitteln
die fünf katholischen Cantone verboten und dadurch diese zu thätlichen Maß-
ln reizten, welche, durch ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (Karl's V.

birges. — Z., sammt der sogenannten Frauenau auf dem ursprünglichen Dotationsgrunde des Klosters Rinchnach liegend, verdankt sein Entstehen den dasigen Mönchen, welche es zuerst mit Goldwäschern bevölkerten. mD.

Zwillinge, s. Dioskuren.

Zwingli, Ulrich, geboren zu Wildhaus in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg (Canton St. Gallen) 1. Januar 1484, legte den Grund zu seiner Ausbildung in Bern und Basel, studirte Philosophie zu Wien und Theologie zu Basel, an welchem letztern Orte er Magister wurde. 1506 kam er als Pfarrer nach Glarus, war dann drei Jahre Feldprediger und kam 1516 als Prediger an den berühmten Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln. Z. hatte hier Gelegenheit, die seltsamsten Mißbräuche kennen zu lernen und zu sehen, wie der große Haufe über den Nutzen der Wallfahrten und eine Menge anderer Uebungen in dem grellsten Irrwahne befangen war und fing an, gegen diese verderblichen Mißbräuche in Predigten und Gesprächen sich auszulassen. Diese freimüthigen Aeusserungen Z.s waren indessen so wenig befremdend, daß er am 1. September 1518 das Diplom eines Akoluthen-Kapellans des päpstlichen Stuhles aus den Händen des Legaten Anton Pulci erhielt. Um diese Zeit ließ Papst Leo X in Deutschland durch die Dominikaner und in der Schweiz durch den Franciscaner Bernardin Samson aus Mailand Ablässe verkündigen. Z. erhob sich sogleich gegen Samson's übertriebene Lobpreisungen des Ablasses u. wurde durch den Beifall des Bischofs von Konstanz, noch mehr aufgemuntert, den es verdrossen hatte, daß dieser Mönch, ohne bischöfliche Erlaubniß und ohne vorgängige Vorlage seiner Bullen zu Konstanz, sein Wesen zu treiben angefangen hatte. Bald darauf wurde Z. als Pfarrer an den großen Münster nach Zürich berufen, wo er die ausschweifenden Uebertreibungen des Franciscaners Samson mit so lebhaften Farben malte, daß der Bürgermeister von Zürich dem Ablaßprediger die Stadtthore verschließen ließ. Da die meisten religiösen Mißbräuche ihren Grund in unsicheren Ueberlieferungen hatten, so erklärte sich auch Z. gegen jede Ueberlieferung und behauptete, es könne Nichts als wahr und als Lehre des Christenthums angenommen werden, was nicht ausdrücklich in der Bibel enthalten wäre und es müsse Alles als menschliche Erfindung angesehen werden, was sich nicht aus der heil. Schrift erweisen lasse. Der Rath von Zürich glaubte in dieser Behauptung ein sicheres Mittel zur Abschaffung aller Mißbräuche und einen leichten Weg zur Ausmittelung aller Punkte, in welchen man dem Papste und der geistlichen Gewalt unterworfen sei, zu entdecken und erließ an alle Pfarrer, Prediger und andere in der Seelsorge angestellte Geistliche 1520 ein Edikt, worin verordnet wurde, nichts Anderes zu predigen, als was aus dem Worte Gottes erweislich sei und alle menschlichen Anordnungen und Lehren mit Stillschweigen zu übergehen. Luther's Werke gegen die Ablässe, die römische Kirche 2c. waren in die Schweiz gebracht und mit Begierde gelesen worden. Z. hatte seinerseits seine Meinungen vielen Personen mitgetheilt; plötzlich sah man daher einen Schwall von Predigern, welche nicht allein die Mißbräuche, sondern die Ablässe selbst, die Verehrung der Heiligen, die Klostergelübde, die Ehelosigkeit der Priester, die Fasten, die h. Messe u. s. w. anstritten. Der Bischof von Konstanz, der Z., so lange er blos Mißbräuche bestritt, Beifall gegeben hatte, traf nun, da dieser im Reformiren weiter ging, durch ein Mandat hemmend den Neuerungen entgegen und beklagte sich durch Abgeordnete bei den Cantonen über die Frechheit der Neuerer. Die zu Luzern versammelten Eidgenossen erließen den 27. März 1522 ein Dekret, worin den Geistlichen das Predigen der neuen Lehre verboten wurde. Z., vom Rathe zu Zürich unterstützt, ging seinen Reformationsgang, ohne sich an die Verordnung der Eidgenossenschaft zu kehren, fort. Die Katholiken der Stadt stritten mit den Reformatoren und das Volk war zwischen Z. und der katholischen Geistlichkeit getheilt. Nach dem Grundprincip der sogenannten Religionsverbesserung Z.s mußten sich alle Dispute durch die heilige Schrift allein entscheiden lassen. Man brauchte nur die Bibel aufzuschlagen und nachzusehen, welcher von den

zwei entgegenstehenden Sätzen im alten und neuen Testamente enthalten sei. Die weltliche Obrigkeit konnte daher ganz wohl competenter Richter in Religionsstreiten seyn und der Rath von Zürich lud 1523 alle Geistlichen seines Gebietes, auch sonstige Theologen, zu einer Unterredung nach Zürich ein; auch der Bischof von Konstanz wurde ersucht, dahin zu kommen, oder seine Gottesgelehrten zu schicken. Die Geistlichen folgten dem Befehle und der Bischof sandte seinen Großvikar, Johann Faber, nachmaligen Bischof von Wien, mit einigen Theologen nach Zürich. Z. legte seine Lehre in 67 deutsch abgefaßten Artikeln vor. Allein, als Faber sah, daß der Rath sich zum Schiedsrichter in der Sache aufwarf, lehnte er das Religionsgespräch ab, indem das Richteramt in Glaubenssachen nur der Kirche zustehe und erbot sich, auf Z.s Lehrpunkte schriftlich zu antworten; übrigens müsse man, unabhängig von seiner Antwort, die Entscheidung des nächstens zu haltenden Conciliums abwarten. Auf die Verweigerung Fabers, sich dem Ausspruche des Züricher Rathes über die von Z. angefochtenen Lehr- und Disciplinarpunkte zu unterwerfen, wiederholte dieser den Befehl: nichts Anderes, als was in der Bibel enthalten sei, zu lehren. Noch in demselben Jahre hielt Z. eine zweite Disputation, bei welcher, nebst seinen Amtsbrüdern, über 900 Personen zugegen waren. Der Streit verbreitete sich diesmal über die Verehrung der Heiligen, ihrer Bildnisse u. über die h. Messe. Z. fand so vielen Beifall, daß von nun an seine Partei die herrschende wurde. Die Köpfe erhitzten sich und mit ungestümer Hast ward nun das Alte, blos weil es alt war, umgeworfen. Dieser Unfug schien denn doch zu arg und auf dem Bundestage zu Luzern, am 26. Januar 1524, wurde der Beschluß gefaßt, der Stadt Zürich durch Abgeordnete zu bedeuten, zur alten Ordnung zurückzukehren, mit dem Bedrohen, sie widrigenfalls von dem Bundesrathe auszuschließen. Allein die Wirkungen des gegebenen Reformationsstoßes waren nicht mehr aufzuhalten. Noch in diesem Jahre wurde die h. Messe und alle Ceremonien der römischen Kirche in Zürich gänzlich abgeschafft; die Klöster wurden geöffnet, die Mönche brachen ihre Gelübde, die Pfarrer heiratheten und selbst Z. vermählte sich mit der reichen, 43jährigen, Wittwe Anna Reinhard. Dies war das erste Ergebniß aus Z.s Reformation in dem Canton Zürich. Unter den eidgenössischen Städten war Mühlhausen die erste, welche sich an die Züricher anschloß. Aber gleichzeitig mit Z. hatten Wolfgang Fabricius und Capito zu Basel das Reformationswerk begonnen, welches seit 1523 von Oekolampadius, Luther's Zögling, fortgesetzt wurde, an den sich der aus Frankreich vertriebene Farel eine Zeit lange anschloß und der zu Gunsten der neuen Lehre 1524 eine öffentliche Disputation hielt. In demselben Jahre ward auch in Schaffhausen reformirt und ein Jahr darauf zeigten sich sehr deutliche Symptome des Reformationsfiebers in Bern. Um fernerer Ansteckung vorzubeugen, wurde, nach langen Verhandlungen, 1526 ein Religionsgespräch gehalten. Oekolampad und Johann Murner vertheidigten die Reformation, Johann Eck stand an der Spitze der Katholiken; Z. war gar nicht erschienen. Die Katholiken gewannen die Oberhand u. gegen Z. ward das Verdammungsurtheil ausgesprochen, an welches weder er, noch seine Partei, die sich mit jedem Tage verstärkte, sich kehrten. Ein zweites, 1528 zu Bern gehaltenes Religionsgespräch, bei dem sich, nebst den schweizerischen Reformations-Häuptlingen, auch deutsche Reformatoren einfanden, hatte keinen andern Erfolg, als daß sich Bern enger an die Reformation anschloß, welchem verschiedene andere Cantone folgten. Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern blieben der Religion ihrer Väter getreu und die Schweiz sah sich nun in zwei feindselige Faktionen gespalten, die sich Anfangs durch Schimpfreden herausforderten, endlich selbst zu den Waffen griffen. Mehr als einmal stand der innere Krieg zwischen den Katholiken und Reformirten auf dem Punkte des Ausbruches, bis endlich die Züricher und Berner den Durchgang von Lebensmitteln an die fünf katholischen Cantone verboten und dadurch diese zu thätlichen Maßregeln reizten, welche, durch ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (Karl's V.

Bruder) verstärkt, zum offenen Kampfe heranzogen. Z. wendete Alles an, das Feuer, welches er angezündet hatte, zu löschen; Heldenmuth war eben seine Sache nicht: er wußte, daß er, als erster Prediger, mit dem Banner des Cantons zu Felde ziehen mußte und zweifelte nicht, wenn es so weit käme, an seinem Untergange. Ein Komet, der sich eben sehen ließ, bestätigte ihn in der Ueberzeugung von seinem nahen Ende; er erhob ein jämmerliches Wehklagen und kündigte an, daß der Komet seinen Tod und großes Unglück über Zürich prophezeie. Dessen ungeachtet wurde der Krieg beschlossen und Z. mußte auf dem Kampfplatze erscheinen. Die Katholiken griffen den 11. Oktober 1531 die Züricher zu Kappel an; diese wurden mit einem großen Verluste in die Flucht getrieben und Z. war unter den Erschlagenen. Sein Leichnam wurde von den Feinden zerrissen und verbrannt. — Nach der Schlacht von Kappel machten beide Theile Frieden mit dem Bedinge, daß jeder bei der Uebung seiner Religion verbleiben solle. Aber Z.s Geist lebte nach seinem Tode noch fort und die protestantische Schweizer-Kirche war durch ihn gegründet, welcher Calvin nachher nur die Gestaltung gab, die in der Schweiz gebildet ist. Seine Werke erschienen in 4 Bänden, Zürich 1544; von Neuem seit 1828 durch Schuler und Schultheß.

Zwirn heißt eigentlich jeder, aus zwei oder mehr Garnfäden zusammengedrehte Faden; doch versteht man darunter vorzugsweise solche Fäden aus Leinen- und Hanfgarn, welche zum Nähen, Stricken, Sticken rc. gebraucht werden. Das Zusammendrehen mehrer Fäden oder das Zwirnen kann auf dem Spinnrade geschehen, doch hat man dazu meist eigene Maschinen, Zwirnmühlen genannt. Der Z. ist theils roh und ungebleicht, von grauer Farbe, theils halb und ganz weiß oder gelblich, theils verschieden gefärbt. Nach der Stärke unterscheidet man im Allgemeinen Land-Z. als den stärksten, Fürsten-Z., den feinern weißen und Spitzen-Z. als den feinsten. Der feinste kommt aus Holland und Belgien. In Frankreich ist der feinste Z. der flandrische, der zu Lille verfertigt und gewöhnlich mecheln'er Spitzen-Z. genannt wird. Ausserdem ist in Frankreich besonders noch der bretagnische u. der sogenannte kölnische Z., ein weißer, gebleichter Strick-Z., der in und um Morlaix verfertigt wird, zu erwähnen. In England und Schottland wird ebenfalls an mehren Orten sehr guter Flachs-Z. verfertigt. In Deutschland ist besonders der böhmische Z. berühmt, dessen Fabrikation ihren Hauptsitz im Leitmeritzer Kreise hat. Die besten Sorten werden gewöhnlich Dresdener Z. genannt, weil sie früher meist über Dresden verschickt wurden. In Sachsen wird viel und guter Z. an mehren Orten des Erzgebirges und in der Gegend von Pirna, hauptsächlich zu Laubegast, verfertigt. Ausserdem wird vorzüglich noch in Ordruff und Friedrichsrode im Gothaischen, ferner an mehren Orten in Schlesien, Westphalen, der preußischen Rheinprovinz, Hannover rc. guter Z. fabrizirt.

Zwischenhandel wird diejenige Art des Handels genannt, wenn ein Land oder eine Stadt die Erzeugnisse eines fremden Landes bezieht, um sie nach einem andern Lande zu verkaufen. Er verdient vorzugsweise den Namen Handel, weil er sich ausschließlich auf Kauf und Verkauf beschränkt und ist insofern einer der wichtigsten Handelszweige, als er den Verkehr zwischen weit entfernten Staaten vermittelt; er hat aber in der neuern Zeit, wo die größere Vervollkommnung der Communicationsmittel den direkten Handel mehr begünstigt hat, gegen früher, wo der gesammte Großhandel in einem Z. bestand, bedeutend abgenommen. Irrigerweise nennt man ihn auch Transitohandel, während letzterer eigentlich nur den Durchgang von Waaren durch ein Land betrifft, wobei gar kein Handel stattfindet.

Zwischenspiel, 1) im Theater soviel als Intermezzo (s. d.). 2) In der Musik kurze Sätze, mit welchen auf der Orgel beim öffentlichen Gottesdienste im Choralgesange die Pausen zwischen den Strophen desselben ausgefüllt und die Strophen mit einander verbunden werden. Dieses Z. soll einfach, dem Texte angemessen seyn und im Voraus die folgende Harmonie ankündigen, weil es hier

ganz eigentlich darauf ankommt, die folgende Strophe der Melodie der vorhergehenden anzureihen.

Zwitterbildung, s. Hermaphroditismus.

Zwölffingerdarm, s. Darm.

Zwölfnächte (nach der Weise der alten Deutschen nach Nächten, nicht nach Tagen gerechnet) heißen die zwölf Tage vom hl. Christtage bis zum Tage der hl. drei Könige (25. Dezember bis 6. Januar). Man glaubte sonst, daß diese zwölf Tage sichere Witterungszeichen der zwölf Monate des künftigen Jahres wären, so daß z. B. ein heiterer Christtag einen heitern Januar, ein stürmischer Stephanstag einen stürmischen Februar u. s. w. anzeige.

Zwölftafelgesetz heißt jene Gesetzgebung, welche die Römer im 5. Jahrhunderte vor Christus nach griechischen Vorbildern aufstellten. Der Gedanke ward durch die Stellung der Patrizier und Plebejer im römischen Staate nahe gelegt und zuerst 462 vom Tribunen C. Terentillus Arsa angeregt. Schon im folgenden Jahre mußten sich die Patrizier zur Annahme des Vorschlages bequemen, zu dessen Ausführung sich Gesandte nach Athen und anderen griechischen Städten begaben (454—452). Zehn Männer aus dem Stande der Patrizier, nebst den drei Gesandten, ordneten die gesammelten Gesetze, welche schon 451 in zehn Tafeln vom Senate gebilligt und von den Comitiis centuriatis bestätigt wurden. Zwei andere wurden 450 hinzugefügt und das ganze Gesetzeswerk 449 öffentlich bekannt gemacht. Es umschloß theils das jus publicum, theils das jus privatum, wovon das letztere das Fundamentalgesetz des römischen Staates blieb, während das jus publicum Veränderungen erlitt. Mit Unrecht sieht man in dem Z. ein ganz neues Gesetzeswerk; vielmehr stellte es nur nach griechischen Vorbildern das in Rom bestehende Gewohnheitsrecht zusammen. Die kurzen, einfachen, aber für spätere Zeiten hart erscheinenden Bestimmungen desselben wurden vielfach erläutert: so von Sext. Aelius Pätus Catus, Antistius Labeo, Gajus ꝛc. Die Fragmente sammelten Mehre. Vgl. Dirksen, „Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik ꝛc.“, Leipzig 1824; Zimmern, „Geschichte des römischen Privatrechtes“, Bd. 1.

Zwolle, schön gebaute und befestigte Hauptstadt der niederländischen Provinz Overyssel, am schwarzen Wasser, zwischen der Yssel und Vecht, mit 18,000 Einwohnern. Sehenswerth sind: die Michaelskirche, das Gouvernementshaus, das Bürger- und Militärhaus, das Stadthaus ꝛc. Man findet hier ein Gymnasium, ansehnliche Fabrikation in Tuch, Leinwand, Seife, Essig, Wachslichtern, Leder, Schiffstauen, Branntwein ꝛc. und starken Handel.

Nachtrag zu Band V.

Jesuiten. Im Jahre 1538 gründete Ignatius v. Loyola (s. d.) die Gesellschaft Jesu, oder den sogenannten Jesuitenorden. Nachdem des Stifters u. seiner mitwirkenden Freunde Schicksale, so wie die Anfänge der neuen Genossenschaft bereits in dem Artikel Ignatius ausführlich dargestellt worden sind, knüpfen wir hier (dorthin verweisend) gleich den weitern Verlauf der Geschichte des Ordens an. — An der Universität von Paris, der Wiege des Ordens, wo Ignatius im Jahre 1540 ein Noviziat gründete, zeichneten sich die Väter durch ihr Leben und ihre Lehre dermassen aus, daß die bedeutendsten Gelehrten sich zur Aufnahme drängten und von da aus bereits im Jahre 1542 die Väter Miron, Pontius, Logordan und Franciscus v. Royas nach Lissabon gesandt werden konnten. Von den in Paris zurückbleibenden 16 Vätern mußten aber auch noch acht, die Spanier waren, des Kriegs mit Karl wegen, Frankreich verlassen. Diese wendeten sich nach Brüssel. Schon in Folge dieser französischen Nationalantipathie, die es dem Stifter des Ordens gar nicht vergeben konnte, ein Spanier zu seyn, war die Stellung der Jesuiten in Frankreich von vorneherein eine schwierige. Die Opposition der Universität von Paris schreibt sich nicht minder von Anbeginn des Ordens an her, weil jene seit ihrem Bestehen den Unterricht anspricht. Der nämliche Grund, welcher dem Orden in Frankreich systematische Feinde erzeugte, verschaffte ihm Freunde in dem streng katholischen, christlich-chevaleresken Spanien, wo Loyola's Verwandter, Antonius Araoz, dessen Orden einzuführen keine Schwierigkeit fand. Araoz gründete Häuser in Barcelona, Burgos, Valladolid, in Gandia gewinnt er der Gesellschaft die Gunst des Herzogs Don Franz von Borgia, Vicekönigs von Catalonien, den dritten Ordensgeneral. Nach Portugal berief Johann III. den Orden, damit er in den neuen indischen Eroberungen das Kreuz predige. Rodriguez und Franz Xavier waren von Loyola für diese Mission bestimmt. Bei ihrer Ankunft wirken die beiden Väter so segensreich auf den verweichlichten Hof und die luxuriosen Großen, daß der König sie bei sich zu behalten wünscht, auf die Vorstellungen seines Bruders, des Infanten Heinrich's, sich jedoch entschließt, wenigstens den Franz Xavier nach Indien gehen zu lassen. Rodriguez seinerseits stiftete in Lissabon im Jahre 1542 ein Colleghaus, das sich so schnell anfüllte, daß ein zweites Haus bald nöthig ward, welches, zu Coimbra gegründet, bereits im Jahre 1544 25, im Juli aber schon 60 Mitglieder zählte; diese hatten jedoch, als Fremde, der Mehrzahl nach mit den Antipathien der Einwohner zu kämpfen. — Die gleichzeitigen hochwichtigen Bestrebungen der Jesuiten in Deutschland führen hier zunächst auf Lefebvre, als das erste Mitglied der Gesellschaft Jesu, welcher deutschen Boden betrat. Eben war (freilich zu spät) Kaiser Karl V. bestrebt, dem Weiterverbreiten der lutherischen Lehre entgegenzutreten und darauf sollten zuvör-

derst die Colloquien hinwirken; zu einem derselben, das in Worms anberaumt worden, schickte Karl seinen Gesandten in Rom, den Pater Ortiz, welcher nach dem Willen des Papstes und Loyola's Lefebvre begleitete. Bei dem Colloquium selbst, da es überhaupt die Protestanten nichts weniger als ernst mit diesen Religionsgesprächen meinten, konnte Lefebvre freilich nicht viel wirken, dafür desto mehr am Orte selbst, wo ein durchaus verkommener Klerus vor Allem zu reformiren war. In einem seiner Briefe an den General entwirft er ein schreckenvolles Bild von den Sitten der Wormser Geistlichen und erklärt sich überrascht, daß die Häresie sich nicht noch mehr verbreitet habe, da das mächtigste Argument zu ihren Gunsten: die Unsittlichkeit der Geistlichen, vor Augen liege. Nach dortigem glänzenden Erfolge wirkte Lefebvre in Speyer, hierauf in Regensburg fort, wo der Kaiser und der päpstliche Legat Contarini einer abermaligen, von Worms hierher verlegten, Synode zwischen Katholiken und Protestanten, bei Gelegenheit des daselbst im April 1541 eröffneten Reichstages beiwohnen sollten. Auch hier konnte Lefebvre auf die Unterhandlungen nicht direkt einwirken; sie blieben überhaupt wieder resultatlos, da das letzte Verständniß wegen der unverglichenen Artikel auf das künftige Generalconcil verschoben wurde und der Kaiser schwach genug war, lediglich, um verspätete Hülfe gegen die Türken zu erlangen und auf drei Jahre der Unterhaltung des Kammergerichts überhoben zu seyn, sich für die Kirche schädliche Bewilligungen entwinden zu lassen. Lefebvre suchte nun hier, wie später in Nürnberg, als Prediger und Gewissensrath möglichst Gutes zu stiften. Inzwischen sendete ihn Ignatius nach Spanien, Claudius Lejay und Bobadiglia aber zu seinem Ersatze nach Deutschland. Hatte Lefebvre in Regensburg besonders auf die Großen einzuwirken gesucht, so wendete sich dagegen Lejay so eindringlich an die Geistlichkeit, daß man ihm mit Ertränken in die Donau drohete, worauf der J. nur lächend erwiederte: „Mir kann es gleichgültig seyn, ob ich auf dem Wasser- oder Landwege in den Himmel eingehe!“ Bobadilla seinerseits begab sich (1541) nach Innsbruck an den Hof des römischen Königs Ferdinand I., der ihn nach Wien zu den daselbst sich eröffnenden Religions-Conferenzen mitnahm. Von da folgte er dem päpstlichen Legaten zum Reichstage nach Nürnberg und dem Gesandten Ferdinand's, dem Bischofe von Passau, zu den Colloquien nach Speyer u. Worms. Auf dem Regensburger Reichstage traf er mit Lejay zusammen, den der päpstliche Nuntius nach Ingolstadt sendete, um dem auch daselbst eindringenden Lutheranismus entgegenzuwirken. Von da zog ihn der Bischof von Augsburg, der spätere Cardinal Otto Truchseß, nach seiner Residenz Dillingen, wo das Bekehrungswerk gleichfalls gelang. — An der Versammlung in Salzburg nahm Lejay auf den Wunsch des dortigen Erzbischofs, Bruders des Herzogs von Bayern, Antheil, worin hauptsächlich festgestellt ward, daß keine Versammlung von Laien sich anmaßen könne, religiöse Fragen zu entscheiden und daß die Protestanten, selbst nach Annahme aller Differenzpunkte, ohne Anerkennung der päpstlichen Autorität in päpstlichen Dingen, immer noch Schismatiker bleiben würden. Das protestantische Verlangen nach einem Nationalconcil ward beseitigt, dafür aber auf das Generalconcil hingewiesen, dessen intelligente Vorbereiter die J. waren. Inzwischen durchzog Lefebvre die spanische Halbinsel wie im Triumphe, gewann dem Orden treffliche Kräfte und mächtige Beschützer, kehrte im Herbste 1842 nach Speyer zurück, wo er, vom Klerus anfänglich sehr abstoßend behandelt, denselben doch für seine Reformen gewinnt und verfügte sich hierauf zum Erzbischof Albert, Cardinal von Brandenburg, nach Mainz. Auch da gelingt es ihm, Klerus und Volk zu reformiren, aber ein bedeutendes Geldgeschenk des dankbaren Erzbischofs vertheilt er unter die Armen der Stadt und die in Löwen studirenden Novizen. Seine öffentlichen Erklärungen der heiligen Schrift ziehen viele Freunde nach Mainz und unter denselben auch den zu Nymwegen am 8. Mai 1521 geborenen Peter Canisius, einen ausgezeichneten Schüler der Universität Köln. Der junge Mann hört Lefebvre und fühlt alsobald, daß es seine Bestimmung sei,

in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Der im Glauben wankende schwache Erzbischof von Köln, Hermann v. Weyden, gibt Lefebvre Veranlassung, seine Thätigkeit dahin zu verpflanzen. So konnte er wenigstens bewirken, daß Köln nicht seinem apostasirenden Oberhirten folgte. Doch plötzlich und unerwartet wird dem unermüdlichen Arbeiter Christi der Auftrag, nach Portugal zu gehen, um den jungen Schwiegersohn Johanns III., den spätern Philipp II. von Spanien, nach Castilien zu begleiten; aber Hermann v. Weyden hatte Lukas, Pistorius und Melanchthon nach Köln berufen, diesen mußte also vor Allem entgegengewirkt werden. Er gründete ein Collegħaus unter Leonhard Kessel, in welches der Archidiakonus Gropper und Canisius eintraten. Beruhigt verläßt er Köln am 12. Juli 1544. Inzwischen kam die Zeit des von der ganzen Kirche herbeigesehnten ökumenischen Concils zur Ordnung der deutschen Wirren immer näher. Der Kaiser Karl war selbst, aus ganz untergeordneten Rücksichten, bisher allen thätigeren Vorbereitungen hierzu hindernd in den Weg getreten; als es jedoch gelang, ihn zu überzeugen, daß die religiöse Frage einst leicht in eine politische umschlagen und die Throne gefährden könnte, hörte sein Widerstand auf. Und dies war vielleicht das einzige Resultat der vielen Reichstage, auf welchen Lefebvre, Bobadilla und Lejay sich nicht nur als große Theologen, sondern auch als erfahrene Staatsmänner bewiesen. Karl fand auch alsobald Gelegenheit, die neugewonnene Ueberzeugung in der Kölner Angelegenheit zu bethätigen. Den Protestanten war es mit Beihülfe Hermann v. Weyden's gelungen, die Schließung des J.collegiums daselbst zu erlangen und, wenn auch diese Maßregel wieder zurückgenommen wurde, so ließ doch solches Verfahren für die Zukunft das Aergste befürchten und die Väter sandten Canisius an den Kaiser ab, um zu dessen Füßen ihre Klage niederzulegen. Canisius gewann den Bischof von Lüttich, Georg von Oesterreich, Oheim des Kaisers, für sich, der seine Vermittelung zusagte und eilte sodann an das kaiserliche Hoflager nach Worms. Der junge freimüthige Gelehrte machte daselbst den günstigsten Eindruck und seine Sendung gelang ihm vollkommen. Der Papst excommunicirte Hermann, der Kaiser entsetzte ihn seiner kurfürstlichen Würde und Adolph v. Schaumburg ward Erzbischof und Kurfürst. Lefebvre, dieser Held an Tugend und Frömmigkeit, kam inzwischen im August 1544 beim Könige Johann zu Evora an und er gewann alsobald des Monarchen ganzes Vertrauen. Araoz war gleichfalls nach Lissabon gelangt, nachdem er und Strada mit ihrer ergreifenden Beredsamkeit auf dem Zuge nach Spanien, an dessen Küste sie nur in Folge ungünstiger Winde gelandet, wahrhaft Wunder gewirkt hatten und als Spuren ihrer Wirksamkeit Collegienhäuser in Valencia und an anderen Orten entstehen sahen. Lefebvre, Araoz und Strada verbinden sich mit Rodriguez, dem Begründer des in voller Blüthe befindlichen Collegiums vom Coimbra, zu erneuter Thätigkeit, die der König eifrig unterstützt. Da jedoch die Sendung des erstgenannten der Väter denselben nach Castilien führt, macht er sich im März 1545 in Begleitung Strada's wieder auf den Weg, den diese von Königen und Fürsten geehrte, Männer zu Fuße, von Spital zu Spital, zurücklegen. In Valladolid residirte Philipp von Spanien mit seiner jungen Gemahlin, welche aber bald darauf bei der Geburt des unglücklichen Infanten Carlos starb, worauf der Gemahl die Stadt der Trauer verließ. Dieser tiefblickende Politiker — als solchen muß ihn die Geschichte, sie mag im Uebrigen ihn auch auf's Verschiedenartigste beurtheilen, jedenfalls anerkennen — durchschaute leicht das Verhältniß der Gesellschaft Jesu zur Kirche und zum monarchischen Prinzipe, wie er dasselbe auffaßte und erklärte sich zu ihrem eifrigen Beschützer. Von da geht Lefebvre nach Madrid zu den Töchtern Kaiser Karls. Auf seiner Durchreise durch Toledo verlangt man ein Collegħaus des Ordens, wie auch das Volk von Salamanca ein solches verlangt hatte; doch, nach dem *Rathe des* Ignatius findet der Pater es für besser, zunächst der Hauptstadt die *Initiative* zu lassen. Inzwischen beruft ihn sein General zurück, weil Paul III. *ihn* den päpstlichen Theologen beim Concile von Trient, Laynez und Salmeron,

zugesellen will; zu gleicher Zeit ernannte ihn Portugal's Herrscher zum Patriarchen von Aethiopien. Er gehorcht dem Papste und reist ab, trotz seiner gänzlichen Erschöpfung. Durch Gandia kommend, legt er mit dem Herzoge den Grundstein zu einem Collegbaus, während er bereits dem dringenden Wunsche der Einwohner von Valladolid nachkommen und daselbst ein Colleg- und Profeßhaus gründen mußte. Nach einer langen leidensvollen Reise sieht er sich endlich zu den Füßen seines Vaters Ignatius, der ihn weinend, doch zugleich glücklich über seine Erfolge, segnet und am 1. August 1546 seinen ersten Freund und Jünger verliert, welcher zwar ein kaum vierzigjähriges Alter nur erreichte, dessen Leistungen aber selbst dem längsten Leben genügten. Ihm war der an's Wunderbare gränzende Erfolg des Ordens und dessen glänzende Entfaltung insbesondere zu verdanken. Sein Beispiel feuerte die Genossen zu erneuetem Eifer an, so daß diese wenigen, aber trefflich gewählten, Männer in kaum sechs Jahren die Geschicke Europa's leiten, weite Länderstrecken dem Glauben gewinnen konnten! Ihr Beispiel steht in der Geschichte einzig da! Was ihren großen Führer und Leiter anbelangt, so folgte er seinen Jüngern Schritt vor Schritt. Zu einer Zeit, wo die Verbindungen langsam, schwierig und häufig durch Kriege unterbrochen waren, hatte er die Möglichkeit gefunden, in geordnetem Verkehre mit allen Ausgesendeten zu bleiben. Sie statteten ihm die genauesten Berichte über ihre Erfolge ab, ließen ihn, der ihnen Vater war, Theil nehmen an ihren Freuden u. Leiden, an ihren Gefahren und Kämpfen, verlangten seinen Rath und unternahmen Nichts ohne seine Zustimmung. Ignatius seinerseits, entfernt von den Schauplätzen ihrer Thätigkeit, überschaute von seinem Standpunkte alle Angelegenheiten mit übersichtlicher Ruhe und Umsicht und brachte ersprießlichen Zusammenhang in die vereinzelte Thätigkeit der zerstreuten Gesellschaft. Paul III. gelang es endlich gegen 1544, den Kaiser Karl und Franz I. von Frankreich zu vereinigen und somit das Haupthinderniß zur Abhaltung der großen Synode, welche bereits im Juli 1530 sein Vorgänger Clemens VII. angekündigt hatte, aus dem Wege zu räumen. Am 13. Dezember 1544 ward das Concil in der Kathedrale zu Trient eröffnet, nachdem seit 1417 (Concil zu Konstanz) keines dieser großen u. feierlichen Tribunale abgehalten worden, in welchen die Kirche über ihre höchsten Angelegenheiten entscheidet. Der ersten Session, welche von der Eröffnung des Concils bis zum 11. März 1547 währte, wohnten fünf Cardinäle, wovon drei als päpstliche Legaten, bei: del Monte, später Papst unter dem Namen Julius III., Marcell Cervini, gleichfalls später Papst unter dem Namen Marcel II., und Reginald Polus, aus der Familie der englischen Tudor's; ferner waren anwesend sechs Gesandte katholischer Monarchen, eilf Erzbischöfe, neunundsechzig Bischöfe, zwei bischöfliche Geschäftsträger, sechs Aebte, sieben Ordensgenerale, acht Doktoren des Kirchen- u. Civilrechts, zwölf Doktoren der Theologie, zwölf Theologen aus dem Dominikanerorden, vierzehn aus dem Orden der Minoriten, eilf aus dem Orden der Conventualen, sechs gelehrte Franziskaner, neun Theologen aus dem Carmeliter- und fünf aus dem Servitenorden. Die kaum entstandene und doch schon so berühmt gewordene Gesellschaft Jesu bewährte sich auch in dieser Versammlung der Art, daß der heilige Vater die Patres Laynez und Salmeron zu seinen Theologen und Assistenten seiner Legaten bestimmt hatte. Außerdem war Lejay Geschäftsträger des Bischofs Truchseß von Augsburg. Der weise Ignatius hatte ihnen gerathen, so vorsichtig als möglich sich zu benehmen, nicht vorschnell das Wort zu ergreifen und stets zum Frieden zu mahnen. Ferner rieth er ihnen, sich allabendlich zu berathen, sowohl über das am Tage Geschehene, als am folgenden Tage Vorzunehmende. Diese Rathschläge wurden genau befolgt. Täglich wurden zwei Sessionen gehalten, wovon die eine sich mit der Reform, die andere mit dem Dogma beschäftigte. Am 11. März 1547 ward das Concil nach Bologna verlegt, in Folge einer in Trient herrschenden ansteckenden Krankheit. Diese Verlegung geschah wider den Willen des Kaisers und da auch viele spanische u. deutsche Bischöfe in Bologna nicht erschienen, ward die Versammlung prorogirt

bis zum Jahre 1550. Inzwischen hatte die Ermordung (1547) des Herzogs Farnese von Parma (Sohn des Papstes) Unruhen in ganz Italien verbreitet, so daß in Folge davon das Concil sich gestört fand. Der Nachfolger Pauls III., gestorben 1549, Julius III., der als Cardinal del Monte das Concil geleitet, verlegte dasselbe, um dem Wunsche des Kaisers zu genügen, wieder zurück nach Trient, wo die Sitzungen am 1. Mai 1551 eröffnet wurden. Erst im Juli konnten indeß Laynez und Salmeron, welche der neue Papst mit gleichem Vertrauen beehrt hatte, erscheinen. Als Redner des heiligen Stuhles durfte Laynez alsobald das Wort ergreifen und setzte durch seine meisterhafte klare Darstellung alle in Erstaunen. Er citirte in einem Vortrage sechsunddreißig Autoritäten, darunter auch Alphons Tostat, dessen Werke so zahlreich sind, daß allgemein die Ansicht herrschte, ein Menschenleben genüge nicht zu deren Studium. Das Concil staunte über den Fleiß und das Wissen dieses Jesuiten! Solcher Anerkennung — unter den Versammelten waren auch Neider und Feinde des jungen Ordens und seines Vertreters — ist zweifelsohne das schönste Lob, das je einem Redner von seinem Auditorium gespendet wurde. Der berühmte Dominikaner Foscarari, Bischof von Modena, schrieb zur selben Zeit: „Die Väter Laynez und Salmeron sprachen mit solchem Erfolge gegen die Lutheraner über die Eucharistie, daß ich mich in der That glücklich schätzte, auf einige Zeit mit diesen gelehrten Männern zusammenleben zu können." Während indeß das Concil mit der, allen Angelegenheiten der Kirche inhärenten, langsamen und vorsichtigen Klugheit verfuhr, erhoben sich plötzlich im April 1552 die von Moriz von Sachsen und Franz I. aufgereizten Protestanten zu offenem Kampfe gegen den Kaiser, bemächtigten sich Augsburgs u. bedrohten selbst Innsbruck, wo der Kaiser residirte, somit auch Trient, den Sitz des ihnen so verhaßten Concils. Unter solchen Umständen vertagte der Papst die Synode, welche erst am 18. Januar 1562 unter dem Pontificate Pius IV. wieder eröffnet ward. Diese, am zahlreichsten besuchte, Session hatte endlich die großen Arbeiten des Concils zu vollenden. Der Orden hatte immer mehr mit Feinden und Neidern zu kämpfen; erst, als der große Erzbischof von Mailand sich offen zu seinem Beschützer erklärte, wurde es ruhiger. In einer Frage über die geheime Ehe (ohne die Einwilligung der Eltern geschlossen), welche der Papst für nichtig erklärt wissen wollte, bewies Laynez seine strenge und gewissenhafte Unparteilichkeit, indem er, der Theologe des päpstlichen Stuhles, diesem u. vielen Beschützern seines Ordens gegenüber behauptete, daß diese Verbindung an und für sich nicht verbrecherisch sei; die Kirche dürfe nicht dagegen einschreiten, um größeren Uebeln nicht Thor und Thüre zu öffnen. Somit bewies der Jesuit, daß ihm die Moral, die Vorschriften des Evangeliums, vor Allem am Herzen lagen, daß er für sie kämpfe ohne alle Rücksicht auf Gunst und Politik. Ein wohl beachtenswerther Charakterzug! Einen andern Beweis seiner Unabhängigkeit gab Laynez in der wichtigen Frage über die Gewalt der Bischöfe, wo es sich darum handelte, zu untersuchen, ob die Bischöfe ihre Autorität von Gott unmittelbar, oder vom Papste haben. Von der Stellung, welche die noch so junge Gesellschaft Jesu in dieser Debatte einnahm, konnte ihr zukünftiges Geschick in vielen Ländern abhängen, je nachdem sie für oder gegen gewisse Monarchen und Prälaten sich aussprach. Laynez und Salmeron sprachen aber als Priester u. Theologen, mit Hintansetzung jeder andern Rücksicht. Laynez zog genau die Schranke zwischen der Autorität des Papstes und der Einsetzung und Jurisdiction der Bischöfe, bekämpfte scharf den Cardinal von Lothringen und die von demselben vertheidigten gallikanischen Grundsätze, aufstellend, daß die geistliche Autorität sich in dem Papste, der sie mittheile, concentrire. Die Debatte war heftig und stürmisch und erst in den letzten Sessionen, 1563, erklärte das Concil in seinen Dekreten, daß die Bischöfe göttlich ordinirt, vermöge Christus in der Kirche, doch *nicht direkt* von Gott eingesetzt seien, im Widerspruche mit den französischen und *spanischen* Prälaten. Ein ehrenvolles Zeugniß für Laynez und den Orden war, daß der sterbende Cardinal-Legat, Herkules von Gonzaga, der Präsident des Con-

cils, jenen als Beichtvater an sein Sterbebett berief. Viele Bischöfe verlangten die Vermehrung der Seminarien der Gesellschaft Jesu, woraus der Kirche gewiß eine große Anzahl Arbeiter hervorgehen würde. Nachdem das Concilium seine Aufgabe erfüllt hatte, schloß es seine Sitzungen am 4. Dezember 1563. Wir indeß müssen unsere Leser wieder zurückführen, um ihnen zu zeigen, wie Loyola und seine Genossen auch ausser Trient thätig waren, und um den Lauf der Begebenheiten, den wir durch ausschließliches Verweilen bei der Wirksamkeit des Laynez am Concile unterbrochen, wieder aufzunehmen. Der römische König Ferdinand ernannte Lejay auf den bischöflichen Sitz von Triest, um ihn für die in Regensburg, Ingolstadt und Nürnberg entwickelte Thätigkeit zu belohnen und auch in der Ueberzeugung, hiedurch eine Gränzpforte Italiens vor dem Eindringen des Protestantismus am sichersten zu bewahren. Lejay aber erschrickt vor der Last, die man seinen Schultern aufladen will, wendet sich in einer Bittschrift abweisend an Ferdinand und bittet Loyola, den Papst zu vermögen, daß er ihn nicht zur Annahme jener Würde nöthige; daß anderseits dem Könige das Benehmen Lejay's die Erfüllung seines Verlangens noch wünschenswerther macht, dessen Gründe auch beim Papste Beifall finden, ist natürlich. So war die Wahl Lejay's nicht mehr abzuwenden, als sich Loyola an den König direkt wendet (im Dezember 1546) und ihm vorstellt, daß die Annahme hoher Kirchenwürden Seitens der J. sich mit dem Geist des Ordens nicht vertrage, auch derselbe vorläufig noch wenig Professen zähle, von denen mehre bereits Prälaturen ausgeschlagen hätten. „Wenn die Glieder sich lossagen, was soll aus dem Körper werden? Diese kleine Gesellschaft hat seit ihrem Entstehen lediglich durch Demuth und Armuth ansehnliche Fortschritte gemacht: erblickt uns jedoch das Volk in hohen Stellungen, so hat es Ursache, an unserm Wankelmuthe Aergerniß zu nehmen und eine Meinung von uns zu fassen, die unsere Arbeiten unnütze macht." Ferdinand fügt sich endlich solchen Vorstellungen, aber Ignatius benützt die Gelegenheit, den Papst zu vermögen, es zum Gesetze zu erheben, daß die Mitglieder der Gesellschaft — welche, zu Kampf und Tod immer bereit, die Plänkler der Kirche seyn müssen, wie Loyola sich ausdrückt — zur Annahme von Prälaturen nicht genöthigt werden können. Der Papst gewährt das merkwürdige Ersuchen, „dessen Gleichen einem Fürsten noch nicht gestellt worden," wie er sagte. Im nächstfolgenden Jahre hatte bereits Bobadilla das ihm angebotene Bisthum Trient auszuschlagen. — Inzwischen entschließt sich der ungeduldig gewordene Kaiser, den Herzog von Sachsen und Landgrafen von Hessen mit Krieg zu überziehen, ein in Regensburg angeordnetes Colloquium, wohin der Kaiser Bobadilla berufen hatte, wird abgebrochen und dieser folgt dem Heere unter dem Befehle des Octavio Farnese. Bobadilla ist Präfekt der Ambulanzen, Körper- und Seelenarzt zugleich, verbindet die Verwundeten und tröstet die Sterbenden. In der Schlacht bei Mühlberg wird er verwundet; ohne dessen zu achten, predigte er wenige Tage darauf zu Passau, einer damals großentheils lutherischen Stadt: von da aus durchzieht er Deutschland als wahrer Apostel. In Augsburg trägt seine glühende Beredsamkeit zur Wiederherstellung des katholischen Cultus bei. Ueber Köln wendet er sich nach Löwen, wo das von Lefebvre begründete Collegium zu blühen beginnt. So gelangt er an den Hof des Kaisers, der gerade 1548 an dem Augsburger Reichstage das sogenannte Interim veröffentlicht, eine im vermeintlich friedlichen Geiste abgefaßte, es mit jeder Partei verderbende und keine befriedigende Glaubensschrift, die manchen kirchlichen Satzungen widersprach und demungeachtet den Lutheranern vor den Kopf stieß. Bobadilla glaubt nun auch seinerseits im Namen der Kirche das „Interim" bekämpfen zu müssen, benimmt sich aber in seiner Opposition weder mit Klugheit noch Mäßigung u. der beleidigte Kaiser verbannt ihn vom Hofe u. aus seinen Staaten; aber auch in Rom, wohin er alsbald sich wendet, versagt ihm der General den Eintritt in das Profeßhaus. Die geheiligte Würde der Herrscher dürfe niemals, selbst in der äussern Form nicht, verletzt werden, meinte der kluge Ignatius. — Die

dem Jahre 1546 zu Gondia, Barcellona, Valencia, Alcala, Salamanca gestifteten Colleghäuser, erfreuten sich immer größerer Blüthe, hatten jedoch mit materieller Noth schwer zu kämpfen. Das kümmerte jedoch die Väter nicht, sie überließen alle Sorge der Vorsehung und lebten so eifrig ihren Pflichten, daß Haß und Anfeindung nicht ausbleiben konnten. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Clerus und zwar die Klostergeistlichkeit, die Wirksamkeit der J. nur mit verhaltenem Unwillen, den zu bethätigen gerade die Stimmung des Kaisers eine erwünschte Gelegenheit bot, ertrug. Daher ist es geschehen, daß der Orden der J. in den Dominikanern seine abgesagtesten, unversöhnlichsten Feinde gefunden. Darum hat selbst in Spanien die Gesellschaft, da sie doch dort, im Vaterlande ihres Stifters, mit großer Vorliebe aufgenommen wurde, an Melchior Canus, einem sonst frommen Dominikaner und tüchtigen Theologen, einen starken Gegner gefunden (er war der erste Feind der Gesellschaft von Bedeutung). In seinen „Locis theologicis“ (lib. IV. cap. II.) tadelt er sie schon ihres Namens wegen, da die Benennung von Söhnen Jesu Christi allein der gesammten Kirche zukomme. Er hatte die Meinung, das Ende der Welt nahe; der Antichrist schicke schon seine Boten aus. Man machte ihn aufmerksam, daß man dasselbe früher vom hl. Dominikus und Franziskus gesagt; er ließ sich aber nicht abhalten, dasselbe nicht blos in Privatkreisen, sondern als Doktor der Fakultät in Salamanca und von der Kanzel zu betheuern; so daß selbst das Volk und Männer von Einfluß auf das Wort des verehrten Mannes gegen den Orden mißtrauisch zu werden begannen. Man glaubt der Papst habe ihn deßwegen auf das Concilium von Trient berufen und in der Folge ihn zum Bischofe von Canaria ernannt; aber auch als solcher hat er seine Meinung nicht geändert. — Zur selben Zeit ward aus Portugal die erste Provinz gebildet und Rodriguez von Ignatius zu deren Provinzial ernannt; auch die Anordnung der Erneuerung der Gelübde zweimal des Jahres Seitens der Scholaren und Coadjutoren stammt aus dieser Periode. Vom Hofe protegirt, vom Volke verehrt, entwickelte sich das Colleg zu Coimbra zu immer größerer Blüthe, verlor aber auch die Disciplin an ihrer wohlthätigen Strenge; das Colleg zählte viele Scholaren, die geradezu auf dem Wege waren, das Kloster in eine griechische Akademie umzuwandeln. Ignatius griff indeß noch zur rechten Zeit ein, sandte Rodriguez 1552 nach Spanien und gab Portugal einen neuen Provinzial, Coimbra einen andern Rektor, der die Anzahl der Scholaren verminderte und die ursprüngliche klösterliche Disciplin und Einfachheit wieder herstellt. Die Entschiedenheit des Generals, selbst einem seiner ältesten und Lieblingsjünger gegenüber, war wohl angebracht, wie sich alsobald zeigte. Der Cardinal Don Heinrich, Bischof von Evora, verlangt ein Colleg für seine Diözese, nachdem der Dominikaner Ludwig von Granada auf des Prinzen Wunsch begutachtet, daß der Orden eine rein apostolische Stiftung sei, welche mit allen Kräften darnach strebe, den alten Glauben neu zu erwecken. In Lissabon wird das erste Noviziat gegründet, sowie auch ein Profeßhaus und ein Colleg für Externen, dessen erste Schüler die später als Schriftsteller berühmten Patres Alvarez und Suarez waren. Franz von Borgia kann als der eigentliche Begründer des Ordens in Spanien betrachtet werden, dem er, vermöge seiner Autorität einerseits und Klugheit anderseits, alle Hindernisse aus dem Wege räumen mußte. Nachtheilig für den Orden in Frankreich, war der Widerspruch, den er an der Universität von Paris und den Theologen der Sorbonne gefunden. Ausgezeichnete J., Viola, Pelletier, Paul Achilles und Everard Mercurian, lebten damals schon in Paris; von da aus ließ Ignatius das Colleg in Sizilien versehen; die Universität ernannte sogar den Pater Viola zum Procurator des Collegiums der Lombarden — einer der Landsmannschaften, wonach die Studirenden sich abtheilten. — Ignatius jedoch befahl ihm, die Würde nicht anzunehmen, dagegen Professe zu werden. Karl von Guise, der Cardinal von Lothringen, beschützt die Gesellschaft und stimmt auch den König Heinrich II. günstig für dieselbe; wie aber das Parlament, das die Aufnahme zu bestätigen hatte, gegen sie versuhr, werden wir sogleich von

nehmen. „Der Orden hatte des Lehramtes sich angenommen; begreiflich, daß dieß die Eifersucht des alten Lehrkörpers gegen ihn wecken mußte. 1554 hatte das Parlament auch die theologische Fakultät von Paris zum Bericht über ihn aufgefordert; und dieser war dahin ausgefallen: diese Gesellschaft scheine gefährlich für den Glauben; drohe, den Frieden der Kirche zu stören; sei den Mönchsorden gefährlich und mehr zum Zerstören, als zum Erbauen eingerichtet. Da auch der Bischof (Eustache de Belay) gegen sie berichtet hatte, wollte das Parlament sie abweisen; da aber der Hof ihrer sich angenommen, hatte es sie 1560 an die Synode von Poissy verwiesen. Sie wurde dort angenommen und ihr gestattet, ein Colleg in Paris aufzurichten, auf die Bedingung hin: einen andern Namen anzunehmen und auf die ihnen in ihren Bullen bewilligten Vorrechte für Frankreich zu verzichten und in den ordentlichen Diözesanverband einzutreten; unter Strafe der Nullität im Falle der Nichtachtung: worauf dann das Parlament den Akt ihrer Aufnahme einregistrirte. — Der Tod Lefebvre's und Bobadilla's Unklugheit hätten dem Wirken des Ordens auch in Deutschland Hindernisse bereiten können, wenn nicht Ignatius in Canisius — der während des Jahres 1548 im neugegründeten Collegium zu Messina Rhetorik lehrte und nach Ablauf dieser Probezeit fähig befunden wurde, als Professe die vier Gelübde abzulegen — einen ausreichenden Ersatz erkannt hätte. — Populär im eigentlichen Sinne des Wortes wurden die J. zuerst, als zu den Folgen des Türkenkrieges, sich noch die Pest gesellte. Der Rektor, Pater Lannoy und seine Gefährten in Wien opfern sich für die Pestkranken, ihr Haus, das von der schrecklichen Plage befreit bleibt, ist den Kranken und Sterbenden zu jeder Stunde offen. So geben die J., die als gefühllos, als herzlos geschilderten, die zum Unglücke Oesterreich's ins Land gekommen,*) die erhabensten Beispiele der christlichen Liebe. So zeigten sie sich freilich stets beim Elend und Unglück ihrer Nebenmenschen — doch so etwas vergißt sich, ist auch für die großen Politiker der Neuzeit der Erwähnung nicht werth! — Der durch Laynez, Lejay und Canisius in Deutschland berühmt gewordene Orden erregte die Aufmerksamkeit der Völker und Fürsten. Siebenbürgen, Ungarn, Schlesien durch den Bischof von Breslau, verlangten J.; der polnische Geschichtschreiber Crommer, Gesandter des Königs Sigismund in Wien, bat Canisius um eine Mission für sein Vaterland. Ein wirksames Gegenmittel wider die in Böhmen noch immer spuckende hussitische Ketzerei war die Gründung eines Anfangs sehr angefeindeten — weil auch Nichtkatholiken darin aufgenommen wurden — Collegiums in Prag (1555). Alles bisher Berichtete hatte das Oberhaupt des Ordens, welches während seines ganzen Generalats nur zweimal auf kurze Zeit sich aus Rom entfernt, von der ewigen Stadt aus angeordnet und geleitet. Von da aus regierte Ignatius die über das Universum hin verbreiteten evangelischen Arbeiter, um sie dahin zu senden, wo die Kirche ihrer bedurfte; von da aus verkehrte er mit Johann III. von Portugal, mit dem Herzoge von Ferrara, mit Albert von Bayern, mit Philipp von Spanien, mit Margarethen von Oesterreich; doch nicht nur für die Großen der Erde hatte er stets bereiten Rath; dem geringsten Novizen widmete er nicht mindere Sorgfalt. Seinem Scharfblicke oder vielmehr seinem Herzen entging nichts, weder die armen Christensclaven der algierischen und marokkanischen Seeräuber, an welche er Johann Nuguez und Louis Gonsalez zur Tröstung und Kräftigung im Glauben abschickte, noch ein Heer, das Karl V. gegen den im Mittelmeere furchtbar gewordenen Piraten Dragut absandte, welchem Heere er mit einem einfältigfrommen und doch kräftigen Hirtenbriefe Laynez als Seelenarzt sandte. Am 23. Mai 1555 bestieg Cardinal Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Thron, welche Wahl des Stifters der Theatiner die Väter Jesu beunruhigte. Ignatius allein verliert indeß den Muth nicht und hat nach der

---

*) Wie z. B. Schuselka in seinem „Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland", Wien 1845, nicht etwa beweist, sondern in deklamatorischen Phrasen behauptet.

ersten Audienz den hl. Vater, der nicht mehr Theatiner, nicht mehr Cardinal, sondern Oberhaupt der Kirche ist, und als solches die Verdienste der Gesellschaft Jesu um letztere zu belohnen hat — günstig gestimmt. Von dieser Gunst will er durch die Ernennung Laynez zum Cardinal einen Beweis geben und um die Demuth desselben zu besiegen und an die Ehren des Vatikans zu gewöhnen, soll er im Pallaste vorläufigen Wohnsitz nehmen, um die Daterie — das Tribunal, welches mit Vergebung der Pfründen, Bisthümer &c., der Ertheilung der Ehedispense beauftragt ist — zu überwachen. Laynez erkennt zwar mit scharfem Auge schnell die eingerissenen Mißbräuche und gibt die geeigneten Maßregeln dagegen an, flüchtet aber nach Lösung seiner Aufgabe alsobald zurück in das Profeßhaus. Ignatius seinerseits hatte sich während der ganzen Verhandlung gewissermaßen im Hintergrunde gehalten. Der Papst sieht nunmehr, daß er den J. zur Annahme des Cardinalats nicht zwingen darf, und so wird diese gefährliche Würde — ohne daß Ignatius nöthig gehabt, sich gegen den neuen Papst in offene Opposition zu setzen, wozu er indeß durch die Bestimmung Paul III. im äussersten Falle einen Rechtsgrund gehabt hätte, abermals von einem der bedeutendsten Ordensmitglieder abgewandt. — So war das ganze Leben dieses, vielleicht größten Mannes des 16. Jahrhunderts eine fortlaufende Reihe von Erfolgen, die er mit seiner unerschütterlichen, niemals das Ziel aus dem Auge verlierenden Willenskraft errang, vermittelst der Riesenkraft eines Willens, den er im langen und harten Kampfe mit den eigenen Neigungen, mit der schwer zu bändigenden Phantasie zu stählen gelernt hatte und die er nach Aussen hin mit scharf durchdringender Kenntniß der Menschen und Beurtheilung der Verhältnisse wirken ließ. Nach einem so schönen, so reichen, so wohlangewandten Leben ist der Tod ein ersehnter Abschluß. Ignatius starb freudig in dem Herrn. Von den ersten Gefährten Loyola's waren noch fünf am Leben, und mit diesen zählte die Gesellschaft nur 40 Professen, so strenge und vorsichtig war Ignatius bei der Zulassung zu den vier Gelübden verfahren. Indessen zählte die Societät bereits mehr denn 1000 Mitglieder in 100 Häusern, nachdem sie nur erst 16 Jahre bestand. Am 19. Juni 1557 wählte die Congregation Laynez zum General und decretirte hierauf die Unantastbarkeit der Constitutionen. Franz von Borgia wirkte in Portugal und Spanien aufs Erfolgreichste für die Ausbreitung des Ordens, und des jungen portugiesischen Königs Sebastian Erziehung wird dem J. Gonzalvez von Camara anvertraut. Seine berühmten Züge unternahm der junge König wider den Rath des Gonzalvez. Als Laynez, auf den Prinzipien Loyolas fortbauend, fast zwei Jahre nach dessen Tode die Zügel der Regierung ergriff, entwickelte er ein so entschiedenes Administrationstalent, daß er als der eigentliche politische Gründer der Gesellschaft betrachtet werden kann. Nach dem Urtheile J. v. Müllers sind er und später Aquaviva diejenigen, welcher die Gesellschaft Jesu ihre glänzende beispiellos dastehende Existenz, ihre welthistorische Bedeutung verdankt. In die erste Mißhelligkeit mit den Staatsgewalten geriethen die J. in Venedig; selbe ward jedoch dadurch beigelegt, daß Pius IV. beim Senate sich für die Sittlichkeit und politische Harmlosigkeit der Väter verbürgte. Noch augenfälliger zeigte dieser Papst dem Orden seine Gunst, an der sein Neffe, Cardinal Karl Borromäus jedenfalls großen Antheil hatte, durch Erlassung zweier Bullen. Durch die erstere, Etsi ex debito, vom 13. April 1561, befreite er den Orden mit Rücksicht auf die Gründung ihrer Häuser von der alten Bestimmung, wonach kein religiöses Institut im Bereiche von 140 Palmen rings um Klöster der Bettelorden durfte errichtet werden, und welche in Saragossa den J. große Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Die andere Bulle, Exponi nobis, vom 19. August 1561, war gegen das bereits damals beginnende Privilegienwesen der Universitäten gerichtet, die häufig J. und ihren Schülern, weil dieselben ihnen nicht angehörten, die Verleihung von Graden verweigerten. Der Papst autorisirte nun durch diese Bulle die Päpste für immer, den Mitgliedern und Schülern des Ordens alle gelehrten Würden zu verleihen. Diese beiden

Bullen erklären zum großen Theile den von jeher, namentlich von den Bettelorden u. den Universitäten, der Gesellschaft Jesu bewiesenen Haß. Die einst blühende Universität in Wien hatte während 20 Jahren nicht **einen** Priester gebildet. An vielen Orten zeigten sich protestantische Geistliche. Unter diesen Umständen verlangte Ferdinand I. die J. Unter den Zugesendeten zeichnete sich Lejay, besonders aber Canisius aus. Durch unermüdeten Unterricht, durch eifriges Predigen, neue Organisation der Wiener Universität, die Abfassung eines neuen Katechismus, und durch Verwaltung des Bisthums führte Canisius binnen Kurzem eine wünschenswerthe Ordnung herbei und der weitern Verbreitung des Protestantismus war Einhalt gethan. In der Schweiz erinnert das berühmte, nun von Vandalenhänden verwüstete, J.-Collegium zu Freiburg an die umfassende Wirksamkeit des Canisius (21. Nov. 1843 beatisirt). Unter ähnlichen Verhältnissen wurden die J. nach Bayern berufen. Zuerst hatte Lejay dem Protestantismus entgegengewirkt und mit solchem Erfolge, daß den J. (1549) die Universität Ingolstadt anvertraut wurde. Canisius trug hier längere Zeit die Dogmatik vor. Bald darauf wirkten die J. in München. Von dieser Zeit an war die katholische Kirche in Bayern gegen alle Angriffe von Aussen befestigt. Dasselbe geschah auch, als in Köln (1556), Trier (1561), Mainz (1562), Augsburg und Dillingen (1563), Paderborn (1585), Würzburg (1586), Münster u. Salzburg (1588), Bamberg (1595), Antwerpen, Prag, Posen (1571) und in anderen Ländern Collegien errichtet wurden; überall waren sie ein Bollwerk der Kirche. Und wie Ausgezeichnetes die J. in allen Fächern der theologischen und philosophischen Wissenschaften geleistet haben, sollte billig in weiteren Kreisen anerkannt seyn. Nicht leicht wurde für lateinische und griechische Sprache mehr geleistet, als durch Tursellin (de particulis linguae latinae), Viger (de idiotismis linguae graecae); Joh. Perpinian, Potanus, Vernuläus u. A. m.; für Poesie wirkten J. Balde, Sarbiewski, Juvenci, Vaniere, Spee u. a.; für Mathematik und Astronomie Clavius, Hell, Scheiner, Schall, de Bell, Poczobut u. A.; für Naturgeschichte Kircher, Nieremberg, Raczynski; für Erdkunde Acunha, Charlevoix, Dobrizhofer, Gerbillon u. A.; für Staatswissenschaft Aquaviva, Mariana, Ribadeneira. (Vgl. Alegambe, bibl. Scriptor. S. J., Antw. 1643; Smets: Was that der J.-Orden für die Wissenschaft, Aachen 1834.) Sodann der, neue Bahnen brechende Vico. Von den neueren wissenschaftlichen Leistungen der J. später. Daß der Unterricht der J. höchst methodisch, durch stete Verbindung der Religion und der Wissenschaft wahrhaft erziehend war, ist stets von den Einsichtsvollesten anerkannt worden. Aus den vielen Zeugnissen hiefür sei nur der Worte Ludwig's XVI. in seiner entworfenen Schilderung Choiseul's gedacht: „Die Regierung hat immer jener berühmten Gesellschaft, welche die Jugend im Gehorsam gegen die Regierung, in der Kenntniß der Künste, der Wissenschaften und der schönen Literatur erzog, ihren besondern Schutz angedeihen lassen; Choiseul allein hat die berühmte Gesellschaft den Verfolgungen der Parlamente, ihrer Feinde, überliefert und die Jugend den Systemen der Philosophie oder dem Einflusse der gefährlichsten Meinungen der Parlamente Preis gegeben. Seine Aufhebung der J. hat eine Lücke gemacht, die keine andere Körperschaft, zum großen Nachtheile der Erziehung der Jugend u. der Wissenschaft, hat ausfüllen können. Am wenigsten leisteten sie in der spekulativen Theologie und in tiefer philosophischer Untersuchung." Solche wissenschaftliche und sittliche Tüchtigkeit machte es bald wünschenswerth, J. zu Bischöfen zu erhalten. Doch willigte Ignatius nicht ein, weil es der Armuth und Niedrigkeit zuwider sei, den Ehrgeiz begünstige und auch in anderer Beziehung dem Orden schaden könne; seine Untergebenen, sagte er, sollten Soldaten im Dienste Christi seyn, die überall hinzugehen bereit seyn müßten. Diese Strenge war unter Laynez etwas gemildert, von Franz Borgia aber, dem dritten General (1565—72), wieder eingeführt worden (Ribadeneira, vita St. Francisci de Borgia; deutsch: Leben Franz Borgia's dritten Generals der Societät Jesu, Ingolstadt 1613). Daß die J. wegen ih

geistigen Kraft und Gewandtheit auch an die Höfe gerufen wurden, konnte nicht auffallen, selbst nicht, wenn sie oft an dieselben zu gelangen suchten. Die Erfahrung hatte nur zu deutlich gezeigt, welch wohlthätigen oder verderblichen Einfluß gerade damals die Fürsten für die katholische Kirche ausüben konnten. Nur war es beklagenswerth, wenn einzelne Mitglieder sich allzu geschäftig in die weltliche Politik mischten. Borgia tadelte in einem Erlasse scharf dieses Einmischen, so wie die vorherrschend wissenschaftlichen Bestrebungen, ohne gleiche Pflege eines heiligen und religiösen Sinnes. Wohl hätten sie, sagt er, den Hochmuth besiegt, der durch die Erhebung zu höheren Kirchenwürden seine Nahrung finde, aber nun scheinen sie den Ehrgeiz auf andere Weise befriedigen zu wollen. Er beklagt es, daß man bei der Aufnahme neuer Mitglieder weniger auf ihren göttlichen Beruf, als auf ihre Fertigkeit in Wissenschaften und auf zeitliche Vortheile sehe. — Zur selben Zeit, als Laynez seinen Orden am Concil zu Trient vertritt und die Väter in Paris bereits mit der Universität und dem Parlament um Sein oder Nichtsein kämpfen, liefern J. in den französischen Provinzen dem Calvinismus heiße Schlachten. Am Rhein und in Belgien (mit Ausnahme von Löwen, wo es wieder die Universität war, die dem Orden feindlich gegenübertrat), konnten sich bereits 1564 zwei Provinzen bilden, die rheinische und niederdeutsche. Bereits 1542 und dann wieder 1560 lebten J. unter den größten Gefahren in dem protestantisirten Irland. Auf allen Punkten und unter allen Gefahren kämpfen die J. für die Kirche. Was Possevin, Pelletier, Manave, Auger, Salmeron, Bobadilla, Gonzalvez, Araoz, Franz Borgia, Canisius in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien leisteten, vollführen mit nicht geringerem, wenn auch weniger augenfälligem Erfolge, andere J. auf anderen Punkten, so, daß das Schicksal des Ordens immer inniger sich verwebt mit dem der Kirche, welche er gegen die Ketzerei schützt, der er ganze Welten gewinnt. Im J. 1565 besaß die Gesellschaft 130 Häuser in 18 Provinzen u. zählte über 3500 Mitglieder. Die Generalcongregation, bei welcher von den ersten J. nur noch Salmeron und Bobadilla sich einfinden konnten, wählte im April 1593 den Belgier Eberhard Mercurian zum General. Seine vorherrschenden Charakterzüge waren Sanftmuth und Klugheit; beide Eigenschaften wendete er dazu an, das Gebäude der G. J. immer mehr zu befestigen. Ueberall findet man J., bei den Armeen, wie in den Kabineten, an den Universitäten, wie bei den Gesandtschaften. Beweist ihre so ausserordentliche Thätigkeit, ihre hervortretende Stellung in der Geschichte nicht gerade, daß sie von einem antireligiösen Ehrgeize getrieben wurden? Keineswegs. — Man versetze sich nur in den Geist des 16. Jahrhunderts. Sollte auch, nach dem ursprünglichen Plane des Stifters, die Politik seinem Institute fern bleiben, obgleich er aus seinen Jüngern nicht Anachoreten bilden wollte, so hatten doch im 16. Jahrhunderte alle politische Transaktionen: die diplomatischen Unterhandlungen, die Kriege, Alles, bis auf die Hofintriguen herab, einen religiösen Charakter. Die religiösen Fragen lagen allen übrigen zu Grunde, oder spielten dabei eine Hauptrolle. Was geschah, geschah zum Vortheile oder zum Schaden der Kirche; die J., als deren Vorkämpfer, waren daher genöthigt, in die Bewegungen der politischen und socialen Ideen einzugehen. Diese Bewegungen mußten entweder bekämpft, oder geleitet werden. Sehr bedeutende Mitglieder des Ordens in dieser Periode waren: Bellarmin (s. d.), Folet und Possevin (s. d.), deren ersterer namentlich von 1570—77 mit dem größten Erfolge aus päpstlichem Auftrag den Bajus, aus dessen Lehre die der Jansenisten erwuchs, bekämpfte. „Sein Ruf ward so allgemein", sagt einer der größten Gegner der J., Quesnel, daß er die englischen u. holländischen Protestanten anzog. Folet, der künftige erste Cardinal des Ordens, begleitete den Cardinal Consendore auf seiner Sendung und unterstützte Bellarmin in Brabant; Possevin arbeitete an dem großen Werke, Schweden wieder der Kirche zu gewinnen. Am 1. August 1580 starb Mercurian. Er hatte einen Auszug aus den Institutionen verfaßt, die „allgemeinen Regeln" und die „Regeln für

die besonderen Offizien“ geordnet und war, gleich seinen Vorgängern, auf die größtmögliche Ausdehnung der Missionen bedacht gewesen, deren er neue bei den Maroniten und in England gegründet. Am 19. Februar 1581 ward Claudius Aquaviva gewählt (über diesen u. sein Generalat s. Aquaviva). In Folge des Mordversuches Castel's wider Heinrich IV. von Frankreich werden die J. in dessen Prozeß gezogen. Nach Cayet, dem Präsidenten de Thou, dem Journale l'Estoile und Sully, die alle keineswegs Freunde der J. waren, sprach Chastel selbst die J. von aller Theilnahme an seinem Verbrechen sogar auf der Folter frei; doch aber mußten die J. den Tyrannenmord gelehrt haben u. daher die indirekten Verbrecher seyn. Einer der Ihrigen, Guignard, ward hingerichtet, die Güter des Ordens wurden eingezogen, dieser verbannt. Die Provinzialparlamente waren übrigens mit den Maßregeln des Pariser Parlaments wider die J. nicht alle einverstanden gewesen; an vielen Orten blieben sie unbehelligt u. an anderen verlangte man sogar dringend die Gründung von Collegien. Dieß veranlaßte jedoch das Pariser Parlament zur Verschärfung seiner Maßregeln; allein der König, der auch niemals in die Verbannung des Ordens gewilligt hatte, trat in's Mittel und wies den Gerichtshof in seine Schranken, den J. in seiner Antwort auf die Vorstellungen des Parlaments eine glänzende Genugthuung gebend. (Vgl. Brühl, Geschichte der G. J., Würzburg 1846, S. 362.) Er erwies sich ihnen sehr günstig und machte den J. Coton zu seinem Beichtvater. Kaum aber war der gute König ermordet, als Universität und Parlament ihren Kampf wider den Orden neuerdings aufnahmen und den J. die Schuld an der Ermordung Heinrich's aufbürden wollte. Ludwig XIII. erließ jedoch am 15. Febr. 1618 ein Edikt, welches die definitive Zulassung der G. J. in Paris und im ganzen Reiche aussprach. Am 31. Januar 1615 starb Aquaviva, der den Orden gleichsam durch sein eisernes Zeitalter geführt hatte. Das Ordenskapitel wählte am 15. Nov. 1615 den Mulio Vitelleschi zum General. Unter den Erlassen dieses Kapitels sind zwei bemerkenswerth. Der 13. verbietet den J., sich mit den Angelegenheiten von Fremden, wie Verwandten, zu befassen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Generals. Hiedurch sollte dem damals im Klerus sehr eingerissenen Nepotismus entgegengewirkt werden. Das 84 Dekret untersagt den J. alle Handelsunternehmungen, um hiedurch jeder Verdächtigung der Missionen, welche Verdächtigungen indessen doch nicht ausblieben, von vornherein vorzubeugen. In Folge der Umtriebe der Servitenmönche Paolo Sarpi und Fulgenzio ward Venedig excommunicirt (1606). Der Senat verbot allen Welt- und Klostergeistlichen die Annahme irgend einer päpstlichen Verordnung und da die J. dessenungeachtet, ihrer Pflicht gemäß, dem päpstlichen Dekrete nachkamen, wurden dieselben vom Gebiete der Republik verwiesen. Auf Heinrichs IV. ernstliches Einschreiten jedoch blieben wenigstens die Güter des Ordens unangetastet. Aquaviva bat den König, die Sache vorerst ruhen zu lassen, die bereits von den Feinden des Katholizism überhaupt in die Hand genommen war; erst 1657 konnten die J. nach Venedig zurückkehren. — In England, jenem Insellande der Freiheit, wurden die Katholiken mit einer Wuth verfolgt, die der römischen Aera ganz würdig gewesen wäre. Nur blos in dem kurzen Zeitraume vom 15. Juli bis 31. Aug. 1581 wurden 50,000 Katholiken eingekerkert, mit schweren Strafen heimgesucht oder ihrer Güter beraubt, blos, weil sie dem protestantischen Gottesdienste nicht beigewohnt hatten. Wie immer und überall, war auch hier die Gefahr ein fruchtbarer Boden für den Glauben. „Die Väter Jesu“, schrieb der berühmte Dr. Allen, „haben in England in der kurzen Zeit eines Jahres mehr Seelen gewonnen, als ihnen dieß anderswo während ihres ganzen Lebens möglich gewesen wäre; man schätzt jetzt die Anzahl der Katholiken um zehntausend höher, als im verflossenen Jahre.“ Und der große Cardinal Baronius — in seinem Martyrologium — sagt: „Unser Jahrhundert, hierin viel glücklicher“ (als das des *heiligen Thomas* von Canterbury) „ward gewürdigt, gar Viele zu *erblicken, die Thomas hießen*,“ (unter Heinrich VIII. u. Elisabeth starben wenig

stens zwei und dreißig Martyrer dieses Namens), „heilige Priester und Edelleute, die einen noch schönern Martertod erlitten und doppelten Anspruch auf Ruhm sich erwarben, weil sie eines heroischen Todes für die Freiheit der Kirche, wie der heil. Thomas von Canterbury, starben, so wie für die Wiedereinsetzung und Erstarkung des katholischen Glaubens." — Diese Martyrer gingen hauptsächlich aus zwei Anstalten hervor, welche auf dem Continente als Pflanzschulen des Glaubens für England gegründet und von den jungen Engländern, die sich der Verfolgung der „jungfräulichen Königin" durch die Flucht entzogen, bevölkert wurden. Die eine dieser Anstalten war das, zu Douay vom spätern Cardinal Allen gegründete Collegium, welches, nachdem es, wahrscheinlich auf englische Veranlassung, von den flandrischen Protestanten geplündert worden, nach Rheims verlegt wurde; das andere war das von Gregor VIII. gegründete und von den J. geleitete englische Collegium. Die Insassen dieser Anstalten wußten, daß in England täglich Priester von Henkershand starben und daß man sie die fürchterlichsten Martern erdulden ließ; allein diese Gräuel, die den Jünglingen von ihren Lehrern, den J., keineswegs verschwiegen wurden, erhöheten nur deren, aus den heiligsten Motiven, der Liebe zum Glauben und zum Vaterlande, hervorgehenden Eifer. Ja — in beiden Häusern erblickte man sogar junge Edelleute, welche, als bereits im Kampfe erprobte Helden, ihre Landsleute zu sterben lehrten. Sie schilderten die erduldeten Martern, sie zeigten ihre gebrandmarkten Ohren und Stirnen und entlockten hiedurch ihren Zuhörern nur Ausbrüche der Freude. Alle betrachteten als die höchste Gunst den Befehl, nach England abzureisen. Bereits im Jahre 1579, als Elisabeth über jeden, auf britischem Boden betroffenen, J. die Todesstrafe verhängte, gründete der Papst die englische Mission. Alsobald warfen die ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft Jesu sich ihren Oberen zu Füßen, mit Thränen um die Gunst der Sendung in diese, der Gesellschaft übertragene, Mission flehend. Aquaviva war einer derselben, doch Mercurian fand es für besser, den geborenen Briten den Vorzug zu lassen und den Vätern Edmund Campian und Robert Parsons wurde die Leitung der Mission anvertraut. Campian, im Januar 1540 in London geboren, war ein so ausgezeichneter Lehrer zu Oxford, daß seine Schüler sich die Benennung Campianer beilegten. Damals hatte er indeß keineswegs eine entschiedene katholische Richtung und nahm sogar das Diakonat aus den Händen eines anglikanischen Bischofs an. Dieser Schritt bringt jedoch eine religiöse Reaction in ihm hervor; er flüchtet nach Irland, schreibt dessen Geschichte, muß aber auch von da flüchten, weil er der englischen Regierung verdächtig wird und gelangt endlich nach Douay. Im Jahre 1573 tritt er in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Rom und wird hierauf nach Wien und Prag gesandt. Parsons, 1546 geboren, graduirte in Oxford unter Campian, sah sich dabei aber genöthigt, den Eid abzulegen, worin die geistliche Obergewalt der Königin anerkannt wurde. Dieser Eid beschwerte sein Gewissen und da seine religiöse Richtung immer entschiedener sich kundgab, mußte er von Oxford, wo er die Rhetorik lehrte, sich entfernen. Im Jahre 1575 trat er in die Gesellschaft Jesu u. fünf Jahre später, im April 1580, reiste er mit Campian ab als Superior der Mission. Zugleich erließ Gregor XIII. auf den Wunsch Mercurian's einen Commentar zur Bulle seines Vorgängers, worin den englischen Katholiken aufgegeben ward, Elisabeth als Monarchin anzuerkennen und ihr zu gehorchen „insoweit der Gehorsam dem weltlichen Regenten gebühre." Mercurian seinerseits rieth den Missionären, „sich von Allem, was nur irgend auf Politik Bezug habe, nicht allein entfernt zu halten, sondern selbst Solchen, die mit ihnen darüber zu reden wünschten, kein Gehör zu geben." Parsons und Campian waren genau beobachtet und ihre Plane der englischen Regierung, deren Spione sogar in das Collegium zu Rheims und Rom einzuschleichen gewußt hatten, wohl bekannt. Parsons täuschte indeß unter der Verkleidung eines Marineoffiziers die Behörden zu Dover und Campian gelangte durch seine Vorsorge gleichfalls ungefährdet nach Rom. Vor ihnen war bereits ein Jesuite be-

selbst und zwar als Gefangener im Tower. Thomas Pont war ein ehemaliger reicher und vornehmer Hofmann, der, nachdem er die wetterwendische Gunst der Königin durch irgend eine Bagatelle verscherzt hatte, sich der Katholiken auf's Wärmste annahm und mit Rath und That für sie wirkte, was ihn endlich in den Tower führte. Als Gefangener ließ er nun Mercurian um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu bitten, welches Ersuchen der General, nach längerer Frist, ausnahmsweise bewilligte. Das Kreuz, das er auf sich genommen, sollte er nun auch in aller seiner Schwere fühlen. Die schrecklichsten Martern, wie die Schande, in Ketten durch Londons Straßen, dem Hohn des rohen Pöbels ausgesetzt, geführt zu werden, erduldete er gelassen, würdig des Ordens, dem er angehörte. Dreißig Jahre lebte er noch als Gefangener. Die Nachricht von der Ankunft der J. in London, die sich schnell verbreitete, gab den Katholiken neuen Muth, während die Regierung dafür sorgte, unter den Hochkirchlichen den ohnehin grimmigen Jesuitenhaß noch zu steigern, indem die Missionäre hochverrätherischer Umtriebe, ja sogar gegen das Leben der Königin, bezüchtigt wurden. Natürlich bot man zugleich alle Mittel auf, selbst den Katholiken und dem Klerus die J. verdächtig zu machen. Parsons und Campian schlugen indeß alle diese Umtriebe nieder, indem sie den Londoner Klerus versammelten und demselben das Verbot ihres Generals in Betreff jeder politischen Thätigkeit vorlegten; in derselben Versammlung ward auch beschlossen, die Katholiken von nun an vom anglikanischen Gottesdienste ferne zu halten; das betreffende Gebot des Trienter Concils war, aus Furcht und in Folge der Gewalt, bisher in England nicht strenge gehandhabt worden. Die Regierung erließ ihrerseits ein verschärftes Edikt gegen J., Priester und deren Beherberger. So verfuhr die britische Gerechtigkeit, während doch gerade die J. den Papst vermocht hatten, die britischen Unterthanen wieder zum Gehorsam gegen die Souveränin zu verbinden. *) Der Berserkerwuth der königlichen Jungfrau fällt zur selben Zeit ein Jesuit als Opfer, nämlich Donell, ein Inländer, den Mercurian an seine bedrängten Landsleute abgesandt hatte. Man macht ihm nach seiner Gefangennehmung die glänzendsten Versprechungen, wenn er die Königin als kirchliches Oberhaupt anerkennen wolle und, da er sich dessen weigert, verurtheilt man ihn lediglich aus dem Grunde zum Tode, weil er, trotz des königlichen Verbotes, beharrlich sich zur katholischen Religion bekennt. In Cork zum Strange verurtheilt, hat er noch nicht den letzten Seufzer ausgehaucht, als man ihm das Herz aus dem Leibe reißt u. es verbrennt! Ihres Genossen schreckliches Schicksal flößt jedoch den Missionären so wenig Furcht ein, daß ihr Führer, Parsons, bereits vierzehn Tage nachher den General um Nachsendung von fünf Priestern Jesu bittet: „da wir,“ so lauten seine Worte, „hier so viel zu thun haben, daß wir des Nachts kaum zwei Stunden der Ruhe pflegen können.“ Das neue königliche Edikt veranlaßte die beiden Väter, eine Erklärung zu veröffentlichen, deren Verfasser Campian war, worin sie die ihnen aufgebürdeten Anschuldigungen der hochverrätherischen Umtriebe, der Aufreizung zur Empörung u. s. w. widerlegten. Die Erklärung machte solches Aufsehen, daß Campian von allen Seiten der Wunsch geoffenbart wurde, er möge nun auch eine Schrift über die strittigen religiösen Fragen veröffentlichen. Dieselbe erschien unter dem Titel: „Die zehn Ursachen“ im April 1581. Einer der besten Schriftsteller der Zeit nennt sie ein „goldenes, wahrhaft von der Hand Gottes geschriebenes Buch“ (Libellus aureus, vere digitis Dei scriptus) und Camden, der Historiograph und Schmeichler der Elisabeth, nennt sie eine „anziehende, doch weibische Arbeit.“ Was Camden nämlich mit „weibisch“ bezeichnet, ist eine milde Zartheit und Delikatesse, die wohl die Wahrheit sagen, jedoch, getreu dem Geiste der wahren christlichen Liebe, nicht verletzen will. Die Schrift brachte, namentlich in Oxford, den bedeutungsvollsten Eindruck hervor. Was Wunder,

*) Hochkirchliche Stimmen erkennen dieses sogar an. Camden Annales regni Elisabethae *anno 1580, Hollingseatz* anno 1584.

daß der Haß der Regierung gegen den Verfasser noch heftiger entbrannte und daß noch geschärftere Befehle zu dessen Habhaftwerdung ergingen. So gelang es, einen seiner Genossen, Briant, einen jungen Priester, zu fangen. Man läßt ihn die Qualen des Hungers und Durstes erdulden, man bohrt ihm Nadeln unter die Nägel: doch Nichts bewegt ihn, den Aufenthaltsort von Parsons u. Campian zu verrathen. Trotz dieses aufopfernden Heldenmuthes des jungen J. fällt indessen Campian doch in die Gewalt seiner Feinde und zwar durch die List eines verruchten Apostaten, der seine Dienste als Priesterfänger der Regierung verkauft hatte. Am 16. Juli 1581 gelingt es ihm, der kostbaren Beute nebst noch zwei anderen Priestern auf dem Schlosse einer katholischen Familie in der Grafschaft Norfolk habhaft zu werden. Elisabeth freute sich der Habhaftwerdung eines Mannes, den sie als ihren persönlichen Feind betrachtete u. ließ ihn im Triumphe, auf hohem Pferde gefesselt, auf dem Hut die Inschrift tragend: „Edmund Campian, aufrührerischer Jesuite", durch Londons Straßen führen, um dem skandalsüchtigen Trosse, der noch dazu gelehrt worden, in dem J. den Landes- und Hochverräther zu erblicken, ein Schauspiel zu geben. Wohl verdient es aber der Erwähnung, daß der im Volke schlummernde und selbst in Momenten der ärgsten Rohheit durch irgend einen Umstand oft leicht zu weckende Takt sich bei dieser Gelegenheit offenbarte, indem die allgemeine Wuth sich plötzlich von dem für seine Verfolger betenden und die ihn verhöhnende Volksmasse segnenden J. auf dessen Judas wandte, als derselbe sich zeigte, um seines Triumphes zu genießen. Am neunten Tage seiner Gefangenschaft in einem engen, unterirdischen Kerker des Tower wird Campian im Hotel des Grafen Leicester der Königin selbst vorgestellt, die nicht erröthet, gleich einem Proconsul des Diocletian, dem J. Leben, Freiheit und Ehre zum Preise seiner Apostasie anzubieten. Bereits erwartet ihn jedoch die Folterbank, die ihn in wenigen Tagen zweimal aufnahm, ohne daß eine Klage, geschweige denn eines der geforderten Geständnisse in Betreff seiner Freunde, der Namen der von ihm Bekehrten u. s. w. über seine Lippen gekommen wären. Es folterten auch die Heiden; was aber die Heiden nicht thaten, ist, daß die Minister betheuerten, Campian sei nicht gefoltert worden, worauf er in die Kirche des Tower geführt ward, um sich daselbst von den anglikanischen Geistlichen des Irrthums überführen zu lassen! Wohlweislich war es eingerichtet, daß der erschöpfte Jesuit nicht angreifen, sondern sich gegen die wider ihn gerichteten Ausfälle vertheidigen durfte! Robert Sherwin, der am letzten in England eingetroffene und am ersten gefangen genommene Missionär, sollte ihn unterstützen. Als aber Campian auf der Tribüne erschien, sprach er kein Wort, sondern zeigte nur seine zerfleischten Glieder vor. Auf diese beredte stumme Anklage rief der Gouverneur des Tower: „Man hat euch kaum berührt." — „Ich kann davon eher reden, als Ihr, erwiederte Campian gelassen, denn Ihr habt es blos befohlen." Nun begann die Diskussion, in der, trotz der physischen Ermattung ihrer Gegner, die anglikanischen Geistlichen den Kürzern zogen und bereits nach der ersten Conferenz den Kampf aufgaben. Nun griff man zu einem andern Mittel; man behauptete nämlich, Campian habe auf der Folter Alles gestanden, was man zu wissen verlangte. Diese Verläumdung wird indeß von den glaubwürdigsten Zeitgenossen widerlegt.*) Ein aufgefangener Brief an Pont, worin er erklärte, er würde sich durch keine Folterqual ein Wort zum Schaden der Kirche Gottes entreißen lassen, muß beweisen, daß Campian in eine Verschwörung verwickelt gewesen sei. Zur selben Zeit schrieb Allen aus Rheims: „Wir Alle, die wir hier sind, beklagen die Gefangennehmung des Vaters Edmund; für die Verbreitung der katholischen Einheit jedoch hätte in Wahrheit, nach dem Urtheile Aller, kein glücklicheres und bewundernswertheres Ereigniß eintreten können. Man hat die gelehrtesten Professoren herbeigeholt (Cam-

---

*) Der oben citirte Camden sagt: Equuleo admotus et postea ad disputandum promotus, exspectationem concitatam aegre sustinuit.

pian hatte noch eine zweite Conferenz mit anderen Geistlichen zu bestehen, wo jedoch seine Art der Beweisführung einen solchen Eindruck auf Arundel, den Sohn des Herzogs von Norfolk, machte, daß derselbe alsobald sich zum Katholiken erklärte), um mit ihm und seinen Gefährten zu streiten; er blieb aber stets Sieger, was seine Gegner selbst eingestehen müssen." Am 14. November wurden endlich Campian und seine Mitbeschuldigten vor ein ordentliches Gericht gestellt und am 20. November erfolgte das Urtheil. Vergeblich bewies Campian in seiner Vertheidigung mit klaren Worten, daß die Klagepunkte über die Rechtskräftigkeit der Bulle Pius V., über die Legitimität der Königin, über die Verpflichtung der katholischen Engländer, ihr zu gehorchen u. s. w. weder die Sache der Angeklagten berührten, noch überhaupt vor ein Gericht, das nur über Thatsachen, nicht über Gewissensfragen abzuurtheilen habe, gehörten; vergebens bestand er darauf, daß, wenn sie durchaus Hochverräther seyn sollten, man doch wenigstens erklären möge, sie seien, weil katholische Priester, des Hochverrathes schuldig — die Geschworenen sprachen mit ihrem „Schuldig" das Todesurtheil aus. Da erhoben sich die Märtyrer und dankten freudig Gott! Der 1. Dezember 1581 ist der Todestag von Campian, Sherwin und Briant. In der beschimpfendsten Weise werden sie auf den Richtplatz geschleppt, doch ihre Haltung ist die würdigste; zu Campian tritt ein Prädikant mit der Anrede: denkt daran, gut zu sterben! worauf der J. erwiederte: „Und Ihr bestrebt Euch, so zu leben." Sie starben, für die Königin betend und ihre Unschuld betheuernd. Auf besondere Fürbitte mehrer der Umstehenden wurde den Märtyrern, erst nachdem das Leben entflohen war, das Herz aus dem Leibe gerissen, was die barbarische Prozedur jener Zeit bei der Hinrichtung von Hochverräthern vorschrieb. Mendoza, der spanische Gesandte, schrieb nach der Exekution an seine Schwester: „Da ich als Gesandter hier bin, geziemt es mir nicht, das die Märtyrer Betreffende zu erzählen. Du wirst es aus einem Briefe von Serrano erfahren. Ich bitte dich, diese Depesche zu copiren und in meinem Namen an die Väter der Gesellschaft Jesu zu senden, damit sie in allen ihren Häusern bekannt werde; füge hinzu, daß ich, wie alle hier Anwesenden, bezeugen kann, die Art und Weise, wie Pater Campian litt, reihe ihn unter die Anzahl der glorreichen Märtyrer der Kirche Gottes; sein Orden kann ihn als solchen betrachten." Parsons, der eben so Kluge, als Unerschrockene (denn jene schreckliche Mordscene hält ihn nicht ab, in England zu bleiben) schrieb aus London an den Rektor des englischen Collegiums in Rom: „Fast durchgängig beweisen uns die gemäßigten Protestanten günstige Gesinnungen; sie gestehen, daß unsere Sache durch den gewissermaßen als ungerecht anerkannten Tod dieser drei Priester, so wie durch unser festes Benehmen gegen unsere Gegner und deren Scheu vor jeder ehrlichen Polemik, sehr gewonnen hat. Das Gute, was hieraus entstanden ist, kann nur die eigene Anschauung bekunden und läßt sich nicht beschreiben. Man zählt vier Tausend zur Kirche zurückgekehrte Personen und zahllose Protestanten beginnen, an ihrer Religion irre zu werden. — Niemals waren in London die Messen zahlreicher; man liest deren gewissermaßen in jedem Hausgange und flüchtet bei dem Herannahen der Gerichtsdiener nur, um in einem andern Hause das heiligste Opfer zu vollenden. Dasselbe wird sogar in den Gefängnissen dargebracht; die Gewalthaber wissen, was auch fast unter ihren Augen vorgeht, können es aber nicht hindern. Schriften über den Tod der drei Märtyrer tauchen von allen Seiten auf: man erhebt diese bis zu den Wolken, während ihre Richter in den Koth gezerrt werden. Der Hüter Campian's im Tower ist aus einem starren Calvinisten ein sehr eifriger Katholik geworden. Der Großadmiral Howard antwortete auf Befragen der Königin vor dem versammelten Hofe nach seiner Rückkehr von Tyburn, daß er drei Papisten habe hinrichten sehen. „Und was denkt ihr davon?" sprach die Königin. — „Sie schienen mir sehr gelehrt, voll Muth und unschuldig; sie beteten zu Gott für Ew. Majestät, verziehen Allen und beschworen bei ihrer ewigen Seligkeit, daß sie niemals daran gedacht hätten, Ew. Ma-

jestät oder dem Lande Uebels zuzufügen." — Die Königin schien erstaunt: — „Ist es wahr?" sprach sie und fügte alsobald hinzu: „Wie dem übrigens auch seyn mag, so geht das mich Nichts an; es ist die Sorge derer, die sie verurtheilen." — Trotz der härtesten Maßregeln, trotz exemplarischer Strafen, wie u. A. dem Dichter Walsingham, der Campian besang, die Ohren abgeschnitten, die Lords Paget, Catesby, Southampton und Arundel ins Gefängniß geworfen, viele junge Leute von den Universitäten vertrieben und verbannt wurden, ließ sich der katholische Enthusiasmus, dessen fruchtbarster Saame vergossenes Märtyrerblut ist, nicht schrecken und zügeln. Man bot Alles auf, um Parsons zu fangen, dieser aber entging allen Nachforschungen; unermüdlich für die Kirche thätig, wendet er sich nach Spanien, um dort Hülfe, namentlich für die schottischen Katholiken zu suchen, bei welchen bereits die Väter William Walsh, Edmund Hay, Critton, Gordon und Jean Duray thätig waren und gründete hierauf mit dem Herzog von Guise zu Eu ein katholisches Collegium. Wenn auch die beständigen Nachforschungen ihren Hauptzweck nicht erreichten, so führten sie doch zur Habhaftwerdung anderer Opfer. Am 30. Mai 1582 endeten Thomas Cottam und drei andere Priester ihr Leben unter Henkershand. Wie die ihnen vorausgegangenen Märtyrer waren auch diese gefoltert und der „Tochter von Scavinger" überliefert worden. Dieses Folterinstrument verdient eine nähere Beschreibung. Scavinger hieß der verdienstvolle phantasiereiche Erfinder desselben, darum trägt es dessen Namen. Es bestand aus eisernen, an dem einen Ende vermittelst eines Scharniers verbundenen Reifen. Die beiden anderen Enden waren vermittelst eines beweglichen Ringes verbunden und konnten gleichfalls geschlossen werden. Der Delinquent mußte auf den Scharnier niederknieen, worauf der Folternde ihn so fest und enge zusammendrückte, als nur möglich war und sodann plötzlich den Ring und somit die Reifen schloß. Natürlich ward der Gefolterte alsobald zu einem unförmlichen Fleischklumpen, dem aus Mund, Nase und allen Poren das Blut hervorschoß. Der „Tochter Scavinger's" wird von den Lobhudlern der jungfäulichen Königin nicht erwähnt und doch gehörte selbe zu ihren Lieblingsunterhaltungen. Thomas Cottam hatte diese Schreckensfolter, welche man nur an den verhärtetesten Verbrechern u. — den J. anwandte, zweimal ertragen und ward mit seinen Genossen auf einem räderlosen Karren zum Richtplatz geschleift, wo sie starben, ihre Unschuld betheuernd. Die Grafen von Arundel und Northumberland enden im Kerker als muthige Bekenner; zu Cork werden im Jahre 1583 die J. Lacy, Kirkman, Thompson, Hart, Tyrlke und Labourn hingerichtet. Da sich aber herausstellt, daß die J.brut gar nicht zu vertilgen ist und für einen Hingerichteten sofort zehn Andere freudig sich dem Tode weihen, schlägt Elisabeth vom Jahre 1584 an ein verändertes Verfahren ein. Während der Minister Cecil mit der Hülfe Candre's die „Justitia Britanica," eine rechtfertigende Staatsschrift, worin behauptet wird, daß die bisher Hingerichteten Alle des Hochverrathes überwiesen gewesen seien, in lateinischer und englischer Sprache veröffentlicht, erscheint ein neues Dekret, welches alle Priester innerhalb 40 Tagen aus dem Reiche verbannt und jegliche Unterstützung (mit Geld oder in anderer Weise) der im Ausland studirenden Engländer aufs Schärfste untersagt. Hinzugefügt war, daß die Priester, welche innerhalb der 40 Tage den Suprematieeid leisten würden, von der Verbannung ausgenommen seien. Parsons und Allen beantworteten jene Staatsschrift mit solchem Erfolge, daß Leicester und Cecil mit einander zerfielen und sich gegenseitig die große Blutschuld zuzuwälzen versuchten; was aber auch sonst von der „britischen Gerechtigkeit" zu halten sei, gesteht Candre selbst: „Man nahm zum Betrug seine Zuflucht, um die Gemüther auszuhorchen. Man verfertigte unter anderen Briefe, die man, als von der Königin von Schottland und den flüchtigen Katholiken herrührend ausgab; diese Briefe wurden in die Häuser der Papisten geworfen, um sie sodann als Beweismittel gegen Jene auffinden zu können. Ein Heer von Kundschaftern drängte sich überall ein, fahndete auf jedes Wort und, wer nur irgend das Mis-

deste auszusagen wußte, wurde als Zeuge zugelassen. — Man hatte eine solche gefährliche Weise zu verhören, daß neben der Unschuld noch eine ausserordentliche Klugheit dazu gehörte, um in den Schlingen nicht gefangen zu werden." Wenn Candre, der Historiograph, der Bewunderer der Königin, sich zu solchen Geständnissen veranlaßt sieht, mag man urtheilen, ob er übertrieb, oder vielmehr die wirklichen Zustände in viel milderen Farben darstellte. *) — Zur selben Zeit kamen die Väter Westoce und Heinrich Garnet nach England, verlangt von Parsens und auf die Verwendung Allen's; der Provinzial von Frankreich, Mathieu, war übrigens schon fest entschlossen gewesen, keine neuen Opfer mehr über den Kanal zu senden. **) Der wahre katholische Geist aber, die in diesen Opfern selbst und in ihren Oberen lebte, hatte über jene, übrigens so menschliche, Bedenklichkeit gesiegt. Voll jenes erhabenen Geistes schrieb Allen u. a.: „In diesen Jahren haben wir, ich läugne es nicht, dreißig hingerichtete Priester verloren; aber im Grunde genommen ist das kein Verlust, denn mehr als hunderttausend Seelen haben wir dafür gewonnen." In Folge des oben erwähnten neuen Dekrets der Königin wurden sofort mehre Schiffsladungen voll Priester und Jesuiten nach Frankreich aus dem Tower abgeführt, trotzdem dieselben gegen diese Verbannung ohne Urtheil und Recht protestirten und erklärten, auf britischem, ihrem vaterländischen, Boden lieber sterben zu wollen, wenn es seyn müsse. Wohlverstanden: dieselben wurden als überführte Hochverräther, so hieß es im Erlasse, den man Anfangs ihnen sogar nicht einmal mittheilen wollte, durch besondere Gnade der Königin verbannt! Daß Camden nur mit allzugroßem Rechte behauptet, man habe gegen die Katholiken selbst den Betrug zu Hülfe genommen und die getreuen Räthe der Königin, Walsingham und Cecil, schon dafür sorgten, deren plötzlich eingetretene milde Stimmung nicht in beunruhigender Weise Platz greifen zu lassen, beweist die Geschichte William Parra's. Dieser, früher ein königlicher Beamter, ward auf den Continent gesandt; in Lyon mußte er sich, durch die Vermittelung eines J. (er wählte den Pater Creigten) mit der Kirche versöhnen; ja, um seine bisherigen Irrthümer wieder gut zu machen, so erklärt er dem J., will er nach England zurückkehren, um die Königin zu ermorden. Der Pater aber beweist ihm aus der heiligen Schrift das Verbrecherische dieser Absicht. Natürlich war diese Antwort für Parr eine unbefriedigende; er wendet sich nach Venedig, an den Pater Palmio; auch dieser weist ihn zurück. In Paris sieht er Allen und den Pater Maytes. Auch dieser verdammt das angeblich beabsichtigte Verbrechen. Nun ändert Parr seinen Plan. Er stellt sich dem Nuntius vor und übergibt ihm eine Bittschrift an den Papst, worin er denselben um seinen Segen und um vollkommenen Ablaß bittet. Hierauf kehrt er nach London zurück und erklärt der Königin, der er von Cecil triumphirend vorgestellt wird, daß die J., der Papst und die Anhänger der Maria Stuart ihn zu ihrer Ermordung aufgefordert hätten. Beweis hiefür sei, daß der hl. Stuhl ihm sofort die Absolution für seine vergangenen und zukünftigen Sünden zusenden werde. Nach Hollingshead und Camden war jedoch Elisabeth zu scharfsichtig, um in solche plumpe Falle zu gehen und der inzwischen eingetroffene Ablaßbrief verschaffte sogar Parr keine größere Glaubwürdigkeit. Dieser Mensch nahm ein Ende, das als eine gerechte Strafe des Himmels zu betrachten ist. Am Hofe die erwartete Belohnung keineswegs findend, führte ihn bereits nach

*) Man vergl. Ranke: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Band II., S. 161, wo die Anzahl der Martyrer unter der Regierung der Elisabeth auf ungefähr 200 geschätzt wird.

**) Es ist erwiesen, daß Cecil alle Mittel aufbot, um im englischen Collegium in Rom selbst eine Partei zu bilden, welche die Zurückberufung der Jesuiten aus England vom Papste verlangen und sich der weiteren Hinübersendungen derselben widersetzen sollte. Eine von Sixtus niedergesetzte Commission zur Untersuchung der Aufstellungen dieser Partei kam jedoch bald dem Ursprunge jener Umtriebe auf die Spur. Die von den britischen Emissären Mißleiteten wurden aus dem Collegium entlassen.

einem Jahre Elend und Verzweifelung auf den unglücklichen Gedanken, das Verbrechen, dessen er die Jesuiten in arger Absicht beschuldigt hatte, jetzt wirklich auszuführen; er ward jedoch verrathen und gab vor seiner Hinrichtung der Wahrheit die Ehre, einzugestehen, daß er die J. und englische Priester verläumdet hatte. *) Im Jahre 1586 begannen wieder blutige Verfolgungen der J., in Folge des Complottes Babington's zu Gunsten der unglücklichen Maria Stuart. Der Jesuite Weston, den man der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigte, obgleich Babington und seine Genossen diese Theilnahme beharrlich läugneten, fiel als erstes Opfer. Nach der Hinrichtung der Maria Stuart trat das frühere System gegen die Katholiken wieder vollkommen in Kraft. Im Jahre 1591 erließ die Königin ein neues Dekret, das an Schärfe und Bitterkeit die früheren übertraf und worin sie erklärte „daß sie wohl wisse, wie die J.-Collegien die Nester und Schlupfwinkel der Rebellen seien." Im Schlosse Wisbik saßen viele derselben gefangen, die man alle für Spione Philipps von Spanien erklärte und in allen Leiden einer grausamen Haft untergehen ließ. Nach dem Tode der Maria schien es, als wolle ihr Sohn Jakob von Schottland zu einem Bruche mit England sich entschließen, weil er den J. den Eintritt in seine Staaten gestattete. Critton kam nach Edinburgh zurück, mit ihm Duray, Abercombry, Ogilbay; Elisabeth jedoch, die über den schwachen Jakob den entschiedensten Einfluß ausübte, wußte ihn bald wieder mit solcher Angst vor Verschwörungen und Verräthereien zu erfüllen, oder eher, ihm so viel Furcht vor der mächtigen Nachbarin einzuflößen, daß er ostensibler Weise die J. wieder verbannte, im Geheimen aber Gordon, Ogilbay und Abercombry wissen ließ, daß ihnen die Ausweisungssentenz nicht gelten solle, ja, den Letztgenannten, mit dem der königliche theologische Dilettant gerne polemisirte, verbarg er selbst in seinem Palaste Holyrod als Falkenier, wo derselbe die Gemahlin des Königs, eine norwegische Prinzessin, zum katholischen Glauben bekehrte. Im Jahre 1593 sandte Jakob sogar Gordon nach Rom, um mit dem hl. Stuhle Unterhandlungen wegen der Rückkehr Schottlands zur Kirche anzuknüpfen; Elisabeth jedoch, die ihren Thronerben nicht aus den Augen verliert, weiß abermals den armen Jakob, der kein entblößtes Schwert sehen konnte, an seiner schwachen Seite zu fassen und sein Gemüth mit Schreckbildern von spanisch-katholischen Complotten der Art zu erfüllen, daß er selbst um ein englisches Hülfsheer wider die aufgestandenen katholischen Schotten bittet. Dieses Heer wird zwar geschlagen; Gordon, der die siegreichen Papisten fanatisirt haben soll, aber auch verbannt. Die schottischen Katholiken konnten der Tyrannei doch noch widerstehen, die unglücklichen J. dagegen waren von Heinrich, wie von Elisabeth, so unerhört verfolgt und unterdrückt worden, daß ihr felsenfester Glaube sie zu Märtyrern machte. Bereits hatte der Jesuite Donell mit seinem Blute den Boden Erin's geröthet: jetzt sollte dieses und so vieler anderen Märtyrer Blut Frucht treiben; noch einmal erhoben sich im Jahre 1595, bis zum Aeussersten getrieben, die irischen Katholiken mit bewaffneter Hand. In den Provinzen Connaught und Ulster siegreich, verlangen sie alsobald J., deren etwa 20 sofort unter unzähligen Gefahren herbeieilen. Unter denselben befindet sich auch der Bruder Coadjutor O'Calan, ein früherer tapferer Krieger, der sein Leben später der Gesellschaft Jesu Christi geweiht und um die Sendung in sein leidendes Vaterland gebeten hatte. Mit den spanischen Hülfstruppen in seiner Citadelle von den Engländern eingeschlossen, verfügte er sich als Unterhändler in deren Lager, die, dem von Barbaren selbst geheiligten Völkerrechte zum Trotz, ihn zurückbehalten und nach Cork bringen. Dort wird er ge-

---

*) Den gewiß unverdächtigen Zeugen Camden und Hollingshead widerspricht der Jansenist Coudrette, der in seiner „Histoire générale de la naissance et des progrès de la compagnie de Jésus," (vol. I. p. 314) geradezu erzählt, Parr habe vor seiner Hinrichtung eingestanden, durch die Jesuiten in Venedig, Lyon und Paris in seinem verbrecherischen Vorhaben bestärkt und dazu mit den Heilsmitteln der Kirche ausgerüstet worden zu seyn.

foltert und hierauf (Okt. 1602) in seinem 35. Jahre hingerichtet, nachdem er vorher seine Eingeweide in den blutigen Händen des Henkers hatte erblicken müssen. Bis zu ihrem Tode setzte die jungfräuliche Königin diese Verfolgungen mit unerhörter Grausamkeit fort; je älter sie wurde und je näher sie sich dem Tode fühlte, desto mehr Genuß schien es ihr zu bereiten, sich in J.-Blute zu sättigen. Die Väter Cornelius, Southwell, Walpole, Bosgrave, Lilcock, Barkworth, Puges und noch mehre Hunderte starben unter den fürchterlichsten Martern. — Friedlichere Aussichten hatten sich indeß in England eröffnet. Der Sohn der Maria Stuart vereinigte die großbritannischen Kronen und, entschlossener als je, näherte er sich jetzt den katholischen Mächten. — Schon ehe Jakob I. den englischen Thron bestieg, ließ ihn Clemens VIII. wissen: er bete für ihn als den Sohn einer tugendhaften Mutter; er wünsche ihm alles weltliche und geistliche Heil; er hoffe noch selbst ihn katholisch zu sehen. In Rom beging man diese Thronbesteigung mit feierlichen Gebeten und Prozessionen. — Eine Annäherung, der Jakob auf eine entsprechende Weise zu erwiedern nicht hätte wagen dürfen, wenn er auch dazu geneigt gewesen wäre. Aber er gestattete doch, daß sein Gesandter Parry in Paris mit dem dortigen Nuntius Bubalis in vertrauliches Vernehmen trat. Der Nuntius kam mit einem Schreiben des Cardinal-Nepoten Aldobrandino hervor, worin dieser die englischen Katholiken ermahnte, dem König Jakob, als ihrem König u. natürlichen Herrn, zu gehorchen, ja für ihn zu beten; Parry mit einer Instruktion Jakobs I. worin dieser versprach, die friedfertigen Katholiken ohne alle Beschwerde leben zu lassen. — In der That fing man an in dem nördlichen England wieder Messe öffentlich zu halten: die Puritaner beklagten sich, es seien seit Kurzem 50,000 Engländer zum Katholizismus übergetreten; Jakob soll ihnen die Antwort gegeben haben: „sie möchten ihrerseits so viel Spanier und Italiener bekehren.“ Von dem schwachen, von Günstlingen sein ganzes Leben lange beherrschten Jakob war indeß keine Festigkeit, nichts Entschiedenes zu erwarten und den Katholiken entschwand bald der schöne Hoffnungsschimmer, auf den die alte trostlose Nacht wieder folgte. Die früheren schweren Geldstrafen, die auf den Nichtbesuch des anglikanischen Gottesdienstes gesetzt waren und welche Jakob in einem Augenblicke großmüthiger Laune aufgehoben hatte, wurden sofort wieder aufs strengste eingetrieben; ja, sogar die wenigen Familien, welche Elisabeth noch von dieser Brandschatzung befreit hatte, mußten zu ihrem Ruin den ganzen Rückstand nachzahlen und der König überließ, um sich jene hiedurch vom Halse zu schaffen, dieser Summeneintreibung der gierigen Bettelhaftigkeit seiner puritanischen Landsleute. Jakob behauptete in seinen Erlassen und vor dem Parlamente, daß er den Katholiken gar keine Versprechen geleistet habe. Die J. wurden proscribirt u. die Gesetze gegen die Katholiken in ihrer ganzen furchtbaren Strenge in Anwendung gebracht. Als sich der König dabei doch immer auf der andern Seite hielt, die alten Parlamentsakten doch wieder ausgeführt wurden, geriethen sie (die Katholiken) in eine desto erbittertere Aufregung: — in der Pulververschwörung brach sie auf eine furchtbare Weise los. Ranke geht zu weit, wenn er an dieser Stelle andeuten will, daß von den englischen Katholiken im Allgemeinen die Pulververschwörung ausgegangen sei: dieselbe war das Projekt einiger Verzweifelten oder irregeleitete Schwärmer. Sir Robert Catesby, aus einer der edelsten Familien abstammend, war dieser Verschwörung Hauptanstifter. Die Religion hatte diesen jungen Mann an ihren Busen aufgenommen, nachdem der Welt Freuden ihn nicht befriedigt, der Ehrgeiz blos einen Stachel in seinem Gemüthe zurückgelassen hatte. Er gehörte gleichfalls zu den von den schottischen Rundköpfen Geplünderten und diese Beraubung, wie der Anblick der Leiden seiner Landsleute und Glaubensgenossen, steigerte seine Energie zu glühender Verzweiflung. Gleiche Noth und gleicher Fanatismus gesellte ihm Thomas Winter, Thomas Percy und John Wright zu. Hatten die Verschworenen auch Anfangs auf friedlichem Wege ihrer Sache Recht verschaffen wollen, so waren namentlich in Rom die englischen Diplomaten gewandter und mächtiger, als sie und d

Friedensabschluß mit Spanien enthielt keineswegs für die englischen Katholiken günstige Stipulationen; ja, als es endlich so weit kam, daß der neuerwählte Erzbischof von Canterbury, Robert Bancroft, eine Supplik von Katholiken mit den Worten erwiederte: „Zur Zeit Elisabeths waren euere Leiden nur ein Kinderspiel, weil wir damals über die Nachfolge der Königin noch keine Gewißheit hatten; da aber jetzt der König, ein Vater mehrer Kinder, fest auf dem Throne sitzt, wollen wir das Ende des letzten Papisten erleben“: da glaubten sich die Verschworenen zum Aeussersten berechtigt und beschlossen, König, Minister, Parlament, alle Gewalthaber u. Tyrannen der Katholiken mit einem Schlage zu vernichten. Sie wollten ausführen, was wenige Jahre vorher zu Antwerpen gegen den Herzog von Parma in ähnlicher Weise versucht worden, nämlich den Westminsterpalast bei der ersten feierlichen Parlamentssitzung mit Pulver in die Luft zu sprengen. Zu Ostende lebte ein verbannter Katholik, ein tapferer Glücksritter, Namens Guy Fawkes; dieser wurde von Catesby zur Theilnahme an der Verschwörung zugezogen und am 11. Dezember 1604 begannen die Arbeiten, nachdem ein an Westminster stoßendes Haus gemiethet worden, um von da aus unter den Palast eine Mine zu leiten. — Diese Mine war mit ungeheuerer Mühe und Gefahr fast vollendet, als die Verschworenen Gelegenheit fanden, den Keller unter dem Palaste zu miethen, wohin sie nun ihre großen Pulvervorräthe schafften. — Das Parlament wurde nicht, wie man Anfangs gehofft, am 7. Februar eröffnet, sondern auf den 3. Oktober vertagt. Während der Rast, welche dadurch den Verschworenen vergönnt wurde, entstanden allerlei Bedenken in ihnen und namentlich konnte es der Eine und der Andere nicht mit seinem Gewissen vereinen, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen, die Katholiken mit den Protestanten in den Kammern gleichem Verderben Preis gegeben werden sollten. Catesby wußte sie indeß, leider! zu beruhigen durch täuschende Anwendung einer Antwort, die der J.-Provinzial Garnet für einen ganz andern Fall gegeben hatte. Karl Percy hatte vom Könige die Erlaubniß erhalten, ein Cavalerie-Regiment auszuheben und Catesby erwirkte sich durch den Grafen Salisbury, daß ihm das Commando über eine Brigade ertheilt wurde. Einerseits diente ihm das zum Vorwande, sich ohne Aufsehen Pferde, Waffen und Munition zu verschaffen, anderseits sollte es ihm ein Mittel werden, seine, wegen der Gerechtigkeit des Unternehmens in Zweifel stehenden, Freunde zu beruhigen. Er stellte nämlich in Gegenwart vieler Personen Garnet vor, daß er, in seiner Eigenschaft als Militär, den Befehl erhalten könnte, an Handlungen Theil zu nehmen, wobei die Unschuldigen ein gleiches Loos treffe, wie die Schuldigen, die wehrlosen Frauen und Kinder dasselbe Loos ereile, wie die bewaffneten Männer und Rebellen; ob er in solchem Falle ohne persönliche Schuld den Befehl vollziehen könne? Natürlich erwiederte der Jesuite, daß, nach der einstimmigen Ansicht der Moralisten, der Gehorsam für ihn eine Pflicht sei, weil anders z. B. ein ungerechter Angreifer nie vertrieben werden könne, indem in solchen Kriegen stets der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Catesby machte von dieser durchaus richtigen Antwort eine unrichtige Anwendung auf sein Vorhaben, beruhigte dadurch nicht nur seine Genossen, sondern wußte auch noch Andere dafür zu gewinnen, namentlich Christoph Wrigth und Robert Winter, Brüder der zwei oben genannten Verschworenen. Garnet's Correspondenz mit dem General gibt die genaueste Kunde darüber, ob er an der Verschwörung Antheil genommen, ja überhaupt die große Aufregung der Katholiken in Folge des sie aufopfernden spanischen Friedensschlusses, worauf sie allein noch ihre Hoffnung gesetzt hatten, gebilligt habe. Unterm 29. August 1604 sprach er darüber seine Beunruhigung aus, daß die anwesenden J. vielleicht nicht hinreichen würden, die Aufregung zu dämpfen; das letzte Mittel wäre, wenn der Papst den britischen Katholiken jede Auflehnung untersagte. Mittlerweile traf Catesby Maßregeln, um nach erfolgtem Schlage alsbald mit den Waffen in der Hand auftreten zu können, warb neue Anhänger und ließ in der Grafschaft Warwick Waffen und Munition zusammen-

bringen. Daß er etwas Ausserordentliches im Schilde führe, entging eben so wenig seinen Freunden, als Feinden, und indem diese alle Mittel anwendeten, das Geheimniß zu entdecken, suchten jene durch Vorstellung der furchtbaren Folgen, die ein unüberlegter Schritt für alle Katholiken haben könne, ihn davon abzubringen, ohne daß sie übrigens von seinem Vorhaben etwas Näheres wußten. Besonders war es Garnet, der, nach dem Auftrage des Papstes u. des Ordensgenerals, die Katholiken von jedem Versuche zur Störung der öffentlichen Ruhe und von der Lust, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, abhalten sollte u. deshalb eines Tages Catesby bei Tische an die Pflicht der Christen erinnerte, die Geißel der Verfolgung mit Geduld zu tragen und es dem Himmel zu überlassen, ein baldiges Ende der Leiden herbeizuführen. Das Haupt der Verschworenen wurde darüber unwillig u. meinte, diese Lehre von der unbedingten Unterwerfung mache die Menschen zu Sklaven; es stehe einem Jeden zu, das Unrecht gewaltsam von sich abzuhalten. Es folgte darauf eine geheime Unterredung, in welcher, da Garnet sich weigerte, Mitwisser des Planes zu werden und zugleich erkannte, daß seine Autorität nicht mehr hinreiche, die Verblendeten und Empörer von dem unheilvollen Vorhaben abzubringen, der Beschluß gefaßt wurde, durch einen Boten dem Papste die furchtbare Lage der Katholiken zu schildern und von ihm Maßregeln für ihr Verhalten zu erbitten. Ungesäumt schrieb Garnet an seinen Obern in Rom (24. Juni 1605), bemerkte, daß er sich ausser Stand fühle, die Gährung zu beschwichtigen, daß Anzeichen einer allgemeinen Schilderhebung, sogar eines Attentates auf den König vorhanden seien und bat, daß seine Heiligkeit durch ein Breve, unter Androhung der Kirchenstrafen, den Katholiken unbedingt eine jede Gewaltthätigkeit verbieten möge. In einem andern Briefe (vom 4. Oktober desselben Jahres) schrieb Garnet an einen Freund, nachdem er noch die entsetzlichen Verfolgungen in gedrängter Kürze geschildert: „Dennoch bin ich überzeugt, daß der vernünftigere Theil der Katholiken diese Leiden geduldig ertragen wird; ob aber das barbarische Verfahren untergeordneter Beamten nicht Einige zu verzweifelten Schritten hinreiße, dafür kann ich nicht gutstehen; dafür soll des Königs Weisheit Fürsehung thun.“ Am 8. Mai 1605 hatte Garnet an Parsons geschrieben: „Es gibt gegenwärtig sehr wenige Katholiken hier, die nicht verzweifelt wären; es ist mir zufällig zu Ohren gekommen, daß mehre sich bitter darüber beklagen, daß die J. sie davon abhalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“ (Catesby war mit den J. sehr unzufrieden, weil sie das katholische Volk in einem ihm sehr hinderlichen Sinne bearbeiteten.) „Was sind nun ihre Gedanken? Was bereiten sie? Ich wag' nicht, darnach zu forschen, weil der General uns die Einmischung in derlei Angelegenheiten (in politische Händel) so streng verboten.“ Aber daß der Pater Gerard den Verschworenen, nachdem sie sich durch einen Eid gegenseitig verpflichtet, das Geheimniß auf das Strengste zu wahren und das Leben an die Ausführung ihres Vorhabens zu setzen, die heilige Communion gereicht und Catesby später dem Pater Oswald Termund (in England den Namen Greenwell führend), sein Vorhaben gebeichtet hatte: daraus hauptsächlich soll die Theilnahme der J. an der Pulververschwörung bewiesen werden. Wir wollen sehen. Winter und Fawkes, die unter den Gefangenen später allein aussagten, daß Gerard ihnen das heiligste Sakrament ertheilt habe, betheuerten auch zugleich, daß er nicht Mitwisser ihres Vorhabens gewesen. Der englische Geschichtschreiber Lingard erzählt, daß der Generaladvokat Cooke dieser Aussage, die ihm so sehr in die Queere kam, mit eigener Hand hinzugefügt habe — Lingard hatte das Dokument vor Augen — huc usque (bis damals). Gerard selbst veröffentlichte kurze Zeit vor seinem Tode unterm 1. Sept. 1630 folgende Erklärung: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich von jener Verschwörung eben so wenig wußte, als das neugeborene Kind; daß ich über die Mine, die man baute, nicht das Mindeste reden hörte und auch keinen Verdacht darüber hatte. Die Verschworenen wurden in meinem Betreffe auf's Schärfste verhört; obgleich einige von ihnen auf der Tortur die Mitwisser des Complotts

nannten, so sagte doch keiner aus, daß ich dazu gehört habe. Der Edelmann Eberhard Digby, von dem man mit dem größten Anschein von Wahrscheinlichkeit vermuthen konnte, daß er mir das Geheimniß mitgetheilt habe, erklärte vor dem Gerichtshofe, daß er mehrmals angegangen worden sei, mich als Mitwisser zu nennen, wessen er sich jedoch stets geweigert habe; ja, eine solche Mittheilung mir zu machen, würde er niemals gewagt haben, weil er hätte befürchten müssen, daß ich Alles aufbieten würde, ihn von dem Plane abzubringen. Deshalb erachtete auch die Mehrzahl der Räthe meine Unschuld durch so viele übereinstimmende Aussagen erwiesen. Ausserdem schrieb ich noch einen Brief, in welchem ich mich vollständig rechtfertigte und, da es damals vollen Anschein hatte, daß ich in die Gewalt der Richter fallen würde, erbot ich mich zur Erduldung aller nur denkbaren Martern und zur Schande, der Lüge überwiesen zu werden, wenn sie, nachdem ich mich in ihrer Gewalt befinden werde, irgend einen gültigen Beweis für meine Theilnahme am Complott durch Kenntniß desselben würden beibringen. Unter Elisabeth war ich bereits über drei Jahre ihr Gefangener gewesen; während dieser Zeit verhörten sie mich mehremale und in verschiedener Weise, um im Allgemeinen nur zu erfahren, ob ich mich je um politische Angelegenheiten gekümmert habe. Ich forderte sie auf, zum Beweise dessen nur einen Buchstaben von meiner Hand beizubringen, ein Wort aus meinem Munde anzuführen: es gelang ihnen nicht entfernt. Würde ich mich nicht aus viel stärkeren Gründen von einem so grausamen Plane, wie die Pulververschwörung einer war, ferngehalten haben? Ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich mich meinem gegenwärtigen Berufe ergab, niemals, gelobt sei dafür Gott, irgend Jemanden, selbst meinem hartnäckigsten Feinde nicht, den Tod oder irgend einen Schaden wünschte: wie werde ich dennoch daran gedacht haben, an der plötzlichen, unvorhergesehenen, schrecklichen Tödtung so vieler und hoher Personen, denen ich die größte Verehrung zolle, Antheil zu nehmen. Mein Brief wurde dem Könige von dem Grafen von Northampton (Heinrich Howard), vorgelegt; derselbe fand sich hiedurch so sehr befriedigt, daß er alle Verfolgungen gegen mich würde haben einstellen lassen, wenn nicht Cecil in seinem eigenen Interesse ihn noch mehr aufgebracht hätte. Dieser Minister hatte sich nämlich eingebildet, daß Einige der Verschworenen ihm insbesondere nach dem Leben trachteten; er wußte, daß sie ihrer Mehrzahl nach meine Freunde waren und so hoffte er, nach meiner Habhaftwerdung von mir Näheres über jene Feinde zu erfahren. Aus diesem einzigen Grunde ruhete er nicht eher, als bis er den König zu dem Glauben gebracht hatte, es sei klar erwiesen, daß ich an der Spitze der Verschwörung gestanden. — Dieß ist die reine u. einfache Wahrheit; ich wußte Nichts von all den Vorbereitungen zur Anlegung der Mine; ich war u. bin unschuldig an dieser Verschwörung, wie an jeder andern, ich bestätige und beschwöre dies bei meiner Seele, ohne die mindeste Ausflucht. Wenn daher die Wahrheit mit meinen Worten nicht übereinstimmt; wenn ich nur im Entferntesten Kenntniß gehabt von der in Frage stehenden Verschwörung vor ihrer Entdeckung: so muß ich mich vor Gott und den Menschen des Meineids schuldig bekennen. Ich will vor dem Richterstuhle Gottes keine Gnade erlangen, wenn ich in jene Dinge eingeweiht war — und bei meinem hohen Alter ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ich bald werde vor diesem Tribunale zu erscheinen haben." Catesby that den Schritt der Beichte, um hiedurch den lästigen Warnern u. Rathern den Mund zu verschließen; daß die Vorstellung des erschreckten Beichtvaters ihn nicht bewegen würde, war vorauszusehen; Alles, was er zugestand, war, daß Greenwell das Geheimniß Garnet, doch nur auch wieder unter dem Siegel der Beicht, anvertrauen dürfe. Greenwell hätte dies nicht thun sollen: mit diesem Schritte besiegelte er das Todesurtheil des sanften Garnet, der von dieser Stunde sich resignirt in das unvermeidliche Schicksal ergab. — Garnet behauptete aber später in den Verhören, von der Verschwörung Nichts gewußt zu haben. Nun wohl: sollte er, der katholische Priester, mit Feinden und Verächtern des katholischen Glaubens,

die aus der Kirche kaum den Begriff von der heiligen Unverletzlichkeit des Beichtsiegels sich herüber gerettet hatten, die mit den Sophismen des Indifferentismus diese Unverletzlichkeit auch in der That als einen nichtigen Grund verspotteten: sollte er mit diesen, mit einem Cooke, hierüber rechten? In jedem Falle wurde er jedoch verurtheilt; wäre auch sein Untergang nicht vorher beschlossen u. durch diese Angelegenheit nur befördert worden, so hätte wohl sein Charakter als Priester, der ihm den Verrath der Beichte unter keiner Bedingung erlaubte, ihn nicht dahin gebracht, vor dem Gesetze, am wenigsten, wenn es nach calvinischen Grundsätzen gehandhabt wird, zu reden. Es war dies eine traurige Folge des Conflictes zwischen dem weltlichen und geistlichen Gesetze, der christlichen Moral, und Garnet, dem nur die Wahl blieb, zwischen dem leiblichen Tode als Verräther und der ewigen Verdammniß als sakramentschänderischer Priester, mußte ihm als Opfer fallen. Daß er aber vor Gericht erklären mußte, er habe von der Verschwörung keine Kenntniß gehabt, ist offenbar: er durfte sich nicht anders aussprechen. Auf der Folter und, als die Richter bereits von der Beicht Catesby's unterrichtet waren, erklärte Garnet: „Ich hatte Catesby nicht angegeben; die Unverletzlichkeit der Geheimnisse des Beichtstuhls macht mir dies zur Pflicht. Daß Garnet nicht in irgend einer Weise von dem Complotte Kunde gegeben, ist gar nicht erwiesen: es ist nicht unmöglich, daß er an dem Briefe, der das Complott verrieth, Antheil gehabt; weshalb er dies nicht sofort gethan (denn der äusserste Fall, der allein ihn dazu ermächtigte, war freilich eingetreten), werden wir sogleich erfahren, bedenken wir nur noch, daß es sehr verzeihlich ist, wenn er den Wunsch hegte, die Verirrten gerettet zu sehen: als diese zur Ausführung des Complottes schritten, war eine Anzeige unnütz, wußte er doch, daß das Vorhaben entdeckt und die Gefahr von dem Hause des Königs und der übrigen Bedrohten abgewendet war. Was aber das Verfahren Garnets vollständig erklärt, ist folgender Umstand: Wenige Monate, ehe er auf dem Wege der Beichte von Catesby's Vorhaben Kunde erhielt, hatte er diesen dahin gebracht, durch einen besondern Emissär dem Papste über die traurigen Verhältnisse der englischen Katholiken Kunde bringen zu lassen. Nun bat und beschwor er Catesby, nachdem alle anderen Vorstellungen an dessen Unerschütterlichkeit machtlos verhallten, die Ausführung seines Vorhabens bis zur Rückkehr des Emissärs zu verschieben. Um sich den lästigen Warner vom Halse zu schaffen, sagte dies Catesby zu, worauf Garnet beruhigt an seinen Freund schrieb: „Gott sei Dank, die Sache der Katholiken ist gerettet; sie werden Nichts unternehmen, bevor die Antwort von Rom eingelaufen ist.“ — Die neun Haupträdelsführer starben am 30. und 31. Juni am Galgen mit vieler Festigkeit und im unerschütterlichen Glauben, nur das Beste für die katholische Kirche und ihre Glaubensgenossen gewollt zu haben, nachdem noch Thomas Winter im Namen Aller ausdrücklich die Gesellschaft Jesu und namentlich seinen Beichtvater Termund von jeder Mitwissenschaft freigesprochen hatte. Vor allen Dingen wollen wir hervorheben, daß die Verhöre von vornherein darauf zielten, den Angeklagten Bekenntnisse gegen die Gesellschaft Jesu zu erpressen, um daraus in Nothfalle selbst aus dem Schweigen der Angeklagten Beweise gegen die Jesuiten zu construiren. So ließ man Bates, den man am leichtesten glaubte bearbeiten zu können, hoffen, durch offenes Geständniß, namentlich über die Theilnahme der Jesuiten am Complotte, sein Leben zu retten. Dieser, welchen der tröstliche Hoffnungsschimmer in seinem düstern Kerker blendete, gestand auch Alles, was er wußte, sagte aus, daß Garnet, Termund und Gerard die Beichtväter von Dreien der Geschwornen seien, daß er den Erstgenannten wenige Tage vor dem 5. November sich mit Catesby habe unterreden sehen, zwischen beiden Briefe hin und her besorgt habe und daß er endlich Termund, als Freund Winter's, im Verdacht habe, von der Verschwörung Kenntniß gehabt zu haben. Da man Bate's und ähnliche Aussagen indeß doch ungenügend fand, ging man noch weiter; man verfälschte die Protokolle, legte den Verhörten Aussagen unter, die sie nicht gethan hatten, so daß, als man diese apostrophische

Aktenstücke den Angeklagten zur Anerkennung vorlas, dieselben sich weigerten, das Geschriebene für wahr anzuerkennen. In den Augen Cecil's und der, vom religiösen Fanatismus verblendeten, Richter war übrigens die Schuld der J. hinreichend erwiesen, um eine, auf die Stimmung der Massen hinreichend berechnete, Proclamation erlassen zu können, worin die J. Tezmund, Garnet und Gerard als dem Gesetze verfallen erklärt wurden. Am 28. Januar fiel Garnet auf dem Schlosse des Schwagers von Mounteaglo in die Hände seiner Feinde; mit ihm wurden Oldcorne und die Diener beider Väter, Owen und Oschleg, gefangen. Greenwell, Tezmund und Gerard entkamen nach vielen Gefahren auf dem Continent. Es kam nun Alles darauf an, den Provinzial schuldig zu finden und so machte man Versuche, seinen Diener zu Geständnissen zu bewegen. Dieser ohnehin kränkliche Mensch ward aber buchstäblich zu Tode gefoltert, obgleich der König befohlen hatte, von allen Verdächtigen und Angeklagten nur allein Guy Fawkes der peinlichen Frage zu unterwerfen, ohne daß ein Wort gegen seinen Herrn über seine Lippen gegangen wäre. Auf diesem Wege konnte man keine Art von Beweis erhalten und so ging man von der Gewalt zur Arglist über. Nach Aussen hin war das Gerücht verbreitet, Garnet habe seine Theilnahme an der Verschwörung bekannt, so daß die fremden Gesandten am englischen Hofe in diesem Sinne an ihre Souveräne berichten; im Innern des Kerkers verfuhr man in ganz entsprechender Weise. „Man stellte“ — wir berichten in den Worten des Thou! — „einen Mann auf, dem es durch seine Klagen über den König und die Minister und seine Lamentationen über den traurigen Zustand der römischen Kirche in England gelang, bei Garnet für einen eifrigen Katholiken zu gelten und dessen Vertrauen zu gewinnen.“ Der ganz arglose Jesuit ging in die Falle, übergab seinem Vertrauten Briefe an seine Freunde, worin er sein ganzes Herz offen darlegte — und doch fand sich in diesen Briefen, die natürlich aus der Hand des Vertrauten sofort an den Minister gingen, nicht der geringste Beweis. Da machte man einen letzten Versuch, wozu man den Jesuiten Oldcorne benutzte, dessen Verbrechen darin bestand, Garnet ein Asyl verschafft und das Complott nach der Entdeckung und Verhaftung der Verschwörer nicht mißbilligt zu haben. Der Lieutenant des Tower wies nämlich Oldcorne einen Kerker an, der dicht an den von Garnet stieß, und gab ihm die Erlaubniß, durch eine kleine Oeffnung in der Thüre mit einander zu verkehren. In der That waren es aber zwei einander gegenüberstehende Thüren und zwischen sie stellte man Sycone hinein; Oldcorne fragte unter Andern seinen Leidensgefährten, was man denn bezüglich des Complottes gegen sie vorgebracht, worauf dieser erwiederte: er dürfe versichert seyn, daß auf der Erde kein lebendes Wesen sei, das ihm in dieser Beziehung schaden könnte, noch irgend etwas Anderes, was ihn verdächtig zu machen im Stande wäre, ausser daß er gewünscht, daß seine Congregation für die katholische Sache beten möchte, und daß er einen Hymnus gesungen, worin seine Feinde Anspielungen auf die Verschwörung finden könnten. — Diese Aussage gab den Ministern die Basis zum Prozesse gegen Garnet und verschaffte ihnen die Gelegenheit, welche zu finden sie fast nicht mehr hatten hoffen dürfen, die J. und im weiten Kreise die Katholiken Englands als Theilnehmer an der Pulververschwörung vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken. Oldcorne wurde nach Worcester abgeführt — die Hauptstadt hatte ja genug Blut fließen gesehen — um dort das Todesurtheil über sich aussprechen zu lassen und zu erdulden; Garnet aber wurde auf obige Aussage hin gefoltert, bis er gestand, daß er Catesby Beicht gehört. Vor und nach seiner Verurtheilung hatte er um so größere, wenn auch mehr geistige, Pein zu erdulden, als er seinen und theologisirenden Richtern, worunter sich namentlich der Generaladvokat Cooke auszeichnete, nur Ruhe und christliche Sanftmuth entgegensetzte. Diesem eifrigen Anglikaner war solche Gelegenheit erwünscht, sich einem der verhaßten J. gegenüber als eben so großen Juristen, als Theologen zu zeigen. Da nun Garnet die drei todeswürdigen Verbrechen: auf dem Continente zum Prie-

ster geweiht worden zu seyn, in England viele Convertiten gemacht, dieselben also zum Ungehorsame gegen den König verleitet und endlich in mehren Schriften gelehrt zu haben, daß die Katholiken ohne Sünde dem häretischen Gottesdienste nicht beiwohnen können — ohne weiters u. sogar, sich dessen rühmend, eingestand, blieb dem Juristen wenig zu thun übrig; der Theologe aber beharrte vornämlich auf dem Punkte, aus dem Geheimhalten der Beicht Catesby's die moralische Theilnahme des Inculpaten an der Verschwörung abzuleiten. Da die Folter Garnet Nichts, nicht einmal eine Verwünschung gegen seinen Quäler entlockte, wurden die nöthigen Geständnisse untergeschoben, so daß hierauf Cooke vor den Geschworenen zu behaupten wagte: „Es ist klarer, als das Tageslicht, daß Garnet der Anstifter und Beförderer des Complotts war, es geht dies aus seinen eigenen und in unserem Besitze befindlichen Geständnissen hervor. Der spanische Gesandte Zuriga und die übrigen Geschäftsträger der katholischen Fürsten waren sogar eingeladen worden, den Vorlesungen der Aussagen Garnet's, der darum zuerst gebeten hatte, beizuwohnen. Man vertagte jedoch diese Vorlesung unter irgend einem Vorwande, natürlich bis nach dem Tode des Opfers; da wurde dieses Aktenstück gedruckt, nachdem Garnet gegen diese Lüge seine Stimme nicht mehr erheben konnte. Am 3. Mai 1606 ward endlich der Jesuite von seinen Leiden erlöst. Garnet starb, indem er mit dem letzten Hauche seines Lebens seine Unschuld betheuerte und doch dienten seine angeblichen Geständnisse zur Basis der heftigsten Anklagen gegen die J.; es entspann sich die bitterste Polemik, in welche auch der heilige Stuhl verflochten ward und in erster Reihe kämpfte der König. Er ließ seine Theologen geradezu behaupten, daß Garnet sein Verbrechen eingestanden habe; die Briefe Garnet's und Termund's, die Correspondenz des Ersten, worauf die J. sich beriefen, wurden ohne Weiteres für falsch erklärt, wobei man gänzlich übersah, was aber die Geschichte nunmehr nicht darf, daß alle Dokumente von Denjenigen, deren Schuld sie beweisen sollten, mindestens mit demselben Recht als untergeschoben bezeichnet wurden und daß man mit ihrer Veröffentlichung abgewartet hatte, bis der Mann, dessen Schuld sie hauptsächlich beweisen sollten, nicht mehr unter den Lebenden wandelte. Ein anderer Jesuit, Thomas Garnet, ein Neffe Heinrichs, sollte verbannt werden und da er sich weigerte, die auch ihm vorgelegte Eidformel zu unterzeichnen, sich jedoch dazu bereit erklärend, dem Könige, als seinem Souverän, Gehorsam zu schwören, machte man ihm neuerdings als Hochverräther den Prozeß, verurtheilte ihn, als römischer Priester, Jesuit, Verführer der Katholiken und Rebell zum Tode und richtet ihn hin zur selben Zeit, als — 1608 — Jakob wiederholt behauptete, daß unter seiner, wie unter der Regierung seiner Vorgängerin, Niemand seines Glaubens wegen habe den Tod erleiden müssen. Er verschmähte das Leben, welches er durch den Gebrauch des innern Vorbehalts bei Leistung des Schwurs, wie man ihm sehr nahe legte, sich hätte erkaufen können. Solchen Mißbrauch trieben diese Casuisten mit ihren fürchterlichen Lehren. Auf dem Schaffote malte er in beredten Worten die Seligkeit, die seine Seele erfüllte und schloß mit folgendem Gebete: „Herr, mein Gott! möge dein Zorn gegen dieses Land sich legen; verlange nicht Rechenschaft über mein Blut von dem Vaterlande oder dem Könige. Vergib dem abtrünnigen Priester Rowse, der mich verrathen hat; vergib Croß, der mich gefangen nahm; dem Bischof von London, der mich mit Ketten belastete; vergib Montague und den Zeugen. Möge ich sie alle einst erlöst und bei mir im Himmel schauen." So starb der 34jährige Martyrer. Er war übrigens nicht der letzte Jesuit, der unter der Regierung König Jakob's hingerichtet ward. Am 10. Mai 1618 starb auch der Pater Ogilbai im nämlichen Alter und mit gleichem Muthe, wie Garnet. Er starb den Tod des Verbrechers und hätte sich doch durch Anwendung der „Lehren seines Ordens" über die Zweideutigkeit und den innern Vorbehalt leicht retten können. Ein weiterer Beweis für die Unschuld des J.-Ordens an der Pulververschwörung dürfte folgender seyn. Nach der Darstellung der englischen Protestanten hatte die weitverzweigte Verschwö-

ung eifrige Theilnehmer in Flandern. Namentlich lasteten auf dem Provinzial Baudouin starke Beschuldigungen und der Bischof von Chester schrieb damals, daß, wenn dieser Jesuite in England erschiene, er der Masse der Aussagen und Beweise wider ihn nicht würde widerstehen können. Der von Jakob gestellten Forderung, ihn auszuliefern, hatte zwar der Erzherzog Albert nicht entsprochen, auf einer Reise nach Rom jedoch wurde Baudouin auf kurpfälzisches Gebiet und dann nach London gebracht. Der König gab dem sich verwendenden Erzherzog sein Wort, daß, wenn er unschuldig befunden, ihm, dem J., kein Haar gekrümmt werden sollte. Jakob wohnte auch selbst den Verhören bei u. dem Manne, dessen Schuld in den Akten u. den Depositionen des Generaladvokaten erwiesen war, konnte durchaus Nichts angehabt werden, u. vier Jahre nach dem Tode Garnets wurde Baudouin, sein Mitverschworner nach den Akten, als unschuldig nach Belgien entlassen. Auf der spanischen Halbinsel ward anders, als im protestantisirenden England, der J. Wirken gefördert durch die Monarchie. Philipp III. von Spanien stirbt 1621 in den Armen eines J. und Philipp IV. bewies sich der Gesellschaft gleichfalls in hohem Grade günstig. Bei den Versuchen Portugals, seine durch Philipp II. eingebüßte Unabhängigkeit wieder zu erlangen, verhielten sich die J. passiv; als aber das Haus Braganza den Thron besteigt, erweist es sich dem Orden sehr günstig. Am andern Ende Europa's, in Litthauen, Polen und Rußland, machen die J. gleichfalls große Fortschritte. In Ungarn wird der J. Pazmang Erzbischof und Cardinal. Oesterreich und Bayern sind des Ordens warme Freunde, gegen welchen eben deshalb Ernst v. Mansfeld und Christian v. Braunschweig Krieg führen. In den deutschen Ländern waren die Verhältnisse des Ordens unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege und in der ersten Periode desselben die blühendsten. Die Einwohner von Glatz hatten früher, bei Beginn der böhmischen Unruhen, gleich den böhmischen und mährischen Ständen, die J. verjagt. Später rufen sie dieselben mit Erfolg zu Vermittlern der kaiserlichen Gnade an. In Bamberg, Fulda, auf dem Eichsfelde, in Paderborn, vorzüglich im Münsterischen, wo Meppen, Vechta und noch viele andere Bezirke im J. 1624 katholisch gemacht wurden, bis nach Halberstadt und Magdeburg finden wir jesuitische Missionarien; in Altona siedeln sie sich an, um die Sprache zu lernen und alsdann nach Dänemark und Norwegen vorzudringen. (Ranke, römisch. Päpste 2c.) Ganz durchdrungen von ihrer großen Aufgabe, den kathol. Glauben in Deutschland zu erhalten, wissen sie, daß dies große Ziel ohne große Opfer weder erstrebt, noch erreicht wird. Bei solchem Streben wurden sie durch die willenskräftigen eifrig katholischen Fürsten, Kaiser Ferdinand und Herzog (später Kurfürst) Maximilian v. Bayern, unterstützt. Beide waren J.-Zöglinge und hatten J. zu Beichtvätern, von denen namentlich Lamormain auf den Kaiser einen großen Einfluß ausübte. Wieser, der Nuntius Caraffa und die 4 kathol. Kurfürsten bestimmten den Kaiser zur Erlassung des am 28. August 1629 erschienenen Restitutionsediktes. Auf dasselbe hatten wohl die J. einen großen Einfluß, allein nicht anzunehmen ist, daß sie bei Anrathung dieser Maßregeln von selbstsüchtigen Absichten geleitet wurden. Ihnen war eine Restitution der, seit dem passauer Frieden widerrechtlich in protestantischen Besitz gekommenen, geistlichen Güter, eine Zurückführung auf den früheren Zustand, die erste und bedeutendste Bedingung in ganz Deutschland den kathol. Glauben wieder herzustellen. Die J. verknüpften damit eine utopische, aber wohlgemeinte Hoffnung. „Ich werde nicht aufhören, bescheiden daran zu erinnern, so lange zu erinnern, bis Abhülfe geschafft wird, so wie ich überzeugt bin, daß Ew. Majestät in Folge Ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit wirksam verfügen werden, daß es geschehe" (nämlich die Erneuerung der Pfarreien und Herstellung der Seminarien und Schulen, damit die Jugend im kathol. Glauben unterrichtet werde) sagt P. Lamormain in einem *Gutachten* vom Mai 1630 über die Verwendung der Güter im sächsischen Kreise. *Der Kaiser*, den neueren Orden, denen er die Regeneration der Kirche vorzugs*weise* zutraute, sehr gewogen, wünschte auch die J. in den Besitz eines Theiles der

eingezogenen Güter zu setzen, damit sie dieselben verwendeten zu Seminarien, Collegien, Schulen und Missionen. Die J. konnten, auf ihrem Standpunkte, mit vollkommenem Rechte jene Maßregel anrathen; ja, vermöge ihrer Tendenz, die sie anwies, dem Protestantismus mit allen Kräften entgegenzuwirken und der Kirche wieder zur früheren Stellung zu verhelfen, waren sie moralisch verpflichtet, ihren Einfluß anzuwenden, um den Kaiser zur Erlassung jenes Edikts zu veranlassen: sie mußten sich bestärkt sehen in ihrem Eifer durch das für sie entscheidende Motiv, daß der heil. Stuhl die prager Beschlüsse niemals anerkannt hatte. Die J. des 17. Jahrh. wußten, daß es zur Unternehmung und Vollbringung großer Dinge auch großer Hülfsquellen bedürfe. Einen dem Christenthum nützlichen, großen Zweck hatten sie sich vorgesetzt. Dieser große Zweck konnte aber nur mit verhältnismäßig großen Mitteln erreicht werden. Indem sie bei Ausführung des Edikts einen, wenn auch großen Theil der der Kirche früher geraubten Güter empfingen, bereicherten sie sich nicht im individuellen Sinne, weil der Jesuit nicht besitzen kann: sondern sie gaben ihrem Institute eine neue Kraft, die nur zum Heile Anderer wieder verwendet werden sollte. Wie ferner überhaupt jedwede Corporation aus einem andern Gesichtspunkte, als das Individuum, betrachtet werden muß u. jede Gesellschaft, jede Gemeinschaft schon ihrer Natur nach nach Existenzmitteln streben muß, ihren Einfluß, ihre Gewalt zu vermehren: so muß dieser psychologische Maßstab auch an die Wirksamkeit der J. im 30jährigen Kriege gelegt werden. Sodann ist nicht zu vergessen, daß weder Ferdinand und Maximilian, noch die J. wissen konnten, daß das Restitutionsedikt den unseligen Krieg um 19 Jahre verlängern würde. — Eine merkwürdige Thatsache ist, daß der Vertrag des allerchristlichsten Frankreichs mit dem erzprotestantischen Schweden die Clausel enthielt, daß von den protestantischen Herren das Leben und die Anstalten der J. geschont werden sollten. Es war dies von Seiten des Minister-Cardinals Richelieu eine captatio benevolentiae zu Gunsten eines Ordens, welcher der kathol.-protestantischen Allianz nicht hold seyn konnte und voraussichtlich allen seinen Einfluß dagegen aufbieten würde. Dies erklärt auch das persönliche Benehmen Gustav Adolph's gegen die J., namentlich in München. Uebrigens scheint aus manchen Dokumenten hervorzugehen, daß die regierende Leitung des Ordens keineswegs die Rolle, welche einzelne Mitglieder in jener bewegten Zeit in Deutschland spielten, billigte. In den Niederlanden, in Frankreich behauptete der Orden seine bedeutungsvolle Stellung kampfgerüstet gegen den Calvinismus. P. Caussin, der Beichtvater des Königs, schrieb an seinen General: „Für Höflinge ist Schweigen häufig eine Pflicht; für den Beichtvater wäre es ein Verbrechen." Im Innern ihrer Collegien, aus denen bereits Fénelon, Bossuet, Descartes, Corneille, Condé hervorgegangen, bereiteten die J. die Periode Ludwigs XIV. vor; auf der Kanzel, im Beichtstuhle gaben sie den Anstoß zur christlichen Regeneration, zu der geistlichen Reform, die sich ohne Geräusch ins Werk setzte, in welcher die Tugenden eines Bérulle und eines Olier, eines Pierre Fourier und eines Boudon, eines Claude Bernard und eines Boudoise, eines Franz v. Sales und eines Vinzenz v. Paula fast zu gleicher Zeit erglänzten. Fast alle diese Männer waren Zöglinge der J., deren Freunde und Verehrer. Das Generalat Vitelleschi's (gest. 1645) war die glücklichste Aera des Ordens, während gerade unter ihm mit der obern Leitung des Ordens eine wichtige Veränderung sich begibt: jene bildet nicht mehr einschließlich das Centrum, in dem alle Radien zusammenfließen: die Wirksamkeit der bedeutendsten Mitglieder entfaltet sich selbstständiger, der General übernimmt in dem Augenblicke eine mehr passive Rolle, wo die, auf ihrem Höhepunkte angelangte, Gesellschaft die staunende Welt mit ihrer Thätigkeit erfüllt. Von 1645—1652 folgten die Generale Caraffa, Piccolomini, Gottifredi schnell auf einander. Am 17. März 1652 trat Goswin Nickel in das Generalat. Unter der Herrschaft des langen Parlaments und Cromwell's erhalten die J. das unglückliche Irland dem katholischen Glaube und bewahren auch in England die katholischen Lebenskeime vor völligem Un-

gang; sie führten die Kinder Friedrichs von der Pfalz, des böhmischen Winterkönigs, in den Schooß der Kirche zurück und bekehrten die Königin Christine von Schweden. Lediglich die J. erhielten Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Bayern, Oesterreich, die jetzige katholische Schweiz und das Rheinland der Kirche, traten dem Calvinismus in Frankreich erfolgreich entgegen und hielten aus Italien die Häresie fern. Sie reformirten den Klerus und brachten zuerst mit dem Evangelium die Gesittung in die entferntesten Weltgegenden. Sie erhielten der Kirche und führten ihr zu viel mehr Individuen und Völker, als Luther und Calvin ihr geraubt: und diese Wirksamkeit, man möge sie im Uebrigen beurtheilen wie man wolle, eine großartige, ja eine providentielle muß man sie jedenfalls nennen. Ein äußerer Grund der ausgebreiteten und tiefgehenden Wirksamkeit dieses Ordens im Kloster wie in der Welt, in der Schule wie auf der Kanzel mag darin liegen, daß die in allen geistigen Gebieten, berühmtesten Namen, Sprößlinge der edelsten Geschlechter aus allen Ländern, in seine Reihen eintraten zu einer Zeit, wo die errungene wie angeborene Autorität auch noch autoritativen Einfluß ausübte. In dieser Periode hatte, wie gesagt, der Orden seinen Höhepunkt erreicht: denn nun begann sein großer Kampf mit dem Jansenismus (s. d.), der der Gesellschaft den Untergang bereitete, trotzdem der heil. Stuhl durch den Erlaß der Bulle Unigenitus für den theologischen Standpunkt der J. wider die Jansenisten entschied. — Vom Ende des 17. Jahrhunderts an geht die politische Geschichte der G. J. in derjenigen der fürstlichen Beichtväter auf; wenn dieselben an den Ereignissen keinen thätigen Antheil nehmen wollen, werden sie wider ihren Willen in dieselben verwickelt. Der Orden war durch seine Verbindung mit den Höfen eine Macht und zwar eine um so bedeutendere als das Individuum für sich nichts beanspruchte, nichts beanspruchen konnte. Der Gesellschaft kam der ganze Einfluß zu Gute, den die J. an den Höfen durch Tugenden oder Talente auf die Fürsten sich erwarben. Natürlich erwuchsen hiedurch dem Orden mächtige und erbitterte Feinde in jedem Lande, Feinde, die mehr zu fürchten waren, als die ihnen nun weniger gefährlichen Parlamente und Universitäten der früheren Periode. Während J. auf die Thronentsagung Alphons VI. von Portugal und die Heirath der Königin mit ihrem Schwager Don Pedro einen zu weit gehenden Einfluß übten, regierte der J. Nithard, ein Deutscher, Spanien als erster Minister der Königin Regentin, Maria Anna von Oesterreich, Wittwe Philipp's IV. In den nördlichen Ländern war noch immer die G. J. in beständiger Fortentwicklung begriffen. In Deutschland breiteten sie sich immer weiter aus; in dem vom siegreichen Schwerte Sobieski's regierten Polen leisteten sie in den Collegien wie in den Armeen die wesentlichsten Dienste. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. sehen wir die J. in Spanien und Portugal schwach und unentschlossen wie die Regierung jener Länder, in Polen dagegen erscheinen sie zur selben Periode so thatkräftig wie nur je vorher. Johann Casimir, von 1643—1668, König von Polen, war Mitglied der Gesellſ. J. Trotzdem Karl II. die englischen Katholiken milder behandelte, ließ er sich doch dazu bringen, in die Verbannung der J. und in die Verschärfung der Gesetze gegen die Recusanten einzuwilligen. Dagegen trat unter Leitung des P. Simons der Herzog von York, der Thronerbe, zur Kirche zurück. Dieser Umstand war natürlich ganz geeignet, den intoleranten Anglikanismus noch mehr aufzuregen. Es erhoben sich Schurken, welche die Katholiken, namentlich die J., als Verschwörer anklagten, so Luzancy, Titus Oates. Die J. stießen den Letztern aus ihrem Colleg St. Omer, weßwegen er wahrscheinlich in der Folge sich an ihnen rächen wollte. Diese von allen englischen Geschichtschreibern anerkannte Schändlichkeit kostete vielen Laien und Priestern das Leben! Karl II. starb indeß als Katholik, von einem J. bekehrt und der Herzog von York bestieg als Jakob II. den Thron. Der J. Peters übte einen großen Einfluß auf den König aus, der ihm sogar die Leitung der Regierung überließ. Das von der in diese Periode fallenden Generalcongregation erneuerte Verbot über Einmischung der J. in Staatsangelegenheiten konnte die nachtheiligen Wirkungen

Stellung Peters nicht ausgleichen. Sie hatten keinen geringen Einfluß
die Thronentsetzung Jakob's und seiner Dynastie. — In Frankreich spielten
rend der Regierung Ludwig XIV. die J. eine bedeutungsvolle Rolle und seine
twäter aus diesem Orden übten auf den König einen wohlthätigen, seine
nschaften zügelnden Einfluß. Wir nennen unter denselben besonders den
Ferrier, während als Kanzelredner Bourdaloue glänzte. Ein späterer königl.
htiger, P. Lachaise, suchte in der Streitsache wegen der organischen Artikel,
h ohne besondern Erfolg, zu vermitteln. An dem Edikt von Nantes hatte
: keinen Antheil, wie überhaupt nicht der Orden; trotzdem wird dieser in
e jenes Edikts aus den Niederlanden verbannt. In diese Periode fallen die
hrung des Kurprinzen von Sachsen durch J., die Berufung (auf Bevor-
ung des deutschen Kaisers im J. 1719) und bald darauf wieder erfolgende
annung der J. durch Peter den Gr. und die Erhebung der J. Salerno
vegen seiner Verdienste um die Bekehrung des sächsischen Hauses — Cien-
s und Tolomei zum Cardinalat. Wegen Kränklichkeit des General Nickel
Oliva zum Generalvikar gewählt worden; dieser starb im Nov. 1681. Der
ral Karl v. Noyelles regierte hierauf den Orden bis 1686. Gonzales von
talla führte hierauf das Generalat bis zu seinem im Okt. 1705 erfolgenden
. Tamburini trat hierauf im Jan. 1706 an die Spitze des Ordens, den er
Jahre lang regierte. In dieser Periode zeichnete sich der am 17. Nov. 1642
ne Franz v. Hyronimo, in Italien bekannter unter dem Namen Fr. v. Giro-
, durch seine segensreiche Wirksamkeit in Neapel aus. Benedikt XIV. erklärte
bereits 1751 für ehrwürdig, Pius VII. beatificirte ihn im J. 1806 und Gre-
XVI. sprach ihn am 26. Mai 1839 heilig. — Wir sind im Verlaufe unserer
tellung einer Krise nahe gekommen, die, sich direkt anschließend an den für
J. so verhängnißvollen Kampf mit den Jansenisten, diesem Orden rasch den
gang bereitete, und zwar, merkwürdig genug, zunächst in Ländern und
Monarchen, die als die Heimath und die natürlichen Beschützer der Ka-
lität zu betrachten man gewohnt ist. Eine Reihe von Begebnissen bereitete
ngsamer Stufenfolge im 18. Jahrhundert den Ausbruch der französischen
lution vor. Unter diesen war die bedeutungsvollste Erscheinung die Aus-
ng des Unglaubens, welcher aus der Schule der französischen Philosophen
überging in die gebildeten Stände der Nachbarländer, und, die Grundvesten
göttlichen wie menschlichen Einrichtungen an der Wurzel angreifend, den
anbahnte für jene große Umwälzung, welche den Kirchen und Thronen
pa's gleich verderblich werden sollte. Wir haben gar nicht nöthig, an eine
bredung, eine Verschwörung zu denken, um es erklärlich zu finden, weshalb
: Ende des 18. Jahrhunderts fast zu gleicher Zeit in verschiedenen Theilen
pa's die G. J. angegriffen ward. Kein Wunder, daß in einer solchen Periode
Orden zum Gegenstande des allgemeinen Hasses u. Verdachts geworden. Die J.
t zum Untergange bestimmt, weil man fühlte, daß sie eine aufhaltende Kraft
en, deren Prinzipien der Zeitgeist nicht anerkennen konnte, da sie eben so gegen
laufwiegler u. Neuerer als gegen despotische Regenten sich in Widerspruch setzten.
t brach der Sturm in Portugal los, wo die J. bereits einen großen Ein-
ausübten. Der Marquis von Pombal, ein Mann von eben so großer
kraft, als großem Ehrgeize, hatte sich, nicht ohne Schutz gefunden zu haben, von
bedeutungslosigkeit zur Stellung des ersten Ministers erhoben, als welcher er
seine großen Pläne eines radikalen Umstoßens des Bestehenden in's Werk
zen begann. Da fand er indeß zunächst bei dem Adel Widerstand, von
er bereits in früherer Lebensstellung manche Demüthigung erfahren und
e ihn noch immer als einen Emporkömmling betrachtete. Carvalho be-
, den Adel zu züchtigen, erkannte aber bald, daß demselben die J. zur
standen. Da gestaltete sich in ihm das feste Vorhaben, dem Adel und den
emeinschaftlichen Untergang zu bereiten. Die Maßregeln, welche er zu
hung dieses Zweckes ergriff, waren grausam und barbarisch. Ein ang

liches Complott gegen das Leben des Königs, welches niemals in den Augen unparteiischer Richter bewiesen wurde, gab ihm den Vorwand an die Hand, Mitglieder der ersten Familien des Landes zum schimpflichsten Tode verdammen zu lassen. Drei J. waren zu gleicher Zeit mit diesen Unglücklichen verhaftet worden, doch hatte in Portugal der päpstliche Nuntius ausschließlich das Recht, über Geistliche Recht zu sprechen. Pombal verlangte in Rom, man möge von diesem Rechte abstehen. Die erwünschte Antwort kam jedoch für seine Ungeduld nicht schnell genug, und er beschloß in seiner Rücksichtslosigkeit den Knoten zu durchhauen. Er erließ ein Dekret, welches über alle J. Verbannung aus den portugiesischen Besitzungen und die Beschlagnahme ihres Eigenthums zu Gunsten der Krone aussprach. Unmittelbar darauf vertrieb er den Nuntius aus der Hauptstadt und rief den portugiesischen Gesandten von Rom zurück. Mit diesen Gewaltmaßregeln begnügte er sich noch keineswegs, sondern er ließ auch den hochbejahrten P. Malagrida, welchen des Hochverrathes zu überführen nicht hatte gelingen wollen, der Ketzerei anklagen, und in einem feierlichen Auto-da-fe verbrennen. Dieses gewaltthätige Verfahren setzte Europa von 1758—1761 in Erstaunen. Es wird behauptet, daß das protestantische England sich für die J. bei seinem alten Verbündeten verwendete u. gewiß ist, daß selbst die französischen Philosophen gegen solch ungeheuren Mißbrauch der Gewalt ihre Stimme erhoben. Wie sehr sie auch die römische Kirche und die G. J. haßten, so wollten sie doch solch tyrannische Abscheulichkeit keineswegs billigen. Die feindselige Macht, die sich in Frankreich den J. gegenüberstellte, war eine ganz andere. — Frau von Pompadour, die Maitresse Ludwigs XV., wünschte nach einer in Sünden verbrachten Jugend mit der Religion sich zu versöhnen. Sie wandte sich an den J. de Sacy und verlangte von ihm Zulassung zu den Sakramenten. Dieser verlangte vor allen Dingen, daß sie den Früchten der Sünde, dem Umgange mit dem Könige, dem Hofleben, entsage. Sie aber, die gern als Hofdame der frommen Königin am Hofe bleiben wollte, gab sich vergebliche Mühe, den J. milder zu stimmen. Perusseau, der Beichtvater des Königs, und sein Amtsnachfolger Desmarets erklärten sich mit den Ansichten de Sacy's einverstanden. Die Pompadour vergab aber den J., die, wie sie meinte, ihr widerfahrene Beleidigung niemals und verband sich mit Pombal's Freund, dem Herzog von Choiseul, zur Vertreibung der J. aus Frankreich. Ein zu selber Zeit eintreffendes Ereigniß war zur Ausführung dieses Planes höchst förderlich. Lavalette, der Prokurator eines Ordenshauses auf der Insel Martinique, hatte sich in Handelsspekulationen eingelassen und deshalb bedeutende Schulden contrahirt, wobei er, wie anzunehmen Grund vorhanden ist, ohne Mitwissen seiner Obern verfuhr. Als indeß in Folge der Wegnahme seiner nach Marseille verschifften Güter ein großes Handelshaus in Marseille, welches bedeutende Wechsel auf diese Waaren übernommen hatte, fiel, gelangte die Sache zur Oeffentlichkeit und der ganze Orden ward dazu angehalten, für die Schulden Lavalette's einzutreten. Der General Ricci erkannte die Gültigkeit dieses Rechtsspruches nicht an, und so kam es zu einem langen und ärgerlichen Prozesse, bei dem der Orden nicht geschont ward. Er verlor nicht nur den Prozeß, worauf alle seine Besitzungen in Frankreich zur Sicherung der Schuld und Unkosten mit Beschlag belegt wurden, sondern seine Feinde am Hofe benützten auch seine künstlich hervorgebrachte Unpopularität, um ihn in Frankreich gänzlich zu stürzen. Eine mächtige Stütze findend im Pariser Parlament (dem die Provinzialparlamente jedoch nicht alle beistimmten), gelang es endlich Choiseul und der Pompadour, die Abneigung des Königs zu besiegen und im J. 1764 ward durch königliches Edikt die Gesellschaft in Frankreich aufgelöst. — Die Intrigue, welche zu einem ähnlichen Resultate in Spanien führte, ist in Geheimnisse eingehüllt. Der Graf von Aranda, ein Gesinnungsgenosse Pombal's u. Choiseul's, that seine Schritte so vorsichtig und geheimnißvoll, als möglich. Was man über sein Verfahren gegen die spanischen J. anführt, ist etwa folgendes: König Karl III. hatte im reformirenden Geiste seiner Zeit den

albernen Entschluß gefaßt, den Spaniern die großen Mäntel und breit geränderten Hüte zu verbieten; es veranlaßte dieß einen Aufstand der Madrider Bevölkerung, welchen zu dämpfen, nur den J. gelang. Der Minister soll nun seinem Herrn die Ueberzeugung beigebracht haben, daß diejenigen, welche die Aufregung bemeistern konnten, wohl selbst solche ursprünglich hervorriefen. Nach einer andern Version sollten falsche Briefe den König gegen den Orden erbittert haben. — Jedenfalls wurden die J. aus allen spanischen Besitzungen in der gewaltthätigsten, rücksichtslosesten Weise in der Nacht vom 2. April 1767 auf Schiffe gepackt u. an die italienische Küste ausgesetzt; dasselbe war auch mit den portugiesischen J. geschehen, von denen indeß viele in den Kerkern Lissabons verschmachteten; ihre Güter wurden confiscirt. Den Feinden des Ordens blieb nun noch Ein großer Sieg über dieselben zu erringen. Seine Verdammung durch das Oberhaupt der Kirche, deren treue Kämpen sie immer gewesen, Rom zu nöthigen, seine Miliz zu entlassen, und seine besten und beständigsten Vertheidiger mit den Donnern des Vatikan's zu vernichten, dies war der scheinbar so unausführbare Plan, welcher Choiseul und dem König Karl, der die J. mit aller Zähigkeit des Hasses verfolgte, als das Nothwendige zum völligen Untergange des Ordens erschien. Im Namen ihrer Ehre und Sicherheit, bedroht, wie die Gesandten erklärten, von feindseligen Intriguen verlangten Frankreich, Spanien und Portugal vom Papste die Unterdrückung der G. J. Clemens XIII. war sein Leben lang ein eifriger und beständiger Freund der J. gewesen; ihr Schicksal hatte ihm bitteren Kummer bereitet und unter vielen Schwierigkeiten hatte er für ihre Sache gekämpft; doch nun war er alt und schwach und dieses Ansuchen der Höfe gab ihm vollends den Todesstoß. Er starb (bevor das anberaumte Consistorium zur Untersuchung des Ansinnens der Höfe abgehalten wurde) und das zur Wahl seines Nachfolgers zusammengetretene Conclave ward der Schauplatz der Unterhandlungen und Intriguen der Gesandten. Der Einfluß Frankreichs und Spaniens erhob Cardinal Ganganelli auf den päpstlichen Thron, doch fand derselbe bald, daß er seine Erhebung um den Preis der Unabhängigkeit erlangt habe. Während seiner ganzen Regierung bestrebte sich Clemens XIV. vergeblich, aus den Banden der Arglist, die ihn jedoch allzu fest umschlungen hielten, zu befreien. Er wünschte die J. zu retten, doch hatte er ein äquivockes Versprechen ihren Orden aufzulösen, von sich gegeben und konnte sie nun nicht mehr offen schützen. Nach langer Zögerung und langem Widerstande ward ihm von den Drohungen der vereinigten Höfe eine widerwillige Zustimmung in die entscheidenden Maßregeln gegen die J. abgedrungen. Am 21. Juli 1773 erschien das Aufhebungsbreve. — Indem wir noch bemerken, daß auf Tamburini (gestorben 28. Febr. 1730), Retz (gest. 21. Juni 1751), Visconti (gest. 4. Mai 1755), Centurioni (gest. 2. Oktob. 1757), am 21. Mai 1758 Lorenz Ricci in das Generalat gefolgt war, müssen wir anfügen, daß diesem letzten General vor der Aufhebung des Ordens nicht nur durch das Schicksal desselben, sondern auch durch persönliches Ungemach und eine lange Gefangenschaft, schwere Leiden beschieden waren, die er jedoch mit wahrer Engelsgeduld ertrug. Die in Rom zur Untersuchung der Sache der J. niedergesetzte Commission verfuhr nämlich mit rohester Härte, ließ den General und die angesehensten Väter lange in schwerer Gefangenschaft schmachten und verlangte von ihnen, als nach dem Tode Clemens XIV. ihre Gefängnisse sich öffneten, einen Eid, daß sie nie ihre Verhöre bekannt machen wollten. Ricci starb am 24. November 1775 im Gefängnisse, weil Pius VI. nicht unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl durch des Ordensgenerals Befreiung den spanischen Hof wider sich aufbringen wollte. Aber die Gerechtigkeit, die im Leben ihm nicht mehr erwiesen werden konnte, wurde ihm nach dem Tode zu Theil. Auf Befehl des Papstes ward sein Leichnam mit ausserordentlicher Pracht zur Erde bestattet, zum öffentlichen Zeugnisse der Unschuld und Tugend des Verstorbenen, zu einer Entschädigung für die unwürdige Behandlung, die er erfahren hatte. Edel, würdig

und gehorsam war bei ihrer Aufhebung durch den Papst die Haltung der J. in allen Theilen der Welt. Zu Canton erreichte sie das Aufhebungsbreve gerade, als der Kaiser von China ihnen seine Staaten öffnete, sogar Schiffe sandte, um sie nach Peking an seinen Hof zu führen. In dieser Alternative entschlossen sich die Missionäre nach drei qualvollen Tagen, nach Europa zurückzukehren; drei andere chinesische J., darunter der ausgezeichnete Mathematiker Hallerstein, tödtete der Kummer bei Erhaltung des Breve. Mit Ergebung überantworten die Väter überall ihre so theueren Missionen den zu diesem Zwecke gesandten Ordensgeistlichen. — Friedrich d. Gr. untersagte den katholischen Bischöfen seines Landes, den J. in Schlesien das päpstliche Breve amtlich mitzutheilen. Auch die russische Kaiserin Katharina verwendete sich so nachdrücklich für sie, daß Clemens XIV. den J. erlaubte, im russischen Reiche, wie bisher, unter Generalvikaren (Kareu, Lenkiawiz, Bzrozowski, der sodann der erste General des allgemein wiederhergestellten Ordens ward), fortzubestehen und alle Obliegenheiten ihres Ordens zu erfüllen. Unmittelbar vor ihrer Aufhebung zählte die G. J. in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung die reichsten Kräfte. Zu Rom lebten Asclepi und Beiga, zu Wien neben dem Astronomen Hell, dem kaiserlichen Mathematiker, dem Verfasser der astronomischen Ephemeriden, welcher zu Mard'-hus in Lappland auf die Einladung Christians VII. von Dänemark den Durchgang der Sonne beobachtete, Pilgram, Mayr, Sainovicz, Paulian, Bautrin, Gainella. Liesganig, der Verfasser einer Messung mehrer Grade des Meridians, dessen Genie Lalande bewunderte, zieht sich nach Aufhebung seines Ordens lebenssatt nach Hamburg zurück. Namentlich große Astronomen zählte damals der Orden, darunter vor Allen Boskovich in Paris, später in Mailand, Poczobut und Stonchi zu Wilna; fast keines der großen Collegien, wie diejenigen zu Ingolstadt, Gratz, Breslau, Olmütz, Prag, Posen rc., war ohne Observatorium. Und nicht blos in den Naturwissenschaften waren damals J. Sterne erster Größe; auch in der Philosophie und Theologie sind zu erwähnen: Favre, Lazari, den Clemens XIV. in seiner Stellung als Consultor des Inder, Corrector der orientalischen Werke, Examinator der Bischöfe, selbst nach Aufhebung seines Ordens erhielt; Marotti, Sekretär der lateinischen Briefe, Aquasciati, Consultor der Riten, Angeri, den Clemens gleichfalls nach Aufhebung seines Ordens als päpstlichen Theologen bestätigte; Stadler, geistlicher Rath des Kurfürsten von Bayern, veröffentlichte gegen die Kant'sche Philosophie seine „Ethica christiana", Holtzklau gibt mit Kilber, Neubaer und Münicz die „Theologie von Würzburg" heraus. Voit, Burkhauser, Wyrwick, Para du Phanjas, Guénard, Iturriaga verbreiten sich in ihren Schriften über die schwierigsten theologischen und psychologischen Fragen; sie ersetzen in der gelehrten Welt Zech, den berühmtesten deutschen Canonisten des 18. Jahrhunderts; Juan D'Ulloa, G. Herrmann, Gravina und Delamare, die alle zwischen 1760 — 66 starben. Exegeten sind: Curti, Herrmann, Goldhagen, Gener, de Nicolai, Cicé-Nilon, Beith, Widenhoffer, Weitenaver. Controversist Nicol. von Diesbach, der Soldat, Protestant, Prediger gewesen. Sardagna, Weißenbach, der Gegner der Josephiner, Storchenau, Nonnotte, Schwenfeld, Nophera, Barruel sind die letzten wissenschaftlichen Autoritäten der Gesellschaft. „In den, zwischen den päpstlichen Nuntien u. den geistlichen deutschen Kurfürsten von 1786 — 1792 währenden, Streitigkeiten," erzählt der Cardinal Pacca (Historische Denkwürdigkeiten über seinen Aufenthalt in Deutschland), „waren es wieder die alten J., welche gegen die Feinde des hl. Stuhles in die Schranken traten und die Gläubigen erleuchteten und bestärkten durch tüchtige und siegreiche Schriften." Unter diesen Vorkämpfern nennt er in erster Reihe Zallinger und den unermüdlichen Feller. Dieser merkwürdige Mann war Historiker, Philosoph, Geograph, Theolog, Polemiker und besaß ein ungeheueres Wissen. Nach dem Zeugnisse des belgischen Geschichtschreibers de Gerlache, hatten seine Schriften einen

großen Einfluß auf den belgischen Congreß von 1790. Er führte seine ehemaligen Brüder an im Kampfe gegen die josephinischen Doktrinen und gegen den Febronianismus. Gegen diesen wirkte auch Zaccaria, der Freund Benedikts XIV. und Clemens XIII., von Clemens XIV. geschätzt, der Vertraute Pius VII. Er veranlaßte Hontheim zum Widerrufe. Capitani de Mozzi, Berthier, Panizoni, Daguet, Budardi, Goiffet, Baudrand, Minetti, Beauvais, Conturier, Champion de Pontalier, Jean Grou, Stark, vollenden als Weltpriester ihre berühmten asceitschen Werke. „Wenn ihr, sagt Chateaubriand (Mélanges), einem alten Geistlichen voll Wissen, Geist u. Salbung begegnetet, der den Ton der guten Gesellschaft und die Manieren eines wohlerzogenen Mannes hatte, so fühltet ihr euch geneigt, diesen alten Priester für einen J. zu halten." Die berühmtesten Prediger jener Zeit sind ehemalige J.: Claude de Marolles, Reyre, Roissard, Pellegrini, Saracinelli, Benini, Masden, Wurz, Merz, Barras, Winkelhofer, wie auch zwei der berühmtesten Kanzelredner der Neuzeit J. sind: Maccarthy und Ravignan. Mich. Denis machte sich berühmt durch seine Dichtungen. Treffliche Historiker waren Berault-Bercastel durch seine Geschichte Polen's, Farlati durch sein geschätztes „Illyricum sacrum", Langino durch seine Geschichte von Venedig. Kaprinai schreibt auf Befehl Kaiser Joseph's die ungarischen Annalen, welche Pray vervollständigt; Schwartz veröffentlicht seine „Collegia historica" u. A. m. Viele, ja die meisten der französischen J. gingen in den Greueln der Revolution unter. Das Rehabilitationsbreve — Catholicae fidei, am 7. März 1801 von Pius VII. erlassen — der russischen J. (im J. 1815 aus Rußland verbannt, wegen ihrer angeblichen Proselytenmacherei, hauptsächlich aber in Folge der Intriguen der englischen Bibelgesellschaft, der von Frau von Krüdener genährten Träume Kaiser Alexander's von einer Universal-Religion, der Eifersucht der Universität Wilna, des freiwilligen, nicht durch J. bewerkstelligten Uebertritts des Neffen des Ministers Galitzin) — man vergleiche im „Allg. Religions- und Kirchenfreund", 1847 No. 27—28: die Erhaltung der J. in Rußland; mitgetheilt von Dr. Brühl — hatte eine unglückliche Rückwirkung auf ihre spanischen Brüder: Karl IV. nämlich, der den Verbannten von 1767 die Rückkehr gestattet hatte, erblickte in dem Breve eine Kränkung seines Vaters u. verbannte die ehemaligen J. mit äusserster Strenge. Später wird ihnen freilich dafür eine glänzende Genugthuung. Ein Dekret Ferdinand's VII. v. 9. Juli 1815 verfügte provisorisch die Wiedereinsetzung der G. J. für seine Staaten und befahl die Revision ihres Prozesses, die zu gar keinem Resultate führte. Die Revolution von 1820 proscribirte indeß die spanischen J. aufs Neue, 1824 wurden sie restituirt und 1835 wieder verbannt. Bereits waren, von 1794 an, alle Mitglieder der G. J. in Congregationen zusammengetreten, wie die Congregation zum heil. Herzen Jesu in den Niederlanden, zu Augsburg, Wien, wo der Cardinal-Erzbischof Migazzi auf Aufforderung des Papstes sich zu ihrem Beschützer erklärte; wie die Congregation des Nic. Paccanarii, die sich zu Rom selbst als Gesellschaft des Glaubens Jesu bildete und die der Papst förmlich ermächtigte, in ihrem Costüm und ihren Institutionen die G. J. wieder aufleben zu lassen. Später wurden auch die Paccanaristen, doch mit Ausschliessung ihres Gründers, dem diese völlige Incorporation nicht zusagte, in die neu auflebende G. J. aufgenommen. Als Mitglieder dieser Congregationen nahmen die J. auch in mehreren französischen Diözesen ihre alte Thätigkeit wieder auf. Dem Wiederaufleben der G. J. in Frankreich standen aber die früheren noch nicht aufgehobenen Verbote und das noch nicht ausdrücklich zurückgenommene Aufhebungsbreve entgegen (Gruber hatte indessen mit Napoleon in Verbindung gestanden), und durch das Drama vom dritten Messidor des Jahres XII. wurden die Congregationisten auf den Vorschlag des Ministers Portalis zurückberufen; aber erst mit den Bourbonen kehrten die J., doch nach ihrer Rehabilitirung unter ihrem eigentlichen Ordensnamen wieder zurück. Der erste der Regenten des Hauses Bourbo-

welcher die J. zurückberief, war Ferdinand IV. von Neapel, nun nicht mehr von Tanucci geleitet; er that dies durch Dekret vom 6. August 1804, nachdem der Papst die bisher nur für Rußland gültige Wiederherstellung des Ordens auch auf das Königreich beider Sicilien ausgedehnt hatte. Nach Vertreibung der bourbonischen Dynastie nahm Pius die neapolitanischen J. in seine Staaten auf. Dieser, von dem unerschütterlichen Gefährten seiner Leiden, Pacca, dazu ermutigt, entschließt sich endlich zur allgemeinen Wiederherstellung des Ordens durch die am 7. August 1814 erschienene Bulle Sollicitudo omnium Ecclesiarum. Brzozowski, der wider seinen Willen in Rußland zurückgehalten worden, obgleich nach der Wiederherstellung des Ordens der General nach Rom gehörte, starb am 5. Februar 1820; von nun an bis zur Vertreibung der J. aus Rußland residirte daselbst nur ein Provinzial, was gleichfalls den Kaiser mißliebig gegen diese Cleriker stimmte, die sich in den Missionen Sibiriens und des Kaukasus aufopferten. Nach Rom zurückgekehrt, wo ihnen ihr Noviziat und Mutterhaus zurückgegeben ward und Panizzoni als Verweser für den Kirchenstaat regierte, auch ein König, Karl Emmanuel IV. von Sardinien, in's Noviziat eintrat, wählen sie am 18. Oktober 1820 Fortis zum General. Er stirbt am 29. Juni 1829 und am 9. Juli wird P. Roothan gewählt; dieser, geboren am 20. November 1785 zu Amsterdam, zeichnet sich durch eine eiserne Consequenz aus und verfährt mit Ruhe und Muth, doch ohne alle Ostentation. Wenige Monate nach der feierlichen Wiederherstellung des Ordens erheben sich seine Collegien in allen Städten des Kirchenstaats, im Herzogthum Modena, in Genua; Sardinien eröffnet sich ihnen gänzlich; die katholischen Staaten überhaupt gaben der Bulle Sollicitudo, wenn auch theilweise nur durch ihr Schweigen, ihre Zustimmung, mit alleiniger Ausnahme Brasiliens. Nach Portugal hatte die J. Don Miguel am 10. Juli 1829 zurückberufen. Die Revolution von 1833, die Don Pedro auf den Thron setzt, vertreibt sie wieder, weil sie ihr nicht dienstbar werden wollten. Oesterreich öffnet sich ihnen gleichfalls wieder, zunächst Gallizien am 20. August 1820, wo Landes, der spätere Präfekt des Germanicums, u. Swietokowski zu Tarnopol u. Lemberg Collegien gründeten, die großartig aufblühten. Bald gelangten sie auch nach Ungarn und 1829 ward ihnen Steiermark eröffnet; im Jahre 1837 beruft Erzherzog Maximilian sie nach Linz und 1838 übernehmen sie ihr altes Colleg zu Innsbruck wieder. Die im Frühling 1848 verfügte Vertreibung der J.n aus Oesterreich wird vom Ministerium Schwarzenberg-Stadion schwerlich vollzogen werden. In Belgien lebten sie als „Väter des Glaubens“ vom Beginn des 19. Jahrhunderts an; als Wilhelm Friedrich von Nassau auf den holländischen Thron gelangte, wurden sie vertrieben und ihr Beschützer, der Bischof von Ghent, Fürst von Broglie, muß sich mit dem Rector des Ghenter Noviziats nach Frankreich flüchten. Nach und nach werden alle ihre Collegien geschlossen; nach der Revolution kehren sie jedoch wieder zurück, die holländisch-belgische Provinz mit 11 Collegien und 2 Universitäten, Mecheln und Löwen, bildend. In die Schweiz wurden sie 1818 vom großen Rathe von Freiburg berufen, im Jahre 1824 wird das große Collegium von Freiburg gegründet; von da aus erstreckt sich des Ordens Thätigkeit über das Waadtland, die katholischen Cantone; im Canton Schwyz verwandelt er sein Noviziat Estavayer in ein Colleg, im Jahre 1836 ward im Orte Schwyz ein Colleg errichtet; die Uebertragung des neuen Priesterseminars in Luzern, welche der General lange nicht annehmen wollte, war ein Hauptanlaß zu den bekannten traurigen Ereignissen in der Schweiz. Anfangs August 1844 ward der Vertrag wegen dieser Uebernahme abgeschlossen, vom kleinen und großen Rath, wie in offener Volkszählung durch 18,000 Stimmen unter 25,000 Votirenden. Das Seminar nahm um das Doppelte an Schülern zu. Der Aufforderung der kleinen Majorität an der Tagsatzung, die J. zu *entlassen,* glaubte die Luzerner Behörde schon darum nicht nachkommen zu dürfen, *als es sich* offenbar um die kantonale Unabhängigkeit und die religiöse Freiheit *eher als* um die sieben Luzerner J. handelte. Der Verlauf der leider in einem Bür-

gerkrieg endenden Angelegenheit darf als bekannt vorausgesetzt werden. Dr. Brühl: Die Schweiz und die Jesuiten, Gleiwitz 1847. (Vergl. Sonderbund.) Die J. mußten fliehen aus Luzern, Schwyz und Waadtland, obgleich deren etwa 130 Schweizer waren. Was diese J. für Verfolgungen und Quälereien auszustehen hatten, schilderte lebendig Montalembert in seiner Rede vor der Pairskammer. Man nahm ihnen Alles: Bibliotheken, Mobilien, Kirchenschmuck, sogar Kleidung und Wäsche. In Freiburg ward das Haus auf's Entsetzlichste demolirt, das Eigenthum der J. in leichtsinnigster und boshaftester Weise vernichtet, verschleudert. — In Frankreich fielen die J., gegen welche bereits 1828 vom Ministerium Martignac Ordonnanzen gerichtet wurden, in Folge der Denunciation des Grafen Montlosier vor der Pairskammer, mit der Restauration. Erst mit der Frage, ob der Unterricht ein Monopol der Regierung oder von der Geistlichkeit mit zu überwachen sei zur Abwehrung destructiver Tendenzen von den Lehrstühlen der Universitäten und Collegien, kam auch die Frage von den religiösen Congregationen und zunächst von den J. wieder zur Sprache. Da erschien gegenüber vielen Anfeindungen 1844 die Schrift des berühmten Kanzelredners Ravignan über seinen Orden (De l'existence et de l'institut des Jésuites, mehrfach übersetzt), die einen ausserordentlichen Erfolg gewann und sogar viele Feinde des Ordens zu dem Geständnisse bewegte, derselbe könne doch so verwerflich nicht seyn, sonst würde ein Mann von Ravignan's Charakter und Geist sich darin nicht so glücklich fühlen, nicht so begeistert seine Vertheidigung führen. Bald darauf erschienen die wüthenden Schriften von Michelet u. Quinet voll persönlicher Bitterkeit und Parteileidenschaft. Nach diesen traten große und kleine Schriftsteller in Haufen auf, sich des glücklichen Köders für die öffentliche Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Da gab es keinen so kleinen Publicisten, der nicht Broschürchen gegen die casuistische Compagnie veröffentlichte; jede andere Frage verschwand vom Horizont der innern Politik, die Frage der Unterrichtsfreiheit selber war nur noch die Frage der J.; und Dank ihnen wurden die eigentlichen gebornen Vertheidiger der Freiheit, von der Linken bis zur äußersten des National und der Reforme, unverhoffter, merkwürdiger Weise Vertheidiger des Universitätsmonopols." (L. Hahn, Geschichte der Auflösung der J.-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845; nach den besten Quellen u. unter Benutzung handschriftlicher Quellen bearbeitet, Leipzig 1846.) Im Jahre 1844 ward endlich die Frage um die Existenz der J.-Congregationen in Frankreich zunächst in der Pairskammer angeregt; trefflich war die Vertheidigung von Montalembert, Buignot, Barthélemy, doch konnten sie nicht verhindern, daß die Majorität gegen die Betheiligung der Congregationen am öffentlichen Unterricht sich aussprach. Ein Zwischenfall trat jetzt ein, durch welche die öffentliche Stimmung gegen die J., die man einmal hinter allen Aeußerungen des klerikalischen Geistes witterte, noch mehr aufgeregt ward. Dupin, „Manuel du droit ecclésiastique français", ein entschieden gallikanisches, dabei ganz unwissenschaftliches Buch, ward vom Cardinal Primas, Erzbischof von Lyon, in einem Hirtenbriefe als unkirchlich verdammt. Wurde nun auch diese Verwerfung vom Cultusminister vermöge eines „Appel comme d'abus" an den Staatsrath gebracht und als Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt verurtheilt, so erklärten sich dagegen nach und nach 60 Bischöfe für die Ansicht Bonald's. Mehre andere Umstände beschleunigten den Ausbruch der Krisis. Die Defraudation des Cassiers der Pariser J. führte zu einer Criminalverhandlung, in welcher von dem Advokaten jenes Betrügers auf das ungesetzliche Bestehen eines Profeßhauses aufmerksam gemacht wurde. Fast gleichzeitig gelangte eine Petition von Marseiller Katholiken, Schließung der Collegien Michelet's und Quinet's beantragend, an die Pairskammer. In der leidenschaftlichen Diskussion, welche sich erhob, nahm Cousin auf die Collectivexistenz der J. und den Prozeß Affenaër, woraus dies ungesetzliche Bestehen hervorgehe, Bezug. Jetzt hielt es der nach Popularität um jeden Preis schmachtende Thiers für Zeit, die Sache der J. vor die Deputirtenkammer zu bringen. Seiner [illegible]

zenden Rede, welcher der Cultusminister entgegensetzte, daß die bestehenden Gesetze gegen die Congregationen angewandt wurden und werden sollten, erwiederte Berryer, welcher insbesondere die Reste einer veralteten Gesetzgebung der Parlamentssatzungen, der Erlasse aus der Schreckenszeit in seiner schönen Vertheidigung des Ordens vernichtete, indem er auf ihnen den Stempel des Despotismus und der Barbarei nachwies — selbst ein heftiger Gegner der J., der Generalprokurator Hebert, that dies — und Carné. In der Pairskammer gab die Debatte Montalembert zu einer herrlichen, ebenso gründlich juridischen und historisch erschöpfenden als glänzenden Vertheidigung der J. Gelegenheit. In der Deputirtenkammer führte die Debatte am 3. Mai 1845 zur motivirten Tagesordnung, d. h. es ward im Protokoll erklärt: „Die Kammer, sich auf die Sorge der Regierung für die Ausführung der Landesgesetze verlassend, schreitet zur Tagesordnung." Nach einer solchen Manifestation blieb der Regierung nichts Anderes übrig, als auf administrativem oder diplomatischem Wege für die Auflösung der J.-Congregationen in Frankreich zu sorgen. Ein Gutachten von neun der berühmtesten Advokaten legte die juridische Unthunlichkeit des ersten Weges dar; auch wollte die Regierung wohl nicht auf dem administrativen Wege verfahren, um den Episcopat, der in seinen Notabilitäten lebhaft für die J. Partei genommen, nicht gegen sich aufstehen zu machen und den Schein unliberaler Verfolgung zu vermeiden. Man wählte daher den diplomatischen Weg durch Unterhandlungen in Rom vermittelst eines ausserordentlichen Gesandten, Rossi. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es diesem, den h. Vater zu einem Ausspruch zu vermögen. Am 12. Juni 1845 versammelte Gregor XVI. die Congregation der ausserordentlichen geistlichen Angelegenheiten. Sie begutachtete, der heil. Stuhl könne sich dem Ansinnen der französischen Regierung gegenüber zu keinem Zugeständniß verstehen, womit der heil. Vater sich einverstanden erklärte. Dagegen erklärte sich Cardinal Lambruschini bereit, die Einleitung von Unterhandlungen zwischen Rossi und den J. direkt zu vermitteln. Diese lassen sich durch die Liebe zum Frieden zum freiwilligen Aufgeben ihrer Häuser in Frankreich bestimmen. „Wir müssen suchen," schrieb der General nach Frankreich, „in den Hintergrund zurückzutreten, und hiedurch büßen für das allgemeine Vertrauen, welches wir in die schönen Verheißungen von Freiheit setzten, die in der Charte, aber auch nur da, zu finden sind." (Näheres über diese merkwürdigen Verhandlungen vergleiche man in Dr. **Brühl**: Neueste Geschichte der Gesellschaft Jesu, Gleiwitz 1847, S. 344 u. ff.) Trotz ihrer vorsichtig zweideutigen Fassung enthielt daher die am 6. Juli im Moniteur erschienene offizielle Note der Regierung eine Unwahrheit; ob selbe dem Geschäftsträger oder dem Ministerium zuzuschreiben, ist nicht zu ermitteln. „Die Regierung des Königs — so lautete die Note — hat Mittheilungen aus Rom erhalten. Die Unterhandlungen, womit sie Hrn. Rossi beauftragte, haben ihren Zweck erreicht. Die Congregation der J. wird aufhören, in Frankreich zu existiren und wird sich selbst auflösen. Ihre Häuser werden geschlossen, ihre Novizlate aufgehoben werden." Die J. in Frankreich existiren nun nicht mehr als Corporation, doch wohnen die in Paris befindlichen J. wie früher gemeinschaftlich, wozu sie ja auch vor dem Gesetze vollkommen berechtigt sind. — In England, wo die wachsende Anzahl der Bekehrungen zur Mutterkirche an's Wunderbare gränzt, haben die J. schon in manchen Gegenden als Lehrer und Seelsorger festen Fuß gefaßt und besitzen mehre Collegien. Ueberhaupt beweist ihre friedliche Existenz in den freiesten Ländern, Nordamerika, England und Belgien, daß der „Jesuitismus" nicht blos mit dem Absolutismus Hand in Hand geht. Daß der Gewittersturm, welcher im Jahr 1848 Italien durchbrauste, die J. am wenigsten verschonte, ist erklärlich. Ihre schmachvolle Behandlung in Genua, ihre Vertreibung aus Neapel, ihre Verbannung aus Sicilien, wo die Insurgenten ihrer Güter bedurften, endlich ihr Wegzug aus Rom, der heiligen Stadt, die von einem Haufen Anarchisten beherrscht wird, ohne daß sie den heil. Vater zu schützen vermochte — diese Thatsachen gehören der neuesten Geschichte

an. Während wir dies niederschreiben, befindet sich der gehetzte Führer der gehetzten Schaar auf der Flucht nach Majorka. — Die Geschichte der Missionen der J. ist übersichtlich in dem Artikel Missionen gegeben. Wir wollen hier nur hervorheben, daß nach Aufhebung des Ordens viele J. sich nach Nordamerika begaben, wo P. Caroll, Freund Washington's und Franklin's, einer der Mitunterzeichner der Bundesakte war, welche die Selbstständigkeit der nordamerikanischen Staaten gründete. Zur Zeit sind J. in Nord- und Südamerika, in Indien, auf den Inseln der Südsee, in China, Madagascar, in einigen Theilen Afrika's, in Syrien, in der Levante und in Griechenland thätig. Die geistlichen Uebungen der J., in deren Schule so viele große Geister u. edle Herzen gebildet wurden, bestehen in einer Reihe von Betrachtungen über religiöse Gegenstände, in passender Ordnung aneinander gereiht und in stets wissenschaftlicher Fassung. Die Uebungen sind in vier Wochen eingetheilt. Sie bilden eben so viele Stufen in der Entwickelung bis zur christlichen Vollkommenheit. Der Mensch beginnt damit, zu bedenken, was der Zweck seines irdischen Daseyns sei. Ist derselbe, alle Freuden zu kosten, Reichthum, Ruhm, Wissenschaft und Macht zu erwerben, oder ist des irdischen Daseyns Endzweck, Gott zu dienen und ihm zu gehorchen und somit dereinst zur ewigen Seligkeit zu gelangen? Nachdem diese wichtige Frage entschieden ist, wird der nächste Schritt seyn, die Mittel zu untersuchen, welche am schnellsten zu dem gesetzten Endziele führen. Zu diesem Ende zieht sich der Betrachtende auf eine Weile aus dem Geräusche und Getriebe der Welt zurück und, mit seiner Seele in Schweigen und Einsamkeit verkehrend, bereitet er sich durch die Betrachtung für seinen zukünftigen Lebenswandel vor. Seine erste Sorge muß seyn, sich einen klaren Begriff von der Sünde zu verschaffen, jener traurigen Krankheit, welche wir von unseren Stammeltern erbten und welche die Ursache so vielen Unglücks und Elends ist. Ihren verheerenden Spuren muß er folgen beim Falle der Engel, beim Verluste des Paradieses, bei dem Elende so vieler menschlichen Geschöpfe, in der Furcht vor der Hölle. Hierauf muß er von den allgemeinen Betrachtungen auf die besonderen übergehen u. sein Gewissen erforschen in Betreff des Zustandes seiner eigenen Seele. Er muß die drei geistigen Fähigkeiten: das Gedächtniß, die Vernunft, den Willen anwenden, um zu einer vollkommenen Erkenntniß seiner Mangelhaftigkeit zu gelangen. In dieser ersten Woche der Uebung muß er die Sonde anlegen an die Wunden seines Herzens und die Häßlichkeit seiner armseligen, gefallenen Natur ihrem wahren Werthe nach schätzen lernen. Wo aber, nachdem er die Größe des Uebels vollkommen erkannt hat, soll er Heilung finden? Bei der Gnade Gottes und den Verheißungen seines erbarmenden Erlösers. Jesus ist der große Feldherr, welcher zur Eroberung der Welt auszieht und alle Diejenigen aus sklavischen Banden befreit, welche seinem Banner freiwillig nachfolgen. Um aber unter seinen Schaaren Aufnahme zu finden, muß man seinem Beispiele nachfolgen; demnach ist die zweite Woche der Betrachtung über die irdische Laufbahn gewidmet. Die Fleischwerdung, die Geburt, die Beschneidung, die Flucht nach Aegypten, die Taufe, die Wunder, die Versuchung, alle diese Momente muß der Christ sich vergegenwärtigen, als ob die Ereignisse selbst unter den Augen des Betrachtenden vorfielen. Und nun naht der Augenblick für eine entschiedene Wahl heran, welche den Stoff bildet für die folgende Abhandlung, den Titel führend: die Meditation von den zwei Standorten. Zwei Lager breiten sich aus vor den Augen des Büßers, zwei Heerführer laden ihn unter ihre Fahnen. In der großen Babylon erhebt Satan, umgeben von dem Pomp und Schein dieser Welt, die Standarte glänzender Trugbilder mit der Inschrift: „Reichthum, Ehre, Glanz!" Von Jerusalem zieht Christus in die Schlacht, auf seinem Panner die Devise enthaltend: „Armuth, Schande, Demuth!" Beide Führer sammeln ihre Heere u. stellen sie auf den weiten Gefilden auf. Ihre Hauptleute versammeln sie um sich und ertheilen ihnen die Befehle für den Kampf. Nicht länger ist es möglich, gleichgültig zu bleiben. Jeder muß nun zwischen beiden Pannern wählen, der

loren ist der zaudernde Feigling! Nachdem er sich nun aber für den Dienst des Herrn des Lebens entschieden, wie soll der neue Soldat Kraft zum Fechten und Kämpfen, wo soll er zum Dulden Trost finden inmitten der Gefahren und Mühseligkeiten, der Sorgen und Entbehrungen, denen er nicht auszuweichen vermag? Diese tröstende Stärke findet er in dem Garten Gethsemane und an dem Kreuze des Kalvarienberges. Dies führt in der dritten Woche der Uebungen zur Betrachtung des Leidens und Todes Christi. Und wie er nun seinem Herrn zum Grabe folgte, so muß er jetzt auch an seiner Auferstehung Theil nehmen. Nachdem er den bittern Kelch bis zur Hefe leerte, muß er sich bereit halten zum himmlischen Bankette. Nach überstandenem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß und nach erfochtenem Siege über die Pforten der Hölle, ist es ihm gestattet, seine Gedanken zum Himmel zu erheben. Daher ist die vierte Woche der Betrachtung der göttlichen Liebe gewidmet. Die Seele hat ihre Schwingen wieder gefunden und erhebt sich in triumphirendem Fluge bis über die Sterne. Mit den Engeln und Erzengeln versenkt sie sich in die Quelle des Lichts und Wohllauts und erfüllt sich mit dem unaussprechlichen Bewußtseyn von Gottes Vollkommenheiten. Von nun an wird sie ihrem Schöpfer all' ihre Gedanken, Erinnerungen, Hoffnungen, Gefühle u. Neigungen widmen. Fortan wird sie vor allen Dingen nicht für ihr eigenes Wohl, sondern für Gottes Ruhm u. Ehre bedacht seyn. Die Constitutionen sind gleich den geistlichen Uebungen vom heil. Ignatius selbst verfaßt. Der hl. Ordensstifter begann damit, den Zweck der Gesellschaft hervorzuheben, welcher ist die Förderung der Ehre Gottes vermittelst der Heiligung der menschlichen Seele. Die Mittel dazu werden in den zwei Hauptberufen des Lebens, dem thätigen und beschaulichen, gefunden. Zur Contemplation gehören das innerliche Gebet, die Selbsterforschung, das Lesen in der hl. Schrift, der häufige Genuß der Sakramente, das Abziehen von der Welt, verbunden mit frommen Uebungen und Werken; zum thätigen Leben gehören das Predigen, die Catechese, die Missionen, die Controverse, der Besuch der Spitäler und Gefängnisse, das Beichthören und den Unterricht der Jugend. Zu alle dem verpflichtete er seine Genossen und zog alles in den Bereich seines Instituts. Um den Schein des Besondern, des Ausgezeichneten zu vermeiden, wodurch die große Masse gegen ihre Wirksamkeit vielleicht von vornherein wäre eingenommen worden, traf er die Bestimmung, daß die Mitglieder seiner Gesellschaft keinen ihr ausschließlich angehörenden Ordenshabit tragen sollten. Mit derselben Einsicht und Menschenkenntniß vermied er es, zu besonderer ascetischer Strenge zu verbinden. Armuth und anständige Mäßigkeit sollten die Grundzüge des Lebens seiner Anhänger seyn, doch aber hielt es der Mann, welcher zu Mareza einst gegen sich selbst die Abtödtung und Entsagung bis zum höchsten Grade trieb, nicht für angemessen, auch seinen Genossen solche Strenge zur Pflicht zu machen. Er wußte, daß seine Gesellschaft aus Männern des verschiedensten Alters, der verschiedensten Körperbeschaffenheit und Lebensgewohnheit bestehen mußte; und während er seine Angehörigen im Allgemeinen aufforderte, ihren Leib sich unterthan zu machen, überließ er alles Besondere dem Gewissen des Einzelnen oder der Entscheidung des einsichtsvollen Obern. Bei den Bestimmungen über die Aufnahme neuer Mitglieder ordnete er an, daß körperliche und geistige Gesundheit, ein guter Ruf und Freiseyn von allen andern Verpflichtungen die wesentlichen Bedingungen seien. Ferner wollte er, daß hinreichend Zeit einem Jeden gestattet werde zur reiflichen Bedenkung seines Schrittes vor Eintritt in die Gesellschaft, daß er über die Wichtigkeit dieses Schrittes gehörig belehrt und im Voraus einer Prüfung über seine Fähigkeit unterworfen werde. Alsdann ist der junge Jesuite zu einem zweijährigen Noviziate zuzulassen, während dessen Dauer er alle weltliche Studien und Geschäfte beseitigen und sich ausschließlich dem Gebete, der Betrachtung und der religiösen Uebung widmen soll. Er hat die geistlichen *Exerzitien* durchzumachen, eine Pilgerreise zu thun, einen Monat lang in einem *Spitale* zu dienen und in der Christenlehre arme Kinder zu unterrichten. Nach

Ablauf dieser Probezeit soll es ihm noch immer freistehen, in die Welt zurückzukehren. Will er in der Gesellschaft verbleiben, so hat er nunmehr die drei Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams abzulegen. Der Novize ist nun ein Scholar geworden und die nächsten Jahre hat derselbe den Studien der geistigen Ausbildung zu widmen. Zwei Jahre werden für die Grammatik und Rhetorik, drei Jahre für die Philosophie, Mathematik und Physik in Anspruch genommen. Zu gleicher Zeit muß er sich mit den gelehrtesten Sprachen vertraut machen und deren vorzüglichste Schriftsteller lesen. Hierauf wird er befähigt seyn, den Unterricht einer Classe in einem Collegium zu übernehmen und hiedurch sein eigenes Wissen befestigen. Nur nach langer Uebung auf dieser Stufe kann er das regelmäßige Studium der Theologie beginnen. Nun hat er drei bis vier Jahre (häufig fünf bis sechs Jahre, je nach Befähigung und Alter, denn vor dem 32. Jahre soll ihm die Priesterweihe nicht ertheilt werden) dem Studium der hl. Schrift in den Originalsprachen, der Kirchengeschichte und dem Kirchenrechte zu widmen. Damit er indeß während dieser langen Zeit nicht lässig werde in religiösen Uebungen, hat er seine Gelübde zweimal des Jahres zu erneuern und sich darauf jedesmal durch Abgeschiedenheit, Betrachtung, allgemeine Beicht und Buße vorzubereiten. Nachdem er diese lange Vorbereitung überwunden hat und zu einem reiferen Alter gelangt ist, kann der Postulant zum Priester geweiht werden; bevor er aber zur höchsten Stufe in der Gesellschaft, zur eigentlichen Mitgliederschaft in derselben vorschreitet, muß er noch eine Prüfungszeit bestehen und gewissermassen als Novize ein Jahr lang sich den religiösen Uebungen widmen. Nach Vollendung des Novizìates u. nach Ablegung für diese Stufe vorgeschriebener Gelübde steht es dem Postulanten nicht mehr frei auszuscheiden, die Gesellschaft aber hat ihm gegenüber noch keine Verpflichtung übernommen und kann ihn jederzeit, wenn er sich als untüchtig oder unfähig erweist in die Welt zurücksenden. Diese Vorschrift ist eine sehr weise und sichert einerseits den Orden vor Aufnahme untüchtiger Mitglieder, anderseits ist sie sehr heilsam für den Kandidaten, der hiedurch zur strengsten Ueberwachung seines Lebenswandels und zum eifrigsten Streben nach Vervollkommnung angetrieben wird. Aus diesen C o n s t i t u t i o n e n werden nun die meisten Anklagen wider die Tendenzen der J. abgeleitet, wozu denn auch in zweiter Reihe einige Schriften namentlich spanischer J. dienen müssen. Während zweier Jahrhunderte spielten Mitglieder der G. J. bedeutende Rollen in dem Drama der Weltgeschichte: sie wären höhere Wesen und keine Menschen gewesen, würden sie aus allen Feuerproben gänzlich fleckenlos hervorgegangen seyn. So müssen sie nun auch den Vorwurf tragen, daß sie nicht um vieles weiser und besser waren als ihre Zeitgenossen, und daß ihnen der gehörige Antheil gebührt an den Fehlern und Irrungen ihrer Zeit. Das aber muß anerkannt werden, daß die Satzungen des Ordens und die Intentionen des Stifters das Trefflichste und Edelste nur bezweckten, daß jenen der Orden als Körperschaft stets getreu blieb und ihm daher keine Vorwürfe so schwerer Art, wie sie gegen ihn erhoben werden, zu machen sind, daß endlich nur der Unverstand und die Thorheit aus Schriften von J. die ihnen zugeschriebenen fluchwürdigen Lehren ableiten kann. Von der Behauptung z. B., der Satz: Der Zweck heiligt die Mittel, sei jesuitische Lehre, ist höchstens nur so viel wahr, daß die Politik der J. stets der jedesmalige Ausdruck ihrer Zeit gewesen, da der Orden keine ausschließliche politische Lehre hat. „Umsonst stellen wir das Begehren“, sagt Dr. Riffel in seiner Schrift: „Die Aufhebung des J.-Ordens“, „daß auch nur eine oder die andere Stelle aus allen jesuitischen Schriftstellern zusammengenommen vorgezeigt werden möge, worin diese Lehre gepredigt sei; die Feinde sind dessen eingeständig, daß eine solche nirgend wo zu finden, meinen dagegen a) daß, da die J. s o g a r z u r S ü n d e v e r p f l i c h t e t w e r d e n, so werde daraus als oberster Grundsatz der praktischen J.-Moral das sprichwörtliche Schlagwort: Der Zweck heiligt die Mittel, folgerichtig abgeleitet. (So sagt Dr. *Rutenberg in seiner nach* Quinot und Michelet compilirten Broschüre: Die J. de

19. Jahrhunderts, höchst naiv: „Man mühe sich nicht ab (Sic!), in den Schriften einzelner J. verderbliche Lehren nachzuweisen; hier in den Constitutionen des Ordens selbst ist es niedergelegt und ausgesprochen: daß der Zweck des Or... jedes Mittel, es mag in Tugend oder Laster, im Guten oder Bösen ... heilige, daß dem J., sobald es sein Oberer befiehlt, alles erlaubt, sogar Tugend und Pflicht sei.“ E. Rutenberg besitzt offenbar das Talent, zwischen den Zeilen zu lesen und hat dasselbe auch auf die Constitutionen angewandt, und b) daß die J. nach diesem Grundsatz gehandelt hätten. Nun ist aber bis zur höchsten Evidenz nachgewiesen, daß nie die Verpflichtung zu einer Sünde, wohl aber unter Umständen die Verpflichtung zu etwas in sich Gutem und Erlaubtem, wozu ein Mitglied der Gesellschaft schon nach den allgemeinen Regeln verbunden war, unter einer Sünde stattgefunden hat; daher fällt die Folgerung von selbst als nichtig und grundlos zusammen und sind wir darum bei Prüfung der Anklagen lediglich auf das Gebiet der Geschichte und zur Untersuchung der einzelnen Handlungen verwiesen. Allein, wer ist dreist genug, sich darauf einzulassen und jenem Verdammungsurtheile Unfehlbarkeit beizulegen? Wir wissen Thatsachen, einzelne Fälle aus der politischen Geschichte anzuführen, wo offenbar nach diesen schlechten Grundsätzen gehandelt wurde, aber nicht im Entferntesten waren J. dabei im Spiele. Auch in der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts kam er mehr denn einmal zur Anwendung, nur daß die Männer, welche dieses sittlichen Verbrechens sich schuldig machten, gerade Todfeinde der J. waren; endlich hinterläßt bei dem ruhig prüfenden Manne die Aufhebungsgeschichte der J. vor allem den Eindruck, daß ihre Gegner sich nicht gescheut haben, jene Lehre thatsächlich zu befolgen. Zu Gunsten des Ordens haben wir indeß noch andere praktische Beweise. Bei der hohen Begeisterung aller Mitglieder für das Institut konnten sie ... wohl keinen schönern, höhern und edlern Zweck haben, als dasselbe auf jede Weise von dem drohenden Untergange zu bewahren. Was aber haben sie ... gethan? welche Mittel dabei angewendet? Mit erlaubten Waffen führten sie in männlicher Ruhe, Ernst und ohne Leidenschaftlichkeit ihre Vertheidigung; nirgends aber haben sie ihren Feinden auf hinterlistige Weise geschadet, nirgends der Gewalt Trotz geboten, nirgends die Flamme des Aufruhrs in den Herzen jener angefacht die mit inniger Liebe ihnen zugethan und wegen rechtloser Vertreibung mit tiefer Betrübniß erfüllt waren. — Was hatten Pombal, Aranda, Choiseul und die übrigen Verschwornen von ihnen zu befürchten? Nirgends also finden wir eine Spur von dem verwerflichen Grundsatz, eben so wenig in der Geschichte als in den Lehrbüchern; wenn er aber hier nicht anzutreffen und im Leben sich nicht gezeigt hat, was berechtigt die Ankläger, auf sein Vorhandensein zu schließen? — Daß im Gegentheil die Gegner der J. in ihrem Verfahren gegen dieselbe jenen Grundsatz fast durchaus in Anwendung brachten, läßt sich leicht nachweisen. Tertullian sagt: Confessio nominis, non examinatio criminis. — Luther aber schrieb im Jahre 1520 an Johann Lange: „Wir sind überzeugt, daß das Papstthum der Sitz des wahren Antichrist sei und glauben, daß uns in der Vernichtung desselben zum Heile der Seelen alles erlaubt sei.“ Während der stürmischen Aufregung des 16. Jahrhunderts wurde die Lehre vom Tyrannenmord von vielen Predigern und Schriftstellern, protestantischen sowohl als katholischen, vertheidigt, unter Andern auch von dem spanischen J. Mariana. Aber die Lehre ward vom Ordensgeneral Claudius Aquaviva (s. d.) förmlich verdammt, der am 11. August 1614 ein Dekret erließ, wodurch jedem Mitglied der Gesellschaft bei Strafe der Excommunikation verboten wurde, öffentlich oder im vertrauten Kreise, mündlich oder schriftlich zu behaupten, daß es, unter irgend welchem Vorwande auch, erlaubt sei, einen Fürsten zu ermorden. Von den ungefähr 17 J., welche sich mit dieser auf Anregung Johann Petits durch das ganze 15. Jahrhundert und bis in die Mitte des 16. — mithin mehr als 100 Jahre hindurch, bevor es noch J. gab — aufgestellten Frage beschäftigten, stellte eben nun Mariana in seinem Buche de rege et regis institutione die Lehre

vom erlaubten Tyrannenmorde, wenn auch mit einigen Einschränkungen, auf. Mariana's Irrthum ward aber gerade Veranlassung, daß die helleren Einsichten, der Geist des Ordens, die Reinheit seiner Moral sich entschieden bekundeten. Nach Entstehung des Ordens nahmen J. an dieser Streitfrage offenbar nur deßhalb Antheil, um dieselbe entweder durchaus zu bekämpfen, oder doch so viel als möglich unschädlich zu machen. Der gelehrte Salmeron, Loyola's Gefährte, sagt ausdrücklich: „non licet privato propia autoritate tyrannum interficere, maxime, si in pacifica possessione sit. Niemand ist befugt, einen Fürsten, habe er sich auch der Herrschaft gewaltsam bemächtigt, zu ermorden, besonders wenn er einmal im ruhigen Besitze derselben ist." Wenn nun Salmeron an einem anderen Orte lehrt: „Daß, wenn ein unrechtmäßiger Regent eine von ihm unterjochte Stadt feindlich anfiele und gerade im Begriffe stünde, sich derselben durch Gewalt der Waffen zu bemächtigen, es alsdann auch einem Privatmann erlaubt wäre, wenn er von der rechtmäßigen Landesobrigkeit den Auftrag erhalten hätte, einen solchen Fürsten (den man in diesem Augenblicke als einen Tyrannen betrachten könnte) zu ermorden", so sieht man offenbar, daß er in dem Geiste jener Jahrhunderte schrieb, daß es aber auch zugleich kein kleines Verdienst von ihm war, die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes in so enge Schranken einzuschließen, während dieselbe noch von so vielen Theologen, Gelehrten und selbst angesehenen Protestanten ohne alle Einschränkung behauptet ward. In diesem Sinne schrieben noch verschiedene andere J., wovon jedoch einige sich noch bestimmter und ausdrücklicher gegen die Lehre erklärten. So z. B. sagten Molina und Lessius: „princeps, etsi tyrannice regat, tamen manet superior, unde scriptura jubet nos in rebus licitis parere principibus et laicis, tamquam superioribus, etsi maximi essent tyranni, utpote, qui ecclesiam persequerentur, et ad impietatem cogerent: ergo non potest ab ullo subdito interfici." Ein Regent, sei er auch ein Tyrann, ist dennoch die gesetzmäßige höchste Obrigkeit; daher befiehlt die heil. Schrift, daß man in Allem, was nicht ausdrücklich Gottes Gebot entgegenläuft, auch den heidnischen Fürsten gehorchen müsse, selbst wenn sie die größten Tyrannen wären, die Kirche verfolgten und die Christen zum Abfall zwingen wollten. Hieraus folgt also, daß der Mord eines Regenten niemals erlaubt sei. — Später nahm der im J. 1600 geborene westphälische J., Hermann Busenbaum, die Frage wieder auf, indem er in Betreff der Selbstvertheidigung entschied, daß man zur Rettung seines Lebens und Bewahrung seiner Glieder den ungerechten Angreifer im Falle absoluter Nothwendigkeit tödten und der Sohn, der Mönch, der Unterthan bis zu diesem Grade ihre Vertheidigung gegen den Vater, Abt, Fürsten ausdehnen können, vorausgesetzt jedoch, daß der Tod des letztern nicht zu große Uebel, wie Krieg u. s. w. nach sich ziehe." Busenbaum spricht also eigentlich von der Tödtung aus Nothwendigkeit, wie sie von allen Gesetzgebern erlaubt ist. Wir wollen indeß selbst ihn des Verbrechens, die Lehre vom Tyrannenmorde aufgestellt zu haben, zeihen: ist es denn aber gerecht, aus der Privatmeinung zweier, oder selbst aus derjenigen von vierzehn Casuisten auf die Lehre des ganzen Ordens zu schließen und zu behaupten, von der G. J. sei ein solches System ausgegangen? Kommen denn die zahlreichen J., welche dasselbe bekämpfen, gar nicht in Betracht und gilt die ausdrückliche Verurtheilung des im Namen des Ordens sprechenden Generals gar Nichts? Was die als Lehre der J. aufgestellte Zweideutigkeit oder den innern Vorbehalt anbelangt, so beruft man sich hiebei auf das Verfahren der J. in der englischen Pulververschwörung (s. d.), da namentlich der Provinzial Garnet, der unter dem Beichtsiegel hievon Kunde erhalten, keine Anzeige gemacht habe. Das Beichtsiegel darf aber unter keinen Umständen verletzt werden. Wohl ist es dem Beichtvater gestattet, wenn er von einem furchtbaren Verbrechen, namentlich von einer Verschwörung gegen das Leben des Fürsten oder gegen den Staat, durch die Beichte Kenntniß erhalten und dem Beichtenden die dringendsten Vorstellungen, doch vergeblich, gemacht und dem

selben die Absolution verweigert hat, an die Bedrohten allgemeine Warnun gelangen zu lassen, doch darf er dies nur im äußersten Falle und dann noch m der größten Vorsicht thun, damit weder er, noch der Verbrecher entdeckt wer Mit solcher Anzeige kann indeß der Warnungsbrief Bothams an Mountea wodurch das Complott entdeckt ward, dem Garnet zuvor. Garnet antwortete, un mittelbar vor der Hinrichtung verhört, von der Lehre der Zweideutigkeit: es i erlaubt dieselbe anzuwenden, wenn man einen Inculpaten zur Selbstankl zwingen wolle; „ich gestehe“ erklärte er, „daß dies mit einer und anderer Th logen Ansicht übereinstimmt und unser Grund dafür ist, weil in dem Falle, die Zweideutigkeit erlaubt ist, die also gehaltene Rede keine Lüge in sich schließ Es ist dies nicht nur die Ansicht der ganzen Kirche, — der jesuitischen Casu wird sie fälschlich ausschließlich zugeschrieben — sondern auch die der ang hensten Juristen. Es ist nicht Meineid, wenn der von einem Richter Ver nicht dem Sinne des verhörenden Richters gemäß antwortet; eben so wenig lügt de selbe, denn die Lüge besteht nur in dem Gegensatze zwischen dem Gedanken u. de Worte, und da zweideutig nur der Satz ist, welcher mehrfachen Sinn h worunter aber einer wahr ist, so tritt jener Gegensatz nicht ein. — Die Theol gen verdammen nur jene Zweideutigkeit als Sünde, die irgend Jemand ein Unrechtes zeihen kann und jene, wobei man die Absicht hätte, den, welcher an anhört, zu täuschen. Garnet wurde also in vollkommen ungerechter Weise zu Tode verurtheilt und hingerichtet: ein Schicksal, dem Chremvay und Geran noch rechtzeitig durch die Flucht entkamen. Ueberhaupt sollen die J. eine sehr ve derbliche Moral haben und selbst von ihren Casuisten namentlich, d. h. jes chen Theologen gelehrt werden, welche für Beichtväter, um ihnen in schwierigen Fällen einen Leitfaden an die Hand zu geben, schrieben. Diese sollen eine übe aus verderbliche Nachsicht im Beichtstuhle vorgeschrieben, ganz verkehrte Ansichten über den Begriff von Sünde aufgestellt, den Probabilismus und die Lehr von der Zweideutigkeit erfunden haben. — Es ist wahr, die J. waren mild Beichtväter, weil sie als allgemeine Regel annahmen, daß, wer zur Beicht komm auch den aufrichtigen Entschluß gefaßt, den ernsten Willen habe, sich zu bessern. Ein Verfahren im Beichtstuhle, wie das der Jansenisten, welche wegen Theater besuch u. dgl. die Absolution verweigerten, und Anderer, die ihre übertriebene Strenge nachgeahmt, wäre geeignet, die große Mehrzahl der Beichtenden vom Beichtstuhle fern zu halten. Merkwürdig ist, daß die modernen Ankläger der J. auch in diesem Betreffe die liebevollen Priester blindlings anklagen, während dies doch gerade Solche sind, die das ganze Institut der Beichte gerne umstoßen möchten! Sonderbare Anomalie! Ob die jesuitischen Casuisten für die Beicht väter überhaupt ein eigenes System aufstellten und ob dies wirklich so verwerf lich war, wollen wir jetzt näher prüfen. Da ist nun vor allen Dingen zu be merken, daß diese Gelehrten scharf unterschieden zwischen Theorie u. Praxis. Alle von ihnen abgehandelten Fragen waren Schulfragen, gelehrte Themata, die in's Leben überzuführen ihnen nicht beifiel. So sagt z. B. ein gewisser Casuist, P. Reginald, es sei erlaubt, einen ungerechten Angreifer, ja, einen falschen Zeugen vor Ablegung dieses Zeugnisses, wodurch das Leben verwirkt würde, zu tödten; es müßte aber unzweifelhaft seyn, daß jener die Absicht wirklich habe und daß kein anderes Mittel sei, ihm zu entkommen, d. h. seinem Zeugnisse gegenüber sich zu rechtfertigen. Reginald setzt aber hinzu: „so wahrscheinlich der Satz in der Theorie ist, so wenig ist er es in der Praxis und man darf sich nicht darnach richten. „In praxi tamen non est sequenda“, weil eine solche Anwendung großen Mißbräuchen unterliegt; weil sie zu vielen Morden Veranlassung gebe; weil diese Art der Selbstvertheidigung, so gegründet sie im Naturrechte selbst erscheint, moralisch unzertrennbar ist von Haß, Rachsucht ꝛc. Entschieden muß in Abrede gestellt werden, daß die Casuisten der J. ein eigenes System aufstellten; wie es überhaupt System des Ordens war, kein besonderes theologisches System zu haben u. sich stets der in der Kirche die allgemeinste Geltung gewinnenden theo-

logischen Meinung anzuschließen, ihren Theologen aber im Bereiche der, von der Kirche anerkannten, Meinungen jeglichen Spielraum zu gestatten: so auch in Betreff der Moral. In Ansehung des Probabilismus z. B., der lehrt, daß man in nicht ganz feststehenden Dingen eine Meinung, die nicht gewiß ist, der aber gewichtige Autoritäten oder bedeutende Gründe zur Seite stehen, folgen dürfe, so lehrten viele J. — viele, namentlich der General Gonzales, erklärten sich dagegen — hierin nichts Anderes, als die Mehrzahl der Theologen vor und nach ihnen. Paskal aber findet darin das ganze Geheimniß ihres Thun und Treibens, das Alpha und Omega ihrer Theologie und behandelte den Probabilismus als eine Erfindung der J.! Ja, ein Jesuite, Comitulus, bekämpfte am erfolgreichsten, allen Gelehrten gegenüber, dieses System, Paskal entnahm ihm alle seine Gründe, nannte ihn auch, hütete sich aber wohl, zu gestehen, daß Comitulus ein Jesuite gewesen! In einem, auf Befehl des Generalkapitels der Dominikaner gedruckten, Werke von Alphons von Saragossa wird der Probabilismus gelehrt, ebenso von fünfzehn Bischöfen. Als die jesuitischen Theolgen die Universitäten und Schulen betraten, fanden sie diese allgemeine, von Allen, besonders von den Schülern des heil. Thomas zumeist befolgte Lehre vor. Dem Grundsatze des Ordens gemäß, richteten sie sich meistens darnach; Andere lehrten die entgegengesetzte Ansicht in den Schulen, so wie in ihren öffentlich gedruckten Schriften. Später, als Paskal sich einfallen ließ, die J. für diese Lehre verantwortlich zu machen und viele hierin mit ihm Chorus machten, stellten sie dem Publikum vor, daß, wenn dies System etwas Verwerfliches enthalte, man mit Unrecht sie verantwortlich mache, indem sie weder die Einzigen, noch die Ersten gewesen, die er vorgetragen; da nun gerade sie es seien, welche die Lehre mäßigten und bedingten, käme es ihnen nicht zu, selbe geradezu zu verdammen. Anders ist es, wenn die Kirche spricht: verwirft die legitime Autorität den Probabilismus, so werden die J. die ersten seyn, dem Urtheile sich zu fügen. — In Betreff der Sünde sollen die J. nach den Provinzialbriefen Paskals lehren, daß uns jedwede Handluug nicht zur Sünde angerechnet werden könne, wenn uns Gott nicht, ehe wir sie verrichten, das Böse zeigt, welches daran ist und uns durch eine Inspirtation zur Vermeidung desselben antreibt. Selbst Historiker, wie Leopold Ranke, haben dem Paskal dieses auf's Wort geglaubt und mit Recht sich über eine Lehre entsetzt, welche den Begriff von Sünde in ihrer Consequnz förmlich aufheben würde; in Ansehung dieser sogenannten philosophischen Sünde lehrten aber die J. etwas wesentlich Verschiedenes. Dieselben vertheidigten sich in einem Buche, betitelt: „Der von den J. bekämpfte Irrthum der philosophischen Sünde," worin wir lesen, daß, wo es sich um die Unwissenheit oder Unachtsamkeit hinsichtlich unserer Pflichten handelt, die strafbare von der unverschuldeten wohl zu unterscheiden sei und letztere von dem Bösen, das man durch eine Nachläßigkeit nicht gekannt hat, nicht freispricht. In jener Schrift heißt es: Die neue Häresie, die man uns aufbürdet, besteht in der Behauptung, daß jede Unwissenheit, jede Gottvergessenheit, wenn auch eine freiwillige und strafbare, wie sie es z. B. bei den Atheisten, Götzendienern, Freigeistern und allen übrigen ist, welche der Denunziant als Beispiel zur Erläuterung der Ketzerei anführt — daß, sage ich, jede Unwissenheit und Gottvergessenheit hinreicht, um nur philosophische Sünder zu begehen, die Gott nicht beleidigen. Und das verdammen wir Alle als fluchwürdige Häresie und behaupten zugleich, daß nie einer unserer Schriftsteller Solches gelehrt. Einige J. von Löwen vertheidigten dieses System vielleicht allzu hartnäckig und geriethen, weil sie sich so weit als möglich von den Fatalismus des Bagus und den Jansenius-Vertheidigern entfernen wollten, in das entgegengesetzte Extrem. Nie aber, wenn auch Einzelne dieser Theologen irrten, ward das System von Rom, vom General gutgeheißen, vielmehr daselbst ausdrücklich verdammt. Paskal u. der große Antonio Arnauld, der eifrigste aller Jansenisten, der über diese Materie schrieb, tadelten die allzu häufige Communion, welche die J. reichen sollten, verläumdeten demnach die G. J. Der so sehr verketzerte Casuist Bauni lehrt über diese Sünde, daß die

sogenannte verschuldete freiwillige Unwissenheit nicht von der Sünde freispricht. „Diese Unwissenheit", sagt er in seiner „Summe der Sünden", ist Sünde nach den Worten des Apostels an die Korinther: „Ignorans ignorabitur." Ebenso lehrt er, daß keine Handlung dem Menschen zum Vorwurf gereicht, wenn sie nicht eine freiwillige ist. Die J. hatten so wenig jemals die Absichten, welche Paskal und seine Nachbeter ihnen beilegen, daß sie ohne Anstand die Verdammung der meisten Sätze, die er bekämpft, so genommen, wie er sie ausführt, unterzeichnen würden. Die Gesellschaft, als solche, das ist wohl hervorzuheben, vertrat niemals eine von ihren Theologen ausgesprochene Meinung und stets standen einem J. bei seiner Meinung wieder Andere gegenüber, die das Gegentheil lehrten. Ferner ist die Casuistik keine für die Menge bestimmte Wissenschaft und keiner der Casuisten dachte wohl daran, daß einst ihre Foliobände aus dem Staube der Bibliotheken, wo sie zum Gebrauche des Gelehrten, des Theologen standen, einst an das Tageslicht würden gezogen werden. Voltaire sagt über die Provinzialbriefe — u. dieses Urtheil ist von Seiten des Patriarchen des Unglaubens, dem die streng-christlichen Jansenisten so sehr in die Hände arbeiteten, wohl zu berücksichtigen: Offenbar beruht dies Werk auf einer ganz irrigen Voraussetzung, indem man die tollen Begriffe und Ansichten etlicher spanischen und flamändischen J. hämischer Weise dem ganzen Orden beilegte. Auch in den Casuisten des Franziskaner- und Dominikanerordens hätte man noch manches Absurde finden können; aber darum war es nicht zu thun: man wollte ganz allein den J.-Orden dem allgemeinen Gelächter Preis geben. Eben diese Briefe sollten sogar auch beweisen, daß es in dem Plane der J. läge, statt die Menschen zu bessern, dieselben vielmehr zu verschlechtern, aber ein solcher Plan ist so zwecklos und ungereimt, daß wohl noch keine Sekte in der Welt ihn je weder hatte, noch haben konnte." — Literatur. I. Allgemeine Geschichte des Ordens u. Lebensbeschreibungen einzelner Ordensmitglieder und offizielle Dokumente aus dem Orden; Nik. Orlandinus, Historia societ. Jesu, Rom 1615; J. Payna, Lusit. de societ. Jesu origine, Lovanii 1566; Decreta congregationum generalium (I—VII.) soc. J., Antw. 1635; Canones congregat. gener. soc. J. il. Holsten-Brockie, T. III., pag. 121—139; hist. soc. J. a Nic. Orlandino, Sacchino, Juventio, cett. Rom und Antw. 1615—1750, 6 Th. f.; Alegambe, Bibl. script. soc. J., Antw. 1643; Lagomarsini, Testimonia vir. illustr. soc. J. Litterae annuae soc. J., annis 1606, 7, 8, datae more ex Provinciis ad R. P. Generalem Praepositum, ejusdemque auctoritate typis expressae, Mainz 1668; Geschichte (unparth.) der J., Florenz 1769; Hasenmüller, hist. ord. Jesuitici, Florenz 1595; Histoire générale de la naissancce et des progrès de la compagnie de Jesus et l'analyse de ses constit., Amst. 1761; Rod. Hospiniani, historia Jesuitica, de origine, regulis, constit. privilegiis etc. Jesuit., Zürich 1670; Litterae apostolicae, quibus institutio, confirm. et varia privileg. continentur soc. J., Rom 1587; Literae annuae soc. J., anni 1582, Rom 1584, anni 1600, 1601, Antw. 1618, anni 1562, ab Gottifredo praeposito generali gubernante (Prag) anni 1652 u. 1653, ebd., Auctarium annuarium soc. J. anni 1652, 53, ebd. Compend. privileg. et gratiar. soc. J., Rom; Stöcklein, Briefe, Schriften und Reisebeschreibungen der Missionäre der G. J. aus beiden Indien und über Meer gelegenen Ländern, Augsb. 1726—32; der G. J. Briefe, als Grundlage der Missionsgeschichte späterer Zeiten, übersetzt von Burg, Koblenz 1845; Lettres de S. Franc. Xavier, apôtre des Indes et du Japon, précédées d'une notice historique sur la vie de ce Saint, suivies des lettres de ces Collaborateurs dans l'Apostolat au Japon, Lyon 1828; Const., regulae et privileg., instit. soc. J. ex decreto congreg. general. XIV., Prag 1705; Corpus institutorum soc. J., Prag 1757; J. C. Harenberg, Pragm. Gesch. des Ordens der J., Halle 1760; Dallas, History of the Jesuits, Lond. 1816 (Frei übersetzt mit vielen historischen Noten u. Erläuterungen von Fr. v. Kerz, Düsseld. u. Münch. 1820); Zeugnisse für die G. J. von Päpsten, Fürsten, geistl. u. weltl. Gelehrten,

oder histor. Ehrentempel der G. J., Wien 1841; Documente zur Geschichte der Verurtheilung und Vertheidigung der G. J., aus d. Franz., Regensb. 1841; Scheffer, Précis de l'hist. des généraux de la comp. de Jésus, Paris 1824; Crétineau-Joly, Histoire réligieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus, composée sur les documents inédits et authentiques, VI. vol., Paris 1844—46 (deutsch in Wien); Selbstbiographie d. h. Ignatius (Bolland. m. Jul. T. VII.); Ribadeneira, vita Ign. lib. V., Neapel 1572 (deutsch Ingolst. 1614); Maffei, de vita et morib. Ign. Loyol., Rom 1585; Bartoli, vita di S. Ign., Rom 1659 (franz. 1843); Weniger, Leben des heil. Ignatius v. Loyola, Innsb. 1847; J. Fulgatti, vita Rob. Bellarmini soc. J., lat. a Silv. a Petra sancta, Löwen 1626; Leben des Abts Lorenz Ricci, gewesenen Generals der aufgehobenen G. J., aus d. Italien., Frankf. 1776; Lebensbegriff des heil. Stanisl. Kostka, der G. J., sammt Bericht von der Heiligsprechung des Alex. Gonzaga u. Stanisl. Kostka, München 1727; Lebensgesch. des heil. Joh. Franzisk. Regis aus der G. J., übers. von Dr. Schelkle, Augsb. 1843; Dr. J. A. Moriz Brühl, Geschichte der G. J., eine politisch-literarische Darstellung von des Ordens Gründung an bis auf die neueste Zeit, mit Ausschluß der Missionen, nach den zuverlässigsten gedruckten und handschriftl. Quellen (auch unter dem Titel: Geschichte des heil. Ignatius von Loyola und der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Berücksichtigung des neuesten politischen und literarischen Verfahrens in Betreff dieses Ordens), Würzburg 1846. — II. Spezialgeschichten u. apologetische Schriften: de Charlevoir, Geschichte von Paraguay und den Missionen der Gesellschaft Jesu in diesen Ländern, Wien 1831 (ursprünglich Nürnberg 1768); Escandon und B. Nußdorfer's Geschichte von Paraguay, Frankf. 1769 (Vergl. Moriz Bach, die Jesuiten und ihre Mission Aziquito's in Südamerika, herausgegeben von Dr. Kriegh, Leipz. 1843); A. Frankus, s. J., Sinopsis annalium societ. J. in Lusitania ab anno 1540 usque 1725, Augsburg 1726; Sammlung von Schriften, die J. in Portugal betreffend, Frankf. 1759; A. Schirmbeck, s. J., messis Paraguariensis a patribus s. J. per sexennium in Paraguaria collecta, München 1649; Nadasi, s. J., Pretiosae occupationes morientium in soc. Jesu, Rom 1657; Francisci Xaverii epistolae, ab Horatio Tursell. convers., Mainz 1600; Julii Cordarae, De suppress. societ. J. commentarii ad Franciscum fratrem comitem Calamandranae (das latein. Manuskript ward in der Bibliothek des gelehrten Abbé Cancellieri gefunden); St. Priest, Hist. de la chute des Jésuites; Kropf, Hist. s. J. in serm. superiori; Dr. Riffel, Die Aufhebung des Jesuitenordens, Mainz 1846; Crétineau-Joly, Clement XIV. et les Jésuites, Paris 1847; Dr. Brühl, Geheime Geschichte der Wahl Clemens XIV. und die Aufhebung des Jesuitenordens, mit Benützung vorgenannten Werkes, nebst Zugaben, Aachen 1848; Dr. Brühl, Neueste Geschichte der Gesellſ. Jesu, Schicksale der J. auf dem ganzen Erdboden, von ihrer Wiederherstellung durch Pius VII. bis zum Jahre 1846. Ein Supplement zu allen bisher erschienenen Geschichten der Ges. Jesu, Gleiwitz 1847; Crétineau-Joly, Defense de (son ouvrage) Clement XIV. et les Jésuites, réponse à l'Abbé Gioberti, Paris 1847; Zur Kenntniß der Ges. J., von einem Katholiken (Oesterreichs), Leipz. 1847; Bert, Les jésuites et leurs ennemis, Paris 1843; Derselbe, La vérité sur les Jésuites et leurs doctrines; Cahour, Les jésuites par un Jésuite (Deutsch, Augsburg 1844); Procédures contre les Jésuites publiées par Gilbert de Voisins, Paris 1824; Hurter, Die Jesuiten, Schaffhausen 1845 (Auszug aus „Geburt u. Wiedergeburt."); Notes on the wandering sewon the Jesuits and their opponents, lated by John Fairplay, London 1845 (Diese geistreiche Schrift, frei übertragen und mit vielen historischen Noten versehen von Dr. Brühl, Schaffhausen 1847); Sammlung der verschiedenen Informationen, die über die J. eingezogen wurden, Luzern 1844; Installationsfeier der J., ebend.; Wort der Belehrung an das Luzerner Volk über die Einführung der J., ebend.; Votum der Luzerner Gesandtschaft von Siegwart-Müller, ebend.; Votum der Gesandtschaft 1847; H. Bos-

fart, Ueber den Sonderbund, ebend. 1847; Dr. Brühl, Die Schweiz und die J., Gleiwitz 1847 (auch als Supplement zu seiner Neuesten Geschichte der J.); Dr. Wittmann, Sekretär des k. allgemeinen Reichsarchivs zu München: Die J. und der Ritter Heinrich v. Lang, oder Nachweis, wie die Gegner der J. deren Geschichte schreiben, Augsburg 1845. — III. Schriften wider den Orden: Anklage wider die J., als Friedensstörer und geschworene Feinde des hl. röm. Reiches, 1632; Sciotti, Monarchia solipsorum; Inchoves, La monarchie des solipses, trad. de l' orig. lat. Amst. Monita secreta soc. Jesu, oder die geheimen Verhaltungsbefehle der J., Aachen 1825 (Paderborn 1661 älteste Aufl.), dagegen erschien: Die Monit. secret. soc. J., oder die geheimen Verhaltungsbefehle der J., ein Layen-Machwerk bewiesen durch Releffen, Aachen 1825); Mysteria der Geheimnussen der Patrum der Societät Jesu, in welchen die Ankunft Ignatii Loyol etc., 1633; Extraits des assertions dangereuses et pernicieuses des Jésuites, Paris 1762; Pasquier, Catéchisme des Jésuites, edit. de Villefranche; B. Pascal, Montalte, lettres écrites à un provincial, 1700; Wölfe, die entlarvten J., aus dem Italien. 1761; Gretserus reviviscens contra monita relig. soc. J. per I. Masenium, Cöln 1661; Wolf, Allgem. Geschichte der J., Leipz. 1803; (Quelle der neueren Pamphletisten wider die J., eines Reitenberg, Duller rc.) Catechismo de Gesuiti, Leipz. 1820; Friedmann, die J. und ihr Benehmen gegen Regenten, Grimma 1825; Ritter v. Lang, Geschichte der J. in Bayern, Nürnberg 1819; St. Priest, Hist. de la chute des Jésuites; Gurlitt, Geschichte der J., Hamburg 1822; Ueber den Jesuitenorden, Ulm 1838; Ch. Laumies, l'Enfant du Jésuite, Paris 1822; L. R. Caraveny de la Chalotais, Comptes rendus des constitutions des Jésuites, Paris 1826; de Pradt, Du Jésuitisme ancien et moderne, Paris 1826; M. M. de la Roche Arnauld, Les Jésuites modernes, 1827; v. Deggen, Die Demagogie der J., Altenburg 1826; C. Liskenne, Uebersicht der Geschichte der J., aus dem Franz., Leipzig 1827; K. Eimon, Les Jesuites anciens et nouveaux, Paris 1832; Michelet et Quinet, Les Jesuites, 1843 (Zusammenfassung der Vorlesungen beider); Leu, Beitrag zur Würdigung des Jesuitenordens, Luzern 1840; Imhof (Leu), Die J. in Luzern, wie sie kamen, wirkten, gingen. Ein Beitrag zur Gesch., Luzern 1847; Oppermann, Pombal und die J., Hannover 1848; Bode Heinr., Aus dem Kloster, eine Spanne Menschenleben, Leipzig 1847; Derselbe, Das Innere der Gesellsch. Jesu, mit vergleichenden statistischen Uebersichten, Leipzig, 2. Aufl., 1847; Bilder aus dem Leben eines Jesuitenzöglings (In A. Ruge, Politische Bilder aus der Zeit, 1847). Sugenheim, Geschichte der J. in Deutschland, Frankfurt1847. — Es ist natürlich am wenigsten an diesem Orte möglich, die Literatur über die Gesellsch. Jesu vollständig zu geben; man wird indeß nur die Hauptwerke suchen und diese sind gewissenhaft verzeichnet. Manche Werke sind im Verlaufe der Darstellung erwähnt.

Dr. Brühl.

Register.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Zur Nachricht.

Bereits im Drucke haben begonnen und sind auch schon vier He
gegeben von:

Ergänzungsbände
zum
Conversationslexikon für das katholische Deutschland
Oder:
Encyclopädische Schilderung der neuesten Erei
und hervorragendsten Persönlichkeiten in Kirche, S
Wissenschaft, Kunst und Gewerbe,

nebst zahlreichen Nachträgen und Verbesserungen zum Hauptwerke. In
ung mit mehren katholischen Gelehrten des In= und Auslandes.
1r Bd. A — L. 2r Bd. M — Z. Lex. 8. Jeder Band 72 Druc
à 3 fl. od. 1 Thlr. 18 gr.

In der Vorrede zu den Ergänzungsbänden heißt es unter Anderm: „Nicht we
schätzbare Beiträge von den ausgezeichnetesten Gelehrten des katholischen Deutschlands
unserem Plane eine Zierde des Hauptwerkes bilden sollten, kamen erst, als die Fri
nahme bereits verstrichen war, in unsere Hände; hie und da fanden auch — doch sind
dings blos einzelne Ausnahmen — unsere Bitten da, wohin wir uns im betreffenden
allein wenden konnten, das gewünschte Gehör nicht, und so sind wir denn zu unserem
dauern manchmal genöthigt gewesen, unseren Lesern, statt des beabsichtigten Vortreffli
oder minder Unvollkommenes zu bieten. Diesem, aus den beiden ebengenannten Ursach
denen, Mangel abzuhelfen bildet die eine Seite der Aufgabe, die wir durch Herausg
den Supplementbände zu lösen haben.

„Ungleich wichtiger aber und noch weniger unserer Schuld beizumessen ist dere
Seite. Als um die Mitte des Jahres 1845 unsere Realencyclopädie angekündigt, da
nach dem damaligen Stande der Dinge verzeichnet und festgesetzt und mit dem Jahre 18
ausgabe wirklich begonnen wurde: wer konnte damals ahnen, welche durch und durch
Gestalt alle Verhältnisse in Europa zwei Jahre nachher gewinnen; welcher Wechsel
lichkeiten auf dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens eintreten; welche Sterne hinabsi
neue Größen sich Bahn brechen, aber auch welche Irrlichter den politischen, kirchlichen
Himmel mit ihrem lügnerischen Glaste trüben würden? Die nächste Folge hievon kon
Werk, das sich mitten in den Ereignissen der Zeit bewegt, keine andere seyn, als, daß
Gelieferte, so befriedigend es auch zur Zeit des Erscheinens seyn mochte, nun mit einem
fach als lückenhaft erscheinen, für den noch nicht gelieferten Rest aber, sowohl hinsichtli
terials, als auch der Behandlungsweise, der Plan fast durchgängig geändert werden m
scheinen daher in den Supplementen für die Buchstaben A — M weit mehr die neue
fende Artikel, als aus älterer nachzutragende; in den Buchstaben N — Z dagegen — w
die Besitzer des Hauptwerkes wenigstens noch die mögliche Rucksicht zu nehmen, des Ne
als noch thunlich war, aufgenommen wurde — mehr einer frühern Zeit angehörige
wegen des neu angehäuften Stoffes, in dem einmal fetzgesetzten Umfange des Werkes k
mehr fanden: so erklärt sich Beides aus der Natur der Verhältnisse und wir glauben
den von uns eingeschlagenen Weg die Zustimmung des Publikums nicht entbehren zu

Ferner erschien:

Titelstahlstiche, zehn, zur allgemeinen Realencyclopädie od
versationslexicon für das kathol. Deutschland. Zugleich ein
ständige Sammlung von Bildnissen ausgezeichneter Kat
Nach den besten Quellen von vorzüglichen Meistern ausgeführt. In 5 L
zu 2 Bildnissen. 1—5te Lief. Lex. 8. in Umschl. à 16 kr.

Inhalt: 1. H. Augustinus. 2. H. Carl Borromäus. 3. Döllinger. 4. J.
5. A. Fürst v. Hohenlohe. 6. Möhler. 7. Pius IX. 8. Bischof Sailer. 9. Cardina
zenberg. 10. Heil. Vinzenz v. Paul.

Das Erscheinen der 2 Supplementbände macht eine 6te Lieferung (11s u. 12s Kup
und diese wird enthalten: **Günther** und **Veith,** jedoch werden diese zwei vorzüglich
geführten Bildnisse **nur** den **Abnehmern** der **Ergänzungsbände** um den Preis
od. 4 gr. überlassen. Einzeln kostet jedes Bildniß 12 kr. od. 3 gr.

